Verſuch
einer Beantwortung der Frage:

Was iſt von dem ſogenannten
neuen Propheten Adam Müller
zu halten? —

Als
kleine Denkſchrift
für
Gläubige und Ungläubige.

Herausgegeben
von
S —

> Die Zauberer thaten auch alſo mit ihrem Beſchwören,
> daß ſie Läuſe herausbrachten, aber ſie konnten nicht.
> 2. B. Moſ. 8. Kap. 18. V.

Berlin 1817.
In Kommiſſion bei C. Hanff, Roſenthaler Str. Nr. 40.

married

Für nichts intereſſirt ſich der gewöhnliche Menſch ſchneller und lebhafter, nichts iſt ihm willkommener und merkwürdiger, — als Sonderbares, Ungewöhnliches, — Uebernatürlichſcheinendes. Dieſer Satz iſt richtig und erprobt, und ſeine Wahrheit hat in unſern Tagen an Stärke mehr gewonnen als verlohren, wozu eine gewiſſe Klaſſe unſerer Lieblingsſchriftſteller ihr Scherflein redlich beigetragen hat.

Wie verläſſig dieſe Anſichten ſind, hat uns das Benehmen eines großen Theiles des deutſchen Publikums bei Gelegenheit der Adam Müller'ſchen Prophezeiungen neuerdings gezeigt.

Wenn der kalte, der Vernunft und Ueberlegung ihre Rechte geſtattende Beobachter ſchwache Menſchen wahrnimmt, welche aus Mangel wiſſenſchaftlicher Bildung, und aus Abgang einigen Scharfſinnes und einiger Unterſuchungsgabe die verwirrten Träume eines halb verrückten Bauern anſtaunen, wenn ſchwache Weiber, empfänglich und reizbar wie ſie ſind, dem erſten Eindruck und ihrem Hange zum Myſtiſchen folgend, den rheinländiſchen Landmann geradezu einer Johanna d'Arc an die Seite ſtellen, kann der Vernünftige und Vorurtheilsfreie lächeln; — wenn man aber Männer, welchen man Verſtand, Bildung und Einſichten zutrauen zu können glaubt, den Viſionen und Träumen des Maisbacher Bauern Aufmerkſamkeit ſchenken ſieht, ſo iſt dieſes eine traurige, eine den Genius der geſunden Vernunft im höchſten Grade beeinträchtigende Erſcheinung.

Ich ſchmeichle mir, unter diejenigen zu gehören, deren Urtheil über den ſogenannten neuen Propheten mit Recht für ein kompetentes gehalten werden darf, denn ich machte nicht nur im Jahre 1815 A. **Müllers** perſönliche Bekanntſchaft, ſondern ich habe ſeinen ganzen Lebenslauf, ſeinen Charakter, ſeine Viſionen und Träume ſeit dieſer Zeit aus Liebhaberei ämſig, und zwar pſychologiſch ſtudirt. Das Reſultat meiner Unterſuchungen und Anſtrengungen iſt folgendes:

Adam Müller iſt kein abſichtlicher Betrüger. Er iſt viel zu phlegmatiſch, um Schwärmer im ſtrengſten Sinne des Wortes ſeyn zu können. Ferner hat er dickes, träges Blut, träumt daher viel und ſonderbar, und iſt übrigens nichts weiter als ein ehrlicher Dummkopf, jedoch nicht frei von Eitelkeit."

Ich geſtehe es gern, mein Urtheil über den **neuen Propheten** lautet etwas hart, aber ich hoffe, daß mir diejenigen, die meine Denkſchrift zu Ende leſen, das

Zeugniß ertheilen werden, daß dieſes Urtheil nicht partheiiſch und einſeitig genannt zu werden verdient, und daß es ſich auf wohlberathene Gegeneinanderſtellungen und Erwägungen ſtüßt.

Bei dem Allen kam ich in mancher ſogenannten gebildeten Geſellſchaft mit meinem Urtheil über den neuen Propheten oft übel weg, und wenn man meine Gründe nicht widerlegen konnte, ſo gaben ſie doch deſſenungeachtet die Veranlaſſung, daß ich häufig ein Ungläubiger, ein Menſch, der auch nicht ein Fünkchen Religion beſitze, geſcholten wurde.

Obwohl ich aus meinen Meinungen in Betreff der A. Müllerſchen Viſionen nie ein Geheimniß gemacht habe, ſo würde ich doch vielleicht Anſtand genommen haben, dieſelben durch den Druck der Publicität zu übergeben, wenn nicht der Herr Profeſſor und Bibliothekar Fr. Wadzeck im 418ten Stück ſeines Berliniſchen Wochenblattes in der Sache bereits die Bahn gebrochen, und, wiewohl nur kurz, über den Propheten A. Müller Meinungen geäußert hätte, wie man ſie von einem würdigen vorurtheilsfreien Gelehrten zu vernehmen erwarten konnte.

Aeußerſt angenehm überraſchte es mich übrigens, in dem, dieſen Gegenſtand berührenden kleinen Aufſatze des Hrn. Poſeſſors Wadzeck den A. Müller auf eine Art geſchildert und beurtheilt zu ſehen, wie mir dieſer neue Prophet in der erſten Stunde meiner Bekanntſchaft mit ihm erſchienen war, und eben dieſer Umſtand beſtimmte mich mit dazu, meine weitläuftigeren Beobachtungen mitzutheilen.

Ich weiß es, meine Denkſchrift wird hämiſchen Kritiken und Auslegungen nicht entgehen, allein ich ſchmeichle mir auch mit der Hoffnung, daß ſie von manchem vorurtheilsfreien verſtändigen Manne gehörig gewürdiget werden wird.

Innere Ueberzeugung und reine Abſichten leiten meine Feder, daher mich auch Schmähungen exaltirter Schwärmer ungerührt laſſen werden.

Zuvörderſt glaube ich meinen Leſern ein Fragment eines Briefes aus meinem Tagebuch mittheilen zu müſſen, welchen ich an einen meiner vertrauteſten Freunde gerade zu der Zeit ſchrieb, als ich **Müllers** Bekanntſchaft machte.

Dieſes Brieffragment war zwar urſprünglich keineswegs für den Druck beſtimmt, deſſenungeachtet rücke ich es aber wörtlich ein, weil es einigermaßen **Müllern** charakteriſirt. Hier iſt es:

Mannheim, im Auguſt 1815.

„Mein theurer Freund!

„Seit mehreren Wochen befinde ich mich bereits in Mannheim. Mein Beruf feſſelt mich an dieſe Stadt, ohne mich augenblicklich auch nur im geringſten zu beſchäftigen. Dieſer letztere Umſtand verſchafft mir hinlängliche Muße, mich in den reizenden Rheingefilden umſehen zu können, und ich kann mir ſelbſt das Zeugniß ertheilen, daß ich dieſe Gelegenheit nicht ungenützt verſtreichen laſſe.“

„Vergangnen Sonntag ritt ich mit einem meiner hieſigen Bekannten nach Heidelberg, dem freundlichen Muſenſitze, wo ich die Bekanntſchaft eines Mannes machte, von dem man jetzt in der hieſigen Gegend viel ſpricht, und da ich hoffen darf, daß es Dir angenehm ſeyn wird, ſo theile ich Dir über dieſe neue Bekanntſchaft mit, was ich darüber mitzutheilen habe.

„Ich lag vertraulich plaudernd mit meinem Begleiter im Fenſter eines Heidelberger Gaſthofes, als wir einen Landmann die Straße herabkommen ſahen, der unſre Aufmerkſamkeit wahrſcheinlich nicht auf ſich gezogen hätte, wenn er nicht von mehreren Menſchen begleitet worden wäre, welche ihn neugierig betrachteten. Der Landmann trat in die untere Stube des nämlichen Gaſthauſes ein, in welchem wir abgeſtiegen waren, und der Aufwärter bedeutete uns, daß der Eintretende der nämliche Adam Müller ſey, welcher ſich durch ſeine Prophezeiungen ſo merkwürdig gemacht habe. Da ich nun nicht weiß, ob Dir von den Prophezeiungen des merkwürdigen Mannes ſchon etwas zu Ohren gekommen iſt *), ſo theile ich Dir zuerſt mit, was ich von dem A. Müller ſchon in Mannheim vernommen hatte.

„A. Müller beſitzt ein kleines Bauerngut (den Maisbacher Hof) unweit Heidelberg. Im Jahre 1804 ſoll dieſem Manne zum erſtenmal im Schlafe eine Geſtalt erſchienen ſeyn, welche ihm den nahen Krieg Frankreichs mit Oeſterreich und die Reſultate des großen Kampfes eröffnete. Von

---

*) Mein Freund wohnt in einer Gegend Deutſchlands, in welche A. Müllers Ruf ziemlich ſpät hindrang.

da an bis auf den gegenwärtigen Augenblick ſoll dieſe Geſtalt ihre Beſuche bei Müllern regelmäßig wiederholt, und denſelben dadurch in den Stand geſetzt haben, zu großer Verwunderung und Erbauung ſeiner Nachbarn alle Ereigniſſe in der politiſchen Welt mit Zuverläſſigkeit, lange Zeit voraus, prophezeien zu können.

„Wie Du mich kennſt, mein theurer Freund! kannſt Du denken, daß ich den Zufall ſegnete, der mir die Gelegenheit verſchaffte, dieſen Wundermann von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen zu können.

„Bevor ich mich aber mit Müllern in ein Geſpräch einließ, wollte ich mich ſattſam an ſeinem Anblicke weiden. Ich hatte mir in dem Manne einen Menſchen vorgeſtellt, der durch ein Ehrfurcht gebietendes Aeußere, ſo wie allenfalls Andreas Hofer, im erſten Augenblicke imponiren, und durch eine würdige Körper- und Seelenhaltung Achtung einflößen würde.

„Von dem Allen fand ich nun gerade das Gegentheil. Müller iſt ein Mann von mittelmäßiger Größe, ſeine Geſichtsfarbe zeugt von Geſundheit, ſeine Züge ſind nichts weniger als ausgezeichnet, erwecken nicht das geringſte Intereſſe und ſchienen mir einem einfältigen Menſchen anzugehören; das Auge, der Seele Sitz, iſt matt, ohne das geringſte Feuer, ſein Blick nichtsſagend und eben ſo wenig lebhaft als das Auge ſelbſt. Seine Kleidung theilt er mit den Landleuten der Gegend. Er ſcheint den Funfzigen nahe zu ſeyn, und beſitzt nicht ganz bäuriſche Manieren, im Gegentheil ſcheint er etwas linkiſch das Benehmen höherer Stände nachahmen zu wollen.

„Ich unterdrückte den eben nicht ſehr vortheilhaften Eindruck, welchen der Mann auf mich gemacht hatte, und ſuchte mit ihm in ein Geſpräch zu kommen, was mir auch ohne Schwürigkeit glückte. Müller iſt weder geheimnißvoll noch zurückhaltend und theilt gerne und weitläufig ſeine Erſcheinungen mit, beſonders wenn man ihm mit einer gläubigen Miene nahet. Sein Vortrag iſt ſchlecht, verwirrt und ſich oft widerſprechend. Sucht man ihn auf Widerſprüche aufmerkſam zu machen, bittet man um nähere Erläuterungen, ſo bricht er kurz ab, und ſein beſtändiger Refrain heißt dann immer: „davon verſtehe ich nichts; dies, und gerade ſo, hat es mir der Geiſt geſagt, und der Geiſt kann nicht lügen.“ Ich war der Unterhaltung bald ſatt, mußte mich aber ſehr darüber wundern, daß ein Mann, wie dieſer, auch nur die Aufmerkſamkeit eines einzigen ſeiner Zeitgenoſſen reizen konnte. Wahrlich nicht immer iſt Großes, Hohes, Seltnes erforderlich, um ſich berühmt zu machen.

„Sollte es die Vorſicht für nöthig erachtet haben, durch ein Wunder die Deutſchen an den eignen hohen Werth zu mahnen, und ſie anzufeuern, das Sklavenjoch abzuſchütteln, — ſollte ſie es, ſage ich, für nöthig gehalten haben, ſich zu Erreichung dieſes Zweckes der Hülle eines Sterblichen zu bedienen, — fürwahr ſo wäre dieſer Menſch, gerade dieſer Menſch hiezu das ungeſchickteſte Werkzeug geweſen.

„Feurige, kräftige, ſchwärmende Jugend kann in himmliſcher Entzückung und Begeiſterung mit ſich dahin reißen — Ehrfurcht und Achtung gebietendes Alter kann in feierlicher ſtiller Würde mit hohem Beiſpiele und ſalbungsreichen Worten Wunder wirken, aber was ſoll, was kann ein träumender Bauer mit ſeinen verwirrten Träumen, — und was hat er denn auch gethan? —

„Bei dem ſchönen Geſchlechte in Mannheim iſt A. Müller ſehr in Anſehen, und mehrere Damen daſelbſt hörte ich behaupten, daß der Geiſt, welcher Müllern inſpirire, ein ähnlicher ſey, welcher einſt das

Mädchen von Orleans zum Heile ihres Vaterlandes begeiſtert habe. In Mannheim kennt man dieſes Mädchen recht wohl, weil es nicht ſelten auf der dortigen vortrefflichen Bühne erſcheint.

„Wenn das Mädchen aus Voculeurs auch nicht das hohe Ideal in der Wirklichkeit war, welches uns die Phantaſie des unſterblichen Sängers vorzaubert, ſo läßt es ſich deſſenungeachtet recht wohl erklären, daß ihr weniger aufgeklärtes Jahrhundert und ihre dankbaren Landsleute ſie für eine von Gott Geſandte hielten. Die Begeiſterung des Mädchens mußte ihre Zeitgenoſſen gewaltſam mit ſich fortreißen. Bis zum Extrem geſteigerte Schwärmerei lieh der reizenden Jungfrau die Geſtalt der Verklärten, und war es der Welt zu verdenken, daß man das Landmädchen damals für eine Himmelstochter hielt, wenn ſie, ihrem Geſchlechte trotzend, und der Waffenführung unkundig, ſich an die Spitze eines Heeres ſtellte und es ſiegend gegen die Feinde führte? —

„Ich frage aber im Gegenſatze, welche auffallende Vorzüge, Eigenheiten und Gaben beurkunden den A. **Müller** als ein Werkzeug Gottes? — Man ſehe und ſpreche dieſen Mann mit kaltem Blute, — und ich bin überzeugt, daß ſelbſt die geſchäftigſte Phantaſie in ihm nichts als einen höchſt gewöhnlichen, kalten und unverſtändigen Bauer entdecken wird; Kampfluſt war ſeine Sache niemals, und wenn er ſich anders durch etwas auszeichnet, ſo ſind es ein mit dem wahren religiöſen Sinn unvereinbarer Aberglauben, und eine nicht kleine Portion Eitelkeit.

„Es giebt Menſchen, welche den Ad. **Müller** zwar für kein Werkzeug Gottes, aber wohl für jenes irgend einer geheimen Verbindung halten. Auch über dieſe Meinung wird man herzlich lachen, wenn man ſo wie ich, das Glück hat, den neuen Propheten perſönlich zu kennen. Müller iſt zu dumm und wohl auch zu ehrlich, um als eine Maſchine der Art gebraucht werden zu können.

„Doch ich fürchte, mein theurer Freund! Deine Geduld zu ermüden, und höre daher auf, Dich von einem Menſchen zu unterhalten, der eigentlich nicht mehr Aufmerkſamkeit, als jeder andere ſeines Gleichen verdient. Wenn es indeß wahr iſt, was ziemlich allgemein in der Gegend behauptet wird, daß A. Müller ein fleißiger Ackerbauer, ein guter Familienvater und treuer Freund iſt, ſo reut es mich nicht, ſeine Bekanntſchaft gewonnen zu haben, denn dieſe Vorzüge machen ihn mir ſchätzbarer und ehrwürdiger, als ſeine angeblichen Unterhaltungen mit Weſen einer andern Welt.

„Ich bin zwar weit entfernt, Müllers guten Ruf in dieſer Hinſicht ſchmälern zu wollen, jedoch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ſein zweckloſer Spaziergang vom Maisbacher Hofe nach Königsberg eben nicht eine Handlung eines würdigen Familienvaters geweſen zu ſeyn ſcheint. Daß doch die meiſten Menſchen ſich ſo gewaltſam und unklug der Sphäre entwinden wollen, welche ihnen die Vorſicht ſo weiſe angewieſen hat! —

„Du verſtehſt mich, mein theurer Freund! und ich weiß, die Saite, die ich hier berührt habe, klingt in Dir wieder, indeß ich Hunderten dieſe meine guten Ueberzeugungen fruchtlos vorkauen könnte.

„Um im eigentlichſten Sinne des Wortes in allen deutſchen Landen berühmt zu werden, fehlt dem neuen Propheten übrigens nichts, als daß er in der Perſon eines myſtiſchen Karfunkelpoeten einen Adjutanten und Protektor findet, der die ſonderbaren Viſionen und Träume in eine religiös-politiſch-myſtiſch-poetiſche Sauce mengt, wie ſie den modiſchen Gaumen kizzelt, und ſie ſo dem lieben Publikum auftiſcht. Ich bin überzeugt, ein ſolches Gericht würde viel Glück machen, und gebe die Hoffnung auch gar noch nicht auf, den Seher Müller in Leipziger oder Tübinger ſchöngeiſteriſchen Blättern in Sonnetten beſungen zu leſen."

So weit das Brieffragment! — Ich will nicht leugnen, die Meinungen, welche ich in demſelben über A. Müller an den Tag lege, könnten etwas vorſchnell und oberflächlich genannt werden, und ein Urtheil, welches ſich auf eine viertelſtündige Unterhaltung mit dem Propheten ſtütze, würde mit Recht als ungenügend und wenig beweiſend verworfen werden können, wenn ich dabei ſtehen bleiben wollte. Allein dies iſt auch gar nicht meine Abſicht. Ich habe während dieſer Zeit das Leben, die Träume und Abentheuer des neuen Propheten, welche durch den Druck bekannt gemacht wurden, und die A. Müller dem Verfaſſer angeblich ſelbſt in die Feder diktirt haben ſoll, fleißig und erforſchend ſtudiert, und mir alle Mühe gegeben, bei dieſem Studium den unangenehmen Eindruck zu vergeſſen, welchen Müllers Perſon im Jahre 1815 auf mich gemacht hat. Meine Abſicht bei der öftern Durchleſung der Müllerſchen Biographie und der Beſchreibung der Viſionen dieſes Menſchen ging dahin, jene Stellen zu markiren, welche deutlich und klar beweiſen, daß alle dieſe ſeltſam ſcheinende Dinge aus ſehr natürlichen Urſachen entſprungen, daß die Prophezeiungen ſelbſt von Widerſprüchen wimmeln, und nichts weniger als buchſtäblich in Erfüllung gegangen ſind — ein irriger Wahn, welcher ſich eines großen Theils des Publikums bemeiſtert zu haben ſcheint. Ich überlaſſe es meinen Leſern, indem ich ihnen hier über dieſe Materie meine Beobachtungen mittheile, zu beurtheilen: ob ich in Erreichung meines Zweckes nicht ganz unglücklich geweſen ſey.

Einige Randgloſſen zu A. Müllers, des ſogenannten neuen Propheten, Prophezeiungen und Biographie.

Von einem Unbefangnen aufgeſetzt.

A. Müller fängt ſeine Lebensbeſchreibung damit an, daß er verſichert, in ſeiner Jugend die Bibel fleißig geleſen, und dieſe Lektüre bereits in einem Alter von 13 Jahren zum erſtenmale ganz geendet zu haben. Gerade in dieſem Umſtande glaube ich den Schlüſſel zu finden, welcher über alle Geiſtesverrückungen, in welche der arme Müller in der Folge verfiel, den richtigſten und genügendſten Aufſchluß ertheilet.

Man hat viel, und wie mich däucht, nicht ganz mit Unrecht, gegen das Verbot einer chriſtlichen Sekte geeifert, welche jedem Laien das Selbſt-Bibelleſen und Auslegen geradezu ſcharf unterſagt. Es iſt wahr, es ſcheint ein Unding zu ſeyn, einem denkenden Weſen verbiethen zu wollen, die Worte ſeines Gottes zu leſen; anderntheils aber wollen wir es uns nicht verhehlen, ſo viel Schönes und Gutes die heilige Schrift auch geſtiftet hat, und noch ſtiftet, ſo iſt ſie doch auch oft die Veranlaſſung zu manchem Unheil, das ſich ereignete, geweſen; wie alles Hohe und Schöne, wenn es unrecht verſtanden wird.

Die heilige Schrift enthält myſtiſche Stellen, deren richtige Auslegung den Verſtand und den Scharfſinn eines Luther und eines Kalvin erfordern, und deren Inhalt den beſchränkten und unausgebildeten Schwärmer nur zu leicht auf Irrwege leiten kann.

Man frage die Aerzte, und laſſe ſich von ihnen die unzähligen Fälle erzählen, in welchen die ungeordnete und ſchlecht verdaute Bibellektüre bei einer gewiſſen Menſchenklaſſe die erſte Veranlaſſung einer unheilbaren Melancholie oder einer gänzlichen Geiſteszerrüttung wurde.

Das Geſagte als richtig angenommen, wer wird daran zweifeln, daß gerade auch die heilige Schrift es war, welche von Müller unrichtig verſtanden und ausgelegt, ihn zum Pſeudopropheten und tiefſinnigen verwirrten Träumer machte.

Die Wirkung zeigte ſich bald genug. Als Müller neunzehn Jahre alt war, verfiel ſein Vater nach einer Jahre dauernden Krankheit in einen dem Tode ähnlichen Zuſtand. Eine Erſcheinung der Art gehört in der Krankheitsgeſchichte der Menſchen bekanntlich nicht unter die Seltenheiten. Müllers Vater kehrte unter den ſorgfältigen und rüttelnden Bemühungen des beſtürzten Sohnes wieder in das Leben zurück, aus welchem er eigentlich noch gar nicht geſchieden war. Wieder eine ſehr natürliche oft vorkommende Erſcheinung! — Die fromme Einfalt des Sohnes veranlaßt ihn, Gott um eine vierjährige Verlängerung des Lebens ſeines Vaters zu bitten. Ein Zufall will, daß der Vater gerade nach Verfluß der vier Jahre ſtirbt; Müller erinnert ſich nun an ſein damaliges Gebet, und hält ſich in ſeinem frommen Wahne für einen von Gott beſonders Begünſtigten.

Wer die Beſchaffenheit der menſchlichen Seele ſtudirt hat, und nur einigermaßen kennt, mögte ſich im erſten Augenblick beinahe darüber wundern, daß Müller nach dieſem Vorfalle nicht ſchon dazumal angefangen hat zu träumen und zu prophezeien; ich aber glaubte mir das Ausbleiben der Träume und der Prophezeiungen in jener Zeit, auf folgende Art gründlich erklären zu können.

Müller befand ſich, als ſein Vater ſtarb, gerade in jenem Alter, in welchem der Jüngling anfängt ſich zu fühlen, und in welchem die Leidenſchaften, die Erziehung mag geweſen ſeyn wie ſie will, erwachen und am heftigſten mahnen. Dieſes iſt die Zeit, in welcher tauſend Plane und Luftſchlöſſer im Kopfe des jungen Menſchen entſtehen und eben ſo ſchnell wieder verſchwinden, die Zeit, in welcher man ſich nach raſcher Thätigkeit und Wirkſamkeit ſehnt, die glückliche Zeit endlich, in der eine jugendliche weibliche Geſtalt, ein aufblühender Buſen, ein ſchönes Auge, ſelbſt das roheſte Herz nicht unbewegt laſſen und Begierden erzeugen, die glücklich und traurig zugleich machen. Dieſe Gefühle waren es wahrſcheinlich, welche ſich auch des jungen **Müllers** bemeiſterten, und über denen er die Bibel rein vergaß.

Als er aber Mann geworden war, ſich eines eignen Heerdes, eines Weibes und heranwachſender Kinder erfreute, — als er ruhig und zufrieden ſein eigner Herr war, wurde aus Langweile, um Freiſtunden und Lücken auszufüllen, die Bibel wieder vorgenommen und der ehemaligen Lieblingslektüre neuer Geſchmack abgewonnen, unrichtige Auslegungen gemacht, und darüber gegrübelt; ſo entſtanden ſonderbare Träume, dieſe gaben Veranlaſſungen zu neuen Grübeleien, und dieſe Grübeleien machten den **Müller** endlich zum wachenden Träumer, und verwirrten ſein Bischen Verſtand gänzlich.

In dieſe Periode fielen wahrſcheinlich ſeine erſten politiſchen Träume im Jahre 1804. Der Phantaſt ging nun ſchon ſo weit, daß er große allgemeine Naturerſcheinungen, wie z. B. das Blitzen, für zuſammenhängend mit ſeinen Träumen hielt.

Zu derſelben Zeit ſah **Müller** auch einen großen Zug Kanonen ſich von Frankreich gegen Oeſterreich hin bewegen. Ich bemerke hier blos, daß **Müller** nicht der einzige Bauer iſt, welcher in den ziehenden Wolken Kanonen, Schwerdter, Särge und dergl. erblickt, und daß leider ſelbſt

Menſchen, welche einem gebildetern als dem Bauernſtande angehören, öfter von ähnlichen Schwachheiten nicht ganz frei ſind.

Der politiſche Geiſt ſetzte bei Müllern ſeine nächtlichen Beſuche fort, und der Traumgott trieb endlich den armen Verblendeten ſo weit, daß er ſich aufmachte und vom Maisbacher Hofe bei Heidelberg nach Königsberg in Preußen lief.

Viele ſchwache Geiſter ſahen in dem Umſtande offenbar den Finger Gottes, daß Müller ohne Paß, mit nichts als vierundzwanzig Kreuzern und einem Stück geräucherten Fleiſch verſehen, glücklich den weiten Weg aus ſeiner Heimath nach Königsberg zurücklegen konnte.

Ich gebe den Herren zu bedenken, daß einem Menſchen, der Herr ſeines Willens, ſeines Magens und ſeiner Bedürfniſſe bleibt, manches auszuführen möglich iſt, wovon ſich die gnädigen Herren, welche in ſeidenen Schlafröcken hinter dem Ofen ihre

Taſſe Chokolade ſchlürfen und ihr Pfeifchen Knaſter ſchmauchen, keine Vorſtellung machen können.

Schon der Baron von Trenk, abentheuerlichen Andenkens, legte mit einer Reiſekaſſe, die jene des Müller an Stärke nicht weit überſtieg, beinahe 200 deutſche Meilen zurück, und der Herr von Trenk war gewiß nichts weniger als ein Geſandter Gottes. Menſchen, denen es auf ein Stückchen Brod nicht ankömmt, findet man allenthalben, und mehr als dieſes, geſunde Beine, und einen Stein, auf welchem er zur Nachtszeit das müde Haupt ruhen läßt, bedarf der Naturmenſch auf ſeinen Reiſen nicht. Dummheit und Thorheit ſind überdies in der ganzen Welt ein offner Freipaß, welcher allenthalben reſpektirt wird, und durchhilft, und der weiſe Gellert hat wahrlich Recht, wenn er ſeinen ſterbenden und teſtamentirenden Vater ſagen läßt: „Für Hanſen iſt mir gar nicht bange, der kömmt durch ſeine Dummheit fort.“

Wenn man A. Müllers abentheuerlichen Spaziergang nach Königsberg nur von der rechten Seite betrachten will, ſo wird man es ſich leicht erklären können, wie er den Ort ſeiner Beſtimmung erreichen konnte, ohne daß ein Engel Gottes ſeine Schritte leitete.

Mir ſelbſt iſt es übrigens ſchon begegnet, daß wenn ich in Gegenden und an Orte kam, an welchen ich nie geweſen war, es mir ſchien, dieſe Orte ſchon irgend einmal wie im Traume geſehen zu haben. Gewiß hat manchem meiner Leſer ſeine Einbildungskraft auch ſchon ähnliche Streiche geſpielt, und es wird ſich deswegen keiner haben beifallen laſſen, in ſolch' einem Zufalle irgend etwas Außerordentliches zu ahnen.

Indeß iſt es gar nicht zu bewundern, daß Müller auf ſeiner Reiſe ſich alle

Augenblicke in ſeine Traumgefilde verſetzt glaubte, denn die ſchläfrigſte Einbildungskraft muß endlich gereizt werden, wenn man alles erſchöpft, um ſie in Bewegung zu ſetzen.

Ueber Ad. Müllers Abentheuer in Prenzlow mußte ich, ſo oft ich es las, herzlich lachen. Er wurde nämlich, weil er keinen Paß hatte, vor den franzöſiſchen Kommandanten geführt, welcher, als ihm der von Gott geſandte eine Lüge aufband, ihn ohne weiteres mit den Worten entließ: er ſolle in Gottes Namen ſehen, wie er weiter nach Stettin komme.

Der Herr Prophet nehme es mir nicht übel, wenn ich geradezu behaupte, daß die Sache, ſo wie er ſie erzählt, durchaus nicht wahr ſeyn kann. Die franzöſiſchen Kommandanten des Tyrannen Bonaparte und ihre Art zu handeln, ſind uns noch in zu gutem Andenken, als daß wir es für möglich halten könnten, daß ein ſolcher, nämlich ein franzöſiſcher Kommandant, einen Vagabunden, der bei Kriegeszeiten ohne Paß in einem Lande, in dem er nicht zu Hauſe iſt, herumläuft, ohne weitere Unterſuchung, in Gottes Namen weiter gehen hieße. Wahrlich, um ſolch ein Mährchen für baare Münze zu nehmen, dazu gehört ein eigentlicher Köhlerglauben.

Nun ſtehe ich im Begriff, einen Kommentar zu einer der Müllerſchen Erſcheinungen zu liefern, welchen ich vor Allem wohl zu beachten bitte, weil er es iſt, welcher klar und unwiderſprechbar beweiſt, daß Müllers Träume auch lügen konnten, und daß die Unterhaltungen mit ſeinem Spiritus familiaris nicht ſelten im höchſten Grade lächerlich und inkonſequent ausfallen. Zuvörderſt werde ich die Erſcheinung, auf welche ich ziele, hier mit Müllers eigenen Worten einrücken.

„Am 4ten Junius hatte ich wieder
„eine Erſcheinung. Ich ſah nämlich die

„Franzoſen gegen Königsberg anmarſchiren, und bemerkte deutlich, woher ſie kamen. Ferner, daß es eine heiße Schlacht geben, und daß man meinen werde, es ſey alles verlohren, daß man aber nicht zurückweichen ſolle, denn am 17ten werde alles wieder gewonnen werden. Unter andern wurde mir befohlen, ich mögte mit 6000 Mann auf das flache Feld gehen, wo mir dann der Feind in die Hände gegeben werden ſolle. Ich bat aber, mich damit zu verſchonen, weil, wenn auch alles ſo geſchähe, die Ehre doch immer nicht Gott werde gegeben werden. Darauf antwortete die Erſcheinung: ſo möge ich es denn ſo gehen laſſen, es werde doch alles gut werden.“

Bei **Königsberg** gab es aber keine heiße Schlacht, weil Waffenſtillſtand geſchloſſen wurde, und **Müllers** Traum ging nicht in Wirklichkeit über, ſondern blieb — ein Traum.

Uebrigens war es das erſte und einzigemal, daß der Geiſt Müllern befahl, ſich ſelbſt an die Spitze der Truppen zu ſtellen. Davon wollte aber der zaghafte Prophet nichts wiſſen, und ſchlug dem Geiſt ſeine Forderung rund ab. Nun gebe ich aber zu bedenken, daß Müller bei jeder Gelegenheit behauptet: „der Geiſt der mir erſcheint, verkündet mir den Willen Gottes, was er will muß geſchehen, und der Geiſt kann nicht lügen," — und doch hatte der einfältige Bauer (ſo pflegt ſich Müller im Geſpräche ſelbſt ſehr treffend zu nennen) das Herz, diesmal dem vielvermögenden Geiſte ſeine Forderung zu verweigern, und ihn zu beſchwichtigen.

Wer wäre wohl ſchwachſinnig genug, das Lächerliche und Widerſprechende in der Sache nicht einzuſehen? —

Gegen Pfingſten reiſ'te Müller wieder nach Hauſe, und es wäre das Vernünftigſte geweſen, wenn er ſeine ſtille Hütte nie wieder verlaſſen hätte.

Unter andern erzählt der ſogenannte Prophet: einſt ſey ihm der Geiſt in der Nacht erſchienen und habe ihn folgendermaßen angeredet: „Adam gehe hinab an den Fußſteig und verfluche mir dieſen (näher beſtimmten) Baum, und ſchneide deine Haupthaare ab, und tritt ſie in den Koth; denn ſo wird es denen ergehen, welche der Religion nicht beiſtehen wollen. Daran ſollſt du ſehen, welche Wunder der Herr dein Gott durch dich thun wird!" Dann, fährt Müller in ſeinem Schreiben fort, habe ich den Baum verflucht, und ſchon am dritten Tage waren ſeine Zweige und ſeine Blätter verwelkt. *)

---

*) Wenn Ad. Müller auch dreiſt und unverſchämt genug war, ſich zum Propheten aufzudringen; ſo bleibt es doch immer zu bewun-

Dem Müller Zutrauen in ſeine eigene werthe Perſon einzuflößen, dieſe Mühe hätte ſich der Geiſt meines Ermeſſens füglich erſparen können, denn wie es mir ſcheint, fehlte es dem Herrn Propheten daran nie; indeß dürfte es wohl nicht überflüſſig geweſen ſeyn, durch ein Wunder die Ungläubigen zu überzeugen, daß

---

dern. daß deſſen Ortsobrigkeit nicht wenigſtens ſeine Wunderthätigkeit einer Unterſuchung unterwarf und ihn das Kunſtſtück an einem andern Baume, vor beglaubten Zeugen, und nachdem man ſeine Perſon unter Aufſicht geſtellt und ſonach es ihm unmöglich gemacht hätte, irgend auf eine thätige Weiſe dem verfluchten Baume ſich zu nähern, noch einmal machen ließ. Gewiß hätte er mit Schande beſtanden. Uebrigens iſt das Kunſtſtück: einen, ſelbſt den größten Baum, zum Verdorren zu bringen, eine bekannte Sache, wie jeder weiß, der den Birkenſaft liebt; nur daß es, wie billig, geſetzlich ſchwer verpönt iſt, alle Arten von Baumſchänderei zu treiben, und Ad. Müller daher ſchon für das erſte Kunſtſtück die Strafe der Baumſchänderei verwirkt hatte.

Anm. d. Setzers.

Müller ein ächter und kein falſcher Prophet ſey, und er würde daher recht wohl gethan haben, bei dem Verfluchungsakte einige Zeugen beiwohnen zu laſſen; er hat wirklich einen großen Bock geſchoſſen, daß er dieſes unterließ, weil es nämlich nun den Ungläubigen freiſteht, von der ganzen Verfluchungsgeſchichte zu glauben, was ihnen beliebt, wie denn auch ich des Dafürhaltens bin, daß Müller in ſeinem heiligen Eifer einen Baum verflucht habe, der ſchon früher von der Natur verflucht, nämlich verdorrt war, und Haare in den Boden getreten habe, die längſt vertrocknet waren.

Unter den fixen Ideen, die ſich Müller in ſeinen verrückten Kopf geſetzt hat, nimmt die Erbauung einer großen Stadt, die er Neu-Jeruſalem nennen will, einen Hauptplatz ein.

Die Stadt ſoll zum Gedächtniſſe der menſchlichen Beſſerung erſtehen, und Müller hat ſogar einen verrückten Plan, nach welchem die Stadt erbaut werden ſoll, geträumt.

Ich erinnere mich hier unwillkührlich an gewiſſe Damen, welche die Plane zu Gartenhäuſern, welche ihre Herrn Gemahle bauen ſollen, ſo lebhaft träumen, daß ſie vermögend ſind, dieſelben, ſo wie A. Müller, beim Erwachen aufs Papier zu zeichnen. Die Träume dieſer Damen ſollen auch, wenn es anders der Beutel des Herrn Gemahls erlaubt, meiſtens in Wirklichkeit übergehen, während man zu A. Müllers großen Schmerz zur Erbauung Neu-Jeruſalems durchaus noch keine Anſtalten machen ſieht.

Die Vereinigung aller Religionen in Eine, wäre allerdings eine recht ſchöne Sache, wenn nur nicht aus ſehr triftigen Gründen zu beſorgen wäre, daß auch ſie nur unter die pia desideria (frommen Wünſche) und nicht unter die wahr werdenden Träume gehört.

Man muß ſich wirklich wundern, wie Adam Müller auf die verrückte Idee gerathen konnte, im Winter dieſes Jahres ſeine friedliche Hütte abermals zu verlaſſen, um nach Berlin zu laufen. Doch man kann, wie auch ganz natürlich, von einem Verrückten keine andere als verrückte Handlungen erwarten, und dann ſcheint Herr Adam auch dem Landſtreichen einigen Geſchmack abgewonnen zu haben.

Den vernünftigern Theil des Publikums erfüllte die Nachricht der Anweſenheit des A. Müller in B— mit Unwillen, und nur bei einem Theil des Pöbels (wenn ich ſage Pöbel, ſchreibt irgend ein guter Schriftſteller, ſo verſtehe ich unter dieſem Worte nicht immer die gemeinſte und verworfenſte Volksklaſſe allein) erregte des neuen Propheten Erſcheinen eine, wiewohl ſchnell, vorübergehende Aufmerkſamkeit.

Der Müller hatte gegen Ende des Jahres 1815 und im Anfange des Jahres 1816 neuerdings Erſcheinungen und Träume gehabt, aus welchen er zuverſichtlich auf einen nahen Krieg ſchließt.

Meines Dafürhaltens verdient Müllers Albernheit gerade im gegenwärtigen Augenblick am allerwenigſten Nachſicht, da er mit ſeinen kriegeriſchen Verheißungen ſchwache Menſchen, die es von jeher gab und ewig geben wird, in einem Zeitpunkte in Furcht und Unruhe verſetzt, in welchem man mit Recht den Seegen eines lange dauernden Friedens zu genießen hofft.

Müllers neueſte Prophezeiungen ſollen auch wirklich die Veranlaſſung gegeben haben, daß in einer großen Stadt ein ſchwacher Geiſt ein großes Haus, welches er vor Kurzem um theuren Preis an ſich gebracht hatte, über Hals und Kopf aus Furcht vor der Nähe eines blutigen Krieges um einen Spottpreis losſchlug. Zur

Ehre des menſchlichen Verſtandes wollen wir annehmen, daß dieſe Anekdote die Erfindung irgend eines müſſigen boshaften Kopfes ſey.

Aber, — höre ich gewiſſe Herren nach Durchleſung dieſer kleinen Denkſchrift ausrufen: „es läßt ſich bei dem Allem doch nicht widerſprechen, daß viele von Müllers Prophezeiungen eingetroffen ſind.“

O ja! ich gebe dieſes, obwohl nicht unbedingt, zu. Ein Menſch, der viel Albernes ſpricht, bringt zuweilen ganz zufällig auch einen vernünftigen Satz vor, und dies iſt Adam Müllers Fall. Ein jeder, er möge ſeyn wer er wolle, lege ſich einmal auf die edle Wahrſagekunſt, exerzire ſie fleißig und täglich, erſinne die unwahrſcheinlichſten ſonderbarſten Dinge, und ich ſtehe ihm dafür, es wird ihm die Satisfaktion und Ehre werden, hin und wieder eine ſeiner Wahrſagungen in Erfüllung gehen zu ſehen, denn gerade das

Unwahrſcheinlichſte ereignet ſich ja oft in der Welt, wie man nur gar zu leicht a posteriori (aus Erfahrung) beweiſen kann. Ueberdies muß man es dem Ab. Müller laſſen: mehrere ſeiner Prophezeiungen ſind von der Art, wie jene des zu ſeiner Zeit ſo berühmten Orakels zu Delphi waren, das heißt, ſie ſind pfiffig genug geſtellt, daß auch der Wahrſager im Nichterfüllungsfalle nicht zu ſehr kompromittirt wird, und immer noch ein Hinterpförtlein übrig behält, aus welchem er im übelſten Falle entſchlüpfen kann. So verkündet uns Müller mit großer Zuverſicht die Erbauung einer großen Bundesſtadt und die Vereinigung aller Religionen, ſetzt aber wohlweislich hinzu: er wiſſe nicht, wenn und zu welcher Zeit dieſes alles geſchehen werde. *)

---

*) Der Herr Prophet bedient ſich hier deſſelben Zufluchtsmittels, wie alle andere Wahrſager, Zigeuner, Kartenlegerinnen u. ſ. w., nämlich ſeine

Was übrigens **Müllers** bibliſche Zitationen betrifft, ſo bemerke ich nur noch, daß es beinahe kein Ereigniß im menſchlichen Leben giebt, auf welches ſich nicht ein paſſendes Sprüchlein aus der Bibel finden ließe, und deſſenungeachtet wird man ſich (wenn man ſich anders die Mühe nicht verdrießen läßt, **Müllers** ſämmtliche Bibelbeziehungen nachzuſchlagen), überzeugen, daß der neue Prophet in der Auswahl oft ſehr unglücklich war und mitunter aus der heiligen Schrift Stellen anführt, die zu der in Rede ſtehenden Sache, wie die Fauſt auf das Auge paſſen.

Doch sapienti sat! — die eines ruhigen und vernünftigen Nachdenkens fähigen Leſer, hoffe ich angeregt zu haben,

---

Verehrer in Anſehung von Zeit und Raum in Ungewißheit, und ihnen beliebigen Spielraum zu Ergänzungen und Auslegungen ſeines Unſinnes zu laſſen, und ſeine Worte ſo zu ſtellen, daß ſie mehrerer Deutungen fähig erſcheinen.

Anm. d. Setzers.

und Mohren weiß zu waſchen, lernte ich ſchon als Knabe von meiner Großmutter, ſey ein vergebliches und undankbares Unternehmen.

Die Zeilen, welche mein Werkchen ſchließen, ſeyen mein Abſchied von dem neuen Propheten, möge er ihn ſich von ſeinem gelehrten Freunde erklären laſſen und ihn gehörig beherzigen, denn der Rath, den ich ihm ertheile, fließt aus einem Herzen, welches es mit dem Verirrten redlich meint. *)

---

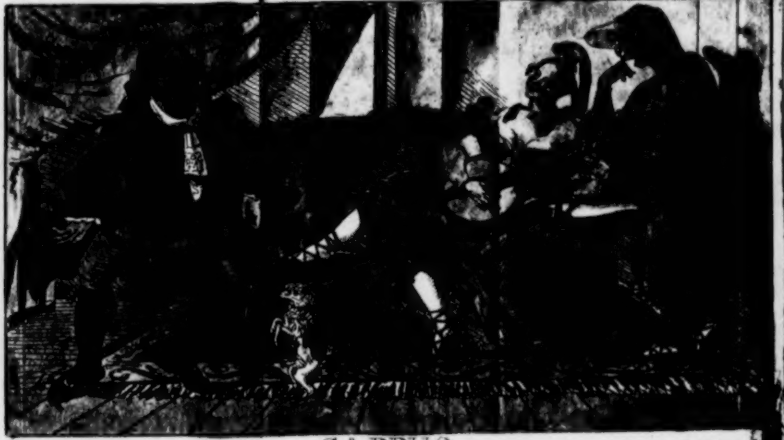
*) Privatbriefe aus Frankfurt am Main meldeten vor einigen Tagen: daß Ad. Müller in dieſer Stadt wenig Glück mache, und ſich nun entſchloſſen habe, dem Prophetenhandwerke gänzlich zu entſagen, um in Zukunft einzig und allein der Landwirthſchaft zu leben, weil nach ſeiner Verſicherung die Herzen der meiſten Menſchen zu hart und verſtockt ſind, um ſeinen Sehergeiſt gehörig würdigen zu können.

Anm. d. Setzers.

Was willſt du armer ſchwacher Mann beginnen? —
Du, deſſen Bruſt kein männlich Herz umſchließt,
Du, der den Ruf des heil'gen Kampfes flieht,
Der nur Verrücktes träumt, — Verwirrtes ſpricht;

Der Zukunft dichten Schleier willſt Du lüften? —
Du, den des Wahns Gebilde trügend blenden,
Fürwahr Du wirſt des Weiſen Sinn nicht binden. —
Du! nein — vom Höchſten biſt Du nicht geſandt.

Ende.



SAPPHO.

Act. 1. Scene

Die
moderne Sappho
ein
musikaliſch-dramatiſches Durcheinander
ohne Sinn und ohne Verſtand.

Beſtehend
aus zwei Akten
und einem monodramatiſchen Finale.

Herausgegeben
von
Adolph von Schaden,
Verfaſſer der deutſchen und der europäiſchen Emigranten;
und zugeeignet
dem hochberühmten Kaſperl am Theater zu Wien
und dem nicht minder berühmten Lipperl am
Sommertheater zu München.

Ede, bibe, lude —
Post mortem nulla voluptas!
Zu deutſch: Treib' es luſtig in Saus und Braus,
Denn nach dem Tode iſt alles aus!

Nebſt einer von den Gebrüdern Henſchel gezeichneten
und geſtochenen Karikatur.

Leipzig, MDCCCXIX.

10

Bayerische
Staatsbibliothek
München

79/111

Zueignung.

Hochgeneigte, Vielvermögende Herren!
Verehrungswürdige Kunſtfreunde!

Gleich beim Beginnen meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn machte ich es mir zum Grundſatze niemanden je ein Geiſtesprodukt zu dediciren, doch der Lateiner ſpricht: tempora mutantur et nos mutamur in illis, das heißt zu deutſch: die Schriftſteller ſind inkonſequentes Volk und thun heute daſſelbe, was ſie geſtern verdammten.

Auch brauche ich mich nicht zu ſchämen, daß ich ſolchen braven hochverdienten Männern wie Sie meine Herren ſind, (ich meine Dich jovialer Kaſpar! und Dich Du derb witziger Lippel!) mein Werk zueigene.

Sie ſind es, die den eigentlichen vaterländiſchen guten Geſchmack bisher noch erhalten haben; denn wo bliebe er ohne Sie? — Die erhabenen deutſchen Bühnen mit ihren äſthetiſchen Tendenzen haben dem alten deutſchen Geſchmacke längſt entſagt, und ſich der Hiſpaniomanie, der Anglomanie, der Gräcomanie, der Gallomanie und wie die Manien noch alle heißen mögen, hingegeben; — aber an Kaſpern und Lippel, lobe man die Konſequenz.

Nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich dieſes, Ihnen geweihte Theaterſtück, nicht im Manuſkripte ſchon überſendete, aber ich habe darin ein Haar gefunden. Voriges Jahr ſchrieb ich ein Trauerſpiel: *Theodor Körners Tod, oder das Gefecht bei Gadebuſch* *). Ich ſchickte die Tragödie im Manuſkript einigen Bühnen, aber keine nahm es an; nun ich dachte, die Urſache ſei, weil mein Manuſkript in

---

*) Es erſchien im J. W. Schmidt'ſchen Verlage zu Berlin.

Deutſchem nicht aber in Spaniſchem oder Griechiſchem Geſchmacke geſchrieben ſei, — aber ſieh da, kaum war mein Trauerſpiel im Druck erſchienen, ſo brachte es dieſe und jene Theaterdirektion auf die Bühne, und wie ich höre, befanden ſich die hochlöblichen Theaterkaſſen nicht ſchlecht dabei. Seit der Zeit habe ich es verſchworen: Manuſkripte an Theaterdirektionen zu ſchicken, dabei erſpart ich wenigſtens den Abſchreiberlohn, — darum hochgeneigte Herren! entſchuldigen Sie.

Uebrigens wagen Sie es immerhin die moderne Sappho zu geben, ich ſtehe Ihnen dafür: Sie kommen nicht zu kurz dabei. Theaterſtücke ohne Sinn und ohne Verſtand machen auf der Bühne, wie in der Leſewelt Glück; ich könnte dieſes a posteriori demonſtriren, doch werde ich es wohl bleiben laſſen, ſintemal wenn ich nicht irre der H. Paulus ſpricht: exempla sunt odiosa.

Es kann mit dem Luſtſpiele gar nicht fehlen, denn es iſt ja ein Hund dabei. Gott befohlen!

Noch eins, meine Herren! da Sie bekanntlich ſtrenge Kunſtrichter ſind, muß ich Ihnen bemerken: dieſes Theaterſtückchen iſt das Erzeugniß weniger Stunden, und ich ſelbſt will es unter die Ephemeriden gezählt wiſſen. Es entlocke melancholiſchen Leſern ein Lächeln, meinem Verleger verſchaffe es ſaftige Früchte, Kaſperls und Lipperls Kaſſen möge es einige Abende füllen — und dem Herrn von Kotzebue gäbe es Veranlaſſung in ſeinem literariſchen Wochenblatte einen recht tollen Schimpfartikel einrücken zu laſſen. — Dieſe ſind die erhabenen Zwecke des Verfaſſers.

Vorwort.

Bücher ohne Sinn und ohne Verſtand zu ſchreiben, iſt freilich keine neue Idee, denn es erſcheinen deren ſeit langer Zeit die ſchwere Menge, allein es frei zu geſtehen, daß er ohne Sinn und Verſtand gefliſſentlich geſchrieben habe, dieſes fiel noch keinem Autor ein, und dieſe Idee macht daher mit Grund auf Originalität Anſpruch.

Die Ausführung dieſes Gedankens verſchafft uns manchen Vortheil, denn für's erſte wird uns nun kein naſeweiſer Rezenſent den Vorwurf machen, daß in unſerm Buche weder Sinn noch Verſtand zu finden ſei, weil wir dieſes ſelbſt geſtehen, für's zweite wird es uns doppelte Ehre machen, wenn in unſerm unverſtändlichen Durcheinander zuweilen eine verſtändige und ſinnige Idee vorkommen wird, da dieſes auf eine große Beſcheidenheit ſchließen läßt, ein Laſter, welches den Schriftſtellern der Zeit fremd iſt, und drittens endlich hoffen wir, daß unſer Buch häufig gekauft werden wird, weil es ja jetzt der Unverſtand iſt, der am meiſten anſpricht.

Was nun die Wahl unſeres Stoffes betrifft, ſo iſt es derſelbe, den früher der Herr Profeſſor

Gubitz zu Berlin, und in der neueſten Zeit der unvergleichliche Grillparzer in Wien verarbeitete. Nichts deſtoweniger glauben wir nicht Vorwürfe befürchten zu dürfen, denn bekanntlich iſt es in der deutſchen Literatur erlaubt, ein und denſelben Stoff unzähligemal in dieſen Formen wiederzukauen, nur verſteht es ſich, daß dieſes vom Nachtreter immer ſchlechter geſchehen muß als vom Vorgänger. Beweis davon iſt der vom Teufel geholte Doktor Fauſt. Das Sujet wurde, ſeit Calderon in Hiſpanien ſeinen wunderthätigen Magus ſchrieb, bis zur Geburt des jüngſten Berliner Fäuſtleins, zu dem der gemüthliche Achim von Arnim eine Vorrede ſchrieb, ſo durchgepeitſcht, daß ſchale Witzlinge freilich behaupten konnten: „die deutſche Literatur ſei mit Fäuſten geſchlagen.“

Uebrigens wollen wir uns hiemit feierlich vor dem Vorwurf verwahren und verwahret haben, als ob wir beabſichtigten, die Grillparzer'ſche Sappho zu traveſtiren; eine ſolche Verwegenheit kam nie in unſern Sinn.

Die Beſetzung der Rolle des Schoßhündchens der Sappho kann nicht leicht eine deutſche Bühne in Verlegenheit ſetzen, denn ſeit der Hund des Aubri in die Theaterrepertoirs aufgenommen iſt, kann der dramatiſche Dichter mit Recht vorausſetzen, daß bei jeder reſpektablen Bühne ein brauchbares Subjekt für's Hundefach angeſtellt ſein wird.

Die moderne Sappho.

Perſonen.

Riekchen Sauerteig, ein junges, ſchönes, lüderliches Weibsſtück, die für ſich ſelbſt lebt und ſich ſelbſt kocht. Sie klimpert ein wenig auf der Guitarre, und macht ſogar ſchlechte Reime, darum gaben ihr die Pflaſtertreter der Hauptſtadt den Namen: **Sappho**.

Martha Sündenbock, eine alte Vettel. Sie iſt die verſchmitzte Gelegenheitsmacherin, Vertraute, Aufwärterin u. ſ. w. der **Sappho**.

Melitta, ein junges unſchuldiges Mädchen. — Wenn man bei der Bühne keine Unſchuld auftreiben kann, nimmt man eine Sünderin, wenn ſie nur unſchuldig thun kann.

Roderich von Pfaffhahn, ein Herumtreiber, ein Spieler, ein Chevalier d'industrie, Gutsbeſitzer im Monde u. ſ. w., Geliebter der **Sappho**.

Hans Jürgen Baramus Kayn, ein Buchhändler. — Eine Judennatur, ein Pecus, ein Schlingel an dem kein gutes Haar iſt.

Jeremias Kalbskopf, ein alter, armer, geiler Magiſter mit zerriſſenen Beinkleidern.

Haſper a Spada, ein grober altdeutſcher Jüngling.

Horſt von Suppenkraft, ein Reuteroffizier.

Hyacinth Freiherr von Roſenſinn, ein getaufter, reicher, jüdiſcher Banquier.

Hans von der Kloßbrüh, eine Espèce von Pumpernickel.

Zacharias Porter, ein dicker, reicher, dummer Bierbrauer aus der Provinz.

Magdalena Geäſchel, **Sappho's** weiblicher Sekretair. Ein lüderliches Weibsſtück, die ins alte Eiſen geht, aber noch paſſabel hübſch ſein muß.

Mignon, **Sapphos** Schoßhündchen, das ganz beſondere Kunſtſtückchen verſteht und ausführt.

Das Corps de Ballet.

Unſichtbare Perſonen.

Mademoiſelle Foper, eine Operntänzerin.

Mehrere Gäſte der Mademoiſelle Foper.

(Die Handlung geht in einer deutſchen Haupt- und Reſidenzſtadt vor, nimmt gegen Mittag ihren Anfang und endet nach Mitternacht).

Erſter Akt.

Scene 1.

(Sappho's Boudoir, mit einer Hinter- und zwei Seitenthüren. — Sappho ſitzt in tendrem Morgenneglige und in ein leichtes Unterröckchen gekleidet mit offnem Buſen, die Guitarre auf dem Schoße, auf dem Sopha, neben ihr liegt Mignon. Vor ihr ſteht ein Tiſch auf welchem Schreibmaterialien, Noten, Bücher, Damenputz u. ſ. w. bunt durcheinander liegen, an der Erde liegen Strümpfe, Damenkleider, niedergetretene Schuhe ꝛc. Man bemerkt allenthalben eine geniale Unordnung. So wie der Vorhang aufgezogen iſt ſingt Sappho nach einem kurzen Präludium zur Guitarre:)

Die moderniſirte Volksballade.

Wenn's warm wird im Frühling dann geht der Schnee weg,
Dann heirath' mein Hänschen, das Schiffchen iſt leck,
Treu hab' ich geliebet, was hab' ich davon —
Kein Waſſer getrübet, was iſt nun mein Lohn?
Was hilft mir mein Graſen, wenn d' Sichel nicht ſchneit?
Was hilft mir ein Männchen — wenn's bei mir nicht bleibt? —
Bald graſ' ich am Acker, bald graſ' ich am Rain,
Bald hab' ich 'n Buhlen, bald hab' ich auch kein'n.

Drei Jungens im Gärtlein, ein Männchen im Wald,
Der Sommer iſt lieblich, der Winter iſt kalt.
Ein altes Paar Ochſen, eine ſchwarzbraune Kuh,
Das giebt mir mein Vater, wenn ich heirathen thu;
Doch Schweiß wird es koſten, bis ſo weit erſt iſt,
Und bis der fromm' Ochſe in meinem Stall frißt.
Hab' Haber gedroſchen, hab' Linſen geſä't,
Hab' manches fein Hemdchen für'n Jungen genäh't;
In meiner Brautkammer, dort ſtehet ein Tiſch,
D'ran wackeln die Füße, — doch trinken wir friſch;
Bei d'r Hochzeit ihr Herren! geht's luſtig wohl zu,
Da tanzen die Jungfern, da klappern die Schuh;
Doch ſag' ich nichts weiter, ich nehm' mich in Acht,
Sonſt werd' ich zuletzt auch — wohl gar noch verlacht.

Sonderbar genug! gerade die trivialſten Melodien ſprechen meinen eigentlichen Geſchmack vorzüglich an. Bin ich allein, kann ich dieſem Geſchmacke fröhnen, aber in Geſellſchaft freilich — muß man ſich aufs hohe Pferd ſetzen, das kann einmal nicht anders ſein.

Scene 2.

Martha und Sappho.

Martha (bleibt eintretend unter der Thüre ſtehen und ſtemmt die Arme in die Seite.) Aber ſage mir Rieke! plagt dich denn heute einmal wieder der Teu=

fel? — Eilf Uhr iſt die Glocke, und du, kaum aufgeſtanden, ſitzeſt beinahe noch faſelnackt da, und klimperſt auf der verwünſchten Zither.

Sappho (lächelnd.) Laß gut ſein Mütterchen! Du weißt ja, die Beſuche, welche ich ſehr früh erhalte, ſind in der Regel nicht weit her. Tritt näher — heute noch niemand hier geweſen?

Martha (indem ſie bis an das Sopha vortritt.) Ach ja, zwei pudelnärriſche Kerls ſtehen ſchon ſeit einer Stunde im Vorgemach, und wünſchen ſehnlich dir ihre Aufwartung zu machen. Der eine iſt Herr *Hans Jürgen Baramus Kayn*, berühmter Buchhändler und Drucker allhier. Auf die Eroberung kannſt du ſtolz ſein, der Kerl iſt alt und häßlich und in der ganzen Stadt als ein Original des ſchmutzigſten Geizes, der Dummheit, des Eigendünkels und der Grobheit bekannt.

Sappho. Ha, ha, ha! das Kerlchen ſoll mir Spaß machen.

Martha. Sie heißen ihn in der Stadt nur den *Mützenmann*.

Sappho. Warum denn?

Martha. Die Benennung bezieht ſich auf eine beſondere Eigenheit des Herrn Hans Jürgen. Er beſitzt zwei Schlafmützen, eine *ſchwarze* und eine *grüne*, welche ſeit dreißig Jahren weder gereiniget noch ausgebeſſert worden ſind. Hat Hans Jürgen ſanft geſchlafen, und erwacht er heitern Sinnes, ſo wird die alte grüne Mütze auf das ehrwürdige alte Haupt geſetzt, und dann iſt noch zur Noth mit ihm auszukommen; erwacht aber Baramus mißmüthig, dann kommt die ſchwarze Mütze in Funktion, und wehe dann den armen Druckern und jedem der von Monſieur Baramus abhängig iſt; alle zittern ſchon, wenn ſie die ſchwarze Mütze nur ſehen. Oft wird auch unter Tages die heilbringende Grüne mit der Schwarzen vertauſcht, und dieſes ſoll jederzeit der Fall ſein, wenn Hans Jürgen eine Zahlung zu machen hat, oder wenn ſich Krebſe einſtellen.

Sappho. Ha, ha, ha! das iſt köſtlich. —

Martha. Außer Hans Jürgen befindet ſich auch noch der berüchtigte Magiſter Jeremias Kalbskopf im Vorgemach, ein poetiſcher Hungerleider, ein Erzlump, ein alter geiler Bock, ein —

Sappho (ſie unterbrechend.) Führe zuerſt den Monſieur Baramus herein.

Martha. Wie, du wollteſt wirklich?

Sappho. Die Narren ſprechen — warum nicht?

Martha. Ja ſieh Rieke! ſo biſt du. Ich ſage es ja immer, du biſt geradezu für dein Fach verdorben. Ich privatiſirte auch volle 46 Jahre, aber ſo ein Kerl hätte mir kommen ſollen! — Doch dies kommt alles daher, weil du Reime machſt und auf der Zither klimperſt, dies lehnt ſolchen Burſchen Vorwand.

Sappho. Ach, gute Martha! wie oft ſoll ich dir denn ſagen und beweiſen, daß gerade meine poetiſche Ader und mein muſikaliſches Talent es ſind, denen meine kleine Perſon ihre ganze Celebrität verdankt. Siehſt du, ich bin nicht einfältig und eitel genug, mich für ſchön zu halten. Mein Teint war von Hauſe aus brünett, täglich wird er es mehr. Der Hohlſpiegel, welcher auf meinem Nachttiſche liegt, in vielen Fällen leiſtet er herrliche Dienſte, allein der Grauſame läßt mich ſeit einiger Zeit zu meinem größten Schrecken im meinem Geſichte und an andern Orten, wo ſie nicht hingehören, das Aufkeimen feiner brauner Härchen entdecken, ich zittere vor dem Wachsthume und der Entwickelung der jungen Saat. Muß ich dir erſt ſagen, alte Sünderin! daß es nicht blos meine phyſiſchen Eigenſchaften ſind, welche mir Anbeter verſchaffen. Aber daß ein Weibsbild, wie ich, Poeſien verfertiget, Virtuoſin auf der Guitarre iſt — ja dieſes iſt neu und pickant, dieſer Umſtand gewann mir den idealen Namen: Sappho, und dieſem Rufe verdanke ich es endlich, daß ich in die Mode kam und vielleicht noch ein Paar Jährchen darin bleibe, daß kein reicher reiſender Gimpel die Stadt verlaſſen will, ohne mich geſehen zu haben. — Daß ich daraus Vortheile zu ziehen weiß, daran iſt einzig und allein meine hohe Menſchenkenntniß Schuld, und das Geſchick einen Jeden ſogleich zu durchſchauen und zu verſtehen ihn gehöriger Weiſe zu bearbeiten. Doch ſage mir, haſt du nicht die Geſpräche der Herren im Vorgemach belauſcht? —

Martha. Sie ſprachen von der deutſchen Literatur. Der Magiſter nannte ſie eine verrückte feile Metze, und Hans Jürgen ſchimpfte auf ſie.

Sappho. Ha, ha! nun mach'. — laß den Hans Jürgen herein.

Martha. Wie — in dem Aufzuge wirſt du doch niemanden empfangen?

Sappho. Werde mich doch dem Narren halber nicht putzen ſollen? (ſie wirft ein großes Umſchlagetuch über.) So iſt es gut.

Martha (im Abgehen.) Aber das ſage ich dir, viel Federleſens mache mir nicht mit dem Kerl. Hundert Dukaten! — will er, kannſt du das Opfer bringen. Wo nicht, ſo laß ihn laufen.

Sappho. Verrons.

Martha (indem ſie die Thüre öffnet.) Iſt's gefällig — Herr Kayn?

Scene 3.

Hans Jürgen Baramus Kayn und die Vorigen.

(Kayn tritt unter ſehr linkiſchen Verbeugungen auf. Er iſt in einen alten Sommerüberrock von blumigten Kalmuck gekleidet, auf dem Kopfe trägt er eine weißgepuderte Atzel, unter dem linken Arm einen kleinen Dreimaſter, in der rechten Hand ein großes ſpaniſches Rohr.)

Kayn. Dienerchen, Dienerchen von Ihnen, meine allerſchönſte, zuckerſüße Mamſell!

Sappho. Sein Sie mir willkommen, mein Herr! — Gefällig Platz zu nehmen?

(Martha ſetzt einen Stuhl vor das Sopha, Kayn nimmt unter vielen Bücklingen Platz.)

Sappho. Womit kann ich dienen?

Kayn. Wünſchte gar zu gerne ein Wörtchen im Vertrauen — (er blickt auf Martha.)

Sappho. Ei — hm — meine alte Freundin kann alles — *gar alles* hören, — ſprechen Sie.

Kayn. Nun denn, wenn's nicht anders iſt. Sehen Sie, ſchönſte Mamſell! ich habe viel von Ihnen gehört und geleſen — meine Erwartungen waren erſchrecklich geſpannt — da ſah ich Sie letzthin auf der Promenade, ja! der kleine hier, (er deutet auf Sappho's Schoßhund) der war auch dabei. Hilf Himmel! wie geſchah mir da! habe mich aus Grundſätzen immer vor den Pfeilen der kleinen heidniſchen Gottheit bewahrt. Doch *Sie* erblickend, war mein armes Herzlein auf einmal befangen, und unglücklich bin ich, werd' ich nicht erhört.

Sappho. Ei das geſteh' ich — viele Umſtände machen Sie nicht.

Kayn. Mamſellchen! taugt auch nichts in Geſchäften, ein deutſcher Mann geht immer geradezu. Weiß wohl: „umſonſt iſt der Tod allein.“ Habe daher ſchon daran gedacht an ein angemeſſenes Honorar für das niedliche Mamſellchen. Sprach da zu mir ſelbſt: das Frauenzimmerchen macht Verſe, iſt folglich eine Freundin vom Leſen, hat aber ſchwerlich eine Bibliothek. Plautz lief ich nach dem Hängeboden in meinem Hauſe, und welche niedliche Büchlein ſuchte ich dort aus: (ſehr ſchnell) 1ſtens den Rathgeber für Damen, 2tens das Werk über die Heimlichkeiten des ſchönen Geſchlechts, 3tens die Kunſt ewig jung zu bleiben, 4tens Anweiſung die Haut und andere Dinge zu konſerviren, 5tens Verſuch einer Beantwortung der Frage: wie hat man ſich vorher und nachher zu benehmen, 6tens Selbſtbiographie einer berühmten Buhlerin, 7tens den Schinderhannes und ſeine Liebſte nach der Natur geſchildert, 8tens den deutſchen Grecourt, 9tens des alten großnaſigten Ovidii Kunſt zu lieben, traveſtirt, und 10tens endlich, Diebſtähle aus dem geheimen Archive der Galanterie. — Sehen Sie, Frauenzimmerchen! alle dieſe Bücher ſollen Sie haben, und noch obendrein will ich dieſelben broſchiren laſſen, auch eine vortreffliche Zeitſchrift, zu welcher nur große Gelehrte von großem Namen arbeiten, und die nächſtens in meinem Verlage erſcheint, will ich Ihnen gratis borgen, wenn Sie mir verſprechen, die Hefte weder aufzuſchneiden noch zu beſchmutzen. Doch Frauenzimmerchen! warum denn thue ich das alles — he? nun Sie werden es wohl wiſſen, Sie kleiner Engel Sie? — man thut in der Welt nichts umſonſt, und dem Hans Jürgen Kayn kann niemand den Vorwurf machen, daß er ſchon je ohne Urſache etwas gegeben.

Martha (indem ſie mit untergeſtemmten Armen raſch vor den Buchhändler hintritt.) Nein, länger halte ich es nicht aus. Nimm mir es der Herr auch nicht übel, wenn ich geradezu gehe und Ihm frei ſage: „Er iſt ein großer Eſel.“ Was ſollen wir mit Seinem verlegenen Papier, das kann Er ſelber behalten, verſteht Er mich. Was wir aus Seinen Schriften lernen könnten, darin haben wir längſt ſchon ausſtudirt.

Kayn (beſänftigend.) Nun, nun, Mutterchen, nicht ſo böſe, nicht ſo giftig — wird ſich ja wohl für Mutterchen auch etwas finden; Mutterchen wird allmählig ſchon alt, da fängt man in ihrem Stande gerne an zu beten und zu bereuen. Mutterchen ſoll auch Schmolkens Geſangbuch haben, ja kann ſich darauf verlaſſen auf meine Ehr.

Martha. Nein, nun reißt mir der Faden der Geduld. Hör' Er, ungeleckter Bär! wer in den Armen einer ſolchen Göttertochter (indem ſie auf Sappho deutet) ruhen will, muß wenigſtens hundert Dukaten ſpringen laſſen, und dann wird man, wenn man nicht gefällt, noch zurückgewieſen. Verſteht Er mich?

Kayn (ſchlägt die Hände über den Kopf zuſammen.) Hilf Himmel! Hundert Dukaten? — nein, der Spaß wäre mir denn doch zu theuer. Für dieſes Sümmchen verlege ich einen gangbaren Roman in 2 Bänden groß Leipzigeroktav auf Schreibpapier, ein Werk von einem namhaften Skribenten, mit Kupfern und Vignetten von einem namhaften Künſtler. — Hundert Dukaten für eine ſolche Kleinigkeit? — Ihr ſeid wohl beſeſſen?

Sappho. Verlaſſen Sie auf der Stelle meine Wohnung, unzarter, unverſchämter alter Menſch! der Gemeinſte ſind Sie unter allen Gemeinen!

Kayn. Nun, nun, Frauenzimmerchen! nehmen Sie nur nicht alles gleich ſo übel, Sie wiſſen ja wohl: Handel gehört zum Wandel! (er zieht etwas verlegen eine ſehr große Tabaksdoſe aus der Taſche, öffnet ſie und präſentirt dieſelbe an Sappho) iſt nicht ein Priſchen gefällig? echter Rapé.

(Sappho macht eine raſche unwillige Bewegung mit der Hand, die Doſe fliegt in die Höhe, der Tabak bedeckt Kayns Geſicht und Augen.)

Kayn (ſpringt aus Schmerz, den ihm der Tabak in den Augen verurſacht, lautheulend in der Stube herum, ſtampft mit den Beinen und macht allerlei poſſierliche Geſtikulationen). Verflucht! infam! abſcheulich! — Zetermordjo! das brennt wie das hölliſche Feuer!

Sappho (etwas ſchadenfroh lächelnd.) Ich bedaure Ihren Unfall, mein Herr! — Wer wird aber auch einer jungen Dame Tabak präſentiren? — Martha! ſo ſtehe dem Herrn doch bei.

Martha (indem ſie ein Glas vom Tiſche nimmt.) Iſt's gefällig die Aeugelein mit Waſſer auszuwaſchen?

Kayn (wild.) Fahre Sie zur Hölle — alter Beſen!

Martha. Oho! der Kerl iſt ja gröber als ein Briefträger, gröber als ein Matroſe, gröber als ein Acciſebeamter, gröber als —

Sappho (ſie unterbrechend.) Stille doch.

Kayn (erholt ſich und reibt die Augen.) Ach! Ach! (Pauſe — dann ſchwingt er ſein ſpaniſches Rohr, und ſpricht das Folgende ſehr heftig.) Hört Pack, grober Pack, der Ihr ſeid, hört was ich Euch ſagen werde. Der Hans Jürgen Baramus Kayn iſt ein anſäſſiger Bürger, und mithin ein Ehrenmann, und läßt nicht ſo mir nichts dir nichts Sch—l—r mit ſich ſpielen, verſteht Ihr mich, grober Pack! — Klagen werde ich nicht, denn ich habe Umſicht — das hat die jungen Referendarien auf ſeiner Seite, und da verliert unſereiner. Aber thut nichts, werde Euch doch Schabernack anthun — großen Schabernack.

Werde Euch blamiren vor Gott und der ganzen Welt. Ich habe Gelehrte an der Hand, die ſollen Euch ſchildern mit grellen Farben, daß Euch Jedermann ſogleich erkennt. O, die Herren müſſen ſchreiben was ich will, denn ich bezahle, verſteht Ihr mich. In Karikatur werde ich Euch ſtechen laſſen — das iſt eine ſogenannte ſymbolitiſche Injurie, verſteht Ihr mich — und die kann ein geſchickter Advokat immerhin noch vertreten.. Grober Pack! infamer Pack!

Arie.

Kayn.

Nach der Melodie der Arie des Osmin in dem Singſpiel: Bemonte und Konſtanze: „Solche hergelaufne Laffen ꝛc.“

Weiber die ſolch Handwerk treiben,
Wollen ſich an Männern reiben,
Und an Männern wie ich bin?

Ja, eu'r ganzes Thun und Stellen,
Treibt ihr, um die Welt zu prellen,
Länger geht's euch nicht mehr hin.

Eure Tücken, eure Ränke,
Eure Finten, eure Schwänke
Sind mir jetzt bekannt.

Mich zu hintergehen,
Müßt ihr früh aufſtehen,
Ich hab' auch Verſtand.

Doch ich will euch ſchikaniren,
D'rauf ſtudir ich Tag und Nacht;
Ja euch Volk will ich blamiren,
Nimmt euch vor dem Kayn in Acht.

Aus der Stadt
Müßt ihr fliehen,
Ja vor Zorn
Sollt ihr erglühen,
Eu'r Verderb
Meine Sache,
Eure Noth
Sei meine Rache!
(Er rennt laut fluchend ab).

Sappho. Ha, ha, ha!

Martha. Wie, und du kannſt noch lachen? ich ſchäume vor Wuth.

Sappho. Alte! du biſt nicht klug. Wer möchte ſich über einen Mann, und zumal über einen ſolchen nur ärgern. Allons! — den Magiſter herein!

Martha. Nun, meinetwegen; aber das ſag' ich dir, macht es der eben ſo, kratz' ich ihm alle Augen aus; (ſie öffnet die Thür.) Herr Kalbskopf! iſt es gefällig wohl?

Scene 4.

Kalbskopf und die **Vorigen**.

(Kalbskopf tritt ein und bleibt im Anfange etwas verlegen an der Thüre ſtehen.)

Kalbskopf (ſtotternd.) Hochpreißliche, inſonders hochgeehrte deutſche Frau! — darf es ein alter Liederſohn wohl wagen?

Sappho. Keine Umſtände, Herr Magiſter! immer näher.

(Kalbskopf ſchreitet vorwärts.)

Sappho. Setzen Sie ſich.

Kalbskopf. Alles was, und wie Sie befehlen.

Sappho. Sie hörten wahrſcheinlich im Vorgemach den Skandal. Schließen Sie deshalb nicht übel von meiner Perſon, denn wie man mir kommt, ſo geb' ich es wieder.

Martha. Ja, wie man in den Wald hineinſchreit, ſchallt es zurück. Dies iſt eine alte Lehre.

Kalbskopf. Ich begreife, ich verſtehe, ich kapire. Ach, ich weiß es ſeit vielen Jahren ſchon, der Herr *Baramus* iſt, mit Gunſt von Hochdenſelben zu ſprechen, *immerhin ein miſerabler Kerl geweſen*. Ich könnte da —

Sappho (ihn unterbrechend.) Laſſen wir das. Womit kann ich Ihnen dienen?

Kalbskopf. Dienen? mir dienen? — O Wonne, o Glück! möchte ich doch ſelbſt ſein auf ewig Ihr niedrigſter Knecht.

Sappho (lächelnd.) Ach lieber Magiſter! verſchonen Sie mich mit dergleichen, es ſchlägt wahrhaftig bei mir nicht an. Sagen Sie ſchnell, was wollen Sie von mir?

Kalbskopf. Hehre, holde Dichterin! Dein Ruhm dringt in die Höhe — er drang auch zu mir. Deine Poeſien — ſie zeugten mir von deiner Genialität. Was iſt die Lais und die Aſpaſia der Alten, was eine Pompadour, eine Maintenon, eine Ninon L'Enclos der Franken, was endlich iſt die feine Gräfin Lichtenau der Deutſchen in Berlin — was ſind ſie dieſe Damen alle gegen dich du heller Karfunkelſtein? Mich verzehrte die Sehnſucht dich zu ſehen; lange kämpfte ich, aber länger nicht vermochte ich zu widerſtehen. Zerſtöre mein elendes Sein durch deinen Feuerblick, ich habe gelebt — denn ich habe dich du Göttliche geſehen.

Martha (bei Seite). Der Kerl iſt reine verrückt.

Sappho. Und das iſt alles? Nun in Gottesnamen lieber Magiſter! beſehen Sie mich von vorne, und wenn es beliebt, von hinten auch. Nur ſputen Sie ſich, wenn ich bitten darf, denn ich habe nicht viel Zeit zu verlieren, die Toilette wartet auf mich.

Kalbskopf. Ach gutes, herrliches Weſen! Alles iſt es noch lange nicht, was ich vorzubringen habe, des Wichtigſte in petto noch iſt, aber ob ich es wage, ob ich das Kühnſte riskiren darf.

Sappho. Ach lieber Magiſter! bei mir iſt alles zu riskiren, nur die vielen Umſtände kann ich durchaus nicht leiden, darum muß ich noch einmal dringend bitten, ſich kurz zu faſſen — dann proteſtire ich auch gegen das poetiſche *Du*, ſo weit ſind wir noch nicht.

Martha. Recht mein Tochter! — der Anſtand werde obſervirt.

Kalbskopf. Nun wohlan! fiat wie Sie befehlen. Sehen Sie, deutſche Frau! Sie ſind einmal hochberühmt, alle hohe Fremde intereſſiren ſich für Sie. Ich habe mit Ihnen eine Spekulation vor, denn Sie müſſen wiſſen — ich lebe von der Literatur. Mit einem Worte, ich will Ihre Lebensgeſchichte ſchreiben.

Sappho. Wie, mein Herr! was wollen Sie ſich unterſtehen?

Kalbskopf. Sachte, ſachte nur! hören Sie mich an. Nicht geradezu ſoll Ihr eigentlicher Name auf dem Titel prunken, auch will ich nicht ungeſchmückt die Wahrheit ſchreiben. Vor einigen Monaten erſchien in einer großen Stadt von einem *ſehr genialen Dichter* ein Roman. *Geſchichte eines ſchönen Jünglings der wie Alkibiades lebte und wie Cato ſtarb*, war das Büchlein überſchrieben. Dagegen ließ ſich nichts ſagen; allein gar viele Menſchen gab es doch, die meinten, daß des Dichters Ideal nicht ganz aus der Luft gegriffen geweſen ſei. Sehen Sie, meine Theure! in dieſem Genre will ich mein Sujet faſſen, und geben Sie Acht, goldene Früchte bringt die Ausführung der Idee uns beiden ein. Ich ſchreibe einen Roman, der die moderne Sappho heißen mag. Sie ſind an und für ſich ſelbſt ſchon ein Ideal, doch das Göttlichſte iſt einer Vervollkommnung fähig. — Sie verſtehen mich? — Was ſagen Sie dazu?

Sappho (nachdenkend.) Hm — bei dem allen muß ich geſtehen, die Idee iſt ſo ganz übel doch nicht.

Martha. Beinahe will mich das auch ſo bedünken.

Sappho. Ja wenn ein Göthe, ein Jean Paul, ein Voß, eine Pichler ſo was ſchrieben, und der ſelige Schiller machte eine Vorrede dazu, freilich wohl — (den Magiſter achſelzuckend von oben bis unten mit einer etwas höhniſchen Miene betrachtend.) Aber lieber Herr Kalbskopf! Sie? —

Kalbskopf. Kindchen! Kindchen! Kein Vorurtheil! Ich merke wohl, Sie ſtoßen ſich an mein geniales Extérieur, denken, was will der Hungerleider, aber bedenken Sie doch, das Genie mißt kein Schneider an, und dann ſteht geſchrieben in Virgils Georgica: „eine gut genährte Henne legt

„ein Ei, eine ſchlecht genährte aber — „zwei."

Sappho (lachend.) Der Einfall iſt nicht übel. — Nun wiſſen Sie was, lieber Herr Magiſter! nennen Sie Ihren Roman wie Sie wollen, was geht mich denn das an, und was kann ich dabei thun?

Kalbskopf. Ei ſehr viel, meine Werthe! die Materialien ſollen Sie liefern dazu, daraus bildet ſich ein Skelett, und mit üppigem Fleiſche und hellen Farben werde ich es ſchon überziehen.

Sappho. Ha, ha! Sie ſind ein kurioſer Kauz. Sehen Sie Magiſter! ich habe heute ſchon wieder vergeſſen, was ich geſtern that, doch wenden Sie ſich an meine Martha hier, die iſt mein leibhaftiges Sündenregiſter, denn von Kindesbeinen an war ich bei ihr.

Kalbskopf. Ei, nicht übel; (ſich zu Marthen wendend.) Wie, Mutterchen! wären Sie wohl geneigt, mit mir einmal bei einer Taſſe Kaffe ein Stündchen zu verplaudern?

Martha. Ei warum nicht. — Der Herr Magiſter ſind ja ein recht vernünftiges Männchen. Ich gebe Ihnen morgen ein Rendez-vous.

Sappho. Ha, ha! wünſche allerſeits viel Vergnügen. Nun wären wir alſo im Reinen.

Kalbskopf. Ja, das Reine wäre abgethan. Aber noch vieles habe ich zu ſagen.

Sappho. Gott ſteh' mir bei! — Alſo noch nicht genug? — nun, was wollen Sie weiter? ſchnell! ſchnell!

Kalbskopf. Sehen Sie Mademoiſelle! ich bringe Sie auf die Nachwelt, ich verewige Sie, doch dafür möchte der Sänger auch einmal an der Götterquelle nippen, ich fodere denſelben Lohn, den Orpheus einſt von ſeiner Euridice erhielt.

Sappho (aufbrauſend.) Unverſchämter! — (ſich ſchnell beſinnend) Doch was ärgere ich mich auch über Sie. Wäre vielleicht im Anfall einer ſonderbaren Laune ſogar im Stande — hat man doch in der Mythe die Faunen, und die machten ja zuweilen bei Göttinnen ſogar ihr Glück. Doch nein — kein Faun konnte ſo häßlich und abgeſchmackt ſein — wie Sie.

Kalbskopf (ſchnell und ohne die Faſſung zu verlieren.) Aber die Faunen hatten nicht mein Genie, konnten Göttertöchter nicht beſingen.

Sappho. Ha, ha! — nun, wie geſagt, ich habe zuweilen bizarre Launen, wir werden ja ſehen.

Kalbskopf. Bizarre Launen? — Ja, die eben ſind der Stempel des Genies, und welche große Männer und Damen hatten deren nicht? — (ſehr ſchnell) Ich führe da nur an: den großen Kaiſer Heliogabulus, den Mimen Iffland, den Heroſtat und den Napoleon, ferner die ſchwediſche Chriſtine die Katholiſche, und Meſſalline die Heidniſche, Kleopatra und Livia. —

Sappho (indem ſie ſich die Ohren zuhält.) Um Gottes Willen, verſchonen Sie mich. (Pauſe.) Magiſter! Viel haben Sie mich ennuirt, billig, daß Sie mich nun auch amüſiren. — Ha, ha, ſo eben ſtellt ſich bei mir eine höchſt bizarre Laune ein.

Kalbskopf. Mein Wort — ich befriedige dieſe Laune, und ſollte ſie auch die tollſte ſein.

Sappho. Wohlan, ich halte es feſt Ihr Wort. Sehen Sie hier meine Mignon, ſie iſt ein allerliebſtes Thier, und tanzt wie eine Pariſer Solotänzerin; mit der, Freundchen! ſollen Sie eine Menuet executiren.

Kalbskopf. Wo denken Sie hin, ſeit meiner Burſchenzeit habe ich nicht getanzt, und das iſt lange her; und vollends nun gar mit einem Hunde? — nein, das geht wahrhaftig nicht.

Sappho. Sie gaben Ihr Wort.

Kalbskopf. Entbinden Sie deſſelben mich.

Sappho. Nein, nein — es kann nicht geſchehen.

Kalbskopf. Nun denn, ins Henkers Namen, wenn's ſein muß. Für Sie, duftige Roſette, ging ich in die Hölle.

Sappho. Bravo! Sie ſind ein galanter Mann. (Sie hebt den Hund vom Sopha.) Allons, faule Mignon! Komm herab. Stelle dich auf die Hinterbeine, denn du haſt 'es mit einem deutſchen Gelehrten, — mit einem Rezenſenten zu thun. (Der Hund ſtellt ſich auf die Hinterbeine.) En avant — nun tanze ſchön.

(Sappho nimmt die Guitarre zur Hand und ſpielt den Menuet aus dem Don Juan. Der Hund und der Magiſter tanzen, letzterer ſehr linkiſch und ſchwerfällig. Sappho ſingt.)

Anſtand und hohe Würde,
Entfaltet dieſer Mann,
Sein Bauch, die ſchwere Bürde
Ihn nicht geniren kann.

An Wuchſe ein Adonis,
Tanzt er ein zweiter Veſtris,
Wer kann ſolch' Kunſt erreichen,
Selbſt Mignon muß ihm weichen.

Es glühen meine Wangen,
Ich fühl' ein heiß Verlangen,
Wer kann denn widerſtehen
Des Herzens heißen Wehen?

Ha, wahrlich ihn verſchmähen
Kann ich den Kalbskopf nicht!
Mag, was da will geſchehen,
Ich breche meine Pflicht.

(Der Magiſter fällt erſchöpft auf einen Stuhl, Mignon ſpringt zu ihrer Gebieterin auf den Divan.)

Kalbskopf. Uf, uf! — ich kann nicht mehr.

Sappho. Bravo! Freund Kalbskopf! Sie

haben Ihre Schuldigkeit gethan; wenn ſich wieder die Tanzluſt in Ihnen regt, kommen Sie zu mir. Leben Sie wohl, mich ruft die Toilette. Folge mir Martha.

(Sappho geht lachend durch eine Seitenthür ab. Martha folgt.)

Kalbskopf (allein.) Da ſtehe ich nun, wie der Ochs am Berge, möchte ich ſagen, wenn ein Magiſter ein Ochſe ſein könnte. Habe doch in meinem Leben bei den Damen wenig Glück gemacht, die Muſen ausgenommen; woher das doch kommen mag? — Nun ja, unſere moderne Sappho macht es wie einſt die antike Lais, ſie ſpricht: „kein Geld keine Liebe,“ und man kann von jener wie einſt von dieſer, wie ich merke, auch mit Recht ſagen: „non licet omnibus adire Corinthum.“ *)

Arie.

Nach der Melodie: „In dieſen heil'gen Hallen.“

Die Weiber haben Laünen,
Dies weiß die ganze Welt;

---

*) Lais, die berüchtigte griechiſche Buhlerin zu Corinth verkaufte ihre Gunſt zu ſehr hohen Preiſen. Demoſthenes reiſte ihrentwegen nach Corinth, kehrte jedoch, als Lais die Summe von ungefähr 1000 Thlrn. (nach unſerm Gelde) foderte, ohne ihre Reize genoſſen zu haben, nach Hauſe zurück, indem er ſagte: „So theuer will ich nicht Reue kaufen.“ Daher entſtand das oben angeführte Sprichwort, welches ſo viel ſagen will, als: „nicht jeder hat Geld genug, die Umarmungen einer Lais bezahlen zu können.“

Wer wird darüber ſtaunen?
Die Liebe geht nach Geld.

Man folge ſeinen Trieben,
So lang' die Jugend winkt;
Im Alter kann man lieben,
Wenn Geld dem Mädchen blinkt.

Kalbskopf gieb dich zufrieden,
Es iſt nun einmal ſo,
Kein Glück es lacht hienieden
Dem Menſchen wie dem Floh.

(Kalbskopf will abgehen. Unter der Thüre wird er von Hans von der Kloßbrüh über den Haufen gerannt.)

Scene 5.

Hans von der Kloßbrüh und Kalbskopf.

Hans. Hi, hi — karambolirt und den ſchwarzen gemacht!

Kalbskopf (an der Erde.) Wehe mir! (er rafft ſich mühſam auf und hinkt nach dem Sopha.) Wie können Sie aber, mein Herr! ſo unvernümftig in den Tag hinein rennen?

Hans. Geradezu iſt der beſte Weg, ſagt zu Hauſe meine alte Großmutter. Wie kann man aber gleich über den Haufen fallen, wenn man ein bischen unſanft berührt wird.

Kalbskopf (ſeufzend.) Ach, die Menſchheit, vorzüglich die gelehrte, iſt heute zu Tage ſehr ſchwach!

Hans. Hat der Herr denn Schaden genommen? Etwa einen Hals, ein Bein, einen Arm oder ſonſt etwas gebrochen?

Kalbskopf. Nichts von dem allen, wohl aber empfinde ich anderwärts große Schmerzen.

Hans. Schmerzen werden heut zu Tage nicht in Anſchlag gebracht, ſpricht meine Großmutter.

Kalbskopf. Was wollen Sie denn hier?

Hans. Ich will zur Mamſell Saftkopf — Sie ſind's doch nicht etwa?

Kalbskopf. Nein — ich bin der Hausfreund der Mademoiſelle.

Hans. Hausfreund — was iſt das?

Kalbskopf. Ein Hausfreund iſt ein Mann, der in einem Hauſe täglich aus- und eingeht, und von der Frau des Hauſes beſonders wohl gelitten iſt.

Hans. Ih ſehen Sie einmal — wenn ſich das ſo verhält, iſt unſer Paſtor auch meiner Mutter Hausfreund.

Kalbskopf. Das kann wohl ſein. — Aber was verlangen Sie denn eigentlich von der Mademoiſelle Sappho?

Hans. Ja davon ließe ſich viel ſagen, alter ſchwarzer Herr! aber ich ſchäme mich.

Kalbskopf. Die Scham müſſen Sie ganz und gar ablegen, junger Herr! — ſie iſt in der eleganten Welt längſt aus der Mode. Haben Sie Zutrauen zu mir, denn ich bin ein Menſchenfreund.

Hans. Potz Fiſchchen ja — ich glaube Sie haben Recht, Sie ſehen mir wirklich ganz ſo aus, wie ein Menſchenfreund, und lieber Herr Menſchenfreund! ich will auch mein Herz ganz vor Ihnen ausſchütten. Sehen Sie, ich bin der Hans von der Kloßbrüh; meinem Herrn Vater würde das ſchöne Gut Kümmelbuch, zehn Meilen von hier, gehören, wenn er noch lebte, aber da mein Herr Vater zu viel Ungarwein getrunken hat, iſt er ſchon vor ſechs Jahren geſtorben; nun würde das ſchöne Gut mir gehören, aber die Vormünder ſagen: „ich wäre noch zu jung und zu dumm“ und alſo gehört das ſchöne Gut bis jetzt meiner Frau Mama; da hörte ich denn ſo viel von den Herrlichkeiten der Reſidenzſtadt und lag der Mama Tag und Nacht an, mich einmal die Herrlichkeiten ſehen zu laſſen. Endlich wurde ihr Herz erweicht, und da ſprach ſie vor ſechs Wochen: Hänschen, du ſollſt zum Wollmarkt mit unſerm Knecht, dem Kaſpar, nach der Reſidenzſtadt fahren, aber das mußt du mir verſprechen, dich vernünftig zu betragen und dem guten Kaſpar wie einem Vater zu gehorchen. Ich verſprach alles, damit ich nur fort kam. Wir trafen hier ein und ſtiegen im Gaſthof zur blauen Mütze ab. Ja, ſehen Sie Herr! in einer ſolchen Stadt geht doch alles ganz anders zu, als auf dem Lande; mir waren da alle Dinge anfangs ſpaniſche Dörfer und ich betrachtete das Ganze ſo einfältig, wie ein Ochs das Scheunenthor, ja Sie können es glauben, ich machte recht dumme Streiche, aber der Gaſtwirth in der blauen Mütze, der iſt ein gar lieber, freundlicher Mann und nahm mich in Inſtruktion, jetzt geht es ſchon beſſer. Der Wollhandel ging dieſes Jahr vortrefflich, man ſagt: die engliſchen Juden ſeien dran Schuld, und der Kaſpar füllte die große lederne Geldkatze mit blanken Thalern ganz voll, aber der Lümmel hielt mich erſtaunlich kurz, nun er hat ſeinen Lohn — vor einigen Tagen bekam er das Nervenfieber und Morgen wird er begraben. Nun denken Sie ſich, jetzt habe ich die volle Katze, na, das ſoll ein Leben geben, ich gehe nicht nach Hauſe ſo lange ein Thaler übrig iſt, das thu' ich expreß der Mama und dem Paſtar zum Poſſen, ſie haben mich dafür genug ſchikanirt, und derweilen wächſt ja den Hämmeln wieder neue Wolle. — An der Wirthstafel hörte ich viel von der Mamſell Saſtkopf ſprechen, und die jungen Herren machten ein erſchreckliches Weſen aus ihr; da fragte ich den Wirth von der blauen

Mütze: „Was iſt denn das für ein Menſch?“ — „ach,“ antwortete der, „gnädiger Herr! das iſt ein Mädchen, die müſſen Sie ſehen, und verſtehen Sie mich, mit Geld iſt mit der was anzufangen.“ Nun ſehen Sie, ich verſtand wohl, denn der Dümmſte bin ich nun gerade auch nicht mehr, Geld hab' ich ja, und ſehen Sie, da bin ich denn hergegangen, um etwas anzufangen.

Kalbskopf (ſehr freundlich.) Lieber, junger, gnädiger Herr! daß Sie ſich vergnügte Tage machen wollen, darin geb' ich Ihnen ganz Recht, denn man lebt nur einmal und die Jugend muß man genießen, aber ſehen Sie, der blaue Mützenwirth iſt ein Eſel, der weiß ſelber nicht Beſcheid, Sie ſollten Jemanden haben der Verſtand und Grütze im Schädel hat und Ihnen Anleitung gäbe in allem, denn Sie ſind zwar ein kluger Herr, aber die Erfahrung fehlt.

Hans. Ja da haben Sie Recht. Ich ſollte ſo einen recht durchtriebenen Spitzbuben um mich haben, der ſchon mit allen Hunden gehetzt — wie meine Großmutter ſpricht — und die Reſidenzſtadt aus- und inwendig kennte. Können Sie mir keinen ſolchen Kerl empfehlen? verſtehen Sie mich recht — ich bezahle gut.

Kalbskopf (ſehr höflich.) Ich ſelbſt ſtehe Ew. Gnaden mit dem größten Vergnügen zu Dienſten.

Hans. Wie, Sie wollen? — O Sie herrlicher

Menſchenfreund Sie, dafür muß ich Sie küſſen; (er umarmt den Magiſter.)

Kalbskopf. Gleich werde ich Ihnen einen Beweis geben, gnädiger Herr! wie gut ich es mit Ihnen meine. Daß mit Geld bei der reizenden Sappho etwas anzufangen, darin hat der Kerl von der blauen Mütze freilich nicht ganz Unrecht, aber ſo geradezu geht das denn doch nicht. Das Dämchen hat ihre Launen, und will behutſam angefaßt ſein, wie eine überreife Aprikoſe. Wenn Sie mit der Thür in's Haus fallen, kommen Sie wahrhaftig ſchlecht weg.

Hans. Nun das iſt ſauber — mit der Thüre in's Haus zu fallen, gerade das iſt meine Manier, was iſt da anzufangen?

Kalbskopf. Warten Sie einmal, ich werde mich bedenken. (er ſinnt) Ja richtig, ſo geht es, Sie überreichen ihr ein Gedicht, das Ihre Gefühle ausſpricht. — Dann reden Sie wenig und handeln viel, aber alles mit einer gewiſſen Façon, ich werde Sie näher noch inſtruiren. Heute überreichen Sie das Gedicht, morgen einen prächtigen Shawl, übermorgen eine ſchöne goldene Uhr — den vierten Tag ſind Sie am Ziel.

Hans. O ſchön, o herrlich! — aber wo nehm' ich ein Gedichtchen her?

Kalbskopf. Dieſes mache ich jetzt ſchnell.

Hans. O Sie allerliebſter Menſchenfreund —

Sie ſind ja ein ganz verfluchter Kerl Sie. (er umarmt den Magiſter abermals.)

Kalbskopf (ihn abwehrend.) Sachte, ſachte nur! Hier iſt Dinte und Papier, gedulden Sie ſich eine Minute nur. (er ſetzt ſich an den Tiſch und ſchreibt.)

Hans. (geht in der Stube auf und nieder, und trällert halblaut vor ſich hin:)

Iſt mir all' eins, iſt mir all' eins,
Ob ich Geld hab', oder keins;
Hab' ich Geld, ſo bin ich luſtig,
Hab' ich keins, ſo bin ich durſtig.
Iſt mir all' eins, iſt mir all' eins,
Hab' ich Geld, oder hab' ich keins.

Ach nun bin ich müde, muß man ein wenig ſitzen.

(Er ſetzt ſich auf einen Stuhl, auf dem Sappho's Guitarre liegt. Das Inſtrument geht krachend in Stücken. Kalbskopf und Hans ſpringen beide erſchrocken auf.)

Kalbkopf. Zum Teufel auch, was haben Sie gemacht?

Hans. Der Teufel mag es wiſſen.

Kalbskopf (geht zum Stuhl.) Nun da haben wirs. Sappho's Guitarre zuſammengedrückt wie einen Mehlbrei. Das wird ein ſchönes Spektakel geben. Sehen Sie, gnädiger Herr! wie Sie ſich aus der Affaire ziehen, am beſten iſt es, ich mache mich aus dem Staube. Heute Mittag bin ich bei Ihnen in der blauen Mütze. (er geht ſchnell ab.)

Hans (ihm nacheilend.) Um Gotteswillen, Menſchenfreund! verlaſſen Sie mich nicht. (zurückkehrend) Fort iſt er. Nun das iſt mir eine ſchöne Geſchichte, was fang' ich nur gleich an. Am klügſten wird es ſein, ich laufe auch davon.

(Er will gegen die Hauptthüre, bevor er aber dieſelbe erreichen kann, tritt Martha aus der Seitenthüre und zieht Hanſen am Rockſchoße auf den Vordergrund der Bühne.)

Scene 6.

Martha und Hans.

Martha. Herr Landsmann! wohin? — bitte ein wenig zu verziehen; was giebt's denn hier für einen Skandal? (ſie erblickt die Trümmer der Guitarre an der Erde liegen) Gott ſteh' mir bei, was ſehen meine Augen, Sappho's neue Guitarre entzwei! (heftig auffahrend) Der Thäter, mein Herr, ſind Sie! und wollten noch obendrein entfliehen? Sogleich ſchicke ich nach der Wache und laſſe Sie arretiren!

Hans (ſehr erſchrocken.) Um Gotteswillen nicht. Ich bin eines reichen Edelmannes reicher Sohn, will ja gerne die Scherben doppelt bezahlen.

Martha (plötzlich beſänftigt.) Ach, das iſt etwas anderes, ich bin Dero gehorſamſte Dienerin, bitte um Pardon.

Hans. Was koſtet die Geſchichte, will alles ſogleich berichtigen.

Martha. Eine Kleinigkeit, zehn Louisd'or.

Hans (bei Seite.) Schwerenoth! das war ein theurer Sitz. (er ſchnallt eine große Geldkatze ab und zählt Gold auf den Tiſch) Hier, wertheſte Madam, iſt das Verlangte, und auch ein kleines Trinkgeldchen für Sie.

Martha (indem ſie das Geld einſtreicht.) Vielmal obligirt. Hochdieſelben ſind ja ein recht großmüthiger, generöſer Kavalier. Aber wenn ich ſo frei ſein darf zu fragen, was ſuchen Ew. Gnaden denn hier?

Hans. Ach, du lieber Gott! beſte Mutter, vor mein Leben gern möchte ich die Jungfer Saftkopf ſehen, ſprechen und —

Martha. Aha! ich verſtehe wohl, in dieſem Hoſpitale alſo liegen wir krank. Nun ſehen Sie, gnädiger Herr, eine Hand wäſcht die andere und dann werden ſie beide rein. Sappho wollte dieſen Morgen zwar niemanden mehr ſprechen, allein warten Sie nur, ſie ſoll doch wohl. (ſie geht durch die Seitenthür ab.)

Hans (allein.) Der Sturm gieng glücklicher vorüber, als ich hoffen konnte, und beinahe iſt mir es nun lieb, daß mich der ſchwarze Haſenfuß verließ.

Wer weiß welches Glück meiner heute noch wartet. Es ſcheint mir doch beinahe, der Wirth in der blauen Mütze hat Recht, wenn er behauptet, daß man mit Geld ſelbſt Berge verſetzen könne.

(Sappho, in ein elegantes Morgennegligé gekleidet, tritt ein.)

Scene 7.

Sappho und Hans.

Hans (bei Seite.) Sapperlot, das iſt ein tüchtiges Menſch, hat Knochen am Leibe wie Schulzens Grete und iſt braun dabei, das iſt gerade meine Lieblingscouleur. (Er tritt Sappho, komiſche Kratzfüße ſchneidend, linkiſch entgegen.)

Sappho (lächelnd.) Sein Sie mir gegrüßt mein Herr, was ſteht zu Ihrem Befehl?

Hans (kratzt ſich hinter den Ohren.) Ja, was ſage ich nun gleich. (Er nimmt das Blatt Papier vom Tiſche, auf welches Kalbskopf in der vorigen Scene geſchrieben hat, und giebt es an Sappho.) Hier Mamſellchen, hier ſteht's. — Der Menſchenfreund hat's aufgeſchrieben.

Sappho (nimmt lächelnd das Papier.) Ei, ſeht doch, ein Gedicht! das iſt ja recht feinſinnig, recht zart und galant. (Sie ſieht auf das Blatt und lieſt:) „Streben, Geben, Leben, Herz, Schmerz.“ (laut lachend) Aber du lieber Gott, das ſind ja lauter Endreime eines Gedichts, ein bloßes Skelett.

Hans. Verzeihen Sie, es iſt kein Skelett, es iſt ein Bogen Papier.

Sappho. Ha, ha! nun mein lieber Herr! — wie heißen Sie? —

Hans. Hans von der Kloßbrüh, meine Mutter heißt Anne Margaretha und iſt eine geborne Freyin von Stirzelbirtz, mein Großvater —

Sappho. Schon gut, mein Herr von der Kloßbrüh! erzählen Sie mir dies alles ein andermal, ich habe jetzt wirklich nicht Zeit Sie anzuhören, indeß iſt es mir ſehr lieb Ihre intereſſante Bekanntſchaft gemacht zu haben; dürfte ich Sie wohl bitten, mich zu beehren, morgen Abend auf eine Taſſe Thee. —

Hans. Verzeihen Sie, ich trinke nur Thee wenn ich krank bin.

Sappho. Nun ſo nehmen Sie bei mir ein frugales Abendbrod ein.

Hans. Na hören Sie, ſo was nehm' ich an, da bin ich dabei. Ich will Ihnen im Vertrauen etwas bekennen, aber Sie müſſen es auch niemanden wieder ſagen.

Sappho (geſpannt.) Sprechen Sie frei.

Hans. Teltower Rüben und Hammelfleiſch — das iſt mein Lieblingsgericht.

Sappho. Ich werde dafür ſorgen.

Hans. Habrobobo! Um welche Stunde ſoll ich morgen Abend kommen denn?

Sappho. Ich denke um 7 Uhr.

Hans (legt nachdenkend den Finger an die Naſe.) Nein, meine liebſte Jungfer! nein, das geht wahrhaftig nicht.

Sappho. Warum denn nicht?

Hans. Für dieſe Zeit bin ich mit dem Wirthe in der blauen Mütze, wo ich logire, für immer engagirt auf eine Parthie Schafkopf. Aber nach 8 Uhr muß er Butterbrodte ſchmieren für die Herren Stammgäſte, dann werde ich kommen, Mamſell! wenn es Ihnen gefällt.

Sappho. Sie werden mir zu jeder Stunde willkommen ſein.

Hans. Ach Sie ſind ſo erſchrecklich gütig, daß ich bin ganz weg. Ich bin Ihnen aber auch ſo gut wie der ſelige Adam im Paradieſe der Eva geweſen iſt. Der Schwarze hat Recht, es wird ſich ſchon alles geben. Heute noch kommt der Baladernfall, morgen die Uhr — und übermorgen Heiſa Juhe! (er macht einen ſonderbaren Sprung, küßt dann Sappho's Kleid und rennt davon.)

Sappho (allein.) Ein Dummkopf ohne Gleichen, das iſt wahr — aber ein guter Tropf ſcheint er zu ſein. Iſt auch geſund und rüſtig wie ein Herkules, hat viel Geld und iſt ein Verſchwender, wie

Martha behauptet, und die hat einen ſcharfen Blick in dergleichen Dingen. — Hm! kann eine gute Ernte geben — ſie kommt aber auch erwünſcht. (durch die Seitenthüre ab.)

Scene 8.

(Pfaffhahn und Suppenkraft treten durch die Hinterthüre ein.)

Pfaffhahn (indem er die Uhr herauszieht.) Noch nicht zwölf — da ſind wir zu früh daran, noch ſitzt ſie an der Toilette. Müſſen warten, lange dau'rt es doch nicht mehr.

Suppenkraft. Iſt es denn wahr, daß ſie meinen Stand nicht wohl leiden mag? —

Pfaffhahn. Und kannſt du es ihr verdenken? — Viele deiner Kameraden haben wenig Geld und ſind dabei höchſt indiskret. Keine empfehlungswürdige Eigenſchaften bei einem klugen Mädchen von Sappho's Schlag.

Suppenkraft. Freilich war. (Pauſe — er lacht laut auf.) Originell iſt das, hol mich der Teufel!

Pfaffhahn. Was denn?

Suppenkraft. Vergebens ſuchte ich bei dem Mädchen Entrée, da wende ich mich an ihren erklärten Liebhaber, und — der führt mich ein.

Pfaffhahn. Das beweiſt, daß der erklärte Liebhaber kein Eſel iſt, und zu leben verſteht.

Suppenkraft. Nun, du kannſt dich darauf verlaſſen, ich bin ein Mann von Ehre. Gelang' ich zum Ziele, erhältſt du auf der Stelle zehn Louisdor. Aber wie arrangiren wir die Sache?

Pfaffhahn. Hm — an einem Abende, den ſie frei hat, bitte ich mich mit dir zu ihr. Eine Parthie Whiſt wird entreprenirt, ich werde abgerufen, du bleibſt allein mit ihr, das übrige überlaſſe ich dir. Vor allem empfehle ich große Generoſität und eine gewiſſe Delikateſſe, denn das Mädchen hat Grillen im Kopfe.

Suppenkraft. Bon!

Scene 9.

Sappho und die Vorigen.

Sappho (noch unter der Thür.) Wenn mir recht iſt, hörte ich des Geliebten Stimme?

Pfaffhahn. Ganz recht, mein Schatz! komm nur heraus.

Sappho (eintretend, eilt Pfaffhahnen entgegen.) Tauſendmal willkommen mein Roderich! (erblickt Suppenkraft und tritt kalt zurück.) Ei, nicht allein, wie ich ſehe?

Pfaffhahn. (Suppenkraft präſentirend.) Mein Freund, der Herr von Suppenkraft. Er brannte vor Begierde deine Bekanntſchaft zu machen. Er iſt ein braver, ehrliebender Kavalier.

Suppenkraft (Sappho die Hand küſſend.) Verzeihen Sie die Kühnheit hochberühmte Dame!

Sappho (ziemlich kalt.) Sein Sie mir gegrüßt. Des Herrn von Pfaffhahns Freunde ſind mir ſtets willkommen. Bedauere nur, daß die Zeit nicht günſtig iſt, in der Sie mich beſuchten, ich verſprach einer kranken Freundin einen Beſuch, und ſtehe auf dem Sprunge.

Suppenkraft. O geniren Sie ſich nicht, Mademoiſelle! von Ihrem gütigen Blicke wird die arme kranke Freundin allein ſchon geſunden, ohnehin iſt heute große Parade, da muß ich hin; doch behalte ich mir das Glück vor, Ihnen ein ander Mal aufzuwarten.

Sappho. Wird mir angenehm ſein.

Suppenkraft (ſich empfehlend.) Serviteur!

Sappho. Leben Sie wohl.

Pfaffhahn. A revoir mon ami!

Suppenkraft. In der Reſſource, s'il vous plait. (ab.)

Scene 10.

Pfaffhahn und Sappho.

Pfaffhahn. Hm, ziemlich kalt nahmſt du meinen Freund auf, das iſt mir nicht lieb.

Sappho. Pfaffhahn!

Pfaffhahn. Was giebt's?

Sappho. Du verwundeſt mein Zartgefühl.

Pfaffhahn. Ei, wie ſo?

Sappho. Muß ich dir das erſt noch ſagen!

Pfaffhahn. Sappho, ſpiel' doch nicht das Romanenkind. Wir ſind ja aufgeklärte Menſchen, über die Vorurtheile der Jan Hagels erhaben. Es iſt einmal dein Gewerbe, der Suppenkraft iſt reich und raſend verliebt, da läßt ſich eine niedliche Pfeife ſchneiden, demungeachtet bleibt es mit uns bei'm Alten.

Sappho. Pfaffhahn!

Pfaffhahn. Na nun —

Sappho. Unſelige Schickſale brachten mich dahin, doch verachte ich ein ſolches Leben. Herzlich und innig liebe ich dich, an Beweiſen fehlt es dir gewiß nicht. Bald habe ich ein Kapitälchen geſammelt, ich kaufe die kleine Inſel vor dem rothen Thore, ich gebe dieſe unſelige Exiſtenz auf, wir heirathen uns und leben ganz der ſüßen Liebe.

Pfaffhahn. Recht ſchön ausgedacht, doch damit hat es noch Zeit, wir werden ja ſehen.

Sappho (heftig.) Du biſt unausſtehlich — ein kalter Klotz!

Pfaffhahn. Nicht doch, mein ſüßes Kind. Mein Herz brennt vor Liebe. Embraſſire mich m'amie! (er giebt ihr einen lauen Kuß, und gähnt bei Seite.)

Sappho. Roderich!

Pfaffhahn. Ich höre.

Sappho. Ich liebe dich wie mein Leben, gäbe das letzte Hemd vom Leibe für dich hin,– aber ſieh, wenn du mir untreu würdeſt, wäre ich wüthend — du kennſt mich nicht von der Seite, auf die gemeinſte Art könnte ich handeln an dir.

Pfaffhahn. Ich zweifle keine Minute daran. Aber darüber ſei ruhig mein Herzchen, ich bleibe dir zehn Jahre nach der Ewigkeit noch treu.

Sappho. Und wirſt ganz der Meinige ſein, werden und bleiben, nicht wahr?

Pfaffhahn. Sans doute.

Sappho. Du biſt ein lieber Junge. (neue Umarmung.) Ich endige meine Toilette, willſt du mit mir in mein Ankleideſtübchen? ein Frühſtückchen wartet dein.

Pfaffhahn. Verzeihe, dringende Geſchäfte rufen mich.

Sappho. Nun, wie du willſt, mein Guter! komm nach Tiſche ein Stündchen zu mir.

Pfaffhahn. Werde nicht ermangeln. Aber Herzensmädchen, ein dringend Anliegen hab' ich noch an dich, — weiß der Teufel wie es kommt, ich befinde mich ſchon wieder in dringender Geldverlegenheit.

Sappho (ernſthaft.) Aber lieber Junge! du vergeudeſt doch auch gar zu viel, ich bitte dich, ſchränke dich ein, daß wir bald das Inſelchen occupiren, dort ſollſt du allein Herr und Gebieter ſein; heute zwar hoffe ich, winkt mir das Glück, komm nur nach Tiſche, ſollſt Geld dann haben. Du weißt ja, alles theil' ich mit dir.

Pfaffhahn. Du gutes, herrliches Mädchen du! (abermalige Umarmung. — Pauſe.)

Sappho (ſich losreißend.) Adieu kleiner Schelm!

Pfaffhahn. Je vous salue, mein Leben!

(Sappho ab, ſie wirft in der Thüre dem Geliebten noch Küſſe zu.)

Pfaffhahn. (allein.) Eine ſentimentale Hätäre kommt mir vor, wie ein Arlequin im Haarbeutel en chapeau bas; das iſt ein Kreuz und ein Leiden, wenn man ſich ſo geliebt ſieht, und durchaus nicht Luſt hat, es zu erwidern. Sie geht bereits in's alte Eiſen und könnte beinahe meine Mutter ſein. Wie ekelhaft und zuwider iſt mir das Mädchen, doch muß ich vor der Hand von ihrer Thorheit noch Vortheil ziehen. Doch lange halt' ich es nicht mehr aus.

Glücklich hab' ich ſeit einiger Zeit pointirt, heut Abend will ich es einmal mit einem eignen Bänkchen probiren, nur drei Abende holde Fortuna ſei mir günſtig! — Dann mach' ich mich aus dem Staube.

Arie.

Melodie aus dem Pumpernickel: „Wenn auf die Männer wir freundlich blicken."

Wohl kann die Liebe Männer beglücken,
Wenn ſie aus jungem Herzen ſteigt;
Doch alte Jungfern — ſie zu berücken,
Der Jüngling ſich zu ihnen neigt.
Lalala — la la!

Ein Blick von uns kann verliebt euch machen,
Euch täuſcht ein Händedruck ſogleich,
Wir müſſen herzlich darüber lachen,
Und treiben bloßen Scherz mit euch.
Lalala — la la!

Zwar können wir leicht das Herz verſchenken,
Wenn ein art'ges Mädchen wir ſehen;
Doch will *die Alte* an Liebe denken,
So laſſen wir das Gänschen ſtehn.
Lalala — la la!

(Durch die Seitenthüre linker Hand ab.)

Scene 11.

(Haſper a Spada in altdeutſchem Anzuge, eine Luthermütze auf dem Kopfe, tritt durch die Hinterthüre ein.)

Haſper. Es iſt, hol' mich der Teufel, zum Raſendwerden! die Metze koſtet mich ſchon raſendes Geld, und doch kann ich die Raſerei nicht laſſen, ihr raſend gut zu ſein. Das macht aber, weil ſie ein raſend kluges, feines Mädchen iſt, und ich ein raſend dummer Kerl bin. Da hab' ich nun nach raſend langer Zeit einmal wieder einen raſend kleinen Wechſel erhalten, und ſogleich zieht er mich mit raſender Gewalt wieder hieher, obwohl ich raſend viele Schulden habe, und meine Gläubiger raſend grobe Kerls ſind. Die Menſchen ſind doch wahre raſende Thiere, beſonders wenn ſie ſo raſend jung, ſo raſend feurig und ſo raſend deutſch ſind, wie unſereiner raſenderweiſe. Hier iſt alles raſend ſtill, niemand will ſich ſehen laſſen, das iſt ja um raſend zu werden. Nun, wenn nicht bald jemand herbeikommt, ſo werde ich einen ſo raſenden Skandal anrichten, daß ſie wohl wie die Raſenden raſenderweiſe herbeiraſen werden. (Er wirft ſich auf's Sopha und ſingt, indem er mit ſeinem Ziegenhaiger den Takt ſchlägt.)

Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus

Post peractam juventutem
Post molestam senectutem
Nos habebit humus.

(Schrei't lauter.)

Sucht ihr des Goldes Stein?
Auch den bannt euch der Wein;
Seht das Rezept:
„Leer' zweimal dreimal neun
„Gefüllte Becher Wein
„Und reicher wirſt du ſein
„Als ein Adept."

(Er brüllt aus vollem Halſe.)

Ich will einſt, bei Ja und Nein,
Vor dem Zapfen ſterben.
Alles, meinen Wein nur nicht,
Laß' ich frohen Erben.
Nach der letzten Oelung ſoll,
Medock noch mich färben;
Dann zertrümmere mein Pokal
In zehntauſend Scherben.

(Er ſchlägt mit ſeinem Ziegenhainer das Glas in Trümmer, welches auf dem Tiſche ſteht.)

Scene 12.

(Sappho tritt ſchnell aus der Seitenthüre.)

Sappho und Haſper.

Sappho. Iſt denn hier die Hölle ledig? — (ſie erblickt Haſpern) Ei ſiehe da, mein raſender Roland. — Wie geht es denn, alter Teutonenjunge? — lange ſahen wir uns nicht, ſchon glaubte ich dich relegirt.

Haſper. Hol mich der raſendſte Teufel, es war auch viel beſſer nicht. Ich war in raſendem Schwulibus, hatte da einen raſenden Philiſter geprügelt, der raſenderweiſe gegen das raſende Turnthum raiſonnirte; ließ mich darauf der raſende Rektor höchſt raſenderweiſe in den Carcer ſchmeißen, als ich wieder entlaſſen wurde, ſchmiß ich dem raſenden Pedanten die Fenſter raſend ein, kam es heraus, ſo erwarteten mich raſende Dinge, doch — (er trällert)

Wir Burſche ſind fidele Brüder,
Kein Unfall ſchlägt uns ganz darnieder.

Schon war ich raſend auf dem Hunde, da traf dieſen Morgen ein raſend hoher Wechſel von meinem raſenden Alten ein; heute Nachmittags erheb' ich ihn. Du weißt, liebliche Meredrix! wie raſend gut ich dir bin, heute mußt du mir eine raſende Götternacht gewähren, ſonſt werde ich vor Wuth ein raſender Narr.

Sappho. Ach lieber raſender Herzensjunge! heute erſt ein Narr zu werden, riskirſt du auf keinen Fall. Ich bin raſend unglücklich, daß du deine Zeit ſo ſchlecht gewählt haſt. Nur zwei Minuten habe ich Zeit dich zu ſprechen — und was die ſogenannte Götternacht betrifft — du weißt ja wohl, ich bin dir gut, aber heute kann ich Sie dir nicht gewähren, morgen auch nicht, doch — denke ich, übermorgen ſoll es gehen. Auf jeden Fall aber beſtimme ich dir noch näher durch ein Billet die Zeit des Rendez-vous.

Haſper. Das iſt ja gerade zum Raſendwerden. Uebermorgen erſt? — wie raſend lang für meine raſende Sehnſucht! aber das ſag' ich dir, dann halte wenigſtens Wort, oder ich mache dir (ich ſchwöre es in des raſenden Jahns und in des raſenden Arndts raſenden Namen) einen raſenden Trödel. (er reißt Sappho gewaltſam zu ſich auf den Sopha.) Allons hieher, raſend liebes Mädel, gieb mir wenigſtens a Conto einen raſenden Kuß.

Sappho. Höre einmal, raſender Menſch! die raſenden Fauſtrechtsſitten ſind bei mir nicht applicabel, das weißt du wohl. Den verlangten Kuß kann ich dir nur unter der Bedingung geben, wenn du mir verſprichſt, dann mich ſogleich zu verlaſſen.

Haſper. Nun wohl, in des raſendſten Teufels Namen — es ſei. (er giebt Sappho einen Kuß der lange nicht enden will.)

Sappho (ſich ſträubend.) Laß mich endlich los, raſender Menſch.

Haſper. Nun, nun, ich gehe ja ſchon. (er ſpringt auf.) Nur halte bald dein Wort, das rathe ich dir, ſonſt ſiehſt du mich raſend wieder. (er geht ab.)

Sappho (allein.) Lange darf ich den nicht hinhalten, ſonſt werden die Füchſe alle, ich kenne ihn — er vergeudet in drei Tagen, wovon er ein halbes Jahr lang leben ſoll. Doch heute Abend kommt der Roſenſinn, der ſüßliche Jude, vor Allen gebührt der Vorrang dem, denn er ſpendet am reichlichſten, und iſt mein zuverläſſigſter Kunde; den Abend morgen vollbringe ich mit dem fremden dummen Junker bei einem Gericht Rüben, doch übermorgen, wenn nichts Beſſeres dazwiſchen kommt, ſei der Raſende Herr und Meiſter.

(Martha tritt ein.)

Scene 13.

Sappho und Martha.

Sappho. Was giebt's?

Martha. Ein neuer Vogel iſt in's Netz gefallen.

Sappho. Was trägt er für Gefieder?

Martha. Ein alter, dummer Bierbrauer aus der Provinz, altfränkiſch und ſchlecht gekleidet.

Sappho. Pfui, befaſſe mich nicht mit dem Kerl. Ueberlaſſe ihn der Gröſchel; bin überdieß gerade überſetzt.

Martha. Könnte aber doch ſein, daß mit dem Kerl viel zu machen wäre. — Der Schein trügt, derlei Leute verdienen viel Geld, ſind dumm — Alter ſchützt vor Thorheit nicht.

Sappho. Schweig, ich will nichts mit dem Kerl zu ſchaffen haben. Die Gröſchel ſoll ihn empfangen, dabei bleibt's. Muß ihn aber in der Nacht herbeſtellen, denn ſieht man Abends, wenn es noch helle iſt, einen ſolchen Burſchen in's Haus ſchleichen, leidet meine Reputation. (durch die Seitenthüre ab.)

Martha. (allein.) Nun die hat auf einmal wieder den hochmüthigen Rappel, meinetwegen — thu ſie was ſie will. (Sie öffnet die Hinterthür.) Iſt's gefällig wohledler Herr, hier einzutreten? (Porter erſcheint) Wollen Dieſelben gefällig Platz auf dem Sopha nehmen, gleich wird meine Gebieterin erſcheinen.

Porter. Nun mache Sie nur Mutter, daß es nicht zu lange währt, ich bin kein Liebhaber vom Warten.

(Martha ab.)

Scene 14.

Porter. (Allein.)

(Er wirft ſich mit ſolcher Gewalt auf das Sopha, daß die ganze Bühne erſchüttert wird. — Pauſe.)

Nun Zacharias, hier ſitzeſt du nun, — machſt du aber auch keinen dummen Streich? — Hm, wofür bin ich denn in die Hauptſtadt gekommen? — Habe keine Kinder, ein altes ſchwindſüchtiges Weib und viel Geld; wollte mir da nach manchem mühevollen Jahre auch einmal ein Gaudium machen, vor meinem Tode noch die Hauptſtadt, die berühmte ſehen, und dort alles beſchauen und genießen, was zu ſehen und zu koſten iſt. Hab' mir aber doch größern Spaß, größere Herrlichkeit gedacht, als ich in der Wirklichkeit fand; denn was habe ich denn eigentlich geſehen? — Hm — ja — den großen ſchönen Saal der Akademie der Wiſſenſchaften, wie ſie das Ding nennen; ja, ja, der Saal iſt groß und lang, da läßt ſich mit Kommodität mancher Unſinn ſchwatzen, doch der ſchöne Mauleſelſtall darneben gefiel mir doch beſſer. Den großen ausgebalgten Stockfiſch im Rathsherrenſaal, den der große Kaiſer Karl einſt einem hieſigen Bürgermeiſter verehrte, ja — den ſah ich auch; es iſt ein ſchönes, reſpektables Thier, der große Stockfiſch im Rathsherrenſaal. — Die Dampfmaſchinen — ja die haben mir gefallen, der Dampf iſt doch ein köſtliches Ding, wenn man verſteht ihn gehörig zu brauchen. Wär ich jünger noch und weniger reich, die Dampfmaſchinen führte ich auch ein in meiner großen Brennerei zu Fröhlichsau; doch nun verlohnt es der Mühe nicht mehr, bei mir wird der ſchlechte Lebensdampf ohnehin bald verrauchen. — Hörte da viel von einem luſtigen Mädchen hier, die ſich einen griechiſchen Namen gegeben, ſoll eine kluge Görre ſein, einzig in ihrer Art; Fürſten und Grafen frequentiren ſie. — Sticht mich da in meinen alten Tagen noch einmal der Kitzel. Theuer ſoll der Spaß ſein, doch was die heutigen Grafen bezahlen können bezahlt der Porter auch, und gingen auch für eine Nacht ein halb Dutzend Tonnen Bier zum Teufel. — Was thut das dem Zacharias Porter aus Fröhlichsau? — (er gähnt.) Läßt mich lange warten die Mamſell die — nun, bin ohnedies müde, ruhe mich da gerade ein wenig kommode aus.

(Er trällert nach der Melodie des alten Deſſauers:)

Grüne — grüne — grüne Peterſilie,
Grüne Peterſilie und Kopfſalat —
Grüne Peterſilie und Kopfſalat, u. ſ. w.

(Er ſchlummert während des Singens ein, und ſchnarcht ſehr laut.)

(Magdalena Gröſchel tritt ein.)

Scene 15.

Magdalena und Porter.

Magdalena. Votre servante, Monsieur!

(Porter ſchnarcht.)

Magdal. Nun das iſt ſchön, der Kerl iſt eingeſchlafen. (indem ſie ihn rüttelt, ſchreit ſie ſehr laut:) Votre servante, Monsieur!

Porter (erwachend.) Nun was giebt's denn? (er reibt ſich die Augen.) Was will Sie? (er beſinnt ſich) Ha, ha, nun fällt's mir bei, wo ich bin; habe da nur ein wenig geſchlafen. Was hat die Jungfer geſagt und geſprochen?

Magdal. Ich nannte mich Ihre Dienerin.

Porter. Nun ſo nenn' ich mich auch Ihren Diener. (bei Seite) Schön iſt das Menſch nun eben nicht gar ſehr, jung auch nicht mehr. Hm — wird geheime Verdienſte haben. —

Magdal. Was ſteht zu Ihrem Befehl?

Porter. Hm — wie kann Sie noch fragen. Um Erbſen auszuleſen, kommt wohl keiner hieher. Nun ſag' Sie hurtig, was koſtet die Fahrt?

Magdal. Ei, mein Herr! eine ſolche unzarte Behandlung ſind wir hier nicht gewohnt.

Porter. Ei was! Schnickſchnack! Mach' Sie nicht viel Federleſens, ſag' Sie was Sie begehrt, kurz und rund. Will Sie nicht, ſo laß Sie es bleiben, und ich ſcher' mich meiner Wege. Damit iſt's abgemacht. (er ſteht auf.)

Magdal. (bei Seite.) Nun das geſteh' ich, der macht kurzen Prozeß. (laut) Wohlan denn, weil Sie es haben wollen, ſo ſage ich Ihnen hiemit: einem ſo biedern geraden Manne ergiebt man ſich für zwanzig Dukaten.

Porter. Schwerenoth! das iſt viel — läßt Sie nicht handeln?

Magdal. Pfui doch. — Wenn Sie nicht wollen, ſo laſſen Sie es bleiben, und ſcheren Sie ſich Ihrer Wege.

Porter. Bravo! das laß ich mir gefallen. Hübſch kurz und geradeweg. Doch noch eins thu' Sie mir ſagen. Zahlen denn die vornehmen Herren, die zu Ihr kommen, auch ſo viel?

Magdal. Hm — wohl noch mehr.

Porter. Das wär' der Teufel! — wie viel geben denn die?

Magdal. Fünf und zwanzig bis dreißig Dukaten.

Porter. So — und warum denn fodert Sie weniger von mir? Sie meint wohl, der Zacharias Porter aus Fröhlichsau könne nicht ſo viel bezahlen, als ein ſolcher Sauſewind? Höre Sie, da ſchießt Sie einen gewaltigen Bock. (er zieht die Börſe, und zählt Gold auf den Tiſch.) Hier ſind ſechs und dreißig Dukaten, doch das ſag' ich Ihr, dieſe Nacht muß es noch vorwärts gehen.

Magdal. Wer könnte einem ſolchen herrlichen, braven Manne widerſtehen? Es ſei.

Porter. Um welche Zeit ſtell' ich mich ein?

Magdal. Ja ſehen Sie, werther Herr Porter! das kann ich Ihnen jetzt noch nicht ſagen, es hängt von Umſtänden ab. Doch werde ich Ihnen zuverläſſig Nachmittags die Stunde des Stelldichein ſchriftlich melden. Wo wohnen Sie um Vergebung?

Porter. Im abgeſtandenen Hecht, dort am großen Platze, links neben der Kirche gleich. Aber das ſag' ich Ihr, hoffe Sie nicht, mir einen Zopf zu drehen, ich verſtehe in dem Punkte keinen Spaß, und hält Sie nicht Wort, gerathen wir einander in die Haare.

Magdal. Sein Sie ganz ruhig, ich bin ein Mädchen von Ehre.

Porter. Nun wohl, ich gehe.

Magdal. Noch einen Kuß, herrlicher Mann!

Porter. Gott bewahre! ich mache Geſchäfte im Großen nur, konnte die Terminalzahlungen in meinem Leben nicht leiden, Sie entrichtet Ihre Schuld mit einem Mal und auf einem Bret. Verſteht Sie mich?

Magdal. Wie Sie befehlen.

Porter. Gott befohlen. (er geht ab.)

Magdal. (indem ſie ihn bis zur Thüre begleitet.) Leben Sie wohl! Bald erhalten Sie Kunde von mir.

Magdal. (allein.) Das iſt ein liebenswürdiger Sonderling — zahlt mehr noch als man begehrt, dieſes kommt ſelten vor im menſchlichen Leben. (ſie geht an den Tiſch und betrachtet das Geld.) Schöne, herrliche Füchſe! die helfen einem armen Mädchen wieder ein wenig auf die Beine, dafür kleide ich mich vom Kopf bis zu'n Füßen neu. Sind doch kurioſe Weſen die Männer, geben da ſo viel Gold dahin für — wenn man es bei'm rechten Licht betrachtet — für nichts.

(Sie will das Geld vom Tiſche ſtreichen, Sappho tritt plötzlich aus der Seitenthüre und verhindert ſie daran.)

Scene 16.

Sappho und Magdalena.

Sappho. Sachte, ſachte mein Kind, ſo haben wir nicht gewettet. Ich hörte dort im Kabinett alles mit an. Du haſt dich ſehr gemein benommen, meine Gute! machſt meinem Unterrichte ſchlechte Ehre, doch für diesmal verzeihe ich dir. Hier haſt du ſechs Dukaten, kannſt damit wohl zufrieden ſein, das andere fällt in meine Kaſſe. (ſie nimmt das Geld.)

Magdal. Wie, Rieke! wäre es möglich? — ſo niederträchtig, ſo gemein handelſt du an mir? — Du haſt mir den Brauer einmal überlaſſen, was geht es dich an, was er mir giebt?

Sappho. Nur meinem Namen, den du dir beigelegt, verdankſt du dieſen hohen Lohn, den man prænumerando dir gereicht; für deine Gunſt zahlt man höchſtens 8 Groſchen.

Magdal. (außer ſich.) Nein, was zu arg iſt, iſt zu arg! So laß' ich mich nicht ſchimpfiren, und ſo en bagatelle behandele man mich nicht. Heraus, mit meinem Eigenthum! (ſie will Sappho'n gewaltſam das Geld entreißen.)

Sappho (giebt Magdalenen eine Ohrfeige.) Zurück! du Elende du!

Magdal. Ha, das heiſcht Rache!

(Sie fällt Sappho'n an; die Mädchen raufen. Martha eilt ſchnell herbei und reißt Magdalenen zurück.)

Scene 17.

Martha und die Vorigen.

Martha (zu Magdalenen.) Was unterſteh'ſt du dich, du Nickel! ich habe gehorcht, weiß alles ſchon, wollte abwarten nur, wie weit du deine Unverſchämtheit würdeſt treiben. Was biſt du anders, als unſere Magd? — warte nur, die Frechheit ſollſt du entgelten!

Magdal. Das iſt ſchändlich! ich laufe zum Polizeikommiſſarius und klage.

Martha. Was, drohen willſt du noch? — werde dir einmal zeigen, wohinaus der Zimmermann das Loch gemacht. (ſie wirft Magdalenen, welche laut ſchimpft und heult, zur Thüre hinaus.)

Scene 18.

Die Vorigen, ohne Magdalena.

Martha. Sagte ich es dir nicht gleich. Ich ſah' es dem alten Eſel ja gleich an der Naſe an, daß er tüchtig Möpſe in der Taſche habe.

Sappho. Schadet nichts, der Kerl iſt einmal zu gemein. So werfe ich mich nicht weg; mich mit ſolchem Grobzeug einzulaſſen — das wäre mir eben recht. — Aber das ſag' ich dir, daß du mir das elende Menſch, die Magdalena, morgen ſogleich aus dem Dienſte jagſt. Gar nicht mehr ſehen will ich die Gemeine. Hätten wir nur gleich ein ander Subjekt an ihre Stelle.

Martha. Sonderbar fügt ſich das. So eben meldete ſich bei mir ein junges ſchönes Mädchen vom Lande, welche Dienſte ſucht. Sie ſteht im Vorgemach. Doch muß ich die Annahme des Mädchens widerrathen. Sie iſt jung, niedlich, ſchön und naiv. Nicht gut wäre es vor dir gethan, verzeih' mir das, ſie in deine Nähe zu bringen, ſie könnte dir Abbruch thun, dir eine gefährliche Nebenbuhlerin werden.

Sappho. Hm! Sehen möchte ich das Mädchen doch.

Martha. Nun, wie du willſt. (ſie öffnet die Seitenthür.) Nur herein Kleine!

(Melitta tritt ein.)

Scene 19.

Melitta und die Vorigen.

Melitta (bleibt an der Thüre ſtehen und macht einen Knix.) Ich empfehle mich.

Sappho (für ſich.) Ich erſtaune. Welch ſeelenvolles Auge! welche Haut! welche Anmuth ruht auf der kleinen üppigen Geſtalt! Eine blendende Fraicheur, der jugendliche aufſtrebende Buſen, der kußliche Sammtmund — Oh! Oh! (Pauſe — Sappho erholt ſich.) Ohne Furcht, näher liebe Kleine!

(Melitta tritt etwas ſchüchtern zu Sappho.)

Sappho. Wer biſt du? — wie nennt man dich? — wo kommſt du her? —

Romanze.

Melodie aus der Oper Aline Königin von Golconda:
„An der Dürance Geſtade ꝛc.“

Melitta.

Dort an der Elbe Geſtade
Hüpft' ich durch blumigte Pfade,
Hirtin: Melitta genannt,
War ich der Gegend bekannt;
Blühend im Reize der Jugend,
Flieht man leicht Unſchuld und Tugend,
Mein Herz ſchlägt voll Gefühl;
Doch ſein Wunſch hat noch kein Ziel,
Iſt lüſtern nur — nach ſüßem Spiel.

Man lebt im dummen Stande,
Dort drauſen auf dem Lande,
So fremd, ſo unbekannt,
Gänschen wird man genannt.
D'rum konnt' mir's nicht gefallen,
That deshalb zur Stadt jetzt wallen,
Dort wohnt die Fröhlichkeit,
Der Wonne geweih't
Entſchwindet gar ſchnell uns die Zeit.

Doch hat die Hoffnung gelogen,
Ich Aermſte ſeh' mich betrogen,

Wandernd von Haus nun zu Haus
Heißt es immer hinaus —
Hinaus mit faltiger Stirne,
Weißt man die ländliche Dirne;
Was ſoll ich beginnen,
Muß ich jetzt von hinnen,
Komm' ich wahrlich von Sinnen.

Sappho. Du armes, kleines Mädchen! ſo hart ging's dir ſchon? Nun ſei nur ruhig, ich weiſe dich nicht ab. Ja, bei mir ſollſt du bleiben, denn mein Herz haſt du, holde Unſchuld! ganz und gar gewonnen. Wie eine kleine Prinzeſſin will ich dich halten; ja meine Schweſter ſollſt du ſein. Warum bin ich kein Mann, dich kleiner Engel, ja dich würde ich — freien. Komm Herzchen, küſſe mich. (ſie umarmt Melitten mit wüthender Leidenſchaft und preßt heftig ihren Mund auf den des Mädchens. — Lange Pauſe.)

Melitta (indem ſie ſich losreißt.) Ach, wie ſonderbar küßt ſie doch, ich verliere ja ganz den Athem.

Sappho. Komm liebe Kleine, in meine Kammer. Dort ſchenk' ich dir niedliche neue Kleider, ich ſelbſt kleide dich um. (ſie nimmt Melitten bei der Hand und geht mit ihr durch die Seitenthür ab.)

Martha (ſieht den Beiden nach und ſchüttelt mit dem Kopfe.) Ich weiß genug — nun auch dieſe Thorheit noch! — Ja, Sappho hat Recht — ſie hat bizarre Launen. Freilich man hatte deren, als man noch jünger war, auch. — Immerhin, mag ſie Unſinn treiben — wenn nur die Geſchäfte nicht darunter leiden. (Sie zuckt die Achſeln.) Was läßt ſich dabei ſagen: Leben und leben laſſen — Chacun à son goût!

(Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Aktes.

Die moderne Sappho.

Zweiter Akt.

Zweiter Akt.

(Prunkgemach in Sappho's Wohnung mit einer Hinter- und zwei Seitenthüren. — Das Meublement iſt prächtig und geſchmackvoll. Im Vordergrunde ein Sopha mit Seidenſtoff überzogen. — Auf beiden Seiten große ſchöne Wandſpiegel u. ſ. w. —)

Scene 1.

Sappho, und dann Martha.

(Sappho liegt im kompletten eleganten Damenputz, der nach der neueſten Mode geordnet ſein muß, der Länge nach, ausgeſtreckt auf dem Rücken am Sopha, indem ſie Mignon mit beiden Händen über ihrem Buſen ſchwebend in die Höhe hält. — Neben ihr liegt eine ganz neue Guitarre.)

Sappho (allein — den Hund koſend.) Mein gutes Thierchen-iſt nicht munter, iſt meine arme Mignon krank? — Arme Kleine! nicht wahr, der Tanz mit dem häßlichen Magiſter hat dich zu ſehr échauffirt? — Soll auch nie wieder tanzen meine zarte Mignon — mein ſüßes Zuckerpüppchen! (ſie küßt ſich mit dem Hunde.)

(Martha tritt ſchnell ein.)

Martha (haſtig.) Der Roſenſinn fährt vor! (geht ſchnell wieder ab.)

Sappho (ſpringt raſch auf und ſetzt den Hund neben ſich.) Schnell eine andere Attitüde — heute gilt's den Narren gehörigermaßen zu prellen. (Sie legt den Kopf in die Hand des rechten Arms, den ſie auf ein Tiſchchen ſtützt, welches vor dem Sopha ſteht, und nimmt eine nachdenkende, ſehr ſchwermüthige Stellung an.)

(Hyacinth von Roſenſinn hüpft in's Gemach. Ein kleiner, dicker, häßlicher Zierbengel, ungefähr funfzig Jahre alt, nach der neueſten Mode ſehr ſorgfältig gekleidet. — Klotzkopf. — Auf der Naſe eine Brille.)

Scene 2.

Roſenſinn und Sappho.

Roſenſinn. Voilà mein Engel! hier bin ich. Comment va-t-il?

Sappho (mit einer leidenden ſehr ſchwachen Stimme.) Bon jour — Herr Baron!

Roſenſinn. Comment — Baron? — Für die Welt bin ich Baron — ja, und zwar von Rechtswegen — C'est bien vrai — meiner Sappho aber bin ich der ſchmachtende treue Hyacinth — Comment? —

Sappho. Ach Gott! wie wenig bin ich zu ſcherzen aufgelegt.

Roſenſinn. Meine Seele iſt traurig? O mon dieu! quel malheur! ich bin au désespoir. Schnell mein Liebchen! entdecke mir, was ficht dich an?

Sappho. O überlaſſen Sie mich meinem Gram. Eine Thörin wer Hülfe und Troſt von Menſchen erwarten möchte. Der große Philoſoph hatte Recht, da unten allein iſt sans souci. (ſie deutet mit der Hand auf die Erde.)

Roſenſinn. Ich erſtaune, welche finſtere Melankolie! — iſt dieſes mein aimables joviales Mädchen, oder iſt ſie es nicht? — Bei unſerer Liebe beſchwöre ich dich — ja bei dem kleinſten und liebenswürdigſten der Götter aller — hehre Sappho! mache ich es dir zur Pflicht — vertraue dich mir an. Comment? —

Sappho. Nun wohl, Sie fordern es, hören Sie mich aufmerkſam an: Eine meiner Freundinnen hat einen Mann, der einen kleinen wenig einträglichen Staatsdienſt beſitzt, und einer Kirche vorſteht. Seit Jahr und Tag liegt meine Freundin krank darnieder, ſieben unmündige Kinder riefen um Brod, das überwältiget die Treue des armen Menſchen. Er greift die Kaſſe an, und häuft nach und nach ein kleines Deficit von 500 Thalern. Morgen iſt Reviſion, heute iſt der Unglückliche zu retten noch, Hyacinth handle edel und groß. — Rette eine unglückliche Familie vom Verderben. Schieße mir die 500 Thaler vor, Sappho bezahlt ſie dir wieder.

Roſenſinn (indem er ſich den Angſtſchweiß von der Stirne wiſcht — bei Seite.) O wehe! die Münze in der die mich bezahlt, hat keinen Kours. (laut) Mais mon dieu! — dies iſt ja eine fatale Geſchichte — aber meine Theure! was geht denn dich der Schlingel an, wohl verdient er ein trauriges Loos. Comment?

Sappho. Kalter, herzloſer Egoiſt! — Das alſo iſt das tiefe Gefühl, das Sie ſo oft mir heuchelten, und wodurch Sie meine Zuneigung ſtahlen. Fort von mir — nie, nie ſehen wir uns wieder!

Roſenſinn (bei Seite.) Was will ich thun? — Bin der feinen Dirne gar zu gut. Geſtern gelang eine mißliche Spekulation, das iſt wahr. Für mich iſt es eine Kleinigkeit, — verſchafft mir auf jeden Fall einige vergnügte Stunden, — den Generöſen zu ſpielen macht mir Spaß — bei dem allen doch keine Kleinigkeit. Am Ende iſt die ganze Geſchichte eine Invention. — Gleichviel! — (Pauſe — er reibt ſich die Stirne. Laut.) Attention — mon ange! (er geht an Sappho's Sekretair und ſchreibt.)

Sappho (für ſich.) Ich glaube die Liſt gelang. Der Gimpel geht in die Falle.

Roſenſinn (kommt mit einem Stückchen Papier zu Sappho. — Sich brüſtend.) Hier mein Kind! eine

Anweiſung auf meinen Kaſſirer à 500 Thaler. Comment? —

Sappho (ſpringt ſchnell auf, nimmt das Papier und umarmt den Roſenſinn.) Wußt' ich es doch. — Tauſend Dank edler Herzensjunge! im Namen einer glücklichen geretteten Familie dankt dir Sappho durch dieſen Kuß.

Roſenſinn. Bon — mein Kind! nun laß uns aber ruhig ſein, denn ich habe allerlei mit dir zu ſprechen. Comment? —

Sappho. Ich höre.

(Sie ſetzen ſich beide auf's Sopha.)

Roſenſinn. Voyez vous mon enfant — Ihr ſeid geliebt von mir wie eine Prinzeſſin! — Was ich dir nur an den Augen anſehe geſchieht, und warum comment? — es ſchmeichelt mir, daß die ganze Stadt ſagte: der Hyacinth Freiherr v. Roſenſinn iſt der erklärte Amoroso der ſinnigen Sappho. Bon! aber daß man ſagt: außer dem einfältigen Hyacinth, welcher die Frais bezahlt, hat die muntere Sappho noch ein ganz Schock Galans — voilà mein Schatz, dies ſchmerzt mich tief. Comment?

Sappho. Du lieber Gott! was müſſen wir arme Mädchen doch durch eure unſinnige Eiferſucht leiden. Merkſt du denn nicht guter Hyacinth! man hat dich zum Beſten. — Weißt du nicht, daß es heißt:

„Sei keuſch wie Eis, ſei rein wie Schnee,
„Du wirſt der Verläumdung doch nicht entgehen!
„Doch laß es dir zum Troſte ſagen:
„Die ſchlecht'ſten Früchte ſind es nicht,
„An denen Weſpen nagen.“

Man mißgönnt dir meine Liebe, und ſucht uns zu trennen. Den Himmel nehm' ich zum Zeugen: ich bin keuſch wie Eis, rein wie Schnee, und meinem Hyacinth treu wie Gold. Aber was vermag ein ſchwaches Mädchen gegen die giftige Hyder Verläumdung? Comment?

Roſenſinn. C'est bien vrai. Wenn ich dich ſo ſprechen höre, bin ich vollkommen von deiner Unſchuld überzeugt; aber wenn ſie dann in Reſſourcen, im Theater, kurz hier und dort allerlei kurioſe Dinge von der viel beſprochenen Sappho behaupten, dann, mon ange! ſteigen in Hyacinthens Buſen dennoch wieder Zweifel auf. Comment?

Sappho. Dieſes beweiſt, daß Herr Hyacinth keine Konſequenz, kein Zutrauen zu ſeinem Mädchen im Buſen bewahrt. Nicht ſo kränken würdeſt du mich mein Guter! wenn du wüßteſt, welche Kämpfe ich meiner treuen Liebe halber zu beſtehen habe. Da naheten heute mit niedrigen Anträgen und großen Verſprechungen mir: ein Buchhändler, ein Magiſter, ein

Offizier, ein altdeutſcher Student, und endlich ein plumper reicher Krautjunker. Indignirt wies ich die Elenden alle zurück; doch überhebe mich ſolcher läſtiger Beſuche mein Hyacinth! näher weiſe ich dir die Genannten noch nach, gehe hin, ſtrafe ſie für ihre Kühnheit, fordere alle zum Zweikampf heraus, haſt du ein paar ermordet, ſo bekommen die Herren Reſpekt, und mein ſehnlichſter Wunſch wird erfüllt: ich bleibe ferner mit derlei erniedrigenden Anträgen verſchont. Comment?

Roſenſinn. C'est bien assez ma chère! — Ich pflege mich nie zu ſchlagen, reſpektire das Duellmandat. — Bin vor der Hand ohnedies wieder beruhiget; aber ſage mir doch, da iſt ein lüderlicher Kavalier, niemand weiß von wannen er kam, ſie nennen ihn deinen Phaon nur, was thut dieſer Kerl ſo oft bei dir? Comment?

Sappho. Ach, auch den armen beſcheidenen Jungen greifen die giftigen Zungen an? Er hat ein kindliches Gemüth, bewahrt eine hohe Anlage zur hehren Poeſie. Doch du weißt es ja, nichts thut der Staat für aufkeimende Genies, unterdrückt ſie wohl gar; da habe ich mich nun des armen Jungen angenommen, halte ihm Privatvorleſung in der Aeſthetik und Dramaturgie, wir ſtudiren das Metrum der Alten zuſammen, und daraus nimmt die böſe Welt Anlaß, uns Arges nachzuſagen.

Roſenſinn. Bös iſt die Welt, c'est bien vrai. — Eh bien, je suis tranquille. — Nun kommt Nro. zwei. Ich möchte heute bei dir pickant ſoupiren! — Comment?

Sappho. Eben wollt' ich dich darum bitten, mein Guter! Bleib doch gleich hier!

Roſenſinn. Das geht nicht wohl an, mein Schatz! — ich verſprach meiner Frau, ſie heute in's Theater zu führen. Im erſten Akte ſchleich' ich zu dir, wir haben dann Zeit genug, denn das Stück ſpielt ſechs Stunden gerade, und bis zu Ende hält meine Frau aus, dafür ſorgt mein Freund der Lieutenant von Runkelbein. Comment?

Sappho. Welches Stück wird denn heute gegeben?

Roſenſinn. Ein non plus ultra der Kunſt, das Sujet iſt aus der griechiſchen Schule. Der Verfaſſer, obſchon noch ganz jung, iſt ein gewaltiger Heros, er hat mit einem Mal die Meſſieurs Göthe und Schiller, Euripedes und Sophokles, und wie die Kerls alle heißen, ſchachmatt gemacht, und das Eigentliche der Kunſt erfunden nun erſt.

Sappho. (ſteht auf, fällt plötzlich ganz aus ihrer Rolle und ſpricht mit vieler Würde:)

Ihr Thoren! die ihr ſeid. — Der Götter Kunſt
Mit Kraft herab zu ziehen vom Olymp,
Noch keinem Sterblichen iſt es gelungen.

Das Höchſte, was ein kühner Geiſt erreicht,
Es bleibt das Haſchen eines Schattens nur,
Und unverrückt es ſteht das Ideal,
Zu hehr für eines ſchwachen Menſchen Leier;
Und was Athen, was Roma nicht errungen,
Ergreifen ſoll's mit unnatürlicher feſter Hand,
Ein Menſch der nach Geſetzen der Natur,
Die alten Muſter kaum zu faſſen noch vermag?
Doch iſt's ein traurig Zeichen wohl der Zeit,
Daß Schaum für echtes bares Gold man nimmt:
Ja ſteigre du der wohl beliebten Myſtik
Unſinn, zur höchſt möglichen Potenz hinauf,
Und ſchmücke fein mit dem Koſtum der Alten,
Mit Muſica und Chören deine Puppe aus;
Der Knalleffekt — die feine Stelzenſprache,
Sie ſtützen freundlich wohl das Kindlein auch:
Daß nun in ſtolzer Zuverſicht es wage,
Mit zarter Hand das grüne Reis zu brechen,
Vom Pſeudolorbeerbaum, der nimmermehr,
Dort oben in des Olymps Gärten keimte.
Doch ob ich hör' der Menge Beifall ſchallen,
Bei mir hat Vater Gellert ewig Recht:

„Wenn dein Gemäld' dem Meiſter nicht gefällt,
„Dann iſt es ſchon ein ſchlimmes Zeichen;
„Doch wenn des Narren Beifall es erhält,
„Dann iſt es Zeit, es auszuſtreichen.

Roſenſinn (der mit offenem Munde zugehört.) Je vous admire — du ſprichſt als wie ein Buch. Comment?

Sappho (plötzlich wieder in ihren urſprünglichen Charakter übergehend, lacht laut.) Voyez vous — das macht ein feiner Liquor eigener Art; nehm' ich ein paar Tropfen nur, ſo werd' ich inſpirirt und ſpreche dummes Zeug ohne Sinn und Verſtand.

Roſenſinn. Ei — c'est unique! reich' mir das Fläſchchen doch, ich möchte mich ſelbſt gar zu gern einmal dumm plaudern hören.

Sappho. Ach, mein Kind! laß ſein, ich kann von deiner Dummheit mir ohnehin einen äußerſt lebhaften Begriff machen.

Roſenſinn. Wie mir's ſcheint, ſagſt du mir hier eben keine Schmeichelei. Comment?

Sappho. Im Gegentheil, ich lobe dich im Geiſte des Erasmus von Rotterdam.

Roſenſinn. Was iſt dies für ein Kerl? — Comment?

Sappho. Er war ein berühmter italieniſcher Komediant, iſt lange todt und ſpielte in Venedig einſt die Rolle des Skaramutz.

Roſenſinn. Ah ſo — ja, ja, ich beſinn' mich jetzt, ſo iſt es. Noch eins, hier liegt dein goldenes Saitenſpiel. Gieb mir mein Lieblingsſtück zum Beſten, wenn ich bitten darf. Comment?

Sappho. A votre service, Monsieur! (ſie nimmt die Guitarre, ſpielt und ſingt nach bekannter Melodie:)

Weiber! euch ſetzt die Zeit ein Ziel,
Um vom Feuer der Liebe zu glühen! —
Stellt auf die Probe dies Gefühl,
Wo rings im Lenz die Lauben blühen;
Erweckt das Lied der Nachtigall,
Erweckt noch das Rieſeln der Bäche
Im Herzen euch den Widerhall,
Dann ſucht ein Herz, das zu euch ſpreche!

Doch wenn in neubelaubter Flur,
Unempfunden die Töne verhallen:
Dann folgt dem Winke, dem die Natur
Entſaget dem Wunſch zu gefallen.
Erwecken Bach und Nachtigall
Nicht mehr eures Herzens Gefühle:
Wird Liebe euch ein leerer Schall —
Dann gebt ſie auf! — Ihr ſeid am Ziele.

Männer! o ſtellet nicht zu hart
Die Geduld eurer Weiber auf Proben;
Wenn ungeliebt ihr Herz erſtarrt,
Dann bebt es von der Rachſucht Toben!
Doch nein, nur Mitleid fühlen wir,
Zu ſanft für des Haſſes Gefühle,
Die Weiber ſind beſſer als ihr,
Man giebt euch auf, und iſt am Ziele.

Roſenſinn. Das letzte iſt mit Permiſſion erſtunken und erlogen. Beſſer ſeid ihr nicht um ein Haar als wir — außerdem aber iſt das Lied herrlich, jedes Wort haucht echte Lebensphiloſophie — wenn doch meine Alte nur einmal des Liedes Inhalt beherzigen und einſehen lernen möchte, daß ſie längſt am Ziele iſt. (Er ſeufzt. — Pauſe, dann ſieht er auf die Uhr.) Es iſt die höchſte Zeit, ich muß die Alte in's Theater kutſchiren. Beſorge einſtweilen ein frugales Abendmahl mein Herzchen! — ein Faſanchen, Sardellenſalat, friſchen Kaviar und Auſtern, zum Schluß ein Gänſeleberpaſtetchen, ein halb Dutzend Bouteillen 11er vom Rhein, ein paar Bouteillen Champagner, damit werde ich mich heute ſuchen zu behelfen, um dir nicht viel Ungelegenheit zu machen. Comment? —

Sappho. Alles ſoll mein theurer Hyacinth nach Wunſch in Bereitſchaft finden.

Roſenſinn. Nun ſo lebe dann wohl, mia cara! Bald bin ich bei dir. Comment?

Sappho. Mit Sehnſucht wart' ich dein, geliebter Freund!

Roſenſinn. Erlaube, daß ich dich embraſſire du engliſches Kind! (er giebt Sappho einen ſchallenden Kuß.) Adieu! (er hüpft ſchwerfällig ab.)

Sappho (allein.) Ein fataler, abgeſchmackter alter Eſel — kaum ertrag' ich ihn. (ſie nimmt die Aſſignation vom Tiſche und betrachtet ſie.) Zwar 500 Thaler! — iſt dafür doch mancher ein ganzes Jahr ein Sklave, kann ich mir ja auch ein paar Abende Zwang anthun. (durch die Seitenthür ab.)

(Magdalena tritt durch die Hinterthür ein.)

Scene 3.

Magdalena (allein.)

(Sie ſingt die folgende Baßarie *) mit beibehaltener Muſik aus dem Doktor und Apotheker nach der Weiſe: „Ha, potz Bomben und Granaten!“

Arie.

Hammelfleiſch! und Schweinebraten!
Ach, wie ſchlecht bin ich berathen —
Dieſes alſo iſt der Lohn? —
Dafür, daß ich füllte Lücken,
Alle und aus freien Stücken:
Kam der Teufel ſelbſt zur Viſit

---

*) Wenn **Kaſperl** oder **Lipperl** Diskant ſingen, entgeht ihnen der laute Beifall nie, und es läßt ſich daraus mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß eine baßſingende Aktrice ebenfalls ungeheuer applaudirt werden dürfte; wie weit es eine Dame in der Nachahmung männlicher Stimmen bringen könne, davon haben uns Madame **Marconi** und mehrere andere berühmte Damen genügende Beiſpiele gegeben.

Hieß es: Mamſell Gröſchel vite!
Cour muß ſie dem Teufel machen,
Denn ſie taugt zu ſolchen Sachen.
Und ich war auch auf dem Platz,
Jeder Eſel war mein Schatz. —
Doch jetzt will man mich nicht ſchonen,
Ohne weiters ab mich lohnen?
Schöpſenfleiſch! und Kälberbraten!
Was ſind dies für tolle Fahrten? —
Doch Geduld! ich räch' mich ſchon,
Reiche Sappho! dir den Lohn.

Ja Sappho! eine treue Dienerin war ich dir; aber dein gemeiner Undank fodert eine gemeine Rache, und ſie ſoll dir werden, ſo wahr ich Magdalena Gröſchel heiße. Sämmtliche Narren, welche heute um eine Schäferſtunde flehten, habe ich durch Billette in Sappho's Namen auf heute Abend hieher geladen. In den finſtern Saal dort, beſtimmt zu den geheimen Orgien, ſperr' ich die Eſel alle zuſammen hinein. — Dann kommt der Schafkopf, der getaufte Jude, um zu feiern hier eine Schäferſtunde; was gilt es, denen Kerls wird drinnen die Zeit zu lang, ſie ſchlagen wohl gar die Thür in Stücken, denn jeder glaubt mit Recht zu ſein der Hahn im Korbe. Das wird ein ſchönes Gaudium werden! auf jeden Fall iſt die Undankbare auf's Schrecklichſte blamirt; in der ganzen Stadt ſpricht man von der ſkandalöſen Geſchichte, die

Polizei ſtellt eine Unterſuchung an, die vielgeehrte Sappho, vulgo Rieke Sauerteig, verliert den ganzen Kredit, kein Bootsknecht beſucht ſie mehr., (ſingt:)

Und ich ſchrei' Viktoria!
Ja ich ſteh' als Sieger da.

(Durch die Hauptthür ab.)

Scene 4.

Melitta, dann Pfaffhahn.

(Melitta kommt langſam durch die Seitenthür. Sie iſt nun ſehr geſchmackvoll, aber zugleich äußerſt üppig gekleidet. Buſen und Rücken ſehr blos — das kurze Röckchen erreicht kaum die Hälfte der runden Waden.)

Melitta (allein.) Ach Mädchen! ein glücklicher Stern hat dich in dieſes Haus geführt. Die Gebieterin iſt mir ſo gut, ach ſo ſehr gut — eigentlich begreif' ich noch gar nicht warum, — und was ſie von mir will. Wie niedlich ſie mich herausgeputzt hat — (ſie beguckt ſich von allen Seiten im großen Wandſpiegel) wenn man mich in meinem Dörfchen ſo ſehen könnte, wie würde man ſtaunen. Was gilt's, nun findet ſich bald ein hübſcher Junge, der mich liebt, ach ich wollte ihn wieder recht zärtlich lieben, wenn er doch nur ſchon da wäre, es muß was ganz Scharmantes ſein um die Liebe.

Arie.

(Aus der Zauberzither.)

Melitta.

Alles liebet, was da lebet,
Liebe athmet die Natur;
Was hier athmet, ſchwirrt und webet,
Ach, entſtand aus Liebe nur.

Holde Liebe, deine Stimme
Tönet mächtiglich in mir;
Kleines Fünkchen, glimme, glimme,
Werde bald zur Flamme hier.

(**Pfaffhahn** iſt gegen das Ende der Arie durch die Hinterthür eingetreten, und bleibt, von Melitten unbemerkt, im Hintergrunde ſtehen.)

(**Melitta** bemerkt ein kleines Miniaturgemälde, welches unter dem Wandſpiegel hängt, eilt darauf zu und nimmt es ab.)

Melitta. (Pauſe — während welcher ſie das Gemälde betrachtet.) Ach, das Bildchen ſtellt einen recht niedlichen Jungen vor — ei, dem könnte ich ſchon gut ſein. Wie freundlich er mich anblickt mit ſeinen großen braunen Augen, wie lieblich er lächelt, ach, das muß ein recht guter Junge ſein — aber der große dicke Backbart — dafür würde ſich Melittchen fürchten — (Pauſe.) Ach nicht doch, Melittchen würde ſich ſchon an den Backbart gewöhnen. Ich muß ihn küſſen den niedlichen Jungen — (ſie drückt das Bild an den Mund.) Ach, das ſchmeckt ſo kalt, ſeine Lippen ſind gewiß nicht ſo kalt.

(Pfaffhahn ſpringt vor, umarmt und küßt Melitten heftig. Das Mädchen ſchrei't laut auf und läßt das Bild fallen.)

Pfaffhahn (indem er Melitten küßt.) Fühle, liebe Kleine! ob ſie kalt küſſen dieſe Lippen.

Melitta (weinend.) Mich ſo zu erſchrecken — ſo zu überfallen! Ich werde es meiner guten Sappho klagen. (ſie will wegeilen.)

Pfaffhahn (indem er ſie zurückhält.) Nicht doch, liebes Mädchen! mein Bild behandelteſt du ſo zärtlich, und mich ſelbſt ſo grauſam.

Melitta (noch immer weinend.) Pfui doch, Er hat mich belauſcht — Er häßlicher Menſch! Er! gleich laß Er mich los, oder ich ſchreie laut um Hülfe.

Pfaffhahn. Sieh' mich doch wenigſtens an. Ueberzeuge dich, ob ich ſo ganz häßlich bin, ob ich ſo ganz und gar nicht dem Bildchen gleiche, das dir ſo wohl gefiel.

Melitta (indem ſie ihn ſchüchtern von der Seite betrachtet.) Nein, häßlich iſt Er nicht, dem Bild gleicht Er wie ein Ei dem andern.

Pfaffhahn. Siehſt du wohl, liebes gutes Mädchen! — ach, und wie ſchön biſt du — mein Herz haſt du weg auf ewig!

Melitta. Geh' Er — Er lügt.

Pfaffhahn. Gott weiß es — ich ſpreche Wahrheit.

Melitta (mit Mühe ihre Freude verbergend.) Ach, ich glaub' es doch nicht. (ſie bemerkt ein rothſeidenes modernes Taſchentuch mit gelben Blümchen, welches Pfaffhahn in der Hand hält.) Ei, ſeh' Er einmal, was Er hier für ein ſchönes Tuch hat, laß Er es mich doch betrachten, wenn Er will ſo gut ſein.

Pfaffhahn (indem er ihr das Tuch giebt.) Hier, liebe Kleine!

Melitta (indem ſie neugierig das Tuch betrachtet.) Ach wie ſchön, wer doch auch ſo ein Tuch hätte!

Pfaffhahn. Gefällt es dir?

Melitta. Ungemein.

Pfaffhahn. Wohlan, kleiner Engel! behalte das Tuch, ich ſchenk' es dir.

Melitta (überraſcht.) Ach, was iſt Er für ein guter Menſch. Aber das Tuch darf ich doch nicht behalten.

Pfaffhahn. Warum denn nicht, ſeltſames kleines Weſen! ein kleines Ding, was die Freundſchaft freundlich beut, darf ein Mädchen ſchon annehmen.

Melitta. Meint Er?

Pfaffhahn. Allerdings. — Komm, ich lege dir das Tuch um dein kleines, dünnes, weißes Schwanenhälschen, ich verſtehe mich auf Damenmoden. (er legt Melitten das Tuch um den Hals.)

Melitta (klopft in die Händchen, ſpringt freudig in die Höhe und betrachtet ſich im Spiegel.) Ei ſeh' Er doch, wie ſteht mir denn das Tuch? —

Pfaffhahn. Allerliebſt.

Melitta. Nun weil Er meint, will ich es behalten. (indem ſie ihm freundlich die Hand reicht.) Ich danke Ihm auch recht ſchöne, Er guter, lieber Menſch! Er! —

Pfaffhahn. Nein, Herzenskindchen! So wohlfeilen Kaufes kommſt du doch nicht los, du mußt mir für das Tuch etwas Anderes geben.

Melitta. Ach lieber Himmel! ich wollte Ihm gerne alles geben, was ich habe. (traurig.) Aber ich habe gar nichts, bin ja nur ein ſehr armes Dienſtmädchen.

Pfaffhahn. Du gutes Kind du! gieb mir ein Küßchen, und ich bin reichlich belohnt.

Melitta. Einen Kuß? — nun wenn Er ſonſt nichts will, den ſoll Er haben. (ſie reicht ihm freundlich den Mund.)

Pfaffhahn (nachdem er ſie wild geküßt hat.) Herrliches Geſchöpf du! — aber ein reelleres Zeichen deiner Gunſt möchte ich doch haben, eine Schleife oder dein Strumpfband.

Melitta. Mein Strumpfband? — nein guter Menſch! das kann ich Ihm nicht geben, es geht wahrlich nicht an, denn ſeh' Er, da müßt' ich mein Röckchen in die Höhe heben, und das ſchickt ſich nicht, ich würde mich auch gar zu ſehr ſchämen. (ſie legt ſinnend den Finger an das Näschen.) Aber wart' Er einmal, da fällt mir ein, ich kann Ihm doch was ſchenken. Als ich heute hieher ging, fand ich auf der Straße eine Pfauenfeder, ach wie ſchön iſt die, mein Herz hängt an ihr — aber Er ſoll ſie doch haben. Seh' Er, ich habe die Feder dort oben hinter den großen Spiegel geſteckt, ſogleich werde ich ſie Ihm herablangen. (ſie rückt raſch einen Stuhl an das kleine Wandtiſchchen, welches unter dem großen Spiegel befeſtigt iſt, und ſteigt dann ſchnell zuerſt auf den Stuhl dann auf das Tiſchchen.)

Pfaffhahn (ſchlingt ſeinen rechten Arm um Melittens Kniee.) Falle nur nicht, liebes Zuckerpüppchen!

Melitta. Ach nicht doch — Er kneipt mich ja in die Waden.

Pfaffhahn. Sei ruhig, es wird keine blauen Flecke geben.

Melitta. Ach ich kann die Feder ſo nicht erreichen. — O weh! ich falle!

(Sie gleitet in Pfaffhahns Arme herab. Ihr Mund findet den ſeinigen, — langer feuriger Kuß und Umarmung. Melitta und Pfaffhahn, indem ſie ſingen, halten ſich während des Geſanges feſt umſchlungen. Gegen das Ende des Duettes tritt Sappho aus der Seitenthür.)

Pfaffhahn und Melitta.

Duett.

(Mit beibehaltener Muſik aus der Zauberzither.)

Pfaffhahn.

Willig geb' ich Blut und Leben,
Beſtes Mädchen! für dich hin.

Melitta.

Nur ein Herz kann ich dir geben,
Guter Junge! nimm es hin.
All' mein Thun und all' mein Streben,
Richte ſich nach deinem Sinn.

Pfaffhahn.

Für der Liebe ſüßes Weben,
Geb' ich ſelbſt mein Leben hin.

Beide.

Arm in Arm, und Blick in Blick.

Feiern wir der Liebe Glück,
Unſere Treue kettet nur,
Hand und Herz durch unſern Schwur.

Scene 5.

Sappho und die Vorigen.

Sappho (hat während des Geſanges mit Mühe ihre Wuth zurückgehalten, nun ſtürzt ſie hervor und reißt Pfaffhahn von Melitten.) Elender!

Pfaffhahn. Ha! — Sappho!

Melitta. O weh! (ſie hält die Hände vor die Augen.)

Sappho (zu Pfaffhahn.) Miſerabler, verfluchter Kerl! komm' ich endlich hinter deine Schliche du feiner Zeiſig! du! — ſo alſo lohnſt du mir? dies der Dank für meine zärtliche Liebe? — dies der Dank, für *das viele Geld, das ich dir gab*? — (zu Melitta) und du lüderlicher, junger Racker! — ein ſolches Früchtchen biſt du? — Nun wartet nur — Ihr ſollt mir büßen. (ſie erblickt das Tuch, welches Melitta trägt.) Was haſt du hier für einen Fetzen? — Allons her damit.

Melitta. Das Tuch hat mir der Herr gegeben, ſchlag' Sie mich todt Mamſell, das Tuch kriegt Sie nicht!

Pfaffhahn (bei Seite.) Siehe da — hätte der ſanften Kleinen nimmermehr dieſe Konſequenz zugetraut.

Sappho (zu Melitten.) Nichtswürdiger Nickel! willſt du mir gleich den Fetzen geben, oder das Donnerwetter ſoll in deine jungen Knochen fahren.

Melitta. Nein — kurz und gut! ich thue es nicht.

Sappho. Seht mir doch das trotz'ge kleine Weſen an, nun warte nur, dafür ſollſt du büßen. Habe glücklicherweiſe immer eine große Ruthe bei der Hand, dich will ich ſtäupen, daß dir die rothe Sauce vom Allerwertheſten nur man ſo rinnt. (wüthend durch die Seitenthür ab.)

Melitta (ängſtlich.) Meinem armen kleinen Popo, wie wird's dem ergehen?

Pfaffhahn. Ruhig, liebe Kleine! mit meinem Leben ſchütze ich dich.

Melitta. Na, ſei Er man ſo gut.

(Sappho kommt mit einer ungeheuern Ruthe zurück.)

Sappho (zu Melitten.) Keine weitere Umſtände! das Tuch her, oder den Rock in die Höhe.

Melitta. Das Tuch geb' ich nicht.

Sappho. Nun warte. (ſie dringt auf Melitten ein, und haut ſie ein paarmal um die Waden.)

Melitta (ſchreit.) O Jemine! Herr Je! —

Pfaffhahn. Nun iſt meine Geduld rein zu Ende. (er reißt Sappho von Melitten weg, hält ihr die Hände zuſammen, nimmt ihr die Ruthe ab und drückt ſie auf das Sopha.) Nun maliziöſes Weibeſtück! nun frage ich dich, willſt du oder willſt du nicht? — ſieh, wenn du dich nun rührſt, ein Wort nur ſprichſt, ſo hebe ich dir die eigenen Röcke in die Höhe, und gerbe dir dein altes Leder durch, daß du zeitlebens meiner gedenken ſollſt.

(Sappho ſchlägt wüthend mit den Füßen um ſich.)

Pfaffhahn. Nun, wirſt du ruhen oder nicht? — ſonſt halte ich, hol mich der Teufel, mein Wort.

(Sappho verhüllt jämmerlich heulend den Kopf in den [illegible] Shawl, der auf dem Sopha liegt.)

Pfaffhahn. Heule du und der Teufel — mich rührſt du nicht. (er tritt mit der Ruthe auf den Vordergrund der Bühne.) Wohl iſt dieſes ein vortreffliches Inſtrument, leiſtet öfters erſprießlichere Dienſte, als Ehrenbergs und Lafontaines ſämmtliche moraliſche Schriften; doch mir kann es vor der Hand wenigſtens, nichts nützen. Iſt niemand da, der es brauchen kann? das Ding iſt ein Remedium für die ſchlimmſten Launen der ſchlimmſten Weiber. Wer will die Ruthe haben — iſt denn gar kein geplagter Ehemann hier? —

Viele Stimmen im Parterre, in den

Logen und auf dem Juhe. Die Ruthe — Mir — Mir — Mir! —

Pfaffhahn. Oho! Patience meine Herren! ſind Sie denn alle toll? — einer nur kann die Ruthe haben, wollen die übrigen auch Ruthen beſitzen — ſo nehmen Sie allerſeits noch eine zweite Frau. Attention! — das heißt: Aufgeſchaut! — Wer das Glück hat führt die Braut heim — Heiſa! Juchhe! —

(Er wirft die Ruthe in's Parterre — Trompeten und Paukenſchall im Orcheſter.)

Pfaffhahn. Nun alte Sappho! wollen wir beide Abrechnung halten. Sieh' du biſt ein unausſtehliches altes Thier! ich konnte dich gleich Anfangs nicht leiden, doch die Noth trieb mich zu dir. Es iſt wahr, du haſt manches an mir gethan, dafür danke ich dir, obwohl ich habe alles bei Groſchen und Pfennig redlich abverdient; allein nun iſt's aus mit uns beiden, das heißt: ich brauche dich ferner nicht. Und nur ſo lange man den Nächſten nützen kann, muß man ſeinen Launen fröhnen, dies iſt ein Geſetz der Naturphiloſophie. Fortuna, das launiſche Weib, nachdem ich oft ihre Tücken erfahren mußte, lächelte endlich auch einmal mir. Anſehnlich hab' ich im Spiel gewonnen, man muß das Glück pouſſiren, drum ziehe ich nach einem nahen Bade, um mit einem eigenen Bänkchen mein Heil zu verſuchen. Die Kleine dort nehm' ich avec votre permission mit mir, das iſt ein artiger weiblicher Croupier — ein Lockvogel ſonder Gleichen. (zu Melitten.) Höre, Putthühnchen! du zieh'ſt doch gerne mit mir? —

Melitta. Aber lieber Junge! du wirſt mich aber doch heirathen nach alter Sitte und Brauch?

Pfaffhahn. Ganz auf die Art, wie es vor Jahrtauſenden ſchon üblich geweſen, — darauf verlaſſe dich.

Melitta. Gut, Herzensjunge! dann bin ich dein auf ewig auch. (ſie reicht ihm die Hand.)

Pfaffhahn (will mit dem Mädchen abgehen. Zu Sappho.) Je vous salue ma chère! Leben Sie wohl, mein Bild will ich Ihnen zu Ihrem Troſte laſſen, dort liegt es an der Erde.

Sappho (ſpringt auf und vertritt Melitten den Weg. — Zu Pfaffhahn.) Undankbarer, abſcheulicher, grober Bengel! ſcher' Er ſich meinetwegen zum Teufel, ich frage nichts darnach. Aber das Mädchen bleibt auf jeden Fall hier, ich habe ihr Angeld gegeben und ſie neu gekleidet, dafür muß ſie ihre Zeit ausdienen, weil ich's ſo haben will.

Pfaffhahn. Madame! des Rechts auf das Mädchen ſind Sie verluſtig, die mäßige Züchtigung der Dienſtmädchen (darunter kann man allenfalls eine derbe Ohrfeige, die einen Ochſen tödten könnte, verſtehen) erlaubt die herrſchaftliche Geſindeordnung; aber das Stäupen iſt ein Privilegium der Schinder, und der —

Sappho (fällt ihm raſch in die Rede und will das Mädchen an ſich reißen.) Genug das Mädchen gehört mein!

Pfaffhahn (ſtößt Sappho unſanft zurück.) Es iſt nicht wahr, ich trage ſie weg.

(Er faßt Melitten an und trägt ſie fort, ſo daß des Mädchens Beine in der Luft ſchweben, und ihr Kopf der Erde zugekehrt iſt.)

Melitta (indem ſie weggetragen wird.) Lieber Junge! halte feſt, und laß mich nicht fallen.

Sappho. Ha, mich tödtet Eiferſucht und Wuth.

Pfaffhahn (wendet ſich noch einmal im Abgehen zu Sappho.) Ich will Ihr noch einen guten Rath ertheilen, Mamſell! (ſingt, mit beibehaltener Melodie aus dem neuen Sonntagskind:)

Schick' nach dem Bader,
Laß dir zur Ader,
Das thut dir gut u. ſ. w.

(Mit Melitten ab.)

Sappho (allein. — Sie ſtampft mit den Beinen die Erde.) Le diable m'emporte! nein das ertrag' ich nicht, es iſt fürwahr zu toll. Der Verluſt des ſchönen friſchen Mädchens ſchmerzt mich mehr noch, als der des Kerls. Doch nur Geduld, guter Freund! noch biſt du nicht von dannen, Melitta muß mein ſein, es koſte was es wolle. Ich denunzire den Schlingel bei der Polizei, ſchreibe an meine ſämmtlichen mächtigen Freunde. Zorn ſei meine Feder, Rache das Papier, und Wuth die Tinte. (durch die Seitenthür ab.)

Scene 6.

(Magdalena und Hans Jürgen Baramus Kayn treten durch die Hinterthür ein.)

Magdalena und Kayn.

Kayn. Aber ſage mir die Mademoiſelle doch, wie geht das zu? das Ganze iſt mir ein Räthſel. Sintemal mir dieſen Morgen die hochgeneigte Sappho grob begegnete, kam ich ihr auch nicht fein, und nun die plötzliche Einladung auf dieſen Abend — hm! hm! wie erklär' ich mir das?

Magdal. Darüber kann ich keine Auskunft geben, fragen Sie Sappho ſelbſt; aber jetzt keine Zeit verloren, raſch hier in die finſtere Kammer hinein; (ſie öffnet eine Seitenthür) dort warten Sie bis Sappho zu Ihnen kommt. Uebrigens bringe Sie nichts außer Takt, es möge auch um Sie herum vorgehen, was da wolle.

Kayn. Freilich wenn ich ſo überlege — ja, ja! der Verſuch einer Beantwortung der Frage: „wie hat man ſich *vorher* und *nachher* zu benehmen, dann die Anleitung die Haut und andere Dinge zu konſerviren“ — ſo was reizt die Neugierde der Damen, im gewöhnlichen Buchhandel iſt ſo was gar nicht recht zu haben, man fragt auch nicht gerne darnach; nun und meine Geſtalt (ſich wohlgefällig betrachtend) die iſt doch auch nicht ſo ganz übel —

Magdal. Da drinnen werden Sie Zeit genug zu Selbſtgeſprächen haben. — Allons, luſtig hinein.

Kayn. Höre Sie Kind! das Loch das finſtere da, ſcheint mir doch nicht ſo recht geheuer.

Magdal. Halten Sie mich nicht auf, wollen Sie hinein oder nicht? — Hurtig, ja oder nein!

Kayn. Nun, nun, nur gemach, wir fahren ja nicht mit Extrapoſt, ich habe gerade nicht entſetzlich viel Kourage, bin aber auch kein Haſenfuß. Auf jeden Fall habe ich da einen bewährten Freund bei mir, den dicken Spanier. Aber das ſage ich voraus, daß man mich nicht lange warten läßt.

Magdal. Wer einer Schäferſtunde entgegen ſieht, muß Geduld haben wie ein Profeſſor.

Kayn. Zum Teufel auch. (Er geht brummend durch die Seitenthür, welche Magdalena hinter ihm verſchließt.)

Magdal. (allein — ſie ſieht durch das Schlüſſelloch der andern Seitenthür.) Excellent! Rieke beſchäftiget ſich eifrig mit ſchreiben. Von dieſer Seite alſo bleibe ich ungeſtört; nun gebe nur der Himmel, daß die Gimpel einzeln angefahren kommen, kämen zwei zugleich, — dies ſetzte mich in große Verlegenheit.

(Kalbskopf ſteckt den Kopf durch die Hinterthür.)

Scene 7.

Magdalena und Kalbskopf.

Kalbskopf. Iſt es Ernſt, oder hält man mich zum Narren?

Magdal. Immer herein, Herr Magiſter! mit Sehnſucht erwartet Sappho Sie, um Ihre kühnſten Wünſche zu krönen.

Kalbskopf (indem er durch die Thür tritt.) Ei, ei, iſt dieſes auch wahr?

Magdal. Auf Ehre.

Kalbskopf. Hm, hm! da hat ſich bei der Mamſell gegen alles Verhoffen ſchnell eine bizarre Laune eingeſtellt.

Magdal. Bei den Damen kein ſeltener Fall, wie Sie wiſſen müſſen.

Kalbskopf. Ja, ja, liebe Jungfer! da hat Sie ganz Recht.

Magdal. Belieben Sie nur hier in das dunkle Kabinett zu treten. Jedoch bitte ich Sie, laſſen Sie ſich durch gar nichts irritiren, denn Ihr Glück iſt einmal feſt beſchloſſen.

Kalbskopf. O, ein deutſcher Dichter läßt ſich nicht ſo leicht irre machen.

Magdal. (indem ſie das Kabinett aufſchließt, leiſe:) Kommen Sie.

Kalbskopf (eben ſo.) Da bin ich ſchon.

(Er ſchleicht auf den Zehen durch die Seitenthür, welche Magdalena ſogleich wieder verſchließt.)

Magdal. (allein.) Zwei Mäuſe wären glücklich in der Falle, doch ſtille! — ich höre, es nah't ſich eine dritte ſchon.

Scene 8.

Kaſper a Spada und Magdalena.

Kaſper. Beim raſendſten aller raſenden Teufel ſchwöre ich es, zum Raſendwerden bin ich entzückt. Alſo will die raſend liebliche Sappho mir heute ſchon eine raſend glückliche Nacht verſtatten?

Magdal. So iſt es. Dort in der finſtern Kammer wartet Ihrer das raſendſte Glück, doch ſollen Sie eine Probe der Liebe beſtehen, darum rathe ich, faſſen Sie ſich, und laſſen Sie ſich durch gar nichts zu Rasereien verleiten, ſonſt wird aus allem nichts.

Hasper. Ja wahrlich, eine raſende Geduld hat man bei euch vonnöthen. Doch eine finſtere Kammer? Proben der Liebe? — Seht doch, das iſt raſend abentheuerlich und romantiſch, ſpricht meinen Geſchmack ganz raſend an. Ich beſtehe alle Proben ritterlich und wenn es auch die raſendſten wären. Schließ auf, raſende Dirne!

Magdal. Sogleich, mein raſender Herr! ich bitte übrigens raſend leiſe einzutreten.

Hasper. Schon gut.

(Er wird in die Kammer geſperrt. — In demſelben Augenblick tritt Porter durch die Hinterthür ein.)

Magdal. (bei Seite.) War die höchſte Zeit.

Scene 9.

Porter und Magdalena.

Porter. Na Weibsſtück! ſieht Sie, dies gefällt mir von Ihr, daß Sie Ihrer Parol' ſo pünktlich eingedenk war; aber nun halte Sie mich auch nicht lange auf, habe nicht viel Zeit zu verlieren, denn ich habe im abgeſtandenen Hecht, bevor ich abging, noch ein Fußbad und Fliederthee auf den Abend beſtellt; Sie muß wiſſen, der Zacharias Porter aus Fröhlichsau iſt kein ſo Eſel, der die Geſundheit negligirt, weil er in der Hauptſtadt iſt.

Magdal. Lieber Herr Porter! ſein Sie ſo gefällig in die finſtere Kammer hier zu treten, in einigen Minuten bin ich bei Ihnen.

Porter. Finſtere Kammer? — Warten? — Weibsſtück, Sie iſt wohl nicht recht bei Troſt? — Hör' Sie, wenn man ſo viel Geld giebt, wie ich bezahlte, läßt man ſich keine finſtere Kammer und keine Säumniß gefallen, ſonſt iſt man mit Reſpekt zu ſagen ein Stockfiſch ſehr großer Art.

Magdal. (indem ſie dem Porter die Wangen ſtreichelt.) Liebes, beſtes, allervortrefflichſtes Männchen! thun Sie es mir zu Gefallen, gedulden Sie ſich dort ein wenig in der Kammer, recht bald bin ich bei Ihnen.

Porter. He, he — Sie iſt eine Schmeichelkatze. Sag Sie mir einmal, ſteht denn ein Kanape da drinnen in dem Loche?

Magdal. Ach ein allerliebſtes Sopha, gleich wie Sie eintreten rechter Hand. (ſingt:)

(Mit beibehaltener Melodie aus der Oper: „Fanchon, oder das Leiermädchen.")

Warme Kiſſen,
Weich wie Mos,
Bieten lockend
Ihren Schoß.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wenn ſich Liebe
Sehnend regt,
Und die Schäfer-
Stunde ſchlägt —

Bieten Kiſſen,
Weich wie Mos,
Ach ſo lockend
Ihren Schoß.

Porter. Nun gut, wenn ſich die Sache ſo verhält, will ich mir einen kurzen Verzug gefallen laſſen. Werde mich auf die warmen Kiſſen, weich wie Mos hinſtrecken, und einsweilen aus Langeweile ein Schläfchen machen, aber das ſag' ich, daß Sie mich nicht lange warten läßt, ſonſt ſoll Ihr der Satan die Stange halten; dann bringe Sie, wenn Sie kommt, auch Licht mit, dies rath' ich Ihr, denn der Zacharias Porter aus Fröhlichsau iſt nicht gewohnt ſeine Fiſche und Vögel im Finſtern zu verzehren. Verſteht Sie mich?

Magdal. Soll Alles nach Ihrem Wunſche geſchehen, ſcharmantes Männchen!

Porter. Nun gut, ſo laſſe Sie mich eintreten, mich verlangt nach den warmen Kiſſen, weich wie Mos.

Magdal. Noch eins, wenn Sie Geräuſch in der Kammer hören, regardiren Sie nicht weiter darauf, es giebt viele Mäuſe dort.

Porter. O daran bin ich gewöhnt, das ſchadet nicht. — Glaubt Sie denn, daß es bei euch in der Hauptſtadt allein Mäuſe giebt, wir haben deren in Fröhlichsau auch, und auch Ratten ſo groß wie mein Kopf.

Magdal. Deſto beſſer, ſo ſind Sie an die Geſellſchaft gewöhnt. Kommen Sie, aber ſachte! —

(Sie verſchließt den Porter in die Kammer.)

Magdal. (allein.) Allerliebſt! alles geht nach Herzenswunſch — doch ſtille! irre ich mich nicht, ſo trabt ſchon wieder ein ſchmachtender Schäfer einher.

(Horſt v. Suppenkraft tritt durch die Hinterthür ein.)

Scene 10.

Suppenkraft und Magdalena.

Suppenkraft (ohne Magdalenen zu bemerken.) Bei meiner Ehre — c'est unique. Kalt empfing ſie mich des Morgens, und auf den Abend erhalte ich eine Einladung zu einem zärtlichen Rendez-vous. — Ja ſo ſind die Weiber nun einmal — kann da mit dem Julius Cäſar ſprechen: „veni, vidi, vici.“ (er bemerkt Magdalenen.) Ah ſiehe da, ich bin nicht allein, wahrſcheinlich die Soubrette! (er nähert ſich.) Können Sie mir nicht ſagen, meine Holde! —

Magdal. Ich weiß alles, was Sie mir ſagen können, mein Herr! bin da, um Sie zu erwarten. Belieben Sie hier in die finſtere Stube zu treten, zu erinnern aber dabei iſt —

Suppenkraft. Stille, ſtille mein Kind! auch ich weiß alles, was du mir allenfalls ſagen könnteſt, denn ich bin ein alter Praktikus. Dort, nicht wahr, ſoll ich Sappho erwarten, ſtille mich verhalten u. ſ. w.

Magdal. Ja ſo iſt es, ich erſtaune über Ihr Savoir vivre. Iſt es gefällig einzutreten?

Suppenkraft. Oui, ma chère!

(Magdalena ſchließt den Offizier ebenfalls in die Nebenſtube ein.)

Scene II.

Magdalena (allein.) Gleich darauf **Hans von der Kloßbrüh.**

Magdal. Der meint die Weisheit mit Löffeln gefreſſen zu haben, und iſt nichts deſtoweniger angeführt. Beinahe iſt mir die Ausführung des Plans gelungen. — Der einfältige Krautjunker allein fehlt noch, jener Dummkopf wird mir zuletzt das Ganze verderben; (Pauſe.) Doch nein, wie mir's ſcheint iſt der Bär in der Nähe. (Hans tritt ein.) Richtig da iſt er ſchon.

Hans. Kann man mir nicht ſagen und berichten, wo ich die Mamſell Saftkopf finde?

Magdal. Ich ſtehe in Dienſten der Mademoiſelle mein Herr! gut, daß Sie da ſind, längſt ſchon wartete ich hier auf Sie.

Hans. Hm, hm — ich merke wohl die Jungfer weiß wo der Barthel holt den Moſt. Ja — ſehen Sie nur, die Saftkopf muß mich erſchrecklich lieben, denn auf morgen, wenn ich nicht irre, hatte ſie mich invitirt auf Teltower Rüben und Hammelfleiſch, aber nein — ſie hat es gar nicht erwarten können, ſchrieb mir da einen Brief, und bat mich, heute noch zu kommen. Dies hat mich denn auch gerührt, und ich habe es dem Wirthe in der blauen Mütze rund abgeſchlagen heute Schafkopf mit ihm zu ſpielen, obwohl der Alte deswegen ſchmollt. Doch thun Sie mir den Gefallen, rufen Sie mir ſchnell die Saftkopf her.

Magdal. Dieſes geht nicht ſo ſchnell, mein Herr! begeben Sie ſich in jene dunkle Kammer dort, bald kommt Sappho zu Ihnen, Sie ſollen in der Kammer ihrer warten, dieſes iſt der Mademoiſelle Wille. Hören Sie in der Kammer allenfalls ein Geräuſch, ſo machen Sie ſich nichts daraus, denn Sappho hat viele

Nachtigallen und andere Vöglein in der Stube hängen, die flattern zuweilen hin und her.

Hans. Gott ſteh' mir bei, was fällt der Jungfer bei? in der dunkeln Kammer ſoll ich weilen? — Vöglein ſollen flattern hin und her? — Proſit die Mahlzeit — Geſpenſter werden's ſein.

Magdal. (lacht.) Warum nicht gar. Schämen Sie ſich nicht — Sie ein Edelmann in unſern Tagen noch an Geſpenſter zu glauben? — Es giebt keine Geſpenſter, — der Glaube an ſie iſt Narrheit.

Hans (ſehr ernſthaft.) Höre Sie Jungfer! ſpreche Sie nicht ſo gotteslaſterlich, wohl giebt es Geſpenſter, das will ich Ihr klar und deutlich beweiſen. Denn für's erſte ſagt es meine Großmutter und das iſt eine kluge alte Frau, und dann Sie kann es man nur glauben (er ſieht ſich furchtſam um und ſpricht etwas leiſe) trappt zu Hauſe in unſrem Schloſſe alle Nacht ein Geſpenſt durch den Gang, der zur Schlafkammer meiner Mutter führt; ja, ja, ich habe es ſchon oft gehört, meine Großmama ſagt: es ſei vermuthlich der Geiſt meines Ahn des Ritters Amadäus Hieronymus Niklarius von der Kloßbrüh, der ein ganz verfluchter Kerl geweſen. Er hat im gelobten Land für den heiligen Glauben den Kopf verloren, nachdem er vorher in unſerm Dorfe ſieben M—ſch—r dick gemacht. —

Magdal. (lacht.) Das iſt ja reiner Unſinn, was Sie da ſchwatzen.

Hans. Ja ſo lacht und ſpricht meine Mutter auch, wenn von dem Geſpenſte die Rede iſt, das vor der Thüre ihrer Schlafkammer ſpukt, aber Großmama meint, für ſolchen Unglauben werde man dereinſt im Fegefeuer zu büßen haben, und da will ich nicht hin, es ſoll dort erſtaunlich ſtark eingeheitzt ſein, und das kann ich nicht wohl vertragen. Ja Jungfer! Geſpenſter giebt es gewiß und wahrhaftig; geſtern noch erzählte ein Ochſenhändler an der Wirthstafel in der blauen Mütze, daß nun ſelbſt viele Philoſophen und Dichter wieder an die Geſpenſter glauben, und die Herren werden doch nicht Narren ſein?

Magdal. Ja eben die ſind mitunter die größten. Allein keine Zeit iſt zu verlieren, wollen Sie in die finſtere Stube? erklären Sie ſich ſchnell!

Hans. Wenn ich es ſo recht bedenke, habe ich doch beinahe Luſt es zu wagen, denn ich trage in der Hoſentaſche beſtändig ein Paternoſter bei mir, ſchlag' ich nöthigenfalls drei Kreuze zuſammen, ſo kann mir der Teufel ſelbſt nicht an, wie meine Großmutter behauptet.

Magdal. Nun friſch, ſo marſchiren Sie in die Kammer, aber hübſch leiſe, wenn ich bitten darf, daß Sie den Teufel nicht wecken, denn der hat keinen ſtarken Schlaf.

Hans. Ja da haben Sie Recht, das glaube ich ſelbſt. (Er ſchleicht ängſtlich in die Kammer. Magdalena zieht den Schlüſſel ab, den ſie zu ſich ſteckt.)

Magdalena (allein.) Glücklich wäre es denn nun gelungen. Jetzt ihr finſtern Rachegeiſter alle kommt meinem fein angelegten Plan gütig zu Hülfe, und vollführet auf's Beſte ihn. — Schade nur, daß ich den Ausgang nicht erwarten, mich an dem allgemeinen Schrecken, an der Verwirrung nicht laben kann, doch Klugheit gebietet zu fliehen.

(Sie ſchleicht durch die Hinterthür ab. — Pauſe — dann tritt Sappho durch die Seitenthür auf die Bühne.)

Scene 12.

Sappho, gleich darauf Martha.

Sappho (allein — ſie hält ein paar verſiegelte Briefe in der Hand, und ruft laut.) Martha!

Martha (hinter den Scenen.) Ich komme ſchon. (ſie tritt auf.) Na nun — was ſoll's?

Sappho. Weißt du ſchon?

Martha. Alles. Der ſaubere Herr Pfaffhahn iſt abgegangen, — hab' es dir ja längſt prophezeiht, ich kenne meine Leute. Der Patron hat das Mädchen mitgenommen. Tant mieux für dich, glaube mir, es iſt ein wahrer Gewinn — das Geſindel taugte nichts.

Sappho (heftig.) Nein, nein, ſag' ich dir. — (kälter) Doch du kaltes Geſchöpf! begreifſt mich nicht. Hier, die Briefe laß ſogleich und pünktlich beſorgen.

Martha. Soll geſchehen. Ich merke wohl, einen Riegel willſt du dem Pärchen vorſchieben; iſt vergebene Mühe. Lüderlichem Geſindel hilft man bei uns recht willig aus dem Staube. (ſie ſieht durch das Fenſter.) Potztauſend, da kommt der Roſenſinn ſchon wieder angefahren, ich gehe um ihn zu empfangen. Laß dir nichts merken Rieke, nimm dich zuſammen. (ab.)

Sappho (allein.) Die Alte hat Recht, ich muß mich vor dem Gimpel verſtellen. O wäre er doch jetzt wo der Pfeffer wächſt. Ich unglückliches Geſchöpf! Frohſinn und heitere Laune ſoll ich erkünſteln, und heftiger Schmerz, wüthende Eiferſucht zerreißen mein Herz.

(Roſenſinn tritt auf.)

Scene 13.

Sappho und Roſenſinn, dann das Corps de Ballet.

Roſenſinn. Voilà mon ange! dein treuer Hyacinth iſt retournirt. (Er trägt eine zuſammengelegte Serviette unter dem Arm.)

Sappho. Mir ſehr angenehm. Aber du ſieh'ſt ſo erſchöpft, ſo hungrig aus?

Roſenſinn. Ach ich komme ja aus der Komödie nach griechiſchem Schnitt und Styl mit deutſchen Lappen verziert. Dabei könnte Bachus ſelbſt nüchtern werden. Comment?

Sappho (ruft in die Scenen.): Allons vite! man ſervire!

Roſenſinn. Dies war eine köſtliche Idee von dir. — Comment?

Sappho. Was trägſt du denn hier in dem Tuche mein vortrefflicher Hyacinth?

Roſenſinn. Ich trage in demſelben ebenfalls eine köſtliche Idee. Comment?

Sappho. Eine Idee trägſt du in der Serviette? das iſt originell, muß ich geſtehen, denn ich glaubte immer im Kopfe nur ſei das Depot der Ideen.

Roſenſinn. O weit gefehlt, meine Theure! jetzt wird ſo manche Idee erzeugt und erſchaffen, die mit dem Hirne nie in Berührung kam. Comment?

Sappho. Ich ſehe auch Hyacinth kann witzig ſein. Mache mich doch, trauter Freund, mit der Serviettenidee näher vertraut!

Roſenſinn. Soll nach dem Eſſen geſchehen, mein Kind! denn die beſte Idee taugt nichts, wenn ſie nicht gehörigermaßen würde verdaut; leider ſehen ſo wenige Sterbliche dies ein. Comment?

Sappho. Ich erſtaune über deinen Scharfſinn mein Schatz! du biſt doch nicht krank?

Roſenſinn. Point du tout.

(Zwei niedliche Jockeys in reicher Livree bringen Lichter und tragen das Souper auf, nachdem ſie vorher ſchnell den Tiſch gedeckt.)

Roſenſinn (obwohl er Brillen auf der Naſe trägt, beſieht durch eine beſondere Lorgnette die Jockeys.) Gott ſtraf mich, ein paar allerliebſte Knaben! Den einen meine Sappho! den kleinen niedlichen Spitzbuben mit den goldgelockten Haaren, den mußt du mir wahrhaftig überlaſſen! — Comment?

Sappho. Wozu willſt du den Knaben verwenden? Comment?

Roſenſinn (ſtockt etwas.) Zu — zu — zu meinem neuen Kabriolet. Er müßte ſich vortrefflich dazu ſchicken. Comment?

Sappho (giebt ihm lachend einen Schlag auf die Wangen.) Mit nichten, mon cher! ich kann keinen der Knaben miſſen, brauche ſie beide für mich allein. Ihr ſteht in dem Rufe mein Guter! daß Ihr in allen Dingen der Gräcomanie ſehr zugethan ſeid, drum bekommt Ihr den Jungen nicht, mein theurer Jupiter!

Roſenſinn. Jupiter? fürwahr eine gute Idee! Parbleu, mein Kind! ich glaube du haſt Recht, ich ſehe dem Jupiter etwas ähnlich. Comment?

Sappho (laut lachend.) Ha, ha, ha! Plait-il zu ſpeiſen?

Roſenſinn. De tout mon coeur bin ich bereit dazu; (indem er die aufgetragenen Speiſen aufmerkſam durch die Lorgnette betrachtet.) O ciel! was iſt das? — Der Faſan ſieht aus wie ein gebratenes Huhn auf einer Bauernhochzeit, — braun wie ein neumodiſcher Damenüberrock, die Farce hat keine Konſiſtenz, dein Koch iſt ein Ignorant, ein deutſcher Eſel, hat keinen Begriff von der feinen Kunſt zu braten der Gallomanen. Dem Kaviar fehlt der pickante haut goût, Spinngewebe niſten in der alten Paſtete, die Auſtern taugen nichts, dem Sardellenſalat fehlen wenigſtens zwanzig der frappanteſten Ingredienzen. — Ach, ma chère! in dieſer Art des Genuſſes biſt du noch weit zurück, ich werde dir den Almanach des gourmands und die Pariſer Gaſtronomie überſenden. Dieſe vortrefflichen Geiſteswerke mein Kind! wirſt du fleißig ſtudiren. — Comment?

Sappho. Verſchone mich damit. Ungemein iſt mir deine pickante Freßſucht zuwider, — ſie iſt ſo höchſt proſaiſch — ſo gemein.

Roſenſinn. Vous avez tort, Mademoiselle! attendez — ein feiner verſtändiger Gaumen, das Streben den Kleinen zu kitzeln charakteriſirt das Genie. Verfolgte doch ſelbſt der große P—e F—y dieſes Strebeziel, dies hatte er mit mir gemein. Comment?

Sappho (laut lachend.) Nimm es mir nicht übel, mein theurer Hyacinth! du biſt ein Narr. Vorhin verglicheſt du dich mit dem Jupiter, nun gar mit dem großen F—d—ch. Deine Perſon verhält ſich zu dem alten F—tz, wie —

Roſenſinn (geſpannt.) Nun wie denn, mein Schatz? dites-donc! Comment?

Sappho. Es ſchickt ſich nicht, es zu ſagen.

Roſenſinn (unwillig.) Nun ſo behalt' es für dich. (Er ſetzt ſich an den Tiſch auf den Sopha, Sappho neben ihn.) Ich werde mir den Aerger in den ſchlechten Speiſen verbeißen. (Er ißt ſehr gierig bald von dieſem bald von jenem, Sappho nimmt keinen Antheil an dem Souper.)

Roſenſinn. Sappho!

Sappho. Was giebt's?

Roſenſinn. Es iſt recht fatal, ſo auf der Bühne öffentlich zu ſpeiſen, einige hundert Augen gucken einem da neugierig in den Mund. Das Corps de Ballet trete ein, und führe künſtliche Tänze aus, das lockt die Aufmerkſamkeit des Publikums von uns ab, und bringt zugleich Mannichfaltigkeit in das Stück. (Indem er trinkt.) Comment?

Sappho. Sie ſind wohl verrückt, Herr von Roſenſinn! — wie käme ich zu einem Corps de Ballet?

Roſenſinn. Zieren Sie ſich doch nicht ſo ſehr, Mademoiselle! (Er nennt hier den eigentlichen Namen der Schauſpielerin.) Die Menſchen da unten wiſſen ja doch alle, daß ſie im Theater ſind; eine jede mittelmäßige Bühne muß jetzt ein Ballet haben, und die Mittelmäßigkeit werden Sie doch unſerer deutſchen Nationalbühne nicht abſprechen wollen! die iſt ja im In- und Auslande längſtens anerkannt. Ich weiß es gewiß, es kommt in dieſem Stücke ein Balletchen vor, der Balletmeiſter war ja mit bei der Probe. Sehen Sie nur nach, was gilt's, die Leutchen ſtehen ſchon dort hinter der letzten Gardine, und harren auf das Zeichen nur, einzutreten und ihre Streiche zu machen. Comment?

Sappho. Wohlan denn, wir wollen ſogleich uns überzeugen, ob Sie Recht gehabt.

(Sie geht in den Hintergrund der Bühne und öffnet die beiden Flügel der Hinterthüre. In dieſem Augenblick fängt das Orcheſter an zu ſpielen. Das ganze Corps de Ballet tanzt paarweiſe auf die Bühne, ſtellt ſich und beginnt ſeine Tänze. Die Tänzer können entweder in Arkadiſchem, Tyroler, Türkiſchem, Chineſiſchem oder auch anderm Koſtüme erſcheinen, wie es die hochlöbliche Theaterintendanz für gut befindet, und nachdem es der Stand der Garderobe erlaubt.)

Roſenſinn (der abwechſelungsweiſe ißt, trinkt und die Tänzerinnen lorgnettirt, zu Sappho:) Mon ange!

Sappho. Qu'est-ce que vous voulez?

Roſenſinn. Man ſieht es den Herren und

Damen in ihrem geborgten Flitterſtaate wahrhaftig nicht an, daß jene verkleidete Handſchuhmacher- und Schneidergeſellen, dieſe aber Stickermädchen oder ſo etwas Aehnliches ſind.

Sappho. Monsieur! (ſie nennt den eigentlichen Namen des Schauſpielers) halten Sie Ihr Maul, und kompromittiren Sie die Ehre unſerer Bühne nicht.

(Pauſe, während welcher die Tänze fortdauern. Zwei Tänzer und zwei Tänzerinnen führen ein Quatre-pas aus.)

Roſenſinn (zu Sappho.) M'amie!

Sappho. Na nun? —

Roſenſinn. Betrachten Sie einmal dort das große Menſch. Hat ſie nicht einen wahren Medizäiſchen Wuchs?

Sappho. Warum nicht gar. Ihre Gorge iſt viel zu klein, der Popo ſtrebt zu wenig in die Höhe, der Fuß iſt zu groß, auch ſtreckt ſie den Bauch zu ſehr heraus.

Roſenſinn. Ja Sie haben Recht, ſie ſtreckt den Bauch heraus, dies bemerke ich jetzt erſt. Aber was ſagen Sie zu der Kleinen hier? — die derben Waden, die volle Bruſt, das appetiſante Embonpoint! — Comment?

Sappho. Die Kleine hat ja ein lahmes Bein, und ſchielt wie ein abgeſtochener Bock.

Roſenſinn. Das wäre der Teufel! —

(Pauſe — nach welcher der Tanz endet.)

Roſenſinn. Ja daß muß wahr ſein:

Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein lebelang;
Drum leben die Weiber, der Wein und der Geſang. Hoch!

(Er ſchlingt den rechten Arm um Sappho's Nacken, und leert das Glas.)

Tänzer und Tänzerinnen. Juchhe! Sie leben hoch!

Roſenſinn. Bravo! nun laßt uns zum Schluſſe ein niedliches Liedchen ſingen, du Sappho fange an! Comment?

Sappho. Eh bien! — ich bin es zufrieden.

(Sie ſteht auf, nimmt ein volles Glas in die Hand, und ſingt.)

(Mit beibehaltener Muſik aus der Oper: Don Juan.)

Sappho.

O, ihr Mädchen zur Liebe geboren,
Nutzt der Jugend gefällige Zeit;
Habt ihr Schlafluſt und Hunger verloren,
Amor iſt euch zu helfen bereit.
Lalala! larala! lallala!

Chor der Tänzerinnen.

Welch Vergnügen erwartet uns da!

Roſenſinn (mit gällender Stimme.)

O ihr Burſche mit Leichtſinn im Herzen,
Lauft nur immer bald hin und bald her,
Amor lockt euch zu tändeln und ſcherzen,
Und Hymen ſchenkt der Freude nicht mehr!
Lalala ꝛc.

Chor. Da capo.

Chor, Sappho und **Roſenſinn.**

Laßt uns weiſe des Lebens genießen,
Laßt uns lieben und ſcherzen und küſſen,
Welch Vergnügen erwartet uns da!
Lalala ꝛc.

Chor. Da capo.

Roſenſinn (zu den Tänzern.) Nun meine Herren und Damen können Sie wieder marſchiren. Zu dem, was jetzt geſchieht, bedürfen wir keiner weitern Zeugen. (Zu Sappho.) Comment?

Sappho. Mein Herr! Sie ſind unverſchämt.

(Das Orcheſter ſpielt einen feierlichen Marſch, die Tänzer und Tänzerinnen halten paarweiſe einen Umzug über die Bühne und marſchiren durch die Hinterthüre ab.)

Scene 14.

Roſenſinn und Sappho, (ohne die Tänzer.)

Roſenſinn. Nun Mademoiſelle! haben wir beide auch noch ein Hühnchen zuſammen zu pflücken. Comment?

Sappho. Pflücken Sie, ich habe nichts dagegen.

Roſenſinn. Ich komme da im Theater mit meinem alten Hausfreund, dem Herrn von Runkelbein zuſammen, nun imaginez-vous, was ſagt mir da der Herr v. Runkelbein in die Ohren: Herr Bruder, dit-il, dein Schätzchen, die verſtändige Kleine, hat eine neue Poeſie gemacht, welche ſie Sappho überſchrieben, das ſoll ein Ausbund feiner Malice ſein, man lieſt die Verſe beinahe in allen Theegeſellſchaften der Grafen ſchon, ſei doch ſo gut und verſchaffe mir eine Abſchrift davon. Ich weiß nun kein Wort von der Poeſie, doch um es nicht merken zu laſſen, lächle ich fein, und ſpreche zu dem Herrn von Runkelbein: Herr Bruder! Morgen ſollt Ihr das Verlangte haben; aber ich frage, iſt das recht Mademoiſelle! daß Sie Ihrem geliebten Hyacinth Ihre Arbeiten vorenthalten, während ſich Gelbſchnäbel ſchon in Theegeſellſchaften damit brüſten? Antworten Sie, iſt das nicht ein wahres horreur! — Comment?

Sappho. Ich dachte nicht, daß mein Freund ſich ſo ſehr für Geiſtesprodukte intereſſiren würde; eine geſchmorte Hammelkeule, meinte ich, wäre ihm lieber.

Roſenſinn. Man ſpricht nicht klug, man ſollte aus Erfahrung wiſſen, welch deſperater Kunſtfreund der Freiherr Hyacinth von Roſenſinn iſt. Will man ſich verſöhnen, ſo deklamire man das Gedicht, und theile dann dem Geliebten auch eine Abſchrift davon mit. Comment?

Sappho. Es geſchehe, wie Hochdieſelben befehlen. Man höre dann und ſei gehörigermaßen zerknirſcht. (Sie ſteht auf, und deklamirt nach einer tiefen Verneigung mit komiſchen Phatos das folgende Sonett.)

Sappho.

Der alten Sappho Lob hört man erſchallen,
Von neuem thun die Seufzer luſtig knallen;
Die wahre Kunſt ſieht man von Deutſchen bahnen,
Sie ruht in ew'gen Zweifeln und — im Ahnen! —
In der Aeſthetik hehren weiten Hallen
Es müſſen Spanier und Griechen wallen,
Und unter vielen weißen, zarten Schwanen,
Es flattern graulich ſchwarze Todtenfahnen.

Nach langer Raſt — nach ungeduld'gem Harren,
Es zieht der Hypokrit — den alten Karren,

Gefüllt mit jungen und mit alten Narren.
Die Schönheit iſt erfaßt — am rechten Style,
Es glaubt's die Minderzahl, doch ſagen's Viele:
Die höchſte — Kunſt ſteht nun an ihrem Ziele.

Roſenſinn (für ſich.) Das iſt reiner Unſinn, kein Wort verſteh' ich davon. (laut.) Nein, meine Theure! das muß ich dir ſagen, ich bin enchantirt, ach wie zart, wie feinſinnig haſt du das Sujet durchgeführt.

Sappho. Es freut mich, wenn dir mein Machwerk gefällt.

Roſenſinn (indem er das zuſammengelegte Tuch, welches er mitgebracht hat, zur Hand nimmt.) Nun ſinniges Mädchen! mein Magen iſt gefüllt, das Gedicht habe ich gehört, nun werde dir mein Geheimniß offenbar. Siehſt du, in der Hiſtorie, wie du weißt, bin ich gut inſtruirt, und es iſt mir wohl bekannt, die alte berühmte Dichterin Sappho wurde einſt mit einer Lorbeerkrone gekrönt zu — zu — (er ſtockt) wenn ich nicht irre auf dem Nordhauſer Turnier. Comment?

Sappho (lächelnd.) Ganz richtig!

Roſenſinn. Da entſtand denn in mir die Idee, meiner geliebten Sappho zu thun, wie vor Zeiten ihrer Namensſchweſter geſchehen. Iſt die Idee nicht gut? Comment?

Sappho. Mein herrlicher Hyacinth will mich krönen? — O ſcharmant! da muß ich wohl darauf bedacht ſein, mich zu revanſchiren.

Roſenſinn. Ja, mon ange! ich will dich krönen — Patience! (er entfaltet das Tuch und zieht aus demſelben einen großen von Buchs oder Taxus gewundenen Kranz hervor.)

Roſenſinn (ſehr feierlich und langſam.) Ich des heiligen Römiſchen Reiches freier Herr Hyacinth von Roſenſinn genannt Ritterſporn, ziere hiemit wohlverdientermaßen die erſte Dichterin des Jahrhunderts mit der Lorbeerkrone. (Er ſetzt der Sappho den Kranz auf den Kopf. — Trommeten und Paukenſchall.) Nun, hab' ich es recht gemacht? Comment?

Sappho. Sehr obligirt für die Ehre — eigentlich aber bin ich kompromittirt?

Roſenſinn. Was muß ich hören — kompromittirt? Comment?

Sappho. Es iſt ja keine Lorbeerkrone, ſondern ſtinkender Taxus nur, was du mein Lieber mir hier auf das Haupt gedrückt haſt.

Roſenſinn. Attendez mein Kind! das iſt ein ſogenanntes quiproquo, und es kam ſo: ich wollte vom Hofgärtner eine Lorbeerkrone haben, und er verſprach ſie mir auch. Da kommt der Fürſt unglücklicherweiſe auf die Idee, heute einen wilden Schweinskopfſchmaus zu geben, denn die Schweinsköpfe liebt die Durchlaucht ſehr. Nun aber haben die wilden

Schweinsköpfe es leider mit den Sängern und Helden gemein, daß man ſie pflegt mit Lorbeer zu ſchmücken. Die Geſellſchaft war anſehnlich, des Hofgärtners Lorbeer ging alle drauf. — Was war zu thun, die herrliche Idee wollte ich einmal nicht fahren laſſen, und da mußte denn der Taxus für diesmal den Lorbeer vertreten, was ſchadet es auch, am Ende verwelken ſie beide doch. Comment?

Sappho. Ach ja, das iſt wahr, verwelken müſſen nach und nach alle Dinge, das iſt recht fatal. Nun mein Schatz! ich nehme den Willen für die That, und bedanke mich noch einmal recht ſchön.

Roſenſinn. Gehorſamer Diener! — à vous plaire, c'est notre unique envie ſteht auf dem Modejournal. — Nun aber, theures Mädchen! — Wollen wir der echten Lebensphiloſophie ein Opfer bringen, ſetze dich hieher auf meinen Schoß. Comment?

Sappho (indem ſie es thut.) Da bin ich ſchon.

Roſenſinn. Embraſſire mich, mein Engel! Comment?

Sappho. Mein guter Hyacinth!

(Umarmung — Hans Jürgen Kayn exekutirt in der Kammer mit dumpfer Stimme im Tone der Bildſäule des Comthurs in der Oper: Don Juan, das

Recitativ.

In dieſer dumpfen Gruft,

Holt uns ohne Zweifel,
Kommt nicht bald friſche Luft,
Ganz gewiß der Teufel.

(Sappho und Roſenſinn ſpringen erſchrocken auf.)

Roſenſinn (ſich vergeſſend, ganz im jüdiſchen Dialekt.) Au wai geſchrien! — was iſt das?

Sappho (ſehr ängſtlich.) Ich weiß es nicht, ich glaube in der Kammer dort ſind Leute.

Roſenſinn. Au wai geſchrien! — Spitzbuben, Mörder werden's ſein, o Vater Abraham und Iſaak, erbarmet euch mein — as ich ſonſt bin ein Kind des Taudes. (Er kriecht unter den Tiſch.)

Porter (in der Kammer.) Lumpengeſindel! macht auf, oder ich ſchlage alles entzwei.

Sappho (in höchſter Verlegenheit und Unruhe.) Ins Himmelsnamen! was iſt das? — (laut rufend.) Martha! Martha! (Martha erſcheint.)

Sappho. Sag' an, was iſt das? — in der Kammer ſind Leute.

Martha. Warum nicht gar. Ich weiß von nichts.

Sappho. Wo iſt Gröſchel? — Wahrſcheinlich ein Streich von dem verruchten Menſch!

Martha. Da wäre der Teufel! — ſie iſt weggegangen.

Sämmtliche in der Kammer eingeſperrte Herren (ſchreien wild durch einander.) Aufgemacht! aufgemacht! oder wir ſchlagen alles entzwei!

Sappho. Ja doch, ja doch, meine Herren! haben Sie nur eine Minute Geduld! (zu Martha.) Wo iſt der Schlüſſel? er ſteckt nicht.

Martha. Ich weiß von nichts.

Porter (in der Kammer.) Die Menſcher wollen nicht öffnen, wohlan denn meine Herren! wozu ſollen wir länger Federleſens machen. Sehen Sie, ich ſtelle mich hier mit dem Rücken an die Thüre, nun dringen Sie nur alle auf mich ein, was gilt's, die Tapetenthüre bricht in tauſend Granatſtücke entzwei, denn der Zacharias Porter aus Fröhlichsau hat in ſeinem Rücken eine Forſche, als wie der größte Ochſe im ganzen deutſchen Reich. Nun paſſen Sie auf, wenn ich ſage drei, denn geht's los; (er zählt) eins, zwei — drei!

(Gepolter in der Kammer, die Thüre ſpringt auf, Porter fällt rückwärts auf die Bühne, die übrigen alle über ihn her.)

Scene 15.

Sappho, Martha, Porter, Hans Jürgen Baramus Kayn, Magiſter Kalbskopf, Haſper a Spada, Suppenkraft, Hans von der Kloßbrüh, Roſenſinn (unter dem Tiſche.)

(Porter und die übrigen raffen ſich fluchend von der Erde auf.)

Porter. Na das war einmal eine ſaubere Parthie, alle ſind wir alſo in den April geſchickt, und welche Frechheit! — ſchriftlich uns herzubeſcheiden.

Sappho. Was auch geſchehen ſein mag, ich bin unſchuldig, weiß von allem nichts.

Porter. Schweige Sie und ſchaffe Sie die ſogenannte Sappho her.

Sappho. Das bin ich ja ſelbſt.

Porter. Es iſt nicht wahr.

Alle. Ja, ja, ſie iſt Sappho.

Porter (mit großen Augen.) Na ſehen Sie, da wahr ich niedlich angeführt, ein ander Weibſtück gab ſich bei mir für dieſe aus, und ſchloß mit mir einen Kontrakt. (Alle außer Sappho lachen.) Aber was gilt's, die da (er deutet auf Sappho) war auch mit im Komplott, und die alte Beſtie dort obendrein. Nun wartet nur, der Zacharias Porter aus Fröhlichsau iſt kein Narr, und läßt ungeſtraft niemanden auf ſeiner Naſe tanzen; ſchnurſtracks geh' ich zur Polizei, mein Geld muß ich wieder haben von euch — infames Grobzeug! das ihr ſeid. (er geht zornig ab.)

Kayn. Ein Rindvieh bin ich ohne Gleichen. — Habe euch heute Mittag ſchon kennen lernen, mich überzeugt, was ihr für ſaubere Früchtchen ſeid, und ließ mich dennoch zu euch foppen, ich Pekus ich. Aber nicht umſonſt ſollt ihr mir das gethan haben, ſeht ich habe einen belletriſtiſchen Zeitungsſchreiber an der Hand, der Kerl iſt ſeines plumpen Witzes halber in ganz Deutſchland bekannt, der ſoll mir die Geſchichte in ſein morgendes Blatt ſetzen, ſo verblümt, daß die ganze Stadt ſogleich mit Fingern auf euch weiſt. O der Herr kann es gar nicht refuſiren, er reſtirt noch 200 Thaler bei mir für Druckgebühren. Wartet nur Pack! — ich will euch kojonniren. (ab.)

Hasper a Spada. Hör' einmal Meredrix! eine raſende Portion Gemeinheit kann ich ertragen, aber zu grob komme man mir nicht, ſonſt werde ich raſend toll. Du haſt es mir zu bunt gemacht, das fordert raſende Rache, drum wiſſe denn, morgen biſt du bei der ganzen raſenden Burſchenſchaft im raſendſten Verſchiß. (ab.)

Hans von der Kloßbrüh. Liebſte Jungfer Mamſell! ich kann vor Erſtaunen kaum zu mir ſelber kommen, aber allbereits fange ich an zu begreifen, daß ich der Gefoppte bin, nun ſehe Sie, ich bin ein guter Chriſt, drum thu' ich Ihr alles verzeihen, denn die Herren hier machen Ihr ſchon genug Schnabernack. Mich hungert, ich gehe zum Abendbrod. (ab.)

Suppenkraft. Pfui ma Petite! was iſt dies für ſchlechte Conduite, einen Kavalier mit der Kanaille hier zu vermengen. Unterſteht ſich jemand zu ſagen, daß er mich an dem verrufenen Orte geſehen, den brech' ich den Hals. (ab.)

Kalbskopf. Mademoiſelle! nicht ſo konſternirt! — von mir haben Sie keine Vorwürfe zu erwarten, denn den Jeremias Kalbskopf beleidiget gar nichts. Wollen Sie meinen Rath befolgen, ſo lachen Sie zu der ganzen Geſchichte, und ziehen an einen andern großen Ort, wo man Sie nicht kennt; wenn es Ihnen recht iſt, ziehe ich mit. Unſere Talente laſſen uns nicht ſinken, nur Muth gefaßt und bald ſtehen wir da in neuer herrlicher Gloria. (ab.)

Roſenſinn (kriecht unter dem Tiſche hervor.) O présence d'esprit! — Was biſt du nicht werth? — Du haſt mich gerettet, niemand ſah mit Augen mich, darum iſt meine freiherrliche Ehre weiß und unbemackelt geblieben. (Zu Sappho.) Zu ſpät ſehe ich es ein, Sie iſt eine gemeine Betrügerin, hat mich um niedliche Sümmchen geprellt. Doch der Weiſe ſucht aus dem Schiffbruche auch noch die Trümmer zu retten, iſt nichts anderes da, ſo halte ich mich an's

Mobiliar, Sie hat es von mir. Morgen in aller Frühe fordere ich es zurück. Comment? — (Er wirft einen verächtlichen Blick auf Sappho, und geht ab.)

Scene 16.

Sappho und Martha.

Sappho (iſt während der ganzen Scene wie verdutzt geſtanden — lange Pauſe — dann für ſich.) O Tag des Unglücks, o Tag des Jammers! — in welchen ſchrecklichen Abgrund ſchleuderſt du mich. Wo ſind ſie geblieben meine ſchönen Träume? — nein, nein — dieſe Schande überlebt Sappho nicht.

Martha. Ja, ja, ſo geht es, wenn die Kuh fort iſt, verſchließt man den Stall, und wenn die Senatoren das Rathhaus verlaſſen, ſind ſie am klügſten. Wie oft warnte ich, wie oft bat ich, ſich nicht mit ſo vielen Schlingeln zugleich einzulaſſen; einem Herrn kann der Herr nur dienen. Jetzt nutzt kein Heulen, kein Klagen und kein Zähnklappern — zu ſpät iſt zu ſpät.

Sappho. Wer weint — wer klagt? — Kennſt du deine Gebieterin ſo ſchlecht? —

Cavatine

(mit beibehaltener Muſik aus der Schweizerfamilie.)

Sappho.

Sprich Alte! hörſt du mich wohl klagen?
Haſt du mich je traurig erblickt?
O Hölle! ich kann's nicht ertragen,
Wie hier es im Herzen mich drückt.
Ich hüpfe und ſinge,
Ich tanze und ſpringe.
Und immer umgaukeln mich Freude und Luſt,
Vor Jammer und Aerger zerſpringt mir die Bruſt!
Sag' Alte! warum ſoll mir bangen?
Ach, alles ſteht mir zu Gebot,
Es bleibt mir ja nichts zu verlangen,
Zu wünſchen nichts mehr — als der Tod!
Und ſiehſt du auch Thränen,
So haben nicht Sehnen,
Nicht Leiden die fröhlichen Augen genetzt,
Es iſt nur die Freude, die mir ſie erpreßt.
Ich bin ja ſo fröhlich,
So glücklich, ſo ſelig,
Ganz außer mir bin ich vor Freude und Luſt,
O Hölle! Vor Aerger zerſpringt mir die Bruſt.

(Sie geht durch die Seitenthür ab.)

Martha (allein.) Gott ſteh' mir bei, die iſt rein verrückt geworden. — Ich hatte mit meinen

Mademoiſells doch nie viel Glück. Eine erhenkte ſich, die andere raubten mir die Franzoſen, eine dritte ſitzt im Spinnhauſe, und Sappho wird wahrſcheinlich in die tolle Station kommen, wie es mir ſcheint. Es kommt bei der Kuppelei doch ſelten viel heraus, und ich werde in meinen alten Tagen wohl noch an eine andere Carriere denken müſſen. Hm — da las ich geſtern in der Zeitung, eine vornehme Familie auf dem Lande ſucht eine betagte Erzieherin für junge Damen, ich habe Connexionen, wenn ich mir Mühe gebe, acquirire ich die Stelle doch wohl. Freilich wird Moralität bedungen, doch die läßt ſich ſchon angewöhnen, und wenn Erfahrung und Menſchenkenntniß den Werth der Erzieherin beſtimmen, ſo bin ich zu dem Poſten gemacht; ja, ja, es wird gehen, ich widme pädagogiſchen Geſchäften den Reſt meiner Tage.

(Der Vorhang fällt.)

Ende des zweiten Aktes.

Monodramatiſches Finale.

(Die Bühne ſtellt einen großen freien Platz in der Stadt vor. Es iſt Nacht, der Platz wird durch einige beinahe erloſchene Straßenlaternen nur ſparſam erleuchtet. die Fenſter der Häuſer ſind dunkel, nur in einem Hauſe des Vordergrundes iſt die Belle-étage hell erleuchtet, die Fenſter dieſer Wohnung ſind geöffnet. Im Hintergrunde bemerkt man eine große ſteinerne Bogenbrücke, auf der Mitte der Brücke ſtehe auf einem ſteinernen Piedeſtal die kolaſſale Statüe eines Feldherren der Vorzeit zu Pferde, in römiſchem Koſtüme. — Pauſe. —)

Ein unſichtbarer Gaſt der Mademoiſelle Foyer in der Belle-étage.

Schönſte Lidi! nun die Ouvertüre aus dem Pumpernickel — bitte!

Die unſichtbare Mad. Foyer.

Was, ſolch gemeines Muſikſtück ſoll ich exekutiren?

Mehrere unſichtbare Gäſte.

Ach ja — wir bitten.

Madem. Foper.

Wenn der Geſchmack der Herren ſo verdorben iſt — meinetwegen.

(Man hört aus der Belle-étage den Anfang der bezeichneten Ouvertüre auf dem Pianoforte ſpielen, dann fällt das Orcheſter ein. Gegen das Ende der Ouvertüre tritt Sappho auf. Sie iſt in ein weißes Nachtnegligé gekleidet, die Haare hängen aufgelöſt und in wilder Unordnung um Buſen und Nacken. Sie trägt den Buchskränz noch auf dem Kopfe, und an einem rothen Bande die Guitarre auf dem Rücken.)

Sappho.

(Nach einer langen Pauſe, in der ſie mit großen Schritten die Bühne gemeſſen.)

Fürwahr die Ehr' iſt ein kurioſes Weſen,
Ich habe hier und dort davon geleſen;
Es iſt ein Ding nicht ſüß und nicht ſauer,
Anders hat's der Junker als der Bauer,
Was dieſem Schande macht bringt jenem Ehre,
Sonderbar lautet freilich dieſe Lehre,
Doch iſt ſie, hol' mich der Kukuk! auch wahr,
Es beißt davon ab — das Mäuschen kein Haar.

Hat auch der Junker mehr Schulden als Sterne,
Er bleibt doch geehrt in der Näh' und Ferne,

Erhält er aber zufällig 'n Schlag,
Iſt er beſchimpft auf ſeines Lebens Tag;
Doch kriegt der Kunz auch alle Tage Schläge,
Es macht die Bauernehre doch nicht ſchräge,
Nur zahlt er nicht pünktlich auf den Termin,
Iſt ſeine Reputation ſchnell dahin.

Zum Hahnrei kann die Frau den Gatten machen,
Man ſieht die Welt herzlich darüber lachen,
Verletzt ſie aber die kleine Façon,
So iſt Verachtung ihr gewiſſer Lohn.

Halt an! — nun hab' ich in's Schwarze getroffen,
Den wahren Grund zu finden kann ich hoffen,
Ja auf die Façon kommt wohl alles an,
Denn an der Sache ſelbſt iſt nicht viel dran. —
Wenn ich das Ding ſo recht ſcharf thu' bedenken,
So will's mich immer auf ein Gleichniß lenken:
Die Ehre kommt mir vor — wie Damenputz,
So lang' der neu iſt und ganz ohne Schmutz,
Steht er ungeheu'r hoch in ſeinem Preiſe,
Es iſt eine alte hergebrachte Weiſe,
Doch iſt nur die ſchöne Façon erſt weg,
Dann iſt der ganze Tand ein bloßer T—k.

Auch meine Ehre — auch ſie iſt nun beſchmutzt,
Mein Frühling iſt aus — und ich bin abgenutzt;
Drum Sappho! muthig in den Tod hinein,
Betrag' dich honorig und — ende fein.

(Man hört in der Belle-étage einen luſtigen Walzer ſpielen, Sappho ſieht nach den erleuchteten Fenſtern in die Höhe, und ſetzt ihren Monolog alſo fort:)

Es ſchmerzt mich gar ſehr in der Herzenskammer,
Dort oben aber kennt man keinen Jammer;
Wenn ſich auf der Welt ſchießt dieſer todt,
Erſcheint das Leben jenem roſenroth.
Es wohnt in dem Hauſe die Mamſell Foper,
Sie iſt Tänzerin bei der großen Oper.
Ihre Jungfern-Ehr' machte manchen Tanz,
Aber ihre Façon, die iſt noch ganz.

(Pauſe — ſie legt den Finger an die Naſe.)

Nun iſt die wichtige Frag' — wie ſoll ich ſterben,
Wie find' ich Arme — ſchnell den Tod, den herben? —

(Abermalige Pauſe des Nachdenkens.)

Wohlan! enden will ich nobel und groß,
Dort in der naſſen Wogen kaltem Schoß.
Kein Leucad'ſcher Felſen — iſt zwar vorhanden,
Denn wir leben ja hier — in platten Landen, —
Wie komm' ich nun gleich in's Waſſer hinein,
Daß die Sache nicht erſcheint ganz gemein.

(Pauſe.)

Halt, da hab' ich 'n koſtbaren Gedanken,
Den führ' ich aus — friſch und ohne zu wanken:
Dem Helden dort ſteig' ich auf ſeinen Kopf,
Von ihm ſtürz' ich dann in den Waſſertopf.

Dem Publikum aber komm' es zu Kunden,
Wie originell ich den Tod gefunden,
Drum bleiben auf des Helden Haupt zurück
Meine Pantoffeln — der Einfall iſt Glück.
Morgen früh werden's Straßenjungen ſehen,
Daß Pantoffeln auf dem Helden ſtehen,
Verſpottung iſt des Eiſenmannes Los,
Mich finden Fiſcher in des Stromes Schoß.
Des Räthſels Löſung werden auspoſaunen,
Die Zeitungsſchreiber zu des Volkes Staunen,
Und mein Nachruhm iſt wie Kloßbrüh ſo klar,
Ja unſterblich bleib ich — mit Haut und Haar.

(Die Töne des luſtigen Walzers in der Belle-étage ſind während des Monologes verklungen.)

Ein unſichtbarer Gaſt der Mademoiſelle Foper in der Belle-étage.

Göttliche Lidi! wollen Sie uns ganz glücklich machen, ſo ſingen Sie jetzt das Lied von der Eitelkeit aller Dinge, ſo was hört ſich nach dem feinſten Hochgenuß am allerbeſten an.

Die unſichtbare Mademoiſelle Foper.

Ja, mein Freund! dies iſt einmal ein vernünftiger Gedanke, und mit Freuden erfüll' ich Ihr Verlangen.

(Sie ſingt unter Begleitung des Pianoforte; der Chor fällt ein, wo es nöthig iſt.)

Ich hab' mein' Sach' auf Nichts geſtellt,
Juchhe!
Drum iſt's ſo wohl mir in der Welt,
Juchhe!
Und wer will mein Kamerade ſein,
Der ſtoßt mit an, der ſtimmt mit ein,
Bei dieſer Neige Wein.

Ich ſtellt' mein' Sach' auf Geld und Gut,
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth,
O weh!
Die Münze rollte hier und dort,
Und haſcht' ich ſie an einem Ort,
Am andern war ſie fort.

Auf Liebe ſtellt' ich nun mein' Sach',
Juchhe!
Daher kam mir viel Ungemach,
O weh!
Der Falſche ſucht ſich ein ander Theil,
Der Treue macht mir Langeweil,
Der Beſte — war nicht feil.

Ich ſtellt' mein' Sach' auf Reiſ' und Fahrt,
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandsart,
O weh!
Denn mir behagt' es nirgends recht,
Die Koſt war fremd, das Bett war ſchlecht,
Niemand verſtand mich recht.

Ich ſtellt' mein' Sach' auf Ruhm und Ehr.
Juchhe!
Und ſieh', gleich hatt' ein Andrer mehr.
O weh! —
Wie ich mich hatt' hervorgethan,
Da ſahen die Leute ſchnell mich an,
Hatte keinem Recht gethan.

Der ſetzt ſein' Sach' auf Kampf und Krieg,
Juchhe!
Und ihm gelingt ſo mancher Sieg,
Juchhe!
Schon zieht er in Feindes Land hinein,
Dem Freunde ſollt's nicht viel beſſer ſein,
Und er verliert ein Bein.

Drum hab' ich mein' Sach' auf Nichts geſtellt,
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt,
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus,
Nur trinkt mir alle Neigen aus;
Die letzte muß heraus!

Sappho.

Ja was wahr iſt bleibt wahr — Alles iſt eitel,
Die Weiber, die Männer — und auch der Beutel;
Es hat das Liedlein entflammt meinen Muth,
Zu ſterben hab' ich eine große Wuth.

(Sie rennt nach dem Hintergrunde auf die Brücke und klettert an der Statüe in die Höhe. — Die unſichtbare Mademoiſelle Joper in der Belle-étage ſpielt Variationen auf das vorige Lied.)

Sappho (nachdem ſie das Haupt der Statüe erklommen hat.)

Hier ſteh' ich meine Herren, wie ein Kegel,
In Wolken hoch wie — die Gebrüder Schlegel;
Nun geben Sie Acht, der Teufel iſt los,
Pferdhaar iſt beſſer, als ſtinkender Mos.
Für's erſte ſchmeiß ich meine alte Leier
Hinab in's Waſſer — die Zeiten ſind theuer.

(Sie wirft die Guitarre in den Strom.)

Nun folgt der alte nichts taugende Kranz,
Er kröne in Zukunft der Fiſche Schwanz.

(Sie wirft den Buchskranz ebenfalls in den Strom.)

Jetzt bin ich — in puris naturalibus
Hohl und leer, wie ein papierner Fidibus,
Ohne Kranz, ohne Leier — ohne Geld, —
Lebe wohl, du impertinente Welt!

(Sie ſingt im Berliner Volksdialekt.)

Geh' du nur weg, ich hab' mein Theil,
Ich liebt' dir nur aus lauter Narredei,
Ohne dir kann ich ſchonſt leben,
Ohne dir kann ich ſchonſt ſein u. ſ. w.

(Sie ſtürzt ſich mit dem letzten Laute des Liedes von der Statüe herab in den Strom, ihre Pantoffeln bleiben auf dem Haupte der Statüe ſtehen.)

(Die unſichtbare Mad. **Foper** und ihre unſichtbaren Gäſte ſingen in der Belle-étage den folgenden

Rundgeſang.

Wir ſchwimmen dahin in dem Strome der Zeit:
Es rauſchen die Fluthen!
Es rauſchen die Fluthen!
Ergreifet die Luſt, die das Leben uns beut.

Das Schickſal der Erde bezwinget kein Arm,
Und wär er der ſtärkſte,
Und wär er der ſtärkſte,
Es trotzt jeder Freude und jeglichem Harm.

Die Donner verrollen, die Blitze verglüh'n,
Vergänglich iſt alles,
Vergänglich iſt alles,
Wir ſelbſt werden alle nicht lange mehr blüh'n.

Es ſtrebt ſich entgegen die menſchliche Kraft.
Beſtändiger Wirbel!
Beſtändiger Wirbel!
Der eine zerſtört, was der andre erſchafft.

Drum weihet, ihr Freunde, der Gegenwart euch,
Erhaſcht ihre Freuden,
Erhaſcht ihre Freuden,
Noch eh' euch hinwegrafft der Unterwelt Reich!

(Gegen das Ende des Rundgeſanges tritt Sappho aus den Wogen des Stromes im Hintergrunde.)

Sappho (auf dem Vordergrund der Bühne.)

Die Herren glauben wohl ich ſei erſoffen,
Nein fürwahr — das haben Sie ſchlecht getroffen;
Denn **Sappho** iſt mit dem Waſſer vertraut,
Ja ſie war und bleibt eine leichte Haut.
Ein bischen wollen wir denn doch noch leben,
Von unſerm Talent was zum Beſten geben:
Und wenn es nicht geht mehr inkognito,
So ſpielen wir publik unſer Solo.
Nach hohem Stand und Würde wie ſich's gebührt,
Sind die Herren ſammt und ſonders invitirt:
Uns zu beſuchen in unſerm Logis,
Numero neun an der kleinen Glacis.
Daß Sie die Nummer aber nicht vergeſſen,
So ſind wir hiemit ſo frech und vermeſſen:
Zu theilen unſere Adreſſe mit,
Auf feinem Poſtpapier mit goldnem Schnitt.

(Sie zieht ein ganzes Packet Adreſſen aus dem Buſen, und ſtreut dieſelben in's Parterre. — Tuſch mit Trompeten und Pauken. — Pauſe.)

Sappho (zum Publikum.)

Wollt Ihr nach der Urſach fragen, —
Warum viel Unſinn jetzt erſcheint?
Zwar die Dummheit iſt ganz klar,
Doch das Warum wird offenbar —
Wenn die Rezenſenten ſterben.

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Druckfehler.

Auf dem Titelblatte Zeile 12 ſind die Wörter: und der europäiſchen zu ſtreichen.

In der Vorrede Seite II Zeile 6 ſtatt dieſen lies: diverſen.

S. 4 Z. 20 ſt. ſchneit l. ſchneid't.
— 8 — 11 ſt. den l. der.
— 21 — 24 ſt. Minen l. Mimen.
— 37 — 19 ſt. war l. wahr.
— 67 — 21 ſt. Kirche l. Kaſſa.
— 75 — 13 ſt. die l. der.
— 90 — 5 iſt das Wörtchen aber zu ſtreichen.
— 121 — 19 ſt. wahr l. war.
— 123 — 8 ſt. den l. dem.
— 124 — 17 ſt. der Herr l. man.
— 133 — 6 ſt. ſchnell lies ſcheel.
— 136 — 23 ſt. Warum l. Wenn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Europa's Auswanderer

eine

verwilderte Skizze

zur

Karakteriſtik der verwilderten Zeit

in

einer freien Versart

als

Gegenſtück

zu den

Deutſchen Emigranten

von

Adolph von Schaden.

Boſton 1819,
bei Peter Schmidt.

Diverſe Vorworte

in

gebundener, ungebundener

und

mediziniſcher Form.

Vorwort Nr. 1.

Als wir unſere deutſche Emigranten geſchrieben hatten, konnten wir keineswegs der Meynung ſeyn, daß jene kleine Broſchüre die Rezenſenten ſo anregen würde, wie es in der Folge wirklich geſchah.

Jenes Büchelchen wurde nämlich ſogleich nach ſeinem Erſcheinen in einer deutſchen Zeitſchrift nachſichtig, ja ſogar gütig beurtheilt, und wenn der Recenſent behauptete unſere Abſicht ſey geweſen: das Falſche des ubi bene ibi patria und das Wahre des ubi patria ibi bene zu erweiſen, ging er vollkommen in unſere Idee ein; übrigens rügte der erwähnte Kunſtrichter nichts deſtoweniger die Indezenzen, welche wir uns in den deutſchen Emigranten ſollen haben zu Schulden kommen laſſen; denn ein Recenſent kann eben ſo wenig unbedingt loben, als ein Wiedehopf ganz nnd gar aufhören würde — zu ſtinken, und wenn man ihm auch Moſchus und ein Fläſchchen mit Roſenöl gefüllt, unter dem Schwanz bände. Der Recenſent muß wie der Wiedehopf dem unwiderſtehligen Zuge der ihm eigenthümlichen Natur folgen, dieſer ſtinkt und jener ſchimpft. — Freilich konnten wir eine Prieſterin der Madame Schubitz nicht ſprechen laſſen vom Lamme Gottes, welches dahin nimmt die Sünden der Welt. Dieſes muß einleuchten.

Viel ſchlimmer kamen unſere deutſchen Emigranten im literariſchen Wochenblatte des deutſchen General- und Univerſal-Recenſenten weg (S. 2. Bd. Nr. 11. Jahrg. 1818.).

Möchte Herr von Kotzebue unſer Geiſtesprodukt in Kunſt-Hinſicht tadeln, ſo viel er wollte, dieſes gälte uns ganz gleich, denn einmal ſteht es mit der Anerkennung der Beurtheilungskompetenz des literariſchen Wochenblattes erſtaunlich ſchwach, da daſſelbe ſeiner Tendenz halber, bekanntlich lange ſchon aus vielen Leſecirkeln verbannt wurde, und andern Theils giebt es in Deutſchland gar viele Menſchen, bei denen ein Geiſteswerk nicht beſſer als durch den Tadel des literariſchen Wochenblattes empfohlen werden kann: aber daß Herr von Kotzebue uns eines Unanſtändigen und Wartburgiſchen Benehmens gegen einen deutſchen Fürſten überweiſen will, dieſes iſt mit Permiſſion zu ſprechen, ein Bißchen malitiös, und unſere Ehre erfordert es, dagegen mit Energie zu ſprechen.

Hätte Hr. v. K. ſich die Mühe genommen das Vorwort zu leſen, welches wir den deutſchen Emigranten voranſchickten, ſo würde er unterrichtet worden ſeyn: „daß wir ſelbſt die deutſchen Emigranten für unglückliche Verirrte halten, und daß unſere ſatyriſche Skizze durchaus nicht beabſichtiget, der Würde einer geſalbten oder ungeſalbten Perſon zu nahe zu treten.“

Allein nach der Natur zu zeichnen iſt ein löbliches Verdienſt, und was wird uns Hr. v. K. ſagen, wenn wir ihm entgegnen, daß wir einen wirklichen Heſſiſchen Emigranten ſo ſprechen hörten, wie wir ihn in unſerem Büchlein redend einführten? —

Wenn Hr. v. Kotzebue ferner behauptet: daß die abſcheulichen Backbärte der Herren Deutſchthümler nicht ſchöner als die Heſſiſchen Zöpfe ſeyen, ſo geht nach einer ziemlich natürlichen Schlußfolge aus dieſer Behauptung hervor: daß Herr v. Kotzebue uns ſelbſt (nämlich den Verfaſſer der Emigranten) für einen Deutſchthümler halten, und ſich unſere Geſtalt durch einen abſcheulichen Backbart entſtellt vorſtellen mag. — Daß wir nun nichts weniger als ein Deutſchthümler ſind, nach dem Begriff nämlich, den Hr. v. K. mit dieſem Worte verbindet, hätte der Recenſent gerade aus den deutſchen Emigranten entnehmen können.

Wir ſchmeicheln uns ein ächter Deutſcher, nämlich kein Oeſtreichiſch-, kein Preußiſch-, kein Sächſiſch-, am allerwenigſten aber ein Ruſſiſch-Deutſcher zu ſeyn, und was endlich unſern Backbart betrifft, ſo iſt deſſen Geſtalt wieder nichts weniger als breit und lang, und wenn dem Hr. v. K. anders Etwas daran liegt, ſich von der Wahrheit zu überzeugen, wollen wir ihm zum Beweiß deſſen ein in fidem copiae von dem Altmeiſter der Haarkräußler unterzeichnetes Modell unſeres Backbartes recht gerne durch Buchhändlergelegenheit zuſchicken.

Nachdem ſich Herr v. Kotzebue die Mühe genommen hatte unſere deutſchen Emigranten vom Anfange bis zu Ende auszuziehen, und mit dieſen Auszügen drei volle Kolumnen ſeines literariſchen Wochenblattes zu füllen, verſichert er zu guter Letzt, daß nun Jedermann, wem die Geduld beigewohnt, dieſen Auszug zu leſen, auch das Beſte unſeres Büchleins geleſen habe. — Wie Herr v. K. als berüchtigter feiner Menſchenkenner und viel erfahrener Schriftſteller ſein Publikum mit Auszügen beläſtigen kann, von denen er befürchten muß, daß Geduld dazu gehören dürfte, ſie zu leſen — dieſes begreifen wir wahrlich nicht.

Unanſtändigkeiten der Art, wie ſie uns Hr. v. K. rückſichtlich der Heſſiſchen Haarzöpfe vorwirft, hat ſich derſelbe ſo oft in einem weit größeren Maaße erlaubt, daß, wenn man dieſelben aus ſeinen ſämmtlichen Schriften ausziehen wollte, gewiß ein anſehnlicher Foliant entſtehen könnte.

Welcher unpartheyiſche Richter würde uns wohl eines unanſtändigen und wartburgiſchen Benehmens gegen den Heſſen-Fürſten für überwieſen erklären aus der einzigen Urſache, weil eine imaginäre Perſon in einem unſerer Werke, welches noch überdies in's Romanengewand gekleidet iſt, ſich ein wenig über die Haarzöpfe luſtig macht? — ein Haarzopf iſt ja kein Fürſt und vice versa ein Fürſt kein Haarzopf.

Allein der geniale Satyrenſchreiber Herr Friedrich in Homburg ſcheint Recht zu haben, wenn er behauptet, der Hr. v. Kotzebue glaube ein Monopol zu haben, nach dem es ihm ausſchließlich erlaubt ſey, witzig zu ſeyn, und die Thorheiten der Welt zu rügen, und nehme es ganz erſtaunlich übel, wenn ein anderes Menſchenkind ſich unterfange, ein ähnliches mit Beifall zu thun.

Zu der Frau von Krüdener ſagte der Hr. v. K. „er ſey zu alt um ſich noch bekehren zu können.“ Dieſe Worte liefern den offenbaren Beweiß, daß dem Hrn. v. K. die Kenntniß ſeiner ſelbſt gänzlich fehlt, denn wer in ſeinen alten Tagen, aus einem ſchreienden Demokraten ein ängſtlich hoffirender Ariſtokrat geworden iſt, von dem kann man doch gewiß mit vollem Recht ſagen, daß er ſich bekehrt habe.

Wenn einmal von Unanſtändigkeiten die Rede iſt, finden wir es unſererſeits auch im höchſten Grade unanſtändig, daß Hr. v. K. in ſeinem literariſchen Wochenblatte (No. 11. 2. Bd. Jahrg. 1818.) ſchreibt: „Kotzebues Geſchichtgen für ſeine Söhne ſind von Frieville in's Franzöſiſche überſetzt worden; vielleicht machen ſie nun im Auslande dasjenige Glück, welches ſie in Deutſchland zu machen verdient hätten; denn für Knaben von 10—13 Jahren wird man ſchwerlich ein nützlicheres und anziehenderes Unterhaltungsbuch finden; das hat die Erfahrung dem Verfaſſer oft bewieſen.“

Alles möglich! — allein nichts deſto weniger erinnert ſich gewiß Jedermann, wenn er dieſes Selbſtlob des Hrn. v. K. lieſt, ganz unwillkührlich des lateiniſchen Kernſprichwörtleins: „propria laus sordet“ zu deutſch, Eigenlob ſtinkt ganz abſcheulich.

Freilich hat nicht jeder deutſche Schriftſteller Luſt und Gelegenheit mit **einer wahrhaft eiſernen Stirn** ſeine Geiſtesprodukte auf eine ſolche Art herauszuſtreichen.

Wenn die deutſchen Literaten von Recenſenten angegriffen, Repliquen abgeben, ſchließen ſie meiſtens mit der Verſicherung: „ſie hätten nun ein für allemal geſprochen, und würden auf alle weitere Angriffe kein Sterbenswörtchen erwidern;“ wir hingegen verſichern dem Hrn. v. Kotzebue, daß wir unanſtändig von ihm angegriffen, ihm das Wort nie ſchuldig bleiben, ſondern ganz ungenirt gegenpfeifen werden, ſo gut uns der Schnabel gewachſen iſt.

Vorwort Nr. 2.

Eine verwilderte Skizze zur Karakteriſtik der verwilderten Zeit? — werden zünftige Kunſtrichter fragen, die Majeſtätiſchen Naſen rümpfend, ſicher wird es heißen, wußte der Verfaſſer ſelbſt nicht, was er mit den Worten wollte, die er nur gewählt haben mag, um für ſein Kind den *Schein der Sonderbarkeit* zu gewinnen.

Nein meine Herren! Sie haben, wie Ihnen dieſes ſo oft begegnet, ganz falſch geurtheilt, und wir haben das Wort nicht nur mit Vorbedacht gewählt, ſondern glauben ſogar, daß in demſelben ein treffender Sinn liegt, wovon wir, zwar *nicht Sie*, — wohl aber die gebildete Leſewelt zu überzeugen hoffen können.

Verwildert iſt nach unſerer Anſicht nichts anderes als eine Steigerung des Begriffes: *entartet*. Im höchſten Grade entartet ſoll und muß aber ſchon die Form unſerer Skizze ſeyn, weil wir bei Geſtaltung derſelben weder die Theorien des Ariſtoteles, noch jene der Gebrüder Schlegel und des Hrn. Müllner zu Rath gezogen, ſondern ſie ganz nach unſerm eigenſinnigen Kopfe und nach keiner Regel ängſtlich geordnet und ausgeführt haben.

Daß nun vollends unſere Zeit oder vielmehr ihre Kinder und deren Sitten im höchſten Superlativ entartet ſind, werden uns ſelbſt die Recenſenten nicht widerſprechen, denn wenn ſich die Herren recht lebhaft von der Wahrheit des Satzes überzeugen wollen, ſo dürfen ſie ja nur an die eigenen — werthen Naſen greifen. Es mögen mithin wilde und verwilderte Recenſenten wenigſtens den Titel unſeres Werkchens ungehudelt laſſen. —

Vorwort Nr. 3.

Recipe
in
Myſtiſcher Sonettenform.

Wenn an dem kränken Magen Würmer nagen,
Wenn über Geiſtesmaden Menſchen klagen,
So muß man ihnen gleich die Tiefen zeigen,
Aus welchen gift'ge faule Dünſte ſteigen;
Es darf der rechte Arzt nicht ängſtlich zagen,
Er muß den trägen Kranken heftig ſchlagen,
Zu derben Knitteln muß die Kunſt ſich neigen,
Iſt hin geſtoßen aus der Weiſen Reigen.
Wen's juckt im Bauch, der darf nicht ſitzen,
Wenn dir das Glied erlahmt, ſo mußt du ſchwitzen,
Und wenn dich friert mein Freund! ſo magſt du hitzen.

Ein ſtinkend Ochſenfell — man muß es gerben,
Schlägt Alles fehl, ſo wähl' den Tod — den herben,
Die Eſel müſſen wie die Helden ſterben.

* * *

* Ein moderner Jünger des Hipocrates würde vorſtehendes poetiſche Recept in ſeinen Kunſtkarakteren ungefähr alſo geben:

℞ Cornu Alcis, Cervi seu Bovis philosophic. praep. ℔ij
Species laetificant. Rhasis ℥j
decoq. cum
aquae flor. omnium gr.
in Cal. ℔xxxj solve
Balsami magici q. v.
Elect. de Satyrio ℥xx
Rotulae manu Christi ℥ß
Syr. mercurial. composit. ad vitam longam.
D. S. Eymerweiſe.

Adolph von Schaden.

Europa's Auswanderer.

A

Perſonen.

Türke.
Deutſche, ſeine Gattin.
Spanier.
Portugieſin, ſeine Gattin.
Franzoſe.
Italiänerin, ſeine Gattin.
Holländer.
Britte.
Pole.
Däne.
Ein alter Schwede.
Ein junger Schwede.
Kamäleon, ein Deutſcher.
Mathilde, ſeine Gattin.
Schiffsjunge.

(Der Schauplatz iſt die Kajüte des Kapitains am Bord des Schiffes Europa, welches auf der Reiſe nach Amerika begriffen iſt. Sämmtliche Paſſagiere ſitzen um eine große Tafel – die Reſte des eben gemeinſchaftlich verzehrten Abendbrodes werden durch den dienenden Schiffsjungen weggetragen.)

Kamäleon.

Es tragen ſanfte Wogen heut' das Schiff,
Wir ſitzen ja ſo ungeſtört und feſt
Als wie in Deutſchland dort die hohen Herren,
Zu Frankfurt auf dem langen Bundestage,
Beim Whiſttiſch nach dem frohen Abendmal:
Es iſt zur See gerade wie zu Lande,
Hat man das Glück zu ſteuern vor dem Winde,
Dann geht es wohl — doch bläſt der Boreas,
So hat die Herrlichkeit oft ſchnell ein Ende,
Im Sturme platzen nun die Seifenblaſen,
Die ſtille Ruh' mit vieler Müh' erzeugt.

Franzoſe:
Ja wohl — und ſtille Ruh' iſt hier wie dort,
Der guten lieben Langeweile Mutter;
In Ungewittern nur — wenn Stürme brauſen,
Entflieht die träge Zeit auf ſchnellen Schwingen —
Und ſchweigt der Sturm — ſo ſitzt man fühllos feſte.
Das *Vorwärtsſchreiten* ſcheint ein Trug zu ſeyn,
Der Sterbliche zur See, zu Land verblendet.

Engländer.
Philoſophie — vertreibt uns nicht den Schlaf,
Laßt Kinder! uns an beßre Mittel denken,
Wie wär's, wenn *wir zum Zeitvertreib* — *uns boxten.*

Türke.
Das *Boxen* iſt ja längſtens aus der Mode,
Steckt Euch ein Pfeifchen an, und ſchmaucht in Frieden:
Das Nichtsthun iſt der Menſchen höchſtes Glück,
Der Trägheit laßt uns einen Tempel bauen.

Kamäleon.

Der Rath gefällt auch mir dem biedern Deutſchen,
Doch ſtröme alter Rebenſaft im Tempel.

Engländer.

Zufrieden bin ich's auch, wollt Ihr mit Schwatzen,
Die Stunden tödten vor des Schlafens Zeit,
Doch dampfen muß uns eine *Bowle Punſch.*

Holländer.

Geſünder wäre eine Taſſe Thee,
Geſelliger ein feines Boſtonſpiel.

Italiänerin.

Hört meinen Rath ihr Herren allerſeits,
Die hehre Muſika — ſie ſoll uns laben,
Am Abend dieſes ſchönen Sommertags.

Mathilde.

Mein Strickzeug rettet aus Verlegenheit.
(Sie nimmt es zur Hand.)

Pole.

Ich trinke mit dem Deutſchen Ungarwein,
Und mit dem Britten ſeinen ſtarken Punſch.
Vergeß' ich nur im Rauſch zu meiner Freude,
Daß Polens ſchöne Freiheit untergieng.

Däne.

Ich ſetze meinen Willen doch nicht durch,
Darum verhalt' ich mich für jetzt paſſiv.

Spanier,

(leiſe zu ſeiner Gattin.)

Elvira! reiche mir den Zigarro,
Blick nicht ſo frech herum — verſchleire dich.

Franzoſe.

So kommen wir, Ihr Herren! nicht zum Ziele,
Der Stimme Mehrheit geb' den Ausſchlag an,
Der Art, wie wir uns heute amüſiren.

(Das Folgende wird ſehr raſch hinter einander geſprochen.)

Engländer.

Wir trinken Punſch. —

Kamäleon.

Nein Wein, und zwar vom Rhein.

Holländer.

Wir ſchlürfen Thee. —

Engländer.

Wir raufen zum Vergnügen.

Italiänerin.

Nein ſingen laſſet uns. —

Däne.

Wer wird wohl ſingen?

Türke.

Ach Kinder ſchmaucht Tabak —

Franzoſe.

Das iſt Schnickſchnack;
Wenn Alles ſpricht, nein dann wird Niemand klug.
Laßt mich Vermittler ſeyn in dieſem Streit,
Ihr wißt, daß dies Geſchäft wir gut verſtehen:

Drei Wochen ſind es her, daß wir das Meer durchſchneiden,
Geſungen wurde ſchon, geſpielt gar oft,
Getrunken immer viel — und auch geſchmaucht;
Laßt uns einmal nach neuer Kurzweil jagen.
So wie wir hier, ſind wir zuſammgeblaſen
Aus Nord und Süd, aus Oſten und aus Weſten,
Das mächt'ge Schickſal ja hat uns vereint,
Drum wär' es intereſſant doch auch zu wiſſen,
Wie es denn kam, daß wir zu gleichen Zwecken,
Aus Zonen warm und kalt zuſamm' hier trafen —
Geſchichten dieſer Art ſind contes moraux,
Pickant wie unſer Marmontel ſie dichtet —
Daneben ſteh' es der Geſellſchaft frei,
Zu treiben — auch, was Jedem noch beliebt.
Der Muſelmann ſteck' ſeine Pfeife an,
Ihr Andern trinket Wein, und Punſch und Thee,
Zum Schluſſe können wir ein Liedlein ſingen,
Nur raufet nicht — der Raum iſt hier zu enge.
Nun ſprecht, ſeyd alle ihr damit zufrieden?

Alle (zugleich).

Ja, ja, der Frankenſohn hat Recht.

Franzoſe.

Zur Sache:
Ihr wißt, der Rang verſchiedener Nationen,
Entſchieden iſt er nicht bis jetzt, daher
Wird es das beſte ſeyn, wir obſerviren,
Den Rang nach dem der Zufall uns placirte —
Der Morgenländer ſitzet oben an,
Drum werde ihm die Ehre jetzt zu Theil,
Uns ſeines Lebens Fata mitzutheilen.

Türke.

Wohlan: —
Geboren in Conſtantia,
Der hehren Roma Nebenbuhlerin
Strömt dennoch Chriſtenblut in meinem Buſen;
Graf Bonneval, der kühne Renegat,
Der hohen Pforte Feldherr — war mein Ahn'.
Ein kluger Mann entſproſſen aus Italia,
Ertheilte mir den erſten Unterricht.
Talent und Herz verlieh mir die Natur,
Und früh ſchon lernte ich das Land verachten,
In dem des erſten Tages Licht ich ſah.

Mein Mentor ſprach mir viel von jenen Landen,
In denen man nur nach dem Namen kenne,
Die freche Deſpotie — die Tyrannei;

Von Landen — wo die Krieger feine Männer,
Die Frauen Freundinnen des Mannes ſeyen; —
Wo ſtatt des Korans, weiſ're Lehren,
Von ſanften frommen Männern ausgelegt,
Ein gut und fein gebildet Volk beglückten —
„Dort, rief der Greis, dort giebt es nicht Revolte,
„Die grauſe Peſt, man kennt ſie jenſeits nicht,
„Des Höchſten Prieſter ſind dort keine Heuchler,
„Verrath, es bleibt ein unerhörtes Wort.
„Verachtet werden Rohheit, — Ignoranz;
„Der Kunſt — der ſieht man hehre Tempel bauen,
„Der Kopf — das Herz — den Maakſtab leihen ſie,
„Nach dem der Bruder ſeinen Bruder ſtellt.“ —

Da faßt mein Herz ein Bangen —
Mich Armen peitſcht ein glühend heiß Verlangen,

Zu ſehen jene ſchönen hehren Lande,
Ich ſtrebe kühn — zu brechen meine Bande;
Im Buſen eine Lehre —
Sehnſüchtig blick' ich nach dem weiten Meere,
Wenn durch den Bosphor', durch den Helleſpont,
Die vollen Segel nach der Fremde ſchwammen. —
Ich fühlt' die Pulſe ſchlagen —
Wann wird auch mich ein Schifflein gütig tragen,
Rief ich mit ſchwachem Tone,
Hinüber zu der ſchönen Himmelszone.

Mein heißer Wunſch, er wurde nun erfüllt,
Denn ich entkam mit allen meinen Schätzen,
Nach jenen hoch gerühmten fernen Welten.
Begierig ſtreiſt' ich durch Europa's Länder,
Mich zog der Neuheit heller Schimmer an,
Das Ideal, ich meynte es zu ſchauen
In ſeiner ſchönen vollen Wirklichkeit,
Das mir des Alten Worte vorgezaubert.
Es kam die Menſchheit freundlich mir entgegen,
Mir lachte hold des freien Mädchens Auge,
Wer mir entgegen trat, der war mein Bruder;
Freigebig reicht ich Jedem große Gaben,

Der ihrer mir mit Recht bedürftig ſchien;
„Und ob auch alle deine Schätze ſchwinden,
„Du lebſt ja unter Menſchen, die ſich Chriſten nennen
„Und deren Pflicht es iſt den Nebenbruder
„Zu ſpeiſen, wenn er herben Hunger hat,
„Und ſeine Blößen mild und ſchnell zu decken“ —
So ſprach ich zu mir ſelber tröſtend oft,
Wenn ſich in meinem Buſen Sorgen regten.

Der tiefſte Born erſchöpfet ſich am Ende,
Auch meine Kaſſe wurde endlich leer; —
Da fing der roſ'ge Nebel an zu ſchwinden,
Der mich, den ſchwachen Dummkopf hatt' verblendet;
Doch kann ich noch von großem Glücke ſagen,
Es war der ſelt'ne Wurf mir doch gelungen,
Ich hatte Menſchenkenntniß eingetauſcht,
Für eine große Tonne nicht'gen Goldes.

Als meines Kaftans bunte Farben ſchwanden,
Kein Zweifel mehr der Menſchheit übrig war,
Daß meines Glückes heller Stern geſunken,
Das heißt — mein blankes Gold vergeudet war; —

Da ließ die Freundſchaft ihre Maske fallen,
Und keiner reichte mir ein Stückchen Brod,
Von denen, die mit Gier den Raub verſchlungen:
Doch jetzt erhellten ſich die farb'gen Gläſer,
Durch welche ich die feine Welt geſchaut —
Mein Geiſt ward frei — es ſank des Truges Schleier,
Europas hochgeprieſene Kultur,
Sie ſtand in ihrer Nacktheit vor mir da,
Und gab mir reichen Stoff ſie zu verachten;
Die große Barbarei der Muſelmannen,
Sie ſchien mir jetzt ein glänzend Ideal.

Despotenſinn und freche Tyrannei,
In türk'ſche Formen freilich nicht gekleidet,
Ich fand ſie in Europa wahrlich auch;
Und des Serails nichtswürdige Intriquen,
Sie ſind an Euren Höfen ganz zu Haus;
Die Weiber ſind bei Euch zwar nicht verſchloſſen,
Doch ihre Falſchheit richtet Uebel an,
Die unſer Harem in dem Keim erſticket.

Blendwerke zieren Türkiſche Moſcheen
Empörend iſt des Derwiſch Gaukelei;
Doch Meiſter bleibt der Mönch in Euren Zonen,
Denn keines Weibes Bild verdreht die Augen *)
Im Tempel der Sultanin Valide. **)
Der Bootsknecht ſteigt bei uns zu hohen Würden,
Ein Waſſerträger wird vielleicht Vezier;
Man muß bei Euch wohl hundert Ahnen haben,
Geld, Vettern, vieles noch — nur nicht Genie —
Um einſt erhab'ne Stufen zu erklimmen:
Doch leſ't die wahre Chronik Eurer Staaten, —
Erwägt, wer öſter ſeinen Herrn verrieth,
Ob Türkiſche — ob andere Satrapen? —
Und wollt Ihr von der Außenſeite reden,
So geben in der Grobheit Eure Großen,
Dem rohen Bootsknecht öſters nicht viel nach,

---

*) In der neueſten Zeit ſah der Pöbel zu * * * eine gemalte Madonna die Augen verdrehen.

**) Die Sultanin Valide, Mutter Mahomed IV. erbaute eine ſchöne Moſchee, die ihren Namen von der Erbauerin erhielt.

Und Eurer Krieger frecher Uebermuth,
Erinnert an den rüden Janitſcharen.

Manch' ſchuldlos Opfer fällt der grauſen Peſt,
Am Blumenſtrand des Meers von Marmora;
Doch Eure Schuld erzog ein ſchlimmer Uebel,
Und es entnervt den Knaben vor der Reife,
Es raubt die Maid dem heiligſten Beruf.

Bei Gott! hoch acht' ich Eure weiſe Bibel,
Doch läſtert meinen guten Koran nicht;
Befolget jener oder dieſes Lehren,
Fürwahr es wird bald beſſer um Euch ſtehen,
Doch muß das Herz Euch zu dem Buche treiben,
Den Werth — ihn hebt kein prunkender Verein.
Schweigt mir von Eurer Kunſt, von Eurem Wiſſen, —
Wenn man bei hellem Licht das Ding beſchaut,
Iſt's weiter nichts — als eitle Tändelei.

Die hehre Kunſt, bedarf ſie großer Hallen,
Genügt ihr denn der ſtille Tempel nicht
Den ſie im eig'nen Buſen ſich erbauet? —
Sind fade literär'ſche Bülletins,
Sind Schimpfartickel, wie Herr Kuhn ſie ſchreibt,

Sind jene Reime, die der Fürſtenknecht,
Am Ehrentage ſeines Herren ſpendet,
Beweiß des Kunſtſinns ſchon — der Völkerſchaft? —

Kamäleon.

Mein Herr von Bonneval, was Sie da ſagen,
Es mag ein Theil davon wohl Wahrheit ſeyn,
Doch wollen Sie Europas Thorheit prüfen,
So ſprechen Sie bis Morgen früh allein; —
Aus dieſem Grund beſchränken Sie ſich denn,
Uns ihre Lebensfata mitzutheilen,
Das Andre wiſſen leider wir ſchon ſelbſt.

Türke.

Ich habe weiter nichts mehr nachzutragen,
So kurz iſt die Geſchichte meines Lebens.

Engländer.

Doch glauben Sie denn in Amerika,
Gewiß das hehre Lebensglück zu finden,
Das Sie vergeblich in Europa ſuchten?

Türke.

Um wahr zu ſeyn — nein dieſes glaub' ich nicht,
Gelangt' ich doch zur Ueberzeugung längſt:

„Daß es ein mächt'ger Trieb zum Böſen iſt,
„Der in die menſchliche Natur verwebet;"
Doch ſchwächer herrſcht der Trieb in Kannibalen,
Als in den überkultivirten Narren; —
In jene Welt, es treibt mich dieſe Wahrheit.

Holländer.

Ach lieber Türk'! du biſt noch weit zurück;
Was gilts, daß du die allerfeinſten Schurken,
Gerade findeſt in der neuen Welt? —
Europas Abſchaum nahm ſie gütig auf,
Und dieſer pflanzte ſein Geſchlecht dort fort,
Nun weißt du wohl: nah' fällt zum Stamm der Apfel.

Franzoſe.

Noch Monsieur Bonnéval iſt's Ihr dévoir,
Zu ſagen, wie Sie zu der Gattin kamen,
Die, wie mir's ſcheint, wohl eine Deutſche iſt;
Doch beſſer hört aus ſchönem Mund ſich dieſes,
Drum ſchöne Frau! erfüllen Sie die Bitte,
Zu ſtillen unſ're Neugier in dem Punkt.

Des Türken Gattin.

Ich lernt' in Wien, in meiner Vaterſtadt,
Den ſchönen Türken im Theater kennen,
Und ihn umgab des Reichthums hoher Prunk; —
Recht traulich trat der Fremde mir entgegen,
Ich bin ein Weib, war dazumal ſehr jung,
Die Mädchen wollen was apartes haben —
(Sie ſtockt.)

Franzoſe.

Oui, oui, c'est bien clair mon ange! —
nur weiter!

Des Türken Gattin.

Genug — der Türke mit dem Adlerblick,
Gefiel mir beſſer, als die faden Stutzer;
Die ſprechen viel — und denken, fühlen nichts —
Mit einem Wort, ich ward des Türken Gattin,
Bereuen kann ich dieſen Schritt zwar nicht,
Mein Mann iſt gut und brav und bieder —
Doch die Melancholie, der Hölle Tochter,
Zerſtöret ſein und meines Lebens Glück.
(Sie hält weinend das Tuch vor die Augen.)

Franzoſe.

(Die Achſeln hebend.)
C'est mal. — Der Spanier iſt jetzt an der Reihe.

Spanier.

Biskaja, die ſchöne Provinz,
Lob' ich ſtolz mein Vaterland;
König, Gott und Spanien,
Lernte ich als Knabe ſchon,
Für die höchſten Weſen halten
Und ein braver Edelmann,
Blieb' ich dieſem Grundſatz treu,
Da zuerſt vor zehen Jahren,
Spaniens guter Genius,
Von dem Fürſtenhauſe wich.

Als der feile Korſe nun,
Unſre Freiheit tödten wollte,
Zog ich heil'gem Rufe folgend,
Schnell hervor das Schlachtenſchwerdt.
Fechtend als ein braver Mann,
Blieb in Andaluſien,
Ich verwundet auf dem Platze,
Auf dem Feld der Ehre liegen.

Brave Brüder trugen mich,
In ein Kloſter frommer Nonnen,
Die mit zarter Frauenhuld,
Meiner ſchweren Wunden pflegten.

Dieſes Weib, die Sie hier ſehen,
Sie war meine Wärterin.

Portugieſin iſt ſie zwar,
Doch des Zufalls ſtarke Macht,
Hatte nach Hiſpanien
In ein heil'ges Frauenkloſter,
Als Novizin ſie gebracht.

Mit des Südens heißer Gluth,
Liebt' ich bald das junge Mädchen
Und Elvira wieder mich.
Des Gelübdes Eiſenband,
War noch nicht um ſie geſchlungen;
Weiſe war die Domina,
Eine kluge brave Frau.
„Nimm' zum Lohne deiner Thaten,
„Sprach das hehre große Weib,
„Nimm Elvira hin als Braut."

Und als Gattin führt' ich nun,
Meine zarte junge Liebe,
Nach dem ſichern Kadiz hin.

Folgend einer heil'gen Pflicht,
Schied ich nur zur Noth geheilet,
Ob das Herz zwar bluten mußte,

Von der jungen lieben Gattin, —
Stürzte in den wilden Kampf.

Und in zweien vollen Jahren,
Sehnt' ich heiß, doch fruchtlos mich
Nach dem höchſt geliebten Weibe.

Endlich wandte diesmal freundlich
Nun das böſe Schickſal ſich,
Denn es rief mich jetzt die Pflicht,
Zu dem kühnen Albuquerque,
Unter deſſen Siegesfahnen,
Half ich mit die Seeſtadt *) ſchützen.

Wenn gebräunt vom Pulverrauche,
Und erſchöpft von heißer Schlacht
Mir verſtattet war zu meiden,
Wen'ge Stunden nur den Wall —
Eilt' ich fröhlich in die Arme,
Meines holden Liebchen hin, —
Und der Minne ſüßer Lohn
Wandelte die Schreckenstage
Für uns um in Wonnezeit.

Wohl gerecht es ſind die Götter,
Denn nach ſiebenjähr'gem Kampfe,

---

*) Cadix.

Mußte doch die Freiheit ſiegen,
Und das Land, es war gerettet.

Hoffnung blühte roſigt mir,
Und als Patriot, als Gatte,
Sah ich ſchon die goldne Zeit,
Freundlich aus der Ferne winken.

Doch der Menſch der denkt — Gott lenkt:
Ferdinand der Siebente,
Kehrte nun in ſeine Staaten,
Unter Volkes Jubel heim.
Dankbar meynte Jedermann,
Werde es der Fürſt erkennen,
Was ſein Volk für ihn gethan.

Weiſe Männer — Spanier warens,
Hatten, als das Land verwaiſt,
Zu des Volkes wahrem Beſten,
Neu' Geſetzthum aufgeſtellt,
Wie's für unſre Lage paßte.

Ehrerbietig, wie es ziemt,
Legte man dem neuen Fürſten,
Dies zur Unterſchrift nun vor.

Da, ja ſtaunet nur ihr Fremde!
Wieß der Fürſt mit ſchnödem Hohn,
Stolz die Akte von ſich weg.

Hat er Beß'res aufgeſtellt,
Fragt Ihr jetzt mit großem Blicke? —
Freilich wohl, er hat die Plagen,
Die allmählig ſchon verſchwanden,
Treulich uns zurückgeführt. *)

Pfaffenthum, Inquiſition,
Uebermuth und Jeſuiten,
Große Uebel aller Art,
Brachte Er in unſre Mitte.

Doch ſchon recht war uns geſchehen, —
Denn die Folge muß erſcheinen
Wenn ein freies Volk bekämpfet
Muthig ein Tyrannenjoch,
Um ſich willig ſelbſt zu neigen
Dem Deſpoten ſeiner Wahl.

---

*) Gerade als dieſes Werkchen unter die Preſſe wandern ſoll, treffen die Nachrichten von der in Spanien ausgebrochenen Revolution ein. — Es mag uns demnach wenigſtens nicht ganz mißglückt ſeyn, Hiſpaniens Nationalſtimmung der Wahrheit gemäß geſchildert zu haben.

In dem vaterländ'ſchen Buſen,
Schlug mir bang' das arme Herz;
Eilte drum zur Hauptſtadt hin
Um als Patriot zu ſprechen,
Mit viel andern braven Mannen,
Für die Rechte meines Volks.
Glaubt' ein Recht dazu zu haben,
Denn des Edelmannes Pflicht,
Bleibts den Bürger zu vertreten,
An des Thrones Stufen kühn.
Doch ich kannte Hofluſt ſchlecht:
Fing kaum an mit Muth zu ſprechen,
Da empörten ſich die Pfaffen,
Nach des Königs Beicht'ger Willen,
Alle einig gegen mich.
Sprechend: „Was denn will der Menſch —
„Iſt er nicht ein Feind der Kirchen,
„Ihres Fluches doppelt werth —
„Hat geraubt der heil'gen Mutter,
„Eine Tochter, lebt mit ihr,
„In verfluchtem Ehebande,
„Straft den Gotteslaͤſterer."

Und zum Lohn, daß ich geblutet,
Am Altar des Vaterlandes,

Hätten mich die Kuttenknechte
Zu der Ehre Ihrer Götzen
Wohl verbrannt mit großer Luſt,
Wär' ich nicht zur rechten Zeit,
Noch entflohen mit der Gattin
In das nahe Portugal.

Ach verblendet ſind die Sinne,
Wenn der Menſch nach Freiheit ringt:
Sie iſt hehrer Götter Tochter,
Wohnt dort über'm Sternenzelt,
Doch geboren auf der Erden,
Wird, was höhern Urſprungs iſt
Unter Menſchen nimmermehr. — — —
(Er verſinkt in tiefes Nachdenken.)

Portugieſin.

Glaubt nicht, daß es Kleinmuth ſey,
Was den Mann darniederdrückt;
Nein — ein wahrer Seelenrieſe,
Trug er lächelnd jede Laſt.
Wenn gebeugt die Andern lagen,
Stand er da, ein ſtarker Gott.
Doch der Stärkſte muß erliegen,
Sieht verloren er das Land,

Das er als die Mutter liebte,
Und für das er blutend fiel.

Seht das bricht ein Menſchenherz,
Wenn die Mutter undankbar,
Kinder, die ſie liebend koßten,
Höhnend in die Fremde ſtößt;
Und die Armen gehen unter,
Ob des Haſſes, ob der Liebe,
Die im harten Seelenkampfe
Gegen eine Rabenmutter
Streitend, ſelbſten ſich verzehren.

Ach mein ſchönes Portugal!
Du der Erde duft'ger Garten,
Du auch du biſt nur geweſen;
Deine Pracht, ſie liegt im Staube,
Deine Macht hat aufgehört.

Der Braganza Fürſtlich Haus,
Hat dich treues Kind verlaſſen,
Und verwaiſ't, biſt du geblieben —
In des kalten Fremdlings Hand.
(Pauſe.)
Nicht gefallen konnt' mirs wieder,
In den ſchönen Blumenauen,
Die einſt meine Kindheit ſah.

Mein Gemahl, der biedre Ritter,
Mußte auch Verfolgung fürchten,
Aus dem nahen Spanien, —
Und ſo kam es, daß wir griffen,
Weinend nach dem Wanderſtab.
Als die blauen Ufer ſchwanden,
Unſer'm Thränenvollen Blick,
Brach' das Herz auf immerhin,
Denn der Menſch, in deſſen Adern,
Südens Blut in Hitze wallt,
Der vergißt leichtſinnig nimmer,
Das geliebte Vaterland,
Ruhe findet in der Fremde
Er allein im kühlen Grab. —

(Sie läßt das Haupt ſchwermüthig in die flache Hand ſinken.)

Pole.

Weib! klage nicht — dein Spanier hat Recht,
Die Freiheit iſt ein Hirngeſpenſt — nichts weiter,
Das Volk gerade, deſſen Strebeziel
Am heft'gſten für die Göttertochter lodert
Verfällt in der Irrthümer größte Zahl,
Ja, um die angeſtammte Würde zu behaupten
Wird es ein Raub der grauſen Anarchie. —

Und glaubt Ihr Alle nicht, was ich hier ſage,
So leſ't Poloniens Geſchichte nur.

In jener Zeit, als wir ein Freiſtaat hießen,
Da zählten wir die meiſten Knechte in dem Land;
Despotenſinn und freche Tyrannei
Beherrſchten jene Sklavenrepublik.
Leibeigenſchaft und Freiheit — welche Dinge
Sagt! widerſtreben ſtärker ſich und mehr?
Beneidenswerther war des Wolfes Loos
Der ſich im heißen Hunger ſelbſt verzehrend,
Laut heulend durch die dichten Forſte ſchlich; —
Ja, beſſer war die wilde Beſtie dran,
Als der gemeine Mann im freien Staate, —
Der Unterthan der kleinen Barbaresken.

Als dieſer Freiheit Schatten unterging, —
Als ſich die mächt'gen Nachbarn in uns theilten,
Durch Monſieur Kaunitz *) Weiſe angeregt,

---

*) Von Dohm hat in ſeinen Denkwürdigkeiten erwieſen, wie der Gedanke einer Theilung Polens zuerſt in dem Kopfe dieſes feinen Oeſterreichiſchen Staatsminiſters entſtanden iſt.

Es blieb das Uebel nicht allein daſſelbe,
Der Schein des Guten war nun auch verſchwunden.

Es giengen freilich nach und nach den Polen,
So wie das kömmt, die trüben Augen auf;
Doch preiſet Freunde! nicht ein ſolch Erwachen —
Was nützt der hehren Sonne Schein dem Sklaven,
Der auf Galeeren und in Ketten weint?
Was iſt es mehr, als ein ohnmächtig Streben,
Wenn du geknebelt in Despoten Bande,
Die eig'ne Bruſt dir wüthend ſelbſt zerfleiſcheſt? —

Ein kühner Held aus hehrer Polen Stamm,
Kosciusko hieß des Edlen Name,
Erbittert über ſeines Volkes Schmach,
Verſammelt zwar die Braven um ſich her,
Und ſtürzt ein wilder Leu in dichte Schaaren,
Die ſeines guten Volkes Ehre dräuen:
Doch ach! Poloniens Genius weint,
Verwundet fällt der Held im Freiheitskampfe,
Dem frohen Feinde in die gier'gen Hände; —
Von ſeinem edlen Thiere blutend ſinkend,

Es rufet der Patriot: Finis Poloniae!
Verklärter Geiſt! des Herrlichſten der Männer,
Prophetenwort haſt wahrlich du geſprochen,
Fürwahr mit Polens Freiheit war es aus.
(Pauſe.)

Der Menſch hofft ewig von der neuen Zeit,
Was die verfloſſene ihm ſtets verſagte,
So ſah ein helles Licht der Pole dämmern.
Jetzt in des Korſen gleißneriſchem Wort.

Ein raſcher Jüngling, ſtand ich da voll Kraft,
Als dieſes Meteor von Weſten her.
Die erſten Strahlen über Polen warf.

Auch ich zog nun, ein muth'ger braver Degen,
Hinaus ins Feld, um Freiheit zu erkämpfen,
Wie es der armen Polen Thorheit wähnte,
Und dieſer Glaub', er macht' zum Werkzeug uns,
Das in der Hand des frechſten der Tyrannen,
Das Kleinod braver Völker unterdrücken half.

Es war ein eitler Wahn, der uns beglückte,
Denn Jahrelang zwar floſſen blut'ge Ströme,
Der Kern des Volkes fiel im Drang der Schlacht,

Und als wir nun die Frucht zu pflücken hofften,
Erhaſchten wir ein nichtig Nebelbild.
Des Volkes raſtlos Mühen war vergeblich, —
Umſonſt ſo manches dargebrachte Opfer;
Der Freiheit-ſinn erliegt der ſtarken Macht,
Gerechte Wuth ſprengt Eiſenketten nicht.
Wenn ſie zu ſtark für menſchliche Gewalt. —
Der Pole iſt, was er einſt war — ein Sklave;
Ob unter andern milder'n Formen zwar.
Es bricht das Herz des wahren Patrioten,
In fremden Landen ſucht er nun ein Glück,
Das zu erringen, er wohl nicht verſtand.

Der alte Schwede.

Das zu erringen, er wohl nicht verſtand? —
Es iſt ein ſchweres, doch ein wahres Wort.
Ja, ja, mein guter Freund! du haſt ganz Recht:
Es iſt die eigne Schuld ſo manchen Volkes,
Daß immer es in ſchweren Banden ſchmachtet,

In Banden — die den Geiſt ſo ſchwer
beſchränken.
Sagt an, wo wohnt ein kräft'ger, beſſer Volk,
Als dort im Nord, im kalten Schwedenland? —

Ein Dänenfürſt, der zweite Chriſtian,
Auch er wollt übermüthig einſt verſuchen,
Zu thronen in der braven Schweden Reich.
Das alte Volk, jedoch gleich nicht dem neuen,
**In manchem Lande herrſcht ein
gleicher Fall.**

Ein braver Mann, den ſie den Waſa nannten,
Er konnte nicht die grauſe Schande tragen,
Sein Volk zu ſehen in dem fremden Joche.
Der Waſa war ein Mann, ja braver
Pole!
Er glich dem Kosciusko auf ein Haar.
Denn muthig ſtellt auch er ſich an die Spitze,
Der braven hoch empörten Landsmann-
ſchaft;
Mit größerm Glück als Polens ſpät'rer Held.

Der feige Dänenfürſt, er ward geſchlagen,
Held Waſa jetzt beſtieg der Schweden Thron,
Zum wohlverdienten Lohne ſeiner Thaten.

Ein Schwede war's der Schweden-Volk beherrſchte,
Drum lächelte die Gottheit gütig auch,
Dem hehren, durch ſich ſelber freien Lande.

Ja Fluch! ich ſchreie über jedes Volk,
Das unter ſich nicht einen König finde,
Und feig und ſchwach gar einen Fremdling ruft,
Um ihm das goldne Scepter aufzubringen.

Ja, ich behaupte kühn, und es iſt wahr,
So lang die Schweden brave Fürſten ſich,
Aus ihrer eignen Mitte weiſe wählten,
So lang' ging es im Ganzen immer gut,
An Größe und an Ruhm gewann das Land,
Und wenn auch hie und da ein ſchwacher Herr, —
Wenn ſchlimmer noch ein Ehretoller Held,
Das arme Reich herab ein wenig brachte,
Es hob ſich immer ſchneller als es fiel,
Hinauf zur hohen Wohlſtands hehrer Stufe.
Doch ſeit das Königliche Diadem,
Das ſtolze Haupt der fremden Männer zierte,

Die nach und nach der Schweden Thron beſtiegen,
Ja, ſeit die Stände ehrvergeſſen riefen
Zur höchſten Würde einen General —
Des ſchrecklichſten Deſpoten aller Zeiten,
Seitdem entfloh der gute Genius des Landes,
Des braven Volkes Freiheit feſter Bürge, —
Die Macht der Landesſtände — iſt beſchränkt,
Und wenn bis jetzt der Thorheit ſich're Folge,
Auch ſichtbar nicht ſogleich ins Auge ſpringt,
Glaubt nur der lahme Bote bleibt nicht aus:
Woher denn wieder einen Waſa nehmen? —
Wie löſchen ſchnell die Brunſt — wenn es zu ſpäth? —

Franzoſe.

Ei alter Herr! Ihr ſehet, wie mir's ſcheint,
Aus finſtern Gläſern nur die Sache an.
Sollt' es ſo ſchlimm ums Schwedenland denn ſtehen?
Eu'r Johann iſt ein Ritter ohne Tadel,
Es ſpricht aus Euch der finſtere Partheiengeiſt.

(Zum jungen Schweden.)

Was ſagt denn edler Jüngling Ihr dazu?

Der junge Schwede.

Mein Ohm, er war ein guter Vater mir,
Von meiner erſten zarten Kindheit an;
Drum heiſchen Pflicht und Liebe es von mir,
Dem würd'gen Mann zu folgen über's Meer:
Doch, was das liebe Vaterland betrifft,
So kann ich nicht mit ihm die Meinung theilen.

Wer Kopf und Herz im höchſten Grad vereint,
Des Geiſt erhaben in die Höhe ſtrebt,
Der iſt beſtimmt zu herrſchen über Völker,
So fodern es Geſetze der Natur,
So ſpricht der lautere Verſtand des Menſchen.
Ein Vorurtheil, es huldigt Dynaſtien,
Die ſchon Jahrhunderte das Scepter führen,
Wie ſchlecht ein Volk bei ſolchem Irrthum fährt,
Wie oft hat es Erfahrung nicht bewieſen? —

Zudem des Waſa Stamm iſt längſt verblüht,
Der Schwede rief aus Braunſchweig und aus Heſſen,
Aus Zweibrück und aus Holſtein Fürſten her,
Um ſie auf ſeinen hohen Thron zu heben;

Es ging dem Land dabei oft gar nicht ſchlecht,
Der Vortheil bürgert ſchnell den König ein.

Da brach in neuſter Zeit im Fürſtenhauſe,
Gar plötzlich eine Finſterniß herein,
Und wer wollt' es den Ständen denn verdenken,
Wenn einen Stern aus Gallien ſie lenken;
Von deſſen Licht mit Recht man konnt' erwarten,
Daß ſchimmernd durch die Nacht es bringen würde? —
Fürwahr ein ſolcher Stern, er that wohl noth,
Wenn nicht das arme Land verſinken ſollte,
Im finſtern Chaos ſelbſt — der Despotie.

Und hat die Hoffnung denn uns ſchon getäuſcht,
Hat dieſer hehre Johann nicht bewieſen,
Wie ſchnell der Frank' in Schweden unterging? –
Den eignen Schatz, er brachte ihn dem Land,
Großmüthig ſelbſt zum Weihe-Opfer dar,
Und ſiegend führt er Schwedens Heere an.

Der alte Schwede.

Unſel'ger Knabe! ſchweig' und frevle nicht,
Befangen iſt der ſchwachen Jugend Sinn.

Ihr Urtheil folget nur dem ſchwachen Scheine,
Das weiſ're Alter wurde ſonſt gehört,
Doch jetzt — ein gräulich Zeichen iſt's der Zeit:
Daß ſich der junge Milchbart kühn vermißt,
Mit Hohn den Aeltervater ſelbſt zu meiſtern.

Der junge Schwede
(empfindlich.)

Ein Zeichen? nein — es iſt die Frucht der Zeit,
Die altes Vorurtheil nun endlich tödtet,
Ein neu Geſchlecht, es ſtrebt zur hehren Sonne,
Mit leichten Schwingen frei und kühn hinan,
Indeß des Argwohn's plumpes Bleigewicht,
Die Thorheit, welche nur das Alter preiſet,
Den Greiſen zur Gemeinheit ewig zieht.

Der alte Schwede
(ſehr aufgebracht.)

Bei Waſa's Geiſt! — nun iſt es weit gekommen!
Willſt du ein Schwede ſeyn, und ſchämſt dich nicht,
Des Ahnes würd'ge Manen ſo zu ſchimpfen? —
Laß junger Wicht! mich dieſes nimmer hören,
Es könnte ſonſt mein Fluch —

Franzoſe.

(Dem alten Schweden raſch in die Rede fallend.)

Ei, ſtille doch!
Was brauſt Ihr alter Herr! ſo furchtbar auf,
Hier gegen Eures eig'nen Stammes Blut;
Muß ich der Jüngere dem Aeltern lehren,
Was längſt als große Wahrheit anerkannt:
Die Jugend ſchließt ſich gern an's Neue an,
Und wäre dieſes Neue auch ein Schein.
Zudem es hat zwei Seiten jede Sache,
Und oft, es liegt im größten Uebel ſelbſt
Ein hohes Gut für's Ganze noch verborgen.
Prüft Euren Streit nur ohne Leidenſchaft,
Mit kaltem Blut ermeßt des Andern Gründe,
So trefft ihr auf dem halben Weg zuſammen,
Und findet, daß am End' hat jeder Recht:
Das heiße Blut erzeugt Partheienwuth,
Und wie der Hölle Tochter Euch entzweit,
Entzündet ſie den grauſen Bürgerkrieg,
Zerſtört das Glück der größten Völkerſchaften.
Drum kämpfet gegen dieſe Furie,
Mit reinem Herzen und mit weiſem Sinn.

(Pauſe.)

Ihr Herren! alle, die bisher geſprochen,
Getadelt habt Ihr bitter Euer Vaterland;

Was gilt's, der Britte folgt dem Beiſpiel nicht?
Sein angeborner Stolz, der läßt's nicht zu.

Engländer.

Ja, mancher hält Brittanien für frei,
Nennt es des Wohlſtands und des Glückes Sitz,
Doch anders lernte Albion ich kennen.
Wahr iſt's: geheim iſt nicht die Polizei,
Cenſurgeſetz beſchränkt die Preſſe nicht,
Doch auf den Inſeln trefft ihr and're Uebel,
Die dem feſten Lande fremd geblieben,
Wenn ganz auch nicht, doch wohl zum größern Theil.

Sagt mir, hab' ich nicht Recht, wenn ich behaupte,
Daß das Geſetz, des Staates feſte Stütze
Fortſchreiten muß mit wachſender Cultur? —
Fürwahr ich nenne das Geſetzthum ſchlecht,
Das jene große Regel nicht beachtet,
Und dies gerade nun, thut England nicht.

Lobt immerhin den freien Staat, in dem
Des Volkes Stimm' man hört; ich pflichte bei:
Wenn Allen gleiches Recht ſie auch begründet

Und wenn das Ganze nur nicht Täuſchung iſt;
Doch ein verächtlich Poſſenſpiel, nichts weiter,
Erſcheinet uns der Stände weiſer Rath,
In dem die Stimmen nach Belieben zu erkaufen; —
Entſchieden iſt der Farce End' ja ſchon,
Bevor der trübe Vorhang aufgezogen.

Ein Luſtſpiel war's, erdacht das Volk zu blenden,
Weißmachen will man ihm, daß dies geſchehen,
Was auf ſein Beſtes abgeſehen ſey.
Belachenswerther Kunſtgriff der Miniſter!
Er ſtellt ſie ja dem Taſchenſpieler gleich.
Ja, aus der Taſche ſpielen dieſe Herren auch,
Dem armen Teufel ſelbſt den letzten Deut;
Der Staatsfinanziers Triumph iſt dies.

Nur Geld und Geld, ſo heiſt das Loſungswort,
Das auf den Inſeln jetzt allein erſchallet,
Geld bleibt das Strebeziel des freien Britten,
Selbſt Ehre iſt ihm nur ein leerer Klang,
Und ohne Geld, kennt er ihr Daſeyn nicht,

Ja, Ehre iſt ein Schall, und kein Begriff,
Der Britte weiß es anders einmal nicht.
Er frägt ja nicht: „wer iſt der Mann?“ nein, nein!
Wie ſchwer wiegt dieſer Menſch? erkund't er.
O ſchmutz'ger Mäklergeiſt! du ſtumpfeſt ab,
Des Menſchen beſſern Sinn für Edles, Gutes,
Und daß im Lande, wo du einmal throneſt,
Ein hehrer Wilberforces vergebens ſprach,
Für Rechte, die der Menſchheit angehören,
Ja wahrlich gar zu leicht begreift ſich das;
Denn willſt du für Sklaven Mitleid hoffen,
Von Herren, die des Geldes Sklaven ſelber ſind? —

Steht das Geſetz in jenem Staate hoch,
Wenn der Beſitz von ein'gen Tonnen Goldes,
Selbſt feile Schurken, wie ein Haſtings war,
Vor wohlverdienter Strafe ſicher ſtellt? —

Schifft hin nach Oſtindiens Pflanzungen,
Wenn Ihr recht deutlich überzeugt ſeyn wollt,

Wie weit Tyrannenwuth im Großen geht,
Doch ballt die Fauſt nicht gegen die Despoten,
Verpönt iſt es, den Wütherich zu ſtrafen,
Der ſich des Britt'ſchen Staates Schützling nennt,
Und der aus Thränenbächen armer Sklaven,
In ſeine Börſe eine Goldfluth lenkt. —

Brittania, es zählte gute Köpfe,
In jedem Wiſſens, jeder Künſte Fach;
Nein, dieſe Wahrheit läßt ſich wohl nicht leugnen,
Newtons Ruhm — Miltons, Fieldings, Sternes Namen,
Ein Swift, ein Pope, Hume, Locke, Backon,
Und wie des Geiſtes-Helden alle heißen.

Man wird ſie ewig wohl mit Ehrfurcht nennen,
Denn Lorbeerkränze vom Verdienſt gewunden,
Sie blühen von Geſchlechtern zu Geſchlechtern fort.
Doch ſagt mir doch, woher denn mag es kommen,
Daß Englands Jetztwelt keine ſolche Geiſter zählt? —

Das Räthſel, ei, es iſt gar leicht zu löſen:
Dort in des feilen Wuchers dumpfen Hallen,
Ziemt es Talenten hoher Art zu weilen nicht,
Der hehre Geiſt verachtet Judenſinn.

Des Britten wahrer Zweck iſt offenbar,
Nicht ſchöne Worte können ihn verſchleiern:
Was Korſikas verwegener Despot,
Nimmermehr auf feſtem Lande erreichte,
Nach dem verfluchten Gut ringt Albion zur See,
Der Staat, der ſich mit Stolz den freien nennt,
Ein Zwingherr will er werden auf dem Meere,
Tribut erpreſſend von der ganzen Welt;
Und glaubt Ihr, daß nur Mißgunſt dieſes ſpreche,
So leſ't die Schiffthumsakte *) dieſer Britten,
Und ſtraft mich kühn der Lüge — wenn Ihr's könnt.

(Pauſe.)

---

*) Die berüchtigte Navigationsakte.

Verfaſſung iſt ein heilig Wort, Fluch dem,
Der ihren hohen Werth verkennen kann,
Wenn ſie der echten Freiheit echte Tochter,
Ein freies Volk im Sinn des Worts — beglückt;
Doch unumſtößlich muß das Höchſte bleiben,
Wenn Ihr des Menſchen Achtung ihm verbürgen wollt! — —

Wenn du der reinen Jungfrau Blumen ſtreueſt,
So wendeſt du von der Gefallenen dich ab;
Und Albions geprieſene Verfaſſung
Ja, ſie gleicht der gefallnen Dirne nun,
Seitdem der weiſe Pitt mit Fuchſes Liſt,
Der Freiheit höchſten Bürgen kühn vernichtet.*)
Mißbrauchet nicht ein edles großes Wort,
Wenn Willkühr gleich die Sache ſelbſt zernichten kann. —

Der alte Schwede.

Zu leidenſchaftlich, mein Herr Britte, doch,
Beſchimpfen Sie das eig'ne Vaterland.
So ſchlecht kann die Verfaſſung wohl nicht ſeyn,
Die Jedem freies Votum zugeſteht? —

---

*) Suspenſion der Habeascorpus-Akte.

Franzoſe.

Ja, glücklich preiß' ich immer noch das Reich,
Wo keine Ahnen und kein Adel herrſchen.

Engländer.

Ihr guten Herren kennt das wahrlich ſchlecht,
Vortrefflich ja, iſt unſer Parlament;
Die Stimmen ſind im Voraus ſchon erkauft,
Der Körper, der da rathet, iſt ein Hampelmann,
Den ganz die feinſte der Partheien lenkt.

Zwei Ochſenſtälle und ein Hundehaus,
Wenn ſie beiſammen ſtehen, bilden einen Ort,
Der nun der Stimme ſich im Parlament erfreut,
Indeß ſelbſt Birmingham nicht eine hat.

Verdient Verfaſſung Lob, wenn ſie erlaubt,
Daß eine große Mäkler-Compagnie,
Mehr Land und Leute eigenthümlich dominirt,
Als ſelbſt der hochgeprieſne Mutterſtaat.

Dem Volke ſtreut man weißlich Sand in's Aug';
Ein groß Scribentenheer, das ſchmiert für Geld,
Pro und contra, wie man's immer haben will.

Kamäleon.

So machen es die Herrn in Deutſchland auch.

Engländer.

Blieb uns des hohen Adels Willkühr fremd,
So kennen wir dafür des Geldes Despotie.
Intereſſe iſt die Baſis des Syſtems,
Das Thoren nur gerecht und weiſe preiſen,
Und deſſen Reſultat gar löblich iſt,
Denn Viele haben Nichts und Wen'ge viel,
Das thut die Ariſtokratie — des Goldes.

Der Uebelſtand, er herrſchet übrall gleich,
Iſt es erhört in unſern hellen Zeiten,
Erhört in einem Proteſtant'ſchen Staate,
Daß man den Bürger drückt — wenn er katholiſch iſt? —
Und iſt in Irland dieſes nicht der Fall?

Der Geiſt des hochgeehrten goldnen Teufels,
Er drang in Schottlands Hochgebirge ſelbſt.
Wo des hehren Oſſians Lieder klangen,
Wo Gaſtfreundſchaft und bied're Treue wohnten,
Es treibt der ſchmutzge Wucher jetzt Verkehr.

Franzoſe
(höhniſch.)

Bei Allem dem, es läßt ſich doch nicht leugnen;
Daß England für Europa viel gethan,
Geſtehen muß man doch, daß dieſem Land,
Die ſogenannte Freiheit man verdankt.

Engländer.

Wenn Euch ein Wuch'rer hundert Thaler giebt,
Um einſt dafür wohl Tauſende zu nehmen,
Wollt Ihr des Mannes Edelmuth noch loben? —
Und ſprecht, war's nicht ein ähnliches Motiv,
Das Albion zu Eurer Hülfe rief?
Das Meſſer ſtand uns ſelbſt ſchon an der Kehle;
Denn unſer Handel ſtand ja auf dem Spiele,
Und wenn wir ihn, den Mächtigen verlieren,
So kehren wir zurück in tiefes Nichts.
Der liebe Continent, er war verſchloſſen,
Es ſuchte Luft der Mäklergeiſt um jeden Preiß,
Das blanke Gold war wiederum Tendenz,
Ja Geld, ein Mittel war's zu ſchlechtem Zweck,
Und hätt' es Englands Vortheil nicht erheiſcht,
Vergebens hättet Ihr um Hülf' gerufen,

Der große Schacherſtaat, er hat kein Herz,
Der ſchmutz'ge Eigennutz nur leitet ihn.

Franzoſe.

Sind, Britte! deine Worte Etwas] hart,
So wag' ich doch nicht Lüge ſie zu ſchelten,
Es ruht der Wahrheit mächtiges Gepräge,
Im Sinne deiner langen Rede ſelbſt.

(Zum Holländer.)

Nun, wie ſteht's mit ihm, Herr Niederländer,
Daß er trotz ſeinem Pflegma Holland flieht,
Ich kann es ihm wahrhaftig nicht verdenken,
Eu'r neu erſchaffnes hehres Königsthum,
Der Reize hat es wenige wohl für Euch?

Holländer.

O, Monſieur Leichtfuß, permittiren Sie,
Ihr Urtheil möchte wohl zu vorſchnell ſeyn.
Wahr iſt's, bei uns iſt ſchon die Erde karg,
Geſund und lockend nicht die Nebelluft
Und in Europa giebt es wenige Länder,
Die häufiger und größer Unglück traf,
Als die vereinten Niederländſchen Staaten.

Der braven Ahnen Freiheitliebend Herz,
Es wurde oft und hart gebrochen einſt;

Der zweite Philipp, Spaniens Tyrann,
Sein Bluthund Alba und der Auſtria,
Von ihnen wurde ſchwer bedrängt mein Volk,
Doch wohl beherrſcht die Welt gerecht ein Gott,
Man ſah nach manchem blut'gen heißen Kampfe,
Oraniens Panier — die Freiheit ſiegen,
Begründet war der Niederländer Glück.

Jetzt blühte unſer Wohlſtand friſch zur Höhe,
Und üpp'ge Früchte lohnten unſ're Müh' —
Des Welttheils Handel kam in unſre Hände,
Wir nannten Uns mit Stolz, die Herrn zur See,
Und Galliens und Englands ſchwarzer Neid,
Vermögend war er nicht uns abzunehmen,
Was unſer Muth mit kühner Hand erlangt.

Ihr wißt's, wir ſtanden feſt mit Kraft im Ziele,
Jahrhunderte zu unſerm größten Heil.
Selbſt jenes ſtolzen Ludwigs *) Uebermuth,
Er mußte ſich der Freiheit Fahne beugen,
Denn Tromp und Ruyter nannte Holland ſein.

---

*) Ludwig XIV.

Doch unabwendbar bleibet das Geſchick,
Wenn eines Landes, eines Menſchen Glück,
Den höchſten Gipfel noch nicht ganz erreichte,
Erlangt die Hölle Einfluß über ſie,
Es ſtecken räud'ge Schaafe überall,
Die Heerde früher oder ſpäther an.

So ging es meinem armen Vaterland:
Die Braven unter uns, ſie gaben nun,
Die ſtarke Macht der Zeit gebot es ja,
Gewalt und Königlichen Rang Oranien.

Das edle Haus, es hatte es bewieſen,
Daß Böſes nicht von ihm zu fürchten war,
Die ganze Aenderung war eine Form,
Es kann ein Volk, ſelbſt unterm Scepter frei,
Und Sklavin kann die Freiheitsmütze ſeyn.

Ein Wort bezeichnet allen Uebels Grund,
Dem Menſchen — und die Völker unterliegen,
Das grauſe Wort, des Uebels Grund — heißt **Wahn.**
Er war's, der Ein'ge unter uns beſtrickte,
Er war's, der Bürgerkriegen Daſeyn gab;
Mit dem Moment ging unſer Unſtern auf.

Ein Preußiſch Heer, es drang in unſre Grenzen,
Herbeigerufen von des Königs Gattin ſelbſt.
Die Hauptſtadt fiel, die Ruhe kehrte wieder,
Und feſt begründet ſchien Oraniens Thron —
Da brauſte Gallien im Rauſche auf,
Der Rauſch, er drang nach Holland leider auch.
Der neue Wein, er tobet fürchterlich,
Der junge Aufruhr auch — Oranien fiel.

Im finſtern Wald dort unter gift'gen Schwämmen,
Es reift zuweilen ein geſundes Kraut,
Ein ſolches Kraut — es war der neue König,
Dem ſich die neu erſchaff'ne Republik,
Nach ihrer kurzen Blüthenzeit ergeben ſah.
Fürwahr der Korſe Ludwig war kein Schurke,
Die Wahrheit kröne ſelbſt den größten Feind!
Das Joch, das jener Louis uns aufgelegt,
Es war nicht ſchwer, es war zu tragen noch.
Doch war dies des Tyrannen Wille nicht,
Des Bruder ſich der neue König nannte,
Freiwillig ging der gute Ludwig ab,
Napoleon nahm uns jetzt in Beſitz —
Und nun ging unſer wahres Leiden an:
Er war beſtimmt für Hollands armes Volk, —

Die wohlverdiente Züchtigung zu reichen,
Für Sünden, der man ſchuldig ſich gemacht.

Wir waren ein'ge Jahre ausgeſetzt,
Der feilen Willkühr der Despotenknechte,
Da brach das neue Licht der Welt herein:
Die Menſchheit wachte auf aus ihrem Schlummer,
Und warf das ſchwer gefühlte Joch nun ab.
Der Niederländer war der Letzte nie,
Wenn es die Freiheit zu erkämpfen galt,
Drum war er würdig, auch die Frucht zu theilen,
Die der gerechten Sache ewig reift.
Ein Sproß, aus jenem alten Fürſtenhauſe,
Das heilig ſtets dem Niederländer blieb,
Er kehrt rück zum wohlverdienten Erbe,
Und Holland triumphirt — Oranien herrſcht.

Zwar werden wir manch' langes Jahr noch bluten,
An Wunden, die der Gang der Zeit uns ſchlug;
Denn unſer ſchöner Handel liegt darnieder,
Zernichtet iſt der Wohlſtand beinah ganz;
Manch fleiß'ger braver Mann mit ſtarken Fäuſten,

Er leidet Noth und hungert ſamt den Seinen,
Weil ihm Gelegenheit zur Arbeit fehlt;
Denn die Gewerbe ſelbſt — ſie ſtocken alle,
Fabriken ſtehen müßig — ſtille da;
Und doch ihr Herren, ſolltet Ihr's wohl glauben,
Kein braver Mann verläßt bei uns das Land,
Wo ſeine Väter einſt ſo glücklich lebten,
Und wo Oranien jetzt wieder herrſcht.

Franzoſe.

Sie machen ſelbſt ſich da kein Kompliment,
Sie wandern aus — ſind Sie ein ſchlechter Mann? —

Holländer.

Ich wandre aus — wer ſagt denn Ihnen das? —
Es ſoll mich Gott vor ſolchem Schritte wahren —
Glaubt mir, ſo gut als wie im Vaterlande
Gefällt es keinem Menſchen irgendwo,
Mich peitſcht die Noth nur über ferne Meere,
Vortheile will im Händel ich erringen,
Dort drüben in Amerika —
Doch iſt das Werk mir nur nach Wunſch gelungen,
So kehre ich zu Weib und Kind zurück,

Die Früchte meines Fleißes bring ich dar,
Denn nur zu Hauſe kann ich glücklich ſeyn.

Kamäleon.

Fürwahr das lautet ſonderbar — die Noth
Sie ſtieg, wie Ihr geſteht, bei Euch zum Höchſten,
Und doch noch liebt Ihr ſo Eu'r Vaterland?

Holländer.

Dem, der des Niederländers Weiſe kennt,
Muß ſich das Räthſel ſchnell von ſelbſten löſen,
Denn wie der Sturm der Zeit auch toben mag,
Der Niederländ'ſche Mann, er bleibt ſich gleich,
Und unaufhaltſam wandelt er die Straße,
Die einſt der brave Aeltervater gieng.
Zuerſt vertrauen wir des Höchſten Gnade,
Der auf dem Felde dort die Blumen kleidet,
Den kleinen Sperling auf dem Dache nährt,
Er wird ja auch dem Menſchen gnädig ſeyn;
Mit dieſem frommen Glauben in dem Buſen,
Wir regen thätig nun die eignen Hände
Und trotzen ſo dem Druck der Eiſenzeit;
Glaubt, Freunde; mir, es geht — es muß wohl gehen,
Der Menſch, er kann gar viel, wenn er nur will,

Doch an dem *Wollen*, ach da fehlts gar oft,
Gebratne Tauben, wollt Ihr, daß ſie fliegen,
Euch in die Mäuler, wenn Ihr ſie aufſperrt? —
Und wenn die leckern Vögel nicht erſcheinen,
Hängt ihr die Flügel gleich, verliert den Muth, —
Tragt eure Knochen nur nach fremden Zonen,
Das Glück bleibt ewig nur dem Thät'gen hold,
Die faule Trägheit muß in Noth krepiren,
Mit Recht bei uns, wie in Amerika,
Und ſelten ſind Ausnahmen von der Regel.

Der junge Schwede.

Es iſt die Pille ſtark, doch wir verdienen ſie.

Franzoſe
(zum Holländer.)

Nun ja, wir kennen das, Sie ſprechen ſo,
Doch wär ein Landsmann nur an ihrer Seite,
Ich ſetz den Kopf, der ſpräche Anders wohl.

Holländer.

Das kann wohl ſeyn, beweiſet aber nichts;
Denn *räud'ge Schaafe*, giebt es wie geſagt,
Hier und da, mit einem Worte überall:
Doch bleibts auf jeden Fall auch ausgemacht,

Das tiefgebeugte Holland — ja es zählt,
Zufriedene noch mehr als andre Länder,
Und dieſer Wahrheit Grund — er liegt wohl nah',
Der Trägheit Macht übt wen'ger allgemein
Ihr furchtbar Recht noch an der Schelde Strand;
Und an der Nordſee wohnet Thätigkeit,
Indeß der faule Luxus hier und dort,
Des Wohlſtands Quelle ſelber untergräbt.

Engländer.

Daß ſeine Kappe Jedem wohlgefällt,
Aus Eurer Rede dies, mein Freund! erhellt.

Holländer.

Und daß das Sprichwort gar ſehr häufig lügt,
Dies haben mir die Herren ſelbſt bewieſen.

Engländer.

(Die Worte des Holländers nicht beachtend.)

Was uns der Gallier erzählen wird,
God-dam, ich bin darauf mit Recht geſpannt.

Franzoſe.

Im Ernſte wird den Franken Niemand fragen.
Warum ſein Vaterland auch Er verläßt.

Engländer.

Mein Freund, es kann Euch keine Ausflucht nützen,
Die Reihe iſt an Euch und Ihr erzählt:
Was Euch bewegt nach ferner Welt zu ſchiffen,
Den Zeitvertreib — Ihr regtet ſelbſt ihn an.

Franzoſe.

Ma foi — Messieurs! ich plaudre gar zu gern,
Wenn Sie zu hören nur nicht ennuyirt,
Mein Wort, das neues nicht enthalten kann.

Engländer.

Geſchichte wollen wir — nicht Raiſonnement.

Franzoſe.

Wohlan! — Als ſich zuerſt der Sturm in Gallien,
Erhob, — der durch die ganze Welt dann brauſte,
Ich trat gerade in das Jünglingsalter ein;

Mein Vater ſaß in jenem Schreckensſchloß,
In das die Unſchuld ſelbſt Despoten bannten.
Vorzüglich war der Jugend Bruſt empfänglich,
Für Lehren, wie man dazumal vernahm,
In Galliens Hauptſtadt und im ganzen Reich.

Mit heißer Seele gab ich mich der Freiheit hin,
Der neue Zuſtand ſchien mir Heiligthum,
Des Volkes Recht ſo klar wie Sonnenſchein,
Drum weiht' ich mich dem Dienſt des Vaterlandes,
Und diente in Italien bei ihm,
Dem Helden, der Englands Gefangener jetzt heißt;
Und ſagt mir, was Ihr wollt, der hehre Menſch,
Er ſocht, ein Cäſar ſelbſt zu jener Zeit,
Für jene Rechte, die den Göttern heilig ſind,
Für Freiheit einer ganzen Völkerſchaft.
Ich blutete für's hehre Vaterland,
Mit Stolz vermag ich Narben aufzuzeigen,
Von vielen Wunden — die ich einſt erhielt.

Nun ſiel die Republik; — dem Kaiſerthume —
Das junge Kind, es mußte ſchnell ihm weichen,
Wohl gern geſteh' ich's ein, mein Ideal, —

Das ſchöne Göttliche — es war geſunken,
Nicht mir allein — des Volkes größtem Theil.
Doch war es dieſes Volkes freier Will' nicht,
Den Mann, der bisher ſeines Gleich' nur war,
Zum Selbſtgebieter und zum Herrn zu heben? —
Des Menſchen Will, — er iſt ſein gülden Reich,
Drum war gewöhnt die neue Form auch ſchnell,
Und was an Freiheit nun verloren ging,
Dem eitlen Volke ward's erſetzt durch Ehre,
Die ihm in vollem Maaß zuſtrömen ließ,
Der ſeine Menſch — der weiſe Imperator;
Denn jeder Frankenſohn, alt oder jung,
Hielt ſich für einen Theil des großen Stammes,
Der ſelbſt der ganzen Welt Geſetze ſchrieb, —
Groß nannte ſich der Franken Reich — mit Recht.

Doch was iſt Fürſten-, was iſt Völkergröße —
Wer bürgt auf Erden für des Glückes Stand?
Ein Froſt der Nacht zerſtört die künft'ge Ernte,
Ein kalter Winter ſtürzt den Kaiſerthron,
Und wenn des Schickſals Mächte feindlich walten,
Iſt klein ſchon heut', was geſtern groß noch war,

Doch wozu, meine Freunde! Euch berichten,
Begebenheiten, die ein jeder ſelber weiß;
Genug der Franke mußt' das Aergſte ſchauen,
Er mußte überleben ſeinen Ruhm.

Ein Zweig aus der Bourbonen Fürſtenhauſe,
Beſtieg den neu erbauten Königsthron
Und dieſer Ludwig mag der beſte Menſch,
Er kann ein Spiegel jeder Tugend ſeyn,
Doch ob zum Herrſcher eines Volks er taugt,
Das immer noch im wilden Sturm ſich regt,
Ich werde, Freunde! nimmermehr es glauben.

Des Aufruhrs Spuren ſind nicht ganz getilgt,
Der gräulich unſer armes Volk bewegte,
Extreme blieben immer noch ſein Strebeziel.

Schnell ſah man auf die einſt'ge Monarchie,
Das Regiment des freien Bürgers folgen,
Und wechſeln dann die Anarchie mit Despotie,
Um auf dem alten Fleck zuletzt zu ſteh'n. —
Und was gewann das Volk im Grund dabei? —

Sein kräft'ger Kern, er iſt im Keim zerſtört,
Und Ströme Bluts, ſie ſind umſonſt gefloſſen. —
Die beſten Köpfe ſelbſt verſchlang der Sturm,

Ein feſtes Haus, errichtet für die Ewigkeit,
Es ſtürzt ein nichtger Tand — ſchon liegt's im Staub.

Schon treiben auf der alten heim'ſchen Stelle,
Vertheid'ger ſich umher des Monopols,
Der Rechte Gleichheit heißt ein Unding jetzt,
Es tritt in Kampf mit dem Verſtand das Vorurtheil.
Der alte Tanz beginnt, ei nur Geduld,
Und bald iſt Alles wieder, wie es war.

Wohl furchtbar war der Gallier Aufruhr einſt,
Doch leugnets nicht, er trieb auch ſchöne Frucht,
Bei manchem böſen Uebel, das er zeugte.
Erſetzten ſeine blut'ge Reſultate —
Uns weiſe Lehren und Erfahrung nicht
Die mit Jahrhunderten man ſonſt erkaufte. —
Und ſelbſt Ideen wurden feſtgeſtellt,
In denen auch die Welt jetzt vorwärts ſchritt.

Engländer.

Was Ihr ſo bunt da aneinander reiht,
Verzeiht, es ſcheint ein Widerſpruch zu ſeyn.

Der alte Schwede.

Den Vogel kennt man an den Federn gleich;
An ſeinem Wort des wilden Aufruhrs Kind,
Europa, ei es koſtete die Frucht,
Die Euer frecher Uebermuth erzog,
Die friſche Frucht — ſie ſchmeckte ziemlich herb,
Es blieb ein Nachgeſchmack Uns auch zurück,
Den wohl die Zeit nicht wieder ſchnell verwiſcht.

Engländer.

Genug, entfernet eitle Grübelei,
Von Dingen, die nun nicht zu ändern ſind,
Das Ganze führt, der Himmel weiß — zu Nichts.
Erzählt uns lieber — Frankenſohn! wie Ihr
Bei'm ſchnellen Wechſel jener Dinge nun,
Wegkommt mit Eurer werthen eig'nen Perſon.

Franzoſe.

Ihr wißt, dem Franken fällt es allzuſchwer,
Zu feſſeln ſeinen Sinn und ſeine Zunge;
Ich ward nun auch auf halben Sold geſetzt,
Und macht' durch Worte meinem Unmuth Luft;
Verläumdet wurd' ich drauf bei höherm Ort,

Man nahm mir meinen nöth'gen Unterhalt,
Verwieſen wurd' ich aus dem Vaterlande.
Ich zog hin nach dem herrlichen Italien,
Dem Lande, das die Gattin mir geſchenkt,
Doch wollt es ihr, der Lieben nun gefallen,
Nimmermehr im duftigen Orangenhain;
Drum ſeglen wir in jenen Theil der Welt,
In welchem junge Freiheit munter blühet,
Und güld'ne Himmelsfrüchte emſig treibt,
In jeder Zone, wo der Freiheit Fahnen wehen,
Wo gleiche Rechte Jedem im Geſetzbuch ſtehen,
Dort iſt des Gallomanen Vaterland.

Kamäleon.
(Zu der Italiänerin.)

Ei, gar ſehr wunderts edle Dame mich,
Daß Euch der hehren Heimath halbe Inſel,
Der Gegenſtand des ſehnlichen Verlangens
So mancher Menſchen ſelbſt in fernen Landen
Zu feſſeln läng're Zeit nun nicht vermocht'? —

Italiänerin.

Ei, glaubt Ihr, daß der Heimath Glanz und Schande,
Daß hehre Freiheit oder Sklaverei,
Ungerührt des Weibes Buſen laſſe,

Dort, wo Platanen hoch zum Himmel ragen,
Dort, wo der Aether ſüßen Balſam haucht? — —

Wohl bin ich ſtolz, daß mich der Boden zeugte,
Von welchem in drei große Welten einſt,
Der Götter Tochter, Bildung übergieng;
Doch ſchmerzt es tief, die echte Patriotin,
Daß ſeit der hehren Roma Untergang,
Ein ſchwerer Fluch auf der gefeirten Erde ruht.

Getrennt, es blieben Edens Fluren immer,
Beherrſcht von Fürſten nur dem Namen nach;
Die nimmerhin das Hohe konnten faſſen,
Das jener klaſſ'ſche Boden in ſich ſchließt.
Und wie der Dichter von Karthago klagt,
Das möcht' ich meiner Roma wieder ſagen:
„Giacel' alta Cartago, appena i segni *)
„Dell' alte ruine il lido serba:
„Muojono le citta', muojono i regni!“
(Pauſe.)
In neuer Zeit, es ſchien der Fluch gelöſ't,
Ein Machtwort ſprach der Held von Arcole, —

---

*) Das große Cartago liegt zerſtört, kaum bewahrt das Ufer Spuren der hohen Ruinen: es vergehen die Städte, es vergehen die Reiche.

Man ſah zu einem Ganzen ſich geſtalten,
Italias zerſtreute Theile gleich. —
Die Hoffnung regte ſich im Buſen wieder,
Man hielt der hehren Zeiten Rückkunft nahe,
In denen Rom der Welt Geſetze ſchrieb, —
In denen es der Sitz der Götter Künſte,
Das Ideal der höchſten Bildung war.

Doch nicht verſöhnt es war des Schickſals Göttin,
Und ihre wilde Rache gieng ſo weit,
Im Spiegel uns das höchſte Glück zu zeigen,
Um tückiſch es zu rauben wieder gleich.

Fortuna wandte höhniſch ihm den Rücken,
Dem Helden, der zu einem Ganzen uns geformt;
Und unſer Glück zernichtete der Frieden,
Den ſie die Sieger ſchloſſen zu Paris:
In fünf Parzellen theilte man die halbe Inſel,
Der Bonze iſt zurückgekehrt nach Rom,
Auch unſre Freiheit war ein ſchöner Traum.

Wie konnte mir die Heimath noch gefallen? —
Ich feurte ſelbſt den treuen Gatten an

Den Erdentheil jetzt muthig zu verlaſſen,
In welchem die Gemeinheit triumphirt,
In welchem aller Sinn für Hohes iſt erloſchen,
Und wo der feile Menſch ſich glücklich wähnt,
Wenn ihm geſtattet wird ein Sklav zu ſeyn.

Engländer.

Ei, das geſteh ich, eigne Seiten ſinds,
Von denen Ihr Europas Stand beſchaut;
Doch kann ich ſtaunen nicht ob Eurer Rede,
Denn Eur' Geſchlecht, es hat die Eigenheit,
Tyrannen — Pſeudofreiheit zu erheben,
Und zu verachten — was der Ordnung Stempel trägt.

(Pauſe.)

Nun, mein Herr Däne! laß auch Er uns hören,
Was Ihn gen' Weſt aus ſeiner Inſel treibt? —

Däne.

Ei, wie's uns geht, das wißt Ihr ſelbſt am Beſten,
Es wieß als einz'ges Mittel der Erhaltung,
Auch uns Natur — die See, den Handel an;

Doch unſ're Kraft — ſie iſt im Grund erſchüttert,
Der Nachbarn Tücke und die eigne Schuld,
Zerſtörten unſre Macht — beinahe ganz.

Vom ſtolzen Britten will ich gar nicht ſprechen,
Doch ſchon ſo weit gekommen iſt's mit uns,
Daß wir Geſchwadern, die nur Reußen tragen,
Die Spitz' zu bieten nicht vermögend ſind;
Die Dän'ſche Flagge, der die See einſt unterthan,
Sie iſt geſunken jetzt zu einer Nulle,
Verſpottet wird ſie nur — in jedem Meer:

Ja unſer Reich, es wählte falſche Mittel,
Und ſeine weiſe Staatskunſt taugte nichts,
Schon ſeit dem End' des vor'gen Säkulums.

Es müßte Dänemark, es müßte Schweden,
Einander unterſtützen wechſelweiſ', —
Es müßten ſich als See- als Handelſtaaten,
Verbinden ſich die Zwei zu einem Ganzen,
Was gilts, das wäre ihnen bald vergönnt,
In ihrem Dienſt Merkuren ſelbſt zu zwingen,
Und vom Neptun, dem gallenſücht'gen Manne,
Ein günſtiges Geſicht noch zu erringen? —

Denn ob ein Menſch, und ob ein Staat geſunken,
Es bieten ſich ihm Rettungsmittel dar,
Wenn er nur Kraft in ſeinem Innern wahret,
Unthätigkeit allein — ſie führt zu Grabe,
Den Wohlſtand gleich, wenn er ein Bischen wankt.

Das alte Haus der Dänen kann ſich heben,
Ich kenn ein ander gutes Mittel noch:
Es dürfen unſ're Fürſten ſich nur wählen
Schnell einen Eydam von dem feſten Land,
Der Muth, und Kraft und Ernſt in ſich verbände
Der würd'gen Dänen Stamm vom Loos zu retten,
Das ſeiner unabwendbar finſter harrt.
Je nun, die Rede wird davon wohl ſeyn,
O möchte werden bald der Plan — doch That;
Obwohl ich mich nach fernen Welten wende,
Ich wünſche Heil und Seegen doch dem Vaterland.

Kamäleon. *)

Sie alle meine Herren haben ein trauriges Bild der heimatlichen Laren entworfen, von mir können Sie ein gleiches nicht wohl mit Fug und Recht erwarten, denn Sie wiſſen ja wohl: Deutſchland iſt jetzt das eigentliche irrdiſche Paradies, in dem das Glück und der Wohlſtand für immer ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben; und doch möchte ich mich bei Ihnen revangiren, Meſſieurs! denn ich geſtehe gerne, Ihre allgemeine Europäiſche Paſſionsgeſchichte à la Charles de Char-

---

*) Dem denkenden Leſer, welcher bis hieher geleſen, kann der Charakter und die Tendenz unſerer Skizze nicht fremd geblieben ſeyn; die letztere ging dahin: eine Anſicht der wahren oder eingebildeten Leiden aller Nationen généralement zu liefern. Auch bei dem Deutſchen wollten wir dieſer Tendenz treu bleiben, allein gar viele Freunde widerriethen uns gar ſehr, den diesfalſigen verwilderten Theil der verwilderten Skizze der Publicität zu übergeben, und da wir den Motiven, welche unſere Freunde aufſtellten, Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußten, ſahen wir uns gezwungen an ein Surrogat zu denken, und ſo entſtand ſtatt der generalen eine ſubjektive Paſſionsgeſchichte des Teutonen.

lesberg, hat mich außerordentlich amüſirt, da habe ich denn beſchloſſen, Ihnen der Wahrheit gemäß meine bunte Lebensgeſchichte zum Beſten zu geben. Ich weiß mich in meinem ganzen Leben nur einiger wenigen Gelegenheiten zu erinnern, bei denen ich mit Wiſſen und Willen die Wahrheit geſprochen, doch heute ſoll es geſchehen, wenn ich mich anders nicht vergeſſe; dabei muß ich aber bitten, mir zu erlauben in Proſa zu ſprechen, denn die Poeſie wird in die Länge zu beſchwerlich, und der Deutſche pflegte von jeher gerne zeitig von ihr zur bequemen Proſa zurückzukehren.

Franzoſe.

Sprechen Sie meinetwegen in Proſa oder Verſen, nur raſch — en avant, wenn es beliebt.

Engländer

(für ſich.)

Daß doch die Deutſchen alle ſolch' gewaltigen Qualm und Bombaſt machen, ehe ſie zur Ausführung der kleinſten Sache gelangen.

Kamäleon.

Nun wohlan! aus diplomatiſchem Geblüte bin ich entſproſſen —

Türke.

Das verſtehe ich nicht, was wollen Sie damit ſagen?

Kamäleon.

Nun, mein Vater war Geſandter an einem auswärtigen Hofe. Ich ſelbſt wurde frühzeitig der diplomatiſchen Politique geweiht.

Franzoſe.

Will ſagen — der Intrique.

Kamäleon.

Man unterbreche mich nicht. Glücklich war die Wahl, die mein weltkluger Vater in der Perſon meines Erziehers traf; der Mann war dereinſt Prinzenhofmeiſter geweſen. — Er lehrte mich immer mehr ſcheinen, als ich war, mit Anſtand glänzen, Schmeicheleien ſagen, und eine Menge andere ſcheinbar nichts bedeutende Dinge, ohne welche aber keiner in der großen Welt eine Carriere macht. Achtzehen Jahre war ich alt, als ich in die Reſidenzſtadt abgehen ſollte, um dort mein Glück bei Hofe zu verſuchen.

Unvergeßlich werden mir ſtets die goldenen Regeln bleiben, die mir mein Vater mit auf den Weg gab. als ich das Landgut verließ, auf dem er in philoſophiſcher Ruhe den Reſt ſeiner Tage verlebte. „Du betrittſt jetzt, mein Sohn! „ſprach der Würdige, eine Bahn, die einer „glattgefrorenen Eisdecke am paſſendſten zu ver„gleichen iſt, viele Erfahrung und Geſchicklich„keit iſt erforderlich, auf dieſer Bahn nicht zu „fallen oder gar den Hals zu brechen: viele „Worte können dir nichts nützen, denn nur „durch Schaden und eigene Erfahrung wird der „Menſch klug, allein mit wenig Sylben laſſen „ſich die Grundprinzipien angeben, von denen „der kluge Hofmann nie abweichen darf. — „Scheine eines jeden Freund, rede nie, was du „denkſt, lauere, wo du kannſt, auf den eigenen „Vortheil. — Mein Kammerdiener, der alte „Schleicher, wird dich begleiten, um dir mit „beſcheidenem Rathe an die Hand zu gehen, „vertraue dich in jeder Sache kühn dem Alten „an, er iſt ein ausgelernter Fuchs, und du

„würdeſt ſtaunen, wenn ich dir die wichtigen „Dienſte alle vertrauen möchte, die mir Schleicher ſelbſt ehemals erwieſen hat.“ — Mein Vater endete, und ich reiſte in Schleichers Geſellſchaft ab.

Der kleine Staat, in welchem ich geboren war, gehörte zu jener Zeit noch unter die finſterſten Europas. Pfaffen-Obſkurantismus dominirte allenthalben in ihm. Ich hatte von meinem Vater ein gewichtiges Empfehlungsſchreiben an den Beichtiger des Fürſten mit in die Reſidenz gebracht. Der geiſtliche Herr präſentirte mich Serenissimo, dem ich das Glück hatte zu gefallen — des andern Tages ſah ich mich als Kornet bei der Reutergarde angeſtellt. — Um den Dienſt kümmerte ich mich wenig, dagegen ſtudirte ich die Geheimniſſe des Hofes fleißig, bezeugte dem Pfarrer meine unbegrenzte Ehrfurcht, klatſchte mit den alten Damen, hofirte den Maitreſſen, und ſiehe da, es gieng, ich erfreute mich bald bedeutender Protektionen.

Nun wurde die Adjutantenſtelle bei dem Gouverneur der Haupt- und Reſidenzſtadt, einem gewiſſen Grafen Otſchikopſi, einem gar guten und frommen Herren, ledig. — Es fanden ſich viele Liebhaber zu der Stelle, ich gehörte unter ſie, wäre aber trotz aller Fürſprache meiner mächtigen Freunde wahrſcheinlich durchgefallen, wenn mein treuer Schleicher nicht herausgebracht hätte, daß der Herr Gouverneur ein Bischen von dero altem Reitknechte nach dem Rechte, welches große Geiſter über ſchwache üben, geleitet würde. Ich machte nun dem alten Reitknecht meine Aufwartung, prakticirte ihm mit Delikateſſe ein Röllchen Gold in die Taſche ſeines Reitkollets, und ſah mich dafür zum Adjutanten des Generals Otſchikopſi ernannt. Bald darauf ſtarb mein Vater, die Erbſchaft war leider nicht bedeutend, wollte ich mein Fortune formiren, ſo war ich einzig und allein auf eigene Kraft und Genie angewieſen; ich war indeß Lieutenant geworden, hatte bei Hof immer höhere Konnexionen ſucceſſive gewonnen, trug den goldenen Schlüſſel bereits an der Seite, und dachte eben einen Meiſtercoup zu machen, als ein unerwarteter Zufall plötzlich mein ſchönes Kartenhaus über den Haufen warf.

Die franzöſiſche Revolution war ausgebrochen. — Wir hatten uns wohlweislich zur rechten Zeit neutral erklärt, als die Neufränkiſchen Schaaren immer tiefer und tiefer ins Herz von Deutſchland drangen, und ein Truppchen von einigen hundert Männerchen, bevor wir es uns verſahen, vor den Thoren unſerer guten Reſidenzſtadt ſtand, welches unſere Armee aufforderte, ſich mit ihm zu vereinigen. Die Garniſon unſrer Haupt- und Reſidenzſtadt war den Neufranken um zwanzig Theile überlegen, allein der Sanſculoten kathegoriſchen Satz: wer nicht mit uns iſt, den betrachten wir als Feind, hatte uns ſo konfuß gemacht, daß die Verwirrung zum Höchſten geſtiegen war; unſer gnädigſter Fürſt hatte zeitig das Weite geſucht, ich rannte zum General Otſchikopfi, um Verhaltungsbefehle einzuholen.

Ich traf den großen Feldherrn im Schlafrocke; bleich war ſein Geſicht, ſeine Glieder zitterten dem Espenlaube gleich. „Ew. Excellenz! „fing ich an, wollen geruhen im gegenwärtigen „dringenden Falle Ihre Diſpoſition und dero

„Befehle zu ertheilen.“ — Schweigend nahm mich Otſchikopfi bei der Hand, und öffnete die Thüre ſeines Schlafkabinets. Ueber dem Lager des braven Generals hieng das Bild einer Madonna in Lebensgröße, er zeigte auf das Gemälde, und ließ ſich zu meinem nicht geringen Erſtaunen alſo vernehmen: Herr! ſehen Sie hier die hohe gnädige Schutzpatronin unſeres Vaterlandes, von der fordern Sie Befehle und Diſpoſitionen; wenn ſie, die mächtige Königin des Himmels nicht hilft, ſo ſind wir verloren, denn ich weiß keinen Rath! — Mit dieſen Worten verließ mich der würdige Chef, um in den gewölbten Keller zu eilen, weil er von den dreihundert franzöſiſchen, vor der Stadt ſtehenden Musquetieren, ein Bombardement befürchtete. — Ich blieb wie eingewurzelt ſtehen, denn lange konnte ich vor Erſtaunen nicht zu mir ſelber kommen, gedankenlos betrachtete ich das Marienbild, es blieb ſtumm wie ein Fiſch.

Als ich den Palaſt des Gouverneurs verließ, begegnete mir auf der Treppe ein untergeordneter General, von Geburt ein Britte; ich machte ihn mit der Lage der Dinge bekannt, er beſtieg darauf lächelnd ſein Pferd und ritt in's Lager der Neufränkiſchen Freiheitshelden; dem Britten gelang es, die Ohnehoſen dermaßen zu imponiren, daß ſie gegen Abend ſtill und ſchleunig von dannen zogen. Unſer gnädigſter Landesvater kehrte im Triumphe in ſeine treue Hauptſtadt zurück, der Gouverneur war aus dem Keller gekrochen, und erhielt zur Belohnung ſeiner Verdienſte um den Staat, das Großkreuz des Ordens vom güldenen Kalbe.

Im Uebermuthe der Jugend vergaß ich für diesmal die weiſe Regel: ſprich nie, was du denkſt. Ich erzählte Dieſem und Jenem von Otſchikopfis wunderthätigem Madonnenbild; der alte Reitknecht des Generals wurde mein Feind, man fing an gegen mich zu intriguiren, und bald wurde ich dem Fürſten als ein heimlicher Jakobiner geſchildert; übler konnte man zu jener Zeit an einem deutſchen Hofe nicht empfohlen werden; ich merkte bald, von woher der Wind blies, und verlangte in der Eile meinen Abſchied, um nicht ungefodert ihn zu erhalten.

Als ich meines Dienſtes ledig war, fragte ich ſeufzend meinen alten treuen Kammerdiener: Was nun beginnen? — Schnell erwiederte der Alte: „wenden ſich Ew. Gnaden nach dem „Herzogthum Pfeifenberg; dort herrſcht ein „weiſer Fürſt; ein Reiſender pflegte einſt, als „er von uns nach Pfeifenberg kam, zu ſagen: „in zwei deutſchen Reichen bin ich geweſen, in „dem einen gab es Miniſter und keinen Fürſten, in dem andern aber einen Fürſten und „keine Miniſter. Noch einmal muß ich Ew. „Gnaden rathen, ſich dahin zu verfügen, denn „Hochdieſelben ſind ein anſehnlicher hübſcher „junger Herr, drücken ſich gut und beſtimmt „aus, ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, Ew. „Gnaden machen in Pfeifenberg Fortüne.“

Ich gab dem Rathe des Alten nach, und reiſ'te nach dem Reſidenzſtädchen des bezeichneten Landes.

Ich wurde dem Herzog vorgeſtellt und gütig von ihm aufgenommen. Als ich kühn genug war die Urſache anzugeben, die mich jenſeits außer Dienſten gebracht, lachte der gnädigſte Herr ſo unmäßig, daß er ſich den dicken Bauch halten mußte.

Ich hatte die Luſt verloren eine militäriſche Laufbahn zu verfolgen, und geſtand dieſes auch frei; Serenissimus ernannten mich zu Dero Jagdjunker allergnädigſt.

Der Herzog von Pfeifenberg war ein gar abſonderlicher Herr; weiſe und konſequent, hegte aber eine zu große Vorliebe für ſeine Garden und ſeine wilden Schweine, und hatte überdieß noch mancherlei ganz aparte Grillen, daher es denn auch kam, daß ihn ſeine Leute in Geheim nicht ſelten einen Tyrannen ſchalten. Ich gefiel mir Anfangs ganz gut an dem Pfeifenberger Hof, allein es ſollten mir dort auch keine Roſen blühen, ſo hatte das Schickſal es einmal beſchloſſen. Der Herzog konnte unter andern, warum, weiß der Himmel! es durchaus nicht leiden, wenn junge Leute von ſeinem Militär oder Hofſtaate, Freunde des ſchönen Geſchlechtes waren, und wurde dabei auch nicht einmal die Solidität der Abſichten in Anſchlag gebracht. Nun verliebte ich mich aber in ein niedliches allerliebſtes Hofdämchen; war es einem jungen blühenden Manne zu verdenken? — Geheim mußte die Liebſchaft aus angeführten

Gründen gehalten werden, ich ſchlich daher nur zur Nachtszeit vorſichtig zu der Geliebten, allein es wurde dem Herzoge dennoch verrathen, und er jagte mich ohne weiters zum Teufel. — Es war gerade um die Zeit, nachdem der unglückliche **Bourbon** in Paris ſchon verblutet, und die Revolution ihre glänzendſte Epoche ſah. Ich ſpürte Luſt in mir, das merkwürdige Schauſpiel an Ort und Stelle zu beobachten, allein der beſonnenere **Schleicher** erinnerte mich an das Schickſal, welches der gutmüthige Herr v. **Trenk**, und der fromme Augsburger Exkapuziner **Eulogius Schneider** in Gallien erfahren, und ich hielt es doch gerathener, fern zu bleiben.

An den kleinen deutſchen Höfen iſt kein Glück zu machen, ſprach ich zu mir ſelbſt, und die Reiſe ging nun an einen der erſten deutſchen Höfe, welcher gar ſehr viele Aehnlichkeit mit demjenigen hatte, von dem **Schiller** ſeinen Kroatenchef erzählen läßt:

Mein Lebtag denk' ich dran, wie ich nach Wien,
Vor ſieben Jahren kam, um die Remonte
Für unſre Regimenter zu betreiben;

Zuletzt — da ſchickten ſie mir einen Kapuziner,
Ich dacht', es wär' um meiner Sünden willen!
Nein doch, das war der Mann, mit dem
Ich um die Reiterpferde ſollte handeln.

Mein alter lebenskluger Schleicher war genau mit dem Terrain aller deutſchen Höfe bekannt, denn er war einſt mit meinem Vater überall geweſen. „Wollen Ew. Gnaden, ſprach er nun, hier bei Hofe ſich pouſſiren, oder ſonſt Etwas erreichen, ſo müſſen Hochdieſelben vor allem irgend einen vornehmen Kavalier, der viel vermag, zum Hahnrei machen, ſo Etwas hält hier, wenn man jung, hübſch und vernünftig iſt, nicht ſchwer, und bleibt der geradeſte Weg zum Ziele. — „Dann fuhr Schleicher fort, iſt noch zu bemerken, daß hier die Prinzen vom Geblüte zuweilen eigene Faktionen bilden, ich muß gehorſamſt und pflichtſchuldig warnen, ſich mit keiner ſolchen einzulaſſen, denn wenn man nicht ſchon recht feſten Fuß gefaßt hat, bleibt dieſes hier immer eine gar gewagte Sache."

Längſt hatte ich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, wie richtig des alten Schleichers

Bemerkungen immer zu ſeyn pflegten, ich nahm daher das Gehörte ad notam, und ließ mich einführen bei Hofe und bei den Großen des Reichs.

Auf einem glänzenden Balle ſah ich zum erſtenmale die ſchöne junge Gräfin P—, vorzüglich hübſch war ſie gerade nicht, doch auch nicht auffallend häßlich. Der gräfliche Herr Gemahl waren ein altes verwachſenes häßliches Kerlchen; ich dachte an Schleichers Worte und nahete der jungen Gräfin ehrerbietig, zum Tanze ſie auffordernd; die Gnädige reichte liebreich mir die Hand, ich eröffnete ſogleich muthig die Trenſcheen, gieng mit weiſer Vorſicht vorwärts, und ſah mich nach einigen Monaten am Ziele. Schleicher hatte Recht gehabt, kaum merkte der alte häßliche Graf, was die Glocke geſchlagen, da wurde er mein innigſter Freund und Beſchützer, und ſeinem gewichtigen Einfluſſe verdankte ich bald darauf eine ſehr vortheilhafte Anſtellung bei'm auswärtigen Departement.

Nun ging wieder Alles eine Zeitlang vortrefflich, allein ich war einmal ein Ball vom

Mißgeſchick erkohren; der Umgang mit der jungen Gräfin P— wurde mir zuwider, ich zog mich zurück und lud dadurch den Haß und die Rache des vornehmen Gemahls der Gräfin auf mich. Ich gefiel mir in dem Hauſe des franzöſiſchen Geſandten, und wurde dort wohl gelitten. — Dieſes war für meine Feinde genug, man machte mich dem pedantiſchen mißtrauiſchen Hofe verdächtig, und ich hatte von Glück zu ſagen, daß ich nur der Dienſte entlaſſen, des Landes verwieſen und nicht infam caſſirt ward.

Mit gewichtigen Empfehlungsſchreiben verſehen, ſchlug ich nun meinen Weg nach Paris ein; längſt ſchon war dieſer Ort das Ziel meiner Wünſche geweſen, und gar viel hatte ſich ſeitdem dort verändert, denn aus dem großen Konſul war bereits ein kleiner Kaiſer geworden.

Unterweges paſſirte ich das Reſidenzdorf eines kleinen deutſchen Fürſten, deſſen Befehlen die glücklichen Bewohner von zehen Quadratmeilen gehorchten; der Durchlauchtige nahm mich in Affektion, und ich mußte einige Tage in ſeinem Schlößlein verweilen. Viel Spaß machte mir der kurze Aufenthalt bei dem

Fürſtlichen Herrlein, er hatte ſich liberalen Principien hingegeben, und ging damit um, ſämtl. deutſchen Königen und Fürſten ein Beiſpiel einer großen Fürſtenthat zu geben, d. h. amici risum teneatis, er wollte ſeine hundert Bauern mit einer Konſtitution auf ewige Zeiten beſchenken. — Auch auf dürren Haiden läßt der gütige Gott wohl zuweilen ein Hälmchen Gras wachſen — aber es iſt auch darnach. So kam wohl in jenem erwähnten Duodezfürſtenthümlein ſchon dazumal eine Konſtitution zu Stande — aber ſie war darnach.

Meine Empfehlungsſchreiben verſchafften mir in Paris hier und da eine gute Aufnahme, und der Deutſche konnte dazumal in jener glänzenden Nebenbuhlerin Babylons ſein Glück wohl machen, wenn er nur Umſicht hatte und nach den richtigen Mitteln griff.

Nicht Frankreich allein, ganz Europa und mein urſprüngliches Vaterland ſelbſt ſtanden nun in gar ſehr verſchiedenen Geſtalten zum Theil auf, zum Theil nicht auf ſich ſelber da. — Längſt waren in meinem Vaterlande nicht der Gouverneur Dtſchikopſi allein, ſondern weiland Serenissimus ſelbſt verſtorben; ein gar charmanter humaner deutſcher Fürſt hatte dort den Thron beſtiegen, und hatte eigentliche Genies zu den höchſten Staatsämtern erhoben. Staatsklug hatte man ſich mit Leib und Seele, inſofern letztere vorhanden war, dem Galliſchen Intereſſe hingegeben, und man befand ſich dabei vortrefflich. Die Liebe zum Vaterlande war in meinem deutſchen Buſen erwacht, ich wollte es noch einmal verſuchen, mir dort den Weg zu erhabnen Stellen und Würden zu bahnen, und aus dieſer Urſache befand ich mich jetzt in Paris. — Sie betrachten mich zweifelhaft, und ihre Blicke ſcheinen mir zu ſagen: Thor! der du warſt, in einem deutſchen Lande ſuchteſt du Unterkommen, und — fuhrſt nach Paris? — Geduld meine Herren! wollen Sie ſich gefälligſt erinnern, daß man einſt nach Rom die Schritte lenken mußte, wenn man in Armenien oder Cappadocien eine Anſtellung zu erhalten wünſchte!

Alles gieng mir nach Wunſch. Mit kathegoriſchen Empfehlungsbriefen Galliſcher Großen ausgeſtattet, ſuchte ich mit ſtolzer Zuverſicht nach Jahrelanger Trennung die Hauptſtadt meines Vaterlandes wieder. Meine Zuverſicht hatte mich nicht getäuſcht, auch hier ſah ich mich nun gut aufgenommen, doch merkte ich wohl, die Klugheit gebot, mich noch nach einer anderweitigen Stütze meines zu legenden Glückes umzuſehen. — Da warf ich, ohne Urſache nicht, die Augen auf meine jetzige Frau, ſie war die verlaſſene Geliebte des —

Mathilde

(vor Aerger hoch erröthend.)

Auf einige Delikateſſe wenigſtens glaube ich Anſpruch machen zu können, mon ami!

Kamäleon.

Nun, nun, mein Engel! ſey nur zufrieden, ich ſage nichts weiter, als daß deine kleine charmante Hand zu jener Zeit das ihrige mit dazu beitrug, meine Wenigkeit zu pouſſiren. Ich wurde erſter Staatsbeamter einer neu acquirirten Provinz meines Vaterlandes, und in roſigtem Scheine lächelte mich die Zukunft an. Doch jetzt Meſſieurs, komme ich in meiner Biographie zu einem gewiſſen Paragraph, den ich leider fleckenlos nicht nennen kann. Ich hatte eine bedeutende Kaſſe zu adminiſtriren. Sie wiſſen, wie es damit zu gehen pflegt, wenn man zu gut einmal iſt; die Stelle, auf der ich ſtand, machte vielen Aufwand und Glanz an und für ſich ſelbſt zur Bedingung, auf ſolche Art kommt der ehrlichſte Mann zu einem Deficit, ohne daß er nur weiß — wie. Allein der Schneeball wird nach und nach zur Lawine, vor welcher keine Rettung mehr zu finden iſt. Alle dieſe Wahrheiten lernte ich als Rendant der mir anvertrauten Kaſſe ſo recht klar durchſchauen, und ward leider à posteriori gar davon überzeugt. Doch der Kluge ſieht ſich bei Zeiten vor. Bei den Deutſchen erwachte nach langer Raſt der Hermanniſche Sinn, wenn ſchon bei einigen ziemlich ſpät, man ſchämte ſich des Galliſchen Joches und ſtrebte es abzuſchütteln; allein gewiſſe deutſche Staaten kamen wieder gar lange nicht zu der Schaam und zu dem edlen Beſtreben, und das Gouvernement meines Vaterlandes gehörte mit zu den Verſtockten, und trug ſogar die eigenen Waffen gegen die hoch geſinnte deutſche Brüderſchaft.

Ich war früher Deutſcher als — —. War es mir daher zu verdenken, daß ich insgeheim zu der deutſchen großen Sache hielt; und mein eigentliches Vaterland, dem ich freilich ſogenannte Treue geſchworen, ein Bischen verrieth? —

Moraliſche Pedanten mögen mich verdammen, allein es gab zu jener Zeit gar weiſe und tugendhafte Leute, welche die Sache anders zu deuten vermochten. Ein hehrer erhabener Zweck, ſprachen die Herren, heiliget die ſchändlichſten verächtlichſten Mittel ſelbſt, und daß dieſer Satz heilige Wahrheit iſt, das leuchtet ein.

Leer war meine Kaſſe, nicht länger konnte ich meine eigentlichen deutſchen Geſinnungen unterdrücken. Ich entkam glücklich zu den damaligen Feinden meines bisherigen Fürſten. Die Regierung meines ehemaligen Vaterlandes erklärte mich, alles Völkerrecht bei Seiten ſetzend, in öffentlichen Blättern — für einen Schurken, doch der eigentliche Philoſoph, lacht über dergleichen Allotria.

Eine große Macht, ihrer rechtlichen Grundſätze wegen von jeher hoch berühmt, nahm mich in ihre Dienſte und machte aus mir eine Art Miniſterlein, allein der Teufel weiß, wie es kam, zu keinem eigentlichen Einfluß konnte ich nicht gelangen, und als ſich ſpäterhin gegen all' mein Erwarten der Fürſt meines Vaterlandes mit dieſen und jenen Mächten alliirte, wurde ich ſachte bei Seite geſchoben, und mußte mich vorſichtig genug benehmen, damit man mir nicht noch gar Anderwärts an dem Pelz kam.

Vergebens ſuchte ich wieder hier oder da in Dienſte zu kommen, ich verſuchte umſonſt alle bewährten Künſte, wurde aus einem ſchreienden Demokraten ein intoleranter Ariſtokrat, und wechſelte in der Folge mein politiſches Syſtem noch verſchiedentlich, doch der Stern meines Glückes iſt in Europa nun einmal geſunken, darum ſuche ich weltklug mein Glück in Amerika.

Engländer.

Und was hoffen Sie in jenem Welttheile zu erreichen?

Kamäleon.

Ih, vielleicht braucht der König von Hayti einen Charge d'affaires bei den Inſurgenten, oder aber einen Finanzminiſter. — Wäre dieſes nicht, müßte man ſich zu den vereinigten Staaten oder nach Braſilien wenden; irgendwo wird doch unterkommen zu ſeyn für mich.

Der alte Schwede.

Ei ja, ich denke auch, der Intriguant weiß ſich am Ende überall einzufreſſen.

Kamäleon

(drohend.)

Herr Schwede! ich bin ein Mann von Ehre, aus edlem altdeutſchem Geblüt. —

Der alte Schwede.

Ha, ha, ha! —

Kamäleon.

(beleidiget.)

Ihr ſollt mir Euer höhniſches Gelächter büßen. —

Franzoſe

Ruhig doch, ruhig Kinder! fangt nicht gleich wieder Händel an. Erreicht iſt unſer Zweck, verplaudert iſt der lange Abend, die Hängematten laßt getroſt uns ſuchen.

Italiänerin.

Bevor wir aus einander gehen, ertöne noch ein Lied.

Alle.

Ja, ja, ein Lied!

Franzoſe.

Was ſingen wir?

Kamäleon.

Am beſten paßt die neueſte Parodie auf das: „Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſere Reben“, der Text iſt allen ja bekannt, wir kauften ihn in Hamburg, bevor an Bord wir gingen. Soll die Parodie beginnen?

Alle.

Ja, ja, die Parodie!

(Sie ſingen das folgende Lied nach bekannter Melodie.)

Zerſchlagt voll Zorn nun jetzt den goldnen Becher,
Und trinket nimmermehr;
Auf ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Es ruht die Dummheit ſchwer.

Zwar Ströme guten Bluts — ſie ſind gefloſſen,
Doch leider ach umſonſt!
Wofür habt Ihr das Leben ausgegoſſen,
Blieb Alles nicht wie ſonſt? —

Wollt Ihr das Glück im lieben Deutſchland finden,
Ja da kommt Ihr ſchön an;
Nicht Heil kann ich von dortenher verkünden,
Des Deutſchen Glück war Wahn!

Der Franzmann knirſcht und zeigt Euch wild die Zähne,
Weil ſeine Schand Ihr ſeht; —
Und dann vergießt er eine heiße Thräne,
Weil's rückwärts mit ihm geht.

Die Krämer dort — auf ihrer ſtolzen Inſel,
Sagt an — ſind ſie denn frei?
Sie ſind es nicht — die Herr'n ſind große Pinſel,
Das ſind ſie meiner Treu.

In Rußland ja — dort brüſtet ſich der Krieger,
Das Volk es ſeufzet auch;
Die Sklaven gar, die nennt man freie Brüder,
Das iſt ein alter Brauch!

In Spanien tobt der alte Herr Philiſter
Er tobt und brüllt einher;
Drum morden auch daſelbſt die Hohen Prieſter
Der heil'gen Kirch zur Ehr.

In der Türkei, in Holland — allerwegen
Es herrſch derſelbe Tanz;
Die Wahrheit tritt uns überall entgegen:
„Man zäumt die Kuh beim
Schwanz!“

Der Tod allein, er kann uns nur befreien,
Aus dieſer argen Noth;
Drum Brüder! laßt vereint uns Arme ſchreien:
Komm bald du lieber Tod!

(Während die letzten Worte geſungen werden, erhält das Schiff plötzlich einen heftigen Stoß. — Die ganze Geſellſchaft wird bleich. — Allgemeine tiefe Stille, welche einige Sekunden dauert. — Endlich ſpricht mit etwas bebender Zunge)

der Franzoſe.

Parbleu, ich glaube faſt, das war kein Spoß,
Foudre! wenn nur Malheur nicht arrivirt!

(Die ganze Geſellſchaft thut ſehr ängſtlich. — Lärmen von außen. — Ein Schiffsjunge flüchtet leichenblaß in die Kajüte.)

Franzoſe

(zum Schiffsjungen.)

Dites donc garcon! qu'est ce qu'y-at-il? — Was giebts!

Der Schiffsjunge

(ſtammelnd.)

Komm uns zu Hülf' Herr Jeſu Chriſt! — Ihr Herren! nun holt uns All' zuſammen der Teufel. Das Schiff fuhr auf, hat einen großen Leck bekommen. (Allgemeiner Ausruf des Schreckens.) Schon dringt das Waſſer in den Raum, merkens Sie's, indem wir ſprechen, fängt der Quark ſchon an zu ſinken.

(Außen entſteht großer Lärm. Man hört ängſtlich rufen: „zu den Pumpen! zu den Pumpen!“ —

Der Schiffsjunge.

Um Gotteswillen gnäd'ge Herren, helfen Sie pumpen, wenn Alles angreift, retten wir vielleicht das ſchöne Leben.

(Er ſtürzt aus der Kajüte.)

Franzoſe.

Ach ja! das Leben iſt ſo ſchön, ſo hold,
Strengt Freunde! Eure letzte Kraft nur an,

Daß wir das allerhöchſte Gut erhalten,
Es pumpe friſch, wer Hände hat!

(Er eilt ab; alle Paſſagiere, den Türken ausgenommen, ſtürzen unter dem Ausrufe: „zu'n Pumpen“ ihm nach.)

(Lange Pauſe. — Der Türke hat den Abeilenden mit ernſthaftem Blicke nachgeſehen, dann tritt er einige Schritte vor, und ſpricht mit Würde:)

Was iſt der Menſch? — welch' tief erbärmlich Weſen!
Sagt an, wo bleibt die hochgerühmte Kraft?
Die Schwachen wünſchen ſehnſuchtsvoll den Tod;
Kaum zeigt er ſich, der Retter aller Leiden,
Da heult der Muthberaubte Menſchen-Troß,
Und ſtrebt mit Angſt, die ſchwere Laſt zu wahren,
Die er verwünſchend erſt ein Uebel ſchalt.

O Widerſpruch! O Räthſel ohne Gleichen:
Was war — was iſt die Seel? — was wird aus ihr? —
Iſt es ein Götterfunk, der in uns waltet? —

Nein, nein, ſonſt wär' er nicht des Fleiſches Sklav; —
Erwartet nun des Thieres Loos den Menſchen,
Der ſich mit Stolz der Schöpfung Herren nennt?

Nicht glaublich iſt's, fürwahr ich kanns nicht faſſen:
Das jener Strahl ſo ſchnell verſinken ſoll,
Der in des Menſchen kleinem Schädel wohnt;
Und der mit Blitzesſchnelligkeit im Nu,
Aeonen vor, Aeonen rückwärts fliegt,
Der bis zum Mittelpunkt der Erde dringt,
Und ſich zur Höh', zur lichten Sonne ſchwingt? — —

Doch wähnt man völlig überzeugt zu ſeyn,
Will ſeelig man den ſchönen Wahn umfangen —
Da tritt der Anatom mit ſeinem Stahl zu dir,
Da zieht der Aſtronom zu ſeinen Röhren dich,
Und bang' und bänger klopft dein armes Herz,

Es ruft dir eine grauſe Stimme zu:
Du biſt ein Wurm! — vergänglich biſt du Wurm! —

(Lange Pauſe des Nachdenkens.)

Iſt es Zufall oder weiſe Regel, *)
Was des Erdenbürgers Schickſal lenkt;
Wählt er freien Willens Gut und Böſes,
Oder wie Nothwendigkeit ihn drängt? —
Iſt's ein Funke ew'gen Götter-Feuers,

---

*) Da wir uns nicht gern mit fremden Federn ſchmücken, geſtehen wir, daß dieſe Stelle aus dem Gedichte eines gewiſſen Herrn Klitſchnigge entlehnt iſt. Das Gedicht ſelbſt hatte der geiſtvolle Verfaſſer Zweiflers Fragen überſchrieben, und ſchwerlich iſt es einem unſerer Leſer je bekannt geworden. Klitſchnigge war ein ſeltenes Genie (ſelbſt Göthe wußte es zu würdigen), allein er ging — (leider kein ſeltener Fall des hehren Genius) in der ſeltſamen Originalität ſeiner Anſichten und Lebensweiſe zu Grunde. — Friede und Ruhe ſeiner Aſche! —

Was in ſeinem Hirngewebe denkt;
Stirbt er mit dem anvermählten Körper,
Wenn der Tod des Lebens Fackel ſenkt? — —

Welcher Weiſe löſ't mir dieſe Fragen?
Aengſtlich ſuchend irrt der Geiſt umher;
Gram verfolgt ohne Licht und Führer,
Auf dem grauenvollen Zweifelmeer.
Du dort oben, Weltgeiſt! — unbekannter
Unerforſchter Urborn reinen Lichts,
Einen Strahl aus deiner Götterfülle,
Oder Vater ſchleudre mich in Nichts!

(Abermalige Pauſe des Nachdenkens. — Das Schiff fängt an zu ſinken. — Lautes Heulen und Wehklagen von Außen. — Der Türke ſpricht langſam weiter.)

Bald wird das ſchwere Räthſel ſich nun löſen,

Wohlan! — und wie der Würfel immer fällt,
Mit Gleichmuth tritt der wahre Philoſoph,
Dem grauſen Schickſal kühn und kalt entgegen.

Lebt unſer Ich dort über'n Sternen fort,
So muß der Irrthum roher Welten ſchwinden,
Ja dann erwarte du Vollkommenheit:
Und war es Wahn, was unſer Herz bewegte,
Ach, war die ſüße Hoffnung nur ein Traum,
So kann aus dir, du armes Ding nur werden,
Was du ſchon warſt, bevor du fühlteſt — dachteſt:
Und ſprich, haſt du ein Uebel dort empfunden,
Sprich, täuſchen Hoffnungen im Chaos auch?? —

(Pauſe.)

Die Fluthen doch ſie ſollen Herrſchaft üben,
Nicht über mich im harten Todeskampf.

(Er zieht den Dolch aus dem Gürtel.)

Auch an den letzten Marken ſeiner Tage,
Es bleibet ſeines Willens Herr der Menſch,
Wenn er was mehr, als rohes Vieh geweſen;
Frei lebte ich — ein Freier will ich
ſterben.

(Er ſtößt ſich den Dolch in die Bruſt, und fällt todt zur Erde. — Europa verſinkt in der See.)

Ende.

Die

Spaniſche Johanna.

Ein Original-Roman,
als
Gegenſtück zum deutſchen Don Juan

von

Adolph von Schaden.

Berlin, 1820.
In der Schüppelſchen Buchhandlung.

436

So war der Menſch zu allen Zeiten,
So iſt er jung; ſo bleibt er alt;
Heiß iſt er gegen Kleinigkeiten,
Und gegen große Dinge — kalt.

Lichtwehr.

Inhalt.

	Seite.
Veranlaſſung, welche das Schauergemälde ins Daſein rief. .	V — XII.
Poetiſches Stimmhammerlein in Sonettenform. . .	XIII — XIV.
Erſtes Buch. Erſtes Kap. Die Reiherbaize. . .	1 — 13.
Zweites Kap. Das Schloß im Walde. — Geheimnißvolle Abkunft der Heldin. — Anlagen und Ausbildungen. . .	13 — 33.
Drittes Kap. Eine ſeltſame Liebesintrigue. — Die Heldin nippt zum Erſtenmale aus dem Becher der Liebe. — Der furchtbare Schwur. —	33 — 47.
Viertes Kap. Gräuelſcenen.	47 — 70.
Fünftes Kap. Die Fürſtin Torquemada. — Die Heldin wird bei Hofe eingeführt. . .	70 — 86.
Sechſtes Kap. Suſanna im Bade. — Der ſeltſame Zweikampf. .	86 — 96.

Siebentes Kap. Geſchichte der Fürſtin Torquemada. . 96 — 117.

Achtes Kap. Die Heldin in der Rüſtung. 117 — 141.

Neuntes Kap. Kriegeriſche Scenen. — Graf Albrecht vom Eberſtein. 141 — 157.

Zehntes Kap. Reiſe der Heldin nach Deutſchland. — Der Sturz vom Felſen am Rhein. . 157 — 176.

Zweites Buch. Erſtes Kap. Mathilde, ein Ideal zarter Weiblichkeit. 179 — 193.

Zweites Kap. Trennung. . 193 — 205.

Drittes Kap. Die gelehrte deutſche Frau, eine biographiſche Skizze. 205 — 239.

Viertes Kap. Wiederſehen. — Das getheilte Herz. . 239 — 254.

Fünftes Kap. Das Feldlager der Deutſchen. — General von Aſpern. — Nemeſis. . . 254 — 278.

Sechſtes Kap. Die Stimme des Gewiſſens. . . 278 — 296.

Siebentes Kap. Nächtliche Erſcheinungen im Schloßgarten auf dem Eberſtein. — Der Mord am hohen Altar. . . 296 — 305.

Vollendung des Gemählde. — Der letzte Pinſelſtrich. . 305 — 310.

Epilog. . . 310 — 311.

Veranlaſſung, welche das Schauergemälde ins Daſein rief.

Auf einer meiner einſamen Wanderungen durch die herrlichen Hochgebirge und die lachenden Thäler Helvetiens zur Zeit des Lenzes, im Jahre 1814, hatte ich das kleine Unglück die ſchmale Bahn zu verlieren und mich zu verirren.

Vergebens ſuchte ich lange in der wilden romantiſchen Gegend nach einem Pfade — aber erſt gegen Abend, als die Sonne ſich in ihr duftiges Lager ſenkte, trat ich in ein kleines liebliches Thal, in deſſen Hintergrunde ſich eine alterthümliche Burg erhob, hinter der ſich ein ſehr großer, mit hohen Mauern umgebener Park weit in's Thal hin erſtreckte.

Ich nahte der Burg von der hintern Seite des Parkes, und ſah mich veranlaßt das ehrwürdige alte Schloß für unbewohnt zu halten; wenigſtens waren die hohen, unzähligen Fenſter der Burg alle dicht verſchloſſen und weit und breit zeigte ſich keine Spur von einem lebendigen Weſen.

Plötzlich bemerkte ich in der hohen Mauer, welche den Park umſing, eine kleine Pforte, die zur Hälfte geöffnet war, und ich nahm keinen Anſtand einzutreten. Die bedeutende Anlage war in engliſchem Geſchmacke, zwar ſehr hochſinnig geordnet, ſchien aber halb verwildert, und ich verfolgte unaufgehalten einen ſchmalen Pfad, der mich nach unzähligen Krümmungen in ein verſtecktes dichtes Gebüſch führte, aus welchem mir ein koloſſales, aus karariſchem Marmor erbautes Grabmal in weiter Ferne ſchon entgegen leuchtete. Deutlich aber konnte ich das Monument erſt unterſcheiden, als ich dicht davor ſtand — und wenn mich ſchon der erſte Anblick deſſelben ungemein imponirte, ſo muß ich doch geſtehen, daß meine neugierige Spannung bei der nähern Betrachtung noch höher geſteigert wurde.

Das prächtige Grabmal bildete ein hohes regelmäßiges Viereck, und war in einem zwar edlen aber einfachen Style erbaut. Auf der oberſten Fläche ſtand eine geflügelte Nemeſis mit der königlichen Stirnbinde. Der Göttin rechte Hand ruhte auf dem, die Schnelligkeit der Rache bezeichnenden Rade, und in ihrer Linken blitzte das furchtbare Flammenſchwert der Gerechtigkeit.

Hohnlächelnd ſtand der Göttin die bekannteſte ihrer Dienerinnen, die ſchreckliche, grauſame Erinnys zur Seite, auf deren Schilde die Worte von Apollonius Rhodius zu leſen waren:

> Fürchtet Erinnys, die Rächerin, fürchtet die
> Strafe der Götter! —

Uebrigens war das einfache Grabmal noch an den vier Ecken durch Eumenidenköpfe verziert, deren grauſige Schlangenumwundene Larven zwiſchen gekreutzten Fackeln wild vor ſich hinſtarrten.

Auf der Hauptplatte der Vorderſeite befand ſich in ſchwarzen Zügen folgende Inſchrift eingegraben:

> Verzweifelnd und hohnlachend stürzte die Tochter des Orkus hinab in den finstern Abgrund ihrer Heimath; den letzten edlen Zweig eines uralten edlen deutschen Stammes vernichtete die Rache- und Liebeglühende.

Ein ſtiller, tiefer Bach ſchlang ſich zur Hälfte um das Piedeſtal des Monumentes, welches von zwei Seiten dichte Trauerweiden umgaben, deren Spitzen ſich ins Waſſer ſenkten.

In einer dicht verwachſenen, dem Grabmale gegenüber ſtehenden Roſenlaube, befand ſich ein Moosſopha, auf welchem ich mich nun, ſehr ermüdet wie ich war, niederließ und das Kinn auf meinen Dornenſtock geſtützt, in tiefe Gedanken verſunken lange nach dem geheimnißvollen Denkmal hinſtarrte.

„Sollte,“ ſprach ich endlich bei mir ſelbſt, „das Ganze vielleicht nichts weiter, als das Erzeugniß der Laune eines hypochondriſchen oder affektirten Einſiedlers ſein? — fürwahr es wäre ein gräulicher Scherz, oder“ — hier richtete ich den Blick unwillkührlich in die Höhe und ein anderer Gegenſtand reizte jetzt meine Neugierde noch ſtärker an.

Auf dem Pfade, welcher ſich gerade vor meinem Ruheſitze durchs dichte Gebüſch hinſchlängelte, kam eine weibliche Geſtalt von gar ſonderbarem Anſehen gegangen.

Es war eine junge ſchöne Dame von, wie es ſchien, kaum vier und zwanzig Jahren. Sie war etwas phantaſtiſch, ganz weiß und wie eine Nonne beinahe, in einen langen Schleier gekleidet, nur die linke Bruſt zierte eine friſch aufgeblühte Roſenknoſpe. Das Geſicht der Dame war ſehr blaß, ihre Figur aber hehr und majeſtätiſch; nichts deſtoweniger wankte ſie, die Augen an die Erde geſenkt, unſicher einher, gerade dem Grabmal zu.

Mit Spannung betrachtete ich die Geſtalt, kaum getraute ich mir Athem zu ſchöpfen; — jetzt ſtand die Dame am Monumente, ich war unbemerkt geblieben. Sie ſchlug das große, blaue Augenpaar zur Rachegöttin in die Höhe, ein ungemeiner Liebreitz, eine unbeſchreiblich rührende Duldung ruhten bis jetzt auf dem blaſſen Oval ihres ſchönen Geſichtes — doch plötzlich drehten ſich die Augen wild rollend, ein krampfhaftes Lächeln zuckte um den feinen halbgeöffneten Mund, und unruhig wallte der Buſen der Dame auf und nieder. In einem grauſenhaften, kreiſchenden, Wutherſtickten Tone, der bis ins Innere meiner Seele drang und den ich oft jetzt noch zu hören glaube, rief ſie der kalten Nemeſis auf dem Denkmale zu: „Blutige Rächerin! haſt Du ihre Seele erfaßt? — O halte ſie feſt, peinige — quäle ſie — ewig — ewig — ewig!“ — — Beſonders ſchrecklich tönte mir das gellende, mit geſteigerter Stimme gerufene dreimalige ewig; der Schmerz und die leidenſchaftliche Wuth der Unglücklichen hatten ihren höchſten Grad erreicht: ſie riß in wilder Haſt die Roſenknoſpe von der Bruſt und warf ſie heftig gegen den Grabſtein, dann verſchwand ſie ſchnell im Gebüſche.

Ich ſtand auf und ſprach wieder bei mir ſelbſt: „nein, von keinem gaukelhaften Scherz iſt hier die Rede, ein ernſtes furchtbares Geheimniß mag dieſer Stein bedecken, ein Geheimniß“ — hier fühlte ich mich ziemlich unſanft am linken Arm ergriffen, fuhr erſchrocken zuſammen und ſah ſeitwärts. — Ein ehrwürdiger, ſilberbelockter Greis ſtand vor mir; ein dickes Schlüſſelbund hing an ſeiner Seite, — es war der Kaſtellan der Burg.

„Wer ſind Sie, und was wollen Sie hier?“ — fragte mich der alte Mann mit ſchneidender Kälte. Ich erzählte in Kürze, wie ich hieher gekommen und bat um einen Wegweiſer nach dem nächſten Dorfe. „Hm,“ erwiederte der Greis, „Sie ſind von der rechten Straße weit abgekommen, ganz abgeſchnitten von der menſchlichen Geſellſchaft leben wir hier. Sechs gute volle Stunden haben Sie bis nach dem nächſt gelegenen Dorfe zu gehn, müſſen dort jenes hohe Gebirge überſteigen und einen langen dunkeln Föhrenwald durchziehen; die Sonne iſt hinab, müde wie Sie ſind, iſt es Ihnen unmöglich, das Dorf heute noch zu erreichen. Gleichwohl hat Sie der Zufall zu keinem gaſtlichen Dache geleitet, als er Sie zu uns geführet, denn Wahnſinn und Trauer nur wohnen hier. — Doch, fuhr der Greis nach einer Pauſe in ſeiner Rede fort, unterm freien Himmel kann ich Sie nicht laſſen, es wäre gegen die Menſchenpflicht. Ich will Sie die Nacht über in meiner eigenen Wohnung beherbergen, doch unter der Bedingung nur, daß Sie mir verſprechen, die Stube, welche ich Ihnen anweiſen werde, nicht meiden und Morgen frühe ſogleich Ihren Wanderſtab weiter fortſetzen zu wollen. Mein Knecht ſoll Sie nach dem nächſten Dorfe geleiten."

Nachdem ich dem Alten feierlich gelobt hatte, ganz ſeinem Willen leben zu wollen, wandte er ſich um, und ging nach dem Schloſſe zu, — ſchweigend folgte ich ihm dahin.

In der Burg angekommen wies mir der trockene Kaſtellan, wie er verſprochen hatte, eine Stube im Erdgeſchoß an, ließ mich aufs beſte mit Erfriſchungen bedienen, forderte mich auf, mir es bequem zu machen, und ging ſodann ſeinen Geſchäften nach, nachdem er mich noch einmal ermahnt hatte, mein Verſprechen pünktlich zu halten.

Jetzt ſaß ich, ein freiwilliger Gefangener, in einem verzierten, hohen, weiten, in Gothiſchem Geſchmacke erbauten, Gemache einer alten Ritterburg, und hatte, mein Abendpfeifchen am geöffneten hohen Gitterfenſter ſchmauchend, Zeit genug, über die ſeltſamen Dinge nachzudenken, welche mir im Schloßgarten vorgekommen waren; allein je mehr ich mich in ſothanen Gedanken vertiefte, deſto mehr verwickelte ich mich auch in eine Menge dunkler Muthmaßungen und Ahnungen, in welchen ich vergebens ſtrebte mir Licht zu verſchaffen.

Sehr ſpät am Abend war mein alter Wirth, der Kaſtellan, höflich genug, ſich noch perſönlich nach dem Befinden und den Bedürfniſſen ſeines Gaſtes zu erkundigen. In hohen, alten, mit einem deutſchen Reichsgräflichen Wappen verzierten, ſilbernen Bechern ließ der Alte den vaterländiſchen Rebenſaft, la Cote genannt, ein vortrefliches Gewächs von dem berühmten Jahrgange 1757 kredenzen, und je mehr der Greis nippte, je ſichtbarer ſchwanden ſeine finſtere Kälte und die anfangs zurückſtoßende Verſchloſſenheit. Jetzt erſt fragte er zum Erſtenmale nach meinem Namen, und da fand es ſich denn zu unſerm beiderſeitigen größten Erſtaunen, daß wir nahe leibliche Vettern waren.

Dieſer Umſtand ſchmolz ſchnell die letzte ſchwache Eisdecke, welche bis jetzt den Lauf der herzlichen Zutraulichkeit des Greiſen noch gehemmt hatte, und er wurde nun gegen mich in eben dem Maße offen, als er früher zurückhaltend geweſen war.

Ich vernahm, daß ich mich auf dem Eberſtein, dem Stammſchloſſe einer alten deutſchen Reichsgräflichen Familie gleichen Namens befand. Von meiner, auf den künftigen Morgen feſtgeſetzten Abreiſe war gar nicht mehr die Rede, und im Gegentheil, mußte ich länger, als mir beinahe lieb war, bei meinem Vetter, dem ehrlichen Alten, bleiben.

Manchen Becher gerechten 57er leerten wir während dieſer Zeit in den Abendſtunden zuſammen, und in jenen Stunden theilte mir der alte Kaſtellan nach und nach die intereſſante Geſchichte des letzten Zweiges aus dem Eberſteiniſchen Stamme, ſo wie die Geheimniſſe der alterthümlichen Burg mit.

Jene Abendunterhaltungen lieferten mir die Materialien zu der folgenden Geſchichte, und ich wünſche nichts ſehnlicher, als daß der geneigte Leſer ſie mit derſelben Spannung durchlaufen möge, welche ſich meiner bei'm Anhören derſelben bemächtiget hatte.

Poetiſches Stimmhämmerlein *)

in

Sonettenform.

Hörſt Du im dunkeln Buſch die Vöglein klagen? —
Ihr traurig Flöten will dem Wandrer ſagen,
Wie dort in jenen ſtillen hohen Hallen,
Dem Dolch ein hehrer Heldenſohn gefallen;

---

*) Bevor der Künſtler kühn in ſeine güldene Saiten greift, des Hörers Ohr durch herrliche Accorde und ſüße Harmonien zu entzücken, erprobt er klug mit ſeinem Hämmerlein: ob auch der Ton der Saiten rein?

Wohl nöthig iſt es oft des Leſers innerſtes Gemüth zu ſtimmen und zu proben — o mochte doch das Mittel diesmal ſeinen Zweck verfehlen nicht! —

Es will es kühn des Dichters Lyra wagen,
Zu ſingen von der *Doppelliebe* Zagen:
Wo unverſöhnte blutge Schatten wallen,
Du hörſt des Liedes letzten Ton verſchallen.

Läßt Du den wilden Trieb im Buſen ſchalten,
Wird ſich die *Schuld* in Deiner Bruſt geſtalten,
Und Du erliegſt der Götter grauſem Walten;
Doch fürchte nicht des Dämons wildes Schnauben,
Dem giftgen Drachen ſelbſt den Zahn zu rauben,
Es lehrt des frommen Kindes frommer Glauben.

Erſtes Buch.

Fervidus tecum puer, et solutis
Gratiae zonis, properantque Nymphae,
Et parum comis sine te Juventas,
    Mercuriusque.

Hor. ad Venerem.

Erſtes Kapitel.

Die Reiherbaitze.

Der Jugend holdes Morgenroth
Verbirget, was der Tag uns droht;
Der Blumen ſchwülen Mittag kühlt
Ein Zephir, der am Abend ſpielt.

Und Ohr und Auge täuſcht ſich gern;
Das Herz, es pochet in der Fern,
Es wünſcht und hat und glaubt es kaum
Denn ach! — ſein ſchönſtes Glück iſt Traum.
Herder.

Schön wie Diana ſelbſt, flog die reitzende, junge Donna Iſabella auf ihrem flüchtigen, milchweißen Andaluſier dahin, Berg auf, Thal nieder; die kleine, runde Hand regierte kunſtgerecht die ſeidene, lange Schnur, an welcher der Falke befeſtiget war, der in unermeßlicher Höhe den wilden Reiher jagte, und das große, ſchöne, ſchwarze Auge des Fräuleins hing im Aether, ſich ergötzend an der Behendigkeit und dem Geſchicke ſeines Lieblingvögleins.

Dem Fräulein zur Seite tummelte den wilden, ſich bäumenden Rabenhengſt, ein Jüngling hold wie Adonis und ſtark wie Herkules. Es war ein junger Hidalgo, *) genannt Don Karlos, der Donna Stallmeiſter.

Weniger als die reitzende Herrin ſchien den jungen Stallmeiſter die Reiherbaitze zu beluſtigen, dennoch gewährte ſie auch ihm, wenn ſchon in einer andern Art, einen beneidenswerthen Genuß, denn ungeſtört und unbeachtet verſchlang ſein brennendes, hellbraunes Augenpaar die Reitze der jungen Gebieterin, die im raſchen Fluge des Rittes ſich weniger neidiſch als ſonſt entfalteten.

Wahrlich, wäre unſer Karlos nicht ein glü-

*) So werden in Spanien die Edelleute der letzten Klaſſe genannt, und iſt ein ſolcher Hidalgo eben kein größerer Herr, als ungefähr ein Herr Von zu Wien.

hender, ſiebzehnjähriger, Hiſpaniſcher Jüngling, ja wäre er ein kleines, ſpindelbeinigtes Eiskerlchen aus dem Lande der Samojeden geweſen, unmöglich hätte ihn die hohe Schöne meiner Heldin ungerührt laſſen können.

Nur erſt vierzehn Lenze hatte Iſabella geſehen, allein — früher reiſt die üppige, tropiſche Pflanze, denn der karge, nordiſche Kohl — und aus gleichem Grunde ſtand unſere jungfräuliche Roſenknoſpe jetzt auch ſchon auf dem Punkte ihrer herrlichſten Entfaltung.

Schlank und erhaben war der jungen Donna Wuchs — aber ihn unterſtützten die üppigſte, lieblichſte Fülle und ein wahrhaft königlicher Anſtand. In des Fräuleins holdem Geſichte hätte der Grieche der Vorzeit das Ideal ſeiner Amathuſia, der alte Römer die Züge ſeiner hehren Veſta wieder finden können, denn die regelmäßigſte Schönheit vereinigte ſich auf dieſem lieblichen, zarten Ovale mit dem Ausdrucke ſinnigen Ernſtes und das große, Flammen ſprühende, ſchwarze Auge, würde den Staunenden in ehrerbietiger Ferne gehalten haben, wenn nicht der holdlächelnde, zarte Roſenmund, mit ſeinem unbeſchreiblich lieblichen Zuge, den Schüchternen näher gezogen — und ihm Vertrauen eingeflößt hätte.

Und nun, geneigter Leſer! denke Dir dieſe olympiſche Huldgeſtalt im leichten, geſchmackvollen Amazonenhabit, hingegoſſen auf ein hehres Götterroß, welches an Schönheit und Stolz dem Pegaſus am Helikon ſelbſt den Rang ſtreitig zu machen ſuchte — denke Dir, daß der erwachenden Aurora erſte Strahlen das zarte Antlitz der Jungfrau verklärten und das ſchwarz gelockte, herrliche Haupt gleichſam mit einer Glorie umgaben; preiſe den ſchelmiſchen Zephir, welcher jetzt verwegen das feine, leichte Röckchen hebt, um auf einen Augenblick die üppige Lende und das weiße, kleine, runde Knie der Zauberin zu enthüllen und jetzt wieder, den Buſenſchleier lüftend, einen Theil der zarten Schwanenbruſt Deinem lüſternen Blicke bloßſtellt; bemerke, wie kühn unſere Amazone das kleine, halb geſtiefelte Füßchen mit dem güldenen Spörnlein dem muthigen Pegaſus in die Seite drückt, und wie dann ſchneller und immer ſchneller das ſchäumende Götterroß, leicht wie Amors beſter Pfeil, die Luft durchſchneidet — und jetzt frage ich Dich, mein Guter! wie wäre Dir wohl als Stallmeiſter an der ſchönen Donna Seite zu Muthe geworden? — — Wahrlich zu Deiner Ehre ſetze ich voraus, Dir wäre nicht ſchlimmer und nicht beſſer geweſen, als jenem jungen Hidalgo, und dieſer Karlos — der Glückliche war dem Erdenraum, verſunken im Anblicke des Reizendſten, völlig entrückt.

Endlich war es, hoch in den Lüften, Iſabellens gewandtem Falken gelungen, den lange ſchon verfolgten Reiher zu erfaſſen und der Schnelligkeit des Blitzes gleich, ſtürzte er mit ſeinem Raube herab in die Tiefe und fiel mit demſelben gerade zu den Füßen des Roſſes nieder, auf welchem unſere Heldin ſaß.

Raſch ſprang Karlos von ſeinem Pferde, und überreichte ehrerbietig der Herrin die Beute. Unverletzt war übrigens der Reiher geblieben, lächelnd ſetzte ihn die Jungfrau ſogleich wieder in Freiheit, und dem ſiegenden Falken wurde nicht verſtattet, den armen Reiher zum zweitenmal zu verfolgen; denn nur um die Luſt der

Jagd, nicht um die Beute ſelbſt, war es unſerer Heldin zu thun geweſen.

Der Zug charakteriſirt das ganze Geſchlecht. Ein ſüßes Vergnügen, eine leichte Luſt gilt es dem Weibe, das Herz des armen Jünglings zu erjagen, aber ſchmachtet ſolch' ein Herz erſt in der Tyrannin Banden, iſt der Jägerin nicht ſelten das wonnigliche Spiel verleidet; gern möchte ſie dem Sklaven die Freiheit wieder geben, aber nicht immer vermag es des armen Verblendeten Herz, luſtig und leicht wie hier der Reiher, ſich nach fremden Regionen wieder zu erheben.

Höher war indeß die Sonne herauf geſtiegen, und ihre Strahlen, brennend und heiß, fiengen an der ſchönen Jägerin beſchwerlich zu fallen; denn in der kühlen Luft des frühen Morgens vermag man es nur in Hiſpanien zu jagen.

„Wo denn," fragte die Donna ihren jungen Ritter, „wo iſt unſer Gefolge geblieben?" —

Karlos meinte, nicht hätten es die Pferde der Dienerſchaft vermocht, dem flüchtigen Andaluſier, und ſeinem wilden, Feuer ſprühenden, Rappen zu folgen.

„Nun, wir werden allein ja wohl auch nach Hauſe finden,“ erwiederte Iſabella lächelnd, und wandte das Roß. Karlos ſtieß wiederholentlich in das güldene Hüſtenhorn, allein keiner der Diener erſchien, alle hätten die Spur der Herrſchaft verloren.

Einigermaßen hatte die wilde Jagd unſere Donna dennoch ermattet; ziemlich ungeſtüm wogte der jungfräuliche Buſen, und hoch glühten die Wangen; ſie ritt langſam dem ſchattenreichen Cedernwäldchen zu, durch welches der Weg nach Hauſe führte, und ſchweigend folgte der junge Hidalgo ihr.

Drückend und ſchwül war die Luft, ſchwarze Wolken thürmten ſich am Horizont und kaum hatte unſer Paar den Wald erreicht, da brach ein furchtbar wilder Sturm herein.

Ziſchend kreuzten Blitze mit Blitzen ſich, grauſend rollte der Donner, und Wolkengüſſe ſtürzten hernieder. In einer Felſenhöhle ſuchten die Donna und der Hidalgo Schutz vor dem Ungewitter und fanden ihn auch.

Karlos befeſtigte die Pferde am Eingange der Höhle, dann breitete er ſeinen Mantel, obne welchen der Spanier nie das Haus verläßt, für die Gebieterin an der Erde aus.

In einer reizenden Stellung, das ſchöne, ſchwarzgelockte Köpfchen auf den runden Arm geſtützt, ruhte Iſabella, — lächelnd hinaus blickend in das Getoſe der wild aufgeregten Natur, denn ihre Seele kannte keine Furcht, im Gegentheil wohnte ein, dem zarten Geſchlechte nur ſelten eigener, heroiſcher Sinn unſerer Heldin bei.

Der Höhle gegenüber erhob ſich eine ungemein hohe und jähe Felſenwand, und auf der Spitze der ſchroffen Felſenklippe ſprudelte ein reiner köſtlicher Quell. „Mich dürſtet ſehr,“ ſprach die Donna, „wer doch zu einem Trunke aus jener friſchen Quelle dort oben gelangen könnte; doch unzugänglich ſcheint ſie menſchlichen Füſſen zu ſein.“

Kaum hatte die Herrin die Worte ausgeſprochen, da ſtürzte der Hidalgo auch ſchon hinaus in den Sturm und eine Minute darauf hing er an der Felſenwand. Aengſtlich rief ihm Iſabelle nach, von dem Wagniſſe abzulaſſen — aber der Tollkühne kehrte ſich an nichts, und kletterte muthig den gefährlichen Pfad zur Quelle hinan. Glücklich erreichte er das Ziel; mit ſeinem Hut ſchöpfte er aus der Quelle und trat ſogleich wieder den Rückweg an. Allein nun erſt fing das Unternehmen an im ganzen Sinne des Wortes ſchwierig und gefährlich zu werden, denn um das Waſſer im Hute nicht zu verſchütten, mußte der Jüngling mit dem rechten Arme allein ſich zu helfen begnügen; nichts deſto weniger erreichte Karlos, glücklich genug, mit ſeinem flüſſigen Schatze die Hälfte der glatten Bahn wieder, allein jetzt glitt ſein Fuß und er ſtürzte von einer beträchtlichen Höhe hernieder.

Ein lauter Schrei erfüllte die nahe Höhle, er entquoll Iſabellens Bruſt; doch ein Wunder war geſchehen — der kühne Hidalgo unbeſchädiget geblieben; friſch und geſund ſtand er ſchon wieder auf den Beinen, aber ach! um das köſtliche Waſſer im Hute war es geſchehen, es war bis auf den letzten Tropfen ausgegoſſen.

Sogleich ſchickte ſich Karlos mit ritterlichem Sinne an, die kurze aber gefahrvolle Fahrt zur Quelle zum zweitenmal zu unternehmen, aber die junge reitzende Donna trat unter den

Eingang der Höhle und befahl ihm ernſt, die Sache aufzugeben. Allein zum erſtenmal in ſeinem Leben hörte Karlos nicht auf das Gebot der Herrin. „Laßt mich, edle Gebieterin!“ ſprach er Ehrfurchtsvoll, „immerhin noch einmal den Spaß verſuchen, denn ſeht Ihr nicht, mich ſchützt der freundliche Genius der — —“ hier ſtockte der Hidalgo und kletterte raſch den Felſen wieder hinan.

Wirklich begünſtigte jetzt das Glück den jungen Ritter mehr denn zum Erſtenmal. Seinen Hut mit köſtlichem Quellwaſſer ganz gefüllt, gelangte er wohlbehalten zur Erde. Als ihn die Donna geborgen ſah, nahm ſie in der Höhle ihre alte Stelle wieder ein, und gar ehrerbietig nahte ihr Karlos mit dem Hute. Er kniete vor die Donna hin, und labte ſie ſorgſam und vorſichtig mit dem friſchen Waſſer. Ach! wie erquickte der kühle Trunk die Schmachtende — den letzten Tropfen noch ſchlürfte ſie begierig ein, und wurde erſt zu ſpät gewahr, daß zur Labung für den kühnen, jungen Ritter auch gar nichts übrig geblieben war. Huldreich und gütig beklagte ſie den Umſtand und lohnte dem

Hidalgo mit einem ſo freundlichen Blicke, wie er ihn nimmermehr von der Gebieterin geſehen; mit einem Blicke, der, als kühlende Labung und brennendes Feuer zugleich, tief ins Innerſte ſeiner Seele drang. Nicht länger vermochte Karlos an ſich zu halten, er erfaßte der Donna Hand, drückte ſie wild an die heißen Lippen; und o Himmel! wie wurde ihm — Iſabella zürnte nicht, deutlich glaubte er im Gegentheile einen leiſen Gegendruck ihrer kleinen, runden Schwanenhand zu fühlen — da ſchwanden des Jünglings Sinne vollends, er beugte ſich über die Jungfrau hin, ſeine Lippen fanden die ihrigen und das reizende Mädchen ſelbſt vergaß ſich auf einen Augenblick, denn ihr runder Arm ſchlang ſich um des ſchönen Hidalgo Nacken; immer verwegener wurde der junge, glühende Hiſpanier, tollkühn wollte ſeine zitternde Hand wagen — — Da erhellte plötzlich ein Blitz die Felſenhöhle und ein furchtbarer Donnerſchlag ſchien ſie zuſammenſtürzen zu wollen.

Erſchrocken ſprang das Päärchen auf. Der Schlag hatte einen Baum auf der Spitze jenes ſchroffen Felſens zerſchmettert, von welcher der

Hidalgo, kurze Zeit zuvor mit Gefahr ſeines Lebens Waſſer geholt, und aus den Ueberreſten des dicken Stammes loderten nun helle Flammen empor. Indeß hatte ſich mit jenem furchtbaren Donnerſchlage das Gewitter gebrochen und auch der Platzregen hörte auf.

Am Eingange der Höhle die abgekühlte Luft einathmend, erholte ſich Donna Jſabella bald wieder ſchon — ihrer Zerſtreuung. Sie wandte ſich zu ihrem Stallmeiſter; — mit glühenden Wangen, zur Erde geſenktem Blicke und bebend an allen Gliedern ſtand der arme Jüngling vor ihr, und wagte nur verſtohlen zu der Gebieterin aufzublicken. Sie warf ihm einen ſtolzen, ſtrafenden Blick zu, winkte zu den Pferden und ſprach in einem gebieteriſchen Tone blos das Wörtlein: fort! — der Hidalgo führte den ſchäumenden Andaluſier vor, leicht ſchwang ſich die Amazone auf, und flog zwiſchen den triefenden Cedern dahin; tief ſeufzend beſtieg auch Karlos ſein Pferd und folgte der Gebieterin in weiter Ferne.

Gar verſchieden waren die Gefühle, deren ſich die Herzen der beiden jungen Leute bei der

Rückerinnerung und nähern Beurtheilung der vorgefallenen Scene in der Waldhöhle bemächtigten,

Denn in der Donna Buſen fieng es an zu tagen,
Den jungen Rittersmann ergriff ein banges Zagen,
Ein wilder Sturm — er draut zu ſprengen ihm die Bruſt,
Des Mädchens Herz — es wallt in ſüßer Hoffnung Luſt —
Und fragſt du nach des dunkeln Räthſels wahren Sinn? —
Ich weiſe guter Leſer! dich zur Folge hin.

Zweites Kapitel.

Das Schloß im Walde. — Geheimnißvolle Abkunft der Heldin. — Anlagen und Ausbildungen.

— Aus unſern Herzen
Wächſt, was wir ſä'n, uns wieder zu;
Da pflanzt die Weisheit ihre Ruh;
Da ſät die Thorheit ihre Schmerzen;
Da ſät das Laſter ſeine Pein;
O da verblühet jeder Morgen,
Den leere Abende bereun;
Da hüllt die Tugend ſich verborgen
In ihre ſtille Pflanzung ein,
Die ihr kein Erdenſturm verwehet!

Tiedge.

Verzeihe, geneigter Leſer! daß ich es kühn wagte, Dich, im Geiſte des giganten Brittenſängers, gewaltſam in die Handlung meiner Geſchichte hineln zu reißen; denn ſchon ſtehe ich im Begriff, nach der deutſchen Romandichter hergebrachter Weiſe, vom Ei der Leda zu beginnen.

In einer der idylliſchen Sierren Caſtiliens, mitten in einem duftigen Orangenhaine, ſteht ein prachtvolles Schloß, welches einſt der verwittweten Fürſtin Torquemada, einer hoch geachteten und reichen Dame am Madrider Hofe gehörte.

In dieſem Schloſſe wurde die junge, reizende Donna Iſabella, deren Bekanntſchaft wir auf der Reiherbaitze bereits gemacht haben, erzogen. Nicht unzweckmäßig dürfte es ſein, des Schloſſes vorzüglichſte Bewohner vorerſt etwas näher kennen zu lernen.

Don Alphonſo war der Kaſtellan, Verwalter und Schirmvoigt der Burg, in ein und derſelben Perſon. Aus edelm Geſchlecht in Biskaja entſproßen, aber mit Reichthümern nicht geſegnet, ſtand der Ritter, ein biederer, guter

Alter, ſeit ſeiner Kindheit beinahe ſchon, in den Dienſten der Fürſten v. Torquemada. Noch in ſeinem hohen Alter ward ihm ein Sohn geboren, jener Karlos nämlich, deſſen Bekanntſchaft wir bereits gemacht haben, und der, als das einzige Kind, des Alten Abgott und einzige Freude war.

Ein Burgkaplan iſt ein Meubel, welches auf keinem adelichen Ritterſitze in Hiſpanien bis auf dieſen Augenblick noch fehlen darf; auf unſerm Schloſſe im Orangenhaine war dieſe Stelle durch einen Hochwürdigen Pater Benediktiner Namens Bonifazio beſetzt. Der Kaplan war eine alte, gute, ehrliche Haut, dabei aber einfältig wie ein Schaf; zwei Weſen waren der Gegenſtand ſeiner höchſten Verehrung und Anbetung allein, erſtens nämlich der liebe Gott, und dann der ſüße köſtliche Xereswein aus Sevilla. Außer jenen Dingen kannte er nichts und bekümmerte ſich auch weiter um nichts. Eine einzige Beſchwerde nur verbitterte dem Pater ſein ruhiges, glückliches Leben, und dieſe Beſchwerde war ſein dicker Bauch, der von Jahr zu

Jahr an Umfang gewann, und ihn zuletzt in jeder freien Bewegung hinderte.

Don Alphonſo's treue Lebensgefährtin war bereits verſtorben, und der kleine Karlos gerade ſechs Jahre alt, da rollte einſt ein prachtvoller Reiſewagen, mit dem fürſtlich Torquemada'ſchen Wappen am Schlage, auf den Hof des Schloſſes.

Ungemein betroffen ſtürzte der alte Ritter aus der Thüre, denn er füchtete einen unerwarteten Beſuch von der Fürſtin, ſeiner Herrin ſelbſt; doch für diesmal ſah ſich Don Alphonſo betrogen. Aus dem Wagen ſtieg eine würdige Matrone, den Vierzigen ſchon nahe, welche ein allerliebſtes Mädchen von ungefähr drei Jahren auf den Armen trug. Die Dame übergab dem alten Kaſtellan einen eigenhändigen Brief der Fürſtin Torquemada, durch welchen dem Ritter eröffnet wurde, daß die Ueberbringerin, Donna Elvira, beauftragt worden, das kleine Fräulein Iſabella auf dem Schloſſe im Orangenhaine zu erziehen und daß, nach der Fürſtin ernſtem Willen, dieſes Kind gleich ihrer eigenen Tochter mit der größten Sorgfalt, Achtung,

tung, und ohne Schonung der bedeutendſten Koſten erzogen und behandelt werden ſollte.

Die Befehle der Fürſtin hätten zu Grübeleien Veranlaſſung geben können, denn die vornehme Dame war nur einmal, mit dem längſt verſtorbenen Fürſten Torquemada, welcher ihr ſehr bedeutende Schätze hinterließ, verehelicht geweſen, und die nur ſehr kurze Ehe des fürſtlichen Paares war kinderlos geblieben — doch Don Alphonſo war gewohnt, ſchweigend und ohne Prüfung, den einmal erhaltenen Befehlen zu gehorchen.

Voll Anmaßung ſpricht der ſophiſtiſche Pädagoge: die Erziehung allein beſtimmt des Menſchen Werth auf ſeines Lebens ganze Zeit.

Kühn und voll innerer Überzeugung trete ich dem Sophiſten entgegen, ſprechend: dein Satz iſt falſch!

Sieh' einmal: drei Keime ruhen hier in meiner Hand, prüfe die Keime als kunſtgerechter Kenner der Natur, prüfe ſie, ein zweiter Linné ſcharfſinnig mit dem vergrößernden Glaſe.

Dein Ausſpruch lautet: die drei Keime ſind gleich geſund und gut, keiner ſteht dem andern im geringſten nach an innerem *Werth*.

Wohlan! ich traue deinem Worte: *gleiche Urſachen müſſen gleiche Wirkungen hervorbringen*, ſieh — vertrauensvoll ſenke ich meine Keime in der Erde Schooß, keinen eine Linie tiefer als den andern; nicht lockerer und nicht feſter drückt dieſen wie jenen ſeine Umgebung. Dieſelbe Sonne beſtrahlt meine neue Saat, derſelbe wohlthätige Regen erquickt ſie in gleichem Maaße. Erwartungsvoll beſuche ich jeden Abend, wenn die Sonne ſich ſenkt in der *Thetis* Schooß, meinen kleinen Garten. Glück auf! ſchon dringt einer der verborgenen Keime munter hervor, wohl verſpricht er meine Mühe zu lohnen, wo aber bleiben ſeine Brüder denn? Geduld! auch der zweite ſchießt zur Höhe, aber ach! zu zart iſt ſein Bau, — nicht verträgt er die Wirkung des Lichtes und der Luft, nicht für dieſe Pflanzenwelt geſchaffen, ſenkt er das junge Haupt und verwelkt.

Doch vom dritten Keime erſcheint auch nicht die leiſeſte Spur. Sonderbar! ich harre und harre — ſchon prangt der *zuerſt Erſtandene*, ſtark und blühend, eine Spanne hoch über ſeiner Mutter Schooß, mir reißt endlich der Faden der Geduld. Ich wühle und wühle — o wehe! mein dritter Keim iſt erſtickt und verfault, alle Hoffnung iſt verloren, der Verunglückte wird Staub.

Einer von den dreien nur gedeiht, es bildet ſich der Stamm, es bilden ſich üppige Zweige und Aeſte und meines Kindes Kinder freuen unter dem Schatten des lieblichen Baumes ihres Daſeins ſich noch, wenn des fruchtbaren Keimes früh erſtickte und verwelkte Brüder längſtens im Reiche der Vergeſſenheit ſchlummern. Löſe mir hochweiſer Erdenſohn! — das dunkle Problem? — Nun ja, ich glaube es wohl, die Aufgabe wird dir leicht. Du meinſt: dem ſterblichen Auge ſei es nicht vergönnt, die Kraft oder Unkraft des Keimes zu unterſcheiden. — Du haſt wahrlich Recht. Alles was da iſt, mußte entſtehen aus einem Keime. Die gigante glänzende Firne, die hohe Jungfrau Helvetiens, entſtand vielleicht erſt aus einem kleinern, als die Nelke, welche hier auf meinem Schreibtiſche blüht. Aber verſuche es nicht, die

Natur dieſes Keimes ergrübeln zu wollen! ein dir unerklärbarer Zufall mag es ſein, der ſein Gedeihen, ſeine Entwickelung beſtimmt. Dein Erdenball, der dir unermeßlich ſcheint, war vielleicht vorerſt ein Sonnenſtaub, und dort der roth glühende Komet am Firmament, mit ſeinem langen Schweife, welcher deine ſchwache Seele mit Entſetzen erfüllt, — ſeine erſte Geſtalt war wohl weiter nichts als ein kleines Klümpchen Niederſchlag, der im Aether ſich bildete, und der Regentropfen, welcher gerade auf deine Naſe fiel und nun ſchon vertrocknet iſt, womit willſt du beweiſen, daß er nicht ein Bruder des einſtigen erſten Keimes jenes glänzenden Planeten iſt, der ſeit Jahrtauſenden ſich dreht in der regelmäßigſten Bahn?

Menſchliche Drillinge ſtelle ich dir vor. — Sieh einmal: drei allerliebſte Jungen! – ſie ruhten zu gleicher Zeit unter einem und demſelben Herzen; in derſelben Stunde erblickten ſie zum erſtenmal das Licht der Welt; alle drei ſogen nur an einer Bruſt. Du kannſt die holden Weſen gar nicht von einander unterſcheiden, ſie gleichen ſich wie ein Ei dem andern. Wohlan mein ehrlicher Pädagoge! — nimm ſie hin die drei Genien, erprobe an ihnen deine Kunſt. — Zwanzig Jahre wohl haſt du die drei jungen Stämme gepflegt, mit energiſcher Conſequenz die zarten Seelen in deinen methodiſchen eiſernen Schuh gezwängt. Aber ach! du haſt einen Dummkopf und einen Heuchler erzogen — den dritten Stamm gabſt du bei Zeiten auf, längſt verzweifelteſt du an dem Gedeihen des nichts verſprechenden Stämmleins, und ſiehe da — plötzlich erwacht in dem Hoffnungsloſen, unerklärlich freilich, die Kraft eines herrlichen Keims — hehr und erhaben tritt der ſtarke Genius aus ſich ſelbſt hervor; ein ſtrahlendes Licht leuchtet er vielleicht noch in Jahrhunderten; den ganzen Erdenball ſetzt er, ein geiſt- und willenreiches Meteor, unterſtützt vom Zufall und Glück, in Bewegung.

Ja der Satz ſteht feſt in mir: ein mächtiger Keim in des Menſchen Bruſt, von einem Gott oder einem Dämon, wie es nun fällt, dahin verpflanzt, ſchießt früher oder ſpäter unaufhaltſam hervor, und nicht die Menſchenkunſt, nicht ſpekulative Philoſophie, nicht Empirik vermögen es, den Keim zu treiben oder zu erſticken, und a posteriori erweiſe ich die Wahrheit des Satzes dir, denn wie ſonſt ließe ſich das Räthſel erklären: Dummköpfe auf Sultansthronen, Kraftgenies im Fiſcherkleide oder unter Schweinen*) gar zu finden. Nenne du den mächtigen Keim meinetwegen Temperament, oder wie du ſonſt willſt, mir gleichviel! – genug die Erſcheinung kommt täglich vor, der Satz iſt bewährt, und macht, ihr arme Narren! Eure ſublime Erziehungstheorien alle mit einem Strich zu Schanden; denn hüllet nur immerhin den geborenen Tirannen in den friedlichen Schäferrock, bettet ihn auf Vergißmeinnicht und duftigen Hyacinthen, nährt ihn mit reiner Milch und feinen Pflanzen – der furchtbare Keim erwacht endlich doch auf der Idylliſchen Flur im Buſen des Schäferſohnes und in einem Anfalle von Raſerei eröffnet er ſelbſt dem reißenden Wolfe zu den armen guten Lämmern die Schranken. Den Knaben, den eines Nero Lendenkraft erzeugt, leg' ihn an der Meſſaline geilen Buſen und ſchick' zum Machiavell' ihn in die Schule — ſchlummert in des Kindesbruſt ein kleiner reiner Funke nur des ewigen Götterfeuers, er wird — ein Titus doch.

---

*) Der fünfte Sixtus, unter ſämmtlichen Päpſten, als Regent und Staatsmann, der größten und merkwürdigſten einer, war in ſeiner Jugend ein Schweinetreiber, und Maſanielo (eigentlich Thomaſo Aniello) in der Geſchichte berüchtiget als Neapels unglücklicher Freiheitsheld, gehörte dem Stande der Fiſcher an.

Sende einmal jenes holde kleine Mädchen, mit dem ſchwarzen brennenden Auge, in ein Kloſter welſcher Nonnen. Mach ihr von der zarteſten Kindheit an die Hölle recht heiß, nähre ſie am Buſen des Aberglaubens und des Fanatismus — oder biſt du vernünftiger, ernenne die Frau v. Genlis ſelbſt zur Gouvernante, den würdigen Ehrenberg zum Gewiſſensrath, und den gemüthlichen kindlichen Lafontaine zum Jugendfreund deines lieben Töchterleins. Sie reift heran zur hehren ſittigen Jungfrau — mit den beſten Grundſätzen ausgeſtattet tritt ſie als ſelbſtſtändig hinaus ins Lebensgetümmel, doch ach! Venus vulgivaga goß ſtatt Blutes glühende unwiderſtehliche Flammen in des Mädchens Bruſt, die Arme kämpft und wird am Ende — eine Hetäre.

So iſt es, leider iſt es ſo und Ausnahmen der Regel ſind ſelten; ob es gut — daß es ſo und nicht anders iſt — dies bleibt eine andere Frage.

Schon wieder mein guter Leſer! muß ich um Nachſicht bitten, daß ich mir kühn einen Abſtecher aus meinem eigentlichen Gebiete erlaubte, doch ich kann ſchon einmal ſolchem Zuge nicht widerſtehen, und erwarteſt du, daß ich aus zwölf ſentimentalen Liebesgeſchichten eine dreizehnte blos fabrizire, ja dann rathe ich dir: lege ſchnell das Büchlein bei Seite und würdige es keines ferneren Blickes, denn wir zwei taugen für einander nicht.

Bei dem Allem, — wohnt einige Prüfungskraft dir bei, — wirſt du finden, daß das vorſtehende Raiſonnement unmittelbar eingreift in das einmal in Lauf geſetzte Rad unſerer Geſchichte, welche wir nun ohne Zeitverluſt wieder verfolgen wollen.

Donna Elvira beurtheile ich mit Recht, als von der Natur beinahe ganz zur Erzieherin geſchaffen. Seelenruhe, Menſchenkenntniß, Geiſt und Herz vereinigten ſich in ihr im gelungenſten Vereine.

Die kleine Iſabella dagegen war ein Kind von ungewöhnlichen Gaben, welche ſich früh zu entwickeln begannen. Eine ſeltene Wißbegierde, ein ungemein ſchnelles Faſſungstalent, glühendes Temperament und heiße Phantaſie charakteriſirten das zarte Mädchen. Nichtsdeſtoweniger zeigte die Kleine unter den günſtigen Umgebungen und Einflüſſen Anlagen, welche die menſchenkundige Duenna oft grauen und für das künftige Seelenglück Iſabellens zagen machte.

Ein wilder, unſtäter, beinahe immer unzufriedner Sinn, ein ſchnell aufbrauſendes, zorniges, zur Rache geneigtes Gemüth, ein nicht zu beugender Trotz und ein herriſches, männliches Streben — dieſe waren die Steine des Anſtoßes, welche bei der Erziehung der Elevin gänzlich auf die Seite zu räumen der Donna Elvira durchaus nicht gelingen wollte.

Neben den vielen glänzenden und vortrefflichen Seiten, welche die Duenna als Erzieherin auszeichneten, wohnten, wie allen Sterblichen, auch ihr ſchwache Seiten bei, welche einen höchſt ſchädlichen Einfluß gerade bei der Leitung der kleinen wilden Iſabella unverkennbar äußerten.

Elvira war zu ſanft, zu nachgiebig, zu eingenommen von den übrigen ſchimmernden Eigenſchaften der Schülerin, als daß ſie im Stande geweſen wäre, mit der ganzen hier erforderlichen Energie gegen die geiſtigen Naturfehler des Fräuleins anzukämpfen.

Aus einer nicht zu bezwingenden Neigung nahm Iſabella mit Leidenſchaft an allen ritterlichen Uebungen Theil, in welchen der kleine Karlos, ihr Jugendgeſpiele, unterrichtet wurde. Das Fräulein lernte reiten, fechten und ſchießen, und gewöhnlich that ſie es in allen dieſen Dingen dem ſanften Karlos zuvor. Ganz lieb war ſolch' Beginnen der Erzieherin freilich nicht, doch ſie hielt das Ganze für kindiſches Spiel, und hoffte, daß das Gefallen an demſelben im eigentlichen jungfräulichen Alter ſchon verſchwinden würde. Jener Spaniſchen Duenna Toleranz wurde zwar in Teutonia in der neueſten Zeit zu einer noch viel höhern Potenz erhoben, ſintemal man angefangen hat, die deutſchen Fräuleins gerade im eigentlichen jungfräulichen Alter, zu ritterlichen Spielen anzuhalten, allein ich kann die Zweckmäßigkeit und Weisheit in dieſer Einrichtung des Zeitgeiſtes durchaus nicht abſehen, und wenn ich über das Turnweſen überhaupt mein Glaubensbekenntniß abzulegen hätte, würde es ungefähr alſo lauten:

Daß die Knaben fechten, ſpringen — ringen
Und zuletzt ein frohes Hurrah ſingen —
Dieſes find ich recht;
Doch daß Fräuleins ſebſt in wilden Reigen,
Zu des Jünglings Turnerſpiel ſich neigen,
Dieß gefällt mir ſchlecht!
Denn leicht ach! geht bei'm Spiel ein Ding *) verloren,
Zum höchſten Schatz der Jungfrau auserkoren.
Wenn ein Lariſari Euch belauſchet,
Schnell herbei in Euren Zirkel rauſchet;
Werdet ihr ihn auch mit Steinen werfen —
Wie der Donau Nymphen Kaſparn treffen?? ——

Ein unerwartetes trauriges Ereigniß wirkte auf Iſabellens Erziehung und Bildung, als ſie gerade im zwölften Lebensjahre ſtand, höchſt ſtörend ein.

Um dieſe Zeit wurde nämlich Donna Elvira, des Fräuleins wahre, mütterliche Freun-

---

*) Weibliche Zartheit.

din, plötzlich von einem ſchweren, höchſt gefahrvollen Nervenfieber befallen, von welchem ſie zwar, nach einiger Zeit, wieder erſtand, in Folge der erlittenen ſchweren Krankheit aber in einen Zuſtand der kompletteſten Geiſteslethargie verſank, welche ſie verhinderte, ſich ferner ihrer Elevin anzunehmen, und Iſabella blieb von nun an ſich ſelbſt überlaſſen.

Freilich wäre es Don Alphonſos Schuldigkeit geweſen, ſeine Herrin, die Fürſtin Torquemada, von der Lage der Dinge ſogleich zu unterrichten. Der Duenna Krankheit und Wiedergeneſung wurde auch pflichtſchuldigſt gemeldet, dagegen unterließ der alte Ritter, Donna Elviras traurigen Zuſtand, welchen die heftige Krankheit reſultirt hatte, anzuzeigen.

Es war nämlich vorauszuſehen, daß eine ſolche Anzeige die Zurückberufung der Duenna und die Ankunft einer neuen Gouvernante auf dem Schloſſe im Orangenhaine zur Folge haben würde, und Alphonſo war zu gutmüthig und hatte die ſanfte Elvira bereits zu lieb gewonnen, als daß er ihre Entfernung hätte veranlaſſen mögen. Möglich iſt es, daß der alte Ritter auch auf eine baldige vollkommene Wiedergeneſung der Duenna hoffte.

Es ſei dem, wie ihm wolle — Fräulein Iſabella gefiel ſich anfänglich nicht übel in der nun erlangten, viel größere Freiheit.

Auf dem Schloſſe im Orangenhain befand ſich eine zahlreiche, auserleſene Bibliothek, welche der verſtorbene alte Fürſt, der ſich viel auf dieſem Landſitze aufzuhalten pflegte und ein großer Freund der vaterländiſchen ſowohl als auch der Franzöſiſchen ſchönen Literatur war, nach und nach angeſchafft hatte.

Nur mit der größten Vorſicht hatte ehedem die Duenna aus der Schloßbibliothek die Lektüre für das ungemein leſeluſtige junge Fräulein ausgewählt.

Nach jener neuen Geſtaltung der Umſtände fiel dieſe Vorſicht weg und Iſabella fiel mit einer Art leidenſchaftlicher Leſewuth über die Bücher her und verſchlang, was ihr gerade unter die Hände kam.

Natürlich ſog die junge Donna bei dieſer Gelegenheit viel ſüßes Gift, beſonders aus Franzöſiſchen Werken ein, denn ſie hatte dieſe Sprache von Donna Elvira gründlich erlernt. Nichtsdeſtoweniger reitzten das Fräulein auch die Dichter ihrer eignen Nation ungemein.

Ihre heiße jugendliche Phantaſie entflammte ſich für die ritterlichen Thaten der Don Gayferos, Calaynos, Alarcos und anderer Spaniſcher Romanhelden.

Dieſe Romane und Calderons meiſterhafte Tragödien, ſowie des fruchtbaren Lope de Vega unzählige Theaterſtücke, fingen an des feurigen jungen Mädchens leiſe Ahnungen der Liebe aufzuklären und zu berichtigen, und wenn ihr dieſe, größtentheils herrliche Dichtungen, ſchon höchſt erhabene und romantiſche Begriffe von der ſüßen Minne beibrachten, ſo verwirrten dagegen leichtſinnige Franzöſiſche Schriften, welche das Kapitel ganz anders behandelten, jene Begriffe wieder und fingen an die, wenn bisher ſchon wilde aber dennoch reine Phantaſie des feurigen Mädchens mit ſinnlichen Bildern zu beflecken.

Schon jetzt war es um Iſabellens Seelenfrieden und das Glück der unbefangenen Jugend geſchehen, wobei ich dem Leſer noch einmal erinnern muß, nicht zu vergeſſen, daß die Jungfrau in jenen üppigen Gärten der Heſperiden viel früher, als in den kältern Gegenden Europas reift.

Eine unerklärliche Bangigkeit, eine quälende Angſt und eine unnennbare Sehnſucht, erfaßten die junge Hiſpanierin, und ſie überließ ſich ganz ihrer wilden ungezügelten Phantaſie, welche in allerlei luftigen und duftigen Räumen umherirrte.

Wohl hat der alte deutſche Sänger Haller Recht, wenn er ſeufzet:

„Aus unſerm Herzen fließt des Unmuths bittre Quelle,
Ein unzufriedner Sinn führt bei ſich eine Hölle.“

und gar trefflich ſchildert der geiſtreiche Gallier Chaulieu den Zuſtand eines wilden unſtäten Sinnes und einer zügelloſen Phantaſie, wenn er ſchreibt:

„Celui qui dans son sein porte une ame inquiète,
Au milieu des plaisirs, ne les sauroit goûter.“

Iſabellens heißes Herz ſehnte ſich nach Liebe, es ſehnte ſich nach einem Gegenſtande in deſſen treuen empfänglichen Buſen es aushauchen könnte ſeine Sehnſucht und ſein unbefriedigtes Bangen, und mag man ſich wundern noch, wenn jenes ungeſtüme, wild fordernde Herz ſich hin neigte zum lieblichen ſanften Geſpielen der Jugend?

Als ihr Stallmeiſter und Ehrenritter, begleitete Don **Karlos**, der ſinnige Jüngling, allenthalben die reitzende Herrin, und willſt du noch nach der Urſach' fragen, warum hell auf die neue Flamme lodert, wenn Gluth du wirfſt in dürres Stroh? —

Die Scene auf der Reiherbaitze in der Felſenhöhle, gab der Donna Licht über den Herzenszuſtand des Geliebten, doch triumphirte ſie dazumal noch, die heiße Leidenſchaft überwunden zu haben, denn nicht die **Beſiegte** wollte ſie ſcheinen dem Geliebten, — ein Sklave in ihren Feſſeln ſollte er der Minne ſüße Wonne vergelten, ſo heiſchte es ihr ſtolzer Sinn, und nun geneigter Leſer iſt dir doch wohl klar, was dir früher vielleicht räthſelhaft und dunkel erſchien? — Siehe, kannſt du zuweilen deines Mädchens Launen nicht ergründen, ſuchſt du vergeblich nach dem Schlüſſel zu dem Problem ihres miſteriöſen Weſens, ſo liſple nur immer das Wörtlein **Ko-**

ket-

ketterie zwiſchen den Zähnen, und was gilt die Wette, du erreichſt die rechte Bahn? — gleichviel, ob deine Schöne unter'm Schalmeienſchall friedlicher Hirten, oder bei'm Inſtrumentenklang einer fürſtlichen Kapelle herangereift — denn jene Koketterie iſt kein anerzogenes Uebel, ſie iſt und bleibt die Erbſünde, tief verwebt in des Weibes Natur.

Drittes Kapitel.

Eine ſeltſame Liebesintrigue. — Die Heldin nippt zum Erſtenmale aus dem Becher der Liebe. — Der furchtbare Schwur.

Jemand fragte: „warum doch zwei der Bücher vom Lieben,
Schrieb Ovid für den Mann, aber nur eins für das Weib?"
„„Das iſt natürlich, erwiederte ſchnell der ſinnige Sänger —
„„Denn zum Lieben bedarf weniger Lehren das Weib."„

Seit jener Scene im Walde war Karlos frohe Laune gänzlich dahin; er der Unerfahrene, wähnte ſich verachtet von der Geliebten; traurig ſchlich er umher und ängſtlich vermied er, Iſabellen zu begegnen. Doch dieſes Benehmen des Jünglings entflammte gerade den Funken, welcher in des Mädchens Buſen ſchlummerte und mit der ihr angeborenen Heftigkeit ſchwur ſie ſich ſelbſt, dem Jünglinge der Wahl die Erſtlinge der Liebe zu weihen.

Indeß gab es der Donna Stolz nicht zu, dem jungen Ritter unzweideutige Beweiſe ihrer heißen Neigung zu zeigen, und freie Anſpielungen verſtand der Neuling und blöde Naturſohn leider nicht. Immer glühender wurde die Flamme in Iſabellens Buſen, und das arme Mädchen fing ſchon an, in große Verlegenheit, ob der allzu ſtarken Blödigkeit des Geliebten, zu gerathen, da fiel ihr zufälligerweiſe ein alter, leichtfertiger, Franzöſiſcher Roman in die Hände, in dem ſie ein ſonderbares Mittel fand, durch welches einer heftig liebenden Schönen es gelungen war, auf eine feine Weiſe, den allzu blöden Schäfer in ihre Arme zu führen. Jene im Galliſchen Romane angegebene Liſt, trug den Stempel der Originalität, und was das Auffallendſte bei der Sache war — Iſabellens ſämmtliche Verhältniſſe waren ſo geſtaltet, als ob eigens für ſie jenes Kokettenmittelchen erfunden worden wäre.

Nach kurzem Beſinnen beſchloß die feurige junge Hiſpanierin kühn — ganz genau ſo zu handeln, wie jene Franzöſiſche Romanheldin, in einer der ihrigen ganz gleichen Lage gethan.

Sie ging zum Pater **Bonifazio** und redete ihn mit niedergeſchlagenen Augen alſo an: „Hochwürdiger Herr! vertrauensvoll nahe ich Ihnen, Rath und Hülfe heiſchend in einer mißlichen, meine Tugend ſchwer bedräuenden Gefahr. **Karlos**, der Sohn des Kaſtellans, allenthalben verfolgt er mich mit Liebesanträgen; keiner meiner Schritte iſt ſicher vor den Verfolgungen des Zudringlichen, — nicht länger ertrage ich es — was fange ich an?"

Höher röthete ſich das fette Vollmondsgeſicht des Paters und höchſt erboßt rief er aus: **Beim heiligen Jakob von Kompoſtell!** das geſtehe ich, weit geht in unſern Tagen die Verderbniß der Jugend. Doch kann es anders ſein, warum ſchmälert man auch die Rechte der heiligen Inquiſition? Welche Frechheit! — Iſt der Junge toll — Ihnen, mein gnädiges Fräulein, alſo zu nahen? — Das muß ſein Vater, erfahren — ſchnell eile ich zu ihm hin!

Aengſtlich rief nun die Donna aus: „nein, mein Hochwürdiger Herr! um's Himmelswillen unterlaſſen Sie das — Don Alrhonſo iſt heftig — ſicher würde er den Leichtſinnigen mißhandeln, und das möchte ich doch nicht gern veranlaſſen, denn Karlos meint es doch wohl ſo böſe nicht. Beſſer! Sie, Hochwürdiger Herr! nehmen den Irrgeleiteten in's Gebet, und ſtellen ihm ſanft ſein Unrecht und die große Sünde, der er ſich ſchuldig macht — vor: das Mittel wird ſeinen Zweck ſicher nicht verfehlen."

„Auch das," erwiederte der Pater, „es ſoll ſogleich geſchehen, wie Sie befehlen, mein gnädiges Fräulein! — halten Sie nur feſt an der Tugend und an den Geſetzen der Kirche, und des Himmels Seligkeit wird einſt Sie lohnen, meine fromme Tochter!"

Iſabella verließ den Hochwürdigen Herrn, und ſogleich ließ Bonifazio den jungen Hidalgo zu ſich rufen. „Ei, ei, mein Sohn," redete der Pfaffe den Jüngling an, „was muß ich hören von Ihnen? — will man ſich mit Haut und Haar dem leidigen Satanas übergeben, will man brennen eine Ewigkeit lang in dem Pfule der Hölle? — wie, man wagt es, der Gebieterin ſelbſt, dem edlen frommen Fräulein, mit ſchändlichen Anträgen einer ſündhaften, irdiſchen Liebe zu nahen? Infelix! quid facis — quid faciebas — quid fecisti? et quantum peccavisti?" — —

Die letzten Worte ſchrie der Pater im Feuer des heiligen Amtseifers ſo laut, als ob er auf der Kanzel der größten Kirche zu Madrid ſtünde. Der arme Karlos wußte gar nicht, ob der Hochwürdige plötzlich toll geworden, oder was er ſonſt von der Sache denken ſollte. Er wollte ſich verantworten, aber da kam er ſchön an. „Was," rief der Pater wüthend, „man iſt nicht einmal zerknirſcht, man will nicht von den Sünden laſſen? — Unglücklicher! im Namen der Kirche rufe ich über dich wehe, und abermals wehe! und noch einmal wehe! — nur kein Wort geſprochen! man erwecke lieber eine aufrichtige Reu' und Leid und einen ſteifen Vorſatz dazu; man ſchlage reumüthig an die ſündhafte Bruſt und ſpreche! mea culpa! mea culpa! mea maxima culpa! — Alle Tage ſechs Roſenkränze, drei Credo und zwei Salve Regina! bete man, es iſt nichts als eine wohlverdiente, eine noch viel zu gelinde Buße; ferner trage man noch ein Skapulier, berührt am wunderthätigen Bild unſerer Lieben Frau zu Toledo, das iſt ein Küraß gegen Anfechtungen des Teufels, und ein Zwangsmittel gegen die böſen Begierden des Fleiſches Man gebe und beſſere ſich."

So leichten Kaufes wäre Karlos nicht davon gekommen, doch wurde dem Pater eben der Veſpertrank aufgetragen, und ſah Bonifazio erſt den ſilbernen Becher blinken, dann pflegte er jedes Geſchäft und — wenn es auch das wichtigſte geweſen wäre, — ſchnell über das Knie abzubrechen.

Karlos konnte nicht mit ſich darüber einig werden, welches Mißverſtändniß jene Scene wohl herbei geführt haben möchte; denn daß Iſabella ſelbſt die Veranlaſſung dazu gegeben, kam ihm nicht auf die entfernteſte Art in den Sinn.

Mehr noch und ängſtlicher als ſonſt vermied der junge Hidalgo von nun an den Anblick der Herrin, und in ſcheuer Entfernung hielt er ſich, mußte er ſie auf die Jagd oder ſonſt irgendwo hin begleiten.

Allein die Liſt der Galliſchen Romanheldin, welche Iſabella treulich nachzuahmen beſchloß, war nur erſt eingeleitet, nicht vollendet; die eigentliche Pointe fehlte noch.

Nach Verlauf einiger Wochen erhielt Bonifazio von dem Fräulein einen zweiten Beſuch. „Hochwürdiger Herr! ſprach ſie nun, ich nahe Ihnen, als Beichtkind dem Beichtiger. Verſprechen Sie mir heiliges Stillſchweigen über das, was ich nun Ihnen offenbaren werde."

„Vertrauen Sie ſich getroſt mein Fräulein! erwiederte der Pater, dem Gewiſſensrath. Ich kenne meine heilige Pflicht, und eher werde mir die Zunge aus dem Munde geriſſen, ehe eine Sylbe von dem über meine Lippen komme, was Sie mir, fromme Tochter! ſagen werden."

„Wohlan," nahm das Fräulein nun wieder das Wort, „ſo hören Sie denn: Die Lehren und Ermahnungen, welche Sie dem jungen Hidalgo gegeben, ſind auf ein unfruchtbares Erdreich gefallen. Leidenſchaftlicher noch als ſonſt, verfolgt mich der Unglückliche, mit einer unſeligen Liebe, die ich nicht erwiedern kann und darf. In einer ſchönen Sommernacht trieb er neulich die Raſerei ſo weit, durch die Fenſter meines Schlafzimmers, welche, wie Sie wiſſen, nach dem Garten zu gehen, einſteigen zu wollen. Er hatte ſich zu dieſem Behufe der Gartenleiter bedient, und kaum behielt ich Zeit übrig, die Laden zu verſchließen; hätte ich, wie gewöhnlich ſonſt, nach Mitternacht auf der Eſtrade geſchlummert — O Gott! kaum wage ich es die Möglichkeit zu denken! — auch dieſe Strumpfbänder hier, — ſehen Sie Hochwürdiger Herr! die Worte: ich liebe dich ſind deutlich darauf zu leſen, — wagte Karlos mir heimlich zuzuſtecken. Nochmals flehe ich daher, machen Sie dieſem ſträflichen Beginnen des raſenden Jünglings endlich ein Ende; halten Sie ihm ſeine neue Vergehen von Wort zu Wort vor, und ſtellen Sie ihm in meinem Namen dieſe Strumpfbänder zurück, welche ich auf keinen Fall behalten werde.“

Der Pater glaubte kaum ſeinen Ohren trauen zu dürfen; er kreuzte und ſegnete ſich, denn nimmermehr hätte er dem ſanften Karlos dieſen Muth zugetraut, den er, nach ſeiner Weiſe, für eine Eingebung des Teufels hielt.

Mit dem Verſprechen gewiſſer Hülfe, entließ Bonifazio das Fräulein, und ſogleich machte er ſich ſelbſt auf die ſchwerfälligen Beine, den jungen Hidalgo aufzuſuchen.

Er fand ihn — und leicht mag der geneigte Leſer ſich vorſtellen, wie donnernd und weitläufig der fanatiſche Pfaffe den armen Jüngling anließ. Zuletzt warf er ihm die Strumpfbänder mit den Worten vor die Füße: „nimm es zurück, dein ſchändliches Angebinde der Hölle; die fromme Jungfrau verſchmäht es und ſendet es dir, du Laſterhafter! durch mich, den Diener des Herrn, zurück.“

Nachdem der Pater dem Hidalgo noch, auf den Fall keiner ernſtlichen Beſſerung, mit dem Bann und Fluch der Kirche gedrohet hatte, verließ er tobend und wüthend den verdutzten Jüngling.

Natürlich erreichte Karlos Erſtaunen nun den höchſten Grad. Er hatte weder daran gedacht, durchs Fenſter in der Herrin Schlafgemach ſteigen zu wollen, noch ihr dieſe Strumpfbänder mit dem bedeutſamen Motto, welches er nachdenkend betrachtete, zugeſteckt; wie wäre er auch dazu gekommen, ſich ſolch' verwegener That zu unterfangen? gleichwohl hatte die Donna ſelbſt ihn angeklagt. — Lange ſchweifte ſein Sinn im dunkeln Gebiete unwahrſcheinlicher Vermuthungen und falſcher Vorausſetzungen umher, da fing es plötzlich in ihm zu dämmern an, und wie ein Blitzſtrahl flog der Gedanke ihm durch den Kopf: „wie wenn ſie dich dennoch liebte? — Kamen doch die Strumpfbänder mit den vielſagenden Worten von ihr ſelbſt — vielleicht hat ihre eigene zarte Hand dieſe Worte künſtlich geſtickt!“ Heftig preßte Karlos die Strumpfbänder an die glühenden Lippen; ſchon der Gedanke an die Möglichkeit machte die entzückten Sinne des glücklichen Jünglings ſchwinden.

Der Tag verſtrich, und eine herrliche mondhelle Nacht brach herein. Karlos ſchlich ſinnend nach dem Garten des Schloſſes, und ſiehe da, es ſtand in der That unfern den Fenſtern von Iſabellens Zimmern die bezeichnete bequeme Gartenleiter, auf welcher einſteigen zu wollen, der arme Hidalgo beſchuldigt worden war.

Eine Eigenthümlichkeit der Liebe blieb es ſtets, daß ſie von engherziger Blödigkeit zur Tollkühnheit, und von dieſer zu jener ſchnell wieder überzugehen pflegt.

Der Jüngling ſprach zu ſich ſelbſt: „Was hält mich ab, eine Sünde zu begehen, für welche ich, bevor ſie noch verübt wurde, ſchwer ſchon büßen mußte.“ Er ſah um ſich – kein Mäuschen regte ſich in weiter Ferne. Da erfaßte er die Gartenleiter behende und trug ſie vorſichtig unter jenes Fenſter, von welchem er wußte, daß es zu Iſabellens Schlafkabinete führte. Mit klopfendem Herzen trat er nun auf die erſte Sproſſe, und zagend ſtieg er höher und immer höher, bis er vor dem geöffneten Fenſter ſich befand Einen Blick warf er in die, durch den Mond hell erleuchtete Stube – o Himmel! – das reitzendſte aller Mädchen lag ſchlafend, hingegoſſen auf die Eſtrade, an Schönheit der holdeſten aller ruhenden Nymphen gleich. Ungeſtüm wogte des Jünglings Bruſt, zitternd und unentſchloſſen ſtand er auf der Leiter oberſten Sproſſe; doch wer auf ſolchem Wege einmal ſo weit ſchon gekommen, kehrt ſo leicht nicht zurück. Karlos wußte ſelbſt nicht recht mehr, was er that — leicht und ohne Geräuſch ſchwang er ſich durch das Fenſter, ſchlich zu der ſchlafenden Herrin Lager hin und kniete zu ihren Füßen. Ein tiefer Seufzer aus des Jünglings Bruſt ſchien Iſabellen zu erwecken, denn verbürgen möchte ich es nicht, daß ſie wirklich geſchlafen.

Täuſchend affektirte die Donna Verwirrung, Beſtürzung, Schreck und Zorn zugleich. Sie drohte um Hülfe zu rufen, aber ſie rief nicht. Das Verzweifelte der Lage, gab dem Hidalgo Muth. „Tödte mich, Herrin! rief er aus, ſtrafbar iſt mein Beginnen, ich liebe dich, und ein Leben ohne Hoffnung auf deine Gegenliebe ſcheint mir furchtbarer, denn alle Qualen der Hölle.“

Des armen Jünglings Zuſtand erregte endlich doch ein wenig Mitleid in des Fräuleins Buſen. Sanfter wurde der Ton, in welchem man ihm Vorwürfe zu hören gab — doch warum dem wohlunterrichteten Leſer eine Scene weitläuftig ausmalen, deren Ende ſich an den

Fingern abzählen läßt, indem die kluge Liebeglühende es nicht zum zweitenmal wagen wollte, den Blöden zurückzuſchrecken. Worte und Worte wurden gewechſelt; von Worten kam es zum Händedrücken und Küſſen, und endlich — immerhin ſei das Gleichniß verbraucht, dennoch bleibt es gar ſinnig fürwahr — endlich löſchten die Genien des jugendlichen Paares weinend die reine Flamme der Unſchuld bezeichnenden — Fackel.

Iſabella erwachte zuerſt aus dem Taumel der tief geahnten, aber lebhafter noch empfundenen Wonne. Beſonnen erhob ſie ſich. Auf einem Spinde an der Wand ſtand des gekreuzigten Heilandes Bild, und die junge Schwärmerin trat vor daſſelbe. „Mein Karlos!" ſprach ſie ſanft, „komm doch näher!" der entzückte Hidalgo gehorchte und Iſabella zog hierauf einen ſcharfen blinkenden Dolch hervor. Der nationelle Gebrauch macht nämlich in Hiſpanien die Jungfrau ſchon frühzeitig mit dieſem furchtbaren Spielwerke vertraut, ſobald ſie nur die Sagen und Poeſien ihres Volkes geleſen. „Karlos!" nahm die Donna jetzt feierlich das Wort, „du haſt es gewagt, das kühne Auge zur Herrin zu erheben, ich verzeihe es dir, — mich reut nicht die That, denn — ich liebe dich! doch ſiehſt du: viel habe ich von der ſchändlichen Untreue der Männer gehört und geleſen — darum ſchwöre mir auf des Gekreuzigten Bild, du wolleſt dein Leben dieſem Dolche hier verfallen geben, wenn du einſt mir die Treue brichſt.“ Der ſanftere Jüngling bebte und ſprach: „Angebetete Iſabella! ewig gehört dir mein Herz und meine Seele; doch laß ab von ſolch' gräulichem Spiel.“ —

Wild rollte das ſchwarze Auge der jungen Hiſpanierin, indem ſie den Dolch hoch zückte, und leidenſchaftlich ausrief: „Wie, Unglücklicher! Du wagſt nicht den Schwur, vertraueſt ſelbſt nicht der eigenen Treue? noch einmal ermahne ich dich — ſchwöre!“ Heftig erſchrak Karlos ob dieſem wilden Ungeſtüm der Geliebten — zitternd legte er die Linke auf das Kruzifix, hob die drei erſten Finger der Rechten zur Höhe, und ſprach mit dumpfem Tone: ich ſchwöre.

Der drohende Stahl entſank jetzt des Mädchens zarter Hand, und nun erſt ganz hingebende Liebe ſchloß ſie den Jüngling noch einmal in ihre Arme.

Dem dicken Bonifazio träumte in jener ſchönen Sommernacht — ſonderbar genug — er ſei verwandelt in eine Katze, mit deren Pfoten man die Kaſtanien aus der glühenden Aſche gezogen und vergebens zerbrach er ſich am folgenden Morgen den ſchweren Kopf, ob der Deutung des ſeltſamen Traumes.

Viertes Kapitel.

Gräuelſcenen.

Der Menſch flieht von beblümten Pfaden,
Wo ihm die ſtille Freude winkt;
Das Süße ſelbſt — misbraucht er ſich zum Schaden,
Zu Gift wird Nektar den er trinkt.

Uz.

Ein Menſchen-unkundiger Leſer dürfte es vielleicht nicht natürlich finden, daß unſere unerfahrene junge Heldin den verſchüchterten Geliebten durch ein Kunſtſtückchen der raffinirteſten Koketterie zu ſich heranzog. Einem ſolchen müſſen wir zu bedenken geben, daß ja jene Liſt keinesweges in Iſabellens Köpfchen erſtand; — wie aber eine ſcharfſinnige, lüſterne, junge Hiſpanierin dazu kommen konnte, in dieſem Felde nachzuahmen, was ihr in der bewußten Lektüre als ultima ratio begehrender Liebe gegen ſeltene männliche Blödigkeit angerühmt wurde — dieſes begreift ſich doch wohl?

So günſtige Gelegenheit, wie unſerm Päärchen, ſich ungeſtört dem ſüßeſten Glücke des Lebens zu überlaſſen, wird wenigen Liebenden nur geboten. Ohne den Argwohn der Hausgenoſſen zu reitzen, war es ihnen verſtattet, ſo oft und lange es ihnen beliebte, beiſammen zu ſein.

Der Geſundheitszuſtand Donna Elvira's verſchlimmerte ſich von Tag zu Tag, und ihre Sinne waren in der That in ſo hohem Grade abgeſtumpft, daß ſie, untheilnehmend an Allem was um ſie vorging, bald weder Stube noch Bett mehr verließ.

Der alte Don Alphonſo war in derlei Dingen überhaupt nicht der ſcharfſinnigſte Beobachter; ihn drückte überdies die Sorge der Bewirthſchaftung bedeutender Ländereien, welche zu dem, ihm anvertrauten Gute gehörten, und nimmermehr hätte er ſich einfallen laſſen, ſei-

ſeinem guten ſanften **Karlos** könnte der Muth beiwohnen, die Augen zu der Herrin zu erheben.

Hilario, der behagliche Benediktiner, fragte zwar das Fräulein öfters, wie ſie nun mit dem **Hidalgo** zufrieden ſei, allein wenn dann **Iſabella** ihrem jungen Stallmeiſter das rühmlichſte Zeugniß ertheilte, ſtrich ſich der Vater wohlgefällig den dicken Bauch, indem er ſich das Verdienſt aneignete, durch ſeine Salbungsreiche Ermahnungen der Hölle Einfluß auf den Jüngling gebannt und beſprochen zu haben.

Nicht lange jedoch genoß **Iſabella** ungeſtört das Glück der erſten Liebe, denn faſt immer ſchafft ſich der ſcheinbar Glückliche ſelbſt größere Qualen, als das unerbittliche Schickſal ſie dem wahrhaft Unglücklichen auferlegen mag.

Der Donna wilder, leidenſchaftlicher und unruhiger Sinn, wurde für den armen **Karlos** bald eine unverſiegbare Quelle mannigfacher Leiden. Das Fräulein hatte ſich in dem gemüthlichen, ſanften Jüngling, der ſie einem höheren Weſen gleich anbetete, einen Sklaven erzogen, den ſie nicht nur mit dem unaufhörlichen Wechſel ihrer Launen, ſondern noch überdieß durch die lächerlichſte Eiferſucht, der angeborenen Erbſünde des Hiſpaniſchen Weibes überhaupt, unbeſchreiblich peinigte.

Kamen junge Bauermädchen aus den benachbarten Dörfern aufs Schloß, und ruhte Karlos Blick auch nur einen Moment auf einer ſolchen jugendlichen Geſtalt, ſprach er auch nur zufällig ein Wort mit einer der Dirnen, welche ſich auf dem Edelhofe im Dienſte befanden — ſogleich wüthete die Raſende einer jungen Furie gleich und oft ſchauderte der Jüngling vor den wilden Ausbrüchen einer unſinnigen Eiferſucht, welche keine Grenzen kannte, und nichts deſſoweniger fühlte ſich der Unglückliche wie durch eine magiſche Gewalt unerrettbar in die Bande der Zauberin geſchmiedet.

Die ungebändigte Laune des Weibes gleicht einer fabelhaften Rieſin, deren Höhe mit jedem Augenblicke in einem geſteigerten Verhältniſſe zunimmt, bis ſie, nicht mehr im Stande das Gleichgewicht ihrer eigenen unnatürlichen Geſtalt zu halten, endlich in ſich ſelbſt zuſammenſtürzt; und wehe dem Armen, den ſein Schickſal in den Dunſtkreis des Monſtrums nur bannt, deſſen Stolz auch ihn nothwendigerweiſe vernichten muß, wie dem Erdenball geſchehen würde, wenn einer ſeiner Pole ſich vom Schweife eines, in ungeregelter Bahn wild dahin eilenden, Kometen geküßt ſähe.

Der Impuls, den der jungen Hiſpanierin wilde, ſich ſelbſt verzehrende Leidenſchaft auf den ſanften Karlos natürlicherweiſe hervorbringen mußte, war ein Zuſtand von banger Furcht, der deſpotiſchen Herrin zu misfallen.

Iſabella nahm die Aeußerungen dieſes Zuſtandes für Bewußtſein der Schuld, und in ſich verſchloſſen brütete ſie Tag und Nacht über nichts Anderm, als den quälenden Verdacht in Gewißheit zu verwandeln.

Stille und in ſich ſelbſt verſunken irrte die Donna nun, früh am Morgen und ſpät am Abend, ohne alle Begleitung Stundenlang durch Heide und Flur. Zum Scheine blos führte ſie auf jenen einſamen melancholiſchen Wanderungen eine leichte Büchſe mit ſich auf der Schulter, denn ihre Leidenſchaft für das Vergnügen der Jagd, war durch heftigere und wildere Triebe längſt ſchon getödtet.

Einſt, nach einem brennend heißen Herbſttage, thürmten ſich Abends von allen Seiten Gewitterwolken aufeinander. Iſabella irrte, von ihrer ſchwarzen Stimmung nur begleitet, unſtät im dichteſten Theile des Forſtes umher. Lange ſchon krachten die Donner und leuchteten helle Blitze, unſer irrendes, in tiefe Gedanken verſunkenes Fräulein wurde jedoch nichts davon gewahr, bis das furchtbare Ungewitter endlich einen ſeltenen Grad der Heftigkeit erreichte. Nun erſt erwachte die Donna aus ihren Träumereien, als ziſchende Blitze von ſchrecklichen Schlägen begleitet, rechts und links um ſie her, Baumſtämme zerſchmetterten, und es fing nun mitten im dichteſten Forſte doch an, Iſabellen unheimlich zu werden.

Sie wandte ſich nach der lichten Seite des Waldes, ging raſch vorwärts und gelangte ſo bald an den Ausgang deſſelben.

Jetzt ſtand ſie unter den letzten Bäumen. Sie überſah von hier aus ein freies abgemähtes Feld, auf welchem die Garben noch aufgethürmt lagen.

Mehrere ſolcher Garben, künſtlich geſchichtet und ein kleines Hüttchen bildend, erregten die

Aufmerkſamkeit unſerer Donna. Die Garbenhütte befand ſich kaum achtzig Schritte von ihr entfernt, und es ſchien, als ob unter derſelben Menſchen vor dem Ungewitter Schutz geſucht hätten; doch konnte das Fräulein, des ungemeinen Platzregens halber, die Gegenſtände nicht genau unterſcheiden. Sie blieb jetzt wieder am Fuße eines Baumes ſtehen, deſſen dicht belaubte und breite Aeſte den Regen abhielten, und unaufhörlich ruhte ihr Auge neugierig auf der kleinen Garbenhütte. — Endlich endete der heftige Sturm, das Gewitter zog vorüber und es fing an lichter zu werden — da gewahrte Iſabella ganz deutlich, wie unter den Garben, zärtlich koſend, ein junges Liebespärchen ſaß; ſie ſchärfte den Blick, und o Himmel! wie wurde ihr — deutlich vermochte ſie nun zu unterſcheiden, daß ihr Karlos es war, welcher dort in den Armen eines gar lieblichen jungen Bauermädchens ruhte.

Schöne junge Leſerin! deren Herz ein ſcharfer Pfeil des ſchalkhaften Eros bereits berührt hat, an dich wende ich mich fragend: Greife in den eigenen heißen Buſen, und ſage mir, wie würde dir zu Muthe werden, wenn du den Herzensgeliebten in einer ähnlichen Lage in den Armen einer Andern erblicken ſollteſt?

Vergebliche Mühe wäre es, mir den Schmerz beſchreiben zu wollen, den ein ſolcher Anblick in dir erzeugen würde; — vergeblich verſuchſt du es, die Höllenqualen zu ſchildern, welche deinen Buſen durchwühlen, denn es giebt Leiden auf dieſem Erdenrunde, die mit Worten ſich nicht ausdrücken laſſen.

Genug — ein Anblick, der die ſanftere blonde Deutſche ſchon wüthend machen könnte, mußte meine wilde Hiſpanierin in eine Furie verwandeln.

Lange ſtand Iſabella eingewurzelt, wie vom Donner zerſchmettert, und der wilde Blick hing an der Gruppe, von welcher ſie Anfangs nicht recht wußte, ob ſie nur ein Spiel ihrer erhitzten Phantaſie oder in der Wirklichkeit vorhanden ſei.

Endlich wich das grauſige ſchreckliche Staunen einer noch furchtbarern beſonnenen Ueberzeugung. Kein Zweifel blieb übrig, der Jüngling dort in des Mädchens Armen war und blieb

Karlos. Zu einer entſetzlichen Wuth entflammte die vertrauliche zärtliche Lage des Päärchens unter den Garben die eiferſüchtige Donna.

Das junge liebliche Bauermädchen lehnte mit dem Rücken an eine Garbe. An ihrem jugendlichen, ſchönen bloßen Buſen ruhte Karlos Haupt, und gerade auf des holden Jünglings entblößtem Herzen lag des Mädchens kleine runde Hand.

Heißer, wilder Rachedurſt erfüllte Iſabellens Bruſt, ja ihr ganzes Sein löſte ſich auf in unbezwingbare Luſt nach gräulicher, blutiger Rache. Noch einmal erhob der beſſere Genius, der Geiſt der Sanftmuth und milden Verzeihung in dem aufgeregten Herzen ſeine Stimme, doch gewaltſam hieß die Raſende, die Liebe und Rache Glühende ihn ſchweigen; unglücklicherweiſe erinnerte ſie ſich in dieſem Augenblicke des furchtbaren Schwures, den der Geliebte ihr geleiſtet; die wilde Schwärmerin glaubte ſich von Gott ſelbſt zur Beſtrafung des Meineides berufen, und haſtig riß ſie die ſcharfgeladene Büchſe von der Schulter.

Eine Meiſterſchützin war ſie. — Mein unſterblicher Sänger, du, der neuern Germanen Stolz! – mit göttlichem Seherblick prüfteſt du wild bewegter, zur ungewöhnlichen That geneigter Menſchen Herz, wenn deinen Tell, den vorhabenden kalten Mord bedenkend, du ſagen läßt:

— „Und du
Vertraute Bogenſehne, die ſo oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernſt.
Nur jetzt noch halte feſt du treuer Strang!
Der mir ſo oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu verſenden.“

Schon lag das furchtbare Feuergeſchoß an Iſabellens zarter Wange, da ſetzte ſie noch einmal ab. — Einer ähnlichen Ideenreihe wie Schillers Tell in der hohlen Gaſſe bei Küßnacht, gab ſich die junge Rache glühende Hiſpanierin nun hin.

Jene Kugel, jenes Quentchen Pulver in ihrem Rohre, es war das einzige, welches ſie bei ſich trug. — Sie fühlte: der Verzweiflung beſonnene Ruhe erfordere die gräuliche That, ſollte ſie nach Wunſch gelingen. Mit der flachen Hand fuhr ſie einigemal über das zarte brennende Antlitz, das ſchwarze helle Auge mehr zu ſchärfen, dann wurde die Pfanne des Gewehrs geöffnet und gar behutſam das Aufſchüttpulver gelockert, um vorſichtig einem allenfallſigen Verſagen zuvorzukommen. Auf einige Augenblicke ſelbſt lehnte ſie das Rohr an den nächſten Baum, die Arme durch eine kurze Ruhe erſtarken zu laſſen.

Nun erfaßte ſie zum zweitenmale, voll feſten beſonnenen Willens, das Verderben dräuende Geſchoß. Noch immer befand ſich das liebende Päärchen dort unter den Garben unbeweglich in ſeiner alten Lage; ermattet von wonniglichen Gefühlen der ſüßen Minne ſchienen die Liebenden zu ſchlummern — und der Anblick ſtählte die Wuth der jungen, raſenden, nach Blut lechzenden Hiäne. Zum Andernmal liegt ſie im Anſchlage nun, und der kleinen ſchönen Nebenbuhlerin, auf dem treuloſen Herzen des Geliebten ruhende Hand, — ſie iſt das Ziel des Rohres der Rächerin; denn in Vollbringung wüthender Rache eigenthümlich noch – wollte Iſabella die Unſchuldige leichter denn den ſchuldigern Verbrecher ſtrafen.

Des Olymps reine göttliche Wonne beſeliget der Sterblichen Bruſt im Vollbringen des Guten, doch — die Erſcheinung mahnt an der Stammeltern Sündenfall — eine giftige, aber ach leider eine ungemein ſüße Wolluſt erfüllt des Menſchen Buſen im Momente, in dem er ihn ſtillen will, den heißen Durſt der Rache, und dieſe ſind die Gefühle der Hölle. Gierig trank Iſabella aus dem Becher jener ſataniſchen Luſt, und lange wollte ſie ſchwelgen im beliebten Genuß der Furien, denn lange, lange zielte ſie hin nach dem jungen Herzen des einſt ſo heiß Geliebten.

Doch ſchneller wallte nun das heiße Blut durch ihre Adern, heftiger zuckten die Fiebern der Rachedürſtenden Seele, ein Druck des Fingers jetzt — und eingehüllt in Feuer und Dampf ſtand — die junge gräuliche Mörderin.

Wild ſtarrte Iſabella hinaus durch den ſich allmählig mehr und mehr verziehenden Pulverdampf. Jetzt wurde die Ausſicht ganz frei — O Anblick des Entſetzens, der ſich ihren Augen darſtellt nun. —

Genau hatte die furchtbare Meiſterſchützin das vorgeſteckte Ziel getroffen. Die kleine zarte Hand des Mädchens zerſchmetternd, war die Kugel tief, tief in Karlos Herz gedrungen, entſeelt lag der Jüngling da. Ein gräuliches Bild des höchſten Entſetzens, bleich und mit aufgelöſtem Haare ſtand das ſchöne Bauer-Mädchen dicht neben der blutigen Leiche, ihr gebrochenes Auge hing am Aether — die zerſchmetterte, Blut triefende Hand hoch über dem Haupte erhoben, rief ſie ſchweigend die Rache der Götter an.

Ein eiskalter Fieberſchauer durchzuckte der Mörderin Glieder; noch einen Blick warf ſie hin nach der Scene des Schreckens, dann eilte ſie mit flüchtigen Schritten zurück in das unzugänglichſte Dickicht des Forſtes.

So wird, in tollem furchtbarem Wahnſinn, die Wölfin durch die dunkeln Föhren dahin ſchießen, haſt du an der Milchſtrotzenden Bruſt ihr die Jungen getödtet; eine ähnliche beſtialiſche Raſerei erfüllte auch Iſabella jetzt nach vollbrachtem Morde.

Bis gegen Mitternacht ſtreifte ſie umher im dichteſten Theile des Waldes, halb beſinnungslos;

oft warf ſie ſich auf die Erde ins feuchte Moos und das ſchmerzhafte Stöhnen ihrer Bruſt glich mehr einem thieriſchen Geheul.

Heftig und ſchrecklich ſind die leidenſchaftlichen Ausbrüche ſeltener wilder Seelen, aber ſelten iſt auch die Kraft, mit der ſie ſich aus der Tiefe des wahnſinnigen Kleinmuths zur Höhe gelaſſener, eiſerner Feſtigkeit wieder erheben.

Nach etlichen Stunden wilder Raſerei erholte ſich Iſabella; allmählig kehrte ihre Beſonnenheit zurück, und bald war ſie im Stande die vollbrachte That klar vor ihre Seele zu ſtellen. Weit blieb ſie davon entfernt den Mord zu bereuen; ſchon oben wurde erwähnt, wie die Schwärmerin vor Vollbringung der That in ihrem irren Sinne ſich von Gott ſelbſt als ein Werkzeug berufen glaubte, den Meineid des Hidalgo zu ſtrafen; ihr geſchäftiger Sinn bildete jenes ſophiſtiſche Raiſonnement weiter aus, das Gewiſſen der Liebefanatiſchen Hiſpanierin ſchwieg, und gefaßt und ruhig fing ſie an, ihre Lage zu überdenken.

Si fecisti nega *) — heißt ein fluchwürdiges

---

*) Laugne deine Sünde ſtets.

Prinzip der Jünger Loyolas, und ohne in jenes Syſtem eingeweiht zu ſein, kam Iſabella durch eine ſehr natürliche Ideenfolge darauf dem Satze zu fröhnen; ja klar ſah ſie ein, ſelbſt den Schein des Verdachtes, den Mord verübt zu haben, mußte ſie beſonnen meiden und ſchwer fallen konnte es ihr unter den obwaltenden Verhältniſſen nicht.

Schon wieder kann ich dem Zuge nicht widerſtehen einen kleinen Seitenſprung ins Gebiet raiſonirender Philoſophie zu unternehmen und einen kühnen pſychologiſchen Blick in die Geſtaltung des menſchlichen Herzens zu wagen. Wem die Gabe nicht beiwohnt, ſich an ſcharfſinnigen Prüfungen der Seele zu ergötzen, der überſchlage die kleine Stelle — uns beiden, ſolchem Leſer und mir dem Schriftner, geſchieht ein Gefallen damit:

Schuld und Gewiſſen!! — — bedeutſam und Inhaltſchwer ſind die Begriffe, die mit dieſen gewichtigen Worten ſich verbinden; ich ſtrebe, den eigenthümlichen Begriff der Weſen feſtzuſtellen, und mein Genius verliert ſich in ein Chaos anderer Ideen, indem ich ſyſtematiſch mein Hauptziel verfolge. — Aeonen vor Aeonen rückwärts fliegt der grübelnde Geiſt, bei'm Platon und Spinoza ſuche ich Belehrung vergebens, und erſchöpft ſeufze ich endlich — alle jene Begriffe ſind und bleiben relativ.

Du beklagſt, geneigter Leſer! lächelnd meinen ſtumpfen Sinn, — wohl, ſo ſtelle du mir, einen auf ſich ſelbſt daſtehenden, einen unumſtößlichen Begriff von dem eigenthümlichen Weſen, von dem Seinthum der Schuld und des Gewiſſens, möchte ich ſagen, auf. Der Mord, ſprichſt du, iſt die größte Schuld, deren der Menſch fähig, und das Bewußtſein dieſer Schuld muß das Gewiſſen des kalteſten, des roheſten aller Menſchen aufdonnern. — So! — Hm — ſage mir doch, warum ſchlägſt du ſo kalt dort den Ochſen vor den Kopf, warum ſchießeſt du triumphirend den ſtattlichen Hirſch nieder, warum iſt ſelbſt der edle Aar, hoch in den Lüften, vor deiner Mordluſt nicht geſichert, und fröhnſt du täglich dieſer Luſt — hat jemals das Ding, welches du Gewiſſen nennſt, nach Vollbringung jener Todtſchläge geſprochen ſchon! — —

Lachend grinſeſt du mir entgegen, und ſprichſt: ich habe ja ſeelenloſes Vieh nur erſchlagen! Ei, — weißt du dieſes ſo gewiß? — wie denn, wenn ich vermöchte dir mit demſelben Rechte, mit dem du es wagſt dem Thier die Unſterblichkeit abzuſprechen, wie, ſage ich, wenn ich mit analogen Gründen die Sterblichkeit deiner eigenen Seele behaupten möchte? — Sage mir doch mit Beſtimmtheit, wo denn deine Seele ſitzt? ha, ha — da ſtehen wir — ſo korrupt die Idee auch ſein mag, unwillkührlich fällt mir hier die Frage eines dummen Schiffsjungen ein. „Kapitain, ſprach er, iſt eine Sache vorhanden, wenn man muthmaßen kann, wo ſie ſich befindet?“ „„Allerdings, erwiederte der kluge Schiffshauptmann.““ „Nun, das iſt mir recht lieb, verſetzte der Junge, dann iſt deine ſilberne Theekanne nicht verloren, ſie liegt irgendwo auf dem Grunde des Meeres.“

Man erlaſſe mir die Anwendung des Hiſtörchens auf den in Rede ſtehenden Theil der zu unterſuchenden Materie, denn von ſelbſt ſpricht jene Anwendung ſich aus.

Einer Eurer grübelnden Weiſen ſucht die

Seele im Blut; nein im Herzen — Gott bewahre, im Kopfe hält ſie ſich auf, ſchreit ein Dritter. Sitze ſie nun, wo ſie wolle — mein Hirſch hat Kopf, Herz und Blut, wie du, und Raum eine unſterbliche Seele in ſeinem Körper zu bergen, iſt bei ihm ſo viel vorhanden als bei dir. — Alles wahr und gut! — wirfſt du dich brüſtend mir ein: aber nicht findet man bei'm Thiere doch die Ueberlegungsgabe und des Menſchen hehren Sinn; es folgt nur ſeinem blinden Inſtinkte. — So? — das Thier bleibt alſo hinter dir zurück, aber mein guter Freund! du hinter dem Thiere in gar vielfacher Hinſicht auch. Stelle mir doch mit aller deiner Ueberlegungsgabe her, was der Inſtinkt des Thieres ſo häufig vollbringt. Fabricire aus Blumenkelchen Honig; verfertige mir ein ſolch' künſtlich Vogelneſt, wie ich dir hier zeige; thue es dem Biber in ſeiner eigenthümlichen Architectur zuvor u. ſ. w. — ſiehſt du wohl, du reichſt nicht aus, und leicht werfen ſich deine Gemeinplätze über den Haufen; doch zu weit würde mich dieſes Kapitel führen, ich ſtreite über dieſen Punkt ferner nicht, tödte meinetwegen die armen Thiere zu tauſenden mit kaltem Sinne, aber, — ich bin einmal der ſinnigen Sokratiſchen Manier ergeben, — eine anderweitige Frage beantworte mir noch: Tödtet der Menſch ſeinen Bruder, iſt er ein Mörder — und bleibt die That verſchwiegen auch, ihn quält, wie du ſprichſt, ewig ein Ding, das du Gewiſſen nennſt. Wohl! aber ſage mir doch, warum ſtirbt der Greis dort lächelnd und ſanft, oft hörte ich ihn erzählen: er habe wohl zwanzig Menſchen zuſammengehauen oder erſchoſſen; warum bleibt denn des greulichen Mörders Gewiſſen auf dem Todtenbette ſo ruhig? — ſteigen die geiſterbleichen Schatten der Erſchlagenen nicht aus dem Orkus herauf den alten Sünder zu foltern — wo weilt Nemeſis mit ihren Schrecken, warum erſcheint ſie diesmal nicht, nichts weniger als ſaumſelig ſonſt? — Thor! rufſt du aus, weißt du denn nicht, daß der Sterbende ein Held geweſen, — nicht ſeiner Leidenſchaft, dem Willen des mächtigen Fürſten ſind die Opfer gefallen, und der Machthaber im Purpurmantel hat vor dem Richterſtuhle des Herrn der Welten das vergoſſene Blut zu vertreten, dieſes weiß der heroiſche Greis, darum geht er in Frieden hinüber ins Schattenreich.

Bravo! mein Freund! dahin wollte ich dich haben; nun haſt du das Relative des Begriffes ſelbſt ausgeſprochen, alſo die Idee allein begründet und hebt die Schuld, und die Idee nur weckt die Stimme des Gewiſſens und bringt ſie ſchnell auch wieder zum Schweigen?

So iſt es nun einmal, da pflichte ich bei! — nur beſchuldige man mich keines Misgriffes im Zeichnen menſchlicher Seelen und Denkweiſen, wenn ich erzähle, daß Donna Iſabella, nachdem es ihr gelungen, nach vollbrachtem Morde die erſten heftigen Aufwallungen des heißen Blutes zu dämpfen, ſich ſelbſt für gerechtfertiget, und den am Jünglinge verübten Todtſchlag für eine erlaubte Sache hielt; denn zu läugnen iſt es nicht, der Geliebte hatte ſie durch Meineid und Treuebruch ſchwer beleidiget, ſie trat auf, als energiſche und konſequente Rächerin ihrer verletzten Rechte, und ſothane Geſinnungen und Handlungsweiſe des wilden Hiſpaniſchen Fräuleins könnte man in gewiſſer Hinſicht Kaiſerlich ſogar nennen. — Doch zurück zur eigentlichen Geſchichte:

Tief ſinnend ſchlich Iſabella an jenem verhängnißvollem Tage, lange erſt nach Mitternacht, aus dem Walde zurück ins Schloß. Aus weiter Ferne ſchon ſah ſie durch die Fenſter eine Menge Lichter geſchäftig hin und her wandeln, und natürlich vermochte ſie gar leicht, ſich die Urſache der nächtlichen Unruhe zu deuten. Höher und ungeſtümer wallte der Donna beklemmter Buſen, und ihr kam es vor, als ob ihre ſichtbare Angſt ſie verrathen könnte, — da ermannte ſie ſich, und wie Schillers Buttler ungefähr, ſprach ſie bei ſich ſelbſt: Den Menſchen macht ſein Wille groß und klein, und weil ich meinem treu bin — ſoll rein die Schuldige erſcheinen.

Feſten Schrittes und beherzt trat die Donna nun in des Schloſſes Hallen. Das Ohr zerreißende wehmüthige Klagetöne ſchallten ihr entgegen, — ihre lange Abweſenheit aber war in der Verwirrung unbemerkt geblieben.

Im großen Prunkſaale des Schloſſes lag Karlos blutige Leiche auf dem Katafalk, — neden ihr kniete des Jünglings unglücklicher Vater, der alte Ritter Don Alphonſo und raufte verzweifelnd ſich die Reſte der grauen Haare aus, — es war ein Anblick zum Erbarmen!

Auch im Tode noch war Karlos ſchön. Sein Geſicht war blaß aber nicht im geringſten entſtellt, denn als er ſchlummerte im Arme der Liebe, war ihm unverſehens der plötzliche Tod genaht und deſſen Qualen hatte er nicht empfunden. Noch zuckte ein rührendes Lächeln um den feinen Mund; zwanglos, wie ſchlummernd waren die Augenlieder geſchloſſen und duftige Roſen ſchlangen ſich durch ſeine üppigen kaſtanienbraunen Locken.

Sinnend und ſchweigend betrachtete Iſabella lange ihr Opfer; ſie erinnerte ſich der wonniglichen Stunden, in denen dieſe Arme, jetzt kalt und ſtarr, ſie liebkoſend und heiß umſchloſſen — nun erſt floſſen ihre Thränen, laut ſchluchzend ſtürzte ſie auf die Leiche hin, und ſchloß ſie zärtlich in ihre Arme.

Gar tief wurden die Anweſenden durch dieſe Scene gerührt; wie hätte der lebhafte Schmerz an des Erſchlagenen Jugendgeſpielin befremden können, — und wer hätte wohl in der zarten edlen Jungfrau ſeine Mörderin ahnen mögen? —

Ewig berühren ſich Extreme in des Menſchen Seele, wie überhaupt auf dem Erdenballe allenthalben, und ſchnell geht gerade die glühendſte Liebe zur entſetzlichſten Wuth der Eiferſucht und dieſe wieder in jene über. Ihr alle, die ihr jemals heiß liebtet, — gewiß wird euch die Behauptung nicht befremden.

Thränen des Herzens und nicht falſche Krokodillzähren waren es, welche aus Iſabellens Augen an Karlos Leiche in Fülle ſtrömten, und ihr Schmerz war ſo heftig, daß er ſie zu beſiegen drohte, — aber da ſah ſie plötzlich wieder den Geliebten an der Nebenbuhlerin Buſen liegen und wild raffte ſie, die Leiche von ſich ſtoßend, ſich empor und verließ haſtig die Todtenhalle.

Eine ins Leben ſelbſt entſchieden eingreifende That, — nicht Jahre und nicht der Ausſpruch der Gerichte, — machen die Jungfrau wie den Jüngling allein großjährig, und die Eigenthümlichkeit der That beſtimmt in der Regel die Bahn, welche der Weltbürger und die Bürgerin für die Zeit des Lebens wählt, und die erſte Schuld — ach Gott! eine blutige That — ſie leitet den Unglücklichen wohl für immer auf die breite lachende Straße, welche in Satanas Regionen führt.

Fünftes Kapitel.

Die Fürſtin Torquemada. — Die Heldin wird bei Hofe eingeführt.

Nein zu der Höfe Treiben — ein recht treffend Zeichen,
Es will kein Klaſſiker ein Bild dem Sänger reichen;
Doch liegt im Nichts ein Sinn — oft auch ein ſchwer Gericht,
Und eben fallt mir bei, daß der Lateiner ſpricht:
Exeat ex aulis, qui vult esse pius. *)

Das reitzende Bauermädchen in der Garbenhütte erſcheint wie ein deus ex machina, und wie kam ſie ſo ſchnell in des ſchüchternen, ſeiner Liebe ſonſt ſo treuen Jünglings Arm? — fragt mit Recht erſtaunt der ſinnige Leſer. Wohl fühle ich es, ich bin ſchuldig und auch dazu bereit, die Frage zu beantworten, nur verſtatte man mir mit Gunſt noch einen Augenblick.

---

*) Fliehe die Höfe, willſt du deine Tugend bewahren.

Unſeres unglücklichen Hidalgos Mutter ſtarb ſogleich nach des Söhnleins Geburt, und Karlos erhielt eine geſunde junge Bauersfrau als Amme, welche wenige Tage zuvor ein niedliches Mädchen zur Welt gebracht hatte.

Roſaura hieß des Knaben Milchſchweſterlein, und die beiden holden Kinder gediehen und wuchſen ſchnell an der Bruſt der ſorgſamen Amme in die Höhe.

Die erſten Jahre der Kindheit theilten Karlos und Roſaura, glücklich im jugendlichen Spiele, mit einander, und wahrlich — rührend war es zu betrachten, welche Anhänglichkeit die zarten Kinder einander bewieſen. Nachdem Karlos das ſiebente Jahr erreicht hatte, riefen Verhältniſſe ſeine Amme in ein, weit vom Schloſſe im Orangenhaine entferntes Dorf. Der Knabe mußte demnach von dem zarten Milchſchweſterlein ſich trennen, — grenzenlos war der Kinder Schmerz und gewaltſam mußte man ſie von einander reißen.

Der Kindheit Eindrücke haften im Menſchen im reifern Alter noch, und oft erinnerte ſich der junge Hidalgo in einſamen Stunden an die liebliche Roſaura, mit der er dieſelbe Milch getrunken, doch verwiſchte endlich das mit Iſabellen eingetretene Verhältniß, welches ſeine ganze Denk- und Seelenkraft gefangen hielt, jenes wehmüthige Andenken an die reitzende Geſpielin der Kindheit beinahe ganz aus ſeinem Herzen.

An jenem Tage, an dem die gräuliche That geſchah, wurde der junge Hidalgo von ſeinem Vater, welcher unpaßlich darnieder lag, hinaus auf das Feld zu den Arbeitern geſandt, um dort zum Rechten zu ſehen.

Da brachen gegen Abend das Gewitter und der furchtbare Sturm ſchnell herein, und die Arbeiter flohen vom Felde. Der Aufruhr der Natur ſagte des Jünglings Seelenſtimmung zu, denn ungewöhnlich finſter war auch ſie gerade, weil er am Mittage deſſelben Tages durch einen wilden leidenſchaftlichen Ausbruch des Stolzes und der Eiferſucht der angebeteten Herrin, tiefes Leiden erfahren hatte.

Langſam und ſinnend folgte der Jüngling den raſch fliehenden Feldarbeitern, um ebenfalls vor dem wilden Sturm Schutz zu ſuchen. Unterweges begegnete er einem fremden, jungen, höchſt reitzenden Bauermädchen. — Es war Roſaura ſeine Milchſchweſter, welche mit der Mutter erſt ſeit geſtern in die Heimath zurückgekehrt war. Dieſer Umſtand war dem Jüngling unbekannt geblieben, die Geſtalt des fremden Mädchens intereſſirte ihn ungewöhnlich; er ſprach ſie an. Die reitzende Jungfrau ſuchte ängſtlich die Mutter auf, die ſie beim Aehrenleſen verloren hatte. Man verſtändigte und erkannte ſich. — Wie könnte meine Muſe es wagen, das Entzücken der Milchgeſchwiſter zeichnen zu wollen, als ſie nach jahrelanger Trennung ſich unvermuthet wieder fanden; als zarte Kinder waren ſie geſchieden — nun ſtand ſie als hehre, blühende Jungfrau vor ihm, er als herrlicher Jüngling vor ihr.

Der Trieb des Herzens und der Natur beſiegte alle Rückſichten und mit wonniglichen Gefühlen ſchloß das Päärchen ſich in die Arme. — Man vergaß für den Augenblick die ganze Welt um ſich her. Heftiger wüthete der Sturm, ein dichter Platzregen rauſchte darnieder und zu ſpät war es nun, ein ſchirmendes

Dach zu erreichen — da thürmte Karlos Garben auf einander und unter ihnen ſuchte er mit der Jugendgeſpielin Schutz vor dem Ungewitter.

Das zarte Mädchen bebte bei den furchtbaren, ſich ſchnell wiederholenden Donnerſchlägen und ſchmiegte ſich ängſtlich an des Jünglings Seite. Ach welchen auffallenden Kontraſt mußte Karlos fühlen, zwiſchen der traulichen Hingebung dieſes guten ſanften Weſens und Iſabellens Wildheit und aufbrauſendem Stolz, und wer möchte ſich unter ſolchen Umſtänden darüber wundern, daß er, ſeiner ſelbſt vergeſſend, die Liebliche feſt in ſeine bebenden Arme ſchloß.

Ein tückiſcher Zufall führte die eiferſüchtige Unholdin in die Nähe, und die Kataſtrophe, welche furchtbar die zärtliche Scene unterbrach, wurde bereits im vorigen Kapitel gegeben.

Am dritten Tage nach vollführter ſchrecklicher That, weckten früh Morgens dumpfe Glockenſchläge unſere Donna aus einem qualvollen, unruhigen Schlummer. Gerade wurden des unglücklichen Karlos Ueberreſte zur Ruhe beſtattet. Iſabella bedurfte ſehr der gelaſſenen Stärke und ruhigen Gleichgültigkeit, die ſie ihrem Herzen gewaltſam zu erziehen ſuchte, und nur mühſam gelang es ihr, eine gewiſſe vorwurfsreiche Stimme mit Sophismen zu übertäuben, die nun und nimmermehr in ihrem Buſen ſich ganz wollte beſchwichtigen laſſen.

Die Kugel hatte, wie ſchon erwähnt, der armen kleinen Roſaura Hand gänzlich zerſchmettert, und der Mühe ungeachtet, welche der Arzt ſich gab, das gute Mädchen zu retten, kam endlich doch der Brand in die Wunde. Nachdem Karlos nur erſt einige Stunden im Schoos der ſtillen Erde ruhte, verſchied auch die Unglückliche in wilden gräulichen Phantaſien, und mitleidig verſtattete man ihrer Leiche ein Plätzchen an des geliebten Milchbruders Seite.

Vergebens bot man alles auf, den ſtrafwürdigen Mörder des geliebten Päärchens zu entdecken; ein undurchdringlicher Schleier verhüllte die ſchwarze That.

Das einſame Schloß im Orangenhain war ſolchergeſtalt in eine Wohnung des Jammers und der Trauer verwandelt. Don Alphonſo, der unglückliche Vater, wankte mit raſchen Schritten, ſich ganz dem dumpfen Grame überlaſſend, ſichtbarlich dem Grabe zu; auch auf Iſabellens Erzieherin, auf die ohnehin ſehr kranke Donna Elvira, hatte das Ereigniß, welches in der erſten Verwirrung ihr unvorſichtig genug mitgetheilt worden war, ſehr nachtheilig gewirkt und man erwartete mit jedem Tage ihren Tod. — Donna Iſabella ſelbſt irrte wild und in ſich ſelbſt verſchloſſen in den benachbarten dicken Wäldern umher, und ſelbſt dem phlegmatiſchen Pater Bonifacio wollte der ſüße Wein nicht mehr munden ſo wie ſonſt.

Donna Elvira fand endlich das Ende ihrer Leiden, und Don Alphonſo mußte ſeiner Pflicht gemäß, dieſen Todesfall ſowohl als auch die übrigen auf dem Schloſſe im Orangenhaine vorgefallenen Ereigniſſe, nach Madrid an ſeine Herrin die Fürſtin Torquemada melden.

Heftig erſchrak die edle Dame ob dieſen traurigen, ganz unerwarteten Nachrichten und ſtehenden Fußes entſendete ſie eine alte Kammerfrau nach dem Schauplatze des Schreckens, mit dem Befehle, Iſabella nach Madrid zu geleiten.

Mit ſothanen Vollmachten verſehen, erreichte die Kammerfrau das Schloß im Orangenhain, und zum erſtenmal nach langer Zeit wallte Iſabellens Herz endlich einmal wieder in Freude auf, als die Abgeſendete ihres Auftrages ſich entlediget hatte. Schon der Aufenthalt in jenem einſamen Schloſſe war jetzt an und für ſich ſelbſt Iſabellen im höchſten Grade zuwider und verhaßt, jeder Gegenſtand erinnerte ſie hier an den geopferten Geliebten und an ihre grauſe Schuld: anderwärts ſehnte das verwilderte Herz der glühenden jungen Hiſpanierin ſich auch hinaus in die große Welt; ſolch' reger Sinn mochte ſich nicht gefallen in einem engen Wirkungskreiſe ländlicher Ruhe und häuslichen Friedens; im Leben draußen wähnte die lebendige Phantaſie des Mädchens die reitzenden abentheuerlichen Verwickelungen ihrer Romane in der That zu finden. Ferner erwachte in Iſabellens Bruſt nun auch die höchſte Spannung zu erfahren, wer ſie ſei und wem ſie eigentlich angehöre, denn Niemand vermochte hier über dieſen Punkt ihre Neugierde zu ſtillen, und von der Fürſtin, ihrer edeln Wohlthäterin allein, durfte ſie hoffen, befriedigende Aufſchlüſſe zu erhalten.

Kaum konnte die Donna den Augenblick der Abreiſe erwarten. Kalt trennte ſie ſich von dem Schauplatze ihrer jugendlichen Spiele, und im Herzen frohlockend, in ſüße Phantaſien einer glänzenden Zukunft eingewiegt, beſtieg ſie den Wagen. Während der Reiſe ging der Ungeſtümen nichts raſch genug und die alte Kammerfrau hatte mit dem Fräulein deshalb ihre liebe Noth.

Eines Abends ſpät erreichte man endlich Madrid und wie pochte Iſabellens Herz, als ihr die Begleiterin aus der Ferne ſchon den prachtvollen Pallaſt der Fürſtin Torquemada bezeichnete, denn hier glaubte ſie, mußte der dunkle Schleier fallen, der ihre Abkunft und künftiges Lebensloos bis jetzt bedeckte.

Die Fürſtin Torquemada, ſchon den Sechzigern nahe, gehörte unter die kleine Anzahl alter Damen, die im Winter ihres Lebens noch bedeutende Spuren ehemaliger hehrer Schöne bewahrt haben, und im Umgange, wie durch ihr ganzes Benehmen, ungewöhnliches Intereſſe einzuflößen im Stande ſind.

Sie vernachläſſigte keinesweges die Haltung ihrer ſchlanken majeſtätiſchen Geſtalt, und aus dem großen braunen Auge ſtrahlte immer noch Feuer, wenn ſchon ein ſanftes; auf dem blaſſen Geſicht ſprachen ſchwermuthsvolle Züge und ein eigenes gutmüthiges Lächeln an — jede Bewegung und jedes Wort der Fürſtin aber durften für eben ſo viele Zeugen gelten, daß ſie ihres Werthes und ihrer Würde ſich bewußt war, und doch konnte anderwärts eine Dame ihres Standes die Beſcheidenheit und Selbſtverläugnung wieder nicht weiter treiben, als gerade ſie.

Nie in ihrem Leben hatte Iſabella ihre edle Wohlthäterin geſehen, denn ſie war, wie ſchon früher erwähnt wurde, als zartes Kind von der Fürſtin nach dem, weit von der Hauptſtadt entlegenen, Landſitz geſendet worden, und beide Damen waren daher, eine jede auf den Anblick der andern, im höchſten Grade geſpannt.

Die Fürſtin hatte an jenem Abende die Ankunft Iſabellens erwartet und befand ſich allein. Jetzt öffnete ſich die Flügelthüre, und vom Schimmer der reichſten Beleuchtung umfloſſen, ſtand das Fräulein der majeſtätiſchen Frau gegenüber, deren würdevolle Geſtalt, durch einen ſchwarzen Anzug noch mehr erhoben, beſonders feierlich anſprach. Ehrerbietig beugte ſich Iſabella über die Hand der erhabenen Dame, doch die Fürſtin, ſichtbar gerührt, ſchloß ſie ſogleich in ihre Arme, und auch unſere Donna fühlte ſich heftig bewegt. Der erſte Anblick ſchien beide Damen zufrieden geſtellt zu haben, und ungemein liebevoll behandelte die Fürſtin das Fräulein, über deren blendende Schönheit ſie nicht weniger erſtaunte, als über das Ernſte ihres Charakters und über die Sicherheit des Benehmens, welches weder des Mädchens Jahren noch der erhaltenen Erziehung auf dem Lande entſprach.

Seit mehreren Tagen lebte Iſabella nun in der Fürſtin Pallaſt. Oefters war ſie ſchon im Begriff geweſen, der Wohlthäterin mit der Bitte zu nahen, ihr das Geheimniß ihrer Abſtammung zu löſen, aber immer ließ eine gewiſſe, ihr ſelbſt unerklärliche ängſtliche Scheu, ſie die Bitte, welche ſchon auf ihrer Zunge ſchwebte, wieder unterdrücken. Endlich faßte die Donna, gewaltſam ſich überwindend, den Muth das Wort auszuſprechen.

Ein

Ein ungewöhnlicher Ernſt überzog hier das ſonſt ſo freundliche Geſicht der Fürſtin und nach einer Pauſe langen Nachdenkens, ließ die erhabene Dame ſich alſo vernehmen: „wenn die Frage, mein Kind! welche du mir ſo eben vorlegteſt, ſchon an ſich ſehr natürlich und verzeihlich iſt, ſo bitte ich dich doch, deiner eigenen Ruhe halber, ſie nie wieder auszuſprechen, indem ich ſie dir nicht beantworten kann. Bekümmre dich nicht weiter um das Geheimniß deiner Abkunft und ſei mit der Verſicherung zufrieden, daß du in mir ſtets und in jeder Hinſicht eine ſorgſame Mutter finden wirſt.“ — Die Fürſtin umarmte mit dieſen Worten Iſabellen neuerdings, eine heftige Bewegung mühſam unterdrückend, und das Fräulein mußte ſich damit begnügen, wenn gleich eine ſothane Abfertigung blos dazu geeignet war, ihre Neugierde noch viel höher zu ſpannen.

Uebrigens mußte die Fürſtin den Hof über Iſabellens eigentliche Abſtammung unterrichtet haben, und dieſe nicht gemeiner Art ſein, weil ſie die Erlaubniß erhielt, die Pflegetochter dort einzuführen; ein Vorzug den ein Hof, wie der Spaniſche, an dem die ſogenannte Grandeza bekanntlich die höchſte Potenz der Lächerlichkeit erreicht hat, nicht ohne große Vorſicht zu ertheilen pflegt.

Die Fürſtin machte zu Iſabellens Einführung bei Hofe Anſtalten, wie ſie ihr Anſehen und Reichthum verlangten, und erſchien endlich im höchſten Glanze bei der Cour, die Pflegetochter am Throne vorzuſtellen.

So ſcharfe Grenzlinien zum Unterſchiede der Stände und Verhältniſſe in der menſchlichen Geſellſchaft auch immer gezogen zu ſein ſcheinen, gewiſſe Erſcheinungen haben die verſchiedenartigſten Vereine der Sterblichen doch miteinander gemein.

Zeigt ſich auf dem holperigten Tanzboden der Dorfkneipe eine fremde, wohlgeputzte, feine Bauerdirne, ſo erregt ſie unter den jungen bäuriſchen Galants ein nicht geringeres Aufſehen, als eine junge, erhabene, in Brillanten glänzende Schönheit, wenn ſie zum erſtenmale den glatten Boden eines Hoflagers betritt, unter den jungen Kammerjunkern und Offizieren von Rang Senſation hervorbringt.

Iſabellens glänzendes Erſcheinen bewährte die Wahrheit dieſer Erfahrung ebenfalls, und ihre Schönheit, ihr Anſtand, nebenher auch wohl der Rang und Reichthum der fürſtlichen Pflegemutter, entflammten alle junge Herzen für das neu aufgegangene glänzende Meteor am Horizonte — der vornehmen und großen Welt.

Die Aufmerkſamkeit, welche jedermänniglich dem Fräulein zollte, ſchmeichelte der Fürſtin ungemein, und reichten Iſabellens angeborenem Stolze neue Nahrung.

Es giebt Schildereien, welche dem Romandichter in der Regel allezeit miſlingen, dem Nichtkenner des auszumalenden Gegenſtandes gewöhnlich falſche Begriffe von demſelben beibringen, und dem Kenner das Mißlungene der Zeichnung lebhaft fühlen und belächeln laſſen.

Unter jenen gemeinten Schildereien gelingt keine ſeltener, als das Zeichnen der Höfe und ihres eigenthümlichen Weſens. Wie mancher berühmte und nicht berühmte Skribler machte in jenem fruchtloſen Streben arge Mißgriffe ſchon, denn je mannigfaltiger, verwickelter und feiner die Nüancen des Objektes ſind, deſto ſchwieriger bleibt es, von ihm ein treffendes Bild zu entwerfen.

Am gerathenſten bleibt es daher immer, klug eine Klippe zu meiden, an der ſchon viele ſcheiterten, und nach ſothanen gar weiſen Reflexionen, werde ich mich wohl hüten, eine detaillirte Beſchreibung der Sphäre zu unternehmen, in welcher meine Heldin jetzt wallte; im Gegentheile begnüge ich mich, den geneigten Leſer blos darauf aufmerkſam zu machen, daß ein Keim, wie er in unſerer Donna Buſen ſchlummerte, nothwendigerweiſe gerade in der Hofluſt ſchnell und vorzüglich gedeihen und luſtig zur Höhe ſproſſen mußte, denn ſo wie wir Iſabella bereits kennen gelernt haben, kann die Behauptung nicht befremden, daß Intrigue und Koketterie die Felder waren, in welchen ſich ihr unſtäter, wilder, unternehmender Geiſt und ihr ungebändigter Stolz am liebſten bewegten.

Die Fürſtin ſtaunte über die Leichtigkeit, mit welcher ſich Iſabella, das Kind ländlicher Fluren, in die Weiſe und den Ton der großen Welt zu finden wußte, und wenn die erhabene edle Dame hierüber gleich ſehr erfreut war, ſo lernte ſie nichts deſtoweniger frühe genung auch die Schattenſeiten in des Fräuleins Charakter kennen, welche ſo ſtark aufgetragen waren, daß deren Daſein die Fürſtin für ihren Liebling zittern machte. Die ſanfte, weltkluge Dame gab ſich zwar alle erdenkliche Mühe, der Pflegetochter leidenſchaftliche Heftigkeit zu mildern, ihren Stolz herabzuſtimmen, und das junge wild bewegte Herz mit ſanftern Gefühlen zu erfüllen; allein ſchon war der böſe Keim in des Mädchens Bruſt zu unbeachtet empor gewachſen, ſchon zu tiefe Wurzeln hatte er geſchlagen im nur zu empfänglichen Grunde ihres heißen Herzens, als daß es noch hätte gelingen können, ſein ſchnelles Gedeihen zu hemmen.

Mit Aengſtlichkeit ſtrebte die hehre Fürſtin dahin, der jungen geliebten Pflegetochter Unſchuld wenigſtens zu bewahren; die arme Betrogene glaubte ein güldnes Vließ zu bewachen, welches, ſich ſelbſt dadurch zerſtörend, längſt ſchon ein kühner Jaſon geraubt hatte.

Sechſtes Kapitel.

Suſanna im Bade. — Der ſeltſame Zweikampf.

„Jedem Weſen ward
„Ein Nothgewehr in der Verzweiflungsangſt,
„Es ſtellt ſich der erſchöpfte Hirſch und zeigt,
„Der Meute ſein gefürchtetes Geweih,
„Die Gemſe reißt den Jager in den Abgrund —
„Der Pflugſtier ſelbſt, der ſanfte Hausgenoß
„Des Menſchen, der die ungeheure Kraft
„Des Halſes duldſam unters Joch gebogen,
„Springt auf, gereizt, wetzt ſein gewaltig Horn
„Und ſchleudert ſeinen Feind den Wolken zu."

Walther Fürſt in Schillers Tell.

Von allen Seiten ſah ſich die reitzende Iſabella von lüſternen Höflingen umflattert; jeder ſetzte Alles daran, der Erſte die ſchöne Blume zu brechen. Allein ſo heiß das glühende Herz in des Mädchens wild fliegendem Buſen auch pochte, dieſe Menſchen waren es nicht, deren Fallſtricke Gefahr ihr drohten. Nicht nach Gewöhnlichem ſtrebte dieſes Weſens ſeltſamer, eigener Geiſt, und ſollte ſie ſich einem ſchönen

Manne liebeglühend ergeben — wahrlich es durfte kein Höfling gemeinen Schlages ſein.

Zu jener Zeit befand ſich am Hofe zu Madrid ein Graf von Florida, ein kühner Wüſtling ſonder Gleichen. Die Hofdamen nannten ihn unwiderſtehlich und intereſſant. Ganz jung war dieſer Florida nicht mehr, er hatte das dreißigſte Jahr bereits zurückgelegt. Sein Geſicht trug keinen andern Ausdruck als den, welchen frühes und häufiges Fröhnen zerſtörender Leidenſchaften, unverkennbar in Phyſiognomien zu graben pflegt. Seine übrigens glückliche körperliche Bildung kam indeß dem Grafen noch einigermaßen zu Hülfe. Ohne hervorſtechenden Verſtand, war er jedoch Meiſter im höfiſchen Formenweſen, und in die Intriguen der feinen Welt ganz eingeweiht. Dabei war er nicht wenig ſtolz auf den Ruf der Unwiderſtehlichkeit bei den Damen, und das Bewußtſein dieſes Rufes, erfüllte ihn mit einer kühnen Unverſchämtheit, von deren Höhe ſich auch der menſchenkundigſte Leſer kaum einen Begriff zu machen im Stande ſein wird.

Mit wenigen Zügen nur haben wie es verſucht das Bild des höfiſchen Wüſtlinges zu entwerfen, allein wir halten dafür, ſie reichen hin ihn zu charakteriſiren. Auch auf die neue Erſcheinung am Hofe, auf die reitzende junge Iſabella, warf der Graf das lüſterne Auge, und nahete ihr in ſeiner kühnen Zuverſicht, die in ſolcher Stärke ihm allein eigen war. Manches Opfer war dem beſonnenen Wollüſtlinge ſchon gefallen, doch mit Iſabellen wurde ihm ſo leichtes Spiel nicht. Sie behandelte ihn, wie man einem ungezogenen Kinde zu begegnen pflegt, über deſſen Unarten man wohl einmal lacht, ohne ſie übrigens weiter zu beachten. Jener Widerſtand reitzte die üppige Gluth des Grafen noch mehr, er beſchloß hier durch einen genialen Gewaltſtreich zu ſiegen, und nur wer aus Erfahrung weiß, welche Meinung ein Narr ſolchen Gelichters von ſich hegt, der ſich in allem Ernſte für unwiderſtehlich hält, wird Floridas tollkühnes und unſinniges Beginnen, welches ich jetzt mitzutheilen Willens bin, begreifen.

Die Fürſtin Torquemada war im Beſitze eines, vor den Thoren, der Hauptſtadt ziemlich entfernt gelegenen, prachtvollen Landſitzes, auf welchem ſie, in der Pflegetochter Geſellſchaft, zur Sommerszeit öfters mehrere Tage hintereinander zu verleben pflegte.

Die Apartements, welche ſich Iſabella in jenem Sommerſchloſſe zur Wohnung erſehen hatte, befanden ſich im Erdgeſchoſſe. Sie beſtanden unter andern in einem herrlichen geräumigen Saale, deſſen Wände noch der verſtorbene Fürſt mit Waffen der Vorzeit dekorirt hatte, welche dem Gemache einen feierlichen Anſtrich verliehen. Zunächſt an den Saal ſtieß ein geſchmackvolles Kabinet, in dem ſich eine, noch im Alt-Mauriſchen Geſchmacke eingerichtete, Badeanſtalt befand, wie ſie bei den Vornehmen in Spanien bis auf dieſen Augenblick beliebt ſind.

Einſt ſpät am Abende wollte Iſabella, bevor ſie ſich zur Ruhe verfügte, nach der Sitte ihres Vaterlandes, durch ein erfriſchendes Bad ſich noch ſtärken.

Ganz nackt, in der vollen üppigen Schöne ihrer hehren Geſtalt, ſaß das reitzende Mädchen auf einem Tabouret vor der alabaſternen

Wanne. Ihre Stellung war zufällig dieſelbe, welche einſt ein unſterblicher Künſtler aus der altdeutſchen Schule ſeiner Suſanna im Bade gegeben hat: die runde volle Wade des linken Beines ruhte auf der üppigen Lende des rechten, die kleine zarte Hand des linken Armes hatte das Knie des rechten Beines umfaßt und nachläſſig lag das andere Händchen im Schooße; die aufgelöſten langen glänzenden Locken beſchatteten den ſtolzen Nacken und die herrliche Schwanenbruſt. — Eben wollte ſich Iſabella erheben, da rauſchte eine verborgene Tapetenthüre, und — wer beſchreibt das Erſtaunen und Entſetzen der Donna? — Graf Florida trat ein und ſtürzte vor ihr auf die Knie. Liſt und Beſtechung hatten ihm die Gelegenheit erſpähen und benutzen helfen.

Tauſende von Mädchen würden in ähnlicher Lage laut kreiſchend zu fliehen verſucht haben; ein gleiches Benehmen erwartete der Graf auch von Iſabellen, ſein Plan ſtand für dieſen Fall feſt und — vielleicht hätte er geſiegt; aber das Fräulein benahm ſich anders und war ſchnell gefaßt. — Glücklicherweiſe ſaß ſie gerade auf einem Tibeter Shawl; raſch hüllte ſie ſich in das große koſtbare Umſchlagetuch, — ruhig ſtand ſie dann auf und ſprach milde: „Graf! nur verzweifelnde, brennende, ſich ſelbſt verzehrende Liebe wagt ſolchen kühnen Schritt, und verdient erkannt zu werden. Gedulden Sie ſich eine Minute nur, gleich bin ich bei Ihnen.“ Mit dieſen Worten ſchlüpfte die Donna durch die Thür des anſtoßenden Saales und Florida ſtand voll Verwunderung und ganz außer Faſſung da. Eine ſolche Scene hatte er nicht erwartet; „wäre es möglich,“ ſprach er bei ſich ſelbſt, „ſollte ich ſiegen auf eine Art, wie meine kühnſten Hoffnungen ſie nicht zu träumen ſich getrauten? Weiber! ein unauflösliches Räthſel ſeid Ihr und werdet ewig es bleiben.“

In dem Saale hatte unſere Heldin einen Amazonenhabit liegen, ſchnell warf ſie ſich in das Kleid, riß ein Paar gewichtige Ritterſchwerter von der Wand und, mit dieſen im Arme, kehrte ſie zurück ins Kabinet.

Mit einem wilden Blick maß ſie nun die Geſtalt des bebenden Grafen, dann warf ſie ihm ein Schwert vor die Füße, entblößte das ihrige und rief: „Elender, vertheidige Dich!“ — Florida wollte ſprechen und weichen, aber die Donna drang ſo wüthend auf ihn ein, daß er nicht mehr den Ernſt der Sache bezweifeln konnte. Dem Gräflein fing an für das eigene theure Leben zu bangen, er griff nach dem Pallaſch und fing ungeſchickt genug an Iſabellens Stöße zu pariren.

Nicht lange dauerte es, da fuhr die Spitze von der Donna Schwert in des Grafen Bruſt, welcher ſogleich ein dichter Blutſtrom entquoll und röchelnd ſtürzte Florida zu Boden.

Nun machte Iſabella Lärm; Bediente mit Lichtern eilten herbei und das Geräuſch drang bis zu der Fürſtin Gemach. Die würdige Dame hatte ſich bereits zur Ruhe begeben, der plötzliche ungewöhnliche Lärm ſchreckte ſie auf — ſie klingelte, ſie rief, aber Niemand erſchien. Beſtürzt raffte die Fürſtin ſich ſelbſt auf und gelangte wankend ins Erdgeſchoß. Himmel! welch’ Grauen erfaßte die ſchwächliche alte Dame, als ſie den Grafen von Florida in ſeinem Blute ſchwimmen ſah. „O Gott!“ rief ſie aus, „was iſt hier geſchehen?“ —

„„Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt
„„Am Schänder unſres Namens — unſrer Ehre."" erwiederte Iſabella und erzählte gelaſſen und ruhig nun den Hergang der Sache.

„Kind! Kind! ein furchtbarer Geiſt wohnt Dir bei!" rief die Fürſtin abermals voll Schauder und Entſetzen aus, nachdem ſie Alles vernommen.

Zum Glücke war des Grafen Wunde nicht tief und gefährlich; er wurde ſogleich ſorgſam verbunden und war in kurzer Zeit wieder hergeſtellt.

So viele Mühe man ſich deshalb auch gab, der Vorfall blieb weder dem Hofe noch der Welt verborgen und erregte natürlicherweiſe große und allgemeine Senſation.

Florida fiel ſogleich in Ungnade und erhielt die Weiſung, ſich zur Stelle nach ſeinen Gütern zurückzuziehen. Dagegen ſtaunte jedermänniglich den heroiſchen Muth und die männliche Beſonnenheit des jungen zarten Fräuleins an; wer hätte die hochherzige That auch verkennen mögen? —

Iſabella erſchien als Verfechterin des

höchſten Gutes, als Verfechterin ihrer jungfräulichen Ehre und die feilen ſchmeichelnden Schranzen nannten ſie ſogar, – an die Galliſche Heldenjungfrau erinnernd – die Hiſpaniſche Juana.

Als die Fürſtin Torquemada nach jenem Vorfalle mit der Pflegetochter zum Erſtenmale wieder bei Hofe erſchien, wich Alles ehrerbietig zurück und Iſabella empfing von den allerhöchſten Herrſchaften ſelbſt, Beweiſe vorzüglicher Gnade als ſtillſchweigende Billigung der kühnen That, die ſie vollbracht.

Nimmermehr mochte die Fürſtin, die ſanfte Dame, jene unweibliche Handlung Iſabellens loben, wenn gleich die That den Nationalcharakter des Landes überhaupt lebendig anſprechen mußte; aber etwas eitel war die ſonſt ganz vortreffliche Donna dennoch, denn welches Weib könnte Evas Abſtammung wohl verläugnen? — Ihr ſchmeichelte der Weihrauch, welcher der Pflegetochter duftete, gar ſehr, und beſonders brachte die Auszeichnung, welche Iſabella an jenem Abende bei Hofe erhielt, auf die Fürſtin einen mächtigen Eindruck hervor. Als die Damen nach Mitternacht wieder in ihrer Wohnung angelangt waren, vermochte die Fürſtin nicht länger eine ungewöhnliche Weichheit und Rührung zu verbergen. „Mein gutes Kind," ſprach ſie zu Iſabellen, „längſt wünſchteſt du das Geheimniß deiner Abſtammung zu erfahren. Meine eigene Geſchichte, die ich für dich aufgeſetzt habe, wird dir darüber Aufklärung geben: erſt nach meinem Tode, ſo war es feſt beſchloſſen, ſollteſt du den Aufſatz leſen; aber du bewahrſt einen kräftigen, einen ſeltenen männlichen Sinn in der zarten Bruſt, ich kann dir vertrauen und will dir nicht länger Geheimniſſe vorenthalten, die ſo nahe dich berühren."

Mit dieſen Worten öffnete die Fürſtin ihren Sekretär, und langte ein Heft hervor, welches ſie Iſabellen ſchweigend überreichte. Hierauf ſchloß die heftig bewegte Dame das Fräulein laut ſchluchzend in ihre Arme. Lange dauerte dieſe Umarmung, dann riß ſich die Fürſtin los und verſchwand ſchnell durch die Thüre des Seitengemachs.

Iſabella eilte in ihr Schlafkabinet, warf ſich auf die Eſtrade, ſchürte das hell flammende Lämpchen, entfaltete das erhaltene Heft, und verſchlang voll neugieriger Spannung den Inhalt der Schrift.

Siebentes Kapitel.

Geſchichte der Fürſtin Torquemada.

Oftmals täuſchen die Männer, und nicht oft zärtliche Schönen;
Ihre Fehler, ſie ſind nicht von betrüglicher Art.
Jaſon verließ treulos, als Mutter, ſeine Medea,
Bald ein anderes Weib drückend als Braut an die Bruſt.
O! wie bebete, Theſeus! um Dich, — vor den Vögeln des Meeres,
Ariadne, die du ließeſt am Ufer zurück.
Und Aeneas, der Fromme genannt, doch gab er als Gaſt dir
Dido! den Dolch und mit ihm auch den erſchrecklichen Tod.
Ovid.

Was unſere Heldin las in der tiefen Stille der Nacht, ich gebe es treu und wörtlich dem Leſer wieder. Der Fürſtin eigenhändige Denkſchrift — ſie befindet ſich jetzt in den Archiven einer alten Helvetiſchen Stadt — lautete von Wort zu Wort alſo:

„Iſabella! wenn Du dieſe Zeilen leſen wirſt,

iſt

„iſt die treuſte Freundin deines Lebens bereits Staub. Vorerſt vernimm ein Geheimniß, welches ich während meiner Lebenszeit nicht vermochte dir mitzutheilen. Theuerſte Iſabella! du biſt meine Tochter, ja du biſt mein eigenes leibliches Kind.“

Das Heft entſank hier der Donna Hand, und eine lange Pauſe war erforderlich, ehe das Fräulein ſich nach einer heftigen Bewegung, welche dieſe wichtige, ganz unerwartete Nachricht auf ſie hervorbrachte, wieder erholen und weiter leſen konnte. Die Fürſtin fuhr in ihrer ſchriftlichen Geſchichtserzählung folgendermaßen fort:

„Ich bin die Tochter des Herzogs von Infantado. Als mein reicher und, durch ſeinen Einfluß auf unſere damalige Regierung, wichtiger Vater ſtarb, hatte ich kaum das vierzehnte Lebensjahr zurückgelegt. Meine gute Mutter, welche ohnehin ſeit Jahren an einer ſchmerzhaften chroniſchen Krankheit litt, wurde durch den Tod ihres geliebten Gatten tief gebeugt, und ihre Geſundheitsumſtände verſchlimmerten ſich ſchnell und bedeutend. Kenntnißreiche Aerzte empfahlen der Siechen dringend den Gebrauch eines im ſüdlichen Frankreich liegenden Bades; meine Mutter beſchloß dem aerztlichen Rathe Folge zu leiſten und in ihrer Geſellſchaft reiſte ich über die Pyrenäen an den Ort, wo ſie von der ausländiſchen Hygea Geneſung hoffte.“

„Wir kamen im Bade an, bezogen ein einſam gelegenes Haus und lebten ſehr ſtill und zurückgezogen.“

„Bevor ich meine eigene Geſchichte weiter verfolge, muß ich noch bemerken, daß meine Mutter keine geborne Spanierin war, ſondern aus einer alten vornehmen deutſchen Familie abſtammte. Der Herzog hatte das Fräulein auf ſeinen Reiſen durch jenes Land kennen lernen, und ſie liebenswürdig gefunden. Es war ihm gelungen, eine ähnliche Neigung für ſeine Perſon im Herzen des deutſchen Fräuleins zu erwecken, in deren Folge ſie ihm als Gattin die Hand reichte und mit ihm nach Spanien reiſte. Immer hatte meine Mutter eine große Vorliebe für ihr Vaterland im Herzen bewahrt, mußte jedoch bei Lebenszeiten meines Vaters, des Herzogs von Infantado, jene Vorliebe gewaltſam unterdrücken, weil er, überhaupt ein eigener und beſpotiſcher Mann, ſolche Aeußerungen zornig mit ſeinem höchſten Mißfallen beſtrafte, und ſelbſt keine Briefe durfte meine arme Mutter mit den Ihrigen nach den fernen Landen der Heimath wechſeln; ſtets wachte der Herzog ſtrenge darüber, daß es nicht geſchah. Ob ihn vielleicht beſondere und triftige Gründe beſtimmten, in dieſem Punkte mit ſolcher ſcheinbar gefühlloſen Härte gegen die Gattin zu verfahren, iſt mir nie bekannt geworden."

„Genug! nach dem Tode meines Vaters erwachte in dem Buſen meiner Mutter, der verwittweten Herzogin, die Sehnſucht nach ihrem Vaterlande in erneuter Stärke und Heftigkeit; und ſie beſchloß, wenn ihre zerrüttete Geſundheit nur einigermaßen hergeſtellt ſein würde, eine Reiſe in die liebe Heimath zu unternehmen. Ich theilte mit meiner Mutter bald ihre heiße Sehnſucht nach den deutſchen Landen — kein Wunder! es hatte ihr Mund mir von Jugend auf jene Gefilde ſo angenehm und die Bewohner derſelben ſo gut und gefühlvoll beſchrieben."

„Einſt erhielten wir die Liſte der neuen im

Bade angekommenen Gäſte, meine Mutter warf einen Blick hinein — da überzog ihre blaſſen Wangen plötzlich ein hoher Karmin, und die halb erloſchenen matten Augen der Kranken ſtrahlten Feuer: „„Ein deutſcher Kavalier, ein Offizier, der Baron von Aſpern iſt hier,““ rief ſie aus; „„die Aſpern ſind weitläuftig verwandt mit meiner Familie,““ fuhr die erfreute Mutter ſchnell redend fort, „„unſere Güter grenzen dicht an einander, er iſt mein Vetter, wahrſcheinlich der Sohn meines Jugendgeſpielen, ich muß ihn ſprechen.““ Sogleich ſchrieb meine Mutter dem Fremden ein Billet und bat ihn zu ſich. Kaum konnte ſie, aufgeregt wie ſie einmal war, die Ankunft des Offiziers erwarten; auch meine kindiſche Neugierde war ſehr geſpannt, den deutſchen Vetter zu ſehen.“

„Der Erwartete wurde endlich gemeldet und trat in die Stube. Nimmer werde ich den heftigen Eindruck vergeſſen, den der erſte Anblick des ſchönen deutſchen Jünglings auf mich hervorgebracht. Mein Auge war bisher nur an männliche Geſtalten Hiſpaniens gewöhnt; wie vortheilhaft ſtachen die runden Formen des martigen, ſchlank und erhaben gebauten Deutſchen, ſeine weiße Farbe, ſeine zarte Haut, die blühenden Wangen, vor allem aber ſeine üppigen güldenen Locken und ſein ſeelenvolles, großes, gutmüthiges blaues Auge gegen das trockene, ſchwarzbraune Aeußere, gegen den kleinen Wuchs, gegen die blinzenden Aeuglein und ſtruppigen ſchwarzen Haare der Spanier ab."

„Jetzt erhob der Jüngling den Blick. Sein blaues Auge begegnete dem meinen, er erröthete ſchnell, ſah zur Erde, und gewann nur mit Mühe ſo viel Faſſung wieder, meine Mutter bewillkommen zu können."

„Die darauf folgende Unterhaltung beſtätigte die Muthmaßungen der Herzogin. Der junge Baron von Aſpern war unſer Vetter und theilte der Mutter die befriedigendſten Nachrichten über ihre Familie mit."

„Von nun an war Hypolit, — ſo hieß der Vorname des Barons — täglich in unſerm Hauſe. Die kranke Mutter ſchlief viel, wir beide waren oft allein. — O es waren ſelige Augenblicke des Keimens der erſten brennenden Liebe, — beſchreiben laſſen ſich jene ſüße Gefühle nicht, aber — doch was beginne ich Thörichte? warum ſpreche ich ſo zu dir, meine geliebte Iſabella! – iſt, wenn du dieſes leſen wirſt, wie ich hoffe, dein Herz noch frei, ſo beſchwöre ich dich, ſuche dieſe Freiheit zu bewahren, oder ſinke wenigſtens nie bis zur Sklavin deiner Leidenſchaft herab; unterdrücke nie die ernſte Stimme der Vernunft auf Koſten eines zu regen, hingebenden Gefühls. Hat dich Eros Pfeil verſchont und dir begegnet auf deinem Lebenspfade ein deutſcher Jüngling — o ſo rufe zu deinem Schutze dem Schatten der verklärten Mutter; die lieblichen blonden Jünglingsgeſtalten der Fremden erfüllen des ſpaniſchen Weibes heißen Buſen mit unausſprechlich wonniglichen Gefühlen, aber wehe der Armen, die durch den Schein ſich bethören läßt; jene leichtſinnige Fremdlinge haben keinen Begriff von ſpaniſcher Liebe und Treue, ſie gleichen den Schmetterlingen, welche die Blume verlaſſen, wenn ſie den Honig aus dem duftigen Kelche geſogen."

„Doch ich will nicht vorgreifen in der Geſchichte meines unglücklichen Lebens. — Bald ſchwur mir Hypolit ewige Liebe und Treue, und ich erwiederte den Schwur mit glühendem und aufrichtigem Herzen, meine gute Mutter ſegnete freundlich und zufrieden unſern Bund. Ihre Geſundheit fing an ſich allmählig zu beſſern; nach vollendeter Kurzeit wollten wir zuſammen nach Deutſchland reiſen, und im Schooße der Familie meiner Mutter und jener des Baron von Aſpern, ſollte meine Vermählung mit dem leztern vollzogen und gefeiert werden. So war der Plan."

„Mein Hypolit, voll Gefühl, war ſo liebenswürdig, ſchien ſo innig, ſo zart mich zu lieben, und eine kurze Zeit genoß ich mit der reinſten Minne den Vorgeſchmack der Wonne der Seligen. Doch tückiſch ſind die Launen der Schickſalsgötter gegen die Sterblichen; nur ſcheinbar war die Beſſerung der Geſundheit meiner Mutter geweſen, nur zu bald verſchlimmerte ſich ihr Uebel in einem hohen Grade, und ehe man es ſich verſah, war ſie hinüber geſchieden in die Gefilde der Ruhe und des Friedens."

„Mein Schmerz war grenzenlos und kaum vermochte es des theilnehmenden, zarten Hypolits Liebe, mich für Troſtgründe nach und nach empfänglich zu machen. Endlich fing ich an, mich in das unabwendbare Schickſal zu finden; ein zärtlicher, liebevoller Gemahl ſollte mir für die Zukunft die beſte aller Mütter erſetzen. Glücklicherweiſe hatte die Herzogin, meine Mutter, gleich nach dem Tode ihres Gatten den Plan gefaßt, den Reſt ihres Lebens in der ihr ſo lieben Heimath zu beſchließen. Sie hatte aus dieſem Grunde alle liegenden Güter ſchnell veräußert; mein ganzes anſehnliches Vermögen war beweglich, und nach Ablauf der Trauerzeit wollte ich meinen Hypolit, den heiß geliebten Jüngling, ehelichen und als Gattin ihn in ſein Vaterland begleiten."

„Ich komme, meine theure Tochter! nun zu einem Theil meiner Geſchichte, den ich nur bebend und mit glühenden Wangen niederſchreiben kann; laß deine arme Mutter ſchnell vorüber eilen an der Rückerinnerung ihrer Schuld, an einer Rückerinnerung, die noch iezt mich tief beugt und zu Boden drückt. Einen Warnungsſpiegel betrachte du das Loos der unglücklichen Mutter."

„Hypolits Liebe war ſo glühend, ſo heiß — ſo ganz hingebend die meine. Eher hätte ich, das arme unerfahrne Kind, den Einſturz des Himmelsgewölbes als einen Treubruch von ſeiner Seite für möglich gehalten. Schon betrachtete ich mich als ſeine Gattin, niemand ſtörte das Glück unſrer Einſamkeit, da — o Gott! gieb mir den Muth die Worte niederzuſchreiben, — war deine unglückliche Mutter ſchwach und ſiel.“

„Die Mächte des Himmels ſtraften ſchnell und furchtbar die Sünderin; Hypolits Liebe fing an mehr und mehr zu erkalten, bald erwartete ich ihn Stunden, dann Tage lang vergebens. Verlange keine Schilderung meines Schmerzes, ſie würde das theilnehmende Herz der guten Tochter zerreißen. Das Maaß meiner Leiden war noch nicht voll, es ſollte höher ſteigen. Bald blieb kein Zweifel mir mehr übrig, Hypolit hatte ſeine Treue gebrochen, und ein Herz, das ihn über Alles liebte, verrathen.“

„Eine junge, geiſtvolle, reitzende Comteſſe, eine reiche Wittwe aus Paris, befand ſich an jenem Badeorte. Aſpern machte ihre Bekanntſchaft, der ſchöne Deutſche gefiel der leichtſinnigen Gallierin, und nur zu ſchnell und bald gelang es der Sirene, das dichte Netz der Verführung über den unbeſtändigen Jüngling zu ziehen, und ihn in demſelben ſo feſt zu verſtricken, daß er ſeine erſte Minne, daß er Ehre und Pflicht vergeſſen konnte."

„Als mein Argwohn ſchreckliche Gewißheit geworden war, überhäufte ich den Treuloſen mit Vorwürfen und zärtlichen Bitten; er entſchuldigte ſich kühl, und erſt als ich mein Glück bereits für verloren hielt, rief ich ihm verzweiflungsvoll zu: „„nun denn Elender! ſo triumphire; nicht mich allein, zwei Weſen zugleich wirſt du morden, denn wiſſe, bald werde ich Mutter, Mutter deines Kindes ſein!""

„Aſpern ſchien betroffen, und in augenſcheinlicher Verwirrung verließ er mich. Ich durchweinte ſchlaflos eine lange Nacht; des andern Tages erhielt ich ein Billet, erkannte ſogleich des Treuloſen Hand und erbrach haſtig das Siegel."

„Nie will ich ſie wieder ſehen dieſe unſeligen Zeilen, ach ihr Anblick — er führte mich zu oft nur an den Rand der Verzweiflung. Damit du geliebtes Kind! das ſchwere Unglück deiner armen Mutter, die nun ausgelitten hat, ganz begreifen mögeſt, lege ich dir das unſelige Blatt im Originale bei.“

Wirklich befand ſich ein gefaltetes Blättchen Papier, mit einer Stecknadel angeheftet, im Manuſkripte.

Iſabella löſte das Brieflein ab; die Schriftzüge waren durch häufig darauf gefallene Thränen beinahe verlöſcht, ſie entfaltete das Blatt, und las mühſam, wie folgt:

„Schöne Hiſpanierin!

„Es iſt das traurige Loos aller noch ſo ſchönen Verbindungen der Sterblichen — früher oder ſpäter müſſen ſie ſich löſen; darum meine Freundin! ertragen Sie mit Faſſung und Gelaſſenheit das Unabwendbare. Wir müſſen uns trennen; zu Ihrem eignen Beſten muß es geſchehen, denn eine nähere Verbindung mit mir — ich fühle es lebhaft — könnte Sie doch nicht beglücken. Mein munterer leichter Sinn vermag es nun einmal nicht, die Tiefe des Gefühles der ernſten Hiſpanierin gehörig zu faſſen. Was Sie geſtern mir vertrauten, es war doch wohl nur Scherz? — iſt es Wahrheit — tant mieux! — ſo bleibt Ihnen ein lebendes Andenken an ſüße Stunden, die Sie in den Armen eines muntern Jünglings einſt verlebten. Eine Dame im Beſitz großer Schätze erträgt ſolch' kleines Unglück ohne Beſchwerde. Wenn Sie dieſes leſen habe ich einige Poſt-Stationen bereits zurückgelegt. Grollen Sie nicht

Ihrem Freunde
Hypolit von Aſpern."

Nichtswürdigkeit ohne Gleichen! rief Iſabella nach Leſung dieſes Billets aus, und ballte krampfhaft die kleine zarte Fauſt. Lange ſtarrte die Donna wild vor ſich hin, dann las ſie weiter. Die Schriftzüge waren nun wankend und ungleich, ſichtbar bezeichneten ſie den heftigen Affekt, in dem die Verfaſſerin ſchwebte, als ſie dieſelbe niederſchrieb. Der Faden der Geſchichte wurde durch folgende epiſodiſche Aufwallungen der fürſtlichen Schreiberin unterbrochen:

„Warum ſtand nicht ein Bruder mir zur Seite, den ich hätte beſchwören können, die tief gekränkte Ehre der Schweſter an einem treuloſen Buben zu rächen? — warum biſt du Tochter nicht ein Sohn? — hinſenden würde ich dich in alle Welt; aufſuchen ſollteſt du mir ihn, den Schändlichen — die verrathene unglückliche Mutter zu rächen an deinem eigenen unnatürlichen Vater!“ — —

Ein dumpfer Schrei entquoll hier unwillkührlich Iſabellens gepreßtem Buſen — wild und raſch ſprang ſie vom Lager auf. Sie ergriff ihren ſteten treuen Begleiter, den ſcharfen blinkenden Dolch — furchtbar und laut lachend ſchwang ſie den mörderiſchen Stahl, erfaßte dann die düſter brennende Lampe, und eilte, wie ſie war, mit hoch wogender offener Bruſt und fliegenden Haaren — eine Grauſen erregende Erinnyde — durch die ſtillen hohen Gemächer des Pallaſtes zum Schlafkabinete der Fürſtin hin.

Auch die Fürſtin lag ſchlaflos auf der Eſtrade, in Gedanken tief verſunken, da öffnete plötzlich ein heftiger Stoß die Thüre ihres Schlafgemaches, und Iſabellens verſtörte Geſtalt trat ein.

Die fürſtliche Dame ſchrak heftig zuſammen und mit bebender Zunge fragte ſie: „um Gottes willen mein Kind! was fehlt dir, was iſt ſchon wieder geſchehen?"

Langſam und feierlich ſchritt die junge Schwärmerin an der Mutter Lager. Wild rollte ihr ſchwarzes Auge, ſie ſchwang abermals den Dolch, und ſprach in dumpfem Tone: „„Mutter! klage das Schickſal nicht an, daß du eine Tochter — keinen Sohn geboren! — gerecht ſind die Götter, ſie gaben der Tochter männlichen Sinn. Ich ſchwöre es dir — blutig will ich dich an dem Verräther rächen, wenn er auf Erden noch wallt.""

„Ach Gott!" rief die Fürſtin beſtürzt aus, „was hab' ich gethan? warum mußte ich die Denkſchrift in deine Hände geben! — ich beſinne mich — ſie enthält gewiſſe Worte, während einer ſchweren Krankheit; in einem Anfalle tiefer Melancholie ſchrieb ich ſie nieder. Theures Kind! gieb dich nicht ſolchen entſetzlichen Ideen hin; ich beſchwöre dich, überlaß es der Gerechtigkeit Gottes, den Treuebruch meines Verführers zu ſtrafen. Ich ſelbſt habe ihm verziehen; thue auch Du ein Gleiches."

„„Warum, unglückliche Mutter!"" erwiederte Iſabella hierauf mit gefalteter Stirne, „„warum wirfſt du glühende Funken in die Pulvertonne, wenn du ihren Aufflug fürchteſt?""

Die Fürſtin gab ſich alle erdenkliche Mühe, die leidenſchaftliche Tochter zu beruhigen, und um Iſabellens Gedanken auf andere Gegenſtände zu lenken, erzählte die edle Dame nun mündlich den noch fehlenden Schluß ihrer eigenen Geſchichte.

„Nachdem mich der Treuloſe auf dieſe Art ſchändlich verlaſſen hatte," nahm die Fürſtin das Wort, „verfiel ich in eine heftige Krankheit, welche mich zu zerſtören drohte. Seele und Leib litten fürchterlich, mein Zuſtand grenzte nahe an Wahnſinn, und in dieſer Stimmung gebar ich dich, du geliebtes Schmerzenskind. Nicht wundern kann ich mich über deinen düſtern, oft wilden Sinn; er iſt eine Folge der Unglücksperiode deiner Mutter, in welcher du leider gerade unter ihrem Herzen ruhteſt."

„Ein einziger Spanier befand ſich zu jener Zeit in dem, dir aus meiner Handſchrift bekannten, Franzöſiſchen Bade. Es war der Fürſt Torquemada, ein liebenswürdiger, guter, aber ſchon betagter Mann. Als ehemaliger vertrauter Freund meiner Eltern, nahm er ſich meiner jetzt wie ein zweiter Vater an; ganze Tage und Nächte ſaß der gute Alte neben meinem Lager und ſchämte ſich nicht, die kleinſten Dienſteleiſtungen ſelbſt zu verrichten. Zu wild, zu heftig war mein Schmerz, ich achtete nicht auf die wohlthätige Sorgfalt des Fürſten, ich achtete auf gar nichts.“

„Doch als du, meine theure Iſabella! erſt geboren warſt, als du ein zartes, Hülfe heiſchendes Würmchen an meiner Bruſt lagſt, da verdrängten die ſüßen Gefühle der Mutter den übergroßen Schmerz; ich wurde wieder ſanfter geſtimmt, denn glücklicherweiſe erinnerten deine Züge an den treuloſen Vater nicht.“

„Jetzt erſt fing ich an zu erkennen, was der edle Torquemada an mir that; ohne ihn würde ich, ſelbſt im Beſitze eines großen Vermögens, als ein hülfloſes, verlaſſenes Weſen dageſtanden haben. Ein dankbares, folgſames Kind ſchloß ich mich dem ehrwürdigen Greiſe an,

der

der mir in der höchſten Noth ein väterliches Herz gezeigt.“

„Langſam nur fing meine Geſundheit an ſich zu erholen; die ungefährdete Kraft der Jugend unterſtützte ſie. Da ſprach der Fürſt: „„mein gutes, mein armes, mein über Alles theures Kind! nun iſt es Zeit einen Ort zu meiden, an dem jeder Gegenſtand in Ihrem jungen feurigen Herzen gar traurige Erinnerungen erwecken muß, ich beſchwöre Sie, kehren Sie bald mit mir nach Madrid zurück. Im Vaterlande wird die Zeit eher die ſchweren Wunden heilen, die ein treuloſer Fremdling dem beſten Herzen ſchlug. Es war eine Verirrung der Jugend; glauben Sie mir — Sie werden geneſen, Sie werden einſt noch in den Armen eines würdigeren Mannes eine glückliche Gattin, eine gute Mutter werden.““

„Nie, nie“ — rief ich ſchmerzhaft aus. „Ich hatte den thörichten Plan entworfen, nach Deutſchland zu reiſen und dort den treuloſen Baron aufzuſuchen. Der ſanften Ueberredungskunſt des Fürſten gelang es jedoch mich zu überzeugen, wie unwürdig die Ausführung ſolch' eines raſenden Entſchluſſes meiner geweſen wäre. Ich gelangte, — Dank ſei es noch jetzt der Aſche des edlen Fürſten — allmählig wieder in den Beſitz meiner Vernunft und der ruhigen Beſonnenheit; dabei überzeugte ich mich immer mehr, wie aufrichtig es meinem väterlichen Freunde um mein wahres Wohl zu thun war, gab ſeinen Gründen nach und reiſete mit ihm nach der Hauptſtadt meines Vaterlandes."

„Du meine Iſabella! warſt ein geſundes, allerliebſtes Kind; — eine treue, höchſt zuverläſſige Wärterin wurde angenommen, und ſie folgte uns mit dir nach Madrid."

„Nur meiner Mutter Tod, nicht das geringſte von den Verirrungen der Tochter, war im Vaterlande ruchbar geworden, und allenthalben zeigte man mir wohlthuende Theilnahme und Achtung. Niemand ahnte in mir die Sünderin, welche ich in der That war; du meine geliebte Tochter! wurdeſt ſorgſam, aber ganz geheim erzogen."

„Nie, ich fühlte es lebhaft und lebendig, wäre ich im Stande geweſen, wieder einen Mann zu lieben. — Mein edler väterlicher Freund, der Fürſt von Torquemada, hatte keine Kinder, keine Erben; — unbeſchadet ſeines Alters war er mir mit rührender Zärtlichkeit zugethan, und wollte mir ſo gern auf eine anſtändige Weiſe ſein bedeutendes Vermögen zuwenden; mich konnte das nicht reitzen, denn ich beſaß ſelbſt mehr, als ich bedurfte, aber die ſanften Empfindungen, die Nachſicht des edlen Greiſen bewegten mich tief; ich war ihm die Erhaltung meiner Ehre, die Erhaltung meines und deines Lebens vielleicht ſchuldig — da gab ich ſeinen rührenden dringenden Bitten nach und reichte ihm als Gattin meine Hand."

„Dieſe Verbindung ſchien den guten Alten — er war in der Wirklichkeit nicht mein Gatte, ſondern blieb nach wie vor nur mein edler, väterlicher Freund — zu beglücken; für mich gab es hienieden ferner kein Glück, doch an eine ſtille Ergebung in ein nicht zu änderndes Geſchick, gewöhnte ſich meine nach und nach ruhiger gewordene Seele."

„Nur kurze Zeit dauerte meine ſogenannte Ehe mit dem Fürſten Torquemada. Schon nach Verfluß des erſten Jahres ſegnete der würdige Greis das Zeitliche, nachdem er mich durch ein legales Teſtament vorher noch zur Univerſalerbin ſeiner ſämmtlichen Habe eingeſetzt hatte."

„Bald nach ſeinem Tode machte ich die Bekanntſchaft eines armen, aber ſehr gebildeten und ſanften Mädchens, die ſich Elvira nannte und über den Lenz ihres Lebens ſchon hinaus war. Ich wählte dieſe Donna zur Erzieherin für Dich, und ſandte ſie mit Dir, nachdem du das dritte Lebensjahr erreicht hatteſt, nach dem entfernten Schloſſe im Orangenhain, in welchem Du auferzogen wurdeſt; denn leider verſtatteten mir meine Verhältniſſe an unſerm Hofe nicht, ſelbſt deine Erziehung zu übernehmen, ſo gern ich mich auch dem ſüßen Geſchäfte unterzogen hätte."

„Meine Leiden," ſo ſchloß die edle Fürſtin ihre Erzählung, „ja die Leiden meines Lebens ſind vorüber; ſie bedeckt der lange düſtre Schleier der Vergangenheit. Dich meine geliebte Iſabella! glücklich und zufrieden zu ſehen, dieſes iſt der einzige Wunſch, welcher deiner treuen Mutter hienieden noch übrig bleibt."

Tief gerührt ſank hier unſere Heldin an der Fürſtin Buſen; die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen jetzt durch die Bogenfenſter des Gemaches, und ihre belebende Wärme verzehrte wohlthätig die Thränen auf den blaſſen Wangen der beiden erſchöpften Damen.

Achtes Kapitel.

Die Heldin in der Rüſtung.

Friſch auf mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
Es bricht herein der hehren Freiheit Licht.
Du ſollſt den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Friſch auf mein Volk! die Flammenzeichen rauchen —
Die Saat iſt reif; ihr Schnitter zaudert nicht!
Das höchſte Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein.
Der Freiheit eine Gaſſe! — waſch die Erde
Dein edles Land, mit deinem Blute rein!

Th. Körner.

Nach jener Nacht, deren Ereigniſſe ich im vorigen Kapitel erzählte, boten ſich in Beziehung auf das Lebensſchickſal unſrer Heldin, bald viele wichtige Begebenheiten ſchnell nach einander die Hand, welche ich nun in geordneter Folge dem Leſer mitzutheilen Willens bin.

Durch ihren wichtigen Einfluß bei Hofe wußte es die Fürſtin Torquemada leicht dahin zu bringen, daß ſie Iſabellen förmlich als Tochter und Erbin ihres großen Vermögens und des fürſtlich Torquemadiſchen Namens adoptiren durfte.

Der hochherzigen, edlen Dame machte es ungemeine Freude, dieſen in Geheim lang gehegten, heißen Wunſch erfüllt zu ſehen, aber nicht lange ſchwelgte die Fürſtin in dieſem Genuß, denn unerwartet und ſchnell raffte ein heftiger Blutſturz ſie hinweg.

Aufrichtig trauerte Iſabella über den Verluſt ihrer geliebten Mutter, aber bald beſiegte auch, der dem Leſer ſchon bekannte ſtarke Geiſt der Donna den heftigſten Schmerz.

Eine unabhängige reiche Erbin ſtand ſie nun allein da, und die Hand der reitzenden jungen Dame blieb der ſehnlichſte Wunſch vieler angeſehener Höflinge und ſelbſt einiger Granden vom erſten Rang. Indeß war des Grafen Floridas Schickſal noch Allen im friſchen Andenken, und keiner wagte es, ſich ungeſtüm an die ſchöne, ſtolze Dame zu drängen.

Unter dem Gefolge des Königs am Hofe zu Madrid befand ſich unter Andern ein junger Edelmann, Namens: **Alexo de las Meridas.** Er ſtammte aus einem uralten Hiſpaniſchen Geſchlechte, und hatte großen Schätzen zu gebieten.

Aber nicht dieſe zufälligen Begünſtigungen des Glückes und eine ſeltene männliche Schöne waren es allein, welche den **Don Alexo** auszeichneten. Er galt für einen der liebenswürdigſten Jünglinge der Halbinſel. Sein Geiſt war gebildet; hell ſein Verſtand, und in der Tiefe des Buſens loderte mächtiglich die heilige Flamme der glühendſten Vaterlandsliebe empor. Feſt beharrte **Don Alexo** in ſeinen einmal gefaßten Entſchlüſſen, war treu als Freund und eiſern in ſeinem Willen.

Ein ſtiller, aber freundlicher Charakter und eine ſanfte, ihm angeborne und eigenthümliche Melancholie, der ſeelenvolle Blick des großen ſchwarzen Auges, aus welchem lebhaft das heiße Gefühl ſeines zarten empfindſamen Herzen ſprach und ein ungemein anziehender Zug um den Mund, beſonders hold im Lächeln, erweckten für ihn ſchnell ungemeines Intereſſe.

Eine heftige Leidenſchaft für die ſchöne Iſabella erwachte nun in jenem Jünglinge von ſo ſeltenen Gaben, er wagte es jedoch nicht der hoch Gefeierten zu nahen; allein gerade die abſichtliche Entfernung, in welcher ſich Alexo von unſerer Heldin hielt, um ſich nicht tiefer noch den ſchmerzhaften Pfeil in das wunde Herz zu drücken, machten ſie auf den jungen Ritter aufmerkſam. Ein Paar glühende, verſtohlne Blicke, welche er auf ſie warf und welche von ihr belauſcht worden waren, entdeckten dem Fräulein ſchnell des Kavaliers Geheimniß; denn gar ſcharf ſehen in dieſem Falle Weiber- und Mädchenaugen.

Jene zarte Beſcheidenheit, Don Alexos Aeußeres und ſein ganzes übriges Benehmen, reitzten gerade den zum Ungewöhnlichen ſich hinneigenden Charakter des Fräuleins. Sie nahete dem Jüngling auf eine feine Weiſe; die holde Freundlichkeit, mit welcher ſie ihn vor Andern ſichtbar auszeichnete, ermuthigte ihn — ſeine Leidenſchaft riß ihn gewaltſam hin und nicht lange dauerte es, ſo ſah Iſabella den Don de las Meridas zu ihren Füßen.

Der ſinnige, Charakterfeſte Jüngling wurde auch ihrem Herzen bei näherer Bekanntſchaft täglich theurer, und man wechſelte die Schwüre ewiger Treue.

Sollte es möglich geweſen ſein — hätte irgend ein Band der Liebe unſere Heldin dauerhaft beglücken können, ſo glaube ich feſt behaupten zu dürfen, dem Don de las Meridas und keinem andern wäre es vorbehalten geweſen, jenen in ſeinen Folgen geſegneten Bund mit ihr zu knüpfen.

Zwar war ſein urſprünglicher Charakter ſehr von jenem der Donna verſchieden — er das ſanfte wärmende Feuer, ſie die hell lodernde, Alles wild verzehrende Flamme — aber nichts deſtoweniger konnte die Verbindung glücklich werden, ſintemal dem Ritter neben ſeiner Sanftheit mehr energiſche Charakterſtärke beiwohnte, als ſeinem Vorgänger, dem unglücklichen Karlos,

„und wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
da giebt es einen guten Klang."

Es ließe ſich überhaupt wohl a posteriori beweiſen, daß eine gewiſſe, jedoch nicht leicht zu beſchreibende Heterogenität der Gemüther, wie aller Dinge und Weſen, in der weiſen Weltordnung die Urbedingung der Harmonie und Wohlfahrt im Ganzen und Allgemeinen baſiren muß.

Immer zutraulicher und zärtlicher wurde unſer Päärchen, doch blieb es Venus Urania allein, der ſie Opfer brachten; denn zu rein waren Alexos Herz und Phantaſie, als daß von ihm zu erwarten geweſen wäre, er würde in wilder Luſt mit der Geliebten ſtrafwürdig aus der heiligen Minne geweihtem Reigen treten. Iſabellens tief bewegtes Herz ſchlug nun etwas ruhiger, ſo ruhig als es ſeiner eigenthümlichen und urſprünglichen Organiſation nach nur möglich war. Des Geliebten reiner Sinn und die eiſerne Beſtändigkeit, die er allenthalben und in allen Dingen offenbarte, erfüllten die Donna mit Freude und Achtung, und eine innere Stimme überführte ihre eiferſüchtige Seele unwiderſtehlich, daß ſie hier nicht nöthig habe mit furchtbaren Schwüren und blinkenden Dolchen ewige Treue zu fordern; „denn ſolch ein Herz wie das meines Alexos,“ ſagte ſie ſich ſelbſt, „nein es kann nicht wanken, und ſollte es ſelbſt Aeonen von Jahren hindurch ſchlagen.“

Schon war die Zeit beſtimmt, nach deren Verfluß des Prieſters Segen die Liebenden verbinden ſollte, da traten plötzlich große unerwartete Ereigniſſe der Ausführung des Planes entgegen.

Im Escurial entſtand jener unſelige Familienzwiſt, zwiſchen dem Könige Carl IV und dem Prinzen von Aſturien, welcher zunächſt mit zu den Veranlaſſungen gehörte, welche den blutigen, Jahre hindurch dauernden Krieg herbeiriefen, der in der neueſten Zeit die reitzenden Gärten der Heſperiden zerſtörte.

Zu ſpät gingen leider, wenn nicht dem Spaniſchen Volke doch ſeiner Regierung, die Augen über die verrätheriſchen Abſichten Napoleons auf; wie hätte das freiheitliebende, edle Volk zu ienem grauſen Welttyrannen wohl Vertrauen faſſen können? — Er hatte den Prinzen von Aſturien, nunmehrigen Ferdinand VII, auf eine hinterliſtige Weiſe ins Garn gelockt; er hatte den ſtrafwürdigen Fürſten de la Paz dem Nationalgerichte entzogen und mit einem kleinen Heere, zum Theil neugeworbener Mannſchaft und Kinder, wollte er ein hochſinniges und muthiges Volk unteriochen? —

Der kurzſichtige deſpotiſche Thor meinte: „leicht wären Länder zu unterwerfen, wo es Mönche gäbe.“ — Wie wenig kannte er das Land und jenes Volk! wie wenig den Spaniſchen Mönch, der zu allen Zeiten fanatiſch und ſtolz auf ſein Vaterland war.

Der Nationalſtolz und die Freiheitsliebe des edlen Hiſpaniſchen Volks erwachten; von den Bergen rauchten Flammenzeichen und wer ein rechtes Spaniſches Herz im Buſen trug, zog aus zum Kampfe gegen des Tyrannen Knechte, zu fechten — zu ſiegen oder zu ſterben für Freiheit, König und Vaterland.

Don Alexo de las Meridas, wennſchon ſanft ſeinen Charakter der Wahrheit gemäß ich nannte, war doch ein echter Patriot, und der erſten einer, die zu den Waffen griffen. „Geliebte, ſprach der edle mannhafte Ritter zu Iſabellen, Gott weiß es! wie innig ich dich liebe, allein das Vaterland, die Ehre unſres Volkes ſind in Gefahr. Kein rechter Hiſpanier darf jetzt ans Freien und an den Minnedienſt denken. Iſt das Vaterland gerettet, kehre ich als Sieger heim, dann iſt es an dir, durch den höchſten Preis, durch deine Hand mir zu lohnen. Gott und das Andenken an dich du Theuerſte! werden mich ſchützen und mir Muth verleihen."

Oft ſchon ließen hochſinnige, begeiſterte Weiber, im muthigen Streben ſelbſt Männer hinter ſich, wenn Ehre und Pflicht Heroismus erheiſchten. Wäre von einem alſo gearteten ſeltenen Weſen, wie unſere Iſabella war, wohl zu erwarten geweſen, ſie würde kalt bleiben, wenn ein heiliger, hoch auflodernder Sinn ihr Volk erhob? — — Raſch erwiederte ſie ihrem Verlobten auf ſeine Rede: „„Ziehe hin mit Gott im Frieden, mein geliebter Alezo! wohl haſt du Recht, nicht Zeit iſt es jetzt liebelnd zu tändeln, wichtigere Dinge ſind zu thun; — aber auch in meinen Adern ſtrömt Hiſpaniſches Blut, ich haſſe jene Tyrannen mehr denn den Satan in der Hölle noch, darum Geliebter! laß mich mit dir ziehen, an deiner Seite will ich ſiegen oder fallen.""

Ich erwarte nicht von dir, mein geneigter Leſer; daß du es unwahrſcheinlich finden wirſt, wenn meine Heldin zu Felde zieht. Das Beiſpiel iſt wohl nicht einzig in ſeiner Art, und wir Deutſche ſelbſt ſtoßen in unſerer Geſchichte gar oft auf Amazonen, deren wir ſchon, gerechten Stolzes voll, erwähnen dürfen.

Im Jahre Chriſti 172, als gerade **Antonius**, genannt: der **Philoſoph**, den Römiſchen Kaiſerthron zierte, ſchloſſen ſämmtliche deutſche Völkerſchaften einen engen großen Bund, in der löblichen Abſicht, die ſtolzen Herren Römer alles Ernſtes zu befehden.

Die **Mähren**, **Schleſier**, **Böhmen** und **Baiern** bildeten den großen Vortrab, und langten glücklich an Italias Grenzen an, wo ſie es aber, wenn anders der Geſchichte zu trauen iſt, mit Morden, Sengen, Brennen und noch einer gewiſſen Luſtbarkeit, die man nicht gern nennt, zum Zeitvertreib etwas toll getrieben haben ſollen, bis ſie endlich auf Römiſche Heereshauſen ſtießen. Nun hatten unſere Landsleute zwar dazumal das kleine Unglück, von dem Römiſchen Feldherrn — er nannte ſich **Pertinax** — ein biſchen aufs Haupt geſchlagen zu werden, allein die Sieger wunderten ſich nicht wenig, als ſie auf dem Schlachtfelde unter den erſchlagenen deutſchen Kriegern auch eine Menge getödteter Damen fanden, welche in männlicher Rüſtung mitgefochten hatten, und der philoſophiſche Römerkaiſer bekam, als man ihm dieſen Umſtand offenbarte, von dem Nationalgeiſte der Deutſchen eine ſo hohe Meinung, daß er es für nöthig fand, ſich nun ſelbſt an die Spitze ſeiner Legionen zu ſtellen.

Wollten wir alle Amazonen, welche ſich vom Jahre Chriſti 172 bis 1815 inclusive, in Deutſchlands Geſchichte vorfanden und auszeichneten, namhaft machen, es würde traun! ein bedeutſames Heldinnenlexikon entſtehen, zu dem die denkwürdige neueſte Zeit einen nicht kleinen Beitrag zu liefern im Stande wäre; denn außer der berühmten Auguſte Krüger waren es bekanntlich noch gar viele hehre Germaniſche Jungfrauen, welche die zarten Brüſte mit Stahl deckten und mit gezückten Dolchen in Lützows dunkeln Reigen, oder in andern Schaaren der Freiheit, an dem großen Völkerkampfe Antheil nahmen.

Zwar wagte mein Lieblingsklaſſiker, Vater Naſo, den Machtſpruch ſchon:

„Weiber ſollen entflammt nicht ſtreiten mit wüthendem Bogen,
Minder ſolchem Geſchoß fallen die Männer verletzt.“

und ſo ganz Unrecht mag der alte muntere Knaſterbart in dieſer ſeiner Meinung gerade auch nicht haben, indeß bleibt eine Orleans'ſche Jungfrau doch immer auch ein Herz erbebender Anblick — Wer wohl möchte es läugnen? Genug! — es ſei dem wie ihm wolle, ich kehre zu meiner Geſchichte zurück.

Don Alexo gab ſich alle erſinnliche Mühe, der Geliebten den ſeltſamen, ſo raſch gefaßten Entſchluß wieder auszureden; denn war es gleich für ihn ein gar wonnigliches Gefühl, welches ſich mit der Idee verband, das angebetete Mädchen, ſelbſt mitten im Kriege, immer um ſich zu haben, ſo zitterte anderwärts wieder das zärtliche Herz des jungen Ritters, wenn es an die Gefahren und Beſchwerden dachte, welchen die Dame durch die Ausführung jenes Entſchluſſes blosgeſtellt ſein würde. Allein das ſchöne Geſchlecht ſteht überhaupt vom Anbeginn der Welt her in dem Rufe, als ob ſein Wille gar unbeugſam ſei. und gerade unſere Heldin war es, welche

auf

auf eine Ausnahme von der Regel am wenigſten Anſpruch zu machen berechtiget war.

De las Meridas mußte ſich in den Willen der Dame fügen, und raſch wurden die Vorbereitungen zum Kampfe betrieben.

Hiſpaniſche Männer, welche in jener verhängnißvollen Zeit den Kopf auf dem rechten Flecke ſtehen und Gold in der Taſche hatten, warben für ſich ſelbſt Söldner; Gutsbeſitzer ſtellten ſich an die Spitze ihrer Unterthanen und formirten auf dieſe Art kleine freie Korps, mit welchen die Helden unabhängig, auf ihre eigne Fauſt agirten, und dem Feinde ſo vielen Abbruch und Schaden zuzufügen ſuchten, als ihnen möglich war. In Spanien pflegte man dieſe Krieger Guerillas zu nennen; die Franzoſen belegten ſie, ſehr ungeeignet freilich, mit dem ſchändenden Namen: Brigands. Lebhaft erinnerte die Erſcheinung übrigens an das Ritterthum des Mittelalters und an die Mansfeldiſchen Thaten des dreißigjährigen Krieges.

Auch Don Alexo de las Meridas hatte wenig Luſt, unter dem Einfluß eines Dritten zu fechten und den Befehlen eines Oberfeldherrn zu gehorchen. Auf einem ſeiner vorzüglichſten Güter verſammelte er die ſtreitbare Mannſchaft ſeiner ſämmtlichen Beſitzungen, und Schwierigkeiten bedeutender Art ſtellten ſich eben dem Unternehmen nicht in den Weg, denn jeder Spanier, vornehmen oder geringen Standes, brannte vor Begierde, das Blut der Tyrannenknechte zu vergießen, und ſteckte ein ſouverainer Gutsbeſitzer nur erſt die Blutfahne auf, ſo ſtrömten die kampfluſtigen Unterthanen jubelnd von allen Seiten herbei.

In gar kurzer Zeit war ein Haufen von drei hundert kräftigen Jünglingen verſammelt. Iſabella, als rechtmäßige Erbin der fürſtlich Torquemadiſchen Güter, erließ ebenfalls einen begeiſternden Aufruf an ihre Unterthanen; freudig folgten ſie diesmal der Herrin Ruf und ihre Schaar vereinigte ſich alsbald mit der kleinen Macht des kühnſten de las Meridas.

Hieronymo, des Ritters bisheriger Burgkaplan, ein würdiger Greis mit kahlem Haupte und langem weißen Barte — er weihte die Schaar ein am heiligen Altar, und beſchloß, trotz ſeines hohen Alters, dieſelbe als Feldvater zu begleiten. In der zitternden, welken Hand trug er ſelbſt das Panier des Krieges, eine blutrothe, mit dem Bilde der heiligen Jungfrau gezierte Fahne, dem Haufen vor; die muthigen Kämpen alle hatten die Arme mit dem gewöhnlichen Feldzeichen, einem rothen Bande nehmlich, umwunden, auf welchem die Worte zu leſen waren: „Vencer ò morir por Patria y por Fernando VII." (Siegen oder ſterben für das Vaterland und für den ſiebenten Ferdinand) und ſo zog man hinaus ins Feld der Ehre.

Klein war die Schaar – doch groß ihr Vertrauen auf den allmächtigen Gott und die gerechte Sache.

Don Alexo hatte früher mehrere Jahre lang als Offizier in der königl. Leibgarde zu Madrid gedient. Der Umſtand kam ihm jetzt gar wohl zu Nutze, denn er kannte den praktiſchen Dienſt. Vermöge ſeines Goldes war es ihm leicht geworden, mehrere verſuchte alte Militärs an ſich zu ziehen, welchen er nun die Offizierſtellen in ſeiner Freiſchaar anvertraute; die Mannſchaft war willig und wurde fleißig im Waffendienſt geübt, des Oberanführers wohlgeſpickte Kaſſe und großmüthiger Sinn verbannten noch überdieß alle Noth, — auf ſtrenge Disziplin wurde dabei gehalten, und ſo iſt es wohl begreiflich, daß Alexos Schaar viel beſſer und zweckmäßiger organiſirt ſein mußte, als es anfänglich bei andern Guerillashaufen der Fall ſein mochte.

Nachdem man dichte Wälder durchdrungen und ſteile Gebirge überſtiegen, gelangte man nach einigen Wochen einem abgeſonderten kleinen feindlichen, raſch vordringenden Korps in die Flanke. Die Feinde waren von jener Seite her keines Angriffes gewärtig, und Don Alexo hatte noch den Vortheil, daß er das koupirte Terrain genau kannte und nicht ängſtlich um Lebensmittel beſorgt zu ſein brauchte.

Unverſehens und muthig wurde der Feind angegriffen; die Guerillas fühlten ſich durch eine Rede des Feldvaters, durch Alexos und Iſabellas Beiſpiel und durch häufig genoſſenen feurigen Wein begeiſtert, — der erſte Coup gelang. Damit war viel gewonnen, denn nun hegten die Freiheitskämpen Zutrauen zu den Führern und zu ſich ſelbſt und Alexos Haufen vermehrte ſich von Tage zu Tage. Der Ritter war nichtsdeſtoweniger klug genug, ſich mit ſeiner Schaar bloß auf den kleinen Krieg in den Gebirgen einzuſchränken, denn er wollte die Seinen allmählig erſt an das Grauſe, ihnen bis jetzt noch fremd gebliebene, des neuen Handwerks gewöhnen; er vermied es, den Feind, deſſen Ueberlegenheit in der Kunſt fürchtend, auf Ebenen anzugreifen, nichts deſtoweniger fügte er ihm aber verſchiedentlich bedeutenden Schaden zu, und machte nicht ſelten beträchtliche Beute. Machte der Gegner Miene, ſich mit Ernſt gegen ihn zu wenden, zog er ſich ſchnell in den Schooß der ſchirmenden Gebirge zurück, wohin zu folgen es die Franken nicht wagen mochten.

Allenthalben kämpfte Iſabella an des Geliebten Seite, und that Wunder der Tapferkeit.

Nach und nach hatte ſich Alexo ſelbſt eine kleine, wohlberittene Cavallerie erzogen, auch zwei Kanonen dem Feinde abgenommen, und nun meinte der kühne Partiſan ſchon Größeres unternehmen zu dürfen.

Einſt ſtießen unſere Guerillas, nachdem ſie einen ſteilen Berg überſtiegen hatten, in einer großen Ebene, welche ſich am Fuße jenes Berges ausbreitete, auf eine feindliche Abtheilung, welche in einer ſehr vortheilhaften Stellung im Thale, hinter einer in der Eile aufgeworfenen Feldverſchanzung, ſich gelagert hatte.

Die Feinde gehörten den Truppen eines kleinen deutſchen Fürſten an, welche der Weltdeſpot mit ſich nach Spanien geſchleppt hatte, um bei der Unterdrückung einer hochſinnigen Nation mitzuwirken.

An Anzahl waren die Deutſchen unſern Guerillas nichts weniger als überlegen, allein ihre ſechs Kanonen, die Erdwälle, hinter denen ſie ſtanden, und vor allem die Ueberlegenheit in der Kunſt zu kriegen, gaben ihnen über die Spanier ein bedeutendes Uebergewicht; nichtsdeſtoweniger beſchloß Don Alexo, bei dieſer Gelegenheit endlich einmal den Werth ſeiner Schaar in einem ſchwierigern Gefechte zu erproben, als es bisher geſchehen war. Er fragte ſeine Kämpen, ob ihnen der Muth beiwohne, unter ſeiner Anführung die feindliche Verſchanzung zu erſtürmen; ein wilder allgemeiner Jubel beantwortete des hochherzigen Führers Frage.

Nun ließ Alexo vorerſt durch ſeine zwei Geſchütze die Verſchanzung beſchießen, da aber kein erhebliches Reſultat dieſe Maasregel krönen wollte, ordnete er ſeine Schaar zum Sturm. Er beſchwur Iſabellen, ſich von dieſer gefährlichen und gewagten Expedition auszuſchließen, doch der weibliche Ritter warf, durch ſothanes Anſinnen tief gekränkt, dem beſorgten, zärtlichen Freunde einen ſtrafenden Blick zu, und ſtellte ſich muthig und ſchweigend, mit entblößtem Schwerte an die Spitze einer Abtheilung. Pater Hieronymo ſprach nun über die zum Kampfe Gerüſteten die Generalabſolution; Trommeln wirbelten, Trommeten und Hörner ſchmetterten, und unter dem wilden, ermuthigenden Rufe: „Vencer ò morir por Patria y por Fernando VII.!“ ſtürzten die Guerillas nach der feindlichen Schanze hin.

Der deutſche Offizier, welcher jenſeits befehligte, war aber ſeiner Seits ein gar beſonnener und erprobter Krieger. Ohne ſeinen Geſchützen einen Schuß zu erlauben, ließ er den Haufen der Guerillas ſich ganz nahe an den Graben heranwälzen und im entſcheidendſten Augenblicke erſt, empfing die Stürmenden ein gekreuztes mörderiſches Kartätſchen-Feuer, durch wohlgelungene, raſch aufeinanderfolgende Salven aus dem kleinen Gewehre unterſtützt.

Zu Dutzenden ſtürzten die Guerillas; die übrigen, in Mavors Schule noch Laien, weder an ſolch' ernſthaften Kampf, noch an die Schrecken des Kartätſchenfeuers gewöhnt, wankten. — Alexos donnernde und Iſabellens ermuthigende Stimme verhallten ungehört im wilden Lärm des Kampfes und der Angriff der Guerillas endete mit einer wilden Flucht in die ſich im Rücken befindende, Sicherheit verſprechende, waldigte Gebirgsgegend.

Don Alexos Heldenherz blutete; eines ſolch ſchimpflichen Ausganges der Expedition war er nicht gewärtiget geweſen. Doch ſchnell beſonnen ſammelte und ordnete er die Flüchtlinge. Wohl überlegte Worte gelinden Vorwurfes, welche Alexo ſpendete und Iſabellens Muth, der Heldenmuth eines Weibes, beſchämte die Guerillas; Hieronymo trat mit der Blutfahne vor die Schaar und forderte im Namen Gottes und der heiligen Religion zur Beharrlichkeit im

Streite auf, den allenfalſigen Opfern der guten Sache reichlichen Ablaß verſprechend; aller noch vorräthige Wein wurde zur Stärkung der etwas verblüfften Kämpen auf Alexos Befehl unter ſie vertheilt, da flammte ihr Muth zum zweitenmal mächtig auf, und wild verlangten ſie nun wieder gegen die feindliche Schanze zum Sturme geführt zu werden. Zu ſiegen oder zu ſterben ſchwuren die erhitzten Gemüther.

Nicht ungenützt wollte Alexo die günſtige Stimmung des Haufens verrauchen laſſen. Hoch hob er ſein Schwerdt — zum andernmal riefen die Trommeten zum Kampfe und ſchnell ſtürzte man dem Feinde entgegen.

Der Empfang, den man fand, gab dem erſten weder an muthiger Beſonnenheit noch an Eindruck nicht das geringſte nach, allein die Guerillas, an die Kartätſchen nun ſchon einigermaßen gewöhnt und im höchſten Grade exaltirt ſchritten muthig über die zahlreichen Leichen der Ihrigen weg und erreichten glücklich den Graben.

Schon ſchickte man ſich an, die Erdwälle zu erſteigen, da ſchlug plötzlich eine feindliche Kugel in Don Alexos Bruſt und todt ſank er in Iſabellens Arme.

Kaum wurden die Guerillas des geliebten Führers Fall gewahr, da erfaßte ſie ein paniſcher Schrecken, und wie auf ein gegebenes Zeichen flohen ſie alle ins Gebirge zurück.

Iſabella wurde ſelbſt, halb beſinnungslos, in der abermaligen, noch wilderen Flucht der Ihrigen mit fort geriſſen, doch gelang es ihr, die Leiche des Geliebten zu retten, und in Sicherheit zu bringen.

Leicht wird man ſich von unſrer Heldin heftigem Schmerz einen Begriff zu machen vermögen. Laut ſchluchzend warf ſie ſich über Don Alexos entſeelten Körper; heiß küßte ſie des Jünglings kalte, blaſſe Lippen; Athem hauchte ſie in ſeinen Mund und ihre glühende Thränen fielen auf die entblößte blutige Wunde — ſo glaubte ſie den Mann ihres Herzens ins Leben zurück zu rufen. Vergebens! — keines liebenden Weibes Schmerz und Flehen vermögen den unerbittlichen Mächten des ſchwarzen Orkus ein einmal ergriffenes Opfer zu entreißen. Lange trieb es die Donna ſo; des würdigen Paters tröſtende Worte, voll Salbung und Religioſität verhallten an ihren Ohren; ſchweigend und tief gerührt ſtanden die rauhen Krieger im Kreiſe um die Gruppe des Entſetzens.

Doch des Fräuleins urſprünglicher Charakter verläugnete ſich aus diesmal nicht; nachdem ihr wilder Schmerz den höchſten Grad erreicht hatte, gelangte ſie unerwartet wieder zur Beſonnenheit und ruhigen Faſſung.

Sie wand der Leiche das Schwert aus der Rechten, welches Alezo auch im Tode noch krampfhaft umfaßt gehalten hatte, tauchte die Spitze des Stahles in die blutige Wunde des Todten, und indem ſie den Flammberg wild über dem Haupte ſchwang, rief ſie den verſammelten Guerillas zu: „an uns, Kinder, iſt es nun, den gefallenen Helden blutig zu rächen; Ihr ſeid meineidig geworden; zu ſiegen oder zu ſterben verſpracht Ihr ihm. Löſet Euren Schwur, folgt mir, ich ſelbſt führe Euch zum Siege oder zum Tode. Vorher aber ſchwört mir feierlich, daß Ihr keinem der Tyrannenknechte Gnade ſchenken, ſie von keinem nehmen wollt."

Schon erhoben die wild aufgeregten Krieger die Hände hoch über den Häuptern, den geforderten Schwur zu vollziehen, da trat der würdige Pater Hieronymo dazwiſchen. Er verlangte Ruhe und Gehör, und ehrerbietig gehorchte die Schaar dem hochverehrten greiſen Prieſter.

Oft zeigte ſich der blutdürſtige Fanatismus der Spaniſchen Pfaffen bei ähnlichen Gelegenheiten in ſeiner ganzen Schändlichkeit; aber Hieronymo, mit Recht nenne ich ihn einen andern Las Caſas, — weit entfernt durch fanatiſchen Zuruf die wilden Gemüther noch mehr zu erhitzen, ließ ſich recht im Geiſt des hehren Erlöſers alſo vernehmen: „Wir ſtreiten für unſern heiligen Glauben, für Freiheit, König und Vaterland. Edel und lobenswerth iſt ſolcher Kampf, und allerdings verträgt er ſich mit den Lehren unſrer Religion. Aber eine unnütze Grauſamkeit, ein barbariſches Blutbad gegen Ueberwundene beſchwören, wäre gegen den Geiſt unſers Herrn und Meiſters. Kämpft muthig als brave Männer gegen die bewehrten Feinde unſeres Vaterlandes; aber übt Edelmuth und Mitleiden gegen den unſchädlich gemachten Gefangenen. Solche Handlungsweiſe fordert unſer heiliger Glauben und wer gegen ihn handelt, fürchte die Strafe des Himmels.“

Nie verfehlte die vernünftige Rede des würdigen Paters ihren Zweck. Die Guerillas ließen die zum grauſen Schwur ſchon erhobenen Hände wieder ſinken, unſre junge rachedürſtende Heldin aber warf einen wüthenden Blick auf den edlen Prieſter.

Neuntes Kapitel.

Kriegeriſche Scenen. — Graf Albrecht vom Eberſtein.

Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt
Elyſiums mein ſel'ger Geiſt ſich ſenkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmliſche Träume mein Haupt umſchwebten.

Der blutigen Arbeit des Tages folgte eine ſtille, herrliche Sommernacht, wie man ſie nur unterm Hiſpaniſchen Himmel genießen kann. Hell glänzte der Mond am Firmamente und traurig flöteten Nachtigallen, melodiſch klagend im Gebüſche, da wurde ein tiefes Grab eröffnet und des gefallenen Helden de las Meridas Leiche hinab geſenkt; Hieronymo erwies dem Todten die letzte Wohlthat der Kirche; andächtig betete er für die verklärte Seele, mit gefalteten Händen knieten die Guerillas und wild und düſter ſtarrte **Iſabella** in die tiefe Grube.

Nach geendigter Todtenfeier übernahm die Donna förmlich den Oberbefehl über die Schaar und feierlich ſchwuren die **Guerillas** den Eid der Treue in ihre Hände.

Drüben im kleinen verſchanzten Lager der Deutſchen ſchlugen die hohen Flammen der großen Wachtfeuer mächtig und lichterloh gen Himmel, und laut ſchallten die Siegeslieder der Teutonen ins Lager der Hiſpanier herüber. Nach Mitternacht wurde es bei den Deutſchen ſtill, und Alles ſchien ſich dort ſorglos der Ruhe zu überlaſſen; nichtsdeſtoweniger ließ **Iſabella**, als eine kluge und vorſichtige Anführerin, das deutſche Lager durch viele kleine Abtheilungen ihrer Schaar unaufhörlich ſo nahe als möglich umkreiſen, und auch der Haupthaufen der **Guerillas** mußte ſich, die Waffen in der Hand, munter erhalten.

Plötzlich meldeten zurückkehrende Patrouillen, wie die Ruhe des Feindes nur ſcheinbar geweſen ſei, und daß man denſelben vielmehr Anſtalten machen ſehe, ſeine Verſchanzungen zu verlaſſen; ſogleich beſtieg Iſabella ſelbſt ein Pferd, um mit eigenen Augen die Wahrheit dieſer befremdenden Nachricht zu unterſuchen. Als ſie ſo nahe als möglich herangeritten war, bemerkte ſie deutlich, daß die Deutſchen in der That zum Abzuge ſich anſchickten, aber auffallend waren die Anſtalten ſelbſt, welche ſie zu dieſem Zwecke bewerkſtelligten.

Die Räder der Kanonen und Wagen wurden vorſichtig mit Stroh umwunden, jedes Geräuſch wurde vorſichtig vermieden und in die Feuer legte man ſo ungewöhnlich viel Holz zu, als ob man hätte abſichtlich Kohlenhaufen errichten wollen.

Die Sache hing folgendermaßen zuſammen: der Anführer der Deutſchen war mit ſeinem kleinen Trüppchen auf dem Marſche zu der Armee der Verbündeten abgeſchnitten worden, und irrte ſchon ſeit geraumer Zeit, von Guerillashaufen verſchiedentlich angegriffen, in den Gebirgen umher. Zuletzt hielt er es am gerathenſten, ſich in dem erwähnten Thale mit ſeiner kleinen Schaar zu verſchanzen; denn durch jenes Thal führte eine Heerſtraße, von welcher der deutſche befehligende Offizier zu wiſſen glaubte, daß auf ihr Franzöſiſche Marſchkolonnen vorzudringen beordert ſeien. Die Ankunft einer ſolchen Kolonne wollten die Deutſchen erwarten, um ſich an dieſelbe ſodann anzuſchließen, und durch ſie gedeckt den weitern Marſch fortzuſetzen.

So ſtand es um jenes Häuflein deutſcher Krieger, als es ſich plötzlich durch die zahlreiche Guerillas-Schaar des Don Alexo angegriffen ſah. Heldenmüthig vertheidigte ſich zwar der deutſche Offizier, allein das Abſchlagen des zweiten Sturmes hatte beinahe den letzten Reſt ſeines kleinen Ammunitionsvorrathes gänzlich erſchöpft, und es entſtand daher die bedenkliche Frage, womit man einem wahrſcheinlichen dritten Sturme des andern Tages begegnen wolle? Auch an Lebensmitteln litten die armen deutſchen Kriegesabentheurer den größten Mangel, und es durfte den Guerillas nur einfallen, die Verſchanzung einzuſchließen, ſo mußte man ſich des Hungers halber nach wenigen Tagen ergeben. Zudem befürchtete der Befehlshaber der

Deut-

Deutſchen — ein wohl verzeihlicher Irrthum war es zu nennen — jener Guerillashaufen, durch den er ſich ſo herzhaft angegriffen ſah, möchte nur der Vortrab eines größern Truppenkorps ſein, welches eintreffen und ſonder Schwierigkeit ihn mit ſeiner wenigen Mannſchaft erdrücken könnte.

Sothane Reflexionen erzeugten in dem deutſchen Offizier den Entſchluß, in jener Nacht ſich in aller Stille mit ſeinem Trüpplein aus dem Staube zu machen, und den Guerillas ſeine leere Verſchanzung zurückzulaſſen. Ohnſtreitig war es das Klügſte, was der Mann in ſeiner Lage beſchließen konnte. In aller Stille gedachte er von der entgegengeſetzten Seite, auf welcher ſeine Feinde poſtirt waren, abzuziehen; durch die in der Verſchanzung bis gegen Morgen fort brennenden Feuer, und durch Vermeidung eines jeden Geräuſches, hofften die Deutſchen ihre Flucht zu maſkiren und die Hiſpanier zu täuſchen, aber die Wachſamkeit der Guerillas machte ihnen einen Strich durch die Rechnung.

Kaum hatte ſich Iſabella durch den Augenſchein von der Feinde Beginnen überzeugt, als ſie auch ſogleich den wahren Plan derſelben durchſchaute. Freudig wallte ihr Rachegluhendes Herz auf, denn jetzt konnte ſie hoffen, ihrem Alexo ein blutiges Todtenopfer zu bereiten.

Schnell war die Diſpoſition der Heldin entworfen; ſie zog ſogleich alle ihre Poſten ein und verhielt ſich mit den Ihrigen ganz ruhig in einer buſchigten Gegend des Hintergrundes, von wo aus man im klaren Mondenſchein jede Bewegung des Feindes beobachten konnte.

Ungehindert ließ ſie die Feinde ziehen, als man aber nur erſt genau die Richtung ihres Marſches erſpähet hatte, brachen auch die Guerillas auf. Auf kürzeren, durch den Wald führenden und ihnen wohlbekannten Wegen, gewannen ſie den Deutſchen einen bedeutenden Vorſprung ab. Ein enges Défilé, welches ihre Feinde paſſiren mußten, wurde von den Guerillas in aller Stille beſetzt. Nicht lange hatte man nöthig zu lauern, da kam das deutſche Schlachthäuflein angezogen. Glücklich glaubte es ſchon die Feinde getäuſcht zu haben und ziemlich unvorſichtig wurde das Défilé betreten. Ruhig ließ Iſabella die Deutſchen ziehen, bis deren äußerſte Spitze den Ausgang der Schlucht erreicht hatte, nun aber gab ſie das Zeichen den blutigen Reigen zu eröffnen. Unterweges ſahen ſich die armen Deutſchen von vorn und im Rücken zugleich angegriffen und die Mitte ihres Zuges gewaltſam durchbrochen.

Eingekeilt in eine enge Felſenſchlucht, konnte die tapferſte Gegenwehr der Teutonen nur auf kurze Zeit ihren gänzlichen Untergang verhindern. Schonungslos und grauſam metzelten die Hiſpanier, des würdigen Paters ſalbungsreiche Worte waren vergeſſen und die furchtbaren Guerillas dachten nur daran, ihren heißen Rachedurſt im Blut der Feinde zu ſtillen.

Erſt als ſich im Oſten blutigroth die Sonne aus ihrem Lager erhob und die Wahlſtatt beleuchtete, hörte das gräßliche Würgen zu enden auf, oder um richtiger zu ſprechen, es mußte enden, da ſämmtliche Deutſche, einige Wenige nur ausgenommen, ermordet oder ſchwer verwundet in der unſeligen Felſenſchlucht hingeſtreckt lagen. Auch Iſabella, alle zarte Weiblichkeit gänzlich verläugnend, war keine müßige Zuſchauerin des blutigen Schauſpieles geblieben; einer wilden Erinnide gleich wüthete ſie vielmehr mit ihrem Stahle unter den dichteſten Haufen der Feinde. Eben war es ihr gelungen, den letzten noch übrigen Offizier der Deutſchen zu entwaffnen; ſchon hob ſich ihr Arm, den verhaßten Fremdling niederzuſtoßen, da beleuchteten die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne des Kriegers Geſicht, und unſerer Heldin ging es in der Wirklichkeit genau ſo, wie Schillers idealen Jungfrau auf dem Schlachtfelde, als ſie auf den Britten Lionel ſtieß.

Eingewurzelt, wie vom Blitze gerührt, ſtand ſie beim Anblicke des Gegners, und ohnmächtig ſank ihr zum Stoß erhobener Arm herab. Ein holder, bildſchöner Jüngling ſtand vor ihr: lange güldene Locken umwallten den ſtolzen Nacken, und ein Paar große, himmelblaue Augen, blickten rührend und Schonung fordernd Iſabellen an.

Lange ſtand die Donna im Anblicke des ſchönen Jünglings verloren; beſiegt von der Macht des verhängnißvollen Augenblickes, vergaß ſie, wo ſie war und was ſie ſo eben zu thun im Begriff geweſen.

Jetzt eilten ein Paar Guerillas herbei, auch dieſen letzten noch lebenden Offizier der Feinde niederzuhauen, doch Iſabella warf ſich unwillkührlich, — ſie wußte nicht was ſie that — zwiſchen die mordluſtigen Buben und den deutſchen Offizier und fing mit dem eigenen Schwerte die Streiche auf, welche ſeinem Leben galten. Erſtaunt und murrend wichen die Guerillas zurück, da ermannte ſich unſre Heldin wieder, und rief wild den Ihrigen zu: „glaubt Ihr, es wäre mir damit gedient, dieſem hier die Wohlthat eines ſchnellen Todes durch Eure Hand zu geſtatten, eine Wohlthat, deren ſeine Brüder unverdienterweiſe theilhaftig wurden? Nein, für Alezo, den geliebten Führer, will meine Rache ein eigenes befriedigendes Opfer, und dieſen Unglücklichen haben die Schickſalsmächte dazu erſehen, — lange fühle er die Folter der Todesangſt, dann erſt falle er — durch meine Hand.

Wild jauchzte der rohe Haufen dem furchtbaren weiblichen Führer zu; zwei Guerillas nahmen den gefangenen deutſchen Offizier in die Mitte und ſo kehrte man zurück nach dem Lagerplatze.

Hier hatte der würdige greiſe Feldpater den Ausgang des Kampfes erwartet; ſchaudernd vernahm er das Reſultat deſſelben und weinte, der einzige unter der Menge, der entehrten Menſchheit bittere Thränen.

Die ganze Schaar der Guerillas, fühlte ſich nach ſothanen Anſtrengungen ſehr erſchöpft, am meiſten war es Iſabella. Man beſchloß einige Stunden der, Allen ſo nöthigen, Ruhe zu widmen, und unſere Donna warf ſich in der bequemen, die heißen Strahlen der brennenden Sonne abhaltenden Hütte, welche die Guerillas aus gefällten Zedern für ſie errichtet hatten, auf ihr weiches Lager hin; der gefangene deutſche Offizier wurde unter dem offenen Eingang der Hütte von zwei Guerillas mit gezogenen Schwertern bewacht.

Der Schlummer, in welchen unſre ruhende Heldin nun verfiel, war höchſt unruhig; unaufhörlich träumte ſie von dem ſchönen, blonden, deutſchen Jünglinge. Oft verwechſelte ſie ihn im Reiche der Träume mit dem blonden, reitzenden Verführer ihrer ſeligen Mutter, der verſtorbenen Fürſtin Torquemada, dann zückte ſie wild aufwallend den Dolch gegen ſeine Bruſt, doch immer entwaffnete ſie der gutmüthige, fromme Blick der großen blauen Augen wieder.

Nach einigen Stunden ſchlug die Donna die Augen auf und ihr erſter Blick fiel auf den ſchönen, gefangenen deutſchen Offizier, welcher unter dem Eingang der Hütte ſtand und wehmüthig und unverwandt nach ihr herüber blickte.

In franzöſiſcher Sprache gebot ihm die Heldin näher zu treten. Es geſchah. „Fürchteſt du nicht die Schrecken des nahen Todes, welcher dich erwartet?“ fragte Iſabella.

„„Noch einmal,“ erwiederte der ſchöne blonde Jüngling in einem weichen, angenehmen und wirklich rührenden Tone:

„„Noch einmal möcht ich, eh' in die Schattenwelt
Elyſiums mein ſel'ger Geiſt ſich ſenkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmliſche Traume mein Haupt umſchwebten.““

„„ſo ſang einſt ein gefühlvoller klaſſiſcher Dichter meiner Nation und voll Sehnſucht wiederhole ich die Worte, ſo ganz paſſend auf meine jetzt unglückliche Lage; doch ich bin Soldat und als ſolcher mit dem Gedanken an den Tod vertraut, männlich werde ich das unabwendbare, unverdiente Loos ertragen. Zuvor höre mich aber:

„„Ich nenne mich Graf Albrecht vom Eberſtein, und bin ein freier Herr und Eigner in der freien Schweiz; ein Sohn der Gebirge bin ich wie du, die Freiheit geht mir und meinem Volke über Alles, gerade wie dem edeln Hiſpanier; derſelben Kirche gehöre ich auch an wie du, — der Graf zog bei dieſen Worten ein Paternoſter aus dem Buſen — im ehrlichen Kampfe bin ich in deine Hände gefallen, und doch willſt du mich, den Sohn eines freien Volkes tödten gegen Recht und Sitte gebildeter Völker — ich frage — iſt das edel und recht?" —

„„Zwar wirſt du den Einwurf mir machen: warum zog der Sohn des freien Volkes aus, in Tyrannenreigen eine freie Nation unterjochen zu helfen? — Gott iſt mein Zeuge, es geſchah mit blutendem Herzen! — Der Schweizeriſche edle Mann, uralte Sitte iſt es einmal ſchon, im Lenze des Lebens will er Kraft und Muth erproben im Waffenſpiel, Streit und Kampf. Die Verhältniſſe des Vaterlandes, ſelten nur bieten ſie Gelegenheit dar, dieſen Zwecken zu genügen, und aus dieſem Grunde pflegten unſre jungen Edelleute ſeit Jahrhunderten ſchon in den Waffenreigen benachbarter deutſchen Fürſten zu dienen. Dem Beiſpiele der Ahnen folgend, trat auch ich frühzeitig in die Dienſte eines kleinen deutſchen Fürſten und leiſtete ihm den Eid der Treue. Nicht wohl denkbar war dazumal ein Krieg des Deutſchen mit dem edlen Hiſpanier; doch der Zorn Gottes ruhte ſchwer auf Teutonia, es ſah ſich in der Folge der Willkühr eines fremden Deſpoten, des grauſamen Tyrannen der Welt, blos geſtellt. Auch der unglückliche deutſche Fürſt, in deſſen Dienſten ich ſtand, nothgedrungen ſah er ſich — denn die Exiſtenz ſeines Hauſes ſtand auf dem Spiele — mit dem furchtbaren Galliſchen Uſurpator gemeinſchaftliche Sache zu machen. Bald darauf erhielten unſere Truppen die Ordre gen Hiſpanien zu marſchiren. Was ſollte ich thun? — noch hatte ich nie Gelegenheit gehabt, im ernſten Kampfe mich den gefeierten Ahnen meines uralten Hauſes würdig zu zeigen — ſollte ich in jenem entſcheidenden Augenblicke die Dienſte verlaſſen, meine Ehre beflecken und mich gerechten Verdachtes der Feigheit ſchuldig machen? — Nein! lieber hätte ich freiwillig den Tod gewählt; dem freien Manne der Schweiz iſt der einmal abgelegte Eid heilig, und hätte er ſelbſt dem Fürſten der Hölle geſchworen."" Hier hielt der Offizier inne, fuhr aber nach einer Pauſe alſo redend fort: „„Nein du wirſt mich nicht tödten laſſen — ſiehe vorhin, als du ſchliefſt, öffnete ſich zufällig ein wenig dein Waffenrock, und ein ſchöner, zarter, milchweißer, weiblicher Buſen kam mir zu Geſichte."" — Purpurröthe deckte hier plötzlich Iſabellens Geſicht, der Graf aber fragte wieder mit rührender Stimme: „„willſt du, hehre Heldenjungfrau! die Gefühle des Mitleides, die Gefühle zarter Weiblichkeit gewaltſam unterdrücken? Soll mein blutiger Schatten die Ruhe deiner künftigen Tage auf immer trüben?"" —

Die Donna war erſchüttert. Sinnend ſank das ſchöne lockigte Köpfchen in die runde kleine zarte Hand. Nach einer Pauſe ſprang die Heldin raſch vom Lager auf, und rief entſchloſſen aus: „Es ſei, ich will dein Leben retten, doch —

unter einer Bedingung nur! — Ein ſchöner, blonder Deutſcher — er liebte einſt meine Mutter, eine Dame von altem edlen Stamme; doch auf die denkbar ſchändlichſte Weiſe betrog und verrieth der Bube ſie und feierlich habe ich ihrem verklärten Schatten Rache an dem Böſewicht zu nehmen geſchworen. Wohlan — ziehe mit mir in dein Vaterland, ſei das Werkzeug meiner blutigen Rache; ſchwöre mir mit einem feierlichen Eide, daß du es thun willſt, dann iſt dein Leben geborgen.“

Der Graf war betroffen, dann ſprach er: „„Edle Jungfrau! ſtelle die Rache der Gerechtigkeit Gottes anheim.““

„Nein, nein!“ rief Iſabella leidenſchaftlich aus, „ſchwöre oder du biſt verloren!“ Bei dieſen Worten riß ſie mit wilder Gebehrde den blinkenden Dolch aus dem Buſen, und zückte ihn drohend auf des Grafen Bruſt.

In dem Offiziere erwachte des ſüßen Lebens Luſt. „„Gut denn,““ ſprach er, und erhob zum Schwure die Rechte: „„ich ſchwöre Dir, als Rächer gegen den Verräther aufzutreten, der Deiner Mutter die Treue brach; nur fordere von mir keinen Meuchelmord. Im ritterlichen Zweikampfe allein will der deutſche Edelmann das Laſter ſtrafen.""

„Auch dieſes geſtatte ich," erwiederte die Donna, „und nun folge mir."

„„Wie nennt ſich der Schändliche, unwürdig des deutſchen Namens,"" fragte der Graf jetzt noch, „„welcher einſt, edle Jungfrau! es wagte, deine Mutter auf ſo niederträchtige Weiſe zu hintergehen?""

„Du ſollſt zur rechten Zeit ſeinen Namen erfahren!" antwortete Iſabella kurz, und trat mit ihrem Gefangenen aus der Hütte ins Freie.

Draußen war die ganze Guerillas-Schaar verſammelt; unſere Heldin trat vor ihre Mitte und ließ ſich alſo vernehmen: „Der gefangene Offizier, den Ihr hier ſeht, iſt ein deutſcher Graf aus altem Chriſtkatholiſchem Stamme. Er iſt geboren in der Schweiz, einem deutſchen Lande, welches hohe Gebirge wie Spanien und höhere noch hat; ſein Volk theilt mit dem unſrigen den hehren Freiheitsſinn, der Graf verachtet wie wir den fränkiſchen Deſpoten und deſſen Henkersknechte, unſelige Verhältniſſe nur führten ihn in des Tyrannen Reigen. Schande würde es uns bringen, ſolchen Mann zu morden; ich flehe für ihn ein, ſchenkt ihm das Leben, denn genug der ſühnenden blutigen Opfer ſind den Manen unſres Führers bereits gefallen!" —

Die erbitterten Gemüther der Guerillas hatten ſich einigermaßen abgekühlt; der hochverehrte greiſe Prieſter, Pater Hieronymo, lobte und unterſtützte die Rede der Anführerin mit Gründen der heiligen Religion, und laut jubelten nun die müden Kämpen dem Vorſchlag Iſabellens Beifall zu; dankbar neigte ſich der Graf vor ſeiner Retterin, der erhabenen Heldin.

Zehntes Kapitel.

Reiſe der Heldin nach Deutſchland. — Der Sturz vom Felſen am Rhein.

Der Menſch verfolgt mit ſtarrem Blick
Ein ihm entfliehend lächelnd Glück!
Er jammert um verſagte Freuden;
Erſt wenn ſie flüchtig ſcheiden
Erkennt und ſchätzt er ſie,
Doch was er hat, — genießt er nie.

Unſere Heldin zog mit ihrer Schaar weiter, und der junge, deutſche Graf war von nun an ihr unzertrennlicher Begleiter. Von jenem Augenblicke an, als der Jüngling der reitzenden Amazone Schlaf belauſcht hatte, wurde ſein Herz von wilder heftiger Liebe, bewegt. Des Eindruckes, welchen der erſte Anblick des Offiziers, am Schlachttage ſchon, auf Iſabellen hervorgebracht, wurde erwähnt, und die Donna gab ſich vergebliche Mühe, ihrem wilden ungeſtümen Herzen einmal ernſten Sinnes zu gebieten. Auch der Graf ſuchte gewaltſam eine Leidenſchaft niederzukämpfen, welcher er durchaus nicht Gehör geben zu dürfen glaubte.

Allein dem menſchenkundigen Leſer iſt gewiß nur gar zu genau bekannt, wie ſelten der Sterbliche aus ſolchen Kämpfen als Sieger hervortritt; beſonders wenn die Umſtände den Liebenden ſo günſtig, oder ungünſtig — wie man will — ſind, als ſie unſerm Päärchen waren, welches immerdar Gelegenheit hatte, ſich ohne Zeugen zu ſehen und zu ſprechen.

Ein ſonderbares Verhältniß waltete ob: die feurige Hiſpanierin und der nichts weniger als kalte Deutſche, ſie flohen ſich und ſuchten ſich dann eben ſo ängſtlich wieder auf. Mit zarter Sorgfalt ſtrebte der Graf allenthalben ſeiner reitzenden Retterin die Beſchwerden des Feldlebens zu erleichtern, und mit edler Großmuth gab unſere Heldin ſich dagegen alle Mühe, dem Offizier vergeſſen zu machen, daß er Gefangener ſei. Selbſt in ihren militäriſchen Operationen unterſtützte der Graf die Heroin mit erfahrenem Rath, allein es ſchien die Kampfluſt der Donna ziemlich verſchwunden zu ſein, ſie zog beinahe zwecklos in den wildeſten Gegenden umher und ließ der Ruhetage gar viele machen; das Feuer der Guerillas war durch die Erfahrung, welche ihnen neulich die deutſchen Kartätſchen beigebracht hatten, auch einigermaßen gedämpft und ſie ließen ſich ein ſothanes militäriſches Schlaraffenleben gar gern gefallen.

Immer wilder und heftiger wüthete dagegen die unbändige Leidenſchaft im Buſen unſeres Päärchens und jetzt erſt glaubte Iſabella die eigentlichen Myſterien wahrer Liebe zu begreifen. Sinnlichkeit, Langeweile und Sehnſucht, eine gewiſſe unbegreifliche Herzensleere zu füllen, hatten ihre Verhältniſſe einſt mit dem jugendlichen Hidalgo und dann mit Don Alexo begründet; doch jene Leidenſchaften, — ſie fühlte es deutlich, — waren anderer Art geweſen, als jener gluthvolle Strom nie geahneter Empfindungen, welcher ſie nun zu verzehren drohte.

Es konnte nicht fehlen, früher oder ſpäter mußte nothwendigerweiſe ein gewaltiger Stoß von der einen oder der andern Seite den ſchwachen Damm der Vernunft und der Rückſichten durchbrechen.

Einſt, nach einem beſchwerlichen Tagesmarſche übers Gebirge in der brennenden Sonnenhitze, wählte man den Lagerplatz. Sehr ermüdet legten ſich die Guerillas zeitig zur Ruhe; Albrecht fühlte des Körpers Ermattung weniger, ein gewöhnlicher Fall, wenn ſich die Seele in einem wild aufgeregten Zuſtande befindet. Er ſchlich zu Iſabellens Hütte, ſich vor Einbruch der Nacht noch nach ihrem Befinden zu erkundigen. Die Donna lag mit geſchloſſenen Augen in einer reitzenden maleriſchen Attitüde auf dem Lager; leiſe ſchlich der

Graf

Graf näher, er kniete vor ihr, erfaßte das ſchöne, runde Händchen und drückte es ſanft an ſein klopfendes Herz. Schon wieder hatte ſich der Waffenrock zufälligerweiſe gelüftet; die kleinen blendend weißen Hemiſphären der ſcheinbar Schlafenden, wogten unruhig auf und nieder; glühendes Feuer durchflammte des Jünglings leichtes Blut, und ohne recht zu wiſſen, was er that, drückte er die heißen kußlichen Lippen auf der lieblichen Amazone linke Bruſt.

Doch nicht alle, welche da die Augen geſchloſſen haben, ſchlafen — kaum hatten des blond gelockten ſchönen Jünglings elaſtiſche Lippen Iſabellens ſchwellenden Buſen berührt, ſprang ſie auf und warf ſich wild und mit einer Leidenſchaft, welche ich nicht zu beſchreiben wage, in des beſtürzten Grafen Arme. „Ja, rief ſie aus, mein Albrecht! ich ſehe es, nicht länger vermagſt Du Deines Herzens Gefühle zu verbergen, — auch ich liebe Dich — ewig bleibe ich Dein!“

Einige meiner Leſer werden es vielleicht unnatürlich finden, daß ein feuriges Hiſpaniſches Mädchen ſich dem heimlich Geliebten plötzlich ſelbſt in die Arme wirft. Ich geſtehe, gewöhnliche Mädchen pflegen derlei erotiſche Exceſſen nicht zu vollbringen, aber es giebt auch ungewöhnliche, und mir wohnt die Ueberzeugung bei, der Fall wiederholte ſich im Leben der menſchlichen Liebe wohl viele tauſendmale ſchon. Mancher erfahrne Leſer wird mir daher Beifall nicken, bei manchem erwecke ich vielleicht wonnigliche Reminiszenzen ſogar. Man fordere vom ſchönen Geſchlecht immerhin nur kaltes paſſives Benehmen, und nenne ein wildes Heraustreten aus den Schranken ſeiner Weiblichkeit zurückſchreckende Unnatur; ich habe nichts dagegen, bleibe aber doch dabei: wenn das Mädchen unſeres Herzens, wild aufwallend, ſich glühend und ſelbſt vergeſſend, uns an den heißen Buſen wirft, ſie wird bei uns allen, wenn wir nicht allenfalls zu der Zahl kalter Sittenrichter gehören, an ihrem Werthe eben nichts verlieren.

Ich kann mir einmal nicht helfen: ich will und mag meine Heroen und Heldinnen nicht anders zeichnen, als man ſie im Leben findet, läugne auch nicht, daß ich zuweilen den richtigſten erotiſchen Maler aller Zeiten — ich meine den

Ovid — zu meinem Vorbilde wähle, von welchem der Herr v. Gerning zu Frankfurt am Main ſehr richtig ſchreibt: „er beſang die Kunſt menſchlich zu lieben; denn von einer phantaſtiſchen und überſinnlichen Liebe hatte man damals keinen Begriff.“

Venus-Urania nicht — hat immer den Sänger begeiſtert,
Weil die Beſchützerin Roms näher und holder ihm war.

Geneigter Leſer: grolle mir nicht, daß ich mein Liebespäärchen plötzlich in einer intereſſanten Situation verließ, und aus dem Feldlager der Hiſpaniſchen Guerillas in der Geſchwindigkeit nach Frankfurt ſchweifte; nenneſt du das Beginnen auch nicht genial, ſo wirſt du mir es gewiß ſchon deshalb verzeihen, wenn ich dir ſage, daß meine Liebenden wenigſtens in ſo langer Zeit, als mein Abſtecher dauerte, nicht ein Sterbenswörtlein ſprachen. Und kann ein Jüngling, kann ein Mädchen auch ſprechen, wenn ihr Mund ſo feſt an dem ſeinen hängt, als ob ſie die Seelen aus- und ineinander hauchen wollten, und als wenn die brennenden Lippen in dem wonniglichen Grunde Wurzel faſſen ſollten? Iſabella war verloren in ſtummem, unbeweglichem Entzücken und der ſchöne, junge deutſche Graf theilte dieſen Zuſtand mit ihr. Was wäre aber mir, dem Erzähler der Geſchichte, indeſſen zu thun übrig geblieben? — Der einſt gewöhnliche Nothbehelf in analogen Lagen, ganze Seiten mit Gedankenſtrichen zu füllen, iſt, ſeit Freund C...r langweiligen Andenkens ſich zur Ruhe begeben, ſo ziemlich aus der Mode gekommen, und da konnte ich mir ſchon nicht anders, als durch einen Deſperationskoup helfen. Doch halt! — meine Verlegenheit endet, denn jetzt trennen ſich die durch heftigen Druck höher noch gerötheten Lippen meines Paares. Iſabella war es, die zuerſt ſich ermannte und aus des ſchönen Jünglings Armen ſanft ſich wand. Sogleich hatte die wilde Hiſpanierin — man kennt ja ihre gewöhnliche Handlungsweiſe in derlei Lagen, und jede Dame hat darin ihre eigene — das allezeit in Bereitſchaft liegende Geräthe, den blinkenden Dolch wieder in der Hand. „Zweimal“ rief ſie aus, „glaubte ich zu lieben, und war doch nur —

jetzt wird mir's klar — in einem Wahn befangen. Du, Du allein biſt und bleibſt der Mann meiner Seele; aber o Gott! warum muß ich daran denken — ein blonder, blauäugiger Deutſcher war es auch, der meine unglückliche Mutter betrog. Wäre es möglich, könnten auch dieſe frommen Augen lügen — könnteſt Du ein gleiches Loos mir bereiten? Albrecht! heiß geliebter Mann! ich flehe — hüte Dich vor mir — wie wenige Weiber verſtehe ich zu lieben, doch haſſen kann ich und Untreue rächen feſter und ſicherer — als Eine. Beim Höchſten ſchwöre ich Dir — dem Feinde meines Volkes konnte ich vergeben — doch der untreue Freund meines Herzens, iſt und bleibt wahrlich dieſem Dolche verfallen. Merke wohl, was ich Dir ſage, bei dem Heile meiner Seele! — es iſt wahr — ſchon einmal färbte dieſen Stahl das Blut eines — nur ſcheinbar ungetreuen Geliebten."

Der Graf ſchauderte und erbleichte; er wollte ſprechen, die bebenden Lippen verſagten ihm den Dienſt — da ſchleuderte Iſabella den Dolch weit von ſich, und nun wieder ganz glühende und hingebende Liebe, warf ſie ſich zum andernmale in Albrechts Arme und ihre ſüßen Lippen verſiegelten des Geliebten Mund. „Iſt es,“ fragte ſie liſpelnd und ſanft, mit einer unwiderſtehlichen Anmuth, indem ihr großes ſchwarzes Auge in des Jünglings blauem ruhte, „iſt es denn ſo ſchwer, mir treu zu bleiben?“ —

Der Graf hatte ſich erholt; wie ein Raſender, ſo daß die Donna laut aufſchrie, preßte er ſie in ſeinen markigen Armen, indem er im höchſten Affekte rief: „„Zauberin! unwiderſtehliches Weib! ich bin Dein — und magſt du mich einſt tödten auch, doch wiegt die Wolluſt, an dieſem Buſen geruht zu haben, ein ganzes erbärmliches Menſchenleben auf.““

Nicht ſuchte Iſabella eine beſondere Deutung dieſer räthſelhaften Worte auf, ſondern nahm ſie für einen exaltirten Ausbruch der heftigſten Liebe — ach warum ſtrebte ſie nicht, auf der Stelle den wahren Sinn jener Rede zu ergründen! — —

Nun lebten unſere Leutchen in Arkadien. Frägſt Du mich theilnehmender Leſer! ob ſie dort lange geweilt — ſo weiſe ich Dich auf das

Motto hin, mit welchem dieſes Kapitel überſchrieben. Guter, ehrlicher *Uz*! wahrlich du hatteſt Recht: Der Menſch — *das was er hat, genießt er nie.*

Hatte jener ſchöne Graf ein Gott geſchwelgt in den Armen der Liebe — dann erfaßten ihn ſchreckliche Augenblicke; Stundenlang ſtarrte er wild vor ſich hin, ein tiefer Seufzer machte nur zuweilen der gepreßten Bruſt Luft; nicht ſelten ſprach man vergebens ihn an.— er war zuweilen geradezu Geiſtesabweſend.

Es war nicht anders möglich, eine ſolch' auffallend melancholiſche Stimmung des Geliebten, welche ſich früher nicht offenbart hatte, ſie mußte das ohnehin zum eiferſüchtigen Mißtrauen geneigte Gemüth *Iſabellens* ungemein beunruhigen. Ein tiefes, ihr Glück und ihre Ruhe gewaltſam zerſtörendes Geheimniß befürchtete ſie wohl mit Recht im Hintergrunde, und gab ſich auch, jedoch vergebens, alle erdenkliche Mühe jenes Geheimniß zu ergründen; denn verſuchte ſie es auch, dieſes Thema noch ſo vorſichtig zu berühren, gleich wurde der Graf finſter und immer finſterer und zuletzt ſtumm, wie das Grab.

Nichtsdeſtoweniger liebten ſich Albrecht und Iſabella mit einer Gluth, welche beide zu verzehren drohte; ſie ſchwelgten momentan im Schooße des höchſten, den Sterblichen vergönnten Glückes, und doch — wer hätte ungetrübt dies Glück wohl mögen nennen?—

Iſabella war des wilden Herumtreibens und der kriegeriſchen Laufbahn herzlich müde; nicht ſo ſchnell, als man gehofft hatte, war die Freiheit des Vaterlandes zu erringen! die unruhige Seele ſehnte ſich überdies nach Teutonien, in das Land, wo ihrem wilden Rachedurſt noch ein Opfer fallen ſollte, in das Vaterland des heiß geliebten Grafen.

Man wird mit Recht vorausſetzen, daß Iſabellens Entſchluß unſern Albrecht entzücken mußte — er ſollte ihn ja zurückführen in ſeine geliebten Berge, in der Heimath ſollte er den friedlichen Kuhreigen wieder ſchallen hören, fliehend das Land des Fanatismus, der Partheienwuth und des Schreckens. Aber ſonderbar genug — jedesmal, wenn die Geliebte von der vorhabenden nahen Reiſe nach Deutſchland ſprach, erbleichte der Graf und ſchwieg — ja mit Mühe nur gelang es ihm, die heftige Bewegung ſeines Innern zu verbergen. Was unſere Heldin einmal beſchloſſen hatte, pflegte ſie, ihrem Willen gemäß, auch immer bald aufzuführen; ſo auch dieſes mal. Sie überließ die Anführung ihres Guerillas-Haufens einem, durch Muth und militäriſche Kenntniſſe ausgezeichneten Hidalgo und reiſte mit dem deutſchen Grafen nach Madrid. Längſt ſchon hatte der Völkerunterdrücker Napoleon für ſeine Perſon Spanien verlaſſen, denn wichtige, ſeiner Schattengröße den Sturz drohende Ereigniſſe, erforderten ſeine Gegenwart unerläßlich anderwärts.

Einige alte Freunde des fürſtlich Torquemadaſchen Hauſes, waren jetzt Mitglieder der großen, dazumal allein gebietenden Junta, durch deren Verwendung es Iſabellen leicht gelang, für den Geliebten, nachdem er feierlich geſchworen hatte, nie wieder gegen Spanien die Waffen tragen zu wollen, die Erlaubniß zu erhalten, nach ſeinem Vaterlande zurückkehren zu dürfen. Ohnehin wurden die gefangenen Deutſchen in jener verhängnißvollen Zeit von den Hiſpaniern nicht im Geiſte jener empörenden, den Geſetzen des Völkerrechtes zuwider laufenden Grauſamkeit behandelt, wie die Gallier.

Jetzt betrieb unſere Heldin die Reiſe nach Deutſchland mit einer Art von Leidenſchaftlichkeit; der junge Graf vom Eberſtein betrachtete ſchweigend und finſter die Anſtalten, welche er zur Beſchleunigung der Ausführung jenes Vorhabens machen ſah und mancher tiefe Seufzer entwand ſich dabei in Geheim ſeiner gepreßten Bruſt.

Iſabellens vornehme Verbindungen verſchafften ihr und dem deutſchen Grafen ſichere Päſſe bis an die Fränkiſchen Vorpoſten und dort angekommen, gelang es dem auf ſein Ehrenwort von den Spaniern entlaſſenen deutſchen Offizier ſonder Mühe, weitere Päſſe nach ſeinem Vaterlande für ſich und die mit ihm reiſende edle Hiſpanierin zu erhalten.

Bald hatte man die Länderſcheidenden Pyrenäen im Rücken und ſchleunig ſetzte man die Reiſe durch Frankreich nach dem vorgeſetzten Ziele fort.

Je mehr man ſich der deutſchen Grenze näherte, deſto finſterer, verſchloſſener und zerſtreuter wurde Graf Albrecht; Iſabella, welcher der Seelenzuſtand des Geliebten nicht entgehen konnte, verlor ſich ebenfalls in vergeblichen Grübeleien und mit Sehnſucht ſah ſie dem Augenblicke entgegen, in welchem ſich der verwickelte Knoten endlich löſen mußte. Stundenlang ſaßen die Liebenden, auf der Landſtraße dahin rollend, ſchweigend und düſter vor ſich hin brütend, neben einander im Wagen, und nach einem plötzlichen Erwachen umarmten ſie ſich dann wieder mit einer ſo heftigen Leidenſchaft, als ob ſie von der nächſten Stunde unabwendbare Trennung zu erwarten gehabt hätten.

Endlich erreichte man Straßburg. Weder Bitten noch dringende Vorſtellungen von Seiten Iſabellens, konnten den Grafen bewegen, von hier aus ſogleich die Reiſe weiter fortzuſetzen. Albrecht beſtand darauf, in dieſer Stadt einige Zeit zu verweilen, um, wie er ſagte: ſeine durch die lange Reiſe ſehr angegriffene Geſundheit einigermaßen herzuſtellen und wichtige Briefe von ſeinen Verwandten abzuwarten. So unangenehm es unſerer Heldin auch war, ſie mußte ſich doch für diesmal in des Geliebten Willen fügen. Von Stunde zu Stunde ſtieg des jungen Offiziers ſichtbare Seelenunruhe und es wollte ihm durchaus nicht mehr gelingen, ſie ſeiner glühenden Hiſpanierin zu verbergen.

Verſtimmt ſaß das Päärchen eines Abends beiſammen, da erinnerte Iſabella den Grafen zum Erſtenmal an das ihr geleiſtete Verſprechen, den, an ihrer verklärten Mutter von einem deutſchen Kavalier begangenen, Treuebruch blutig rächen zu wollen. Halb zerſtreut, ſprach der Offizier: „mir iſt ja bis jetzt noch nicht einmal der Name jenes Treuloſen bekannt geworden.“

„„Ja mein Albrecht,““ erwiederte jetzt die Donna feierlich, „„Du haſt Recht, jetzt endlich iſt es Zeit, Dir den Schändlichen zu nennen; er heißt Hypolit von Aſpern, und trug, als er meine Mutter im ſüdlichen Frankreich kennen lernte, die Uniform des Fürſten von —

Kaum hatte Iſabella dieſe Worte ausgeſprochen, da überzog plötzlich Leichenfarbe das Geſicht des Grafen, er fing an zu beben und war ſeiner nicht mehr im geringſten mächtig. Die Donna erſchrak und forderte ungeſtüm Erklärung über den Zuſtand, in dem ſie den Grafen ſah; allein er riß ſich wild von ihr los und ſtürzte zur Stube hinaus.

In der größten Unruhe blieb unſere Heldin zurück, und kaum war ſie noch fähig, einen zuſammenhängenden Gedanken zu faſſen. Der Name Aſpern war dem Grafen nicht unbekannt, ſoviel ließ ſich wohl ziemlich wahrſcheinlich entnehmen; aber warum beſtürzte ihn dieſer Name ſo? — es war und blieb ein Räthſel.

Die Liebenden wohnten in einem und demſelben Gaſthofe. Nachdem Iſabella einige Faſſung wieder erlangt hatte, ſendete ſie die Zofe nach des Geliebten Stube, ihn, auf einen Augenblick nur noch, zu ſich zu bitten. Der Graf aber war weggegangen und — Mitternacht ſchlich vorüber, ohne daß er zurück gekommen wäre. Die Donna warf ſich aufs Lager, und verbrachte in wilden Phantaſien den Reſt der Nacht. Des andern Morgens ſchickte ſie ſogleich wieder nach den Apartements, welche der Graf bewohnte; — er war bis auf dieſen Augenblick noch nicht zurückgekehrt; auch ſeine Bedienter verſchwunden.

Der Hiſpanierin Unruhe erreichte den höchſten Grad, und ſie wußte nicht mehr, was ſie thun, was ſie denken ſollte. Endlich gegen Mittag erhielt ſie ein Billet; ein Unbekannter hatte es abgegeben und ſich ſogleich wieder entfernt. Iſabella erkannte Albrechts Hand, ſie zitterte ſo heftig, daß es ihr kaum möglich war, das Siegel zu löſen. Folgende Worte waren es, welche ihr der Graf geſchrieben hatte:

„Unglückliche!

Eine wilde Leidenſchaft, ein unbegreiflicher Leichtſinn, ließen mich Dir Liebe ſchwören; doch nie, nein nie kann ich — der Deine werden, und eher würde ich mich ſelbſt, als den Herrn von Aſpern tödten. Entlaſſe mich großmüthig meiner Schwüre und verſuche es nicht, in Geheimniſſe zu dringen, deren Entwickelung Dich nur um ſo unglücklicher machen würden. Ich flehe Dich an, überlaſſe es der Gerechtigkeit des Höchſten allein, den Treuebruch zu ſtrafen. Ich fliehe Dich — unſer beiderſeitiges Wohl erheiſcht es — um Dich nie wieder zu ſehen; doch unwiderſtehliche Zauberin — über alles geliebtes Weib! meine Ruhe iſt dahin und nie wird Dich vergeſſen

Dein
unglücklicher Albrecht."

Seltſam war es, daß die Tochter ein ähnliches Loos beinahe, wie einſt die unglückliche Mutter treffen mußte, doch öfter kommt der Fall im menſchlichen Leben vor.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung im Charakter leidenſchaftlicher, wild bewegter Seelen — räthſelhaft, aber ungewöhnlich nicht, — in Situationen, welche den Kälteſten wüthend machen, verlieren jene ihre Spannkraft, ihren Thatenwillen zuweilen, und dieſes war jetzt bei unſerer jungen Hiſpanierin der Fall.

Wohl hätte man nach der Schilderung ihres Seins, nach der Betrachtung ihrer Handlungsweiſe erwarten müſſen, ſie würde, nach dem Blute ihres treuloſen Geliebten dürſtend, den blinkenden Dolch in der Hand, ihm ſogleich nachgeeilt ſein; doch nein — die Unglückliche verfiel im Gegentheil gerade in einen Zuſtand ſtillen Wahnſinnes; — zu ſehr hatte ſie ihren Albrecht geliebt.

Den ganzen Tag ſaß ſie ohne eine Sylbe zu ſprechen, ohne ſich zu bewegen, nur unausgeſetzt auf eine und dieſelbe Stelle hinſtarrend. Als die Sonne unterging, ſprang ſie wild auf, wie plötzlich von einem Gedanken der Rettung ergriffen. Sie eilte hinaus an die Geſtade des majeſtätiſchen Rheins, in die Gegend von Kehlheim. Dort ragt am Ufer ein hoher Felſen weit in den Strom hinein; ungemein tief iſt das Waſſer an jener Stelle, und brauſend brechen die Wellen ſich an dem koloſſalen Geſtein. Iſabella beſtieg den Felſen; — lange und wild ſchweiften die ſchwarzen rollenden Augen umher, doch plötzlich ſtürzte ſich die Unſelige von der unermeßlichen Höhe hinab in den Strom und ſchhell verſchlang die rauſchende Fluth den ſchönen zarten Körper.

Ende des erſten Buchs.

Zweites Buch.

Somnia, terrores magicos, miracula, sagas,
Nocturnos lemures, portentaque Thessala rides? —
Hor.

Erſtes Kapitel.

Mathilde, ein Ideal zarter Weiblichkeit.

Wer biſt Du ſtrahlende Lichtgeſtalt — entflogſt du aetheriſchen Reigen? — —
So fragt' ich jüngſthin im einſamen Haine, und — Pſyche tönts in den Zweigen.

Nach Idealen zu ſtreben und Ideale zeichnen zu wollen — es bleibt ein ſchwieriges und gewagtes Unternehmen.

Der kühne Hochflug mißlingt oft und mancher Verwegene theilte Phaethons Loos.

Das Jagen nach Idealem gab und giebt vielen geſchmackloſen Zerrbildern das Daſein, in der bildenden Kunſt, wie in der Poeſie und Philoſophie. Leichter iſt es Tizlans und Rubens Pinſelſtriche zu bewundern, durch Homers Leier begeiſtert zu werden und in Kants hehren Geiſt einzudringen; — aber malen, ſingen und ſpekuliren wie jene, bleibt das Vorrecht ſeltener Genien, entſproſſen aus olympiſchem Stamme, und das Schlimmſte bei dem Allem iſt es noch, daß das Streben jener ſeltenen Geiſter, im Erdenwallen beinahe nimmermehr begriffen, nie erkannt wird — und ſpäte Jahrhunderte wiſſen oft erſt den Werth hehrer Leiſtungen zu würdigen, denn Gemeinheit heißt der Hauptcharakter lebender Generationen, und ſie verſteht ſich ſchlecht darauf des Olymps Genius zu faſſen. Wer wohl drang tiefer in den ſublimen Begriff der Göttlichkeit, als jener holländiſche Jude — Spinoza nähmlich? — Doch dem Fluge ſeines göttlichen Genius vermochte der gelähmte Verſtand der trägen Zeitgenoſſen nicht zu folgen, und ihnen war der erleuchtete Prieſter im Heiligthume — ein Atheiſt.

Dem Italiener Galilei, — ſcharfſinniger war der Mann vielleicht als Copernicus ſelbſt — verdanken wir einen wichtigen Beitrag zu jener Art von Wahrheiten, welche allein ſo genannt zu werden verdienen, und wie lohnte ſein Zeitalter dieſem genialen Kopfe? — als gebeugter Greis wurde er, durch ſeinen eigenen falſchen Freund, den hinterliſtigen achten Urban zu Rom gezwungen, Kirchenbuße zu thun und die feſte Ueberzeugung ſeines Geiſtes abzuſchwören.

Doch genug der Abſchweifungen, welche der eine oder andere Leſer vielleicht mißbilligen möchte; ſchnell nahe ich mich nun dem vorgeſteckten Ziele.

Sanfte, liebliche Aurora! geſtatte mir den Pinſel zu tauchen in den Schmelz deiner zarten Farben — einmal nur, erhabener Lenker des Sonnenwagens, laſſe ihn mich theilen mit dir den Hochflug durch die lichte Bahn! Ihr hehren Sänger des Alterthumes, auf Momente nur borgt mir die gülden beſaitete Lyra! — doch ach, vergebens ruft der Arme — längſt iſt jener Olymp verſchloſſen; die Götter Griechenlands, ſie erhören die Sprößlinge ſpäter entarteter Geſchlechter nicht mehr, und Homers güldene Lyra iſt verklungen! Was bleibt mir übrig noch, denn aus eigener Kraft und in eigenthümlicher Weiſe kühn den Entwurf der Skizze zu wagen.

Ja Pſyche ſelbſt iſt jene zarte Huldgeſtalt!

ſo ſprach meine innere Stimme, als ich zum Erſtenmale **Mathilden** ſah. Mein Leſer, denke Dir ein zartes, weibliches Weſen — es wandelte ſiebenzehn mal erſt über die duftende Flur des neuen Lenzes — ja denke Dir das ſchwebende Bild, die lieblichen Formen, das große Auge, an Farbe dem reinen blauen Aether gleich, die verklärten Züge ſchönerer Welten, den natürlichen Fall der güldenen üppigen Locken — denke Dir eine Lichtgeſtalt, wie ſie Dir Deine reinſte Phantaſie in überſeligen, himmliſchen Momenten einſt vielleicht vor die Augen der Seele geſtellt, — ſo ſteht **Mathilde**, wie ſie lebte vor Dir: und geben dieſe Züge Dir keinen deutlichen Begriff von dem lieblichen Weſen, dann biſt Du es nicht für den ich ſchreibe.

Wohl hatte der ſinnige **Sokrates** Recht: „in olympiſchen Geſtalten wohnt hehrer Sinn" — und wähnſt Du durch Erfahrung den Satz Lügen zu ſtrafen, ſo iſt Dein eigener Sinn verblendet und Deine geträumte aetheriſche Lichtgeſtalt iſt ein üppiges Truggebild des Orkus nur.

Reine Kindlichkeit, zartes Gefühl, der hellſte Verſtand, ein glühendes Streben nach Hohem, Großem und Schönem allein, der Keim zur aufopfernden Liebe im Herzen, — ſie charakteriſirten meiner lieblichen Geſtalt innerſte Seele. — Der Reinſten fehlt die Ahnung des Laſters auch, denn nimmermehr hätte Maria ſonſt den Gottesſohn geboren.

Aber wo lebt denn dieſes hochgeprieſene Mädchen? wer iſt ſie? wie kömmt ſie hieher? — höre ich fragen. Ich merke ſchon, mein geneigter Leſer! Du willſt Proſa haben, — wohlan! — ſo nimm ſie denn hin.

Mathilde war die Tochter eines Herrn von Aſpern, welcher als General die Truppen eines kleinen deutſchen Fürſten kommandirte. Früh war des Fräuleins Mutter geſtorben und der Vater nicht dazu geeignet, die gute Erziehung eines ſo lieblichen, zarten Geſchöpfes, wie Mathilde es war, ſelbſt zu leiten; allein der Zufall führte das holde Kind in die Hände einer vortrefflichen Erzieherin, die als Meiſterin es verſtand, den hoffnungsvollen, ſeltenen Keim zur lieblichſten, duftigſten Blume heranzuziehen. Das Kind entfaltete zur Jungfrau ſich und ſpräche ich — ſie war ein Engel an Leib und Seele, ſo klänge das freilich ziemlich gewöhnlich; doch gerade um hier treffend zu zeichnen, weiß ich keines paſſendern Ausdruckes mich zu bedienen.

Mathilde war der Stolz ihres Vaters und ihr Beſitz der ſehnlichſte Herzenswunſch manches edlen, deutſchen Jünglings. Noch ſchlummerten der Jungfrau und des Lebens ſchönſte Gefühle im zarten Buſen, da nahete der Augenblick, in welchem ſie mit Macht erwachen ſollten.

Im Regimente des Generals von Aſpern diente ein junger helvetiſcher Graf, und wohl erräth der ſinnige Leſer ſchon, daß es jener Albrecht vom Eberſteine war, deſſen Bekanntſchaft wir im erſten Buche der Geſchichte machten.

Nicht im väterlichen Hauſe war das Fräulein von Aſpern erzogen worden, ſondern bei einer im Auslande wohnenden Tante. Während ſich der junge Graf gerade auf den heimathlichen Gütern beurlaubt befand, führte jene Tante ihre nun zur Jungfrau gediehene Elevin ins Vaterhaus zurück, und die Garniſon wieder erreichend, fand der Offizier, ſeines Generals liebenswürdige Tochter in deſſen Hauſe.

Des holden Mädchens erſter Anblick entzündete ſogleich in des Jünglings feurigem Buſen eine wilde heftige Leidenſchaft. Schüchtern nahte er der herrlichen Lichtgeſtalt. Albrecht war der jüngſte, ſchönſte, gebildetſte und gefühlvollſte Offizier des Regiments, und um uns hier nicht unnöthigerweiſe weitläuftig auszubreiten, bemerken wir nur ganz kurz, daß unſere holde Mathilde bald die Gefühle der Liebe des gräflichen Jünglings theilte.

Bevor man aber den Faden der Geſchichte weiter verfolgt, bleibt es unumgänglich nöthig, endlich auch von des Grafen eigentlichem Charakter dem Leſer eine kurze Skizze zu entwerfen; denn nach Allem, was wir von dem Jüngling bisher gehört haben, mußten uns, ſowohl er, als ſeine Handlungsweiſe, immer nur ſehr problematiſch erſcheinen.

Albrecht war ein Sanguiniker und dieſes Temperament offenbarte ſich in ihm ſo rein und unverkennbar in allen Vorfallenheiten des Lebens, wie es nur äußerſt ſelten der Fall zu ſein pflegt.

Zufälligkeiten trugen dazu bei, in dem wilden feurigen Jünglinge die Gewalt jener Naturdiſpoſition eher noch zu vermehren denn zu hemmen. Noch hatte er das Knabenalter nicht zurückgelegt, da raubte ihm der Tod die Eltern, und ſein Hofmeiſter, ſelbſt ein feuriger junger Mann, begnügte ſich damit, des jungen wilden Grafen fähigen Geiſt anzubauen, allein er verſäumte ganz, auch deſſen phyſiſche Anlagen zu bändigen, welche zwar zur Liebenswürdigkeit und zum Edelmuthe die Grundlagen bildeten, uneingeſchränkt aber ihn oft zum Opfer der Sinnlichkeit und des verderblichſten Leichtſinnes machten.

Ungemein reich, wie der junge Graf **Albrecht** es war, ſtellte ſich ſeinen heftigen Leidenſchaften beinahe durchaus kein wehrender Damm entgegen und ſo ging es denn wohl ganz natürlich zu, daß ſein vorherrſchendes Temperament, mit allen ſeinen charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten, ihn lenkte, nachdem er ſelbſt bereits die Großjährigkeit erlangt und die väterlichen Güter übernommen hatte.

Gleich und immer behauptete bei dem Grafen das glühende Gefühl das Uebergewicht;

aber eben deßhalb konnte es dieſem Gefühl nur gar ſelten gelingen, als tief eingreifende Empfindung zu haften, und ſpätere heftige Eindrücke fremder Objecte, verdrängten, ja vertilgten oft ſchnell die Macht der frühern.

Noch hatte Albrecht nie Liebe empfunden; mit welcher Feuergluth, mit welch' heißer Leidenſchaft ein ſolch' Gemüth die heftigſte und entſcheidendſte Empfindung des menſchlichen Lebens umfaſſen mußte, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

Weniger heftig umfing der holden Mathilde reine, kindliche Seele, das Gefühl der erſten Liebe; der ſanfte zarte Charakter des Fräuleins gründete ſich auf eine Anlage zum melancholiſchen Temperamente, deſſen Gefühle langſamer zwar erregbar ſind, aber dagegen auch in der Folge zu dauerhafterer und tieferer Empfindung führen.

Der wilde Jüngling wollte vergehen im Wonnegefühl, als er zu der Gewißheit gelangt war, auf Mathilden, die hehre Huldgeſtalt, Eindruck gemacht zu haben.

Immer raſch, ohne genauere Prüfung der

Gewalt des Augenblickes folgend, eilte er ohne weiteres zu ſeinem General, und bat um Mathildens Hand.

Kam ein ſolcher Antrag dem Herrn von Aſpern gleich unerwartet, ſo wurde er dagegen doch auf keine Weiſe dadurch unangenehm überraſcht; der General beſaß nur wenig Vermögen und die einzige Tochter mit einem reichen, jungen und hübſchen gräflichen Jünglinge zu verbinden, konnte ihm demnach nicht anders, als ein erwünſchtes Ereigniß erſcheinen.

Albrecht erhielt auf ſeinen Antrag von Vater und Tochter das Jawort, und voll feurigen Ungeſtüms beſchleunigte er haſtig die wirkliche eheliche Verbindung mit Mathilden.

Hold röthete ſich des zarten, lieblichen Weſens jungfräuliche Wange, als Albrecht ſie, nach vollzogener prieſterlicher Einſegnung, Freude glühend in ſeine Arme preßte.

Unmittelbar darauf eilte er mit der jungen Gattin nach ſeinem Stammſchloſſe, dem Eberſtein, in die heimathlichen Berge, um wenigſtens vor der Hand in ſtiller Einſamkeit ganz dem Glücke der Liebe und Häuslichkeit zu leben.

Ein Weſen, wie Mathilde, ſchien ganz dazu erſchaffen, das heftige, bewegliche Herz eines ſo leidenſchaftlichen jungen Mannes dauerhaft zu feſſeln. Mit ſolch' einem Weibe konnte Albrecht in der That glücklich werden; ihre himmliſche Sanftmuth und Ergebenheit dämpften des jungen Gatten zu wild aufloderndes Feuer; die Tiefe ihres Gefühles erhob die Oberflächlichkeit ſeiner eigenen Empfindungen zu einer größern Innigkeit, und endlich des ſeltenen Weibes viele und höchſt ausgebildete Talente befriedigten ſeinen ſonſt ſo unruhigen und ausſchweifenden Geiſt.

Erſt als Gattin lernte Mathilde der Liebe beſeligende Gefühle und die Geheimniſſe jenes in ihr ruhenden Glückes ganz auffaſſen und begreifen; allein es geſcheh nun auch mit einer ſo ſtarken und bleibenden Thatkraft, deren wenige Sterbliche nur fähig ſind.

Beneidenswerthe Stunden verlebten Albrecht und Mathilde nun im Schooße der Natur und im Glücke der jungen erſten Liebe.

Eine Virtuoſin ſpielte die Herrliche die Harfe; voll Anlage und tiefen Gefühls griff ſie zuweilen ſelbſt als Dichterin in der Lyra güldener Saiten Spiel.

Um der Seele tiefem Gefühle zu genügen nicht um zu glänzen, hatte ſie ſich, eine gar ſinnige Prieſterin, dem Dienſte der Muſen geweiht; doch nun lebte ſie mehr in dem heißgeliebten Manne, denn in ſich ſelbſt und Albrecht ſchwelgte voll Entzücken in den lieblichen und duftigen Blüthen, welche die begeiſterte Seele der Geliebten keimen ließ.

Herzlicher und ſüßer ſchienen ſich beide zu lieben, je öfter die Sonne die Spitzen der nahen Eisberge güldete, und das ſchöne Paar ſchien den Satz auf immer zu Schanden machen zu wollen, daß es keine wahrhaft Glücklichen auf Erden gebe.

Doch die Schickſalsmächte ſind konſequent, und nur zu wahr iſt es, daß keine beſeligende Wonne lange und unwandelbar Sterblichen blühen kann.

Die Liebenden vergaßen die ganze übrige Außenwelt um ſich her; ja in ſich ſelbſt, vergaßen ſie ſich ſelbſt. Der zarten Mathilde — ſie unterſchied ſich in gar vielen Dingen von dem großen Haufen ihres Geſchlechtes — konnte der Stand des Kriegers nicht gefallen, und oft ſchon lag ſie dem geliebten Gatten an, die Uniform abzulegen, um ungeſtört dem Glücke der Liebe, ſtiller Häuslichkeit und dem natürlichſten Berufe des Menſchen, jenem des Landwirthes nämlich, leben zu können.

Zwar hatte Albrecht verſprochen, ſich in den Willen der Gattin zu fügen, allein in der That war das Verſprechen ein Opfer für ihn zu nennen, denn der Graf hegte große Vorliebe für ſeinen Stand, und er verſchob es immer von einem Tage zum andern, den Abſchied zu fordern, ſo dringend und zärtlich Mathilde auch bat. Albrecht meinte: der Schritt fordre ja ſo große Eile nicht; ohnehin habe er nun Urlaub auf Jahr und Tag, nach deren Verfluß es ja immer noch Zeit genug ſei, die Militärdienſte zu quittiren. Schwer nur gelang es ihm, die zärtliche, ängſtliche Gattin auf ſolche Weiſe zu beruhigen, eine Ahnung ſchien das zarte Weſen zu beſtimmen, den heiß geliebten Gatten immer wieder aufs neue zu bitten, die Rüſtung doch je eher je lieber abzulegen.

Albrecht ließ die Bitte, immer nur über der Gattin Aengſtlichkeit ſchäkernd, unerhört, bis es nicht mehr in ſeiner Macht ſtand, ſie zu gewähren.

Spät am Abende ſaßen die Liebenden einſt beim lieblichen Mondſchein koſend, in einer Roſenlaube des Parkes, da kam plötzlich ein Eilbote von Mathildens Vater, dem General von Aſpern an und brachte Briefe an Albrecht mit.

Ueberraſcht erbrach der Graf die Siegel, warf einen Blick in das Blatt, und vermochte es nicht, den plötzlichen Schreck, der ihn befiel, geſchickt zu verbergen. Mathilde bemerkte was in ihm vorging und nahm haſtig und trauriger Ahnungen voll, dem Gatten des Vaters Schreiben aus der Hand; ſie las — und ſchnell füllten die großen himmelblauen Augen ſich mit Thränen.

Der General von Aſpern ſchrieb dem Eidam: daß die fürſtlichen Truppen höchſt unerwartet den Befehl erhalten hätten, zur Verſtärkung der Napoleonſchen Heere ſchleunigſt gen Spanien aufzubrechen, und er, der General, ſehe ſich ſeiner Pflicht gemäß gezwungen, den

den Grafen einzuberufen, da in wenigen Tagen ſchon das Regiment ſich in Marſch ſetzen werde.

Leicht begreiſt es ſich, daß die Nachricht unſere Liebende einem Donnerſchlage gleich treffen mußte. Albrechts Ehrgefühl ging über Alles; jetzt den Dienſt zu meiden, wäre beſchimpfend geweſen, es war daran gar nicht zu denken und ſelbſt die ſinnige Mathilde ſah dieſes ein; anderwärts aber war der Liebenden Schmerz grenzenlos — und ſuchte man ſchon das Unabwendbare mit Faſſung und Muth zu tragen, es wollte nicht gelingen.

Die ſüße Minne in ihrer erſten Blüthe zu meiden — was wohl könnte gefühlvoller Menſchen Herz tiefer und ſchwerer verletzen? — der Liebe thut Scheiden und Trennen weh' — ach gar bitter und wehe.

Zweites Kapitel.

Trennung.

Die erſte Malerin zu Corinth. *)

Corinth die Vaterſtadt muß Krato meiden,
Der Jüngling ſoll von ſeiner Jungfrau ſcheiden,

---

*) Es war eine Corinthiſche Jungfrau, die

Bang ſchlägt des Mädchens Herz; —
Sie küſſen weinend ſich und küſſen wieder
Es drückt die Armen ſchwer und hart darnieder
Der Seelen herber Schmerz.

Im Wäldchen dort, wo Nachtigallen ſchlagen,
Wo Vöglein rührend ſich nur Liebe klagen,
Im blaſſen Mondenſchein;
Ja dort man will das Lebewohl ſich ſagen,
Das Echo muß die Seufzer weiter tragen,
Fort durch den ſtillen Hain.

Kaum kann der Jüngling ſeinen Schmerz beſiegen,
Die zarte Maid — ſie will dem Gram erliegen —
Da ſtockt der Thränen Lauf;
Die Maid erfaßt ein ſinnig himmliſch Streben,
Man ſieht den feuchten Blick ſie nun erheben,
Zum Olymp ſchaut ſie auf:

Tochter des Töpfers Dibutades, welche die Schattenmalerei, die anſpruchsloſe Mutter der blühenden Malerkunſt und mit ihr die Grundriſſe aller Zeichnung erfand. Als ihr Geliebter verreiſen mußte, wünſchte das Mädchen ſehnſuchtsvoll ein Bild ſeiner Züge zu behalten; der Schatten des ſcheidenden, nach ihr zurückblickenden Jünglings fiel auf die Wand, und die erfindungsreiche Liebe gab ihr den glücklichen Einfall, ihn raſch mit einer Linie zu umſchreiben.

Es verdient in der That Bewunderung, daß dieſer intereſſante Stoff bis jetzt von keinem Dichter benutzt worden iſt.

„O Phöbos, hehrer Gott der Strahlenſonnen —
„Du Mittelpunkt der höchſten lichten Wonnen,
„Apollon! höre mich!
„An ſeinem Bild ſoll ich mich nimmer weiden,
„Ja der Geliebte wird nun von mir ſcheiden,
„Phöbos — ich bitte Dich:

„Willſt den Geliebten auch Du von mir trennen,
„So laß ſein Bild in meinem Herzen brennen,
„Ja laß es mir zurück;
„Laß mich begünſtiget vor andern Frauen
„Des Fernen Bild ſtets gegenwärtig ſchauen,
„Gewähre dieſes Glück!

So rief die Maid, es floſſen ihre Thränen,
Doch ach — es hilft kein Klagen und kein Sehnen,
Es muß ihr Jüngling fort;
Schon hat er ſich nach vielen heißen Küſſen,
Von ſeinem treuen Mädchen losgeriſſen,
Schon meidet er den Ort. —

Er wankt dahin mit ungewiſſem Tritte,
Da hemmt er noch einmal die ſchwanken Schritte
Und nach ihr ſieht er hin;
Vom Mondenſchein iſt die Geſtalt getroffen, —
Sein Schatten wird an einen Fels geworfen, —
Sie ſteht mit trübem Sinn. —

Von Kratos Haupt den Schatten nun erblickend,
Nimmt ſie, tief in der Seele ſich verzückend,
Den Griffel in die Hand;

Und ihre Klagen ſind noch kaum verklungen,
Da iſt zum Täuſchen ſchon das Bild gelungen —
Dort an der Felſenwand.

Die Kunſt — ſie trieb dahin auf Zeitenwogen
Die Dürer und die Rubens hat erzogen,
Der Minne zartes Kind;
Wollt Ihr die hehre Kunſt als Höchſtes preiſen,
Beſingt in linden ſanften Liebesweiſen,
Die Jungfrau von Corinth.

Die Anſtalten zu Albrechts Reiſe waren beendigt, der Anbruch des folgenden Tages ſollte die Liebenden trennen, trennen vielleicht für immer.

Es war eine klare, herrliche Sommernacht, welche dem gefürchteten Tage vorherging. In inniger Umarmung ſaßen Albrecht und Mathilde im Schloßparke in ihrer Lieblingslaube; des zarten Weibes ſchönes, goldlockigtes Köpfchen ruhte an des geliebten Gatten Bruſt; ſtill weinte ſie vor ſich hin. Der wilde Schmerz drohte des Grafen Bruſt zu ſprengen, eine lange Pauſe traurigen Schweigens erfolgte, endlich ſprach Albrecht mit gedämpftem Tone: „Meine geliebte Mathilde! im Pavillon hier ſteht Deine

Harfe, ich hole ſie herbei — erquicke meine kranke Seele mit linden Weiſen — noch einmal erfreue mich mit dem Spiele der Saiten, mit welchem Du ſo manche ſchöne Stunde mir verſchafft."

Albrecht ging das Inſtrument zu holen, Mathilde verhüllte das Geſicht; ſo viel Mühe ſie ſich gab, ſie vermochte es nicht den immer heftiger ſtrömenden Thränen Einhalt zu thun.

Jetzt kehrte der Graf mit der Harfe zurück. Mathilde griff einige wehmüthige, lang gehaltene Akkorde, Albrechts Haupt lehnte an ihrer lieblichen weißen Schulter. „Willſt Du, mein Geliebter!" fragte Mathilde nur noch ſanft weinend, „das Liedlein hören, das ich tauſendmal ſingen werde, wenn ich hier einſam weile, während der Freund meiner Seele in fernen Zonen wallt?"

Wehmüthig lächelnd nickte Albrecht ſchweigend mit dem Haupte, auch in ſeinen großen blauen Augen glänzten ein paar Thränen; Mathilde griff leiſe in die Saiten und ſang mit ihrer weichen Silberſtimme Mac-Reals rührende Erſiſche Weiſe:

Wenn ich ein Vöglein wär';
Hätte Gefieder —
Flög' ich wohl übers Meer
Sange ihm Lieder,
Ließe mich nieder,
Dacht nie der Wiederkehr!
Wenn ich ein Vöglein wär!

Wenn ich ein Fiſchlein wär;
Lauſcht ich am Quelle —
Ob wohl von Ungefähr
Kame die Welle
Von jener Stelle
Etwa vom Liebſten her!
Wenn ich ein Fiſchlein wär!

Wenn ich ein Blümlein wär;
Würd' ich mich bücken,
Wenn *er* dann wallt daher
Müßte mich pflücken,
Wollte mich drucken
Daß *er* mich nie verlör'
Wenn ich ein Blümlein wär!

Wenn ich ein Sternlein wär;
Glänzt ich von oben,
Wenn ſonſt ſo freudenleer
Er ſtand' umwoben —
Nicht dürften toben

Stürme um ihn nun mehr,
Wenn ich ein Sternlein wär!

Trennung iſt allzuſchwer,
Vöglein ſingt Lieder:
Fiſchlein hüpft hin und her,
Blümchen ſproßt wieder
Sternlein ſinkt nieder —
Ach er kehrt nimmermehr
Trennung iſt allzuſchwer!

Die Töne der Harfe waren verklungen; unbeweglich ſaß der Graf, ſinnend vor ſich hinſtarrend. Mathildens blaues Auge hing an den Zügen des männlich ſchönen Gatten, gleichſam als ob es dieſelben verſchlingen möchte. Plötzlich ſprang die Dame, von einem Gedanken mächtig ergriffen, in die Höhe. „Mein guter Albrecht!“ rief ſie aus, „bei unſerer Liebe beſchwöre ich Dich, ſitze nur zwei Minuten noch in derſelben Richtung ſtill!“

Verwundert ſah der Graf die Gattin an, doch rührte er ſich nicht. Mathilde zog aus der Schublade des Tiſchchens, welches vor ihr ſtand, ein Blatt Papier und einen Crayon hervor. Auf der hellen, weißen, durch den

Mond matt beleuchteten Wand des Pavillons, welcher dicht neben der offenen Laube ſtand, in welcher die Liebenden ſaßen, haftete der Schatten von Albrechts ſchönem, regelmäßigem Profil; haſtig eilte Mathilde mit dem Blatt und Bleiſtifte zu der Wand, und mit leichter geſchickter Hand zeichnete ſie den Schattenriß des Geliebten auf das Papier.

Fröhlich jubelte das kindliche Weib, als ſie das Werk der Liebe trefflich gelungen ſah: „Böſer Mann!“ ſprach ſie freundlich nun wieder ſchäkernd, „ziehe immerhin fort nach fernen Landen, ſiehe nur, ich behalte Dich doch bei mir.“ Zärtlich drückte ſie den Schattenriß an die keuſche Frauenbruſt, und die Augen der Liebenden füllten ſich neuerdings mit Thränen.

Lange nachher, als Mathilde ſchon hinüber gegangen war, in die ſchöneren Gefilde des ewigen Friedens, fand man unter ihren Papieren die Ballade: die Malerin von Corinth, welche wir dieſem Kapitel vordrucken ließen, und welche das gefühlvolle Weib, ſich an jene Stunde der Trennung rückerinnernd, gedichtet haben mochte.

Man verlange von dem Erzähler nicht, länger noch von der Scheidungsſcene der Liebenden zu ſprechen. Aus dem Obigen geht die Beſchaffenheit des Gemüthszuſtandes des jungen Ehepärchens hinlänglich hervor.

Mathilde wollte den Geliebten nach der bisherigen Garniſon ſeines Regimentes begleiten, um dort auch vom Vater noch Abſchied zu nehmen; als aber des andern Tages der Reiſewagen vorfuhr, brach der letzte Reſt ihrer mühſam erhaltenen Kraft, ohnmächtig lag ſie in des Geliebten Armen. Die Zofen mußten ſie zu Bette tragen — noch einmal drückte Albrecht den Mund auf die kalten Lippen der Gattin und dann ſtürmte er in den Wagen; es drohte der heftige Schmerz ſeine Bruſt zu ſprengen.

Das kleine Truppenkorps jenes deutſchen Fürſten, in deſſen Dienſten ſich der Graf vom Eberſtein befand, brach auf und durchzog in Eilmärſchen Gallien, um ſchnell genug die Pyrenäen zu erreichen; denn noch zu weilen, wenn des Welttyrannen Wink einmal geboten hatte, war zu gefährlich in jener Zeit.

Scheiden treu und zärtlich Liebende, iſt das Loos des ſcheidenden Theiles ſelbſt, immer noch dem des zurückbleibenden vorzuziehen. Jenen zerſtreuen der Anblick neuer Gegenſtände, der Wechſel der Verhältniſſe u. ſ. w. Dieſer bleibt dem verzehrenden Schmerz allein nur überlaſſen.

Die Wahrheit dieſer oft gemachten Bemerkung bewährte ſich an unſerm Grafen auch. Wohl dachte er viel und wehmüthig an die zurückgelaſſene zärtliche Gattin, allein milder wurde ſeines Herzens Schmerz, je mehr man den Pyrenäen ſich nahete. Die Obliegenheit des Dienſtes, die immerwährende Geſellſchaft der muntern Kameraden, die Beobachtung der Sitten fremder Länder u. dgl. verfehlten ihre Wirkung nicht und konnten ſie bei einem jungen Manne von Albrechts Temperamente auch nicht verfehlen.

Schwerer lernte ſich dagegen Mathilde an die Trennung vom Geliebten gewöhnen, und ihr Schmerz verlor wenig nur von ſeiner erſten Stärke. Abgeſchieden von der ganzen Welt lebte ſie auf dem Eberſtein; außer ihrer Zofe und dem alten Kaſtellan ſah ſie ſelten ein menſchliches

Weſen. Stundenlang ſtarrte ſie Albrechts Schattenriß an und rührend war es anzuſehen, wenn ſich das nur zu tief fühlende Weib zärtlich mit dem lebloſen Blatte unterhielt. Abends wandelte die Trauernde durch die ſtillen, einſamen Gänge des weitläuftigen Parkes und oft noch ſang ſie in jener Trennungslaube das klagende Lied vom Vöglein. Die Briefe des weit entfernten Gatten blieben Mathildens einzige Freude und Troſt, aber auch dieſe erſehnten Briefe trafen endlich ſparſamer und immer ſparſamer ein.

Das deutſche Trüpplein war indeſſen auf dem Schauplatze des Völkerkampfes angekommen. Mehr und mehr verwiſchten die gräulichen Vorfälle des Tages in Albrechts Seele das Andenken an Mathilden; ſeine Schickſale in Hiſpanien ſelbſt aber wurden dem Leſer bereits mitgetheilt.

Menſchen von des jungen Grafen Temperament und Charakter, ſind ſehr reitzbar und in ihren Gefühlen äußerſt lebhaft; dabei aber auch ungemein zur Veränderung und zu grenzenloſem Leichtſinn geneigt; immer der Macht des Augenblickes folgſame Sklaven, überlegen ſie ſelten die nothwendigen und nicht zu vermeidenden Folgen ihrer raſchen Handlungen, zu welchen ſie momentane Aufwallungen des wild durch die Adern tobenden Blutes hinreißen.

Aus dieſem Geſichtspunkte muß des Grafen Abentheuer mit der ſchönen, jungen Hiſpanierin beurtheilt werden; und wird dem Leſer gleich dadurch der leichtſinnige und ſinnliche junge Offizier nicht minder ſtrafwürdig erſcheinen, denn zuvor; ſo dürfte er doch wenigſtens in ſeinem Benehmen ſelbſt keine Unwahrſcheinlichkeit ferner erblicken.

Männerſchwüre, — ſo wie denn die Schwüre der Treue und Liebe überhaupt, wie oft riß euch der Strom längerer oder kürzerer Zeit ſchon mit ſich fort? — und du gräuliche Macht, welche ſich unbewachter Zufall nennt, wie manches Herz haſt du gebrochen, wie viele feſte Banden getrennt, ſo lange Menſchen den trägen Planeten bewohnen?? — —

Drittes Kapitel.

Die gelehrte deutſche Frau, eine biographiſche Skizze.

Parodie.

Flieht ſolche Weiber! — Sie flechten und weben
Stachlichte Dornen ins irdiſche Leben —
Legen um Männer das drückendſte Band;
Nicht — in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren ſie öfters das ſinnliche Feuer
Wilder Gefühle mit Mänadiſcher Hand.

Selbſt von Neulingen in der Romanenlektüre kann ich nicht füglich erwarten, daß ſie im Ernſte glauben möchten, die eigentliche Heldin der Geſchichte, die junge, ſchöne Hiſpanierin, hätte in der That in den Fluthen des Rheins ihr Grab gefunden.

Die Verſicherung, daß ſie jetzt noch lebt, iſt demnach ziemlich überflüſſig, allein auf die Art, wie Iſabella gerettet wurde, iſt man vielleicht geſpannt, und wem daran gelegen, der beliebe mit mir den Felſen am Rhein bei Kehlheim zum zweitenmal zu beſteigen; ich bin ſelbſt einigemal dort geweſen und kann auf

Autorehre verſichern, daß man auf jenem Felſen eine reizende Ausſicht genießt.

Wir finden die Donna an der Erde liegend — ohnmächtig, blaß und durchnäßt. Neben ihr kniet, bemüht die Ohnmächtige durch Reiben und ähnliche Dienſtleiſtungen ins Leben zurück zu rufen, eine nackte triefende Dame. Indeß bitte ich, mein guter Leſer! die Nackte nicht genau zu betrachten, denn eine Grazie iſt ſie eben nicht. In einem Alter von beinahe funfzig Jahren, dürfte ſie in ſolcher Lage ſo leicht nicht ſträfliche Begierden mehr erzeugen, und auch in züchtiger Bekleidung, bieten ihr Kopf und ihr Geſicht doch der Reitze nur wenige dar. Kleine grüne Augen, eine magere eingefallene Naſe, der große Mund mit ſeinem höhniſchen Zuge und ein Dutzend Zahnlücken wohl, ſie harmoniren gar paſſend mit der ganzen dürftigen Geſtalt. Sonſt trägt die Dame noch eine alte abgeſchoſſene braune, elegante Titusperücke — unglücklicherweiſe aber hat ſie dieſe Zierde im Strome verloren, und ihre grauen, dünnen Haare geben ihr neben Evens Schmucke ein wahrhaft ſcheußliches Anſehen.

Doch Zuſammenhang wird in der Erzählung verlangt. Wohlan: die nackte Dame, welche wir hier ſehen, ſie nennt ſich gegenwärtig Frau von Haaren, und hat als deutſche Gelehrte einen Namen.

Straßburg iſt keinesweges der gewöhnliche Wohnort der Frau v. Haaren; denn dieſe Dame hat eigentlich gar kein Domicilium, ſondern befindet ſich größtentheils auf Reiſen.

Neben mancher genialen und originellen Eigenthümlichkeit, wohnt der Frau von Haaren auch eine unwiderſtehliche Neigung bei, allenthalben und zu allen Jahreszeiten in Flüſſen zu baden. Glücklicherweiſe huldigte die gelehrte Frau unfern des erwähnten Kehlheimer Felſens gerade ihre Bademanie, als die unglückliche Iſabella ſich in die Fluthen ſtürzte. — Innig vertraut mit dem naſſen Elemente, konnte es unſerer Frau v. Haaren gar leicht gelingen, die Hiſpanierin zu retten und aufs Trockene zu ziehen. Doch ſtille! Iſabella öffnet jetzt die Augen; wilde Blicke wirft ſie befremdet um ſich her — nun bemerkt ſie erſt ihre nackte Retterin neben ſich, und mit einem unverkennbaren Grauen betrachtet die Donna die auffallende Geſtalt, wahrſcheinlich in den Händen einer Furie der Unterwelt ſich wähnend.

Allmählig mehr und mehr erlangte die Gerettete ihre Beſonnenheit wieder, endlich fragte ſie mit mattem Tone, was der Menſch in ſolcher Lage gewöhnlich zu fragen pflegt: „wo bin ich?“ — Mit dem ihr eigenen theatraliſchen Pathos erwiederte die gelehrte Frau: „„Schönes Mädchen! ich habe Dich der ſüßen Gewohnheit zu leben und zu wirken wieder geſchenkt.““ „Ach,“ rief Iſabella tief ſeufzend aus, „warum haſt Du dieſes nicht bleiben laſſen! unmöglich kann ich Dir für ein Geſchenk danken, welches auch nicht den geringſten Werth für mich hat.“

Doch wir wollen es den Damen überlaſſen, ſich nach Belieben zu verſtändigen; gelegentlich werden wir ja wohl zuſehen, wie ſie mit einander zurecht gekommen. Der geneigte Leſer kann indeß zufrieden ſein, die Heldin gerettet zu wiſſen, und ich meiner Seits weiß für ſeine Unterhaltung in dieſem Augenblicke nicht beſſer zu ſorgen, als wenn ich in Kürze die bunte Lebensgeſchichte der Frau von Haaren mittheile,

theils

theils weil dieſe biographiſche Skizze an und für ſich ſelbſt das Intereſſe des einen oder andern Leſers zu gewinnen hoffen kann und theils weil die Dame ſelbſt in der Folge unſerer eigentlichen Geſchichte eine Nebenrolle mit übernehmen wird.

Frau von Haaren war die Tochter eines armen Magiſterleins und Privatdocenten einer berühmten H — — erſchen Univerſität. Eliſe Selters, ſo nannte ſich die Dame urſprünglich, verlor als zartes Kind die Mutter, und ihre Erziehung und Ausbildung blieb die Sache des Vaters, eines ganz guten Männchens, der aber leider nichts weiter als ein menſchenunkundiger gelehrter Pedant war.

Im eilften Jahre ihres Lebens überſetzte Eliſe bereits den Cornelius Nepos; im dreizehnten las ſie den Curtius und Salluſt und im vierzehnten fing ſie ſogar an, mit dem Homer Bekanntſchaft zu machen. Eine Suppe zu kochen, einen Strumpf zu ſtricken, zu waſchen und zu plätten, blieben dagegen dem Fräulein unauflösliche Probleme. Der Magiſter war ein Cyniker und das liebe Töchterlein — der Ausdruck Cynikerin iſt nicht gangbar, Purismus dagegen Mode — ein Schweinlein.

Sich wochenlang nicht zu waſchen; Monate lang ein und daſſelbe Hemdlein auf dem Leibe zu tragen u. dergl. dieſes war dem Magiſter und ſeinem lieben Töchterlein längſt gewohnte Sache.

Doch Eliſe hatte das fünfzehnte Lebensjahr gerade zurückgelegt, da ſielen ihr zufällig in des Vaters Bibliothek des lieblichen Ovids Werke in die Hände. Der Vater hatte das Büchlein — wir wiſſen eigentlich nicht recht aus welchen Gründen — der holden Tochter nicht mitgetheilt. Aber Eliſe las nun und las, und je weiter ſie las, deſto beſſer gefiel der alte Naſo ihr. Die Schönheitsmittel gehörten unter die erſten Gedichte der Art, welche ſie verſchlang. Hier ſielen ihr die Worte auf:

„Nicht ein geringes Vergnügen iſt auch zu gefallen ſich ſelbſten,
Jungfrau'n ſieht man, entzückt über den eigenen Reiz."

Vorwitzig, wie Evens Töchter alle, wollte Eliſe doch erproben, ob der alte leichtfertige Römiſche Sänger Wahrheit auch geſprochen. Zum Erſtenmale in ihrem Leben wuſch ſie ſich mit Sorgfalt Hände, Bruſt, Geſicht et caetera — es war ein ſchönes Stück Arbeit wohl, doch als es erſt überſtanden, auch das ſtruppige Haupthaar gekämmt war, und die langen Nägel desgleichen abgeſchnitten worden, betrachtete ſich Eliſe gar wohlgefällig im Spiegel und der Sänger der Liebe kam bei ihr zu Ehren. Sie wechſelte nun wenigſtens alle vierzehn Tage doch die Wäſche und wandte überhaupt mehr Aufmerkſamkeit auf ihr Aeußeres. Das Studium des Ovids wurde fleißig fortgeſetzt, doch endlich entſtand in dem Mädchen die Luſt, die Kraft der Schönheitsmittel in der That zu erproben, und ſich in der Kunſt zu lieben etwas zu verſuchen.

War Eliſe ſchon auch in jener Zeit eben nicht hübſch, ſo konnte man ſie auch gerade nicht häßlich nennen; — ihr Wuchs war nicht übel, die Jugend verleiht ohnehin Reitze in jedem Fall — ſehr delikat waren die — — er Burſche auch nicht und ſiehe da, es ging; glücklich führte das Mädchen ſich ſelbſt ein in das Heiligthum der Liebe. Eine ausgelernte Prieſterin war ſie indeſſen zu jener Zeit noch nicht, ſintemal ſich nach Jahr und Tag eine gewiſſe Erſcheinung an ihr zeigte, welche in der bürgerlichen Geſellſchaft den Ehrentitel Jungfrau zu rauben pflegt.

Aus gewiſſen Urſachen mochte ſich Eliſe mit einer Paternitätsklage nicht gern befaſſen; eine ächte Philoſophin nahm ſie überhaupt die Sache auf die leichte Achſel, und auch ihr Vater, das Magiſterlein, machte nicht viel daraus. Er arbeitete ſo eben an einer neuen Edition des Horaz mit Noten, und da war nun billigerweiſe von dem Manne nicht zu verlangen, ſich mit derlei Lappalien näher zu befaſſen. Elischen wurde glücklich Mutter ohne Frau zu ſein, und glücklicherweiſe ſtarb das Würmchen bald nach der Geburt; drei Wochen ſpäter konnte Mamſellchen dem Vater ſchon wieder bei der neuen Edition des Horaz hülfreiche Hand leiſten, und einer großen Schlittenfahrt beiwohnen, welche die Burſchenſchaft veranſtaltete.

Beinahe das zwanzigſte Jahr hatte Mademoiſelle Selters erreicht, als die Franzöſiſche Revolution ganz Europa anregte. Das Magiſterlein nahm gleich die Parthei der Sanscülotten. Er ſelbſt war ein ſolcher, zur Hälfte wenigſtens, ſeit dreißig Jahren ſchon geweſen, denn ſo lange war es gerade, daß er ein und dieſelben Beinkleider trug; überhaupt ſah man — auffallend genug — zu jener Zeit gerade die tollſten Pedanten auf die Seite der Liberalen treten. — — —

Uebrigens war das Magiſterlein nicht kühn genug, ſeine dießfalſigen Geſinnungen laut werden zu laſſen. Sein Lebensmotto hieß: noli turbare circulos meos — und wer ſolchem Lehrſatze konſequent fröhnt, hütet ſich wohl: aus eigener Schuld Verfolgungen und Feindſchaft ſich auszuſetzen.

Die muntere Eliſe theilte des Vaters geheimes politiſches Lehrſyſtem, aber des betagten Magiſterleins Klugheit fehlte ihr in dieſem Falle.

In einem Anfalle jugendlichen Uebermuthes und Leichtſinnes, ſtickte ſie auf ein neues Stirnband das Wort égalité, und auf einen Gürtel das gefährliche: Liberté.

Mit der égalité auf dem Kopfe und der Liberté unter dem Buſen, ging ſie am folgenden Sonntag in die Kirche. Anfangs ging Alles gut, der Lockenbau verſteckte die égalité, der jugendliche Buſen, — ſeit dem Unfalle von neulich blähte er ſich mehr denn ſonſt — bedeckte die Liberté.

Doch Mamſellchens Magen war noch leer, der Vortrag von der Kanzel herab nüchtern — kein Wunder, daß der Gürtel Eliſen zu weit wurde und ſammt der Liberté bis tief herab auf den Bauch ſich ſenkte.

Das Gotteshaus war nicht der Ort, um die unruhige Liberté an ihre eigentliche Stelle zu weiſen, und Eliſe begnügte ſich damit, den Gürtel hin und wieder ein wenig in die Höhe zu zupfen. Doch ſchon war die Liberté auf dem Bauche der ohnehin ſchlecht berufſten Magiſtermamſell, einem alten frommen Mütterchen in die Augen gefallen; ſie unterrichtete die Nachbarin von der wichtigen Entdeckung, dieſe eine andere gute Freundin und nicht lange dauerte es, ſo ruhten die Augen der ganzen Verſammlung auf Eliſens liberté und die fromme Gemeinde nahm großen Anſtoß an der Sache.

Der Gottesdienſt hatte geendet; unſerer Mademoiſelle war ein gewiſſes Flüſtern und Deuten nicht entgangen und ſie hielt es fürs gerathenſte, ſich nun ſchnell hinter die Kouliſſen zu ziehen und nach Hauſe zu eilen; allein unter der Kirchthüre entſtand ein Gedränge, ein Schlächtermeiſter, der gut gefrühſtückt haben mochte, faßte Eliſen plötzlich unſanft am Arme und ſchrie ihr ſo laut, daß Jedermann es bequem vernehmen konnte, in die Ohren: „Höre Sie Jungfer! oder was ſie ſonſt iſt, — ehrliche Leute, welche die Sache verſtehen, behaupten, die Worte, welche Sie hier am Bauche und am Schädel zu ſtehen hat, ſollen Etwas Heilloſes bedeuten; will Sie ſich rathen laſſen, ſo gehe Sie mit dem Plunder nie mehr in die Kirche, es könnte ihr ſonſt geſchehen, wie unſer Herr und Meiſter mit den Höckern im Tempel verfahren.“

Mamſell Selters gerieth über einen ſothanen freundſchaftlichen Rath in nicht geringe Beſtürzung; mehrere unruhige Köpfe traten auf des freimüthigen Schlächters Seite und es dürfte der Freiheitsheldin vielleicht nicht zum beſten ergangen ſein, wenn nicht mehrere fidele Burſche ihrer Bekanntſchaft ſich kräftig ihrer angenommen hätten, da ſie, wenn ſchon virgo deſlorata — doch immer als ein appendix des Muſenſitzes zu betrachten war.

Darüber geriethen aber die Burſche mit den ſogenannten Philiſtern in Händel, und es kam vor der Kirchenthüre zu förmlichen Thätlichkeiten; die hochherzigen Muſenſöhne blieben indeſſen Sieger und geleiteten mit ihren Ziegenhainern die Magiſtermamſell im Triumphe, laut jubelnd, nach Hauſe.

Die Sache kam übrigens dem Magiſtrate der Stadt zu Ohren, welcher davon nähere Notiz nehmen zu müſſen glaubte. Mamſell Selters wurde vor die Schranken des Gerichts gefordert, um vernommen zu werden. Sie erſchien und vertheidigte ſich, man könnte allenfalls ſagen — mit ſchamloſer Stirn. Es entdeckte ſich, daß mehrere junge Damen der Stadt — wenn die Geſchichte unwahrſcheinlich ſcheint, iſt es nicht unſere Schuld, denn ſie iſt buchſtäblich wahr — eine Art Jakobinerinnenklubb gebildet hatten, in welchem es zuweilen eben nicht ſehr fein hergeben ſollte. Der Magiſtrat, ungalant wie er war, nahm das übel und übertrug Eliſen, nebſt noch zwei andern jungen Mädchen, ein Geſchäft für das allgemeine Wohl, das heißt, die guten Kinder wurden angehalten, die Straßen der Stadt, denen es ohnehin ſehr Noth that, ein wenig rein zu fegen.

Natürlich war es wohl, daß Eliſe, nachdem ſie der ekelhaften Arbeit ſich wieder überhoben ſah, keine Luſt bezeigte, länger in der undankbaren Vaterſtadt zu weilen. Glücklicherweiſe hatte gerade um dieſe Zeit einer ihrer vertrauten Freunde das Unglück gehabt, relegirt zu werden, die Magiſtermamſell machte mit ihm gemeinſchaftliche Sache und beide beſchloſſen, Hand in Hand ihr Glück in der weiten Welt zu verſuchen. Der kurzſichtige Papa, ich meine den Magiſter, weit entfernt, ſich über des Töchterleins Unfall graue Haare wachſen zu laſſen, billigte Eliſens Benehmen vollkommen; an ihr, meinte er, ſei eine andere Cordai verdorben, und ganz ſchlecht fahren würde ſie eben auch nicht auf der wenn auch ſchon dornigten Lebensbahn, denn ſie verſtände ja doch Latiums Klaſſiker zu kommentiren, daß es nur eine Art hätte.

In Begleitung ihres erwähnten Freundes —

er nannte ſich Werner — unternahm Eliſe verabredetermaßen den erſten Ausflug in die Welt. Sie galt Werners Gattin, — nach natürlichen Begriffen war ſie es auch, wenn gleich nicht nach konventionellen. Des guten Werners vorräthige Baarſchaft nahm leider nur zu bald ein Ende; auf Sukkurs hatte er nicht zu hoffen — was war zu thun? — ein Erwerbszweig mußte ausgemittelt werden. Man befand ſich gerade in einem Weſtphäliſchen kleinen Städtchen, in welchem eine erbärmliche ſogenannte reiſende Schauſpielergeſellſchaft ihr Unweſen trieb; dieſe Gelegenheit, ein Fortkommen zu finden, war die nächſte. — Werner und Eliſe engagirten ſich, dieſe für das Fach — unſchuldiger und naiver Mädchen, jener übernahm es, die Rollen der Helden, oder beſſer geſagt, der Kouliſſenreißer abzubrüllen.

Die Sache ging taliter qualiter, denn war das Krähwinkeler Publikum gleich nicht ſo karg mit ſeinen Beifallsbezeugungen, als das fein gebildete Berliner, ſo waren dagegen die Wochengehalte gar knapp zugemeſſen und blieben nicht ſelten, war die Einnahme ſchlecht, ganz im Reſte.

Je nun — Eliſe war eines privatiſirenden Magiſterleins Küche gewohnt; viele Bedürfniſſe forderte der kleine, zarte Magen nicht, und Werner ſuchte ſich anderwärts zu helfen. Als großer Bandit hatte er das alte Herz einer wohlhabenden Brantweinbrennerswittwe gerührt — ſie ſättigte ihn, er ſie. Eliſe fand ein ſothanes Benehmen ihres Helden freilich im höchſten Grade rüde und gemein, allein was konnte ſie dagegen unternehmen — ſie blieb doch immer nur der ſchwächere Theil.

Bald darauf zogen die dramatiſchen Künſtler weiter; das unſchuldige Fach, Eliſe nehmlich, blieb der Bühne treu, der Kouliſſenreißer Herr Werner dagegen, fand, — es waren ſeine eignen Worte, — den Aufenthalt in der Brantweinkneipe geiſtiger und gemüthlicher, denn jenen in Thaliens Tempel und blieb in Krähwinkel zurück.

Eigentlich war Eliſe ganz zufrieden damit, ſich von dem Gemeinen befreit zu ſehen. Man bezog eine größere Stadt, allein nun wollte dem Magiſtertöchterlein die künſtleriſche Bahn auch nicht mehr wohl behagen. Das Publikum war weniger nachſichtig dort, denn jenes in Krähwinkel — das arme Mädchen unterlag beinahe der Kabale, und ſank bis zum zweiten Soubrettenfach herab, während des Direktors alte Schwiegermutter, welche bisher krank geweſen war, die Gurlis wieder ſelbſt übernahm.

In dieſer wahrhaft bedrängten Lage machte Eliſe die Bekanntſchaft eines jungen Domherrn — alle Stifter waren zu jener Zeit noch nicht aufgehoben. — Der geiſtliche Herr fand an dem beleſenen klaſſiſchen Magiſtertöchterlein Behagen und nahm ſie zu ſich. Nun glaubte ſich die liebenswürdige Abentheurerin geborgen, doch auch dieſe Freude dauerte nur kurze Zeit. Der Dompfaffe war ein geitziger, die Veränderung liebender Patron; nach wenigen Wochen ſchon entfernte er das arme Mädchen auf eine Art, welche auszuſprechen — gar unzart klingen würde.

Doch ganz ohne Verdienſte mußte die Kleine dazumal doch nicht geweſen ſein; denn ein angeblich Brittiſcher Lord verliebte ſich bald nachher auf eine ſo raſende Weiſe in ſie, daß er ſogar ſich entſchloß, mit der ſinnigen Herzensgeliebten in das heimathliche Albion hinüber zu ſchiffen. Wer war glücklicher als Eliſe, allein in der Vaterſtadt des treuen Koridons angelangt, öffneten ſich ihr die Augen plötzlich auf eine ſchreckliche Art.

Der Herr Lord war nichts mehr und nichts weniger als der Sohn eines Handelsjuden, und das arme deutſche Magiſtertöchterlein wurde von den Eltern des Engliſchen Schachermachel gar unfreundlich empfangen. Eliſe hatte ſich auf den Brettern daran gewöhnt, ſchnell jede beliebige Geſtalt anzunehmen, ſie hätte des Proteus Gattin füglich werden können und bloß aus heißer Liebe zu ihrem Geliebten — Eſau war ſein eigentlicher Name — zeigte ſie ſich ſogleich bereit den Moſes und die Propheten als kauſcher anzuerkennen. Eine Dame kann ſich ſchon eher zu ſothaner Apoſtaſie entſchließen, als Mannsperſonen, zum wenigſten hat ſie dabei weniger zu riskiren.

Allein die Herzen von Eſauleins Eltern waren ſteinhart, und Eliſe ſah ſich, wie die arme Agar einſt verſtoßen.

Nun wandte ſich die betrogene Künſtlerin nach Albions Hauptſtadt hin. Zwar verweilte ſie ein Paar Jahre in London, allein ein dichter Schleier bedeckt die Zeit ihres dortigen Aufenthalts, und wir wiſſen nicht anzugeben, was ſie dort eigentlich getrieben; nur ſo viel iſt uns bekannt geworden, daß ſie in jener großen Stadt eine ſchmerzhafte und langwierige Krankheit überſtanden.

Endlich fand die unglückliche Eliſe dennoch Gelegenheit wieder nach Deutſchland überzuſchiffen. Sie kam in Hamburg, aber in ſehr dürftigen Umſtänden an.

Hier wollte ſich die geniale Künſtlerin in Melpomene's Dienſt verſuchen. Sie debütirte als Ariadne — allein, die in Britannien überſtandene ſchwere Krankheit, hatte ihrem Organe die liebliche Reinheit einigermaßen geraubt und die Unſelige auf Naxos traf ein Loos, unſtreitig das Schlimmſte, welches ſinnigen und gefühlvollen Mimen und Miminnen widerfahren kann.

Nicht vermag ein eiſernes böſes Schickſal hehre Seelen zu beugen — auch unſre Eliſe ermannte ſich wieder und wanderte nach einem weit entfernten Theil des großen deutſchen Reichs, welcher ihr bisher gänzlich unbekannt geblieben war.

Zum erſtenmale fiel ihr jetzt die Behauptung ihres alten Vaters, des ehrlichen Magiſters — er war während das Töchterlein bei den Angelſachſen hauſte, verſtorben — wieder bei. Er pflegte zu ſagen: „wer Latiums Klaſſiker begriffen hat, weiß durch die ganze Welt ſich zu helfen.“

Dieſe Idee brachte Eliſen darauf, ihr Heil als Schriftſtellerin verſuchen zu wollen. „Verſtehſt du doch,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „außer der Sprache der Alten noch jene der Britten und Gallomanen. An Lektüre fehlt es dir nicht, an Geſchmack auch nicht, an vielen bittern Erfahrungen am wenigſten. Im Beſitze ſolcher Gaben muß es nicht ſchwer werden in dem Fache etwas zu leiſten. Gelingen auch die erſten Verſuche nicht ganz — je nun — in dieſem Falle iſt das deutſche Publikum noch am nachſichtigſten — ſeit vielen Jahren an eine gar ſeichte Literatur ohnehin ſchon gewöhnt.“

Auf den bisher betretenen Bahnen hatten

gar oft rauhe und ſcharfe Steine Eliſens zarte Füßchen verletzt, doch jetzt — im Anfange der literariſchen Carriere nämlich — gab es gigante Alpen zu überſteigen. So ſchwierig hatte ſich das Damengenie die Sache wirklich nicht gedacht, als ſie dieſelbe in der That nun fand; indeß zu läugnen war es nicht — Konſequenz wohnte der Gelehrtin mehr bei, als manchem Gelehrten oft, und bald gelang es ihr, die eigentlichen lukrativen Seiten der geiſtigen Produktion zu erſpähen, als warum es ihr nur ſo recht eigentlich zu thun war. Sie lernte bald einſehen, wie erſprießlich es ſei, hier dem berüchtigten Satze: praxis est multiplex zu fröhnen. „Mit kühner Schamloſigkeit eine gewiſſe Univerſalität zu umfaſſen,“ dachte ſie bei ſich ſelbſt, „darauf kömmt es hier nun an,“ — und wirklich muß man es der Dame laſſen, darin gelangte ſie zu einer ſeltenen Meiſterſchaft. Sie überſetzte welſche und engliſche Schriften; ſchrieb ſelbſt ſogar ſentimentale und ſublime moraliſche Romane, verrückte myſtiſche Tragödien, pädagogiſche Abhandlungen pour former l'esprit et le coeur de la Jeunesse, Toilettengeſchenke, moderne Nuditäten, unſinnige politiſche Hypotheſen u. ſ. w.

Eliſe wählte ſich einen gar anſprechenden, ſüß klingenden Schriftſtellernamen, ſie nannte ſich nämlich: Frau Helmina Aetherſchein, geborne v. Güldenblut; denn gar wohl wußte die Schlaue, wie viel ſolch ein Name hilft, und ſie konnte in ſpäteren Zeiten gar nicht begreifen, wie der Kotzebue, trotz ſeines barbariſchen Namens, zur Berühmtheit gelangen konnte.

Auch als Rezenſentin leiſtete Frau Aetherſchein etwas, doch als ſolche vermag ich ihr keine Lobrede zu halten, denn es war — Gemeines und Gewöhnliches nur, was ſie in jener Eigenſchaft begann.

Hatte die Dame es ſich gleich zum Geſetz gemacht, ſämmtliche Geiſtesprodukte, welche nicht aus ihrer Feder gefloſſen waren, ohne Unterſchied herunterzureißen — wie man ſehr charakteriſtiſch es nennt — ſo hatte ſie doch hier eine ſchwache Seite, und wußte man dieſe aufzufinden, ſo ſtieß ſie auch zum Vortheil des Protegirten eben ſo laut und ſchamlos in die Trompete, wie im entgegengeſetzten Falle in die gellende Pfeiſe.

Frägſt Du geneigter Leſer! auf welche Weiſe Du an jener Quelle Lob erzielſt, ſo ſage ich Dir im Vertrauen, wende jenes Mittel an, welches abwechslungsweiſe dem Britten und Franken Maltha öffnete; doch Silberflotten haſt Du nicht nöthig — allenfalls thut auch ein beſchnittener Dukaten das Seine.

Ihren Namen — weder den eigentlichen noch den fingirten — pflegte Frau Aetherſchein übrigens nie unter Recenſionen zu ſetzen; überhaupt ſchien ſie die Sache doch einigermaßen umſichtig zu treiben, wenigſtens geſtand ſie nicht öffentlich ein, daß Vorurtheil ihre kritiſirende Feder leite, wie neulich in dem die Abendzeitung begleitenden Wegweiſer in das Gebiet der Künſte und Wiſſenſchaften — vide das Stück vom 14ten Auguſt 1819 — zur großen Beluſtigung des Leſe-Publikums von einem helldunkeln Winkelgenie mit dürren Worten geſchehen.

Nach und nach brachte es Frau Aetherſchein auf dieſe Art dahin, in dem gewählten

Fache einigermaßen zu proſperiren; brillant war ihre Exiſtenz freilich immer nicht zu nennen, indeß war ihre Subſiſtenz doch ſo ziemlich gedeckt, und was kann man vernünftigerweiſe von einem dürren Felde mehr erwarten — denn magere Früchte.

Immer mehr und mehr fingen Eliſens Reitze zu ſchwinden an, nur einige ſogenannte beaux restes waren noch vorhanden. Das beim Ovid an den Weibern gerühmte ſiebente Luſtrum — längſt hatte es unſere ſinnige Freundin überſchritten, doch jener geniale Sänger urtheilte von der Liebe Genuß gar richtig:

„Höhere Klugheit zeigen dabei bejahrte Schönen,
„Denn Erfahrung iſt hier Meiſterin auch in der Kunſt.
„Ja! durch niedlichen Fleiß verbergen ſie Mangel der Jahre,
„Und ſorgfältig im Reitz ſcheinen Verblühte dann jung.
„Wie Du wünſchteſt, verbinden ſie Lieb' in tauſend Geſtalten,
„Keinerlei Vorſchrift kann wohl ſo erfinderiſch ſein.
„Leichter empfinden ſie noch das unerregte Gelüſten,
„Wo das Weib und der Mann gleicher Gefühle genießt.
„Eilender! trinke du Moſt, mir gieße man immer vom alten
„Wohlgepflegten Wein, aus dem bewahrenden Krug.

„Spät vor der Sonne vermag der Platanus nur zu beſchützen,
„Junge Wieſen ſind oft ſchädlich dem nackenden Fuß.
„Konnteſt Hermionen, du — viel warſt, — der Helena vorziehn;
„Und die Mutter ſie war, nicht wie die Tochter, ſo ſchön?“ — —

Blos führte ich die Stellen, die pikanten, an, um den geneigten Leſer vorzubereiten auf die allerdings befremdende Nachricht, daß Frau Aetherſchein, auch jetzt noch einen innigen Anbeter ihrer Reitze und ihres glänzenden Geiſtes zugleich fand.

Der Verblendete nannte ſich Herr von Haaren und war noch ein junger, ganz fähiger, wenn ſchon in andrer Hinſicht etwas bornirter Mann — ein gutes, ehrliches aber menſchenunkundiges Gemüth.

Uebrigens begleitete Herr von Haaren ein einträgliches Amt, beſaß auch einiges Vermögen — man konnte ihn ferner auch wohl als einen hübſchen, zarten Jüngling loben — und die Behauptung iſt zu kühn wohl nicht; ihm wäre unter den hübſchen, jungen, ſelbſt reichen Töchtern des Landes freie Wahl geblieben; aber nein — ſo eigenſinnig ſind des tückiſchen Eros Launen einmal — es hüpfte gleichſinnig, dieſer Schmetterling, an duftigen Roſenknoſpen vorüber, um an einer, dem Verwelken nahen, Malve hängen zu bleiben.

Frau von Aetherſchein beſchloß, dieſen wahrſcheinlich letzter Sieg ihrer Reitze mit weiſer Umſicht zu nutzen. Gattin nach natürlichen Begriffen war ſie, wie ſchon erwähnt worden, öfters geweſen, war es ihr zu verdenken, daß ſie endlich in der bürgerlichen Geſellſchaft einmal auch dafür gelten wollte? — Herr v. Haaren ſchien ihr ganz der Mann, welcher ſich zur Erreichung ſolcher Zwecke gebrauchen ließ.

Die Dame irrte nicht; klug wußte ſie das Männchen zu ihren Abſichten zu ſtimmen und nach wenigen Monden ſchon war ſie ſeine Frau.

Nach manchem überſtandenen Sturm war demnach unſere literariſche Heldin dennoch eingelaufen in den ſichern Hafen der Ruhe; allein man hat Beiſpiele, daß Schiffer ſelbſt im Hafen durch den Leichtſinn und die Unvorſichtigkeit des Kapitains zu Schaden kommen und gerade dieſes war Eliſens Fall.

Nur zu bald, aber leider zu ſpät hatte Herr von Haaren Gelegenheit, die getroffene Wahl zu bereuen. Er gelangte, ohne zu wiſſen wie, ſchnell und ganz entſchieden unter den Pantoffel der gelehrten Gattin und fühlte den Druck deſſelben gar ſchwer.

Eliſe zeigte Anlage zur Verſchwendung, wie die meiſten Genies; bald war des unglücklichen Haaren Vermögen vergeudet und der Arme gerieth zuletzt in ein wahres Schuldenlabyrinth.

Nachdem die Sache erſt ſo weit gediehen, hatte es für die gelehrte Frau keinen Reiz mehr, mit einem Menſchen noch ferner zu leben, der, wie ſie ſagte, hinſichtlich der Geiſteskultur und Genialität auf einer ſo niedrigen Stufe ſtand. Nun begab ſich Frau von Aetherſchein auf Reiſen, und ſchwebte und webte auf ihre eigne Fauſt, während der unglückliche Haaren dagegen ſeinem Schöpfer dankte, auf dieſe Art wenigſtens dem Anblick ſeiner Verderberin und Quälerin zu entgehen. Seine gutmüthige, ihm eigene Lethargie verſtattete ihm übrigens nicht, an eine geſetzliche Scheidung zu denken, im Gegentheil unterſtützte das ehrliche Gemüth die reiſende ehemalige Lebensgefährtin, ſo viel es ſeine nunmehrigen ſchwachen Vermögensumſtände noch erlaubten.

In dieſer Lage führte der Zufall unſere junge Hiſpanierin auf die oben erzählte Weiſe mit der gelehrten deutſchen Frau zuſammen, von deren jetziger originellen Lebensweiſe mir nur noch einiges nachzutragen übrig bleibt.

Unſer alter Freund Naſo meint in ſeinen berüchtigten Schönheitsmitteln von den Frauen ſprechend, unter Anderm auch:

„Einſt auch nahe die Zeit, wo nicht mehr freue ein Spiegel,
„Und der gefalteten Wang' anderer Grund ſei der Gram.“

Frau von Aetherſchein fühlte äußerſt lebhaft, daß dieſe Zeit ihr genaht. Eine Philoſophin hatte ſie ſtets unnütze und zweckloſe Mühe geſcheut, und ſothane Reflexionen bewirkten, daß ſie nun ihr Aeußeres ganz und gar vernachläſſigte und jetzt wieder demſelben Cynismus in verdoppeltem Grade fröhnte, dem ſie einſt als junges Mädchen in der väterlichen

Behauſung ſich hingegeben, bevor ſie den Ovid hatte kennen lernen.

Von der Dame eigentlicher deſolaten Geſtalt in jener Zeit haben wir bereits gehört, doch auch ihre Art ſich zu kleiden war ſo originell, daß wir nicht umhin können, derſelben noch mit einigen Worten zu erwähnen.

Frau von Aetherſchein konnte, wie weiland der Wandsbecker Bothe, ſagen: Omnia mecum portans! — denn ſie trug ihre ganze Garderobe auf dem Leibe, und dieſe beſtand aus nichts anderm, denn aus einem alten, ſchwarzen ſeidenen Kleide, — die Dame war von jeher dieſer Farbe ſehr zugethan geweſen, — aus einem alten zerriſſenen grünen Umſchlagetuch, aus einem ſchwarzen, ganz zerknitterten Strohhütchen und endlich aus einem ungeheuren Pompadour, der an Umfang dem Brodbeutel eines Oeſterreichiſchen Musketirs im geringſten nichts nachgab.

Feurige verliebte Jünglinge pflegen zuweilen aus dem kleinen, niedlichen Schuhe des geliebten Mädchens zu trinken. Eine zarte, pikante Galanterie! — ich ſchäme mich nicht zu geſtehen, dieſe Thorheit, wenn es anders eine iſt. vor einem Jahrzehend öfters mitgemacht zu haben, kenne auch jetzt noch liebliche Huldgeſtalten, — deren Schühlein als Trinkgeſchirr zu gebrauchen, ich mich nicht eine Sekunde entblöden würde. Aber hätte man mir einen der Aetherſcheinſchen Schuhe mit dem köſtlichſten Markebrunner vom Jahre eilf gefüllt angeboten, nein lieber hätte ich den Sokratiſchen mit Schierling geſchwängerten Becher ergriffen und ihn bis auf den Grund geleert, ehe ich mich hätte entſchließen können, meine Lippen mit jener modernen Sandale in Berührung zu bringen.

Ich glaube mein Zweck iſt erreicht und dem Leſer mehr nicht wiſſenswerth, um ſich einen deutlichen Begriff von dem Ajuſtement der Dame zu machen.

Schriftſtellerei war nunmehr wieder Eliſens Haupterwerbzweig, allein es ging jetzt nicht mehr ſo gut damit, als ehedem. Die deutſche Frau war träger geworden und fühlte den Hochflug ihrer Phantaſie oft gar ſehr gelähmt; zudem hatte ſie, ſeit Venus und die

Grazien ihr den Rücken gekehrt, dem Dienſte eines gewiſſen Gottes ſich ergeben, welcher einſt nach Indien zog. Spirituoſa ſollten Geiſtesſthenie erzeugen, aber zu viel genoſſen bewirkten ſie bei der Dame gar oft das Gegentheil; überhaupt hatte, mit dem herannahenden Alter, Eliſe ſich gar viele Bedürfniſſe erzogen, welche die ſchriftſtelleriſche Feder nicht alle mehr zu decken vermochte. Man mußte, um nicht Mangel an einmal Gewöhntem zu leiden, auf Nebenerwerb denken, und da fand die ſinnige Frau denn gar bald ein höchſt bequemes Surrogat in der — Schmarotzerei.

Deutſche ſchöne Geiſter bringen es in dieſer edeln Kunſt leicht zur Virtuoſität, doch hierzu waren unſerer Dame der ſchmutzige Anzug und dann auch gewiſſe widerliche Angewohnheiten hinderlich, die auf verwahrloſte Erziehung in der Jugend ſchließen ließen. So bediente ſich die Geniale häufig der Stricknadel, als Zahnſtocher und Ohrenlöffel zugleich; eines Tabaksdöschens bedurfte ſie häufig, führte aber gleichwohl nie ein Schnupftuch bei ſich, und ſteckte auch zuweilen — Zerſtreuung charakteriſirt hehre Geiſier — fremde Tücher, welche auf Sophas oder Stühlen umher lagen, ſchnell in den eigenen ungeheuren Pompadour, in welchen bei Tafel auch Obſt und manches Stück Kuchen getaſchenſpielert wurde.

Nichtsdeſtoweniger wußte ſich die gelehrte deutſche Frau in manche Familie wohlhabender Leute einzuniſten und wo ſie einmal feſten Fuß gefaßt hatte, glich ſie einer Klette, welche man auf keine Weiſe mehr zu entfernen vermag. Zuweilen verſtand es die Schlaue ſich unentbehrlich zu machen: als Vertraute lieh ſie der Freude und dem Schmerz ein willig Ohr, wenn man nur dabei für ihren Magen ſorgte; ſie ließ ſich als Vermittlerin, als Unterhändlerin, als K — in, ja zu jedem denkbaren Geſchäfte brauchen, nun und ſolcher dienſtfertiger Geiſter hat man in der menſchlichen Geſellſchaft zuweilen auch nöthig.

Hin und wieder gerieth Eliſe — précieuse war ſie gerade nicht — in Geſellſchaft muthwilliger junger Leute, und da gab man denn mit der gelehrten deutſchen Frau — nachdem ſie erſt betrunken gemacht worden war — ſo loſe Streiche an, wie der Vernünftige auf keine Weiſe ſie vertheidigen mag.

Doch genug! — um die Geduld des gefälligen Leſers nicht zu ermüden, iſt es Zeit dieſe Epiſode zu ſchließen, und ich beeile mich, flugs das verlohrne Fädchen wieder aufzunehmen.

Iſabella — Waſſer hatte ſie wenig nur verſchlungen — erholte ſich bald wieder völlig. Schien die Donna gleich unzufrieden, ſich gerettet zu ſehen, ſo machte ſie doch durchaus keine Miene, den Sprung vom Felſen zum zweitenmal zu unternehmen.

Ein kaltes Bad oder ein Aderlaß verändern die Entſchlüſſe der kräftigſten und willenreichſten Menſchen gar oft und ſchnell; die Erfahrung hat dieſes tauſendfältig ſchon bewieſen.

Die Nacht war unterdeſſen hereingebrochen, und **Iſabella** fühlte ſich, von der gelehrten deutſchen Frau unterſtützt, ſtark genug, in die Stadt nach ihrem Gaſthofe zurückkehren zu können.

Frau von **Aetherſchein** erſtaunte nicht wenig, als ſie die näheren Verhältniſſe der jungen Dame erfuhr, welcher ſie das Leben gerettet hatte. Wie man im Beſitze nicht gewöhnlicher Schätze, in der Blüthe der Schönheit, Jugend und Geſundheit auf die Idee kommen konnte, ſich erſäufen zu wollen, davon konnte die ſonſt ſo ſcharfſinnige Eliſe gar ſchwer einen Begriff ſich machen. Doch ſagte ihr eine geheime Ahnung, hier ſei zu lukriren, und ſie war nun gegen die reitzende Donna die Zuvorkommenheit und Gefälligkeit ſelbſt. Heilig verſprach ſie Iſabellen, den Vorfall gegen jedermann ewig verſchwiegen zu halten, und als ſie im Gaſthofe angekommen waren, entkleidete ſie mit ſcheinbar rührender und mütterlicher Sorgfalt die nach dem Vorfalle doch etwas erſchöpfte junge Hiſpaniſche Dame, brachte ſie ins Bette und kochte ſtärkenden, glühenden Wein.

Vor dem Krankenlager unſerer Heldin nahm Frau von Aetherſchein dann Platz und bat gar dringend, wenigſtens die Nacht über bei ihr bleiben zu dürfen.

Nicht undankbar wollte Iſabella der Lebensretterin erſcheinen, auch bedurfte ſie der Pflege und Zerſtreuung gar ſehr. Das Anerbieten Eliſens wurde angenommen.

Die Donna vermochte kein Auge zu ſchließen; zu bewegt war ihres Herzens Blut und ſo verſchloſſen ſie ſonſt auch zu ſein pflegte, ſo ſehnte ſich die tief gebeugte Seele doch jetzt nach Mittheilung, und da erzählte ſie denn der gelehrten deutſchen Frau, in gebrochenen, halben Worten, wie ſchändlich ſie in der Liebe von einem ſchönen, jungen Edelmanne betrogen worden, und in höchſter Verzweiflung auf den Gedanken gerathen ſei, das Leben, ihr nun eine unerträgliche Laſt, ſchnell in den Fluthen zu enden.

Durch den in Menge genoſſenen Glühwein ſchon halb berauſcht, lachte Eliſe überlaut und widerlich, als die Hiſpanierin ihre Erzählung geendet hatte, und ließ ſich lallend alſo vernehmen: „aber mein ſchönes, mein kluges Fräulein! wo dachten Sie hin? — wer wird ſich in's Himmelsnamen die Untreue eines Mannes ſo ſehr zu Herzen nehmen — taugen ſie doch alle zuſammen nicht viel. Die Liebe iſt ein artiges Spielzeug, aber man muß auch nichts weiter begehren, als mit ihr zu tändeln. Iſt Ihnen nicht bekannt, wie de la Garde, unſtreitig unter den Galliſchen Schriftnern der witzigſten einer, über dieſes Kapitel einſt ſich äußerte. Wohlan! ich will es Ihnen mittheilen, aber hören Sie mir auch aufmerkſam zu:

„„L'amour n'est qu'une fiction
„„Une fable aimable et légère,
„„Heureux qui, sans reflexion,
„„Peut se prêter à sa chimere."" *)

Mitleidig betrachtete Iſabella die gelehrte deutſche Frau; dann lächelte ſie ſchmerzhaft und ſchwieg.

Viertes Kapitel.

Wiederſehen. — Das getheilte Herz.

Sieh, Penelope blieb, ſo lang als Ulyſs in der Irre
War und im Kampf, durch zwei Luſtra dem Gatten getreu.
Selber ein Weib iſt auch, durch Schmuck und Namen die Tugend;
Und kein Wunder, wenn ſie günſtig iſt ihrem Geſchlecht.
Ovid.

---

*) In's Deutſche den Sinn der Worte frei zu übertragen, könnte man allenfalls ſchreiben:

„Die Liebe lernet Freunde von mir kennen:
„Nur einen ſüßen Wahn mag ich ſie nennen;
„Es überläßt ſich der Weiſe dem Spiel,
„Und grübelt über den Genuß nicht viel."

Des jungen Grafen vom Eberſtein verliebtes Abentheuer mit der reitzenden Donna in Hiſpanien, war die Frucht eines wilden Sinnenrauſches, in welchem er Alles und ſich ſelbſt zuletzt vergaß; aber es gab, wie wir ſchon Gelegenheit hatten zu bemerken, einzelne Momente ſchon in jenem Lande noch, in welchen des heftigen Rauſches Wirkungen ſtockten und in denen ſich bei dem grenzenlos Leichtſinnigen Spuren der Rückkehr zur Beſonnenheit zeigten.

Das Andenken an Mathilden, die zarte, tugendhafte Gattin, war keineswegs aus Albrechts Herzen gewichen; allein unbeſchreiblich reitzend erſchien ihm zugleich auch Iſabella. Um keinen Preis hätte er die Hoffnung fahren laſſen mögen, einſt Mathilden wieder in ſeine Arme zu ſchließen, doch bebte er bei dem bloßen Gedanken ſchon, die Donna einſt verlaſſen zu müſſen.

Deutlich wurde in ſeinem Innern ihm das Gefühl: er liebe beide Weiber, aber auf ganz verſchiedene Weiſe. Leicht wird es dem ſinnigen Leſer werden, das wie und warum hier zu durch-

durchſchauen; Albrecht ſelbſt vermochte es bis jetzt nicht.

Durch Iſabellens Bemühungen und Fürſprache der Gefangenſchaft entronnen, und wieder beim Heere der Franken eingetroffen, fand er nur noch eine kleine Abtheilung von den Truppen ſeines Fürſten vor. Den größten Theil derſelben hatten die Beſchwerden des Krieges dahin gerafft, und der Reſt war durch den General von Aſpern in die Heimath zurückgeführt worden, um dort das Korps von neuem zu organiſiren.

Jener, die in Spanien noch anweſende kleine deutſche Truppenabtheilung befehligende Offizier, übergab dem aus der Gefangenſchaft zurückgekehrten Grafen vom Eberſtein ein ganzes Päckchen Briefe, welche von ſeiner Gattin, der man aus Schonung des Gemahls Unfall nicht hatte berichten wollen, unterdeſſen eingelaufen waren.

Zitternd erbrach Albrecht die Briefe. Aus allen hauchte ihm unverkennbar der Geiſt inniger Zärtlichkeit, felſenfeſter Treue und tiefer Melancholie entgegen. Ungemein rührten dieſe

Briefe Albrechts Herz, und eine heiße Sehnſucht nach Mathilden erwachte aufs neue in ſeinem Buſen, allein einer feindlichen Dämonin gleich, vertrat die junge Hiſpanierin ſeinen glühenden Wünſchen den Weg.

Iſabella trieb zur raſchen Abreiſe nach Deutſchland an, und dem Grafen ſelbſt mußte daran gelegen ſein, das Heer der Franken je eher je lieber wieder zu verlaſſen, denn er zitterte vor der Möglichkeit, die mißtrauiſche Hiſpanierin könne erfahren, daß er bereits vermählt ſei.

Welche melancholiſche Stimmung den Grafen auf jener Reiſe beherrſchte, wurde dem Leſer ſchon oben berichtet. Verwundrung kann Albrechts dießfalſiger Gemüthszuſtand nicht erregen, denn er ſtand auf einem Scheidewege furchtbarer Art, und fürwahr kein anderer Herkules — denn wohin er ſich auch wandte, ein geliebtes Weſen mußte er verlaſſen, ein treues Herz brechen auf jeden Fall.

Alles — auch der größte Leichtſinn hat ſeine Grenzen und gerade dieſer Leichtſinn iſt es, welcher, einmal gebrochen, am ſchnellſten zur finſterſten, an Verzweiflung grenzenden Melancholie übergeht.

Einem Träumenden gleich erreichte der Graf mit Iſabellen Straßburg. Hier ermannte er ſich jedoch, wohl fühlend: daß es jetzt Zeit ſei männlich zu handeln. Ein entſcheidender Schritt mußte geſchehen, ſollte er nicht aus eigener Schuld und mit einem Male zwei heiß geliebte Weiber mit ſich in den Abgrund reißen.

Seine geſchäftige Phantaſie führte ihm nun Tag und Nacht Mathildens Angſt und Unruhe vor die Seele. Ihr Vater, der General v. Aſpern, war ohne ihn in die Heimath zurückgekehrt; „nicht länger," ſo ſprach der Graf zu ſich ſelbſt, „wird es möglich geweſen ſein, ihr mein Schickſal zu verheimlichen und wie mag das zarte, herrliche Weſen ſich nun härmen um mich, ach! — um den unwürdigen, treuloſen Gatten."

Immer heftiger erwachte in Albrechts Bruſt von Neuem das Gefühl der erſten Liebe. Zu Mathilden — dieſes erlag keinem Zweifel — riefen ihn Ehre und Pflicht.

Nach manchem ſchweren Kampfe gewann

es endlich der Graf über ſich, der Gemahlin zu ſchreiben. Er meldete ihr: „wie er den Gefahren in Spanien nun glücklich entronneſt, auf der Reiſe nach der Heimath in Straßburg erkrankt ſei, ſich aber bereits auf dem Wege der Beſſerung befinde.“ In wenigen Tagen verſprach er bei der Gemahlin einzutreffen, machte ihr aber zugleich zur Pflicht, ihm nicht nach Straßburg entgegen zu reiſen, indem man in dieſem Falle ſich leicht verfehlen könne, u. ſ. w.

Mathildens tiefe Trauer verwandelte ſich plötzlich in die ungeſtümſte Freude, als ſie ganz unerwartet vom heiß geliebten Gatten dieſes Schreiben erhielt.

Der Eberſtein war kaum ſiebzig Meilen von Straßburg entfernt und Mathilde fertigte auf der Stelle einen Expreſſen an den Grafen ab. „Eile, mein geliebter Albrecht!“ ſo ſchrieb ſie unter anderm, „in die Arme Deines treuen Weibes, die voll heißer Sehnſucht ſeit zwei Jahren nun dem ſeligen Augenblicke entgegen harret, in dem es ihr vergönnt ſein wird, Dich zum erſtenmale wieder an das glühende Herz zu drücken. Biſt Du nach Verlauf weniger Tage nicht bei mir, ſo fliege ich, ſelbſt auf die Gefahr Deines momentanen Unwillens zu Dir nach Straßburg, denn meine Beſorgniß und Sehnſucht kennen keine Grenzen mehr."

Des Grafen Verlegenheit erreichte den höchſten Grad; mit zauberiſcher Macht fühlte er ſich in den magiſchen Kreis gebannt, den die glühende Hiſpanierin um ihn gezogen hatte und gleichwohl geboten dringende Nothwendigkeit und die Stimme der Vernunft, in die Arme der Gattin zu fliehen. Nicht durfte er es darauf ankommen laſſen, Mathilden in Straßburg zu erwarten, aber auf welche Art ſollte er der leidenſchaftlichen Iſabella das Geheimniß offenbaren, mit welchem Geſicht hintreten vor das Mädchen, dem er Leben und Freiheit zu verdanken hatte und die er dafür ſo ſchändlich zu betrügen im Begriff ſtand.

Sieh' mein guter Leſer! in ſolche ſchreckliche Lagen kann der entſchiedenſte, keine Folgen mehr berechnende Leichtſinn den Menſchen führen.

Man erinnert ſich, daß der Graf Iſabellen ſchwören mußte, den verklärten Geiſt ihrer geliebten verſtorbenen Mutter an einem Deutſchen zu rächen, der, ein nichtswürdiger Bube, ſie einſt getäuſcht und verlaſſen hatte. Jetzt erſt erfuhr der Ritter den Namen des Mannes, deſſen Blut er vergießen ſollte und o Himmel! — es war der Vater ſeiner Gattin.

Dieſer letzte Streich eines allzu tückiſchen Schickſales entſchied; Albrecht floh, ſich, wie wir wiſſen, ſchriftlich nur von Iſabellen beurlaubend.

Es war eine unruhige ſtürmiſche Nacht; brauſend drohte der Sturmwind die ſchon entlaubten Bäume zu knicken; — krachend riſſen ſich auf den hohen Felſen Lawinen los und ſtürzten Verderben bringend hinab in's Thal; klirrend ſchlug der Hagel an die Fenſterſcheiben und die ganze Natur ſchien zu wildem Aufruhr erwacht.

Das altergraue Ritterſchloß, der Eberſtein, ſtand allein in feierlicher Stille da, wie der ſinnige Philoſoph in ſtolzer Ruhe im Sturme des Lebens. Nur zwei der alten gothiſchen Bogenfenſter der Burg waren durch den Schein eines matt flimmernden Lämpchens noch erleuchtet — es waren die Fenſter von Mathildens Schlafgemach.

Das treue Weib wandelte ſchlaflos in der Stube umher, ihr Geiſt ſchwärmte fröhlich in der Idee, ſich bald wieder mit dem geliebten Manne ihrer Seele vereint zu ſehen und kaum achtete ſie auf das Toben des wilden Sturmes; horch! — da ließen heftige Schläge an das hohe Thor der Burg ſich vernehmen. Die junge Burgfrau, aufgeſchreckt aus lieblichen Träumen, rüttelte die treue Zofe aus dem Schlafe und befahl, den alten Kaſtellan zu wecken; — nachſehen ſollte er, was es drauſſen gäbe.

Murrend erhob ſich der Greis vom Lager; das kleine Gitterfenſter öffnend fragte er: wer hier ſo ſpät um Mitternacht die Ruhe der Schloßbewohner ſtöre? — eine heiſere männliche Stimme gebot trotzig, ſchnell zu öffnen. Dem Kaſtellan ſchien die Stimme ſo bekannt, er griff nach dem dicken Schlüſſelbund und, mit der Lampe in der Hand, ging er hinab und entriegelte vorſichtig die kleine Pforte.

Eine blaſſe, hohe Mannsgeſtalt, in einen

Reiſemantel gehüllt und vom Regen ganz durchnäßt, trat ein. Der Kaſtellan leuchtete dem Manne ins Geſicht, dann rieb der Greis ſich ungläubig die Augen; ſchärfer faßte er den Fremden ins Geſicht und mit einem lauten Ausrufe des Erſtaunens, taumelte er einige Schritte zurück — der Graf, ſein Herr, ſtand vor ihm.

Die Zofe war nicht zurückgekehrt, Bericht zu erſtatten, da eilte Mathilde in geſchmackvoller Nachtkleidung ſelbſt herbei. Ihr Blick fiel auf den fremden, verhüllten Mann — ſie ſtutzte einen Augenblick und ſank dann mit einem lauten Schrei ohnmächtig in Albrechts Arme.

Das zarte Weib erholte ſich bald am Buſen des Geliebten. Erläuterungen, die nun folgten, kann der Leſer ſich ohne Erzählung denken, darum erlaube man mir, zu Wichtigerem vorzuſchreiten.

Stets vom augenblicklichen Eindruck befangen, hatte Albrecht vorerſt nur Sinn für das neidenswerthe Glück, Mathilden, die er zu lieben nie aufgehört hatte, nun wieder aufs neue zu beſitzen.

Doch nur zu bald mußte jene Wonne finſteren, aber nothwendigen Reflexionen weichen.

Albrecht kannte die leidenſchaftliche Iſabella ganz. Was mußte er nicht Alles von dieſer wilden Seele erwarten — und nicht für ſich allein hatte er Urſache zu zittern, auch Mathildens Vater war der Rache der Furchtbaren verfallen. — Was ſollte er jetzt thun, den General warnen oder nicht? — —

Doch nicht dieſe furchtbaren Ideen allein waren es, welche den Grafen beunruhigten. — Der Unglückliche liebte Iſabellen noch immer mit heißer Zärtlichkeit; zu ſchwach dieſe wilde Leidenſchaft mit Glück bekämpfen zu können, neigte ſich ſein Herz bald zu ihr hin, bald auf der Gattin Seite.

Vermagſt Du es, mein fühlender Leſer! wohl — die Qual, die Leiden zu faſſen, welche ein getheiltes Herz dem Sterblichen bereiten? — nein! haſt Du nicht ſelbſt ſchon einmal etwas dem Aehnlichen gefühlt, ſo iſt mein Bemühen vergebens, ſie Dir begreiflich zu machen. Furchtbar mögen im Tartarus ſein die Martern des Siſyphus, des Ixions, des Tantalus und der unſeligen Danaiden — aber was ſind ſie gegen jene Pein?

Sterblicher Du! deſſen Herz die Liebe theilte und der dennoch ſich Seelenruhe errang — in Dir erkenne ich den andern Bellerophon; denn wahrlich, Du haſt den Sieg über die bisher noch unbezwungene Chimära in der That erkämpft.

Graf Gleich! du geiſterbleicher grauer Schatten!
Erhebe Dich mein Held! und ſtehe Rede:
Zwei Weiber theilten einſt mit Dir das Lager,
Und glücklich preiſ't Euch drei uns die Geſchichte —
Sag' an, ſprach auch die alte Chronik wahr? — —
Wie, ſeh ich recht? Dein Geiſterhaupt verneinet? —
Verſinke nur unſeligſter der Schatten!
Ich glaub' es wohl — es war nur eine Kette
Von Qualen einſt — Dein hochgerühmtes Glück.
In Frieden fahr hinab und miſche Deine Thränen
Mit Deinem Leidensbruder La Peyrouse.

Des Heſiodus bekannter Denkſpruch lautet zwar:

„Thoren wiſſen es nicht, daß mehr wie das Ganze
die Hälft' iſt“

Doch paßt der Satz — paradox ſchon an und für ſich ſelbſt — wohl auf kein menſchliches Seelenverhältniß weniger, denn auf jenes der Liebe. Untheilbar bleibt der Sterblichen heißes Herz, und nur der ausſchließliche Beſitz des Ganzen vermag zu beglücken.

Als kraftvoller, blühender und jovialer Mann hatte Albrecht Mathilden verlaſſen; ein bleicher, kränklicher und finſterer Träumer war er wieder gekehrt.

Die treue Gattin, bis jetzt weit entfernt die grauſe Schuld des Grafen zu ahnen, ſetzte jene auffallende Veränderung einzig und allein auf Rechnung der Kriegsbeſchwerden, welche Albrecht in Hiſpanien erduldet und ihr unabläſſiges Beſtreben ging dahin, durch ſorgſame, zarte Pflege den Liebling ihrer Seele aufzurichten und zu erheitern; allein gerade dieſe himmliſche Güte des herrlichen Weibes, beugte den Schuldbewußten ganz darnieder.

Einſt ſaß man bei'm Mittagsmale, da brachte ein Diener dem Grafen einen Brief. Albrecht, die Aufſchrift gewahrend, erblaßte, denn Iſabellens Schriftzüge waren es, welche er auf den erſten Blick ſogleich erkannte. Dennoch behielt er Faſſung genug übrig, das Billet, Gleichgültigkeit heuchelnd, unerbrochen in die Taſche zu ſtecken. Mathilde, die argloſe Seele, hatte des Gemahls Erſchrecken nicht bemerkt.

Kaum ſah ſich der Graf allein, da erbrach er haſtig den Brief. Iſabella hatte geſchrieben:

„Verräther!

Du haſt Deinen Zweck erreicht, Dein Opfer iſt gefallen. Fluch über Dich — er wird die letzte Sylbe ſein, welche dieſe Lippen ſtammeln werden. Zittere — mein Blut komme über Dich; zwar habe ich, wenn dieſe Zeilen Dich erreichen, bereits ausgelitten, allein — ich ſterbe in dem feſten Glauben — des Himmels Gerechtigkeit wird, ja ſie muß mich rächen.“

Iſabella.“

Mit furchtbarer Stärke ergriff der Inhalt dieſes kurzen Schreibens die ohnehin ſchon heftig bewegte Seele des Grafen. „Verräther! — Mörder!“ ſo rief ihm eine innere Stimme unaufhörlich zu und dennoch mußte der Unglückliche alle dieſe ſchreckliche Qualen und Leiden in der Tiefe ſeines Buſens verſchloſſen halten.

Sothanen gewaltſamen und unnatürlichen

Anſtrengungen mußten Seele und Leib endlich erliegen. Ein ſehr gefährliches, hitziges Fieber warf des Mannes ſtarke Natur darnieder. Ungemein ſchnell erreichte die Krankheit den höchſten Grad. Schleunigſt wurde aus der nächſten Stadt ein Arzt gerufen, doch ohne Rettung gab dieſer ſogleich den Grafen verloren. Untröſtlich war Mathilde, die treue, zärtliche Gattin; wie oft man ſie auch warnen mochte — nicht eine Minute verließ ſie das Lager des geliebten Mannes. Aufmerkſam jede ſeiner Bewegungen betrachtend, ſaß die Gräfin einſt ſpät in der Nacht dem Kranken gegenüber. Er lag in einem unruhigen Schlummer, doch plötzlich ſchreckte er auf in wilden Phantaſien. Dicke Schweißtropfen bedeckten die hagere Leichengeſtalt, ſchwer athmete der Kranke, dann ſchrie er mit erſtickter furchtbarer Stimme: „Iſabella! meine geliebte Iſabella! — blutiger Schatten laß ab — verzeihe Deinem Mörder — wie der Gottesſohn ſeinen Feinden vergab. — Um Gotteswillen tödte nicht Mathilden — mein unſchuldiges Weib.“

Die Gräfin ſchauderte — dann verſank ſie in tiefes Nachſinnen. Manches Räthſelhafte im Benehmen des Grafen, ſchon vor jener Krankheit noch, fing an ihr klarer zu werden und plötzlich erfüllten grauenvolle Ahnungen ihre Seele.

Mit einem Schrei des Entſetzens ſprang die Unglückliche auf; ſchluchzend und mit verhülltem Geſichte floh ſie zum erſtenmale das Krankenlager —

Und zwiſchen Trug und Wahrheit ſchwebet
Noch zweifelnd ihre Bruſt und bebet
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht;
Die unerforſchlich, unergrundet
Des Schickſals dunkle Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen ſich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Fünftes Kapitel.

Das Feldlager der Deutſchen. — General von Aſpern. — Nemeſis.

Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas
Regumque turres, o beate Sexti!

Vitae summa brevis spem nos vetat inchoare longam.
Jam te premet nox, fabulaeque manes,
Et domus exilis Plutonia — — *)

Hor.

Sonderbar mag es wohl klingen, aber es iſt nichtsdeſtoweniger wahr: „Dem ſcheinbar größern Verbrecher wohnt oft eine ausgezeichnetere Seelenhoheit bei, als dem gewöhnlichen feilen Schurken; nicht ſelten macht des Zufalls Laune den zum *Helden* Berufenen zum Räuberhaupt-

---

*) Dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen, wage ich eine freie Ueberſetzung dieſer gewichtigen Stelle des unſterblichen Klaſſikers. Mehr Sinn liegt wohl in den wenigen Worten allein, als in ganzen überdruckten Ballen, welche *Leipzig* in jeder Meſſe, allzu freigebig nur, uns jetzt ſpendet. In deutſcher Sprache lautet die Stelle:

„Mit gleicher Miene beſucht der blaſſe Tod des Machthabers Pallaſt wie des Bettlers Hütte. Der ganze Raum des kurzen Menſchenlebens — wahrlich er verſtattet keine Hoffnungen in weiten Fernen, denn nur zu bald umgiebt uns die ewige Nacht und bleiche Schatten umgaukeln uns in Plutos öder Wohnung" —

Auch *Schillers* hehrem Genius ſchwebte vielleicht das „Pallida mors etc. des Horaz vor der Seele, als er in ſeinem *Tell* die barmherzigen Brüder ſingen ließ:

„Raſch tritt der Tod den Menſchen an,
Es iſt ihm keine Friſt gegeben" u. ſ. w.

mann — und jene wilde, bacchantiſche Metze, unter andern Umſtänden vielleicht wäre ſie das Muſter einer treuen Gattin und guten Mutter geworden.“ Dieſer Satz ſelbſt aber fußt wieder auf unſerer früher aufgeſtellten Theorie von der Beſchaffenheit und dem Einfluſſe — der Keime.

Bald durchſchaute unſere ſinnige Iſabella den Charakter der gelehrten deutſchen Frau und ſie, die Mörderin, ſah im Bewußtſein ihres höheren Werthes herab auf dieſes Weibes gemeine Natur.

Alle uns bekannte geiſtige und körperliche Kräfte — ſie folgen unverkennbar ewigen und weiſen Geſetzen; ja Planeten ſelbſt ſind ihnen unterthan. Zuweilen wohl ſcheint jener Urgeſetze Macht zu ſtocken: eine Sündfluth droht den Erdball zu zerſtören; der erſtaunte Normann, erzeugt, geboren und erzogen in eiſiger Kälte, erfreut ſich nun plötzlich arkadiſcher Tage, welche er und die Väter vom Hörenſagen ſonſt nur kannten; die Eisdecke am Pole ſcheint zu ſchmelzen — doch allmählig kehrt alles in die alte Bahn zurück und wird wieder, wie es einſt war.

So der Menſch! — ein nie geahnter plötzlicher Impuls läßt ihn wohl einmal ſich ſelbſt verläugnen; doch, geht er in der Verläugnung nicht zu Grunde, — gleich ſtehen wieder der alte Adam, die alte Eva da.

Auch unſre Hiſpanierin hatte einen Augenblick den angeſtammten Charakter verläugnet; keiner Rache mehr gedenkend, war ſie verzweiflungsvoll im Begriff zu ſterben geweſen, allein durch einen Zufall gerettet, erwachte auch wieder das wilde, choleriſche und Rache dürſtende Temperament Iſabellens in ſeiner ganzen Stärke.

„Wie? du Feige! du Schwache!" ſchalt ſie ſich ſelbſt, „hinüber wollteſt Du in Plutos Reich, allein — ohne die ruchloſen Verräther? — Wie, ſollen die Schändlichen triumphiren über Deinen Fall — und mehr der leichtgläubigen Weiber noch berücken?" —

„Nein, nein!" — ſo endete der ſchauerliche Monolog, indem Iſabellas ſchwarzes Augenpaar wild rollte und ihre Rechte den Griff des Dolches krampfhaft umfaßt hielt — „ich ſchwöre es bei'm Himmel! meine blutige Rache ſoll den Meineid erreichen!"

Das ganze Weſen der gelehrten deutſchen Frau war Iſabellen herzlich zuwider, doch hielt ſie es für ihre Plane förderlich, das Weib vor der Hand noch bei ſich zu behalten; Frau von Aetherſchein dagegen war dem dolce far niente leidenſchaftlich ergeben — auch liebte ſie es gar ſehr, auf fremde Koſten zu zehren, und nahm der jungen Hiſpaniſchen Dame Einladung, mit ihr Deutſchland zu durchreiſen, gar freudig an.

Uebrigens iſt es auch nicht zu läugnen, daß ſich Iſabella mit Recht von dieſer Begleitung Bequemlichkeiten und Vortheile verſprechen konnte. Die Hiſpanierin war der deutſchen Sprache nicht mächtig, Einwohner und Sitten dieſes Landes waren ihr unbekannt; auch ließ es für eine edle, junge Dame nicht fein, bloß in Begleitung von Domeſtiken fremde Reiche zu durchziehen. Die gelehrte deutſche Frau ſollte daher eine Art Oberhofmeiſterin der Donna vorſtellen und nebenher, eine blinde Maſchine, die Erreichung der Höllenzwecke herbei führen helfen; denn für klingenden Lohn, — davon war Iſabella bald genug überzeugt — ließ ſich Frau v. Aetherſchein zu Allem gebrauchen.

Bevor Iſabella mit der gelehrten deutſchen Frau Straßburg verließ, ſendete ſie dem Grafen vom Eberſtein jenes kurze Billet, welches im vorigen Kapitel ſchon mitgetheilt wurde. Der Leſer wird ſich erinnern, daß ſie dem Grafen ſchrieb, ſie würde freiwillig ſterben. — Eine doppelte Abſicht ſuchte Iſabella, die Rache dürſtende, durch dieſen Brief zu erreichen: einmal wollte ſie Albrechts Gewiſſen mächtig aufregen und ihm ſo den Reſt ſeiner noch übrigen Tage verbittern, dann hoffte ſie ihn auch durch die Nachricht von ihrem Tode ſicherer noch zu machen und dieſer Umſtand gerade ſollte ihn deſto gewiſſer verderben.

Iſabellen war von Albrechts Verhältniſſen weiter nichts bekannt geworden, als daß er, ein deutſcher Graf, der letzte ſeines Stammes, in Helvetien Güter beſitze; ſchwierig war es unter ſolchen Umſtänden immer, mit einiger Sicherheit einen Brief in des Entflohenen Hand zu bringen, doch die Hiſpanierin fand leicht einen Ausweg. Sie addreſſirte das Billet an den Grafen Albrecht vom Eberſtein in der Schweiz und überſchickte ſo das Schreiben dem Hiſpaniſchen Reſidenten bei den vereinigten Kantonen, welchen ſie in einigen anonymen Zeilen bat, den beiliegenden verſchloſſenen Brief — wichtig und inhaltſchwer — an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangen laſſen zu wollen. Der Reſident ſchöpfte nicht den geringſten Verdacht, denn Briefe, welche man durch Geſandtenhände beſorgen läßt — gelten in der Regel für unverdächtig; ohne Schwierigkeit wurde der Aufenthalt des Grafen vom Eberſtein ausgekundſchaftet und ſo erreichte das unſelige Blatt den unglücklichen Albrecht wirklich.

Nun reiſte unſre Heldin in Begleitung der gelehrten deutſchen Frau von Straßburg nach Deutſchland ab.

Es war gerade in einem Zeitpunkte, in welchem man dort in ängſtlicher Spannung dem Ausbruch eines furchtbar drohenden Gewitters entgegen ſah.

Einer der mächtigſten deutſchen Staaten, zu ſtolz der Willkühr eines fremden Tyrannen zu gehorchen, hatte ſich gerüſtet zum heiligen und gerechten Kampfe auf Tod und Leben. Dem Weltdeſpoten lag Alles daran, aus dieſem Kampfe als Sieger hervorzugehen; — das gedrückte Hiſpanien aber bekam dadurch Erleichterung, denn ſchon hatten jene deutſche Völker, welche ein unſeliger Bund an den fremden Tyrannen kettete, ſich in verſchiedenen großen Feldlagern verſammelt, bereit die Waffen gegen die eigenen Brüder zu tragen; Fränkiſche Legionen eilten über die Pyrenäen und in verſchiedenen Richtungen Teutoniens Grenzen zu, auch wurde der grauſe Held des Tages ſelbſt jeden Augenblick in Deutſchland erwartet.

Ohne ſonderliche Theilnahme vernahm Iſabella dieſe, der Freiheit ihres Vaterlandes günſtigen Nachrichten; zu ſehr war ſie jetzt mit ſich ſelbſt und mit ihren wilden Racheplanen beſchäftigt. Immer düſter und in Gedanken verſunken ſaß ſie in der Ecke des Reiſewagens neben der gelehrten deutſchen Frau, welche ſich, da ihr Stillſchweigen auferlegt war, mit der

Reiſeflaſche beſchäftigte, oder im Schlafe ein Mittel gegen Langeweile ſuchte.

Eines Abends hatte man die Höhe eines Bergrückens erreicht, von welcher ein herrlicher Anblick ſich den Augen der Reiſenden darbot. Unten, im weiten lachenden Thale, breitete ſich eine große leichte Stadt von Leinwand, oder um proſaiſcher zu ſprechen, ein Feldlager aus:

Es war ein wildes Brauſen und Bewegen,
Die langen Straßen und die Flüſſe ſind
Bedeckt mit Fracht, es rührt ſich das Gewerbe.

Neugierig ſah die gelehrte deutſche Frau nach dem Schauſpiel hin; Iſabella blieb wie immer bei allen ſolchen Herrlichkeiten — kalt.

Am Fuße des Berges war die Heerſtraße durch ein Reuterpiket verſperrt. Der Wagen wurde angehalten und den reiſenden Damen durch den Offizier, welcher den Poſten kommandirte, die Päſſe abgefordert.

Der Offizier ſah die Papiere flüchtig durch, gab ſie zurück und ertheilte verbindlich die Erlaubniß weiter zu fahren.

Frau von Aetherſchein, neugierig und ſchwatzhaft wie ſie nun einmal war, fragte den

Offizier nach der Bedeutung eines prachtvollen, großen Zeltes, welches auf einer kleinen amphitheatraliſchen Anhöhe hinter dem Lager aufgeſchlagen, hoch über dem Ganzen hervorragte und mit bunten flatternden Flaggen verziert war.

„Jenes Zelt," antwortete der Offizier der fragenden Dame, „bildet das Hauptquartier, und wird von dem kommandirenden General bewohnt."

„Und wie nennt ſich dieſer General?" fragte etwas vorlaut die gelehrte deutſche Frau noch einmal.

„Baron von Aſpern," erwiederte der Reuteroffizier, machte eine Verbeugung und ſprengte zurück nach ſeinem Poſten.

Bei dem Namen Aſpern fuhr Iſabella wild in die Höhe; ihr ſchwarzes Auge ſprühte Flammen. „Wie," ſprach ſie bei ſich ſelbſt, „wenn er es wäre?" — dann verſank ſie wieder in tiefe Gedanken.

Die Damen erreichten bald darauf eine nicht weit vom Lager entfernte Stadt und traten im beſten Gaſthofe derſelben ab.

Iſabella wurde durch keine leere Ahnung getäuſcht. Jener General von Aſpern — es war in der That der Verführer ihrer Mutter und Mathildens Vater; derſelbe, von welchem in dieſer Geſchichte öfters ſchon Meldung geſchah, und ich fühle, daß es endlich Zeit wird, den Leſer mit ſeiner Perſon näher bekannt zu machen.

Den Mann mit wenigen Pinſelſtrichen nach dem Leben zu malen — kann nicht eine ſchwierige Aufgabe genannt werden, denn leichter iſt es, Dämonen treffend zu zeichnen, als den leuchtenden Cherub.

Der General von Aſpern war jetzt ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, nichts deſtoweniger zeigte er noch bedeutende Spuren ehemaliger männlicher Schönheit. Hatten ſchon heftige Leidenſchaften in das blaſſe Geſicht einige tiefe Züge gegraben, waren die blonden Locken gleich ſeltener und lichter denn vor fünf und zwanzig Jahren geworden, ſo flammten doch die großen blauen Augen noch immer feurig; die Phyſiognomie überhaupt erregte noch Intereſſe, und die Haltung der hohen Geſtalt charakteriſirten nach wie vor Würde und Stolz.

Glühende Wolluſt und brennender Ehrgeiz

waren die Grundzüge in des Generals Charakter; er gehörte zu jenen ſeltenen, konſequenten Schurken, in deren Buſen die ſogenannte Stimme des Gewiſſens ewig verſtummen muß, und die jedes Mittel für erlaubt halten, welches zur Erreichung ihrer ſchlechten Zwecke führt, dabei aber vorſichtig und klug den äußern Schein für ſich zu erhalten wiſſen.

Auch jener jungen, reitzenden Comteſſe, zu deren Gunſten Hyppolit von Aſpern einſt als Jüngling Iſabellens Mutter verlaſſen hatte, war der Schändliche nicht treu geblieben, ſondern gab auch dieſe Unglückliche, bald darauf, in geſegneten Leibesumſtänden, der Verzweiflung Preis. In die Heimath zurückgekehrt, ſchloß er eine eheliche Verbindung mit einer edeln deutſchen Dame — Mathildens Mutter — allein nach kurzer Zeit ſtarb dieſe Gattin aus Gram über Leiden, die ein unſeliges Ehebündniß ihr bereitete.

Ueberhaupt gelang es dem einnehmenden Verführer ungemein, viele Weiber zu berücken; die Zahl der Fräuleins und Mädchen aber, deren Unſchuld er mordete, hieß Legio.

Als Soldat hatte ſich Aſpern übrigens Verdienſte erworben; ihn begünſtigte das Glück und er ſtieg in einer Reihe von Jahren, von Stufe zu Stufe, bis zur Würde des Generals.

Nachdem ſich ſein Fürſt mit den Franken verbunden hatte, gelang es dem General — der Lateiner ſpricht: similis simile gaudet — das Vertrauen der Satrapen des Uſurpators in einem vorzüglich hohen Grade zu gewinnen und ihm war jetzt, in Folge deſſen, das Kommando über ein bedeutendes vereinigtes Truppenkorps des Rheiniſchen Bundes anvertraut.

Aſpern ſchwelgte in ehrgeizigen Planen; im bevorſtehenden Feldzuge gegen die deutſchen Brüder hoffte er ſich ungemein zu erheben, doch des Hörers Mark verzehrend, ſchallt der Erinnyen Geſang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
„Bewahrt die kindlich reine Seele:
„Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
„Er wandelt frei des Lebens Bahn.
„Doch wehe, wehe! wer verſtohlen
„Der Sünde ſchwere That vollbracht,
„Wir heften uns an ſeine Sohlen
„Das furchtbare Geſchlecht der Nacht! —

„Und glaubt er fliehend zu entſpringen,
„Geflügelt ſind wir da, die Schlingen
„Ihm werfend um den flüchtgen Fuß,
„Daß er zu Boden fallen muß.
„So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
„Verſöhnen kann uns keine Reu,
„Ihn fort und fort bis zu den Schatten
„Und geben ihn auch dort nicht frei."

Iſabellens Plan war es geweſen, Deutſchland flüchtig zu durchſtreifen und unaufhaltſam ins freie Land der Schweizer hinzueilen; doch das Wörtlein: „Aſpern" bannte ſie nun plötzlich feſt.

Des andern Tages ſprach ſie zu ihrer Begleiterin, der gelehrten deutſchen Frau: „An Ihnen iſt es nun, mir einen abermaligen großen Dienſt zu erzeigen. Wir bleiben vor der Hand hier, und könnte es Ihnen, ohne den Anſtand zu verletzen, gelingen, mich in die Geſellſchaften des kommandirenden Generals einzuführen, würden Sie mich ungemein verbinden."

Kaum glaubte Frau von Aetherſchein ihren Ohren trauen zu dürfen. Iſabella, die verſchloſſene, finſtere, ja beinahe menſchenſcheue Donna — ſie ſehnte ſich nun darnach, in Offizierszirkel eingeführt zu werden? — Doch der gelehrten deutſchen Frau war eine ſothane Umwandelung der Herrin ſchon ganz recht, denn Geſelligkeit und Freude waren das Element, in welchem allein ſie zu proſperiren vermochte. Das prachtvolle Zelt drauſſen im Feldlager, hatte ſich der General von Aſpern nur pro forma errichten laſſen; ſeine meiſte Zeit vollbrachte er in derſelben Stadt, in welcher ſich unſre Damen vor der Hand niedergelaſſen. Es ging jetzt in dieſer Stadt ungemein lebhaft zu. Der General hatte ein großes Palais ganz allein für ſich gemiethet, er machte darin, wie man zu ſprechen pflegt, ein großes Haus, und die vornehmen und reichen Offiziere des verſammelten Truppenkorps, hielten ſich mehr in jener Stadt denn im Feldlager auf.

Frau von Aetherſchein urtheilte gar umſichtig, es werde nicht eben ſchwer halten, eine Einladung zu dieſen Feten zu erlangen, indem das ſchöne Geſchlecht jene Zirkel nur wenig beſuche, weil die Einwohner der Stadt — ächte Krähwinkeler — es ſo viel als möglich zu vermeiden ſuchten, ihre Frauen und Töchter bei den Geſellſchaften und Bällen, welche der General gab, zuzulaſſen.

Die weltkluge gelehrte deutſche Frau hatte ganz richtig geurtheilt. Vornehme, müſſig in den Straßen umher ſchlendernde Offiziere, hatten Iſabellen einigemal am Fenſter erblickt. Die blendende, fremde Schönheit erregte ſogleich die Aufmerkſamkeit dieſer Herren und als man Erkundigungen einziehend erfuhr, ſie ſei eine edle, reiche, Hiſpaniſche Dame, wurde das Intereſſe der Martisſöhne natürlicherweiſe um ſo mehr noch geſteigert.

Iſabella wurde nun der Gegenſtand des Geſpräches und bald drang die Kunde von der Anweſenheit der ſchönen Donna auch zu den Ohren des Generals.

Eben nicht mit Geſchäften überhäuft, beſchloß der Baron von Aſpern — pour passer les temps — noch einmal ſeine Unwiderſtehlichkeit bei'm ſchönen Geſchlechte zu erproben.

Er fuhr eines Tages ohne Umſtände bei der fremden Dame vor, ließ ſich anmelden und wurde angenommen. „Ich hörte, meine Gnädige!“ ſo entſchuldigte der Graf ſeine Zudringlichkeit, „eine edle Hiſpanierin weile hier. Unendlich achte ich Ihre Nation Donna! — vor vielen Jahren vollbrachte ich einen Sommer im ſüdlichen Frankreich, an einem Badeort; ich lernte dort eine junge, edle Hiſpanierin kennen, ſie wurde meinem Herzen unendlich theuer und ſelige Stunden verlebte ich dazumal. — In der neueſten Zeit führte mich zwar das böſe Schickſal als Feind in Ihr Vaterland, allein auch bei dieſer Gelegenheit lernte ich das Freiheitliebende Volk unendlich ſchätzen und was an mir lag — Ungemach abzuwenden, es iſt gewiß redlich geſchehen. Jetzt aber halte ich es für meine Pflicht Donna! Ihnen, dem willkommenen Gaſte in Teutonia, meine Dienſte anzubieten und Sie zu bitten, während Ihres Aufenthaltes in dieſer Stadt zu Ihrer Unterhaltung beitragen zu dürfen.“

Schwer wurde es Iſabellen die heftige Bewegung zu verbergen, welche ſich ihrer Seele bei dem Anblick und der Rede des Generals bemächtigte. Leicht wird unſrer Heldin Gemüthszuſtand ſich der Leſer enträthſeln, wenn er bedenkt, daß dieſer Mann der Donna unnatürlicher Vater und der ſchändliche Verführer ihrer Mutter war. Es erlag die Sache auch nicht dem geringſten Zweifel; Iſabella hatte in der Mutter Nachlaß Hypolits Bild gefunden, und es glich dem Manne, welcher vor ihr ſtand, auf ein Haar; auch erwähnte ja der Unſelige eben jetzt beim erſten Zuſammentreffen ganz klar des einſtigen Verhältniſſes im franzöſiſchen Bade.

Hoch auf loderte der Rachedurſt in Iſabellens Buſen, allein ſie fühlte wohl, kluge Verſtellung war nöthig, ſollte ſie mit Sicherheit zum Zwecke gelangen. Sie zeigte dem General die Dame von Welt und feiner Lebensart. Aſpern wurde entzückt durch den Verſtand und die Liebenswürdigkeit der jungen Hiſpanierin; ſeit vielen Jahren hatte kein Weib mehr ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, wie nun Iſabella und er ſchwur es ſich im Geheim, hier um jeden Preis ſiegen zu wollen.

Glänzende Feſte, welche der General der jungen, fremden Dame zu Ehren anordnete, reichten einander nun unaufhörlich die Hand. Von Tage zu Tage wurde des Generals Leidenſchaft heftiger und es ſchien als ob Iſabella die zärtlichen Bemühungen, welche der lüſterne, betagte Wüſtling ſich um ſie gab, eben nicht mißfällig bemerkte.

Bald galt die ſchöne Hiſpanierin allgemein für des Generals erklärte Geliebte. Frau von Aetherſchein triumphirte; ſie ſetzte dieſe Veränderung der Donna auf Rechnung ihrer eigenen, weltklugen Lehren, und freute ſich in dem Fräulein nun doch auch ein Weib gefunden zu haben, wie ſie, nach ihrer Meinung, alle ſeien.

Nachdem Aſpern, in der Verführungskunſt Meiſter, die Donna ſyſtematiſch in ſeinen Netzen hinlänglich verſtrickt zu haben glaubte, hielt er die lockende, höchſt reitzende Frucht endlich zum pflücken reif.

Nach einem glänzenden Male bat er Iſabellen zärtlich und dringend, mit ihm allein hinaus ins Lager zu fahren, um den ſchönen Sommerabend in Freiem zuzubringen und ſich zu laben an den Harmonien, welche ein ausgezeichnetes Feldmuſikchor ihr vortragen ſollte.

Hold erröthend nahm die Donna nach einigem Sträuben das Anerbieten an: nur machte ſie noch die Bedingung, vorerſt ſich nach Hauſe

bege-

begeben und dort umkleiden zu dürfen, um ſich gegen die Einflüſſe der kühlen Nachtluft gehörig zu verwahren.

Schnell flog Iſabella in ihren Gaſthof zurück, ſie gebot der Frau v. Aetherſchein ſchnell zu packen und ſie in dem, mit vier rüſtigen Pferden beſpannten, Reiſewagen auf einem bezeichneten Platz, in einem dicht hinter dem Feldlager belegenen kleinen Gehölze, zu erwarten.

Die gelehrte deutſche Frau ſtutzte und fragte voll Erſtaunen nach der Veranlaſſung, welche ſothane vorhabende ſchnelle Abreiſe nöthig mache. Iſabella befahl der Begleiterin bloß Verſchwiegenheit, und drückte ihr ſtatt aller weitern Antwort, eine ſtrotzende Börſe in die welke Hand. Ein Argument, von ſo bedeutſamer Art, machte die gelehrte deutſche Frau ſogleich verſtummen und ſchweigend ſchickte ſie ſich an, die Befehle der Herrin zu vollziehen.

Nun kleidete ſich Iſabella um und kaum hatte ſie dieſes Geſchäft beendiget, da fuhr auch der General ſchon in ſeinem herrlichen, geſchmackvollen Batard vor.

Leichten Vöglein gleich flogen die edeln Brittenroſſe mit dem Wagen nach dem Feldlager hin; dort angelangt, fuhr man langſam durch die reinlichen, breiten Straßen der luftigen Häuſer. Allenthalben flatterten dem Heerführer die Fahnen; wirbelnde Trommeln, ſchmetternde Trommeten und rauſchende Muſikchöre begrüßten ihn.

Endlich erreichte man das groſe, prachtvolle Zelt auf der Höhe. Schon war der Abend eingebrochen. Man trat in den Leinenpallaſt. Sein Inneres war mit morgenländiſcher Verſchwendung ausgeſchmückt; koſtbare Fußteppiche, ein elaſtiſcher ſeidener Divan, gigante Spiegelgläſer, kurz Alles vereinigte ſich, die Phantaſie hier an Feenpavillons zu mahnen.

Eine höchſt pikante Kollation ward aufgeſetzt und drauſſen vor dem Zelte ſpielten drei Janitſcharchöre abwechslungsweiſe herrliche Märſche, kunſtvolle Variationen und liebliche Harmonien.

Das Soiree war vorüber, ſchon ging es gegen Mitternacht und die Bedienung trat ab.

„Zu rauſchend tönt uns auf dieſe Art die

Muſik doch!" ſprach der General, indem er aufſtand und den Zeltvorhang nach Außen zu fallen ließ.

Iſabella ſaß in der Ecke des Divans. Sie hatte den Gürtel des ſeidenen Ueberrockes gelöſt, der milchweiße Buſen wogte ungeſtüm auf und nieder — da blieb der alte Wollüſtling, ohnehin durch den ſchäumenden Trank aus Epernai ſehr erhitzt, nicht länger Herr der wilden Begierde.

Mit funkelnden Augen umfaßte er ſchnell die ſchlanke Taille des ſchönen Mädchens, doch Iſabella — auf ſothanen Angriff gefaßt — entwand behende ſich des Mannes Arm und verſetzte ihm einen ſo nachdrücklichen Stoß gegen die Bruſt, daß er ſogleich in des Divans Ecke taumelte.

Hoch färbte ſich nun das Antlitz der Rache dürſtenden Hiſpanierin und furchtbar rollte das große ſchwarze Augenpaar, indem ſie ein Portrait der verklärten Mutter aus dem Buſen zog und es dem General ſchnell vor das Geſicht hielt.

„Ruchloſer!" rief ſie mit drohender Stimme.

„kennſt Du dieſes Bild?“ — Der General erblaßte und bebte, Iſabella aber fuhr mit erhöhter Stimme in ihrer Rede fort: „Sünder ohne Gleichen! der Augenblick der Vergeltung iſt gekommen; das treffliche Weib, deren Lebensruhe Du unwiederbringlich untergrubſt, ſie war meine Mutter und Dir ſelbſt, Du Schändlicher! verdanke ich das Leben; — doch nein, nicht verdanke ich es Dir, verflucht ſei vielmehr der Augenblick in dem Du es mir gabſt!“

„Gott der Herr verhieß Greuelthaten zu ſtrafen noch in des Sünders drittem Gliede; doch gerechter dieſesmal ſandte mich der Himmel, die entehrte Menſchheit an des Frevlers Perſon ſelbſt zu rächen. Fahre zur Hölle durch der Tochter Hand, trügeriſcher Schandbube!“

Mit dieſen Worten riß die Wüthende den ſcharfen Dolch hervor und ſtieß ihn dem Unglücklichen, welcher alle Faſſung verloren hatte, ſo ſchnell und geſchickt in die Bruſt, daß er nur einen einzigen leiſen Seufzer noch aushauchte und leblos zurück ſank.

Während dieſes Vorganges ſpielten drauſſen vor dem Zelte zum Schluſſe alle drei Muſikchöre zuſammen. Gerade tönte die wildeſte Paſſage des rauſchendſten Marſches, da zog die Hiſpanierin den Dolch aus des Ermordeten Wunde. Hierauf ſank die wüthende Schwärmerin auf die Knie und, den rauchenden Stahl zur Höhe hebend, ſprach ſie feierlich: „Der Schwur iſt gelöſt, der Mutter Schatten verſöhnt, der Verbrecher gefallen — ich danke Dir mein Gott, daß Du das Werk mich glücklich vollbringen ließeſt.“

Durch eine Oeffnung im Hintertheil des Zeltes gelang es Iſabellen unbemerkt zu entfliehen. Sie erreichte auch glücklich das Gehölz, fand die gelehrte deutſche Frau mit dem Reiſewagen an Ort und Stelle — und ohne Verzug wurde die Reiſe nach Helvetien nun angetreten.

Des andern Tages, als die Adjutanten in's Zelt auf der Höhe traten, fanden ſie — o Anblick des Entſetzens — den Heeresführer todt, in ſeinem Blute ſchwimmend.

Ein dichter Schleier hing über dem Morde; wohl fiel das ſchnelle Verſchwinden der vornehmen, jungen Hiſpaniſchen Dame auf, doch als des Ermordeten Freundin bekannt, wer hätte ſich unterfangen mögen, ſie der blutigen, entſetzensvollen That beſchuldigen zu wollen? —

Sechſtes Kapitel.

Die Stimme des Gewiſſens.

> Ach! den ewig erſchütterten Buſen des Menſchen ſtillt nur ein Schlaf, entweder der irdiſche oder — der andere.
>
> Jean Paul.

Nein, mein ſinniger Voigtländer! nicht der irdiſche — nur der lange Schlaf dort unten in der ſchauerlichen Gruft, giebt dem wild bewegten Herzen des Sterblichen endlich Ruhe und Frieden; denn im irdiſchen Schlummer führen die tückiſchen Götter des Traumes noch oft die Wünſche und Leiden des Lebens an der nimmer ſchlummernden Seele wieder vorüber.

Des jungen Grafen Albrechts vom Eberſtein Körper war ſcheinbar von der lebensgefährlichen Krankheit geneſen, doch ſeine Seele nicht. Einem geiſterbleichen Schatten der Unterwelt gleich, ſchlich der ſonſt ſo friſch blühende junge Mann, auf den Stab geſtützt, nun einher.

Ihn erquickte weder Speiſe noch Trank und der Schlaf bereitete ihm Höllenpein, denn immer und immer nur erſchuf die wilde Phantaſie ihm blut'ge Schattenbilder.

Mathildens, des treuen Weibes ſchon erwähnte Ahnungen, ſie gingen mehr und mehr in feſte Ueberzeugung über. Ruhete des Gatten dahin ſchwindende und bedauernswerthe Geſtalt einmal friedlich an ihrem Buſen und lispelte Albrecht nun: O Mathilde, mein theuerſtes Weib, wie liebe ich Dich? — dann ſah ſie ihm wohl ernſt ins matte, erloſchene Auge und fragte zärtlich und ſanft: „mein Albrecht! liebteſt Du mich auch ſtets redlich und treu?" — da füllten ſich des Unglücklichen Augen mit Thränen, und beſchämt und verwirrt ſank ſein Blick zur Erde. Still weinte dann die tief Gebeugte vor ſich hin, denn zu zart empfindend, nun noch weiter in den Schuldbewußten zu dringen, war ſie ihres Unglückes nur allzugewiß, und der Friede ihrer ſchönen Seele entfloh für immer.

Ein trauriges Leben führten beide auf dem einſamen Eberſtein und oft bangte Mathilden in allem Ernſte um des unglücklichen Gatten Verſtand; fortwährend brütete er dumpf vor ſich hin, ſuchte die dunkelſten Winkel des Parkes auf und ſaß oft ſtundenlang bewegungslos auf einer Stelle, immer wild hinſtarrend auf einen und denſelben Fleck.

Doch Albrechts und Mathildens Leidensbecher, — er war noch lange nicht geleert und wohl hätte ſie auch, trauriger und gerechter Ahnungen voll, ausrufen können:

„Es geht ein finſtrer Geiſt durch unſer Haus,
„Und ſchleunig will das Schickſal mit uns enden."

Lange hatte Mathilde vom Vater keine Kunde erhalten, und fing ſchon an auch ſeinetwegen beſorgt zu werden. Zwar vermochte ſie es nicht, dieſen Vater zärtlich zu lieben, denn ſein Weg war nicht der ihrige; von Kindheit an war es ihr jedoch zur angenehmen Gewohnheit geworden, an ſeinem Schickſal den innigſten Antheil zu nehmen. — Da erſcholl plötzlich die Schreckenspoſt von des Generals ſchauerlichem Ende.

Schwer möchte es mir gelingen, das ſtarre Entſetzen der Wahrheit treu zu zeichnen, welches dieſe Nachricht auf dem Eberſtein hervorbrachte.

Die reine Seele Mathildens vermochte die Urſache der blutigen That nicht zu ergründen und furchtbar aufgeſchreckt war Albrechts Gemüth. „Was iſt das," ſprach er bei ſich ſelbſt, „ſteigen unverſöhnte Schatten aus der Unterwelt herauf, kehren die Geiſter ſchwer beleidigter Todten wieder, blutige Rache hienieden noch zu ſuchen? — Wehe, wehe mir! auch mich, den ſchweren Sünder, wird bald der Götter ſchreckliches Gericht erreichen!" —

Tag und Nacht, ohne die geringſte Ruhe ſich zu verſtatten, ſetzte Iſabella die Reiſe nach der Schweiz fort. Sie war jetzt in ſich gekehrt und ſtill wie das Grab. Wohl ahnete ſelbſt die Alltagsſeele der gelehrten deutſchen Frau, daß etwas nicht Alltägliches vorgegangen ſein müſſe; die Herrin jedoch in ihrer feierlichen Stille durch neugierige Fragen zu unterbrechen, wagte ſie nicht.

Endlich, in Bern angekommen, machte unſere Heldin Stillſtand. Hier brach ſie das lange

Schweigen, indem ſie ſich gegen ihre Begleiterin alſo vernehmen ließ: „Frau v. Aetherſchein! irdiſche Güter machen das Glück vieler Sterblichen und ich glaube nicht zu irren, wenn ich auch Sie unter jene, in der That glückliche Menſchen zähle. Wohlan: manche Verbindlichkeiten habe ich Ihnen und dankbar bin ich geſonnen, Sie ſo zu bedenken, daß Zeit Ihres Lebens Ihnen nie wieder Mangel nahen kann; dagegen fordere ich von Ihnen noch einen, den letzten Dienſt. Haben Sie deſſen ſich entledigt, dann bleibe Ihnen der reichliche Lohn nicht länger vorenthalten; ich gebe Ihnen Ihre Freiheit zurück und Sie mögen in Frieden ziehen, wohin es Ihnen beliebt.

Die gelehrte Frau horchte hoch auf, als ſie die Verheißung reichlichen Lohnes vernahm und zeigte ſich ſogleich zu Allem bereit.

„In Helvetien hier,“ nahm die Hiſpanierin wieder das Wort, „muß irgendwo ein Edelmann leben, der ſich Graf Albrecht vom Eberſtein nennt. Den jetzigen Aufenthalt und ſämmtliche Verhältniſſe dieſes Kavaliers genau und in kurzer Zeit zu erfahren, daran iſt mir

Alles gelegen und von Ihnen fordere ich nun, die nöthige Kunde dießfalls einzuziehen und mir zu hinterbringen.“

Frau von Aetherſchein — wenn es zu lukriren galt immer thätig, — machte ſich ſogleich ans Werk und reiſte des andern Tages ſchon von Bern ab, um den Grafen aufzuſuchen.

Da Albrecht ſeines Stammes und Namens der einzige und letzte war, konnte es der umſichtigen Dame nicht ſchwer fallen, ſeinen Aufenthaltsort zu erſpähen.

Nach einigen Wochen ſchon kehrte ſie nach Bern zurück, woſelbſt unſere Heldin ihrer mit ungeſtümer Sehnſucht wartete. Iſabella flog der gelehrten Frau ſogleich mit der Frage entgegen: „Haben Sie den Grafen entdeckt, ihn geſehen? — wo weilt er? was beginnt er? — lebt er allein?“ Frau v. Aetherſchein konnte kaum zu Athem kommen, dann entſpann ſich folgendes Geſpräch:

Fr. v. Aetherſchein. Der Graf Albrecht vom Eberſtein lebt auf ſeinem Stammſchloſſe dem Eberſtein; er war unlängſt ſehr krank, befindet ſich zwar jetzt auf dem Wege der Beſſerung, doch ſcheint ſein inneres Gemüth ſehr zu leiden.

Iſabella. Iſt der Eberſtein weit von hier entlegen?

Fr v. Aetherſchein. Mehrere Tagereiſen von hier entfernt liegt das Schloß tief im Gebirg verſteckt. Der Graf lebt dort allein mit ſeiner Gattin —

Iſabella (erblaßt — nach einer Pauſe). Mit ſeiner Gattin? — iſt es möglich — wiſſen Sie nicht, iſt der Graf lange ſchon verheirathet? —

Fr. v. Aetherſchein. Er diente als Offizier im — ſchen Heere, und war mit demſelben in Spanien — kurz vor dem Ausmarſche hatte er ſich vereheliget. Nach ſeiner Rückkehr aus jenem Lande verließ er Kränklichkeits halber die Dienſte.

Iſabella (nachdem ſie mühſam eine heftige Bewegung unterdrückt:) Iſt die Gräfin ſchön? — hübſcher, als — (ſie beſinnt ſich und hält inne.)

Fr. v. Aetherſchein. Eine ſehr hübſche Blondine, — doch ſcheint der Gram auch ſie zu verzehren.

Iſabella. Auf welche Art gelang es Ihnen, die Familie ſo genau zu beobachten?

Fr. v. Aetherſchein. Ich verſteckte mich lauſchend einigemal im Parke des Schloſſes, wo der Graf und die Gräfin häufig weilen.

Iſabella. Haben Sie mir ſonſt nichts mehr von Belang zu ſagen?

Fr. v. Aetherſchein. Das ich nicht wüßte; — doch — bald hätte ich es vergeſſen — die Gräfin Mathilde vom Eberſtein (indem ſie die Gräfin ſcharf fixirt) iſt eine Tochter — des Generals von Aſpern.

Die Hiſpanierin erblaßte und wankte; ſie war nicht länger im Stande ihre Empfindungen zu verbergen und winkte der gelehrten Frau heftig mit der Hand, ſie zu verlaſſen.

„Welche ſonderbare Fügung des Schickſals!“ rief Iſabella heftig bewegt aus, als ſie ſich allein ſah. „Sie — die Tochter meines unnatürlichen Vaters, meine unſelige Halbſchweſter, von deren Daſein ich nun die erſte Kunde erhalte, ſie hatte mir den heiß geliebten Mann des Herzens ſchon geraubt, bevor ich ihn noch kennen lernte, und Albrecht ſelbſt, der Ruchloſe, ſchwur mir ewige Treue, frevelhaft verſchweigend, daß er längſt Gatte ſchon war. O Welt! wie ſchändlich ſind die Würmer, welche auf deiner Oberfläche kriechen und ſtolzen Eigendünkels voll, ſich Herren der Schöpfung nennen. — Verrath und Meineid! — Eure Namen alle, entehrende Laſter der ſogenannten Unſterblichkeit! mit einer Sylbe bezeichne ich Euch treffend, indem ich ſchaudernd ſpreche: Menſch.“

„Wohlan liebliche Blondine! zarte deutſche Halbſchweſter! die Schweſter des Südens fehlte bei Deinem Hochzeitreigen — ſie blieb das Geſchenk Dir ſchuldig. Empfange es nun im Blute Deines ſüßen Gatten; denn wiſſe: die rächende Gottheit ſtraft der Väter Laſter in den Kindern noch, und darum bin ich ſelbſt die Verworfenſte und Unglücklichſte meines Geſchlechtes.“

Das aufgeregte leidenſchaftliche Gemüth der Donna bedurfte mehrerer Stunden, ſich in etwas nur zu faſſen.

Am frühen Morgen des andern Tages warf ſich Iſabella in männliche Kleidung und ſprach zu der gelehrten, deutſchen Frau; „Nun geleiten Sie mich noch nach dem Eberſtein — dann iſt unſer Vertrag zu Ende.“

Frau von Aetherſchein ahnete, fein wie ſie war, ſo ziemlich den Zuſammenhang im räthſelhaften Betragen der Hiſpanierin, allein ſie hütete ſich wohl, Näheres erforſchen zu wollen und begnügte ſich damit, der Herrin ſchweigend zu gehorchen.

Am Abende des dritten Tages erreichten die Damen mit Sonnenuntergang die Höhen, von welchen man bequem das Thal überſehen konnte, in deſſen Mitte die alterthümliche Burg ſich erhob. Beinahe kein Wort war bis dahin gewechſelt worden; jetzt deutete die gelehrte Frau mit der Hand nach dem Schloſſe hin und ſprach: „dort liegt der Eberſtein.“

Lange ſtarrte unſere Heldin hinab ins Thal — dann beſann ſie ſich, griff ſchnell in den Buſen und zog eine Brieftaſche hervor, welche ſie der Begleiterin mit den Worten überreichte: „Frau von Aetherſchein! ich erfülle hiemit mein Verſprechen; der Inhalt des Portefeuilles iſt Ihr Eigenthum und Sie werden zu der Ueberzeugung gelangen, daß ich großmüthig Dienſte zu belohnen wußte, welche man mir erwies. Kehren Sie nun nach Bern zurück. Entlaſſen Sie meine ganze Dienerſchaft; was dort von meinem Eigenthume noch vorhanden — es gehört ebenfalls Ihnen; eine in der Schreibtafel befindliche Urkunde ſichert Ihnen den Beſitz. Nehmen Sie Alles hin, denn ich — bedarf nun keiner irdiſchen Güter mehr.“

„„Mein Gott, Donna! wie deute ich dieſer Reden Sinn?““ — fragte die gelehrte deutſche Frau.

„Frau v. Aetherſchein!“ erwiederte Iſabella — „Sie erinnern ſich doch wohl noch unſerer Verabredung, als wir uns zuſammen geſellten: — nie ſollten Sie ſich kümmernu m mein Thun und Laſſen — darum, ich bitte, verlaſſen Sie mich nun!“

Jenes gelehrte deutſche Weib — wenn gleich gewiſſenlos genug, allenfalls das größte Verbrechen zu begehen — war feig in hohem Grade, und hegte außerordentlichen Reſpekt vor dem mächtigen Arm der weltlichen Juſtiz; auch blieb ihr das Straßenreinigungsgeſchäft auf der —ſchen

Uni-

Univerſität ſtets eine gar unangenehme Reminiſcenz. Warum, dachte ſie bei ſich ſelbſt, will ich in Geheimniſſe dringen, — welche zu wiſſen mich früher oder ſpäter in Verlegenheit bringen könnten, habe ich doch meinen Zweck über Erwarten erreicht; beſſer daher ich ſcheide und kümmere mich nicht um Dinge, deren Verantwortung mich nicht treffen kann, wenn ich jetzt mich klüglich zurückziehe. Sie ſpendete daher der großmüthigen Hiſpanierin noch einige Floskeln, welche rührende Dankbarkeit ausſprechen ſollten, von Iſabellen aber überhört wurden — und entfernte ſich mit erheuchelten Thränen im Auge, im Herzen aber innig froh.

Wahrlich, es würde der Mühe nicht lohnen, die Bahn der gemeinen Natur ferner zu verfolgen, darum mein geneigter Leſer! wende Dich von ihr und bereite Dein Gemüth vor, den letzten Akt des Schauerſpieles zu ſchauen

und horche von dem Schaugerüſte
Des Chores grauſer Melodie,

Der ſtreng und ernſt, nach alter Sitte
Mit langſam abgemeßnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,

Umwandelnd des Theaters Rund.
So ſchreiten keine ird'ſchen Weiber,
Die zeugete kein ſterblich Haus!
Es ſteigt das Rieſenmaaß der Leiber
Hoch über — Menſchliches hinaus.

Ein ſchwarzer Mantel ſchlagt die Lenden,
Sie ſchwingen in entfleiſchten Handen
Der Fackel düſterrothe Glut,
In ihren Wangen fleußt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menſchenſtirnen freundlich wehn,
Da ſieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeſchwollnen Bauche blahn.

Siebentes Kapitel.

Nächtliche Erſcheinungen im Schloßgarten auf dem Eberſtein. — Der Mord am hohen Altar.

— Solch Haus zertrümmert!
Solch' edler Herr gefallen! — Alles hin und nicht
Ein Freund, der untern Arm ſein Elend nimmt
Und mit ihm fortgeht. —

Timon v. Athen.

Der Seelenzuſtand des Grafen Albrecht vom Eberſtein wurde mit jedem Tage zerrütteter und bedenklicher und war zuletzt dem gänzlichen Wahnſinn nahe.

Der eigentliche Sanguiniker iſt in der Regel ſtets ein ſchwacher Menſch und feſte Grundſätze vertragen ſich nicht mit ſeinem Temperamente, wenn es vorherrſchend iſt; nur der Leichtſinn iſt der trügeriſche Gott, dem er ſeine Opfer bringt. Allein Extreme berühren ſich in des Menſchen Seele, wie in der ganzen Natur: wendet ſich das reizbare Herz ſolcher Menſchen erſt zur Melancholie, ſo erliegen ſie derſelben auch eher als jedes anders geartete Gemüth.

Zuweilen ſchämte ſich der Graf ſeines Kleinmuthes und ſuchte ſich zu ermannen; doch philoſophiſche Gründe vermochten ihn nicht zu beruhigen und mehr Troſt glaubte er noch zu finden in den Armen der Religion, kein ſeltener Fall bei leichtſinnigen Wüſtlingen — ſind ihres Körpers und ihrer Seele Kräfte erſt erlahmt.

Blumauer ſchrieb zwar einſt:

„ich glaube — daß der Glaub' in allen Zeiten
„den ſchwachen Geiſt des Menſchen aufrecht hielt,
„daß er ihn ſtärkt in Widerwärtigkeiten,
„und ihn mit ſüßen Hoffnungen erfüllt."

Ich glaube daſſelbe, bin aber überzeugt, daß Gründe der Religion weniger vermögend ſind, den ſchwachen Geiſt ſchwacher Menſchen über früher begangene Vergehen aufzurichten, als dagegen eine gewiſſe fluchwürdige Philoſophie den geiſtesſtarken Schurken in den Stand ſetzt, mit Ruhe auf eine durchlaufene Bahn gräulicher Laſter rückwärts zu ſchauen.

Es kann der Glaube kindliche, reine Seelen beglücken, allein den ſchwachen Sünder macht er gerade beben.

Oft ſuchte der arme, wahnſinnige Graf nun Troſt am Fuße des hohen Altars in der Schloßkapelle, allein betete er auch noch ſo brünſtig und vertrauensvoll, und ſein ſtierer Blick fiel nun auf die Huldgeſtalt der Mutter des Herrn, deren Bild das Altarblatt zierte, ſo ließ ihn ſeine wilde, kranke Phantaſie bemerken, wie die Madonna von ihm ſich wendete und er glaubte von oben herab eine Stimme zu vernehmen, die da rief: „Gott iſt zwar die unendliche Güte und Barmherzigkeit, aber nimmermehr vermag er doppelten Treuebruch und Meineid zu verzeihen." — Dann verließ der Unglückliche mit hoch ſich ſträubenden Haaren in wilder Verzweiflung den Tempel und irrte, ein Bild des Schreckens, durch die dick belaubten und verwachſenen Gänge des Parkes.

Hätte er es über ſich gewinnen können, ſeinen Gram auszuſchütten in den treuen Buſen der Gattin, ſie, die reine Tugend ſelbſt, — wäre auch das Liebeflammende Herz der Redlichen darüber gebrochen — hätte gewiß Worte des Troſtes, dem heilenden Balſam gleich, in die Bruſt des Sünders geträufelt; denn das gute Weib vermag es, Treuebruch zu vergeben, es liegt in ihrer Natur: aber gerade im Gegentheil verſchloß der Graf hartnäckig den Keim ſeiner Leiden in der innerſten Tiefe des Buſens, und Mathilde gewann dadurch wahrhaftig nichts, denn ſie mußte auf dieſe Weiſe Schrecklicheres noch denn Schreckliches ahnen.

Die Nacht war des, in wildem Wahnſinn immer bewegten Grafen vorzüglichſte und größte Feindin. Ihn floh der Schlaf und aus den hohen Hallen der Burg traten ihm bleiche und blutige Geſtalten entgegen; denn der Unglückliche hielt ſich, im zerrütteten Zuſtande ſeines

Geiſtes für Aſverns und Iſabellens Mörder. In ſolchen Momenten des Schreckens ſtahl Albrecht ſich von der Gattin Seite und floh hinaus in den Park; und wenn er in mondhellen Nächten dann wallte durch die Pappelalleen, ſo wurde ſeine Seele ruhiger. Traten gleich ſeiner Phantaſie auch dort aus den Schlagſchatten der Bäume und aus dem Dunkel der Gebüſche bleiche Geiſter entgegen, ſo ſchien ihr Anblick ihm doch weniger fürchterlich, als in den Säälen und Gemächern der alten Ahnen.

Einſt in einer ſolchen Nacht war Albrecht lange ſchon unruhig im Schloßgarten umhergewandelt, da ſchien endlich mit der allmähligen Ermüdung des Körpers auch die aufgeregte Seele ruhiger zu werden; er warf ſich auf eine Bank und ein unruhiger Schlummer ſchloß ſeine Augen. Doch plötzlich erweckte ihn ein nahes Geräuſch, er ſchlug die Augen auf — o Himmel! da fiel ſein Blick auf eine wohlbekannte Geſtalt, welche nur wenige Schritte von ihm entfernt ſtand.

Es war Iſabella. Sie trug, wie dazumal als Anführerin der Guerillas in Spanien, einen männlichen ſchwarzen Waffenrock und ein blutig rothes Band um den linken Arm, und in der drohend erhobenen Rechten blitzte ein geſchliffener Dolch. Lange ſtarrte er hin nach der Grauen erweckenden Geſtalt, da wiederholten ſich ihm ganz deutlich die Worte, welche Iſabella einſt ſprach, als er ihr Liebe gelobte: „Hüte Dich," ſprach die Erſcheinung ganz vernehmlich, „hüte Dich, ſchon zweimal färbte dieſen Stahl das Blut des Verräthers, und auch Dein Blut wird an ihm kleben!"

Die Geſtalt verſchwand im Gebüſche — Albrecht taumelte mit ängſtlich prüfendem Blicke nach der Stelle hin, wo ſie geſtanden; doch nein, es war kein Sinnentrug — noch ſah er deutlich die Spuren des weiblichen Fußes im Sande. Ohnmächtig ſtürzte der Unglückliche nieder und bewußtlos fand der alte Kaſtellan ſeinen Gebieter noch im Garten liegen, als ſchon der Morgen graute.

Jene Erſcheinung war in der That kein Gaukelſpiel der aufgeregten Phantaſie des Grafen geweſen. Schon ſeit einigen Tagen hauſete **Iſabella** unfern des **Eberſteines** in einer, im Dickicht des nahen Forſtes, verſteckten Köhlerhütte; hielt ſich iedoch, bei Tage ſowohl als in der Nacht, größtentheils in den weitläufigen Gebüſchen des gräflichen Parkes verborgen, um alles, was dort vorging zu beobachten.

O Gott! wie wurde ihr zu Muthe, als ſie zum erſtenmal den Mann wieder ſah, den einzigen, welchem ſie mit ganzer Seele ergeben geweſen war. Aber wie verändert erſchien er ihr — das wandelnde Bild des Todes. — Schon wurde im Buſen der Hiſpanierin das Mitleid rege, eine Empfindung, die ihr bisher fremd geblieben war; ſie kämpfte mit ſich: ob ſie fliehen, oder die beſchloſſene, blutige Rache vollbringen ſollte; ſchon neigte ſich ihr beſſerer Genius zum erſten hin, da erſchien der Unſeligen einſt, als ſie gerade wieder verborgen im Gebüſche lauerte, der Graf an der Gattin Arm. **Mathilde** war zärtlich um den geliebten Kranken bemüht, ihr ſchöner Arm ſtützte ihn, die kleine, weiche, runde Hand trocknete ihm ſorgſam den Schweiß von der Stirne. Dieſer Anblick — der Anblick der verwünſchten Halbſchweſter, der gehaßten, reitzenden Nebenbuhlerin, entflammte aufs Neue und zwar mit furchtbarer Stärke die wilde Eiferſucht und den glühenden Rachedurſt in der Hiſpanierin Bruſt. Ein hämiſcher Dämon ſtellte ihrer Einbildungskraft die ſchöne, blonde Deutſche vor, wie ſie händeringend auf der blutigen Leiche des geliebten Mannes verzweifelte. Sie labte ſich im Geiſte an der Nebenbuhlerin verzehrendem Schmerz und ſchon griff die bebende Hand nach dem Dolche; allein es war heller Tag — Gartenarbeiter ſtanden in der Nähe, die Furie beſann ſich wieder, denn nicht durfte ſie hoffen, den Mord jetzt glücklich zu vollbringen. Doch alles Mitleid war aus ihrer Seele verſchwunden, — feſt beſchloſſen blieb die That. So lauert der heißhungrige, blutdürſtende Tiger knirſchend im Hinterhalt auf die erwartete Beute.

Heute konnte die wilde Hiſpanierin es nicht über ſich gewinnen, den Schlupfwinkel im gräflichen Parke zu verlaſſen, obwohl ſie ſchon mehrere Nächte vergebens gelauert; denn ſeit man den Grafen ohnmächtig im Garten gefunden, ſtrengte Mathilde, die zärtliche Gattin, alle ihre Kräfte an, den Schlaf zur Nachtzeit von ihren Augen zu verbannen und erwachte in Albrecht der Geiſt der Schwermuth, ſtarrte er wild hin nach den Phantomen der aufgeregten Phantaſie und wollte er hinausſtürzen in's Freie, dann drückte das treffliche Weib den Unglücklichen an ihren heißen theilnehmenden Buſen; griff auch wohl nach der Harfe und ſpielte ihm ſo lange ſanfte und wohlthuende Weiſen vor, bis ſein erhitztes Blut ſich kühlte und er dem erquickenden Schlummer in die Arme ſank.

Doch gerade in jener unſeligen Nacht übermannte die Müdigkeit Mathilden und ſie überließ ſich unwillkührlich dem ſüßeſten, tiefen Schlafe.

Gegen Mitternacht nahete dem Grafen wieder ein Anfall von Wahnſinn, heftiger denn jemals; er hatte der Gattin zwar verſprochen, ſie in dieſem Falle zu wecken und nie mehr zur Nachtzeit den Park zu beſuchen, doch war der arme Kranke in ſolcher Lage weder Herr ſeines Willens noch ſeiner Sinne.

In wilder Haſt kleidete er ſich an und ſtürzte hinaus in den Garten; da trat aus einer dunkeln Laube ihm die Erſcheinung von neulich entgegen, doch der Graf, weniger ſchwach als damals, floh mit geflügelten Schritten zurück nach dem Schloſſe.

Wohl könnte man fragen: warum die Rache dürſtende Hiſpanierin nicht ſchon in jener früher bezeichneten Nacht, die einmal beſchloſſene blutige That vollbracht habe, da die Gelegenheit ihr doch ſo günſtig geweſen; — doch das entſetzliche Weib wollte nicht morden allein, ſie wollte die Seele des treuloſen Geliebten auch auf die Folter ſpannen.

Im Erdgeſchoſſe der alterthümlichen Eberſteiniſchen Burg war eine Kapelle angebracht. Matt flimmerte vor dem hohen Altar das ſogenannte heilige, ewige Lämpchen und erleuchtete ſparſam nur die hohen, majeſtätiſchen Hallen.

Hieher floh der erſchrockene, wahnſinnige Graf halb beſinnungslos. Auf die Stufen des hohen Altars warf er ſich nieder und mit ſtammelnder Zunge und rührendem Tone betete er halblaut: „Vater! nimm ihn von mir, den herben Kelch der Leiden." — Da knarrte die alte Pforte in ihren verroſteten Angeln; erſchrocken wandte Albrecht das Haupt, und o Himmel! — Iſabella im ſchwarzen Waffenrocke, mit der blutrothen Binde um den Arm, und den furchtbar blinkenden Stahl in der Hand, ſtand wieder vor ihm.

Heftig zitterte der Graf, eine lange feierliche Pauſe erfolgte, dann fragte die Hiſpanierin in einem dumpfen, gebrochenen Tone: „Darf es der Meineid noch wagen, frech dem Heiligthume ſelbſt zu nahen?"" — und nun nicht länger mehr ſich mächtig, ſtürzte ſie auf den Grafen los. An eine Gegenwehr von ſeiner Seite war nicht zu denken, und mit feſter, ſicherer Fauſt ſtieß die Furie dem Unglücklichen den Dolch in den Buſen und dreimal drehte ſie den Mordſtahl krachend in der tiefen blutigen Wunde.

Lange und wild ſtarrte das Kind der Hölle nun das Opfer an, welches blutig und entſeelt zu ihren Füßen lag.

Zum drittenmale wiederholte ſich ihr der gräuliche Anblick verübten Mordes, doch jetzt erfaßten endlich die gräßlichen Erinnen mit ihren glühenden Klauen das Herz der entſetzlichen Sünderin und die ſchrecklichſte Verzweiflung ward ihr Loos.

Sie ſtürzte hinaus auf den Hof des Schloſſes; laut und gräßlich ſchrie ſie hier: „„Mein konnte er nicht bleiben, doch keine Andere ſollte ihn beſitzen: meine blutige Bahn iſt vollendet, das Schreckensziel erreicht — nun ihr Furien der Hölle empfangt auch meine Seele!""

Ermattet ſank die Unſelige in die Kniee, doch raffte ſie noch einmal den letzten Reſt all' ihrer Kraft zuſammen; mit beiden Händen erfaßte ſie das noch von Albrechts Blute rauchende Eiſen und drückte es ſich tief, tief in die weiche, weiße Schwanenbruſt — gerade als des Hahnes gellende Stimme zum erſtenmale rief.

Der Lärmen erweckte die Schloßbewohner, man ſtürzte herbei; auch Mathilde erwachte — ſie vermißte an ihrer Seite den Gatten, ein dumpfes Gemurmel drang vom Hofe herauf in ihr Gemach — da erfaßte auch das unglückliche Weib gleich eine ſchreckliche Ahnung; ſie raffte ſich auf, und wankte hinab in den Hof —

ſo weit hatte mein Vetter, der Kaſtellan, erzählt, da fing der ehrwürdige Greis zu ſtocken an, Thränen rollten über die welken Wangen und der beklemmten Bruſt fehlte der Athem — er konnte nicht weiter ſprechen.

Lange hatte die zarte, weibliche Natur der armen Gräfin **Mathilde** einer Maſſe von Seelenleiden widerſtanden, doch dieſer letzte, heftige Schlag eines unverſöhnlichen Schickſals, warf auch ſie zuletzt darnieder; ſie wurde gefährlich krank.

Albrecht und **Iſabella** wurden neben einander im Schloßgarten auf dem Eberſtein beerdiget. Die Form des Denkmales, welches im Eingang der Geſchichte genau beſchrieben wurde, ordnete die verwittwete Gräfin vom **Eberſtein** ſelbſt noch an. Des Grafen und der Hiſpanierin hinterlaſſene Papiere aber gaben über den eigentlichen Zuſammenhang der Geſchichte Aufſchluß.

Mathilde genaſ zwar nach Jahr und Tag von ihrer ſchweren Krankheit wieder, allein des verklärten, unglücklichen Gatten vormaliges ſo trauriges Loos, traf nun auch ſie. Ein ſtiller, unheilbarer Wahnſinn zerſtörte dieſe herrliche Seele und wohl hat der ſinnige Leſer längſt errathen, daß die räthſelhafte Dame, welche einſt am Grabmale im Schloßgarten mein ganzes Intereſſe rege machte, keine andere als die unglückliche Gräfin war.

Ganze Tage ſitzt Mathilde in ſich verſchloſſen und nichts iſt vermögend ihre Aufmerkſamkeit oder Theilnahme zu erregen und kein Laut entflieht den verſtummten Lippen.

Gegen Abend beſucht die Unglückliche jeden Tag des Gatten Grab. Man verſuchte einigemal ſie gewaltſam zurückzuhalten, allein dann ging der ſtille Wahnſinn ſogleich in ſchreckliche Raſerei über, welche mit gräßlichen Konvulſionen endete; ſeitdem halten es die Aerzte für zuträglicher, der Unglücklichen den Willen zu laſſen.

Mit wild aufgeregter Seele kehrt die Wahnſinnige ſtets von dem Grabmale aus dem Park zurück; dann greift ſie gewöhnlich ſtürmiſch in der Harfe güldene Saiten; ein paar Akkorde enden das unzuſammenhängende Spiel bald und Alles iſt wieder wie zuvor.

Du dort oben Vater der Leidenden! ende gnädig und bald die Qual des ſchuldloſen, unglücklichen Weibes. —

Iſabellens bedeutende Beſitzungen in Spanien fielen der Krone anheim. Der ſiebente Ferdinand verſchenkte die ehemaligen fürſtlich Torquemada'ſchen Güter an die neu belebte Inquiſition, um Torquemadas ihres Stifters Andenken auch nach Jahrhunderten noch zu ehren.

Don Alphonſo und der dicke Pater Bonifazio wandeln längſt im Reiche der Schatten; das Schloß im Orangenhain aber hat der zeitige Großinquiſitor zu ſeiner Sommerreſidenz erkieſen; er und ſein aus finſtern Pfaffen zuſammengeſetzter Hofſtaat, ſchwelgen behaglich in dem ſüßen köſtlichen Xereswein aus Sevilla, von welchem große Vorräthe in den Kellern des Schloſſes ſich vorfanden.

Achtes Kapitel.

Vollendung des Gemäldes. — Der letzte Pinſelſtrich.

Gelang es dunkle Farben treffend zu miſchen,
So möge die Zeit meine Tinten verwiſchen:
Verunglückt dem Maler ſein Bild nicht erſcheint,
Wenn vor ihm ein fühlendes Herze nur weint.

In der Heimath wieder angelangt, brachte ich dieſe mir ſo intereſſante Geſchichte zu Papier. Beinahe volle drei Jahre ruhte das Manuſkript in meinem Pulte, da riefen mich Geſchäfte im Sommer des Jahres 1817 abermals nach Helvetien.

Jene Geſchäfte waren beendiget und ich beſchloß, bevor ich die Rückreiſe ins Vaterland antrat, noch einmal den Eberſtein und meinen würdigen Vetter, den alten Kaſtellan, zu beſuchen.

Ich machte mich auf den Weg und fand mich leicht im Hochgebirge zurecht, denn Dr. Gall ſelbſt glaubte einſt an meinem Schädel den Ortsſinn, in hohem Grade ausgedrückt, zu bemerken.

Mit Sonnenuntergang hoffte ich den Eberſtein zu erreichen; allein im dichten Föhrenforſte, den ich paſſiren mußte, hatte ein angeſchwollener, brauſender Waldſtrom die Brücke weggeſchwemmt und ich ſah mich gezwungen den Bach zu umgehen. Zu meinem Glücke trat der Mond ſehr zeitig hell und leuchtend aus den Wolken hervor; nichts deſtoweniger erforderte der Umweg, welchen zu wählen ich durch jenen unberechneten Zufall veranlaßt war, viele Zeit und als ich auf den Höhen ankam, von welchen man den Eberſtein erblickt, brummte die dumpfe Glocke auf dem alten Schloſſe eilfmal.

Es fiel mir auf, viele Fenſter der Burg noch erleuchtet zu ſehen und deutlich bemerkte ich, wie die Lichter ſich hin und her bewegten.

Dieſe ungewöhnliche Erſcheinung, in dem ſonſt verödeten Hauſe des Wahnſinns und der Trauer, ließ mich eine beſondere Veranlaſſung vermuthen; ich beflügelte meine Schritte und durchſchnitt ſchnell das Thal.

Auch diesmal fand ich die kleine Gartenpforte offen; unter dem Schloßthore trat mir der alte Kaſtellan entgegen.

Ich reichte ihm die Hand, ſprechend: „Seid mir gegrüßt, guter Vetter! da bin ich wieder — doch nicht hätte ich gehofft, Euch in der Geiſterſtunde noch auf den Beinen zu finden. Vor Allem ſagt mir, wie geht es Eurer unglücklichen Herrin?"

In dieſem Augenblicke ſchien mir Fackelſchein aus den hohen Hallen der Burg entgegen und der Kaſtellan — ſeine Augen ſchwammen in Thränen — deutete ſtatt der Antwort ſchweigend auf den uns nahenden Zug.

Vier alte Diener trugen langſam ein Ruhebett auf ihren Schultern daher, auf welchem die Gräfin Mathilde in weißem Sterbekleide lag. Die Augen der unglücklichen Dame waren geſchloſſen und die Züge des todtenbleichen Geſichtes erinnerten an die verklärte Heilige.

Als der Zug im Garten angekommen war, öffnete Mathilde das gebrochene Auge ein wenig und eine kaum merkbare Bewegung der Hand zeigte nach der Gegend des Parkes hin, in welcher das bekannte Grabmal ſtand.

Die Träger gehorchten dem Winke und trugen die Sterbende zum Monumente. Mein

Vetter und ich — wir folgten langſam und traurig dem Zuge.

Bei Albrechts und Iſabellens Leichenſteine angelangt, ſetzten die Träger das Ruhebett nieder. Langſam richtete ſich Mathilde noch einmal in die Höhe — an des Lebens letzten Marken, war der Wahnſinn, der ſchreckliche, endlich von ihr gewichen.

Mit himmliſcher Sanftmuth und rührender Ergebenheit liſpelte die Sterbende feierlich und langſam die Worte:

„Ich habe geduldet — ich habe geliebt und gelebt!— Vater der Barmherzigkeit verzeihe ihnen und ſei auch meiner armen Seele gnädig!“ Eine Pauſe feierlichen Schweigens erfolgte, wir alle waren erſchüttert und falteten unwillkührlich die Hände. Jetzt ſank Mathilde auf das Lager zurück; das ſanfte, blaue Auge war geſchloſſen — bläſſer noch wurde das liebliche Geſicht, Pulſe und Athem ſtockten und mir fielen bei dem traurigen Anblick unwillkührlich die Worte aus den Metamorphoſen Ovids bei:

„Et neque jam color est misto candore rubori

„Nec vigor, et vires et quae modo visa placebant
„Nec corpus remanet *) — —

Mein ehrwürdiger, greiſer Vetter konnte ſich nicht länger halten; tief erſchüttert ſank er an meine Bruſt.

Nun war es Mitternacht. Ein Weſt rauſcht in den Zweigen,
Kaum unterbricht das ſchauerliche Schweigen
Der Ton der Nachtigall — es murmelt nur der Bach,
Das ferne Echo tönt das ſanfte Murmeln nach.
Jetzt lacht der Mond aus lichten Wolken wieder,
Blickt auf Mathildens Leichnam nieder.
Es ſtreut mitleidiger auf ihn,
Die nahe Ulme Schatten hin
Und nun — ertönet dumpfe Grabeslieder!

---

*) Schon fehlt dem blaſſen Geſichte die liebliche Röthe, und weder Munterkeit, noch Kräfte und was ſonſt äußerlich gefiel, noch körperliche Form bleibt zurück.

Epilog.

Ein ſchwacher Meiſter nur weiß nichts zu ſagen,
Will in der Werkſtatt' ihn ein Fremder fragen:
„Warum mein Freund! ſtellſt du dieß Bildniß hin,
Verbindeſt du damit — auch einen Sinn?“ — —

Wer möchte wohl für einen Bildner gelten,
Des Werk man flüchtig — planlos könnte ſchelten? —
Drum guter Leſer! eile ſchnell nicht fort,
Vernimm das lezte noch — *das Weihewort:*

Das Weib — es wird geſcholten und erhoben,
Nicht halt das rechte Maaß — der Schimpf, das Loben,
Ob ſie beglücken — tief *Dich* beugen kann? —
Dieß lerne vor dem Bildlein ſtolzer Mann!

Wie ſie zur Hölle ſchafft *Dein* irdiſch Leben,
Vermag die Maid zu'n Sternen *Dich* zu heben:
Wenn *Dich* *Gemeines* nur — die Minne lehrt,
Biſt *Du* ein Wicht und nur — *Gemeines* werth.

Den Schickſalsmächten bleibts anheim geſtellet,
Welch' Weſen ſich zu Dir mein Freund! geſellet;
Doch wie verhängnißvoll der Würfel fällt,
Des rechten Spielers Hand — den Becher hält.

Und wenn Alekto ſelbſt für Dich erkoren,
Nur Deine Würde Mann! gieb nicht verloren;
Denn ſonſt wirſt Du der blinden Willkühr Ball,
Und tief — ja unabſehbar iſt Dein Fall.

Den Teufel hat der Treue Bruch erzogen,
Seit jener Zeit, es iſt ſein Wort erlogen:
Sei treu, ſei wahr und bleibe ſtets Dir gleich,
Es mache nicht ein Blick das Herz Dir weich.

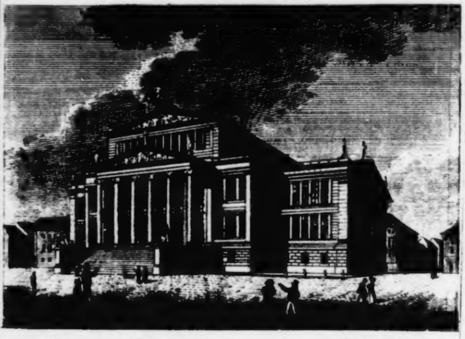
Wenn Hymens Freuden freundlich auch nicht winken,
Nicht wirſt Du doch in jenen Abgrund ſinken:
Gerechter Rache voll — und nicht aus Luſt
Durchſtößt Alekto nur des Meineids Bruſt.

Gedruckt bei Johann Friedrich Starcke.

Berlins
Licht- und Schattenſeiten.

Nach einem mehrjährigen Aufenthalte
an Ort und Stelle skizzirt durch

ADOLPH von SCHADEN.



Prüft den Geschmack, und sagt dann offenherzig an
Ob man ihn griechisch, römisch, gothisch nennen kann!

Dessau,
im Verlag bei C. Schlieder.
1822.

Berlins
Licht- und Schattenſeiten.

Nach
einem mehrjährigen Aufenthalt an Ort
und Stelle ſkizzirt
durch

Adolph von Schaden.

Pessimum inimicorum genus, laudantes.
Tacitus.

Erſtes Vorwort.

Mehrere Jahre lag ein Manuſkript, welches nach und nach über Berlin aus meiner Feder gefloſſen und ungemein weitläuftig geworden war, ruhig, ohne daß ich daran gedacht hätte, daſſelbe der Preſſe zu überliefern.

Endlich unterwarf ich meine Arbeit einer ſtrengen Prüfung und fand, daß ich häufig, von Leidenſchaft und heißem Blut hingeriſſen, ungemein vorlaut und einſeitig geurtheilt hatte. Sorgfältig ſuchte ich nun alle Perſonalitäten und andere Aufſätze zu vernichten, welche bedeutſamen Anſtößen hätten unterworfen bleiben können; durch dieſes Verfahren geſtaltete ſich mein dickes Werk zu einer Broſchüre, von der ich aber hoffen darf, daß ſie vom geſammten deutſchen Publikum nicht ohne Intereſſe aufgenommen werden dürfte.

Durch dieſes freimüthige Bekenntniß kann ich in den Augen des vernünftigen Leſers nicht verlieren; ich war ein wilder, leider oft ein nur zu leidenſchaftlicher Jüngling — nun hebe ich an ein geſetzter Mann zu werden; trägt dieſes Werklein vielleicht noch zuweilen Spuren jener frühern Epoche an ſich, ſo wird der Menſchenkenner gern entſchuldigen.

Der Verfaſſer.

Zweites Vorwort.

Meine ſelige Großmutter, dieſelbe, an welche ſich in dieſem Werkchen ein Paar Briefe abgedruckt befinden, pflegte mir in meiner zarteſten Jugend oft zu ſagen:

„Junge! aus dir wird auf Erden,
Nimmermehr viel werden.“

Einigermaßen, gute Großmutter! haſt du denn wohl Recht gehabt; keinen Kommandoſtab werde ich nicht erreichen, in keinem Staats- oder noch viel weniger je in einem Hofdienſte glänzen; allein ſiehſt du, mein Bewußtſein ſagt es mir, daß ich dennoch etwas geworden, was Wenige nur ſind.

Ich bin ein freimüthiger, Wahrheitsliebender, furchtloſer Mann; ich achte und verehre gerechte Fürſten hoch, allein ihr Knecht mag ich nicht heißen, und um meine Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu behaupten, erſcheint mir kein Opfer zu ſchwer.

Ich habe in Berlin edle, weiſe, große Menſchen und manches Vortreffliche kennen lernen, allein zeigt dieſes Panorama dennoch mehr Schatten- als Lichtſeiten, ſo trägt die allgemeine Unvollkommenheit des Menſchenthums allein Schuld; der unparteiiſche, ſcharfe Beobachter wird allenthalben mehr Thorheiten als Vorzüge entdecken, dieſes liegt in der Natur der Dinge und darum nahm ſchon Juvenal Rom und die Römer hart genug mit.

Bruchſtücke dieſes Werkes ließ ich in Berlin mehrere ſinnige und vertraute Kunſtfreunde leſen; ihr Urtheil lautete ſich gleich. Sie ſprachen: „Alles, was Sie ſchrieben, iſt trockene, dürre Wahrheit, kein Staat, keine einzelne Perſon, nicht Religion und Sittlichkeit ſind beleidigt, daher ſelbſt der ſtrengſte Cenſor ſein Imprimatur nicht füglich wird verweigern können; allein mißlich bleibt es dennoch, ſolche

Wahrheiten drucken und gar ſeinen eigentlichen Namen vorſetzen zu laſſen. Sie werden es bereuen, denn indem Sie in Weſpenneſtern ſtochern, werden Sie durch die giftigſten, durch die hämiſchſten Stiche dieſes Ungeziefers verfolgt werden.“

Hm — ich kenne keine Bedingung, unter welcher ich mich nicht getraute, Wahrheit zu ſchreiben, allein ein Werk ſothaner Art, erſcheint es anonym, verliert jeden Werth, weil es den Charakter eines aus Bosheit oder übelwollenden Abſichten entworfenen Pasquilles annimmt; alle Thatſachen, welche ich aufführe, getraue ich vor ganz Deutſchland und vor jedem Gerichtshofe zu vertreten, auch nöthigen Falls die lautern Quellen, aus denen ich ſchöpfte, nachzuweiſen.

Miſchte ſich zuweilen unter Ernſtes ein muntrer Scherz, ſo wird der Sinnige ihn wohl auch verſtehen; meine Anſichten ſind — Anſichten und wer die ſeinigen alle für die beſten und für unumſtößlich hält, muß entweder ein Engel oder ein Narr ſein.

Was nun die Weſpen betrifft, ſo fürchte ich ſie nicht und bekanntlich ziehen ſie vor, nur an beſſern Früchten zu nagen; ich weiß es, mancher Unglimpf wird mich treffen, doch — der ehrliche, der klügere Mann wird mein Werk zu würdigen wiſſen und der Zorn erboſter Journaliſten hat mir ſtets großen Spaß gemacht; jener Weiſe des Alterthums hatte Recht: „Canis timidus plus latrat, quam mordet.“

Wer mit Bewußtſein Wahrheit ſprach, behält ſeine offene Stirn bei und mit dieſer Stirn gedenke ich in der Folge unter Berlins Linden ſpazieren zu gehen, wenn dieſe Bogen längſt ſich in den Händen des ganzen deutſchen Publikums befinden.

Anſicht der Hauptſtadt aus der Poſtchaiſe.

Steinhaufen bezeichnen Spaniens Grenze, afrikaniſche Sandwüſten jene der Mark Brandenburg.

Der Südländer dankt ſeinem Schöpfer, hat er erſt das moderne Memphis — Potsdam pflege ich alſo zu nennen — erreicht. Nachdem Teutoniens glücklicherer Bewohner ſich Tagelang durch den tiefen Sand durchgearbeitet, ſo findet er endlich von hier nach Berlin wieder eine befahrbare, ordentliche Heerſtraße, wie er ſie in der Heimath von Kindesbeinen an gewohnt iſt.

Als der Wagen aus dem Thore rollte, fragte ich: „Schwager! wie lange fahren wir, bis wir Berlin erreichen?“ — Der Poſtillon erwiederte: „Kaum dritthalb Stunden.“

Ein ziemlich langes und ſchönes Dorf — Alt- und Neu-Schöneberg — hatten wir hinter uns, da zog ich meine Uhr. Mehr denn zwei Stunden hatte ich im Wagen geſeſſen, ich fragte voll Erſtaunen wieder: „Mein Gott! werden wir hier in der großen Ebene denn nicht bald die Hauptſtadt erblicken?“

Lieber Himmel, entgegnete der Schwager lachend, Berlin liegt uns ja dicht vor der Naſe, belieben Sie doch nur zu ſehen; der Menſch zeigte mit dem Peitſchenſtocke vor ſich hin — und ich ſah.

Manche große und berühmte Stadt Europens hatte ich beſucht, doch ſo armſelig war mir in der nächſten Nähe manche ganz kleine nicht erſchienen.

Wir Südländer ſind nun einmal an den imponirenden Anblick vieler Thürme gewöhnt, und deren hat Berlin überhaupt verhältnißmäßig zu ſeiner Größe wenige; heute aber waren dieſe wenige ſelbſt in einen leichten Nebel gehüllt; einem weitläuftigen Dorfe, nicht Boruſſiens Hauptſtadt, glaubte ich zu nahen.

In der Folge überzeugte ich mich, daß Berlin, von erhabenern Standpunkten anderer Himmelsgegenden erſchaut, wie z. B. von der Anhöhe in der Haſenhaide, ſich vortheilhafter präſentirt und ſelbſt im Süd fand ich ſpäter eine Stelle, von welcher aus mich die Großheit des Proſpektes entzückte.

Die Stelle, welche ich meine, befindet ſich längs der Mauer des botaniſchen Gartens vor der Kolonie: Neu-Schöneberg.

Majeſtätiſch ſtreben die Kuppeln der beiden Thürme auf dem Gensdarmenplatze hinter dunkeln Baumpartien und Gebüſchen Himmelan; eine magiſche Illuſion glaubt dieſe Thürme durch einen ungeheuren, durch einen herrlichen Pallaſt verbunden zu erblicken und ich mußte immer unwillkührlich an das alte Ilium und an die Burg des Priamos denken.

Oft führte ich meine Freunde auf dieſen Standpunkt und es gelang mir, ihre Phantaſie zu entzünden; ſie ſprachen dann wohl: Hundertmal ſind wir hier gewandelt und nimmermehr fiel uns dieſes auf.

So können wir an einem Mädchen, deren Anblick uns im erſten Augenblick zuwider war, in der Folge und wenn wir keine Andere ſehen, noch Schönheiten entdecken.

Erſter Brief in die Heimath.

Beſte, allerliebſte Großmutter!

Obwohl Du ſchon ſeit funfzehn Jahren im Grabe — aller Wahrſcheinlichkeit längſt in Staub und Aſche verwandelt — ruheſt, ich ſchreibe dennoch an Dich.

Profanen mag das Unternehmen immerhin lächerlich erſcheinen, Eingeweihten dagegen ſicher nicht, denn die letztern wiſſen recht gut, daß in der Regel Briefe, welche im Drucke erſcheinen, urſprünglich keinen andern Weg als aus des Autors Studierſtube in die Druckerei nehmen; die knarrende Preſſe und nicht grober Poſtoffizianten flüchtiger Stempel erwartet ſie gewöhnlich.

Ich bin in Berlin angekommen; bange nicht für mich, Du Erzkatholiſche, daß ich in Mitte der Ketzer verführt werden möge, meines Herjens Glaube ſteht feſt, was man aber nicht beſitzt, vermag man nicht zu verlieren — verſtehe mich recht, ich deute auf das nicht Farbe haltende Köhleramulet, welches die meiſten Genoſſen aller Religionen — Türken ſo gut als Katholiken und Proteſtanten — gläubig um die langen Gänſehälſe hängen.

Doch was ſchwatze ich hier! — auf dem Planeten, wo Du nun wandelſt, durchſchaut man ſothane Wahrheiten ja reiner, als der kühnſte Sterbliche zu ahnen vermag.

Das Sprichwort: „Andere Länder, andere Sitten!“ hat doch in der That Recht. Gleich in der erſten halben Stunde meines Aufenthaltes machte ich hier einen großen Verſtoß.

Ich war in einem glänzenden Gaſthofe abgeſtiegen. Der Aufwärter, welcher mir mein Zimmer anwies, fragte: Befehlen Sie ſonſt noch etwas?“ — Ich erwiederte: Mein Freund! mich hungert und dürſtet, beſorge Er mir vorerſt kalte Küche und eine Bouteille Wein.

Der Kerl ſah mich grimmig an und warf die Thür mit ſolcher Gewalt hinter ſich zu, daß die

Fenſterſcheiben klirrten. Beinahe eine Stunde erwartete ich das Geforderte, Niemand erſchien; ich zog einigemal vergebens die Klingel, und ging ſofort nach der Gaſtſtube. Der Wirth, dem ich meine Noth klagte, ſetzte den Aufwärter zur Rede und kehrte lächelnd mit der Antwort zurück: „Der Menſch fühlt ſich höchlich beleidigt, weil Sie, mein Herr! ihn per Er traktirten.“

„Aber mein Gott!“ rief ich aus, „allerwärts iſt dieſes doch üblich.“ — Nicht bei uns, erwiederte der Wirth, hier wird Jedermann ohne Unterſchied: Sie genannt und das: Er für gröbliche Beleidigung gehalten.

Des andern Tages producirte ich meinen Paß bei der Polizei. Ich ſprach bei dieſer Gelegenheit mit einem Polizeicommiſſaire — hier etwas pedantiſch Kommiſſarius genannt — und geſtehe, daß ich über dieſes Beamten Ignoranz und geringe Bildung ſtaunte. An der table d'hôte theilte ich mein Befremden über den Gegenſtand einem gebildeten Berliner mit, neben welchem ich ſaß, doch der erwiederte: „Wie könnte man auch von ſolchem Manne feine Geiſtesbildung fordern? —

Jener Kommiſſarius, von dem Sie ſprechen, iſt urſprünglich Klempner *) geweſen."

Ich geſtehe, die Nachricht kam mir unerwartet, denn in meiner Heimath werden mit Recht nur gebildete Männer, die regelmäßig ihre Studien vollendet haben, in ſothane Poſten eingeſetzt.

Zwei ſeltſame kleine Erfahrungen habe ich alſo in Berlin während vierundzwanzig Stunden ſchon gemacht. Das Wörtlein: Er iſt hier eine Verbalinjurie, und Profeſſioniſten können zu dem Poſten eines Polizeikommiſſairs **) gelangen; nun der Anfang läßt erwarten, daß mir noch viel Seltſames begegnen dürfte und ich werde, theuerſte Großmutter! nicht verfehlen, Dir zu ſeiner Zeit meine fernern Beobachtungen mitzutheilen.

---

*) In Süd-Deutſchland werden dieſe Handwerker Spengler, an andern Orten auch Flaſchner genannt.

**) Dieſe Zeilen wurden im Jahre 1816 niedergeſchrieben und gar vieles hat in dieſer Hinſicht ſich ſeit jener Zeit geändert, jetzt geht man bei der Anſtellung dieſer Offizianten ungemein vorſichtiger zu Werke als dazumal.

Ueber den erſten Eindruck, den Berlin auf Fremde hervorzubringen pflegt.

Gewöhnlich pflegen Fremde in der Friedrichsſtadt abzuſteigen, wenigſtens diejenigen, welche aus Süden herkommen.

Die ſchöne, edle Bauart dieſer Stadt imponirt; alles hat dort einen Anſtrich von Großheit. Wandelt man nun nach Cölln, nach dem eigentlichen Berlin und in die übrigen Städte und Vorſtädte alle, ſo glaubt man ſich in der That wieder in eine ganz andere Sphäre verſetzt, und nicht in einem und demſelben Orte zu weilen. Außer der Friedrichsſtadt erſcheint uns alles roher, gemeiner und geſchmackloſer; man bemerkt weniger Eleganz im Anzuge, ſeltener körperliche Schönheit, ſchlechtere Haltung, ſelbſt unfeinere Sprache. Ich weiß es, die Berliner werden über dieſe Bemerkung lachen, doch ſinnige Fremde pflichten ſicher meiner Meinung bei.

Zweiter Brief in die Heimath.

Beſte, allerliebſte Großmutter!

Freilich habe ich Dir ſchon vor einigen Jahren Nachrichten über Berlin verſprochen, und doch halte ich jetzt erſt mein Wort, indeß gut Ding will Weile haben.

Warum ich ſo lange zögerte, mein Verſprechen zu erfüllen? — Ich weiß es wohl, es giebt Leute, die, wenn ſie nur einmal in ihrem Leben an einem Orte übernachteten, gleich friſch darauf losſchreiben, ſchreiben über Dinge, die ſie verſtehen und nicht verſtehen, geſehen und nicht geſehen haben.

Um keinen Preis möchte ich in die Klaſſe jener Herren verſetzt werden, darum wollte ich vorerſt lange mit Gleichmuth und Bedacht beobachten, bevor ich die Feder ergriff; dafür aber, gute

Großmutter! wohnt mir nun auch die Ueberzeugung bei, daß ich von Berlin ein ſolch' treues und kühnes Gemälde entworfen habe, wie vor mir noch kein Anderer.

Erwarte keine topographiſche und analoge Notizen; dergleichen findeſt Du in Nikolais berühmtem alten Werke über Berlin und Potsdam, im Wegweiſer durch dieſe Reſidenzſtädte und in vielen andern Werken; zu kompiliren verſchmäht mit Stolz, wer eigener Kraft ſich bewußt iſt.

Verlange ferner keine ſyſtematiſche Darſtellungen, denn dem wahren Genie ſind Feſſeln jeder Art unerträglich. Nur wenn ich Luſt hatte und meinen Beruf fühlte, arbeitete ich an dieſen Skizzen; was mir auffiel, wurde im Momente des erſten Eindruckes aufgenommen und nur in dieſer Ordnung wird es dargeſtellt; ich fürchte nicht, daß ſothane eigenthümliche Manier mißfallen, oder abſchrecken werde, das ſeltſame Gemälde näher zu beſchauen.

Klima, der Wetterprophet.

Sieben Monate habt Ihr hier in der Regel Winter, zwei Herbſt und drei endlich Frühling und Sommer; ſo kam es mir wenigſtens während ſechs Jahre vor. Indeſſen iſt das Klima dennoch weniger rauh, als man nach dieſer Behauptung denken ſollte, ich fand es ſogar geſund; die nicht ſehr bedeutſame Entfernung von der Oſtſee ſcheint Einfluß auf die Luft zu haben und ſie zehrend zu machen.

Ich habe den bekannten Wetterpropheten Herrn Profeſſor Dittmar kennen lernen; er iſt ein recht lieber, gefälliger und vielſeitig unterrichteter Mann, der dem langen Umgang mit dem weiſen Garve Ehre macht.

Auch witzig iſt Herr D., wenigſtens ſchreibt man ihm das hier vor mehrern Jahren erſchienene Werkchen: „Die Hundepoſt von Spandau nach Berlin" zu; eine ungemein gelungene Satyre attiſchen Salzes voll.

Allein die vernünftigſten Menſchen werden zuweilen von korrupten oder fixen Ideen heimgeſucht, wie Herr D. ein lebendes Beiſpiel iſt. Er hat nun einmal die Manier, das Wetter auf ein ganzes Jahr voraus beſtimmen zu wollen, und obwohl er ſich ſchon unzähligemal kompromittirte, obwohl ihm der gelehrte würdige Bode nach Gebühr öffentlich die Wahrheit ſagte, der Profeſſor kann es nun einmal nicht laſſen — dem lieben Herrgott in's Handwerk pfuſchen zu wollen.

In neuern Zeiten will nun Herr D. gar die Kunſt erfunden haben, jedes Klima nach Belieben zu verändern, welche er nächſtens zum Beſten geben wird.

Wahrhaftig! der Mann könnte Berlins Jupiter fulminans heißen, wollte man ihn lächerlich machen; doch da ſei Gott vor, ſeine Blitze könnten den Autor erreichen.

Der König und der Kronprinz.

Redlich will der König das Rechte und Gute — dieſes iſt jedes verſtändigen Preußen feſteſte Ueberzeugung. Mit weiſer Umſicht wählt ſich der Monarch ſeine Umgebungen, unter denen ſich hochachtbare, ungemein wiſſenſchaftlich gebildete Männer, wie z. B. der General Witzleben und m. a. befinden.

Der König hat Verſtand und Scharfblick, und ſein einziger Fehler möchte ſein — ſich ſelbſt zu wenig zu vertrauen. Wie vielen Menſchen wäre einige Theilnahme an einem ſolchen Fehler zu wünſchen!

Der König wohnt nicht glänzender, als mancher Augsburger oder Frankfurter Großhändler, er liebt nicht eitlen Prunk — und dieſes machen ihm engherzige Seelen nun zum Vorwurfe! — Darf doch jeder Staatsbürger hier ſeinem Geſchmacke folgen, und der Fürſt ſoll gegen ſeine Neigung verſchwenden, damit das Krämervolk verdiene? — Unſinn!

Der Monarch ſchätzt den Wehrſtand, will ihn nicht ſinken laſſen; doch wer hat mehr, als gerade dieſer Fürſt erfahren, daß die Tendenz ſeines Staates eine nothwendigerweiſe militäriſche bleiben muß, wenn der Staatskörper ſelbſt nicht untergehen ſoll? —

Eine Konſtitution hat Boruſſiens Herrſcher verſprochen? — Nun ja eine Konſtitution iſt ein gut Ding, allein weiſe — wohl durchdacht muß ſie ſein, ſonſt wird es ein dumm Ding. Die Konſtitution eines ſothanen großen Staates, zuſammengeſetzt aus den heterogenſten Partikeln, macht ſich nicht ſo leicht, als die Verfaſſung eines — Krähwinkels.

Anerkannt große Staatsmänner haben die Schwierigkeiten erläutert, welche damit verbunden ſein müſſen, eine Konſtitution für das Königreich, ſo wie es jetzt einmal ſich darſtellt, zu entwerfen; ſo ſteht vielleicht des Pommers Intereſſe in vielen Stücken jenem des Rheinländers geradezu entgegen. Aber — wäre es wohl nicht möglich, Provinzialkonſtitutionen aufzuſtellen? — ein feſtes, ein höheres Band, könnte es, in eines Meiſters Hand, nicht die Enden mehrerer verſchiedenfarbiger ſchmälern Bändchen in ein harmoniſches Ganzes verbinden?

Preußen! es hat dir dein König eine Konſtitution verſprochen und der dritte Friedrich Wilhelm wird ſein Wort löſen, danke es ihm, — daß er es im ganzen, im ausgebreitetſten Sinne des Wortes will.

* * *

Der Kronprinz iſt ein ſchöner, kräftiger Jüngling mit einer einnehmenden, angenehmen Phyſiognomie; ſeine Sitten entſprechen den Anforderungen der ſtrengſten Moral; fein gebildet iſt der Geiſt des Fürſtenſohnes und großmüthig hat die Natur ihn in jeder Hinſicht bedacht. Er liebt Künſte und Wiſſenſchaften und ſoll mit vielem Eifer bedacht ſein, die Eigenthümlichkeiten eines Landes kennen zu lernen, dem einſt vorzuſtehen ſeine erhabene Beſtimmung bleibt.

Man behauptet in Berlin in dieſem Augenblicke: der Kronprinz werde ſich mit einer der jungen und liebenswürdigen Prinzeſſinnen von Baiern vermählen; möchte dieſes doch mehr als nur ein Gerücht ſein! —

Ich habe beide hohe Herrſchaften von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen Gelegenheit gehabt: ein ſchöneres, intereſſanteres Paar bliebe kaum denkbar und — ſelbſt die Stimme der Politik hätte im gegenwärtigen Augenblicke nichts dagegen einzuwenden, daß die Wahl eines Hohenzollern auf eine Wittelsbacherin gefallen.

Der Kronprinz iſt auch witzig, und viele ungemein ſinnreiche Bonmots von ihm ſind in Berlin bekannt. Große Erwartungen hegt die Nation mit Recht von ſeinem Thronfolger, und — ſie werden erfüllt werden.

Sprache.

Unwillkührlich muß ich mich hier an das humoriſtiſche Gedicht eines alten deutſchen Poeten, ja an das Land der Buckligen muß ich mich erinnern; ohne Höker auf dem Rücken galt dort Jeder mißgeſtaltet.

Ich befand mich einſt in Berlin in einer Geſellſchaft des Mittelſtandes; ein reiſender, fein gebildeter Liefländer war ſo eben weggegangen; die Frau vom Hauſe ſagte: „du mein Gott! he is man n' recht jude Junge, Schade man, dat he ſo n' ſchlecht teutſch ſpricht."

Catullus hatte Recht;

„Suus cuique attributus est error:
Sed non videmus manticae quod in tergo est *)."

---

*) Sein eigner Irrthum, ſcheint's, iſt Jedem zugetheilt;
Nur ſeh'n wir nicht den Sack, der uns vom Rücken hängt.

Eine vornehme Dame aus München befand ſich bei einer noch vornehmern Kouſine zu Wien als reiſender Beſuch. Einſt war die Münchnerin ausgefahren geweſen, und nach Hauſe zurückgekehrt, verſicherte die Dame: ſie habe heute die Koaſerin geſehen. Die Wienerin erwiederte: „Baſel, es ſeids holter ne recht liebe Frau, aber ſprechts holter doch a biſel beſſer deutſch, es haißt jo nicht Koaſerin, ſondern — Kaaſerin.

Die Berliner — Vornehme wie Geringe — leben nun einmal in der feſten Ueberzeugung, daß ihr Dialekt der angenehmſte, — ihre Art zu ſprechen, die richtigſte ſei.

Mein Stiefelputzer — ein alter ehrlicher Menſch — mit dem ich zuweilen zu ſcherzen pflege, ſagte mir neulich ſehr ernſthaft: „Det müſſen man You jeſtehen, dat mir Berliniſchen det reneſte teuſch im janzen Teuſchland quatſchen." — Quatſchen? — Der Mann hatte vielleicht Recht. Die Verwechslung des Dativ mit dem Accuſativ und vice versa iſt hier allgemein. Bis ſich der Fremde daran erſt gewöhnt, vermag er das Lachen mühſam zu unterdrücken, denn man hört täglich Redensarten, welche nicht weniger ſchnurrig — putzig würde der Berliner ſprechen — lauten, als das bekannte: „Icke wohne für mir und koche mich ſelbſt,“ oder: Eine Jans iſt eine Juden Jottes Jabe u. ſ. w.

Des Jahres erſter Tag.

An dieſem Tage gleicht das prächtige Berlin einer großen Bettlerrepublik.

Schließt Euch immerhin in der Stube ein, das Heer der bettelnden Küſter, Nachtwächter, Laternenputzer, Balgentreter, Spritzenleute, Schornſteinfeger, Briefträger u. ſ. w. ſchlägt Euch die Pforte in Trümmer, wenn Ihr nicht öffnen wollt, Ihr ſollt und müßt gegen eine baare Erkenntlichkeit ihre Glückswünſche hören. Nicht genug, daß dieſe authoriſirten Bettelgratulanten Euch nicht zu Odem kommen laſſen, nein — die Induſtrie geht ſo weit, daß ſelbſt feine Köpfe an dieſem Tage unter der Aegide eines Nachtwächters oder Briefträgerrockes zu lukriren ſtreben, und woher nun gleich Argusaugen nehmen, um die verkappten von den privilegirten Bettlern zu unterſcheiden? —

Mir ſelbſt paſſirte es, daß ein Töpferjunge, welcher drei Jahr früher in meiner alten Wohnung bei der Umſetzung des Ofens thätig geweſen war, mich in meiner neuen aufſuchte, um mir ſeine Glückswünſche darzubringen.

Tretet Ihr vollends auf die Straßen, ſo fällt Euch, ägyptiſchen Heuſchrecken gleich, eine ganze Bettlerlegion auf den Hals; denn ſelbſt der ſonſt furchtbare Ochſenkopf *) öffnet an des Jahres erſtem Tage mitleidig ſeinen grimmigen Rachen und ſpeit ſeine ekelhaften, lüderlichen und unverſchämten Bewohner aus, ihnen das Recht vergönnend, nun einmal recht con amore das Publikum zu brandſchatzen und den Lieblingsneigungen nachzuhängen. An jeder Ecke ſchreien Euch zerlumpte Beliſare ihr: date obolum entgegen, und was das Luſtigſte bei der Sache

---

*) So wird in Berlin die große Anſtalt genannt, in welcher aufgegriffene Straßenbettler, lüderliche Weibsperſonen und anderes Geſindel untergebracht und zu nützlicher Handarbeit angehalten wird.

bleibt, heute machen die Bettelvögte ſelbſt mit jenen, deren gefürchtete Feinde ſie das ganze übrige Jahr durch ſind, gemeinſchaftliche Sache und üben nach Herzensluſt eine Sünde aus, welcher vorzubeugen ſie angeſtellt ſind.

Kein Berliner wird vermögen einen Zug dieſes Theiles unſerer Zeichnung falſch zu ſchelten, und ſo wurde der Feſttag noch am erſten Januar 1821 begangen.

Wehe dem, der einen Neujahrsgratulanten dieſer Art hart zurückweiſen wollte, er würde ſich vielleicht handgreiflichen Beleidigungen ausſetzen.

Wer ſich in Berlin den lieben Neujahrstag nicht ganz und gar vergällen laſſen will, der muß in des Jahres letzter Nacht aus den Mauern der Stadt fliehen; ein zweiter Ausweg iſt durchaus nicht einzuſchlagen.

Demagogiſche Umtriebe.

Eine Mücke kroch durch das Mundſtück von Famas Trompete, ein plumper, großer Elephant fiel aus des Hornes Wölbung, allein das Ungethüm überlebte ſeine Geburt nicht.

Bornemann ſollte in Frankreich und Albion von den blutigen Greuelſcenen erzählen, die jüngſt zu Berlin vorgefallen wären; vielen preußiſchen Reiſenden wurde allerwärts gleiches zugemuthet.

Hügel, nicht Berge wollten gebähren, und hätte man ſie gebähren laſſen, keine Maus, höchſtens eine kleine Laus wäre erſchienen.

Eine hehre Großheit charakteriſirte vielleicht eine gewiſſe erſte Idee; doch wollen unreife Pygmäen mit ihren blaſſen Milchgeſichtern, die der Ernſt ſeltſam genug kleidet, einen babyloniſchen Thurmbau beginnen, ſo bleibt das immer ein erhabener Plan, aber Ihr werdet dennoch lachen müſſen — über die Pygmäen und ihr fruchtloſes Streben.

Bezeichnet mir den Demagogen!
„Er hat zu ſehr am Strang gezogen.“
Trieb ihn die Peitſche denn zum ſchweren Dienſt?
„Bewahre, nein! ſein Schweiß floß — einem Hirngeſpinnſt.“

Frömmelei.

Extreme berühren ſich auf der Erde allerwärts! — Sonſt, wenn philoſophiſche Köpfe in dem obſcuren Oeſterreich oder in dem bigotten Baiern verfolgt wurden, flohen ſie nach dem aufgeklärten Berlin, wo ſie ſicher waren, Schutz und Unterſtützung zu finden; nun wird ſich bald genug das Gegentheil darſtellen, und wir möchten im Jahre 1821 dem Exkapuciner Feßler nicht gerathen haben, ſich hierher zu wenden.

Religion heißt das feſte, eiſerne Band, am vorzüglichſten geeignet, Unordnungen und dräuende

Gefahren zu hemmen; artet des Himmels Tochter aber in Affektation, in Frömmelei, in Heuchelei aus, dann ziehe ich beinahe allgemeine Freidenkerei und — — noch vor.

Zwar ſind wir eigentlich ganz die Alten geblieben: Wir betrinken uns, wir brechen ungeſcheut der Ehe heiligen Vertrag, wir feiern Orgien, wir betrügen uns nach Herzensluſt, wir vergeuden fremdes Eigenthum am Spieltiſche, aber Alles geſchieht mit einer frommen Miene, dieſes bringt des Tages Ton mit ſich.

Ja es iſt die reinſte Wahrheit: Alle Stände Berlins wollen keuſch und fromm ſich zeigen, die luſtige Burſchenſchaft, die Freudenmädchen, Recenſenten, Cenſoren, Schauſpieler, u. ſ. w.

Ekelhaft in der höchſten Potenz erſcheint uns die alberne Ziererei. Thut Recht, ſcheut Keinen und laßt die albernen Poſſen!

Hehrer Genius, unſterblicher Friedrich! — was wirſt du von den Berlinern denken, wenn du von deinem leuchtenden Sterne einmal hernieder blickſt? — Vielleicht wirſt du wie einſt Ovid ſeufzen:

„O utinam possem populos reparare paternis
Artibus, atque animos formatae infundere
terrae!“

Ich ſchrieb unter andern hier ein Paar Romane: den deutſchen Don Juan und die ſpaniſche Johanna.

Die Tendenz der Werkchen bleibt urſprünglich eine rein moraliſche, allein die Zeichnung iſt etwas frei. Nachdem die Produkte durch ganz Deutſchland verſendet waren und ſich bereits ſeit Jahr und Tag im Buchhandel befanden, werden Verleger, Cenſor und Drucker vor ein keuſches und frommes Inquiſitionstribunal gefordert, nur mich — den Autor — ließ das Tribunal ungeſchoren; hätte es mich doch auch zur Verantwortung gezogen, traun! es hätte Wahrheiten hören ſollen.

Ich werde nicht ſtaunen, wenn ich nächſtens in öffentlichen Blättern leſe, daß in der preußiſchen Armee — wie einſt in der hiſpaniſchen — Betſtunden eingeführt worden und daß man bei der Retraite die Litanei abſingt.

Soldaten.

Geſchmackvoller gekleidete, gewandtere und beſſer eingeübte Grenadiere und Schützen, als die hieſige ſtarke Garniſon darſtellt, bleiben kaum denkbar.

Die Kavallerie iſt vortrefflich — wenn ſchon größtentheils auf noch jungen Pferden — beritten, und die Beſpannung der Artillerie einzig in ihrer Art.

Der alte ehrliche Held **Blücher** pflegte einſt bei einer großen Parade zu äußern: „Die Kerle ſind zu **ſchön** — um todt geſchoſſen zu werden.“

Ich habe unter den Offizieren, und vorzüglich vom Kaiſer Alexander Grenadier-Regimente, recht vortreffliche, geiſtvolle und fein gebildete Männer kennen lernen, allein auch viele, welche ſich unverkennbar jenem verderblichen Geiſte hingeben, welcher vor 1806 in der Armee herrſchte.

Preußens Heer ſchritt von jener Zeit an de minimo ad extremum, — aber leider! ſcheint man einigermaßen wieder zu dem minimo zurückſchreiten zu wollen; die allgemein getragenen Schnürleiber gehören als beiläufige Kleinigkeit dazu. Mehrere Offiziere der Gardeulanen äffen die Manieren der ehemaligen Gensdarmenführer nach, — ein tadelnswerthes Vorbild!

In die Offizierkorps der eigentlichen Garderegimenter zu Fuß iſt zum Theil der Teufel des Hochmuths gefahren; ein ſolches Offizierkorps von einem der in Potsdam garniſonirenden Bataillons kam bei dem Marſchall Vörwarts förmlich ein: Er möchte ſich doch verwenden, daß nun nach Herſtellung der Ruhe wenigſtens die unadeligen Offiziere aus der Garde austangirt und in der Folge nur Subjekte von der *privilegirten Klaſſe* angeſtellt würden. Was that der Veteran? — er beſcheidet jenes Offizierkorps zu ſich, tritt ihm lächelnd entgegen und ſpricht: „Meine Herren! ſtellen Sie ſich einmal vor, ich wäre v. T***k und Sie nur gewöhnlicher T***k, was hätte ich voraus?

Der Beſcheid war derb lakoniſch à la Blücher; bleibt aber die Pointe nicht ſpitz und treffend?

Nationalgardiſten *).

Als die Franzoſen im Jahre 1806 nach Berlin kamen, wurde, auf ihre Veranlaſſung, zur Handhabung der Ruhe und öffentlichen Sicherheit aus der zahlreichen Bürgerſchaft eine ſogenannte Nationalgarde errichtet, welche mit den Truppen des Feindes zugleich die Wachen bezog, von demſelben reſpektirt wurde und in der That ſehr gute Dienſte geleiſtet haben ſoll.

Der Zweck dieſer Nationalgarde hörte auf, ſie ſelbſt aber dauerte dennoch fort, befindet ſich aber jetzt in Umſtänden, welche wünſchen laſſen, dieſe höchſt lächerliche Soldateska möchte gänzlich aufgelöſt werden.

---

*) In der neueſten Zeit ſoll die Auflöſung dieſer Soldateska verfügt worden ſein.

Die Nationalgarde beſetzt nur noch eine einzige unbedeutende Wache auf dem Spittelmarkte, giebt aber jeden Tag auch die Poſten in die königl. Schauſpiel- und Opernhäuſer.

Kein wohlhabender auf ſich und ſeine Ehre haltender Bürger leiht ferner die eigene Perſon in der Regel zu dem Spiele her, ſondern ſendet, wenn die Tour ihn trifft, einen Lohnwächter, auf welchen Umſtand denn eine Menge erbärmlicher Müßiggänger reflektirt.

Die lächerlichſten Karrikaturen ſtellen ſich dar, wenn dieſe Leute nach geendigter Oper vor dem Eingange des Hauſes Spaliere bilden; ausgehungerte, verwachſene ſchmutzige Geſtalten, in Uniformen, die bereits funfzehn Jahre alt und dem Träger gar nicht paſſen, ſtehen hier wie in der Abſicht, den Wehrſtand perſifliren zu wollen.

Was muß ein Fremder denken, der aus Wien, aus München, Stuttgart ꝛc. kommt und zum erſtenmale dieſe ſeltſamen Guiden erblickt? Mir fiel immer unwillkührlich das Spottgedicht ein, welches einſt auf dieſe Soldateska gemacht wurde und das anhebt:

„Der Affe gar poſſierlich iſt,
Zumal als Nationalgardiſt,
Gar grimmig iſt der wilde Bär,
Hier zieht die Bürgergilde her u. ſ. w.“

Es giebt auch noch nicht uniformirte Nationalgardiſten, ſie werden charakteriſtiſch genug: Rauhbeinige genannt und beſetzen zuweilen in ihrer eigenen bürgerlichen Kleidung nur mit einem alten Sarras, oder roſtigen Degen bewaffnet, einzelne Poſten, wenn die Garniſon zu großen Manoeuvers und dergleichen ausrückt.

Nur der Pinſel eines Hogarth könnte es wagen, dieſe ſogenannten Rauhbeinige malen zu wollen.

Ich ſah einſt mit meinen eigenen Augen, wie ſolch' ein armer Menſch, welcher vor dem alten Münzgebäude poſtirt war, von einem Rudel Straßenjungen auf's tollſte verhöhnt und ausgeziſcht wurde.

Mit philoſophiſcher Ruhe und Gelaſſenheit duldete der aufgeſtellte Wachpoſten die Unbill der Jugend, bis endlich ein vorübergehender Polizei-Sergeant die böſen Jungen zerſtreute. Wahrlich!

man könnte es ſolch' einem Rauhbeinigen nicht verdenken, wenn er, wie einſt ein martialiſcher Jude, als Wache noch eine eigene Sauvegarde für die Sicherheit ſeiner Perſon verlangte.

Invaliden.

Es iſt heilige Pflicht eines jeden Staates, Krieger, die in ſeinem Dienſte veraltet ſind, oder verſtümmelt wurden, vor Hunger zu ſchützen, ihnen Obdach zu geben, ſie zu kleiden.

Völker des grauen Alterthums ſahen dieſe Pflicht ein und übten ſie aus. Dort, wo des Staates Tendenz eine *militäriſche* iſt und es ſolange ſchon war, gehört jene Pflicht unter die erſten der oberſten Gewalt; in Berlin aber und im ganzen Lande wird ſie im allgemeinen nothdürftig genug ausgeübt.

Höret unſere Beweiſe, welche *unumſtößlich* hier ſtehen. Ihr findet zwar vor dem Oranienburger-Thor ein anſehnliches von dem unſterblichen Friedrich im Jahre 1748 erbautes Invalidenhaus, und es iſt in demſelben, ſo wie in ähnlichen Anſtalten des Reiches, für die inwohnenden Invaliden erträglich geſorgt; allein dieſe ſämmtlichen Inſtitute ſind bloß im Stande, den bei weitem kleinſten Theil der armen Menſchen aufzunehmen, und die Legion der außer dieſen Häuſern lebenden Invaliden erhält monatlich pr. Kopf einen Thaler.

Was bleibt dem Greiſe, was bleibt dem verſtümmelten Unglücklichen, der ſich dreißig Tage lang mit vierundzwanzig Groſchen: Obdach, Nahrung, Wäſche und Kleidung ſchaffen ſoll, anders übrig, als — zu betteln.

Von Auswärts kamen neulich etliche Exemplare einer ſeltſamen Karrikatur hierher: der Kupferſtich ſtellte einen preußiſchen Großen dar, im Augenblicke, wie er der Madam Catalani eine Goldbörſe ſpendet; auf der andern Seite ſtand vor demſelben Matador ein bettlender zerlumpter Invalide, dem der Große mit mürriſcher Miene ein einzelnes Geldſtück darbot.

In gewöhnlicher Karrikaturenmanier angedeutet, ſpricht der Stelzfuß: „Herr, ein Thaler iſt zu wenig!" worauf der Gebieter erwiedert: „Lump! lerne ſingen und tauſende ſind dein."

Das Bild gab zu vielem Aergerniß Anlaß; ſein Sinn war auch in der That zu boshaft, allein Preußens brave Invaliden verdienen fürwahr ein beſſeres Loos.

Ritterlicher, edler, gerechter Friedrich Wilhelm! der ſo manchem Uebelſtande abgeholfen, erbarme dich derer, die für das Vaterland bluteten; wohl weiß man, große Laſten ruhen auf deinem Reiche, allein jage vorerſt nur einige hundert unnütze Abſchreiber und zehrende Plusmacher zum Teufel und entziehe den Kapitainen der Infanterie Garderegimenter, welche ohne Nachtheil des Dienſtes füglich zu Fuße gehen können, ihre Pferdrationen, ſo bildet ſich, ohne daß dem Lande eine neue Laſt aufgelegt werden darf, ſchon eine artige jährliche Revenüe, durch welche den Hülfsbedürftigſten deiner Invaliden vorerſt geholfen werden kann.

Invaliden höhern Ranges.

Iſt das Loos des Dienſtunfähigen gemeinen Kriegers im Preußiſchen nicht brillant, ſo bleibt jenes der invaliden Offiziere bei weitem noch beklagenswerther.

Ich habe in Berlin mehrere verdiente, alte, mit Orden bedeckte Oberſtlieutenants und Majors kennen lernen, welche 300 — 400 Thaler jährliche Penſion beziehen. Wie kann ein Mann dieſes Standes, der größtentheils das eigene Vermögen in vielen Dienſtjahren zugeſetzt hat, mit Familie von ſolcher Summe anſtändig leben?

Ein invalider Lieutenant erhält in der Regel monatlich acht Reichsthaler; ſoviel koſtet in der Hauptſtadt eine mittelmäßig meublirte Stube.

Natürlich befinden ſich ſolche Offiziere in trauriger Lage, ſie ſehen ſich gezwungen anderweitigen Erwerb zu ſuchen; doch welchen Nahrungszweig ſollen dieſe Männer ergreifen? Mehrere eſſen bei vermögenden Verwandten das Gnadenbrot, andere kopiren für Geld und einige treiben das Spielerhandwerk, das verworfene. —

Freilich ſollen invalide Offiziere im Civilſtaatsdienſte verſorgt werden, allein der Kompetenten ſind zu viele und die meiſten ſterben, bevor ſie ihr Ziel erreicht haben.

Man urtheile nicht vorſchnell! — der preußiſche Staat iſt ſo ſituirt, daß es durchaus unmöglich iſt, im gegenwärtigen Augenblicke jene Penſionen zu erhöhen; allein man trachte für die Folge dieſem Uebelſtande abzuhelfen, man ziehe dem aktiven Offiziere von ſeiner Gage von jedem Thaler zwei Groſchen ab, er wird den Abzug nicht ſehr fühlen, und dadurch könnte ein ſolch' bedeutender Fond gebildet werden, daß ſicher anſtändigere Penſionen regulirt werden könnten.

Stadtverordnete.

Berlin iſt in 102 Bezirke eingetheilt und jeder wählt ſich einen Repräſentanten; dieſe Herren nun heißen: Stadtverordnete, verſammeln ſich zu gewiſſen Zeiten, und ihre urſprüngliche Beſtimmung bleibt: In allen Angelegenheiten des Gemeinweſens das Wohl ihrer Mitbürger wahrzunehmen, den Magiſtrat zu kontrolliren u. ſ. w.

Fürwahr, der Errichtung des Inſtitutes liegt eine löbliche Tendenz zum Grunde; ſie mahnt an eine Konſtitution en miniature, aber — die Herren Stadtverordneten ſelbſt? Auf den kleinern Theil derſelben paßt allenfalls das:

„Jeder, ſieht man ihn einzeln, iſt leidlich klug und verſtändig,
Sind ſie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus."

Ich ſagte: auf den kleinern Theil derſelben ſind dieſe Worte anwendbar, denn die

Mehrzahl gleicht auf ein Haar jenen kleinen Gipspuppen mit den großen Wackelköpfen, die nur nicken und die Augen verdrehen, wenn man ſie anſtößt und nie einen Laut von ſich geben, als in dem Augenblicke, wenn ſie zerbrechen.

Jeder vernünftige und unparteiiſche Berliner, dem einige gewiſſe wahrhaft abderitiſche Beſchlüſſe dieſer Stadtverordnetenverſammlung zu Ohren gekommen ſind, wird mir zugeſtehen, daß ich keinesweges meine Farben zu grell aufgetragen habe.

Man ſcheint es ordentlich darauf anzulegen, bornirte Köpfe einzuſchieben; denn fragt unter zehn Stadtverordneten acht um die gewöhnlichſten Kommunalverhältniſſe, über die Ihr allenfalls im Wegweiſer durch Berlin Erläuterungen finden könnt: ich ſtehe Euch dafür, die Herren werden die Worte des berüchtigten Zeugen gegen die Königin von England ſtets im Munde führen, die da lauten: Non mi ricordo, oder richtig Berliniſch überſetzt: „Icke weeß es nich!“

Gerichtspflege.

Sie hat unter dem alten und würdigen Juſtizminiſter von Kircheiſen auffallend gewonnen, wie man im Weſentlichen überhaupt Boruſſiens Themis Vorzüge zugeſtehen muß; aber die Formen, die Formen!? — und leider beeinträchtigen in der Welt ſchlechte Formen nur gar zu oft — das Weſentliche.

Geht nach dem Stadtgerichte und Ihr glaubt Euch auf dem Fiſchmarkte zu befinden; die Parteien ſchreien und ſchimpfen ſich einander noch lauter und toller, als — die Damen von der Halle. Selten gebietet der inſtruirende Referendarius Stillſchweigen, und geſchieht es auch, er wird noch ſeltener beachtet; die Herren ſcheinen eine Ehre darin zu ſuchen, unter dem furchtbarſten Lärmen ungeſtört ihre Arbeiten vollbringen zu können, und man muß es geſtehen, darin beſitzen ſie eine bewunderungswürdige Force.

Der Eid, dieſe wichtige Handlung, welche nie feierlich genug vollzogen werden kann, wird in der Regel sine cruce et luce und ganz leicht abgemacht.

Die Advokaten, hier Juſtizkomiſſarien genannt, üben eine Art Herrſchaft, die ihnen nie zukommt, wenn ſie als Repräſentanten ihrer Parteien vor Gericht erſcheinen. Ich habe es ſelbſt, ich habe es mehreremal geſehen, daß dieſe Herren dem Referendarius in die Feder diktirten und daß ſie unhöflich genug demſelben, während er ſchrieb, das Protokoll vor der Naſe wegriſſen, um es durchzuſehen; ich vermag meinen Privatſekretär, der doch in meinem Solde ſteht, nicht ſo verächtlich zu behandeln, und jene Referendarien müſſen ſich als richterliche Perſonen darſtellen, indeſſen der vertretende Advokat nur in die Kategorie eines Klägers oder Verklagten geſetzt werden kann, welcher eo ipso der Behörde Achtung ſchuldig iſt.

Man ſage, was man will: die Form der brittiſchen und galliſchen Gerichtspflege iſt und bleibt bis jetzt — die beſte.

Polizei und Gensdarmerie.

Berlins Polizei koſtet viel Geld, iſt nicht die ſchlechteſte, aber auch nicht die beſte; nicht mit der pariſer, ſelbſt nicht mit der leipziger darf ſie ſich meſſen.

Der Inſpektor Eckhardt bleibt das brauchbarſte Subjekt, er hat ungemein feine Späher, iſt der Schrecken aller Betrüger und Spitzbuben und zeigte ſchon vielfältige Proben ſeiner ausgezeichneten Geſchicklichkeit in dieſem Fache.

In einem der Briefe an meine liebe ſelige Großmutter erwähnte ich bereits eines bornirten Polizeikommiſſairs; der Mann hat viele Kollegen, die ihm analog ſind, doch wird jetzt bei der Anſtellung dieſer Beamten mit mehr Vorſicht zu Werke gegangen; den noch übrigen Ausſchuß verbannt man auf das Land, denn in allen

Dörfern der nächſten Umgegend Berlins ſind, ſehr unnöthigerweiſe, Polizeikommiſſarien angeſtellt.

In einem ſolchen Dorfe, wo ich mir eine Sommerwohnung gemiethet hattte, wurden einſt einem Offiziere zwei Pferde geſtohlen; ſehr ernſthaft verſicherte mich der Kommiſſarius: „Ich wollte die Spitzbuben ſogleich greifen, wüßte ich nur, wo ſie wären.“

Ich wünſchte von Berlin nach Leipzig zu reiſen. Zur Erlangung eines Reiſepaſſes hat man von dem Kommiſſarius des Reviers ein Atteſt nöthig. Derſelbe feine Polizeimann, der mit ſo leichter Mühe die Pferdediebe hatte ausfindig machen wollen, ſchrieb: „Der S. will *in Angelegenheiten literariſcher Geſchäfte* nach L. reiſen und ſteht nach meiner *hochgeneigteſten Meinung* ihm nichts entgegen.“

Berliner Polizeibeamte, welche die Vortrefflichkeit des Styls ihres Kollegen bezweifeln möchten, können ſich jeden Augenblick von der ſtrengen Wahrheit meiner Angabe überzeugen, indem jenes *Orginalatteſt* in der Regiſtratur des Paß-Büreaus reponirt ſein wird.

Die preußiſche Gensdarmerie war vor kurzem noch ganz erbärmlich; in der allerneuſten Zeit wurde ſie zwar reducirt, — das war wohlgethan — und auf andere Art recht vortrefflich organiſirt — das war noch beſſer gethan! —

Bauweſen.

Um die Verſchönerung Berlins erwirbt ſich der König große, unvergängliche Verdienſte. Unter ſeiner Regierung ſind viele öffentliche Gebäude theils neu errichtet, theils ungemein verſchönert und erweitert worden.

Wer ſich erſt noch vor wenigen Jahren in der Hauptſtadt befand, wird den großen Platz vor dem Opernhauſe kaum mehr erkennen; ſo wie er jetzt geſtaltet, hat vielleicht keine Stadt in Europa einen ähnlichen aufzuweiſen: eine baufällige alte Brücke, das elende Wachhaus und anderes Winkelwerk iſt weggeräumt, ein ekelhafter Kanal *) überwölbt, und ein weiter herrlicher Cyclus von lauter Prachtgebäuden umfangen, ſtellt ſich dem Auge des ſtaunenden Fremden dar.

Indeß ſchien es mir, als ob Berlins Architekten ein beſonderes Unglück verfolge, denn beinahe alle ihre Unternehmungen charakteriſiren Unfälle eigener Art; oft ſtürzt das ſchon Errichtete wieder ein, oder muß als mißlungen abgeriſſen werden, wie denn auch jene Ueberwölbung und die Planirung des Opernplatzes zum Erſtenmale mißrieth. Doch es mag Aehnliches auch wohl anderwärts vorkommen, denn Unvollkommenheit iſt und bleibt die wahre Erbſünde des Menſchen!

---

*) Der ſtets witzige Kronprinz adreſſirte einſt ein Billet an ſeine Schweſter: Ihro königl. Hoheit der Prinzeſſin — — wohnhaft am Kinkerigten Graben.

Das Kadetteninſtitut.

Ich habe über die Bildung des Offiziers und des Soldaten viel geleſen, und noch mehr darüber gedacht.

Gerade in dieſer Sache halte ich mich befugt, mir ſelbſt vertrauend, ein Wort zu ſprechen; die vorzüglichſten Inſtitute dieſer Art in Deutſchland und Gallien habe ich beſucht, ihre Einrichtung kennen lernen, und in einem bedeutenden befand ich mich ſelbſt ein Paar Jahre als Erzieher angeſtellt.

Mehr oder weniger gleichen ſich dieſe Anſtalten alle. Ein einziger eiſerner Schuh iſt es, in den man, ohne Unterſchied, die Füße der Zöglinge preſſen will.

Die Kriegskunſt der neuern Zeit iſt eine ſchwere Kunſt, und um in ihr zum Meiſterthume zu gelangen, iſt durchaus eine allgemeine, wiſſenſchaftliche Ausbildung nöthig, ja ohne eine ſolche vorerſt erhalten zu haben, iſt mir in der Regel eben ſo wenig ein guter General, als ein brauchbarer Juriſt, Arzt u. ſ. w. denkbar.

Die Sprachen der Alten hat man von jeher am geeignetſten gehalten, der Jünglinge Verſtand aufzuklären, ſie zum fruchtbringenden Denken, zum ſyſtematiſchen Studium zu leiten, und die Erfahrung mehrerer Jahrhunderte hat es bewieſen, daß jene Anſicht eine richtige iſt; allein nichtsdeſtoweniger bleiben die klaſſiſchen Sprachen aus unſern Kadetteninſtituten ſo gut, als verbannt; das abſtrakte Studium der Mathematik ſoll ihre Stelle erſetzen, allein ſie wird in der Regel ſo zweckwidrig und pedantiſch vorgetragen, daß der arme Knabe nothwendigerweiſe ſchaudern muß.

Ich habe gar keinen Begriff davon, wie man ein wahrhaft großer und weiſer Feldherr werden kann, wenn man den Curtius, Cäſars Werke, den Polybius u. ſ. w. nicht in der Urſprache zu leſen vermag, iſt man aber erſt ſo weit, ſo wird man den Euclid auch wohl verſtehen lernen.

Wenn ein Vater ſagen würde: Dieſer mein ächt- oder zehnjähriger Sohn ſoll Arzt, oder Prediger, oder Richter werden, und wenn er dem Knäblein den Hippokrates, oder die Kirchenväter, oder die Pandekten in die Hände gäbe, ſo würde die ganze Welt ſprechen: „Der Mann iſt ein Narr!“ — und was thun unſere militäriſchen Pädagogen? ſie beginnen die Bildung der künftigen Feldherren oder Offiziere mit unmündigen Kindern! — Darum läßt denn auch freilich die Erziehung in jenen Inſtituten in der Regel unauslöſchliche Spuren lächerlicher Steifheit und Pedanterie zurück, welche ſinnige Luſtſpieldichter oft genug richtig aufgefaßt haben.

Man ſtaunte, als Gallien gleich im Anfange der Revolution Heere ins Feld ſtellte, die, troz ihrer neuen und ſeltſamen Geſtalt, allenthalben Armeen ſchlugen, welche kunſtgerechte Maſchinen hieſſen und auf ihr taktiſches Uebergewicht pochten. Die Sache ging natürlich genug zu; die Offiziere der vormaligen königl. Armee, meiſt Adelige, waren zum Teufel gelaufen, man ſah ſich genöthigt, ihre Stellen zu erſetzen, ſo gut es in der Eile gehen wollte; häufig rückte daher in den Kompagnien des Sergeant-Major zum Kapitain, der Sergeant zum erſten, der älteſte Korporal zum andern Lieutenant vor; dieſe Leute wurden vortreffliche — Subalternoffiziere, an die Spitze der Bataillone und Brigaden aber ſah man junge, wiſſenſchaftlich gebildete Feuerköpfe, urſprünglich ganz andern Ständen angehörend, treten; allein die jungen Advokaten, Aerzte u. ſ. w. waren im Stande, der Römer und Griechen Taktik zu ſtudiren, ihr Geiſt war angebaut, ſchnelle und viele Erfahrungen wurden genützt; man ſah in Monaten ausgezeichnete Feldherren entſtehen! —

Welch' wichtiger Fingerzeig! — Gelehrte Subalternoffiziere ſind unnütz, der Empiriker leiſtet hier am meiſten, allein von dem höhern Führer wird Meiſterſchaft gefordert.

Hier iſt der Raum zu enge, Ideen näher anzugeben und auszuführen, welche denkende Köpfe vielleicht intereſſiren könnten; allein ich arbeite ſeit zehn Jahren an einem Werke, welches die Ueberſchrift führt: „Ueber die Bildung des Feldherrn und des Soldaten überhaupt, nebſt Vorſchlägen zu Errichtungen militäriſcher Hochſchulen, wie ſie nie exiſtirten."

Die einſtige Herausgabe dieſes Werkes mag die kühnen, hier oberflächlich hingeworfenen Sätze rechtfertigen, allein neue Erfahrungen ſollen mich vorerſt bei der Anlegung der letzten Zeile unterſtützen.

Poſtweſen.

Die Literatur der Reiſen in Deutſchland klagt unaufhörlich über die ſchlechten Wege und die mangelhafte Einrichtung des ſächſiſchen Poſtweſens, obwohl dieſe Dinge im Preußiſchen eben nicht beſſer beſchaffen ſind.

Wer nicht eine Bruſt von Erz, Kaldaunen von Kupfer und einen Allerwertheſten von Platina beſitzt, dem rathen wir wohlmeinend, dort keine Reiſe mit der ſogenannten ordinairen Poſtkutſche zu unternehmen, denn dieſe iſt in der That gar zu ordinair.

Der alte Kaſten ruht unmittelbar auf der Achſe und die Sitze erinnern an die Härte des engliſchen Stables; Kunſtſtraßen findet man nur in der Umgegend der Hauptſtadt, und befährt man mit der ordinairen Poſtkutſche die übrigen erbärmlichen Wege des Landes, ſo riskirt man geradezu etliche Rippen zu brechen.

Wer keinen eigenen Reiſewagen hat, kommt mit Extrapoſt nicht viel beſſer fort; denn die Fahrzeuge, auf welche man zuweilen geladen wird, gleichen auf ein Haar einem Armenſünder-Karren.

Die ordinaire Poſtkutſche bewegt ſich mit unbeſchreiblicher Langſamkeit vorwärts, Stundenlang muß man auf jeder Station harren, und mir ſelbſt iſt es begegnet, daß ich mit ſolcher Gelegenheit in vierundzwanzig Stunden kaum acht Meilen zurücklegte. Nichtsdeſtoweniger ſoll das Poſtweſen unter ſeinem jetzigen Chef, dem alten würdigen Seegebart, ungemein gewonnen haben; wie mag es früher beſchaffen geweſen ſein? —

Die preußiſche Regierung ſoll zwar beſchloſſen haben, durch ihr ganzes Land Kunſtſtraßen anlegen zu laſſen, doch die ganze Ausführung des Unternehmens werden jetztlebende Generationen ſicher nicht ſehen. An einigen Orten des Königreichs, wo man Kies und Steine viele Meilen weit zuführen müßte, wird die Anlegung und Unterhaltung der Kunſtſtraßen auch in der That ſehr ſchwierig, wenn nicht unmöglich werden.

Schöngeiſter.

Von Genien der hehreſten Art, von einem Philologen, wie Wolf und dergleichen, will man Euch nichts ſagen, eine ruhigere Feder ſchildere ſie, hier iſt lediglich von ſchönen Geiſtern die Rede.

Außer T. A. Hoffmann und Jul. v. Voß findet Ihr hier nur wenige, welche die Bahn der Mittelmäßigkeit überſchritten.

Anderwärts wird dieſer Voß geachtet, hier in der Heimath häufig verkannt.

Merkel in ſeinem Werke über Deutſchland hatte Recht: Voß iſt, ſeit Kotzebue ſich herabgewürdiget, der Deutſchen einziger erheblicher Luſtſpieldichter. Iſt der Mann erſt todt, ſo werden ſeine Landsleute ihm vielleicht eine Statüe ſetzen, wie es dem Camoens, Portugals Arioſt, dem unſterblichen Dichter der Luſiade, widerfuhr, nachdem er ein Jahrzehnt früher im Hoſpitale verſchmachtet war.

Ein ſogenannter hieſiger Belletriſt, der aus zweihundert alten Romanen dreißig neue geſchmiedet, wurde neulich zum Cenſor ernannt; zur großen Beluſtigung der Journaliſten und Buchhändler verſtand der weiſe Herr das einzige Wort, welches ein Cenſor ex officio von ſich zu geben hat, nicht zu ſchreiben; er ſetzte nämlich ſtatt: Imprimatur: Inprimatur. Nachdem dieſer Mißgriff unzähligemal vorgekommen, wurde Herr — von einem ihm befreundeten Journaliſten darauf aufmerkſam gemacht; der Cenſor erwiederte: „Wäre es möglich, daß ich mich geirrt? ich werde ſogleich, wenn ich nach Hauſe komme, den großen Scheller nachſchlagen.“

Man hatte Recht, die ſchöngeiſtige Cenſur dem Herrn L. zu verleihen, denn wer ſelbſt lange hinterm Ofen ſaß, findet den dort Verborgenen am erſten. Möchte Herr L. übrigens ſich erinnern, wie tief es manchen, oft dürftigen Gelehrten verwunden muß, wenn er die mühſamen Früchte ſeiner angeſtrengten Nachtwachen durch einen einzigen Federſtrich vernichtet ſieht.

Buchhändler.

Seit der achtbare, gelehrte Nikolai todt iſt und Maurer ſich in philoſophiſche Ruhe zurückgezogen, hat die Innung der Marchands d'esprit bedeutend in ihrem Werthe verloren.

Ein Buchhändler, wie ihn der Vernünftige ſich denkt, muß ein gelehrter und daneben rechtlicher, wohlberechnender, unternehmender, ordnungsliebender Kaufmann ſein und vor Allem bleibe der Kleinigkeitsgeiſt ihm fremd.

Seit kurzem ſind viele neue Buchhändler erſtanden, aber die meiſten ſind auch darnach; in dem oben angegebenen Sinne findet man auf einem der Hauptſtapelplätze deutſcher Literatur höchſtens noch 6 — 8 Subjekte, die übrigen alle ſind: Kleinigkeitskrämer. Die Ignoranz von einigen dieſer Herren iſt ſo groß, daß ſie an jene des alten Mylius erinnert, der vor einer Reihe von Jahren ein neues Werk cum figuribus in den Zeitungen ankündigte.

Zeitſchriften.

Die zwei alten und viel geleſenen politiſchen Blätter — die Speneriſche und Voßiſche Zeitung — vermögen auf einen ausgezeichneten Werth wahrlich nicht Anſpruch zu machen. Man hat ihre Novitäten nicht Tage, nein oft Wochen lang vorher im Hamburger oder im Nürnberger Korreſpondenten von und für Deutſchland und in andern guten Blättern des großen Vaterlandes bereits geleſen.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Herren Spener und Voß (eigentlich: Leſſing) ſich auswärts regelmäßige Korreſpondenten halten, und wenn es der Fall, müßten wir ſie bedauern, als Leute, die ihr Geld zum Fenſter hinauswerfen.

Nehmen ſich die Redakteure jener Herren auch einmal die Mühe, intereſſante Artikel aus galliſchen oder engliſchen Blättern zu überſetzen, ſo werden dieſe Uebertragungen ſo mangelhaft und ſchlecht geliefert, daß man ſie ihnen gern erlaſſen hätte, und dennoch proſperiren dieſe beiden Zeitungen vortrefflich, beſtimmt viel beſſer, als manches andere gehaltvollere Blatt; man iſt einmal ſeit Jahren daran gewöhnt, des Spener und Voß aufgewärmte Gerichte zu ſich zu nehmen, und — consuetudo est altera natura.

Der neue Berliner Moniteur — wir meinen die Staatszeitung — machte unter der Redaktion des übrigens geiſtvollen Herrn Präſidenten Stägemann wenig Glück, eine Privatunternehmung, wäre das Inſtitut längſt zu Grunde gegangen. Nun beſorgt der geheime Hofrath Herr Heune (dem gebildeten deutſchen Publikum unter dem Namen: Clauren von einer ſehr vortheilhaften Seite als Schriftſteller bekannt,) die Redaktion des Blattes. Man kann aber ein vortrefflicher Humoriſt, ein glücklicher dramatiſcher Dichter und ein angenehmer Erzähler ſein, ohne deshalb einen gewiſſen Takt zu beſitzen, der dem politiſchen Zeitungsſchreiber: „conditio sine qua non“ iſt.

Wollten die Herausgeber der hieſigen belletriſtiſchen Blätter ſich vereinigen, am letzten Tage des Jahres ihre Makulatur auf einer und derſelben Stelle in die Spree zu werfen: der kleine Strom würde ſeine Ufer ſicher übertreten, denn die Zahl jener Zeitſchriften heißt in ihrer Art Legion.

Der **alte Freimüthige** wird ſeit einer Reihe von Jahren vom Dr. A. **Kuhn** redigirt. Dem Herausgeber wohnen allerdings richtiger Takt und, wenn auch derber, doch zuweilen treffender Witz bei, allein ſeit einiger Zeit ſcheint das Blatt an ſeinem Werthe bedeutend verloren zu haben.

Des Profeſſors der Holzſchneidekunſt, Herrn **Gubitz**, **Geſellſchafter** zeichnet ſich durch recht artige und mannigfaltige Holzſchnitte, aber auch nur — durch dieſe vorzüglich aus. Als Künſtler hat ſich der Mann fürwahr unvergängliche Verdienſte erworben, allein als Dichter, als Schriftſteller, als Ueberſetzer aus dem Neugriechiſchen und Erfinder einer neuen Orthographie vermögen wir, bei dem beſten Willen, ihn nicht ſehr hoch zu ſchätzen, ſondern ſehen uns im Gegentheil veranlaßt, ihm aus voller Ueberzeugung das alte: „Ne sutor ultra crepidam“ zuzurufen.

Der martialiſche Geheimſchreiber Herr Symanski iſt von einer Journaliſtenmanie im eigentlichen Sinne des Wortes beſeſſen; der Mann iſt nicht ohne Talent, allein ſein Glück iſt geringer, als ſein Dünkel. Schon in Königsberg ſah er vor mehrern Jahren eine von ihm redigirte Zeitſchrift untergehen, in Berlin trat er mit einer Leuchte hervor, deren Licht ſchnell verlöſchte, dann folgte der Freimüthige für Deutſchland, welcher eines Aufſatzes demagogiſcher Tendenz halber von der Regierung unterdrückt wurde, und in der neueſten Zeit iſt Herr S. mit einem Zuſchauer an's Licht getreten, dem man kein Prognoſtikon ſtellen will. — Das nenne ich mir doch Konſequenz.

Der quieſcirende Profeſſor Herr Wadzeck giebt ein Wochenblatt heraus; er füllt ſeine Blätter mit alten Anekdoten, mit phyſikaliſchen, geographiſchen und hiſtoriſchen Notizen, mit wäſſerichten Gedichten und Parabeln und endlich mit erbärmlichen proſaiſchen Räthſeln. Außerdem iſt dieſer Profeſſor ein edler Menſch; beinahe ohne allen Fond hat er, durch des Publikums regeſte Theilnahme thätig unterſtützt, ein Erziehungshaus für arme Kinder geſtiftet. Von pedantiſcher Charletanerie vermag ſich übrigens, Herr W. nicht loszumachen und der witzige Profeſſor H. behauptet: „W. könne im 60ſten Lebensjahr den ehemaligen Kurrendeführer noch nicht verleugnen.“

Das ſchon ſeit 19 Jahren beſtehende ſkurriliſche Wochenblatt: Der Beobachter an der Spree, von welchem jeden Freitag gegen 4000 Exemplare abgeſetzt werden, darf hier nicht unerwähnt bleiben. Es iſt urſprünglich eine Nachahmung der alten berühmten engliſchen Wochenſchrift, genannt: „The spectator“ und wenn es ſchon hinter ſeinem Vorbild weit genug zurück bleibt, ſo that ihm Kotzebue dennoch zu viel, wenn er es die Kloake der deutſchen Literatur nannte, wie denn der ſelige Theaterdichter überhaupt in vieler Hinſicht zu manchem Unheilbringenden Extreme ſich hin neigte.

Zwar iſt es wahr, der Beobachter liefert zuweilen, ſein größtes Publikum beachtend, Ruditäten der höchſten Potenz und gehaltloſe Gemeinheiten, oft auch beleidigende Perſonalitäten, wohl gar im unfeinen Volksdialekte. Allein zuweilen ſindet auch ein blindes Sch***n eine reife Eichel und dieſes iſt nicht ſelten des Beobachters Fall.

Unwillkührlich griff ich neulich in einer Weinſtube nach dem vor mir liegenden berüchtigten Volksblatte. Ich las eine Satyre über die Freundſchaft, deren ſich ein Juvenal, ein Boilau, ein Swift zu ſchämen nicht nöthig gehabt hätte.

Zufällig ſaß ein alter berühmter Lokalgelehrter neben mir; ich reichte ihm das Blatt, indem ich voll Erſtaunen fragte: aber wie verlor ſich denn dieſer Demant in die Pfütze? Der Mann erwiederte lächelnd: Das will ich Ihnen ſagen; der Beobachter honorirt prompter, als manche feinſinnige Zeitſchrift, ja er bezahlt auch wohl gleich brauchbare Manuſkripte in Pauſch und Bogen, und dieſer Umſtand liefert ihm oft Aufſätze aus den Federn genialer Menſchen, die gerade am gewöhnlichſten in augenblickliche Geldverlegenheit gerathen. Nun aber iſt es leider wahr, daß Genies oft dann am genialſten ſich äußern, wenn ſie dieſes am wenigſten bezwecken, wie Figura zeigt; ich ſelbſt, endete der Gelehrte, verſchmähe nicht, dem **Berüchtigten** hier und da ein Schärflein mitzutheilen, denn der Beobachter iſt: — Ultima ratio scriptorum berolinicorum.

Der König hatte Recht.

In Berlin erſcheint auch ein militäriſches Wochenblatt. Als der Aufruhr in Neapel begonnen hatte, wurde in jener Zeitſchrift der Entwurf eines Operationsplans für die Rebellen abgedruckt. Der General K..... las den Artikel; heiligen Amtseifers voll ſchrieb er ſogleich an Se. Majeſtät den König und gab allerunterthänigſt zu bedenken: „Wie unſtatthaft es ſich doch darſtelle, daß in einer preußiſchen militäriſchen Zeitſchrift jenen verdammungswerthen Anführern **Ideen** an die Hand gegeben würden.“

Nachdem das Schreiben geleſen war, legte es der König lächelnd und mit den Worten bei Seite: „Mein Gott! was will der gute K.....? — Die Neapolitaner müßten doch ungemein große Eſel ſein, wollten ſie aus dem einfältigen Militär-Wochenblatt Berlins Ideen entnehmen.“

Seltſame Annoncen.

Berlins Zeitungen werden doch im Auslande auch geſehen, und was muß man dort denken, wenn man unter den Anzeigen lieſt: „In meinem Garten wird am Sonntag großer Jungfernſtich gehalten. N. N. — Ich zeige ergebenſt an, daß heute Dienſtag ein Erbeltreten *) Statt finden wird ꝛc.

Die Sache ſelbſt iſt freilich ſo ſchlimm nicht, als ſie lautet; der Jungfernſtich wird mit kleinen Speeren nach einer hölzernen, bunt bemalten und dekorirten Jungfrau ausgeführt! und wer das

---

*) Die männliche Klaſſe des Entergeſchlechtes heißt in Berlin: Erbel.

als Ziel feſtgeſetzte Fleckchen am beſten trifft, hat den Preis, ein ſeidenes Tuch oder dergleichen errungen. Auf ähnliche Weiſe entwickeln ſich alle Feſte, deren Ankündigung Unanſtändigkeiten vermuthen läßt; allein warum muß dieſer Unſinn in den Zeitungen ſtehen? — man hat ja ein Intelligenzblatt, welches ſich einzig auf die fünffache Stadt beſchränkt, laßt dort die Jungfernſtiche u. ſ. w. figuriren und macht Euch im Auslande nicht lächerlich.

Neulich ladet ein Schlächter in der Zeitung das Publikum ein, dem Tode eines grauſamen Ochſen beizuwohnen.

Der grauſame Ochſe war ein ungewöhnlich fettes und groſes Vieh, wie man indeß in Berlin noch mehreres findet.

Freudenmädchen.

Es geht Berlins Sirenen, wie oft ſchon Feldherren, Dichter u. ſ. w. erfahren haben; die Nymphen ſind durch ganz Deutſchland berühmt und doch verlohnt es kaum der Mühe, ein Wort über ſie zu verlieren.

Als geiſtloſe, abgeſtumpfte Weſen ſtellen ſie ſich dar, an bemalte Wegweiſer mahnend; in keinem von Priaps Tempeln allen findet ihr ein Geſchöpf, welches im entfernteſten Sinne des Wortes nur mit der letzten pariſer femme de monde zu vergleichen wäre.

In einer langen abgelegenen Gaſſe, die Königsmauer genannt, ſtehen Bordelle an einander gereiht, doch Keinem, der nicht allenfalls Luſt hat, gleiches Loos mit Orpheus zu theilen, rathen wir, bei des Tages Licht, durch jene Gaſſe zu gehen.

Die Braunſchweigerinnen ſind noch die erträglichſten und gebildetſten unter den Hetären.

Einer Eigenthümlichkeit müſſen wir hier erwähnen, ſie lautet ſeltſam, iſt aber buchſtäblich wahr: In Berlin werden in Freudenhäuſer, wo der erbärmliche Genuß einer Nacht mit Gold aufgewogen wird, Mädchen aufgenommen, welche der Buhlerei ſchmutzigſte und gemeinſte Winkel bereits durchwandert haben und Lords empfahen Umarmungen, welche der rüdeſte Schiffsknecht der Spree verachtete; nun den Herren Lords geſchieht — gerade Recht.

Ihr ſprecht: Tempel der Freude müſſen in großen, volkreichen, von Fremden viel beſuchten Städten aus Grundſätzen allgemeiner Moralität beſtehen. — Gut, wer hat was dagegen? — ſeid aber doch nicht geſchmackloſer und einfältiger, als die Oſtindianer. Geſtattet wohl erfahrenen Matronen, aus des Volkes Hefe reizende, viel verſprechende ſiebenjährige Mädchen auszuleſen und ſie ſyſtematiſch zu einer Beſtimmung auszubilden, zu welcher die meiſten jener Geſchöpfe jetzt ohnehin früher oder ſpäter greifen, der Unterſchied iſt in die Augen ſpringend: Eure unterrichteten modernen Bajaderen werden nicht der kräftigſten Jünglinge Geiſt und Geſundheit zerſtören, wie jene feilen rohen Weſen; und heben Eure, dem ſinnlichen Vergnügen geweihten Mädchen an zu verblühen, ſo ſendet ſie, wie die Oſtindianer, in die K—, ein ſolch' Verfahren wäre klüger, als Eure ſogenannten polizeilichen Maaßregeln, durch welche ihr vergebens die Schädlichkeit eines nöthig gewordenen Uebels zu beſchränken hofft.

Die Warmen.

Ein gewiſſes ſchändliches, unnatürliches Laſter kommt ungemein häufig vor, und man pflegt die Verworfenen hier — Warme zu nennen.

Mögen ältere und neuere Schriftſteller ſagen, was ſie wollen, ich kann es nicht glauben, daß jenes Laſter in dem hehren, poetiſchen, alten Griechenlande heimiſch war; dort lebte eine Freundſchaft, es gab hienieden ſchon eine Seelenverbindung, wie ſie ſpätere verwöhnte Geſchlechter nie zu faſſen vermochten und es geſchah, was ſo häufig in der gemein-proſaiſchen Welt ſich darſtellt, man ſuchte das Edelſte, das man nicht begriff, durch die niedrigſte Schändlichkeit, zu der man ſelbſt herabgeſunken war, zu erklären, denn:

„Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu zieh'n.

Dank ſei es Boruſſiens ſtrenger, unbeſtechlicher Themis, daß ſie — ohne Anſehung der Perſon — ſtreng ein Vergehen beſtraft, welches man hier und dort mit Recht eine pſychiſche Peſt genannt hat.

Kaffee.

Lieblicher, aromatiſcher Trank aus Moka! Du, der Laune Beförderer, Bruder des Witzes, des Scharfſinns, und des genialen Voltaires unzertrennlicher Gefährte! — ſchlechter als hier wirſt du an keinem Orte in der Welt bereitet.

Die Gaſtwirthe laſſen ſich das zum allgemeinen Bedürfniſſe gewordene Getränk ſo theuer bezahlen, daß ihr reiner Gewinn erweislich noch mehr, als 100 pr. Ct. beträgt, und dennoch ſchwängern ſie den Saft der edlen Bohne mit jenem der geſchmackloſen proſaiſchen Zichorienpflanze; die Procedur iſt nicht beſſer, als wenn ein Hans Ballhorn Göthes Fauſt in die Mache nehmen wollte.

Verwünſchtes, unſeliges Continentalſyſtem! — muß denn jedes erſtandene Uebel noch im Fliehen gerade die ſtinkende Hefe zurücklaſſen? Dabei geſtehen Euch die Wirthe die Miſchung zuweilen auch geradezu ein, ſie ſprechen: „Der Kaffee gewinnt dadurch, er ſchmeckt lieblicher, als in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt.“

Jenes Getränk, welches gewöhnlich in den Häuſern des Mittelſtandes und des Volkes ſtatt Kaffee bereitet wird, verdient dieſen Namen durchaus nicht mehr; ekler konnte des weiſen Sokrates Schierlingsbecher unmöglich munden.

Ihr, des Südens Bewohner alle! — führt das Geſchick Euch nach Berlin, kaufet von dem Kunſthändler Stobwaſſer eine zu dem Behuf ſehr zweckmäßig eingerichtete Maſchine und bereitet Euch den Kaffee ſelbſt! — es iſt ein treu gemeinter Rath, den Euch der Landsmann ertheilt.

Selbſtmorde.

Sie ſind hier nicht weniger ſelten, als in London, Paris und beinahe allen Hauptſtädten Europas.

Es vergeht keine Woche, in welcher ſich nicht mehrere Menſchen erſchoſſen, erſäuft oder erhängt hätten.

Sehr häufig wird nicht ausgemittelt, wer der Selbſtmörder geweſen iſt.

Ein ſeltſamer Umſtand fiel mir auf: Es läßt ſich annehmen, daß die Hälfte dieſer Unglücklichen weder aus Geldnoth, Eiferſucht noch den anderwärts gewöhnlichſten Motiven ſich entleibte, ſondern aus Verzweiflung über eine traurige Krankheit, an der ſie leiden und an deren Heilung ſie nicht mehr glauben mögen, weil das

Uebel ſchon zu bedeutend geworden und zu weit um ſich gegriffen hat.

Trotz einer Legion Aerzte und trotz der Aufmerkſamkeit der Polizei wüthet dieſes ſchreckliche Uebel hier mehr, als in andern Hauptſtädten; man ſtaunt, wenn man die Quantität des Merkurs und anderer Gegenmittel nennen hört, welche jedes Jahr in den Apotheken conſumirt wird; dieſes Staunen verdoppelt ſich in des Arztes Augen, der weiß, in welch' geringen Gaben jene Remedien angewendet werden müſſen.

Der freimüthige Ulrich von Hutten kämpfte viele Jahre mit jener Krankheit und ſcheute ſich nicht, über dieſelbe ein eigen Büchlein herauszugeben; entweder hatte das Uebel zu Huttens Zeiten einen andern Charakter, oder — ſeinen Zeitgenoſſen wohnten in Beurtheilung deſſelben andere Grundſätze bei, denn heutigen Tages der Welt? — —

Zweikämpfe.

Ich gebe es zu, ein belachenswerthes Vorurtheil bleibt es, daß Menſchen ihre beleidigte Ehre dadurch hergeſtellt und noch erhöhet glauben, wenn ſie dem Feinde ein Spitzchen von der Naſe abgehauen, oder ihm durch den Rockſchooß eine Kugel gejagt haben: aber noch viel lächerlicher erſcheint mir das Benehmen, welches die höchſten Gewalten in Deutſchland gegen Duellanten darſtellen.

Der Zweikampf iſt ſtreng durch das Geſetz verboten, wer gegen das Geſetz handelt, iſt ein ſchlechter Staatsbürger; wenn ſich aber im gegebenen Falle z. B. ein Offizier auf das Geſetz beruft, ſo erklären die Kameraden ihn für unwürdig, in ihrem Reigen zu weilen, und der Fürſt ſanctionirt das zweite größere Vorurtheil dadurch, daß er den guten Staatsbürger zum Teufel jagt.

Erzählt dieſes den rohen, unwiſſenden Barbaren im Innern Afrika's, ſie werden Euch auslachen und ſprechen: Ihr klugen Leute ſeit dennoch Narren.

Man handelt in dieſem Punkte hier um kein Haar vernünftiger, als im ganzen übrigen großen deutſchen Vaterlande. Der Buchſtabe des preußiſchen Geſetzes will den Duellanten, wenn er Mörder wird, ungemein hart beſtraft wiſſen, aber, du guter Gott, wie ſtände es um Boruſſiens Juſtitia, wenn ſie in allen Fällen gleiche Inconſequenz zeigte? — —

Neulich ſchoß ein Hauptmann v. Witzlaff den Lieutenant Grafen v. Logau im Zweikampfe auf dem Flecke todt, und erſt vor wenigen Tagen tödtete ein Lieutenant Klatſch den Studenten Baron v. Schmelling — ein vorlautes Bürſchchen, das ſein Mißgeſchick mit Haaren herbeigezogen hatte. —

Beide Mörder zeigten ſich wenige Tage nach vollbrachter blutiger That öffentlich wieder in der Hauptſtadt und beider Kopf ſteht feſt auf dem Rumpfe.

Wie geſagt: Ich halte den Zweikampf für ein großes Vorurtheil, aber wer entſcheidet, ob es in der menſchlichen Geſellſchaft nicht Vorurtheile giebt, deren gänzliches und gewaltſames Verbannen mehr Unheil ſtiften würde, als das Uebel ſelbſt?.

Für ein alſo geſtaltetes Uebel komme ich in Verſuchung den Zweikampf zu halten, wenigſtens würde ſeine gänzliche Verbannung in Armeen nachtheiligen Einfluß üben, weil durch ſie der ſogenannte esprit de corps, der durch das Landwehrenſyſtem und andere Dinge in neuern Zeiten ohnehin allerwärts geſunken, noch mehr leiden würde.

Profanen wird ſich der Satz paradox darſtellen, allein erfahrene — denkende Militärs werden mich verſtehen. Gerade der Zweikampf bleibt unter den Offizierkorps ſtehenden Armeen die Baſis, auf welche die gegenſeitige nöthige Höflichkeit und Achtung ſich gründet; er hält den Vorlauten, den Hitzkopf, den Uebermüthigen und den ſich zu ungerechter Willkühr hinneigenden nächſten Vorgeſetzten im Zaume.

Daß die ſtatt des Zweikampfes vorgeſchlagenen *ſogenannten Ehrengerichten* nur ganz erbärmliche Surrogate ſind, läßt ſich a priori und a posteriori erweiſen.

Kein drittes Mittel bietet ſich dar: *Man mache den Zweikampf, wie im Mittel-*

alter, geſetzmäßig, aber — man erſchwere die Erlaubniß auf alle mögliche Art, nur erhebliche Motive, ſchwere Beleidigungen öffnen die Schranken, und iſt die Sache erſt ſo weit gediehen, verlaſſe nur ein Streiter lebend den Kampfplatz; Spiegelgefechte mögen ſtrenge verboten bleiben.

Ich weiß es, viel läßt ſich dagegen einwenden, doch man widerlege mich, man ſtelle Beſſeres auf! —

Bankerotte.

Sie fallen in Berlin ungemein häufig vor, obgleich die Reſidenz im eigentlichſten Sinne des Wortes nichts weniger als eine Handelsſtadt gelten kann.

Es geht dabei zu, wie beinahe allenthalben: Unbedeutende arme Teufel, die ein kleines Falliment machen, kommen ſchlecht weg, indeſſen große Spitzbuben ſich ſchon zu helfen wiſſen; man denkt bei ſolchen Gelegenheiten unwillkührlich an die bekannte alte Poſſe des italiäniſchen Luſtſpieldichters Friederici.

„In der allerneuſten Zeit erregte der ſeltſame ſehr große Bankerott des jüdiſchen Arztes Dr. Böhm allgemeines Aufſehen.

Herr Böhm diente nicht nur allein dem Aeskulap, ſondern auch dem Merkur, und gewann in beider Dienſt anſehnlich. Der Doktor fing nun an, immer mehr um ſich zu greifen; das Glück begünſtigte ihn. Ein ehemaliger Bierbrauer, Herr S., ſchoß ihm allein 30,000 Thlr. vor und Böhm konnte allenthalben Geld erhalten.

Iſraels Sohn nutzte dieſen ausgebreiteten Kredit im vollen Maaße, allein ſo bedeutend auch ſeine Revenüen waren, mit ſeiner grenzenloſen Verſchwendung vermochten ſie keinesweges gleichen Schritt zu halten, denn der Doktor lebte ganz und gar im Geſchmacke eines mächtigen und reichen Orientalen.

Koſtbare Teppiche deckten die Fußboden; herrliche Tapeten die Wände ſeiner fürſtlichen Wohnung, in welcher allenthalben Pracht und verſchwenderiſcher Aufwand ſich darſtellten. Mit den reizendſten und blühendſten Mädchen theilte der üppige Jude das weiche Lager und ein Paar grimmige Doggen bewachten den Eingang ſeines Schlafgemaches.

Am meiſten aber koſtete dem Doktor — ſeine Roſenliebhaberei; er hatte einen ganzen Wald von lauter ſeltenen Roſenbäumen und Geſträuchen angelegt, die er aus allen Gegenden der Welt verſchrieb. Selbſt der König und ſeine erhabene Familie verſchmäheten nicht, den auserleſenen Roſenhain des Iſraeliten zu beſuchen; der König äußerte beſonderes Gefallen an einigen vorzüglichen engliſchen Roſenbäumen, und da gerade einige Wochen darauf des Monarchen Geburtstag fiel, den er gewöhnlich auf der Pfaueninſel zuzubringen pflegt, ſo führte der Jude eine in der That glückliche Idee aus; er ließ nämlich die bezeichneten engliſchen Roſenbäume ausheben und in elegante Kübel ſetzen, mit welchen er in der Nacht, welche des Königs Geburtstag voranging, nach der Pfaueninſel ſchiffte. Als der Souverain aufſtand, fand er die Roſentöpfe bereits unter ſeinen Fenſtern und natürlich nahm der gütige Fürſt des Doktors zarte Aufmerkſamkeit ſehr gnädig, daher man jetzt auch behauptet: der König werde einen Theil der Böhmiſchen Schulden bezahlen, ein Gerücht, welches man indeß keineswegs verbürgen will.

Der Bankerott jenes genialen Doktors wird hier übrigens allgemein auf 100,800 Thlr. (?) angegeben. Um von der prachtvollen Einrichtung dieſes Menſchen einen Begriff beizubringen, bemerkt man nur noch, daß in der Auktion ſeines Mobiliars ein Tiſchchen von Moſaikarbeit für 1500 Thlr. wegging.

Dramaturgiſche und literariſche Kritik.

Beim Schiller läßt ſich das Flüßlein Spree vernehmen:

„Sprache gab mir einſt *Ramler* und Stoff mein Cäſar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber *ich ſchweige ſeitdem*.“

In dem Sinne, welchen der Dichter mit den Worten verband, ſchweigt das Flüßlein in dieſem

Augenblicke noch und wird aller Wahrſcheinlichkeit nach noch lange ſchweigen.

Mit der Produktion laſſen wir uns nicht ein, ziemlich verrufen iſt unſere Muſe, aber als Kritiker wähnen wir Thuiskons Matadore zu ſein; wir verſtehen durchaus keinen Stiefel zu machen, aber wie ein guter Stiefel beſchaffen ſein müſſe, das wiſſen wir Euch aufs Pünktchen anzugeben. So war es in Berlin immer und ſo iſt es noch! und doch wird es anderwärts wieder nicht ſchwer zu beweiſen, daß ſeine Kritik ſelbſt — die dramaturgiſche ſowohl, als die literariſche — unter aller Kritik iſt.

Seltſame Menſchen weihen ſich hier dieſem erhabenen Richteramte, als: verdorbene Referendarien, fortgejagte Offiziere, Spieler von Profeſſion u. ſ. w., lauter Menſchen, welche zur Selbſtproduktion verdorben ſind und im Schimpfen eine Erwerbquelle ſuchen.

Einige Zeit befand ſich ein gewiſſer D. J. in Berlin, der es als Kritiker arg genug trieb; dieſer Herr wird als Verfaſſer des berüchtigten Briefes genannt, den der geſchätzte Mime Eßlair, welcher hier einige Gaſtrollen gab, wenige Minuten, bevor er auf die Bühne treten ſollte, erhielt und wodurch ihm mit einer zermalmenden Kritik gedroht wurde, inſofern er ſich nicht mit einigen Louisd'oren loskaufen würde. Es macht Hr. Eßlairs Beſonnenheit Ehre, daß er das anonyme ſaubere Schreiben vor dem Beginnen des Schauſpiels der Verſammlung öffentlich vorlas.

Derſelbe D. J. ſchenkte auch mir einſt die Ehre ſeines Beſuches. Es war ſo eben ein neues Werk von mir angekündigt worden. Hr. D. J. lenkte ſogleich das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand und gab mir zu verſtehen, daß er Mitarbeiter eines bekannten kritiſchen Blattes ſei, worauf er mich erſuchte, ihm drei Thaler zu borgen. Voll Indignation lehnte ich das Anſinnen ab; trotzig verließ mich der Menſch und nach wenigen Wochen ſchon wurde mein neues literariſches Produkt in der erwähnten Zeitung auf eine höchſt hämiſche Weiſe beurtheilt. Uebrigens ſchämte ſich jener D. J. auch nicht, ohne Umſchweife geradezu zu betteln; meinen theuern Freund, den gutmüthigen Jul. v. Voß hatte er auf dieſe Weiſe ſchon mehreremale in Kontribution geſetzt, und eines Morgens ganz früh kam er einmal zu dieſem bekannten Schriftſteller und wahrſcheinlich um deſſen Mitleid in der höchſten Potenz anzuregen, verſicherte Hr. D. J., es ſei nun mit ihm leider ſo weit gekommen, daß er kein Obdach mehr finden könne, und er habe daher die vergangene Nacht unter dem Galgen vor dem Oranienburger Thore ſchlafen müſſen.

Der geneigte Leſer ſtaunt und dennoch iſt es reine Wahrheit, die man hier, wie immer, vorträgt.

Um zu betteln nahete Hr. D. J. auch dem reichen Banquier D*ll***, dieſer aber ſagte ihm: „Sie ſind ein ſchöner Geiſt und müſſen als ſolcher Schakſpeares Werke geleſen haben, daher werden Sie auch wiſſen, daß der brittiſche Dichter vor Borgen warnt.“

Gutmüthiger wenigſtens war der Kritiker R., der ſich ein Paar Jahre in Berlin umhertrieb. Der Mann trug einen alten, ſchmutzigen, ganz zerriſſenen Rock und, ſtatt des Stockes, einen Beſenſtiel.

„Aus den Löchern deines Rockes guckt allenthalben der Stolz hervor!“ rief einſt Sokrates einen Cyniker zu. Aehnliches durfte man mit Rechte dem Herrn R. nicht ſagen, denn Stolz und Selbſtgefühl naheten ihm nie.

Eines Tages begegnete mir jener arme Teufel in ſeinem traurigen, in der That Mitleid erregenden Aufzuge in der Brüderſtraße. Herr R. verſicherte mich, daß er ſchon ſeit zwei Tagen keinen Biſſen gegeſſen habe und bat mich, ihm vier Groſchen zu borgen, damit er ſich nothdürftig ſättigen könne. Ich reichte dem Manne einen halben Thaler, worauf er mich ſeiner ewigen Freundſchaft verſicherte — gern hätte ich, um dieſen Preis nicht zu erringen, mein Geld wieder zurückgenommen — und meine neuſten Schriften wurden nun durch Herrn R. in mehrern kritiſchen Blättern ungemein herausgeſtrichen.

Armes Publikum, wie wirſt du gemißbraucht und wie unzuverläſſig ſind die Richter, welche dein Urtheil lenken! Wie aber ſoll man nun von gelehrten Inſtituten denken, die ſolchen Leuten Theilnahme als Mitarbeitern geſtatten? — —

Nicht um ein Haar beſſer treiben die Theaterrecenſenten ihr Weſen und die Herren ſind dabei ſo Geiſtesarm, daß ſie nicht verſchmähen, ganze Phraſen aus Schlegels dramatiſchen Vorleſungen oder aus dem Converſations-Lexikon wörtlich abzuſchreiben und ihren kritiſchen Artikeln einzuverleiben.

Wem darum zu thun iſt, über dieſe Punkte noch genauer unterrichtet zu werden, den verweiſen wir auf die Abhandlung über das Recenſentenunweſen zu Berlin, welche Hr. Jul. v. Voß ſeinem Luſtſpiele: die beiden Gutsherren genannt, vordrucken ließ.

Meierbeeriana.

Ueber den Rang, welchen Herr Meierbeer unter den jetzt lebenden deutſchen Tonkünſtlern einnimmt.

Kann es hier, kann es an irgend einem Orte einen ächtern Maaßſtab geben, als Celebrität? — Die Stimme von Tauſenden muß doch gewichtiger ſein, als die des Einzelnen. Sagt dieſer: Ich bin ein Kenner, ſo hat er doch damit nicht bewieſen; daß er ein ächter ſei (unächte Kenner, auch unächtes Urtheil) und viel weniger, daß man unter den Tauſenden keine ächte zähle. Viel Lob giebt Celebrität, aber auch viel Tadel, am meiſten neidiſchen; man denkt: es kann doch nichts Untüchtiges ſein, was den Neid ſo waffnet. Billige vertheidigen dann mit Unrecht Getadeltes, mehren ſein Lob. Manche Kunſtſchöpfungen werden nicht getadelt, noch — von guten Freunden — gelobt, weil ſie zu geringhaltig ſind, den Neid anzuregen. Füglich können wir nur drei Rangfolgen — man ſpricht von Theaterkomponiſten — beſtimmen. Eine, die nicht bloß im Vaterlande, ſondern auch weit über ſeine Grenzen hinaus, ſich rühmlich bekannt gemacht hat. Unter den Zeitgenoſſen leuchtete da bisher nur ein ſolcher Stern erſter Größe, Winter, denn Beethoven hat nur als Inſtrumentaliſt in der Ferne Celebrität. Die zweite Ordnung begreift die, welche im Vaterlande allenthalben — mehr oder weniger — rühmlich gekannt ſind, hier näher beſtimmt: deren Kompoſitionen man auf allen, oder den meiſten, — wenigſtens vielen — deutſchen Repertoiren ſieht. Es giebt manche, wiewohl die Zahl auch nicht groß iſt, und ſie können hier ungenannt bleiben. In den letzten — wimmelnden — Rang ſtellen wir ſolche, deren Sächelchen wohl ſo hingehen — mehr oder weniger ephemeriſch — aber von Donau Iſar, Elbe, Spree, u. ſ. w. ſich durchaus nicht, oder doch ungemein ſchwer, ein wenig fortbewegen. Die ſinnigen, bei ähnlichen Gelegenheiten oft ſchon angeführten Sprichworte: Der Heller gilt am meiſten, wo er geſchlagen iſt, und: Der Prophet gilt nicht im Vaterlande, (hier beſſer Vaterſtadt,) finden bei unſern drei Klaſſen eine treffende Anwendung. Man ſieht hier die Hochmeiſter, die gewöhnlichen Meiſter, — worunter tüchtige — und endlich die Geſellen und Lehrlinge, von denen manche Lebelang nichts Rechtes lernen, es müßte denn ein rechter Dünkel ſein, woran ſie häufig die Meiſter übertreffen.

Die Klaſſen haben noch folgende Eigenthümlichkeiten. Die erſte recenſirt in der Regel nicht; es iſt da bei den Tonkünſtlern anders, als bei den Schriftſtellern; von einem recenſirenden Gluck, Haydn, Mozart, Winter, Beethoven hat man nie gehört; doch ſpricht ſie zuweilen ein Impulswort aus. Die zweite iſt meiſtens auch zu ſtolz zum Recenſiren; geſchieht es aber, ſo iſt es von Belang, man lieſt Gründliches. In der letzten Klaſſe hingegen wird am meiſten, wie reminiſcirt, auch recenſirt, da kommt das Ungründliche, Halbe, Nachgebetete, Leidenſchaftliche u. ſ. w. reichlich zum Vorſchein. Manche darunter können ſich nicht einmal in die dritte Klaſſe erheben, und da paßt es gut, wenn man oft von ihren Beurtheilungen ſagt: ſie ſind keinen Heller werth. Zur Seite ſtehen ihnen noch die kritiſchen Dilettanten, die Liebhaber, welche immer den Satz wiederholen: man könne ein großer Theoretiker und doch praktiſch ein Stümper ſein, es aber meiſtens bei dem Letztern bewenden laſſen; die kleinen äſthetiſchen Univerſalgenies, die von allem nach Büchern ſchreiben können, und nach Umſtänden für und gegen die Sache; freilich iſt es aber auch danach.

Das beiläufig; nun kommt es darauf an, in welche Ordnung wir Herrn Meierbeer zu ſtellen haben. — Er iſt ein Berliner, ſeine Werke ſind vertrieben weit in Deutſchland. In Wien hat er große Auszeichnung, doch auch die Ehre einer Aufmerkſamkeit erregenden Kabale genoſſen.

In München dagegen war der Beifall des Publikums noch einſtimmender (und dieſes Publikum gilt in ganz Deutſchland — ein billiges, ein gerechtes). In Prag hat man einer ſeiner Opern dreizehnmal hintereinander aufgeführt; in Stuttgart, Dresden und in andern bedeutenden Städten Deutſchlands hat er ungemeinen Beifall erzielt. In Berlin war das Publikum für, die Kritik gegen ihn, eine ganz ungewöhnliche Anſtrengung aufbietend, das Publikum gegen ihn einzunehmen, eine Anſtrengung, wie ſie bei gewöhnlichen Talenten ſicher nicht auftreten wird. Dieſes Alles würde ihn in den zweiten Rang ſtellen. Nimmt man den in Italien erzielten Ruhm aber noch hinzu, der beiſpiellos iſt, einen Ruhm, deſſen ſich aus der zweiten Ordnung jetzt lebender deutſcher Tonkünſtler doch Niemand rühmen kann, ſo wird man genöthigt ſein, Herrn Meierbeer den erſten Rang zuzuerkennen, wo er nur einen Nebenbuhler findet *).

---

*) Ich kann mit voller Wahrheit behaupten, den Abt Vogler (Meierbeers großen Meiſter) genau gekannt zu haben, denn Jahr und Tag lang war mir zu München das Glück beſchieden, jeden Sonn-

Daß ſeinen Feinden eine ſolche Beſtimmung höchſt verdrießlich ſein muß, leuchtet ein, doch iſt ihnen nicht zu helfen, ſie müßten denn einen ächteren Maaßſtab als Celebrität und einen deutſchen Tonkünſtler nachweiſen, der ſo mannigfachen Ruhm in der Heimath und ſo ungemein ausgezeichneten in Italien gewonnen hätte.

Ich lernte Herren Meierbeer vor Jahren in München kennen, war Zeuge, wie allgemein man dort ſeinen ausgezeichneten und ſeltenen Talenten huldigte, und denke eine eigene Bildungsgeſchichte des Künſtlers für eine der Berliner Zeitſchriften zu ſchreiben, wozu ich ſchon vielen Stoff ſammelte. Nun auch Zeuge der Dornenkrone, welche man Hr. Meierbeer in ſeiner Vaterſtadt wand, bemerkte ich, daß Winter einſt ähnliches erfahren hat. Sein Opferfeſt wurde beim erſten Erſcheinen

---

tag mit ihm in dem kleinen Zirkel einer äußerſt gebildeten und kunſtſinnigen Familie zu ſpeiſen. Bei dieſen Gelegenheiten pflegte Vogler oft zu ſagen: Meierbeer war und iſt unter allen meinen Schülern der einzige, (es ſind des Abts eigene Worte,) von welchem ich mir mit Beſtimmtheit vorauszuſetzen getraue, er werde Ungewöhnliches in der Kunſt leiſten.

in einer gewiſſen deutſchen Stadt eben nicht günſtig aufgenommen, und ſpäterhin ſoll man es ſogar in Philadelphia dargeſtellt haben.

Was ſind denn einige feindliche Recenſionen, die ungefähr ſo urtheilen, als wenn man ein für Paris gefertigtes Trauerſpiel in London nach engliſchem Typus würdigte? Jede ſchwache Stelle ſorgſam herauszuklauben und das Gute noch ſorgfältiger zu verſchleiern, durch Spott und Muthwillen zu ergänzen, was nicht gründlicher Tadel vermag, ſind abgenützte Kunſtgriffe. Das Publikum aber, die höchſte Autorität, hat die jetzt hier unübliche Form um der allgemeinen und eigenthümlichen Schönheiten willen überſehen und dieſen mit großem Beifalle gehuldiget. Es giebt zu ahnen, der Prophet werde auch in der Heimath noch gelten, und der rechte muß das endlich auch. Für jetzt aber bringen wir hinſichtlich ſeiner des geiſtreichen Welſchen Caſti ſinnige und wahre Worte in Anregung, welche alſo lauten:

„Pur fra gli applausi ed i sonori encomi
Te non risparmierà l'acuto dente
Della furtiva tacita censura,
D'ogni pensier, d'ogni opra e d'ogni accento

Interprete maligna, a sparger pronta
Ombre e sospetti, o a mescer falso a vero.
Ma di malvagità strali impotenti
Tu non curar, in tua virtù sicuro."

(Unter lauten Lobeserhebungen
Und Klatſchen ſchont dich nicht der ſcharfe Zahn
Des heimlichen, verſtohlnen Tadels; der
Legt jede Handlung, jeden Laut und jeden
Gedanken tückiſch aus. Verdacht und Argwohn
Verſtreut er, miſcht Falſches unter Wahres.
Doch achte du, durch deine Tugend ſicher,
Ohnmächt'ger Bosheit ſchwache Pfeile nicht.)

* * *

Nachdem Herrn Meierbeers neuſte große Oper zum erſtenmal in Berlin über die Bretter gegangen war und nachdem dieſer große Tondichter von dem Recenſentenpack auf eine höchſt hämiſche Weiſe behandelt worden war, äußerte ich dieſe Anſichten in einer großen Geſellſchaft. Man ſagte mir: „Aber warum theilen Sie dieſe Ihre Meinung nicht öffentlich mit?" — und ich ließ hierauf den vorſtehenden Artikel wörtlich in der Voßiſchen Zeitung und zwar mit meines Namens Unterſchrift abdrucken.

Die Sache machte Aufſehen und die Expedition jener Zeitſchrift verkaufte eine Menge Exemplare, in welchen der Artikel ſich befand, einzeln.

Der Recenſent kam hart in's Gedränge, was ſollte er der Stimme der Wahrheit entgegnen? — doch ganz zu ſchweigen hielt man auch nicht für rathſam und man ſuchte ſich daher durch einen Witz zu helfen. Der Pſeudokritiker antwortete in der Speneriſchen Zeitung auf meine Vorwürfe durch ein Epigramm; es lautete:

„Bewahr uns, lieber Gott! in allen Gnaden!
Die Oppoſition hat nun einen Schaden.“

Ich hielt es unter meiner Würde, mich in einen unnützen Streit in der Sache einzulaſſen, allein Andere nahmen meine Partie und man rief den Recenſenten zu:

„Durch Schaden wird man klug! — drum rief man Euch den Schaden;
Ihr aber ſprecht: dafür bewahr' uns Gott in Gnaden!“

Dieſes gab die Loſung zu einem heftigen Epigrammenkrieg, der das Publikum weidlich beluſtigte und dem ich ſelbſt als kalter Zuſchauer ohne alle Theilnahme beiwohnte; doch auch in dieſem Kriege, ſtrichen endlich die Recenſenten freiwillig die Segel und ich könnte mich hier eines literariſchen Triumphes rühmen.

Die Thatſache mag übrigens dazu beitragen, Berlins Theaterrecenſenten näher zu charakteriſiren.

Spontini und Weber.

Auf Betrieb des ſehr wiſſenſchaftlich gebildeten Königl. General-Adjutanten, Generals von Witzleben, kam jener Tondichter im Jahre 1820 nach Berlin. Der Ruhm war ihm vorausgegangen, die Vorſtellungen ſeiner Opern: Die Veſtalin und Cortez gehörten zu den glänzendſten auf dem hieſigen Theater, ſo war auch der Empfang des Künſtlers ungemein ſchmeichelhaft; vor ihm hatte auch nie ein Kapellmeiſter hier ein reicheres Einkommen gefunden, als Spontini. Allein es währte nicht lange, ſo erreichten ihn auch mannigfaltige Unannehmlichkeiten. Erſt lieſerte ſein Amtstitel den Stoff. Kapellmeiſter zu heißen ſchien zu geringlautend, man wollte ihn daher General-Intendant der Muſik nennen; ein Prädikat, welches übrigens in ältern Zeiten ſchon Düport geführt hatte. Dem General-Intendanten der Schauſpiele, Grafen Brühl, war es jedoch mißfällig, dünkte ihm Eingriff, Gleichſtellung. Einen General-Direktor, aber keinen General-Intendanten der Muſik wollte er zugeben, und man las im Freimüthigen etliche Briefe über dieſen hochwichtigen Titulargegenſtand.

Der Kapellmeiſter Weber fand ſich noch tiefer gekränkt, vom zeitherigen erſten Kapellmeiſter auf die zweite Stufe hinabverſetzt zu ſein, und ein viel geringeres Dienſtgehalt zu beziehen. Weber hatte ſich in der That Verdienſte um die Ausbildung des Orcheſters erworben, manche ſeiner Compoſitionen, z. B. die Oper Deodata, die Wette, früherhin Muderra, die Melodramen Hero, der Gang nach dem Eiſenhammer u. a. m. waren beliebt. Die Kränkung gewann um ſo mehr Platz, als Weber bei Spontinis Ankunft kränklich und immer empfindlich war. Spontini ſtattete ihm einen Beſuch ab, und ſprach bei dieſer Gelegenheit: er wolle den Zuſtand der hieſigen Muſik — verbeſſern. Dies nahm Weber gewaltig übel, und meinte, Jener hätte wohl höflicher und glimpflicher ſich ausdrücken können: er wolle dies und das verändern und ſeinen Kollegen dabei zu Rathe ziehen. Spontini iſt aber offen, ohne daß man ihm Stolz zur Laſt legen dürfte. Wäre Weber geſund geweſen, ſo hätte ſich ohne Zweifel eine beiderſeitige Feindſchaft angeſponnen, indeß nahm Webers Uebel zu und er beſuchte im Sommer 1820 das Bad in Ems; Witzlinge ſagten: er ſei an Spontini krank. Bei dem Allen war er ſchon ſeit einigen Jahren mit Leiden an Bruſt und Unterleib behaftet. Der Geſundbrunnen half nicht, nach Webers Zurückkunft trat ein Blutſturz ein, woran er den Winter ſiechte, und im März 1821 ſtarb. Bei dem ſolennen Begräbniß zeigte ſich Spontini, und äußerte Rührung.

Vom Publikum, wenigſtens ſeinem engen äſthetiſchen Ausſchuß, hatte Spontini aber auch feindliche Nachrede und Neckereien zu dulden. Bald hieß es: er ſei wohl ein Componiſt aber kein Dirigent, und das Orcheſter hätte ſonſt mehr geleiſtet, bald gar: er dirigire Glucks und Mozarts Opern abſichtlich unvollkommen, um die ſeinigen deſto mehr zu heben. Daß er mit der Oper Olympia ſo lange zögerte, fand auch Tadel genug. Doch als in der Voßiſchen Zeitung ein Recenſent ihn hämiſch genug angegriffen hatte, fand er auch eifrige Vertheidiger.

Immer iſt **Spontinis** Künſtlerruhm indeß begründet und die nach dem: praesentia minuit famam handeln, laſſen in der Regel erwarten, daß ſie den ihrigen nie begründen werden.

Stutzer.

Dieſe Kreaturen, die in keiner großen Stadt fehlen und welche, wie ein franzöſiſcher Schriftner des vorigen Jahrhunderts ſehr witzig ſich ausdrückte *), nach dem Beiſpiele ihrer cispyrenäiſchen Brüderchen, Pferde, Hunde, Jokays, Schulden ꝛc. und blöde Augen haben — der große Linné vergaß dieſe Gattung zu klaſſificiren — werden hier gewöhnlich von dem ſkurriliſchen Theile des Publikums Zierbengel genannt.

Der Ausdruck gefällt mir, bin ich anderwärts ſchon kein Freund des Purismus.

Die höchſte Arroganz und Dummdreiſtigkeit ſtellen die iſraelitiſchen Zierbengels dar; empfängt ſolch' ein jüdiſcher Incroyable auch einmal ein Paar Ohrfeigen — hier nennt man die Frucht:

---

*) Er ſchrieb über Madrid.

Backpfeifen — er ſchüttelt ſie ab, wie ein Pudel die Jagdhiebe.

Die merkantiliſchen Zierbengels heißen ſeltſam genug: Lords vom Mühlendamm *). Gegen dieſe muß der Verſtändige dennoch einige Toleranz üben. Sechs Tage lang ſind ſie thätige und nützliche Glieder der Geſellſchaft und nur am ſiebenten putzen ſie ſich heraus, gallopiren auf lahmen Philiſterpferden und geben allerlei unnütze Streiche an.

Wäre unter ſieben Menſchen nur einer verrückt oder bös, übten alle ſechs Tage in der Woche ihre Pflichten gewiſſenhaft — traun! es ſtünde beſſer um die Welt.

---

*) So wird zu Berlin eine lange Colonnade genannt, unter der ſich eine Menge Kramladen, einer am andern, befindet; die Kommis dieſer Laden nun ſind die Lords vom Mühlendamme.

Orden. — Das eiſerne Kreuz.

In Preußen giebt es viele Orden, nun ſie gehören einmal in militäriſchen Staaten unter die Bedürfniſſe. Gefallen will es mir übrigens durchaus nicht, daß mit dem Beſitze der militäriſchen Orden hier keine Revenüen verbunden ſind; ſprecht ſo viel Ihr wollt von Ehre, Geld bleibt doch die Axe, um welche im Menſchenleben alle Anſtrengungen ſich drehen, der Soldat, der Offizier ſind ohnehin ſchlecht genug bezahlt, ihre Subſiſtenz im Alter iſt noch weniger geſichert, was kann mehr den Krieger reizen, ſich auszuzeichnen, als wenn er durch eine kühne Waffenthat hoffen darf, ſich für Lebenszeit eine Zubuße zu erringen, durch welche er für die Zukunft vor dringender Noth geſchützt wird.

Außer dem ſchwarzen und rothen Adlerorden exiſtirt ein militäriſcher Verdienſtorden, der in neuern Zeiten ſparſam verliehen wurde und ſich immer ſeltener zeigt.

Denkwürdig, bedeutungsvoll und ehrwürdig bleibt mir das Zeichen des eiſernen Kreuzes; dieſer Orden wurde bekanntlich von dem jetzigen Könige bei'm Beginnen des heiligen Völkerkrieges geſtiftet, allein vielleicht ging man mit Ertheilung des ſchwarzen Kreuzes zu verſchwenderiſch um, wodurch es an ſeinem urſprünglichen Werthe ſchwerlich gewonnen haben mag.

Aerzte.

Namen, wie: **Hufeland**, **Gräfe**, **Ruſt** u. ſ. w. bürgen für die Vorzüglichkeit der hieſigen Aerzte; doch habe ich mich überzeugt, daß ſich unter der großen Menge der Hippokrat'ſchen Familie in der Hauptſtadt auch Charletane und Ignoranten genug befinden. Ein Arzt, aus Iſraels Stamm entſproſſen, — er nennt ſich

M**** — iſt mir bekannt geworden, von dem man mit Fug und Recht ſchreiben kann:

„Er iſt e Doktor für die Hunde,
Und ein wahrer Schrecken für Geſunde.“

Einem meiner Freunde, der an Blaſenbeſchwerden leidet, rieth Herr M. ganz ernſthaft als ein probates Mittel an, Knoten in's Hemde zu knüpfen.

Es iſt mir von jenem jüdiſchen Arzte auch zufällig ein Atteſtat zu Geſichte gekommen, welches er einem unvermöglichen Kranken ausgeſtellt hatte, und ich wollte beſchwören, daß in dem Zeugniſſe bei weitem mehr grobe Fehler gegen die Orthographie, als Sylben gezählt werden konnten, und doch beabſichtigt Herr M. ein großes Werk über die Arterien herauszugeben; ich kondolire hiermit im voraus feierlichſt dem mediciniſchen Publikum zu dieſem Beitrage — des tollſten Unſinnes.

Die Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore.

Dieſe koloſſale Viktoria mit ihrem Viergeſpann iſt eine wahre Zierde der herrlichen Pforte und ein großes Meiſterſtück ſeiner Art.

Merkwürdiger und bedeutender iſt die Statüe durch ihre ſeltſame Schickſale geworden; Napoleon führte ſie bekanntlich nach Paris und pflanzte ſie auf die Zinnen des Invalidenhauſes, von wo ſie Preußens tapfere Krieger im Jahre 1814 wieder abholten.

Das Ereigniß zu verewigen — hätte man das Geſchäft doch den Annalen der Geſchichte und der Volkstradition überlaſſen — gab man nun der antiken Viktoria einen Stab mit dem modernen eiſernen Kreuze in die Hand. Unglückliche Idee! würdet Ihr es dem Pinſel eines heutigen Malers Dank wiſſen, wollte er Guido Renis Madonna ein Bouquet auf den Buſen kleckſen?

Das ſchöne Geſchlecht.

Mehrere Reiſende, welche über Berlin ſchrieben, ſprachen dem ſchönen Geſchlechte im allgemeinen Schönheit ab.

Entweder müſſen die Herren blind, oder ungemein übelwollend geweſen ſein.

In Süden entzückt uns die üppige Brünette mit dem feurigen Blick, der Lüſternheit verkündet.

Die Blonde, mit dem ſanften blauen Auge und dem ſchwärmeriſchen ſchmachtenden Zuge um den lieblichen Mund, feſſelt uns im tiefern Nord; doch hier in Berlin könnt Ihr dieſe und jene Schönheit häufig erſchauen, der Geſchmack Aller wird befriedigt; im erfreulichem Gemiſche ſtellen jene eigenthümlichen Reize ſich noch lockender dar.

Der Wuchs der Damen erinnert an die Cedern des Berges Libanon, und ſehr vortheilhaft wiſſen ſie ſich zu kleiden.

Die erwähnte Miſchung weiblicher Schöne wird häufig gefunden, und gar intereſſant erſcheinen dieſe Halbblondinen und Wolluſt athmende Halbbrünetten geſchmackvoller Kenner Augen.

Wird der berliner Jargon nicht in der rüdeſten Weiſe geſprochen, ſo tönt er aus ſchönem Munde in der That einſchmeichelnd und weich.

Eine oberflächliche Bildung iſt den meiſten Damen eigen, und iſt ſie aus Romanen wohl größtentheils entlehnt, ſie ſpricht dennoch an.

Als Hauswirthinnen hört man die reizenden Frauen ſelten genug loben; dagegen ſeufzen Fremde, die mit Berlinerinnen ſich verbanden, oft: „Hätte ich es doch nimmermehr gethan!“

Weiber wie Mädchen ſind in der Regel galant; wohlgebaute, junge, artige Ausländer ſagen ihrem Gout ganz vorzüglich zu; doch zart wollen die Huldgeſtalten auch ſchon behandelt ſein; will man von ihnen geliebt werden, ſo muß man ſich beſtreben, zu gefallen, man muß auf ſeine Garderobe halten, muß aufmerkſam, zuvorkommend, liebenswürdig ſein.

Ungemeine Vorſicht anderer Art bleibt ſehr empfehlungswerth: in den Mittelſtänden nämlich mahnt die Eiferſucht der Ehemänner zuweilen an jene der Hiſpanier und Muſelmannen; nun die Leidenſchaft läßt ſich hier allerdings entſchuldigen.

Ehen.

Werden ſie, wie man zu ſprechen pflegt, in der That im Himmel geſchloſſen, ſo muß es ein ungemein ſchalkhafter oder leichtſinniger Engel ſein, den der liebe Gott, in dieſem Punkte, zum Anwalde der Berliner beſtellt hat.

Beinahe in den meiſten Ständen wird die wichtige Angelegenheit auf eine ungemein kurze Art abgemacht: Heute ſieht man ſich, gewöhnlich an öffentlichen Orten, zum Erſtenmale, des andern Tages geſteht der Ritter der genug, hier ſchränke man ſolche tollhäusleriſche Verbindungen ein, in den Provinzen werden dergleichen Maaßregeln ſchwerlich nöthig ſein.

Im wohlhabenden Mittelſtande ſtellen ſich andere Verhältniſſe dem ehelichen Glücke dräuend entgegen; die Männer ſetzen als Hausväter gewöhnlich die rüde, verſchwenderiſche Lebensart, die ſie ſich als großſtädtiſche Jünglinge angewöhnt, fort, und die Weiber ergeben ſich ungebändigtem Kleiderluxus, wo nicht noch ſchlimmern Dingen.

Ein ehrwürdiger alter Juſtizkommiſſarius erzählte mir vor wenigen Wochen, zu ihm ſei im Laufe des vergangenen Winters die junge, reizende Gattin eines mit Vermögen mäßig ausgeſtatteten, achtbaren und gewerbetreibenden Bürgers gekommen und habe von ihm den Entwurf einer Eheſcheidungsklage verlangt; es machte ſich folgendes Geſpräch.

Der Advokat. Was haben Sie für Gründe, Madame! ſich von Ihrem Manne wollen trennen zu laſſen?

Die junge Frau. (verſchämt.) Ich möchte ſie nicht gerne nennen.

Der Advokat. Ei, ich bin ein alter Mann und eine Gerichtsperſon, mir dürfen Sie ungeſcheut Alles ſagen, es ſei was es ſei.

Die junge Frau. (ſich vergeſſend und heftig.) Stellen Sie ſich vor, Herr Juſtizkommiſſarius! mein Mann, der Barbar, will mir in dieſem kalten Winter durchaus keine neue Pelzenveloppe machen laſſen.

Der Advokat. Beſitzen Sie denn nicht ſchon ein Kleidungsſtück dieſer Art; wie ich ſehe, tragen Sie ja eine Enveloppe, iſt ſie vielleicht nicht Ihr Eigenthum?

Die junge Frau. Freilich wohl, ich habe auch noch eine beſſere zu Hauſe im Spinde hängen, allein ich muß doch eine neue haben, der Nachbar hat ſeiner Frau auch eine machen laſſen, und der iſt gegen meinen Mann nur ein armer Schlucker, *man muß doch ein bischen wenigſtens auf ſeine Reputation halten!*

Welche Beweiſe von Reputation! — O tempora, o mores! —

Schleier.

Sie werden hier von den Damen — beſonders im Frühjahre und Herbſte — entweder in weißer oder grüner Farbe häufiger noch als im übrigen Deutſchland getragen.

Die Berlinerinnen ſind ſtolz auf ihren ausgezeichnet feinen Teint und ſuchen ihn zu erhalten, indeß glaubt man doch, daß der Weiber Koketterie mehr noch, als jene Rückſicht die Verſchleierung befördert.

Ein ſehr genialer galliſcher Schriftſteller ſagt: „Der magiſche Reiz des Verborgenen iſt ſo mächtig, daß, wenn die Weiber nackt gingen, und nur einen Finger verhüllten, gerade dieſer Finger unſere lüſterne Neugierde reizen würde.“

Der Mann hatte Recht, und ihr Inſtinkt ſagt den Berlinerinnen von ſelbſt: Es ſeie ſo.

Nun wir laſſen uns die Verſchleierung gefallen; feurige Augen leuchten funkelnder hinter dem feinen Gewebe, wie Sternlein zwiſchen düſtern Wölklein heller ſtrahlen.

Eine Fabel.

(Nicht Allen verſtändlich.)

Der Leu, umgeben einſt von ſeinen Thieren,
Er wollte ſich ein wenig amüſiren;
Gleich ſchlägt im Wald man eine Bühne auf,
Und alles Vieh rennt hin im vollen Lauf.

Sie bei der Bühne gnädigſt anzuſtellen,
Es bitten unſern Herren die Geſellen,
Der Wolf, die Wölfin und das edle Roß,
Sie melden ſich und noch ein großer Troß.

Nur tragiſch wollen Wolf und Wölfin ſpielen;
In dieſem Fach, ſpricht Wolf, glänz' ich vor Vielen!
Der gute Leu — ach! er verſtand nicht viel,
Und ackordirt der Wölfe traurig Spiel.

Das edle Paar eröffnet nun den Reigen,
Man ſieht den Leuen lächelnd Beifall zeigen;
Es ſind die Wölfe liſtiger Natur,
Der Leu hub an — zu folgen ihnen nur.

Doch Zwei — ſie können wenig jetzt agiren,
Drum muß man ander Vieh noch engagiren,
Und es geſchah zu unſers Wolfs Verdruß,
Sein Neid allein der Noth doch weichen muß.

Der ſchlaue Fuchs bekommt die liſt'gen Rollen,
Es muß der Stier ſich in's Orcheſter trollen,
Und der Etat — er iſt gar bald komplet,
Ein Plätzchen nur dem Pferd und Eſel fehlt.

Als Dichter wollen beide Thiere glänzen,
Doch ſetzt der Leu nun ſeiner Großmuth Grenzen,
Und ſpricht: „Ich brauche nur ein Dichterlein,
Dein Wort, mein Wolf! entſcheide ganz allein.“

Und wüthend ſchreit der Wolf: „Ich ſelbſt bin
Dichter,
Ich bin noch mehr — ich bin mein eigner Richter,
Es packe ſich das Pferd, der Eſel gleich,
Der Parnaß bleibe mir, er iſt mein Reich.“

Der Ausſpruch will dem Leuen nicht gefallen,
Er ſpricht: Als Mime mag dein Lob erſchallen,
Als Dichter aber taugſt du wenig nur,
Mein Wolf! verfolge keine falſche Spur!

Das Wölflein muß des Herren Machtſpruch weichen,
Und weil es den Olymp nicht kann erreichen,
Beſtimmt nun ſein und ſeiner Wölfin Rath
Die Wahl des neuen Dichters in der That.

Den Hippogryph, — man ſieht ihn Ruhe zeigen,
Zu einem Eſel kann man ſich nicht neigen,
Denkt er — wenn mit dem ſtolzen Königsſchritt
Ein Götterroß auch in die Schranken tritt.

Doch das Terrain — es kennt der Eſel beſſer,
Er ſchneidet auf bald mit dem großen Meſſer,
Dann leckt er aber auch der Wölfin Koth,
Und eine Tugend macht er aus der Noth.

Die Demuth kann bei Damen nimmer ſchaden,
Die Wölfin nimmt den Eſel an zu Gnaden,
Als Sklave trägt er ihren alten Schwanz,
Empfängt dafür zum Dank — des Dichters Kranz.

Mein edel Götterroß! gieb dich zufrieden,
Nicht im Olymp iſt's ſo — doch oft hienieden:
Es ſtiehlt des dummen Midas dümmſter Sohn
Dem Hippogryph gewöhnlich ſeinen Lohn.

Theater.

Wir haben ein neues Haus, ein herrliches, ein prachtvolles, in ſeiner Art eigenes Gebäude, denn kein Architekt, — und wenn ſelbſt der alte Vitruv aus ſeinem Grabe erſtände, — weiß den Geſchmack anzugeben, in welchem es eigentlich aufgeführt iſt.

Wir haben daneben noch das Opernhaus, wir haben einen Mattauſch, einen Spontini, eine Lemiere, ein herrliches Orcheſter, Comparſen comme il faut, entzückende Dekorationen, eine ſeufzende und krachende Maſchinerie, — dem Mechaniſchen ſind wir überhaupt ungemein zugethan — die ein Zimmermann leitet, wir haben Alles, nur eine Kleinigkeit fehlt, nämlich — eine Anzahl Mimen und Sängerinnen, welche ſich über die Mittelmäßigkeit bedeutend erhebe, auch gute Theaterdichter mangeln hier wie jetzt in Deutſchland allerwärts.

Geduld! — unſere Intendanz iſt eine kunſtſinnige, eine umſichtige, es muß wahr ſein, denn etliche Schöngeiſter, welche Freibillete erhalten, haben es in Zeitſchriften hundertmal abdrucken laſſen; nun, und was hat die hochbelobte Intendanz gethan? — Ih, ſie hat ſechs Dutzend Mimen und Sänger beiderlei Geſchlechts von Herrn Beſtelmaier aus Nürnberg verſchrieben; ein paar Theaterdichter aber hat bereits ein vaterländiſcher Drechslermeiſter anzufertigen den Auftrag erhalten; einer iſt bereits fix und fertig. —

Hazardſpiele.

Streng ſind ſie verboten, allein — nitimur in vetitum — hinter verſchloſſenen Thüren werden dem Könige Pharo, vielleicht verhältnißmäßig in keiner großen Hauptſtadt häufigere Opfer gebracht, als hier; zuweilen wohl gelingt es der wachſamen Polizei, Banken aufzuheben, allein als Warnung werden ſolche Ereigniſſe keineswegs beachtet.

Daß durch Winkelſpielerei mehr Unheil geſchieht, als durch öffentliche, unter Schutz und Aufſicht der Regierung aufgelegte, große Banken, — wer möchte dem widerſprechen? —

Die Erfahrung vieler Jahrhunderte hat es erwieſen, daß kein Geſetz, nicht Gewalt, nicht ſtrenge Aufmerkſamkeit vermögend ſind, Hazardſpiele zu unterdrücken, denn die Baſis auf welcher ſpekulative Banquiers ihre Gebäude errichten, iſt zu ſicher, ſie heißt *toller Menſchen blinde Leidenſchaft.*

Hört doch die Stimme der Erfahrung, Ihr, die ihre bitterſte Schule durchlaufen!

Lotterien.

Die Zahlenpeſt, das ſogenannte Lotto di Genua exiſtirt, dem Himmel und der Regierung ſei es gedankt, lange nicht mehr; dagegen haben wir eine große Staatslotterie, welche in fünf, und eine kleine Geldlotterie, welche in einer Klaſſe gezogen wird, und die letztere iſt eben auch nicht ſehr erſprießlich, denn ſie ſchließt den gewinnluſtigen armen Teufel keinesweges aus, er verſchleudert nach wie vor die zum nothdürftigen Lebensunterhalte beſtimmten etlichen Groſchen.

Privatleuten iſt es ſchwer verpönt, eine Spielbank aufzulegen, die Regierung ſelbſt aber unterhält die größte und die am weiteſten um ſich greifende; noch eher möchte das Eine, als das Andere geſchehen.

Wann werden Fürſten beginnen, auch dann noch unerſchütterlich konſequent zu handeln, ſelbſt wenn ihr erwieſener Vortheil augenſcheinlich beeinträchtigt wird? — —

Jagd.

Von Jugend auf war ich ein leidenſchaftlicher Jäger; nirgends vermochte ich lange die angeſtammte Neigung zu unterdrücken und allenthalben ſuchte ich daher ſogleich mit Gutsbeſitzern und Jägern in nähere Bekanntſchaft zu treten, um in ihrer Geſellſchaft und unter ihrer Aegide ein Vergnügen zu genießen, das ich früher durchaus nicht glaubte entbehren zu können.

So auch in Berlin — allein kaum dreimal hatte ich Jagden in der Umgegend beigewohnt, da ſchraubte ich den Hahn ſchon von der Flinte und er lag ſeitdem — ruhig.

Die Berliner halten ſich für eine ganz abſonderliche Race: ſie wähnen, von Hauſe aus alles zu wiſſen und zu verſtehen und wollen alles gern mitmachen; aber der Eifer ermüdet gar ſchnell.

Zu der erſten Jagd, welcher ich beiwohnte, waren allerlei Großſtädter gebeten, als: Kaufleute, Offizianten, Rentiers u. ſ. w. So lange wir im Kruge ſaßen, glaubte man in einen Zirkel von ächten Nimrods gerathen zu ſein; allein auf dem Felde angekommen, entwickelten die Herren ſo viel Ungeſchick, fruchtloſe Hitze und Unbeholfenheit, daß bei jenen Genoſſen Jedem, der das Fach kannte, für ſein Leben bangen mußte.

Nach ungefähr zwei Stunden waren die Herren alle verſchwunden; ein Theil hatte ſich auf Baumſtämme geſetzt, um von der ungewohnten Fatigue ſich auszuruhen; andere waren, ſich zu reſtauriren, nach dem Kruge und einige ſogar zur Stelle nach der lieben Vaterſtadt zurückgekehrt.

Ich befand mich mit drei Offizieren und vier Jägern allein auf dem Platze und wir dankten ſämmtlich unſerm Schöpfer, von jener Geſellſchaft befreit zu ſein; nun jagten wir erſt — con amore, aber es fehlte leider am Beſten, nämlich am Wilde ſelbſt.

Mehr oder weniger auf dieſe Weiſe formen und bilden ſich alle Jagdpartien, welchen man in Berlins Umgegend beiwohnt.

Geſchmacksſachen.

Der heiterſte Frühlingstag, der angenehmſte Herbſtabend — ſie vermögen die Berliner nicht aus den Thoren zu locken; ſendet aber die Sonne ihre Strahlen horizontal und verſengend, verdunkeln dichte Staubwolken die Atmoſphäre, dann keuchen wir odemlos und in Haufen — ſpazieren.

Reinlichkeit, herrliches Lokal, Höflichkeit, gute und billige Bedienung — ſie werden in keinem Kaffeegarten, in keinem Gaſthofe außer der Stadt aufgeſucht; mag Alles fehlen, mag für Geld nicht ein Glas Bier, keine Taſſe Kaffee zu erhalten ſein: befindet der Berliner ſich nur im Gedränge, dann gefällt er ſich; er iſt einmal gewöhnt, Rippenſtöße und Püffe zu erhalten und auszutheilen, und führt Ihr ihn in ein Eldorado, wo dieſe fehlen, ſpricht er: Hier gefällts mir nicht, *hier iſt nichts los!*

Ein karakteriſtiſcher und bemerkbarer Zug bleibt es, daß der *Berliner* ſich ungemein ſelten des Wortes *gut* bedient, ſondern ſtatt deſſen *ſchön* ſpricht. So heißt es: Der Braten ſchmeckt ſchön, dieſer und jener hat ein *ſchönes* Herz, *ſchöne* Eigenſchaften u. ſ. w.

Setzt Ihr dem Berliner den herrlichſten Rebenſaft vom Jahre 1811 aus Hochheim, Markebrunn, oder Rüdesheim vor, er verſetzt den koſtbaren Wein mit *Zucker*; alles muß ſüß ſchmecken, ſelbſt die Sallate werden hier allgemein mit Zucker, oder gar mit Syrup zubereitet, verſpeiſt.

Doch halt! — es fällt mir zur rechten Zeit bei, daß Geſchmacksſachen bunte Mützchen ſind, deren Form zu geſtalten man gern Jedem überlaſſen kann; der Satyr, welcher dieſe Mützen bekrittelt, iſt ein vorlauter, darum lege ich ihm hiermit Schweigen auf.

Pökelfleiſch und Erbſen.

Sie bilden das erſte Lieblingsgericht der frugalen Berliner.

Zur Winterszeit wird dieſe derbe Schiffskoſt in jeder Familie wenigſtens einmal bereitet, und die Caffetiers und Reſtaurateure kündigen ſehr häufig förmliche Erbspicknicke an.

Es iſt zum Erſtaunen, welche ungeheure Portionen die ſonſt mäßigen Berliner von dieſer ihrer unverdaulichen Lieblingsſpeiſe, ohne davon Beſchwerden zu fühlen, zu ſich nehmen können; freilich pflegen die Leutchen auf eine ſolche Mahlzeit einen tüchtigen Humpen Branntwein zu ſetzen, der nach ihrer Meinung die Verdauung befördert.

Kein Fremder wird hier einem Erbspicknick beiwohnen, ohne ſich dabei im Stillen einen Berliner Magen zu wünſchen.

Der Südnördliche Schlafrock.

Es giebt in Berlin auch Leute, welche vom Witze Profeſſion machen und die, wie Italiens Improviſitatores, eigens geladen werden, um Geſellſchaften zu amüſiren. Die Laune dieſer Schmarotzer iſt dürre, wie der märkiſche Sand; nur eine Probe! Einer der berüchtigſten Witzlinge, Herr M., wohnte gerade zu jener Zeit einer Fete bei, als Göthes Oſtweſtlicher Divan erſchienen war. Eine Dame ſprach: „Das iſt doch ein ſeltſamer Titel, ich habe gar keinen Begriff, was ein Oſtweſtlicher Sapha für ein Ding ſein mag.“

Ei meine Gnädige! erwiederte der witzig ſein wollende M., die Sache iſt nicht ſo ſeltſam, als

Sie glauben, beſitze ich doch ſelbſt — einen Südnördlichen Schlafrock.

Man wurde aufmerkſam und drang in das Männchen, ſich über die Natur ſeines Schlafrockes näher zu erklären; Herr M. erzählte: „Als ich vor zwei Jahren von meiner Reiſe nach Italien wieder in die Heimath zurückkehrte, kaufte ich in Süddeutſchland einen Schlafrock; es wurde Winter, und als ich eines Abends ganz ermüdet und vor Kälte ſtarr in einem Gaſthofe anlangte, wo ich übernachten wollte, ſetzte ich mich vorerſt an den warmen Ofen und entſchlummerte; als ich wieder erwachte, bemerkte ich mit Schrecken, wie ich meinen Schlafrock ganz abſcheulich verbrannt hatte, doch war noch glücklicherweiſe das Unterfutter unbeſchädigt geblieben. Was war zu thun? — ich mußte, in Berlin angelangt, meinen Schlafrock überziehen laſſen und nun iſt der obere Theil nördlich, der innere dagegen ſüdlich; demzufolge alſo nenne ich den Schlafrock einen ſüdnördlichen und ich bin Willens, nächſtens an Herrn Göthe zu ſchreiben und ihm meinen Schlafrock anzubieten, oder aber ſeinen Divan zu erbitten, denn beide ſeltſame

Dinge müſſen vereinigt werden, ſie paſſen zu gut für einander.“

Man lachte und nannte Hr. M — s Witz einen köſtlichen, einen fein ſinnigen, einen brillanten — wofür aber werden ihn verſtändige Leſer halten?

Gewerbe- und Handelfreiheit.

Iſt der Satz: vox populi, vox dei! richtig, ſo wird dieſe in den preußiſchen Staaten eingeführte Freiheit in der Folge die Veranlaſſung des Ruins aller dabei Betheiligten und namentlich in der Hauptſtadt werden. Die Werkſtätten, die Gewölbe der Kaufleute und alle öffentliche Orte hallen von den Seufzern wieder, welche über die unſelige Gewerbe- und Handelfreiheit häufig ausgeſtoßen werden.

In der That läßt es ſich a priori, mehr aber noch a posteriori erweiſen, daß die Anwendung des Adam Smith'ſchen Syſtemes für Preußen durchaus nicht paßt, mögen die Inſulaner dort in Brittanien ſich dabei auch noch ſo gut befinden.

Wenn es wahr iſt, daß der ehemalige, anderwärts ſehr verehrungswürdige Miniſter *Stein* zur Aufnahme dieſes Syſtemes den erſten Impuls gegeben hat, ſo wird er ſich dadurch ſchwerlich Verdienſte um die Nation erwerben.

Das ganze große Publikum leidet durch die Gewerbefreiheit: theure und ſchlechte Arbeit und Ausartung des Geſindes blieben bis jetzt ihre einzigen ſichtbaren Früchte.

Wollte man die Materie nur einigermaßen erſchöpfend behandeln und beleuchten, ſo müßte man viel weitläufiger werden, als Plan und Raum hier geſtatten; ſoviel aber iſt gewiß, daß, *wenn nicht gänzliche Aufhebung*, doch wenigſtens bedeutende Modifikation jener Freiheit — ein allgemein gefühltes und laut ausgeſprochenes Bedürfniß geworden iſt. Es läßt ſich wünſchen, daß die Regierung in dieſer Angelegenheit die Wünſche des Volkes berückſichtigen möge.

Eine Geſellſchaft von Fabrikanten erſuchte mich im vorigen Sommer, ihr eine Denkſchrift an die Regierung zu entwerfen, durch welche ſie darthun wollte, daß ihr Untergang unvermeidlich herbeigeführt werden müßte, wenn nicht bald gegen Englands Handelsdeſpotie ein Retorſions-Syſtem aufgenommen würde. Die Herren gaben, um mir richtige Ueberblicke ihrer Lage zu verſchaffen, Materialien und erwieſene Daten an die Hand, über welche ich ſtaunte; Niemand, der nicht vom Fache iſt, oder nicht Gelegenheit hatte, ſolche Einblicke zu thun, kann ſich einen wahren Begriff davon machen, wie tief, wie ungemein tief Preußens Fabrik- und Manufakturweſen ſeit wenig Jahren geſunken iſt; fürwahr hier thut baldige Hülfe hoch Noth, ſoll ſie nicht zu ſpät kommen.

Fremdenthum.

Ein Staat mag geniale und talentvolle Ausländer aufnehmen, ſie nützen und feſſeln ſogar, allein ihnen wichtige Aemter, in welchen ſie großen Einfluß üben können, anzuvertrauen, iſt vielleicht in der Regel nicht gut gethan. Der Fremde bringt beinahe immer in das neue Vaterland eigenthümliche Grundſätze mit, welche es mit der Muttermilch eingeſogen und deren Befolgung wohl in der alten Heimath erſprießlich, in der neuen dagegen ſchädlich werden kann; die Vorliebe für das eigentliche Vaterland tritt häufig hervor und macht ſich bei ergebender Gelegenheit oft zum großen Nachtheile des nunmehrigen Brotherrn geltend.

Solche Wahrheiten durchſchauten und berückſichtigten die weiſeſten Regenten des Alterthums, ſo wie jene der neuern Zeiten, in Preußen dagegen blieb man ſchon ſeit vielen Jahren den Fremden hold, und noch in dieſem Augenblick erblickt man an den Spitzen der wichtigſten Miniſterien und Departements Ausländer: Dänen, Hanoveraner, Sachſen u. ſ. w. Die Inländer und namentlich die *Brandenburger* ſind darüber unzufrieden; ſie pflegen zu ſprechen: „Sollten ſich denn unter der großen Maſſe unſeres ungemein ausgedehnten Reiches nicht ſo viele vorzügliche Köpfe vorfinden, als nöthig ſind, den vorzüglichſten Staatsämtern vorzuſtehen?“

Die Leute mögen in ihrer Art wohl nicht Unrecht haben, allein anderwärts mag man auch nicht vergeſſen, daß der eigenthümliche Standpunkt eines Staates, auch eigenthümliche Handlungsweiſe nöthig machen kann und der Fall bleibt denkbar: daß einem Lande durch einen ausgezeichneten Ausländer, dem es vertraut, groſser Nutzen erwachſen kann.

Es iſt ein gar ſchwieriges Geſchäft, der Staaten Ruder zu lenken, und oft genug beſtätigt ſich hier die Wahrheit des: „Incidit in Scyllam, qui vult evitare Charybdin.“

Kleider- und Meubelluxus.

Die Sprichworte: „Man ſieht mir auf den Kragen, aber nicht in den Magen, und: Das Kleid macht den Mann, das Fräulein, die Frau,“ hat ſicher ein Berliner erfunden.

Der Luxus in jenen Gegenſtänden überſteigt allen Glauben. Ein groſser Theil der Einwohner ſtammt urſprünglich aus Holland, von wo, als eine Ueberſchwemmung die Niederlande verwüſtete, die Ahnen zur Zeit Albrechts des Bären ſich nach Berlin wendeten, um ſich dort anzuſiedlen.

Die Aengſtlichkeit, mit welcher die Berliner ihre ſogenannten Putzſtuben wahrnehmen, deutet auf jene urſprüngliche Abſtammung.

Eine ſolche Putzſtube hält Jedermann, wer es nur einigermaßen ausführbar machen kann, Schuſter und Schneider nicht ausgeſchloſſen, und wer nicht Geld genug hat, das Prunkgemach würdig auszuſtatten, borgt das Ameublement und macht monatliche Abſchlagszahlungen.

Nur wenn Beſuch ſich einſtellt, wird ſolche Putzſtube eröffnet, außerdem behilft ſich die ganze Familie nicht ſelten in einem einzigen engen Hintergemache und der Hauswirth getraut ſich kaum in dem Prunkgemache auf dem eigenen Sopha Platz zu nehmen.

Gleichen Schritt mit dieſem hält der Kleiderluxus; von der Putzſucht der Damen wird in dieſem Werkchen anderwärts ſchon erwähnt, doch auch die Herren bleiben hierin nicht hinter dem ſchönen Geſchlechte zurück. Wer ſich jedes Jahr ein Paar neue Röcke, zwei Paar neue Beinkleider, ein halb Dutzend Weſten und einen Hut anſchafft — mit welcher Garderobe ein Herr füglich beinahe drei Jahre ausreichen kann — iſt noch lange kein Zierbengel, ſondern er folgt nur der einmal herkömmlichen Norm, ohne deren Beobachtung man nicht mit unter die anſtändigen Leute gezählt wird.

Das Schlimmſte bei der Sache bleibt, daß dieſem Meubel- und Kleiderluxus ſelbſt Leute fröhnen, deren Einkünfte keinesweges geeignet ſind, ſolchen Aufwand zu decken. Unter dieſen Leuten ſtehen die ſubalternen Staatsbeamten obenan. Mancher ſogenannte Geheimſekretär oder dergleichen, der verheirathet iſt und vielleicht einen Gehalt von 600 — 800 Thlr. bezieht, bezahlt 150 Thlr. Miethe, 100 Thlr. koſtet der Unterhalt eines Domeſtiken, und der Reſt der Einnahme iſt beinahe nöthig, den Meubel- und Kleiderbedarf zu decken, es frägt ſich aber: wovon nun leben? — Ih nun, es iſt ſchon einmal in der Welt in allen Dingen nicht anders: Neben dem *Zuviel* ſteht immer das *Zuwenig*! Dieſelben Leute, welche ſo herrlich wohnen und ſo koſtbar ſich kleiden, trinken in der Früh ungemein dünnen

Zichorienſaft, eſſen Mittags einen wie den andern Tag bloß Kartoffeln und begnügen ſich Abends mit einem dünnen Butterſchnittchen. Nichts deſtoweniger vermag dieſe übertriebene Frugalität die anderweitige Verſchwendung keinesweges gut zu machen und die Schuldbücher der berühmten Kleiderverfertiger — wie ſich hier die Schneider nennen — ſind über und über und zwar größtentheils mit Namen angefüllt, welche man hier zu finden nicht erwarten ſollte.

Komplimente.

Fremde, welche zum Erſtenmale nach Berlin kommen, beſonders ſolche, denen Menſchenkunde und Erfahrung noch nicht in hohem Grade beiwohnt, ſind im erſten Augenblicke von der zuvorkommenden Artigkeit der gebildetern Einwohner entzückt. „Theuerſter Herzensfreund! diſponiren Sie ganz über mich und mein Haus — ſetzen Sie mich in Stand, Ihnen dienen zu können —

machen Sie mich ſo glücklich, meiner zu bedürfen.“ Dieſe und ähnliche ſind Redensarten, welche die Berliner nach noch ſo kurzer Bekanntſchaft ſogleich freigebig ſpenden, allein es ſind und bleiben eitle Redensarten; hinter einer glänzenden Außenſeite verbirgt ſich in der Regel der grenzenloſeſte, ſtinkendſte Egoismus. Ich bedauere denjenigen, der einen Berliner in dieſer Hinſicht bei'm Worte halten wollte, von ihm auch nur einen kleinen Dienſt, das geringſte Opfer erwartet! höflich kalt und ängſtlich zieht ſich das verbindliche Männchen zurück, und man überzeugt ſich, daß das frühere Benehmen weiter nichts als nur Form war.

Neugierig ſind die Berliner in nicht geringerm Grade; mit einer unglaublichen Unverſchämtheit, aber immer verbindlichen Höflichkeit erforſchen ſie Eure Verhältniſſe bis in's größte Detail und es bleibt oft nur noch übrig, daß ſie fragen: „Herzensfreundchen! wie viele Thaler haben Sie in der Taſche?“

Droſchken.

Seit etlichen Jahren erſt ſind dieſe einſpännigen, bequemen, ruſſiſchen Fuhrwerke zum Dienſte des Publikums in Aufnahme gekommen. Ein Jude hat die Entrepriſe, und man muß dem Manne zugeſtehen, er verſteht die Sache, hält Ordnung, verbindet Zweckmäßigkeit mit Geſchmack.

Die Droſchken fahren gut und raſch; für eine Viertelſtunde bezahlt man vier, für eine ganze zwölf Groſchen voraus.

Die Kutſcher ſind meiſt abgefeimte Burſche; ich habe ſeltſame Beobachtungen gemacht.

Steigt ein Herr mit einer Dame in die Droſchke, und drückt jener dem gewitzten Pferdelenker ein anſehnliches Trinkgeld in die Hand, ſo weiß der Kerl gleich, worauf es angeſehen. Er zieht die Leder feſt zuſammen, und fährt nun äußerſt langſam Schritt vor Schritt in abgelegenen Gaſſen, bis ihm zu halten geboten wird; und die

Droſchkenfuhrleute nennen ſolche einträgliche Fahrten in ihrer Handwerksſprache: Sandfahren. Wird es aber im kleinen Wagen unruhig, läßt ſich wohl gar ein Rufen oder Gekreiſch vernehmen, dann verhält ſich der Kutſcher anders; ohne davon Notiz zu nehmen, was in ſeiner Droſchke vorgeht, jagt er in vollem Laufe über Stock und Stein, und das Raſſeln der Räder auf dem Steinpflaſter verſchlingt vielleicht das Angſtgeſchrei einer Unſchuld, welche ein frecher, unternehmender Wüſtling ſo eben in der Droſchke mordet.

Möchte die Berliner Polizei einen Fingerzeig wahrnehmen, den ich hier aus guter Abſicht gebe!

Miethwagen vor den Thoren.

Die Berliner ziehen das beſchwerlichſte Fahren dem bequemſten Gehen vor.

Vor allen Thoren der Reſidenzſtadt, durch welche man nach häufig beſuchten Dörfern gelangt, ſtehen offene lange Miethwagen, welche ſechs bis zehn Perſonen aufnehmen können, auch halten dergleichen Wagen auf dem Alexanderplatze in der Stadt, um dort Paſſagiere zu erwarten, welche Landpartien machen wollen; ganze Reihen ſolch' ſeltſamer Fiaker aber findet man vor dem Brandenburger Thore, denn Charlottenburg bleibt der von den Großſtädtern am häufigſten beſuchte Ort.

Die Erbärmlichkeit dieſer Miethwagen und die freche Arroganz ihrer Lenker überſteigt jede Vorſtellung; zwar bezahlt man ein ungemein geringes Fuhrlohn, nämlich nur ein paar Groſchen, allein wenn ſich Fahrluſtige finden, wird der Wagen ſo ſehr überladen, daß er brechen möchte, und oft ſah ich es mit an, daß ſolche Fahrzeuge in dem tiefen Sande auf dem Wege nach Pankow ſtecken blieben und die Paſſagiere abſteigen und zu Fuße gehen mußten. Mit Ungeſtüm laden jene Miethkutſcher ein, ihre Wagen zu beſteigen, indem ſie hoch und theuer verſprechen, auf der Stelle abzufahren, allein iſt man leichtgläubig und thut dem Burſchen nach ſeinem Willen, ſo kann man oft eine halbe Stunde und noch länger harren; denn ehe das Fuhrwerk beſetzt iſt, geht es nicht aus der Stelle.

Die Miethkutſcher unter ſich leben in ſteter Feindſchaft; ihr Brotneid iſt grenzenlos. Oft hauen die Kerls in Mitte des Weges mit den Peitſchen auf einander los und die Paſſagiere riskiren bei ſolcher Gelegenheit mit Hiebe zu erhalten. Die Polizei kennt ihre Leute und hat zwar auf die unverſchämten Burſche ein wachſames Auge, allein allem Unfuge ſolcher Art zu ſteuern kann ihr nicht gelingen.

Dienſtboten.

Ungemein hört man die Herrſchaften über ſie klagen, zumal über die Dienſtmädchen. Auch dieſe Dirnen ſind von der allgemeinen Manie des Kleiderluxus im höchſten Grade befallen. An Sonntagen, wenn den Köchinnen und Stubenmädchen verſtattet iſt, auszugehen, erſcheinen ſie in ſeidenen Schleppkleidern, dito Schuhen, großen Umſchlagetüchern und Federhüten, und ſehr treffend berichtet ein Berliner Gaſſenhauer:

„Da zieht das Menſch auf der Straß' einher,
Als ob ſie gar — von Adel wär.“

In der That, hüten ſich die oft reizenden Mädchen zu ſprechen und ziehen ſie nicht etwa in der Zerſtreuung die Handſchuhe von den rauhen, aufgeſprungenen Händen, ſo können ſie in ihrem feinen Putze allenfalls für edle Magedeins paſſiren und es vermag ſie nur ein geübtes Kennerauge von dieſen zu unterſcheiden, denn viele wiſſen ſich gerade zu zieren, wie überbildete Fräuleins aus der großen Welt.

Von dem kärglichen Lohne läßt ſich der Aufwand nicht beſtreiten, indem die Dienſtmädchen in der Regel auch noch den erklärten Liebhaber mit Geld unterſtützen, und da bleiben denn nur ſchlimme Auswege übrig: die Herrſchaft wird betrogen und beſtohlen, galante Abentheuer werfen eine Zubuße ab und nicht ſelten beſteht der gewiſſenloſe Hauspatron dieſe Abentheuer mit dem ſchönen Dienſtmädchen in höchſt eigener Perſon.

Zwar protegirt die Geſindeordnung die Herrſchaften ſehr und nach dieſer Ordnung iſt dem Dienſtherrn erlaubt, nöthigen Falles eine gelinde Züchtigung zu appliciren; die Dienſtfrauen vorzüglich bedienen ſich dieſes Rechtes häufig. Wahrſcheinlich werden unter der gelinden Züchtigung ein paar gelinde Ohrfeigen verſtanden, allein verwandeln ſich dieſe auch in Streiche, daß durch ſie allenfalls ein Ochſe fallen könnte, fließt nur kein Blut, ſo wird das klagende Mädchen von dem Polizeikommiſſär rauh abgewieſen; allein es kann nicht helfen, die Dirnen beſſern ſich nicht, ſind in der Regel inkorrigibel.

Jagt die lüderliche Brut insgeſammt aus den Thoren, verſchreibt Eure Mägde aus entfernten pommerſchen Dörfern — in welche Le Bruns pommerſche Intriguen noch nicht gedrungen ſein können, ordnet vor Allem eine verſtändige Kleiderordnung an und wachet über deren genaue Befolgung, ſo werden Eure ewigen Klagen über untreue und leichtſinnige Dienſtmädchen endlich verſtummen.

Die Geheimen.

Man machte ſich ſo oft über die lächerliche Titelſucht der *Krähwinkler* luſtig, indeß dieſe Großſtädter derſelben Thorheit huldigen. Manches wohlhabende Mädchen zu Berlin heirathet Dieſen oder Jenen bloß ſeines Titels halber; davon habe ich mich überführt. Beſonders iſt das Wort: „*Geheim*“ beliebt und ich glaube, es giebt im ganzen Königreiche nicht ſo viele eigentliche Geheimniſſe, als Geheimſekretäre; jeder Bogenſchmierer und Advokatenknecht uſurpirt dieſen Titel, und die wirklichen königl. Expedienten und Sekretäre laſſen ſich dagegen Hof- und Kriegsräthe nennen. Spielt immerhin, Ihr großen und alten Kinder! thut Ihr übrigens Eure Pflicht, kann man den Spaß Euch gönnen.

Der eigentliche Herrenſtand.

Preußens Adel war im Allgemeinen nie reich, Bellonas Tücke hat es ſchwer empfunden.

Die Krautjunker bleiben jetzt mit ihren Familien auf den Burgen der Väter, bauen Kohl und beſuchen, zum großen Vortheile ihrer Kaſſen, viel ſeltener als ſonſt die Hauptſtadt, und daran thun die Herren ungemein wohl.

Der Staaten Diener, mögen ſie auch noch ſo hoch geſtellt ſein, können vernünftigerweiſe nicht zum Herrenſtand gezählt werden; ihre Benennung ſchon läßt ſolche Klaſſifikation nicht zu. Quaeritur: „welche Einwohner bilden hier den Herrenſtand?“

Ich antworte: Die Brauer, die Branntweinbrenner, die Schlächter, die Bäkker und dergleichen, welche ihre Geſchäfte in's Große treiben.

Der Leſer lacht; ich ſpaße nicht, man höre: In einer Stadt, in welcher, mit Einſchluß der Garniſon, nahe an 200,000 Menſchen leben und die ein ſteter Tummelplatz zuſtrömender Fremden iſt, bleibt die Conſumtion der gewöhnlichſten Lebensbedürfniſſe ungemein bedeutend und wer daher dieſe Bedürfniſſe aus der erſten Hand und in Fülle zu produciren vermag, muß durchaus reich werden. Es iſt mit den genannten Gewerbsleuten hier der Fall, die Brauer und Schlächter proſperiren vorzüglich, halten koſtbare Equipagen, geben Livreen, putzen ihre Frauen wie Prinzeſſinnen heraus und kleiden ſich ſelbſt wie Lords; vermögen die Herren nicht auf Ahnen ſtolz zu ſein, ſo ſind ſie es deſto mehr auf ihr Geld. Das Volk figurirt allenthalben vornehmen Herrſchaften gleich; öffnen aber Herren oder Damen den Mund, ſtellt ſich auch gleich der Pöbel dar.

Die Bierbrauer ſind hier nicht, wie im ſüdlichen Deutſchland, zugleich Bierſchänker, ſondern nur Tonnenweiſe verkaufen ſie ihre flüſſige Waare den größern und kleinern Gaſtwirthen.

Monbijou.

In und um Berlin tritt Euch überall nur Kunſt entgegen, doch allerwärts vermißt Ihr der Natur anſprechendern Reiz.

Wandelt nach dieſem, in Mitte der Stadt gelegenen königl. Luſtſchloſſe, oder vielmehr nach ſeinem Park und Ihr vergeßt endlich die kalte Regel.

Monbijou! — Das Wort klingt ſo ſüß, ſo lieblich — und Alles entſpricht dort dem Worte. Eine blühendere Vegetation, tropiſches Klima, und arkadiſche Annehmlichkeiten zeichnen das Fleckchen aus, — es kann nicht anders ſein, eine wohlthätige Fee nahm es in ihren Schutz, der Einfluß der himmliſchen Tochter bleibt unverkennbar.

Dieſe duftigen Lauben, dieſe kühlen Schattengänge, der romantiſche Anflug, welcher über der ganzen glücklichen Anlage ſchwebt, ſie möchten den Peruaner ſein Eldorado vergeſſen laſſen.

Monbijou! — ewig unvergeßlich bleibſt du mir! — Weißt du noch, ſüße Helmi! — in der offenen Laube am ſtillen Strome trank ich an glücklichen Frühlingsabenden deine glühenden Küſſe — hier lag mein Haupt an deinem jugendlichen, üppig wogenden Buſen, hier ruhte mein Auge in deinem klaren, großen, dunkelblauen — hier lauſchten wie der wehmüthigen Weiſe der Nachtigall, unſere Thränen miſchten, der heiße Odem vermählte ſich? — Arme Leidende! warum vermag ich nicht die Feſſeln zu brechen, die dich drücken; vermöchte ich es, ob das eigene Herz auch bräche! —

Meine Thränen fallen nieder, und ich weiß, die deinen werden fließen, wenn du dieſe Zeilen lieſt, ob der Freund in deiner Nähe, ob in weiten Fernen weilet.

Wäre ich ein Götter-, ach nein! wäre ich nur ein Königsſohn, ich wollte Hermelin und Scepter verſchenken, nur Monbijou! möchte ich für eine Krone eintauſchen. Eine hohe Mauer ſollte mein Arkadien umfangen, mich trennen von dem engherzigen, kalten Menſchengeſchlecht, nur Helmi gebt mir und Monbijou — ſie gelten mir mehr, als alle Welten.

Ende, wilde Phantaſie, — reicht mir Lethe — flieht eitle Träume! — Wollt ihr dem Wahnſinn mich übergeben, ſoll ich untergehen in der nicht zu bekämpfenden Fluth!! — —

Der Molardſche Weinberg.

Wer ſo, wie es mir begegnete, geheime Sekretäre, die nicht ſchreiben und geheime Calculatoren, die nicht rechnen konnten, kennen lernte, der wird nicht erſtaunen, wenn er von einem Weinberge hört, auf dem Alles, nur keine Reben und keine Weintrauben zu finden ſind.

Ein ſolcher iſt der Molardſche, dicht vor dem Roſenthaler Thor gelegene Weinberg. Hundertjährige, kühlen Schatten verbreitende Linden, eine reine Luft und angenehme Ausſicht ſind die Vorzüge, durch welche jener Hügel ſich auszeichnet.

Jeden Donnerſtag im Sommer giebt das Muſikchor des Grenadierregimentes Kaiſer Alexander hier ein großes Konzert, und an dieſem Tage verſammelt ſich die ganze Berliner beau monde auf dem Weinberge.

Bei ſchönem Wetter iſt das Gedränge unbeſchreiblich und oft ſchon wurde für den Gebrauch eines Stuhles ein halber Thaler bezahlt; die Damen ſitzen ſteif und ungemein ſorgfältig gekleidet — ſehen und geſehen zu werden bleibt ihr einziger erbärmlicher, nichts deſtoweniger ihnen aber ein köſtlicher Genuß und die eleganten Zierbengels finden hier ihren eigentlichen Tummelplatz.

Wie viel Menſchen zuſammen ſtrömen, mag der Umſtand beweiſen, daß die Muſiker öfters ſchon an einem Donnerſtage achtzig Thaler einnahmen, ungeachtet Damen frei eingehen und auch Herren nur zwei Groſchen Entree bezahlen.

Unter dem jetzigen Wirthe hat der Molardſche Weinberg ſehr gewonnen.

In Sibirien kommen reiche Vornehme der kargen Natur dadurch zu Hülfe, daß ſie an ihre

Gartenmauern fruchttragende Obſtbäume malen laſſen, ein ähnlicher Behelf wäre hier anzurathen, damit die Benennung: Weinberg doch einigermaßen ſich vertheidigen ließe.

Biere, Lebensmittel, Branntweine.

Eigentliches ſogenanntes Lagerbier wird in Berlin nicht gebraut; die gewöhnlichen weißen und braunen Biere, welche hier Gang und gebe ſind, enthalten viele Hefe, — hier Berme genannt — halten ſich nur kurze Zeit und werden, im Sommer vorzüglich, bald ſauer. Geſund kann dieſes Getränk unmöglich ſein, dem Fremden mundet es anfangs nicht, doch gewöhnt man ſich bald daran.

Außer den einheimiſchen hat man viele fremde Biere; nebſt dem Porter, ſchmeckt das Cottbuſer und Stettiner am lieblichſten. In der neueſten Zeit wird eine Art Bitterbier, das Joſtiſche, gebraut, welches vielen Beifall findet und beſonders von den Süddeutſchen, die in Berlin ſich aufhalten, häuſig getrunken wird.

Alle Lebensmittel ſind jetzt ungemein wohlfeil, noch viel mehr würden ſie es ſein, wenn nicht die unſelige Gewerbefreiheit Bäckern, Schlächtern und dergleichen zu freie Hand ließe.

Branntwein wird hier ungemein viel getrunken; jeder Tagelöhner iſt im Stande, täglich ein Quart — ungefähr eine dreiviertel Flaſche nach ſüddeutſchem Maaße — zu ſich zu nehmen, und auch der Mittelſtand iſt dem verbrennenden Getränke ſehr ergeben; wer des Tages nur ſechs oder acht Gläschen Schnapps leert, gilt für keinen Trinker, eine ſolche Portion heißt: ſolider Bürger Ladung.

Kaffeehäuſer, Reſſourcen und Tabagien.

Kaffeehäuſer, welche dieſen Namen einigermaßen verdienen, habe ich in Berlin nur zwei kennen lernen: das Martinetziſche auf dem Schloßplatze und das Lüderwaldſche in der Königsſtraße; doch in beiden treibt vorzugsweiſe das Volk Iſrael ſein Weſen; geht nicht hin, Freunde, wenn Ihr Euch einer feinen Naſe und eines empfindlichen Ohres erfreut. In den allerneuſten Zeiten wurde unter den Linden ein Kaffeehaus eröffnet, welches dieſen Namen im ſtrengſten Sinne des Wortes verdienen ſoll, ich habe es nicht beſucht und kann daher nicht urtheilen.

Reſſourcen giebt es viele; ihr Werth beſchränkt ſich auf die verſchiedenen Stände, welche ſie bilden; ich habe eine Predigerreſſource kennen lernen, wo natürlicherweiſe gar ſittſamer Ton herrſcht, eine andere Reſſource wird der ſiebenjährige Krieg genannt, weil meiſt alte Offiziere Mitglieder ſind; ich war dort einigemal zu Gaſte gebeten und gefiel mir im Cyclus dieſer braven würdigen Vateranen ungemein beſſer, als im Zirkel junger, moderner Bramarbaſe.

Drei Reſſourcen halten Liebhabertheater; die edelſte iſt die Urania, die zweite, Concordia, ſtellt ſich volksthümlicher dar, und eine dritte in der Lehmgaſſe mochte ich nicht beſuchen, weil man mich verſicherte, wer ſich dort in feinem Rocke und Hute zeige, riskire, in Händel verwickelt zu werden.

Auf den kleinen Bühnen der Urania und Concordia haben ſchon manche wackere Künſtler, manche nun ausgezeichnete Künſtlerinnen ihre erſte Ausbildung erhalten, und es können dieſe Privatinſtitute mit Recht verdienſtliche genannt werden.

Die Concordia ſtellte mehreremal eines meiner Luſtſpiele: die Blödſichtigen, zu meiner vollen Zufriedenheit dar.

Fragt Ihr, lieben Landsleute! „was iſt denn eigentlich eine Berliner Tabagie?“ ſo erwiedere ich Euch: „Gewöhnlich ein beſchränktes Loch, in welchem dichte Wolken, von Lauſewenzel erzeugt, ſchweben, wo viel Bier und Schnapps (Branntwein) getrunken und erſtaunlich viel Unſinniges geplaudert wird.“

Jedes Gäßchen in Berlin, und wäre es auch noch ſo eng und kurz, hat in der Regel eine Tabagie, in Straßen aber findet man deren dem Dutzend nach.

Weinhäuſer.

Im allgemeinen iſt der Wein in Berlin theuer und ſchlecht. Der hohe Preis des Rebenſaftes wird der preußiſchen Acciſe zur Laſt gelegt. Auf Feinheit darf die Zunge dieſer Großſtädter in der Regel auch keinen Anſpruch machen, gerade der reinſte, unverdorbenſte Wein ſagt ihrem Geſchmacke am wenigſten zu, er muß, wie ſie ſprechen, eine Glätte haben. Die Weinhändler nehmen ſich dieſes ad notam, und um dem Getränke nur die ſogenannte Glätte zu geben, verſuchen ſie mit demſelben allerlei Manſchereien und Miſchungen; die Procedur ſelbſt wird *Verſchneiden* genannt.

Die Berliner Weinhändler verſchreiben ſich ihre Küper (Küfer) größtentheils aus Hamburg oder Lübeck, ſeltener aus Frankfurt am Main, weil die Frankfurter weniger mit dem edlen Verſchneiden Beſcheid wiſſen; Küper, welche in Berlin ſelbſt gelernt haben, ſind erbärmliche Subjekte, die von der Behandlung des Weines nichts verſtehen und höchſtens zur Aufwartung zu gebrauchen ſind.

Weintrinker giebt es in Berlin nicht zu viel, die Zahl der Weinhäuſer heißt Legio, und es herrſcht eine wahre Wuth, dergleichen Inſtitute zu etabliren. Glaſer, Poſamentire, Schlächter, mit einem Worte Jeder, der ſeines eigentlichen Geſchäfts müde iſt, — eröffnen Weinſtuben.

Daß bei ſolcher Geſtaltung der Dinge nur ſehr wenige Weinhandlungen proſperiren können, verſteht ſich am Rande; die wenigen, ſoliden ältern halten ſich, unter den neuern ſind jene der

Herren Luther und Wegener und der Herren Hahn und Wellſchläger die beſuchteſten. Der erſtere Ort iſt der gewöhnliche Verſammlungsplatz ſchöner Geiſter und genialer Künſtler; häufig kann man dort den Verfaſſer der Phantaſieſtücke in Callots Manier (Hoffmann), den lebensluſtigen, berühmten Mimen Devrient u. a. finden.

In Berlin werden meiſt franzöſiſche, weniger Rheinwein getrunken; der Rebenſaft aus dem deutſchen Frankenlande (Stein- und Leiſtenwein ausgenommen) wird in der Regel an öffentlichen Orten nicht gefunden.

Gaſthöfe und Reſtaurationen.

Die Gaſthöfe werden hier in drei Klaſſen getheilt; in jenen des erſten Ranges wird man ohne Ausnahme vortrefflich bedient, aber es koſtet viel Geld. Die Zwiſchenabtheilung ſteht ſchon in jeder Hinſicht ungemein tiefer, und Gemeinheit charakteriſirt die letzte Stufe.

Unter den Reſtaurationen zeichnet ſich die des Hoftraiteurs Jagor aus; hier vermag der eigenſinnigſte Wohlſchmecker ſeiner Zunge feinſten Kitzel zu genügen; Ihr findet bei dem Manne die Delikateſſen aller Welttheile: Indianiſche Vogelneſter, Schildkrötenſuppen ꝛc., allein ein Goldſtück iſt im Nu verſchmauſt.

An Reſtaurationen, wo man für billige Preiſe erträglich ſpeiſen könnte, iſt Mangel; zwar giebt es eine groſe Menge, in welchen man für einige ſchlechte Münzgroſchen dreierlei Gerichte erhalten kann, allein die Gerichte ſelbſt gleichen dem katholiſchen Vaterunſer, wie die ketzeriſchen Berliner zu ſprechen pflegen, das heiſt, — ihnen fehlt Saft und Kraft.

Tanzen.

Nur in ſehr anſtändigen Zirkeln wird hier — getanzt, bei Feſten des Mittelſtandes, auf den Tanzböden des Volkes dagegen allgemein — geraſet.

Ein Walzer, ein Hopſer folgt dem andern, kein Paar ruht, alles dreht ſich Stundenlang unermüdet; man denkt, beobachtet man dieſes wilde Treiben, an die Tarantella der Welſchen, doch nein — der Berliner Pöbel treibt es noch toller, als jene von der giftigen Spinne Gebiſſenen.

Sind die Lungenflügel dieſer Menſchen aus karariſchem Marmor geſtaltet, ihre Glieder von engliſchen Stahlfedern zuſammengeſetzt? —

Vorigen Sommer tanzte ein junger Lord vom Mühlendamme mit einer Luſtdirne im Kruge zu Pankow neunzehn Hopſer nach einander ohne Pauſe; des andern Tages vermochte er das Lager nicht zu meiden, ſchnell raffte ihn eine Lungenentzündung dahin.

Setzt doch nicht in die Todtenliſten: „der Hans oder Peter, die Dörte oder Suſe ſtarben an der Schwindſucht oder dergleichen," an der Tanzwuth muß es heißen; die Notiz kann ſo gut Nutzen ſtiften, als die Warnungsanzeige: „dieſer oder jener iſt gerädert, weil er Raubmord beging."

Frugalität.

Die Berliner haben ein eigenthümliches Sprichwort, es heißt: „Neben einem Saufhaus kann kein Backhaus beſtehen!" damit wollen ſie ſagen: „Wer viel trinkt, kann wenig eſſen!" und die Wahrheit des Satzes ſtellt ſich an dieſen Leuten ſelbſt dar.

Ungemein frugal iſt die Tafel in Privathäuſern beſchaffen. Bald nach meiner Ankunft war ich bei einem ſehr vermögenden Kaufmanne zum Mittagbrot gebeten. Statt der Suppe wurde dünne Bouillon in Kaffeetaſſen herumgegeben, dann folgte ein großer ſogenannter Schmorbraten mit Kartoffeln, Kuchen, Butter und Käſe machten den Beſchluß. Außer mir waren mehrere Gäſte geladen, unter andern, ein hannöveriſcher Offizier, ein ſehr lebhafter, junger Mann. Wir gingen zuſammen weg und der Hannoveraner ſagte mir auf der Straße: „Den Berliner Schmorbraten mag der Kuckuck freſſen, ich habe bemerkt, Sie haben ihn auch nicht berühret, ſo wenig, als den ſtinkenden Kuhkäſe; die dünne Taſſenbouillon allein hält nicht wider, mich hungert, begleiten Sie mich in eine Reſtauration.“

Gern nahm ich den Vorſchlag an und wir beide aßen nun zum zweitenmale mit großem Appetite.

Für ihre frugalen Mahlzeiten ſuchen ſich hier die guten Leute durch Butterbrote zu entſchädigen, welche ſie zu allen Zeiten des Tages mit Luſt verzehren. Die Butter iſt ungeheuer geſalzen und ſchmeckt ſchlecht; ich habe in ſechs Jahren nicht drei Butterbrote gegeſſen und ziehe trocken Brot bei weitem den ſogenannten geſchmierten Berliner Stollen vor.

Abſchied vom Leſer.

Ein bunt Gemiſch ſtellt dieſe Skizze dar,
Sie trägt der Feile Spur von manchem Jahr;
Doch iſt des Meiſters Pinſel hingeſunken,
Erlöſcht in ihm des Wirkens lichter Funken,
Dann ſind es ſeine Skizzen ſelten nicht,
Auf die der Kenner legt ein ſtark Gewicht,
Denn was der Feuergeiſt für ſich erſchafft,
Dies trägt den Stempel nur — der höh'ern Kraft;
Von ſolcher Bahn will ſich der Autor neigen,
Zu ſchwingen ſich — in einen ernſtern Reigen,
Den Sänger zieht es unaufhaltſam fort,
Den Freunden bleibt verſtändlich dieſes Wort.

Deſſau, gedruckt bei C. Schlieder.

Meiſter Fuchs;

oder

Humoriſtiſcher Spatziergang
von Prag über Wien und Linz
nach Paſſau.

Allerneueſtes Capriccio, als drittes Tableau
in die Gallerie
der Kater- und Bocksſprünge.

Von

Adolph von Schaden.

Deſsau,
im Verlag bei C. Schlieder.

Yc 163 | 2274

Meiſter Fuchs,

oder

humoriſtiſcher Spaziergang

von

Prag über Wien und Linz

nach Paſſau.

Vorwort.

Der Zeitgeiſt liebt nun einmal das Barocke, darum vermögen beinahe ausſchließlich nur barocke Formen jetzt noch einigermaßen anzuſprechen; nun es gilt im Ganzen wohl gleichviel, wie die Schaale beſchaffen, wenn der Kern nur taugt, darum huldiget man, der Form nach, ohne große Gewiſſensangſt und gern, jenem angeregten Geiſte.

Ließ der geniale Hoffmann zu Berlin neulich doch einen Meiſter Floh ſich in wunderſeltſamen Kapriolen verſuchen, wer möchte da meinem Fuchſe verargen, wenn er einen zwar etwas langen, aber nichts deſtoweniger launigen Spaziergang unternahm, und denſelben zu beſchreiben wagte.

Meinem Meiſter Fuchs muß ich ſelbſt vor dem Kater und Bocke den Vorzug geben, und ich hoffe mit Zuverſicht, daß der vorurtheilsfreie Leſer, welcher mein Beſtreben: „die Thorheiten unſeres Zeitalters ohne Rückſicht aufzudecken, das Gute deſſelben aber herauszuheben,“ zu würdigen weiß, mir, trotz allen hämiſchen Rezenſenten und feindſeligen Finſterlingen, Gerechtigkeit widerfahren laſſen werde.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Meiſter Fuchs,

oder

humoriſtiſcher Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Paſſau.

I. Schutz- und Trutzbrief. . . Seite 1—9.

II. Briefe nach Norddeutſchland, geſchrieben aus Wien, im Frühling des Jahres 1822.

1) Einleitung. — Rückblicke auf Prag: des Kaiſers Geburtsfeſt. — Der Erzbiſchof Graf Chlumczansky, nebſt karakteriſtiſchen Anekdoten aus ſeinem Leben. — Prager Redoute. — Seltſames Benehmen einer Jeanne d'Arc. — Steinerne Bierplutzer und geſchminkte Damen. — Brunettiſche Bälle.

2) Reiſe von Prag nach Wien. — Karakteriſtik der Böhmen auf dem platten Lande. — Schlachtfeld bei Kollin. — Iglau. — Komiſche Anekdote von den Bürgern dieſer Stadt zur Zeit Ferdinands II. — Znaim. — Schlachtfeld in der Nähe Znaims i. J. 1809. — Mähren. — Ka-

rakteriſtik der Einwohner in Parallele mit den Böhmen. — St. Florian. — Mähriſche Volksunruhen in der neueſten Zeit. — Ankunft in Wien. . . . . Seite 10 — 36.

III. Schreiben aus Paſſau nach Norddeutſchland, im Sommer des Jahres 1822 abgeſendet.

Der Kaiſer und ſeine Familie. — Lindenauiana. — Zacharias Werner. — Klima. — Der Wiener, die Wienerin und der Ungar. — Oeſtreichiſch-ungariſche und ungariſch-öſtreichiſche Anekdoten. — Polizeiweſen. — Schnepfenſtrich. — Die Ritter von der blauen Erde. — Bäder. — Die barmherzigen Brüder und die Eliſabethinerinnen. — Kriecherei. — Liguorianer. — Kebsweiber und Roués. — Chronique scandaleuse. — Der Graben und der Kohlmarkt. — Scientifiſches Erziehungsweſen. — Reflexionen über Oeſtreichs politiſches Verhalten hinſichtlich der neugriechiſchen Angelegenheiten. — Taktiſch-ſtrategiſcher Beweis, daß ein von den Oeſtreichern und Ruſſen gemeinſchaftlich geführter ernſter Krieg nothwendigerweiſe das Ende des Reiches der Osmanen herbeiführen müſſe; in Form eines Operationsplanes dargeſtellt. — Wien, ein hiſtoriſch-phyſiognomiſch-topographiſch-ſtatiſtiſches Gemälde, als pas précipité ausgeführt. — Die Charwoche. — Luxus. — Adel. — Bildſäule Joſephs II. — Schöne Geiſter. — Fiacker. — Die Spinnerin am Kreuze. — Gaſthöfe, Kaffeehäuſer, Bierſchenken, Tanzſäle. — Schaubühnen. — Politiſche und belletriſtiſche Zeitſchriften. . . . Seite 36 — 250.

Anhang.

Entwurf einer Rezenſion des Meiſter Fuchs, einem öſtreichiſchen ſchönen Geiſte in die Feder diktirt. Seite 281 — 284.

Aufgehobene Handſchuhe und Ohrfeigen S. 285—294.

Noch Tauſend und eine Ohrfeige. S. 295—298.

Das Ländchen ob der Enns, Linz und Paſſau.

Anderweitige Briefe, geſchrieben aus Paſſau nach Norddeutſchland im Sommer des Jahres 1822.

I. Abreiſe von Wien. — Der Baron v. S*r**ris. — Hütteldorf. — Singhardskirchen. — St. Pölten. — Mölk. — Kemmelbach und Amſtetten. — Apfelmoß. — Stremberg. — Enns, angeblich das Laureacum (Lorch) der Alten. — Geſchichtliche Notizen. . . . Seite 301 — 307.

II. Oberöſtreich oder das Land ob der Enns. — Streifzüge ins Land. — Romantiſche Gegenden. — Induſterie, Bildung und Wohlſtand. — Kurze Karakteriſtik der oberöſtreichiſchen Landleute. — Seite 307 — 314.

III. Ebelsberg. — Die Traun. — Das alte Schloß. — Beſchreibung des Schlachtfeldes vom 3. Mai 1809. — Taktiſche Kritik der vom General Hiller an dieſem Tage entworfenen und ausgeführten Diſpoſitionen. — Eine merkwürdige Aeußerung Napoleons. — Ankunft in Linz. — Jauſen. Seite 314 — 321.

IV. Beitrag zur ältern Geſchichte der Stadt Linz. — Der Bauernkrieg. — J. Keppler. — Feuersbrunſt im Jahre 1800. — Das Schloß. — Richard Löwenherz. — Vorſtadt Urfahr. Seite 321 — 325.

V. Der Regierungsrath und Polizeichef v. H. — Seuche in Linz. — Die wüthige Polizei. Seite 325 — 328.

VI. Linz. — Lage. — Klima. — An- und Ausſichten. — Topographiſche Notizen. — Vorſtädte. — Brücken. — Oeffentliche Plätze. — Häuſer- und Einwohnerzahl. — Kirchen. — Bisthum. — Lyceum. — Karakteriſtik des Linzers. — Oeffentliche Bibliothek. — Muſeum. — Sicherheits- und Bequemlichkeitsanſtalten. — Irren- und Gebärhäuſer. — Handel. Seite 328 — 335.

VII. Theater zu Linz. — W. Tell. — Konſtitutionelle Luft. . . . . . Seite 335 — 339.

VIII. Paſſau. — Karakteriſtik des Paſſauers. Seite 339 — 342.

An meinen Freund, den königl. baierſch. Kämmerer und Poſtmeiſter zu Paſſau, Freiherrn von Leoprechting. . . . . Seite 343 — 344.

Epilog. . . . . . . Seite 345 — 352.

I.

Schutz- und Trutzbrief.

Wer durchs Leben
Sich friſch will ſchlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüſtet ſein.
Fr. v. Schillers W. Tell.

* * *

Schon in meinem neulich erſchienenen Bockſprunge von Dresden nach Prag machte ich auf Claus des Narren Worte aufmerkſam, welche lauten:

„Wahrheit iſt und bleibt ein ſchlimmes Kräutlein!“

Herr Claus urtheilte in der That wie ein Narr, denn: Wahrheit iſt nicht ein ſchlimmes, nein es iſt ein Kraut, welches den Kühnen, der nach ihm ſeine Hand ausſtreckt, hundertmal ſelbſt zerſtört, bis es einmal eingewurzelte Uebel heilt.

Mir kommt in der Sache ſchon ein kompetentes Urtheil zu, denn es ſprechen aus mir leider die bitterſten Erfahrungen.

Ich ſtellte ſowohl in meinem Kater= als im Bockſprunge Anſichten auf, die meine innerſte Ueberzeugung waren; möglich, daß ich hier und dort menſchlich irrte, doch einer Sache bin ich ſo gewiß als meines Lebens:

In die Klaſſe der Pasquillanten verdiente ich nie geſtellt zu werden!

Ein Pasquillant iſt ein Schurke, der lediglich mit böſem Vorſatze und aus Rachſucht Lügen und Verläumdungen verbreitet, und der, um keinem Ehrenmanne je Rede ſtehen zu dürfen, größtentheils unter der Aegide heilloſer Anonymität ſein Weſen treibt.

Der große J. G. Herder ſtellt in ſeinen leider zu früh in Vergeſſenheit gerathenen Briefen zur Beförderung der Humanität (Riga 1796 bei J. F. Hartknoch) folgende Behauptung auf:

„Die ächte Muſe haſſet auch im Tadel alles zu Bittere, geſchweige die Verläumdung. Warum fallen perſönliche Satyren ſobald in Vergeſſenheit oder Verachtung? — ihrer Ungerechtigkeit und Uebertreibung, kurz des unedlen Gemüths wegen, das der Begeiſterung einer Muſe nicht werth war. Swift, vielleicht der ſtrengſte Verſtandesmann, den England unter ſeine Schriftſteller zählt, der unbeſtochenſte Richter in Sachen des Geſchmacks und der Schreibart, gab ſich, von böſen Zeitverbindungen gelockt, in's Feld der Satyre; — wer aber iſt, der von Anfang bis zu Ende ſeines Lebens ihn deswegen nicht bitter beklaget? So treffend ſeine Streiche, ſo vernünftig ſeine Raſerei in Einkleidungen und Gleichniſſen ſein mag, wie anders ſind ſeine Sätze und Sprüche, wo er reine Vernunft redet u. ſ. w."

Ich kannte und achtete Herders angeregte Briefe lange, bevor ich je daran dachte, Kater- oder Bockſprünge zu ſchreiben, aber gerade bei den letztern Unternehmungen waren ſeine Sätze die Norm, welche meine Feder leitete.

Ich griff im *Katerſprunge* die uſurpirte leidenſchaftliche Kritik an, deren ſich gewiſſe Gelehrte in einem gewiſſen Zeitblatte, nach meiner Anſicht, ſchuldig gemacht hatten; allein geſchah es mit Bitterkeit, machte ich mich *erweislicher* Verläumdungen ſchuldig? — Keinesweges! ich ließ den auf ſich ſelbſt feſt ſtehenden Verdienſten jener Gelehrten die *vollſte Gerechtigkeit* widerfahren, und meine motivirten Urtheile und Anſichten legte ich dem Publikum zur ſtrengen Prüfung vor.

Nie war es meine Abſicht, *perſönliche Satyren* zu ſchreiben; mein Hauptzweck blieb und bleibt: muthig und kühn nackte Wahrheit in einer gefälligen Form darzuſtellen und wo Perſönlichkeiten durchaus nicht zu umgehen waren, trugen ſie nie das Gepräge der Gehäſſigkeit, ſondern jenes des Humors an ſich, und immer gründen ſich meine Behauptungen auf erweisliche Thatſachen.

Wohl konnte ich gewiß ſein, Widerſtand zu finden, allein ich erwartete ihn auf einem andern Wege, als er ſich mir darſtellte.

Viele unbeſtochene Richter in Sachen des

Geſchmacks und der Schreibart würdigten meine Leiſtungen mit Beſcheidenheit; ſie lobten die beſſern Seiten derſelben und machten auf die ſchwächern ohne Bitterkeit aufmerkſam, und ſolch' ein Verfahren iſt im Reiche der Muſen würdig und ehrenwerth. Meine eigene Ehre erfordert indeß, auf das Verfahren einer andern Partei aufmerkſam zu machen.

Ich geſtehe, daß mein Privatleben ein Conflict höchſt ſeltſamer Schickſale und ganz eigenthümlicher Verhältniſſe bildete, welches erſt jetzt, nach einer langen Reihe von Jahren, ſich endlich günſtig zu entwirren anhebt; allein ſo wahr ich an einen Gott glaube, es ruht das Selbſtbewußtſein in meiner Bruſt, mich nie einer ſchlechten Handlung ſchuldig gemacht zu haben; alle Jene, welche Anſprüche und Erwartungen in meine Perſon ſetzen, werden ſich nie getäuſcht finden, und möge mir nur der Himmel die Gnade verleihen, daß auch ich im Verfolge der gerechteſten und bedeutendſten Anſprüche nicht unglücklicher als dieſe ſein werde. Doch genug! — gewiſſe rachſüchtige Widerſacher bildeten aus meinem Privatleben einen Roman, zuſammengeſetzt aus den nichtswürdigſten Verläumdungen und verbreiteten dieſes ſchändliche Gewebe nun durch ganz Deutſchland; nicht nur Privatperſonen, ſondern ſelbſt obrigkeitliche Behörden erhielten Briefe, durch welche ſie vor mir als einer hochgefährlichen Perſon förmlich gewarnt wurden; aus Prag und Leipzig ſendeten mir Biedermänner ſolche Schandbriefe ein, ſie befinden ſich im Original und zwar einer mit der Unterſchrift eines bekannten Mannes verſehen, noch in meinen Händen, und ein anderes Schreiben, welches einem Schurken beſtimmt, zufällig in die Hände eines wackern Mannes gerieth, enthält folgende Stelle:

„Alle Anſtalten ſind getroffen, der Sch. mag ſich hinwenden, wohin er will, er iſt verloren; der Tollkühne muß ſich in ſeinen eignen Stricken fangen, alle unſere zahlreichen Verbindungen haben uns ihren Beiſtand gelobt, und er wird in ſolche gefährliche Händel und Verwirrungen verwickelt werden, daß er nothwendigerweiſe unterliegen muß, und Wien wird wahrſcheinlich der Ort werden, welcher wenigſtens ſeine — literariſche Exiſtenz für immer beendigen wird.“

Von woher der Impuls aller dieſer beinahe beiſpielloſen Verfolgungen kam, dieſes zu ergründen, iſt mir bis dieſen Augenblick noch nicht gelungen, allein ich habe alle Hoffnung, die beſtimmteſten Aufſchlüſſe zu erhalten und werde ſeiner Zeit die Reſultate meines emſigen Forſchens zum Schutze meiner Ehre öffentlich bekannt machen.

Welch' ſeltſame Wege man verfolgt, falſche Nachrichten über meine Perſon zu verbreiten, kann auch unter andern die Thatſache beweiſen, daß in öffentlichen Blättern, und zwar offiziell, mein Eintritt als Hauptmann in die Dienſte der Häteriſten verkündet wurde; die Neckar- und die Münchner politiſche Zeitung (vid. die sub dat. 22. Feb. 1822 erſchienene Nro. 47) gingen ſogar ſo weit, Briefe aufzunehmen, welche ich aus Kalamate eingeſendet haben ſollte, indeß es mir nie in den Sinn gekommen war, eine Reiſe nach Griechenland zu unternehmen.

Auch das Brockhaus'ſche Converſ. Blatt

enthielt neulich einen über alle Maßen pöbelhaften, gegen meine Perſon gerichteten Aufſatz. Es verſicherte bei dieſer Gelegenheit wieder ein Anonymus: „er wiſſe ſich noch recht gut der Zeit zu erinnern, in welcher der Herr v. Schaden ganz beſcheiden ſich vom Abſchreiben ernährt habe u. ſ. w.“ Das Schickſal beugte mich, dem Himmel ſei es gedankt! nie ſo tief, daß ich hätte meine Subſiſtenz auf einen ſo traurigen und geiſtloſen Erwerbszweig gründen müſſen; wäre es der Fall geweſen, ſo würde ich es hier, zu meiner größten Ehre, eingeſtehen, denn nach meinen Grundſätzen kann keine Art, ſich auf ehrliche Weiſe zu nähren, je ſchänden. Der unſterbliche Philoſoph J. J. Rouſſeau mußte bekanntlich mehrere Jahre ſein Leben durch den Ertrag des Notenabſchreibens friſten, und dennoch entwickelte er in der Folge oft durch zwanzig Zeilen ſeiner Schriften mehr Scharfſinn und Witz, als manche elende Zeitſchrift im Laufe eines ganzen Jahres darſtellt.

Wird aber nicht jeder rechtliche Mann — pfui! und abermals pfui! rufen, wenn er hier von den allerhämiſchſten Nichtswürdigkeiten unterrichtet wird, die jetzt leider im Gebiete der ſchönen Künſte immer weniger unter die Seltenheiten gehören?

Energie und Bewußtſein heißen die Lotſen, welche mich durch alle von Neid, Rache und Mißgunſt bereiteten Stürme bis jetzt glücklich und wohlbehalten leiteten, denn ſo tief iſt kein deutſcher Staat geſunken, daß er ehrliche Leute auf den Grund anonymer Verläumdungen und unerweislicher ſchändlicher Beſchuldigungen verfolgen möchte.

Jener elenden Clique zum Trutze trete ich mit einem neuen Produkte zum Vorſchein, und ich ſchmeichle mir mit der Hoffnung, daß es von dem unparteiiſchen Theile des Publikums, der, Gott Lob! bei weitem der bedeutendſte iſt, gütiger und nachſichtsvoller denn je werde aufgenommen werden.

Der Verfaſſer.

II.

Briefe nach Norddeutſchland, geſchrieben aus Wien, im Lenze des Jahres 1822.

1.

Du haſt mich erſucht, mein theuerſter K., den mit dem Schluſſe des Bockſprunges verloren gegangenen Faden, im Verfolge meiner Reiſe, wieder aufzunehmen, und da ſich die Wünſche meines vorurtheilfreien, braven Verlegers mit den Deinen vereinigen, ſo hänge ich an den Schweif des entlaufenen, heilloſen Bockes ſchon ganz gerne ein neu geboren und feineres Thierlein, welches mir ebenfalls hoffentlich Niemand ein Langohr ſchelten ſoll.

Bevor ich mir erlaube, Dir meine eigenthümliche Beobachtungen über die berühmte Kaiſerſtadt mitzutheilen, magſt du mir indeſſen noch einige Rückblicke nach Böheims

Hauptſtadt zugeſtehen, denn ich liebe die Rückblicke überhaupt ungemein, weil der Schauer in die Vergangenheit meiſt unbefangenere und klarere Reſultate erringt, als die Würdigung der Gegenwart zu leiſten vermag.

Wenige Tage vor meiner Abreiſe von Prag wohnte ich noch der Feier des Geburtstages Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſtreich bei, und ich muß geſtehen, es blieb dieſes in der That ein höchſt imponirendes Feſt. Das herrlichſte Wetter begünſtigte den Tag; die zahlreichen Truppenabtheilungen der Garniſon verſammelten ſich auf ihren Waffenplätzen in höchſter Galla, endlich zogen die Reihen unter dem Klange kriegeriſcher Muſik feierlich dem ſtolzen Hradſchin zu, und das geübteſte Auge konnte heute keinem Regimente vor dem andern einen Vorzug einräumen, die Haltung und Adjuſtirung Aller verdienten gleiches Lob und Bewunderung.

Jetzt waren die Züge auf dem Gipfel der Höhe angekommen; einige Bataillone ſtellten ſich vor der kaiſerlichen Burg, andere aber in den Höfen derſelben auf; die höchſten Militär-

und Civilbehörden traten nebſt ihren zahlreichen Suiten in die alterthümliche *Metropolitankirche*; Volksmengen ſtrömten nach, und Graf *Chlumczansky*, *Böheims* frommer und würdiger Erzbiſchof, betrat im prunkenden Oberprieſtergewande des Altars Stufen.

Das hohe Amt begann, nun ertönte das feierliche: Te deum laudamus; Pauken wirbelten, Trommeten ſchmetterten, jene Bataillone gaben Salven, die auf einer andern Seite der Anhöhe aufgeſtellte Zwölfpfünder-Batterie ſendete ihre Donner hinab in's weite Thal, und der laute Jubel der Volksmenge erfüllte die Lüfte.

Franz I. iſt in der That von ſeinen Unterthanen im Allgemeinen innig und aufrichtig, wie ein guter Vater von dankbaren Kindern geliebt *). Die Feier ſolcher Feſte zwar, wie die ſo eben beſchriebene, beweiſt nichts, denn Aehnliches vermögen auch feile Satrapen ihren verachtungswerthen Tyrannen zu veranſtalten, allein Thränen der Rührung auf die Wangen zufriedener Unterthanen zu zaubern, aufrichtige Gebete für des Herrſchers Wohl aus ihrer Bruſt zu rufen — dieſes wird der wohldienende Fürſtenknecht ſtets vergebens verſuchen, und gerade ſolche Thränen floſſen an dem Tage, welcher Franzen einſt das Leben gab, in Fülle, und einige Bitten um ſein Leben und Wohl, ſtiegen aus tauſend edlen Herzen hinan zu des Allerhöchſten Strahlenthron.

---

*) Dort, wo auffallende Uebelſtände ſich zeigen, geben die Unterthanen nie ihrem guten, geliebten Franz, ſondern ganz andern Leuten die Schuld, wie anderwärts der Fall auch häufig genug anzutreffen iſt.

Mittags war große Tafel beim Erzbiſchof, und mit einem glänzenden Balle beſchloß der in Böhmen kommandirende General, Graf Kollowrath, die Feier des Tages, welcher überdieß in allen häuslichen Zirkeln feſtlich vollbracht worden war.

Ich nannte oben den Grafen Chlumczansky einen würdigen, frommen Biſchof; allein er iſt noch mehr: die drückendſte Armuth ehrt in ihm ihren Vater, der Unterdrückte einen helfenden Tröſter — und ſolche

Vorzüge gelten mir höher als Krummſtab und Biſchofsmütze.

Uebrigens wohnt dem Grafen, im ganzen Sinne des Wortes, jene kindliche Einfalt bei, welche die erſten Diener der Kirche karakteriſirte; allem Eitlen und Weltlichen bleibt ſein frommer Sinn entfremdet, und in den Zirkeln der nichtsbedeutenden Konvenienz, und auf der Bühne der ſchalen Komplimentenwelt ſtrebt er gerade nicht eine glänzende Rolle zu ſpielen. Die Behauptung zu unterſtützen, werde ich Dir aus des Erzbiſchofs Leben ein paar Züge mittheilen, welche Du, ſkeptiſches Weltkind! vielleicht belächeln wirſt, die dagegen aber mein frommes Gemüth mit wahrer Rührung erfüllten.

Als vor einigen Jahren der Kaiſer mit ſeiner nunmehrigen erlauchten Gemahlin Prag mit einem Beſuche beehrte, fragte er den Erzbiſchof, welcher ihm vorgeſtellt worden war, lächelnd:

„Nun, mein guter Chlumczansky! was giebt es Neues in Böhmens Hauptſtadt?“

Der Prieſter erwiderte hierauf ganz ernſt:

Eure kaiſerl. Majeſtät werden allergnädigſt verzeihen, es giebt bei uns gar nichts anderes Neues, als daß im vorigen Jahre Ormitſchka Liebich *) geſtorben iſt.

Der reiche Graf Clam-Gallas unterhält in ſeinem Pallaſte ein Privattheater, auf welchem jährlich von dem Prager Adel zur Zeit der Faſten, zum Beſten der Armuth, ſehr gelingende Darſtellungen gegeben werden. Einſt wurde Schillers Maria Stuart von der edlen und kunſtſinnigen Geſellſchaft aufgeführt; der Erzbiſchof hatte einen Ehrenſitz im Parterre inne, als aber nun die Gräfin Clam-Gallas, als Eliſabeth von England auftrat, hielt es der gute Graf Chlumczansky für ſchicklich, die Frau vom Hauſe zu bewillkommen; er erhob ſich demnach von ſeinem Sitze, und unterbrach, zu nicht geringem Erſtaunen der ganzen Verſammlung, die Vorſtellung mit folgenden,

---

*) Ormitſchka bedeutet ſo viel als ein guter armer Teufel; Liebich war der Name eines ſehr geachteten Schauſpieldirektors zu Prag.

ſehr laut und pathetiſch an die Königin Eliſabeth gerichteten Worten:

„Ich gebe mir die Ehre, Ihro Hochgräfl. Gnaden einen guten Abend zu wünſchen und mich Dero Gnade gehorſamſt zu empfehlen.“

Auch einer Prager Redoute hatte ich noch Gelegenheit beizuwohnen.

Das Lokale iſt ſchön und geräumig; zwei Orcheſter ſpielen abwechſelnd in zwei verſchiedenen glänzenden Sälen; was aber die Verſammlung ſelbſt betraf, ſo entſprach ſie keinesweges den Erwartungen, welche man in dieſer Hinſicht allerdings in einer Stadt hegen dürfte, die nach Wien und Berlin ſich als die bedeutendſte darſtellte, wenn man ſie mit unter Deutſchlands Städte zählen möchte. Die Gäſte fanden ſich bei dieſem Balle ſparſam genug ein, und die Karaktermasken ſelbſt konnten im eigentlichſten Sinne des Wortes confluxus canalliorum gelten, denn die Geſchmackloſigkeit und Malpropreté der Koſtüme, ſo wie die dummen und rohen Antworten der Masken ſelbſt, ließen ohne Anſtand die vermummte Volkshefe entdecken.

Ich fragte eine Jeanne d'Arc: „Welcher Oriflamme, meine Jungfrau! folgſt du dieſen Abend?“ — Doch die Jungfrau erwiderte, zur großen Beluſtigung der Umſtehenden, höchſt aufgebracht: „Schweige, Ungeſitteter!“ Ich hätte in der That gern wiſſen mögen, was für ein Ding jene Jungfrau unter der Oriflamme ſich vorgeſtellt haben mochte. —

Bald nach dem Beginnen der Redoute bemerkte ich auf den Seitentiſchen beinahe eben ſo viele große ſteinerne Bierplutzer, als Gäſte im Saale gegenwärtig waren, und um dieſen ſeltſamen Ball paró recht brillant zu machen, erſchien endlich noch ein Rudel aus Thaliens jüngſten und reizendſten Prieſterinnen beſtehend; die Damen hatten ungemein ſtark Roth aufgelegt und der ohnehin dürftigen Theatergarderobe zum Theil ihr Koſtüm für dieſen Abend abgeborgt.

Man ſagte mir, daß alle übrige Prager-Redouten ſo ziemlich der ſo eben beſchriebenen gleichen ſollen, nur eine — die letzte oder vorletzte — zeichnet ſich vor ihren ältern Schweſtern ungemein vortheilhaft aus, indem ſelbſt der hohe Adel die letztern mit einem kurzen Beſuch beehrt, bei welcher Gelegenheit ein ungemein glänzender Prunk ſichtbar wird.

Ein Tanzmeiſter Brunetti veranſtaltet während des Karnevals zu Prag Bälle, welche ſehr anſtändig ſein ſollen, nichts deſtoweniger fand ich auch einen dieſer Bälle nur ſehr ſparſam beſucht.

2.

Auf der kleinen Reiſe von Prag nach Wien, welche ich gefließentlich in ſehr kleinen Stationen zurücklegte, indem ich auch mehreremale die Landſtraße ganz verließ, und größere oder kleinere Abſtecher ins Land ſelbſt machte, gelangte ich zu der feſten Ueberzeugung, wie man doch gar ſehr irren kann, wenn man ein ganzes Reich oder Volk nach den Bewohnern der Hauptſtadt beurtheilt, welche eo ipso die höhere Stufe der Kultur erreicht haben. Nach einem längern Aufenthalte in Prag war ich in der That überzeugt, daß viele neuere Schriftſteller die Bewohner der böhmiſchen Hauptſtadt zu hart und ungerecht beurtheilt hatten, nachdem mir aber das Innere des platten Landes genauer bekannt geworden iſt, muß ich nach ſorgfältiger Prüfung, und weit von jeder Parteilichkeit entfernt, leider eingeſtehen, daß Alles, was über die Tücke, den Aberglauben, die Rohheit und die Schweinerei des gemeinen Böhmen ſo oft geſchrieben worden iſt, nur allzu gegründet iſt; ja, was die Malpropreté betrifft, ſo können die Böhmen dreiſt mit jedem andern Volksſtamme der Slaven in die Schranken treten.

Jedermann weiß, wie frequent die Paſſage von Prag nach Wien auf der ſogenannten großen Kaiſerſtraße iſt, allein man trifft auf keiner Route in Deutſchland im Durchſchnitte elendere Gaſthöfe, als hier. Der Fremde wird grob behandelt und auf die unverſchämteſte Weiſe geprellt, indeſſen er für die theuerſten Preiſe ſelten einen genießbaren Biſſen erhält.

In Freynersdorf mußte ich in einem Gaſthofe übernachten, wie man in ganz Polen vergebens einen erbärmlichern ſuchen würde; die ſchmutzige Wirthin wies mir ein Bett an, welches mit dem Erdboden gleiche Farbe theilte; ich bat um friſchen Ueberzug und bot dafür reichlichen Lohn, allein das Weib erwiderte: „Ich habe nur das eine Bett und für daſſelbe nur den einen Ueberzug, welcher jedes Jahr einmal zu Oſtern gewaſchen wird, und da kann der Herr denn wieder bei uns einkehren, wenn's ihm jetzt nicht gefällt.“ Bei dieſem Beſcheid blieb es und ich zog vor, die kalte Nacht im Wagen zuzubringen.

Im Allgemeinen bewohnt der Böhme ein fettes, ſehr ergiebiges Land, und ihm ſelbſt ſind in der Regel nicht gewöhnliche Geiſtesanlagen angeboren; allein man iſt in dieſem Lande in der Kunſt, das Feld zu bauen, wie in jedem Zweige der Landwirthſchaft noch ungemein weit zurück, und ſchwer genug möchte es halten, dieſe eigenſinnigen Leute zum Beſſern zu leiten.

Allerwärts erblickt man erbärmliche Zerrbilder von Holz oder Stein, vor denen ſich ekle, zerlumpte Kreaturen im Staube winden, und es blieb für mich ein trauriger Anblick, die Religion durch den bizarrſten Aberglauben ſo herabgewürdigt zu ſehen. Die Bettelei iſt hier zu Hauſe, und wohl darf man auf ſeiner Hut ſein, nicht beſtohlen zu werden. Selbſt die wohlhabenden Einwohner, wie z. B. Wirthe u. dgl. tragen mit ihren ſchmutzigen Kleidern einen gewiſſen unangenehmen Geruch umher, der uns, wenn wir auch nicht an ſchwachen Nerven leiden, in der That Ohnmachten verurſachen könnte. In Deutſchbrod ſprach ich mit einem jungen, ſehr unterrichteten Prieſter, der aber ſo unleidlich ſtank, daß ich, das mir ſehr intereſſante Geſpräch plötzlich abbrechend, mich von ihm wenden mußte.

Zwiſchen Planian und Kollin fragte ich einen Herrn Pfarrer, der bei einem wohlgenährten Pächter in der Kaleſche ſaß, um Auskunft über die Lage des berühmten Schlachtfeldes aus dem ſiebenjährigen Kriege, allein beide Herren verſicherten und zwar ſehr ernſt: „Es ſei hier, dem Himmel Dank! bei Menſchen Gedenken keine Schlacht geſchlagen worden.“ Ich ließ die Eſel ſitzen, und leicht gelang es mir nachher, mich durch Hülfe der Specialkarte und des fleißig geſtochenen Schlachtplanes zu orientiren; ich beritt die merkwürdigen Höhen und das ganze Schlachtfeld, und trank endlich in demſelben Gaſthofe ein Glas Wein, in welchem der große Friedrich die Nacht vor der Schlacht zugebracht hatte; viele ſeltſame Betrachtungen drängten ſich mir bei Prüfung dieſes in der Kriegsgeſchichte ſo merkwürdigen Terrains auf, doch ſind ſie nicht zur Mittheilung für den größern Theil meiner Leſer, und wer von der Kolliner Schlacht eine Relation nachleſen wollte, den würde man auf **Archenholz’s** vortreffliche Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges verweiſen.

In **Wien** werden die **Böhmen** die **beſten Köche**, die geſchickteſten **Kutſcher** und die ausgezeichnetſten **Muſiker** der Welt genannt; allein von der böhmiſchen Kochkunſt wurden mir wenige empfehlungswerthe Proben zu Theil, und ihre Geſchicklichkeit im Wagenlenken vermag ich eben auch nicht zu preiſen; auf der Landſtraße fahren ſie häufig an einander an, und ein böhmiſcher Kutſcher, der mich fuhr, bog ſo ungeſchickt mitten in die Krone eines Baumes aus, daß ich durch einen ſtarken Aſt beinahe das rechte Auge verloren hätte.

Iglau iſt die einzige Stadt von einiger Bedeutung, welche man auf der Route von Prag nach Wien paſſirt. Das Städtchen liegt auf einer Anhöhe keinesweges unangenehm. Iglau behauptet in Böheim jenen Ruf der Lächerlichkeit, der anderwärts dem berüchtigten Schilda und dem ſchleſiſchen Polkwitz beiwohnt. Die Prager wiſſen von den Iglauern allerlei Schnurren zu erzählen, von denen die eine, welche ich Dir in der Geſchwindigkeit mittheilen will, mich in der That lachen machte.

Ferdinand II., hochſeligen Andenkens, berührte einſt auf einer Reiſe von Wien nach Prag die in Rede ſtehende Stadt und wurde an den Thoren von dem Magiſtrate feierlich empfangen. Der regierende Bürgermeiſter hatte eine ellenlange Anrede einſtudiert, allein der Anblick kaiſerlicher Majeſtät brachte den guten Mann alſo außer Faſſung, daß er auch nicht eine Silbe vorzubringen im Stande war.

Lächelnd ſprach endlich der zweite Ferdinand: „Gott grüß' Euch, ihr Herren von Iglau!“

Allein auch dieſem freundlichen Gruße blieben senatus populusque iglavensis Antwort ſchuldig, worauf ſich die Majeſtät wieder vernehmen ließ:

„Ich kehre nach ſechs Wochen in meine Reſidenz zurück, und nach dieſer Zeit erſt ſollt ihr, hochedle Herren! meinem Gruße eine paſſende Antwort entgegenſtellen, allein — ihr habt Zeit genug, Euch zu faſſen — Eure Antwort muß auf meinen Gruß ſich reimen.“

Nun war große Noth in der guten Stadt, der regierende Bürgermeiſter und ſämmtliche Magiſtratsperſonen zerbrachen ſich vergebens die Köpfe, es wollte auf das Wörtlein: Iglau“ durchaus kein Reim ſich finden; endlich hörte des Bürgermeiſters alte Köchin von der großen Verlegenheit der Herren und ſie ſagte dem Gebieter lachend: Eure Wohlweisheit dürfen dem Herrn Kaiſer auf ſein: „Gott grüß Euch, ihr Herren von Iglau!“ ja nur erwidern: „Wir danken gar ſchön im Namen unſrer lieben Frau!“ und die Sache iſt abgemacht.“

Die Wohlweisheit fanden der alten Köchin Einfall gut und prägten ſich die Replik mit großer Anſtrengung glücklich ins Gedächtniß.

Endlich erſchien Ferdinand, zum zweitenmal ſprechend: „Gott grüß Euch, ihr Herren von Iglau!“ und ganz muthig antwortete die Wohlweisheit: „O wir haben den Reim längſtens und danken gar ſchön im Namen der Mutter Gottes!“

Eine wandernde Komödianten-Truppe treibt gegenwärtig in der guten Stadt Iglau ihr Weſen; ich ſah von ihr die deutſchen Ritter vor Nicäa (Kotzebues Kreuzfahrer) darſtellen, vermochte aber mit dem beſten Willen nur einen halben Akt auszuhalten, denn noch mehr der Muſe

Dienſt zu profaniren, als hier geſchah, bleibt rein unmöglich.

Zwar hebt bereits in der Gegend Iglaus die Grenze von Mähren an, allein erſt unfern dem Städtchen Znaim glaubte ich in Sitten, Kleidung u. dgl. eine bedeutende Verſchiedenheit wahrzunehmen, doch von hier an zeigt nicht nur die Natur eine heiterere Geſtalt, ſondern ſelbſt die Menſchen ſchienen mir ungemein anmuthiger, verſtändiger, reinlicher und vorzüglich auch artiger, denn in Böheims plattem Lande; die geſegneten Kinder des Wohlſtandes und der Induſterie werden in Mähren allerwärts ſichtbar, und in den Dörfern erblickt man ſtatt der höchſt häßlichen und ſchmutzigen böhmiſchen Land-Weiber, wohlgebaute reizende Mädchen in einer höchſt bildlichen Tracht, und auch die Männer tragen Kleider von feinerm Tuche und anſprechenderm Schnitte.

Znaim iſt ein recht freundliches Städtchen, und auch hier hat Thalia ein Tempelchen aufgeſchlagen, welches wenigſtens vor dem Iglauer einen bedeutenden Vorrang behauptet.

Ein Offizier von der kleinen Garniſon hatte die Güte, mir, auf den vor dem Städtchen gelegenen Weinhügeln, genau die Poſitionen anzuzeigen, welche die kämpfenden Parteien in den bekannten Gefechten des Jahres 1809 in dem Augenblicke inne gehabt hatten, als der inzwiſchen geſchloſſene Waffenſtillſtand plötzlich alle Feindſeligkeiten unterbrach. Der patriotiſche öſtreichiſche Krieger bedauerte noch dieſen Umſtand höchlich, denn nach ſeiner Verſicherung brachte jener Zufall die öſtreichiſchen Waffen um einen glänzenden Sieg, indeß mich, den unbefangenen militäriſchen Beobachter, der Augenſchein gerade vom Gegentheil überzeugte; die ungeſtüme Tapferkeit der wackern Baiern hatte die Höhen erſtiegen und den Feind aus einer vortheilhaften Poſition nach der andern bis unter die Mauern von Znaim geworfen, in welches Städtchen bereits baierſche Haubitzgranaten flogen, als ein Federſtrich den Donner der Geſchütze verſtummen machte.

Vom Aberglauben ſind Mährens Bewohner freilich auch nicht frei, doch offenbart er ſich nicht ſo groß als in Böhmen. Der heilige Johann v. Nepomuk ſteht nicht in großen Ehren, denn St. Florian allein behauptet in Mähren als Landespatron große Rechte; man erblickt ihn in ritterlicher Rüſtung, in der Rechten eine bunte Fahne haltend, auf den Wänden der meiſten Häuſer angekleckſt, und immer ein lichterloh brennendes Häuslein darneben, weil St. Florian Hauptprotektor aller Löſchanſtalten iſt; die Idee recht deutlich zu verſinnlichen, iſt dieſer Heilige in Jetzelsdorf an ein Haus gemalt, gerade im Begriff, ein in Flammen ſtehendes Haus durch s. v. Piſſen zu löſchen, ein Skandalum, worüber gerade der für ächte Religioſität Empfängliche ſich nothwendigerweiſe ärgern muß.

Wie man mich verſicherte, verwendet ſich St. Florian, um Flammen jeder Art zu löſchen, auf eifriges Anrufen heirathsluſtiger Mädchen im Himmel bei'm Gott Vater in der Art für dieſelben, daß ſie baldmöglichſt ſchöne, junge und reiche Männer erhalten.

„Ei, ſagte ich dem Poſthalter, der mich mit dieſer eigenthümlichen Tugend des Heiligen bekannt machte, mich wundert nur gar ſehr, daß St. Florian nicht in der ganzen Welt vom ſchönen Geſchlechte hoch verehrt wird."

Lieber Herr! erwiderte mir der Schalk ſchmunzelnd, dem heiligen Florian machen unſere mähriſchen Mädeln ſchon genug zu ſchaffen, daher kann er ſich unmöglich noch mit andern befaſſen.

Von — — — aus nach Wien legte ich den Weg mit einem jungen Kavalier von einer ſehr alten und geachteten Familie zurück, der als Aſſeſſor bei der Regierung angeſtellt iſt. Dieſer junge Mann verrieth viel Geiſt und nicht gewöhnliche Kenntniſſe, nur wohnte ihm gar zu wenig Weltklugheit bei. Schon während der erſten Station hatte er mich, ohne Aufforderung, mit allen Geheimniſſen des Dienſtes, ſeines Herzens und ſeiner Familie bekannt gemacht.

Nur erſt vor kurzer Zeit waren unter den mähriſchen Landleuten Unruhen ausgebrochen, von welchen öffentliche Blätter, als von einer ganz unbedeutenden und geringfügigen Sache ſprachen; allein ich fand an Ort und Stelle Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß jene Vorfälle gerade ganz und gar nicht ſo geringfügig geweſen ſein können.

Die eigentliche Leibeigenſchaft wurde in Mähren ſowohl als in Böhmen bereits im Jahre 1781 aufgehoben, allein die mähriſchen Bauern blieben nichts deſtoweniger größtentheils noch verpflichtet, Frohndienſte [*] zu leiſten, zu welchen ſie von den adeligen Gutsbeſitzern nicht ſelten mit Härte angehalten wurden.

Allein gleich wie in der allerneueſten Zeit — die Abweichung des ſonſt gewöhnlichen Klimas und anderweitige große Naturerſcheinungen deuten darauf hin — unſer Planet ſeiner alten Bahn entrückt zu ſein ſcheint, ſo karakteriſiren auch ſeitdem ein ganz eigenthümlicher Geiſt und ein unverkennbares nicht zu unterdrückendes Streben nach dem höchſten Gute, der *Freiheit* nämlich, das ganze menſchliche Geſchlecht. Die mähriſchen Landleute fühlten plötzlich ihr lange getragenes aber nicht deſtoweniger ſchweres Joch, ſie verweigerten einmüthig die Leiſtung des Frohndienſtes, das heißt, nicht einzelne Bauern, ſondern 42 Dorfſchaften widerſetzten ſich, voll Energie, ihren — Gebietern, und die Civilgewalt fühlte ſich im erſten Augenblicke viel zu ſchwach, die Widerſpenſtigen zu ihrer ſogenannten Pflicht zurück zu führen.

---

[*] Die Frohndienſte ſind in Mähren für den Landmann in der That höchſt beſchwerlich; auf mehrern Herrſchaften iſt der Unterthan verpflichtet, fünf Tage in der Woche für den Gutsherrn zu arbeiten, und nur bei der ungünſtigſten Witterung bleibt dem Unglücklichen verſtattet, die eigenen Hufen zu beſtellen.

Doch dergleichen und analoge Aufwallungen ſchnell zu dämpfen, verſteht man nirgends beſſer als in Oeſtreich. Man höre, wie? — ich laſſe de verbo ad verbum meinen zuverläſſigen Gewährsmann ſprechen:

„Jo Sie könnens glauben, die Hallonken, die Spitzbuben, die Bauernkanaillen machten uns halt gar viel z' ſchaffen, aber i hobs glei keſogt, s' werd' nit lang dauern, denn wir hoben halt glei an d' höchſte Stell n' Kourier gſchickt und drauf ſind a vor Bataillons Soldaten aus Wien rauſer kömmen, ſind halt lauter ungeriſche Lait geweſt, und die haben d' Hallonken zuſammen prügelt, daß a wohre Freud' geweſen iſt anz'ſchauen; man hat halt d' Bauernſpitzbuben mit Gewalt zum Frohndienſt gführt und bei fünf Bauern ſind halt immer ſechs Soldaten g'ſtanden, und wenn d' Beſtien nit garbeitet haben, wie's liebe Vieh, ſo hat halt glei der Haslinger (der Stock) a a Wort drein gredt, und d' Hauptradelsführer hat man auf 'n Bund Stroh glegt, und hat ſie g'haut, bis die Zungen rausgreckt hoben, als wie s' Vieh, jo Sie können s' glauben, i hob halt ſelber g'ſehen, daß a ſo aufrühreriſche alte Beſtie, die ſchon über 70 Jahr alt gweſen iſt, unter m' Haslinger krepirt iſt."

Nachdem mein Referent die Stube verlaſſen hatte, nahete ſich mir ein wohlgekleideter und beſcheidener Bürger, welcher der vorgegangenen Unterredung als ſtummer Zeuge beigewohnt hatte: Thränen ſchwammen in des Biedermanns Augen, er drückte mir die Hand und ſprach ſehr bewegt:

„Leider iſt alles, was Sie hörten, trockene Wahrheit; jener Greis, der unmenſchlichen Stockſchlägen erlag, war ein braver, geachteter Landmann, der in allem mehr denn zwanzig Kinder und Enkel hinterließ. Der Unglückliche lebte einſt mit den Seinigen in großem Wohlſtande, unſer unſterblicher Kaiſer Joſeph hatte einſt das Haus des wackern Ackerbauern mit einem Beſuche beehrt; allein ſpäter wurde dieſer arme Mann durch die Barbarei ſeines verſchwenderiſchen jungen Gutsherrn an den Bettelſtab gebracht. Wohl verging ſich der Greis, allein er war zur Verzweiflung gereizt und ein ehrenvolleres Ende war ſeiner werth. — O unvergeßlicher großer, guter Joſeph!“ —

Thränen erſtickten den letzten hochbedeutenden Aufruf des ehrlichen Bürgers, und auch ich war ſehr bewegt, indem ich im Stillen langſam und ſinnig eine gewiſſe Stelle aus Schillers Tell ſprach *).

Der Haslinger iſt in Oeſtreich das dominirende Argument und wird es lange noch bleiben, denn kein Staat in der Welt hat weniger vor Volksaufſtänden zu zittern, als gerade dieſer. Die Ungarn, die Oeſtreicher, die Böhmen und die vielen verſchiedenartigen Völkerſtämme, welche dem öſtreichiſchen Scepter gehorchen, haſſen ſich untereinander alle, wie die unverſöhnlichſten Erbfeinde, und dieſer Umſtand iſt der Talisman, welcher der uneingeſchränkteſten Souveränität das feſteſte Daſein ſichert, denn dem Ungarn wird es ſtets eine Wolluſt bleiben, den deutſchen Bruder zu züchtigen,

---

*) Es iſt von der Stelle die Rede, welche lautet:
„Das Land iſt ſchön und gütig wie der Himmel;
„Doch die's bebauen, ſie genießen nicht
„Den Segen, den ſie pflanzen. —
„Das Feld gehört dem Junker und dem Kaiſer.
„Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder;
„Der Strom, die Saat, das Salz gehört dem König.
„Er iſt der Eine, der ſie ſchätzt und nährt;
„Doch darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.

wie dagegen der tückiſche Böhme und der welſche Unterthan ſich keinesweges entblöden würden, auf die andern alle loszupauken. Wahrlich, die großen Summen, welche das zahlreiche Heer der Naderer (geheime Polizei) dem Staate koſtet, könnte füglich erſpart werden.

* * *

Anmuthige Rebenhügel und romantiſche Landſchaften entzücken in dem Maaße häufiger das Auge des für Naturſchönheiten empfänglichen Reiſenden, je mehr er der eigentlichen öſtreichiſchen Grenze ſich nähert, und immer lebhafter wird die Landſtraße, wenn man nämlich raſch dem Hauptziele, der berühmten Kaiſerſtadt, zueilt.

Von Enzersdorf an gewähren der ſogenannte kahle und der Leopoldsberg, ſo wie der gigante Stephansthurm Wiens einen ſchönen und impoſanten Anblick; endlich erreicht man die große hölzerne Donaubrücke und die Taborlinie, wo ſich zu jedem ankommenden Fremden ein Polizeiſoldat sans façon in den

Wagen ſetzt, und ihn, wie einen Arreſtanten, nach dem Hauptmauthgebäude bringt, wo das Gepäcke ſtreng durchſucht wird. Der letztern Procedur wegen rathet man jedem Reiſenden, ſich alſo einzurichten, daß er nicht ſpät am Abend, ſondern wo möglich Vormittags die Linien Wiens gewinne.

III.

Schreiben aus Paſſau nach Norddeutſchland, im Sommer des Jahres 1822 abgeſendet.

Es war am Tage, der aller Narren Faſtnacht genannt wird, mein theuerſter K., als ich in Wien eintraf, und ich geſtehe Dir, daß mir dieſer Zufall eine günſtige Vorbedeutung galt, denn — was auch Narrenfeinde gegen die Behauptung einzuwenden haben dürften — meines Lebens Erfahrungen leiteten mich zu der Ueberzeugung:

daß eine zahlreiche Narrenheerde weniger die Ehre und Ruhe des ſinnigen Kosmopoliten zu bedräuen vermag, als die Ränke einer einzigen klugen Beſtie es im Stande ſind.

Einige Monate verlebte ich in der Kaiſerſtadt, allein ich konnte während der ganzen Zeit nicht zu einer regelmäßigen Korreſpondenz gelangen, denn ich mußte von früh Morgens bis in die ſpäte Nacht — ſehen, hören und ſchweigen; in der Geiſterſtunde allein brachte ich meine Beobachtungen in wenigen, nur mir allein verſtändlichen Hieroglyphen zu Papier, und ich fand in der Folge ſattſame Urſache, meine Vorſicht zu ſegnen.

Ich entziffere nur für Dich, mein theuerſter K., und für das liebe Publikum nebenbei, meine Wiener Trutenfüße in einem glücklichen freien Lande, wo man nicht nur ſehen und hören, ſondern, Gott Lob! auch ſprechen und zwar recht vernehmlich ſprechen und ſchreiben darf, und der Trutenfüße ganz und gar entbehren kann.

Ich finde mich übrigens mit meinen Wiener Hieroglyphen gut zu Recht, und ſie bieten mir ſo häufigen Stoff, daß ſie ſich wohl zu einem dickleibigen und wohlgenährten Kindlein umgeſtalten dürften.

Auf dem linken, ungemein romantiſchen, hohen Ufer der Donau, unter dem kühlenden Schatten eines duftenden Flieders im Angeſichte der altergrauen Thürme der ehrwürdigen Veſte Oberhaus ſchreibe ich dieſe und die folgenden Zeilen, und wen dieſe Umgebungen nicht begeiſtern, weſſen Genius ſie nicht zum Strahlenthron der Göttin Wahrheit zu erheben vermögen, wird der Begeiſterung und der Göttin Sphäre ewig entfremdet bleiben.

Doch auch jetzt vermag ich mich nicht von der mir durch Gewohnheit ſo lieb gewordenen Form zu trennen, welche ich meinem Lieblinge, dem galliſchen Feuerkopfe Langle, nun ſchon ſo oft nachbildete, und deren — der Erfolg zeugt davon — auch meine Freunde und das große deutſche Publikum noch immer nicht müde geworden zu ſein ſcheinen.

Du wirſt, guter K.! in meinem Büchlein vielleicht Manches vermiſſen, was Du zu finden erwartet, dagegen aber wieder auf Dinge ſtoßen, die Du hier berührt anzutreffen nicht hoffen durfteſt. Es möge Dir belieben, des Räthſels Deutung hinzunehmen: Zwar ſah der deutſche Buchhandel ſeit vielen Jahren kein eigentliches in ſich ſelbſt abgeſchloſſenes Werk über Wien mehr, allein über einzelne Theile der Kaiſerſtadt war zufällig gerade in der neueſten Zeit, in den vielgeleſenen deutſchen Journalen die Rede, und ich beſcheide mich daher gern, über jene Gegenſtände weitläufig zu ſchreiben, mit welchen gebildete Leſer ohnehin ohnlängſt näher bekannt gemacht worden ſind. Wenn ich dagegen anderwärts Dinge berühre, welche ſich mit der vermeintlichen Tendenz eines ſolchen Büchleins nicht zu vertragen ſcheinen, ſo mag man dieſes meiner eigenthümlichen Methode zu Gute halten, die noch nie gewiſſenhaft des Kindes Namen im Auge behielt.

Der Kaiſer und ſeine Familie.

Il vero onore è ch'uom da ben ti tenga Ciascuno, e che tu sia.
Ariosto.

* * *

Daß **Franz** der I. wie ein Vater von guten Kindern, alſo auch von ſeinen Unterthanen geliebt werde, wurde ſchon oben behauptet, und man ſetzt ſich hier gern dem Vorwurfe der Wiederholung aus, weil eine ſchöne Wahrheit nicht oft genug dargeſtellt werden kann.

Einfach, fromm, gerecht und höchſt gutmüthig offenbart ſich Franz des I. Karakter allerwärts, und mancher Ausländer hegt von dieſem Monarchen in der That Begriffe, die ſich während eines kurzen Aufenthaltes in Wien ſehr bald — berichtigen.

Dem Aeußern nach hat der Kaiſer ſeit einigen Jahren ſehr gealtert, doch ſein Geiſt blieb jung, und er beſitzt mannigfaltige ſehr ſchätzbare Kenntniſſe, und verſteht fünf Sprachen zierlich zu ſprechen und richtig zu ſchreiben.

Der Kaiſer iſt leicht zugänglich, denn er giebt jede Woche allgemeine große Audienzen, zu welchen jedes anſtändige, ſowohl in- als ausländiſche Individuum ohne große Schwierigkeit Zutritt erlangen kann.

Der Lüge und der Schmeichelei blieb der Kaiſer Franz ſtets ein abgeſagter Feind, und mit ernſter Würde weiß er beide häßliche Ausgeburten aus Pandorens Büchſe von ſich zu entfernen.

Einſt präſentirte ſich ihm ein junger Mann von Stande, und mit einem vortheilhaften Aeußern ausgeſtattet.

„Euer Majeſtät, ließ der Bittſteller ſich vernehmen, ich bereitete mich ſchon ſeit Jahren zu einer diplomatiſchen Carriere vor, ich ſpreche und verſtehe die meiſten todten und lebenden Sprachen, und glaube überhaupt längſt zur Betretung der erwählten Laufbahn hinlänglich ausgebildet zu ſein; deſſenungeachtet kann ich nie ein Ziel erreichen, weil Parteilichkeit und perſönlicher Haß meiner Vorgeſetzten mir im Wege ſtehen."

Der Kaiſer redete hierauf den jungen Mann zuerſt in lateiniſcher, dann in italieniſcher und endlich in franzöſiſcher Sprache an; allein der angebliche vollendete Diplomatiker vermochte nicht eine Sylbe zu erwidern.

„Möglich, nahm Franz nach einer langen Pauſe ſehr ſanft wieder das Wort, daß Sie plötzlich die Faſſung verloren haben; ſammeln Sie ſich und tragen Sie mir nachher ihre Bitte beſtimmter in einer der drei Sprachen vor, in welchen ich ſelbſt Sie ſo eben angeſprochen habe."

Nun wandte ſich der Kaiſer zu andern bei der Audienz gegenwärtigen Suplikanten, und nach Verlauf einer halben Stunde erſt kehrte er zu unſerm hoffnungsvollen Diplomaten zurück, der indeſſen ſtumm war und blieb.

Der Monarch heftete einen langen und ernſten Blick auf den Leichtſinnigen, dann ſagte er ihm mit Strenge: „Sie ſind ein eben ſo ſchamloſer Verläumder, als Prahler — meiden Sie ſogleich mein Angeſicht.“

Ein ſehr geſchickter Calligraph legte dem Kaiſer einen, aus lauter kühnen Schriftzügen äußerſt künſtlich gebildeten Doppeladler *) vor, und jede Feder in den Fittigen des bedeutungsvollen Vogels war zugleich eine Sentenz, jedoch ſo fein und klein geſchrieben, daß ſie mit unbewaffneten Augen unmöglich zu leſen blieben.

Mit immer ſteigendem Wohlgefallen betrachtete Franz das Meiſterſtück, und endlich forderte er den Meiſter auf, ihm die in den Flügeln des Doppeladlers befindlichen Sprüche abzuleſen; es waren feine und witzige Komplimente, deren Zweck es blieb, des Monarchen ausgezeichnete Regententugenden zu preiſen.

Ernſter und immer ernſter geſtalteten ſich des Kaiſers Geſichtszüge, bald aber unter-

---

*) Später fand auch das große Publikum Gelegenheit, das in Rede ſtehende Kunſtwerk bewundern zu können.

brach er den Leſenden, indem er ihm mit folgenden Worten ein Geſchenk reichte:

„Nehmen Sie; Sie ſind ein großer Künſtler, wären Sie kein Schmeichler, ich würde Sie kaiſerlich belohnt haben.“

Eine ſeltene Gedächtnißſchärfe wird von Franz I. auch gerühmt; was er einmal geleſen, ſoll er nie vergeſſen, und oft nach einer langen Reihe von Jahren, früher geſehene Perſonen wieder erkennen. Kutſchera, ſein Generaladjutant, ein geborner neu geadelter Böhme, ſoll des Kaiſers Zutrauen in einem hohen Grade beſitzen, und ſich deſſelben bei jeder Gelegenheit auch würdig zeigen.

Die Kaiſerin wird als eine ungemein verſtändige, gottesfürchtige und wohlthätige Dame von der Hauptſtadt und dem ganzen Lande kindlich geliebt und hoch verehrt. Der Monarch pflegt häufig zu ſprechen: „Ich beſaß mehrere hochſchätzbare Gattinnen, doch Charlotte iſt mir ein liebendes, ein zärtliches Weib und eine anmuthige, ſorgſame Hauswirthin.“

Dieſe Aeußerung kennt in Wien Alt und Jung, und man hört ſie mit inniger Rührung unzähligemal wiederholen.

Die kaiſerlichen Prinzen gleichen alle, mehr oder weniger dem erhabenen Haupte der höchſten Familie. Held Carl ruht auf ſeinen Lorbeeren, gänzlich zurückgezogen von öffentlichen Geſchäften, ein glücklicher Gatte und Vater, und oft vielleicht mag er nun ſich lächelnd eines großen galliſchen Dichters Worte wiederholen: „une eternité de gloire vaut elle un jour de bonheur?“

Den kleinen Napoleon, hier Herzog von Reichſtadt genannt, fand ich zweimal Gelegenheit aus einer ſehr geringen Ferne betrachten zu können. Er iſt ein höchſt lebhafter, ſchöner Knabe; die Anmuth der Geſichtszüge hat er von der erlauchten liebenswürdigen Mutter, den Ernſt der ſchönen Stirn und der Augen muthiges Feuer vom unſterblichen Vater ererbt. Der Prinz erſcheint nicht ſehr häufig im Publikum; was man hinſichtlich ſeiner künftigen Beſtimmung erzählt, ſind Mährchen, man hat ſich darüber höhern Ortes ſelbſt noch nicht — beſtimmt, und wer weiß, ob der ſchlummernde Genius nicht zeitig genug erwachen, und ſeine eigne Bahn kühn ſich ſelber zeichnen wird.

Gedeihe, edler junger Aar! und fleuch dereinſt muthig hinan — zur Sonne!

Lindenauiana.

Bei der paniſchen Furcht der Wiener, an öffentlichen Orten über politiſche oder Staatsangelegenheiten zu ſprechen, geſtaltet ſich die Unterhaltung in der Regel höchſt dürftig, da die wiſſenſchaftliche Sphäre $\frac{9}{10}$ Theilen der Einwohner, im eigentlichſten Sinne des Wortes terra incognita iſt. Von den Vorzügen der gebacknen Hänlen, der gebratnen Schnitzel, des Maſchanzkerkoches *) und wie die Legion der Wie-

---

*) Eine Art Mehlſpeiſe von Borſtorferäpfeln bereitet.

ner Delikateſſen ſich ferner, eigenthümlich genug, benamſet hört man bis zum Ueberdruſſe, und wenn endlich der Faden dieſer materiellen Converſation reißt, nimmt die Geſellſchaft zu einer Anekdotenjagd ihre Zuflucht, die eben nicht intereſſanter als die Gourmandiſe ſich darſtellt, weil ab- und verdroſchene Sujets beinahe immer allein aufs Tapet gebracht werden.

Von den ſogenannten ungariſchen Anekdoten hat man ſo eben geſprochen; iſt dieſer reichhaltige Born erſchöpft, ſo müſſen, häufig genug, die Lindenauiana den Stoff zur Unterhaltung leihen.

Der nun verſtorbene k. k. General Lindenau war ein höchſt bizarrer Sonderling, auch großer Freund der Mädchen und des Lebensgenuſſes überhaupt; er blieb den Wienern unvergeßlich, und von den vielen Zügen, welche ſie von dieſem Feldherrn erzählen, ergötzten mich in der That einige dermaßen, daß ich um ſo weniger Anſtand nehme, ſie mitzutheilen, da mir die Ueberzeugung beiwohnt, daß dieſelben unter diejenigen Lindenauiana gehören, welche bis jetzt dem Drucke nicht übergeben worden ſind, obwohl anderwärts ſchon Fr. v. Cölln und verſchiedene andere Autoren dieſes martialiſchen Sonderlings erwähnten.

Der Erzherzog ****** kommandirte im Jahre 1809 eines jener Armeekorps, welche nach Baiern vorgedrungen waren, und Lindenau war dem Prinzen als Leiter beigegeben.

Nach der bei Abensberg verlornen Schlacht ſprach, während des Rückzuges, einſt der Herzog zu Lindenau und zwar ſehr bekümmert:

„General! was werden die Wiener ſagen, wenn ſie von der verlornen Schlacht hören?"

Lindenau erwiderte heiter und ſchnell: Beruhigen ſich Euer Hoheit immerhin, ich kenne die Wiener, ſie werden Euer Hoheit einen jungen unglücklichen Prinzen nennen, mich dagegen einen alten Eſel ſchelten.

Im Jahre 1813, als plötzlich ein eigenthümlicher martialiſcher Geiſt in alte und junge Deutſche gefahren war, beſeelte der lobwerthe Genius auch die zahlreichen Wiener Straßenjungen; ſie griffen vorerſt zu hölzernen Waffen, formirten eine Bataillon, und wählten aus ihrer Mitte einen General, unter deſſen Anführung ſie ſich jeden Abend auf einem freien Platze außerhalb der Stadt in den Waffen übten. Die ſchauluſtigen Wiener ſtrömten in Schaaren hinaus, ſich zu ergötzen an der Geſchicklichkeit ihrer lieben Straßenjugend, und auch Lindenau erſchien eines Abends in voller Uniform und zu Pferde auf dem place d'armes de la jeunesse. Der Kindergeneral kannte ſeine Pflicht; er ließ bei Anſichtigwerdung des Feldherrn ſogleich die hölzernen Flinten aufnehmen, und vor demſelben verſchiedene Evolutionen ausführen. Am Ende ritt Lindenau zu dem Kindergeneral hinan, und indem er ihm einen Dukaten reichte, ſprach er ſehr gnädig und freundlich: „Recht brav, recht brav, junger Herr Kriegskamerad! nimm' hier dieß Geld, und laß dafür deiner wackern Mannſchaft — Kirſchen kaufen.“

Einſt befand ſich L., bei überfülltem Hauſe, im Theater; hinter ihm ſtand ein vornehmer, junger und arroganter Jude, mit einer ungeheuer langen Naſe ausgeſtattet, der ſeinen Kopf auf des Generals linke Schulter lehnte, und demſelben dadurch ſehr beſchwerlich fiel. Plötzlich nimmt L. ſein Schnupftuch aus der Taſche und ſchnaubt dem Iſraeliten, wie man kleinen Kindern zu thun pflegt, die Naſe. Der Sohn Iſraels fand ſich beleidigt und überraſcht, der General aber ſagte ihm lächelnd: „Entſchuldigen Sie, mein Herr! Ihre Naſe befand ſich ſo nahe an meiner Backe, daß ich dieſelbe in der That für meine eigne Naſe hielt."

In einer Geſellſchaft gerieth L. einſt mit einem Kavalier in einen heftigen Wortwechſel, und dieſer rief endlich aus: „Mein Herr General! Sie ſcheinen mich nicht zu kennen; ich bin der Graf Fuchs."

Verzeihen Sie, entgegnete ſehr ernſt der Feldherr; daß Sie dem Thiergeſchlecht angehören, bezweifelte ich keinen Augenblick, aber für einen Fuchs hätte ich Sie nun und nimmermehr gehalten.

Im Schooße Abrahams erſt verſtummte Lindenaus witzige Laune.

Zacharias Werner.

Inter caetera mortalitatis incomoda, et hoc est, caligo mentium: nec tantum necessitas errandi, sed errorum amor.

Seneca.

* * *

Dieſer Mann iſt in neuern Zeiten, man weiß nicht, ſoll man ſagen, zu einer ſolchen Berühmtheit oder Berüchtigkeit gelangt, daß in Wien geweſen und ſeinen Vortrag nicht gehört, daſſelbe beinahe bedeuten will, als Rom verlaſſen, ohne den heiligen Vater geſehen zu haben.

Ich hatte während der Faſtenzeit dreimal Gelegenheit, des Pater Werners Predigten in der Kapuzinerkirche beizuwohnen.

Es war mehr ein günſtiges, als ein ungünſtiges Vorurtheil, mit welchem ich den Tempel betrat; denn wollte man des Mannes Apoſtaſie, die ſich immerhin ſchwer genug vertheidigen läßt, vergeſſen, ſo kann ihm anderwärts ſelbſt der Neid nicht abſprechen, daß er in ſeinen frühern Produkten eine lebhafte Phantaſie, Tiefe und Klarheit und eine ſeltene Korrektheit entwickelte, und von der ergreifenden Beredſamkeit, welche Pater Werner als Kanzelredner auszeichnen ſollte, wurde ja ſtets viel geſprochen und geſchrieben.

Indeſſen muß ich ganz aufrichtig geſtehen, daß meine Erwartungen, die ich von dem berühmten Apoſtaten hegte, auch im geringſten nicht erfüllt wurden.

Ich bin in der römiſch-katholiſchen Religion geboren und erzogen, achte dieſelbe hoch, und glaube mit den Prinzipien der hierarchiſchen Lithurgie genau vertraut zu ſein; allein dieſer Zacharias macht ſeinem Lehrmeiſter wenig Ehre, denn ich behaupte geradezu, daß der Mann in den eigentlichen Geiſt unſerer Religion gar nicht eingedrungen iſt, indem er ſich als Prediger dem aufmerkſamen Hörer unverkennbar noch immer als ein ſchwankender, überſpannter Myſtiker darſtellt, der keinesweges die ſtreng gezeichnete Bahn, ſondern den Irrweg ſeiner eignen närriſchen Phantome verfolgt, und mir bleibt nur unbegreiflich, wie Wiens orthodoxe Cleriſei dieſen überſpannten Menſchen, ſo ganz gleichgültig, ſein Weſen nach Belieben treiben laſſen kann.

Werner erſcheint dem Beobachter als ein gänzlich abgewelkter und entnervter Mann; ſein Geſicht iſt blaß und eingefallen, und die grauen buſchichten Braunen ſind ſo lang, daß die Augen gar nicht ſichtbar ſind; dem Aeußern nach zu urtheilen, mag er wenigſtens ſechzig Lebensjahre zählen, und des Myſtikers körperliche Konſtitution iſt dermaßen geſchwächt, daß er ſelbſt ſeine Vorträge nicht mehr in ſtehender Stellung, wie es in der katholiſchen Kirche üblich iſt, halten kann.

Leicht begreift es ſich, wie dieſer Mann, ohne große Aufopferung, das Gelübde ewiger Keuſchheit ablegen konnte; in früherer Zeit war er, wie mich einige ſeiner ehemaligen Jugendfreunde verſicherten, ein nicht leicht ermüdlicher H***njäger und Bachusbruder; in Prag, wo Hr. W. einige Zeit privatiſirte, weiß man von ihm jetzt noch manch' galantes Hiſtörchen zu erzählen, und man kann dieſes Alles um ſo weniger in Zweifel ziehen, da der Apoſtate auf öffentlicher Kanzel, unzähligemal ſich wiederholend, höchſt demüthig ausruft:

„Ich ſelbſt war dereinſt der größte Sünder und der verworfenſte aller Frevler, allein Gott der allmächtige ließ das Licht des Glaubens mich erkennen; folgt mir nach, geliebte Zuhörer! die ihr dem unreinſten Thiere gleich, im Schlamme der Laſter euch wälzet.“

Es verlohnt, der Seltſamkeit halber, in der That der Mühe, einer **Wernerſchen** Predigt beizuwohnen; als ich dieſes Glückes zum erſtenmal theilhaftig wurde, fing der gute Pater damit an, daß er der frommen Gemeinde von einem großen Realbogen eine lange neue Dichtung aus eigner Fabrik vorlas, die in einem ſo hohen Grade myſtiſch, verworren und unverſtändlich lautete, daß ich gleich meinen Kopf einſetzen möchte, wie nicht zehn gläubige Seelen von der ganzen Verſammlung nur im geringſten in den eigentlichen Sinn der Poeſie einzudringen vermochten.

Nach beendigter poetiſcher Vorleſung trug Hr. Werner ein kurzes neues Gebet vor, welches er ebenfalls für dieſen Tag ſelbſt verfertigt hatte. Die Gemeinde mußte die Worte wiederholen; allein der gute Pater ſpricht in dieſem Augenblicke noch den gewöhnlichen, den ehrlichen Wienern ſehr unverſtändlichen oſtpreußiſchen Dialekt, und die fromme Gemeinde plapperte, zu meiner geringen Erbauung, ſo ſeltſame Worte nach, daß ich glaube, ſelbſt der Berliner berühmte Heinſius hätte ſich hier nicht zurecht finden können.

Endlich begann die eigentliche Predigt. Herr Zacharias handelte vom königlichen Kreuzwege, und theilte ſeinen Vortrag in zwei Stationen ein; bei der erſten hielten drei anmuthige Engelein, genannt: Armuth, Demuth und Keuſchheit

Wache, in der zweiten aber ließ er uns drei abſcheuliche dräuende Teufel — die jenen Tugenden entgegengeſetzten Laſter — ſchauen.

Nach dem populären Vortrag eines Abraham a Santa Clara ſtrebt Werner zwar unverkennbar, allein er verfällt in den Ton der berüchtigten Berliner Voigtländer, oder gerathet, ſich vergeſſend, in die Regionen der überſpannteſten und dunkelſten Myſtik; ſeinem Publikum bleiben dieſe Dinge ſtets unauflösbare und gänzlich unverſtändliche Probleme, allein die Kirche iſt, wenn W. die Rednerbühne betritt, ſtets zum Erdrücken voll, denn es blieb bis jetzt einmal Mode, ihn zu hören.

Ich mußte bei dieſer Gelegenheit immer an ein uraltes Gemälde denken, welches man in Wien an der Wand eines verfallenden Hauſes angekleckſt findet. Das Bild (vide Titelkupfer) ſtellt einen Fuchs vor — Andere wollen das Thier für einen Wolf gehalten wiſſen — der (sans comparaison!) höchſt eifrig den Gänſen predigt.

Die Meinung des gebildeten und vernünftigern Theiles der Wiener iſt in ihrem Urtheil über den Pater Werner getheilt: Einige ſehen einen Heuchler, Andere nur einen überſpannten, ſchwärmeriſchen N****n in ihm; vielleicht käme man, die Mittelſtraße haltend, der Wahrheit am Nächſten.

Des guten Zacharias Deklamation iſt durchgehends fehlerhaft, er legt die ſtärkſte Betonung ſtets auf Worte, wohin ſie gar nicht gehört. Ein Beiſpiel nur. Unter andern ließ ſich der Pater vernehmen:

„Ihr üppigen Schlemmer, die ihr nie und nimmermehr genug kriegen könnt, werft einen Blick hier auf unſer Jeſuskindelein; da liegt das heilige arme Würmlein nackt und bloß, lediglich ein klein wenig nur erwärmt durch den Hauch eines rohen Ochſen und eines dummen — Eſels.“

Die vorhergehenden Worte hatte der Redner ſehr gelaſſen und ſanft geſprochen, das bedeutende Wort: Eſel aber brüllte er dermaßen donnernd hervor, daß die ganze Verſammlung erſchrocken zuſammenfuhr und Viele konnten nachher nur mit Mühe ein lautes Lachen unterdrücken.

Herr W. iſt nunmehr in den Orden der neu erſtandenen Jeſuiten — ſie nennen ſich in Wien bekanntlich: Redemptoriſten oder noch lieber Liquorianer — getreten; man behauptet in der Kaiſerſtadt durchgehends, die Herren hätten ſich hartnäckig geweigert — die Thatſache macht wenigſtens dem Verſtande des Ordens Ehre — den berüchtigten Apoſtaten in ihrer Mitte aufzunehmen, allein ein kräftiger Impuls, den man hier nicht berühren kann und will, beſtimmte die Obern nachzugeben.

Der Autorſchaft hat Werner entſagt, und als neulich ein Broſchürchen unter ſeinem Namen erſchien, erſuchte er den Hrn. Buchhändler Wallishauſer öffentlich zu erklären, wie er (der Pater) keineswegs des Büchleins Verfaſſer ſei.

Selten unterläßt der fromme Zacharias, in der neueſten Zeit, ſeinen Vorträgen folgenden wohlgemeinten Rath beizufügen:

„Herzgeliebteſte Freunde und Zuhörer! ich habe zu Hauſe ein Büchlein, es iſt klein und unſcheinbar, allein es iſt das Buch aller Bücher, welches alle andere entbehrlich macht, und das Jeder, dem ſein Seelenheil lieb iſt, durchaus ſich anſchaffen muß; denn ihr habt Geld, euren verdammten ſündlichen Lüſten zu fröhnen, und ſo arm iſt keiner, daß er das wohlfeile Büchlein nicht kaufen könnte; es betitelt ſich: Thomas von Kempis, von der Nachahmung Chriſti unſeres Herrn (de imitatione Christi), und wer dieſes Büchlein lieſt und nach ihm ſeinen Wandel, ſein Thun und Laſſen leitet, der iſt geborgen, von nun an und in Ewigkeit — Amen!"

Hochverehrteſter Pater! auch ich kenne das Büchlein, und habe es von Anfang bis zum Ende geleſen; ich bin der Meinung, welche längſtens wackere und aufgeklärte katholiſche Theologen öffentlich ausgeſprochen haben, und die, ihrem weſentlichen Inhalte nach, folgende iſt:

„Es läßt ſich mit Recht bezweifeln, daß je ein Thomas von Kempis exiſtirt hat, vielmehr bleibt es wahrſcheinlich, daß das Büchlein von der Nachahmung Chriſti weiter nichts, als ein früheres Machwerk des Jeſuitenordens iſt. Dem ſei nun aber, wie ihm wolle, ſo wird jeder denkende und aufgeklärte römiſch-katholiſche Chriſt ſich ſonder Mühe überzeugen, daß das in Rede ſtehende Buch, ſo ehrwürdig deſſen Titel auch klingt, keinesweges für den großen befangenen Haufen ſich eignet, indem es dunkel und myſteriös, leicht ungeklärte Geiſter verwirren, und zu einer höchſt gefährlichen Unruhe des Gemüthes leiten kann, deren Folgen ſich oft ſchon unheilbringend geſtalteten.“

Wie geſund dieſes Urtheil ſei, läßt ſich a posteriori leicht erweiſen; noch neulich machte der Thomas von Kempis den Sohn eines vornehmen und ſehr geachteten baierſchen Staatsbeamten, einen hoffnungsvollen Jüngling, hier in Paſſau dermaßen verrückt, daß der Unglückliche in's Narrenhaus nach München gebracht werden mußte, wo er in dieſem Augenblick ſich noch befindet, und zu ſeiner Heilung bleibt wenig Hoffnung vorhanden.

Ich dagegen, hochwürdiger Pater! beſitze auch ein altes Büchlein, dem Sie als eifriger Redemptoriſt Ihre Aufmerkſamkeit nicht verſagen dürfen, weil der Autor ein glaubwürdiger Mann, der ſich Maier nannte, ſelbſt Jeſuit war und ſehr ſchätzbare Fragmente zur Geſchichte ſeines Ordens lieferte. Das Wiedererſtehen dieſes Ordens zu Wien hat die Aufmerkſamkeit der deutſchen Welt erregt, und da ich überzeugt bin, daß von zwanzig meiner Leſer kaum einer des Jeſuiten Maiers alte Ordensgeſchichte *) kennen wird, ſo glaube ich mir den größten Theil meiner Leſer zu verbinden, indem ich ihnen einen gedrängten Auszug aus jenem verſchollenen Büchlein liefere.

„Im Jahre 1547 wurde der Jeſuit Bobadilla wegen großer Staatsverbrechen Landes verwieſen.

1560 ward Gonzales Silveira in Monomotapa als überwieſener Spion gehängt.

---

*) Das Werk befindet ſich zu Wien in der kaiſerl. Bibliothek.

1581 wurden Campian, Skerwin und Briant zum Tode verurtheilt, weil ſie einen Aufruhr gegen die Königin Eliſabeth von England erregt hatten. Während der Regierung dieſer Königin hat man fünf Verſchwörungen der Jeſuiten gegen ihr Leben entdeckt.

1588 hetzten ſie die Ligue gegen Heinrich III.

1593 bewog der Jeſuit Barode einen gewiſſen Barriere, den Dolch gegen den beſten der Könige zu zücken.

1594 jagte man die Jeſuiten aus Frankreich, weil ſie, erwieſen, entſchiedenen Theil an J. Chatels meuchelmörderiſchen Unternehmungen hatten.

1595 redete der Jeſuit Guignard in ſeinen Schriften der Ermordung Heinrichs IV. das Wort, wurde aber ergriffen und mit dem Tode beſtraft.

1597 hielt man die ſogenannte Congregation de auxiliis, um über ihre neue Lehre von der Gnade zu berathſchlagen, bei welcher Gelegenheit ihnen Klemens VIII.

öffentlich vorwarf, daß ſie die Kirche mit Verwirrung erfüllten.

1598 bezahlten ſie einen Böſewicht, reichten ihm mit der einen Hand das Sakrament, mit der andern den Dolch, und zwangen ihn, den Prinzen Moritz von Naſſau zu ermorden, worauf ſie aus Holland verbannt wurden.

1605 wurden Oldecorn und Garnet als Anſtifter der Pulververſchwörung in England hingerichtet; auch zwangen ſie den Dogen von Venedig, ſie als Rebellen aus der Stadt zu jagen.

1610 ermordete Ravaillac auf Anſtiften des Ordens de soc. Jes. Heinrich IV.; der Jeſuit Mariana ließ noch in demſelben Jahre eine Apologie des Königsmörders drucken.

1618 wurden die Jeſuiten wegen Volksaufwieglereien aus Böheim verjagt, und 1619 mußten ſie aus gleichen Urſachen Mähren meiden.

1631 erregten ihre Intriguen einen blutigen Bürgerkrieg in Japan.

1641 erregten ſie in Europa den unſeligen Streit über den Janſenismus.

1709 zerſtörte ihre niederträchtige Eiferſucht Port-Royal, Todte wurden ausgegraben, Mauern geſtürzt.

1713 wirkten ſie in Rom die berüchtigte Bulle: Unigenitus ꝛc. aus, welche unzuberechnendes Unheil verurſachte.

1728 wandelte der fromme Pater Berrüyer die Bücher, Moſis in einen ſchlüpfrigen Roman um, und ließ die Patriarchen die größten Zoten reden.

1730 erklärte der Jeſuit Tournemin in Caen auf öffentlicher Kanzel: er halte die Bibel nicht für Gottes Wort.

1745 läſterte der Jeſuit Pion die Sakramente der Buße und des Abendmahls, und warf das heilige Brot den Hunden vor.

1755 führten die Jeſuiten in Paraguay die Einwohner dieſes Landes in einer Schlacht gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn an.

1758 wurde der König von Portugall unter Anführung der Jeſuiten Malagrida, Mathes und Alexander meuchelmörderiſcher Weiſe um's Leben gebracht.

1759 wurden ſämmtliche Jeſuiten aus Portugall gejagt.

1761 war die Epoche in Frankreich, wo, nachdem die Jeſuiten den Handel von Martinique an ſich geriſſen und Tauſende unglücklich gemacht hatten, endlich ihr großer Bankerott und des berüchtigten La Valette Schandſtreiche ihre Verbannung aus Gallien beſchleunigte.

So weit folgten wir unſerm zuverläſſigen Gewährsmann, dem oben ſchon genannten Pater Maier; indeß bleibt zu bemerken, daß man, den Leſer nicht zu ermüden, von dem Sündenverzeichniſſe des ehemaligen Jeſuiterordens nur einen Auszug geliefert hat. Nun will man zeigen, in welcher Art, zum größten Heil der Chriſtenheit, die wieder aufgelebten frommen Väter im Jahre 1822 in der öſtreichiſchen Kaiſerſtadt proſperiren.

Klima.

Furchtſame und einfältige Menſchen pflegen vorerſt gewöhnlich vom Wetter den Stoff zur Einleitung einer langweiligen Converſation zu entnehmen, und wenn ſchon der Autor mit dieſen nicht gern ſich vermengt ſehen möchte, ſo ahmt er doch hier die Sitte nach.

Das Wetter, das Barometrum und Thermometer bilden einen Hauptzweig der öffentlichen Unterredung zu Wien, den einzigen beinahe, welchen man — nur ja nicht im figürlichen Sinne — mündlich und ſchriftlich ohne Gefahr verfolgen darf.

Wenn man die verſchiedenen Schriften, welche in früherer Zeit über Wien herauskamen, durchblättert, ſo muß man in der That über die verſchiedenartigen Meinungen lächeln, welche die Herren Autoren hinſichtlich des Klimas dieſer Stadt hegten. Der Eine nennt es trocken, der Andere feucht, dieſer geſund, ein Zweiter ſchädlich, ein Dritter gar tödlich.

Mich reizte es immer vorzüglich bei vorhandenen, verſchiedenartigen Anſichten meine eigenthümliche darzuſtellen, und daher entwarf ich denn auch noch zu Wien, nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte, den folgenden Aufſatz, den ich einen der berühmteſten Sterngucker leſen ließ, mit dem ich zuweilen im wilden Manne ſpeiſte. Der Aſtronom lachte, nachdem er geleſen, recht herzlich, indem er ſprach: Sie haben's getroffen, beſſer als Ihrer Vorgänger einer; laſſen Sie's auf meine Gefahr drucken. Da nun jenem Sterngucker Ironie ſtets fremd bleibt, ſo glaube ich es riskiren und ſeinem Rathe folgen zu dürfen.

Das Klima in Wien iſt unverkennbar unbeſtändig und viel rauher als man, der Lage der Stadt nach, glauben ſollte. Scharfe und zehrende Nord- und Oſtwinde bleiben die herrſchendſten, und wenn der Sonne Aufgang auch den heiterſten und ruhigſten Tag verſpricht, ſo kann man ſich nichts deſtoweniger darauf gefaßt machen, daß ſich ſtets gegen Mittag Stoßwinde erheben, welche den feinen Kiesſand, aus dem hier der Boden beſteht, in dichten Wolken, welche die Atmoſphäre verfinſtern, einhertreiben; vorgegangene heftige Platzregen und das fleißige Aufſpritzen vermögen die eigenthümliche Erſcheinung nicht im geringſten zu hemmen. Der Staub wirft ſich auf die Bruſt und die Augen, und wenn ein melankoliſcher Hektiker ſchnell enden will, ſo eile er nur nach der Kaiſerſtadt, ſein Zweck wird nach wenigen Monden ſchon erfüllt ſein. Daß es in Wien nicht mehrere phyſiſch-Blinde giebt, blieb mir ein Problem; wer an Augenſchwäche leidet, verſehe ſich hier ja ſobald als möglich mit Staubbrillen. „Eine einzige Eigenſchaft, bemerkte einſt ſehr treffend ein witziger Kopf, theilen die Hrrn. Wiener mit den Göttern des Olymps; ſie wandeln nämlich wie dieſe beſtändig in Wolken, aber nicht in roſichten Aether-, nein, nur in ſchmutzigen Staubwolken einher.“

Abends ſtellt ſich von den nahen Gebirgen eine kalte und feuchte Luft ein, welche die Tranſpiration plötzlich hemmt und den Unvorſichtigen mit Rheuma und Gicht beſtraft. Paſſatwinde ſtellen ſich nie ein, daher man auch in der Gegend Wiens keine einzige Windmühle bemerkt.

Angenehme laue Weſte und liebliche Zephire haben die Dichtungen eines Denis gebildete Wiener kennen lernen, in der Wirklichkeit gehören ſie hier unter die Seltenheiten. Der Winter iſt gewöhnlich rauh und kalt, der Lenz ſtellt ſich, ich war in dieſem Jahre Augenzeuge, ungewöhnlich früh ein; der Sommer zeichnet ſich durch anhaltende Dürre aus und der Herbſt bleibt hier die angenehmſte Jahreszeit, denn die Luft iſt nun milder und mit aromatiſchen Düften geſchwängert, doch das Klima überhaupt mahnt in Wien keinesweges an Arkadien! Fremde vermag es nicht zu feſſeln, doch ſchon manchen ſoll die Wiener Luft (der Satz kann in doppelter Beziehung gelten) verjagt haben.

Der Wiener, die Wienerin und der Ungar.

Drei pſychologiſch-charakteriſche Skizzen.

> Videmus ibi multos homines ac mulieres capita non habentes.
>
> Der heil. Kirchenvater Auguſtin.

I.

Der Wiener.

Die Oeſtreicher überhaupt ſtellen ſich als kraftvolle Männer von ſtarkem und dauerhaftem Körperbau dar, doch ſind ſie in der Regel eher groß, als klein zu nennen; die Züge des Geſichtes erſcheinen nicht unintereſſant, oft ſogar geiſtvoll, und die roſichte Blüte der üppigſten Geſundheit ſchwebt auf der Jünglinge Wangen.

Nichts deſtoweniger würde man ungemein irren, wollte man das lachende Bild auf die Wiener anwenden; das Geſchlecht der Kaiſerſtadt ließen Luxus, Weichlichkeit, Ueppigkeit und Ausſchweifungen aller Art dermaßen ausarten, daß man behaupten kann, ſchon im Keime ſei es erſtickt und verdorben.

Allerwärts treten uns hagere, gekrümmte Weſen mit fahlen, eingefallenen, nichtsſagenden Geſichtern und blöden Augen, achtzehn oder zwanzigjährige Greiſe mit großen Brillen auf den ſpitzen Naſen, entgegen, und erblicken wir in der Maſſe zuweilen einen blühenden Jüngling, ſo können wir ihn dreiſt für einen Fremden halten; in funfzig Fällen werden wir kaum einmal irren.

Zu Anfange des letzten Decenniums im vorigen Jahrhunderte, bald nach des zweiten Leopolds Tode, erſchien — angeblich in Görlitz — ein Werk über Wien aus der Feder eines norddeutſchen Gelehrten, welcher längere Zeit dort verlebt hatte. Der Mann zeigte großen Scharfblick und ſehr geſundes Urtheil; allein die öſtreichiſche Regierung erhielt von jenem Werke Wind, bevor es noch in den deutſchen Buchhandel gekommen war, und der Auflage größter Theil wurde auf Koſten des Kaiſers konfiscirt; das Buch blieb ſcharf verpönt, und der Verkauf deſſelben in den kaiſerlichen Staaten ſogar bei Zuchthausſtrafe verboten. Ueberhaupt war jenes Werk allerwärts ſchwer zu erlangen, jetzt iſt es längſt vergeſſen; mir verſchaffte es die Artigkeit eines vornehmen ***h**ſchen Kavaliers, kurz vor meiner Abreiſe, auf einige Tage zur Durchſicht. Wer aber beſchreibt mein Erſtaunen, als ich in dem dreißig Jahr alten Büchlein des Norddeutſchen viele Grundbehauptungen fand, welche mit den eigenen pſychologiſchen Notizen, die ich mir von den Wienern in meiner Schreibtafel entworfen hatte, haarklein übereinſtimmten! Wie, rief ich aus, wäre es möglich, daß die Bewohner der Kaiſerſtadt in einem ſo langen Zeitraume, der gerade in die ſchönſte Epoche einer allgemein europäiſchen Erleuchtung fällt, allein und unbeweglich auf derſelben Stufe der Kultur ſtehen geblieben ſein ſollten? — und doch verhält es ſich im Allgemeinen ſo, die Sache ſtellte ſich mir gar zu klar-und deutlich dar.

Mein alter, gelehrter, norddeutſcher Gewährsmann ließ ſich unter andern vernehmen:

„Man ſollte glauben, daß ein unbeſtändiges Klima ein leichtſinniges, lebhaftes Menſchengeſchlecht bilden würde, das flüchtig die Pole des Lebens berührte, und über die Zukunft nicht nachdächte; indeſſen ſo richtig dieſes bei vielen Bewohnern Wiens eintrifft, ſo zeigt ſich bei ihnen doch beinahe gar nie der raſche Entſchluß und die kühne Ausführung des Galliers, ſondern es herrſcht eine Dumpfheit des Geiſtes, eine Leere des Kopfes und ein Phlegma überhaupt, das vom Gedanken zum Entſchluß, vom Entſchluß zur That, mondenlange Schneckenreiſen macht. — Thätigkeit, Anſtrengung der Organe, Enthuſiasmus für Großes, Wahres, Schönes, Streben nach Vollkommenheit liegen daher ſo ganz außer der Sphäre des gewöhnlichen Wieners, daß er davon nie eine Ahnung in ſeiner Seele gehabt zu haben ſcheint, und es gar nicht begreifen kann, daß es Menſchen geben dürfte, welche die geiſtigen den körperlichen Bedürfniſſen vorziehen u. ſ. w."

Der Pſychologe, der reiſe Beobachter werden nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte zu Wien dieſes ſummariſche Urtheil unbedingt als vollkommen richlig und unparteiiſch auch noch im Jahre 1822 unterzeichnen; dieſes iſt meine feſte Ueberzeugung.

Zwar iſt es wahr, in Wien leben Weiſe — man wird deren auch in Aethiopien finden — allein es iſt nicht Scherz, ſondern ein erweislich richtig mathematiſcher Calcul, wenn man auf zwanzig ſein gebildete und gelehrte Berliner oder Dresdner einen einzigen Wiener zählt, und ſelbſt dieſer eine wird in gewiſſen Situationen den Nationalkarakter nicht zu verläugnen vermögen. Es begegnete mir, daß ich mit Leuten von Ruf und anerkannten literariſchen Verdienſten in der Kaiſerſtadt in Gaſthöfe ging, um ein Mittag- oder Abendbrot einzunehmen; doch der Anblick des ellenlangen Speiſezettels unterbrach ſtets und plötzlich Geſpräche über die intereſſanteſten Materien; einem ſolchen Talismann vermag ſelbſt kein Wiener Ariſtoteles oder Sokrat zu widerſtehen, denn Eſſen iſt und bleibt Allen das Erſte und Wichtigſte. Schweigend, langſam und gemächlich muß das große Geſchäft vollbracht werden, und o Himmel! welche Portionen ſind dieſe Leute im Stande zu verſchlingen, man traut ihren Magen ein Loch zu, durch welches alles Verſchlungene ſogleich wieder unter den Tiſch fällt; denn anders als durch ein Wunder vermochte ich es mir nicht zu erklären, wenn ich dieſe Menſchen eine Quantität vivres auf einen Sitz conſumiren ſah, bei welcher der zur Mäßigkeit Gewöhnte während acht Tage nicht hungern würde.

Sinnlichkeit überhaupt bleibt die Axe, um welche ſich das Streben und Leben der vornehmen und gemeinen Wiener dreht, daher die auffallende Erſchlaffung aller geiſtigen Kräfte! Jener alte, oben erwähnte Norddeutſche glaubte den Grund der auffallenden

Erſcheinung in der katholiſchen Religion allein ſuchen zu müſſen; darin irrte er aber ungemein, denn die wahren und unverdrehten Lehren dieſes Kultus ſind zu erhaben, als daß ſie den Menſchen zur Schlemmerei und zum Müßiggang aufmuntern könnten; allein bei den Wienern fehlt es an der Erziehung im Allgemeinen und zwar ſehr grob; dann ſcheint ihnen der Hang zum ſinnlichen Genuß im eigentlichſten Sinne des Wortes angeboren.

Man beobachte die Wiener nur mit ſinniger Aufmerkſamkeit einige Monden an Ort und Stelle, und man wird aufhören zu ſtaunen, wenn man vernimmt, daß des erleuchteten zweiten Joſephs hehren Planen gerade in der Hauptſtadt die meiſten Hinderniſſe in den Weg traten.

Der Wiener iſt eigentlich das friedfertigſte Weſen unter der Sonne, er läßt ſich alles gefallen, nur ſeine Popanze und Firlefanze, an die er von Jugend an gewöhnt, darf man nicht antaſten; was ich darunter verſtehe, wird man ohne Mühe begreifen.

In den meiſten Weinländern macht man die Bemerkung, daß die Einwohner reizbar ſind und beſonders bei der kleinſten Unbill leicht auffahren; die Wiener dagegen zeigen in ſolchen Fällen ein dickes Fell, ſie laſſen ſich nur zu leicht von groben unverſchämten Leuten imponiren, und man muß es ihnen arg machen, bis ſie nur zu einem leiſen Murren gelangen. Zu meinem höchſten Erſtaunen war ich in einem viel beſuchten, ſehr anſtändigen Gaſthofe in der Leopoldſtadt öfters Zeuge, wie ein naſeweiſer Breslauer Judenjunge, der einem ſeiner Glaubensgenoſſen zu W. als Correſpondent diente, die rechtlichſten und ruhigſten Leute, ohne alle Veranlaſſung mit der höchſten Arroganz unaufhörlich verhöhnte. Mehrere der Gäſte, welche Jahrelang ſchon das Haus beſucht hatten, blieben plötzlich weg, um nicht länger die Zielſcheibe der übermüthigen Laune jenes Iſraeliten abgeben zu dürfen, aber ein Wort des Impulſes wagte Niemand zu ſprechen. Eines Abends trieb der Jude ſeinen Unfug toller als je; da ſchwollen mir endlich die Adern, und ich rief entrüſtet aus: „Aber, meine Herren! ſoll uns denn der Burſche ſtets ungeſtraft auf der Naſe tanzen? werfen wir ihn doch durch die Thür, verdient hat er es längſt.“ Alles wich erſchrocken zurück, keine Sylbe brachten die Herren hervor, der Jude aber hielt es am Ende für gut, ſich zu ſkiſiren. Ich theilte den Gäſten unverholen meine Betrachtungen über ihr Betragen mit, da ließ ſich der verſtändigſte und gebildetſte von ihnen vernehmen:

„Sie glauben gar nicht, mein Beſter! wie gefährlich und unrathſam es bleibt, hier mit Juden anzubinden; Einer ſteht für Alle und Alle für Einen, ſie trotzen auf mächtigen Schutz, und ſteuren zu einer eignen Kaſſe, die ſogleich geöffnet wird, wenn Einer aus ihrer Mitte in einen Injurienprozeß verwickelt wird; keine Summen werden geſchont, alle Maſchinen in Bewegung geſetzt, und beinahe ſtets wird zu ihren Gunſten entſchieden.“

Auch dieſes noch! ſeufzte ich; es wäre arg, wenn der Mann Recht hätte, und glaubwürdig ſind ſeine Ausſagen allerdings.

Die Ignoranz der Vornehmen in allen Zweigen des Wiſſens, ſelbſt in Geſchichte und Geographie, behauptet eine nicht geringe Potenz. Von dem jetzt noch lebenden Grafen K h. erzählt man folgende Anekdote, die in der That eine karakteriſtiſche gelten kann:

K h. fragte in einer ungemein vornehmen Geſellſchaft einſt einen Britten, ob man die See paſſiren müſſe, um nach England zu reiſen? Allerdings, erwiderte dieſer mit höchſter Bewunderung, Albion iſt eine Inſel! Aber man kann ja auch zu Lande hin, behauptete der öſtreichiſche Grand, wenigſtens von einer Seite doch? — Eine Inſel! bedenken Sie doch, eine Inſel! ſchrie der Lord dazwiſchen. — Aber, fiel K h. ein, wenn man nicht die Koſten ſcheut, und einen recht großen Umweg macht? — Aber ich ſage Ihnen noch einmal, rief der Britte ganz entrüſtet aus, indem er dem Grafen den Rücken zeigte, unſer Land iſt eine Inſel, eine Inſel, in's drei Teufels Namen — eine Inſel!

2.

Die Wienerin.

Pygmalion *) wollte das *Ideal weiblicher Schönheit* verſinnlichen, das Werk war gelungen und eine *Wienerin* gebildet worden. Nun flehte der Königsſohn zur *Venus*: ſeiner *reizenden Statüe* ſollte ſie Geiſt und Seele einhauchen; allein die Göttin ſchüttelte den Kopf, der beſtürzte *Pygmalion* ließ ſein Machwerk zurück, und floh nach *Cypern*, wo ihm ein zweiter ähnlicher Verſuch mehr als der erſte glückte, indem der Göttin Laune dort ſich ihm günſtiger zeigte.

Wohl mag dieſes Bild ſich gewagt, aber ich glaube nicht *unpaſſend* darſtellen. Die Schönheit der Weiber und Mädchen zu Wien überraſcht im erſten Augenblicke fürwahr ungemein, und ſie behaupten in dieſer Hinſicht gegen ihre norddeutſchen Schweſtern einen entſchiedenen und bedeutenden Vorrang.

---

*) Pygmalion, Cilicis filius, qui ex ebore sibi sculpsit uxorem pulcherrimam.

Ovid.

Der Wuchs jugendlicher Wienerinnen iſt in der Regel ſchlank und ebenmäßig; er mahnt den ſinnig beobachtenden Künſtler, auffallend genug, an jenen der Grazien und Nymphen. Blaue Augen und güldene Haare ſieht man ſelten, denn die Geſichtszüge der reizenden Damen unterſcheiden ſich mehr durch einen griechiſchen, als durch einen orientaliſchen Typus; der ſiegende Blick des dunkeln feurigen Auges, das üppige kaſtanienbraune oder oft glänzend ſchwarze Haar, der Karakter der Phyſiognomien überhaupt, erinnern an Lais und Aſpaſia, aber ach — dieſe anmuthigen Geſtalten, welche hier an der majeſtätiſchen Donau Ufern wallen, ſind nur weiter nichts, als ſchöne Modelle; ihnen fehlt wahrlich die Seele, und prüfen wir, nach dem allmähligen Erlöſchen des erſten mächtigen ſinnlichen Eindruckes, dieſe regelmäßigen Lineamente näher, ſo entgeht uns der Abdruck einer gewiſſen Geiſtesſtumpfheit, welcher auf ihnen ruht, nicht länger, und dieſe Stumpfheit ſtellt ſich uns als mathematiſche Gewißheit dar, ſo wie die Grazien zum Sprechen den Mund öffnen.

Eine lächerliche Lüge würde die Behauptung erſcheinen, daß unter den höchſten und höhern Ständen nicht zuweilen ſinnige und fein gebildete Frauen und Fräuleins anzutreffen wären; allein dieſe Ausnahme von der Regel zeigt ſich ungemein ſelten, viel ſeltener noch, als im Cyclus der Männerwelt.

Es vereinigt ſich die harte, disharmoniſche lingua rustica bei dem Wiener ſchönen Geſchlechte im Allgemeinen mit dem auffallendſten Mangel der Grazie und jener ſo ſehr anſprechenden weiblichen Zartheit, dann mit der graſſeſten Unwiſſenheit in den gewöhnlichſten Gegenſtänden des Lebens, unſer höchſtes Mitleid zu erregen; wohl mögen dieſe anmuthigen Geſtalten die Sinne reizen, allein nie werden ſie einen reifen Geiſt anregen oder gefühlvolle Herzen rühren.

Man kommt zu Wien in Verſuchung, ſtets Lack und einen Wappenſtock bei ſich zu führen, um ſogleich roſichte Lippen verſiegeln zu können, wenn ſie ſich öffnen, Unſinn zu ſchwatzen; zwar werden ſolche Purpurmündlein häufig genug durch Küſſe verſiegelt, allein ſolcher Zauber lähmt nur die Zunge auf zu kurze Zeit.

Die Zahl reizender Ignorantinnen heißt in der Kaiſerſtadt — Legio, und häufig fallen die Mühen der ſorgfältigſten Erziehung auf dürren, unfruchtbaren Sand.

Ich überraſchte einſt eine achtzehnjährige Grazie, die einzige Tochter eines ſehr vornehmen Mannes, bei einem Morgenbeſuche am Stickrahmen. Ich warf einen Blick auf die Arbeit; es war ein Strickbeutel, in welchen das Fräulein mit kunſtgerechter Hand die Worte: „Ihrer Freindin Bolline an ihrem 18den Geburdsdage ihre Freindin Amalie," eingenäht hatte.

Die Künſtlerin mochte die unangenehme Ueberraſchung, welche mich erfaßt hatte, dennoch auf meinen Zügen leſen; ſie fragte etwas ſpitz: Nu, gfallts Ihnen nit? — Ich erwiderte: „Mein gnädiges Fräulein! man ſpricht und ſchreibt nicht: Bolline, ſondern Pauline.

„Ei was, rief die reizende Ignorantin, i bin halt kane Gelehrte, und mag a kane ſein, Bolline oder Pauline, dös iſt Alles eins.“

Dieſes Fräulein war von einer aus Genf gebürtigen eigenen Gouvernante erzogen worden, und ein halbes Dutzend Maitres ſtellte ſich tagtäglich regelmäßig ein, die anmuthige Idiotin in allen erdenklichen Künſten zu unterrichten.

In einem einzigen Fache, außer körperlicher Schönheit, behauptet die Wienerin noch vor allen Schweſtern des großen deutſchen Vaterlandes einen bedeutenden und ſehr in die Augen ſpringenden Vorzug, nämlich in der Kunſt, ſich geſchmackvoll zu kleiden und gut anzuziehen; allein das fein geputzte Püppchen verſteht in der Regel auch nicht den kleinſten Theil ſeines Flitterſtaates ſelbſt zu verfertigen, und man wird daher ſchwerlich in einer großen Stadt verhältnißmäßig ſo viele proſperirende Putzmacherinnen finden, als in Wien.

Mädchen freien, und Lotterieloose kaufen bleibt ſtets ein gleich mißliches Unternehmen, dieſes iſt ein abgedroſchener aber nichts deſtoweniger treffender Vergleich; allein wie ich dennoch mein Glück lieber in einer ſoliden Klaſſenlotterie, als in einem heilloſen Zahlenlotto verſuchen möchte, zöge ich auch vor, eher meines Lebens Glück einer **Münchnerin**, **Dresdnerin** oder **Berlinerin**, als einer **Wienerin** anzuvertrauen.

3.

Der Ungar.

Commoda virtus est patriae sibi prima putare.
Lucretius.

Die Naturforſcher theilen, wenn ich nicht irre, die Schnepfen in mehr als 50 Gattungen ein; am ſchärfſten unterſcheiden ſich dieſe Vögel durch die ab- oder aufwärts gebogenen, oder aber gerade laufenden — **Schnäbel**.

So oft ich Werke unſerer modernen Gelehrten, welche im ſogenannten Fache der **Länder-**, **Völker-** und **Menſchenkunde** arbeiten, durchblättere, muß ich immer lachen und unwillkürlich an die **Schnepfen** denken. Man findet hier die Menſchen mit derſelben Sicherheit, wie dort die Vögel klaſſificirt, es heißt: der Gallier iſt fröhlich und leichtſinnig, der Britte melankoliſch, der Spanier träg und jähzornig, der Deutſche dem Trunke ergeben u. ſ. w.; allein an Ort und Stelle zeigen ſich meiſtens nur ganz leiſe Andeutungen von jenen mit ſolcher Sicherheit angegebenen Merkmalen, weil unter kultivirten Völkern eigentliche, ſcharf in ſich abgeſchloſſene Eigenthümlichkeiten gar nicht vorhanden ſind, und den Ungar karakteriſirte jener Pſychologe daher meines Erachtens am treffendſten, welcher behauptete:

Der Ungar iſt feurig wie der Italiener, ſchnell entſchloſſen und kühn wie der Franzoſe, ſtolz wie der Spanier, aber ehrlich und bieder wie der Deutſche. Er iſt voll Ehrgefühl, und rächt ſich für einen Schimpf raſch auf der Stelle — und *ich* füge noch bei: es wohnt ihm Energie bei, *er iſt für ſein Vaterland und ſeine Nation leidenſchaftlich eingenommen*, allein er haßt im Herzen Oeſterreich und kann es auch unmöglich lieben.

Es bilden die Ungarn den Kern des öſtreichiſchen Heeres, ſie ſind zu Roß, wie zu Fuße — die kraftvollſten, die zuverläſſigſten, die tapferſten und ſchönſten Soldaten deſſelben, ſie waren in neuern Zeiten ſtets ultima ratio des oft ſo ſchwer bedrängten Geſammtſtaates; und wie ſehen ſie ſich belohnt? —

Ganz falſch verſteht Oeſterreich, hinſichtlich Ungarns, ſein Staatsintereſſe noch immer, es bildet noch immer gegen daſſelbe eine hartnäckige Oppoſition, es verzehrt ſeine beſte Kraft und leiht nie ſeinen gerechten Beſchwerden offene Ohren.

Immer noch muß Ungarns Privatintereſſe jenem der übrigen Erblande nachſtehen, nie kann es mit dieſen gleiche Rechte gewinnen, ſeine Produktenausfuhr *) wird durch drük-

---

*) Für Tabacksraucher glaubt man bei dieſer Gelegenheit eine nützliche Warnung beifügen zu müſſen. Der Gebrauch des ächten im Ungerlande ſelbſt fabricirten Tabacks iſt in Oeſtreich ſtreng verboten, es wird aber mit demſelben, vorzüglich durch die Marqueure in den Kaffeehäuſern, ein ſtarker Schleichhandel getrieben; allein oft überfallen befugte Viſitatoren unverſehens Privatwohnungen und durchſuchen dort Koffer,

kende Zölle auf eine empörende Weiſe gehemmt — wann endlich werden dieſe Undankbarkeit, dieſer unrechtliche Druck aufhören? —

Recht wohl wiſſen die Ungarn, daß ihre urſprüngliche Konſtitution für dieſe Zeiten nicht mehr taugt, allein ſie können zu deren zweckmäßiger Umwandlung nicht einen kleinen Finger reichen, weil ſie überzeugt ſein müſſen, daß man ihnen ſogleich die ganze Rechte entreißen würde.

Nichts deſtoweniger iſt Ungarn noch weit von dem Ziele entfernt, wieder ein eigenes Volk, im rechten Sinne des Wortes zu werden: Der Egoismus der Ariſtokratie übertäubt dennoch die Vaterlandsliebe, noch waltet dort die entehrende Leibeigenſchaft, vier oder fünf Familien beſitzen beinahe mehr

---

Kaſten und Schränke. Für ein von dieſen autoriſirten Spürhunden aufgefundenes Päckchen Taback muß man ſechzehn Gulden klingende Münze, und für Seidenzeuge u. dgl., welche des kaiſerl. Stempels ermangeln, eine ähnliche Strafe zahlen. Selbſt an unbekannten, öffentlichen Plätzen ungariſchen Taback, den man ſelbſt bei ſich führt, zu ſchmauchen, bleibt nicht rathſam.

Vermögen und Grundeigenthum, als die andere Hälfte des Königreiches; dieſſeits aber weiß man, klug genug, der Eitelkeit des jugendlichen hohen Adels zu ſchmeicheln, und bei dem Prunke des Hofes unter der Laſt jener mit Silber und Demanten bedeckten Scharlachuniformen werden Druck und Schmach des ſchönen aber armen Vaterlandes vergeſſen; das Erſtehen eines zweiten Corvinus thäte hoch Noth! —

Um die Ungarn kennen zu lernen, braucht man nicht in ihr Land zu reiſen, man trifft deren aus allen Klaſſen zu Wien in Hülle und Fülle, und der unparteiiſche und gebildete Fremde wird ſie bald genug liebgewinnen. Der dem ausgezeichnetern Stande zugehörende Ungar entwickelt ungemein viel Wißbegierde; fremde Sprachen lernt er mit Leichtigkeit, er folgt gern ſeinen eigenen Anſichten, achtet Künſte und Wiſſenſchaften hoch, lieſt und ſtudirt alte und neue Schriften des Auslandes und die ſchwer verpönten am liebſten.

Durch nichts erſchienen mir die Wiener ſo kleinlich, als durch ihr dummſtolzes Herniederſchauen auf die Ungarn, und durch ihre Manie, dieſe allerwärts lächerlich zu machen. Und wahrhaftig! — der edle Ungar bewahrt in der Regel in der kleinen Fingerſpitze mehr Kraftgefühl, Witz und Kenntniſſe, als oft ein ganzes Dutzend blödſinnige durch Maſchanzkerköche (ſogenannte Poulardlen) und gebratne Hänel gemäſtete Wiener zuſammen!

Oeſtreichiſch-ungariſche und ungariſch-öſtreichiſche Anekdoten.

Die Oeſtreicher können die Ungarn und dieſe jene nicht leiden; die Wiener wiſſen Hunderte von ſogenannten ungariſchen Anekdoten zu erzählen, welche alle nichts anderes bezwecken, als die Nation als höchſt bornirt darzuſtellen, und die Ungarn ihrerſeits ſuchen ſich ebenfalls durch Inventionen zu revangiren, nur mit dem Unterſchiede, daß der ungariſchen Erfindung beißender und treffender Witz beiwohnt, indeß öſtreichiſche Dichtungen dieſer Art beinahe immer unwahrſcheinlich, plump und ungeſalzen ausfallen. Man wird hiermit die Behauptung durch etliche Beiſpiele unterſtützen.

Oeſtreichiſche Invention.

In der Wiener Zeitung werden die abgereiſten Fremden angezeigt und pr. Parenthesin et Claud. ihre verlaſſenen Wohnungen bemerkt. Ein ungariſcher Edelmann, der ſo eben in der Kaiſerſtadt eingetroffen war, nahm im Gaſthofe die Zeitung zur Hand und las: Abgereiſt: Herr N. N. (Stephansth. Hr. X.)

Gleich rief der Ungar ſeinem Kutſcher zu: „Hanns! ſpann ein, wir fahren ſogleich wieder nach Hauſe, bin ich doch extra hierher gekommen, den berühmten Stephansthurm zu ſehen, und nun iſt der Kerl gerade verreiſt.“

Eine wandernde Schauſpielertruppe gab in einer ungariſchen Provinzialſtadt Mozarts Zauberflöte; das Erſcheinen des Mondes mißglückte und wurde ausgepfiffen. Nach einigen Tagen wurde das Stück wiederholt, und nun zeigte ſich der Mond mit einem großen Schnurrbarte (der bekannten ungariſchen Nationalzierde) ausſtaffirt; wüthend applaudirte das Publikum, und Alle riefen: „Bravo, bravo! das iſt n' ächter ungariſcher Mond!“

Ein Landpfarrer in Ungarn predigte gegen den Ehebruch und handelte in dem erſten Theile ſeiner Rede von der Ehe, in dem zweiten aber über den Bruch.

Dieſem ſaubern Kleeblatte gleichen alle unzählige Anekdoten, welche in Wien, die ungariſche Nation herabzuſetzen, allerwärts erzählt werden.

Ungariſche Invention.

Ein in Wien ſich aufhaltender ungariſcher Edelmann ſagte: Die Oeſtreicher ſprechen uns Verſtand und Bildung ab, aber woher ſollten wir auch beides erhalten? — Von einer Seite grenzen wir an die rüden Osmanen, von der andern aber an die noch dalketeren *) Oeſtreicher.

Ein anderer vornehmer Ungar erzählte mir mit einem unbeſchreiblichen ſarkaſtiſchem Lächeln Folgendes: „Bei einem hier in Wien ſich befindenden landesherrlichen Büreau iſt ein armer Taubſtummer als Bote angeſtellt. Wenn der Sekretär des Büreaus nun Schreiben oder Aktenſtücke andern Behörden mitzutheilen hat, ſo explicirt er ſich gegen den Taubſtummen durch Pantomimen. Soll der Bote die Akten in die ungariſche Kanzlei tragen, ſo ahmt der Vorgeſetzte mit der rechten Hand die Art nach, wie meine Landsleute den Schnurrbart zu ſtreichen pflegen; die geballte Fauſt hinter das Ohr gelegt bezeichnet die Tücke des Böhmen, allein dem Boten begreiflich zu machen, daß er einen Pack in ein öſtreichiſches Landeskollegium zu tragen habe, deutet der Sekretär vorerſt

---

*) Dalket bedeutet in Wiens lingua rustica — einfältig; ein Dalket iſt ein Pinſel.

auf die Stirn, dann winkt er verneinend mit der Hand, als wenn von einem nicht vorhandenen Dinge, vom Verſtande nämlich, die Rede wäre.

Polizelweſen.

Sine ira, aber keineswegs sine studio beginne ich hiermit freimüthig und wahr von einem Gegenſtande zu ſchreiben, über welchen ſämmtliche unzählige Schriftſteller, die Wien in neuern Zeiten würdigten, ſtets leicht wegzuſchlüpfen für gut fanden. Der wackere Alxinger ließ ſich einſt vernehmen:

„— — Alles, was geſchieht,
Geſchieht nach weiſem Plan und ewigen Geſetzen,
Wenn euer ſchwacher Blick auch nicht das Triebrad ſieht.“

Ganz richtig! allein im Triebrade gerade ſitzt der Teufel, und wenn ſogar Jedermann nicht nur deſſen Mechanism, ſondern ſelbſt jenen der unzähligen kleinen

Räder und Spindeln zu durchſchauen vermag, dann ſtellt ſich der Plan des Baumeiſters weder weiſe noch fein dar, und gerade der letztere Fall ſcheint mir auf Wiens Polizeiweſen anwendbar. Der Herr Dr. Greiner zu Eiſenberg lieferte folgende meines Erachtens ungemein richtige Anſichten:

„Die ſogenannte hohe Polizei iſt eine Geburt des Deſpotismus, die jedoch als ein nothwendiges Uebel ſo lange wird beibehalten werden müſſen, als der convulſiviſche Zuſtand fortdauern wird, in welchem Europa bisher ſich befunden, weil ſie zu einer der furchtbarſten Gegenwaffen gehört.“ —

Zur Kompetenz der hohen Polizei gehören allerdings und unwiderſprechbar: Controlle der Reiſenden im Lande, Ausmittelung jeglicher Kundſchafter, Beobachtung der politiſchen Stimmung, genaue Aufſicht über Gaſthöfe, Cenſur der Zeitſchriften, Flugblätter ꝛc.

Europa's gegenwärtiger Zuſtand in dieſem Augenblicke iſt im Allgemeinen nicht jener der Ruhe, darum muß der Gebrauch der furchtbarſten Gegenwaffen jedem gut organiſirten Staate nicht verſtattet, nein, er muß leider! ſogar anempfohlen werden; allein Erfahrung und Verſtand geben ſcharfe und geheime Waffen nicht in die Hände der Kinder, der Dummheit, der Leidenſchaftlichkeit, am allerwenigſten aber in jene der Bosheit und des Schurken.

Nach meiner feſten Ueberzeugung kann eine hohe Polizei, in dem oben ausgeſprochenen Sinne, nützlich wirken und ihrem Zwecke vollkommen entſprechen, ohne ſich der Hülfe geheimer Auflaurer zu bedienen. Die wiener Polizei bezahlt bekanntlich nahmhafte Summen an das Heer ihrer Naderer, und aus welchen Subjekten beſteht in der Regel dieſe furchtbare, einzig und allein ſanktionirte geheime aber keineswegeſ reſpektable Geſellſchaft? — —

Es iſt leider! ein ziemlich allgemeiner, aber nichts deſtoweniger falſcher Grundſatz, zu gewiſſen polizeilichen Funktionen Leute zu verwenden, welche, wie man zu ſprechen pflegt, mit allen Hunden gehetzt, Leute ſogar, die als der Auswurf der menſchlichen Geſellſchaft betrachtet werden können, die als Schuldige einer bedeutendern Art bereits ſchon Straf- und Zuchthäuſer durchwandelt haben; denn man ſpricht: Wer ſelbſt hinterm Ofen ſaß, weiß den dort Verborgenen am eheſten zu finden. Charmant! — aber wer dreißig Jahre lang ein Schuft war, wird es höchſt wahrſcheinlich ſtets bleiben!

A posteriori läßt ſich die Wahrheit meines Satzes erweiſen. Der Wiener Naderer ſtellt ſich als gefährlicher Proteus dar; er dringt ſich allerwärts ein, reizt mit Kunſtſinn Fremde und Einheimiſche zu freiſinnigen Aeußerungen, um ſie denunziren zu können; nicht Freundſchaft, nicht Bande des Blutes bleiben dieſem Elenden heilig; ganz ihrer Beſtimmung zuwider, laſſen ſie den Inländer, vorzüglich ſubalterne Beamten, gern ahnen, wer ſie ſind, häufig fordern ſie dann Anlehen, welche ſie nie wieder zu erſtatten gedenken, und wird das Anſinnen abgelehnt, ſo kann der Angeſprochene darauf rechnen, daß ſein Name in's ſchwarze Buch verzeichnet wird, und wehe dann ihm! — er ſieht in der Folge ſich alle Wege verſperrt, allerwärts werden ihm Riegel vorgeſchoben, indeß der Gefangene oft nicht einmal die Urſache ſeines Mißgeſchickes zu durchſchauen vermag.

Ein ſubalterner Staatsbeamter, der in den öſtreichiſchen Staaten vorwärts zu kommen gedenkt, darf nie das Zutrauen der hohen Polizei verlieren, denn dieſe bleibt geheimes Organ aller Behörden.

Ich weiß es, dieſes mein Büchlein wird in Oeſtreich konfiſcirt, nichts deſtoweniger aber von höhern Polizeibeamten und einigen wenigen Weiſen geleſen werden, und als Ehrenmänner mögen die Herren erklären, ob ich Wahrheit oder Verläumdung hier ausgeſprochen habe.

Die Begriffe: Naderer und rechtlicher Mann ſind dermaßen — heterogen, daß Euch jeder unbefangene Wiener ſelbſt in's Geſicht lachen würde, wenn Ihr dieſelben je auch im Scherze mit einander verbinden wolltet.

Die öffentlichen Unter-Beamten der hohen Polizei zwar ſind in der Regel ehrliche und unbeſtechliche Männer, allein einen anderweitigen großen Uebelſtand ſtellen auch dieſe häufig dar. Einigen von ihnen wohnen falſche Begriffe von Amtsehre, dummer Stolz, Willkür und Inſolenz bei. Dem ruhigen, verſtändigen Worte leihen die Leutchen gar kein Ohr, bei ihnen gilt, das: Nicht raiſonnirt! des Militärs, und wie man ſie recht zu packen gedenkt, verſchanzen ſie ſich hinter höhere Autorität. Der Name des Kaiſers ſelbſt wird die Aegide ihrer Grobheit, der Name jenes menſchenfreundlichen, gutmüthigen Fürſten, deſſen Wille kein Kind in ſeinen unermeßlichen Staaten zu kränken gebietet.

Wird das geheiligte Geheimniß der Poſten durch eine hohe Polizei gefährdet, ſo kann ein ſolches Unternehmen nie vertheidigt, nur in gewiſſen höchſt dringenden und wichtigen Fällen — entſchuldigt werden, doch ohne ſolche Fälle abzuwarten, bleibt die Procedur keinesweges aus; eine ſolche kühne Behauptung aber erheiſcht nähere Beweiſe.

Die meiſten Briefe, welche ich ſelbſt in den öſtreichiſchen Staaten vom Auslande erhielt, waren von der Poſt eröffnet worden; man bedient ſich dabei eines eigenthümlichen künſtlichen Mittels. Ein ſehr feiner Ton dient dazu, die Formen des Wappens in concaven Einſchnitten aufzunehmen, nun wird das eigentliche Siegel mit einem ſcharfen Meſſerchen vorſichtig abgelöſt und der Brief, nachdem er geleſen, mit friſchem Lacke wieder verſiegelt, wobei der inzwiſchen hartgewordene Ton die Stelle des Originalwappenſtockes, auf eine in der That ungemein täuſchende Art, vertritt.

Nachdem ich durch Zufall, aber mit höchſter Gewißheit, zur Kenntniß dieſer Procedur gelangt war, vermochte ich die eröffneten von den uneröffneten Briefen genau zu unterſcheiden, und, lediglich zu meinem Spaße, verabredete ich mit einem guten Freunde im Auslande, er möge mir mit jedem Poſttage, einen vorſichtig eingeſiegelten ganz leeren holländiſchen Briefbogen nach W. ſenden. Die zwei erſten nichtsſagenden Depeſchen langten unverſehrt an; allein das

Couvert der dritten war auf oben angegebene Art eröffnet, und das arme unſchuldige durchaus weiße Blatt — ich bewahre es heutigen Tages noch auf — war an einigen Stellen durchſtochen, und trug ſichtbare Spuren des Kohlendampfes und eines Bades an ſich, durch welches man wahrſcheinlich die Züge einer muthmaßlich mit einer gewiſſen chemiſchen Dinte geſchriebenen Briefes zu entziffern hoffte. Ich lachte recht herzlich; wie aber mögen die geheimen Brieferöffner des fruchtloſen Mühens halber ſich geärgert haben!

Ein penſionirter Offizier, welcher vor kurzem noch in Wien lebte *), ſchrieb an einen Freund nach Lemberg in Oſtgallizien, und entwickelte in ſeinem Briefe gewiſſe politiſche Anſichten, welche das Benehmen der hohen Pforte betrafen, — Muthmaßungen, fromme Wünſche u. dgl. weiter nichts. Nach Verlauf einiger Wochen wird der Mann zum

---

*) Wäre nur die Möglichkeit denkbar, daß dieſe Notiz dem ungenannten Manne jetzt noch Schaden bringen könnte, ich würde ſicher verſchmäht haben, ſie hier aufzunehmen.

Grafen S. gerufen, der ihm ſeinen nach Lemberg geſendeten Brief, mit einer ſcharfen Warnung zurück gab, ſich Aehnliches in Zukunft nie zu erlauben.

Von der öſtreichiſchen Cenſur der Bücher, namentlich ſolcher, welche vom Auslande hereinkommen, nahm ich bereits im Bocksſprunge Gelegenheit zu reden; ich fand dieſe Cenſur, gegen mein Erwarten, in der Hauptſtadt ſtrenger, als in den Provenzialſtädten. Sonnenfels, der troz ſeiner ſchäzbaren Kenntniſſe doch nur ein Finſterling war, ſtellt in ſeinen Grundſäzen der Polizei-Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft folgende Anſichten sub. §. 117 auf:

„Die Beſtimmung einer Bücher-Cenſur iſt, die Verbreitung irriger, ärgerlicher und gefährlicher Meinungen zu verhindern, und aus ihrer Beſtimmung folgt, daß ihre Gerichtsbarkeit ſich auf alles erſtrecken müſſe, wodurch irrige, ärgerliche und gefährliche Meinungen verbreitet, oder ſonſt den Sitten nachtheilige Begierden erweckt werden können, ſie erſtreckt ſich daher nicht nur auf Bücher, ſondern auch auf Schauſpiele, Lehrſätze, Zeitungen, alle öffentliche an das Volk gerichtete Reden und Kupferſtiche, und was immer noch ſonſt eine Art von Oeffentlichkeit an ſich hat."

Das k. k. Bücher-Cenſur-Amt zu Wien handelt ſtreng genug nach den Sonnenfels'ſchen Anſichten; möchte es darum ſein! — allein dieſer Behörde wohnt eine ganz eigene Gewandtheit bei, die unſchuldigſten und unbefangenſten Anſichten, irrig, ärgerlich und gefährlich zu finden, was zur Folge hat, daß von zehn fremden neuen Werken oft kaum zweien der öffentliche Verkauf geſtattet, und die übrigen alle remittirt werden müſſen. Zwar können gewiſſe privilegirte Perſonen von der k. k. oberſten Cenſur-Behörde auf ſchriftliches Anſuchen und Revers, verbotene Schriften nicht verbreiten zu wollen, dieſelben erhalten; allein aus Furcht, ſich als Freigeiſt und Demagoge verdächtig zu machen, wird dieſe Begünſtigung nur äußerſt ſelten benutzt; durch das ganze ängſtliche Verfahren aber die Verbreitung nützlicher Kenntniſſe überhaupt, ebenſo dann der deutſche Buchhandel im Allgemeinen gefährdet.

Noch bleibt mir übrig, von der Controlle der Fremden zu ſprechen.

Der Oberdirektor der Polizei, Hofrath W. v. Siber iſt ein ſehr würdiger, geſchickter, rechtlicher und höflicher Mann; allein bejahrt und kränklich: senectus ipse morbus est! —

Der anſtändige Fremde wird wegen der Dauer ſeines Aufenthaltes u. dgl. gewöhnlich an einen ſogenannten Obercommiſſär, Namens S*cc**d, gewieſen, der Jedermann mit einer froſtigen Amtsmiene und dem Stolze eines ehemaligen ſpaniſchen Großinquiſitors empfängt. Mit den legalſten Reiſepäſſen, Empfehlungsbriefen an die vornehmſten und achtbarſten Männer der Hauptſtadt, Wechſeln, Zeugniſſen u. ſ. w. langt man vor dem Prüfungsſtuhle dieſes Menſchen nicht aus, er wittert in jedem Fremden von bekanntem Namen einen geheimen Spion und Carbonari, und man ſieht ſich, gleich einem überwieſenen Spitzbuben, von dem Manne mit der grenzenloſeſten Unverſchämtheit inquirirt.

Wie denn allerwärts beſſer mit einem Fürſten, als deſſen Schreiberjungen oder Kammerdiener umzugehen, ſo auch hier, und man ertheilt jedem anſtändigen Fremden hiermit den wohlmeinenden Rath, wenn ihn die Inſolenzen des Herrn S*cc**d empören, ſich ohne weiteres ſeiner Angelegenheiten halber ſchriftlich an den lieberalen und wackern Miniſter Grafen Sedlniczki zu wenden.

Uebrigens werden Fremde, die ſich durch Herausgabe freiſinniger Schriften bekannt gemacht haben, bei der Wiener Polizei ſtets einen harten Stand haben, denn man hat ſich einmal in Oeſtreich daran gewöhnt, ſolche Männer für gefährlich, oder wenigſtens überflüſſig zu halten; nur der Bauern, Kaufleute, Bürger und Pfaffen glaubt man zu bedürfen, und ich ſelbſt wähne einen ungefährdeten längern Aufenthalt in jener Kaiſerſtadt nur einem ſehr gewichtigen Empfehlungsſchreiben verdanken zu dürfen.

Man braucht nicht die Schriften der Benſen, Sonnenfels, Henrici, Lotz, Jacob, Juſti und vieler anderer Gelehrten, welche mit Geiſt in dem Fache gearbeitet, ſtudirt zu haben, nur dem Urtheile des geſunden Menſchenverſtandes vertraue man, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Wiener ſogenannte hohe Polizei bedeutender Verbeſſerungen bedarf, wenn ſie ihren eigentlichen Zwecken entſprechen ſoll.

Allein außer der hohen giebt es auch noch eine andere, die man im Gegenſatze zu der vorigen die niedrige Polizei nennen möchte. Straßenpflaſter und Säuberung, Beleuchtung, Aufſicht über Zwangsarbeits- und Beſſerungshäuſer, Fiackers u. dgl. können füglich zur Kompetenz der niedrigen Polizei gezählt werden, welche in Wien ſo vortrefflich organiſirt iſt, daß ſie in der That als ein Muſter dargeſtellt zu werden verdient; nur die Aufſicht über die Freudendirnen iſt höchſt mangelhaft, doch darüber wird man in einem eigenen Artikel handeln.

Schnepfenſtrich.

Nun will ich ſingen, was die Kraft
Allmächtig überwindet,
Bis Geiſt, und Trieb, und Lebensſaft
Mit Fleiſch, und Mark verſchwindet,
Dann, wie von der Tarantel Stich
Das inficirte Leben ſich
Im Tanz mit H***n ſiechet.

Der wienerſche Virgil.

* * *

Kaum haſt du Wien betreten, guter Fremdling! ſo hörſt du an öffentlichen Orten und allerwärts gar viel vom Schnepfenſtriche verhandeln; er bleibt ebenfalls ein Haupt- und Lieblingsdiskurs der Kaiſerſtädter, weil man kein Beiſpiel kennt, deshalb von den ſogenannten Naderern der hohen Polizei denunzirt worden zu ſein.

Biſt du nicht auf den Kopf gefallen, mein Freund! ſo wird dir bald genug klar werden, welche Bewandtniß mit dem Schnepfenſtriche es eigentlich habe; die Jagdluſtigen verlaſſen größtentheils nie die Stadt, es iſt kein ſcheues Federwildpret, welches ſie verfolgen, dieſe Schnepfen fliehen nicht vor dem Jäger, ſie ſtehen vielmehr ſeinem Rufe und ſogar ſeinem Winke; ſie werden nicht gerupft, nein ſie rupfen ſogar ſelber — und der langen Rede kurzer Sinn überhaupt iſt die H***njagd, auf welche hier tagtäglich Fürſten und Grafen, Lyoner Ritter, Schneider=, Schuſtergeſellen und Hausknechte im traulichſtem Vereine ziehen.

Als das ergiebigſte Revier ſtellen ſich der Graben und Kohlmarkt dar, doch giebt es noch eine Menge untergeordneter Reviere in und außerhalb der Stadt.

Vornehme Hetären, welche im Bewußtſein, ihr ein Schnippchen ſchlagen zu dürfen, den Henker nach der hohen Polizei fragen, erſcheinen ſchon gegen Mittag, an prachtvollem und koſtbarem Putze mit Damen des erſten Adels wetteifernd, bei den täglichen großen Schauparaden auf dem Graben und Kohlmarkte, doch kann dieſer noch ein decenter Schnepfenſtrich genannt werden, weil die Jäger mit dem Wilde nur freche Blicke, höchſtens halblaute Worte ſcherzweiſe im Vorübergehen wechſeln, und wenn es hoch kommt, endet ein momentanes, doch verſteht ſich am Rande, ganz ehrbares Rendezvous im Tempel des heil. Michaels am Ende des Kohlmarktes, unfern der kaiſerl. Burg, die kleine Intrigue.

Entre chien et loup macht ſich der galante Verkehr in dieſen Gegenden ſchon lebhafter; die Luſtnymphen der erſten Gattung finden ſich nun auf dem Platze ein, ausgezeichnet reizende und jugendliche Geſtalten in der Regel, die ihr Gewerbe mit ziemlichem Anſtande treiben, und bald genug den Schweſtern des zweiten Ranges das Terrain räumen, deren Orden theils aus paſſirten, verſchmitzten Schönen, theils, unter deren Anführung, aus angehenden halb ſchüchternen Prieſterinnen beſtehen; der aimable roué nennt dieſen zweiten Schnepfenſtrich den pickanteſten.

Mit eintretender Nacht erfüllt der verworfenſte Auswurf der Hetären die Straßen, doch miſchen ſich unter die Jäger, welche dieſem verrufenen Wilde nachſtreichen, häufig Herren, denen man, wenigſtens ihrem Stande nach zu urtheilen, in der That einen beſſern Geſchmack zutrauen ſollte.

Von der ungeheuren Zahl der in Wien lebenden Freudenmädchen kann man ſich, hat man das Unweſen nicht an Ort und Stelle zu beobachten Gelegenheit gehabt, ſchwerlich einen Begriff machen; ſie ſteht zu der Geſammtbevölkerung der Kaiſerſtadt in gar keinem Verhältniſſe, doch jene Zahl nur einigermaßen mit Beſtimmtheit anzugeben vermag man um ſo weniger, da dieſes ſelbſt, und zwar zuverläſſig, die hohe Polizei nicht im Stande iſt. Ueberhaupt kann man das Benehmen dieſer anderwärts ſehr preislichen Behörde, hinſichtlich dieſer Verhältniſſe, nichts weniger als rühmen. Bekanntlich werden auch in Wien eigentliche Freudenhäuſer nicht geduldet; der Legion der Dilettantinnen dagegen das Handwerk zu legen, dürfte in einer ſolchen Stadt, wo Epikur ſeit Jahrhunderten ſein Reich hat, unter die Unmöglichkeiten gehören; indeß bleibt das größte Unglück nur, daß jene Dilettantinnen nicht nur ſehr mangelhaft, ſondern im höchſten Grade willkürlich ſelbſt kontrollirt werden. Weiß eine Hetäre ihren Bezirks-Polizei-Offizianten zu gewinnen, und ein Hexenſtück ſoll, dieſen Zweck zu erreichen, nicht erforderlich ſein, ſo drohen ihr ſo ſchnell keine Gefahren gewiſſer Art; wird aber ein galantes Nanerl oder Weberl einmal verhaftet, und hat das Mädchen einen Bekannten von ganzer, oder halber, oder auch nur geringer Celebrität, ſo geht der gute Mann zur Polizei und ſpricht: „Aber warum habt Ihr mir denn's Nanerl arretirt, ſie iſt 'n rechtſchaffnes Mädel, nichtsweniger als eine Hure, ſondern nur meine Nähterin und Wäſcherin," worauf das unſchuldige Nanerl gleich auf freien Fuß geſetzt wird.

Steigt das allgemeine Unweſen zur höchſten Potenz, ſo ergreift die Polizei wohl auf einmal die nächſten, beſten paar hundert H***n, die ihr gerade unter die Hände kommen, dann werden die kranken Mädchen ins Hoſpital befördert, die geſunden geborenen Wienerinnen nach einigen Tagen der Haft entlaſſen, und auswärtige Dilettantinnen auf dem ſogenannten Schube aus der Hauptſtadt entfernt. Allein die tranſportirten Schönen treffen, nach gemachter Luftveränderung und Verlauf weniger Wochen, alle wieder wohlbehalten in Wien ein und bringen auch wohl gar friſche Rekruten mit, die nun alle freiwillige Dienſte nehmen, wodurch das Heer der Venusvulgivaga, nach einer ſolchen Procedur, bald genug anſehnlich verſtärkt ſich darſtellt.

Leicht kann man ermeſſen, welche Zerſtörungen auf dieſe Weiſe ſyphilitiſche Krankheiten in der Hauptſtadt anrichten müſſen; jeder Jüngling von Ton kann ſich rühmen, drei bis viermal wenigſtens die ſogenannte große Kur ausgeſtanden zu haben; doch dieſe gehört nicht ins Departement der humanen Polizeibehörde, die wohl beherziget, daß Charletane und Apotheker doch auch ums tägliche Brot den lieben Herrgott bitten.

Ein Miniſter ſchlug dem zweiten Joſeph einſt vor, lieber die Einrichtung privilegirter Bordelle zu geſtatten, doch lächelnd erwiderte der Kaiſer: „Spannen Sie ein großes Tuch über Wien und ſeine Vorſtadt, dann haben Sie gleich ohne Mühe — ein privilegirtes H***nhaus!“ Und wahrlich, Joſeph hatte Recht.

Die Ritter von der blauen Erde.

Sie treiben, unfern der öſtreichiſchen Kaiſerſtadt, im neunzehnten Jahrhundert ihr Weſen, allein dieſes iſt keinesweges ſo dräuend und furchtbar geſtaltet, als jenes der berühmten Ritter von der rothen Erde (der ſogenannten heiligen Vehme) in Weſtphalen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert ſich darſtellte.

Etliche Meilen von Wien befindet ſich ein Schloß, Sebenſtein genannt, deſſen geiſtesbeſchränkter Eigenthümer, um die ihm erſtaunlich lange Zeit zu tödten, auf den gerade nicht glücklichen Einfall gerieth, im Sinne des

Mittelalters — zu tändeln und zu ſpielen. Ein Narr macht zehn und noch mehrere; der Sebenſteiner fand Freunde genug, die ſich bereit zeigten, an der Komödie thätigen Antheil zu nehmen, und ein höchſt bedeutender Bund, weder mit jenem der Illuminaten noch der freien Maurer vergleichbar, kam zu Stande.

Die Herren nannten ſich, der Himmel mag wiſſen, warum? Ritter von der blauen Erde *), gaben ſich untereinander allerlei an die erhabene Zeit des Fauſtrechts erinnernde Namen, als z. B. Theodor der Ochſe, Fritz das Mondkalb u. ſ. w., und im

---

*) Die Benennung iſt nicht ohne Umſicht gewählt, denn man erſchaut auf jener Erde überhaupt des Unſinnes und der Dummheiten ſo viele, daß einem darüber allerdings blau vor den Augen werden möchte.

Das Morgenblatt berührte neulich, bei Gelegenheit einer Rezenſion des blöden Ritters, die Veranlaſſung, welche jene Parodie in's Leben rief, leiſe und zwar ungemein leiſe; nun es müſſen die Feder eines Wiener Korreſpondenten allerdings Rückſichten leiten, die dieſes Buches Verfaſſer nicht kennt.

treuen Koſtüme des Mittelalters verſammelte ſich dieſe reſpektabele Geſellſchaft nun an gewiſſen Tagen auf der Burg Sebenſtein. Des Burgherrn Kornſchreiber übernahm die Rollen des Burgvogts, die Ochſenknechte aber ſtellten Thurmwächter, Kreiswärtel und Reiſige vor. Nachdem allerlei Lappalien vorgenommen waren, ſetzten ſich die modernen Ritter in dem mit Symbolen dekorirten Saal an den runden Tiſch um die Humpen und ſoffen, in allen Stücken dem Geiſte des Mittelalters treu, ſo lange, bis ſie, ihrer ſtumpfen Sinne nicht mehr mächtig, von den Stühlen ſanken.

Wenn zehnjährige Knaben ſonſt alſo tändelten, fiel es nicht auf; nun, das Spiel der großen Kinder befremdete gerade auch nicht, denn man wurde in neuern Zeiten in Deutſchland ziemlich daran gewöhnt, Männer ſpielen *) und Knaben handeln zu ſehen.

---

*) Daß der in Rede ſtehende Bund im ſtrengſten Sinne des Wortes nichts weiter als Spielerei iſt, und durchaus nie einen männerwerthen

Größere Senſation bewirkte, als endlich gar der E – g, J — unter dem Namen: Hanns v. Oe. ſich in den Bund der Ritter von der blauen Erde aufnehmen ließ. Man erlaubt ſich über die letztere erwieſene Thatſache durchaus kein vorſchnelles Urtheil. Vielleicht that der P. den Schritt nur in der Abſicht, Gelegenheit zu finden, jene Narrheiten in der Nähe beſchauen zu können, und eine ſolche Neugierde bliebe ſehr verzeihlich.

Man hörte längſt auf, dem mittelalterthümlichen Sebenſteiner Trinkbunde Aufmerkſamkeit zu ſchenken, da brachte der bekannte derbwitzige Theaterdichter Hr. Adolf Bäurle, gerade während meiner Anweſenheit zu Wien, ſein neueſtes muſikaliſch-dra-

---

Zweck in's Auge faßte — davon wird Jeder leicht überzeugt ſein, der die unerbittliche Strenge kennt, mit welcher die öſtreichiſche Regierung ſelbſt den Schein geheimer Zuſammenkünfte verfolgt. Selbſt nicht Naturforſcher dürfen ſich verſammeln, um ſich über die erleſene Wiſſenſchaft zu berathen und zu unterhalten; allein Narren erfreuen ſich ſtets größerer Begünſtigungen als — Gelehrte.

matiſches Quodlibet, betitelt: der blöde Ritter, auf die Bühne der Leopoldſtadt.

Dieſer blöde Ritter ſtellt ſich eigentlich als eine Parodie der bekannten Oper: Sargines dar, allein in der That werden durch ſie die Ritter von der blauen Erde auf eine derbwitzige Weiſe höchſt glücklich perſiflirt *).

Der große Haufen des Wiener Publikums iſt dermaßen — vernagelt, daß man ihn gleichſam mit der Naſe auf eine Sache ſtoßen muß, wenn er deren Beziehung ahnen ſoll; erſt nach der dritten Vorſtellung des blöden Ritters begriff man ſeine Tendenz allgemein. Der Parodie wohnt übrigens vis comica im eigenthümlichen Lokalgeſchmacke bei, und da ihr eine neue Garderobe, neue Dekorationen und ein Waffentanz von der Erfindung des Herrn Rainoldi zu Hülfe ka-

---

*) Der beſonnene Bäurle, der ſein Terrain recht genau kennt, durfte ein ſolches Wagniß kaum unternommen haben, wenn ihn nicht ein höherer Impuls kühn gemacht hätte.

men, ſo machte ſie ausgezeichnetes Glück; das Stück wurde noch während meiner Anweſenheit in der Kaiſerſtadt vierzehn Abende hintereinander gegeben.

Bäder.

In balneis salus *)!

Der gebildete, Reinlichkeit liebende Fremde fühlt deren Bedürfniß hier gewiß lebhafter, als an irgend einem andern Orte; man verwahre ſich ſo ſorgfältig als möglich, der beſchmutzende feine Kiesſand, den die Winde der Tagesordnung uns in dichten Wolken zuführen, dringt bis auf den bloßen Leib.

Es giebt hier freilich mehrere öffentliche Bäder an beiden Ufern der Donau, deren Waſſer zu dieſem Zwecke benutzt wird; allein

---

*) Das neue Welperſche Bad an der Pommeranzenbrücke zu Berlin führt dieſe paſſende Inſchrift an ſeiner Stirne.

außer dem Dianabad in der Leopoldſtadt, wüßte ich keins zu nennen, welches ſich durch beſondere Eleganz und aufmerkſame Bedienung ganz vorzüglich auszeichnete.

Indeß giebt es hier eine andere ſeltene Einrichtung, die ihrer Zweckmäßigkeit und ungemeinen Bequemlichkeit halber Beachtung und großes Lob verdient. Man kann nämlich in Wien zu jeder Zeit und unter allen Umſtänden alle Augenblicke baden, ohne daß man nöthig hat, über die Thürſchwelle des eignen Wohnzimmers zu treten.

Die Sache verhält ſich alſo. Man ſendet nach der Badeanſtalt, und läßt bloß die Stunde bemerken, in welcher man in ſeiner Behauſung ein warmes Bad zu nehmen gedenkt; genau zur angezeigten Zeit erſcheinen zwei Männer, die eine Wanne in unſer Zimmer ſetzen, das nöthige Badewaſſer wird, in mehrern kleinen Fäßchen vertheilt, herbeigeſchafft und in wenigen Minuten ſteht ein reinliches Bad, mit allem Zubehör, bereitet; wir ſteigen aus dem Bette, bedienen uns deſſelben, kehren ſodann wieder in die Federn zurück, bezahlen in der That nur eine Kleinigkeit, und im Nu verſchwinden Wanne und ſämmtliche Baderequiſiten, ganz ohne Geräuſch, wieder aus der Stube.

Wir rathen jedem Fremden, ſich dieſer in einem hohen Grade bequemen Einrichtung zu bedienen, und er wird finden, daß ſich Alles genau ſo verhält, wie wir es angegeben.

Die barmherzigen Brüder und die Eliſabethinerinnen.

La véritable gloire est celle d'etre utile.

Dupaty.

* * *

Sie allein blieben mir die hochachtbarſten Männer in der großen Kaiſerſtadt, und vor dieſen würdigen Brüdern entblößte ich ſtets voll wahrer Ehrfurcht das Haupt, wenn mir der eine oder der andere auf der Straße begegnete.

Ein edlerer Orden wurde nie geſtiftet; ſelbſt beſuchen muß man eine ſolche Anſtalt, um ſich von dem großen allgemeinen Nutzen, den ſie fördert, recht lebhaft zu überzeugen.

Das Kloſter und Krankenhaus des Ordens befindet ſich in der Leopoldſtadt, das letztere enthält Raum für mehr als 100 Kranke, mit deren ſorgfältigſter Pflege ſich ungefähr 60 edle Barmherzige beſchäftigen. Die zweckmäßige und liebreichſte Behandlung, die höchſte Reinlichkeit und unbedingte Toleranz karakteriſiren das Inſtitut. Die Statuten des Ordens ſind die weiſeſten und humanſten, die je gegeben wurden.

Armuth, Krankheit und Elend begründen die Anſprüche zur unentgeltlichen Aufnahme in das Krankenhaus der Barmherzigen; nie darf berückſichtigt werden, welcher Nation oder Religion der Nothleidende angehört, man findet hier unglückliche Türken und Juden, welche neben kranken Chriſten von wahren Chriſten Hülfe, Labung und Troſt erhalten; eigentlicher religiöſer Zuſpruch wird nur demjenigen gewendet, der ihn verlangt, und ſelbſt der Anſchein der Proſelytenmacherei von den wackern Brüdern vermieden.

Nur etliche der barmherzigen Brüder ſind römiſch-katholiſche Prieſter, die andern alle Laien und unter ihnen bewährte Aerzte, Wundärzte, Pharmaceuten und Krankenwärter. Eine dahin einſchlägige Qualifikation bleibt Haupterforderniß bei der Aufnahme; die ſchwere Pflicht erheiſcht den ganzen Aufwand einer nicht gewöhnlichen phyſiſchen Kraft, daher werden nur junge und geſunde Männer von dem Orden zur Aufnahme würdig erachtet; Leute, die das dreißigſte Jahr überſchritten, bleiben in der Regel von derſelben ausgeſchloſſen. Das Novizenthum dauert zwei Jahre, nach deren Beendigung iſt der Austritt verſtattet, und wenn der Entſchluß des Kandidaten nicht wankt, ſo binden ſofort heilige Gelübde für die übrige Lebensdauer ihn zur Ausübung der heiligſten Pflichten. Welche Reſignation, das ganze Daſein, ohne Nachtruhe, freudenlos, an den Lagern ekler Kranken hinzubringen! — nichts deſtoweniger ſtellen ſich die frommen Brüder ſtets heiter und frohen Muthes dar. Leicht läßt ſich die Erſcheinung erklären: das ſchöne Bewußtſein, Gutes und Nützliches vollbracht zu haben, beglückt edle Menſchen ſchon allein und läßt ſie keine Beſchwerden fühlen. Weſſen Herz eine ſchwere Schuld belaſtet, wer den Himmel mit ſich zu verſöhnen hat, ſuche Seelenruhe in den Reihen der Barmherzigen, und wenn nicht hier, ſo findet der Unglückliche ſie nie.

Man hat anderwärts häufig dieſen wohlthätigen Orden aufgehoben, aber ſehr Unrecht hat man daran gethan; man prunke ja nicht mit pallaſtähnlichen Krankenhäuſern, die häufig erſtanden, weil das Reſidenzſtädtlein einer Zierde benöthigte; nie wird der arme Kranke von den Händen träger Söldlinge jene wohlthätige liebreiche Pflege empfahen, die höhere Anſichten und Pflichten den Orden der Barmherzigen üben laſſen.

Die Zahl der von dieſer frommen Brüderſchaft zu Wien aufgenommenen Kranken beträgt oft in einem Jahre 3000. Leicht mag man ermeſſen, daß ein ſolches Unternehmen bedeutende Summen verſchlingt. Zwar beweiſen der kaiſerliche Hof und das zahlreiche Publikum dem Orden große Wohlthätigkeit, allein der Bedarf iſt zu groß und der ſehr würdige Prior befindet ſich beinahe ſtets in ſehr dringenden Verlegenheiten, aber die wackern Brüder darben eher ſelbſt, als daß ſie ihre armen Kranken nur die geringſte Noth leiden ließen. Ihr, die des Schickſals Laune mit Gold überſchüttet hat, öffnet einmal einem edlen Gefühle, wenn Ihr dieſe Blätter ſehet, Eure Herzen und ſpendet ein kleines Scherflein von dem Ueberfluſſe, den Barmherzigen zu Wien; wahrlich keine Gabe kann erſprießlicher und zweckmäßiger verwendet werden. Könnte es mir gelingen, hierdurch dem Orden eine Unterſtützung zu verſchaffen, wahrlich — mir würden die bittern Früchte lieblich verſüßt, jene Gallfrüchte, für die ich ſtets noch meine Wahrheiten alle austauſchen mußte.

Die Barmherzigen ſind im ſtrengſten Sinne des Wortes die Samariter unſerer Zeit, indeß ich die egoiſtiſchen Liquorianer mit den berüchtigten hartherzigen Prieſtern und Leviten der heiligen Schrift vergleichen möchte. Dieſen ſtehen jetzt die Kaſſen vieler Vornehmen zu Gebot, indeß man jenen zuweilen nicht viel reichlichere Gaben, als dem Bettler an der Heerſtraße reicht. O tempora! —

Neben ihrem Krankenhauſe haben die barmherzigen Brüder auch noch ein Reconvaleſcentenhaus in der Vorſtadt Landſtraße, welches von der Kaiſerin Maria Thereſia im Jahre 1753 geſtiftet wurde, und wohin ſie ihre Geneſenden bringen, damit im Kloſter um ſo eher wieder Raum für neu eintretende Kranke werde.

Wenn es ſchon weniger ausgedehnt, ſo verdient nichts deſtoweniger das Krankenhaus der Eliſabethiner-Nonnen in der Vorſtadt Landſtraße, jenem der barmherzigen Brüder an die Seite geſtellt zu werden; die frommen Schweſtern nehmen im Durchſchnitte jährlich gegen 500 kranke Weibsperſonen in ihre Anſtalt auf, welche mit gleicher lobenswerther Sorgfalt gepflegt werden. Ein eigener Arzt und Wundarzt ſind in dieſem Krankenhauſe angeſtellt, und die Eliſabethinerinnen haben hinſichtlich der Mittel des Aufwandes mit weniger Sorgen, als ihre ehrwürdigen Brüder, die Barmherzigen, zu kämpfen.

Kriecherei.

Kühn erhebt der freiſinnige, ſeines innern Werthes bewußte Mann die Stirn, und mit Ruhe ſieht man die gerade Bahn ihn wandeln. Der geiſtesbeſchränkte, der in Vorurtheilen erzogene und von ihnen genährte Menſch iſt ſtets ein geborner Sklave; ſeine Erbärmlichkeit fühlend, ſucht er Schleichwege auf, durch Kriecherei hofft er die Pforte des Glückes ſich zu öffnen.

Indignirend ſtellte ſich mir die Furcht und Wohldienerei des ſubalternen öſtreichiſchen Staatsdieners gegen ſeine Vorgeſetzten dar; lächeln muß ich aber jetzt noch, wenn ich an einen jungen Kavalier denke, der zu Wien in demſelben Gaſthofe mit mir wohnte, und mich ſeines beſondern Vertrauens würdigte, welches zu erlangen übrigens gar nicht meine Abſicht war.

Der wenig verſprechende und keineswegs hoſſnungsvolle Jüngling, Praktikant bei einem Provinzialkreisamte, war nach der Kaiſerſtadt gereiſt, um die Protektion eines Herrn Präſidenten zu gewinnen, in deſſen Händen das künftige Schickſal ſeines Lebens ruhte. Eines Tages trat er höchſt freudig in meine Stube, und ſprudelte mir folgende ſeltſame Rede entgegen: „Denken Sie, es geht alles vortrefflich; der Exzellenz-Herr (der Präſident) ſcheint mir immer mehr gewogen zu werden, er läßt ſich gern ſchmeicheln, ich verſtehe mich darauf, weiß mich zu winden, wie ein Ohrwurm; die Exzellenzfrau (die Präſidentin) bezeigt ſich auch gnädig, ich werde jetzt beinahe alle Tage eingeladen und die (das) Exzellenzfräulein (des Präſidenten Tochter) wird roth bis an die Ohrenwaſchel, wenns mich ſieht. Herr Jegerl! wenn ich die (das) Exzellenzfräulein wegfiſchte, wär' ich 'n gemachter Kerl und würde am Ende geheimer Rath; aber 's Allerbeſte iſt, daß mich auch der Exzellenzbediente wohl leiden kann, der iſt des Exzellenzherrn rechte Hand; ich drücke aber dem Exzellenzbedienten auch jeden Abend, wenn er mir die Stiegen (Treppen) herab leuchtet, n' fünfer (5 Gulden W. W.) in die Hand. Sagen's 'nmal, mach' ich meine Sache geſcheid oder nicht?"

Ich erwiderte: Pfui Teufel! auf jener Exzellenzleiter, die Sie betreten haben werden Sie nie zu einer geiſtigen, noch vielweniger aber zu einer moraliſchen Exzellenz gelangen, mein Herr!

Der gute Junge klotzte mich mit großen Augen an, aber meiner Rede eigentlichen Sinn hatte er nicht zu faſſen vermocht.

Liquorianer.

Im Uebel liegt oft ſelbſt ein Gut verborgen, —
So ſchwand zur Zeit der Sklaverei
Manch' eingewurzelt' altes Vorurtheil,
Das nun das grauſe Haupt erhebt.
Schaut ihn den hagern Mann in ſchwarzer Kutte,
Den Mann, — der einſtens Jeſuit ſich nannte.
Ihr wißt, weß ſchwarzen Geiſtes Kind er iſt,
Und doch erhebt des böſen Vaters böſes Kind,
Das Haupt nun ſtolz in dieſer Kaiſerſtadt;
Das Kind gehört zur Gattung jener Kräuter,
Die giftig, ſchnell ſich auf der Saat verbreiten.
Wie lange wird es dauern — ziehen wieder
Der Ablaßſchacher und die Mönche durch das Land! —
Die weiten Säcke auf den breiten Rücken,
Brandſchatzen ſie, wie einſt, die liebe Chriſtenheit.
Der wilde Fanatismus regt ſich wieder,
Und Feueropfer a la Huß zu ſchauen,
Wer weiß, ob dieſes nicht bald möglich wird!
Propheten ſah die letzte Zeit erſtehen,
Die Herren nennen ſich von Gott geſandt
Und ſchreien Ach und Weh dem, der's nicht glauben will.
Melpomene, ſie hauſt in Gottes Tempel;
Die Religion, ſie thront nicht in den Herzen,
Ach nein! — ſie iſt das Spiel der Mode nur.

* * *

Schon in meinem ohnlängſt erſchienenen Bockſprunge von Dresden nach Prag lieferte ich in Betreff des Wiederauflebens der Jeſuiten im Oeſtreichiſchen einige Aufſchlüſſe; jetzt bin ich im Stande, darüber Näheres zu melden.

Jene Ordensgeiſtlichen, welchen zu Wien der ſogenannte Paſſauer Hof zur Wohnung, und die Kirche zu Maria Stiegen, zur Ausübung ihres Gottesdienſtes, in dieſem Augenblicke eingeräumt ſind, nennen ſich zwar Redemptoriſten oder in der neueſten Zeit noch lieber Liquorianer; allein ihren Statuten, ihrer Denk- und Handelsweiſe nach, ſind ſie nichts mehr und nichts weniger als Jeſuiten; ja ſelbſt die Tracht, und alle ehemalige eigenthümliche Gebräuche und Satzungen des verſchollenen, aber nie gänzlich todten Ordens, wie im Großen, ſo in den unbedeutendſten Kleinigkeiten haben die Herren, als auf dieſem Boden nunmehr wieder förmlich in ihre Rechte eingeſetzt, beibehalten, nur der einſtigen Benennung mochte ſich die wiedergeborne Geſellſchaft bis jetzt noch nicht bedienen *), doch nicht ganz dem

---

*) Auch die päpſtliche Unfehlbarkeit würde leiden, wenn der Orden ſelbſt dem Scheine nach, ganz ſo, wie er war, hergeſtellt würde; ſchon die jüngſten Vorgänger der Liquorianer nannten

Zeitgeiſte trauend, der ſelbſt einige ſeiner Stralen in die dunkelſten Winkel deutſcher Staaten ſendete.

Ueber die Zwecke des Jeſuiterordens im Allgemeinen zu reden, hält man hier für gänzlich überflüſſig, indem dieſelben jedem gebildeten Leſer ohnehin bekannt ſind, und aus der Geſchichte der Geſellſchaft von ſelbſt hervorgehen; allein Thatſachen zu berühren, die in Wien Jedermann dem Fremden beſtätigen kann, dieſes wird dem Autor nicht füglich verwehrt werden können.

Man weiß bereits, daß den Redemptoriſten verſtattet bleibt, ſich in der Folge, wie einſt, der Lehrſtühle ſämmtlicher hohen gelehrten, und ſelbſt der niedern lateiniſchen Schulen in ſämmtlichen öſtreichiſchen Staaten zu bemächtigen; doch fühlt die neue Geſellſchaft

---

ſich nicht ex societate Jesu, ſondern: ex societate fidei Jesu. Dieſe Liguorianer behaupten übrigens etwas mehr als ſpitzfindig: Die Jeſuiten ſeien gar nie aufgehoben, ſondern nur unſchuldig unterdrückt (suppressi) geweſen.

recht wohl, daß ſie noch lange nicht zahlreich genug, und daß ſie auch noch nicht die gehörige Konſiſtenz erlangt hat, die unumgänglich erforderlich iſt, mit Konſequenz einen ſo wichtigen Zweig ihrer Wirkſamkeit zu erfaſſen; indeß ergreift die Geſellſchaft der frommen Väter die zweckmäßigſten Mittel, recht bald dahin zu gelangen.

Man ſucht zuerſt dem Orden viele Mitglieder zu gewinnen, allein es geſchieht in der That mit Umſicht, und den alten Grundſätzen treu, nimmt man lediglich nur Subjekte auf, die entweder durch den Beſitz bedeutender klingender Schätze, durch vorzügliche jugendliche Schöne, oder aber durch ſcharfen Verſtand und große Wiſſenſchaft ſich auszeichnen *).

---

*) Ein Pater Profeſſor aus der alten Geſellſchaft Jeſu führte einſt an einem ſchönen Sommertage ſeine Schüler ſpazieren; einer derſelben fragte den Lehrer: „Welche Eigenſchaften, hochwürdiger Herr! muß derjenige haben, welcher Jeſuit zu werden wünſcht?“ —

Mein Sohn! erwiderte der Prieſter, indem er die eine Hand auf die Stirn, die andere aber auf die Geldtaſche legte, entweder hier oder da muß

Wirklich iſt es den frommen Vätern auch bisher ſchon gelungen, viele Novizen zu werben, welche ihren Anforderungen gänzlich entſprechen. Menſchenkenntniß war dem Orden nie abzuſprechen; Schwärmerei und Ehrgeiz, hinlänglich gereizt und bearbeitet, führen ihm Leute nach Wunſch, genug in die Arme; ſchon ſind mehrere vermögliche Jünglinge, zum Theil aus guten und alten Geſchlechtern, ſein, und ſelbſt ein Staatsbeamter zu Wien hat einem ſehr einträglichen Amte und den angenehmſten Lebensverhältniſſen entſagt, um Liquorianer zu heißen.

Man muß übrigens den Wienern zu ihrer Ehre nachſagen, daß ſie im Allgemeinen über die neue Geſellſchaft der frommen Väter eben nicht große Freude zeigen; allein dieſe hoffen mit Recht Alles von der Zeit, und vermögen ſich um ſo leichter zu tröſten, da ihnen

---

man guten Vorrath beſitzen, wenn man zur Aufnahme in den Orden gelangen will.

„Ei, rief der ſchalkhafte Schüler aus, indem er auf die Geldtaſche klopfte, Ew. Hochwürden hatten gewiß hier allein recht guten Vorrath.“

anderwärts außer dem Orden ſelbſt mächtige Freunde leben, deren Kaſſen ihnen offen ſtehen; vor einigen Wochen erſt hat ein bedeutender Mann, auf dem Todtbette, den Orden der Liquorianer zum Univerſalerben eingeſetzt.

Die frommen Väter denken daran, ſich einzurichten, und ſchon iſt ihnen der Paſſauer Hof nicht mehr bequem und geräumig genug; ſie beabſichtigen eine weitläufige Vergrößerung des Gebäudes, und der Koſtenanſchlag ſtellt ſich bedeutend genug dar. Ein großer Mann fragte: „Aber woher, meine Herren! werden Sie das Geld zu Ihren beabſichtigten Bauten hernehmen? die Regierung meint, Sie könnten ſich zuerſt bequemen, man kann Ihnen keine neue Summen bewilligen.“ — O, erwidern die frommen Väter, wir benöthigen deren nicht, werden aber dennoch den Bau ausführen, denn der heiligen Kirche leben genug fromme Gönner und Freunde.

Uebrigens geben ſich die Liquorianer durch Verbreitung von Flugſchriften und Kanzelreden dennoch alle erſinnliche Mühe, das

Volk für ſich zu ſtimmen; Ihrer Lehren einziger und ſteter Sinn bleibt:

„Einzig der Glaube macht ſelig, und wer ſich erkühnet zu denken,
Und die Vernunft gar gebraucht, der iſt auf ewig verdammt.“

Während meiner Anweſenheit in Wien erſchien aus der Feder eines Liquorianers wirklich eine Broſchüre, welche den Titel führte: „Die Grenze der menſchlichen Vernunft,“ und ein gewiſſer Pater Paſſy wird nicht müde, in dem angegebenen Geiſte ſtets neue Produktchen zu liefern; auch von der Kanzel wird nach dem Ziele hingewirkt, und die Kontroverspredigten, nach altem Zuſchnitte, gehören ſchon wieder zu den nicht ſeltenen Erſcheinungen.

Nebenher vermengen die Liquorianer ihren Gottesdienſt zu Maria Stiegen mit allerlei Schnurrpfeifereien, welche das Weſentliche des Kultus nicht bedingt. Vorzüglich ſtark in dieſer Hinſicht trieben es die Herren in der Charwoche.

Das ſogenannte heilige Grab hatten ſie ſich in's geheim von einem gewiſſen Theatermeiſter einrichten laſſen, um eine recht die Sinne anſprechende Dekoration darzuſtellen; brennender Spiritus erhellte allein das Dunkel, und bewirkte eine Art magiſcher Erleuchtung, auf ſchwarzem Grunde aber waren in güldener Schrift deutlich die Worte: „copiosa redemptio,“ zu leſen, Worte, deren Doppelſinn ſelbſt dem Unbefangenſten auffiel, und von dem triumphirenden Stolze der frommen Väter ſattſam zeugte; ferner gab ein blühender Jüngling in der Gegend des hohen Altars den ſogenannten Kreuzpartikel zu küſſen, und ich ſah, von Aergerniß mit Recht erfüllt, wie alternde Weiber inbrünſtig und lange die Monſtranz an den verwelkten Buſen drückten, während ihre geilen Blicke die ſchönen Züge des jungen Liquorianers, welcher das Kleinod reichte, zu verſchlingen drohten.

Ein anderer noch mehr anmuthiger und junger Redemptoriſt bettelte an des Tempels Pforte zum Beſten der frommen Geſellſchaft, und reichliche Spenden flogen auf ſeinen Teller.

Ein vertrauter Freund, welcher mich begleitet hatte, fragte leiſe, nachdem wir die Kirche verlaſſen:

„Wohin wird dieſe Thorheit uns noch führen?“ Ich erwiderte eben ſo:

Zu beſſern Dingen, als du vielleicht glaubſt.

Der Menſchen Welt — ſie iſt ein Wunderweſen,
Extreme bieten ſich in ihr die Hand.
Wenn ächte Klugheit thront auf hohen Punkten —
Sie muß zur Thorheit dann ſich wieder neigen,
Und eine lange noch ſo ſchwarze Nacht
Erleuchtet plötzlich oft ein heller Funke.
Der Menſchen Geiſt — er bleibt ſich ewig gleich,
Sein Streben folget ewigen Geſetzen —
Die Noth, nicht Worte — hemmen ſeinen Lauf,
Und wär' die Zeit nicht günſtig uns geweſen —
Wir hätten nimmermehr ſie reformirt —
Und Alles hängt von ihr, der Mächt'gen ab;
Behauptet ſie gewaltſam ihre Rechte,
Dann reformiret ſich — die Menſchheit ſelbſt.

Tempus asportat veritatem! — —

Kebsweiber und Roués.

Maitreſſen, glänzende Equipagen, ſchöne Hunde und ein kleines Heer koſtbar gekleideter Bedienten zu halten, gehört zum Tone des hohen Adels; hierin ſtrebt ein Grand dem andern es zuvorzuthun, (ein edler Wetteiſer!) und der Beſitzthum jener Dinge diſtinquirt die alte, ſtiftsfähige Race vor dem ſogenannten Lyoner (unächten) Adel und vor der Kanaille im Allgemeinen.

Bei der Wahl der Kebsweiber werden lediglich Jugend und phyſiſche Vorzüge beachtet. Fällt einem Matador irgend ein junges, blühendes Mädchen in's Geſicht, deren Anblick ſeine Sinnlichkeit hinlänglich entflammt, ſo läßt er ihr ohne Umſtände durch ſeinen Sekretär oder Kammerdiener Anträge gewiſſer Art machen, und der Papa Kanzelliſt oder Protokolliſt hält es in der Regel für ein ſeltenes Glück und nicht gemeine Ehre, wenn die Tochter erklärte H**e des Fürſten X. oder Grafen Y. wird; zuweilen wird um das arme Ding, wie auf dem Conſtantinopolitaniſchen Sklavenmarkte, gefeilſt und gehandelt.

Kommt der Vertrag zu Stande, ſo wird das Schlachtopfer ſofort dem neuen Gebieter übergeben, doch ein ſolches Schlachtopfer weiß ſich bald genug in ſeine neue Lage zu finden, und fühlt ſich in derſelben nichtsweniger als unglücklich. Der Herr Fürſt X. oder Graf Y. ſind in der Regel großmüthig genug, dem inſtallirten Kebsweibe ein kleines Kapital zu verſchreiben; es werden dem Mädchen ſchöne Kleider und ein niedliches Schooßhündchen angeſchafft; es bezieht eine eigene glänzende Wohnung u. ſ. w. Nun beſucht der Grand ſeine H**e regelmäßig und tagtäglich zu gewiſſen Stunden, und es hängt von dem natürlichen Verſtande und von der Art, wie es ſeine Reize geltend zu machen weiß, ab, ob das Mädchen den gnädigen Herrn längere oder kürzere Zeit feſſelt, und ihn in einem höhern oder geringern Grade ausplündert.

Gewöhnlich aber bekommt der Herr Grand die unterhaltene Schöne zeitig ſatt, weil ſie höhern geiſtigen und Converſationsgenuß nicht zu gewähren vermag, und für welchen der Gnädige ohnehin nicht empfänglich wäre. Sind die geilen Lüſte erſt geſtillt, ſo beſucht der Fürſt oder Graf das Kebsweib ungemein ſelten, ſie aber macht zur Ehre des hochadeligen Namens nach wie vor als ſeine H**e Figüre, vergeudet, wenn Leichtſinn oder glühendes Temperament ihr beiwohnen, in den Armen der Roués, Abentheurer oder Soldaten dasjenige, was die Großmuth des Gnädigen geſpendet, oder vermehrt, dem Spekulationsgeiſte ergeben, ihr Kapital dadurch, daß ſie reiche Gimpel unter und hinter der Hand in ihre Netze zu locken weiß. Eine Heirath pro forma mit einem armen dummen Teufel bedeckt am Ende das ganze Unweſen mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe.

Auch an Roués iſt in Wien kein Mangel, allein ihnen das Prädikat: liebenswürdig (aimable) wie den Pariſer Galgenſtricken zu verleihen, kommt man hier in keine Verſuchung, und der wienerſche Roué hat mit dem galliſchen nichts als unmoraliſche Grundſätze gemein; feine Gewandtheit, angenehme geſellſchaftliche Formen, Menſchenkenntniß und ſorgfältige Geiſtesbildung trifft man bei den erſtern nie. Dieſe Roués ſind häufig Menſchen, die urſprünglich den erſten Ständen angehören; ihr Vermögen bei der Armee oder durch zweckloſe Reiſen vergeudeten, und die nun den ehemaligen unſinnigen Aufwand fortzuſetzen ſtreben, ohne über die hierzu nöthigen Mittel disponiren zu können, welche ſie nun auf eine nicht gerade immer ehrenvolle Art zu erſetzen bemüht ſind.

Die Beſchäftigung dieſer traurigen Roués, ſo wie der hoffnungsvollen, hochadeligen männlichen Jugend bleibt ſich ſtets gleich. Durch ausgeſuchte Näſcherei ſuchen ſie den Gaumen zu kitzeln, durch ſtarke Getränke die Sinne zu benebeln, ſie machen im Tempel des nur etwas moderniſirten Kasperl auf Luſtnymphen Jagd, kopiren den Britten zuweilen erbärmlich, und jagen zu Roß und Wagen durch die Jägerzeil und die

Alleen des Praters, daß man ſeines Lebens nicht ſicher iſt.

Auch ſelbſt verarmten Junkern wohnt noch die Manie bei, Kebsweiber zu halten, und da es zur Beſtreitung der koſtſpieligen Liebhaberei am Beſten fehlt, ſo nehmen die Herren zu einer Procedur ihre Zuflucht, welche eben ſo häufig iſt, als ſie ſich empörend darſtellt.

Herabgekommene Roués ſuchen wenigſtens, ſorgfältig genug, den Schein der Wohlhabenheit zu erhalten, und locken durch dieſen, wie es in der That reiche Kavaliers auch zu thun pflegen, junge reizende Mädchen aus der ärmern Klaſſe des Mittelſtandes an ſich; ein ſeidener Carbonarimantel, ein güldenes Kreuzlein und dergleichen Lappalien wirken unwiderſtehlich auf die jungen Thörinnen; ſie rennen blindlings in ihr Verderben, indem ſie ſich als förmlich unterhaltenes Kebsweib eines gnädigen hochadeligen Herrn für Zeit ihres Lebens geborgen glauben. Der gnädige Roué pflückt die Roſe, allein ſich und ſeiner magern Börſe eine neue Laſt aufzubürden, liegt nicht im Plane; fängt die arme Betrogene an, den

Wüſtling zu langweilen, ſo entzieht er ihr ſeine Unterſtützung und legt dem Mädchen ſelbſt Fallſtricke, daß er ſie der Untreue beſchuldigen und mit guter Manier ſich vom Halſe ſchaffen kann, bei welcher Gelegenheit einem ſolchen hintergangenen Kebsweibchen gewöhnlich auch noch die Praetia affectionis, welche es früher erhalten hatte, abgenommen werden, und in Verzweiflung, von allen Mitteln, ſich zuerſt zu helfen, entblößt, ſinken ſolche Mädchen dann gewöhnlich ſchnell in die Klaſſe der gemeinſten und verworfenſten Luſtnymphen hernieder.

Es bleibt hier ſcharf verpönt, über die Naſe des Großmoguls zu ſprechen; allein daß Schändlichkeiten dieſer Art gerügt würden, wenn der Sünder nur einer gewiſſen Kaſte angehört, davon hört man nicht.

Man ſchrieb oft von einer ganz ausgezeichneten Bieder- und Rechtlichkeit, welche den Wienern vorzugsweiſe eigen ſein ſoll; allein der unbefangene Beobachter wird ſich an Ort und Stelle bald zu überzeugen Gelegenheit finden, daß es in Wien gerade ſo viel ehrliche Leute, aber auch ſo viel Schufte giebt, als in jeder andern großen, deutſchen Reſidenzſtadt.

Chronique scandaleuse.

Sie war das erſte unheilbringende Geſchenk, welches dem ſogenannten kultivirtern Theile der Menſchheit aus Pandorens *) berüchtigter Büchſe entgegenflog; man findet ſie in großen, wie in kleinen Städten; allein ihre verſchiedenartige Geſtaltung kann dem ächten

---

*) P. Fr. A. Nitſch ſagt in ſeinem mythologiſchen Wörterbuche, von welchem ohnlängſt Fr. G. Klopfer eine neue, vortreffliche Bearbeitung herausgab, sub. Art. Pandora ſehr richtig: „Dieſer Mythus bedeutet nichts mehr, als daß durch die Einführung der Künſte und der Kultur unter das Menſchengeſchlecht, die hier in der Geſtalt eines vollkommenen Frauenzimmers geſchildert werden, Ungemach und Elend unter die Menſchen einbrachen." — Die Herren Wiener mögen es mir ſelbſt übrigens Dank wiſſen, daß ich hier Künſte und Kultur, als unter ihnen einheimiſch, annehme.

Pſychologen wieder einen Maaßſtab leihen, nach welchem er die Leutchen eines Ortes näher zu beurtheilen vermag.

Die Wiener Läſterchronik hat das Eigenthümliche, daß in ihr beinahe ſtets die hohe Polizei eine Rolle ſpielt, weil dieſe Behörde hier ſchon einmal nicht anders gewöhnt iſt, als ſich in Alles zu miſchen, in jeden Unrath die große, feine Naſe zu ſtecken. Man vernehme ein paar komiſche Beiſpiele.

Eine reizende, höchſt liebenswürdige k. P***z***in fuhr dieſes Jahr, als der Lenz gerade ſeine Anmuth zu entwickeln anhub, in den Prater. Das ſchöne Wetter lockte die Dame aus dem Wagen, und ſie promenirte in der großen Allee mit ihrer Begleitung. Hier begegnete der P***z***in ein franzöſiſcher Oberſt, der ſich erſt ſeit kurzer Zeit in Wien aufhielt und, wie behauptet wurde, eigens nach der Kaiſerſtadt gereiſt war, den kleinen Napoleon von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.

Der Gallier trug ein friſch gepflücktes, duftiges Veilchenbouquet in der Hand, und der

Sitte ſeines galanten Vaterlandes treu, wagte er, Floras erſte Kinder jener jungen Dame mit artigem Anſtande zu überreichen, ohne übrigens derſelben hohen Rang zu ahnen. Die P***z***in nahm das kleine Geſchenk freundlich lächelnd an, indem ſie verbindlich dankte, welches Benehmen den Offizier dermaßen bezauberte, daß er ſich empfehlend, unwillkürlich ausrief: „Oh que vous ètez aimable, Mademoiselle!"

Die hohe Polizei gelangte zur Kenntniß dieſes unbedeutenden Vorfalles und deutete dem Oberſten des andern Tages in aller Frühe an, unverzüglich die Stadt zu verlaſſen.

Aus der kurzen Geſchichte geht die beachtungswerthe Moral hervor, daß man zu Wien keiner vornehmen Dame einen Blumenſtrauß überreichen, noch weniger aber ſie liebenswürdig nennen darf.

Ein mehr noch beſprochener Gegenſtand des Tages blieb, während meines Aufenthaltes zu Wien, ein anderer hochwichtiger Vorfall.

Der fremde P**** von N*****l, hier P**** von S****n genannt, ſteht überhaupt in Betreff der Sittlichkeit, keinesweges im beſten Rufe, und unterhielt unter Anderm einen vertrauten Umgang mit zwei koſtbaren Hetären jüdiſcher Abkunft, die Demoiſelles K e * l heißen. Eines Abends im Theater befanden ſich dieſe reizenden Kinder im Parterre, der P**** bemerkt ſie oben in ſeiner Loge und winkt ihnen mehreremale freundlich zu, bis endlich das eine Mädchen, Artigkeitshalber, die Winke mit einem leiſen: „Bon soir, mon p*****el!" erwidern zu müſſen glaubte. Gleich wurden beide Mädchen von der Polizei arretirt und hochnothpeinlich inquirirt. Die eine Hetäre hatte freilich die Schicklichkeit verletzt, aber doch gewiß nicht in ſo hohem Grade als Monsieur le p*****e ſelbſt, und deſſen Ehre wäre gerade minder gefährdet geweſen, hätte man in aller Stille die Sache abgemacht; im Gegentheile aber erregte ſie nun großes Aufſehen und die Jüdinnen waren ſelbſt noch verhaftet, als ich Wien verließ.

Der Graben und der Kohlmarkt.

Ruhm, Reichthum, Pracht, der Welt Beſchwerde,
Vom Pöbel hoch verehrt,
Sind Wahn — und nicht des Herrn der Erde
Der Weiſen, werth.

C. v. Kleiſt.

* * *

In dem einmal feſtſtehenden Plane dieſes Werkchens kann es unmöglich liegen, einzelne Theile und Plätze der öſtreichiſchen Kaiſerſtadt einer detaillirten Beſchreibung zu würdigen; indeſſen glaubt man mit dem Graben und Kohlmarkte eine Ausnahme von der Regel machen zu müſſen, indem gerade dieſe beiden Stadttheile es ſind, welche den aufmerkſamen Beobachter am richtigſten und ſchnellſten mit der Phyſiognomie und dem eigenthümlichen Karakter des wieneriſchen Weſens und Treibens im Allgemeinen vertraut zu machen vermögen.

Der Graben befindet ſich beinahe in Mitte der Stadt, bildet ein ziemlich ſchmales Oblong und wird öffentlicher Platz genannt, aus ihm biegt man in den Kohlmarkt, der nur eine Straße mit 24 Häuſern iſt. Auf dem Graben ſteht die Dreifaltigkeitsſäule, welche Leopold I. i. J. 1693 zum Andenken der verheerenden Peſt d. Jahres 1679 ſetzen ließ. J. Pezzl nennt den Bildhauer Strudel als Verfertiger des Denkmales, ältere, glaubwürdige Werke aber ſchreiben ſie Octavio Burnaccini zu. So viel Rühmens inländiſche Schriftſteller auch von dieſer Statüe ſchon öfters machten, ſo iſt doch die Wahrheit, daß das Kunſtprodukt mehr von der korrupten Phantaſie des Künſtlers als von ſeinem lautern Geſchmack zeugt; heilige Contrefaits, Engel, Kreuze, Fahnen, Wolken und andere Schnurrpfeifereien ſind auf eine barocke, belachenswerthe Art zuſammen gehäuft, und das Ganze ſtellt ſich gegen den kleinen Platz als ein ſchwerfälliger Koloß dar. Der belebteſte Fleck in dem ganzen großen Wien bleibt ſtets der Graben; hier drängen ſich zu jeder Zeit des Tages bunte Menſchenmaſſen untereinander, die Erdgeſchoſſe alle aber ſtellen Kaufläden dar, in welchen man die herrlichſten und neueſten Galanterie- und Putzwaaren in verſchwenderiſcher blendender Hülle und Fülle und in der That ungemein geſchmackvoll geordnet erblickt; beinahe jedes Haus bezeichnet hier ein gewöhnlich recht wacker gemaltes Schild, ein grüner Jäger folgt in der Schilderordnung einer reizenden Sklavin, dieſer eine ſchöne Linzerin, der Herzog von Friedland ꝛc.

Der Graben liefert das Bild einer kleinen Welt und iſt nach dem bekannten Prader das zweite Paradepferd der Wiener. An ſchönen Tagen gegen die Mittagsſtunde promenirt der bedeutendſte Theil der beaumonde auf dem Graben und Kohlmarkte bis zur Michaelskirche und dann wieder retour; der Weg wird im dickſten Gedränge, zumal an Sonn- und Feiertagen, zurückgelegt, und man erblickt hier die bedeutendſten Schönheiten der Kaiſerſtadt zierlich und prachtvoll geſchmückt, ſehen und geſehen zu werden bleibt Hauptzweck; die berühmteſten Roués, Kebsweiber und Hetären fehlen bei der großen Schauparade nie; man ſtößt, drückt, wird geſtoßen und gedrückt und kehrt erſchöpft, mit Staub bedeckt, und von Schweiß triefend endlich nach Hauſe zurück, um ſich auszukleiden, Wäſche zu wechſeln und ſich zu reſtauriren. — Das heißt großſtädtiſcher Genuß! Jenes Getriebe auf dem Kohlmarkt und Graben, der ſeltene Glanz, Reichthum und Pracht, welche man dort entwickelt findet, ziehen anfangs jeden Fremden unwillkürlich an, allein der Neuheit Reiz ſchwindet, die ganze Komödie hört bald genug auf, den Philoſophen zu intereſſiren. Man erblickt ewig nur dieſelben Geſichter und Geſtalten; hat man die Promenade einigemal in Geſellſchaft eines ächten Wieners zurückgelegt, ſo weiß man die Namen der aufgeputzten feinen Herren und Damen bereits alle zu nennen und man verwundert ſich, welchen Spaß die Leute daran finden können, hier tagtäglich, Jahr aus Jahr ein, durch die beſchränkten Räume zu promeniren und zu paradiren.

Aehnliche Bemerkungen hatte, nachdem er

einige Wochen das Getriebe mit angeſchaut, auf dem Graben ein Britte gemacht, indem er lachend ausrief: „Geht mir mit Euren Herrlichkeiten; es giebt in ganz Europa eigentlich nur zwei große Städte, London und Paris, die übrigen alle ſind nur größere oder kleinere Krähwinkel! — —

Scientifiſches Erziehungsweſen.

Unorthographiſcher wird im Allgemeinen in keinem deutſchen Staat jetzt mehr geſchrieben, als im Oeſtreichiſchen; man erſtaunt, wenn man in Briefen und Billeten, die aus der Feder dieſes oder jenes Mannes, welcher entweder dem feinern Stande, oder aber gar dem eigentlichen Geſchäftsleben angehört, Schnitzer und auch nichts als grobe Schnitzer findet; allein dieſes dein Staunen, ſinniger Fremder! wird ſchwinden, wenn du dich überzeugen magſt, wie Wiens Pädagogik überhaupt beſchaffen, und auf welche heilloſe Art namentlich in bei=

nahe ſämmtlichen Schulen die Sprache des Vaterlandes vernachläſſigt und verhunzt wird.

Ich beſuchte zwei ſogenannte Trivialſchulen in Wiens Vorſtädten, und gelangte dort nach einem kurzen Aufenthalte zu der feſten Ueberzeugung, daß man kühn eine hohe Prämie darauf ſetzen dürfte, eine trivialere und elendere Methode, dem Kinde das Buchſtabiren beizubringen, als die hier herrſchende zu erſinden; der Preis würde ſicher unerledigt bleiben. Man quält die Kinder mit Definitionen der Buchſtaben, was z. B. ein B oder P, ein D oder T iſt u. ſ. w. halb zu Tode, und um das Leſen beizubringen, werden alle Silben des Worts abgebrochen und vom Kinde laut nachgeſprochen, z. B. Ver — ſi — che — rung, und auf jede Sylbe gleichſam appuyirt. Auf dieſe Weiſe verlängert man einen ohnehin beſchwerlichen Weg, ſtatt ihn abzukürzen; längſt verfolgt man allerwärts beſſere, allgemein als zweckmäßiger anerkannte Methoden, allein hier bleibt man noch dem alten Schulmeiſter-Schlendrian wie vor hundert Jahren ergeben, woraus denn höchſt natürlich hervorgeht, daß es nirgend mehr erwachſene Menſchen giebt, als in Wien, welche in ihrem Leben nicht recht buchſtabiren und leſen, vielweniger aber richtig ſchreiben und ſprechen lernen. Man beſuche öffentliche Orte und höre dort Jemand eine Zeitung oder einen Brief vorleſen, man gehe in Predigten oder in kleinere Theater, und man wird bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß ich nicht grundlos und nicht zu viel behauptet habe. In den Kaffeehäuſern werden die Zeitungen wirklich nicht geleſen, ſondern im eigentlichſten Sinne des Wortes buchſtabirt; vor Verlauf von zwei Stunden legt der Wiener das einmal ergriffene neueſte Zeitungsblatt ſelten aus der Hand.

Selbſt in den Gymnaſien und andern Lehranſtalten geſchieht für die vaterländiſche Sprache ſo viel als nichts, und die Lehrmethode iſt im Allgemeinen die trockenſte und ermüdendſte, ſo daß durch ſie ſelbſt dem reifern Knaben Ekel vor dem Lernen im Allgemeinen erweckt werden muß; häufiges, gänzlich mechaniſches Auswendiglernen iſt an der Tagesordnung und man ſcheint es darauf angelegt zu haben, den Jüngling möglichſt lange zu verhindern, ſeinen Verſtand wirklich zu gebrauchen und ſelbſt zu denken.

Einer etwas vortheilhaftern Auszeichnung unter den Lehr- und Erziehungsanſtalten der Kaiſerſtadt verdienen die k. k. Ingenieur-Akademie, die k. k. mediciniſch-chirurgiſche Joſephiniſche Akademie, die k. k. orientaliſche Akademie und endlich, ſeiner Gemeinnützigkeit halber, das polytechniſche Inſtitut; dagegen hört man ſelbſt von den Wienern nichts weniger loben als das Thereſianum, wo ausſchließlich nur adelige Jünglinge erzogen werden, und von jeher Onanie und Stupidität zu Hauſe waren.

Sämmtliche deutſche, katholiſche Univerſitäten befanden ſich noch vor ungefähr zwanzig Jahren in einer höchſt traurigen Verfaſſung; es hat ſich ſeitdem viel geändert, und die Hochſchulen von Würzburg, Landshut, Breslau und andere dürfen nun kühn mit den proteſtantiſchen hohen Schulen wetteifern, nicht ſo die wiener Univerſität. Die letztere ſteht noch auf jener niedrigen Stufe, von welcher ſie ſich nie bedeutend zu erheben vermochte, denn ſelbſt einige Verbeſſerungen, welche dieſe hohe Schule dem weiſen, zweiten Joſeph zu verdanken hatte, ſind längſtens wieder eingegangen, und in dieſem Augenblicke bleiben eine elende Methode des Unterrichts, ein ſchimpflicher Zwang, unter dem die akademiſchen Bürger ſchmachten, — einen ſolchen Zwang haben in höherm oder geringerm Grade freilich Zeitverhältniſſe beinahe allerwärts herbeigeführt —, mittelmäßige Lehrer, parteiiſche und zweckloſe Prüfungen, pedantiſches Brotſtudium u. dgl. karakteriſtiſche Züge der wiener Univerſität. Wie der Lehrſtuhl der Gottesgelahrheit beſchaffen, läßt ſich leicht denken; das Studium der Rechtsgelehrtheit iſt noch immer nach altem Schlendrian geformt, und hält alle Abſurditäten des corpus juris, der Decretalen, und die Auslegungen der Cujacius, Bartholus und Baldus für Evangelia; von eigentlicher Philoſophie kann gar keine

Rede ſein, es iſt ein Ding, das man hier nicht einmal dem Namen nach kennt, und einzig und allein das Studium der Arzneiwiſſenſchaft ſtellt ſich uns zweckmäßig und empfehlungswerth dar.

Nichts deſtoweniger dürfte die Univerſität ſich vielleicht noch Glück wünſchen, ihren nunmehrigen ſehr mittelmäßigen Stand behaupten zu können, allein ihr droht ein naher, gänzlicher Verfall. Bald genug werden die frommen Väter, Liquorianer, ſich ihrer Lehrſtühle bemächtigen, und mit ihnen werden der alte ſcholaſtiſche Unſinn, die Barbarismen und Gallizismen der Jeſuitiſchen Schule die geweihten Hallen zu abderitiſchen Ställen herabwürdigen, und man wird wie ehemals wieder disputiren: „An asinus existat, vel non existat? das heißt in freier deutſcher Ueberſetzung: ob der Eſel wirklich ein Eſel, oder aber ein leſender Profeſſor ſei?"

Bei einer ſolchen Geſtaltung der Dinge kann man ſich nicht wundern, wenn man ſelbſt ausgezeichnete wiener Schriftſteller und Dichter im Felde der deutſchen Rechtſchreidekunſt ſo oft ſtraucheln ſieht, ungeachtet die Herren alle, wie ich mich ſelbſt überzeugte, Adelungs Wörterbuch auf ihren Schreibtiſchen liegen haben.

Man wird mir einwerfen: „Aber Wien erzeugt dennoch wackere, wiſſenſchaftlich-ausgebildete Köpfe, phantaſiereiche Dichter, denen Geſchmack nicht abzuſprechen u. ſ. w. Wie aber iſt dieſes möglich, wenn es in der ſcientifiſchen Erziehung im Allgemeinen ſo arg fehlt?“

Ganz recht! aber man höre nur, wie ſich ein wackerer, leider längſt vergeſſener Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts über dieſen Gegenſtand äußert:

„Es iſt unmöglich, daß ſich natürliche Fähigkeiten und Anlagen zum geſunden Menſchenverſtand und zu einer richtigen Urtheilskraft gänzlich unterdrücken laſſen, wenn auch die Umſtände noch ſo ungünſtig, die R— — — — und die Erziehung noch ſo ſchlecht ſei; es iſt unmöglich, daß, wenn auch alle dieſe Hinderniſſe eintreten, nicht einzelne Menſchen hier und da einen hellen Verſtand, einen offenen

Kopf, Anlagen zum Witz und zum richtigen Denken zeigen. Es iſt unmöglich, daß ein noch ſo rohes Volk nicht einzelne Schriftſteller von Werth, nicht iſolirte Denker und Scharfköpfe hervorbringen ſollte; wir wollen nicht Frankreich erwähnen, welches unter dem größten Drucke die größten Menſchen aller Art erzeugte; wir wollen nur Spanien, wie es einſt war, betrachten; lebte nicht unter Philipp II. ein Cervantes, ein Quevedo, ein Calderon, Lopez de Vega und Moreto? kann man noch mehr Philoſophie, Witz, Geiſt und Scharfſinn vereinigen, als dieſe gigantiſchen Köpfe? und doch lebten ſie unter einem Philipp, dem Zunftmeiſter der Despoten, und dem Virtuoſen der Tyrannei; welch' freier Schwung der Gedanken, welche tiefe Welt- und Menſchenkenntniß, welch' treffend Gemälde des menſchlichen Herzens und ſeiner Leidenſchaften, welcher Reichthum von Witz in allen ihren Schriften! — Warum ſollten Oeſtreicher nicht auch ihre Fähigkeiten zeigen und ſich durch

Witz und Verſtand auszeichnen können? aber wer kann mir einen einzigen gebornen Oeſtreicher und gebornen Wiener insbeſondere zeigen, der jemals ein großer Staatsminiſter, oder ein großer Feldherr, ein philoſophiſcher Schriftſteller oder ein praktiſcher Gelehrter von ausgezeichnetem Verdienſte geweſen? — (? ?) *). Ich geſtehe gerne ein, und bin weit davon entfernt, ungerecht, und parteiiſch zu ſein — Wien hat große Maler, gute Kupferſtecher, große Dichter, gute Bildhauer; Wien hat einen Gluck und Maron, einen Denis und Blumauer hervorgebracht. Oeſtreich hat Leute von Verdienſt in jeder Kunſt; allein Kunſttalente ſind von Fähigkeiten des Verſtandes und der Urtheilskraft gänzlich verſchieden, man kann ein Raphael ſein und nicht wiſſen, daß der Menſch frei geboren; man kann die Peterskirche gebaut und die Alceſte gemacht haben, und an Hexen und böſe Geiſter glauben — man kann den Oſſian vortrefflich über-

---

(*) Jener Autor ſchrieb im Jahre 1789.

ſehen und glauben, daß der Papſt unfehlbar ſei.“ —

Ob der Mann, der alſo ſchrieb, mit geſunden Augen ſah, oder nicht? wir überlaſſen es lediglich unſerm Publikum zur Beurtheilung. —

Reflexionen über Oeſtreichs politiſches Verhalten hinſichtlich der neugriechiſchen Angelegenheiten.

Alle Maaßregeln, die ich zu Wien, ein aufmerkſamer Beobachter, ergreifen ſah, deuteten klar und unverkennbar darauf hin, daß man hier, ein ungemein friedfertiger Nachbar, das Intereſſe der Osmanen wahrnimmt, wo es nur immer angeht.

Dieſes auffallende Benehmen zu vertheidigen, werden folgende Gründe angenommen:

Man glaubt den Türken noch immer Dank ſchuldig zu ſein, weil ſie Oeſtreich nicht bedrohten, als daſſelbe in den Jahren 1805 und 1809 in unſelige anderwärtige Kämpfe verwickelt war.

Man fürchtet hier bei weitem mehr das Annähern und Ausbreiten der Ruſſen auf einer gewiſſen Stelle, als jeden andern politiſchen Unfall.

Man meint ſchon deshalb die gerechte Sache der Neugriechen nicht billigen zu dürfen, weil dem öſtreichiſchen Scepter ſelbſt Griechen unterworfen ſind. Wie? frägt das wiener Publikum einſeitig genug, hieße die Sache der türkiſchen Griechen unterſtützen, nicht zu gleicher Zeit ſelbſt eigene Unterthanen zum Aufruhr reizen?

Endlich widerſetzen ſich einflußreiche Feldherren und Staatsmänner ſchon ganz ernſthaft jeder hoſtilen Geſinnung gegen die Türken aus dem Grunde, weil die meiſten der Herren großen Reſpekt vor den Herren der Pforte und deren überwiegender Kriegskunſt hegen, auch die Unterſtützung der Britten viel höher anſchlagen, als ſie es verdient. Ich hörte ſelbſt ſolche Herren ungefähr folgendermaßen raiſonniren: „Die Türken (ſelbſt vereint mit Rußland, und die Einwirkung der Hateriſten nicht zu vergeſſen) aus Europa zu jagen, bleibt weiter nichts als eine unausführbare Chimäre; wir haben ja lange genug mit den Osmanen gekriegt, wir müſſen das beſſer verſtehen; der Verluſt einer Armee und ungeheurer Summen waren ſtets die Reſultate ſolcher Kriege, und die Sultane herrſchten in Stambul nach wie vor.“

Man erlaube mir dieſe Raiſonnements der Reihe nach zu würdigen.

Im Jahre 1805 ſaß Selim III. noch auf dem Throne der Muſelmanen; jeder gebildete Leſer weiß, zu welchem hohen Grade dazumal ſchon in den türkiſchen Staaten die Anarchie gelangt war, ſelbſt die kleinſten Paſchas kündigten, einer nach dem andern, dem Sultan den Gehorſam auf und thaten, was ſie mochten, indeſſen die Kriege mit Ruſſen und Britten die intenſive Kraft des Reiches ohnehin ſchon ungemein geſchwächt hatten.

Durfte aber Oeſtreich unter ſolchen Verhältniſſen ſchon im obigen Jahre von Seiten der Pforte durchaus nichts befürchten, ſo war dieſes noch weniger im Jahre 1809 der Fall. Stambul hatte in kaum mehr als einem Jahre (vom 29ſten Mai 1807 bis 28ſten Juli 1808) drei Sultane — Selim III., Muſtapha IV. und endlich Mahmud II. — geſehen; noch wankte der Scepter in des letztern Hand, mit Mühe ging er geborgen aus einer Revolution hervor, die ſeinem kühnen Freunde, dem hochherzigen Muſtapha Bairaktar, das Leben gekoſtet hatte, und der neue Sultan hatte wahrlich genug zu thun, die Ruhe im Innern ſeines Staates zu befeſtigen; wie hätte er an einen neuen Eroberungskrieg, an einen Einfall ins Land des feindlich geſinnten nächſten Nachbars denken können und mögen? —

Welche Verpflichtungen gegen die Türken legten demnach jene Momente dem öſtreichiſchen Kabinette auf, einem Kabinette, das übertriebener und ängſtlicher politiſcher Gewiſſenhaftigkeit halber gerade nie verrufen war?

Eine gegründetere Beſorgniß bleibt das mit Recht ſehr zu befürchtende Umſichgreifen der Ruſſen auf einem gewiſſen Punkte; allein daß jene ſyſtematiſche Indolenz des öſtreichiſchen Kabinets jenes Uebel noch eher müſſe fördern helfen, liegt ſo nahe und klar am Tage, daß man es für vergebliche Mühe halten würde, hier noch Beweiſe zu führen. Und wie — man frägt jeden Unbefangenen, der ſeiner fünf Sinne mächtig — wie könnte es wohl öſtreichiſcher Botmäßigkeit unterworfene Griechen zum Aufſtand reizen, wenn ihr Monarch den bedrängten Landsleuten im Oriente zu Hülfe eilte? — die öſtreichiſchen Griechen ſind ja nicht, wie dort ihre unglücklichen Brüder, unterdrückte Sklaven, ſie genießen ja gleiche Unterthansrechte mit den übrigen Glaubensgenoſſen, und gerade wenn ihnen ein höherer und älterer ſchöner Nationalſinn beiwohnt, ſo würde das zu wünſchende Ereigniß das Band feſter ziehen, welches ſie an einen gütigen, gerechten und toleranten Landesherrn bindet.

Was nun aber die allerletzte Hauptbedenklichkeit betrifft, ſo werde ich, weil ich ſie wichtig achte, hiermit eine eigene wohl durchdachte kriegskünſtleriſche Abhandlung abdrucken laſſen, welche dem Verſtändigen ſich im gegenwärtigen Augenblicke nothwendigerweiſe als intereſſant darſtellen muß, und von der ich hoffen kann, daß kein ächter Kenner ſie als nutzloſe Hypotheſenjagd überſehen wird.

Taktiſch-ſtrategiſcher Beweis, daß ein von den Oeſtreichern und Ruſſen gemeinſchaftlich geführter ernſter Krieg nothwendigerweiſe das Ende des Reiches der Osmanen herbeiführen müſſe; in Form eines Operationsplanes dargeſtellt.

Der k. k. öſtreichiſche Generaliſſimus, der hochberühmte Fürſt Raimund Montecuculi — geb. 1608 zu Modena, geſtorb. zu Linz 1681 — führt in ſeinen unſchätzbaren beſondern und geheimen Kriegsnachrichten mehrere alte Autoren an, welche über die Vertreibung der Türken aus Europa mit Umſicht geſchrieben haben. Da ich mit Recht vorausſetzen darf, daß die intereſſanten militäriſchen Memoiren des F. Montecuculi (welche ſo viele unſerer Zeit weit übertreffen) keinem jener Leſer, für welche der folgende Aufſatz entworfen iſt, unbekannt geblieben ſein können, ſo rücke ich ohne Weiteres meinem eigentlichen Ziele näher.

Merkwürdig erſcheint in der einmal in Anregung gebrachten Angelegenheit Montecuculis eigene Ueberzeugung, welche wir als Vorderſatz vorzüglich zu berückſichtigen erſuchen. Der Fürſt erklärte nämlich:

„Gleichwie die einfachſten Mittel gewöhnlich die beſten und der Verwirrung am wenigſten unterworfen ſind, alſo iſt der Kaiſer, wenn ihm nur Polen zu Lande und Italien zu Waſſer beiſteht, allein (!!) ſtark genug, den Türken mit Krieg zu überziehen, ohne daß das Reich dabei etwas zu thun von nöthen hat, als die kaiſerlichen Länder von hinten zu in Sicherheit zu ſetzen.“

Ich bin kühn genug zu behaupten, und hoffe es auch genügend zu erweiſen, daß der in dieſer Hinſicht von Montecuculi vor 200 Jahren entworfene Plan, mit Modifikationen, welche das ſpätere Zeitalter bedingt, auch jetzt noch der vernünftigſte und ausführbarſte bleibe.

Bei einer Vertreibung der Türken aus Europa käme es allerdings Oeſtreich zu, die wichtigſte Rolle zu ſpielen und die größten Anſtrengungen zu machen. An die Stelle Polens tritt Rußland mit einem großen Theile ſeiner Macht; dasjenige, was M. unter dem Reiche verſtand, wäre Baiern. Jetzt im Beſitze eines großen Theiles von Italien, könnte ſich Oeſtreich von dorther ſelbſt zu Waſſer beiſtehen, in ſofern dieſes ſeine freilich nicht ſehr bedeutende Marine möglich machte.

Montecuculi hat viel über die Art geſchrieben, in welcher ein ſolcher Offenſivkrieg gegen die Pforte in jeder Hinſicht am zweckmäßigſten geführt werden könnte. Seine ſämmtlichen Sätze verrathen den ausgelernten Meiſter, aber ſeit M. ſchrieb, haben ſich die politiſchen Verhältniſſe und geographiſchen Grenzen der Staaten, von denen hier die Rede iſt, zu ſehr verändert, die Kriegskunſt hat zu mächtige Fortſchritte gemacht, als daß Montecuculis Operationsplan in allen ſeinen Theilen jetzt noch mit Erfolg angewendet werden könnte; nichts deſtoweniger bin ich feſt überzeugt, daß ein neu zu entwerfender Operationsplan nur dann gut und zweckmäßig ausfallen könnte, wenn er im Geiſte jenes unſterblichen Feldherrn ausgearbeitet wäre. Ich werde es verſuchen, einen ſolchen Gigantenplan — zu ſkizziren, indem ich aber unaufhörlich des großen Raimunds Genius zu verfolgen mich beſtreben werde.

Fürſt M. war der Meinung, man müſſe ſich zu jedem Kriege, beſonders aber zu einem mit der Pforte, lange zuvor rüſten; nun iſt es zwar freilich wahr, daß Philipp v. Macedonien ſeinen Krieg gegen die Perſer zwei Jahre lang vorbereitet, daß in neuern Zeiten Heinrich IV., Ludwig XIV. und andere große Fürſten und Feldherren, viele Zeit raubende Anſtalten ihren Kriegen vorangehen ließen; allein hätten dieſe Herren im neunzehnten Jahrhundert gelebt, ſie würden anders gehandelt, und M., als unſer Zeitgenoſſe, anders geſchrieben haben.

Waren lange Rüſtungen einſt hohe Weisheit, ſo ſind ſie dagegen nun größtentheils — reine Thorheit. Nach den Grundſätzen der heutigen Kriegskunſt müſſen Rüſtung und Aufbruch einander unmittelbar die Hand reichen, und ſie können es auch nach der Organiſation der ſtehenden Heere unſerer Zeit und nach Einführung des militäriſchen Simplifikationsſyſtems in den Bedürfniſſen der Heere.

Gerade ein halb wildes Volk, wie die Türken, müßte ſo ſchnell von allen Seiten angegriffen werden, als nur möglich.

Was die Rüſtungen ſelbſt betrifft, ſo wäre unſerer Meinung nach eine ungewöhnlich ſtarke Artillerie-Armee zu empfehlen, da, nach der neueſten und erprobteſten Art Krieg zu führen, gerade dieſe Waffengattung es iſt, welche am wirkſamſten entſcheidet, und einem Volke um ſo fürchterlicher ſein muß, welches gerade in dieſem Theile der Kriegskunſt gegen die civiliſirten Europäer noch am weiteſten zurück iſt.

Bekanntlich iſt des Türken gefürchtetſte Waffengattung ſeine Reiterei. M. widerrathet mit Recht, gegen dieſe Reiterei *wenig leichte Kavallerie* aufzuſtellen, und empfiehlt vorzugsweiſe den Gebrauch Kroatiſcher und Ungariſcher Regimenter, welche die Ordre erhalten müßten: *den fliehenden Feind zu verfolgen und vor dem angreifenden Feind zu fliehen.* Wie ſonderbar dieſes auch lauten mag, ſchon *Ambiorix* erprobte die Zweckmäßigkeit einer ſolchen Maaßregel gegen eine an Gewandtheit und Stärke überlegene Reiterei, und *Wallenſtein* ahmte dieſe Taktik viele Jahrhunderte ſpäter noch mit Frucht nach.

M. behauptet: „Unter allem Gewehre, deſſen man ſich zu Pferde bedient, iſt die *Lanze* das beſte, ſie muß aber ſtark und wohlbeſchlagen, und der Lanzier ſtark und ganz (wenigſtens Bruſt und Rücken bemerken wir) geharniſcht ſein, dabei gute Pferde und einen ebnen, feſten und wegſamen Grund haben.

Verhält ſich alles auf dieſe Art, ſo theilt man denſelben in kleine Schwadronen, worauf ſie denn im Galopp auf den Feind losgehen, und einen Weg eröffnen, wodurch die eigentliche ſchwere Reiterei, welche jenen im Trabe nachfolgt, alsdann ebenfalls eindringen und ein großes Gemetzel anrichten kann. Wenn hingegen die Lanze die bemerkten Eigenſchaften nicht hat, oder der Mann, das Pferd und der Boden nicht alſo beſchaffen, wie angegeben, und mithin der Heftigkeit des Anrennens und des Angriffes nicht förderlich ſind, ſo iſt die Lanze zu nichts nütze. Angeſehen, ſich der Feind, wenn er ſie anrücken ſieht, alſofort öffnet, und der Spitze des Angriffes aus dem Wege weicht, darauf aber die Lanzenreiter umzingelt, und ſolche niederhaut, wie es der Schwedenkönig Guſtaph Adolph in den letztern Kriegen wider die Polen machte; die ſchweren Unkoſten, die man auf die Lanze wenden muß, und daß man ſolche, außer einer ordentlichen Feldſchlacht, wenig gebrauchen kann, haben die Veranlaſſung gegeben, daß man dieſelbe bei unſern Armeen beinahe ganz und gar hat fahren laſſen. Die Polen hingegen bedienen ſich derſelben noch beſtändig; allein ſie theilen ſolche, bei einem Treffen in kleine Haufen von 25 oder 30 Pferden. Wer nun alſo deren ungefähr 1000 hätte, müßte 30 oder 40 kleine Schwadronen daraus machen, und wenn dieſe mit Nachdruck angeführt, und durch die Küraſſiere ſecundirt würden, ſo könnten ſie ſehr viel ausrichten.“

Die Maaßregeln, welche M. hier gegen die ſo ſehr gefürchtete türkiſche Reiterei in Anregung gebracht hat, ſo wie der Gebrauch der Lanze nach ſeiner Angabe, vertragen ſich nach unſerer Anſicht ganz mit der heutigen kunſtreichen Art Krieg zu führen. Ein großer Uebelſtand unſerer neuern Kriegskunſt iſt es gewiß, daß ſie ihre Lanzenreiter lediglich als leichte Kavallerie bewaffnet, betrachtet und nützt; denn wie wir gerade mit Montecuculis Worten dargethan haben, ſo iſt ſie als ſolche in der That eine ſehr unzuverläſſige und unzweckmäßige Waffengattung, denn, um unſern Satz anzufechten, wird uns hoffentlich kein gelehrter und erfahrener Militär die Koſaken nennen wollen.

Man las einmal in öffentlichen Blättern, daß bei der baierſchen Armee, auf Anrathen des Feldmarſchalls Fürſt Wrede, ein Theil der Küraſſiere ſchwere durchaus beſchlagene Lanzen erhalten ſollten; es ſcheint alſo, daß dieſer kluge Feldherr, der es bewieſen hat, wie ſehr vertraut er mit der neueſten Art Krieg zu führen iſt, überzeugt ſein muß, daß die Montecculi'ſche Lanze auch in unſerer Zeit eine furchtbare und zweckmäßige Waffe ſein könne.

Nach Vorausſchickung dieſer beiläufigen Notizen will ich mich nun an die Skizzirung eines Operationsplanes gegen die Türken wagen.

Eigentlich zwar müßte Oeſtreich ſich in der Verfaſſung befinden, mit einer Flotte aus dem Adriatiſchen Meere auslaufen, um zuerſt der Türkei auch zu Waſſer den Krieg machen zu können; hiervon aber will man hier ſogleich gänzlich Umgang nehmen, denn einmal hat Oeſtreich bis jetzt keine Seemacht von Belang, und mit einer kleinen Kriegsflotte, ohne geübte Seeſoldaten und Matroſen wäre hier nicht zu beginnen. Ferner bleibt es in der Kriegskunſt, je größer und wichtiger das Objekt iſt, welches wir bekriegen, ein um ſo unverzeihlicher und folgenreicherer Fehler, wenn wir unſere Kräfte zu ſehr vereinzelnen, was bei doppelten Ausrüſtungen zu Land und zu Waſſer häufig genug geſchieht.

Ich lebe der feſten Ueberzeugung, daß Conſtantinopel und ſomit die ganze Europäiſche Türkei fallen könnte, ohne zu Waſſer angegriffen zu werden. Die Geſchichte lehrt uns übrigens auch, daß Angriffe auf Conſtantinopel zu Waſſer ſelten, ja eigentlich nur einmal vollkommen gelangen.

Nach meinem Plane müßte die Türkei zu Lande von zwei Seiten zugleich, und zwar von Oeſtreich in der Fronte, von Rußland aber in der linken Flanke angegriffen werden.

Jede Macht müßte zwei Armeen, nämlich eine Operations- und dann eine ganz ungewöhnlich ſtarke Reſerve-Armee in's Feld ſtellen.

Die Baſis, von welcher aus Oeſtreich zu operiren hätte, wäre ſeine Grenze an der Türkei, ihrer ganzen Länge nach.

Der rechte Flügel dieſer Linie lehnte ſich an Dalmatien, der linke an die ruſſiſche Grenze.

Man ſpotte nicht zu früh über dieſe auffallende Extenſion; um mit Sicherheit und Nachdruck agiren zu können, wäre ſie nöthig, und die Herſtellung derſelben nicht aus dem Bereiche der Möglichkeit.

Die ungariſche Nation müßte in Maſſe aufſtehen, um ihre Grenzen zu decken; ſie könnte und würde dieſes thun; denn wenn der Hauptcoup gelänge, würde der ganze Krieg nicht lange dauern *).

Es müßten Maaßregeln getroffen werden, daß an der Grenze ſchnell Mannſchaften von

---

*) Alle gebildete Ungarn, mit welchen ich Gelegenheit hatte, mich zu unterhalten, fand ich für die Sache der Neugriechen eingenommen, wie denn der feurige, freiheitsliebende Ungar überhaupt ſich leicht für Großartiges entzündet. Mehrere, welche das Terrain genau kannten, fanden meine Ideen durchaus mit den Rückſichten, welche daſſelbe bedingt, vereinbar.

einem Orte zum andern, wo es die Noth erforderte, auf Wagen zugefahren würden.

Vielleicht wäre die Errichtung einer fahrenden Infanterie, in der Art, wie ſie die Engländer an ihren Küſten errichteten, als ſie franzöſiſche Landungen befürchteten, ſehr zweckmäßig.

Belgrad wäre der Hauptwaffenplatz der öſtreichiſchen Armee und der Punkt, von welchem aus, wenigſtens zu Anfange des Feldzuges, alle ihre Hauptoperationen geleitet werden müßten.

Reichhaltige Magazine *) und Waffenplätze wären ferner anzulegen in Rackersburg, Fünfkirchen, Temeswar, Peterwardein, Carlsburg, Klauſenburg und an mehrern andern hierzu geſchickten Orten.

Bender wäre der Hauptwaffenplatz der Ruſſen, Iſmail aber der Punkt, von dem

---

*) Im Geiſte der neuern Kriegsſyſteme, ohne im Rücken Magazine zu haben, hier operiren zu wollen, würde den alliirten Mächten ſicher Verderben bereiten.

aus ſie ihre Operationen im Allgemeinen zuerſt zu leiten hätten.

Der rechte Flügel der ruſſiſchen Hauptſtellung müßte ungefähr in der Gegend von Schernowetz ſeine Kommunikation mit dem linken Flügel der öſtreichiſchen Armee herſtellen, der linke Flügel der Ruſſen aber an das ſchwarze Meer ſich lehnen.

Widdin wäre das erſte Objekt, nach welchem man, ſowohl von der öſtreichiſchen als ruſſiſchen Grundlinie aus, zu ſtreben hätte, Conſtantinopel ſelbſt aber das zweite. Montecuculi ſagte:

„Den Krieg gegen die Türken könnte man an keinem Orte vortheilhafter, als längs der Donau führen. Man kann nämlich die Maſchinen, Artillerie, den Proviant und den Kriegsvorrath da leicht zu Waſſer hinunter ſchaffen. Auch iſt es eine allgemeine Regel, daß man ſich der Flüſſe, und beſonders der großen, bemeiſtern ſoll. Dadurch bedeckt man die Erblande, man vollſtreckt die Anſchläge, und mit einer guten Kommunikations-Linie von einem Ort zu dem andern und ohne etwas zu überhüpfen, iſt man im Stande, ſich der Galeeren und Barquen, welche die Kriegsverrichtungen zu Waſſer befördern, mit beſonderm Nutzen zu bedienen; vermittelſt der Brücken, Fahrzeuge, platten Schiffe und Floſſe kann man nach eigenem Gefallen, auf einer oder der andern Seite des Fluſſes ſtehen. Dieſes iſt zu der Armee Sicherheit ſehr gut, damit man deſto mehr Fütterung haben, und um ſo viel beſſer im Stande ſein möge, die Anſchläge nach Belieben zu erwählen. Der Krieg kann auf ſolche Art überhaupt mit wenigern Koſten geführt werden.

Die Saw und die Draw fließen ebenfalls gegen Morgen, und daher iſt uns das Waſſer zur Zufuhr der benöthigten Sachen beförderlich, dem Türken hingegen zuwider."

Alle dieſe Vortheile würde die öſtreichiſche Operationsarmee bei ihrem Vordringen aus ihrer Baſis längs der Donau nach Widdin hier genießen; allein dann freilich könnte nach meinem eigenthümlichen Operationsplane die Donau keinen fernern Vortheil gewähren, weil mein Plan, nach der Wegnahme Widdins und nach hergeſtellter Kommunikation mit der ruſſiſchen Operationsarmee, ein unbedingtes energiſches Vordringen auf dem geraden Wege nach Conſtantinopel über Sophia und Philippopolis bedingt.

Von nun ſtellt ſich uns Widdin als Hauptwaffenplatz der vereinigten Armeen, von dem aus alle Bewegungen geleitet, und mit welchem die ſorgfältigſte Kommunikation erhalten werden müßte, dar, ſo wie die Verbindung Widdins mit Belgrad mit einer zweckmäßigen Aengſtlichkeit erhalten werden müßte.

Mein Operationsplan theilt auch eine gewiſſe Art Analogität mit jenem, nach welchem Napoleon im Jahre 1812 in Rußland agirte. So wie jetzt Ungarn, bildete dort Polen die erſte Baſis; das erſte Objekt, auf welches man hinwirkte, war Smolensk, das zweite Moskwa. Man ſage, was man wolle, auch jener Operationsplan war an und für ſich vortrefflich, und hätte Napoleon nur jene bedeutenden Vorſichtsmaßregeln, welche

Montecuculi ſo angelegentlich empfiehlt, nicht gänzlich außer Acht gelaſſen, nie hätte ein rauher Winter ſeine Heere zerſtört. Auf Originalität indeß vermag der angeregte Napoleoniſche Operationsplan durchaus keinen Anſpruch zu machen; Karl XII. kriegte hundert Jahre früher ganz nach denſelben Grundſätzen, denn auch er ſchlug bei Smolensk Peters Schaaren, und als dieſer große Fürſt ihm den Frieden anbot, lautete die Antwort: „In Moskwa werde ich ihn diktiren!“

Wäre der zwölfte Karl ſeinem erſten Plane treu geblieben, und hätte er ſich nicht verleiten laſſen, zuerſt nach der Ukraine zu marſchiren, ſo wäre Peter der Große in eine mißliche Lage gerathen, und der Schwedenkönig weder bei Pultawa noch anderwärts in dieſem Feldzuge geſchlagen worden.

Was aber mein Operationsplan gegen die Osmanen vor jenem angeregten gegen Rußland zuvor hat, iſt der wichtige Umſtand, daß auf das erſte Objekt aus zwei verſchiedenen Grundlinien, nämlich aus der öſtreichiſchen und ruſſiſchen, in einem möglichſt ſtumpfen Winkel hingewirkt wird, während N. bekanntlich und zu ſeinem größten Nachtheile in einem ſpitzen Dreiecke operirte.

Nun iſt es Zeit, von der Art zu ſprechen, in welcher die ruſſiſche Operationsarmee wirken müßte.

Sie würde, wie ſchon oben bemerkt, von Iſmail aus in die Türkei eindringen, und immer die Ufer der Donau feſt haltend, ihren Marſch gegen Widdin hin fortſetzen. Da ſie gegen die Strömung des Fluſſes ſich bewegte, ſo gingen ihr freilich einige von den weſentlichſten Vortheilen verloren, welche Montecuculi ſehr richtig den Armeen verſpricht, welche ihre Bewegungen ſtromabwärts leiten; nichts deſtoweniger würde ſie ſich durch dieſe Art ihres Marſches ſehr begünſtigt ſehen.

Es verſteht ſich am Rande, daß ſowohl die ruſſiſche als auch die öſtreichiſche Operationsarmee — nothwendigerweiſe muß man es wiederholen — ſehr ſtark ſein müßte, weil ihre Tendenz bliebe — die Türken zu forciren.

Die feſten Plätze der Türken an der Donau müßten die Ruſſen im erſten Augenblick zu überrumpeln ſuchen; wenn aber dieſes nicht gelänge, ſolche ohne weiteres umgehen, da der Hauptzweck dieſer Operationsarmee ſtets wäre: raſch vorwärts zu dringen, und die Kommunikation mit der von Belgrad vordringenden öſtreichiſchen Operationsarmee zu gewinnen.

Nichts deſtoweniger müßte aber die ruſſiſche Armee die von Conſtantinopel andringenden Türken durch Scheinexpeditionen unaufhörlich zu trügen ſuchen, ſo daß der Feldherr der Osmanen ſtets über ſeines Feindes wahre Abſicht in Zweifel ſtände, und ſchwer zu einem feſten Entſchluſſe gelangen könnte, ob er ſeine Hauptmacht gegen Widdin den Oeſtreichern entgegen führen, oder aber das Vordringen der Ruſſen zu verhindern ſuchen ſollte.

Ein Meiſterſtück des ruſſiſchen Feldherrn wäre es, wenn er die Türken von ſich abzulenken, und ſie künſtlich zu disponiren verſtände, ſich gegen Widdin zu wenden; denn da das ruſſiſche Heer auf einer Diagonale marſchirt, ſo wären in dieſem Falle die Türken eo ipso überflügelt, könnten von den Oeſtreichern in der Fronte angegriffen, von den Ruſſen aber in die rechte Flanke genommen und im Rücken bedroht werden, und das erſte türkiſche Hauptheer müßte in dieſem Falle nothwendigerweiſe zu Grunde gehen. Von keinem menſchlichen Plane läßt ſich das Gelingen mit voller Beſtimmtheit behaupten, und es könnten demnach auch hier Umſtände eintreten, welche die Sache mächtig verändern dürften.

So könnte z. B. die öſtreichiſche Operationsarmee Widdin glücklich wegnehmen, ohne daß es den Ruſſen dagegen gelungen wäre, ſich mit jener vereinigt zu haben. In dieſem Falle möchte es am gerathenſten ſein, von öſtreichiſcher Seite den einmal feſtſtehenden Plan zu verfolgen, und geraden Weges nach Sophia vorzudringen; der ruſſiſche Feldherr aber müßte nun natürlicherweiſe ſeinen Marſchkolonnen und überhauptigen Operationen eine veränderte Direktion geben, und auf eine anderweitige Herſtellung der Kommunikation hinarbeiten.

So könnte nun Sophia ſelbſt der Punkt werden, in welchem man ſich bequem vereinigen könnte. Wenn z. B. die Ruſſen in der Gegend von Nikopoli ſich links von der Donau ab und gegen Sophia hinwendeten, ſo bildeten die Marſchdirektionen der Oeſtreicher von Widdin nach Sophia, und jene angegebene der Ruſſen von der Donau her wieder einen ſtumpfen Winkel.

Doch genug — einen ſublimen Operationsplan, in allen nöthigen Details ausgearbeitet, zu liefern, konnte hier unmöglich meine Abſicht bleiben; doch werden die kühnen wenigen Grundzüge vielleicht hinreichen, in manchem ſinnigen Leſer die Ueberzeugung zu beſtärken, daß die Verjagung der Türken aus Europa ohne Seemacht, dem vereinigten Oeſtreich und Rußland gelingen könnte und müßte.

Nachwort.

Bereits im Jahre 1818, als Niemand ahnete, welche hochwichtige Ereigniſſe in der allernächſten Zukunft die allgemeine Aufmerkſamkeit nach dem Orient lenken würden, hatte ich die vorſtehende kriegskünſtleriſche Skizze entworfen.

Nachdem ich im Jahre 1822 zu Wien zufällig die Bekanntſchaft eines ſehr geiſtreichen Mannes gemacht hatte, der in den jüngſten deutſchen Befreiungskriegen als ruſſiſcher Oberoffizier einer höhern Potenz — überwiegende Rückſichten müſſen mich abhalten, hier ſeinen Namen zu nennen — mit Auszeichnung gedient und ſich einen allgemeinen ehrenvollen Ruf erworben, kam ich auf den Einfall, jenem gewiß kompetenten Richter meine Arbeit vom Jahre 1818 vorzuzeigen. Der Aufſatz fand höhere Aufmerkſamkeit, als ich je zu hoffen gewagt hatte; der ehemalige ruſſiſche Führer gab mir ſinnige und bedeutende Fingerzeige, nach welchen ich meine kriegskünſtleriſche Skizze — umarbeitete, und der würdige Mann ſelbſt munterte mich auf, den Aufſatz in ſeiner neuen Geſtalt abdrucken zu laſſen. Ich verhehlte nicht, wie ich durchaus in Befolgung dieſes Rathes keinen eigentlichen Zweck erſchauen könne, allein der ehemals bedeutende Mann ſagte mir:

„Sie arbeiten ſchon dadurch allerdings auf einen hehren Zweck hin, indem Sie dazu beitragen, eine ausgemachte auf ſich ſelbſt daſtehende Wahrheit mehr anzuregen und zu verbreiten, denn gerade ſolche gemeinnützige Unternehmen beſtimmen die Anſichten der Nachwelt, und weiſen ihr den Standpunkt an, von welchem aus ſie das Handeln der Altvordern richtig zu würdigen wiſſen wird.“

Weit entfernt, meiner Arbeit einen ſolchen ausgezeichneten Werth zuzutrauen, und wirklich zu glauben, ſie könnte in irgend einer Zeit ſolche Reſultate motiviren, ſo glaubte ich doch, aus Achtung für den dringenden Rath meines vornehmen edlen Freundes, demſelben folgen und dieſes kleine Memoire der Preſſe übergeben zu müſſen; doch bitte ich kompetente Kunſtrichter noch einmal und dringend, es lediglich als Skizze würdigen zu wollen.

Wien.

Ein hiſtoriſch-phyſiognomiſch-topographiſch-ſtatiſtiſches Gemälde, als pas précipité ausgeführt.

Den eignen Weg mit Zuverſicht zu gehen,
Mit eignen, hellen Augen nur zu ſehen,
Dies führt allein erſprießlich uns zum Ziel!
Ein andres Streben bleibet — Kinderſpiel.

⁂

Beim Durchſtudiren aller über Wien vorhandenen Topographien u. dgl. drang ſich mir gleich anfangs eine ſeltſame, aber nichts deſtoweniger richtige Bemerkung auf: die Topographen weichen mit ihren Nachrichten über keine andere große deutſche Stadt, ſo auffallend von einander ab, als hinſichtlich Wiens, und ſelbſt ſein beſter Topograph irrt zuweilen eben ſo unbegreiflich, als die übrigen; einer ſtrebt den andern zu verbeſſern bis herab zum Verfaſſer der Notiz in unſerm gemeinnützigen Converſationslexikon, allein gänzliche Verläßlichkeit erreichte bisher Keiner, wovon ſich jeder ſinnige Reiſende, der die verſchiedenen Angaben an Ort und Stelle mit Fleiß und Ruhe vergleicht, bald genug ſelbſt überzeugen wird.

Topographie und Statiſtik ſind meine Lieblingsfächer, und ich pflege bei meinen Forſchungen einen neuen und eigenthümlichen, allein wie ich mir ſchmeichle, richtigen Weg zu verfolgen, und auch zu Wien blieb ich dem gewohnten Pfade treu.

Meiner Mühen Ausbeute war ein im Detail ausgearbeiteter Plan zu einer ganz neuen, vollſtändigen, nach einem andern Syſteme durchgeführten Topographie von Wien, welchen ich dem Herrn Wallishauſer, einem in der That ſehr wackern, kenntnißreichen und einſichtsvollen Buchhändler, vorlegte.

Herr W. billigte meinen Plan in allen ſeinen Theilen und munterte mich auf eine eben ſo freundſchaftliche als ſchmeichelhafte Weiſe auf, das Werk ſelbſt für ſeinen Verlag auszuarbeiten.

Wenn nun ſchon meine anderweitigen Verhältniſſe und literariſchen Verpflichtungen mir nicht erlaubten, in den gütigen Vorſchlag des Herrn W. einzugehen, ſo ſetzen mich nun doch jene Vorarbeiten in den Stand, dem ſolidern Theile meines Leſepublikums durch den Meiſter Fuchs, eine, wie ich hoffe, nicht unintereſſante hiſtoriſch-topographiſch-ſtatiſtiſche Skizze Wiens zu überreichen. Leid bleibt mir übrigens, daß Mangel an Raum und der urſprüngliche Plan des gegenwärtigen Werkes mich nothwendigerweiſe beſtimmen mußten, das zu entwerfende Gemälde als pas précipité auszuführen; lieber hätte ich mich bei dieſer Arbeit freilich einer gedehntern, aber mehr ſyſtematiſchen Form überlaſſen, wenn ich auch nur der wenigern Leſer Dank zu verdienen hätte hoffen dürfen.

* * *

Unſere neuern modernen Topographen pflegen jetzt immer mehr und mehr den geſchichtlichen Theil der zu würdigenden Objekte ungemein nachläſſig zu behandeln, und ihm höchſtens einen mangelhaften Anhang einzuräumen. Die Herren laſſen ſich hierfalls, nach meiner Ueberzeugung, von einer ſehr falſchen Anſicht leiten; denn wollen wir mit irgend Jemanden in Unterhaltung oder Geſchäftsverbindung treten, ſo bleibt es uns gleich angenehm als nützlich, zuerſt von den frühern Schickſalen und Verhältniſſen des Jemands unterrichtet zu ſein, daher ich am zweckmäßigſten mein Gemälde Wiens mit einem leiſen geſchichtlichen Umriſſe zu beginnen glauben kann.

Schon lange vorher, ehe Romas Legionen zum erſtenmale bis an die Ufer der Donau vorrückten, ſoll ſich an der Stelle Wiens eine wenn auch unbedeutende wendiſche Niederlaſſung befunden haben, welche die Eroberer Vindobona nannten.

Die Lage des Ortes erſchien den Römern in militäriſcher Hinſicht vortheilhaft, ſie ſetzten ſich demnach hier feſt, indem ſie ein ſogenanntes castrum stativum errichteten, welches eine Doppellegion zur Beſatzung erhielt.

Unter dem Kaiſer Gallienus überſchritten die Markomannen die Donau, und eroberten mit ganz Ober-Pannonien auch Vindobona, woraus ſie aber durch Kaiſer Probus bald wieder verdrängt wurden.

Im Laufe des fünften Jahrhunderts kam ganz Pannonien an einen gothiſchen Völkerſtamm, die Rugier, welche das ehemalige römiſche Caſtrum, mit dem nun ſchon eine Art Stadt verbunden geweſen zu ſein ſcheint, Faviana nannten, dieſe Benennung aber wandelte ſich, wahrſcheinlich der Kürze halber, bald in Viana oder Viena um, wovon allerdings das Wort Wien herſtammen mag.

Später fiel das Viena der Rügen den barbariſchen Hunnen in die Hände, welche erſt gegen das Ende des achten Jahrhunderts durch Karl den Großen verjagt wurden.

Jeder gebildete Leſer kennt ohnehin die Art und Weiſe, in welcher dieſer hochmerkwürdige Fürſt gegen eroberte Länder zu verfahren pflegte, und er blieb ſeinem Syſteme auch jetzt treu; das heutige Oeſtreich wurde eine Markgrafſchäft, die chriſtliche Religion wurde eifrig verbreitet, die möglichſte Kultur hergeſtellt.

Die Geſchichte nennt einen Leopold von Babenberg (Bamberg), der um das Jahr 985 als Markgraf mit erblicher Würde in Oeſtreich Statt hielt.

Nichts Erhebliches weiß Clio nun, in Betreff Wiens, zu melden, bis auf den Markgrafen Heinrich II., der 1141 erſt die Regierung antrat; allein ſchon bedeutender ſtellt ſich dieſe Periode dar. Der zweite Heinrich vergrößerte die Stadt, erbaute zum erſtenmale die Stephanskirche und eine Burg in Wien ſelbſt, (bisher hatten die Markgrafen zu Medling, und dann auf dem Kahlenberg reſidirt), und ſtiftete das Kloſter der Schotten; das Land ob der Enns wurde mit jenem unter der Enns vereinigt, und Heinrich hieß der erſte Herzog von Ober- und Niederöſtreich.

Noch mehr in Aufnahme kam Wien unter Herzog Leopold VII. (1198); es erhielt eine neue Burg, die Michaeliskirche, einen

Magiſtrat, dann förmliche Handels- und Stapelgerechtigkeit.

Dagegen fühlten Land und Stadt in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Greuel innerlichen Zwieſpalts; Herzog Friedrich II. regierte um dieſe Zeit. Gegen ihn bildete ſich ein förmlicher Aufruhr, das Land forderte vom Kaiſer Friedrich II. einen andern Regenten; dieſer willfahrte, erklärte Wien für eine Reichsſtadt und verfügte über den Herzog die Acht; allein dieſer wußte (1240) ſich ſeiner Provinzen und der Reſidenzſtadt mit Gewalt wieder zu bemächtigen.

Das Haus der Babenberger erloſch mit Herzog Friedrich, und nur Oeſtreich war offenes Reichslehen.

Jetzt ſuchte ſich der Pabſt (Innocenz IV.) eifrig in die Sache zu miſchen, allein alle ſeine ſeinen Intriguen ſcheiterten, und Oeſtreich blieb bis 1251 ein herrenloſes Land. Zwar wollten die Stände nun ſelbſt zur Wahl eines Regenten ſchreiten, allein durch Beſtechungen und Schmeicheleien gelang es dem König

Wenzel von Böhmen, ihnen ſeinen Sohn Ottokar als ſolchen aufzubringen.

Der hohe Rudolph von Habsburg ſah ſich inzwiſchen mit der deutſchen Kaiſerkrone geſchmückt, und ihm mußte Ottokar (1276) weichen. Rudolph belehnte ſeinen Sohn Albert I. mit dem Herzogthum Oeſtreich, und das Geſchlecht Habsburg glänzte von nun an auf dieſem Throne.

Auch gegen dieſen ihren neuen Regenten empörten ſich die Wiener wieder, allein ſie erlagen, und der erſte Albert nahm Gelegenheit hiervon, eine uneingeſchränktere Souveränität ſeiner Dynaſtie zu begründen.

Unter dem Herzoge und Kaiſer Friedrich III. empörten ſich die unruhigen Wiener zum drittenmale, allein auch dieſer Aufruhr blieb zwecklos, weil dem Kaiſer aus Böhmen ein Heer zu Hülfe geeilt war.

Im Jahre 1484 fiel Mathias Corvinus, Ungarns König, plötzlich in Oeſtreich ein, eroberte Land und Reſidenzſtadt, hauſte dort — als Sieger, ſtarb aber zu Wien bereits im Jahre 1490.

Friedrichs Sohn, Maximilian, der neu erwählte römiſche Kaiſer und rechtmäßige Prätendent des Herzogthums Oeſtreich, nahm den günſtigen Augenblick wahr, ſammelte ſchnell in Schwaben ein Heer und zog vor Wiens Mauern. Die Bürger öffneten ihm, nachdem die Ungarn geflohen wären, die Thore.

Maximilian war der erſte, welcher ſich den Titel: Erzherzog von Oeſtreich beilegte; er ſtarb 1519 und hinterließ das Herzogthum ſeinem Enkel Ferdinand, der aber erſt 1522 nach Wien kam und die dort unterbrochene Ordnung wieder herſtellte. Dieſem Ferdinand fiel auf eine rechtmäßige Weiſe und zwar durch Erbſchaft die Krone Ungarns (1526) anheim; allein ob er auch in der That zu Preßburg feierlichſt gekrönt worden war, ſo wählte nichts deſtoweniger ein Theil mißvergnügter Magnaten den Siebenbürgiſchen Fürſten Zapolya zum Könige, der, da er ſich ſelbſt zu ſchwach fühlte, dieſe Würde zu behaupten, ſich den Osmanen in die Arme warf.

Offene Ohren und thätige Hülfe konnte in Stambul dazumal mit Recht zu finden hoffen, wer gegen Oeſtreich klagte. Angeblich Zapolyas Rechte zu vertheidigen, fiel der furchtbare Soliman an der Spitze eines Heeres von 300,000 Köpfen in Ungarn ein; ohne große Mühe drang er raſch vorwärts, und bald genug ſahen Wiens Mauern den halben Mond.

Die Mittel, welche Ferdinanden zur Vertheidigung ſeiner Haupt- und Reſidenzſtadt zu Gebote ſtanden, waren in jeder Hinſicht ſehr beſchränkt; nichts deſtoweniger wurden alle Stürme der Belagerer muthig und glücklich abgeſchlagen und die Osmanen mußten unverrichteter Sache wieder abziehen.

Nach Ferdinands Tode wechſelten Max II., Rudolph II. und Mathias, ſämmtlich deutſche Kaiſer, auf dem öſtreichiſchen Throne, und ihnen folgte endlich der in der Geſchichte wohlbekannte Ferdinand II.

Die Leidenſchaftlichkeit, mit welcher dieſer letztere Regent in ſeinem Staate die Proteſtanten verfolgte, hätte Wien bald ein trauriges Loos bereitet.

Ein Heer proteſtantiſcher Böhmen, unter dem Grafen Mathias von Thurn, zog unter dem Vorwande, den unterdrückten Glaubensgenoſſen beizuſtehen, vor die Mauern der Stadt, worauf im Innern derſelben Aufruhr ausbrach. Die proteſtantiſchen Einwohner drangen ungeſtüm genug in die Gemächer Ferdinands, und dieſer ſah ſich hart bedrängt, als, wie ein deus ex machina, plötzlich 500 ſeiner Reiter, die ſich durch Liſt ſelbſt in die Stadt geſchwärzt hatten, auf dem Burgplatze erſchienen und laut ihre Trommeten ſchmettern ließen. Dieſer Zufall wandelte ſchnell die Lage der Dinge um; die Aufrührer mußten zu Kreuze kriechen, Mathias mit ſeinen Böhmen aber zog ab.

Im Jahre 1622, als bereits Leopold I. herrſchte, wurde die ſämmtliche Judenſchaft aus Wien verjagt, und das war gut! — Die Judenſtadt hieß von nun an Leopoldſtadt.

Eine furchtbare Peſt raffte im Jahre 1679 die Hälfte der Bevölkerung Wiens dahin, und in dieſelbe Zeit fällt der Aufſtand, welchen der berüchtigte Graf Töckely in Ungarn erregte. Wie einſt Zapolya, wußte auch Töckely das volle Intereſſe der Türken für ſeine Sache zu gewinnen, und ein zweites ungeheures Heer zog im Frühjahr 1683 durch Ungarn nach Wien, der Kaiſer und ein großer Theil der Einwohner flohen über Linz nach Paſſau.

Mit Wuth und Anſtrengung fingen die Muſelmanen die Belagerung der Kaiſerſtadt an; allein all' ihr Mühen ſcheiterte an der tapfern Beharrlichkeit der Beſatzung, mit der ſich die ganze wackere Bürgerſchaft verbunden hatte.

Eine zu bekannte geſchichtliche Thatſache bleibt die Art und Weiſe, in welcher der Herzog Karl von Lothringen, der brave polniſche König J. Sobiesky und dann die hochherzigen Churfürſten von Baiern und Sachſen vereint Wien am 12. September (1683) entſetzten, als daß man nöthig hätte, in einige Erörterung einzugehen.

Ihre erſte Straßenerleuchtung erhielt die Stadt 1688, und 1701 erſchien zum erſtenmal die Wiener Zeitung.

Im Jahre 1704 wurde um Wien die noch jetzt beſtehende ſogenannte Linie angelegt und eine öffentliche Bank errichtet.

Leopold I. ſtarb 1705, ihm folgte Joſeph I., welchem 1711 bereits Kaiſer Karl VI. ſuccedirte. 1713 raffte die Peſt abermals gegen 9000 Einwohner Wiens dahin, ſeit jener Zeit aber hat ſich keine Spur jenes gräulichen Uebels ferner im Oeſtreichiſchen gezeigt.

Papſt Innocenz XIII. erhob 1722 das Bisthum Wien zu einem Erzbisthume. Im Jahre 1740 ging Karl VI. mit Tode ab.

Der männliche Stamm des edlen Hauſes der Habsburger war erloſchen, und des verſtorbenen Kaiſers ältere Tochter, Maria Thereſia, vermählt mit Franz Stephan von Lothringen, gelangte zur Regierung. Zum erſtenmale ein Weib, und zugleich auf Oeſtreichs, Böheims und Ungarns Thronen! Der Umſtand war allerdings geeignet, die Eiferſucht und die nimmer ſchlafende Wuth, ſich zu vergrößern, welche damals vielen Staatsgewalten beiwohnte, mächtiglich aufzureizen; allerwärts erhoben ſich Prätendenten, welche dräuten, Thereſien ihre Kronen ſtreitig zu machen, und am gerechteſten mochten in Folge des Ferdinandſchen Teſtamentes die Anſprüche des Churfürſten von Baiern ſein. Doch genug! will der Topograph die hiſtoriſche Skizze einer Stadt liefern, ſo bleibt ihm nur verſtattet, die Regentengeſchichte des Landes inſofern zu berühren, als ſie bedeutend und unmittelbar in die ſeines Objektes eingreift, und ſo oft auch von dieſer Regel ſchon abgewichen worden ſein mag, ſo will man ſich keines ähnlichen Fehlers ſchuldig machen.

Eine franzöſiſch-baierſche Armee überfiel (1741) Oeſtreich und nahm Linz weg; Wien zitterte, ſtatt einer osmaniſchen nun eine chriſtliche Armee vor ſeinen Mauern zu ſehen, und dieſelben Fahnen, welche ihm 58 Jahre früher Schutz und Rettung gebracht hatten, dräuten ihm nun Verderben, doch —

der Muth und die Weisheit eines reifen Mannes wohnten der jungen Königin bei, die Gefahr ging vorüber.

Von den vielen wiſſenſchaftlichen Anſtalten Wiens, welche ihr Daſein oder wenigſtens ihre Verbeſſerung und Erweiterung M. Thereſien verdanken, wird anderwärts die Rede ſein, indeß zog unter ihrer Regierung (1752) ſtatt der ehemaligen phyſiſchen nun eine moraliſche Peſt, nämlich das verderbliche Zahlenlotto in die Hauptſtadt und das ganze Land ein.

Thereſia ſtarb im Jahre 1780, und ihr Sohn und bisheriger Mitregent, Kaiſer Joſeph II, ergriff das mächtige Scepter; doch ihn wird ein eigener Aufſatz in dieſem Buche einigermaßen zu würdigen ſuchen.

Der zweite Joſeph ſegnete 1790 das Zeitliche, und ihm folgte Leopold II., ſein älteſter Bruder, in der Regierung, der aber nach Verlauf zweier Jahren ſchon ſtarb und des Staates Ruder in den Händen ſeines älteſten Prinzen, des nunmehr regierenden Kaiſers Franz I., zurückließ.

Meine ſinnigen Leſer alle ſind Zeitgenoſſen dieſes hochachtbaren, gerechten und geliebten Monarchen; ihnen die Drangſale, welche Wien unter deſſen Regierung im Laufe der neuern Kriegszeiten erlitt, wiederkäuen zu wollen, wäre zweckloſes Mühen; ganz Deutſchland war aber auch gerührter Zeuge von der väterlichen Milde und der Weisheit, durch welche der erhabene Franz Alles aufbot, die Wunden zu heilen, welche ein unſeliger, langwieriger Kampf ſeiner Hauptſtadt und ſeinen Staaten überhaupt geſchlagen hatte.

* * *

Wenn man nun damit anhebt, vorerſt von Wiens Phyſiognomie zu ſprechen, ehe man daran denkt, die verſprochenen topographiſchen und ſtatiſtiſchen Notizen zu liefern, ſo kann das Unternehmen doch gewiß nur ungemein befangene Leſer befremden; denn verbindet man richtig mit dem Begriffe: „Phyſiognomie“ das ganze Aeußere irgend eines Objektes, inſofern dieſes im Stande iſt, einen erſten und allgemeinen Eindruck, eine ſummariſche günſtige oder ungünſtige Meinung von dem in Rede ſtehenden Gegenſtande hervorzubringen, ſo bleiben frühere, ſinnige Schriftſteller keinesweges zu tadeln, wenn ſie an einzelnen Städten, ja wohl gar an ganzen Ländern ſelbſt, Phyſiognomie wahrnehmen wollten.

Ins rechte Licht und in den günſtigſten Standpunkt müſſen Kenner und Künſtler ſich verſetzen, wenn ſie die Phyſiognomie eines Objekts prüfen und treffend beurtheilen wollen, und hinſichtlich Wiens bleibt als vorzüglichſter Standpunkt der ſogenannte Kahlenberg zu empfehlen.

Die Kaiſerſtadt mit ihren unüberſehbaren Vorſtädten, Thürmen und Palläſten, allen, gewährt von hier aus in der That einen einzigen Anblick, deſſen Großartigkeit ungemein imponirt.

Wiens Lage, ſeine nähern und entferntern Umgebungen ſind idylliſch und romantiſch zugleich; es ſtellt ſich gleichſam in Mitte eines großen, anmuthigen und üppigen Gartens dar. Hohe Berge, welche das Thal umſchließen, lachende Thäler, die ſich zwiſchen den Bergrücken hinziehen, ſchattige Haine, welche allerwärts ſich wölben, jener deutſche, breite und majeſtätiſche Strom, der ſich zwiſchen Auen und blumigen Wieſen hinwindet, und viele liebliche Rebengelände, die ſich ſanft von den Höhen in die Thäler herabſenken, bilden die karakteriſtiſchen Theile des ganzen unbeſchreiblich reizenden Bildes.

Auf einer unbedeutenden Anhöhe am ſüdlichen Ufer der Donau breitet ſich Wien aus; es gleicht einigermaßen der Form eines Eies; die Länge beträgt, der allerneueſten Vermeſſung zufolge, gegen 3300 Klafter, die Breite aber 2700 Klafter, verſteht ſich mit Einſchluß der Vorſtädte.

Die Esplanade (Glacis) trennt die Stadt von den Vorſtädten; ſie bildet einen ſchönen mit Bäumen bepflanzten Wieſengrund, und wird nach allen Richtungen durch Fahr- und Fußwege beſchnitten.

Kaum 1400 Gebäude zählt die Stadt, die Vorſtädte dagegen nahe an 6000. In der Stadt zeichnen die Häuſer Dauerhaftigkeit und vier bis fünf Stockwerke aus, in den

Vorſtädten dagegen bemerkt man bloß zwei, höchſtens drei Stockwerke; die ehemaligen Schindeldächer ſind aber dort ſo ziemlich verſchwunden.

Die Zahl und Eintheilung der Vorſtädte wurde ſtets ſehr mangelhaft und willkürlich angegeben; man rechnet deren in der neueſten Zeit gewöhnlich 33., die Regierung aber ſoll nur 22 in den Liſten führen. Die Leopoldſtadt, die Joſephſtadt, Mariahülf, und die Wieden ſind die vorzüglichſten und bemerkungswertheſten unter den Vorſtädten.

Die Donau trennt ſich eine Stunde ober Wien in verſchiedene Arme, welche ſich aber unter der Kaiſerſtadt wieder vereinigen.

Mehrere Brücken verbinden die Stadt mit den Vorſtädten, unter denen ſich die neuerbaute, ehemals Schlagbrücke genannt, als die ſchönſte und bedeutendſte auszeichnet.

Wien hat aufgehört, eine Feſtung zu ſein, die dermaligen fortdauernden Demolirungen und Bauten verſprechen ihr ein gefälligeres Anſehen.

Zwölf Thore führen aus der Stadt, welche 110 Straßen und Gaſſen hat, elf andere, mit Polizeiwache beſetzte Pforten durchbrechen die ſogenannte Linie. Die Bauart der eigentlichen Stadt iſt höchſt unregelmäßig; beinahe alle Gaſſen ſind äußerſt eng, unbequem, finſter und winklig.

Nur acht größere öffentliche Plätze zeichnen die Stadt aus, der Raum des größten ſelbſt iſt beſchränkt.

Die Zahl der Einwohner in Wien und ſeinen Vorſtädten kann im gegenwärtigen Augenblicke mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit mit Allem und in Allem auf 278,000 angegeben werden.

Unter den Einwohnern bemerkt man vorzugsweiſe viele Ungarn, dann Pohlen, Raizen, Kroaten, Wallachen, Moldauer, Griechen, Türken und Fremde aus allen Ländern Europas, aus welcher richtigen Angabe man auf die Verſchiedenheit der Mundarten ſchließen mag, welche zu vernehmen in Wien ſich allerwärts Gelegenheit darbietet.

Sogenannte Luxuspferde werden in der Kaiſerſtadt ſehr viele gehalten, und die Hundeliebhaberei überſteigt alle Grenzen, obſchon man dieſelbe von Seiten der Polizei ſehr zu beſchränken ſucht; es befinden ſich nach einem ſehr glaubwürdigen Anſchlage jetzt nicht minder als 14,000 Hunde innerhalb der Linien.

Ein gerechtes Erſtaunen erwecken bei jedem Fremden, nach einer flüchtigen Ueberſicht, die Jahresliſten der zu Wien conſumirten Lebensmittel; ihre Zahl überſteigt bei weitem den verhältnißmäßigen Bedarf ähnlicher Bedürfniſſe in allen übrigen Städten deutſcher Länder, und man gelangt bald genug zu der feſten Ueberzeugung, daß der Bauch der hochverehrteſte Götze der Wiener ſein müſſe.

Aus ganz Ober- und Niederöſtreich, aus Ungarn, Böhmen, Mähren, Steyermark, Kärnthen, Tyrol, Salzburg, Friaul, Iſtrien, Venedig und Mailand werden regelmäßig Lebensmittel und Leckereien in Hülle und Fülle nach der Hauptſtadt geſchleppt, und doch kann man, allen Ernſtes, wiener Hausfrauen recht bitterlich klagen hören, daß nach einer halbſtündigen zufälligen Verſäumniß auf den Märkten nichts Ordentliches zu erlangen wäre.

Von der, ſelbſt in den neueſten Zeiten ſo oft und doch gerühmten Wohlfeilheit aller zum menſchlichen Leben gehörigen Bedürfniſſe finden ſich wenigſtens jetzt zu Wien nur geringe Spuren. Zur Zeit, als die ſogenannten Bankzettel bis auf 15 Procent herabgeſunken waren, mochten ſich diesfälſige Verhältniſſe dem Ausländer, welcher mit goldgefüllter Börſe nach der Kaiſerſtadt kam, freilich anders dargeſtellt haben; allein die nunmehrigen Einlöſungs- und Anticipationsſcheine erhalten ſich in dem einmal gewonnenen Kurſe, und man ſpeiſt in anſehnlichen und ſoliden Gaſthöfen im gegenwärtigen Augenblicke nicht wohlfeiler, als an einer Berliner oder Dresdener table d'hôte; eine anſtändige chambre garni nebſt Kabinet koſtet, ſelbſt in der Leopoldſtadt 50 - 60 fl. W. W., und ein moderner Rock von feinem Tuch, mit Seidenzeug gefüttert, kann unter 100 fl. W. W. nicht füglich angeſchafft werden.

Wiens Bevölkerung befindet ſich noch immer in Aufnahme, dagegen erſcheint auch ſeine Mortalität, ſelbſt verhältnißmäßig, ungemein bedeutender, als jene Leipzigs und jeder andern großen deutſchen Stadt.

Die Zahl der Verſtorbenen beträgt zu Wien täglich ſelten unter 12, häufig aber über 40.

Jene Eingeborenen, welche ungeregelte und unmäßige Lebensart, Exceſſe in der thieriſchen Liebe und das unſinnige Tanzen und Tollen nicht in des Lebens Frühlinge dahinraffen, unterliegen im Sommer ihres Daſeins Lungenkrankheiten, oder der Schwindſucht, Auszehrung und Gicht, Folgen eines ungeſunden Klimas, und der in den niedern Ständen allgemein herrſchenden Unreinlichkeit. Kinder ſterben äußerſt häufig, bevor ſie das erſte Lebensjahr zurückgelegt haben.

Wem es darum zu thun iſt, ſich von der Kaiſerſtadt ausführlichere topographiſche und ſtatiſtiſche Nachrichten zu verſchaffen, den verweiſen wir auf Johann Pezzls Beſchreibung der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien, unſtreitig unter den vorhandenen die beſte, von welcher eheſtens eine ſechſte Aufgabe erſcheinen wird.

Ich nahm hier größtentheils nur ſolche Notizen auf, welche von Herrn Pezzl ſehr bedeutend abweichen, allein ich habe deſſenungeachtet nicht zu erwarten, einer Unrichtigkeit überwieſen zu werden, und begnüge mich hiermit, nun der kaiſerlichen Burg, dann der merkwürdigſten Kirchen und Klöſter der Stadt und Vorſtädte in gedrängter Kürze zu erwähnen.

Die Hofburg iſt in ihren Hauptgrundmauern (vorzüglich und ganz gewiß wenigſtens der öſtliche Theil derſelben) noch dieſelbe, welche bereits der ſiebente Leopold gegen Ende des zwölften Jahrhunderts zu bauen anfing; ſeit jener Zeit erweiterten, verbeſſerten und pfuſchten mehrere Regenten an dem Gebäude, allein wie denn viele Köche immer den Brei zu verderben pflegen, ſo auch hier; man bemerkt an der heutigen kaiſerlichen Burg ſparſam einige einzelne architektoniſche Schönheiten, aber das Ganze entſtellen Unregelmäßigkeiten und der allerbarockſte Geſchmack; ſelbſt J. Pezzl, ein nicht immer unbeſtochener Lobredner ſeiner Vaterſtadt, ſchreibt von dieſer Burg: Sie ſei von außen allerdings nicht ſehr anſehnlich, und in dieſem Betrachte ſeien die Palläſte der meiſten (aller) übrigen europäiſchen Fürſten ſehenswürdiger.

Wahrlich die Erbauung einer neuen würdigen Kaiſerwohnung thäte in Wien ſehr noth; allein man hat bis jetzt dazu noch keine Anſtalten bemerkt.

Uebrigens bleibt noch zu bemerken, daß ſich in der Burg zwei eigene Kapellen befinden, wovon aber nur die eine zum gewöhnlichen öffentlichen Gottesdienſt gebraucht wird, welche die Hofpfarre bildet, und zur Winterszeit an Sonn- und Feiertagen Morgens um 11 Uhr vom Hofe ſelbſt mit großer Feierlichkeit beſucht wird.

Außerdem giebt es in der eigentlichen Stadt Wien — neunzehn, dem katholiſchen Kultus geweihte Kirchen, von welchen, außer der erwähnten Burgpfarre, noch ſieben andere Pfarren bilden.

Mönchsklöſter befinden ſich, mit Einſchluß der Liquorianer — ſieben, nur aber ein einziges Nonnenkloſter, nämlich das der Urſulinerinnen in der Stadt.

Die erwähnten 19 Kirchen werden folgendermaßen benennt: 1) zu St. Stephan (Pfarre). 2) Zu St. Peter (Pf.) 3) Bei den Schotten (Pf. und Kloſter). 4) Zu St. Michael (Pf. u. Klſt.) 5) Bei den Auguſtinern (Pf., Klſt. u. Hofkirche). 6) Bei den Kapuzinern (Klſt.) 7) Auf dem Hof (Pf.) 8) Bei den Dominicanern (Pf. u. Klſt.) 9) Univerſitätskirche. 10) Bei den Franciscanern (Klſt.) 11) Kirche der Italiener. 12) Zu St. Anna. 13) Kirche des Savoyiſchen adelig-weltlichen Damenſtiftes. 14) Bei St. Ruprecht. 15) Kirche des deutſchen Ordens. 16) Bei den Maltheſern. 17) Zu Maria Stiegen (Klſt. nun den P. Liquorianern eingeräumt). 18) Zu St. Salvator, und endlich 19) Kirche des Urſuliner-Nonnenkloſters.

Ohne einige nähere Erwähnung kann man folgende Tempel nicht füglich übergehen:

*) Die St. Stephans- iſt die Metropolitankirche Wiens — in der That ein ungemein großes, majeſtätiſches, altergraues Gebäude in rein gothiſchem Style aufgeführt, welches die ganze Stadt überragt; 18 freiſtehende große Säulen unterſtützen das Gewölbe. Feierlich ernſt und düſter iſt das Aeußere und Innere des Tempels, eine gewiſſe Großartigkeit iſt der herrſchende Karakter des Ganzen, welcher zumal bei dem erſten Anblick einen nicht gewöhnlichen Impuls auf den Fremden übt; beſonders bringt das Anſchauen der koloſſalen ſchwarzen Steinmaſſe im klaren Mondſcheine einen ganz eigenen Eindruck hervor.

Man zählt in der St. Stephanskirche acht und dreißig Altäre von Marmor mit einigen recht wackern Gemälden; vorzüglich bemerkenswerth in derſelben bleiben die Grabmale Kaiſer Friedrichs IV. und des berühmten Helden Eugen von Savoyen.

Seltſam, aber wahr bleibt es, daß in der Gruft der Stephanskirche alle verſtorbene Mitglieder des regierenden Hauſes förmlich ausgeweidet und zerſtückelt werden, weil drei Kirchen ein Recht auf einen Theil der kaiſerlichen Leiche haben: Die Hofkirche bekommt das Herz, St. Stephan die Eingeweide, und der Ueberreſte des Leichnams endlich dürfen ſich die Kapuciner bemächtigen.

Der Stephansthurm iſt 434 Fuß hoch und gewährt ebenfalls einen höchſt impoſanten Anblick; mehr als 700 Stufen führen zur Spitze; der Thurm neigt ſich ſichtbar nordwärts, doch ſoll, nach Ausſage der Bauverſtändigen, bis jetzt noch nicht Gefahr des Einſtürzens drohen.

II) Die Kirche zu St. Peter befindet ſich auf dem Platze gleichen Namens und bleibt erwähnungswerth, weil ſie in italiſchem Geſchmacke erbaut, und als Nachahmung der Peterskirche zu Rom der Bau als ſehr gelungen genannt zu werden verdient.

III) Der Tempel zu St. Michael iſt hinſichtlich ſeines Innern, einer der gefälligſten, freundlichſten und hellſten in der Kaiſerſtadt, und bewahrt einige brave Gemälde von Unterberger, Bock und Carl Carloni.

IV) Die Auguſtinerkirche verdankt ihre Celebrität vorzugsweiſe einem Denkmale von dem berühmten Canova, welches im Jahre 1805 der nun ſeit kurzem verſtorbene Herzog Albert von Sachſen-Teſchen ſeiner Gemahlin der Erzherzogin Chriſtine von Oeſtreich ſetzen ließ, und welchem mit vollem Recht und zwar allgemein ein Rang unter den erſten diesfalſigen in Europa vorhandenen Kunſtwerken angewieſen wird. Ich halte eine nähere Beſchreibung des berühmten Monumentes hier für zwecklos, weil man eine ſolche weitläufig genug in J. Pezzls Topographie und in mehrern andern Schriften findet; auch pflichte ich aus innerer Ueberzeugung ganz der Meinung eines früher reiſenden Philoſophen bei, der ſich alſo äußerte:

„Ueber den äſthetiſchen Werth eines ſolchen Kunſtwerkes abſprechen, das will ich den zahlloſen in der Welt umher reiſenden Narren überlaſſen, die ſich anmaßen, gefühlvollen Naturmenſchen vorſchreiben zu wollen, was ſchön ſei oder nicht. Nichts Einfältigeres kann ich mir denken, als die Beſchreibung eines

Kunſtwerkes zu leſen, was man nicht ſieht. Die Regeln in der Kunſt ſind für den Künſtler, ſein Produkt iſt für den Zuſchauer vorhanden. Jene Regeln bringen wahre Künſtler mit auf die Welt, und wer die entgegengeſetzten befolgt, wird ewig ein Copiſt bleiben.“

Manche Stunde vollbrachte ich zu Wien vor Canovas meiſterhafter Schöpfung, allein mit der tiefſten Indignation erfüllte mich ſtets der Umſtand, daß jenes herrliche Monument dermaßen mit Staub und s. v. Dreck bedeckt iſt, daß man die an den Olymp mahnenden zarten Formen bald gar nicht mehr zu unterſcheiden im Stande ſein wird; dieſe Nachläſſigkeit karakteriſirt Wien mit einem Zuge treffend genug.

Die unirten und nicht unirten Griechen haben in der eigentlichen Stadt Wien zwei beſondere Kirchen; die evangeliſch-lutheriſche und die reformirte Gemeinde Bethäuſer und die Juden endlich eine Synagoge.

In den Vorſtädten befinden ſich im Ganzen 16 größere Gotteshäuſer, die Kapellen nicht mit eingerechnet, von welchen allen aber nur der Kirche zu St. Karl, auf der Straße nach dem Rennweg, hier eine beſondere Auszeichnung werden kann.

Dieſer Tempel befindet ſich auf einem freien Platze, und iſt meines Erachtens, hinſichtlich der äußern ſowohl als der innern Bauart, der ſchönſte in Wien. K. Karl VI. ließ ihn nach dem Modell der Rotunda im Jahre 1713, nachdem die Peſt in der Reſidenzſtadt große Verheerungen angerichtet hatte, durch Fiſcher v. Erlach ex voto erbauen, daher auch die Inſchrift am Giebel des Gebäudes: „Vota mea reddam Domino in conspectu timentium eum." (Psal. XXI.)

Das Gotteshaus hat eine 15 Klafter hohe, 10 Kl. breite, von außen aber 38 Kl. hohe, mit Kupfer gedeckte Kuppel, das Hauptportal wird von 6 korinthiſchen Säulen unterſtützt; zu beiden Seiten ſind zwei vorſpringende doriſche Säulen angebracht, von 41 Fuß Höhe und 14 Fuß im Durchſchnitte; ſie ſind inwendig hohl und mit Wendeltreppen verſehen, welche bis zu den Kapitälern führen und vergoldete, aus Erz gegoſſene Adler tragen; dieſe Säulen ſcheinen übrigens in keinem Verhältniſſe zu dem Ganzen zu ſtehen.

Das Aeußere der Karlskirche mahnt lebhaft an eine türkiſche Moſchee, ſelbſt die Minarets werden durch die erwähnten Säulen erſetzt.

Die Gemälde im Innern ſind von Schuppen, Gran, Rothmayer, Ricci und Pellegri, auch befindet ſich in dieſer Kirche ein dem bekannten Dichter H. v. Collin geſetztes Denkmal.

Schließlich halte ich es für zweckmäßig, dem Leſer eine ſummariſche Ueberſicht der zu Wien ſich befindlichen, zum Theil ſehr ſehenswerthen Wohlthätigkeits-, Lehr- und Erziehungsanſtalten zu geben, dann der Sammlungen zum Behufe der Wiſſenſchaften und Kunſt zu erwähnen.

Als Wohlthätigkeitsanſtalten führt man hiermit auf:

1) Das Armeninſtitut, 2) die öſtreichiſche Sparkaſſe, 3) das Ver-

ſatzamt, 4) das Findelhaus, 5) das Waiſenhaus, 6) das Gebährhaus, 7) das Taubſtummeninſtitut, 8) das Blindeninſtitut, 9) das Inſtitut für arme Kinder, 10) das Bürgerſpital, 11) die Rettungsanſtalt für verunglückte Todtſcheinende, 12) das allgemeine Krankenhaus, 13) das Irrenhaus, 14) das Handlungs-, Kranken- und Verpflegungshaus, 15) das Verſorgungshaus für Unheilbare, 16) das Judenſpital und endlich 17) das Arreſtantenſpital.

Außer jenen Lehr- und Erziehungsanſtalten, von welchen anderwärts insbeſondere Meldung geſchehen wird, befinden ſich zu Wien noch folgende:

1) Das erzbiſchöfliche Seminarium, 2) das Inſtitut zur höhern Bildung der Weltprieſter, 3) das Convict, 4) das Kollegium der Pazmaniten, 5) das Löwenburgſche Kollegium, 6) das Mädchenpenſionat zur Bildung der Lehrerinnen, 7) Penſionat für Of-

fizierstöchter in Hernals und g) die Schule der Urſulinerinnen.

Unter den Sammlungen zum Behufe der Wiſſenſchaften und Kunſt gebührt den Bibliotheken der erſte Rang.

Ein in der That ſchönes und prachtvolles Gebäude am Joſephsplatze enthält die k. k. Hofbibliothek, allein intereſſanter noch als das Aeußere erſcheint das Innere dieſes Pallaſtes. Einen herrlichen und überraſchenden Anblick vorzüglich gewährt der große und herrliche Bücherſaal mit ſeinen Gallerien; er hat 240 Fuß in der Länge und 54 in der Breite, und bildet ein Oblong, in deſſen Mitte ſich eine ovale Kuppel befindet. Die Statüe K. Karl VI., der dieſes Gebäude aufführen ließ *), in Lebensgröße aus weißem carariſchen Marmor gebildet, und 12 andere Statüen der Regenten aus Habsbur-

---

*) Eigentlicher erſter Stifter der k. k. Hofbibliothek war Kaiſer Maximilian I., allein ſowohl unter ihm als auch unter ſeinen Nachfolgern: Rudolph II., Ferdinand III. und Leopold I. war die Celebrität des Inſtituts noch nicht ſehr bedeutend.

giſchem Stamme von Rudolpha, zieren den merkwürdigen Saal.

Marmor, Gold und Malereien ſind an dieſes Gemach aber nicht ohne Geſchmack verſchwendet.

Schon zu des zweiten Josephs Zeiten wurde die Zahl der Bände auf 300,000 angegeben, allein die k. k. Hofbibliothek hat ſeit jener Zeit reichlichen Zuwachs erhalten. Mehrere tauſend zum Theil ſehr merkwürdige Manuſcripte werden in zwei eignen Zimmern aufbewahrt, und auch gegen 800 mit ſeltenen Kupferſtichen gefüllte Bände ſind vorhanden. Zur Anſchaffung neuer koſtbarer Werke ſind jetzt für jedes Jahr 15,000 fl. klingende Münze beſtimmt. Die Bibliothek ſteht, außer Sonn- und Feſttagen, Vor- und Nachmittags dem gebildeten Publikum offen.

Wären überhaupt Bibliotheken hinreichend, Kenntniſſe und Humanität zu verbreiten und das hehre Reich des Wiſſens zu erweitern, wahrlich Wien ſtünde auf einer hohen Stufe geiſtiger Kultur; denn außer der großen Hofbibliothek giebt es noch eine Menge anderer, welche bedeutende Schätze enthalten, von welchen man hier bloß die der Univerſität, der Schotten, der Dominicaner, der Auguſtiner, dann die Büchersammlungen des Fürſten Johann v. Liechtenſtein (36,000 Bände ſtark) und des Fürſten Niklas Eſterhazy, ferner die der Grafen Teleky, Harrach, Appony und Fries berühren will.

Noch, und zwar zum gänzlichen Schluſſe gegenwärtiger Skizze, werde ich jetzt die vorzüglichſten anderweitigen Sammlungen zum Behufe der Wiſſenſchaften und Künſte aufführen; ſie werden genannt:

1) k. k. Naturalienkabinet, 2) Naturalienkabinet der Univerſität, 3) k. k. phyſikaliſch-mechaniſch-naturhiſtoriſch-aſtronomiſches Kabinet, 4) k. k. Kabinet der Antiken und Münzen, 5) k. k. Gemälde-Gallerie, 6) die Ambraſer Sammlung, 7) Fürſtlich Liechtenſteinſche Gemälde-Gallerie und Kupferſtichſammlung, 8) die Sammlung von Kupferſtichen und Zeich-

nungen des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen (im gegenwärtigen Augenblick durch Erbſchaft dem Erzherzog Karl anheim gefallen), 9) die Kunſtſammlungen des Fürſten Eſterhazy, und endlich 10) die k. k. privilegirte Kunſtgallerie bei'm Rothenthurm-Thore.

Die Charwoche.

Viele Reiſende haben über die zu Wien in der Thatſache intereſſante Feier des Frohnleichnams geſchrieben, allein nach meiner Meinung verdient die der heiligen Woche dieſer entgegengeſtellt zu werden.

Während dieſer ganzen Woche werden bereits gegen Abend in den verſchiedenen Kirchen die in der That ſchönen und rührenden Klaglieder Jeremiä [*] abgeſungen und die Gotteshäuſer bleiben nimmer leer, allein die eigentlich intereſſante Seite der Kirchenfeierlichkeiten zeigt ſich erſt am frühen Morgen des Char- oder ſtillen Freitags.

---

[*] Beſonders entzückte mich in der Kirche zu St. Karl auf der Straße am Rennwege, die reine Altſtimme eines jungen, reizenden Mädchens.

Wenn Chriſtus zu Grabe getragen, das heißt, wenn in den Tempeln das Venerabile in einer ſchwarz dekorirten, mit unzähligen Wachskerzen erleuchteten Kapelle, bei einem aufgeſchlagenen Castrum doloris beigeſetzt worden iſt, zeigt das ganze allgemeine Leben und Treiben in der Kaiſerſtadt einen ungewöhnlichen Karakter, eine veränderte Phyſiognomie.

Die Legio großer und kleiner Glocken, welche ſonſt unaufhörlich brummt, tönt und pimpert, iſt plötzlich in ein tiefes Schweigen verſunken; die Krieger ſchreiten ernſt und mit geſenkten Waffen; dumpf und klagend dürfen Trommeln und Trommeten nur ſchallen, Handel und Gewerbe ſtocken, in tiefer Trauer und viel ſtiller als ſonſt drängt ſich alles durch die Straßen nach den Gotteshäuſern hin, und nur die Schneider und Putzmacherinnen arbeiten zu

Hauſe im Schweiße ihres Angeſichts Tag und Nacht, denn zum nahen Oſterfeſt beſtellte Alt und Jung neuen Flitterſtaat.

Ein erhabener Typus, es läßt ſich fürwahr nicht leugnen, bezeichnet in dieſen letzten Tagen der heiligen Woche die Kirchenfeier. Würdig und dem Zwecke angemeſſen ſind die düſtern Todtenkapellen, vorzüglich die zu St. Stephan, dekorirt *). Ueber dem Sarkophage des Heilandes erhebt ſich ein einfaches, leeres, nur mit dem ſogenannten Schweißtuche drappirtes Kreuz, an deſſen Fuße Engel von gediegenem Silber, mit verhülltem Antlitze, knieen; aus dem Hintergrunde ſtralt die prachtvolle Monſtranz, magiſche Erleuchtung erhellt das Ganze, Weihrauchwolken wogen im engen Raume, und ſpenden narkotiſche Düfte; ein ehrwürdiger Prieſter kniet betend am Katafalk, die Gläubigen liegen an der Erde, in Andacht verſunken, tiefe feierliche Stille waltet, ſelbſt die frechſte Frivolität iſt

---

*) Nur in einigen wenigen Kirchen waren ſolche Dekorationen geſchmacklos überladen, und viel zu theatraliſch.

eingeſchüchtet, das Kniſtern der brennenden Wachskerzen allein bleibt vernehmbar.

Ich bemerkte unter der frommen Gemeinde viele zarte, holdſelige Geſtalten; ſchwarze Seide und Kreppe umfloſſen heute der Jungfrau reizende Formen, die armen Kinder ſahen blaß, beteten und weinten voll Inbrunſt, daß man wirklich in Verſuchung kam zu glauben, es ſei ihnen der eigentliche Geliebte der Seele vor wenigen Stunden erſt geſtorben.

Aus dem Gotteshauſe, zum heiligen Peter genannt, wurde Abends am Charfreitage eine junge, ſchöne Dame ohnmächtig weggetragen; ein ähnlicher Fall geſchah zu St. Michael. Ein alter, geborner Wiener ſagte mir: „Analoges paſſire in der Kaiſerſtadt während der heiligen Woche in jedem Jahre. Der Mann fügte bei: es gehen dem beſſern Theile des ſchönen Geſchlechtes an dieſem Tage Andacht und Trauer wirklich von Herzen; die Damen pflegen ſtreng — zu faſten, die Hitze und verdorbene Luft in den Kapellen tragen das ihrige bei; dieſes alles wirkt auf zarte Nerven, und das plötzliche Eintreten einer Ueblichkeit bleibt dann nichts mehr als natürlich.“

Ich geſtehe, ich hätte den Wienerinnen ein ſolches Gefühl für die Poeſie der Religion, und ſolche glutvolle Phantaſie in dieſer Sphäre nicht zugetraut.

In der Nacht vom Charfreitage auf den Sonnabend wird die St. Stephanskirche gar nicht verſchloſſen, das Venerabile bleibt ausgeſetzt und das heilige Grab wie am Tage erleuchtet. Ich beſuchte in Geſellſchaft einiger Bekannten, die ich in dem ſchönen Wagnerſchen Kaffeehauſe in der Leopoldſtadt traf, jenes Gotteshaus bereits nach Mitternacht.

Es herrſchte am hell erleuchteten Grabe noch höhere Andacht und feierlichere Stille, als am Tage, denn die tief erbaute und in Andacht verzückte Gemeinde — meiſtens aus Damen beſtehend — war weniger zahlreich.

Nie werde ich jene Nacht vergeſſen; blendend zwar war jene große Niſche, in welchem das heil. Grab ſich befand, erleuchtet, allein in dem weiten Raum des Tempels, in jenen hohen altgothiſchen Gängen waltete ein ſchauerliches Helldunkel, lange Schlagſchatten warfen die koloſſalen Säulen, und hier in der Geiſterſtunde zu wandeln, bringt einen Eindruck ganz eigener Art hervor. In den finſterſten Winkeln der Kirche — die wiener Polizei kennt ihr Publikum — ſtanden Wachen, um möglichen Unfug im Heiligthume zu verhüten.

Am Charſamſtage (Sonnabends) gegen Abend wird in ſämmtlichen bedeutendern Gotteshäuſern die ſogenannte Auferſtehung gefeiert, allein alle Kirchen ſind dermaßen von Menſchen erfüllt, daß es eine Aufgabe gelten kann, in dem erſtickenden Volksgedränge auszuhalten, eine Aufgabe, welche ich wenigſtens nicht zu löſen vermochte.

Nun ertönt aus Prieſters Munde das feierliche: „Chriſt iſt erſtanden!“ und dieſe Worte wandeln plötzlich die ganze Scene um, alle Glocken der Kaiſerſtadt erſchallen, das auf kurze Zeit unterbrochen geweſene geräuſchvolle Leben und Treiben kehrt ſchnell genug zurück:

es füllen ſich nach beendigtem Abendgottesdienſte die Wein- und Kaffeehäuſer voller als je, laut ſchäkernd und jubelnd durchziehen Freudendirnen die Straßen — *die Zeit der Faſten iſt vorüber.*

In den nun folgenden Oſterfeiertagen aber beginnt vollends ein *allgemeines Gaudium*; Alles prunkt in neuem oder aufgefriſchtem Putze, Gaſſen und Häuſer ſelber ſcheinen zu leben, *Zeiſelwagen* *) und *Fiackers* bedecken in unüberſehbaren Reihen die Landſtraßen, *Chriſti* Tod und Leiden nebſt den weiſen Lehren des Erlöſers ſind rein vergeſſen, wir ſaufen, freſſen, tanzen, tollen, h**en, — Alles im Uebermaße, und können es länger nicht verleugnen, daß *Epikur* allein der Gott iſt, dem wir eigentlich dienen.

---

*) Eine Art unſcheinbarer aber bedeckter Leiterwagen mit vielen Sitzen, welche für eine Kleinigkeit das Volk in *Wiens* Umgegend umherkutſchiren; eleganter und bequemer ſind die *Stellfuhren* (in Federn hängende Wagen), welche zu beſtimmten Stunden von *Wien* nach mehrern der beſuchteſten Dörfer in der Umgegend abfahren.

Luxus.

Ohne ihn bleibt groß-ſtädtiſches Treiben nicht denkbar, und zu Wien iſt er in allen ſeinen Verzweigungen, Früchten und Auswüchſen am erſten anzutreffen.

Von dem höchſten Luxus, der vorzugsweiſe auf glänzende Equipagen ſich beſchränkt, war bereits die Rede, doch ihm vermag des Publikums kleinſter Theil nur zu fröhnen, der größere aber beſchränkt ſich insbeſondere auf den Kleider- und Freß-, weniger aber auf den Meubelluxus.

Allerdings huldigt die öſtreichiſche Kaiſerſtadt den Launen der Modegöttinnen von London und Paris, von denen man hier unglaublich ſchnell unterrichtet wird, allein auch zu Wien ſelbſt hat die Dame manch

Tempelchen *) aufgeſchlagen, in welchem nicht ſelten die bizarrſten Opfer von eigener Erfindung gebracht werden, ſo wie ich z. B. während meines Aufenthalts zu Wien einige Elegants der tollſten Klaſſe Beinkleider tragen ſah, deren Latz in Quadratform ſo künſtlich ausgenähet war, daß er ganz und gar einem mit Drath durchflochtenen Kuckfenſterlein glich.

Die einmal angeregte Laune der Mode kann ſelbſt in Paris unmöglich ſchneller wechſeln, als zu Wien; wer heute noch von der Hut- bis zu der Fußſpitze ihren neueſten Geſetzen konform gekleidet erſcheint, darf ſich, wenn er anders den Ruf eines ächt modiſchen Zierbengels (hier Grabenſtutzer genannt) behaupten will, nach Verlauf von

---

*) Vor den bedeutendſten Kleiderhandlungen zu Wien kann man in großen gläſernen Kaſten Wachsfiguren in Lebensgröße bemerken, welche ſtets nach der allerneueſten Mode gekleidet werden; daß man unter einer Menge bereits fertiger Kleidungsſtücken auswählen kann, verſteht ſich am Rande.

längſtens vierzehn Tagen, in ſeinem neu-alten Koſtüme nicht mehr blicken laſſen.

Dieſe modiſchen Herren leben demzufolge in einem gar ſeltſamen Verhältniſſe; ſie bezahlen dieſem oder jenem en gros arbeitenden Kleidermacher eine gewiſſe kontraktmäßige Summe, wofür ſie von dem Manne, nach Umſtänden, alle acht oder vierzehn Tage mit funkelnagelneuer Garderobe verſehen werden, wogegen aber der Schneider alle übrigen vielleicht erſt eine Woche getragenen Kleidungsſtücke zurücknimmt; allenfallſige Flecken und Beſchädigungen müſſen noch insbeſondere vergütigt werden.

Mancher modiſche Ritter bezahlt ſeinem Schneider jährlich 3 bis 4000 fl. W. W., ohne daß der Elegant am letzten Tage des Jahres das eine oder andere Kleidungsſtück, welches er auf dem Leibe trägt, für ſein Eigenthum halten dürfte. Roués, welche mit den Zahlungsterminen nicht pünktlich einhalten, riskiren demnach, daß der Lieferant die Garderobe abholt, ohne dieſelbe durch eine andere zu erſetzen, und jenen Unglücklichen bleibt dann nur übrig, vorerſt das Bett zu hüten, und wenn auch dieſes nicht vorhanden, ſich im blanken Hemde auf den Ofen zu ſetzen, und von der düſtern Höhe hernieder beſſern Zeiten entgegen zu ſehen.

Subalterne Beamte ruiniren ſich durch dieſen übertriebenen Kleiderluxus nicht ſelten in einem hohen Grade, und oft hat ein ſolcher Mann für eine in Wien verlebte Olympiade, während der ganzen folgenden Lebenszeit, hart genug zu büßen.

Bedeutender noch, als der erwähnte, bleibt der Freßluxus, und er dehnt ſich bis zur niedrigſten Volksklaſſe aus.

Norddeutſche Handwerksleute erfreuen ſich ſelbſt an den höchſten Feſttagen nicht ſo eines reichlich beſetzten Tiſches, als der Wiener Schuſter, Schneider, Maurer, Seifenſieder, Taglöhner u. ſ. w. tagtäglich; wer Mittags nur in Hülle und Fülle Suppe, Fleiſch und Zugemüſe verzehrt, muß ungemein dürftig ſein, ſonſt folgt regelmäßig Braten und Salat.

Höchſt unglücklich würde ſich ſelbſt jeder Handwerksburſche fühlen, der ſich Abends mit kalter Koſt begnügen müßte; Suppe, Braten oder eine andere Speiſe müſſen als Souper aufgetiſcht werden.

Etwas weniger als am Eſſen hängt der Wiener am Trunke, doch gehören täglich wenigſtens vier Seitel Weines (ein Seitel beträgt beinahe um die Hälfte mehr als ein Viertel nach norddeutſchem Maaße) dazu, ihn auch hierin einigermaßen zufrieden zu ſtellen.

Starker Kaffee wird in großer Quantität konſumirt; dieſes Getränk und guter Rauchtaback gehören verhältnißmäßig zu Wien unter die koſtſpieligſten Bedürfniſſe; eine Taſſe Kaffee koſtet an öffentlichen Orten 18 Kr. W. W.

Der Bürgerſtand hält auf dauerhafte Meubels, giebt ſich aber in dieſem Punkte weniger einem unheilbringenden Luxus hin, als z. B. der Berliner. Wenigſtens wird man in Wien ungemein ſeltener als zu Berlin in den Wohnungen der Schuſter und Schneider, gebohnte Dielen, ſeidene Gardinen, Tiſche, Kommoden und Stühle von Mahagoni und glänzende Trümeaus finden.

Adel.

Den adligen Thaten
Sei adliger Stand,
Dann blühet das Land,
Dann reifen die Saaten.
So war es in guter in alter Zeit,
Als Adel erſtand; denn freilich heut
Giebts Adelfabriken, doch ſtempeln ſie ſchlecht,
Drum hält er nicht recht! —

G. A. Freiherr v. Maltitz.

* * *

Er theilt ſich zu Wien bekanntlich in den hohen und niedern oder ſogenannten leoniſchen ein.

Zu dem erſten gehören die ungariſchen, böhmiſchen und öſtreichiſchen Magnaten, dann der ehemalige hohe Reichsadel und alle alten ſogenannten ſtiftsfähigen Familien; die zweite

Klaſſe bilden die Ritter und Edlen des weiland heiligen römiſchen Reichs, deren es hier noch eine ſolche Menge giebt, daß die Donau aus ihren Ufern treten möchte, wenn man dieſes ganze papierene Ritter- und Edelthum über die Brücke werfen dürfte.

Von dem hohen Adel habe ich bereits Veranlaſſung genommen, hier und dort zu ſprechen; die ritterlichen und edlen dagegen ſind nicht ſelten Bettelfamilien, welche ſich durch albernen Hochmuth und ein fruchtloſes Streben, es dem hohen Adel gleich zu thun, in einem hohen Grade lächerlich machen.

Man hat viel über die Leichtigkeit geſprochen und geſchrieben, mit welcher Jedermann gegen Erlegung eines ganz mäßigen Sümmchens zu Wien den leoniſchen Adel erwerben könne. Ob dieſes früher der Fall war, will man hier nicht unterſuchen, allein ich fand Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß man jetzt mit Ertheilung des Adels in der öſtreichiſchen Kaiſerſtadt minder freigebig iſt, woran man ganz wohl thut!

Seit Beendigung des ſogenannten heiligen Befreiungskrieges ſtockt in **Teutonia** der Verkehr der öſtreichiſchen Adelfabrik einigermaßen nicht minder, als der deutſchen **Wollen-** und **Seidenzeugmanufakturen**; doch nur die letztern allein bleiben zu bedauern.

Genug — man fordert jetzt vom Inländer, wenn er ein ritterliches Wappen nachſucht, mit Recht, vorhergegangene Verdienſte um Kaiſer und Staat und den Ausweis eines ſolchen Vermögens, welches den neugebackenen Edelmann in den Stand ſetzt, ſich anſtändig auf der höhern Stufe der Geſellſchaft, welche er gewinnen will, zu behaupten, und der Ausländer wird jetzt auch, gegen alleinige Erlegung von 500 Gulden, ſchwerlich zu **Wien** ein Adelsdiplom erlangen, wenn nicht anderweitige Rückſichten die Regierung beſtimmen, dem Bittſteller zu willfahren.

Das ganze deutſche Adelthum in unſern Zeiten bietet dem Philoſophen Stoff genug — zu **lächeln**, ein **Cato** aber müßte wahrhaft ſein, wer über das alberne und hochmüthige Treiben des wiener niedern Adels, der nur gar zu häufig weder zu nagen noch zu beißen hat, nicht eine laute Lache erheben würde. Das Streben nach dem unbedeutenden und nichtsſagenden Wörtlein: von iſt allerwärts, aber nirgends wird es ſo oft uſurpirt, als hier; Schuſter, Schneider und Perückenmacher nennen ſich untereinander: Herr von, und ich rathe jedem Fremden, ſich daran ſchnell zu gewöhnen; denn die Wiener nehmen nichts übler, als wenn man ſie ſchlechtweg Herr Peter oder Paul nennt; ob auch ſchon kein Stückchen Papier ſie berechtigt, ſich von Paul oder von Peter zu unterſchreiben, ſo iſt es doch einmal hergebrachte Sitte, im Umgange Jeden zu adeln, und es läßt unter Anderm in der That nichts poſſierlicher, als wenn man einen Bierzapfler oder gewöhnlichen Gaſtwirth in ſeinem Jankerl (Jacke) und grünſammtnem Mützel Herr von nennen hört.

Man ſollte glauben, daß dasjenige aufhören würde, ein Vorzug zu gelten, was gleichſam aus Gewohnheit Jedem zu Theil wird, allein die Erfahrung macht zu Wien dieſen anderwärts gültigen Satz zu Schanden.

Bildſäule Joſephs II.

Puso Dios al Rey en medio del pueblo para dar egualdad é justicia à todos comunalmente, porque puedan vivir en paz.

Alonso X. el Sabio.

(Gott hat den König in die Mitte des Volks geſetzt, damit er Gleichheit und Gerechtigkeit Allen auf gemeinſame Weiſe ertheile, auf daß Alle in Frieden leben mögen).

* * *

Die Statue, welche der jetzt regierende Kaiſer dem unſterblichen Joſeph im Jahre 1805 ſetzen ließ, befindet ſich in Mitte eines ſchönen, freien mit Prachtgebäuden umgebenen Platzes unfern der kaiſerlichen Burg.

Der Monarch iſt in römiſchem Koſtüme, mit dem Lorbeerkranze auf dem Haupte, dargeſtellt, und hält mit der Linken die Zügel des Pferdes, indem er wie gebietend die Rechte erhebt. Statüe und Pferd ſind in Metall vom Profeſſor Zauner ausgeführt; die Figur des Kaiſers wäre ſtehend 13½ Fuß hoch, des Roſſes Höhe aber beträgt mehr als 2 Klafter und die Länge deſſelben iſt verhältnißmäßig. Das Piedeſtal iſt von ſchwarzgrauem Granit, und an der Vorderſeite deſſelben lieſt man folgende in der That ungemein ſinnige und paſſende Inſchrift:

„Josepho II. Aug. qui saluti publicae vixit non diu sed totus.“

Gerade während meines Aufenthaltes in Wien flüſterte man ſich in die Ohren, es würde dieſe Inſchrift abgenommen werden, weil die Worte: „saluti publicae“ allzu demagogiſch und jakobineriſch klängen (!) — in der That eine ächt liquorianiſche Anſicht!! — —

Zwei große ebenfalls aus Metall gegoſſene Basreliefs zeichnen die beiden Seiten des Fußgeſtelles aus, wovon eins den Ackerbau, das andere den Handel darſtellt, wie ſie von

Joſeph II. Schutz und Lohn erhalten; die Hauptfiguren ſind hier ſelbſt über 4 Fuß hoch, die Höhe des ganzen Denkmals aber beträgt etwas mehr als 5 Klafter.

An den vier Ecken ſtehen große Pilaſter, wie korinthiſche Saulen geformt, an welchen man ſechzehn kleinere metallene Basreliefs bemerkt, welche nach wirklich vorhandenen Münzen gearbeitet ſind, die auf die merkwürdigſten Regierungs- und Lebensmomente des unſterblichen Kaiſers geſchlagen wurden.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß der erſte Anblick des koloſſalen Monuments ungemein überraſcht, allein wenn wiener Schriftſteller das Kunſtwerk unter die erſten dieſer Art in Europa gezählt wiſſen wollen, ſo kann man nicht unbedingt einſtimmen. An der Statüe des Kaiſers wird große Aehnlichkeit mit dem Original gerühmt, das Pferd iſt in ſeinen Haupttheilen ſehr gelungen, und beſonders fleißig, ja vortrefflich ſind die Basreliefs gearbeitet; allein ſo ſitzt kein kühner Herrſcher, kein gewandter Reiter zu Pferde; dieſer Sitz mahnt unwillkürlich an jene Ladenburſche, welche dreimal im Jahre an hohen Feſttagen einen Spazierritt und zwar mit zagendem und klopfendem Herzen verſuchen.

Nichts deſtoweniger weilte ich manche Stunde, mit Ehrfurcht erfüllt, vor jenem Denkmale. Der zweite Joſeph war groß als Menſch und Kaiſer; zwar bleibt wahr, er war eigentlich zu ſehr ein Nachahmer ſeines unübertroffenen Zeitgenoſſen, Friedrichs des einzigen von Preußen, allein eine ſo ſinnige, den verſchiedenartigen Verhältniſſen entſprechende, allerwärts von eigenem klaren Verſtande und Scharfſinn zeugende Nachahmung, wie uns die Joſephiniſche erſcheint, verdient auf jeden Fall höhere Bewunderung als — korrupte Originalität.

Ich habe in Wien mehrere betagte, verſtändige Männer, ehemalige Zeitgenoſſen des großen Kaiſers, kennen zu lernen Gelegenheit gefunden, und verdanke dieſen Wackern manchen intereſſanten Aufſchluß über Joſephs Wirken und Streben. Wer unter jener Regierung ſchon lebte und dachte, ſpricht nicht anders als mit Begeiſterung von der kaiſerlichen Thereſia unvergeßlichem Sohne; allein wie in den neueſten Zeiten ſich im Brandenburgiſchen und Preußiſchen die auffallende Erſcheinung zeigte, daß des unſterblichen zweiten Friedrichs Streben von einzelnen Pſeudogenies verunglimpſt wurde: ſo kann man nun hinſichtlich des zweiten Joſephs etwas Aehnliches gewahren, ja es geht ſo weit, daß des letzten Lob zu verkünden, bei der Gegenwart eines Naderers nicht ganz rathſam bleibt, denn es giebt in Wien Schwachköpfe genug, die im Preiſen einer frühern Regierung einen indirekten Tadel der gegenwärtigen zu finden glauben; doch mögen die Thoren walten, Friedrich und Joſeph werden von ſpäten Nachkommen noch mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt werden, wenn jüngere Namen längſtens verdiente Vergeſſenheit verſchlungen hat.

Vier bedeutende Hauptziele waren es, welche Joſephs hehrem Genius ſtets vorſchwebten.

Er wollte 1) durch eine tief durchdachte

Hauptreform die Macht des Adels und der Kleriſei brechen, dieſe Stände dem alleinigen Intereſſe des Staates gewinnen, den Bürger und Bauer heben.

2) Alle verſchiedenartige Länder ſeines großen Reiches nach einer Form, nach gleichen Geſetzen beherrſchen; es ſollte nur eine Verfaſſung, nur eine Sprache geben. Die Kompetenz der Stände ſollte beſchränkt, die Geiſtlichkeit von der Theilnahme an der Regierung ausgeſchloſſen werden, eine kräftige Alleinherrſchaft dagegen dieſelbe Tendenz verfolgen, und endlich dieſelben Reſultate ins Daſein rufen, wie zu erreichen dem preußiſchen zweiten Friedrich gelungen war.

3) Das Erziehungsweſen ſollte verbeſſert, wahre Aufklärung befördert werden, und uneingeſchränkte Gewiſſensfreiheit walten; die aufgehäuften Schätze der geiſtlichen Müßiggänger aber ſollten dem zerrütteten Staats-Finanzweſen auf die Beine helfen; und endlich

4) Strebte Joſeph dem Staatenſyſteme Europens im Allgemeinen eine andere Richtung zu geben: Er wollte die Nieder-

lande fahren laſſen, und Baiern dagegen verſchlingen; der halbe Mond ſollte erbleichen, der kühne Doppeladler nach der Zinne der Sophienkirche Stambuls fliegen.

Die Idee, das alte, ſchöne Baiern mit ſeinen eigenen Erbſtaaten vereinigen zu wollen, war eines deutſchen Kaiſers unwürdig, alle andere Plane Joſephs erſcheinen hehr und erhaben; allein Dummheit, Aberglauben, beleidigter Ahnen- und Pfaffenſtolz, ja ſelbſt der Zufall traten in feſtem Bunde dem Streben des edelſten Fürſten dräuend entgegen, er kämpfte mit des ächten Helden Ausdauer, mußte aber am Ende dennoch unterliegen, — es bleibt das Loos des Großen hienieden! —

Dieſe Völker waren nicht reif und keines Joſephs werth.

Die heutigen Wiener ſeufzten zur Zeit der höchſten Noth vor jener Bildſäule oft genug: „O Sepperl, ſteig' halt herab und regiere!"

Unüberlegter Wunſch, was ſollte Euch ein Joſeph, Ihr ſeid noch immer dieſelben — unempfänglich für Erhabenes im Allgemeinen, immer, ja vielleicht noch lange nicht ſo reif, den Rieſenplanen entgegen zu kommen, und — werden die frommen Väter Liquorianer Euch anders ſtimmen? —

Schöne Geiſter.

Grillparzer — Caſtelli — Freiherr von Biedenfeld — Fr. v. Weißenthurn — Adolf Bäuerle — Meißl — Gleich u. ſ. w.

Ich habe auf meinen Reiſen unter den ſogenannten ſchönen Geiſtern männlichen und weiblichen Geſchlechtes in Deutſchland ſo viele hämiſche, unmoraliſche und nichtswürdige Karaktere, auch ausgezeichnete Narren und Närrinnen kennen gelernt, daß ich es mir bei meiner Abreiſe von Prag zum feſten Grundſatz gemacht hatte, nirgends mehr Belletriſten, Künſtler und Künſtlerinnen aufzuſuchen.

Bei der konſequenten Ausführung des Vorſatzes können zwar Erfahrung und phyſiſches

Fortſchreiten allerdings verkürzt werden, allein meines Lebens Ruhe, mein Glauben an die Menſchheit überhaupt und an den erhabenen Standpunkt der unentweihten Muſe müſſen offenbar gewinnen, und man wird ſich daher in der angeregten Sphäre ſchon mit magerern Notizen begnügen müſſen, als man zu fordern ſich berechtigt glauben möchte.

Alle wiener guten Köpfe, die zur ſchönen Literatur ſich hingezogen fühlen, beſchränken jetzt ihre Thätigkeit größtentheils auf Theaterſchriftſtellerei, da ſie hier die dankbarſte iſt, und das Eingreifen in andere Felder durch eigenſinnige und ſtrenge Cenſur und die Eigenthümlichkeit des öſtreichiſchen Buchhandels leicht verleidet wird.

Außer der berühmten und mit Recht ſehr hoch geachteten Frau Caroline von Pichler hat Wien wenig nahmhafte Erzähler oder Erzählerinnen zu nennen.

Grillparzer bleibt, trotz ſeiner bedeutenden Fehler, das leuchtendſte Geſtirn an dieſem düſtern Horizont, und kein unparteiiſcher Richter kann dieſes Mannes ächten Beruf zur erhabenen Kunſt verkennen; in einer andern Schule und unter andern Verhältniſſen dürfte er vielleicht dereinſt die Stufe eines Shakeſpeare erreicht haben. Sein neueſtes Theaterſtück: das goldene Vließ, iſt hier auf dem Burgtheater gegeben worden, ohne aber beſonderes Aufſehen erregt zu haben; es ſpricht der Umſtand keinestheils gegen das Produkt, welches nächſtens im Wallishauſerſchen Verlage erſcheinen wird; es ſind mir von dem goldenen Vließ von einigen Bogen ſogenannte Bürſtenabzüge zu Geſicht gekommen, und ich muß geſtehen, daß mich in dieſen Proben eine ſehr erhabene und gediegene Diktion ungemein angeſprochen haben.

Herr Grillparzer iſt hier eines Sonettchens halber, durch welches die Hierarchie ein bischen angetaſtet ſchien, ziemlich in Ungnade gefallen und ſoll — des Genies gewöhnliches Loos — anderwärts noch verſchiedentlich chikanirt werden; nun, hier in Ungnade zu fallen, dazu bedarf es geringer Urſache, und des Dichters Genius wird ſich über ſolche Miſere wohl zu erheben wiſſen.

Ich ſah Herrn G. einigemal im Erzherzoge Karl in der Kärnthnerſtraße, wo er gewöhnlich zu ſpeiſen pflegt. Er iſt ein ſehr hagerer und ſchwärzlicher junger Mann, deſſen Aeußeres beim erſten Anblick wenig zu verſprechen ſcheint, aus den ſeelenvollen Augen aber ſtralen, ſprechend genug, Geiſt, Phantaſie und Seele.

Auch Caſtelli iſt jedem unſerer deutſchen Zeitgenoſſen von einer vortheilhaften Seite bekannt; er iſt ein umſichtiger und geſchmackvoller dramatiſcher Ueberſetzer, aber weniger glücklich als ſparſamer Producent; ein kleines neueres Luſtſpiel von ihm: Der Eremit im Lerchenhaine, iſt ſehr mittelmäßig.

Der Freiherr von Biedenfeld, ein treuherziger Schwabe, widmet ſeine ganze Thätigkeit, beinahe ausſchließlich, dem Theater an der Wien, auch er überſetzt größtentheils franzöſiſche Piecen, für die Bühne brauchbar, wenn ſchon bei weitem mit weniger Geſchmack und Auszeichnung als Caſtelli; der B. v. Biedenfeld hatte das ſeltene Unglück, daß ihm ſchon in ſeiner zarteſten Jugend ein

Schwein den rechten Arm abfraß, nichts deſtoweniger ſchreibt er mit der Linken, wie ein kalligraphiſcher Meiſter.

Daß die Frau von Weißenthurn zu ihren bekannten Schau- und Luſtſpielen nicht viel mehr als den Namen hergebe, wird hier allgemein behauptet, und als Verfaſſer derſelben nennt man einen Freund der Dame. Wenn die Sache ſich in der That ſo verhält, ſo glaubt man, daß deren Bekanntmachung der Fr. v. Weißenthurn eher zur Ehre, als zum Nachtheil gereichen kann.

Bei dem Theater in der Leopoldſtadt ſind die Hrrn. A. Bäuerle, Meißl und Gleich förmlich als Theaterdichter angeſtellt, und alle drei ſind ungemein fruchtbar. Ich habe mich ſchon anderwärts über die Leiſtungen, welche dieſe Herren zu Tage fördern, ausgeſprochen und meine Betrachtungen an Ort und Stelle beſtärkten mich in meinen Anſichten nur noch mehr.

Die neuen Farcen des Leopoldſtädtertheaters ſind ſtreng genommen ſammt und ſonders korrupte Erzeugniſſe ohne Plan und

Zuſammenhang; allein eigentliche vis comica iſt ihnen deſſenungeachtet keineswegeſ abzuſtreiten, und mehr noch lernt man das angeborene Talent jener Theaterdichter achten, wenn man wahrnimmt, wie ungemein ſinnig ſie der Individualität ihrer Schauſpieler in die Hände arbeiten und wie ſehr genau ſie den Geſchmack ihres Publikums ſtudirt haben; wenn dieſe Farcen auswärts nicht immer daſſelbe Glück machen, wie in loco, ſo kann es ihren eigenthümlichen Werth nicht beeinträchtigen, und man ſollte nie vergeſſen, daß der Dichter urſprünglich einzig und allein nur für das Wiener Leopoldſtädtertheater gedichtet vel quasi — geſchrieben hat.

Der talentvollſte, witzigſte und umſichtigſte unter den drei zuletzt erwähnten Herren bleibt unſtreitig A. Bäuerle; auf anderm Boden und in andern Umgebungen wäre auch aus dieſem Manne vielleicht ein Moliere oder Kotzebue geworden, in der Leopoldſtatt aber wird und muß er ewig — ein Bäuerle bleiben.

Dieſer Herr A. B. iſt ein ſchöner Mann,

ſteht in des Lebens Sommer, hält auf feinen Anſtand und Garderobe und bleibt auch außer ſeiner Sphäre als glühender Patriot, humoriſtiſcher Geſellſchafter und dienſtfertiger Mann ſehr beliebt; allein:

Baut Muſe ihren Tempel noch ſo klein,
Es ſchleicht Kabale doch gewiß ſich ein.

Als Bäuerles blöder Ritter zum erſtenmale gegeben wurde, hatte eine gewiſſe Partei, ohne das Stück weder zu kennen noch geſehen zu haben, feſt beſchloſſen, es auszupochen, allein es blieb bei einem fruchtloſen Verſuche; denn man muß den Leopoldſtädtern zugeſtehen, daß ihnen, wenn auch weniger Geſchmack, doch mehr Konſequenz und Gerechtigkeitsliebe beiwohnen, als manchem ſuperfein gebildeten Publikum in Teutonia.

Meißl hat auch mehrere Farcen geſchrieben, die ſich ſehr beliebt machten, beſonders bleibt in der neueſten Zeit ſeine Fee aus Frankreich fortdauernd ein einträgliches Kaſtenſtück.

Herr A. Gleich iſt der fruchtbarſte von allen, allein ſeine Zeit iſt vorüber.

Fiacker.

Ihre Anzahl beläuft ſich jetzt in Wien beinahe auf 700; ſie ſtehen von früh Morgens bis ſpät am Abend in den verſchiedenen weitläufigen Theilen der Stadt und Vorſtädte ſehr zweckmäßig vertheilt, Jedermann zu Dienſten, und ihre Wagen ſind größtentheils bequem und elegant. Ihre Pferde ſcheinen in der Regel nicht viel leiſten zu können, allein der Schein trügt auch hier; denn dieſe Schindmähren laufen wie die ledigen Teufel, und die Wagenlenker bei den berühmten Circenſiſchen Spielen der alten Roma konnten in ihrem Fache wahrlich und unmöglich größere Kunſtfertigkeit entwickeln, als ein wiener Fiacker. Man ſtaunt, wenn man dieſe Burſche in vollem Laufe mit ihren ſeltſam kurz geſpannten Wagen durch die engen, kurzen und menſchenerfüllten Straßen der eigentlichen Stadt jagen ſieht; ſie verſtehen auf dem Raume eines Suppentellers umzukehren, und fahren ſo dicht neben und gegeneinander, daß kaum ſo viel Spatium, als ein Scheermeſſer benöthigt, ſie trennt, und dennoch hört man ſelten von Unglück. Die Kunſtfertigkeit der herrſchaftlichen Kutſcher ſelbſt ſteht in der Regel jener der Fiacker nach, und man muß vor glänzenden Equipagen des hohen Adels mehr als vor Lohnwagen auf der Hut ſein.

Die Fiacker ſind numerirt, und ſtehen alle unter einem eigenen Polizeikommiſſär; dieſer macht mit den Burſchen, wenn Klagen einlaufen, wenig Federleſens; der Fiacker behält beinahe ſtets Unrecht, und kann zu einer Tracht von 15 bis 25 Hieben gelangen, ohne eigentlich recht zu wiſſen — wie.

Nicht nur in der Stadt und den Vorſtädten, ſondern auch zu Touren von mehrern Meilen auf das Land kann man ſich des nächſten beſten Fiackers bedienen. Taxen ſind ihnen aber nicht vorgeſchrieben, doch kommt derjenige, welchen die eigenthümliche Lingua rustica als einen ächten Wiener ankündigt, leicht und billig zu Rechte; ich ſah einen ſolchen für eine Fahrt nach Schönbrunn und zurück nicht mehr als 3 Gulden W. W. bezahlen, doch beſtimmt ſich der Preis nach dem Wetter und beſondern Anläſſen; dem Fremden iſt übrigens ſehr zu rathen, bevor er ſich in den Wagen ſetzt, förmlich zu akkordiren.

In- und ausländiſche Roués ſetzen ſich zur Abendzeit häufig mit Dirnen eines gewiſſen Gelichters in Fiacker, und beſtellen eine Porzellanfuhre; der Kutſcher fährt bei ſolchen Gelegenheiten im Schritte ſo lange planlos in menſchenleeren Stadtgegenden umher, bis ihm zu halten, oder einem andern Takte zu folgen geboten wird. Für ſolche Spazierfahrten ſoll aber ſehr reichlicher Lohn erheiſcht werden.

Man erzählte mir von einem in der That ſehr komiſchen Irrthume. Ein anſtändiger Beamter der k. k. Porzellan-Fabrik war mit ſeiner Gattin bei einem Freunde in der Stadt zum Abendbrot geladen, nach deſſen Beendigung er, da ohnehin Regenwetter und eine tiefe Finſterniß eingetreten waren, in einem Fiacker nach Hauſe zu gelangen gedachte.

Der Beamte wies den Kutſcher an, nach der Porzellanfabrik zu fahren, allein da dieſer die Pferde ſo läſſig antrieb, daß man kaum von der Stelle kam, rief jener unwillig aus dem Schlage, ob er ihn nicht verſtanden? — „Ganz wohl!“ erwiderte der Fiacker und fuhr nun noch langſamer. Der Beamte legte, auf der Gattin Zureden, ſeiner Ungeduld Feſſeln an, allein als man bereits beinahe eine Stunde im Wagen geſeſſen und trotz der Schneckenpoſt, nach des Beamten Dafürhalten, die in der Vorſtadt Roßau gelegene Porzellanfabrik längſt erreicht haben ſollte, hielt ſich dieſer nicht länger und ſprang aus dem Wagen. Man befand ſich in einer ganz entgegengeſetzten Sphäre, und jetzt klärte ſich der Irrthum zu nicht geringem Aergerniß des ehrbaren Ehepaares auf, der arme Fiacker aber erhielt ſtatt des erwarteten reichen Lohnes — nur Schimpf- und Schandreden.

Die Spinnerin am Kreuze.

Unfern der Linie, an der Landſtraße nach Baden und Steyermark, erhebt ſich ein altgothiſches, ungefähr 25 Fuß hohes und 5½ Fuß im Durchmeſſer haltendes, ganz von Steinen aufgeführtes Monument: zur Spinnerin am Kreuze genannt; man erfreut ſich an dieſer Stelle einer ſchönen und in der That ungemein überraſchenden Ausſicht nach der Kaiſerſtadt und ihren Umgebungen hin.

Drei Stufen führen zu dem Denkmale, und man erblickt zwiſchen dem hohen und ſchmalen Bogen, in Mitte deſſelben Chriſtum am Kreuze und mehrere andere Figuren, unter denen man eine weibliche hinter dem Spinnrade unterſcheidet, daher die Benennung.

Ueber die Entſtehung dieſes Monuments giebt es verſchiedene Volksſagen; die gewöhnlichſte unter denſelben verſichert, es habe hier im zwölften Jahrhundert eine edle Maid von ihrem nach Paläſtina ziehenden Ritter Abſchied genommen und ſofort das unſinnige Gelübde abgelegt, an dieſer Stelle ſo lange und zwar unter freiem Himmel zu ſpinnen, bis der Geliebte wieder zurückgekehrt.

Die gute Jungfrau ſpann manches liebe Jahr, wurde öfters naß und wieder trocken, bis endlich der treue Ritter kam und ſie ſamt dem Rocken als eheliches Gemahl nach ſeiner Burg abführte, nachdem er vorerſt noch jenes Denkmal geſetzt.

Einige loſe Vögel aber geben das Mährchen in einer andern Manier; dieſe nämlich verſichern, es habe an der bezeichneten Stelle im zwölften Jahrhunderte, neben einem dichten Buſche, ein unſcheinbares hölzernes Kreuzlein geſtanden, neben welchem manchen lieben Tag ein wunderſchmuckes Dirnlein, Namens Sabine, geſeſſen.

Allein die Sabine war eine leichtfertige Kreatur und ſpann nur des Scheines halber, dagegen liebäugelte ſie mit den häufig hier nach dem gelobten Lande vorbeiziehenden alten und jungen Rittern; die Herren Kreuzfahrer ſollen auch häufig hier abgeſeſſen, und nachdem der Streithengſt am Kreuzlein befeſtiget worden, mit der ſchönen Sabine in den nahen Buſch geſchlichen ſein.

Die Dirne verdiente auf dieſe Art manchen ſchönen Batzen, allein nachdem ſie unzähligemal nach dem Buſche geſchlichen, wurde ſie am Ende eine alte Schachtel, und ſie mochte ſpinnen und liebäugeln, ſo viel ſie immer wollte, es ſaß kein junger noch alter Ritter mehr beim Kreuzlein ab.

Nun empfand die Sabine, wie das ſo zu kommen pflegt, plötzlich Gewiſſensbiſſe, ſie ging in ein Kloſter, nachdem ſie vorher das erſparte Sündengeld zu Errichtung eines Denkmals ihrer Schande verwendet.

Man will hier nicht unterſuchen, welcher Tradition mehr Glauben beizumeſſen und entſcheidet ſich, ohnehin gewohnt, bei jedem Dinge die anmuthigere Seite zu zeigen, unbedingt für die erſtere Erzählungsart, weil geſchrieben ſteht:

„Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn ꝛc.“

Gaſthöfe, Kaffeehäuſer, Bierſchenken, Tanzſäle.

Viele Reiſende, welche über Wien geſchrieben, haben dieſes Kapitel mit der Lieferung eines ſogenannten Speiſezettels angefangen, welche Verzeichniſſe ſich durch ihre Reichhaltigkeit nicht minder als durch eine höchſt ſeltſame und eigenthümliche Benennung der Gerichte und die lächerlichſte und fehlerhafteſte Ortographie auszeichnen.

Dem Leſer den Mund wäſſerig zu machen und, nach dem Beiſpiele meiner Vorgänger, einen oder ein halb Dutzend Wiener Speiſezettel abdrucken zu laſſen, kann ich mich nicht entſchließen.

Die angenehme und geſellige Sitte, an table d'hôte zu ſpeiſen, kennt man in der Kaiſerſtadt gar nicht; wenn der Mittag nahet, verſammeln ſich in den Sälen der Gaſthöfe die Gäſte einzeln, jeder ſtudirt ſogleich nach ſeinem Eintritte mit feierlichem Ernſte den Speiſezettel in succum et sanguinem, dann wird dem Heißhungerigen Geſottenes, Gebratenes und Gebackenes in Hülle und Fülle aufgetragen und von ihm mit beſtialiſcher Gefräßigkeit und unter tiefem Stillſchweigen alles verzehrt. Durch nichts iſt der Wiener leichter zu reizen und ſein Zorn heftiger zu entflammen, als wenn er im Gaſthofe nicht ſchnell genug mit Speiſen verſorgt wird. Die Geſellſchaft iſt beinahe allerwärts ſehr vermiſcht, und ich rathe keinem gebildeten Fremden, den Verſuch zu machen, in dieſen Aubergen eine verſtändige Converſation einleiten zu wollen.

Die ſo oft gerühmte wiener Küche wird, vorzüglich anfangs, ſchwerlich einem anſtändigen Reiſenden vom Rheine her oder aus Norddeutſchland ſehr behagen; die Speiſen werden nicht ſorgfältig und oft ſehr ſchmutzig bereitet und ihnen fehlen meiſtens Kraft und Würze. Dem Wolfe und der Hyäne gleich liebt der Wiener vieles und allerlei durcheinander zu verſchlingen, doch den Gehalt der Atzung zu prüfen kommt ihm ſelten in den Sinn, und nur in einigen Privathäuſern wird gut, an allen öffentlichen Orten beinahe dagegen ſchlecht geſpeiſt.

Abends während der Theaterzeit bleiben die meiſten Gaſthöfe ziemlich leer, und erſt gegen 10 Uhr füllen ſich die Säle; es wird, wie Mittags, geſpeiſt, doch gewinnt nun, wenn die Bäuche gefüllt, die Unterhaltung beim Glaſe Wein einen etwas lebhaftern Karakter, deren Gegenſtand aber ſtets derſelbe bleibt; man hört nämlich von nichts anderm, als vom Kaſperl, oder von Pferden, Hunden und Huren ſprechen, höchſtens ſpendet ein erbärmlicher Spaßmacher etliche abgedroſchene Anekdoten.

Es giebt in Wien Einkehr- und Speiſewirthshäuſer; nur in den erſtern kann der Fremde wohnen und es bleibt unter ihnen der ſchwarze Adler in der Leopoldſtadt empfehlungswerth, denn ſind dort auch die meiſten Stuben ſehr klein, ſo herrſcht nichts deſtoweniger Reinlichkeit, welche in ſehr vielen Einkehrwirthshäuſern fehlt, und der Fremde wird billig behandelt.

Unter den Speiſewirthshäuſern behagte mir das in der Kärnthnerſtraße, zum Erzherzog Karl genannt, am beſten; man findet dort eine noch am wenigſten vermiſchte Geſellſchaft und Alles zeigt einen noblen Anſtrich. Im Entree giebt man, wie in einigen Theatern oder bei Redouten üblich, Stock und Hut gegen eine Marke ab, was in Wien eine keinesweges überflüſſige Maaßregel bleibt, denn mir ſelbſt wurde gleich am zweiten Tage meines Aufenthaltes an einem öffentlichen Orte der Hut entwendet.

Am meiſten fiel mir auf, daß ſelbſt Kavaliere und Staatsdiener zu Wien ſich nicht ſchämen, Huren, die ſie im Kaſperltheater oder auf der Straße aufgegriffen, Abends mit in den Gaſthof zu bringen; ein ſolches Erſcheinen der Hetären befremdet keinesweges, und ich hörte unzähligemal anerkannte Freudenmädchen in dieſer Lage von den anſtändigſten Leuten: Ihro Gnaden nennen.

Den braunen Hirſch in der Stadt und das goldene Lamm in der Leopolder Vorſtadt beſuchen die Huren Abends auf eigene Fauſt, und vorzüglich das Treiben im benannten zweiten Gaſthofe einmal mit anzuſehen, verlohnt der ſpaßhaften Mühe wohl.

Unter ungefähr 70 Kaffeehäuſern, welche ſich in Wien und ſeinen Vorſtädten befinden, ſind mehrere in der That ſo elegant und zweckmäßig eingerichtet, wie man es in norddeutſchen Hauptſtädten nur ſelten zu ſehen gewohnt iſt, und es bleibt dem Fremden hier vorzugsweiſe das Wagnerſche Kaffeehaus an der Leopoldſtädter-Brücke zu empfehlen. Bier darf in ſolchen Häuſern nicht geſchenkt werden, ſondern es kann nur Kaffee, Thee, Chokolade, Punſch, Limonade, Mandelmilch, Liqueurs, Gefrorenes u. dgl. gefordert werden. Unter den Billardſpielern findet man hier viele und große Virtuoſen, welche häufig einzig und allein von der grünen Tafel leben, daher Fremde auch leicht in die Schlingen ſolcher Chevaliers d'Industerie fallen.

Oeſtreich iſt ein Weinland, allein es wird in Wien nichts deſtoweniger viel Bier getrunken, und man zählt mehr als 500 öffentliche Häuſer, in welchen dieſes Getränk geſchenkt wird. Alle Biere in Wien ſind ſchlecht und nicht viel wohlfeiler, als der gewöhnliche Wein, man zahlt für die beſſern Sorten 30 bis 40 Kreuzer pr. Maaß; das ſogenannte baierſche Bier ſchmeckt ſchaal und kraftlos, wie beinahe in Norddeutſchland der Koſſent, das Kaiſerbier aber verurſacht Kopfweh.

In einem Bierhauſe, welches ſich unter die beſſern zählt, bleibt die Flötenuhr conditio sine qua non. Eine ſolche Uhr leiert alle halbe Stunden ein und daſſelbe Stückchen, jetzt meiſtens von Roſſiniſcher Compoſition, und die hirnloſen Herren Biergäſte, welche vier bis fünf Stunden auf einem Fleckchen ſitzen bleiben, ergötzen ſich ungemein daran, die nämliche Leierei ein dutzendmal nach einander zu hören. Die Bierwirthe ſetzen einen großen Werth darein, eine ſolche Spieluhr zu beſitzen, und mir wurde ein hospes nahmhaft gemacht, der einem reichen, alten Wüſtlinge die Ehre ſeiner jungen, reizenden Gattin förmlich für eine Spieluhr verhandelte.

In den mehrern Kaffeehäuſern, ſo wie in allen Bierſchenken, wird ungemein ſtark Taback geſchmaucht; köllniſche Tonpfeifen ſind hier nicht üblich; die Aufwärter präſentiren den Gäſten irdene mit langen wilden Weichſelrohren verſehene Pfeifenköpfe, in welche erſtere jedesmal eine reine Poſe geſteckt wird, eine für Raucher in der That angenehme und bequeme Einrichtung.

Tanzſäle in der Stadt ſowohl als in den Vorſtädten findet man viele; unter die berühmtern in jener gehört die Mehlgrube und in dieſen der Sperl. Ich beſuchte die genannten Orte einmal, fand aber nirgends eine erbaulichere Geſellſchaft als in den berüchtigten Berlinertanzkneipen bei Dietrichs, Talchos, Henkels u. ſ. w. Die wiener Tanzſäle werden vom Mittelſtande häufig, mitunter auch von vornehmen Wüſtlingen, am häufigſten von den verworfenen des weiblichen Geſchlechts beſucht.

Schaubühnen.

Ich wittere Journaliſtenluft und will mich kurz faſſen, denn wer Wiens fünf Theater und deren Mitglieder von außen und innen nicht kennt, der muß nie Morgen-, Abend-, elegante, geſellſchaftliche, freimüthige, äſthetiſche, merkurialiſche und infernaliſche Blätter geleſen haben.

Das k. k. Theater in der Burg hat ein elendes Lokal, viele recht wackere Künſtler und darunter alte podograiſche junge Liebhaber und betagte junge Liebhaberinnen *), herrliche Garderobe und Deko-

---

*) So wie nur fähige, jugendliche Gäſte auf den Brettern dieſer Bühne erſcheinen und Beifall finden, werden von Seite der mimiſchen Vete-

rationen; in letzter Inſtanz einen k. k. Oberſt-Kämmerer als Vorſtand, der ſich häufig und gerade jetzt in der Vakanz befindet, einen k. k. Hofrath als Kommiſſär und Direktor, und endlich ein gar pfiffiges und umſichtiges Fac-totum in der Perſon des Th. Sekretärs Schreyvogel, dem gebildeten großen Publikum unter dem Namen Weſt, als Ueberſetzer des Calderon von einer vortheilhaften Seite allgemein bekannt.

Zum erſtenmale im Begriffe, im Burgtheater das Parterre aufzuſuchen, erinnerte ich mich an ſämmtliche Labyrinthe des Alterthums, an das ägyptiſche, das kretenſiſche und an jenes zu Cluſium obendrein; denn hinſichtlich der Bauart iſt das angeregte im eigentlichen Sinne des Wortes ein — Winkeltheater, doch bleiben die Schröder und Hr. Anſchütz mit ſeiner Gattin bedeutende Zierden deſſelben; des

---

teranen ſogleich ſolche wohlüberlegte und wirkſame Intriguen eingeleitet, daß die Direktion in der Regel nicht mehr daran gehen mag, erſprießliche Acquiſitionen zu machen.

letztern Lear zu bewundern, verlohnt allein einer Reiſe nach der Kaiſerſtadt.

Das Burgtheater hat ſich auf eine gewiſſe, höchſt ſeltſame Art, in der neueſten Zeit, wie man zu ſagen pflegt, die Hände gebunden; ein welſcher Spekulant hat das Theater am Kärnthnerthore gepachtet, wogegen ſich aber die Burgbühne anheiſchig machen mußte, keine Muſik, keine Chöre, noch Ballete und was dem ähnlich ferner auf ihre Bretter zu bringen, wie ich denn hier auch die Huſſiten vor Naumburg zum erſtenmale ohne Chöre aufführen ſah — risum teneatis! — —

Das Theater am Kärnthnerthore hat ſchon eine vortheilhaftere Bauart, als das an der Burg, das erſtere bleibt größtentheils der deutſchen Oper und dem großen Ballete gewidmet; das Orcheſter iſt vortrefflich, allein ſehr bedeutende Sänger oder Sängerinnen beſitzt die Bühne in dieſem Augenblicke nicht. Die Ballete ſind geeignet, die Sinne zu beſtechen; ein paar Solotänzerinnen — vorzüglich die Milliere — verdienen in ihrem

Fache ausgezeichnete Künſtlerinnen genannt zu werden, doch kann keine der liebenswürdigen Lemiére zu Berlin gleich geſtellt werden, und noch viel weniger vermögen die hieſigen Solotänzer mit Hoguet zu wetteifern.

Das Theater an der Wien (hier Wieden genannt) wurde von Schikaneder in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaut und iſt unſtreitig das ſchönſte und größte, welches die Kaiſerſtadt beſitzt. Die Bühne an der Wien iſt gegenwärtig an denſelben welſchen Spekulanten verpachtet, welcher über das Theater am Kärnthnerthore gebietet. An der Wien werden große Spektakelſtücke, Opern, Luſtſpiele und Ballete aufgeführt, doch ſeit Herr Küſter, aus Verzweiflung, weil die Verfälſchung ſeines Kontraktes entdeckt wurde, ſich entleibt hat, befinden ſich außer einem Herrn Demmer bei dieſer Bühne ſehr wenige gute Schauſpieler und Schauſpielerinnen; ich ſah während meiner Anweſenheit ein ſogenanntes chineſiſches Ballet, Kiaking betitelt, mit ungewöhnlicher Pracht hier darſtellen; die glänzende Garderobe, eine Legio höchſt reizender Figurantinnen, Tänzer und Kinder, dann die ſinnig erdachten und glücklich ausgeführten Gruppen, Evolutionen, Waffentänze u. ſ. w. waren in der That karakteriſtiſch und gewährten einen ungewöhnlichen Effekt.

Das berüchtigte Theater in der Leopoldſtadt wird jetzt von den Gläubigern der vorigen, verſchwenderiſchen Beſitzer adminiſtrirt; Bühne und Haus ſind nichts weniger als geräumig, und das letztere wird zu Gunſten der Freudenmädchen nicht erleuchtet; die Direktion vertheilt an eine gewiſſe Zahl dieſer Dirnen für jede Vorſtellung Freibillete, und bezweckt dadurch in der That, ſich täglich eines zahlreichen Zuſpruches zu erfreuen. Ueber den Gehalt der eigenthümlichen Stücke, welche hier gegeben werden, iſt bereits anderwärts die Rede geweſen. Die Perſon des erſten Luſtigmachers iſt ſtets die Axe, um welche ſich Alles dreht; dieſe komiſche Perſonage hieß ſonſt Kaſperl; dieſen Namen hat ſie nun zwar verloren, allein ihr Karakter bleibt ſtets derſelbe. Der jetzige Lieblings-Kaſperl der Wiener nennt ſich Raimund; allein mir wurde nicht begreiflich, wie es möglich, über dieſen Mann bis zum Erſticken zu lachen. Seine platte, monotone Manier ändert ſich nie; er rennt wie ein Toller auf der Bühne umher, ſo daß man mit jedem Augenblicke befürchten muß, ihn über den Souffleurkaſten ſtürzen zu ſehen, und ſprudelt in dem gemeinſten Volksdialekte die Worte dermaßen ſchnell und ſeltſam hervor, daß Fremde ihn unzähligemal gehört haben können, ohne je eine Sylbe verſtanden zu haben; der gebildete Norddeutſche glaubt eine ausländiſche Sprache zu hören und bedarf eines Dollmetſchers, der ihm dieſe Töne auslegt, die Herr R. ſchreiend und unter widerlicher Verzerrung des Geſichts ausſtößt. Beſſer noch gefiel mir das komiſche Spiel des ältern Kaſperl, der J. Schuſter heißt, jetzt aber durch ſeinen jüngern und glücklichern Rivalen ſich beinahe verdrängt ſieht. Unter den Damen zeigt Demoiſelle Ennöckel viel natürliches Talent, ſchade, daß ſie in keine beſſere Schule gerieth, denn dieſe

Schauſpieler und Schauſpielerinnen können nicht wohl auf Bühnen des gebildetern großen deutſchen Vaterlandes erſcheinen, da ſie beinahe alle die lingua rustica Oeſtreichs und in Provinzialismen ſprechen, die nur der Eingeborne verſteht; ein einziges Mitglied dieſer Bühne, Demoiſelle Benda, aus Berlin gebürtig, ſpricht — ein zartes Lämmlein unter den Wölfen — reines Deutſch, und ſtellt gewöhnlich die Fee dar, welcher nur in wenigen jener Lokalpoſſen fehlt.

Im Parterre und auf der Gallerie noble ja ſelbſt zuweilen in Logen, kann man im Theater der Leopoldſtadt allerwärts Gruppen erſchauen, ob welchen die Unſchuld, wenn eine ſolche ja dieſes Haus beträte, erröthen müßte.

Während des Zwiſchenaktes bieten Kerle in Livreen gekleidet, laut und monoton ſchreiend, Konfitüren an, auch laſſen ſich dieſe Burſche alle als Kuppler gebrauchen. Ferner befindet ſich in dem Hauſe eine häufig beſuchte Bierſchenke, ſo wie auch auf dem Juhe beſtändig Bier geſchenkt, und Würſtel mit Gren (Meerrettig) verſpeiſt werden.

Doch würde man ſehr irren, wenn man glauben wollte, es würde das Theater der Leopoldſtadt nur vom Pöbel beſucht, im Gegentheil ſieht man nach beendigter Vorſtellung ſtets eine Menge der vornehmſten Herrſchaften die Logen verlaſſen, und ihre glänzenden Equipagen beſteigen. Von einem Fürſten Kh. wird behauptet, er fehle ſeit dreißig Jahren auch nicht einen einzigen Abend im Leopoldſtädter Theater. Einſt hatte der edle Kunſtkenner ſiebzehn Tage nacheinander den Prinzen Schnudi und die Prinzeſſin Evakathel geſehen, und als er hierauf am achtzehnten Tage erkrankte, rief er dem herbei geeilten Doktor ängſtlich zu: Machens halt nur, daß i auf'n Abend in den Schnudi fahren kann, i will gern — und —, aber wenn mir der Schnudi entging, wär i halt untröſtlich.“ Das Treiben in dieſem Theater karakteriſirt die Wiener ganz und gar, allein man muß dieſes Treiben an Ort und Stelle mit anſehen, beſchreiben läßt es ſich kaum.

Das fünfte und letzte Theater in der Joſephſtadt ſtellt ſich ungemein ärmlich und in jeder Hinſicht gar unter aller Kritik dar; das Haus iſt klein und wird wenig beſucht. Ich wohnte in der Joſephſtadt — denn ſehen muß man Alles — der Aufführung eines neuen muſikaliſchen, großen Quodlibets bei, betitelt: „das Leben ein Rauſch.“ Die Handlung war eingetheilt in einen Bier-, Branntwein-, Wein- und Punſchrauſch; die Expoſition wird mir der Leſer gern erlaſſen.

Noch einmal lockte mich die Ankündigung des Freiſchützen (!) ins Theater der Joſephſtadt; es war aber nicht der M. v. Weberſche Freiſchütz, der hier gegeben wurde, ſondern ein ſchon ſieben Jahr altes, aber gleichfalls nach dem bekannten Apelſchen Mährchen bearbeitetes Schauſpiel mit Geſang von Herrn A. Gleich. Die Darſtellung war elend, die Kompoſition, aus der Fabrik eines wiener Kapellmeiſters, noch elender, allein nichts deſtoweniger überzeugte ich mich zu meinem großen Erſtaunen, daß Herr A. Gleich nach dem einmal gewählten Stoffe größtentheils ganz dieſelben Theatercoups und Effekte zu motiviren wußte, wie in der neueſten Zeit ganz nach demſelben Stoffe der große und gefeierte Dichter Herr Friedrich Kind.

Als der Freiſchütz in der Joſephſtadt den Raubvogel herabgeſchoſſen hatte, wollte ſich, zu großer Beluſtigung des Publikums, ein der Vorſtellung beiwohnender Hühnerhund durchaus nicht abhalten laſſen, denſelben pflichtgemäß ſeinem Herrn zu apportiren, denn ſo wie in der Leopoldſtadt die Huren, haben in der Joſephſtadt die Hunde freien Eintritt ins Theater.

Jetzt ſteht der Joſephſtädter Bühne eine Reformation — hoffentlich eine erſprießliche — bevor, da dieſelbe der bekannte Herr Henſler in der neueſten Zeit an ſich gebracht hat.

Außer den fünf aufgeführten öffentlichen ſollen ſich zu Wien noch mehrere Privattheater befinden, von welchen ich aber keins kennen zu lernen Gelegenheit fand.

Politiſche und belletriſtiſche Zeitſchriften.

Die täglich in Folio erſcheinende k. k. **privilegirte Wiener-Zeitung** erfreut ſich eines kaum glaubbaren Abſatzes, und da mit ihr zugleich ein **Amts-** und **Intelligenzblatt** verbunden iſt, ſo mag ſie in verſchiedener Beziehung dem Eingeborenen und den Einwohnern immerhin intereſſant genug bleiben; allein als eigentliche politiſche Zeitung hat ſie auch nicht den geringſten Werth, indem ſie als ſolche weiter nichts als eine ſehr ſpät vorgenommene und jämmerlich verſtümmelte Zuſammentragung aus ausländiſchen Blättern zum Beſten giebt.

Der **öſtreichiſche Beobachter** iſt auch im Auslande hinlänglich bekannt. Es gab einſt eine Zeit, in welcher dieſes Blatt geſchätzt wurde; allein heutigen Tages erſcheint es als eine leidige Apologie einer eigenthümlichen und ſchmählichen Politik — verächtlich.

Die Volkszeitung endlich, der Wanderer genannt, iſt ein ächter öſtreichiſcher Wanderer, der ſtets im blauen Nebel umher taumelt, und nie ein erſprießliches Ziel findet.

Unter den ſchöngeiſtigen Zeitſchriften verdient die ebenfalls im Auslande vielgeleſene wiener, für Kunſt, Literatur, Theater und Mode — der Eigenthümer iſt ein wirklicher Modenhändler — hier unſtreitig die erſte Stelle; allein das Blatt wird in der Kaiſerſtadt, vielleicht gerade weil es taugt, wenig beachtet.

Die Tendenz der von Herrn A. Bäuerle redigirten allgemeinen Theaterzeitung bleibt ſo wie jene der muſikaliſchen unleugbar eine zweckmäßige, und das Erſcheinen dieſer Blätter mag Männern vom Fache in gleicher Weiſe, wie den Dilettanten nützlich und angenehm ſein; allein nun iſt man mit Aufzählung jener ſchöngeiſtigen wiener Zeitſchriften, welche einer Erwähnung verdienen, ſchon zu Ende.

Ein zwar im Oeſtreichiſchen viel geleſenes Unterhaltungsblatt: der Sammler, kann ſich keinem verſtändigen Leſer empfehlen, denn die Redaktion treibt heilloſen Nachdruck und ſammelt aus frühern Jahrgängen norddeutſcher Zeitſchriften ohne Geſchmack und ſinnige Wahl nicht ſelten gerade die ſchlechteſten Erzählungen, weil dieſe bei der Cenſurbehörde am wenigſten Anſtände finden, und dieſe fremden und bereits veralteten Erzeugniſſe, obendrein noch kaſtrirt, nimmt das kindliche öſtreichiſche Publikum voll Geduld als ihm Neues dahin; beſſeres Lob dagegen verdient das von Herrn Ritter v. Seyfried redigirte Notizenblatt, welches den faulen Sammler ſtützend begleitet.

Von politiſchen fremden Zeitungen wird zu Wien die allgemeine Augsburger Zeitung am häufigſten geleſen; belletriſtiſche Journale des Auslandes finden ſich an den meiſten öffentlichen Orten nur ſehr ſparſam vor.

Anhang.

Entwurf einer Rezenſion des Meiſter Fuchs, einem öſtreichiſchen ſchönen Geiſte in die Feder diktirt.

Vorerinnerungen des Fuchſes.

Etwas haben die Dummen und die Weiſen in der ganzen Welt gemein; beide können Wahrheiten nicht vertragen.

Schlechtes Unkraut gedeiht unter allen Zonen und in jedem Boden, darum giebt es im Oeſtreichiſchen eben ſo gut eine Menge giftiger und einſeitiger Rezenſenten, wie in Sachſen und Preußen, und ohne magiſche Kunſt kann ich es mir an den Fingern abzählen, daß den Wienern mein Meiſter Fuchs eben ſo wenig gefallen wird, als einigen Dresdenern der Kater und den Pragern mein beſcheidenes Böcklein behagte.

An Grobheit ſtehen die öſtreichiſchen Rezenſenten keinesweges den norddeutſchen nach, dieſes hat ſchon Blumauer gegen Nicolai, ja die ältere, neuere und neueſte Zeit hat es oft genug ganz klar und evident bewieſen. Mir macht es nun einmal Spaß, das Loos meiner Schriften im Voraus zu beſtimmen; drum, liebes Publikum! habe ich dich einige Stunden nicht ganz unangenehm unterhalten, ſo vergönne mir nun auch wieder dieſe kleine Freude.

Ich denke, jene Leute, welche den Kater und Bock gekauft und geleſen haben, werden auch gegenwärtigen Fuchs nicht verſchmähen, die Wiener ſchöngeiſtigen Aftergelehrten aber werden ihn ungefähr, wenn nicht mit denſelben Worten, doch in ähnlichem Geiſte, wie folgt, bekritteln:

„Es hat endlich auch einmal wieder einem reiſenden Scribifax, der ſich Schaden nennt, und von dem man nicht recht weiß, wem er angehört, beliebt, uns unglückliche Wiener durchzuhecheln. Der Mann nannte ſein Büchlein: Meiſter Fuchs u. ſ. w., allein weſſen Geiſtes Kind dieſer Fuchs ſein mag, — ein Meiſterſtück wenigſtens iſt er nicht — geht ſchon aus dem Umſtande hervor, daß er hier ſogleich nach ſeinem Erſcheinen ſtreng verboten wurde, da doch die ganze Welt weiß, wie human und liberal unſere hochpreisliche Cenſurbehörde auswärtige Schriften beurtheilt.

Der Hr. v. Sch. ſah durch mißfarbige Brillen; er maßte ſich nach einem Aufenthalte von wenigen Monaten an, uns Wiener karakteriſiren zu wollen, und dieſes bleibt auf jeden Fall eine grenzenloſe Frechheit, denn Leute wie uns durchſchaut man nicht über Nacht. Alle Urtheile und Angaben des Hr. v. Sch. ſind übrigens einſeitig, falſch, oberflächlich, erdichtet, erſtunken und erlogen, und wenn dieſer ſchäbige Fuchs ſich wieder bei uns blicken läßt, — er wird ſich zu hüten wiſſen — werden wir uns nicht entblöden, ihm das rothe Fell über die langen Ohren zu ziehen."

Solche Art zu ſchreiben, nennen die Oeſtreicher Humor und Witz und zwar, mit Recht, nur ihnen eigenthümlich.

Schreibt und ſchimpft, ihr guten Leute, ſoviel ihr wollt, der weiſe Oken hatte Recht, als er den Satz aufſtellte: „Geiſtige Pfeile müſſen nicht wie metallene criminaliter gerichtet werden, denn ein tüchtiger Menſch kann geiſtig nicht todt geſchoſſen werden.“

Du aber, geneigteſter Leſer! magſt, wenn du einmal in Geſellſchaft meines Fuchſes, die öſtreichiſche Kaiſerſtadt beſucheſt, unparteiiſch ausſprechen, ob mein Thier ein Blinder von der Farbe geſprochen oder nicht? —

Aufgehobene Handſchuhe und Ohrfeigen.

Conscia mens recti famae mendacia ridet,
Sed non in vitium credula turba sumus.
Ovidius.

Gerechtes, großherziges, liberales und humanes Publikum!

Der ungemein ſinnige, rechtliche und gar wackere Groß-Buchhändler Brockhaus hat die alt-jeſuitiſche Methode aufgewärmt, zu dir in einem etwas burſchikoſen Tone zu ſprechen, und einem ſolchen Ehrenmanne nachzuſtreben wirſt du hoffentlich geringern Lichtern nicht verargen. — Darum ſperre weit die Ohren auf und höre mit Erbauung an, was ich mit dir, du viel tauſendköpfiges Weſen! zu verhandeln habe. Ovids

Sentenz, welche ich oben anregte, heißt auf gut Deutſch alſo:

„Lügengerüchte verachtet ein Herz, das fern von Schuld iſt,
Doch wir leihen ſo leichtgläubig Verläumdern das Ohr.“

Der Verachter der Lügengerüchte bin ich ſelbſt, denn mir wohnt kein ſchlechtes Bewußtſein bei, den Nachſatz des alten Naſo mögeſt du zu Schanden machen, allein dich dazu zu vermögen, hält man für zweckdienlich, dir eine hell leuchtende Fackel hiermit aufzuſtecken.

Der preußiſche General von Ramin, weiland Gouverneur zu Berlin, ſprach einſt bei der Parade zu ſämmtlichen Offizierkorps der Hauptſtadt: „Meine Herren! Sr. Majeſtät der König haben mir allergnädigſt aufzutragen geruht, mit Ihnen grob zu verfahren; aber ich bitte Sie, meine Herren! ſagen Sie aufrichtig, kann es wohl in der ganzen Welt außer mir noch einen gröbern Gouverneur geben?“ — Wahrhaftig, Ew. Erzellenz, erwiderte ein junger Prinz, ich glaube — kaum.

Ich bin bereits mit dem deutſchen Journaliſten- und Rezenſentengeſindel alſo umgeſprungen, daß ich, hinſichtlich ſeiner, mit Recht eine ähnliche Frage ſtellen könnte, und du, o wahrheitsliebendes Publikum! möchteſt mir leicht, wie einſt jener Prinz dem Ramin antworten.

Nichts deſtoweniger bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß ich im Tempel der göttlichen Grobheit noch nach erklecklichern Fortſchritten zu ſtreben habe, und du, mein Publikum! ſollſt dich überzeugen, daß mir eine ſolche Ueberzeugung keineswegs zu verargen iſt.

Ich habe im Bocksſprunge von Dresden nach Prag kühn den Handſchuh an die Erde geworfen, und literariſche Spiegelritter aufgefordert, ihn aufzuheben. Die Aufforderung blieb nicht ohne Erfolg; allein ich verſprach den groben Klötzen noch gröbere Keile, und löſe hiermit nun mein Verſprechen.

Im Heſperus Nro. 91, sub. dat. 16. April 1822 iſt Folgendes zu leſen:

Oeſtreich, am 29. März 1822.

„Der Herr Adolph von Schaden aus Berlin, der ſich durch ſeinen Katerſprung von Berlin nach Dresden in letzterer Stadt böſe Händel zuzog, ſo daß ihm in den Zeitungen zu verſtehen gegeben wurde, man werde ihm, falls er wieder nach Dresden zu kommen wagen ſollte, die Krallen ein wenig beſchneiden, hielt ſich dieſen Winter mehrere Monate in Prag auf und beſchrieb ſeine Reiſe unter dem Titel: Bocksſprung von Dresden nach Prag. Das Buch ward im Auslande gedruckt und vor einigen Tagen, als der Verfaſſer bereits nach Wien abgereiſt war, langten die erſten Exemplare davon an. Sie wurden indeß ſogleich mit Beſchlag belegt, da Herr von Schaden ſich allerlei unziemliche Bemerkungen über Land, Stadt und Volk darin erlaubt haben ſoll. Unter anderm ſoll er auch dem Herrn Kriegskommiſſär Schießler, der ihn doch mit zuvorkommender Gaſtfreundſchaft aufgenommen hatte, einige unſanfte Stöße mit ſeinen Hörnern verſetzt haben. Wenn dem ſo iſt, ſo dürfte wahrſcheinlich auch in Wien nicht nur der Bocksſprung, ſondern auch der ganze Bock ſelbſt mit Beſchlag belegt, und letzterer an einen Ort in Verwahrung gebracht werden, wo es ihm unmöglich ſein dürfte, den projektirten Eſelſprung von Prag nach Wien (unter dieſem Titel ſoll Herr von Schaden ſeine Reiſe nach letzterer Stadt haben beſchreiben wollen) an's Licht treten zu laſſen."

Ein niederträchtigeres Lügengewebe, als das vorſtehende zu entwerfen, erkläre ich hiermit für eine reine Unmöglichkeit, und werde ſogleich die kühne Behauptung unwiderlegbar beweiſen:

Ich bin kein Berliner, ſondern ein baierſcher Unterthan und karakteriſirter Offizier dieſes Staates; der Katerſprung iſt mit Cenſurfreiheit eines zum heiligen Bunde gehörenden Fürſten gedruckt und wurde, außer den öſtreichiſchen, in ſämmtlichen deutſchen Landen ungefährdet öffentlich angezeigt und verkauft. Ich lebte, nachdem der Katerſprung erſchienen war, noch ein volles halbes Jahr in Dresden, erſchien unangefochten im Publikum, und bin dieſes Buches halber nie in einen böſen Handel verwickelt worden. Die in Leipzig lebende Frau Gräfin Vitzthum-Eckſtädt hat zwar gegen das Werklein eine ſeltſame Erklärung im Korreſpondenten v. u. f. Deutſchland abdrucken laſſen, allein ich habe dieſe Erklärung bereits im Bocksſprunge ſattſam beantwortet. Was nun dieſen Bocksſprung betrifft, ſo wird Jedermann, der ihn lieſt oder geleſen, mir gewiß gern eingeſtehen, daß es unmöglich iſt, ein Land, Stadt und Volk glimpflicher und beſcheidener zu würdigen, als in demſelben mit Böhmen geſchehen.

Die ſchändlichſte und allerhämiſchſte Bemerkung iſt jene den Kriegskommiſſariats-Adjunkten Schießler zu Prag betreffend. Wer zuvorkommende Gaſtfreundſchaft mit ſchmählicher Undankbarkeit erwidert, iſt ein Schurke; ich dagegen habe im Bocksſprunge dem Herrn Schießler und ſeinem Talente die vollſte Gerechtigkeit, nach meiner feſten innern Ueberzeugung, widerfahren laſſen, wovon ſich Jedermann ſelbſt zu überzeugen vermag, und ich fordere hiermit jeden rechtlichen Prager auf, zu erklären, ob ich mich über dieſen Mann glimpflich ausgeſprochen habe, oder nicht. Wahrlich, wenn der Schießleriſchen Muſe von den Hörnern der Rezenſentenwelt nie ſchlimmer mitgeſpielt wird, kann ſie ſtets ſehr zufrieden ſein.

Einen Eſelſprung zu unternehmen oder zu ſchreiben, war ich nie gewillt, denn einen ſolchen Sprung auszuführen, hätte mir der geſattelte Heſperus zu Gebote ſtehen müſſen; allein ich fürchte, hätten auch noch ein halb Dutzend Journaliſten ihre lendenlahmen Hippogryphe vorgeſpannt, mit dieſer traurigen Kalvalkade ſchwerlich Wien erreicht zu haben.

Uebrigens vermuthe ich, daß jener Schmähartikel dem Heſperus von keinem Oeſtreicher, ſondern von einem heimtückiſchen Böhmen aus Prag eingeſendet worden iſt, deſſen Abſicht war, mir in Wien böſe Händel zu bereiten; allein der Plan ſchlug fehl, denn ich lebte in dieſer Kaiſerſtadt eben ſo ungefährdet wie in Dresden.

Der Redakteur des Heſperus, Hr.

E. André, aber muß, wenn ihm anders ein Fünkchen Ehrgefühl beiwohnt, ſich ſchämen, dem Geifer eines namenloſen boshaften und verläumderiſchen Schurken, ohne vorherige genauere Prüfung, eine Stelle in ſeinem Blatte eingeräumt zu haben. Dixi! —

* * *

Elegantchen zu Leipzig hat wie gewöhnlich auch dieſes Jahr eine Ueberſicht der zur Oſtermeſſe erſchienenen neuen Bücher geliefert.

Der neueſte Romanen-Cyclus, meint Elegantchen, enthalte zwar viel Wunderliches und Wunderbares, worüber man — ſehr weiſe! — lieber ganz ſchweigen wolle, nur könne man durchaus nicht mit Stillſchweigen übergehen, — ſehr verbunden! — daß ein gewiſſer Adolph von Schaden, den Kampf der Griechen mit einer leipziger Jungemagd (Stubenmädchen) in Verbindung gebracht habe, weil jener gewiſſe A. v. Sch. ein Buch herausgegeben, welches ſich betitle:

„Theodora, die leipziger Jungemagd, ein Originalgemälde helleniſchen Hochſinnes und türkiſcher Barbarei, aus der erſten Epoche der Inſurrection auf Morea.“

Elegantchen bedauert nur — ſehr mitleidig! — daß die guten Griechen von dem Werke ſchwerlich Notiz erhalten würden, und ſchließt mit dem bedeutenden, nagelneuen Stoßſeufzerlein: O tempora!

Elegantchens Redakteur, der gute, alte Herr Methuſalem Müller, kennt jenen gewiſſen Adolph von Schaden recht wohl, indem er mit deſſen „Briefen eines deutſchen Offiziers aus Frankreich“ ſchon im Jahre 1816 ſo manche Nummer ſeines Blattes gefüllt, und in der Folge mit dem Gewiſſen verſchiedentlich converſirt und correſpondirt hat, nichts deſtoweniger aber im Jahre 1821 dem Gewiſſen nicht bezeugen wollte, daß ich — ich, und er — er ſei, was doch gewiß nicht philoſophiſch war.

Nun ließ der gewiſſe A. v. Sch. in

ſeinem Katerſprunge ein pudelnärriſches Geſchichtchen von einem gewiſſen Methusalemio Hydrocephalo, zu deutſch: „ein gewiſſer Waſſerkopf“ abdrucken, welchen Waſſerkopf — ſehr unziemenderweiſe! — der gewiſſe Hr. M. Müller auf ſich bezog und — zu meinem höchſten Bedauern! — darüber viele Thränen vergoſſen haben ſoll.

Dieſer unſelige Irrthum hat nun dem unglücklichen A. v. Sch., deſſen Werke früherhin von Elegantchen gar gütig herausgeſtrichen wurden, von dem gewiſſen M. M. einen Spottpfeil zugezogen, und es iſt nur Schade, daß dieſer Pfeil, wie die gewiſſen M. M.ſchen alle, ganz gewiß der Spitze ermangelt. O Freunde! o Feinde! o Waſſerköpfe! o kritiſche Motive! o Gewißheit! o tempora! o mores! — —

Noch Tauſend und eine Ohrfeige.

Veſpertinchen zu Dresden erzählte dem lieben Publikum unlängſt folgendes kindliche Anekdötchen:

Ein aus Italien gebürtiger Prieſter war in Deutſchland Seelſorger geworden, ohne recht der Sprache des Landes mächtig zu ſein. Bei einer Taufe fragte der gute Mann das neugeborene Kind: „Entſagſt du dem Teufel und ſeinem Hofrath (ſtatt Hoffahrt)," worauf der Pathe ganz ernſt ſein: „Ich entſage" erwidert haben ſoll.

Mir deucht, jener Prieſter fragte ſo groß Unrecht nicht, indem ich zu der feſten Ueberzeugung gelangt bin, daß der Teufel wo nicht in ſeiner Hölle, doch ganz gewiß auf Erden Hofräthe unterhält, wobei ich den geneigten Leſer bitte, in Kürze zu vernehmen, wie ich zu dieſem ſeltſamen Glauben gelangt bin.

Ein Herr Johannes Langer that mir auf ſeinen Reiſen nach Norden die Ehre an, mich aufzuſuchen und ſofort in der wiener Theaterzeitung allerlei ſeltſame Notizen über mein Pelznegligee, meinen Pudel und meine Tabackspfeifen abdrucken zu laſſen.

Ich fand ein ſolches Benehmen, nachdem ich den mir gänzlich fremden Mann doch höflich und zuvorkommend genug empfangen hatte, unziemend und nahm mir dagegen die Freiheit, dem Herrn J. Langer in meinem ohnlängſt erſchienenen Bocksſprunge ein Naſenſtüberchen zu verabreichen. Den wiener Belletriſten ſcheinen Verſtand und Gutmüthigkeit beizuwohnen, und ich glaube, er hatte die Pille hintergeſchluckt, ohne an fernere Unbill zu denken, allein eben dieſes war gegen den Plan eines gewiſſen Teufelshofraths, im S****iſchen, dem ich von jeher, der Himmel mag wiſſen, warum? ein Dorn im neidiſchen Auge war; und was beginnt der Herr Teufelshofrath? —

Er hatte ſogleich nach dem Erſcheinen des Bocksſprunges nichts eiligeres zu thun, als von dem erwähnten Naſenſtüberchen eine Abſchrift zu nehmen, dieſe Kopie brühwarm an den Herrn L. zu ſenden und denſelben dringend aufzufordern, gegen mich einen recht derben und tief verwundenden Schmachartikel zu verfertigen, wozu der Teufelshofrath ſelbſt die Materialien liefern, und die Aufnahme des Pasquills entweder im Brockhauſiſchen Converſationsblatte, oder aber in noch einer andern hochberühmten Zeitſchrift veranlaſſen wollte.

Der argloſe, gutmüthige Herr Johannes theilte das Schreiben, freilich etwas unvorſichtig, zu Wien einem meiner bewährten Freunde mit, einem ehrlichen Manne, der mich ſogleich von der ganzen angezettelten ſaubern Intrigue in Kenntniß ſetzte. Siehſt du, gutes Publikum! ſo wird zu unſerer Zeit im anmuthigen Geſilde der ſchönen Künſte agirt! — Pfui Teufel über ſolche Teufelshofräthe! —

Dieſes wäre eine Ohrfeige! — tauſend andere ſtehen jenen hämiſchen, neidiſchen und elenden Kreaturen jeden Augenblick zu

Dienſten, welche nun und nimmermehr müde werden, mich in meinem ruhigen Privatleben mit den ſchändlichſten Verläumdungen und Kabalen zu verfolgen — du aber, ſinniges und gerechtes Publikum! wirſt ohne große Mühe nun die Quelle jener Schimpfartikel zu entdecken und zu prüfen verſtehen. ?! — —

Das Ländchen

ob der Enns, Linz und Paſſau.

Anderweitige Briefe, geſchrieben aus Paſſau nach Norddeutſchland im Sommer des Jahres 1822.

I.

Noch, mein theuerſter K**! blieb ich Dir die Beſchreibung meiner Reiſe von Wien nach Paſſau ſchuldig, und ſo klein und unbedeutend ſich auch die Route auf der Poſtkarte darſtellen mag, ſo hoffe ich doch nicht, Dich durch meine Relationen in einen ſanften Schlummer zu wiegen.

Mein genialer und inniger Freund, der Baron v. S*r**ris, jener originelle und ehrliche Genfer, von dem ich Dir ſo oft ſchon ſchrieb, ließ es ſich durchaus nicht nehmen, mich mit ſeinen raſchen Iſabellen und ſeinem leichten Steyrerwagerl mehr als die Hälfte des Weges zu ſpediren.

Ich freute mich recht herzlich, endlich der Kaiſerſtadt, wo es mir im Allgemeinen keineswegs ſehr gefallen hatte, zu entrinnen; wir ſendeten die Pferde zwei Poſtſtationen voraus, übernachteten in Hütteldorf *) bei einem andern wackern, gemeinſchaftlichen Freunde, und ſuchten am andern Morgen mit deſſen raſchen Pferden unſer vorausgeſchicktes Steyrerwagerl zu erreichen, was uns auch bereits ſchon in Sieghardskirchen gelang. Die Iſabellen flogen mit dem leichten Fahrzeuge dahin, daß ich in der That, im eigentlichſten Sinne des Wortes, kaum zu Odem kommen konnte, und ſchon Nachmittags 4 Uhr befanden wir uns zu Mölk, obwohl dieſer Marktflecken nicht weniger als dreizehn Poſtmeilen von Wien entfernt iſt.

---

*) Ein freundliches 1½ Stunde von Wien entferntes und an der Linzer Landſtraße belegenes Dörfchen. In der Kirche befindet ſich das Grabmal des berühmten Dichters Denis. Mehrere wohlhabende Wiener beſitzen artige Landhäuſer zu Hütteldorf, unter denen ſich das Liechtenſteiniſche, noch mehr aber das der Familie Paar, mit ſeinem niedlichen Parke, vorzugsweiſe auszeichnen.

In St. Pölten, einem hübſchen Städtchen, wo gewöhnlich der Staab ſammt einem Bataillone des Infanterie-Regiments, welches ſonſt Kerpen hieß, garniſonirt, hatten wir Mittag gemacht. Es wird hier vieler und ausgezeichnet guter Safran gebaut.

Der Flecken Mölk, an der Mündung der Mölk in die Donau, liegt in einer ſehr romantiſchen Gegend. Man findet in der einzigen Straße des Ortes einen Gaſthof an dem andern, und es bleibt beinahe unbegreiflich, auf welche Art hier ein Dutzend Gaſtwirthe ſubſiſtiren können. Wir nahmen in einem Gaſthofe Abſteigquartier, deſſen Beſitzer ein Italiener war, und wo wir, zu unſerer nicht geringen Verwunderung, eine Bedienung und Unterkommen fanden, wie man es nicht viel beſſer in einer der erſten Aubergen Berlins oder Wiens zu erwarten vermag, aber freilich verſtand unſer welſcher Hauspatron auch trefflich die großſtädtiſche Kreide zu führen.

Auf der Höhe des Abhanges, an welchem ſich der Flecken Mölk herniederſenkt, prangt die Benediktinerabtei gleiches Namens nebſt einem herrlichen Tempel.

Wir beſtiegen, den Abend zu vollbringen, den ziemlich ſteilen Berg; allein es war bereits zu ſpät, die Kirche, die Abtei, und die in derſelben befindlichen koſtbaren Bücher-, Münz- und Naturalienſammlungen zu beſchauen, und wir mußten uns daher begnügen, in dem weitläufigen, größtentheils noch in alt-franzöſiſchem Geſchmacke angelegten Garten des Kloſters zu luſtwandeln, wo wir uns aber durch eine unbeſchreiblich reizende und maleriſche Ausſicht in's weite hochromantiſche Donauthal hinlänglich entſchädigt ſahen.

Mehrere ältere und jüngere Benediktiner luſtwandelten gleichfalls im Kloſtergarten; ich ließ mich mit einem derſelben in ein Geſpräch ein, und der ehrwürdige Mann klagte bitterlich über ſchwere Zeiten und die häufigen Abgaben, welche die ohnehin ſehr herabgekommene Abtei an den Staat zu entrichten habe. Nur eine Art Gymnaſium und das Unterhalten mehrerer Penſionärs, meinte der Mann, könne allein mühſam das Kloſter noch vor gänzlichem Verfall bewahren. Mag ſein — allein den dicken Bäuchen und Köpfen ſämmtlicher Herren war weder Noth noch großes Mühen anzuſchauen.

Wir fuhren am folgenden Morgen über Kemmelbach nach Amſtetten. In dem Maaße, als man ſich der Enns nähert, ſtellt die Gegend ſich fruchtbarer und romantiſcher zugleich dar; eine aufs höchſte getriebene Obſtzucht erſetzt hier den Weinbau. Man brauet aus dem Obſte einen Moſt, und dieſer iſt hier das gewöhnliche Getränk; es mag den Landmann in heißen Tagen genüglich ſtärken und erquicken, allein dem an Wein oder auch nur an ſtarkes, wohl gegohrenes Bier Gewöhnten will dieſer Moſt nicht recht munden, und man fühlt nach dem Genuſſe deſſelben leicht Beſchwerden.

Ich trennte mich in Amſtetten, nicht ohne Rührung, von meinem edlen Freunde, dem Baron v. S*r**ris, denn wir durften uns wohl in dieſem Leben zum letztenmale geſehen haben; doch der edle Britte Campbell ſchrieb:

„Wenn treue Freunde das Schickſal, nur um ſie zu trennen, vereinte,
Warum denn bliebe Erinnerung an ſie dem Herzen ſo heilig?“

und noch dieſe Worte ſagte ich tröſtend meinem wackern S — s beim letzten Händedruck.

Den kurzen Weg von Amſtetten über Stremberg nach Enns legte ich mit einem Lohnkutſcher zurück; man paſſirt den Strom dicht am Fuße des Berges, auf welchem ſich das Städtchen gleiches Namens befindet.

Von ältern Schriftſtellern wird das Städtchen Enns für das ehemalige, berühmte, alte Laureacum (Lorch) der Römer ausgegeben, allein dieſe Angabe wird bei näherer Prüfung höchſt verdächtig und unglaubwürdig.

Unter den römiſchen Autoren bleibt Ammian Marcellin der einzige, welcher Laureacums erwähnt; ältere deutſche Schriftſteller behaupten, daß es die römiſche Hauptſtadt in Noricum geweſen, welchem dagegen von Andern geradezu widerſprochen wird.

Daß in dieſen Gegenden ſich das große Laureacum wirklich befunden, und daß unfern deſſelben der Sammelplatz der römiſchen Kriegsſchiffe geweſen, bleibt nicht zu bezweifeln; allein heutiges Tages mit Beſtimmtheit die Stelle der ehemaligen bedeutenden Niederlaſſung und deren Grenzen auszumitteln, dürfte unmöglich ſein.

Hiſtoriſche Gewißheit iſt, daß die Herzöge von Baiern ungefähr gegen das Jahr 900, ſich vor den häufigen Einfällen der Ungarn zu ſichern, Ennsburg erbauten, aus welchem das nunmehrige Enns entſtand. Der Ort bietet, wie er jetzt iſt, dem ſinnigen Reiſenden nichts Intereſſantes dar; einen barocken Anblick gewährt ein großer, frei auf dem Platze daſtehender unter Maximilian I. erbauter Thurm.

Enns umfaßt ungefähr 2900 Einwohner.

II.

Von hier an bis zur Grenze wird das Land: Ob der Enns, oder auch geradezu Oberöſtreich genannt.

Ich traf in dem Städtchen Enns einen glut- und talentvollen jungen Maler aus Luzern, der von dem Ländchen ob der Enns und ſeinen Einwohnern mit einer wahren Begeiſterung ſprach und mich dermaßen neugierig machte, daß ich mich kurzweg entſchloß, mit ihm einige Streifzüge ins Land hinein und zwar zu Fuß zu wagen, und ich fand in der That keineswegs Urſache, die Ausführung des raſchen Entſchluſſes zu bereuen.

Ein Eldorado im eigentlichſten Sinne des Wortes ſchien mir Oberöſtreich; die hohen ſteyriſchen, ſalzburgiſchen und böhmiſchen Gebirge begrenzen den weiten Horizont, und Oberöſtreich ſelbſt wird ein Gebirgsland genannt, allein ſeine Berge erſcheinen nicht als ſolche, ſondern vielmehr als lachende ſanfte Höhen, welche beinahe allerwärts bis auf den Gipfel angebaut ſind.

Das ganze Ländchen gleicht einem großen, ſchönen Garten; Felder, Wieſen, Thäler und Auen ſind überall mit Obſtbäumen bepflanzt, und die üppigſte Vegetation mit ihren duftigen Reizen entzückt allerwärts. Beinahe mit jedem Schritte wechſelt die Ausſicht, und das Auge weiß häufig nicht, wohin es vorerſt ſich wenden ſoll.

Man findet in Oberöſtreich nur wenig eigentliche Dörfer, aber eine Menge zerſtreut liegende größere Höfe, deren Aeußeres mehr einem Schloſſe als einem Bauernhauſe ähnelt. Die Gebäude befinden ſich beinahe ſtets in Mitte der den Bauern eigenen Grundſtücke, zu welchen, außer reichen und weitläufigen Obſtpflanzungen, auch Waldungen und Teiche gehören.

Der oberöſtreichiſche Landmann erinnert durch ſeinen ſchönen, kräftigen Körperbau, durch freie Haltung, ſchlichte Sitten, Gaſtfreundſchaft und das ihm beiwohnende geſunde Urtheil und natürlichen Verſtand ungemein lebhaft an den Tyroler und Schweizer, und iſt im Ländchen ob der Enns unſtreitig unter allen ſeinen Brüdern der glücklichſte in der weitläufigen Monarchie; er kennt Knechtſchaft und Frohndienſte kaum dem Namen nach und lebt größtentheils im Zuſtande der Wohlhabenheit.

Mancher oberöſtreichiſche Landmann beſitzt, ſeine Waldungen nicht mitgerechnet, mehr als 200 Jauchert Acker- und Wieſenland, 10 bis 18 ſchöne, ſtarke Pferde von einer guten Race, und 40 bis 60 Stück Rindvieh. An ſelbſt erzeugter Leinwand findet man in jenen Bauernhöfen Vorräthe, daß dieſelben für die ganze künftige Generation der Familie hinreichend zu ſein ſcheinen, und an Obſtwein werden nicht ſelten in einem Haushalte jährlich 500 bis 600 Eimer gewonnen.

Gaſtfreundſchaft iſt eine Haupttugend dieſer glücklichen Leute, welche ſie in einem kaum glaubwürdigen Grade ausüben.

Mein neuer, junger Freund aus Luzern führte mich in mehr als ſechs große Bauernhöfe, in welchen er ſich ohne Umſtände vorerſt ſelbſt bekannt gemacht hatte; wir wurden allerwärts mit inniger Freude und Herzlichkeit aufgenommen, und dieſe Landleute entwickelten ſo vielen natürlichen Anſtand, daß ich in der That ſtaunen mußte; von aller Heuchelei und Falſchheit bleiben ſie weit entfernt.

Dieſe wohlhabenden Bauern treiben die

Gaſtfreundſchaft ſo weit, daß ſie ſehr gewöhnlich ihre erwachſenen Töchter auf einige Zeit zum Kochenlernen in die Stadt ſenden, lediglich um ihre Gäſte anſtändig bewirthen zu können. Wer einem ſolchen Bauern für die reichlichſte Bewirthung Geld bieten wollte, würde ſein Ehrgefühl im höchſten Grade verwunden.

Trotz ſeiner Wohlhabenheit überläßt ſich der oberöſtreichiſche Landmann nie einem übertriebenen, mit ſeinem Stande unverträglichen Luxus; er trägt einen langen, ſchwarzen Rock von halbfeinem Tuche, einen großen ſchlichten Hut und einen bunten, oft ſeidenen Bruſtlatz; die Meubel ſeines Hauſes ſind feſt aber einfach und gewöhnlich ſehr alt, durch die höchſte Reinlichkeit allein ſtrebt man ſich in Kleidung und allerwärts auszuzeichnen.

Die Weiber und Frauen entwickeln einen hohen und üppigen Wuchs, und man erblickt unter ihnen häufig auffallende Schönheiten; ihr Koſtüm iſt ſehr karakteriſtiſch; auch ſie kleiden ſich, mit Geſchmack, größtentheils in dunkle Farben. Das weibliche Geſchlecht iſt ungemein munter, feurig, oft recht witzig in ſeiner Art, hält aber ſtreng auf Zucht und Sitte, und allenfalſige Freiheiten, welche ſich der Unbeſcheidene nehmen möchte, werden unfein genug geahndet.

Man findet unter den oberöſtreichiſchen Bauern, im eigentlichſten Sinne des Wortes, denkende und ſehr richtig raiſonnirende Leute. Meiſtens hat der Herr des Hauſes für ſich ein beſonderes Gemach, welches man mit unſern Studierzimmern vergleichen könnte; wenigſtens bemerkt man in demſelben nicht ſelten Sammlungen gemeinnütziger Schriften aus dem ökonomiſchen Fache u. dgl.; ein ſolcher Mann ſagte mir:

„Sie loben unſere Landwirthſchaft und wundern ſich, bei uns etwas mehr Bildung zu finden, als man ſonſt gewöhnlich dem deutſchen Bauern zutraut? — Wahr iſt es, wir ſchritten einigermaßen vorwärts, allein unſere Landwirthſchaft iſt noch gar großer Vervollkommnung fähig. So bedürften wir in unſerer Gegend gar keiner Brache, wir könnten durch Anbau der Futterkräuter und Einführung der Stallfütterung unſere Oekonomien ſehr verbeſſern; ich und einige meiner Freunde ſuchten hierin mit gutem Beiſpiele vorzugehen, allein wir fanden geringe Nachahmung, dagegen aber häufigen Tadel, denn Eigenſinn und hartnäckiges Hangen an dem Alten und einmal Gewohnten zeichnen den Bauern mehr oder weniger allerwärts, wenn auch ſchon nicht zu ſeinem Vortheile aus.“

Das nenne ich mir doch, von einem Bauern ſelbſt, vorurtheilsfrei und vernünftig geurtheilt!

Außer den erwähnten großen und reichen Bauern, giebt es freilich in Oberöſtreich auch noch eine viel bedeutendere Zahl kleinerer und weniger mit Glücksgütern geſegneter Landleute; indeß bleibt in dieſem Ländchen nichts deſtoweniger ein hoher und ungewöhnlicher Wohlſtand unverkennbar, eine Thatſache, welche um ſo größere Bewunderung verdient, wenn man weiß, daß vielleicht keine unter den Provinzen der großen Monarchie, in den vielen aufeinander folgenden Kriegsjahren ſo hart und anhaltend mitgenommen wurde, als gerade das Ländchen ob der Enns.

Wein wird jetzt in Oberöſtreich, ſchon ſeit ungefähr zwanzig Jahren, gar nicht mehr gebaut, denn er allein wollte in dieſen anmuthigen und glücklichen Gefilden nie recht gedeihen, weil die Nähe der ſteyerſchen, ſalzburgiſchen und vorzüglich der böhmiſchen Gebirge verurſacht, daß das Wetter im Frühlinge und Spätjahre dennoch oft viel rauher iſt, als man nach der geographiſchen Breite des Landes vermuthen ſollte.

III.

Man legt den Weg von dem Städtchen Enns nach Linz mit nur einigermaßen guten Pferden leicht in fünf Stunden zurück.

Eine Stunde vor Linz muß man Ebelsberg *), jenen kleinen Marktflecken paſſiren, deſſen Name in der Geſchichte neuerer Kriege, durch die ungemein mörderiſche und furchtbare Schlacht, welche am 3. Mai 1819 der öſtreichiſche General Hiller dem Mar-

---

*) Der Ort wird von beinahe allen neuern Schriftſtellern und zwar ganz falſch: „Städtchen Ebersberg" genannt.

ſchall Maſſena lieferte, eine bedeutende Celebrität erhielt.

Ebelsberg liegt unmittelbar an dem rechten Ufer der Traun, über welche hier eine 268 Klafter lange Brücke führt. Das alte, bereits im zehnten Jahrhundert erbaute Schloß dominirt die Gegend und gleich hinter dem Marktflecken, gegen Enns zu, erheben ſich bedeutende Defileen.

Ich beſchaute, in Begleitung eines Ebelsberger Bürgers, der an jenem verhängnißvollen Tage als Unteroffizier unter Hiller gekämpft hatte, das denkwürdige Schlachtfeld, und der verſtändige Mann wußte mir die verſchiedentlichen Stellungen alle mit großer Genauigkeit zu bezeichnen.

Mehrere militäriſche Schriftſteller haben Hillers Dispoſitionen hinſichtlich der Ebelsberger Schlacht hoch erhoben, allein obwohl ich ſtrebe, ganz unparteiiſch zu ſchreiben, kann ich deſſenungeachtet, nach genauer Prüfung des Terrains, weder als Taktiker noch Stratege, unmöglich mit in der Herren Trommete ſtoßen, und ich erinnerte mich an Ort und Stelle unwillkührlich an gewiſſe Worte, welche Schiller ſeinem Wallenſtein in den Mund legt, und die ſich noch ungemein weiter ausdehnen laſſen.

Ja wohl wird manche blutige Schlacht nicht der Nothwendigkeit halber, geſchlagen, ſondern weil der junge oder alte Feldherr einen Sieg wünſcht, oder ſich im ſchlimmſten Falle wenigſtens durch einen kunſtgerechten Rückzug auszuzeichnen hofft.

Die Aufgabe war, der weit überlegenern, gegen die Traun vorrückenden franzöſiſchen Armee den Uebergang ſtreitig, oder vielmehr ihr möglichſt vielen Abbruch zu machen, denn an ein gänzliches Aufhalten war vernünftigerweiſe gar nicht zu denken.

Das Terrain bot Hillern allerdings eine ſehr feſte und vortheilhafte Poſition an; allein er ließ ſich gleich anfangs dadurch einen groben taktiſchen Schnitzer zu Schulden kommen, daß er den größten Theil ſeiner Hauptmacht vor den Defileen und zwar in dem Marktflecken ſelber aufſtellte.

Ohne Prophetenſinn ließ ſich der Erfolg

leicht vorher beſtimmen; der ſchöne Ort mußte geopfert, die Oeſtreicher aber, ſelbſt im Falle der hartnäckigſten Gegenwehr, am Ende durch Uebermacht dennoch gezwungen werden, ſich durch die ihnen im Rücken liegenden Defileen zurückzuziehen, in welchen ſie von dem Geſchütze des nachſetzenden Siegers nothwendigerweiſe bedeutenden Schaden erleiden mußten; gewonnen konnte durch dieſes Manöver nichts werden, weil der zahlreiche vordringende Sieger auf jeden Fall weniger Verluſt an Mannſchaft hat, als der ſchwächere ſich zurückziehende Theil.

Ein weiſer, kalt überlegender Feldherr konnte hier anders handeln. Hiller mußte gleich im erſten Augenblick die Brücke, das Schloß und ſelbſt den Flecken aufgeben, dagegen ſeiner ganzen Hauptmacht eine zweckmäßige Stellung hinter den Defileen geben.

Der Feind ſah ſich nichts deſtoweniger gezwungen, ihn anzugreifen, allein einer wohlgeordneten Macht gegenüber mag es keine Kleinigkeit gelten, durch dieſe engen, ſteilen

Schluchten zu defiliren und dann zu deployiren; es mußte unter dem öſtreichiſchen Kanonenfeuer geſchehen und nicht anders hätte es kommen können: die Franzoſen würden unzählige Menſchen, Hiller dagegen nur ſehr wenige verloren haben, und deſſenungeachtet hätte dieſer nach wie vor in beſter, vielleicht in noch beſſerer Ordnung, als wirklich geſchah, ſich nach Enns zurückziehen können.

Allein bei des öſtreichiſchen Feldherrn mangelhafter Diſpoſition blieb der Verluſt auf beiden Seiten gleich bedeutend, und gänzlich zwecklos waren die Brücke und das ſchöne Ebelsberg (es wurde ganz und gar ein Raub der Flammen) geopfert worden.

Wie furchtbar dort gemetzelt worden ſein mag, läßt ſich daraus ſchließen, daß ſelbſt Napoleon bei Ueberſchauung der Ruinen und des Schlachtfeldes mehreremal ausgerufen hatte: „Jamais je n'ai vu un spectacle si affreux!" *)

---

*) Mehrere Schriftſteller und ſelbſt das Brockhauſiſche Converſationslexikon (ſiehe Art. Ebersberg) legen die Aeußerung einem andern fran-

Heutiges Tages ſtellt ſich Ebelsberg, bereits wieder aufgebaut, als ein freundliches Oertchen dar, welches häufig von den Linzern beſucht wird.

An der Traunbrücke werden dem Fremden die Päſſe abgefordert, und dieſelben durch Siegel und Unterſchrift zur Reiſe nach Linz gültig erklärt, obwohl die Hauptſtadt Oberöſtreichs von hier nur noch ein kleines Stündchen entfernt iſt; Aehnliches paſſirt uns kaum, wenn wir von Stolpe nach Danzig reiſen.

Es war an einem Sonntage gegen Mittag, als ich mich den Linien der oberöſtreichiſchen Hauptſtadt nahete; lahme, krumme und bucklige, bettelnde Jammergeſtalten bedeckten von Ebelsberg an die Landſtraße; ein unerfreulicher Anblick und auffallender Kontraſt gegen die Induſterie und Wohlhabenheit der Landleute, welche ich vor kurzem im Ländchen ob der Enns bewundert hatte.

---

zöſiſchen General in den Mund, allein daß die Worte urſprünglich Napoleon angehören, weiß jeder gebildete Linzer zu bezeugen.

Endlich war die Linie erreicht, wo der Fremde erſt nach dem gewöhnlichen peinlichen Ausfragen und Viſitiren, gegen Abgabe ſeiner Reiſepäſſe, die gnädige Erlaubniß erhält, in die Stadt zu fahren und ſein Geld zu verzehren.

Des Jahrmarkts halber war es gerade in Linz ſehr lebhaft; viele Fremde befanden ſich in der Stadt, und ich ſah mich deshalb gezwungen, im goldenen Stuck *), keineswegs einem der erſten, aber dennoch ſehr reinlichen und anſtändigen Gaſthofe mein Abſteigequartier zu nehmen.

Ich hielt nach verzehrtem guten Mittagsbrote ein Stündchen Sieſta, worauf der Kellner in meine Stube trat und fragte: wann der Gnädige zu jauſen und um welche Zeit zu Abend zu eſſen gewohnt ſeien?

Zu jauſen? fragte ich verwundert, was iſt das? — und da kam es denn heraus, daß unter jauſen eine dritte Mahlzeit verſtanden wird, welche man zwiſchen dem Mittag- und Abendbrote noch einnimmt.

---

*) Stuck bedeutet hier ſo viel als — Kanone.

Du ſiehſt, lieber K**l! daß der Magen auch in Linz nicht vergeſſen bleibt; ich meines Theiles ſchlug das ſogenannte jauſen aus und ſchickte mich an, das Stadttheater zu beſuchen. Lebe wohl, bald ein Mehreres!

IV.

Linz, die Hauptſtadt Oberöſtreichs, mein theurer K***! liegt am rechten oder ſüdlichen Ufer der Donau. —

Schon ſehe ich Dich, Du methodiſches Genie! vom Stuhle aufſpringen, und nach dem Bücherſchranke rennen, um den Gaſpari und Dein ſchundiges Converſations-Lexikon nachzuſchlagen. Ich rathe Dir, bleibe ruhig ſitzen, denn ich werde in meiner eigenthümlichen Manier richtigere und intereſſantere Notizen mittheilen, als Du dort finden dürfteſt; doch halt — ich mag meinem Syſteme nicht untreu werden, drum vernimm vorerſt, was ich Dir in geſchichtlicher Hinſicht von jener freundlichen Donauſtadt zu berichten habe.

Viele Hiſtoriker nehmen das heutige Linz ganz zuverſichtlich für das alte Lentium der

Römer, welches bei dieſen eine der Hauptſtädte in Noricum bildete, die bekanntlich von den wilden Hunnen und Avaren zerſtört wurde, obwohl nicht ein einziger triftiger Grund die erſtere willkührliche Behauptung zu unterſtützen vermag; ja ſo alt Linz auch ſein mag, ſo bleibt nichts deſtoweniger gewiß, daß ſeine Geſchichte nicht weit über das Mittelalter hinaus, erſt einige Zuverläſſigkeit gewinnt.

Schloß, Stadt und Gebiet des heutigen Linz waren einſt das Eigenthum der Grafen von Kyrnberg, von denen es durch Kauf im elften Jahrhundert an die Markgrafen von Oeſtreich überging. Im Jahre 1490 erſt wurde Linz zur Hauptſtadt von Oberöſtreich erhoben und in ſpätern Zeiten verdankte es verſchiedenen Regenten mehrere Freiheiten und Privilegien.

Eine vorzugsweiſe denkwürdige Periode in den Annalen der Stadt bleibt der bekannte Bauernkrieg des ſiebzehnten Jahrhunderts; Linz wurde von den ſogenannten Rebellen um das Jahr 1626 unter ihrem Anführer Stephan Fadinger, und nach deſſen Tode von Achatz Wiellinger förmlich belagert, viele ſchöne Gebäude und alle Vorſtädte wurden ein Raub der Flammen. Merkwürdig und gewiß wenig bekannt iſt der Umſtand, daß der große Mathematiker Johann Keppler *), welcher ſich zu jener Zeit in Linz befand, durch den Brand ein ganzes, ſehr wichtiges Manuſkript verlor, deſſen Druck bereits begonnen hatte, und welches der unſterbliche Mann nicht mehr zu erſetzen vermochte, da er bald darauf ſtarb.

Im Jahre 1632 erregten die Bauern, ſchwediſcher Hülfe vertrauend, einen neuen Aufſtand, und Linz ſah ſich abermals hart bedroht, allein die donnerſchwangern Wolken zogen unſchädlich vorüber, ſchnell genug ward dieſe zweite Rebellion gedämpft.

---

*) Er war geboren zu Wiel in Schwaben am 27. Dezember 1571, und verhungerte auf faulem Stroh den 15. November 1630 zu Regensburg, in welcher Stadt dem ausgezeichneten Kopfe 237 Jahre nach ſeinem Tode ein Denkmal errichtet wurde.

Von nun an genoß Linz, wenige und kurze Unterbrechungen ausgenommen, die Früchte des ſegensreichſten Friedens; Handel und Gewerbe blüheten herrlich, und in ihrem gewöhnlichen Gefolge blieb der beglückende Wohlſtand nicht aus.

Im Jahre 1800 brach in dem Schloſſe der Stadt eine Feuersbrunſt aus, welche ſo ſchnell um ſich griff, daß der größte Theil der Altſtadt ein Raub der Flammen wurde. Dieſem an ſich ſelbſt höchſt unglülichen Umſtande verdankt Linz bedeutende Verſchönerungen.

Nicht weniger dunkel, als die der Stadt, blieb die frühere Geſchichte des berührten, größtentheils abgebrannten Schloſſes; auch ſeinen Urſprung wollte man aus den Zeiten der Römer herleiten, allein ebenfalls ohne Aufbringung triftiger Beweiſe für die Behauptung. Richard Löwenherz hatte einige Zeit in der Burg verlebt, nachdem er von ſeinem treuen Volke aus der Haft zu Dürrenſtein losgekauft worden war.

In den neueſten Zeiten wurde Linz durch

feindliche Invaſionen hart mitgenommen, und 1809 vorzüglich die ſchöne am linken Donauufer gelegene Vorſtadt: Urfahr genannt, großen Theils zerſtört; allein jetzt ſind kaum noch unbedeutende Spuren jener Unglücksfälle ſichtbar.

V.

Kaum in Linz eingetroffen, erhielt ich eine ſehr höfliche Einladung vom Polizeichef, dem Herrn Regierungsrath v. H., ihn ſogleich zu beſuchen. Ich kannte dieſe Einladungen bereits, denn ſie waren mir in allen Städten des Kaiſerſtaates, welche ich paſſirt hatte, zu Theil geworden; ich hätte ſolche Einladungen gern allerwärts abgelehnt, allein der Höflichkeit jener Herren zu widerſtreben, bleibt keineswegs rathſam.

Die eigentlichen Vorſtände der Polizeibehörden in allen größern Städten Oeſtreichs ſind in der Regel fein gebildete, umſichtige und gar ſehr gewitzte Männer, und das war auch der Herr Regierungsrath von H.; er bediente ſich, die Einladung zu entſchuldigen, des gewöhnlichen Vorwandes, daß er einige meiner Schriften geleſen habe, und daß er nun wünſche, meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

Die Unterhaltung begann; allein des Herrn Regierungsrathes eigentlicher Zweck wurde mir bald genug klar *); er wollte mich lediglich aushorchen, wie es mir in Wien ergangen, und wie ich wohl über dieſe Hauptſtadt urtheilen möchte; ich befand mich der Grenze des geliebten konſtitutionellen Vaterlandes nahe, und legte heute mir weniger Zwang auf, als ſonſt die Klugheit bei ſolchen Gelegenheiten gebot; in einen Swahl von Komplimenten gehüllt, ſagte ich dem Herrn Regierungsrathe einige recht derbe Wahrheiten in's Geſicht; er wußte nun, mit wem er es zu thun und entließ mich, nach Verlauf einer halben Stunde, höflich kalt.

Von dem Exminiſter Fouché, welcher bekanntlich einige Zeit in Linz privatiſirt hatte,

---

*) Napoleon pflegte öfters zu ſprechen: „Il en est de la poste comme de la police: on n'attrape que les sots." Und er hatte in der That Recht.

erzählten mir glaubwürdige Leute einen Zug, welcher mich in der That recht herzlich zu lachen machte.

Der damalige Polizeichef zu Linz erhielt von Wien aus den Befehl, jedes Wort, jede Miene und Handlung des Herzogs von Otranto zu beobachten und regelmäßig zu berichten, jedoch ſollte dieſer nicht das Geringſte davon gewahren.

Ja du lieber Himmel! ein Fouché und ein öſtreichiſcher Polizeibeamte — welcher Unterſchied? Der Herzog durchſchaute im erſten Augenblick das Ganze, und ließ den Linzer Polizeichef auf der Stelle zu ſich bitten: „Lieber Herr Regierungsrath! ſprach der Exminiſter, ich weiß, daß Sie mich beobachten ſollen, und daß ich ſelbſt davon nichts ahnen darf; es iſt ein beſchwerliches Geſchäft, welches man Ihnen übertrug, und nach allen meinen Kräften wünſche ich es zu erleichtern, daher für Sie, von heute an, jeden Tag ein Couvert auf meiner Tafel bereit liegen wird, bei welcher Gelegenheit Sie mich dann, ſo viel es beliebt und in größter Bequemlichkeit beobachten mögen.“

Ob der Herr Regierungsrath das Anerbieten annahm oder ablehnte, iſt mir nicht bekannt geworden.

Ich ſaß noch mit etlichen lebensluſtigen, reiſenden Kaufleuten bei der vollen Flaſche, an der Tafel, als ein Kellner odemlos in's Zimmer ſtürzte und uns keuchend verkündigte: es habe ein wüthiger (toller) Hund die Polizei gebiſſen und dieſe ſtehe nun in Gefahr, ebenfalls wüthig zu werden. Wir lachten alle hell auf, doch bald löſte ſich das Mißverſtändniß:

Die Linzer pflegen, beliebender Kürze halber, einen Polizeiſoldaten bloß den Polizei zu nennen, und einen ſolchen nun hatte der wüthige Hund in der That gebiſſen; wir aber hatten, des Linzer Jargons ohnehin nicht gewohnt, falſch verſtanden — ein verzeihlicher Irrthum doch wohl? —

VI.

Verzeihe mir, mein theurer K***! das kleine Intermezzo, durch welches ich mein eigentliches Thema ſo eben zu unterbrechen wagte; ich kehre ſchnell wieder zu dieſem zurück, und werde Dir nun, meinem Verſprechen gemäß, den verlornen Faden aufnehmend, einige örtliche und andere Nachrichten, die Hauptſtadt Oberöſtreichs betreffend, ſpenden.

Linz liegt beträchtlich höher als Wien, und das Klima iſt bei weitem geſünder und gemäßigter als in des Kaiſers Reſidenzſtadt.

Ueberhaupt hat die Natur auch die Lage von Linz ungemein begünſtigt, und für den Fall, daß das Geſchick Dich einſt durch dieſe Gegenden führen ſollte, rathe ich Dir, zu Linz vorerſt den Schloßberg, und dann eine fortlaufende Anhöhe zu beſteigen, auf deren Gipfel ſich ein Wirthshaus, beim Jägermayer genannt, befindet. Die Ausſicht, deren man auf dieſem Punkte genießt, iſt eine ungemein reizende.

Die freundliche Hauptſtadt mit ihren vielen neuen und ſchönen Gebäuden liegt, tief zu unſern Füßen, ausgebreitet vor uns. Sanfte grüne Höhen und idylliſche Thäler bilden den weiten Horizont, aus dem viele ſchöne Dörfer überraſchend hervor treten. Im Nord und

Oft ſetzen die Hügelketten vom ſogenannten Pöſtling bis zum Pfennigberge der Ausſicht zwar Schranken, allein eben dieſe Bergreihen nöthigen den majeſtätiſchen Donauſtrom zu bedeutenden Krümmungen durchs weite Thal hin, welches den maleriſchen Anblick noch erhebt. Wendet man das Auge vom Strome rechts, ſo bemerkt man deutlich die nach Wien führende Landſtraße, ja man unterſcheidet ſelbſt genau genug die Stadt Enns, Strengberg und im Hintergrunde den hohen Sonntagsberg. Gegen Süd ſchließen die Höhen hinter Ebelsberg die Ausſicht, doch ragen impoſant die Thurmſpitzen der großen Stiftskirche von St. Florian darüber hervor — und alle dieſe Ausſichten gewährt annoch das Gebiet der Stadt, viel reizendere und romantiſchere findet man noch außer demſelben auf höhern Punkten.

Linz ſelbſt hat mit den meiſten, bedeutenden, öſtreichiſchen Städten gemein, daß die Stadt viel kleiner iſt, als die zu ihr gehörenden Vorſtädte. Man zählt deren drei, nämlich: die obere Vorſtadt, die untere und endlich Urfahr, von welcher letztern oben ſchon Erwähnung geſchah, und die mit der Stadt ſelbſt durch eine 144 Klafter lange, auf 18 Jochen ruhende hölzerne Brücke über die Donau in Verbindung geſetzt iſt.

Die Stadt hat vier Thore, und ihr ſchönſter Theil iſt der 125 Klafter lange Platz, Markt genannt, auf welchen die bedeutenden Straßen führen und den eine ſogenannte, zur Gedächtniß der Peſt vom Jahre 1713 errichtete Dreifaltigkeitsſäule ziert.

Einen zweiten ſchönen freien Platz bildet die mit Platanen und Akazien bepflanzte Promenade, wo die Linzer ſchöne Welt zu luſtwandeln pflegt.

Linz zählt gegen 1250 Häuſer, in denen in Allem und mit Einſchluß der Garniſon ungefähr 22,000 Seelen wohnen. Es befinden ſich ſieben Kirchen in der Stadt, unter denen ſich die Joſephskirche durch etliche recht brave Gemälde von dem ältern Altomonte — er war ein Deutſcher und hieß eigentlich: Hochberg — auszeichnet. Eins der ſchönſten und bedeutendſten Gebäude iſt das Landhaus. Uebrigens iſt Linz der Sitz der oberſten Regierungsbehörde für das Land ob der Enns, auch ein von Joſeph II. errichtetes Bisthum befindet ſich daſelbſt. Die Hauptſtadt Oberöſtreichs hat ein Lyceum, ein Gymnaſium und mehrere Normal- und Trivialſchulen. Die Erziehung iſt bei weitem beſſer beſchaffen, als in Niederöſtreich und Böhmen, und beim Lyceum ſind etliche wahrhaft gelehrte und heller denkende Köpfe als Profeſſoren angeſtellt, allein auch ſie und mit ihnen der Funke des Lichtes ſollen nun in kurzem von jenen intoleranten Obſkuranten, welche ſich Liquorianer nennen, verdrängt werden.

Ueberhaupt muß ich geſtehen, daß mir der Umgang mit den Linzern mehr als der mit den Wienern zuſagte; jene ſind freilich auch ſinnlich und lebensluſtig, aber nichts deſtoweniger ungemein offener, freiſinniger, witziger und geiſtreicher, als dieſe.

Auch eine öffentliche, den Studierenden ſehr erſprießliche Bibliothek befindet ſich in Linz; ſie beſteht aus ungefähr 23,000 Bänden, worunter aber eine Menge aſcetiſcher Schriften und alter theologiſcher und ſogenannter philoſophiſcher Werke, voll ſcholaſtiſchen Unſinnes ausgeworfen zu werden verdiente; an ſeltenen und ſchätzbaren Inkunabeln iſt dieſe anderwärts unbedeutende Bücherſammlung ſehr reich; man zählt deren mehr als 400.

Ein im Bibliothekgebäude vorhandenes phyſikaliſches Kabinet wird Muſeum genannt, doch verlohnt es kaum der Mühe, daſſelbe zu beſchauen.

Die Linzer Anſtalten, hinſichtlich der öffentlichen Sicherheit und Bequemlichkeit, das Straßenpflaſter, die Beleuchtung u. ſ. w. verdienen Lob; an den Ufern der Donau findet man mehrere reinliche und zweckmäßig eingerichtete Badehäuſer.

An Inſtituten für verarmte und erkrankte Menſchen leidet Linz ebenfalls keinen Mangel; das Gebähr-, ſo wie das Irrenhaus ſind reich dotirt und vortrefflich eingerichtet; die verehrungswürdigen Orden der barmherzigen Brüder und Eliſabethinerinnen erfüllen auch hier ihren erhabenen Beruf mit Erfolg und nicht zu ermüdendem Eifer, und für das Armenweſen überhaupt ſpricht ſchon der Umſtand, daß es noch immer ſo fortbeſteht, wie es einſt der unſterbliche zweite Joſeph reformirte.

Nicht Prahlerei verdient es genannt zu werden, wenn der Oberöſtreicher von ſeinem Lande und deſſen Hauptſtadt insbeſondere behauptet, daß ſie hinſichtlich des Handels und der Induſterie von keiner der andern Provinzen der ganzen großen Monarchie übertroffen würden.

Linz, als einer der bedeutendſten Stapelplätze an der häufig befahrenen Donau, erfreut ſich eines lebhaften Handels überhaupt, und wichtige Tranſitogeſchäfte gewähren demſelben große Vortheile. Die Stadt hält zwei Jahrmärkte (Meſſen), und da ich gerade während eines ſolchen zu Linz verweilte, ſo fand ich Gelegenheit, mich an Ort und Stelle zu überzeugen, daß mit Tüchern, Leinwand, Zwirn, Leder und Steiermärkiſchen Eiſenwaaren ein anſehnlicher Verkehr getrieben wird.

Linz zählt mehrere Wollenfabriken, unter denen eine kaiſerliche die größte und bedeutendſte iſt und eine Menge Menſchen beſchäftigt und ernährt; dieſe Fabriken liefern, zu in der That ſehr billigen Preiſen, Tücher, Kaſimire, verſchiedene andere wollene Zeuge, Tamiſe, Teppiche u. ſ. w.

Auch vier Buchhandlungen und eben ſo viele Buchdruckereien giebt es in Oberöſtreichs Hauptſtadt, allein mit der einſeitigen Wirkſamkeit ſolcher Inſtitute, im ganzen Kaiſerſtaate überhaupt bereits vertraut, verſpürte ich keine Luſt, die hieſigen zu beſuchen.

VII.

Seit beinahe vierzig Jahren ſchon hat Linz eine ſtehende Bühne. Das nunmehrige ungemein freundliche Gebäude wurde nach dem großen Brande von 1800 an der Promenade von den Ständen Oberöſtreichs aufgeführt und in ſeinem Innern, in einem aber nur zu kleinem Maaßſtabe, nach dem Muſter des Theaters an der Wien eingerichtet, auch beünden ſich in dem Hauſe ein Redoutenſaal und das Kaſino.

Du magſt leicht ermeſſen, mein theurer K***! wie ich ſtaunte, als ich in Linz eingetroffen, für den Abend deſſelben Tages ein Stück angezeigt fand, welches ſelbſt ſeit längerer Zeit ſchon von den Brettern der Berliner und der norddeutſchen Bühnen überhaupt beinahe gänzlich verdrängt worden iſt, ſeit jener Periode nämlich, von welcher an man allerwärts ſogenannte Demagogen und freiſinnige Sektirer wittert; man fürchtet die poetiſche Sprache der Freiheit, oder vielmehr den Impuls, den ſie üben möchte, und Du haſt vielleicht ſchon errathen, daß von Schillers **Wilhelm Tell** hier die Rede iſt.

Mit nicht geringer Spannung betrat ich das Schauſpielhaus, ja du lieber Himmel! der Tell war freilich auf dem Zettel angezeigt, allein in dieſer Aufführung erkannte ich die urſprüngliche Dichtung kaum wieder. Der fünfte Akt blieb ganz weg; nun es hätte darum ſein mögen, denn der epigrammatiſche berliner Buchhändler Herr J. Fr. **Sommerbrodt** ſchrieb:

„Wo Weizen iſt, da drängt ſich Unkraut ein;
Drum muß beim Wilhelm Tell ein zweiter Akt
auch ſein.“

Schon Recht — allein hier wurde mit der Spreu zugleich auch der würzige Weizen verſchüttet. Gleich Anfangs blieben die ſchönen Geſänge nach der Melodie des Kuhreigens weg, und gerade die ſchönſten und ergreifendſten Stellen der herrlichen Dichtung traf ein gleiches Loos, ſo daß das Ganze im eigentlichſten Sinne des Wortes eine Leiſtung ohne Sinn und Verſtand war. Nun wurde mir freilich klar, daß der arme verſtümmelte Tell von der hochpreislichen Polizeibehörde die Erlaubniß hatte erlangen können, über die Bretter hinken zu dürfen; man verſteht anderswo das Kaſtriren der Bühnenſtücke auch, allein die höchſte Meiſterſchaft in der edlen Kunſt wurde ſicher zu Linz erreicht.

Unter den Künſtlern und Künſtlerinnen zeigten mehrere ziemliche Anlagen, und beſonders nahm der Bühnendirektor den Landvogt recht brav; die Dekorationen waren nicht ſchlecht, ſie werden, wie man mir ſagte, meiſtens von einem Maler aus Wien verfertigt.

Ich beſchloß, von Linz nach Paſſau mit dem gewöhnlichen Poſtwagen zu fahren, um auch dieſe Art des Reiſens im Oeſtreichiſchen kennen zu lernen, und ich muß Dir aufrichtig geſtehen, lieber K**l! ſie iſt nichts weniger als unangenehm, die Wagen ſind durchaus noch bequemer eingerichtet, als die engliſch-preußiſche königliche Journaliere, welche von Berlin nach Potsdam fährt, und wem die Geſellſchaft im Wagen nicht behagt, der kann in's ſogenannte Kabriolet flüchten, wo er ſich allein überlaſſen bleibt.

In Schärding, dem letzten öſtreichiſchen Grenzorte eingetroffen, nahm ich mir nicht einmal mehr Zeit, ein Glas Wein zu trinken; ich eilte der langen Innbrücke zu, noch etliche Schritte, — und ich erblickte die lieben wohlbekannten Farben, unter denen ich, noch ein zarter Jüngling, dem Siege entgegen ging, ich ſtand auf konſtitutioneller Erde.

O mein theurer Freund! der gemüthvolle Italiener Alfieri hat dennoch Recht:

„— Es iſt kein leerer Schall
der Name Vaterland. Der edle Herzen
Wärmt und entzündet, wie ein himmliſch Feuer;
Umſonſt ſucht der Tyrann ſo hohe Liebe
Des Frevels anzuklagen, die Natur
Verwirft den falſchen Spruch, und nennt ſie Tugend.“

Sieben Jahre hatte ich mehr nicht auf dieſer Erde geſtanden, ich umfing ſie, ich benetzte ſie mit meinen heißen Thränen.

Meine literariſchen Feinde haben der Welt ſo oft von meinem ſchwarzen Herzen vordeklamirt; mögen ſie immerhin! wie Unrecht ſie mir thun, wurde mir nie klarer, als in jenem Augenblicke, dort am Strande des länderſcheidenden Inns.

VIII.

Ich habe Dir lange nicht geſchrieben, mein theuerſter K**l! entſchuldige mich, ich war krank, in der That ſehr krank.

Den ganzen Sommer habe ich in einer höchſt romantiſchen Gegend, unweit Paſſau zugebracht. Man ſollte glauben, es ließe ſich von einer Stadt, welche kaum 7000 Einwohner zählt, nicht viel Erhebliches ſagen, und dennoch hatte ich über dieſe Stadt ein halbdutzend Bogen zuſammengeſchrieben. Ich wollte Dir dieſe Manuſkripte ſenden, da wandelte mich plötzlich die ſeltſame Laune an, ſie zu verbrennen, und ich weiß Dir nun nichts anders zu melden, als daß ich die Paſſauer unbeſchreiblich lieb gewonnen habe. Es ſind in der That edle, herrliche Menſchen und alle Plagen der kleinen Stadt blieben ihnen fern; Du findeſt hier weder Herrenſtolz, noch knechtiſche Kriecherei, nicht Klatſchereien und keine Spur des unſeligen Kleinlichkeitgeiſtes, dagegen einen ſo gediegenen, ächten Kunſtſinn, wie Du ihn vielleicht kaum in mancher Hauptſtadt antreffen möchteſt. O warum kann ich den Reſt meiner Tage nicht im Cyclus dieſer hochherzigen guten Menſchen hinbringen! allein das Schickſal ruft, — ich reiſe morgen ab.

Willſt Du Dich vorerſt über Paſſaus wirklich ſehr intereſſante ältere Geſchichte informiren, ſo lies:

„J. M. Buchingers Geſchichte des Fürſtenthums aus archivariſchen Quellen bearbeitet. München 1810. 8. bei Storno.“

Hr. Joſ. Lenz hat eine hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung Paſſaus in 2 Bänden, Paſſau bei Ambroſi 1818, geliefert.

Paſſau zeichnet ſich überhaupt durch eine bedeutende Anzahl berühmter Gelehrten, Künſtler und ausgezeichneter Dichter aus. Daher nun auch der Herr Profeſſor und Doktor Durach zu Bamberg im Begriffe ſteht, ein paſſauer Gelehrten-Lexicon herauszugeben. Dieſer Mann hat mich erſt vor wenigen Tagen eingeladen, ihm zu dieſem Behufe meine Selbſtbiographie einzuſenden, allein ich erwiederte ihm:

„O Herr! ich bin nicht würdig, in dein Reich einzugehen.“

Denn wie dürfte ein literariſcher Zugvogel meiner Art es auch wagen, ſich in die hochgelehrte paſſauer Welt eindrängen zu wollen.

Du ſtellteſt an mich in Deinem letzten Schreiben gar viele Fragen über den Stand der bairiſchen Literatur, über das eigenthümliche Weſen der berühmten Conſtitution ꝛc. Wärſt Du ein Narr, und wäre ich geſcheid, ſo könnte ich erwiedern: ein Narr kann tauſendmal mehr fragen als ein Weiſer antworten. Nun aber muß ich Dich bitten, mir Zeit zu vergönnen, und ſo werde ich vielleicht Deine Neugierde dennoch befriedigen, denn ich liefere Dir wohl noch eher, als Du es erwarten möchteſt, ein neues Tableau in unſere animaliſche Gallerie.

Cura ut valeas.

An meinen Freund, den königl. baierſch. Kämmerer und Poſtmeiſter zu Paſſau, Freiherrn von Leoprechting.

Zur Seite der alten römiſchen Wehre
Giebt Freundſchaft dem Freunde ſchuldige Ehre;
Zum Schluſſe ja werde noch angereiht
Dies Blättlein, dem wackern Freiherrn geweiht.

Im tiefen, im hoch romantiſchen Thale,
In deinem hell dunkeln, friedlichen Saale,
Ich ſchloß mit der Muſe gerne mich ein,
Und Ruhe gab mir dein Garten allein.

Die plätſchernde Quelle ſtört nicht die Stille,
Es hauchen in ihrer üppigſten Fülle
Die Blumen dem Sänger Wohlgeruch zu,
Ein lieber gaſtlicher Gärtner — biſt du!

Erquickt durch des Lenzes liebliche Düfte,
Umſäuſeln mich linde, kühlende Lüfte;
Hier dien' ich mit treuer, muthiger Bruſt,
Der göttlichen Wahrheit ſinniger Luſt.

Ein Kindlein, ein neues, hier iſt's erſtanden
Zu reiſen nach allen teuton'ſchen Landen;
Empfangt es, Ihr Freunde! gütig mit Glimpf,
Es trotzet dem böſen, feindlichen Schimpf.

Doch, Trauter! in Deinem roſigen Garten
Darf Nachſicht mein Kindlein ſicher erwarten,
Denn Flora, ſie kennt nicht giftigen Hohn,
Sie ſpendet der Biene würzigen Lohn.

Epilog.

Wenn du, geneigter Leſer! ein edles Roß, bedungenerweiſe, ohne Zeug und Sattel kaufteſt, ſo würdeſt du es dir dennoch gefallen laſſen dürfen, daß der Verkäufer nichtsdeſtoweniger das Pferd dir nebſt einem Leitzaume zuführen möchte. Aus ſolchem Grunde nun darf ich hoffen, daß du verſchiedentliche Aufſätze in dieſem Werke, welche meine literariſchen Streitigkeiten und jene aus denſelben hervorgehenden Verfolgungen betreffen, ſollten dieſelben dich auch weniger intereſſiren, dennoch nachſichtsvoll hinnehmen werdeſt; ſie bilden den Zaum, der, mein geneigter Käufer! dir nimmermehr angerechnet werden ſoll.

Gerade indem ich den Meiſter Fuchs beendigte, erſchien im Brockhauſiſchen literariſchen Converſations-Blatte Nr. 163 eine Kritik des Bockſprunges und der Licht- und Schattenſeiten Berlins.

Verſtändige und geiſtreiche Männer zu Paſſau urtheilten: „Wahrlich Sie dürfen ſich über dieſe Kritik im Brockhauſiſchen Blatte nicht ärgern, denn es ſpricht ſich hier die Parteilichkeit einmal zu deutlich aus, als daß dieſelbe von irgend Jemanden nicht augenblicklich erkannt werden ſollte, auch iſt der Ton dieſer Kritik ſo auffallend grob, pöbelhaft und ſchmählich, daß ſelbſt der gemeinſte unſer hieſigen Sackelträger*) Bedenken tragen würde, ſich auf ſolche Art zu äußern.“

Wer Bücher ſchreibt, muß deren Kritik ſich gefallen laſſen, allein wenn man, ſo wie meine

---

*) So werden in Paſſau die Laſtträger genannt.

Perſon, von einem anonymen kritiſchen — — feindlich angefallen, wenn man vor ganz Deutſchland wie ein Scheuſal dargeſtellt wird, wenn man ſeine bürgerliche Ehre angegriffen ſieht, ſo fordern Pflicht und Ehre gerade zur nachdrücklichen Vertheidigung auf.

Um dich, mein unparteiiſches Publikum! in den Stand zu ſetzen, klar zu durchſchauen, wie meine Worte verdreht werden, und auf welche Art und Weiſe eine Kritik, welche dieſen Namen nimmermehr verdient, gegen mich verfährt, muß ich vorerſt eine kleine Stelle aus dem Bockſprunge hier abdrucken laſſen; ſie lautet alſo:

„Die böſe Welt zu Dresden nannte eine vornehme, eine ſehr vornehme Dame des Hofes, als Verfaſſerin und Anbläſerin des Feuers im Walde (ein zu Dresden aufgeführtes neues Schauſpiel führt dieſen Titel); man that dieſer Dame in der That Unrecht:

Herr Fr. v. Heiden (der Verfaſſer) lebt, er lebt wirklich der große Dichter und das glückliche Meklenburg nennt ihn ſein Kind.“

Dieſe Stelle nun kritiſirt das lit. Converſationsblatt mit folgenden Worten:

„Hr. v. Sch. ſchließt ſeinen dresdner Beſuch mit der zwiefachen (zweifachen) Inſolenz, einer ſehr vornehmen, und was noch mehr ſagen will, in jedem Sinn höchſt talentvollen und allgemein verehrten Dame, bei Gelegenheit des Feuers im Walde, welches Stück in Dresden mißfiel, zu erwähnen, mit der Bemerkung, daß die böſe Welt ſie für die Verfaſſerin gehalten; und auf den Dichter Friedrich von Heiden, deſſen Name vorgedruckt iſt, ſo wie über deſſen Vaterland Meklenburg mit ſeinem gewöhnlichen Geifer loszufahren.“

In Dresden leben viele ſehr vornehme Damen, genannt wurde von mir keine, allein ſollten alle jene vornehme Damen insgeſammt es wohl übel nehmen können, wenn man verſichert, es habe ein durchgefallenes Bühnenſtück keine aus ihrer Mitte verfaßt? Der Rec., welcher ohne allen Zweifel in Dresden domicilirt, errieth die gemeinte Dame, und karakteriſirte ſie in der That weit treffender und richtiger als ich; allein gerade dieſer Umſtand belegt, daß das angeregte Gerücht wirklich beſtanden, und nicht von mir erfunden worden iſt. — Noch aber frage ich, ob ein Dichter und ein Land mit Geifer bedeckt ſind, wenn man jenen groß, dieſes aber glücklich nennt? — Ein Danaidengeſchäft wäre es fürwahr, wollte ich alle in Nro. 163 des Converſ. Blattes gegen mich und meine Muſe auf dem Raume von vier Spaltzeilen enthaltenen Verläumdungen, Schändlichkeiten und Schmähungen hier erläutern; ich begnüge mich, den Leſer auf den Schandartikel ſelbſt zu verweiſen, ſehe mich aber, nach reiflicher Ueberlegung, zu folgender *feierlichen Erklärung* nothgedrungen:

„Der anonyme Verfaſſer des erwähnten Schandartikels iſt ein *boshafter Verläumder*; ich fordere ihn hiermit auf, *ſich zu nennen* und werde ſofort dieſen meinen aufgeſtellten Satz *gerichtlich* und *außergerichtlich* ferner *behaupten, belegen* und *vertreten*.“

Der Redakteur des Converſ. Blattes fügt jenem Schandartikel eine Bemerkung bei, welche alſo anhebt:

„Ob die noch ſo gerecht und glücklich geführten Waffen der Kritik bei denen, welche an den Schadenſchen Produkten einmal Geſchmack finden, etwas ausrichten werden? Je mehr man dieſes bezweifeln muß *), je mehr muß man wünſchen, daß Waffen wirkſamer Art, die der Cenſur, dagegen in Anwendung kommen möchten u. ſ. w."

---

*) Man ſollte darauf wetten, es käme dieſe Bemerkung aus der Feder eines Buchhändlers, denn dieſe

Hat keine Noth; ſolange das Converſ. Blatt und Schriften, wie Caſanovas Memoiren, das Imprimatur erlangen, wird es gewiß meinen Produkten kein rechtlicher Cenſor verſagen können, allein wie ein ſolcher die ſchändlichſten Ausfälle auf die Individualität des Schriftſtellers und gemeine unbelegte Injurien ſtehen laſſen konnte, dieſes muß mit Recht Verwunderung erregen.

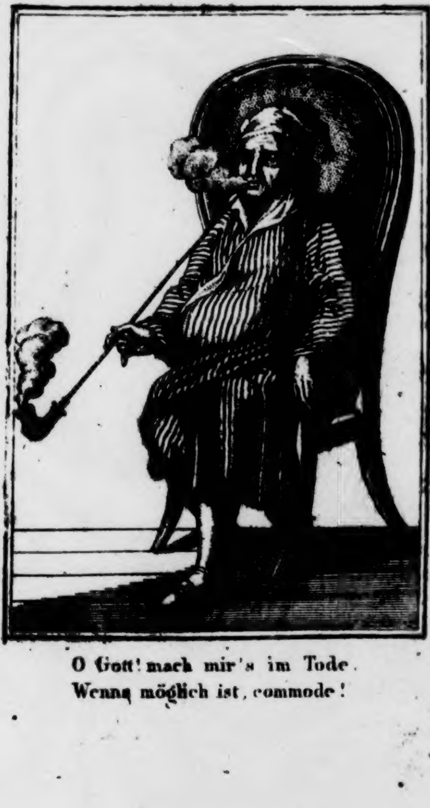
Man eifert und zwar mit Recht — die marchands d'esprit ſchreien gerade am lauteſten — über den ſchändlichen Nachdruck, allein es iſt noch die Frage, ob ein Nachdrucker oder aber ein literariſcher Verläumder oder deſſen Unterſtützer ein ſchlechterer Menſch

---

Herren allein wiſſen mit einiger Zuverläſſigkeit zu beſtimmen, wie es mit dem Abſatze auch fremder Verlagsartikel beſchaffen iſt.

ſei??? — — Gerade ſolcher Burſchen Müh' iſt, daß ſie richten — um auch den Calderon zu citiren — Andrer Müh' ſtets zu Grunde! — Man laſſe die Clique gewähren, bis jetzt Gottlob! haben ſie an mir Alles Mühen fruchtlos verſchwendet.

Deßau, gedruckt bei C. Schlieder.



O Gott! mach mir's im Tode
Wenns möglich ist, commode!

Aurelius Commodus
und
# die Königin von Saba.

Originalpoſſe

in
zwei Aufzügen
von
Adolph v. Schaden.

Augsburg und Leipzig.
In der von Jeniſch und Stageſchen Buchhandlung.

ea 9x

Vorwort.

Seit Kotzebues Tode klagen die deutſchen Schauſpieldirektoren laut, und immer lauter über den fühlbaren Mangel ſolcher neuen Luſtſpiele und Poſſen, die in der That den Namen Original verdienen, und zur wirklichen Aufführung ſich eignen. Ein kleiner Verſuch, beizutragen, ſolchen gerechten, die deutſche Muſe keineswegs ehrenden Klagen abzuhelfen, verdient, in dieſer Zeit, auf jeden Fall nachſichtsvolle Beurtheilung; übrigens getraue ich mir, kühn zu behaupten, daß die Grundidee dieſer Poſſe durchaus Original, und nicht, wie ſo häufig, ein neu bearbeiteter Gedanke des Terenz, Vega, Moliere, Holberg, oder anderer ſeye.

Kunſtkenner möchten vielleicht im erſten Augenblicke im Aurelius Commodus eine Reminiſcenz an dem bekannten Kotzebueſchen Langſalm zu finden glauben, allein genaue nähere Prüfung wird bewähren, daß der Charakter des Aurelius, ganz anders nüancirt ſich gleichfalls als Original darſtelle.

Zweytes Vorwort.

Der ſehr geiſtreiche Intendant einer großen Bühne ſchrieb mir, nachdem ich ihm den Aurelius Commodus zugeſendet hatte, unter Anderm, Folgendes:

„Ihre neue Poſſe iſt in der That Original und muß, wird ſie raſch und gut geſpielt, nach meiner Meinung, Allerwärts den verdienten Beifall erringen, indeſſen ſah ich mich nach gehaltener Leſeprobe zu folgenden Abänderungen veranlaßt und wenn Euer Hochwohlgeb. dieſelben gut geheißen haben werden, ſoll die Poſſe ohne Zeitverlurſt bei meiner Bühne einſtudirt werden.

Das Sprichwort der Frau Corona: „Potz Kohlrabi und Krautſalat“ kömmt einmal zu häufig vor; da der Charakter der Gaſtwirthin ohnehin ſtark genug aufgetragen iſt, möchte ich die erwähnte Redensart lieber durchaus ſtreichen.

Die Epiſode, welche durch die Sängerin Angioletta herbeigeführt wird, verzögert gegen das Ende den ſonſt raſchen Gang der Poſſe, auch dieſe Perſonage gedenke ich ganz und gar zu ſtreichen. Die Umkleidung des Käthchens und Edmunds, ſo wie das Abtragen des Automats, würden in dieſem Falle ganz überflüſſig. Wenn der Vormund das Verſprechen geleiſtet, dem Mündel, hinſichtlich der Wahl des Gatten, künftig nicht mehr Zwang anzuthun, nehmen Käthchen die Maske, Edmund aber den falſchen Bart ab und ſtürzen dem Reinhold zu Füßen; dieſe Wendung ſcheint mir natürlicher, effektreicher u. ſ. w.“

Ich überlaſſe zwar jeder Direktion dieſe Winke zu benutzen, muß aber ganz aufrichtig bekennen, daß ich mich, als ich zum Erſtenmale der Aufführung der Poſſe beiwohnte, durchaus nicht von der unbedingten Richtigkeit obiger Anſichten überzeugen konnte und gerade die Parthie der Angioletta fand allgemeinen Beifall.

Der Verfaſſer.

Bemerkungen
für die Herren Schauſpieler und Schauſpielerinnen hinſichtlich der Aufführung des Aurelius Commodus.

Das Luſtſpiel überhaupt und die Poſſe abſonderlich bedingen möglich raſches Spiel, die Königin von Saba aber wird lediglich Theatereffekt hervorbringen, wenn jene allgemeine Regel hier in der höchſten Potenz, und im zweiten Akt vorzüglich beachtet wird.

Aurelius Commodus ſpricht gemeſſen, doch nicht zu langſam.

Corona ſpricht ſchnell, doch nicht ſprudelnd.

Käthchen, als Königin von Saba im zweiten Akt trägt eine ſchwarze Maske, lange Handſchuhe, und eine verhüllende Fraiſe um den Hals; es muß mit Sorgfalt beachtet werden, daß weder an den Armen, noch Hals oder Geſicht Fleiſch zu bemerken iſt, denn es würde in dieſem Falle die höchſt nöthige Wahrſcheinlichkeit der Illuſion gänzlich ſchwinden.

Als Automat muß Käthchen ſich taktmäßig, ſelbſt etwas ſteif bewegen, eine Wellenlinie der Arme darf ſich durchaus nicht darſtellen.

Käthchen und Edmund tragen das Koſtüm, in welchem ſie in der letzten Scene erſcheinen, bereits unter der Vermummung, welches ſehr wohl angeht.

Geſang und Deklamation der Angioletta werden wenigſtens acht Minuten ausfüllen, für Käthchen und Edmund, unter dieſer Vorausſetzung, Zeit genug, ſich umzukleiden.

Schleppfuß iſt zwar Karrikatur, darf aber nicht zu grell aufgetragen werden.

Aurelius Commodus
und
# die Königin von Saba.

Originalposse
in
zwei Akten.

Perſonen.

Reinhold, ein reicher Kaufmann.
Käthchen, ſeine Mündel.
Prokurator Schleppfuß, ſein Jugendfreund.
Edmund.
Dornbach, ein junger reiſender Schauſpieler.
Aurelius Commodus, ein Gaſtwirth.
Corona, ſeine Frau.
Angioletta, eine junge reiſende Schauſpielerin und Sängerin.
Hausknecht und Träger.

Die Handlung ſpielt im Gaſthofe einer Provinzialſtadt
unſern der Gränze.

Erſter Akt.

Scene 1.

(Große Stube im Gaſthofe, mit einer Hinter- und zwey Seitenthüren. — Aurelius Commodus ſitzt im Schlafrocke und Pantoffeln, aus einer langen Pfeife ſchmauchend im Großvaterſtuhle.) Der Hinterthüre zur Rechten befindet ſich ein an der Kouliſſe befeſtigter, mit Gläſern, Tellern u. d. gl. erfüllter Holzrahmen, wie ſie in Gaſthöfen gewöhnlich; vor demſelben ſteht ein Tiſch.

Aurelius.

(Allein. — Nach einer Pauſe, indem er aus dem Fenſter blickt.)

Regnet es nicht ſeit dreien Tagen und Nächten ſchon, daß man eine andere Sündfluth beſorgen möchte? Immerhin! — es ſitzt ſich, wenn der Sturm drauſen braußt, noch einmal ſo behaglich im Sorgenſtuhle; — 's geht doch nichts in der Welt über die Commodität! Ich kann gar nicht begreifen, welch' Vergnügen der Menſch am Reiſen finden kann: Man ſchwitzt, das iſt incommode; man wird naß, das iſt wieder incommode; man wird müde, das iſt noch einmal incommode; man ſchläft, ißt, trinkt ſchlecht, und nie zur rechten Zeit, das iſt am allerincommodeſten! — Ich lobe mir die Ruhe — (mit einem tiefen Seufzer) Ach! guter Gott! mach mir's im Tode, wenn's möglich iſt, commode! (ein Poſthorn ertönt hinter der Scene) O Jemine! ſchon wieder Fremde? Mit denen muß ich reden, muß einſchenken und anordnen — das iſt Alles incommode. Möchte doch der Himmel nimmermehr einen Reiſenden dieſen Gaſthof finden laſſen.

(Frau Corona tritt haſtig aus der Seitenthüre linker Hand.)

Scene 2.

Aurelius und Corona.

Corona (laut ſchreiend.)

Potz Kohlrabi und Krautſalat! Herr Aurelius! Herr Aurelius Commodus! Faules Thier! hat Er die Töne des Poſthorns nicht vernommen? Spring Er auf, werfe Er ſeine ſtinkende Pfeife, ſammt Schlafrock und Nachtmütze weit von ſich, zieh' Er einen Rock an, eile Er an den Kutſchenſchlag —

Potz Kohlrabi und Krautſalat! iſt Er ein Gaſtwirth, oder iſt Er keiner?

Aurelius.

He, He! — nicht ſo raſch! Eile mit Weile, ſagt ein altes Sprichwort ganz wohl, was geſchehen muß, geſchehe, ſoviel als möglich, commode!

Corona.

Hol Ihn der Teufel, und ſeine Commodität obendrauf! — Potz Kohlrabi und Krautſalat! will Er in die Höhe, oder nicht? (Sie rüttelt ihn, und reißt ihn aus dem Stuhle auf.)

Aurelius.

He, he! — biſt du raſend geworden? (Indem er langſam nach der Thüre watſchelt) Ich ſagte es ſeit Jahren ſchon, wer commode leben will, nehme um keinen Preis ein Weib.

Dornbach, Edmund und Kätchen, Letztere in männlicher Kleidung, treten durch die Hinterthüre.

Scene 3.

Corona.

Potz Kohlrabi und Krautſalat! jetzt haben wie's, — da ſind die Fremden ſchon! Was werden die gnädigen Herren denken? Von Niemanden wurden ſie am Hausthore empfangen, kein Wirth noch Wirthin ließ ſich ſehen — ſo Etwas wurde nicht erhört, ſeit der römiſche Kaiſer ſteht. Vergeben Sie, entſchuldigen Sie, meine Herrſchaften, es ſoll nun und nimmermehr wieder geſchehen. Drey ſchmucke, feine, junge Herren. — (indem ſie Käthchens Ueberrock befühlt) und wie Sie naß geworden ſind, der arme junge Herr! Na, tröſten Sie ſich, das Schickſal hat es dennoch gut mit Ihnen gemeint, daß es Sie zum römiſchen Kaiſer geleitet; gleich da gegenüber iſt auch ein neuer Gaſthof entſtanden, er nennt ſich: la belle Alliance — ja du lieber Himmel! das iſt mir eine ſaubere Allianz, ſaueres Bier, ſchlechte unreine Betten, angegangenes Fleiſch, geſchwefelte Weine und dergleichen, das iſt die ganze ſchöne Allianz. Potz Kohlrabi und Krautſalat, da bleibt man beim römiſchen Kaiſer ganz anders berathen. — Nun was befehlen denn die gnädigen Herrſchaften vorerſt, ein Täßchen Kaffee, ſo ſtark, wie ihn der große Mogul trinkt? — oder herrliche Geſundheitschokolade, einen glühenden Schato, oder köſtlichen Wein, ächten Elfer — Potz Kohlrabi und Krautſalat! er iſt, ſo wahr ich lebe, wenigſtens ſchon ſechs Jahre alt. Sprechen Sie, befehlen Sie, ſchaffen Sie an!

Aurelius.

Ueberhäufe die Herrſchaften doch nicht mit ſo vielen Fragen, das iſt nicht commode.

Käthchen.

(Indem ſie ſich auf einen Stuhl wirft.)

O Gott! wie bin ich fatiguirt! — mich ſchmerzt der Kopf, die Glieder ſcheinen zerbrochen.

Edmund.

(Aengſtlich um ſie beſchäftigt.)

Mein armer Freund!

Aurelius.

So, ſo, das iſt Recht, meine Herren! nehmen Sie Platz, es iſt viel commoder. (er wirft ſich wieder in ſeinen Sorgenſtuhl, und zündet die Pfeife an.)

Corona.

Potz Kohlrabi und Krautſalat! ein köſtliches Mittagmahl werde ich Ihnen bereiten; doch ſoll ich nicht vorerſt etwa kalte Küche zum Anbiß ſerviren? Ich habe delikaten weſtphäliſchen Schinken, Straßburger Gänſeleberpaſteten, die ich ſelbſt bereite, Parmeſan=, Tyroler= und Schweizerkäſe, ächte Veroneſer Salamie aus Wien. —

Edmund (ſie unterbrechend.)

Beſte Frau Wirthin! mein junger Freund hier iſt ermüdet und unwohl, weiſen Sie ihm vor Allem ein Zimmer in der Nähe an, daß er zur Ruhe kömmt.

Corona.

(Indem ſie hurtig die Seitenthüre rechter Hand aufſchließt.)

Ganz gehorſamſte Dienerin — die Wirthin im römiſchen Kaiſer erfüllt alle Wünſche der gnädigen Reiſenden fix und behende; belieben der junge Herr nur hier in dieſes Kabinetchen zu treten, Sie finden darin ein Bettchen, Potz Kohlrabi und Krautſalat, es hätte ſich weiland der römiſche Kaiſer ſelbſt ſeiner nicht geſchämt.

Aurelius (im Lehnſtuhle.)

Ja, das iſt wahr, es ſchläft ſich im Kabinete ganz commode.

Edmund (zu Käthchen.)

So komme dann, mein trauter Freund! ruhe ein Stündchen aus, dann nehmen wir die Mahlzeit ein, und beſchleunigen unſere Abreiſe wieder.

Käthchen.

In der That, ich fühle, daß ich dieſer Erholung bedarf. (geht, von Edmund geführt, ins Kabinet.)

Scene 4.

Die Vorigen ohne Edmund und Käthchen.

Corona.

Ja du lieber Gott! das junge Blut kann die Strapatzen der Reiſe noch nicht ſo recht ertragen. Ich war auch einmal jung. Potz Kohlrabi und Krautſalat! mein Herr! dazumal hätten Sie mich kennen ſollen. —

Dornbach (ſie unterbrechend.)

Aber Frau Wirthin! Sie hörten, es wollen jene Herren heute weiter noch reiſen; möchten Sie nicht jetzt lieber an das Bereiten der Mahlzeit denken, und mir eine Bouteille von Ihrem köſtlichen Elfer bringen?

Corona.

Ganz Recht, mein gnädiger Herr! ich gehe, ich laufe, ich renne, Potz Kohlrabi und Krautſalat! Sie ſollen die Wirthin vom römiſchen Kaiſer kennen lernen — prompte, freundliche Bedienung und billige Zeche — das iſt meine Mode (ſie ſpricht die letztern Worte bereits im Abgehen.)

Dornbach.

Nun ſagen Sie mir, Herr Wirth, wie viele

Einwohner hat dieſes Städtchen — wie ſtark iſt die Garniſon, und wie viele Meilen zählt man von hier bis an die Gränze?

Aurelius.

Sehen Sie, lieber Herr! ich heiße **Aurelius Commodus**, bin regierender Bürgermeiſter, Poſthalter und Gaſtwirth allhier, allein ich kümmere mich um Nichts, um gar Nichts in der Welt, denn ich lebe gerne commode.

Dornbach (lächelnd.)

Am Ende ſtammen Sie wohl gar von dem römiſchen Kaiſer **Aurelius Commodus** ab, der, wenn ich nicht irre, im Jahre 180 nach Chriſti Geburt dem **Antonius Philoſophus** in der Regierung folgte?

Aurelius.

Ein Stück von einem Philoſophen bin ich allerdings, ob ich aber von einem Kaiſer abſtamme, iſt mir nicht bekannt geworden; allein wäre ich nur ein Kaiſer, dann wollte ich mir es commode machen, und in aller Commodität regieren. (Ein Hausknecht erſcheint mit Leuten, welche zwei Reiſekoffer tragen.)

Hausknecht.

Wo ſollen die Koffers hin?

Dornbach.

Dieſen hier, es iſt der meine, laſſet hier, der andere gehört jenen beiden Fremden, ſetzt ihn dort ins Kabinet. (Die Träger thun, wie ihnen geheißen, und gehen dann wieder durch die Mittelthüre ab. Inzwiſchen tritt Corona mit zwei Flaſchen Wein und kalter Küche auf.)

Corona.

Hier, mein lieber, guter Herr! iſt köſtlicher Wein und Etwas zu beißen. Potz Kohlrabi und Krautſalat! im römiſchen Kaiſer darf Niemand hungern, und viel weniger noch dürſten; nun ſetzen Sie ſich zum Frühſtück nieder.

Aurelius.

Ja, ja, machen Sie ſich es commode, mein Herr! wer nicht mit Commodität ſpeiſet und trinkt, genießt Gottes gute Gabe nur halb. Nun, mein Schatz! wie ſteht es mit uns? auch ich verſpüre bereits Luſt, ein Frühſtück einzunehmen.

Corona.

Hier iſt der Bodenſchlüſſel; mach Er ſich auf die Beine, Herr Aurelius; es iſt Hafer für die Pferde nöthig abzugeben, die Knechte harren bereits ſeiner.

Aurelius.

Laß mich in Ruhe, mein Schatz! die Pferde haben bei ſchlechtem Wetter keinen Appetit, auf dem Boden regnet es durchs Dach, man kann ſich dort nicht einmal bequem niederſetzen, und das iſt nicht commode.

Corona.

Potz Kohlrabi und Krautſalat! nun vergeht mir die Geduld — erhalten die Pferde nicht ſogleich ihren Hafer, mag Herr Aurelius mit ihnen den ganzen Tag hungern und dürſten in Kompagnie.

Aurelius.

Die ſteile Bodentreppe hinanſteigen, iſt incommode, allein nicht eſſen und trinken, iſt mehr noch incommode, reiche mir den Schlüſſel, mein Schatz! ich gehe ſchon, allein wenn ich wiederkehre, will ich frühſtücken, und zwar — commode. (er empfängt den Schlüſſel, und geht ſeufzend ab; Dornbach hat ſich unterdeſſen an den Tiſch geſetzt, und ſpeiſet und trinkt mit beſtem Appetit.)

Scene 5.

Dornbach und Frau Corona.

Corona.

Na, mein beſter Herr! da ſehen Sie nun ſelbſt, welch ſchweres Kreuz ich trage. Ein grober Mann iſt ein Unglück, ein lüderlicher oder dummer Mann iſt auch ein Unglück, aber ein träger Mann — Potz Kohlrabi und Krautſalat! bleibt das größte von allen Unglücken für eine brave Frau auf dieſer Welt.

Dornbach.

(Nachdem er ein Glas geleert.)

Tröſten Sie ſich, Frau Wirthin! was Ihrem Herrn Gemahl an Thätigkeit gebricht, erſetzen Sie deſto reichlicher.

Corona.

(Mit einem tiefen Knixe.)

Gehorſamſte Dienerin — tauſendmal obligirt für das feine Kompliment. Ja, als ich noch jünger war, mein beſter Herr! da hätten Sie mich kennen ſollen, Potz Kohlrabi und Krautſalat! meine Zunge, ſage ich Ihnen, die war immer in Bewegung, wie ein Bachſtelzenſchwanz; ich rührte Arme und Beine ſo raſch, wie die Windmühle beim Sturmwinde ihre Flügel; kein Stock und Stein noch Zaun war mir zu hoch; huſch war ich hinüber; nun ich bin, Gott ſey Dank, noch keine alte Schachtel, aber 's iſt doch nimmer, wie ehedem, ich bin ſeit einiger Zeit träger und maulfaul geworden, doch laſſen wir das — Sehen Sie, mein wertheſter Herr! ich bin nicht neugierig —

Potz Kohlrabi und Krautſalat! wie würde ſich das auch für eine Wirthsfrau ſchicken, nun aber eine kleine Frage bleibt nichts deſto weniger dennoch erlaubt. Sagen Sie mir doch, mein theuerſter Herr! gehören Sie mit den beiden feinen Herren, welche im Kabinete dort logiren, zuſammen oder nicht?

Dornbach.

Nein; ich lernte die Herren auf der letzten Station erſt kennen. Ich reiste mit einem Lohnkutſcher, deſſen Pferde erlagen, und nicht mehr vorwärts konnten; jene Herren hatten Extrapoſt, ſie ſahen meine Noth, und bothen mir in ihrem Wagen ein lediges Plätzchen bis zu dieſer Stadt hier an.

Corona.

Sehen Sie doch, — ja, ich ſage es immer, Gefälligkeit iſt eine ſchöne Tugend; Potz Kohlrabi und Krautſalat! ich bin auch gefällig, und zwar in keinem geringen Grade. Doch wie geſagt, neugierig bin ich keineswegs — Gott bewahre, 's iſt mein kleinſter Fehler, indeß (mit einem Knixe) möchte ich dennoch wiſſen, mit wem ich eigentlich die hohe Ehre habe, zu ſprechen? —

Dornbach.

Ich bin Schauſpieler.

Corona.

Hm — ſehen Sie doch, ein Schauſpieler? ei, ei, — ein Schauſpieler?

Dornbach.

Nun meines Standeshalber werde ich doch in Ihrer Achtung nicht ſinken, Frau Wirthin?

Corona.

Nicht doch, nicht doch! — Wirthsleuten muß jeder Gaſt gleichviel gelten, wenn er nur Geld hat. Potz Kohlrabi und Krautſalat! darauf muß man halten, Geld regiert die Welt.

Dornbach (lächelnd.)

Seyn Sie ganz ruhig; ich werde ſo prompt bezahlen, was ich verzehre, wie ein vornehmer Mann, ja vielleicht prompter noch — als mancher vornehme Mann.

Corona.

Ei, wer zweifelt daran, wer möchte in ſolchen feinen Herren Mißtrauen ſetzen? — Wenn Sie alſo von mir denken, kennen Sie die Wirthin zum römiſchen Kaiſer ſchlecht; wollen der Herr in unſerer Stadt etwa Komödie ſpielen?

mein ſchöner großer Saal ſteht gegen ein Billiges zu Dienſten, nun und an Zuſchauern wird es auch nicht fehlen, ich habe drüben eine Reſource- und Leſegeſellſchaft — Potz Kohlrabi und Krautſalat! die Mitglieder ſind gar honorable Herren, und große Kunſtfreunde darneben, aber Potz Kohlrabi und Krautſalat! Die Suppe ſteht am Feuer, iſt ſie übergelaufen, haben der wertheſte Herr daran Schuld; allein in ſolch angenehmer Geſellſchaft vergißt man ſich und alle Suppen in der Welt. (Mit einem tiefen Knixe) Ganz gehorſamſte Dienerin, ich gehe, dem römiſchen Kaiſer Ehre zu machen. (Sie geht durch die Hinterthüre ab; Edmund tritt durch die Seitenthüre rechter Hand ein.)

Scene 6.

Dornbach und Edmund.

Dornbach.

(Indem er Edmunden freundlich entgegen geht.)

Ach, ſiehe da, mein Reiſegefährte — noch habe ich Ihnen meinen Dank nicht abgeſtattet für die höfliche Zuvorkommenheit, mit welcher Sie mich in Ihren Wagen aufgenommen; ohne Ihr gütiges Dazwiſchentreten, mein Herr! würde ich mich in dieſem heilloſen Wetter noch unter Weges befinden. Doch Apropos! was macht Ihre Freundin, hat ſie ſich noch nicht einigermaßen erholt von der ungewohnten Fatique der Reiſe?

Edmund (überraſcht.)

Was ſagen Sie, meine Freundin? — ich verſtehe Sie nicht, mein Herr!

Dornbach (lächelnd.)

Läugnen Sie immerhin, ſo viel Sie wollen — uns Schauſpielern wohnt Scharfblick bei; in der erſten Viertelſtunde ſchon war ich feſt überzeugt, daß Ihr Reiſegefährte eine Dame ſeye.

Edmund (nach einer Pauſe.)

Sie zeigten ſich mir als ein munterer und argloſer Mann, mein Herr! und werden mein Vertrauen ſicher nicht mißbrauchen, vielleicht guten Rath mir ſogar ſpenden. Wohlan denn, ich geſtehe es Ihnen: unſer Reiſegefährte iſt ein Mädchen, mein geliebtes Mädchen, welches ich die vorige Nacht aus dem Hauſe ihres Vormundes entführte.

Dornbach.

Entführte? — (indem er ſich fröhlich die Hände reibt) Ach! das iſt ja ganz charmant! eine Entführung gehört ins Reich des Abentheuerlichen, ich liebe das, nur Schade, daß Alles in ſo guter Ordnung gieng; der Vormund und ein halbes Duzend Liebhaber mußten uns verfolgen, wir werden angehalten, wechſeln auf der Straße Piſtolen, vier Liebhaber werden getödtet, ein fünfter ſchwer bleſſirt, der Letzte nimmt Reißaus, der erſchrockene Vormund hat ſeine Perücke verloren, und hat während des Kampfes im nächſten Graben gelegen; nun kriecht er ganz gerührt hervor, und legt die Hände der Liebenden ineinander; unfern der Straſſe in einer romantiſchen Gegend befindet ſich glücklicherweiſe eine Kapelle, das Betglöcklein mahnt gar kindlich: Pim, pim! wir eilen hin, der gegenwärtige Prieſter verbindet das Pärchen, ich wohne der Handlung als Zeuge bei, darauf folgt ein luſtiges Mahl, und beim Deſſert ſtellen ſich die todtgeſchoſſenen und verwundeten Liebhaber geſund, ausgeſöhnt und guter Dinge ein; ein rauſchender Ball beſchließt das Ganze. Schade noch einmal, daß nicht Alles ſo kam.

Edmund.

Scherzen Sie nicht, mein Freund! wir ſind nichts weniger, als geborgen; hören Sie: mein geliebtes Käthchen iſt eine reiche Waiſe, und erhielt im Hauſe ihres Vormundes eine ſorgfältige Erziehung; Schönheit bleibt ihr geringſtes Verdienſt, allein Geiſt und Herz —

Dornbach (ihn unterbrechend.)

Kurz ſie iſt ein Engel, und Sie lieben den Engel, und werden von ihm wieder geliebt. . . .

Edmund.

In der That, ſo iſt es.

Dornbach.

Nun ich dachte es ja gleich, fahren Sie nur fort zu erzählen.

Edmund.

Auch mich hat das Schickſal gütig bedacht, ich bin ein ſelbſtſtändiger Mann, und beſitze Vermögen, meines Lebens Alter überſteigt das meiner Geliebten um fünf Jahre nur, ich werbe wohlgemuthet um Käthchens Hand. Der Vormund empfängt mich mit Achtung zwar, allein er bedauert, meinen Antrag zurückweiſen zu müſſen, indem er ſeine Mündel bereits einem pedantiſchen alten Prokurator, dem Freunde der eigenen Jugend, zur Gattin verſprochen habe. Alle Vorſtellungen bleiben fruchtlos, ich und mein Käthchen ſind in Verzweiflung, auf heute endlich war die Verbindung der Geliebten feſtgeſetzt, nicht anders wußten wir uns zu helfen, wir entflohen.

Dornbach.

Nun und daran thaten Sie Beide meines Erachtens ganz wohl, hätte ſich der eigenſinnige Vormund bedeuten laſſen! Warum ſich aber ängſtigen? — Sie entkamen glücklich, ſind bereits der Gränze nahe; jetzt verfügen Sie ſich ins Ausland, und laſſen dort mit Ihrem Engel ſich trauen; Sie ſind Beide jung, Sie lieben ſich, Sie haben Geld — Ihre Ehe wird eine glückliche ſeyn, und der böſe Vormund wird ſich am Ende auch ſchon bequemen müſſen, das Vermögen der Mündel herauszugeben.

Edmund.

Alles gut; allein ich weiß nur zu gewiß, daß Käthchens Vormund mit dem Prokurator auf dem Fuße uns folgt. Mein geliebtes Mädchen iſt von der übereilten Reiſe ſowohl, als auch durch Angſt und Hoffnung dermaſſen erſchöpft, daß ſie nicht ſogleich im Stande iſt, die Reiſe fortzuſetzen. Den Hafen im Angeſicht muß ich befürchten zu ſcheitern. Die Geſetze des Landes ſind in derley Fällen ſtreng, erreicht uns der Vormund hier, ſo ſind wir verloren.

Dornbach.

Pah, laſſen Sie den alten Eisbären nur kommen; wir drehen ihm eine Naſe, ſo lang —
(Ein Poſthorn ertönt abermals hinter der Scene.)

Edmund.

Was iſt das?

Dornbach.

(Indem er aus dem Fenſter ſieht.)

Drüben bei der belle Alliance hält eine Poſtchaiſe; zwey alte Philiſter ſteigen aus dem Wagen, am Ende iſt es in der That Ihr böſer Vormund mit ſeinem heirathsluſtigen Spiesgeſellen? das wäre ganz charmant!

Edmund.

O Himmel! wäre es möglich?
(Käthchen, noch immer in männlicher Kleidung, ſtürzt mit allen Zeichen des Schreckens aus der Seitenthüre rechter Hand.)

Scene 7.

Käthchen und die Vorigen.

Käthchen.

Laß uns ſchleunigſt fliehen, mein theuerſter Edmund! der Vormund und Schleppfuß ſind angekommen.

Edmund.

O hätte ich meiner Ahndung gefolgt! — was nun beginnen? die Pferde ſind noch nicht vorhanden?

Käthchen.

Wir laſſen die Effekten zurück, und eilen zu Fuße von dannen; die Angſt wird mir Kräfte verleihen.

Edmund.

Und du wollteſt wirklich? —

Dornbach:

Wo denken Sie hin? auf dieſe Art würden Sie ihren Verfolgern am ſicherſten in die Hände laufen; bleiben Sie, dieſer große Koffer hier verſchließt eine kleine Theatergarderobe, ich eile, Sie zu vermummen. (Er ſchließt eilig den Koffer auf, und fängt an auszupacken.)

Edmund.

Laß uns, meine Theuerſte! dieſem Manne vertrauen, ich habe ihm unſer Geheimniß entdeckt, er ſcheint ein gutmüthiger Menſchenfreund zu ſeyn.

Käthchen.

(Indem ſie ſich auf einen Stuhl wirft.)

Welche Lage, die Angſt droht, mich zu erſticken.

Dornbach.

(Hat unterdeſſen mehrere Kleidungsſtücke aus dem Koffer genommen, und, dieſelben im Arme, tritt er zu den Liebenden.)

Faſſen Sie Muth, mein Plan iſt bereits entworfen, ſicher rette ich Sie. Hier, mein Fräulein! nehmen Sie das Koſtüm der Königin von Saba; der Zauberhabit, mein Freund, gehört für Sie, in dieſe Arlequinsjacke hüllt ſich meine eigene Wenigkeit.

Edmund.

Aber ich begreife nicht —

Dornbach.

Es iſt keine Zeit zu verlieren, hinein ins Kabinet, dort unterrichte ich Sie von Allem.

Käthchen.

Aber mein Gott —

Edmund (ſie unterbrechend.)

Uns bleibt keine Wahl, laß uns ihm vertrauen, mein beſtes Käthchen!

Dornbach.

Keine überflüſſige Worte, fort, fort! (er drängt Beide durch die Seitenthüre rechter Hand, und folgt denſelben; Aurelius Commodus tritt langſam durch die Hinterthüre.)

Scene 8.

Aurelius (allein.)

Ich bin und bleibe ein geſchlagener Mann — meine Corona iſt ein Drache, ſie gönnt mir nicht einen commoden Augenblick. Ich ſagte es ja gleich, der ſtarke Regen werde durch das verfallene Dach ſchlagen, aber nein, der Teufel von Weib kennt keine Barmherzigkeit, da muß ich nun für mein Stückchen Brod auf den Boden ſteigen, und jetzt ſind Mütze und Schlafrock naß geworden, das incommodirt mich ganz abſcheulich. (Er erblickt den eröffneten Koffer des Schauſpielers.) Alle Wetter auch, welche Trödelbude wurde denn hier aufgeſchlagen? — Laßt doch einmal ſehen — (Er tritt an den Koffer, und langt einen rothſammtnen mit Hermelin ausgeſchlagenen Mantel hervor.) Ei, ei, das iſt ein ganz warmes und commodes Mäntelchen. Halt, hier iſt ein Zettel angeklebt. (Lieſet) „Zum Koſtüm des Königs Philipp II. in Schillers Trauerſpiel: Don Carlos gehörig" nun Meinetwegen gehöre das Mäntelchen dem Philipp, dem Peter oder Paul, ich werde es mir dennoch ein bischen anprobiren. (Er hängt den Hermelin auf eine komiſche Art über den Schlafrock, und tritt vor den Spiegel. Selbſtgefällig lächelnd.) Ei, ei, der Aurelius Commodus iſt eigentlich doch ein ganz ſtattlicher Mann, und könnte nöthigen Falles wohl auch einen Philipp agiren. Ich werde das Pelzmäntelchen vorerſt anbehalten, um ſo eher wird mein Schlafrock wieder trocken. (Nach einer kleinen Pauſe) Potz Fiſchen! was ſehen meine Augen! — Der Fremde hat ſein Frühſtück nur halb verzehrt, dort auf dem Tiſche ſteht noch eine volle Flaſche Wein, Schinken, Brod und Käſe darneben, nun dieſes Alles kömmt mir gerade gelegen, mich hungert wie einen Wolf, und noch mehr verſpüre ich Durſt. Halt, wir wollen es uns einmal commode machen. —

(Er rückt den Großvaterſtuhl zum Tiſch, ſetzt ſich nieder, und fängt an, behaglich zu trinken und zu ſchmauſen.) — Ah delikat! das Pelzmäntelchen von Philipp II. erwärmt von Außen, der Rebenſaft von Innen, wenn der Teufel nur mein Weib nicht hieher führt, bevor die Flaſche ausgeleert, und der letzte Biſſen verzehrt. Ein

Narr, der nicht zulangt, wenn ers commode haben kann; es lebe die Bequemlichkeit — Vivat hoch!

(Corona tritt durch die Hinterthüre.)

Scene 9.

Aurelius und Corona.

Corona.

Herr Aurelius Commodus iſt er denn ganz des Teufels? Hilf Himmel! was muß ich erblicken!

Aurelius.

(Ruhig fortessend.)

Na was erblickſt du denn mein Schatz!? —

Corona.

Welche Wirthſchaft! wie kann Er ſich unterſtehen, ſich an dem köſtlichen Elfer zu vergreifen; weiß Er nicht, daß Ananas keine Speiſe für den Eſel ſind.

Aurelius.

Ich bin aber jetzt kein Eſel, ſondern ich ſitze ganz commode hier, trinke und ſtelle einen ſpaniſchen König vor.

Corona.

Na warte ich will Ihn einmal beſpannien. (Sie ergreift einen an der Seite ſtehenden Stock und geht auf ihn los.)

Aurelius.

(Fliehend und ſich nach dem Hintergrunde zurück ziehend.)

He Corona! lege den Stock weg, ich bitte dich, ich befehle es dir, ich bin dein Herr und Meiſter.
(Er will auf den Tiſch im Hintergrunde ſteigen und dabei an dem an der Wand befeſtigten Rahmen ſich feſthalten; der Rahmen weicht und ſtürzt nebſt Gläſern, Tellern u. dgl. herunter, der Tiſch fällt um, und Aurelius kömmt unter denſelben zu liegen.)

Corona.

(Im Vordergrunde — die Hände faltend.)

Lieber Herrgott! ſteh' mir in meinem letzten Sterbſtündlein bei; o ich arme geſchlagene Frau — meine Teller, meine Gläſer, mein Meißner Porzellan, Alles dahin — ich kann nicht mehr, ich falle in Ohnmacht.
(Sie ſinkt auf einen Stuhl.)

Aurelius.

(Unterm Tiſche.)

Ich liege hier keinesweges commode — He Hülfe — ich habe den Hals gebrochen — Hülfe! Hülfe!

(Die Gardine fällt.)

Ende des erſten Aktes.

Zweiter Akt.

Scene 1.

(Gaſtſtube wie im erſten Akte. In der Mitte ein gedeckter Tiſch mit drei Couverten; an der Seite ein mit Teppichen belegter Tiſch, worauf ein Schachbrett ſteht, und Schreibmaterialien liegen, darneben ein Stuhl, unter dem man einen kleinen eiſernen Bratenwender bemerket.)

Käthchen, Edmund und Dornbach.

Käthchen im Koſtüme einer Theaterkönigin, **Edmund** als Zauberer, **Dornbach** als Arlekin.

Dornbach.

Nun, mein Fräulein! Sie haben doch Ihre Rolle zu Genüge einſtudirt?

Käthchen.

Ich werde Ihren Erwartungen ſchwerlich entſprechen.

Dornbach.

Sie ſcherzen, eine ſolch' geiſtreiche junge Dame, zu viel bedeutſamerem Rollenfache berufen, ſollte nicht mit Glück einen Automat darzuſtellen vermögen? — ich glaube es nicht.

Edmund.

In der That, Freund! Ihr Plan ſcheint mir gut ausgedacht; unſere Verfolger, ſollte ſie unſere Spur ſelbſt bis in dieſe Stube leiten, würden uns unter dieſer Vermummung ſchwerlich erkennen; doch unſere Furcht war vielleicht nur eitel, und unſere Feinde ſetzen wohl gar nach eingenommenem Mahle ihre Reiſe fort, ohne uns hier zu vermuthen.

Dornbach.

Glauben Sie dieſes nicht, ich habe durch einen anonymen Brief ſo eben dem böſen Vormunde berichtet, es halte der römiſche Kaiſer ſein ſchönes Mündel verborgen.

Käthchen.

O Himmel!

Edmund.

Sind Sie raſend geworden?

Dornbach.

Gott bewahre! allein die Rollen, welche einmal einſtudirt ſind, müſſen auch gegeben werden. — Laſſen Sie mich nur machen, wer weiß, ob die Komödie nicht gut endet?

Käthchen.

Meine Angſt verdoppelt ſich, ich werde mich verrathen.

Edmund.

Beruhige dich, Geliebte! die Tollkühnheit dieſes loſen Vogels läßt ſich ſchon einmal nicht mehr repariren; erhalte deine Faſſung, und wir werden dennoch triumphiren.
(Es ertönt abermals ein Poſthorn hinter der Scene.)

Dornbach.

Nun, führt denn heute der Teufel alle Extrapoſten in dieſe Stadt?

Edmund.

(Indem er durchs Fenſter ſieht.)

Für dieſesmal iſt es der gewöhnliche Poſtwagen nur, welcher ſich annoncirt; ein einziger Paſſagier iſt ausgeſtiegen, ein recht hübſches junges Mädchen.

Käthchen (etwas eiferſüchtig.)

Ei ſeht doch!

(Angioletta, eine Quitarre auf der Schulter, und ein kleines Päckchen in der Hand, tritt durch die Hinterthüre.)

Scene 2.

Agioletta und die Vorigen.

Dornbach.

Wie, ſehe ich recht — meine angebetete Angioletta?

Angioletta.

Herr Dornbach, — unſer ehemaliger erſter Liebhaber? fürwahr ein ſeltſames Zuſammentreffen!

Dornbach.

Ich durchſtreifte die Welt in die Kreuz und Quere, um neues Engagement zu ſuchen.

Angioletta.

Ich befinde mich in demſelben Falle.

Dornbach.

Glück auf, meine Schöne! Sie haben jetzt Ihren Zweck erreicht; ich ſelbſt errichte eine Geſellſchaft, und eine erſte Sängerin und Liebhaberin fehlt mir gerade noch; ich biethe Ihnen hiemit vortheilhaftes Engagement an, wir ſtehen ſo eben im Begriffe, Hauptprobe zu halten.

Angioletta (lächelnd.)

Nun, es ließe ſich vielleicht von der Sache reden, welches Stück geben Sie denn heute?

Dornbach.

Es iſt von meiner eigenen Erfindung, und nennt ſich: das Automat, oder die Königin von Saba.

Angioletta.

Erhalte ich keine Rolle zugetheilt?

Dornbach.

Allerdings! Sie werden ſich gefälligſt vorerſt in dieſes Kabinet verfügen, und ſich in das dort bereit ſtehende Bettchen legen, bis Sie abgerufen werden.

Angioletta (lachend.)

Ich geſtehe, keine Rolle könnte mir für den Augenblick willkommener ſeyn; der fatale Poſtwagen hat mich weidlich zuſammengerüttelt, ich ſehne mich nach einiger Ruhe. (Sie ſchlüpft nach einer artigen Verbeugung durch die Kabinetsthüre rechter Hand.)

Scene 3.

Die Vorigen ohne Angioletta, bald darauf **Aurelius Commodus.**

Edmund.

Eine alte Bekannte?

Dornbach.

Wir waren längere Zeit bei einer und derſelben Bühne angeſtellt; die Direktion machte Bankerott, und wir Schauſpieler zerſtreuten uns nach allen vier Winden; das zufällige Zuſammentreffen mit Demoiſelle Angioletta in dieſem' Augenblicke kömmt mir ganz erwünſcht, ſie kann meinen Plan fördern helfen.

Käthchen.

Wird uns die Fremde nicht verrathen?

Dornbach.

Sorgen Sie nicht, mein Fräulein! Angioletta iſt ein ehrliches, wackeres Mädchen; ich will es nur geſtehen, ich machte der Sängerin ein bischen die Cour, ſie that ſpröde, nun vielleicht zeigt ſich das Glück jetzt meiner Liebe günſtiger. Doch ſtille! ich höre Jemanden nahen, ſchnell, mein Fräulein! auf Ihren Poſto, und auch Sie an Ihren Platz, mein Herr Zauberer!

(Käthchen ſetzt ſich an den Tiſch, auf welchem das Schachbrett ſteht, ſie legt den rechten Arm auf den Tiſch, und die linke Hand in den Schoos; in dieſer Stellung bleibt ſie ganz bewegungslos. Edmund, der als Zauberer einen kleinen Stab in der Hand hält, ſtellt ſich hinter den Stuhl, auf welchem Käthchen ſitzt. Pauſe — dann tritt Aurelius Commodus mit brennender Pfeife durch die Hinterthüre, noch immer mit dem Hermelinmantel über dem Schlafrocke.)

Aurelius.

(Nachdem er verwunderungsvoll die Gruppe betrachtet hat.)

Alle Wetter auch! welche ſeltſame Gäſte haben ſich denn hier einquartirt? Man hat ſichs, wie ich ſehe, ganz commode gemacht. Seyd Ihr Türken oder Häteriſten?

Dornbach.

Wir, Herr Aurelius Commodus! kennen Sie

Ihren Gaſt nicht mehr, deſſen Frühſtück Sie ſich dieſen Morgen ſo wohl ſchmecken ließen?

Aurelius.

Potz Fiſchen! ſind Sie es? aber warum, zum Henker! haben Sie ſich denn maskirt, wir leben doch nicht in der Zeit des Karnevals?

Dornbach.

Eine gleiche Frage möchte ich an Sie ſelber ſtellen, wie kamen Sie dazu, ſich in Philipp II. Mantel zu hüllen?

Aurelius.

Entſchuldigen Sie gütigſt; ich war auf dem Boden oben naß geworden, da nahm ich, um eher zu trocknen, das warme Pelzmäntelchen um, welches ſich hier vorfand, 's iſt ein recht commodes Kleidungsſtück.

Dornbach.

Nun, wir wollen uns nicht geniren; es huldige Jeder nach Belieben ſeinem Geſchmacke.

Aurelius.

Ich habe Nichts dagegen, wenn es nur meine Frau Corona nicht übel nimmt. Aber ſagen

Sie mir doch, wer iſt denn der Monſieur hier im ſchwarzen Talar?

Dornbach.

Ein Zauberer, genannt: Papa Papaduzzi; erkennen Sie in Ihm einen jener Herren, welche dieſen Morgen mit mir in Ihr Haus gekommen ſind.

Aurelius.

Na, dem Herrn iſt der lange Bart ſchnell genug gewachſen; und was iſt denn das für eine Dame, die da mit dem ſchwarzen Geſichte, welche hier ſo commode am Tiſche ſitzt? ſie rührt und biegt ſich nicht, man ſollte ſchwören, ſie wäre von Holz.

Dornbach.

Man würde in dieſem Falle keineswegs falſch ſchwören, die Dame iſt keine Dame, 's iſt ein Automat.

Aurelius.

Ein Automat? — was iſt das für ein Ding?

Dornbach.

Ein Automat iſt eine Maſchine, welche wie ein Uhrwerk aufgezogen wird, und dann verſchiedene Bewegungen und Verrichtungen, die den Menſchen eigen, von ſelber vollbringt.

Aurelius.

Potz Fiſchen! das iſt ſeltſam — Ach mein Gott und Schöpfer! wenn ich doch auch ein Automat wäre! — ſolch ein Ding wird aufgezogen, rührt ſich flink und ohne Mühe, und ohne zu wiſſen wie — iſt das nicht commode?

(Dornbach zieht den Bratenwender auf, der unter dem Stuhle ſteht, auf welchem Käthchen ſitzt, und hierauf mit großem Geräuſche abläuft.)

Dornbach.

Die Maſchine iſt aufgezogen; wenn es Ihnen gefällig, belieben Sie mit derſelben eine Parthie Schach zu entriren?

Aurelius.

Schach! — das koſtet Nachdenken, und iſt daher nichts weniger, als commode, mithin meine Sache nicht. Ich ſpiele zuweilen wohl eine Parthie Mariage mit meiner Alten, und dabei werde ich in der Regel ganz commode — Matſch. Aber Schach — damit kann ich nicht dienen.

Dornbach.

Nun alles nach Belieben. Das Automat, Königin von Saba genannt, kennt genau die Vergangenheit und durchſchaut ganz klar die Zukunft; wenn Sie daher, mein wertheſter Herr Aurelius! Ihr künftiges Loos zu erfahren wünſchen, ſo wenden Sie ſich deßhalb an Ihro Majeſtät die Königin! —

Aurelius.

Ei der Tauſend auch! das Automat durchſchaut die Zukunft ganz klar, warum läßt ſich denn das Automat nicht als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten engagiren, es würde als ſolcher gewiß manchem Hofe willkommen ſeyn! — Hm, mein künftiges Schickſal möchte ich ſchon erfahren, und wenn es Ihro Majeſtät die Königin anders nicht incommodirt, ſo bitte ich, mir daſſelbe gefälligſt anzuſagen.

Dornbach.
(Feierlich zu Edmund.)

Großer Magus des Orients, unſterblicher Papa Papaduzzi! du haſt die demüthige Bitte dieſes erbärmlichen Gaſtwirthes vernommen, willfahre ihm, wenn es dir gefällt, und gebiethe deiner Maſchine! (Edmund berührt mit ſeinem Stabe leiſe Käthchens Haupt, *) worauf ſie in abgemeſſenen Tempos den rechten Arm bewegt, und einen vor ihr liegenden Zettel beſchreibt.)

Dornbach.

Sehen Sie, mein wertheſter Herr Aurelius! auf ſolche Weiſe leitet der Zauberer durch magnetiſche Kraft vermöge ſeines Stabes die Bewegungen des Automats. (Nachdem er den beſchriebenen Zettel vom Tiſche genommen, und denſelben Edmunden überreicht hat.) Verkünde, unvergleichlicher Papa Papaduzzi! dieſem Sterblichen, welches Prognoſticon das Orakel ihm geſtellt!

Edmund.

(Lieſet in tiefem Baſſe langſam und mit komiſchem Pathos vom Zettel.)

„Du wirſt dem faulen Dompfaffen gleich
Lang leben, und in der Todten Reich
Spät erſt eingehen — ganz commode!“

Aurelius.

(Indem er ſehr erbaut die Hände faltet.)

Du lieber Himmel! daß doch Ihro Majeſtät die Frau Königin Recht haben möchte! —

---

*) Dieſes Manöuvre wird jedesmal wiederholt, ſo oft das angebliche Automat in Bewegung geſetzt werden ſoll.

Commode, wie ein Dompfaffe zu leben und zu erſticken in dulci jubilo, wie dieſer Vogel im Hanfe — könnte dem Menſchen wohl ein glücklicheres Loos zu Theil werden? —

(Frau Corona tritt, die volle Suppenſchüſſel in beiden Händen, durch die Hinterthüre; nachdem ſie die maskirte Gruppe erblickt, läßt ſie, von Schreck und Erſtaunen erfüllt, die Terrine aus den Händen gleiten, welche an die Erde fällt und zerbricht.

Scene 4.

Corona und die Vorigen.

Corona.

(Nach einer Pauſe.)

Lieber Heiland! ſtehe mir in meinem letzten Sterbeſtündlein bei! was muß ich ſehen, welche Dinge gehen im römiſchen Kaiſer vor!

Aurelius.

Beruhige dich, mein Schatz! wir ſpielen ganz commode nur ein bischen Komödie.

Corona (ſich faſſend.)

Potz Kohlrabi und Krautſalat! wer erlaubt ſich hier im römiſchen Kaiſer ohne meine Einwilligung Komödie zu ſpielen? (Indem ſie den Mantel erblickt, den der Wirth umhängen hat.) Was? und Er Schafskopf! Er agirt wohl den Hanswurſten? Potz Kohlrabi und Krautſalat! und hier liegt die koſtbare Sagoſuppe an der Erde, und die noch koſtbarere Terrine aus ächtem Meißner Porzellan in tauſend Granatſtücken darneben. Gott verzeihe mir meine Sünden! ich bin ſonſt eine gute ſanfte Frau, aber das iſt und bleibt zu arg; der Faden meiner Geduld iſt entzwey. — Potz Kohlrabi und Krautſalat! —

Dornbach (ſie unterbrechend.)

Aber wertheſte Frau Wirthin! So laſſen Sie ſich doch bedeuten! Der Fremde, welcher dieſen Morgen mit mir in Ihrem Hauſe abſtieg, genannt: Papa Papaduzzi, iſt ein berühmter mechaniſcher Künſtler, und wahrer Zauberer; ich habe hiemit die Ehre, ihn (auf Edmund deutend) in ſeinem Amtskoſtüme Ihnen vorzuſtellen. Herr Papa Papaduzzi führte in ſeinem Reiſekoffer gegenwärtiges kunſtvolles Automat (er zeigt mit dem Finger auf Käthchen) mit ſich. Auf meine Bitten entſchloß er ſich, das Automat, Königin von Saba benamſet, zuſammenzuſetzen, und blos, um Ihnen ein kleines Vergnügen zu ſchaffen, ſtellten wir das merkwürdige mechaniſche Kunſtwerk hier auf. Ich bedaure, Sie nicht vorbereitet, und den Untergang der koſtbaren Terrine aus ächtem Meißner Porzellan herbeigeführt zu haben;

allein empfangen Sie hiemit die feierlichſte Verſicherung, der große Papa Papaduzzi wird mit Freuden alles Ungemach reichlich bezahlen, welches dem römiſchen Kaiſer durch *Ihro Majeſtät*, die Königin von Saba bereits erwachſen iſt, oder annoch erwachſen ſollte. (*Mit einer tiefen Verbeugung*) dixi!

Aurelius.

Und da du, mein Schatz, aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht wiſſen wirſt, was ein Automat für ein ſeltſames Ding iſt, ſo will ich hiemit bedeuten, daß gegenwärtige Königin von Saba ein Ding ſey, welches nur erſt aufgezogen, ſich flink und ohne Mühe rührt, ohne zu wiſſen wie, Schach ſpielt und andere Verrichtungen vollbringt, alles höchſt natürlich und commode. (*Mit einer ſchwerfälligen Verbeugung*) dixi.

Corona (*zu ihrem Manne.*)

Halt Er ſein Maul, Herr Aurelius! denn Er iſt und bleibt, mit Reſpekt zu melden, ein Eſel. (*Zu Dornbach und Edmund.*) Verzeihen Sie, meine Herren! daß ich Sie nicht ſogleich erkannte. Potz Kohlrabi und Krautſalat! die Wirthin im *römiſchen Kaiſer* hat Manier und Lebensart, gönnt ihren verehrlichen Gäſten die diverſeſten Vergnügen, und ſchätzt ſich glücklich, gegenwärtige Frau Königin von Saba in ihrem ſchlechten Hauſe zu beherbergen. Potz Kohlrabi und Krautſalat! trauen Sie mir immerhin ein Quentchen Kunſtſinn zu, meine Herren! und halten Sie mich nicht für ſo einfältig, als ich ausſehe, ich weiß recht gut, was es mit einem ſolchen hautomatiſchen Kunſtwerke für eine Bewandtniß hat; als ich noch ein ganz kleines Mädchen war, und mein Vater, der ſelige Herr Bartholomäus Ziegenfuß als römiſcher Kaiſerwirth in dieſem Hauſe ſein Weſen trieb, da übernachtete der berühmte Herr von Kempelen mit ſeinem berühmten Schachſpieler einſt unter unſerm ſchlechten Dache, und unlängſt erſt ſprach der Jude Hirſchberg, als er mit ſeinem bekannten eiſernen Spanier gen Leipzig zur Meſſe zog, ebenfalls beim römiſchen Kaiſer ein. Potz Kohlrabi und Krautſalat! die römiſche Kaiſerwirthin iſt nicht von Geſtern, klopfen die verehrlichen Gäſte bei ihr an, wo ſie immerhin wollen, und ſiehe da — es wird aufgethan.

Dornbach.

In der That, meine wertheſte Frau Wirthin! Sie zeigen ſich in einem hohen Grade inſtruirt; allein unſer Automat behauptet vor dem Kempelenſchen Schachſpieler und vor dem eiſernen Spanier den Rang, denn die Königin von Saba ſpielt nicht nur allein Schach, wie eine Meiſterin, ſondern ſelbſt die Zukunft verſteht ſie mit kühner und ſicherer Hand zu enthüllen.

Aurelius.

Ja, mein Schatz! du kannſt es glauben, Ihro Majeſtät die Königin haben gleichſam den Teufel im Leibe, ſo geruhten Höchſtdieſelben mir zu eröffnen: ich würde noch lange commode leben, und endlich ganz commode ſterben, wie der Dompfaff im Hanfe.

Dornbach.

Nun, ſchätzbarſte Frau! Sie wünſchen doch wahrſcheinlich auch von dem Automate ſich Ihr Prognoſtikon ſtellen zu laſſen?

Corona.

Hi, Hi — das iſt ja ganz etwas abſonderliches; nun wie geſagt, neugierig bin ich nicht; Potz Kohlrabi und Krautſalat! es iſt nicht mein Fehler, indeſſen etwas möchte ich gerne wiſſen, in der That gar zu gerne.

Dornbach.

Sprechen Sie es aus, es ſeye, was es wolle, das Automat wird Aufſchluß ertheilen.

Corona.

(Indem ſie mit den Händen das Geſicht bedeckt, kichernd.)

Hi, hi, ich ſchäme mich —

Aurelius.

(Setzt ſich nieder.)

Nun wird mir ſchlimm.

Dornbach.

Faſſen Sie Vertrauen, und entdecken Sie ſich!

Corona.

Nun ſo ſey es denn! Sehen Sie, mein wertheſter Herr! ich lebe hier mit dem Herrn Aurelius bereits in einer mehrjährigen Ehe, allein ſie blieb bis jetzt ungeſegnet. Ich habe es mir ſauer werden laſſen, und ein Paar Thälerchen erübriget; aber wenn ich daran denke, daß meinen ſaueren Schweiß dereinſt Fremde, lachende Erben vergeuden ſollten, Potz Kohlrabi und Krautſalat! da ſchwillt mir der Kamm, nun ſehen Sie, mein theurer Herr! es iſt demnach wohl nichts natürlicher als daß ich wünſche — (Sie ſtockt.)

Dornbach (lächelnd.)

Ich verſtehe, es iſt nichts natürlicher, als daß Sie wünſchen, einen leiblichen Stammhalter auf den Knieen zu wiegen. Großer Papaduzzi! geruhe dein Automat entſcheiden zu laſſen, ob dieſer würdigen Frau ſehr verzeihlicher Wunſch dereinſt noch in Erfüllung gehen wird, oder nicht?

Corona.

(Wieder mit den Händen das Geſicht bedeckend.)

Hi, hi, wie gut Sie doch rathen können.
(Käthchen beſchreibt unter denſelben Ceremonien wie oben, einen Zettel — Pauſe.)

Edmund.

(Wieder feierlich und mit Pathos das Folgende vom Zettel leſend.)

„Einſt gebar dem grauen Vater Abraham
„Seine alte Sara ſelbſt ein zartes Lamm;
„Und erfreuen wird den Herrn Aurelius
„Noch ein junger Commodus.“

Corona.

(Laut ins Tuch ſchluchzend.)

Ach, wie rührend iſt das! —

Aurelius (bei Seite.)

So wollt' ich doch, daß die Frau Königin dieſesmal ganz impertinent gelogen hätte. Ein ſolcher junger Schreihals käme mir keinesweges commode.
(Reinhold und Prokurator Schleppfuß treten durch die Hinterthüre.)

Scene 5.

Reinhold, Prokurator Schleppfuß und die Vorigen.

Reinhold.

Wir ſind hier doch recht im Gaſthofe zum römiſchen Kaiſer?

Corona.

Ganz recht, gehorſamſt aufzuwarten; womit vermag ich den gnädigen Herrſchaften zu dienen?

Reinhold.

Es ſind heute bereits Fremde in Ihrem Hauſe eingetroffen?

Corona.

Dieſe beiden Herren hier, welche die Ehre haben, ein ſehr kunſtvolles Automat, die Königin von Saba zu präſentiren.

Schleppfuß.

Ei, wer frägt nach ſolchem Volke; meine Braut iſt mir davon gelaufen; ſie ſoll ſich hier verborgen halten, und ich will ſie attrapiren, ſo wahr wir von Kaiſer Carl V. eine peinliche Halsgerichtsordnung haben!

Reinhold.

Im Ernſte, Frau Wirthin! ſagen Sie uns: wohnt keine fremde junge Dame bei Ihnen?

Corona.

Eine junge Dame? — Das ich nicht wüßte! — (Nach einigem Nachſinnen.) Doch halt! Potz Kohlrabi und Krautſalat! was fällt mir bei! mit den beiden Herren traf dieſen Morgen ein junges Bürſchchen hier ein, die Sache kam mir gleich verdächtig vor, das Jüngelchen ſtellte ſich gar ſo zart und zimperlich dar, am Ende war es ein verkleidetes Mädchen.

Aurelius.

(Im Sorgenſtuhle ſitzend, und wieder ſchmauchend.)

Ja, ja, man hat derlei Beiſpiele und Exempel, daß Frauen und Mädchen die männliche Tracht zu wählen pflegen, denn ſothane Tracht iſt Ihnen in verſchiedenen Fällen und Lagen ungemein commode.

Reinhold.

Wohl möglich, wo iſt das Mädchen?

Beinahe zugleich.

Schleppfuß.

Wo iſt die Dame? ich wollte meinen Kopf wetten, es iſt Käthchen, ſo wahr wir von Kaiſer Carl V. eine peinliche Halsgerichtsordnung haben.

Beinahe zugleich mit den Vorigen.

Corona.

Der junge Herr befindet ſich gleich hier rechter Hand im Kabinete zu Bette, um von der Strapatze der Reiſe ſich zu erholen, wie er ſagte.

Schleppfuß.

Was, Käthchen im Kabinete? ich laufe Sturm, ſo wahr wir von Kaiſer Carl V. eine peinliche Halsgerichtsordnung haben.

Reinhold.

Nun, nun, nur ruhig! — wir werden uns ja überzeugen.

(Schleppfuß und Reinhold treten durch die Thüre rechter Hand.)

Corona.

(Zu Dornbach und Edmund.)

Potz Kohlrabi und Krautſalat! ich ſollte mich in den Herren alſo dennoch geirret haben? ich hielt Sie für wackere Leute, allein wenn Sie ein Mädchen entführt haben, ſind Sie mir auch ſchon die rechten Zeiſige. — Potz Kohlrabi und Krautſalat! ſolche Plamaſche iſt dem römiſchen Kaiſer nicht widerfahren, ſeit er ſeine Krone trägt.

Dornbach.

Warten Sie doch das Ende ab, theuerſte Frau Wirthin! bevor Sie richten.

Aurelius.

Ganz recht, mein Herr! wenn man ſich ruhig und commode verhält, kömmt man am bequemſten hinter die Wahrheit.
(Schleppfuß und Reinhold kehren aus dem Kabinete zurück.)

Schleppfuß.

So wahr wir von Kaiſer Carl V. eine peinliche Halsgerichtsordnung haben, 's iſt ein Mädchen, die drinnen im Bette liegt.

Reinhold.

Ganz richtig! allein 's iſt Käthchen nicht.

Corona.

Alſo dennoch ein Mädchen? ſagte ich es nicht gleich? Potz Kohlrabi und Krautſalat! ich habe ja ein paar große Augen im Kopfe — und wer iſt denn, wenn man fragen darf, die Mamſell?

Dornbach.

Die Schweſter des Herrn Papa Papaduzzlz

ſie bildet bei den automatiſchen Darſtellungen, welche wir geben, mit ihrer Nachtigallenſtimme und der Quitarre unſer Orcheſter.

Aurelius.

Ei, ei, ein Orcheſter im Bette? — die Vorrichtung nenne ich angenehm und — commode.

Schleppfuß (zu Reinhold.)

Laß uns nicht länger unnütz hier verweilen; wir ſind angeführt, die Flüchtlinge haben einen Vorſprung, laß uns nacheilen, ich will meine Braut einholen, ſo wahr wir von Kaiſer Carl V. eine peinliche Halsgerichtsordnung haben.

Reinhold.

Ei was, ich bin der Kourierreiſe beim allerabſcheulichſten Wetter endlich auch ſatt, gedenke hier in aller Bequemlichkeit zu ſpeiſen, und vorerſt dieſes mechaniſche Kunſtwerk zu bewundern.

Schleppfuß.

Ihr Götter! was muß ich vernehmen, derweilen wir hier die Zeit verſchleudern, erreichet meine Braut nova Zembla, ſo wahr wir von Kaiſer Carl V. eine peinliche Halsgerichtsordnung haben.

Reinhold.

Du biſt nicht recht klug (zu Dornbach) welche Kunſtſtücke zeigt denn eigentlich die Maſchine?

Dornbach.

Sie ertheilt, eine andere Pythia, ſelbſt Orakelſprüche.

Reinhold (lächelnd.)

In der That intereſſant; wohlan denn, mein Herr Arlekin! befragen Sie einmal Ihre Pythia, ob hier mein Freund, der Herr Prokurator Schleppfuß noch in den Beſitz ſeines Käthchens, welches ihm davon gelaufen, gelangen wird.

Dornbach.

(Nachdem er den Bratenwender neuerdings aufgezogen, zu Edmund.)

Großer Papa Papaduzzi! ſetze, wenn es dir gefällt, die Königin in Bewegung!
(Ceremonien, wie oben. Käthchen ſchreibt — Pauſe)

Edmund (leſend.)

„Wenn der Schnee mit Feuersgluth ſich verbindet,
„Und der Tiger zärtlich's Lämmlein umwindet,

„Wenn die Taube bei dem Geyer niſtet ein,
„Dann wird auch Herr Schleppfuß Käthchens Gatte ſeyn.

Aurelius.

Nun da kann der Herr Schleppfuß in aller Commodität lange warten.

Schleppfuß.

Wie wird mir? — hier waltet trügliche Gaukelei — Das Orakel hat eine injuria figuralis gegen meine Perſon ausgeſprochen, ſo wahr wir von Kaiſer Carl V. eine peinliche Halsgerichtsordnung haben; ich werde dieſe Unbill nicht dulden. (Er will auf Käthchen eindringen, Dornbach verſetzt ihm mit ſeiner Arlekins-Peitſche einen derben Schlag auf den Rücken.)

Schleppfuß (wüthend.)

Was? nun auch eine injuria realis? O dii immortales! und dieſes mir? So wahr wir von Kaiſer Carl V. eine peinliche Halsgerichtsordnung haben, ich dürſte nach Rache, nach blutiger Rache. (Er verſucht neuerdings auf das vermeintliche Automat einzudringen, Dornbach und Reinhold halten ihn zurück.)

Dornbach.

Mit Permiſſion! Ich verſehe bei Ihro Majeſtät der Königin Leibgardendienſte.

Reinhold (zu Schleppfuß.)

Keine Unbeſonnenheiten, mein Freund! der Ausſpruch des Orakels ſcheint mir ſo ganz verwerflich nicht. Ich bin kälter geworden; ſeit mein gutes Mündel zu hart von mir behandelt vielleicht entfloh, iſt mir ein Nebel von den Augen geſchwunden. Laß es uns geſtehen, alter Freund! wir waren verblendet, und Käthchen, das junge blühende Mädchen, taugt doch wohl nicht für Dich, der Du ihr Vater füglich ſeyn könnteſt; Amor iſt der Jugend nur hold, auch habe ich mich nun nach jenem Edmund genauer erkundiget, allerwärts wird er als ein ſehr ſolider junger Mann gerühmt, hätte ich ihm gleich anfangs Käthchens Hand zugeſtanden, konnten wir uns Beide den Verdruß, und das Auslachen oben drein erſparen.

Schleppfuß.

Pluto! Proſerpina! Jupiter! und ihr Götter des Ober- und Unterreichs Alle! was muß ich hören! Ich bin betrogen, verrathen, verhandelt und verkauft! Welche Sprache! Allein ſo wahr wir von Kaiſer Carl V. eine peinliche Halsgerichtsordnung haben —

Reinhold (unwillig.)

Hol dich der Teufel mit deiner peinlichen Halsgerichtsordnung! Ruhe bitte ich mir jetzt aus, wir werden nachher noch von der Sache ſprechen (zu Dornbach und Edmund.) Und Sie, meine Herren! erſuche ich, Ihro Majeſtät die Königin zu befragen, ob ich mein gutes Mündel auffinden, oder ob ſie freiwillig in mein Haus zurückkehren wird. —

Dornbach (zu Edmund.)

Erfülle, theuerſter Papa Papaduzzi! die billige Bitte dieſes Ehrenmannes!

Edmund.

Wohlan, es ſey!
(Gewöhnliche Ceremonie — das vermeintliche Automat ſchreibt wieder — Pauſe.)

Edmund.
(Vom neu beſchriebenen Zettel leſend.)

„Will der Vormund, wie billig, verſprechen,
„Des Mündels Herz nicht ferner zu brechen;
„So kehrt ſie reuig zu ihm zurück,
„Erwartend von ihm des Lebens Glück.“

Reinhold.

O daß ſie käme, mein gutes Käthchen! ſie ſollte ſich wahrlich überzeugen, daß nur ihr wahres Glück mir am Herzen liegt.

Dornbach (zu Reinhold.)

Mein Herr! groß iſt die Macht meines gegenwärtigen Freundes, des Zauberers aus Orient, genannt: Papa Papaduzzi; ſeine Macht iſt mir wohlbekannt, und ich glaube, verſprechen zu dürfen, er wird Ihr Mündel, aus was immer für einem Winkel der Erde, in dem es jetzt verweilen mag, her zu Ihnen zaubern, wenn Sie anders bei Ihrer Ehre verſprechen wollen, daß Sie Käthchen zu keiner Verbindung zwingen, und keiner anderen, welche Vernunft, Verhältniſſe und Geſetze billigen, entgegen ſtreben wollen.

Reinhold.

(Nach einigem Nachdenken, Dornbach lächelnd die Hand reichend.)

Topp! hier meine Hand! auf Treue und Glauben gehe ich die Bedingung ein.

Schleppfuß (leidenſchaftlich.)

Nun wird es zu arg, ſo wahr wir von Kaiſer Carl V. eine peinliche Halsgerichtsordnung haben—

Reinhold.

(Ihn unterbrechend, gelaſſen.)

Du haſt kein gerichtliches, nicht einmal ein ſchriftliches Verſprechen, welches dir Anſprüche auf Käthchens Hand gäbe; wenn wir Beide einmal ſolche Gedanken hegen konnten, ſo belegt die Thatſache die Richtigkeit des Sprichworts: „Alter ſchützt vor Thorheit nicht.“ Willſt du, alter Prozeßkrämer! übrigens deinen alten Freund in einen Rechtshandel noch verwickeln, wohlan! ich fürchte auch auf dieſem Wege weder dich, noch deines Kaiſers Carl V. peinliche Halsgerichtsordnung; mache uns Beide öffentlich lächerlich, wenn du Thor genug dazu biſt.

Dornbach.

Freund Papaduzzi! unſer Automat hat ſeine Rolle geſpielt; laß es uns zur Ruhe bringen, und ehevor ein neuer Hauptakt beginnt, mag Dame Angioletta, das große Publikum zufrieden zu ſtellen, mit Geſang und Deklamation die Epiſode füllen. Allons! greif an!

(Dornbach ſchiebt unbemerkt den Bratenwender in die Scene, dann tragen er und Edmund Käthchen ſammt dem Stuhle, auf dem ſie ſitzt, durch die Seitenthüre rechter Hand.)

Scene 6.

Die Vorigen ohne Dornbach, Edmund und Käthchen.

Corona.

Potz Kohlrabi und Krautſalat! heute gehen im Gaſthofe zum römiſchen Kaiſer ſeltſame Dinge vor.

Aurelius.

Nun, wir wollen in ganzer Commodität das Ende der Poſſe abwarten.

Schleppfuß.

So wahr wir von Kaiſer Carl V. eine peinliche Halsgerichtsordnung haben, ich weiß nicht mehr, habe ich einen Kopf oder keinen.

Reinhold.

Sey klug, gieb der Stimme der Vernunft Gehör, und der bereits verlorne Kopf wird wiederkehren.

(Dornbach, mit Angioletta am Arme, tritt aus der Seitenthüre rechter Hand.)

Scene 7.

Corona, Aurelius, Reinhold, Schleppfuß, Angioletta, Dornbach, der Letztere noch in Arlekinskleidung

Dornbach.

Ich habe die Ehre, Demoiſelle Angioletta hiemit vorzuſtellen, welche, die Lücke auszufüllen, die Geſellſchaft mit Geſang und Deklamation angenehm zu unterhalten ſich beſtreben wird.

Corona.

Potz Kohlrabi und Krautſalat! Die Mamſell hat, ſeit ſie weibliche Kleidung trägt, ſelbſt die Phyſiognomie ganz und gar changirt.

Angioletta.

Ich bitte Allerſeits um gefällige Nachſicht. (Sie nimmt Platz, und ſpielt nach einem kurzen Präludio auf der Quitarre eine beliebige Arie. Nachdem ſie geendet, applaudiren Alle außer Schleppfuß.)

Dornbach.

Meine theure Angioletta! ſo oft wurden Sie als Improviſatrice bewundert, geben Sie uns jetzt noch ein Pröbchen dieſer Ihrer Kunſt zum Beſten — wir bitten —

Angioletta (lächelnd.)

Improviſiren bleibt in der That eine ſchwere Kunſt, leicht ſchleichen ſich in die ſchnelle Dichtung Härten ein, man darf es, eines Fußes halber, zu wenig oder zu viel, genau nicht nehmen; darum muß ich wiederholt, und dringender denn zuvor, um Nachſicht bitten.

Reinhold.

Ei, eine ſolche liebenswürdige, junge Künſtlerin bedarf der Nachſicht nicht.

Aurelius.

Laſſen Sie ſich nur Zeit, Frauenzimmerchen! und machen Sie ſichs commode!
(Angioletta ſteht auf, und improviſirt, nach einer Verbeugung, folgende Fabel.)

Der Phönix und der Wiedehopf.

Im Walde hauſ'te ein altes Täubelein,
Ihm lebte ein gar zart — junges Töchterlein;
Die Kleine ſtrahlte, wie Silber und Gold,
Es lachte Ihr Aeugelein ſinnig und hold.

Der Tauben Neſt hing an felſigten Höhen,
Das Kind, es hatte bis jetzt erſt geſehen
Nur jenen Vogel, der Wiedhopf *) ſich nennt,
Als einen *Stinker* ihn Jedermann kennt.

Der *Wiedhopf*, arg in die Tochter verſchoſſen,
Er hat mit der Mutter Freundſchaft geſchloſſen,
Und um ganz glücklich und ſelig zu ſeyn,
Will er mit dem Kinde ſich niſten ein.

---

*) Dieſes Wort wird jedesmal etwas ſtärker betont, und mit einem Seitenblick auf *Schleppfuß* begleitet; doch dürfen weder dieſe Mimik, noch die Intonation zu auffallend ſich darſtellen.

Es war die Mutter des Handels zufrieden,
Doch traurig blickte das Kindlein hienieden;
Es flattert gar ängſtlich daher und hin,
Ihr wollte der Wiedhopf nicht in den Sinn.

Die Mutter war einſt ein wenig verflogen,
Und unſer Freund Wiedhopf ihr nachgezogen;
Die liebe Tochter gar zärtlich und klein,
Sie mußte heut hüten — das Neſtelein.

Doch plötzlich ertönet harmon'ſches Klingen,
So lieblich, als wenn die Engelein ſingen;
Das Herzlein des Täubchens fühlt ſich bewegt,
Zur Höhe das Schöpflein lauſchend es regt.

Ein roſiges Licht erhellet die Bäume,
Verwandelt in Purpur der Fluren Säume;
Aroma und linder Lavendelduft
Erfüllen des Lenzes kühlende Luft.

Und rauſchend mit langen, güldenen Schwingen
Umkreiſet in großen, in kleinern Ringen
Ein leuchtender Phönix das Täubelein:
„Mein Liebchen! ſeufzt er, biſt, Kind! du allein?“

Das Täubchen fühlte jungfräuliches Bangen,
Darneben ein neues, heißes Verlangen;
Es ziert ſich ein bischen, ſittig und fein,
Um endlich des Vogels Weibchen zu ſeyn.

Entführet vom ſchnellen Phönix zur Sonne,
Umfangen von reiner, ſeltener Wonne,

Beglücket des Täubchens zärtliche Bruſt,
Der Liebe, der erſten, göttliche Luſt.

Die Mutter, der Wiedhopf, hörten zur Stunde
Vom Mährchen — die junge, ſchreckliche Kunde,
Und ſchleunig es machte Wiedhopf ſich auf,
Verfolgend der Fliehenden flücht'gen Lauf.

Indeſſen — es blieb die Mühe verloren,
Denn wer zu des Phönix Gattin erkoren,
Begründet iſt ſchon ſein höheres Glück,
Er kehret zum Wiedhopf nimmer zurück.

(Nach einer Pauſe — mit erhöhter Stimme.)

Und wollt nach der Fabel-Lehre Ihr fragen,
Ich kann ſie ganz kurz und bündig Euch ſagen:
Gebrechlichen Freiern mit grauem Schopf
Ergeht es ſtets ſo — wie dem Wiedehopf.

(Angioletta endet ihre Deklamation mit einer graziöſen Verbeugung; Alle, außer Schleppfuß, applaudiren, wie zuvor; Käthchen, in weiblicher gewöhnlicher Kleidung, und Edmund, in demſelben Koſtüme, wie er es im erſten Akt getragen, ſtürzen aus der Seitenthüre rechter Hand, und werfen ſich Reinholden zu Füßen.)

Scene 8.

Käthchen, Edmund und die Vorigen.

Edmund (knieend.)

Ein Phönix, wertheſter Herr Reinhold! bin ich zwar, allein das geraubte Täubchen liefere ich reumüthig in Ihre Hände zurück. Vergeben Sie, der Zauberer Papaduzzi und die Königin von Saba liegen zu Ihren Füßen.

Käthchen.

(Ebenfalls knieend.)

Verzeihung, beſter Vormund!

Corona.

Potz Kohlrabi und Krautſalat! das ſind ja ſeltſame Geſchichten.

Aurelius.

Ich merke wohl, die Handlung iſt jetzt aus dem commoden Gange gebracht, und ſchreitet ihrem Ende raſch entgegen.

Reinhold.

Was will ich beginnen? Ihr habt mein Wort.

Ich merke wohl, wir haben Komödie geſpielt: der junge Liebhaber iſt begünſtiget, der alte betrogen; und der Vormund muß gute Miene zum Spiel machen. Nun, in Gottes Namen! ſo ſeyd glücklich! (Er legt Edmunds und Käthchens Hände ineinander.)

Edmund und Käthchen.

(Indem ſie ſich erheben.)

Tauſend Dank, beſter Vormund (theuerſter Herr Reinhold!)

Schleppfuß (laut ſchreiend.)

Ich bin konſternirt, friſirt, dupirt — ich bin der arme betrogene Wiedhopf! ich verliere den Odem, ich falle in Ohnmacht, ich gehöre mir ſelber nicht mehr an, — meine Kraft iſt gelähmt, ich bleibe zu allen Geſchäften untüchtig Zeit meines Lebens, allein ich renne ſtehenden Fußes zum Doktor .... (der Schauſpieler nennt hier einen im Orte der Darſtellung berühmten Advokaten) er ſoll mir eine Klage aufſetzen, die ſich gewaſchen hat, Euch ſoll, ſo Gott will, ſammt und ſonders der Teufel holen, ſo wahr wir von Kaiſer Carl V. eine peinliche Halsgerichtsordnung haben. (Er rennt durch die Hauptthüre ab.)

Reinhold (lächelnd.)

Laſſen wir ihn; ich kenne meinen Mann, er wird ſich zu tröſten wiſſen, und dann eines Beſſeren beſinnen.

Dornbach.

(Indem er ſich Angioletta zu Füßen wirft.)

Auch Arlequin kniet hier vor ſeiner heiß und längſt geliebten Kolombine, ſpiegeln Sie ſich, meine theuerſte Angioletta, an dieſer Liebenden Glück, und ſprechen Sie endlich einmal ein Wort, welches meines Lebens Glück allein begründen kann.

Angioletta.

Lieber Dornbach! Sie wiſſen, ich achte Sie, und bin Ihnen keineswegs abhold; allein laſſen Sie uns, bevor wir einen ſolchen bedeutſamen Schritt wagen, an neues Engagement vorerſt denken; wir ſind Beide in dieſem Augenblicke brodlos.

Edmund.

Das Engagement hat ſich bereits gefunden. — Ich habe Herrn Dornbach als einen vielſeitig gebildeten, ſehr fähigen jungen Mann kennen lernen, und biete ihm hiemit einen ehrenvollen und einträglichen Platz in meinem Comptoir an.

Dornbach.

(Aufſpringend, freudig.)

Ich nehme Ihr Anerbiethen mit größtem Dank an, und nun, meine angebetete Angioletta?

Angioletta (lächelnd.)

Nun treiben Sie mich zu ſehr in die Enge, ich bin die Ihrige, und verlaſſe an Ihrer Hand freudig die Bretter.

Dornbach.

(Angioletta feurig umarmend.)

Viktoria! — Aller Herzen ſind zufrieden — Frau römiſche Kaiſer-Wirthin! hurtig noch vier Couverte! — denken Sie daran, in aller Eile einen Schmaus zu arrangiren; eine Doppelverlobung wird heute in Ihrem Hauſe gefeiert.

Corona.

Noch vier Couverte — Verlobung, Schmaus! Waſſer auf meine Mühle! Potz Kohlrabi und Krautſalat! ich eile, ich renne, ich laufe — und wie will ich die gnädigen Herrſchaften bewirthen! Dero Kinder — und gnädige Kindeskinder ſollen noch von der Wirthin im römiſchen Kaiſer ſprechen. (Eilt durch die Hauptthüre ab.)

Aurelius.

(Indem er den Hermelin ablegt, zum Publikum.)

Ich ziehe mein warmes Pelzmäntelchen aus, denn die Farze iſt zu Ende, und haben, meine gnädigen Herren und Damen! Aurelius Commodus und die Königin von Saba Ihnen nicht Langeweile gemacht, ſo ſchenken Sie uns Ihren Beifall, aber wenn ich gehorſamſt bitten darf — ganz commode!

(Edmund und Käthchen, Angioletta und Dornbach ſtehen Arm in Arm, Reinhold und Aurelius in der Mitte.) Der Vorhang fällt.

In der Verlagshandlung ſind erſchienen:

Atlas für Studirende und alle Liebhaber der Geographie nebſt 24 illum. Landkärtchen, vierte, nach den beſten ſtatiſtiſchen und geographiſchen Schriften, von Dr. Holzmann ganz umgearbeitete Auflage. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 12 kr.

Schaubühne, deutſche, oder dramatiſche Bibliothek der neueſten Luſt=, Schau=, Sing= und Trauerſpiele, 50 Bände, mit Kupfern 41 Rthlr. 16 ggr. oder 72 fl. 30 kr. Auf Schreibpap. 58 Rthlr. 8. ggr. oder 83 fl. 20 kr.

Original=Theater für die Jahre 1819 — 22, zuſammengetragen von mehreren dramatiſchen Dichtern. 24 Bände, mit 24 Kupfern. Schreibpapier, 8. 30 Rthlr. oder 44 fl.

Dietrich, F. A. und C. F. von Jeniſch dem jüngern, vier= fünf= und ſechsprozentige Zinſe und Zinſiſten=Tabellen für Kapitaliſten, Kammeraliſten und Kaufleute, nach der Schärfe auf mehrere Jahre, bis zur Verdoppelung von 1 bis 100,000, wie auch auf Monate und Tage berechnet. 1 Rthlr. 8. ggr. oder 2 fl.

Dinglers, Dr. J. G., Dr. F. W. Juch und W. H. Kurrers neues Journal für die Indienen oder Baumwollendruckerei, die Leinen= Seiden= oder Wollendruckerei, die Türkiſchrothfärberei, die Wollen= Seiden= Baumwollen= und Leinenfärberei, und die Kunſt zu bleichen. 4 Bände mit Kpfrn. und natürlichen Muſtern. gr. 8. 12 Rthlr. 16 ggr. oder 22 fl. Auf Schreibpap. 16 Rthlr. oder 28 fl.

— — Magazin für die Druck= Färbe= und Bleichkunſt und den damit verwandten Hülfswiſſenſchaften, 3 Bände, mit Kupfern und natürlichen Muſtern, gr. 8. 6 Rthlr. 8. ggr. oder 11 fl. 16 kr.

Ehrhards, Dr. G. v., Entwurf eines phyſikaliſch=mediciniſchen Polizei=Geſetzbuches, und eines gerichtlichen Medicinal=Codex, 4 Bände mit Kupfr., gr. 8. 10 Rthlr. oder 16 fl.

Thumb's (Bar. v.) neue Bühnenſtücke, enthalten 1) das Geſchenk des Fürſten, ein Luſtſpiel; 2) das Gewiſſen, ein Trauerſpiel; 3) die vergeſſene Schildwache, ein Schauſpiel; 4) ſie müſſen ſich ſchlagen, ein Luſtſpiel. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Eith, G., Andachtsbuch für Gebildete, mit 6 Kupfern auf Schreibpap., 2 Rthlr. oder 3 fl. Auf Velinpapier, mit ausgemalten Kupfern, 2 Rthlr. 16 ggr. oder 4 fl. 30 kr.

— — Seelengröße in Gemälden aus der Geſchichte dargeſtellt, 3 Bände, mit Kupfern 8. 5 Rthlr. 9 ggr. oder 8 fl. 20 kr.

Hubers, Joſ. v., Handbuch für Künſtler und Freunde der Kunſt, enthaltend das Leben von 50 der berühmteſten Maler aus allen Schulen mit ihren Bildniſſen und einem Verzeichniſſe ihrer Werke in den Kirchen, Palläſten, Gallerien und Kabineten von Europa, mit Bemerkung der davon vorhandenen Kupferſtichen. 2 Bände mit 50 Bildniſſen. Auf Schreibpapier. 8. 6 Rthlr. 18 ggr. oder 10 fl.

Karrers, P. J., Verſuch einer Handlungsgeſchichte, für Kaufleute, Manufakturiſten und Fabrikanten, 3 Theile, mit Kupfern, gr. 8. 8 Rthlr. 6 ggr. oder 13 fl. 30 kr.

— — eben dieſes Buch unter dem Titel: Hiſtoriſche Geographie für Kaufleute, Manufakturiſten und Fabrikanten, 3 Theile, mit Kupfern. gr. 8. 8 Rthlr. 6 ggr. oder 13 fl. 30 kr.

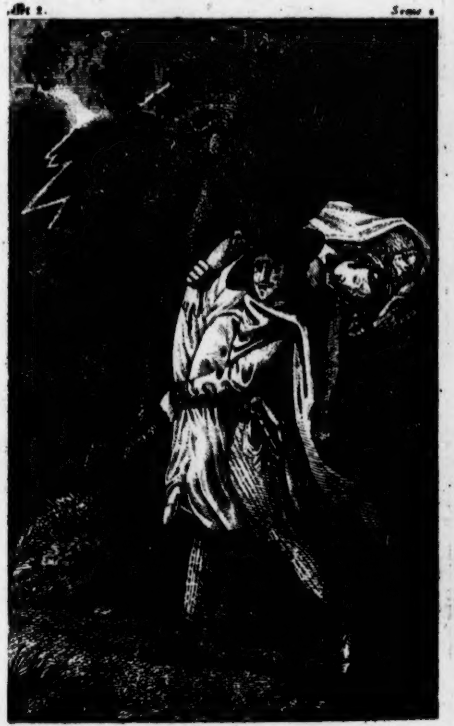
v. **Stransky**, Dr. und Medicinalrath, Geiſt der neueſten mediciniſchen und chirurgiſchen Schriften Deutſchlands, eine Quartalſchrift, von einer Geſellſchaft gelehrter und praktiſcher Aerzte bearbeitet und mit kritiſchen Bemerkungen und Zuſätzen begleitet. 4 Bände, mit Kupf. gr. 8. 9 Rthlr. 18 ggr. oder 15 fl.

Fulda, M. Friedr. Carl, Karte der Weltgeſchichten unter einen großen Geſichtspunkt gebracht, vermittelſt verſchiedenen Farben. 12 Blätter in Subregal Folio. Baſel gedruckt bei Wilhelm Haas. 10 Rthlr. oder 15 fl.

Eſſichs, J. G., Paraklet oder vermiſchte Gedanken, Erfahrungen Empfindungen, gute Räthe, Tröſtungen, Ermahnungen und Warnungen für Leidende. 2 Theile, mit Kupfern. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Müllers, J. W., Repertorium der mathematiſchen Litteratur, in alphabetiſcher Ordnung, 2 Theile gr. 8. 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl.

Act 2. Scene 4



Und waere ihre Liebe auch nur Wahn,
Ich ſtürmte gern den Himmel ſelbſt hinan!

Mozarts Tod.

Ein

Original-Trauerſpiel

in

drei Acten

von

Adolph von Schaden.

Mit einer Kupfertafel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Augsburg und Leipzig.
In der von Jeniſch und Stageſchen Buchhandlung.
1825.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Das gegenwärtige dramatiſche Gedicht war urſprünglich nicht für die Bühne beſtimmt; deſſenungeachtet kaufte bereits vor mehr ſchon als zwei Jahren die damalige Intendanz des königl. Hoftheaters zu München das Trauerſpiel im Manuſcript und wollte daſſelbe den 5. December, als an Mozarts Todestag, in ſinniger Weiſe, zur wirklichen Darſtellung fördern.

Doch das herrliche neue Hoftheatergebäude hatte ſchnöde Flammengluth verzehrt und das Manuſcript meines Trauerſpieles blieb unbenützt liegen.

Die damalige Münchner Hoftheaterintendanz wollte Anſtand nehmen, das Innere der Wiener Stephanskirche auf den Brettern darzuſtellen, und nach ihrem Wunſche wurden demnach im 3ten Akte Abänderungen vorgenommen.

Da mein Trauerſpiel anderwärts nicht verſendet wurde, allein die Möglichkeit dennoch vorhanden bleibt, daß die eine oder andere Bühnendirektion es, nach vollendetem Drucke in die Scene ſetzen dürfte, ſo glaubte ich am zweckmäßigſten zu handeln, indem ich die erwähnten Abänderungen in den Haupttext aufnahm, indem ſie in der That den eigenthümlichen Verhältniſſen mancher Bühne zuſagen dürften; die ausgehobenen Scenen des Urmanuſcriptes wurden dagegen in einem beſondern Anhange geliefert.

Es haben ſich leider, während meiner Abweſenheit vom Druckorte, in mein armes Geiſteskind bedeutſame Unrichtigkeiten und Druckfehler eingeſchlichen, und obwohl ich dieſelbe nach Möglichkeit zu verbeſſern ſtrebte, muß ich dennoch dringend ob des Uebelſtandes um des gütigen Leſers Nachſicht bitten.

Uebrigens muß ich noch bemerken, daß bei der wirklichen Darſtellung gegenwärtigen Trauerſpiels, vor Anfang des Stückes und zwiſchen den Akten mit Wirkung eigentliche Mozartiſche Ouvertüren exekutirt werden möchten, welche aber von dem Muſikdirektor, ſolchem Zwecke entſprechend, arrangirt werden müßten.

Der Verfaſſer.

Perſonen.

Mozart, genannt Amadeo il cavaliere filarmonica.
Konſtanze, ſeine Gattin.
Annette, ſeine Schweſter.
Wolfgang, ſein ſechsjähriges Söhnchen.
Donna de la Valera.
Ein Schauſpielunternehmer.
Walther, deſſen Kapellmeiſter.
Julie, der Donna Freundin.
Ein Unbekannter.
Muſiker, Sänger, Sängerinnen ꝛc.

Erster Akt.

(Großer Probeſaal in des Schauſpielunternehmers Wohnung.)

(In der Mitte befindet ſich, bis nach dem Hintergrunde zu, Pulte, um welche Muſiker ſitzen und ſtehen. Mehr gegen den Vordergrund zu ſteht Walther, dirigirend, an einem einzelnen Pulte. Ihm zur Linken ſitzt der Schauſpielunternehmer, an beiden Seiten ſtehen und ſitzen ihre Parthien in den Händen, und bildlich gruppirt, Sänger und Sängerinnen, hinter ihnen die Choriſten. So wie der Vorhang zur Höhe rollt, wird der Chor aus dem zweiten Akte der Zauberflöte angeſtimmt.)

Erste Scene.

Schauſpielunternehmer, Walther, Sänger, Sängerinnen, Muſiker.

Chor.

O Iſis und Oſiris ſchenket
Der Wahrheit Geiſt dem neuen Paar!

Die ihr der Wand'rer Schritte lenket,
Stärkt mit Geduld ſie in Gefahr —
Laßt ſie der Prüfung Früchte ſehen;
Doch ſollten ſie zu Grabe gehen,
So lohnt der Tugend kühnen Lauf,
Nehmt ſie in euren Wohnſitz auf.

Walther.

(Zu den Sängern.)

Bravo, meine Herren! Nun geht es!

(Zum Schauſpielunternehmer.)

Freund! welche Kompoſition! Wie feierlich dieſe Tempo's! Erhaben, ſanft und doch voll Würde! — Solches habe ich nimmermehr gehört! Ich bin hoch entzückt! Dieſes iſt Muſik und Harmonie.

(Der Schauſpielunternehmer lächelt ſchweigend.)

Walther.

(Zu den Sängern.)

Nun meine Herren! wenn ich bitten darf, auch den andern Schluß-Chor noch einmal!

(Er gibt als dirigirender Kapellmeiſter das gewöhnliche Zeichen, es beginnt, wie vorhin, mit Inſtrumentalbegleitung der folgende Schluß-Chor.)

Heil ſey Euch Geweihten! — Ihr drangt durch die Nacht,
Dank ſei dir, Oſiris und Iſis, gebracht!
Es ſiegte die Stärke, und krönet zum Lohn
Die Schönheit und Weisheit mit ewiger Kron'.

Walther.

(Zum Schauſpielunternehmer ganz begeiſtert.)

O, herrlich, einzig! welch' majeſtätiſch ſchöner Schluß — dieſer inn'ge Chor, wie treffend charakteriſirt er die herzliche Theilnahme der Geweihten; hier ſtören kein wilder Uebergang, kein tändelndes Rondo, kein kindiſcher Alltagsſchluß, das Ganze löst ſich auf in göttlicher, reiner Folgerechter Harmonie.

Schauſpielunternehmer.

(Indem er die Uhr zieht.)

Meine Damen und Herren! genug nun für heute! — Die Mittagsſtunde iſt längſtens vorüber. Morgen früh, wenn ich bitten darf, zur Probe der neuen Oper, abermals zur gewöhnlichen Stunde.

(Sänger, Sängerinnen, Choriſten und Muſiker verneigen ſich ſchweigend und gehen, worauf ſogleich Diener die Pulte, Stühle und Inſtrumente wegräumen, ſo daß die Bühne ſchnell frei wird. Der Schauſpielunternehmer und Walther treten auf den Vordergrund des Theaters.)

Zweite Scene.

Der Schauſpielunternehmer und Walther.

Schauſpielunternehmer.

Seit wen'gen Tagen erſt, mein junger Freund! ſind Sie bei mir, Sie kommen aus Deutſchlands Nord und weniger ſind unſres Amadeos Leiſtungen bis jetzt dort noch gekannt. Sie ſind ein Meiſter und haben mehrere Proben dieſer neuen Oper dirigirt, geſtehen Sie nun frei, was halten Sie von des Komponiſten Talenten?

Walther.

Wo nähme ich Worte her, mein Erſtaunen, meine hohe Achtung auszudrücken. Die Tonſetzer der Vorzeit alle, läßt dieſer Amadé weit hinter ſich zurück; wer weiß, ob eine Nachwelt einſt, ob irgend eine Nation ihn erreichen wird. Solche Originalität — dieſe Kraft und Fülle, dann der richtige Geſchmack, vereint mit üppiger Phantaſie in der Ausführung und einem Etwas noch, was ſich nicht ausſprechen, ſondern nur fühlen läßt — dieſe ſeltene Gaben müßen zu des Namens Unſterblichkeit führen, wenn es anders eine ſolche gibt.

Schauſpielunternehmer.

Mich erfreut die Glut, mit welcher Sie echte Genialität und ſeltenes Verdienſt erkennen und rühmen mögen.

Walther.

Wie dürſte ich nach der Gelegenheit, der Töne Heros kennen bald zu lernen; wie ſtellt den Amadé im Umgange ſich dar?

Schauſpielunternehmer.

Ein kindlich = froh Gemüth, Lebensluſt, Argloſigkeit, — dann Herzensgüte und ein biedren

Leichtſinn wohl — ſind die Züge, die im gewöhnlichen Leben ihn charakteriſiren. Er tändelt, ſpielt und ſcherzt oft ganze Wochen lang, wie andere Leute auch, doch zu Extremen neigt er ſich entſchieden hin. Es ſchläft in jener Zeit der höh're Genius, und deſſen Daſein ahndet der ſchärfſte Pſichologe kaum, doch plötzlich keimen in des Buſens Tiefe Kunſtideen großer Art und ſchießen mächtiglich, ſchneller noch denn trop'ſche Pflanzen in die Höhe; des hohen Meiſters Seyn ſtellt ſich umwandelt dar, ein and'rer Menſch ſcheint er nun.

Sein großes Aug' — es ſchießet helle Strahlen,
Und Incarnat beginnt die Wang' zu mahlen,
Im Nu entwickelt ſich des Meiſters Kraft,
Das Ideal ergreift der Held mit Macht.

Man ſieht den Geiſt empfangen und gebähren,
Ja man erkennt den Götterflug den hehren,
Der vollen Muskeln Spannung iſt vermehrt,
Es glänzt das ſanfte Antlitz ſelbſt — verklärt.

Der Genius weiß ſchnell und feſt zu bauen
Ergreift die Feder dann voll Selbſtvertrauen,
Die Alltagswelt vergeſſend um ſich her,
Entſtrömt dem Kiel ein ſchwarzes Notenmeer.

Und wie die Fluth zum Sturme ſich geſtaltet,
Wie ſelbſt gebiethend ſie mit Herzen waltet,
Empfunden hat's, wer je empfinden kann,
Es bebt das Kind, das Weib, der ſtarke Man.

Doch will der Künſtler nun den Sturm beſchwören,
So müſſen ihn des Orkus Mächte hören,
In Wolluſt wiegt er ſchnell die Sinne ein,
Die Sel'gen wähnen Götter ſelbſt zu ſeyn! —

Walther.

Wunderbar! — höchſt wunderbar!

Schauſpielunternehmer.

Doch ſtill, der nahet ſelbſt, von dem wir eben ſprachen, ich kenne ſeiner Tritte Schall.

Walther.

Ich ſegne dieſen günſtigen Augenblick, denn in Stimmung bin ich nun, den hohen Meiſter zu empfangen.

(Amadeo tritt auf, er ſcheint etwas zerſtreut und bemerkt Walthern anfangs nicht.)

Dritte Scene.

Amadeo, Schauſpielunternehmer,
Walther.

Amadeo.

(Zum Schauſpielunternehmer.)

Die Probe ſchon zu Ende?

Schauſpielunternehmer.

Ich dehnte ſie, ſeit ein'gen Tagen ſchon, mit Willen in die Länge und harrte ſtets vergebens deiner.

Amadeo.

Hm, ich kenne dein Orcheſter, deine Sänger; lange hab ich beß're nicht gehört.

Schauſpielunternehmer.

Schon recht! allein ich kenn' die Weiſe auch, in der du deine Kinder ſchaffſt, du ſchreibſt und ſchreibſt und berührſt dabei das Inſtrument nur ſelten. Wie kannſt du des Effekts gewiß denn ſeyn?

Amadeo.

(Zuerſt gelaſſen und lächelnd, dann immer mit mehrerem Feuer.)

Du biſt und bleibſt ein närr'ſcher Kautz, wie oft ſagt' ich dir's ſchon: wer die Idee, dann des Gedankens Gang und gar die Harmonie des Ganzen in den Saiten nur erſt ſucht, den muß ich wahrlich ſehr bedauern:

Mein denkend Haupt erſetzt mir das Orcheſter,
Der heiße Buſen iſt mein Saitenſpiel,
Der Töne Chor wohnt in der Seele ſelbſt. —
Ich hör' der muntern Hörner lautes Jagen,
So wie der ſanften Flöte leiſes Klagen;
Ich höre der Poſaunen dumpfen Hall,
Der großen Paucken ſtarken Donnerſchall.
Mein Klarinett muß in der Mitte ſingen,
Den Seelenſchmerz gefühlvoll nachzuklingen;
Baſſet-Waldhorn, die Bratſch' und 's Violon,
Begleiten ſchmelzend Klarinettens Ton.
Die Hoboe mag mir mein Tutti füllen,
In einen Flor die Melodie verhüllen;
Um treue Herzen ringet mein Fagot,
Verklärend ſelbſt der Liebe Morgenroth.

Die Violinen müſſen's Ganze binden,
Und ihren Platz als Soloſtimmen finden,
Der Baß — er trägt mir des Gebäudes Laſt,
So wallt mein Strom gelind — doch ohne Raſt.

Schauſpielunternehmer.

Kein And'rer macht dir dieſes nach; welche Phantaſie gehört dazu, originelle Melodien und Chöre zu erfinden, ohne Hülfe eines Inſtrument's! —

Amadeo.

Genug! wann wird die Oper zum erſtenmal gegeben?

Schauſpielunternehmer.

Sie iſt einſtudirt, die Dekorationen ſind gemalt, die Garderobe liegt bereit, der Machiniſt hat das Seine auch gethan; es fehlt nur noch an dir, wir haben keine Ouverture! —

Amadeo.

(Schnell):

Die Ouvertur' iſt fertig.

Schauſpielunternehmer.

(Erſtaunt.)

Fertig? Seit wann?

Amadeo.

Verſteh' mich recht, ſie iſt fertig, (indem er mit der Hand auf Kopf und Herz deutet) nämlich hier und hier, und dieſes iſt die Hauptſache. Nebending, Kleinigkeit bleibt das Niederſchreiben, eine Arbeit von zwei Stunden! Doch ich befaße mich damit eher kaum, bevor ich die gedruckte Anſchlagszettel nicht an den Ecken kleben ſehe; dem Orcheſter bleibt dann zum Einſtudieren doch noch übrige Zeit.

Schauſpielunternehmer.

Fürwahr ſeltſam! Doch ich riſkir' es nicht.

Amadeo.

(Lebhaft.)

So glaub' mir doch, die Ouvertur' iſt fertig in der That. Ich habe für ſie die erhabene Tonart Es gewählt. Man findet, was von der Oper ſelbſten zu erwarten, gleich im erſten Adagio, mit wenigen, aber wie ich mir ſchmeichle, kräftigen Akkorden ausgedrückt, und in der darauf folgenden Fuge beſtimmter auseinandergeſetzt. Die Inſtrumente befinden ſich in einem beſtändigen Ringen nach einem Vereinigungspunkte und die Akkorde in einem andern Adagio ſind dieſelben, die man in der Folge als Ruf der Prieſter wieder hört; ſie fodern zu kräftigem, neuen Kampfe mahnend auf, bis endlich der feurige Schluß erfolgt.

Schauſpielunternehmer.

Wohlan es ſey! — Ich kündige die Oper an.

Amadeo.

(Erfreut.)

Recht ſo, in dieſem Entſchluſſe erkenn' ich meinen alten Freund, der mir ſtets Vertrauen ſchenkt.

(Indem er erſt jetzt Walthern, der bisher ein ſehr aufmerkſamer Hörer, bei Seite ſtand, gewahr wird.)

Wer iſt der Fremde?

Schauſpielunternehmer.

(Walthern präſentirend.)

Mein neuer Kapellmeiſter, Herr Walther, ein Künſtler von ausgezeichneten und anerkannten Verdienſten.

Amadeo.

(Freundlich zu Walthern.)

Sie werden meine neue Oper dirigiren?

Walther.

Mir wird dadurch ein Glück, das ich in ſeinem ganzen Umfange zu ſchätzen weiß.

Amadeo.

(Herzlich aber dennoch mit Nachdruck zu Walthern.)

Ich habe die Seele geſchaffen, ich denke, ihr wohnen Klarheit bei. Verleihen Sie ihr jenen Körper, der einer reinen Seele würdig iſt. (Will gehen.)

Schauſpielunternehmer.

(Indem er ihn aufhalten will.)

Es iſt ſchon ſpät am Mittag, bleib' mein Gaſt.

Amadeo.

(Sich losmachend.)

Laß mich — der heut'ge Frühlingstag iſt gar zu ſchön, mich zieht's hinaus in's Freie!

(Er verbeugt ſich gegen Walthern verbindlich und geht raſch ab.)

Vierte Scene.

Die Vorigen ohne Amadeo.

Walther.

Sie haben mich hintergangen, mein Freund! nicht einen Zug Alltäglichkeit nahm ich am hohen Meiſter wahr, ein jedes ſeiner Worte barg einen tiefen, wohldurchdachten Sinn.

Schauſpielunternehmer.

Es kömmt mir Amadé ſeit einiger Zeit ſelbſt viel ernſter und feierlicher vor dann ſonſt; ſchon lange vernachläßigt er manche ihm ſonſt liebe, unſchuld'ge Freude. Er ſpielte gerne, ja leidenſchaftlich Billard, ſeit Wochen ſchon hat er nun keinen Queue berührt, wie ſeine gute Frau mir ſagte; es geht in ſeinem Innern etwas vor, ich weiß es nicht zu deuten.

Walther.

Haben Sie bemerkt, mit welchem Feuer er von der Eintheilung ſeiner Inſtrumente ſprach? — Die kurze Rede nur, ſie war mir intereſſant. Der Inſtrumente Oeconomie verſteht wie Er, keiner mehr und dieſes eigenthümliche Geſchick trägt bei, ihn unerreichbar groß der Nachwelt darzuſtellen. Dieſe

Oekonomie wird dereinſt das Studium und Muſter ſpäter Komponiſten bleiben! Bei unſerm hohen Meiſter iſt nie ein Inſtrument verſchwendet oder mißgebraucht, und daher niemals überflüßig. Seine Nachahmer werden ihm durch Ueberladung gleich kommen wollen, ihre Partituren voll Inſtrumentation pfropfen und mit allem ihrem Aufwande ihn dennoch nicht erreichen.

Schauſpielunternehmer.

(Lächelnd.)

Einen warmen Fürſprecher hat mein Amadé in Ihnen Freund' gefunden.

Walther.

Mich entzückt der ſelt'ne Mann in ſeiner hohen Genialität — o erzählen Sie mir noch viel, recht viel von ihm, vom Großmeiſter der Kunſt.

Schauſpielunternehmer.

Sie hören gern, ich rede lieber noch von ihm und will nach Kräften Ihre Neugierde befriedigen. Doch es wird ſpät, kommen Sie zu Tiſche.

(Beide Arm in Arm ab.)

Bühnen Verwandlung.

(Zimmer in Amadeos Wohnung mit einer Haupt- und einer Seitenthüre, an einer Seite des Vordergrundes ſteht ein Pianoforte, auf der andern Seite bemerkt man das an einer Kouliſſe befeſtigte Bild des Gekreuzigten, die übrigen wenigen Möbels ſind höchſt einfach, ärmlich beinahe. — Abenddämmerung — Annette tritt durch die Hinterthüre und gleich darauf Konſtanze, mit einem brennenden Licht in der Hand, durch die Seitenthüre.)

Fünfte Scene.

Annette und Konſtanze.

Annette:

Iſt mein Bruder noch immer nicht zurück?

Konſtanze.

Befremdet's dich? — Mich nicht, ich kenne ſeine Weiſe. Ein ſeltner Gaſt bleibt mir mein lieber Amadé. Am Tage ſchlendert er umher, und gewöhnlich bringt die Dämmerung ihn erſt zurück. Ein bischen verdroſſen, matt und melancholiſch ſtellt er ſich am frühen Morgen dar, doch heiter ſtets, nicht ſelten ausgelaſſen munter, am ſpäten Abend.

Seine Lebensgeiſter ſind dann alle aufgeregt, leicht fließt das Blut durch ſeine Adern, und wenn die Finſterniß nun ganz hereingebrochen, wenn der Lärm des lauten Tags verhallt, und die Söhne des Staubes ſchlafen, in den feierlichen Stunden der Nacht, wenn kein zerſtreuender Gegenſtand mehr die Sinne feſſelt, entglüht ſeine Phantaſie zur regſten Thätigkeit und entfaltet den ganzen Reichthum der Töne, zu deren Meiſter Natur ſelbſt ihn geſchaffen hat. In dieſen Stunden beſchwört der Mächtige die Genien der Harmonie in ſeinen mag'ſchen Kreis, ſie zwingend, ihm zu dienen. Wenn ich zuweilen verſchlafe und ihn nach Mitternacht nicht mit ſanfter Gewalt zur Ruhe treibe, ſo finden ihn der Morgenröthe erſte Strahlen, in ſüßer Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt beim Schreibtiſch oder am Inſtrumente noch.

Annette.

Ja mein Bruder weilte ſtets in Höhen oder Tiefen gern, und mittlere Regionen ſind ſeine Sphäre nicht.

Konſtanze.

Du, liebe Schwägerin! gleichſt ihm in manchen Dingen, nur ſeinen ephemären Frohſinn theilſt du nicht mit ihm; es ſind zwei Monden nun; daß du bei uns hier weilſt, doch ſah ich dich noch keine Stunde heiter. Es nagt des Grames Wurm ſichtbar an deines jungen Lebens Blüthe, die zarte Wange bleicht ſich mehr und mehr und dein Antlitz zeuget mir an manchem Morgen, du habeſt die ganze Nacht hindurch geweint. (Mit inniger Theilnahme.) Armes Kind! vertraue meinem treuen Buſen deinen Kummer, und ob ich dir auch ſchwerlich helfen kann, erleichtert Mittheilung doch den herbſten Schmerz.

Annette

O traute Freundin! Kein Mädchen noch hienieden hat Liebe, ſo wie mich betrogen!

Konſtanze.

(Wehmüthig lächelnd.)

Dasſelbe glauben deiner Schweſtern viele, liebliche Annette! doch wollten alle ewig trauern, der ganze Erdball gliche einem düſtern Nonnenkloſter längſt.

Annette.

Wohlan, ich werde deinen Wunſch befriedigen. Vernimm demnach die Urſache meiner Leiden. Ich war ein kaum erſt aufgeblühtes Mädchen, und Bruder Amadé ein zarter Jüngling noch, als unſer Vater nach Italien zog. Wir ſahen Bologna, Rom, Florenz, Neapel und langten endlich in Verona an. Mein Vater kränkelte, doch in der letzten Stadt verſprach ein Arzt ihn gänzlich herzuſtellen und der Kranke unterwarf ſich ſeiner Kur. Unſre Kunſttalente fanden Anerkennung und die anmuthige Tochter eines Marcheſe wurde meine Freundin. — Eines Tages trat mir im Hauſe jenes Marcheſe ein Jüngling entgegen, es hieß, er ſey der Familie verwandt und Officier der See.

Nicht vermag ich es dir treu das Bild des Fremden darzuſtellen: der Jüngling ſchritt mit ſtolzer Zuverſicht einher. Er ſprach beſtimmt und wie des Himmels Donner tönten ſeine Worte wieder; jetzt ſchien er von wilder Leidenſchaft bewegt, doch glaubte man derſelben Ausbruch nahe, ſo zeigte er im nächſten Augenbicke Eiſeskälte wieder; die ſchwarzen Augen ſprühten Funken, krampfhaft zuckten jetzt des Antlizes Züge, doch im Nu, es ſchien der männlich ſchöne Kopf einem Marmorbilde zu gehören; ich fühlte in des Mannes Nähe große Angſt und war ich fern von ihm, drohte unerklärliche Sehnſucht den Buſen mir zu ſprengen, und daß ſein glühend Aug' ſtets auf mir gehaftet, dieſes hatt' ich wohl bemerkt.

Einſt traf ich im Wohnzimmer der Familie des Marcheſe den Fremden ganz allein; erſchrocken wollt' ich weichen, doch in demſelben Augenblick umſchlang mich kühn des Jünglings ſtarker Arm. Er preßte mich ungeſtüm nun an ſein Herz, indem er rief: Mädchen! ich habe dich für mich beſtimmt! und ſogleich brannten ſeine heißen Lippen auf meinem Munde. Ein flüßig Feuer durchzuckte meine Adern, ich hub an zu beben und wäre geſunken, hätte mich des Raſenden Arm nicht erhalten; meine Angſt erreichte den höchſten Grad, ich wollte ſchreien und vermocht' es nicht, endlich ſchwanden meine Sinne ganz und gar. — Genug! — In wilden Phantaſien, auf dem Divan liegend, fand mich die von einer Spazierfahrt rückkehrende Familie des Marcheſe. Ich ward nach Hauſe getragen, verfiel in ein hitziges Fieber und lag mehrere Wochen dann in wohlthätiger Apathie. Die Beſinnung kehrte endlich wieder, ich genaß. Abſcheu, Angſt, und Furcht vor dem ſchrecklichen Fremden durchkreuzten meine Seele. — Eine Scheu hielt mich zurück, das Haus des Marcheſe ferner zu betreten; eines Abends aber gieng ich nach der Biſchöflichen Kathedralkirche, vor Gottes Thron hofft' ich Troſt zu finden. Es wurde dunkel in der Kirche, ich ſchickte mich zur Heimkehr an, da vertrat mir plötzlich in einem der altgothiſchen Gänge des Gotteshauſes der Seeoffizier den Weg. Heftig war mein Schreck, ich ſtand wie eingewurzelt an der Erde. Des Mannes fürchterliche Blicke dräuten mich zu durchbohren und endlich donnerte er mich alſo an:

„Schwach Geſchöpf! für Männer meiner Art taugſt du nicht; wag es nimmer mir zu nahen, wenn du dein Leben liebſt!“

Mir entfuhr ein lauter Schrei, ohnmächtig ſank ich auf der nächſten Bank. Als ich mich erholte, war der Schreckliche verſchwunden und nimmermehr hat ihn mein Aug' geſehen; denn wir reißten bald nach jenem Vorfall von Verona ab. (Nach einer Pauſe, wehmüthig und in Thränen ausbrechend.) Jahre ſind ſeitdem verſchwunden, doch meines Lebens Ruhe blieb in Italien zurück.

Konſtanze.

(Tief bewegt.)

Unglücklich Mädchen! ein ſchreckliches Geſchick riß dich in ſeinen Strudel, du arm unſchuldig Lamm biſt in die Hände eines Wahnſinnigen oder eines Ungeheuers gerathen; doch wie dem immer ſey, ſuche zu vergeben, zu vergeſſen. Du biſt ein anmuthig Kind, ringe nach Faſſung und Ruhe, vielleicht beglückſt du einen braven Mann dereinſt, und in ſeinen Armen ſchwindet dann von ſelbſt der Jugend unglückſel'ger Traum.

Annette.

(Indem ſie wild aufſpringt und ſich vor Konſtanzen hinſtellt.)

Wie? Vergeben? — Vergeſſen? — Nimmermehr! Auf meines Lebens Glück und Ruhe hab' ich längſt Verzicht geleiſtet, allein nun höre, was ich in der ſchwärzeſten Verzweiflung, Augenblicken, was bei unzähligen ſchlafloſen Nächten, mir ſelbſt tauſendmal zugeſchworen:

(Sie ſpricht das Folgende in Extaſe.)

(Mit möglichſt erhöhter Stimme.)

Wenn des Gerichtes dumpfe Poſaunen erſchallen,
Wenn wie Jericho's, alle Mauern fallen,
Wenn ſich verſammelt im endloſen Thal,
Der Schatten unüberſehbare Zahl:
Dann wird der Rache Blick ihn dennoch finden,
Und wüthend es ſoll ihn mein Arm umwinden,

Denn nicht mehr Gottes barmherziger Sohn,
Jehova zürnt nun auf dem Richterthron:
Allmächtiger Rächer! will ich muthig klagen,
Der Schurke wollte mich zur Hölle tragen;
O ſtraf' ihn mit Deinem flammenden Schwert,
Ein Teufel zu werden — er iſt es werth!

(Sie fängt bei den letzten Worten an zu wanken und ſinkt erſchöpft in Konſtanzens Arme.)

Konſtanze.
(Erſchroken.)

Mädchen! du biſt fürchterlich! um Gotteswillen! beſiege dieſe zerſtörende Heftigkeit.

(Annette ſchluchzt hörbar an Konſtanzens Buſen, dieſe ſieht Mitleidsvoll auf ſie hienieder. — Pauſe — dann tritt Amadeo raſch und fröhlich durch die Hinterthüre.)

Sechste Scene.

Amadeo, Konſtanze, Annette.

Amadeo.

Guten Abend, liebes Weib! (indem er Annetten ins Auge faßt, etwas befremdet): Was iſt das, die Schweſter hat geweint?

Konſtanze.

(Ihn beruhigend.)

Es iſt Nichts, lieber Amadé! du weißt's, uns Weibern ſtehen Thränen leicht zu Geboth, ein leiſer Anklang wehmüthiger Reminiszenz lockt ſie uns oft ſchon in die Augen.

Amadeo.

Ei was — wer wird weinen um Nichts! Munter liebes Annchen! fröhlich gute Frau! ich bin es auch von ganzem Herzen; — denke nur Konſtanze! meine neue Oper geht noch dieſe Woche über die Bretter, nur die Overtüre fehlt noch, und dringend verlangt ſie der ehrliche Freund. Ich trug die Hauptidee zu dieſer Overtüre lang in mir, und ich meyne, ſie ſey kühn, ein ſeltner Hochflug iſt ihr eigen! doch wie's ſchon geht, es wollte ſich das Ganze noch nicht recht fügen und binden, nun, ich war einmal von feuriger Luſt beſeelt und an des Stroms romantiſchem Geſtade wandelnd, gelang mir in wenigen Stunden, wornach ich mehrere Tage lang geſtrebt. Einig bin ich mit mir ſelber, gefunden iſt das harmon'ſche Land, welches der Tone eig'ne Miſchung mir zuſammen hält. Noch in dieſer Nacht will ich mir die Overtüre ſpielen, dann werf' ich ſie aufs Papier; bevor der Morgen graut, iſt Alles fertig. — Doch du weißt es ſchon, Konſtanzchen! wenn es Anſtrengung heiſcht, wenn ich Bedeutſames vollbringe, bedarf Nahrung das Lämpchen — ſende nach Champagner!

Konſtanze.

(Zu Annette.)

Gute Schwägerin! du thuſt mir wohl den Gefallen, nach dem Kleinen einmal zu ſehen.

(Annette geht durch die Seitenthüre ab.)

Siebente Scene.

Die Vorigen ohne Annette.

Konſtanze.

(Indem ſie aus dem Schubfache des Tiſches ein Beutelchen nimmt, und es Amadeo darbiethet.)

Mein theurer Gatte! dieſe kleine Börſe enthält der Baarſchaft letzten Reſt; wird er verbraucht, ſo müſſen wir ſammt dem Kinde morgen hungern; denn es ſind Küche und Keller leer.

Amadeo.

(Indem er unwillig die Börſe zurück weist.)

Pfui Konſtanzchen! das war hart. Behalt das Geld, doch du weißt es ſchon, ich kann beim Waſſerkruge nichts vollbringen, wenn ich es auch gerne möchte. Sende zum Nachbar, zum Weinwirth Fuß um einen Korb Champagner, er iſt ein guter Mann, hat oft ſchon kreditirt, und wird es auch diesmal nicht verſagen. Des Freundes Kaſſe wird die neue Oper füllen, und ein güld'ner Regen ſtrömt dann auch in unſer armes Haus.

Konſtanze.

Ja, ſo biſt du nun, verzehrt iſt eher ſtets dein Verdienſt, bevor er noch erworben.

Amadeo.

(Nicht unwillig.)

Schäme dich des Wortes Konſtanzchen! es ſtrebt der Schuſter wohl nach Geldverdienſt, nicht ſolch ein Ziel läßt nach der Götter Lyra greifen. — Sende die Magd nach dem Weine, mich drängt die Zeit und Alles muß in dieſer Nacht beendigt werden.

Konſtanze.

Nun muß es durchaus ſeyn, ich gehe zum Nachbar lieber ſelber, es ſind zwei Schritte nur und die Nacht iſt eingebrochen; der Diener braucht es nicht zu wiſſen, wenn die Herrſchaft ſich gezwungen ſieht zu borgen.

Amadeo.

(Ihr freundlich die Wangen klopfend.)

Nun ſüßes Weibchen! Thue wie du willſt.

Konſtanze.

In zwei Minuten kehr' ich wieder.

(Durch die Hinterthüre ab.)

(Amadeo allein; er fahrt mit der flachen Hand über die Stirne und geht einigemale auf und nieder. Nach einer Pauſe.)

Wahr iſt's — Nahrungsſorgen und des gemeinen Lebens Verhältniſſe, wie ſie alle heißen, dräuende Feinde ſtehen ſie dem ſchaffenden Genie entgegen; doch gerade jener iſt der rechte Genius, der den Feind nur nicht beachtet, ſondern ihm mit Gleichmuth in die Zähne lacht.

(Er wirft ſich an's Pianoforte, greift einige kühne Akkorde und verliert ſich dann in ſtürmiſche Phantaſien. — Plötzlich ſtürzt Konſtanze, mit einem Weinkorbe in der hangenden Rechten, durch die Seitenthüre.)

Amadeo.

(Aufſpringend, ihr entgegen.)

Was iſt dir Konſtanze? — du zitterſt, du biſt bleich wie der Tod, was iſt dir? — Sprich! —

Konſtanze.

(Sie ſtellt den Flaſchenkorb an die Erde und ſinkt erſchöpft auf einen Stuhl.)

Ach!

Amadeo.

(Aengſtlich.)

Was iſt geſchehen? Um Gotteswillen, erzähle!

Konſtanze.

(Mit unſicherer Stimme.)

Du weißt's, zum Nachbar wollt' ich gehen. Unten in des Hauſes matt erleuchtetem Flur trat mir ein fremder Mann entgegen, in einen Scharlachmantel war er gehüllt, einen ſchwarzen Federhut hatte er tief in's Geſicht gedrückt, mit einer Hand, kalt wie der eiſ'ge Tod, ergriff er meinen bloßen Arm, ihn drückend, daß ich hätte ſchreien mögen; dann fragte er in einem Tone hohl wie das Grab: „wohnt hier Maeſtro Amadeo?"

Amadeo.

(Geſpannt)

Nun? —

Konſtanze.

Ich ſprach bebend: „Ja wohl, ich bin ſeine Frau“ — da lachte der Mann im Scharlachmantel laut und höhniſch, ſo daß mirs kalt durch alle Glieder fuhr, erwiedernd: „Nun ſchöne Frau! ich verehre des Maeſtros Kunſttalent ganz ungemein, und meine Achtung ihm in kleiner Weiſe nur zu zeigen, ſende ich ihm dieſen Korb Champagner, der Wein iſt gut und eines Maeſtros, wie Amadeo werth.“ Mit dieſen Worten drang mir den Korb der Fremde auf, und ehe ich mich recht beſinnen konnte, war der Mann verſchwunden, gleichſam als wenn die Erde ihn verſchlungen.

Amadeo.

Und das iſt Alles.

Konſtanze.

Iſt's nicht genug? wie konnte denn der Fremde wiſſen, daß ich gerade um Champagner gieng; der Mühe ſchien er mich zu überheben wollen.

Amadeo.

Ein Zufall, weiter Nichts! (lächelnd) Es drohten Berge zu gebähren und zum Vorſchein kam — (indem er ſie ſcherzend und gelind in die Wangen kneipt.) — ein allerliebſtes Mäuschen, wie du ſelber biſt. — Ein Freund hat ſich einen Spaß mit uns gemacht; man weiß, daß ich den Champagner liebe und wollte mich auf zarte Weiſe überraſchen, dieſes geſchah ja öfters ſchon, ſonſt kann ich in dem Vorfall nichts Eigenes bemerken.

Konſtanze.

(Aufſtehend und gefaßter.)

Ich glaube, du habeſt recht, meine Phantaſie war aufgeregt, deine Schweſter erzählte mir, bevor du eintratſt, ein ſchauerliches Mährchen von einem böſen Manne, der Eindruck, den die Geſchichte auf mich hervorgebracht, er war noch neu, und da mußte mir, dem Aeußern nach ein ähnlich Weſen gerade begegnen — wohl kein Wunder, daß ich betroffen ward.

Amadeo.

(Indem er eine Flaſche aus dem Korbe nimmt und dieſelbe entſiegelt, lächelnd.)

Mit den Kindern habt ihr Weiber! vieles doch gemein, das erzählt ſich an langen Abenden Geſpenſter-Geſchichten und fürchtet ſich, wenn es zu

Bette geht. (Indem er einſchenkt.) Wir wollen doch ſehen, was der rothe Mann gebracht hat. (Nachdem er das Glas geleert, im Tone fröhlichen Scherzes.) Ah, Reſpeckt! das iſt echte Waare und kömmt direkte wohl aus Epernai? Ei ſolche Geiſter=Bothen muß man loben, ich wünſchte, daß das Geſpenſt im rothen Mantel ſich jeden Abend regelmäßig einſtellen möchte und zwar mit neuer Ladung ſtets; es käme der Beſuch unſerer Kaſſe wohl zu Statten, was meinſt du Konſtanzchen! (indem er trinkt.) Auf dein Wohl!

Konſtanze.

Spotte nur! mir ſchauert die Haut, wenn ich an das räthſelhafte Weſen denke.

Amadeo.

(Wieder einſchenkend.)

Ei was, es ſoll der Rothe leben!

Konſtanze.

(Ihn zurückhaltend.)

Lieber Amadé! trinke nicht ſo raſch und viel! du nimmſt konſiſtente Nahrung wenig nur zu dir und dieſes flüß'ge Feuer verzehrt deines Lebens beſte Kraft.

Amadeo.

Du biſt nicht klug; der Wein iſt Gottes ſchönſte Gabe, der Schöpfer läßt ihn Vorzugsweiſe für Wort= und Tondichter wachſen, denn:

Dort in des kalten Moores feuchtem Grunde,
Und in der finſtern Haide trocknem Sunde,
Es wärmt kein Strahl, kein güldnes Sonnenlicht,
Dort keimen lieblich duft'ge Blümlein nicht.
Doch an des Kraters ſchreckenvollem Rande,
Dort in Italia — im Dichterlande,
Wo unterirrdiſch Feu'r den Boden heizt,
Wird Floras beſte Laune aufgereizt,
Und auf der Lava blühenden Gefilden
Es hauchet ihren Duft, den köſtlich milden
Der manichfalt'gen Blümlein liebe Zahl,
Ja ihre Heimath bleibt des Aetna's Thal.
Dies Bild — es gleicht dem muntern Liederſohne,
Er ſchwingt ſich leicht und kühn zum Götterthrone;
Wenn flüßig Feu'r in ſeinem Buſen brennt,
Hört er — wie ihn Apoll ſelbſt Bruder nennt.

Konſtanze.

Dein Gleichniß, Freund! es hinkt. Was helfen duft'ge Blumenbeete, unter deren leichter Decke der Hölle Gluth ſich ſammelnd brennt? bevor man ſich's verſieht, trennt ſich der bunte Teppich und der Flamme ſchrecklich lechzende Zunge verſchlingt in einem Nu des Flores ganze Pracht; Aſche und Staub allein läßt die köſtliche Blüthe zurück.

Amadeo.

Es ſey! laß die Blumen welken, laß ſie ſterben durch Feuers-Gluth — theilen ſie doch nur des Irrdiſchen allgemeines Loos! doch bevor es ſo weit kömmt, haben liebende Paare manch' Veilchen, geweihte Sänger den Lorbeer gepflückt und aus Aſche und Moder erſteht, in erneuter Pracht, der hell leuchtende Phönix.

Konſtanze.
(Lächelnd.)

Man wird mit dir nimmer fertig, ich weiß es längſt; dich zieht's zur Arbeit, ich will nicht länger ſtören. (Mit dem Finger drohend.) Allein mach' es nicht zu lange, ſonſt ſtraft die Meiſterin.

Amadeo.

Ei, ich fürchte ſolche Strafe nicht; was macht der Kleine?

Konſtanze.

Er ſchlummert ſanft.

Amadeo.

Nun, theure Frau, ſo theile ſeine Ruhe! (indem er ſie zärtlich küßt) Gute Nacht!

Konſtanze.

Dich trage Pegaſus auf ſeinen Schwingen ſanft hinan zum Parnaß, doch noch einmal, ich bitt' mir's aus, daß du bald wieder kehrſt.

Amadeo.

Sorge nicht, ein zu liebes Weibchen lebet mir auf Erden, als daß ich ſtets in Höhen weilen möchte.

Konſtanze.

(Schon unter der Thüre des Kabinets, lächelnd.)

Loſer Schäcker!

(Ab.)

Achte Scene.

Amadeo.

(Allein.)

Fröhlich iſt heute meine Laune und fröhlicher noch hat mich der ſchaumende edle Trank geſtimmt. (gegen die Kabinetsthüre gewendet.) Ja liebes Weib! dein Wunſch wird in Erfüllung gehen und ſanft mag mich in dieſer Nacht der leichte Hypogryph gen Olimp tragen. — Nur noch ein Glas, dann friſch zur Arbeit.

(Er ſchenkt ein und ſo wie er zum trinken anſetzt, klopft der Unbekannte, der vorerſt ohne Geräuſch eingetreten iſt, und ſich unbemerkt hinter Amadeo geſtellt hat, denſelben mit der Hand auf die Schulter, indem er im dumpfen Baß-Tone

„Proſit!"

ſpricht.)

Amadeo.

(Er ſieht ſich um, tritt etwas betroffen ein paar Schritte zurück und ſetzt das Glas auf den Tiſch—Pauſe—dann mit Faſſung und unwillig.)

Was iſt das? Was wollt Ihr? Wer ſeyd Ihr? Warum dringt Ihr ſo ſpät noch zu mir?

Der Unbekannte.

Viele Fragen zugleich! Ihr ſeyd am Tage ſelten anzutreffen, wie man mir ſagte. (Auf die Flaſchen deutend.) Ich ſandte dieſe Vorbothen Euch und rechnete auf einen gütigern Empfang.

Amadeo.

(Mit Stolz und Würde.)

Ich glaubte, es komme der Wein von einem Freunde, ſonſt hätte ich ihn nicht berührt; auf ſolche Weiſe beſticht man mich wahrlich nicht.

Der Unbekannte.

Nun — nun — es war nicht ſchlimm gemeint, und Euer Freund — ich bin es in der That; Euer allbekanntes Kunſttalent —

Amadeo.

(Ihn unterbrechend.)

Zur Sache, wenn ich bitten darf. —

Der Unbekannte.

(Indem er ein Medaillon hervorzieht.)

Ich diene einer jungen, vornehmen fremden Dame, ſie wünſcht auf dieſes ihr eigenes Bild eine

Arie von Euch zu haben, die Muſik ſoll das höchſte Entzücken eines begeiſterten Liebhabers ausdrücken.

Amadeo.

Fürwahr ein ſeltſamer Antrag einer ſehr ſeltſamen Dame! — indeſſen ich befaſſe mich mit derlei nicht. Es leben der gelegenheitlichen Tonſetzer und Dichter die Menge; ſucht einen ſolchen auf mein Freund; und für etwelche Groſchen erhaltet ihr Noten und Verſe ein ganzes Schok.

Der Unbekannte.

Maeſtro! Ihr ſeyd ſtolz, doch es ziemt Euch wohl, allein die Dame will von Euch nur die Arie haben. Morgen gegen Sonnenuntergang erwartet ſie Euch im Parke hinter'm Luſthauſe, wo ſich die Alleen kreuzen, von Euch ſelbſt die Muſik abzunehmen, und den Lohn, welchen meine Donna ſpendet, möchte vielleicht ein Amadeo ſelbſt nicht verſchmähen.

Amadeo.

(Aufmerkſamer.)

Was, nun gar ein Rendezvous? (lächelnd) Ich geſtehe, das Abentheuer geſtaltet ſich pickant! — Kennet mich Eure Donna denn?

Der Unbekannte.

Ich weiß zwar nicht, ob perſönlich, allein die leidenſchaftlichſte Verehrerin Eures Kunſtgenies iſt ſie ganz gewiß.

Amadeo.

Ihr macht mich ein Bischen neugierig, doch laßt einmal des Spaßes halber das Bildniß ſchauen! — (Der Unbekannte überreicht ihm das Medaillon. Amadeo prallt, als er des Bildes anſichtig wird, zurück, er ſtarrt es unverwandt an, ſeine Mimik muß Erſtaunen und die höchſte Gemüthsbewegung ausdrücken.)

Amadeo.

(Nach einer langen Pauſe.)

So wahr ein Gott lebt — 's iſt Luziens Bild! —
Das kohlenſchwarze Auge — der milde Blick,
Die Grübchen in den zarten Wangen hier —
Der Purpurrothe kleine Kirſchenmund,
Des ſeidnen braunen Haares Lockenbau —
Ja Alles zaubert jene Huldgeſtalt,
Vor meiner trunknen Seele Spiegel hin.
So wallte ſie mit mir im dunkeln Haine,
Die hohe Jungfrau ſie — die göttlich Reine!

Aus dieſen Lippen ſog ich Himmelsluſt,
Den Sel'gen wiegte dieſe Schwanenbruſt.
Die Kriſtallhelle Seele ſtrahlet,
Sie ſtrahlet noch aus dieſem Blick,
Und jene Wonnezeit ſie mahlet,
Sie ſelbſt — ſie bringt das Bild zurück!

(Indem er ſich nach der Stelle wendet, wo vorhin der Unbekannte geſtanden.)

Hört fremder Gaſt!

(Der Unbekannte hat ſich indeſſen ohne Geräuſch durch die Hinterthüre entfernt und Amadeo wird ſeine Abweſenheit erſt gewahr.)

Wo iſt der Mann geblieben?
Hab ich getraumt? Nein, nein, hier iſt das Bild,
Ich halt es ja in meinen eig'nen Händen!
Dies Bild ſoll ich beſingen? — Wär's nicht ſo! —
Bei'm Himmel ja ich will das Werk vollbringen,
Luzie! dich, nur dich kann ich beſingen! —

(Er ſetzt ſich an's Pianoforte und greift einige Karakteriſtiſche Akkorde, dann ſchreibt er über dem Inſtrumente einige Noten und ſpielt ſofort mit Orcheſterbegleitung die Melodie der bekannten Arie aus der Zauberflöte: „Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön! von Anfang bis zu Ende durch, dann ſpringt er mit der ſkizzirten Partitur in den Händen auf und ſpricht lebhaft.)

Schnell wie der Blitz die ſchwarzen Wolken trennet,
Eilig wie der Aar durch die Lüfte fleucht —
So iſt des Sängers kühnes Bild erſtanden,
Wer ſagt mir, ob es mag gelungen ſeyn? —
Ja Amadeo! der Sang iſt deiner würdig,
Die Stimme hier im Buſen trügt mich nie!
Zu raſch jedoch es haben hingerißen,
Dich der Gefühle wild gewalt'ge Ströme,
Luzie nein — ſie lebet längſt nicht mehr!
Gewißheit aber will ich mir erringen,
Gewißheit ja um jeden, jeden Preis:
Die Unbekannte ſoll mir Rede ſtehen,
Den Scharlachmantel ſuch' ich Morgen auf,
Es müſſen dieſe Räthſel ſchnell ſich löſen!

(Pauſe.)

Genug! Nun ſchnell zu meiner Overtüre,
Bald hebt der neue Morgen an zu grauen,
Und bei der güldnen Sonne erſten Strahlen,
Es mag die flücht'ge Partitur erſtehen!

(Er ſetzt ſich an's Inſtrument und ſpielt mit Begleitung des Orcheſters, die Overtüre zur Zauberflöte, während welcher die Gardine langſam ſinkt.)

Ende des erſten Aktes.

Zweiter Akt.

(Freier Platz in einer entfernten und einſamen Gegend des Praters bei Wien. Sonnenuntergang. Ringsumher hochſtämmiges Laubholz. — Im Hintergrunde ſtrömt die Donau. Im Vordergrunde ſeitwärts eine Raſenbank.)

Donna de la Valera und Julie treten von der Seite auf.

Erste Scene.

Die Donna und Julie.

Donna.

Beruhige dich — wir ſind bereits am Ziele.
Im kühlen Schatten dieſer hohen Eichen,
Am Ufer dieſes majeſtät'ſchen Strom's,
Hier wird's in einer Stunde ſich entſcheiden:
Ob Engel meine Seligkeit beneiden,
Ob ich meinem Gram erliegen ſoll.

Julie.

So wär' es möglich und gefunden der,
Deß' Bild im Traume ſelbſt dich ſtets beweget? —
Du hätteſt das Phantom jetzt doch erhaſchet,
Nach dem du nun ſchon Jahre lang geſtrebet? —

Donna.

Er iſt's — wenn mich nicht alle Zeichen trügen;
Denn die Beſchreibung paßte Zug für Zug,
Und das Entzücken — jene hohe Freude,
In die des Bildniß' Anblick ihn verſetzt,
Sie laſſen ſelbſt den letzten Zweifel ſcheiden.

Julie.

Von welchem Bildniß iſt denn hier die Rede.

Donna.

Du weißt, der Angelo kennt mein Geheimniß;
Der Treue nahte geſtern Odemlos —
Das Auge glühte, ſeine Wangen brannten —
Er rief: „Der deutſche Sänger iſt gefunden,
Reicht mir Eu'r Medaillon und morgen Abends,
Es liegt der Meiſter ſchon zu Euren Füßen.“
Ich zitterte, mir ſchwanden meine Sinne,

Bewußtlos halb gab ich das Bildniß hin,
Denn ich vermochte nimmermehr zu denken.
Alles — ja ſelbſt der Gang in dieſen Park,
Es bleibt des kühnen Scharlachmantels Werk,
Geſchah, was nicht der Weiblichkeit geziemt,
So mögeſt du mit ihm, mit ihm nur rechten.

Julie.

Wie oft hab' ich vergebens dich gewarnt,
Vor dieſem mir ſo hochverdächt'gen Manne.
Was iſt er dir? — Doch wahrlich Diener nicht;
Denn er bewahret Stolz und iſt nicht dürftig;
Oft ſehen wir ihn ein'ge Tage nicht,
Er nahet nur, um kühn dir zu gebiethen,
Und du mein Kind bemerkſt die Schlinge nicht,
In der dies Weſen dich gefangen hält.
Mir grauet in des ſeltnen Menſchen Nähe,
Hier waltet ein Geheimniß eig'ner Art!
Glaub mir, ich hab' den Rothen oft belauſchet,
Wenn er ſich gänzlich unbeachtet hielt.
Sein Auge ruhte dann auf deinen Reitzen,
Fürwahr! mit einem Ausdruck eig'ner Art:
Es flammte wie voll Wuth und heißer Liebe,
Es ſtrahlte *Rache, Blutdurſt, Zärtlichkeit;*

Nein dieſer Angelo — er iſt kein Menſch,
Ein Teufel iſt's der dir Verderben droht.

Donna.
(Lächelnd.)

Man ſieht es, theure Freundin! in der That,
Daß du in einem finſtern welſchen Kloſter
Der Jugend erſte Zeit vertrauert haſt.
Das Sonnenlicht erſcheint dir ſelber düſter,
Du ſchauſt Geſpenſter oft am hellen Tag.
Wie oft denn muß ich dir's noch wiederholen,
Auf welchem Fuß ich mit dem Rothen ſtehe,
Und wie ich ward mit dieſem Mann bekannt:
Der Tod, er löste gütig jene Bande,
In die gewaltſam ich geſchmiedet war.
Der reichen, jungen, freien Wittwe nun,
Es blieb das Herz ihr voll vom Erſtgeliebten,
Von dem ein Mißgeſchick ſie einſt getrennt,
Auf deſſen Treu' ſie Demantſchlöſſer baute.
Ihn aufzuſuchen hatte ich beſchloſſen,
Und deine Freundſchaft both ſich zum Geleite,
Geſchah die That auch gegen deinen Rath.
Wir lernten auf der Reiſ' den Rothen kennen,
Er zeigte ſich als Mann von hohem Geiſt,
Beſeelt von Ritterſinn und feiner Bildung.

Es war ſein Weg den unſern immer gleich,
Er ward der ſchwachen Weiber treuer Führer,
Ja wir verdanken ihm ſo manchen Dienſt. —
Drum hab' ich dankbar ihm mein Herz geöffnet.
Und dies Vertrauen — hat's der Mann mißbraucht?
War er's nicht, der als Bruder ſich gezeigt? —
Die Spur hat Er, nur Er jetzt aufgefunden,
Die mich an's Ziel der Wünſche aller leitet.

Julie.

Hat ſich der rothe Mann auch dir entdeckt,
Weißt du, wie ſich der Scharlachmantel nennt?
Denn Angelo iſt nur der Nam' der Taufe —
Haſt du die Schlangenwege je ergründet,
Auf denen er nach unbekanntem Ziele ſtrebt?

Donna.
(Mit Würde.)

Ich habe ſein Vertrauen nie begehrt.
Es hat des Weibes Bruſt ſich aufgeſchloſſen,
Dem viel bewährten ja dem treuen Freund,
Und leichter trägt des Mannes ſtarke Schulter,
Des ſchwachen Weſens ſchwere Leidenlaſt; —
Des Mannes tiefgefühlter Gram dagegen,
Er beugt zur Erde zarte Frauen nieder.

Julie.

Nun wohl, ich wünſche es von ganzem Herzen,
Es habe meine Ahndung mich getäuſcht;
Ob dich der Taumel in die Irre leite,
Es weicht die Freundin nimmermehr von dir.
Doch Ort und Zeit, ſie wurden ſchlecht gewählt,
Es thürmen ſchon am Horizont ſich Wolken,
Ein grauer Schlei'r bedeckt der Sonne Licht,
Von dem Gewitter werden wir erreicht!

Donna.

Mein Wagen harret dort am Saum des Waldes,
Uns aufzunehmen, wenn der Regen ſtrömt;
Ich flehe Freundin! laßt mich jetzt allein,
Es thut mir Noth, daß ich nach Faſſung ringe.

Julie.

In jenen Laubengängen harr' ich deiner,
Doch es verliert mein Aug' dich nimmermehr,
Dein erſter Wink, er bringt mich ſchnell zurück.
(Ab)

Zweite Scene.

(Die Donna allein — ſie ſetzt ſich auf die Raſenbank. — Pauſe —

Donna.

Es war des grauſen Schickſals finſtres Walten,
Das ſchwer mich ſeine Launen fühlen ließ;
Und als es mich in meinen Abgrund ſtieß,
Es hat die roſ'ge Hoffnung mich erhalten —
Des Lebens Schickſal mag ſich nun entſcheiden,
Es nahet des Verhängniß Augenblick,
Und löſet er nicht meine Leiden,
So kehrt die Hoffnung nie zurück!
Gemeiner Sinn, er mag mich; „Thörin!“ ſchelten,
Ich weiß, es wohnt in dieſen kalten Welten,
Beſtändigkeit in meiner Weiſe nicht,
Sie thront nur über'm Sternenlicht;
Doch ihn, ihn konnte mir kein Schwindel rauben,
Ich halt' ihn feſt noch meinen ſchönen Glauben,
Und hat mich das Gefühl mit Hohn betrogen,
Hat mir der Jugend Traum — hat er gelogen,
Dann ende, ſchnöder Lebenslauf,
Nehmt mich in Eure Reiche auf,
Ihr Geiſter, die ihr nimmer trüget,
Wo kein Gefühl mir lüget.

(Aufſpringend in Extaſe.)

Glühende Pulſe! Schläge des Blutes!
Trennet die Reſte erhabenen Muthes,
Trennet die Bande der letzten Kraft! —
Oder zerreißet peinliche Zweifel!
Nahet ihr Götter! oder ihr Teufel!
Endet dieſe ſchreckliche Qual,
Reichet den Becher, reich't ihn mit Einemmal!

(Dumpfer Donner in der Ferne, Amadeo tritt raſch auf.)

Dritte Szene.

Die Donna. Amadeo.

Amadeo.

(Außer ſich.)

Erſteht der Tod, oder ward ich betrogen?
Hier täuſcht kein eitel Gauckelſpiel der Natur,
Sie iſt's, es iſt die Geliebte der Jugend —
Luzie! —

Donna.

(Höchſt gerührt.)

Du erkennſt mich, Amadé?
Hat aus der Seele nicht die Zeit vertilgt,
Das Bild der einſt Geliebten?

Amadeo.

Wie, vertilgt?
Mit Flammenzügen ward es eingegraben!
Und ob die Zeit der Sonne Licht auslöſcht —
So lang ich hier, ſo lang ich jenſeits lebe,
So lang ich fühle, odme oder denke,
Es lebt dein Bild, es lebt in mir — lebendig!

Donna.

(Zärtlich.)

Mein Amadé!

Amadeo.

(Eben ſo.)

Luzie! heiß Geliebte!

(Sie fliegen ſich in die Arme. — Pauſe. — Es blitzt. Donner vernehmlicher dann vorerſt.)

Donna.

(Sich aufrichtend.)

Wie iſt mir denn, ich kann es nicht begreifen,
Umfaſſen dich denn wirklich meine Arme? —
Was ſprachſt Geliebter! du dann erſt vom Tode?

Amadeo.

In's Vaterland war ich zurückgekehrt,
Es ſind gerade nun der Jahre ſechs,
Da wurde mir die hochverbürgte Kunde,
Es habe dich, du lieblichſte der Blumen,
Des Todes Senſe hingerafft.

Donna.

Betrug!
Man zwang mich mit Gewalt, die Hand zu reichen,
Dem ſiebzigjähr'gen Greis, des Namens: Valera,
Als eine Tochter ehrte mich der Mann,
Doch ſank er bald in's Grab und ich war frei;
Ich wich der Macht, doch ſtets des Schwures treu —
(hold erröthend.)
Als Gattin ſelbſt bin Jungfrau ich geblieben!
Ich ſuchte *dich*, ich habe dich gefunden.

Amadeo.
(Exaltirt.)

Laß mich die guld'ne Gegenwart umarmen,
Umfangen ganz den ſchönen Augenblick!
Bei Gott! mir iſt's, als wär' ich neu geboren,

Nur den Gedank' vermag ich feſt zu halten,
Daß du es biſt, die jetzt mein Arm umſchleußt, —
Ich fühl' mich in ein Feenland verſetzt,
Es iſt nicht Erdenluft, was ich jetzt odme,
Kein feſter Grund trägt meines Leibes Laſt:
Ich höre unter mir die Stürme toben,
Es fühlt mein Geiſt zum Aether ſich erhoben;
Entrückt hat mich ein Gott dem irrd'ſchen Thal,
Entbunden bin ich jeder Menſchenqual —
Und in der Sel'gen Reigen eingegangen,
Es ſchweigt das Blut, es ſtocket das Verlangen:
Und Erdenwonne kann nicht dieſe ſeyn,
Entkörpert ſchwelgt die Seele nur allein.

(Er ſinkt an ihre Bruſt.)

Donna.

(Ihn zärtlich an ſich drückend.)

Der Liebe Gluth, ſie hat ſich nicht verloren,
Und unſ're Seelen blieben auserkoren,
Zu ſchließen jenen ew'gen ſchönen Bund,
Der hoch erhebet über's Erdenrund.

(Nach einer Pauſe ruhiger.)

Ein herrlich Landgut an der Etſch Geſtaden,
Ich nenn' es mein nebſt vieler andrer Habe,

Und gerne theil' ich meine Schätze alle,
Mit dir dem ſüßen Jüngling meiner Seele. —
Auf Freund! auf ſolge mir ins Land der Töne,
Zeuch' mit ins liebliche Italien!
Und in der Liebe Schooß, im Dufte der Orangen,
In Preißenswerther Unabhängigkeit.
Dort magſt du Engeln deine Lieder ſingen,
Dort mag dein gülden Saitenſpiel erklingen! —

Amadeo.

(Zu ſich kommend.)

Wie iſt mir? — War es nur ein ſel'ger Traum? —
Bin ich dem Erdenſtaube nicht entwunden,
Und iſt es Aether nicht, in dem wir ſchweben? —
Die kalte Wirklichkeit umfängt mich wieder,
Ihr Strahl durchbohrt mein armes Herz!
Für dieſe Welt biſt Freundin mir verloren,
Mir lebt ein Sohn, mir lebt ein edles Weib.
Dich ſehen nur, es hieß die Treue brechen.

Donna.

(Wankend und leiſe.)

Erbarme dich mein — heil'ge Mutter Gottes!
Erheb mich Mitleidsvoll in deinen Schoos.
(Sie ſinkt bewußtlos zur Erde. — Bliz und heftiger Donnerſchlag.)

Amadeo.

(Verzweiflungsvoll.)

Wehe, weh' mir! Nach meines Herzens Blut,
Es dürſten heiß der ſchwarzen Hölle Mächte,
Ein unerbittlich Schickſal fodert ſeine Rechte;
Nein dieſen Anblick — ich ertrag ihn nicht!
Ihr beß're Götter! ſendet Eure Blitze.
Vernichtet mich — o endet dieſe Pein;
Verzweiflung droht mich gierig zu verſchlingen,
Vergebens bleibt hier ſelbſt das kühnſte Ringen,
Und Nacht verſchleirt des Lebens Morgenroth,
Verloren iſt mein Glück — ich ſuch' den Tod! —

(Blitz und heftiger Donnerſchag. — Amadeo ſtürzt ab. — Der Unbekannte tritt von der andern Seite auf. Das Gewitter hat ſeinen höchſten Punkt erreicht und wüthet während der folgenden Scene unaufhaltſam.)

Vierte Scene.

Die Donna und der Unbekannte.

Der Unbekannte.

(Nachdem er die ohnmächtige Donna mit einem Ausdrucke teufliſcher Freude betrachtet hat — wild auflachend und mit der Hand auf's Herz deutend.

Ha endlich doch, es ſtrömt in dieſe Wunde,
Es ſtrömt ein Tröpfchen ſüßen Balſams ein. —

Wie dieſe ſchöne Donna gleich erglühte,
Als ſie den lieben, deutſchen Weichling ſah;
Die Wolluſt ſprühte aus dem Augenpaar,
Und wie des Meeres wild bewegte Fluth,
Es wogt der Marmorbuſen auf und nieder! —
Ja dieſer Schwärmer, dieſer ſchwache Wicht,
Er trank den Necktar aus dem Purpurmunde;
Sie iſt ein Weib — ein Luſt erglühend Weib!
Doch nicht der kühne, ſtarke Held der See,
Ein Knabe ſoll in ihren Armen ruhen,
Und jener nur der will'ge Diener ſeyn? —
Ha, Tod und Teufel! Nein, ſo meint ich's nicht,
Und eine Brautnachtsfackel will ich jetzt entzünden,
Die Euch zur Hölle ſelber leuchten ſoll!

(Er hebt die Ohnmächtige von der Erde auf und trägt die Donna, ſie wüthend an ſich preſſend mit Leichtigkeit auf dem rechten Arme)

Sie iſt nicht todt, noch pochet matt das Herz,
Es pocht zum Erſtenmal an dieſer Bruſt,
Doch meine Rache — laß dich nicht beſtechen,
Es ſchlägt im Brechen noch für den Verhaßten,
Und ha! — für mich iſt's nur ein kalter Stein!
O möcht' dies Herz, möcht' es für mich entbrennen,
Ich wollt' die ſüße Luſt ohn' alles Zagen,

Durch Gluth und Fluth — und durch den Orkus tragen,
Und wäre Ihre Liebe auch nur Wahn,
Ich ſtrömte gen' den Himmel ſelbſt hinan.
(Er rennt mit der Donna auf dem Arme dahin.
Julie ſtürzt Odemlos auf die Bühne.)

Julie.

(Allein mit allen Zeichen der Angſt und des Entſetzens.)

Ihr großen Götter! — ach, was muß ich ſehen,
Was gieng hier vor, welch' Greuel ſind geſchehen? —
Es hat mich meine Ahndung nicht getäuſcht!
(Rufend.)
Steht Angelo! O ſteht! — — es iſt vergebens!
Er hört mich nicht — er eilet mit der Armen,
Unaufgehalten in den Sturm hinein;
Ich will, ich muß ihn zu erreichen ſuchen,
Verleih' du güt'ger Himmel! ach verleihe
Dem ſchwachen Mädchen du, die nöth'ge Kraft!
(Sie eilt nach und man hört noch inner der Scene wiederholten aber mehr und mehr verhallenden Ruf: „Angelo! Angelo!“

Verwandlung.

(Zimmer in Amadeos Wohnung wie zu Ende des erſten Aktes. — Nacht. — Pauſe. — Das Gewitter hat ſich gebrochen, man vernimmt noch, aus der Ferne nur des Donners dumpfes Rollen. Amadeo tritt durch die Seitenthüre mit unſichern ſchwankenden Schritten; ſein Anzug iſt in Unordnung, ſein ganzes Weſen muß die höchſte Seelenzerrüttung zu bezeichnen ſuchen.)

Fünfte Scene.

Amadeo, gleich darauf Konſtanze.

Amadeo.

(Er wirft ſich mit einem tiefen Seufzer auf einen am Tiſche ſtehenden Stuhl und legt das Geſicht auf den Arm.)

Konſtanze.

(Indem ſie wieder mit dem brennenden Lichte aus der Seitenthüre tritt.)

Mir war's gerade, als hört' ich einen Menſchen ſtöhnen,
Doch hat mich wohl des Sturmes Pfeifen nur getäuſcht.

(Sie ſchreitet vorwärts und ſteht plötzlich vor Amadeo — dann prallt ſie mit einem lauten:
Ach!
zurück; — nach einer Pauſe gefaßter.)

Du hier mein theurer Amadé! Wie haſt du mich erſchreckt, wo biſt du heute denn ſo lange gar geblieben?

(Amadeo erhebt den Kopf und ſtarrt ſie an; er ſieht ſehr blaß, die Haare hängen aufgelöſt und unordentlich von der Stirne.)

Konſtanze

(Indem ſie ihm das Licht nahe an's Geſicht hält ſehr beſorgt.)

Um's Himmelswillen! was iſt dir widerfahren? — du ſiehſt ſo blaß, du ſprichſt kein Wort, du biſt durchnäßt. Der grauſe Sturm hat dich erreicht!

Amadeo.

(Mit ſehr ſchwacher Stimme, beinahe gänzlich erſchöpft.)

Wo war ein Sturm? — doch ja — ganz recht! — (auf ſeine Bruſt deutend:) Da drinnen tobt's, es droht der Sturm die Hülle zu durchbrechen.

Konſtanze.

(Sehr erſchrocken.)

Heilige Maria! ſteh' mir bei! was iſt dir — du phantaſirſt, dich ſchüttelt Fieberfroſt, komm mein Freund, ich leite dich zu Bette und ſende nach dem Arzte.

Amadeo.

Mir hilft kein Arzt. — Tritt näher!

Konſtanze.

(Näher tretend.)

O Gott! mir iſt ſo bange.

Amadeo.

Sprich, Konſtanze! kann der Menſch, kann er öfters wohl dann einmal in dieſem irrd'ſchen Leidens-Thal — lieben: edel, rein, erhaben — wie Weſen einer andern Welt.

Konſtanze.

(Schnell beſonnen.)

Ich glaub' es nicht — doch wozu die ſeltne Frage, und gerade jetzt?

Amadeo.

Mein Urtheil haſt du ſelber ausgeſprochen, ich habe dich verrathen und betrogen. Ich liebte eine

Veroneſerin mit Leidenſchaft; es hieß: ſie ſey geſtorben, und nimmer hat mein Herz je aufgehört, um ſie zu weinen. Dich lernt' ich kennen, es ſprach dein ſanfter Sinn mich freundlich an, ich warb um deine Gunſt — du wurdeſt meine Gattin. Du haſt mir hohe Achtung abgerungen und ſie beſtehet ewiglich; ich glaubte auch dich heiß zu lieben, doch ich habe mich geirrt. Vor einer Stunde ward mirs klar und ich durchſchaue nun, daß der Menſchen Wahn erſt endet, wenn die finſt're Todtengruft ſich von ſelbſt erſchließt.

Konſtanze.
(Bei Seite.)

Was ſoll ich denken? ſprechen Wahnſinn oder Fieberhitz' aus ihm, oder —

Amadeo.
(Sehr weich.)

Konſtanze, zürne nicht! was Menſchen Treue nennen, bewahr' ich dir bis zum letzten Odemzuge; du warſt und biſt meine Seelenfreundin, ich bleib dein treuſter Freund, doch mich nicht zu vernichten, ſprich nun mildreich die Vergebung aus.

Konſtanze.

(Ihn gerührt umarmend.)

Mein edler Freund! ich grolle nicht, ich kenn' dein Herz; man darf dich mit Andern nicht verwechſeln. Dem Hochflug deines Genius vermag ich nicht zu folgen, allein wenn du mich auch grauſam von dir ſtießeſt — (ſanft weinend) Ich habe keinen Menſchen je wie dich geliebt, und werde ewig dich allein nur lieben.

Amadeo.

(Indem er den rechten Arm um ſie ſchlingt, ſie an ſich zieht und das Haupt ſanft an ihren Buſen legt.)

Du beſtes Weſen! ich liebe dich fürwahr ganz unausſprechlich, doch ich kann nicht lügen — und bräche auch mein Herz — ich lieb' die Veroneſerin dennoch mehr denn dich.

(Konſtanze verhüllt das Geſicht — Pauſe — dann tritt der Schauſpielunternehmer durch die Hinterthüre.)

Sechste Scene.

Der Schauſpielunternehmer und die Vorigen.

Schauſpielunternehmer.
(Im Eintreten.)

Guten Abend lieben Kinder! Verzeiht, daß ich ſo ſpät noch ſtöre, indeß der arge Sturm verboth das Haus früher zu verlaſſen. Nun Amadé! wie ſteht's mit meiner Overtüre? (ihn fixirend) Was iſt dir denn? du ſitzeſt hier als wie der Gaſt von Stein in deinem Don Juan! —

Konſtanze.
(Indem ſie Papiere vom Pianoforte nimmt und dieſelben dem Schauſpielunternehmer überreicht.)

Hier iſt die Partitur der Overtüre, fertig ganz und gar; es hat mein Mann ſein Wort gelöſt, er ſaß die vor'ge Nacht, bis der Tag anbrach.

(Indem ſie den Schauſpielunternehmer mehr gegen den Vordergrund der Bühne führt, leiſe:)

O mein Freund! ſeltſame Dinge ſind geſchehen und unſer Amadé er ſtellt an dieſem Abend ſich in einer Stimmung dar, wie ich ſie nimmermehr an ihm gewahrte. Sprechen Sie mit ihm, tröſten Sie — ich kann Mehreres Ihnen jetzt nicht ſagen, ich bin zu ſehr erſchüttert, muß mich vorerſt zu faſſen ſuchen. (Durch die Seitenthüre ab.)

Schauſpielunternehmer.

(Zu Amadeo tretend.)

Nun, wie ſteht's mein Freund! hält dich der finſtre Geiſt der Melancholie einmal wieder gefangen?

Amadeo.

Freund! mit mir iſt's aus und meiner Leiden Laſt, ich habe ſo ſie nimmermehr gefühlt, dann jetzt in dieſer Stunde und Alles ſcheint vereint, mich zu zernichten. Mir leben viele, viele böſe Feinde, möchten ſie ſich nur begnügen den Künſtler anzutaſten, doch ſie greifen ſelbſt den Menſchen und zwar auf der ſchwächſten Seite an. Man könnte meine Muſik tadeln, gleichviel! die Nachwelt läßt ſich nicht beſtechen, ſie wird meinen Genius einſt richten, allein was geht mein Thun und Treiben, was geht mein Privatleben denn dieſe Recenſenten an? — Und doch kannſt du in öffentlichen Schriften, du kannſt es häufig leſen: Es ſey der Meiſter Amadeo ein Verbringer, ein Wüſtling, ein böſer Schuldenmacher, ein unmoraliſch Weſen, ein ſchlechter Familienvater u. dgl. — Freund, ſolche Schmähungen verwunden tief, es iſt vor der ganzen Welt mein guter Ruf vernichtet und der Biedermann verachtet mich. Wahr mag es ſeyn, ich bin kein Wirth; meine Einkünfte ſind von unſich'rer Art, meine Lyra muß leider feilen Spekulanten dienen und nur zu oft! ich habe keines Krämers Sinn und weiß das Geld auf Wochen, Monden, Stunden nimmer einzutheilen; häufig werd' ich auch betrogen; nicht ſelten muß ich bei ſtrenger Arbeit mit Frau und Kinde darben und bin der Impertinenz hartherz'ger Gläubiger ausgeſetzt, allein das Selbſtbewußtſeyn ſagt es mir: *Ich bin ein armer Mann zwar, doch kein ſchlechter*, und Gott iſt mein Zeuge, ich möchte mit Willen Niemanden, ſelbſt nicht um einen Deut, betrügen. Doch was hat meine häusliche Lage, was haben kleinliche Verhältniſſe des Lebens mit der Kunſt gemein und wie darf die Bosheit ſich vermeſſen, mich öffentlich zu ſchmähen? — O dieß ſchmerzt, ſchmerzt ungemein.

Schauſpielunternehmer.

Welche Grillen! — man kennt den Recenſentenzweck, laß die neid'ſchen Lumpen, laß dieſe verläumderiſchen Schurken ſchreiben, ſo viel ſie immer wollen, dir leben viele edle Freunde: ein Gluck, ein Heyden, Swieten, Metaſtaſio wir alle wiſſen in dir den Künſtler nicht nur hoch zu achten, ſondern den beſten aller Menſchen auch zu lieben; nicht ziemet dir, dem gefeierten Genius, ſolcher Kleinmuth, erhebe ſtolz dich über die Kabale und mit Verachtung ſchau auf die Verläumdung nieder — es winkt die Palme der Unſterblichkeit.

Amadeo.

(Mit dem Kopfe ſchüttelnd.)

Ich ſage dir, mit mir iſt's aus! ich kann, ich mag dir nicht Alles ſagen, es öffnen ſich zu meiner Pein die Gräber, die Hölle ſendet, mich zu äffen, tückiſche Geſpenſter, ein zehrend Fieber ſchleicht durch meine Glieder, ich glaube, man hat mir Gift beigebracht!

Schauſpielunternehmer.

Mein Gott! Was iſt dir doch? Du ſelbſt vergifteſt durch deine ſchwarze Melancholie dir das Leben; ſtrebe nach Gleichmuth, beruhige dein Herz; dieſe düſtere Träume werden fliehen, und am Ende lachſt du noch wohl über dich ſelbſt.

Amadeo.

Des Menſchen Herz — es wird nur ruhig, wenn es aufhört, ganz und gar zu ſchlagen.

(Pauſe. Er brütet dumpf vor ſich hin.)

Schauſpielunternehmer.

(Für ſich.)

Alle meine Künſte ſcheitern heute an ſeiner Schwermuth; Ungewöhnliches muß ihm begegnet ſeyn!

(Konſtanze, das Kind auf dem Arme, tritt aus der Seitenthüre.)

Schauſpielunternehmer.

So recht Mutter! Die Unſchuld mag ihn bannen, den düſtern Geiſt der Melancholie, bereite dem Vater nun eine Scene, bei welcher eines Dritten Gegenwart es nicht bedarf.

(Ab.)

Siebente Scene.

Amadeo. Konſtanze und der kleine Wolfgang.

Konſtanze.

(Sich Amadeo mit dem Kinde nähernd, ſehr weich:)

Seit mehrer'n Tagen ſchon, Vater, haſt du deinen Knaben nicht geſehen.

(Amadeo nimmt ihr den Kleinen vom Arme, ſetzt ihn auf ſeine Kniee und ſtreicht ihm die Locken aus der Stirne.

Amadeo.

(Nach einer Pauſe wehmüthig.)

Mögeſt du, mein Sohn! glücklicher hienieden wallen, als dein Vater einſt, flehe nimmermehr den Himmel an um ausgezeichnetes Genie, die Gabe beglückt auf Erden nie, ſie weckt die Mißgunſt und die Tücke böſer Menſchen; der Dummkopf ſchwelgt im Ueberfluße, der Genius nagt am Hungertuche und am Beneidenswertheſten bleibt am Ende derjenige, den Niemand kennt und deſſen Namen nur die Lippen der Liebe nennen. -

Wolfgang.

Ich verſtehe dich nicht Väterchen! aber recht traurig biſt du heute:

Wann denn ſingſt du Einmal wieder
Deinem Wolfgang ſüße Lieder?

Amadeo.

(Sehr gerührt.)

Ach ich ſinge niemals wieder,
Meinem Kinde ſüße Lieder,

Zertrümmert iſt mein gülden Saitenſpiel,
Die Götter ſetzen meinem Sang ſein Ziel! —
(Er beugt ſich über den Knaben.)

Wolfgang.

Mutter! der arme Vater weint und ſeine Thränen brennen heiß auf meiner Wange.

Konſtanze.
(Amadeen umarmend.)

Ich kann dich ſo, mein theurer Herzensfreund! nicht leiden ſehen, ich erliege meinem eig'nen Gram.

Amadeo.
(Indem er ihr das Kind zurück giebt, gefaßter.)

Geh' mit dem Knaben jetzt zu Bette, liebe Frau! du kennſt mich ja, es wandelt mich wohl öfters ſeltſam an, doch in der Einſamkeit wird mir dann beſſer.

Konſtanze.

Nein — ſo wie heute ſah ich dich noch nie. Ich laſſe nicht von dir, es wäre unverzeihlich, du ſteckſt noch in den naſſen Kleidern, du mußt zu Bette gehen.

Amadeo.

Die Kleider ſind derweilen am Leibe ſchon getrocknet, ich fühle mich beruhiget, es wird vorübergehen! — Du weißt, ich ertrag' in ſolcher Stimmung keinen Zwang. (Dringend) Geh', gutes Kind, laß mich allein.

(Konſtanze betrachtet ihn wehmüthig und zweifelhaft. — Pauſe. — Dann wirft ſie ſich plötzlich und laut ſchluchzend an ſeinen Hals; küßt ihn mit Leidenſchaft und ſtürzt mit dem Kinde auf dem Arme durch die Seitenthüre ab.)

Achte Scene.

Amadeo allein.

(Er ſteht auf und geht ſinnend auf und nieder. Nach einer Pauſe.)

In Herzens Grund, es drang der ſcharfe Pfeil,
Die blut'ge Wund' iſt tief und brennet heftig;
Kein Balſam bringt Geneſung je zurück;
Denn alſo ſchwer traf mich kein Schlag hienieden,
Und langſam rinnt das Blut des Lebens hin!

(Indem er ein Fenſter öffnet und hinaus blickt.)

Im reinen Aether funkeln Sterne wieder,
Ein linder Zephyr hauchet durch das Laub,

Der Donner ſchwieg, der Sturm hat ausgetobt!
Sich ewig gleich herrſcht Ordnung der Natur,
Auf Tag folgt Nacht, auf Stürme Sonnenſchein,
Die Regel waltet ſeit Aeonen ſchon,
Und nach Jahrtauſenden wird ſie beſtehen.

(Pauſe.)

Was iſt der Menſch in dieſem großen All? —
Fürwahr ein elend, ſchwach, erbärmlich Weſen;
Er tritt ein Wurm, höchſt hülflos, in das Leben,
Drauf ſpielt er ein'ge Stunden mit Gefühlen,
Ein Wurm ſtrebt er vergebens zu den Höhen,
Und hundert Schützen ſtehen ſtets bereit,
Mit ſtiller Wuth gewendet das Geſchoß,
Gen' jenes arme Herz, der Seele Sitz;
Bevor der Abend naht, drückt Einer los,
Es ſinkt der Wurm in Staub und Aſch' zurück.
Die Seele, dieſer kleine Silberſtrahl,
Sie eilt, ſich mit dem Allgeiſt zu vermählen
Sie ſammelt ſich im großen Foccus wieder,
Dem ſie auf einen Augenblick war abgeborgt, —
Und ſpurlos ſchied der arme Wurm dahin,
Ein ſelbſtbeſtändig Ding — nie iſt er es geweſen!! —

(Pauſe. — Poſaunen ertönen in der Ferne, ſchauerlich klagend; Männerſtimmen ſingen einen Choral. — Während Amadeo die folgenden Worte ſpricht, macht die äußere Muſik eine Pauſe, allein ſie ertönt von Neuem und bereits näher, wenn er aufgehört hat zu reden.

Seht doch! dort naht ein langer Fackelzug,
Sie geben einen Wurm, das Herz gebrochen,
Dem gier'gen Zahn zurück der Erdenwürmer!
Und ſeine Leiden haben nun geendet,
Wohl ihm — Wohl Jedem, der vollendet!

(Amadeo ſtarrt in die Nacht hinaus, der Poſaunenton und der Choralgeſang ſind immer deutlicher zu vernehmen. Es wird angenommen, der Leichenkonduct zieht dicht unter dem Fenſter hin, durch welches Amadeo ſchaut. Wenn die allmählich nahende Trauermuſik am deutlichſten zu hören, fällt rother Fackelſchein durch das Fenſter, und erleuchtet die bisher finſter geweſene Bühne. In dieſem Augenblicke tritt der Unbekannte durch die Seitenthüre, ſo wie im erſten Akte und ſteht hinter Amadeo, ohne von dieſem bemerkt zu werden. Der Leichenzug bewegt ſich vorwärts, die Muſik verliert ſich allmählig, iſt aber Anfangs der folgenden Scene, ehe ſie gänzlich verhallt, aus der Ferne leiſe und immer leiſer zu vernehmen.)

Neunte Scene.

Amadeo und der Unbekannte.

(Der Unbekannte klopft Amadeo ſchweigend auf die Schulter, dieſer wendet ſich raſch, zeigt aber bei'm Erblicken des Unbekannten weder Schrecken noch Befremden.)

Amadeo.

Ha, biſt du da, du finſt'rer Sohn der Hölle!
Des Lebens Ruhe haſt du mir geraubt,
Sag' an, was willſt du mehr? Begehrſt mein Leben?
O nimm es hin, es iſt mir ſchon zur Laſt!

Der Unbekannte.

Ihr ſprecht im Traume wohl, mein guter Maeſtro!
Ich bin ein treuer Diener meiner Herrin,
Ein bloſes Werkzeug nur und weiter nichts,
Was man mich heißt, ich muß es ſtraks vollbringen,
Für Folgen ſteht der Knecht doch niemals ein.

Amadeo.

Luzie alſo iſt's, die Euch jetzt ſendet,
O ſprecht, wie geht's dem lieben zarten Weſen?

Bei Gott! ich kann, ich darf ſie nimmer ſehen,
Und bräche auch darob mein armes Herz,
Die ſtrenge Pflicht gebeut' — ich muß gehorchen!

Der Unbekannte.

Nicht Eu'r Beſuch iſt's, den die Donna fodert.
Ihr habt Euch, Herr! nicht ritterlich gezeigt:
In tiefer Ohnmacht, bei des Sturmes Toben,
Verlaſſen habt Ihr die Gebietherin,
In Mitte eines abgeleg'nen Park's.
Ein Zufall ließ mich in der Nähe weilen,
Und dieſe Schultern trugen nach dem Wagen,
Die arme Kranke durch Gewitters=Nacht.

Amadeo.

Das hättet Ihr gethan? — O tauſend Dank!
Fürwahr! ich wußte nicht wie mir geſchah,
Es hatten meine Sinne ſich verſchleiert,
Nicht wage mit dem Irren man zu rechten —
Doch richtet Eu're Bothſchaft ſchleunig aus.

Der Unbekannte.

Die Donna liegt zu Bett' und zwar ſehr krank,
Doch hat ſie in ihr Schickſal ſich ergeben,

Und ſpricht: Sie hoffe nichts mehr von der Welt;
Nur eine Bitte richtet ſie hienieden,
Die *letzte Bitte* richtet ſie an Euch.

Amadeo.
(Verhüllt das Geſicht. — Pauſe.)

Ich bin's, der dieſe duft'ge Blume knickte,
Doch glaubet mir: der unſchuldsvolle Mörder,
Er ſinket mit dem Opfer ſelbſt in Staub.
(Abermalige kurze Pauſe.)
Nun ſprecht es aus, was die Geliebte fordert,
Und dieſer Handſchlag mag Euch feſt verbürgen,
Erfüllt es werde das Begehr!

Der Unbekannte.
(Langſam und feierlich.)

So hört:
Ein Todtenamt ſollt Ihr der Herrin ſetzen,
Ein Requiem, das ſeinen Meiſter lobt,
Und Eure Allmachtstöne ſollen klingen,
Zum Erſtenmal, wenn ſie zu Grabe ſinkt.

Amadeo.
(Wankend.)

Was fordert ſie? Ihr Todenlied ſoll klingen,
Und aus den Saiten meiner Leyer?

Der Unbekannte.

So iſt's!
Ich hab' Eu'r Wort — friſch an die Arbeit Meiſter!
Denn glaubt's, es iſt die Zeit Euch karg gemeſſen,
Der Zeiger deutet auf des Sterbens Stund,
Des Liebchens Sarg, er iſt bereits beſtellt,
Und Euer Meiſterwerk — bald hol' ich's ab!
(Amadeo ſinkt erſchüttert auf den nächſten Stuhl und verhüllt das Geſicht.)

Der Unbekannte.

Noch eins — bald hätt' ich ſtrafbar es vergeſſen,
Es darf, ſoll wahrhaft Großes ihm gelingen,
Der hehre Genius nicht darben.
(Indem er eine ſchwere Börſe auf den Tiſch wirft.)
Nehmt!
Und iſt das Meiſterſtück mit Glück vollendet,
Erwartet Euch noch angemeßner Lohn —
Lebt wohl, ich ſtell' mich ein zur rechten Stunde!
(Er hüllt ſich tiefer in ſeinen Mantel, wirft noch einen ſprechenden Blick auf Amadeo und geht feierlich durch die Hinterthüre ab.)

Zehnte Scene.

Amadeo allein.

(Er bleibt mit verhülltem Geſichte ſitzen. Lange Pauſe. Dann plötzlich aufſpringend mit Feuervoller Begeiſterung.)

Noch einmal ſoll des Sängers Lyra klingen,
Ein Todenlied, das ihre ſoll ich ſingen? —
Es fordert mich ein Wink der Götter auf,
Mit Würde enden ſoll des Künſtlers Lauf!
Es ſey! — Denn zu des Allerhöchſten Throne,
Jetzt ruft der Augenblick dem Liederſohne,
Und muthig greif ich in die Saiten ein,
Gelungen mag das letzte Wagniß ſeyn!
Leihet mir — leihet Engel! Eure Töne,
Das Kolorit, die anmuthsvolle Schöne,
Sie wohnet dort im blaulichen Azur, -
Die Harmonie — ſie ſchwebt in Höhen nur!
Ihr Rachegeiſter borgt mir eure Schrecken,
Um den verſtockten Sünder aufzuwecken.
Verkündet ihr Poſaunen! das Gericht, *)
Dem letzten Tag — ein Fürſt entflieht ihm nicht!

---

*) Oder: „Doch reine Seelen! — Muth! — erbebet nicht!

Und ob das kühne Werk mich ſelber tödte,
Ich ſtell' ſie dar, die ew'ge Morgenröthe:
Des Todenamtes dampfer letzter Klang,
Sei Amadeo's Schwanenſang! —

(Er ſtürzt durch die Seitenthüre ab.)

Ende des zweiten Aktes.

Dritter Akt.

Wohnſtube in Mozarts Behauſung wie im zweiten und dritten Akte, jedoch ſchwarz dekorirt.

(Mozarts Leiche liegt in einem offenen Sarge; die Leiche ſtellt ſich mit einem weißen bis zum Kinne reichenden Tuche verhüllt dar. Der Sarg ſteht im Hintergrunde der Bühne, brennende Lichter um ihn her.

Die auf der Bühne Anweſenden müſſen ihre Stellungen ſo nehmen, daß die Ausſicht nach der Leiche hin ſtets frei bleibt.

Auftritte und Abgänge in dieſem Akte geſchehen alle von den Seiten.

Die Trauerſimphonie des Orcheſters endet erſt, nachdem die Gardine bereits aufgezogen iſt.)

Erſte Scene.

Konſtanze, Annette, der kleine Wolfgang, Walther, Herren, Jünglinge und Damen, alle in Trauerkleidern — Schauſpielunternehmer in Reiſekleidern tritt auf.

Schauſpielunternehmer.

So iſt es wirklich wahr und todt mein Freund? —
Der traur'ge Anblick hebt den letzten Zweifel.

Von einer kleinen Reiſe kehrt' ich heim,
Da wurde mir die grauſe Schreckenpoſt.
O ſprecht, welch' jäher Sturm nahm ihn dahin,
Den größten Meiſter in der Töne Reich?

Konſtanze.

Sie wiſſen es, was ihm ohnlängſt begegnet,
Er holte ſich des ſichern Todes Keim,
An jenem Abend — dort im Parke.
Drauf ward ein Requiem beſtellt;
Voll Wehmuth fieng er raſch die Arbeit an,
Und bis zum Sanctus war ſie erſt gediehen,
Da rief, bevor das große Werk vollendet,
Den Meiſter ſelbſt die Gottheit auf zur Höhe.

Schauſpielunternehmer.

Bei'm Himmel! nein — ich kann es nicht begreifen,
Welch' Räthſel ſinds, die Allerwärts hier walten? —

Konſtanze.

O ſchonen Sie — zu neu iſt noch mein Schmerz
Und ſelber nicht vermag ich einzudringen
In ſolch' Geheimniß ſeltner Art.
Die theure Hülle wird noch dieſen Abend

Zur ew'gen Ruhe eingeführt.
Des edlen Todten Kunſtverwandte hier,
Die letzte Ehr' dem Meiſter zu erzeigen,
Verſammelt ſind ſie nun an ſeinem Sarg,
Den eignen Schwanenſang dem Gatten aufzuführen.

Zweite Scene.

Konſtanze. Annette. Wolfgang. Donna de la Valera. Julie. Schauſpielunternehmer. Walther. Herren. Jünglinge. Damen.

(Die Donna ſtürzt, nachdem die Verſammlung bereits geordnet ſteht, von der rechten Seite des Vordergrundes auf die Bühne. Ihr Anzug iſt zerrüttet, das Haar gelöſt; ſie ſieht ſehr blaß — ihr ganzes Weſen verräth deutliche Spuren des Wahnſinns.)

Julie.

(Eilt ihr ängſtlich nach, bemüht, ſie aufzuhalten.)

Bei Gott beſchwör' ich dich! O kehr' zurück!
Hier nicht, nein hier kannſt du fürwahr nicht weiter.

Donna.

(Achtet nicht auf ſie, ſtellt ſich in die Mitte der Bühne und ſchaut wild um ſich her.)

Schwarz wie die Schatten einer andern Welt,
Ich ſehe hier Geſtalten um mich ſtehen;

Sie alle, alle ja betrauern ihn,
Ob manche auch vielleicht ihn kaum geſehen,
Noch wen'ger ſeinen hohen Werth erkannt! —
Und ich ſo nahe ſeinem Herz geſtellt,
Ich ſollt' bei dieſer würd'gen Feier fehlen?
Mein Thränenkrug ſoll fehlen auf dem Sarg,
Mit dem man ſelber mich zu Grabe trägt? —
Nein! Nimmermehr! Mir bleibt ein heilig Recht,
Und deſſen Kraft — jetzt fängt ſie an zu gelten,
Verkläret ſchwebt er ſchon in ſchönern Welten,
Und dort ja iſt er mein, ja mein allein,
Dort lieben ſich die Englein ewig rein!
(Nach einer Pauſe, indem ſie noch wilder dann zuvor um ſich blickt.)
Wo iſt die Furie, wo iſt ſie denn,
Die mir den theuren Herzensfreund entriß?
Hat ſchon der vielen Thränen bitt'rer Fluß,
Dies arme Auge ganz und gar zerſtört,
Daß ich um ſie im Kreis vergebens ſpähe? —
O tritt hervor du Nebenbuhlerin!
Erfreue dich des Sieg's, ich muß dich ſehen —

Konſtanze.

(Indem ſie ſich der Donna nähert — mit Würde.)
Was geht hier vor, bin ich es, die man ſucht?
Wer ſtöret meines Gatten letzte Ruh'?

Donna.

(Sehr leidenſchaftlich.)

Ganz Recht! du biſt's, du haſt ihn mir geraubt,
Syrene! ja — der Bosheit kalter Blick,
Des böſen Hohnes Zug um deinen Mund —
Es hat dein ganzes Weſen dich verrathen.
Getödtet haſt du ihn den ſanften Sänger,
Trink' nun mein Herzblut auch, du gieriger Wampyr!
Und ſchreite Schlangenweib! ja ſchreite lachend
Dann über zwei gebrochne Herzen hin!
Zermalme ſie, tritt ſie in Staub und Aſche,
Frohlocke Stolze! nur — Vergeltung naht!
Und wenn dich einſt der Hölle Gluthen brennen,
Es wird dein Aug' in Höhen noch erkennen,
Den Preis, den treue Liebe dort erringt,
Wo feile Wolluſt in den Abgrund ſinkt! —

Julie.

(Angſtvoll.)

Verſchließt das Ohr, nein — höret nicht auf ſie,
Die Arme weiß bei Gott! nicht, was ſie ſpricht,
Sie wallet in des Wahnſinns ſchwarze Nacht.

Konſtanze.

Mir ſelber taget nun ein ſchrecklich Licht,

Der Wahnwitz redet mir nicht unverſtändlich,
Und tief erſchüttert iſt dies arme Herz.

(Zu der Donna gewendet, ſanft und ohne alle Leidenſchaft.)

Warum denn grollſt du, Veroneſerin!
Warum trift deines Zornes blinde Wuth,
Gerade mich, die deinen herben Schmerz
Mit gleicher Stärke fühlt und mit dir weint? —
Ein älter' Recht, ich glaub's, iſt dir geworden,
Doch nimmermehr hab' ich dies Recht gekannt,
Und ſeinen Schwur — Er hat ihn nicht gebrochen! —
Der Todten — dir bewahrte er das Herz,
Und mir, mir wurde Amadeos Hand.
Er iſt nicht mehr, er ſchwebt verklärt im Aether,
Doch ob mein Herz verblutend bräche,
Ich gäbe gern mein eigen Recht dahin,
Ja dein allein es ſollt' der Sänger ſeyn,
Vermöchte dieſes Glück ihn zu erwecken.

(Herzlich.)

Des Augenblickes würd'ge letzte Feier,
Entweihe ſie durch böſen Hader nicht,
Als Schweſtern laß uns um den Bruder trauern,

(Indem ſie die Arme öffnet.)

Wein' deinen Schmerz an dieſem Buſen aus.

Donna.

(Nachdem ſie Konſtanzen lange zweifelhaft betrachtet hat, plötzlich gerührt und ſehr weich.)

Verzeih', die Bürde fällt von meinen Augen;
Mir wird es klar, du ſey'ſt ein edel Weſen.
Ich ſelbſt bin blind, — ich raſe gegen mich,
Verdunkelt hat ſich mir des Tages Licht,
Und nicht vermag den Tieger von der Taube
Mein brechend Augenpaar zu unterſcheiden. —
Doch du biſt gut, biſt ſanft und mußt es ſeyn,
Er theilte zwiſchen uns ſein liebend Herz,
Ich ſink' verſöhnet in der Schweſter Arm.

(Lange Umarmung, feierliche Stille.

Konſtanze.

(Nach einer Pauſe.)

Ermanne dich, die Todtenfeir beginnt,
Und wenn dein armes Herz zu brechen draut,
So wende deinen Blick getroſt nach Oben.

Donna.

Wie iſt mir denn, wo bin ich hingerathen?

(Indem ihr Blick nun zum Erſtenmal auf das Castrum doloris im Hintergrunde fällt.)

Ha, was ſeh' ich?

(Sie ſtürzt nach dem Castrum hin und ſinkt an den Stufen deſſelben nieder. Pauſe.)

Donna.

(Sich halb aufrichtend zu der Verſammlung.)

Habt Mitleid Menſchen! öffnet dieſen Sarg,
Noch einmal muß ich den Geliebten ſehen,
Auf ſeinen kalten Lippen ruh' mein Mund,
Und meines armen Herzens letzte Schläge,
An ſeinem Buſen wollen ſie verenden.

(Pauſe.)

Ihr ſtarrt mich an, wollt ihr gewähren? — Stille!
Ich höre güldne Harfen himmliſch klingen;
Ich hör' die wohlbekante Lyra ſingen.

(Den Blick in ſtarrer Verzückung zur Höhe gerichtet, dann gänzlich außer ſich.)

Geöffnet iſt des Azurs Chriſtallthor;
Gekrönet ſchwebt er in der Englein Chor;
Jetzt winkt er mir — noch einmal winkt er wieder —
Es tönt ſein Ruf zu mir, zur [illegible]de nieder —
Ich komme ſchon — vollende träger Lauf,
Mein Amadé! Nimm deines Mädchens Seele auf!

(Sie zieht raſch einen Dolch aus dem Buſen, durchbohrt ſich und ſtürzt am Sarkophage nieder.)

Walther.

Sie ſinkt!

Schauſpielunternehmer.

Getödtet hat ſie ſich —

Julie.

O Hülfe!

ſchnell und beinahe zugleich.

(Sie ſtürzt nach dem Hintergrunde und wirft ſich über Luziens Leiche, alle drängen ſich rückwärts, außer Konſtanzen, Annetten und dem Kleinen, welche auf dem Vordergrunde der Bühne bleiben.)

Konſtanze.

Annette! ſage mir, was ſoll ich denken,
Lößt ſich denn nimmermehr des Elends Knaul?

Annette.

Der Knoten hebt nun an, ſich zu entwirren,
Entzünden muß ſich jetzt von ſelbſt ein ſchau'rlich Licht,
Das Labyrinth des finſtern Schickſals zu enthüllen.

Walther.

(Im Hintergrunde.)

Schon iſt ſie kalt und ſtarr.

Julie.

Welch' traurig End' — o meine arme Freundin!

Schauſpielunternehmer.

Tragt nun die Leiche aus dem Heiligthume!

(Der Kreis im Hintergrunde löſt ſich, die Donna wird mit einem großen ſchwarzen Schleier bedeckt, von ſechs Jungfrauen gegen den Vordergrund der Bühne getragen. Der Unbekannte erſcheint und vertritt dem Zuge den Weg.)

Dritte Scene.

Die Vorigen. Der Unbekannte.

Der Unbekannte.

Was giebt es hier? Steht! — ſprecht! — was iſt geſchehen?

Julie.

(Indem ſie den Schleier von der Leiche zieht.)

Blick her, verruchter Menſch! dies iſt dein Werk:
Die Freundin haſt du mir und ihr den Freund getödtet!

(Pauſe.)

Der Unbekannte.

(Nachdem er die Leiche einige Zeit mit ſtarrem Auge betrachtet hat.)

Gerechte Rache nur hab' ich genommen,
Und theuer wurde dieſer Lohn erkauft;
Es iſt vollbracht, bringt nun den Leichnam weg!

(Der Donna Leiche wird abgetragen. Der Unbekannte lacht gräßlich auf, hüllt ſich tiefer in den Mantel und will abgehen.)

Julie.

(Indem ſie ihn mit Anſtrengung zurück hält,)

Halt Scheuſal! ſo, nein ſo entkommſt du nicht,
Du ſollſt, du mußt anjetzt mir Rede ſtehen,
Ich will das Höllenwerk, dies Räthſel löſen.

Der Unbekannte.

(höhniſch lachend.)

Du ſchwach' Geſchöpf! Willſt mich mit Zwang belegen? —
Doch könnte, Würmlein! dich die Neugierd' tödten,
Es wär' mir leid — *du* haſt mir nichts gethan;
Und weil du mich erbarmſt — ſo *will ich reden*:
Der Jahre ſechs, ſie ſind bereits verſtrichen,
Als ich — *ein Kind der See* — zum Erſtenmal,

Den Fuß an eure falſche Erde ſetzte.
Aus einem edelen Geſchlecht entſproſſen,
Das in Italien ſchon lange blüht,
Es blieb Verona nun der erſte Ort,
In welchem bei Verwandten ich jetzt weilte.
Luzie war's, die dort mein Aug' gewahrte,
Und jene Leidenſchaft, die mich ergriff,
Ergriff in jenes ſchönen Mädchens Nähe,
Nicht eines Menſchen Zunge ſchildert ſie.
Ich ſuchte ſie, die holde Donna auf,
Als Gatte ihr die Hand im Ernſt zu biethen. —
Ha, Tod und Teufel, das war viel!
Ich galt ein ſchöner Mann, ein Mann voll Ehre,
Fortuna hatte gütig mich bedacht,
Mein Name glänzt im güldnen Buche*) ,
Nach Tonnen Goldes zählt' ich meine Habe,
Mir trugen Fürſten ihre Töchter an;
Doch das geliebte Weib der eig'nen Wahl —
Ich ſah von ihr mich höhniſch abgewieſen.

(Verächtlich.)

Ein armer deutſcher Fiedler war's,
Den mir Luzie vorgezogen,
Und ſolche Schmach, ſie mein —

---

*) So wurde bekanntlich das Buch genannt, in welchem die Namen der venetianiſchen Nobilis verzeichnet ſtanden.

Sie dultet nicht ein Sohn des klaſſ'ſchen Bodens. —
Sie zu beſitzen oder mich zu rächen,
Zu rächen mich mit ſcharfem Dolch und Gift,
So hieß mein Schwur, die Götter hörten ihn!
Ein Mann, er hält was er beſchworen,
Ob eine Welt zu Grunde gehen mag!
Doch plötzlich war ein blut'ger Krieg entſtanden,
Eilbothen riefen mich zu Schiff,
Die Ehre war es, die mir nun geboth,
Und ihre Stimme mahnt mit Macht;
Es mußten Rach' und Liebe ſchweigen.
Im hitzigen Gefecht, in Sturmes Toben,
Vergaß ich meiner Liebe, meiner Rache nicht.
Ob mich das Schiff in and're Zonen trug,
Ja, meinem Schwur, ich bin ihm treu geblieben! —
Es ſchwieg der Sturm, Bellona gieng zur Ruhe —
Und fünfmal hatte ſchon die Erde
Den gleichgemeßnen Lauf vollbracht,
Den trägen um die güld'ne Sonne; —
Doch meine Lieb' und Rache ſchliefen nicht.
Ich eilte nach Verona hin,
Luzie war gerade abgereißt,
Die Wittwe eines jüngſt verſtorb'nen Greiſen
Sie ſuchte nun den deutſchen Fiedler auf.
Ich ſetzte nach und holt' ſie glücklich ein;

Der Jüngling war zum Mann herangereift;
Die Wangen hatten Luft und Pulverdampf gebraunt,
Ich hatte auch gar künſtlich mich vermummt,
Und von der Donna ward ich nicht erkannt,
In ihr Vertrauen ſelber drang ich ein;
Und traulich half ich ihr den Buhlen ſuchen,
Bis wir in dieſer Stadt den Burſchen fanden.
Mir ſelber ja gebühret das Verdienſt;
Denn ſchärfer ſpäht der Rache dann der Liebe Blick.

(höhniſch lachend.)

Es that mir um den Fiedler wahrlich leid,
Doch mahnte mich mein Schwur — er mußte ſterben.
Im Wein — es ward Toffana ihm gereicht.

(Unruhe und unwilliges Gemurmel unter der Menge, der Unbekannte fährt in ſeiner Rede kühn weiter.)

Befremdet's Euch? — Ich weiß es wohl, ihr Deutſche!
Traget Taubenherzen in dem kühlen Buſen,
Und eu're Hand, ſie bebt vor Gift und Dolch,
Bei uns kennt man der Dinge Werth ſchon beſſer!
Doch glaubet nicht, daß ganz mein Mitleid ſchwieg;
Ich bracht' dem Stolz des Künſtlers manches Opfer;
Sein Liebchen ſelbſt bekam er noch zu ſehen,
Ich ließ den guten Fiedler langſam ſterben, —
Doch daß Luzie ſelbſt ſich kühn erdolchte,

Bei Gott! es lag in meinem Plane nicht,
Die lange Mühe ſollte ſie bezahlen,
Sie ſollte leben, leben ganz für mich —
Doch Todt nein — ich kann ſie nicht erwecken!

Julie.

(Schaudernd.)

Du biſt ein freches Höllen Ungethüm,
Wie dieſe Welt noch keins getragen! —
O hätte meiner Warnung ſie vertraut! —
Es iſt zu ſpät und unter meinen Füßen
Brennt nun wie Feuer dieſe Erde —
Ja Allerwärts, wohin mein Aug' ſich wendet,
Es dräuen Argliſt nur und Höllentrug.
In meines Kloſters ſtille Mauern kehr' ich wieder,
Dort will ich meines Lebens Lauf beſchließen,
Und bethen für der armen Freundin Seele.

(Ab.)

Vierte Scene.

Die Vorigen ohne Julie.

Der Unbekannte.

(Indem er Julien krampfhaft lächelnd nachſieht nach einer kleine Pauſe.)

Zieh' hin, du fromme Schwärmerin! zeuch hin!

Ich folge dir — doch nicht in einem Kloſter,
Wo Stürme toben und der Orkan braußt
Will ich Betäubung ſuchen.

(Will abgehen.)

Annette.

(Sie wirft plötzlich den Schleier zurück und vertritt ihm mit funkelnden Augen den Weg.)

Halt! Noch ein Wort —
Blick häßlich Scheuſal! blicke her auf mich,
Kennſt du die blaße Wange —
Kennſt du dies matte Aug' — kennſt du mich?

(Pauſe. Der Unbekannte ſtarrt Annetten an.)

Annette.

(Mit furchtbarer und erhöhter Stimme.)

Ich bin des deutſchen Fiedlers Schweſter —
Gemordet haſt du ihn
Und ſchwer beleidigt mich,
Gieb mir ſein Leben — meine Ruhe gieb mir wieder.

Der Unbekannte.

(Kalt und gefaßt.)

Zurück! ſchnell weich' verrückte Thörin!
Ein wilder Sinnenrauſch zog mich zu dir,
Du warſt kein Weib für mich — entflieh'!

Annette.
(Feierlich.)

Zum Letztenmal haſt du hienieden Frevler!
Zum Letztenmale haſt du mich geſehen,
Doch noch ein Wort vernimm, bevor ich ſcheide:
Ich fühl's, es iſt ein Rachegeiſt von Oben,
Der mich beſeelt und der nun aus mir ſpricht;
Vernimm, was dir die Seherin verkündet:
Zu gräßlich bleibet deine grauſe Schuld,
Und ſie beſtraft kein Richterſtuhl der Welt,
Ich lade dich hermit vor Gottes Thron!
Bevor der blaße Mond ſich dreimal füllt,
Sollſt du dort Höllenſohn! mir Rede ſtehen,
Und ob du alles Hohe frech verhöhnet,
Du giebſt mir Rechenſchaft an jenem Ort,
Gewiß ich finde dich — hörſt du — Dort, Dort!!

(Sie ſpricht die zwei letzten Worte mit beſonderm Nachdrucke, indem ſie die Rechte hoch erhebt und gen' Himmel deutet, dann geht ſie langſam und mit Würde ab; ihr Blick haftet im Abgehen ſtarr und vernichtend auf dem Unbekannten.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen ohne Annette.

Der Unbekannte.
(Für ſich.)

Ha, was iſt das? — erſchüttert hat ſie mich —
Ein kalter Schauer ſchüttelt meine Glieder!
Wie, wär' es möglich in der That?
(Er ſteht ſinnend, nach einer Pauſe gefaßt.)
Ermanne dich
Du Held der See! — iſt es dahin gekommen,
Daß dich erhitzter Weiber Mährchen ſchrecken?
(höhniſch.)
Die That, ich werd' ſie zu vertreten wiſſen
Vor jenem ſogenannten ſtrengen Richter —
Doch fort von dieſer falſchen feſten Erde!
Pygmäen ſind es nur, die ſie beleben,
Und ihre Träume ziehen in die Tiefe,
Der Geiſter allerſtärkſten ſelbſt hinab.
Doch lob ich mir mein ſchwankend Element,
Mehr wohnt dort Konſequenz — mit Großem nur
Hat man zu kämpfen und jener Macht allein,
Ihr mag ich gerne unterthänig ſeyn! —
Wenn Blitze ſelbſt mir meinen Maſt zerſchmettern,
Wenn Donner rollen und die Stürme wettern,

Und ob die See den tiefſten Abgrund trennt,
Ich lache doch des Ding's — das Ihr Gewiſſen nennt.

(Mit Hohnlachen ab.)

Sechste Scene.

Die Vorigen ohne den Unbekannten.

Walther.

Wie — und wir laſſen ihn von dannen ziehen
Ganz ungeſtört den grauſen Meuchelmörder?
Auf Freunde! auf! — ſetzt nach! —

(Bewegung unter der Verſammlung.)

Konſtanze.

Er mag entfliehen!
Dem Rächerſchwert, er wird ihm nicht entgehen,
Wer wagt es in der Götter Arm zu greifen?
Auf Freunde! Euer Saitenklang
Vollbringe Amadeos Schwanenſang!

(Knieende bildliche Gruppe auf der Bühne. Das: „Dies irae etc." aus Mozarts Requiem wird aufgeführt, nach deſſen Beendigung ſich die Lyra ſchwebend von einer ſtrahlenden Glorie umgeben in der Höhe zeigt.)

Konſtanze.

Es öffnen ſich des Himmels güldne Bogen,
Sein Geiſt wiegt ſich in Purpurwogen,
Vollendet iſt des Sängers Leidenslauf,
In ihre Reigen nehmen ihn die Engel auf.

(Die Sphärenmuſik verklingt in der Ferne. Gruppe. Der Vorhang ſinkt lang.)

Ende.

Anhang.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dritter Akt.

(Zimmer in Amadeos Wohnung, wie im 1ten und 2ten Akte. Konſtanze knieet bethend vor dem Bilde des Gekreuzigten, Annette ſitzt am Pianoforte und phantaſirt ſchwermüthig. Lange Pauſe).

Erste Scene.

Konſtanze, Annette, gleich nachher der kleine Wolfgang; alle in Trauerkleidung.

Wolfgang.

(Indem er aus der Seitenthüre tritt.)

Es legen böſe Männer eben,
Den Vater auf ein Brettlein nieder,
Mutter! ſingt er niemals wieder,
Seinem Wolfgang — ſüße Lieder?

Konſtanze.

(Mit einem tiefen Seufzer.)

O Gott!

Annette.

(Indem ſie das Inſtrument verläßt und ſich zu dem Knaben hernieder beugt.)

Dein Vater Kleiner! ſingt im Himmel oben,
Sein Saitenſpiel — es muß den Herren loben,

Nun kniee hin und bitt mit Andacht vor,
Bethe zu der reinen Englein Chor!

Wolfgang.

Ja ich will den Vater bitten,
Daß er in der Englein Mitten,
Noch an ſeinen Sohn gedenke!!

(Er knieet neben der Mutter und bethet, Annette kehrt zum Inſtrumente zurück und fängt auf's Neue an zu phantaſiren; der Charakter ihres Spiels iſt anfangs mild melancholiſch, wird aber dann immer wilder und ſtürmiſcher. Endlich tritt der Schauſpielunternehmer durch die Hinterthüre.)

Zweite Scene.

Der Schauſpielunternehmer. Vorige.

Schauſpielunternehmer.

(Nachdem er einige Sekunden ſchweigend und unbemerkt bei der Thüre ſtehen geblieben und die ganze Gruppe überſchaut hat — vortretend.)

Es ſagt mir dieſer Anblick Alles — ſo iſt's denn wirklich wahr, iſt er dahin — der größte Meiſter in dem Reich der Töne?

(Konſtanze ſchlägt die Augen ſchweigend zum Himmel und bricht in Thränen aus.

Annette.

(Mit Ruhe.)

Ja er entſchlief in ſeinem Herrn.

Wolfgang.

Denken Sie, mein lieber Pathe! Der Vater wurde von den lieben Engelein zu Gaſt geladen.

Schauſpielunternehmer.
(Andächtig die Hände faltend.)

Ruhe ſey mit ſeiner Aſche! (Nach einer kleinen Pauſe) Ein dringendes Geſchäft rief mich nach Ungarn; kaum vier Wochen war ich fern und Sie mögen leicht ermeſſen, daß die Nachricht von des Freundes Tode mich bei meiner Ankunft wie ein Blitzſtreich traf. Und ob es, theuerſte Frau! auch Ihren Schmerz erneue, dennoch muß ich fragen: Welcher Sturm hat dieſe hohe Dichterblume alſo ſchnell dahingerafft?

Konſtanze.

Sie werden noch an den verhängnißvollen Abend ja gedenken, an welchem unſer Amadé — aus des Sturmes wildem Toben ſpät und düſter einſt nach Hauſe kam. Ein ſeltenes Geſtändniß mußt ich hören und mächtig hatte ihn ergriffen die Rückerinnerung an eine heiſe Jugendliebe zu einer Veroneſerin.

Annette.

Ja, ich weiß es. Als wir in Verona weilten, liebte er ein Mädchen und zwar eins vom hohen

Range — innig, rein, mit Leidenſchaft. Da die Liebenden ſich trennen mußten, ſchwuren ſie ſich ew'ge Treu'; doch bald darauf es kam die Kunde, wie die Jungfrau plötzlich ſey geſtorben, und meines armen Bruders Schmerz war von heft'ger Art. Lange trauerte er um die Verlorne, doch die Zeit ſchien ſeine Wunde ſanft zu heilen, und als Konſtanzens Gatte hielt ich ihn für ganz geneſen.

Konſtanze.

Ich hatte von jenem frühern Verhältniß nie gehört, rührend bath der Gute, ihm nur zu vergeben. Ach mein Gott! ich grollte nicht. Wie mir's ſchien, war jene Nachricht falſch geweſen, entſendet von des Mädchens Vater nur, der die Neigung ſeiner Tochter zu dem armen Fremdling nimmer billigen mochte. Wie ſo ſpät noch meinem Gatten das unſel'ge Geheimniß ſich entſchleiern mochte, oder ob er die Geliebte ſelbſt geſehen, ich weiß es nicht — er hielt für gut, davon zu ſchweigen, und ich fragte nicht. Aber ſchrecklich war an jenem Abend ſeine Seele aufgeregt, ich wandte alle Mittel an, ihn zu beruhigen und einigermaſſen ſchien's am Ende mir gelungen. Er drang, als ſchon die Nacht hereingebrochen in mich, ihn endlich zu verlaſſen, ich ſträubte mich und mußte am Ende doch gehorchen. Kaum hatt' ich mich zu Bett' gelegt, da kam zu meinem Amadé jener räthſelhafte Mann im Scharlachmantel, von dem ich ſchon erzählt.

Annette.

O warum hab' ich den ſeltnen Fremdling nie geſehen und unerklärlich bleibt mir das Verlangen, dem Manne im Scharlachmantel zu begegnen.

Konſtanze.

Der Rothe trug dem Gatten auf ein Requiem zu ſetzen und eine golderfüllte Börſe ließ er noch als Lohn zurück. Heftig wurde von der Idee mein Amadé ergriffen und mit Feuereifer fieng er gleich am andern Morgen die beſtellte Arbeit an. Er komponirte nun die Seelenmeß mit außerordentlicher Anſtrengung, und ein unverkennbares Intereſſe ſpannte ſeinen Geiſt; doch dabei blieb er immer düſter, ſprach wenig oder nichts; des Geſichtes Farb' ward blaß und immer bläſſer, des Auges Blick traurig und mått. Seine Unpäßlichkeit nahm in demſelben Verhältniße zu und ſtimmte ihn zu finſt'rer Schwermuth noch. Mit inniger Betrübniß ſah ich ſeine Geſundheit ſchwinden. Als ich einſt mit ihm, ihn zu zerſtreuen, an einem ſchönen Sommerabend nach dem Prater fuhr und wir beyde einſam in einer Laube ſaßen, fieng Amadeo vom Tod zu ſprechen an und behauptete, daß er das Requiem für ſich ſelber ſetze. Thränen ſtanden ihm dabei in den Augen und als ich ihm den ſchwarzen Gedanken auszureden ſuchte, ſagte er: „Nein, nein, ich fühle mich zu ſehr, es geht mit mir zu Ende: gewiß man hat mir Gift gegeben, vergebens ſuch' ich mich von dem Gedanken loszuwinden.“ — Mir fiel die Rede furchtbar auf die Seele, und dennoch war ich nicht vermögend, ihn zu tröſten. So ſehr ich bat vorerſt die Todenmeſſe wegzulegen, war er dazu nicht zu bewegen und komponirte raſtlos fort. Er wurde matter nun und ſchwächer, bis er endlich auf das Lager ſank, welches er nicht mehr verließ. — Am Tage noch vor ſeinem Tode ließ er ſich die Partitur an's Bette bringen: „Hab ich es nicht geſagt, daß ich dies Requiem für mich ſelber ſchriebe,“ ſprach er wehmüthig; indem er noch einmal dem Ganzen einen Blick des Abſchieds weihte. (Thränen erſticken ihre Worte.)

Schauſpielunternehmer.

(Sehr gerührt, indem er ſelbſt Thränen aus den Augen wiſcht.)

„Er verſchied doch ſanft der edle Liederſohn?

Annette.

Mein Bruder ſtarb als Chriſt, in ſeinem Gott ergeben. Er hatte noch das fünf und dreiſigſte Lebensjahr nicht erreicht, doch ſehnte er ſich unverkennbar ſchon nach höhern Sphären, nur Sorge um das Schickſal ſeiner Frau und ſeines Sohnes machten ihm den letzten Abſchied ſchwer. Wen'ge Tage noch vor ſeinem Ende erhielt er das Anſtellungsdekret, als Kapellmeiſter an der St. Stephanskirche, ein Poſto, wie Sie wiſſen, einträglich und ehrenvoll, aus *Ungarn* und *Amſterdam* liefen zu gleicher Zeit, nebſt ungemein glänzenden Verheißungen anſehnliche Beſtellungen auf periodiſche Lieferungen gewiſſer Kompoſitionen ein; — jetzt in dem Augenblicke, da er ſich im Stande ſah, beſſer für das Wohl der Seinigen zu ſorgen, mußte er von hinnen ſcheiden.

Schauſpielunternehmer.

Hart, fürwahr ſehr hart! Doch laſſen Sie die Hoffnung arme Wittwe! nur nicht ſinken, wohl undankbar erwieß das Vaterland ſich an ſeinem Hochmeiſter der Töne, doch Ihnen und dem lieben Kleinen hier, wird es die heil'ge Schuld bezahlen. Fürwahr! eines Amadeos Wittwe ſoll nicht darben.

Konſtanze.

Mit ihm ſind alle Freuden, alle Hoffnungen mir 'geſtorben, mein armer Wolfgang hier hält mich allein am Leben.

Wolfgang.

Liebe Mutter! führt der Tod uns zu dem Vater und den lieben Engelein, ſo will dein Wolfgang gerne mit dir ſterben.

Konſtanze.

(Sich weinend über ihn beugend.)

O mein gutes, armes Kind!

(Der Schauſpielunternehmer und Annette ſtehen gerührt. — Pauſe. —

Schauſpielunternehmer.

Wurde die Partitur des Todenamtes von dem, der ſie beſtellt, bereits ſchon abverlangt?

Konſtanze.

Nein. — Es ließ der Mann im Scharlachmantel ſich ſeit jenem verhängnißvollen Abend nimmer ſehen und Amadeo berührte jenes Vorfalls mit keiner Sylbe mehr; bis jetzt iſt es mir noch nicht gelungen des Geheimniſſes ſchwarzen Schleier zu lüften.

Schauſpielunternehmer.

Seltſam! hat das Werk der hohe Meiſter ganz vollbracht? ...

Annette.

Nur bis zum Sanctus iſt das Todenamt gediehen, dort auf dem Inſtrumente liegt die Partitur ſammt den ausgeſchriebenen Stimmen. ...

Schauſpielunternehmer.

(Mit ſchwankender Stimme).

Wann — wann werden die Ueberreſte des theuren Toden zur Ruhe gebracht?

Konſtanze.

(Mit verhülltem Geſichte).

O Gott! in dieſer Stunde noch.

Schauſpielunternehmer.

Wohlan! Ein Seher in die Zukunft habe Amadeo auf dem Todenbette geſprochen. — Es mag ſein Schwanenſang, das Requiem, an ſeinem Sarg zum Erſtenmal ertönen; ich weiß, kein braver Künſtler dieſer großen Stadt wird bei der Leichenfeier wohl fehlen, borgen Sie mir auf ein'ge Stunden nur das Werk, ich leg im Tempel nun die Stimmen auf, und ſey der Satz auch noch ſo ſchwer, es wird dieſesmal auch ohne Probe die Aufführung wohl gelingen.

(Nachdem er einen großen, auf dem Inſtrumente gelegenen Notenſtoß unter den Arm genommen — Konſtanzens Hand ergreifend.)

Ermannen Sie ſich, theure Wittwe! und tragen Sie als Chriſtin nun das Leiden; Ihr Troſt es bleiben Gott und unſer heil'ger Glauben.

(Ab.)

Dritte Scene.

Konſtanze. Annette. Wolfgang. Gleich darauf **die Sargträger.**

(Pauſe. Dann dumpfes harmoniſches Glockengeläute in der Ferne, — inner der Scene ertönen Poſaunen; ſechs Männer in Trauermänteln treten auf durch die Hinterthüre, ſchreiten feierlich über die Bühne und gehen durch die Seitenthüre ab.

Konſtanze.
(Bebend).

O meine Schweſter!

Annette.
(Sie unterſtützend).

Sey ſtark Konſtanze! Denk' an Chriſti Wunden. — Gott und die Religion; ſie ſpenden Troſt im Leiden, ſo ſprach unſer Freund.

Wolfgang.
(Weinend.)

Nun tragen ſie den armen Vater aus dem Hauſe.

(Die Männer tragen einen ſchwarz bedeckten Sarg durch die Seitenthüre über die Bühne weg durch die Hinterthüre ab.)

Annette.

Komm Konſtanze! Die Pflicht ruft uns in's Heiligthum, für des Verklärten arme Seele brünſtig jetzt zu beten.

(Beide Damen verſchleiern ſich.)

Wolfgang.

Mutter! folgen wir dem Vater zu den lieben Engelein?

Annette.

(Indem ſie den Knaben auf den Arm nimmt.)

Wenn du rechtlich ſtets und edel handelſt, wirſt du einſt den Vater wiederſehen.

Wolfgang.

(Traurig).

O, wenn ich doch ſchon bei ihm wäre!

(Konſtanze und Annette, jene auf dieſe geſtützt, folgen dem Sarge langſam durch die Hinterthüre, der Knabe wird von Annetten getragen.)

Verwandlung.

(Das Innere der altgothiſchen St. Stephanskirche zu Wien. Im Hintergrunde eine offene Gruft, in welcher man ein hellerleuchtetes Castrum doloris erblickt; auf dem Katafalk ſteht eine güldne Lyra, über welcher ein friſcher Lorbeerkranz hängt. Der übrige Schauplatz iſt ganz frei. Die Poſaunenmuſik und das Glockengeläute tönen während der ganzen dritten Scene und ſelbſt während der Verwandlung bis zu der bezeichneten Stelle fort. — Starker Weihrauchduft erfüllt das Haus. — Lange Pauſe. — Dann treten Paarweiſe auf: Konſtanze und Annette mit dem Kinde, viele Frauen und Jungfrauen, der Schauſpielunternehmer und Walther, viele Männer und Jünglinge. Der Zug umkreiſet feierlich die Bühne, die Damen ordnen ſich an der einen, die Herren an der andern Seite der Bühne; ſämmtliche Damen bleiben verſchleiert. — Lange Pauſe. — Muſik und Geläute enden.

(Hier folgt die zweite Scene des eigentlichen Textes.)

Druckfehlerberichtigung.

S. 1. Z. 3. ſtatt: „befindet" leſe man: „befinden."
S. 7. Z. 4. „ „Man" „ „Mann."
S. 10. Z. 15. „ „Machiniſt" „ „Maſchiniſt."
S. 12. Z. 6. „ „fodern" „ „fordern.
S. 13. Z. 13. „ „wohnen„ „ „wohne."
S. 22. Z. 20. „ „alle Mauern" „ „aller Städte-Mauern."
S. 23. Z. 14. „ „hienieder„ „ „nieder."
S. 24. Z. 22. „ „Land„ „ „Band."
S. 25. Z. 1. „ „Overtüre„ „ „Ouvertüre"
S. 27. Z. 12. „ „fahrt„ „ „fährt."
S. 29. Z. 19. „ „zu überheben wollen" l. „überheben zu wollen."
S. 35. Z. 5. „ „ſchaumende" leſe man: „ſchäumende."
S. 38. Z. 22. „ „wollte" „ „wallte."
S. 39. Z. 14. „ „getraumt" „ „geträumt."
S. 39. Z. 16. „ „wärs" „ „wars."
S. 47. Z. 7. „ „meinen" „ „einen."
S. 50. Z. 19. „ „guld'ne" „ „güldne."
S. 55. Z. 3. „ „ſtrömte" „ „ſtürmte."
S. 55. Z. 20. „ „wiederholten „ „wiederholtden."
S. 57. Z. 17. „ „dreht" „ „droht."
S. 75. Z. 16. „ „blaulichen" „ „bläulichen."
S. 77. Z. 2 u. 3 „ „wie im zweiten und dritten Akte" leſe man: „wie im erſten und zweiten Akte."
S. 79. Z. 19. ſtatt „weiter" „ „weilen."
S. 81. Z. 8. „ „Wampyr" leſe man: „Vampyr."
S. 82. Z. 21. „ „ſchwarze" „ „ſchwarzer."
S. 85. Z. 5. „ „Bürde" „ „Binde."
S. 85. Z. 18. „ „draut" „ „dräut."
S. 88. Z. 23. „ „mein" „ „nein."
S. 91. Z. 4. „ „Todt „ „Todte."
S. 96. Z. 7. „ „lang „ „langſam."

BIBLIOTHECA REGIA

Die
beiden Dorotheen.

Originallustspiel
in 2 Abtheilungen

von

Adolph von Schaden.

(Zum Erſtenmale aufgeführt in München auf der Hof- und Nationalbühne.)

Mit einer Musikbeilage.

München, 1825.
In der Joſ. Lindauer'ſchen Buchhandlung.
C. T. F. Sauer.

Vorwort.

Das gegenwärtige Luſtſpiel wurde, außer München, an keine Bühne verſandt; da indeſſen doch der Fall denkbar bleibt, es dürfte auch an andern Orten zur Darſtellung gelangen, glaubte ich die Melodie des Volksliedes: „Muß ich ſchon ſterben u. ſ. w.“ beifügen zu müſſen, indem dieſelbe auſſer einem Theile von Süddeutſchland wenig bekannt iſt.

Mich nicht mit fremden Federn zu brüſten, muß ich noch bemerken, daß die Grundidee zu der Teſtamentsſcene im erſten Akte irgend einer Novelle des genialen Herrn Weißflog entnommen iſt; alles übrige in den beiden Dorotheen dagegen bleibt mein Eigenthum.

Der Verfasser.

Die
beiden Dorotheen.

Originalluſtſpiel in 2 Abtheilungen.

Il piacere è sempre stato e sarà sempre
di un' indole capricciosa; nemico
d' ogni legame, al freddo metodo
involasi, e alle servili formalità.

Perſonen:

Juſtizkomißär von Hillbring, der Onkel.
Dorothea von Hillbring, die Tante.
Dorothea von Hillbring, die Nichte.
Bergrath von Hatzdorf.
Uhlanen-Lieutenant von Hatzdorf, deſſen Vetter.
Heinzelmaier, Hillbrings Privatſchreiber.
Flips, der Schneider.
Stix, der Hufſchmid.
Rus, der Schloſſer.
Kaſpar, des Bergraths Diener.
Ein Kourier.

Die Handlung ſpielt in einer kleinen Landſtadt, welche von einer großen deutſchen Reſidenz nur eine halbe Meile entfernt liegt; — im erſten Akte in Hillbrings Hauſe, zu Anfang des zweiten in des Bergraths, dann wieder in Hillbrings Wohnung.

Erste Abtheilung.

(Zimmer in des Juſtizkommißärs Hauſe mit Hinter- und Seitenthüren. — Ein Tiſch mit Schreibmaterialien; an der andern Seite ein praktikables Fenſter; an einer Couliſſe hängen zwei Piſtolen. — Im Hintergrunde ein Kamin, in welchem Feuer brennt.)

Erste Scene.

Dorothea die Nichte, gleich darauf der Lieutenant.

(Dorothea ſteht vor einer großen ſchönen Wachspuppe, welche einen Jüngling in Lebensgröße, in ſchwarze altdeutſche Tracht gekleidet, vorſtellt und an einem Stuhle lehnt. Das Fräulein iſt beſchäftiget, der Wachspuppe eine weiße Halsbinde anzulegen.)

Nichte.

(Allein.)

Mein Karlchen hier iſt ein wahres Muſter der Sanftmuth; alles läßt er ſich gefallen, einen ſolchen Jüngling möchte man ſich beinahe zum Ehemanne wünſchen. (Der Lieutenant tritt durch die Hinterthüre und bleibt lauſchend ſtehen.)

Nichte.

(Indem ſie die Puppe wohlgefällig betrachtet.)

So mein Junge! die Halsbinde kleidet dich trefflich, nun biſt du noch einmal ſo hübſch; warte nur Karlchen! ich putze dich heraus, wie einen flotten jungen Kavalier; den feinſten Buſenſtreifen nähe ich ſelbſten dir aus, mein Herzchen! — Der junge Lieutenant Hatzdorf iſt zwar auch ein ganz leidliches Männchen, aber ſo ſchön und ſanft wie du mein Karlchen! iſt er doch nicht. (Sie umhalſt und kußt die Puppe.)

Lieutenant.

Hölle! Tod und Teufel!

(Die Nichte ſchreit laut und flieht auf die andere Seite der Bühne.)

Lieutenant.

Ha, Schändliche! erfüllſt du alſo deine Schwüre, iſt dieſes die gelobte ewige Treue? — Solchen Laffen mir vorzuziehen! — aber der niederträchtige Verführer ſoll büßen; ſchrecklich will ich mich rächen. (Er reißt eine der Piſtolen von der Wand, und ſchießt nach der Puppe, dieſe ſtürzt vom Stuhle.)

Nichte.

(Indem ſie ſich über die Puppe wirft, halb weinend.)

O mein armes Karlchen! Sie abſcheulicher Lanzenritter! was machen Sie für dumme Streiche?

Lieutenant.

Gott! was hab' ich gethan! iſt der Unglückliche tod?

Nichte.

(Klagend.)

Kalt und ſtarr; kein Lebensfunken in ihm.

Lieutenant.

(Sich vor die Stirne ſchlagend.)

Ich bin ein Mörder — nur ſchnelle Flucht kann mich retten. Durch den Garten hier will ich fliehen, auf dieſem Wege erreiche ich ſchnell den Wald; werde ich eingeholt, wartet meiner das Schaffot und dieſes alles iſt dein Werk, Treuloſe! (Er ſteigt ſchnell aus dem Fenſter; es entfällt ihm dabei eine Schreibtafel, welche am Boden der Bühne liegen bleibt.)

Nichte.

(Indem ſie ihm durchs Fenſter nachſieht.)

Nun, wer aus den Fenſtern eines Zimmers, welches Parterre liegt, ſpringt, riſkirt nicht viel. Wie er eilt! — dieſe Angſt iſt für den eiferſüchtigen Brauſekopf gerade eine gerechte kleine Strafe. — Seht doch! da hat er ſein Portefeuille verloren — gar nicht übel! ſo kömmt man mit guter Manier hinter des jungen Herrn Geheimniße. (Sie hebt die Schreibtafel von der Erde auf.) O wehe! ich höre die Tante kommen; nun das wird Apoſtrophe ſetzen! (Steckt ſchnell die Schreibtafel zu ſich. Die Tante ſtürzt auf die Bühne.)

Zweite Scene.

Die Tante, die Nichte, gleich darauf der Onkel.

Tante.

Was iſt geſchehen, ich hörte einen Schuß? — (Indem ſie die an der Erde liegende Wachspuppe erblickt:) Was ſehe ich! — einen Leichnam — ich falle in Ohnmacht! (Schreiend:) Hülfe! Mord! Todſchlag!

(Der Onkel kömmt gerannt.)

Onkel.

Was Teufel iſt hier los, — was giebt es denn? (Die Tante deutet zitternd auf die Puppe.) Was iſt dieſes — wer iſt der Menſch? — Wie kömmt der Menſch hieher — was fehlt dem Menſchen?

Nichte.

(Kleinlaut.)

Ach lieber Onkel! 's iſt kein Menſch — 's iſt eine Wachspuppe.

Tante.

Was — eine Wachspuppe?

Onkel.

Wie kömmt der Wachsmenſch ins Zimmer?

Nichte.

Lieber Onkel! beſte Tante! ich will ja gerne alles geſtehen, zürnen Sie nur nicht.

Onkel und Tante.

Rede, rede!

Nichte.

Das Stubenmädchen hatte oben auf dem Hausboden Wäſche aufzuhängen; ich gieng hin um nachzuſehen, da fand ich in einem Winkel dieſe ſchöne, groſſe Puppe liegen, ſie gefiel mir, ich reinigte ſie vom Staube, und trug ſie mit Jettchens Hülfe vom Boden herab, um ſie anzuputzen.

Tante.

Aber wie kam denn die Puppe auf unſern Hausboden, habe ich ſie dorten doch nie bemerkt?

Onkel.

Ach ja, ich erinnere mich jetzt — 's iſt der Karl Sand.

Tante.

Wie, doch nicht jener Sand, den ſie in Mannheim hingerichtet haben?

Onkel.

Ja es iſt dieſes Sands in Wachs ſehr geſchickt ausgeführtes Bildniß. Die Sache hängt folgendermaßen zuſammen: Es befand ſich vor einigen Jahren ein Wachspoſſirer mit einem Figuren-Cabinete in unſerm Städtchen; das Cabinet hatte ſehr geringen Zuſpruch, und ſein Beſitzer gerieth in groſſe Noth. Ich fühlte für den Menſchen Mitleid, unterſtützte den Menſchen mit Kleinigkeiten, und veranſtaltet endlich für den Menſchen, damit er nur weiter reiſen konnte, unter Freunden und Bekannten eine Kollecte. Von Dank durchdrungen verehrte mir der Menſch, trotz meines dringenden Verbittens, den Sand; ich ließ die Figur auf den Hausboden bringen, und habe ihrer ſeitdem ganz und gar vergeſſen.

Tante.

Ganz wohl, aber der Schuß?

Onkel.

Ja, ja — ich hörte den Knall, man riecht auch noch das Pulver und hier liegt eines meiner Piſtolen an der Erde, ſprich' Unglückskind! wer ſchoß — wann, wie, warum wurde geſchoſſen?

Nichte.

Ach lieber Onkel! — (Sie ſtockt.)

Tante.

Willſt du reden!

Onkel.

Heraus mit der Sprache!

Nichte.

Nun ja, ich will auch dieß geſtehen. Nachdem ich die Puppe ein wenig herausgeputzt hatte, wollte ich ihr eine bildliche, eine recht martialiſche Stellung geben, da kam mir der unglückliche Gedanke, dem Wachsmanne ein Piſtol in den Arm zu legen, doch das Ding gieng los, die Kugel fuhr meiner armen Puppe durch die weiche Bruſt, ich erſchrack, ließ das Mordgewehr fallen, ſchrie laut auf — dann trat das Fräulein Tante in's Gemach.

Onkel.

Schöne Geſchichten! —

Tante.

Ungerathenes Mädchen!

Onkel.

(Laut rufend:) He, Heinzelmaier! —

(Heinzelmaier tritt auf.)

Dritte Scene.

Heinzelmaier und die Vorigen.

Heinzelmaier.

Euer Geſtrengen befehlen? —

Onkel.

(Auf die Puppe deutend:) Bring Er den Burſchen weg.

Heinzelmaier.

(Zurückfahrend.) Euer Geſtrengen muß depreziren, das iſt ein todter Leichnam; Heinzelmaier iſt nur ein Schreiber, aber Heinzelmaier hält auf Ehre, was gerade nicht alle Schreiber thun ſollen — Heinzelmaier ſpricht: Nicht rühr' an!

Onkel.

Dummkopf! es iſt kein Menſch, eine Wachspuppe iſt's.

Heinzelmaier.

(Indem er vorſichtig den Wachsmann unterſucht:)

Ach Euer Geſtrengen verzeihen, Heinzelmaier deprezirt, eine Puppe trägt Heinzelmaier mit Vergnügen von dannen. (Er nimmt die Puppe über die Schultern und trägt ſie weg.)

Onkel.

Unſere Dorothea ſollte ſich der kindiſchen Streiche, welche ſie anrichtet, ſchämen.

Nichte.

Aber Onkel! die Tante ſpricht immer, ich ſey noch ein Kind; kann denn ein Kind andere Streiche machen als kindiſche?

Tante.

Eine Jungfer Naſeweis biſt du.

Onkel.

Die ſechzehnjährigen Mädchen ſind gewiſſermaßen zuweilen freilich noch Kinder, aber nur zu oft gerade die ſchlimmſten Kinder; doch genug, ich kann mich mit ſolchen Lappalien nicht befaſſen. Meine liebe Dorothea! nimm unſere Dorothea auf dein Kämmerlein und lies ihr den Text in ausführlicher Weiſe.

Tante.

Das will ich Herr Bruder! komm' ſie Jüngferchen! ich werde ihr raison beibringen.

Nichte.

(Bei Seite, im Abgehen) O wehe!

Vierte Scene.

Der Onkel allein, gleich darauf Heinzelmaier.

Onkel.

Ich kann die Weiber nicht wohl leiden, darum nahm ich mir keine, und dennoch habe ich meine liebe Noth, meine und unſere Dorothea ärgern einen Chriſtenmenſchen mehr, als eine Ehefrau zu thun im Stande wäre.

(Heinzelmaier tritt auf.)

Heinzelmaier.

Euer Geſtrengen! draußen ſteht Flips, der alte Schneider. Der Mann läßt Euer Geſtrengen angelegentlichſt erſuchen, ihm ſein Teſtament machen zu wollen, ſintenmalen ihn vor drei Wochen das ſiebentemal ſchon ein Schläglein gerührt, und er wünſcht, ſich, je bälder je lieber, mit dem Zeitlichen abzufinden.

Onkel.

Heinzelmaier! er iſt ein zeitlicher Dummkopf, weis er denn nicht, daß dieſer Flips der ärmſte Menſch im Städtchen iſt? — Des Schneiders Teſtament machen? — ha, ha, ha! das wäre das unnützeſte Geſchäft, was ich im Stande wäre, vorzunehmen.

Heinzelmaier.

Muß für dieſesmal unterthänigſt deprezіren Euer Geſtrengen! der Schneider ſpricht, er wolle in ſeinem Teſtamente nicht nur milde Stiftungen und die Armen des Ortes reichlich bedenken, ſondern auch dafür ſorgen, daß es des Herrn Juſtiz-Kommißärs und des protokollirenden Herrn Schreibers Schaden nicht ſey.

Onkel.

Ei, ei, das iſt ſeltſam! Alſo giebt es doch auch hier in Deutſchland Menſchen, die, ſolange ſie leben, elende Bettler ſcheinen. Nach ihrem Tode aber fallen die Goldſtücke zu tauſenden aus alten Krügen, elenden Lumpen, Unterfuttern und morſchen Balken. Ja freilich, das verändert die Sache; weiß Er was, mein lieber Heinzelmaier! laß Er den Menſchen, den wackern Flips, immerhin eintreten.

Heinzelmaier.

Wie Euer Geſtrengen befehlen.

(Eröffnet die Thüre und winkt; Flips tritt ein.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen und Flips.

Flips.

Euer Geſtrengen werden gnädig verzeihen —

Onkel.

Keine Umſtände würdiger Menſch! ich erfülle lediglich meine Schuldigkeit, weis alles ſchon. Ich beneide Sie ehrlicher Menſch! wie werden Wittwen und Waiſen Ihr Andenken ſegnen, der Sie in freiwilliger Armuth darbten, um ewig ruhmvoll zu leben. Wie werden die Herausgeber der Volksfreunde und Landbothen ſtaunen, wenn ihnen die Kunde von dieſem Teſtament zukommen wird, und wie wird man bei hoher Behörde den regen Eifer des milden Flips loben, wenn letzterer ſich ſchon lange ausgeregt haben wird. (Indem er den Schneider auf einen Stuhl nöthiget.) Setzen Sie ſich Theuerſter! — Heinzelmaier! geſchwinde nehme auch Er Platz, einen Stempelbogen und die Feder zur Hand! wir wollen zum Werke ſchreiten. Laß Er für die Formalien Platz, ſie können nachgetragen werden, wir wollen den braven kränklichen Menſchen nicht lange hinhalten. Und nun mein werthgeſchätzter Herr Flips! wen ſetzen ſie denn zum Univerſalerben ein, und was für etwaige Vermächtniße wollen Sie weiter konſtituiren? —

Flips.

Erben ſollen meine liebe Frau und Kinder ſeyn, denen ich zuſammen ſechs tauſend Gulden vermache, damit ſie anſtändig leben können.

Heinzelmaier.

(Nachdem er geſchrieben, leſend:)

„Leben können“ —

Flips.

Nachher vermache ich unſerer Pfarrkirche acht hundert Kronenthaler.

Heinzelmaier.

(Wie zuvor:)

„Acht hundert Kronenthaler.“

Flips.

Zwei tauſend Gulden vermache ich dem Narrenhoſpital, weil ich immer ein abſonderlicher Freund der Narren geweſen.

Heinzelmaier.

(Wie oben:)

„Immer ein abſonderlicher Freund der Narren geweſen.“

Onkel.

(Schreiend.)

Was iſt das? Er hat doch den abſonderlichen Freund der Narren nicht niedergeſchrieben, der gehört nicht in’s Teſtament.

Heinzelmaier.

Muß deprezîren Euer Geſtrengen! ich ſchreibe alles nieder, was man mir in die Feder diktirt, das iſt Schreibers Pflicht.

Onkel.

O Er tauſendfacher Schafskopf!

Heinzelmaier.
(Schreibt ſchnell und lieſt:)

„O Er tauſendfacher Schafskopf!“

Onkel.
(Indem er Heinzelmaiern in die Arme fällt:)

Nein das iſt zu arg, ſolcher Eſel iſt mir noch nicht vorgekommen. Alles muß kopirt werden, um meinen ſchönen Stempelbogen iſt es geſchehen, doch — fahren Sie nur fort lieber Flips!

Flips.

Auch ſetze ich dem Herrn Juſtizkommiſſarius v. Hillbring, welcher ſo menſchenfreundlich geweſen, mein Teſtament zu machen, ſechshundert und dem Herrn Schreiber Heinzelmaier dreihundert Gulden aus.

Heinzelmaier.
(Indem er die Feder wegwirft und aufſpringt:)

Juhe! dann eſſe ich mich ſeit zehn Jahren zum Erſtenmale wieder ſatt.

Onkel.

Sey Er ruhig und ſetz' Er ſich, dummer Eulenſpiegel!

Heinzelmaier.

(Indem er ſich ſetzt, herabgeſtimmt.)

Ach Gott! Euer Geſtrengen haben recht, ich muß deprezіren, wenn ich erſt das Geld in der Taſche habe, iſt es Zeit zu jubilieren. (Beweglich.) Lieber Herr Flips! thun Sie mir doch den Gefallen und ſterben Sie baldmöglichſt, ſterben Sie ſogleich; ſonſt ſterbe ich früher noch Hungers. (Er ſetzt die Feder an, um wieder zu ſchreiben.)

Onkel.

Halt Heinzelmaier! ſchreib Er noch nicht. Dieſer Fall erfordert eine ganz eigene Vorſicht, indem der 137 §. Tit. 12. Thl. I. des allgemeinen Landrechtes verordnet: daß, wenn in einem Teſtamente dem Richter etwas vermacht wird, zwei Zeugen zugezogen werden müßen. Geſchwinde Heinzelmaier! hole Er mir Zeugen herbei, aber rechtliche Menſchen müſſen es ſeyn.

Heinzelmaier.

Euer Geſtrengen! ich muß deprezіren; habe da eine herrliche Idee. Draußen ſtehen Stix der Schmid und Rus der Schloſſer; ſie haben ſich geſtern im rothen Kegel die Köpfe blutig geſchlagen und ſind gekommen einander zu verklagen. Heinzelmaier meynt unmaßgeblichſt, die Burſchen wären, der Kürze halber, ſogleich als Teſtes zu akkomodiren und zu appliziren.

Onkel.

Stix und Rus ſind zwar zwei große Lumpen, aber anſäßige Bürger, Männer bei der Stadt, alſo vollgültige und gewichtige Zeugen; laß Er die Leute eintreten, Heinzelmaier!

(Heinzelmaier öffnet die Thüre; Stix und Rus treten ein.)

Sechste Scene.

Die Vorigen, Stix und Rus mit verbundenen Köpfen.

Onkel.

Leute! hört, Ihr ſollt mir einen Gefallen erweiſen.

Stix.

Ich höre.

Rus.

Was ſolls?

Onkel.

Ihr ſollt hier des ehrlichen Flips Teſtament als Zeugen unterſchreiben.

Stix.

Ich beſchlage lieber den wildeſten Polacken, als ich meinen Namen ſchreibe.

Rus.

Was geht mich des Schneiders Teſtament an, trägts denn etwas, wenn ich's unterſchreibe?

Onkel.

(Indem er in die Taſche greift und Beiden Geld giebt.)

Hier, jeder eine Krone!

Rus.

Ach, das laſſe ich mir gefallen, nun unterſchreibe ich, ſo viel Sie wollen.

Stix.

Auch die Schmide wiſſen, daß Silber beſſer iſt als Eiſen.

Onkel.

Schon gut! nun edler Flips! haben Sie noch ſonſten etwas zu verordnen.

Flips.

Etwa noch hundert Thälerchen zu meinem Begräbniſſe. Die Schneider ſollen mich tragen; ein jeder eine Zitrone, einen Rosmarinſtengel, fünfzehn Kreuzer und einen Hering erhalten; auch ſoll die große Glocke in der Hauptpfarre, drei Tage hinter einander, geläutet werden, damit ſich die Schneidermeiſter aus Neid halb todt ärgern.

Heinzelmaier.

(Nachdem er geſchrieben, lieſt:)

„Halb tod ärgern."

Onkel.

Fiat! — jetzt aber beſter Flips! iſt noch eine Kleinigkeit in's Reine zu bringen. Zeigen Sie uns gefälligſt die Kapitalien, das heißt die Gelder an, aus denen Ihre reichliche Vermächtniſſe beſtritten werden ſollen.

Flips.

Gelder? — ach die ganze Welt weiß ja, daß ich ein Bettler bin und keinen Kreuzer mein nennen kann; ich habe nichts, gar nichts und würde nicht wiſſen, wie ich unter die Erde kommen ſollte, wenn Sie mir nicht das Teſtament gemacht hätten.

Heinzelmaier.

Da muß ich depreziren — o ich armer geſchlagener Heinzelmaier!

(Stix und Rus lachen unmäßig.)

Onkel.

Was — wie? Er hat nichts, Er iſt arm?

Flips.

Ach ja, ich bin blutarm. Aber ſind Sie denn nicht unſere Juſtiz? haben mir Euer Geſtrengen denn nicht verſprochen aus purer Schuldigkeit mein Teſtament zu machen — und wofür geben wir denn Steuer und Abgaben? wenn nicht —

Onkel.

Homo! Menſch! Flips! verdammter Schneider! iſt Er denn gewißermaßen verrückt? Ha, mir geht ein Licht auf; Er denkt wohl, der Staat laſſe durch die Juſtiz Teſtamente machen und bezahle die Vermächtniſſe ſolcher Narren, wie Er einer iſt, aus dem Regimentsſäckel.

Flips.

Ja freilich habe ich das gedacht, Euer Geſtrengen! iſt es denn nicht ſo? —

Onkel.

Nun ſo wäre denn die ganze Geſchichte ein Narrenſpiel, mein ſchöner Stempelbogen nutzlos verdorben. Heinzelmaier! Er Dummkopf iſt an allem Schuld.

Stir.

Höre einmal, Schloſſer! ich denke, wir zwei vertragen uns; am Ende würden wir beide in's Hundeloch geſteckt, und müßten noch obendrein Gerichtskoſten bezahlen; was hätten wir davon? Beſſer iſt's, wir vertrinken die zwei Thaler, zu denen wir gekommen ſind, ohne recht zu wiſſen, wie.

Rus.

Schmid! Du haſt in meiner Seele geleſen, komm', geh'n wir hinüber in den rothen Kegel und zechen auf des Schneiders Geſundheit.

Onkel.

Burſche! erſt gebt mir mein Geld wieder.

Rus.

Ha, ha, ha! glauben Euer Geſtrengen! wir würden ſo dumm ſeyn? wenn Dieſelben dero Geld wieder wollen, verklagen Sie uns beim Herrn Kommiſſär Hillbring.

Stix.

Komm' Bruderherz!

(Beide lachend ab.)

Onkel.

(Zum Schneider:)

Marſchier Er Dummkopf!

Flips.

Ich gehe ſchon, aber ich frage: iſt's gerecht, daß nur reiche Leute Teſtamente machen dürfen? (ab.)

Onkel.

Eine ſaubere Geſchichte! wenn ſie auskömmt, bin ich Jahr und Tag lang ein Gegenſtand des Gelächters für's ganze Städtchen. (Zu Heinzelmaier:) Folge Er mir, Eſel!

Heinzelmaier.

(Seinem Prinzipale nachſehend:)

Euer Geſtrengen! da muß ich gehorſamſt depreziren; zum wenigſten ſind Hochdieſelben Eſel mitgeweſen. Ich ſelbſt bin am traurigſten daran; die ſchöne Ausſicht auf die dreihundert Gulden iſt zu Waſſer geworden und die Götter, die zornigen, haben es entſchieden, daß der arme Heinzelmaier hier auf Erden, niemals mehr ſatt ſoll werden, und dagegen muß ich doch deprezìren.

(Ab. — Die Nichte tritt auf.)

Siebente Scene.

Nichte allein.

(Mit Hatzdorfs Portefeuille in Händen.)

Nun Gottlob! der böſen Tante lange Strafpredigt wäre überſtanden. Die Neugierde hat mich beinahe getödtet, doch endlich nun kann ich ungeſtört meines Lieutenants Portefeuille muſtern. (Indem ſie ſich an den Tiſch ſetzt, die Schreibtafel öffnet und mehrere Briefe und Papiere durchſieht:) Ei ſeht doch einmal — unbezahlte Konti, Mahnbriefe von Gläubigern — will mir nicht gefallen, doch Hatzdorfs Vater iſt reich, der kann bezahlen, und ich habe einmal gehört, ein junger Offizier ohne Schulden ſey kein flotter Offizier, eigentlich nur ein halber Offizier; doch iſt Hatzdorf erſt mein liebes Männchen, dann ſoll er zwar, nach wie vor, kein halber, ſondern ein ganzer Offizier ſeyn, aber Schulden darf er mir nicht ferner machen, das werde ich zärtlichſt verbitten. (Nachdem ſie einen andern Brief ſchnell durchlaufen hat.) Das Schreiben iſt von ſeinem Oberſt — des Hrn. Lieutenants Urlaub iſt bereits abgelaufen, man mahnt zum Einrücken, droht mit Arreſt, — nun immerhin! der Brief ſchmeichelt mir, weis ich doch welcher Gegenſtand den hübſchen jungen Uhlanen an unſer Krähwinkel feßelt. (Indem ſie wieder ein anderes Blatt zur Hand nimmt:) Ei, ſeht doch — Verſe? wie — an mich! nun die zu leſen, bin ich nicht wenig neugierig. (Sie lieſt:)

„An Dorothea.

Meine liebe holde Dorothe!
Dein keuſcher Buſen gleicht dem weißen Schnee,
Du blühſt als wie der friſche Klee,
Und ſtrahlſt wie eine hehre Fee.“

da fehlt nur noch ein — o weh! mein lieber Hatzdorf! deine Dichtung gleichet — ſchlechtem Thee. Wenn mein Buſen von Schnee, wäre ich abſcheulich kalt, und wäre ich Klee, dürfte ich nicht auf der Straße erſcheinen, wenn der Kühhirt eintreibt, ſonſt fräße mich das Hornvieh auf; die Fee laſſe ich mir allenfalls noch gefallen. Nein — mein Uhlane iſt ein lieber, herrlicher Junge, aber mit dem dichten iſt es nichts, und wenn er erſt mein Männchen iſt, darf er mir mit keinem einzigen Verſe über die Schnur hauen; aber was gilts, dann giebts Verdruße, denn ich habe gehört, daß die Leute gerade dasjenige, was ſie nicht verſtänden, am liebſten trieben und die Dichtwuth zumal ſoll derjenigen gleichen, welche entſteht, wenn den Menſchen ein toller Hund beißt. Doch Stille! ich höre kommen. (Sie ſteckt ſchnell die Schreibtafel bei Seite, der Bergrath tritt ein)

Achte Scene.

Die Nichte und der Bergrath.

Nichte.

Ei ſiehe da, Herr Bergrath! Ihre ganz ergebenſte. (Knix.)

Bergrath.

Mein Fräulein! hier waltet des Himmels Zeigefinger; Sie allein zu ſprechen blieb mein innigſter Wunſch und — ich treffe Sie allein.

Nichte.

Was ſteht denn zu dero Befehlen?

Bergrath.

Ach Gott! ich werde keine Worte finden.

Nichte.

Ja, dann freilich werde ich auch nichts erfahren, da man ſich doch in der Menſchenwelt in der Regel nur durch Worte verſtändlich machen kann.

Bergrath.

Sie haben recht mein Fräulein! ich ſehe es ein, ich muß Muth faßen, und ſollte ich auch gleich mit der Thüre ins Haus fallen. Nun wohlan denn, ich kenne einen Mann, der bethet Sie an.

Nichte.

(Lächelnd.)

Ei, ein Mann bethet mich an? der Menſch iſt ja ein Götzendiener.

Bergrath.

Nein ich lüge, nicht ein Mann, alle Männer bethen Sie an, allein der eine will bei dem Anbethen nicht ſtehen bleiben.

Nichte.

Nun, was will er denn noch mehr?

Bergrath.

Sie als geliebte Gattinn nach Hauſe führen, mein Fräulein!

Nichte.

Ich bin ein bischen neugierig, des Freiers Namen zu vernehmen.

Bergrath.

Ja ſeinen Namen auszuſprechen, dieſes eben fällt mir gar ſchwer!

Nichte.

So nennen Sie zum wenigſten des Namens erſten Buchſtaben, dann will ich rathen.

Bergrath.

Weil Sie es denn doch nicht anders haben wollen, ſo muß es heraus; Ihr treueſter Anbether heißt mit dem erſten Buchſtaben J — J — Jul — Julius. — Gottlob nun iſt's heraus!

Nichte.

(Lächelnd.)

Doch nicht Julius v. Hatzdorf?

Bergrath.

Hole mich der Teufel, Fräulein! — verzeihen Sie, es kam mir ſo heraus — Sie haben das Räthſel errathen.

Nichte.

Hm, eine Aufrichtigkeit iſt der andern werth, Julius weis längſt, daß ihm Dorothea nicht gram iſt.

Bergrath.

(Sehr lebhaft.)

Iſt's wahr, Fräulein! kann ich mich darauf verlaſſen, aber hohl' mich dieſer und jener — verzeihen Sie, es fuhr mir ſchon wieder ſo heraus — ich wollte nur ſagen, Julius wußte kein Wort davon, daß Sie ihm längſt ſo gut, ſo gar ſehr gut ſind; na, wenn er das gewußt hätte, hol' mich — nein hol' mich Niemand, aber wahr iſt's, er hätte längſt geſprochen.

Nichte.

Wir wollen darüber nicht ſtreiten, aber mein Herr! Sie werden fühlen, daß mir die Fortſetzung dieſes Geſpräches peinlich werden würde, darum nur noch etliche Worte für hunderte.

(Sehr traulich, indem ſie ſeine Hand ergreift.)

Mein ſehr lieber, mein allerwertheſter Herr Bergrath! ſprechen Sie mit meinem Onkel.

(Schnell ab.)

Neunte Scene.

Der Bergrath, gleich darauf der Onkel.

Bergrath.

(Allein.)

Hole mich dieſer und jener! nun ziehe mir Niemand junger Mädchen Verſtand mehr in Zweifel. Ich dachte ſo bei mir ſelbſt: das ſechzehnjährige Puttchen wird Dich kurios anlaſſen, wenn du mit deinen vierzigen und noch einigen Jahren als Freier angezogen kömmſt, aber — tout au contraire, längſt war mir das Herzchen, ohne daß ich davon nur eine Ahndung gehabt hätte, gut, und wie mir das liebe Närrchen mit ſeinen kleinen feinen Patſchen die Hand ſo wonniglich drückte? — und wie ſie mir hinunter ſchäute bis in des tiefeſten Herzens Kammer mit den lieben, klaren, holden Guckäugelein, daß ich hätte vor Wolluſt gleich zerfließen mögen, wie Butter an der Sonne. Hole mich dieſer und jener! Hatzdorf! Du biſt der glücklichſte Rath aller Gebirge der alten und neuen Welt.

(Der Onkel tritt auf.)

Onkel.

Du ſcheinſt ja heute ganz gewaltig vergnügt zu ſeyn, Menſch!

Bergrath.

Es iſt auch, hole mich dieſer und jener! ein gar ergötzliches Geſchäft, welches ich im Begriffe ſtehe, zu entriren, denke einmal Herr Bruder! ich will heyrathen.

Onkel.

Alſo auch einmal wieder ein Menſch, der den dümmſten aller dummen Streiche macht; wer iſt denn die Glückliche, wenn ich ſo frei ſeyn darf zu fragen.

Bergrath.

Kurz und gut! wir ſind ja — hole mich dieſer und jener! alte Freunde, warum ſollte ich hinterm Berge halten; 's iſt dein Dorothechen, ich hoffe doch nicht, daß du etwas dagegen haben wirſt? —

Onkel.

(Plötzlich munter und freundlich:)

Nein, nein Gott bewahre! dagegen habe ich nicht das geringſte. Ei ſiehe da, meine Dorothea? alle Wetter auch, die Nachricht überraſcht mich, doch beim Lichte beſehen, Herr Bruder! der Schritt bleibt von dir recht vernünftig und wohl erwegen; Ihr zwei ſcheint wie für einander geſchaffen; an Glücksgütern, an Geſinnungen, an Jahren ſogar einander gleich.

Bergrath.

Nun was die Jahre betrifft, hole mich dieſer und jener, da paſſirt es mit der Gleichheit denn doch ſo ziemlich.

Onkel.

Ei Närrchen! wie kommſt du mir denn vor, ein paar Jährchen mehr drüben oder herüben, was wollte denn das ſagen? (Man hört einen Poſtillion auf dem Horne blaſen.) Alle Teufel! man bläßt, man bläßt vor meinem Hauſe, was hat denn das zu bedeuten? —

(Heinzelmaier tritt von einem Kourier begleitet auf.)

Zehnte Scene.

Heinzelmaier, der Kourier und die Vorigen.

Heinzelmaier.

Euer Geſtrengen! ich deprezіere, wenn ich allenfalls ſtören ſollte, allein es geſchieht ungemein dringender Angelegenheiten halber, hier der Schwager, nicht aber eigentlicher Weiſe — ich müßte deprezіeren — mein Schwager, ſondern der ganzen Welt Schwager bringt einen ungewöhnlich großen Brief an Euer Geſtrengen.

Onkel.

Was — eine Eſtaffette aus der Reſidenz und an mich? ich wüßte nicht — doch ſchnell, gebt her! ich muß ſehen!

Heinzelmaier.

(Während der Onkel lieſt.)

Ja, ja, Hochverehrter Herr Bergrath! durch unſer Städtchen paßiren viele Eſtaffetten, aber wenn Jemand ſagte, es bliebe je eine hier, dann müßte ich deprezieren; es iſt dieſer ſeit zwanzig Jahren der erſte Fall der Art, welcher arrivirt. Auf Ehre! —

Onkel.

(Nachdem er geleſen, wankend:)

Na, na, wie iſt mir denn, träume oder wache ich? — es iſt nicht möglich? Heinzelmaier! Menſch! zwicke er mich in den Bauch, oder reiße er mir Haare aus dem Backbarte, aber ſehe Er zu, daß Er nur graue erwiſcht, — damit ich zu mir ſelber komme.

Heinzelmaier.

Euer Gnaden deprezieren — allein gleichwie Kaiſer und Könige zuweilen den Verrath aber nimmermehr den Verräther lieben, ſo dürften dem Haarausraufenden Heinzelmaier von dero Rechten einige Maulſchellen appliciert werden, und ſolche Koſt liebt Heinzelmaier keinesweges.

Bergrath.

Aber ſo hole mich doch gleich dieſer und jener! iſt es denn gar ein ſolch erſchreckliches Unglück, welches dir paßirt iſt, armes Bruderherz!

Onkel.

Ei was, wer ſpricht denn von Unglück, Menſch! ein ganz ſtupendes, horrendes, unſinnig und unmenſchliches Glück wäre es, allein ich fürchte noch immer, mich täuſcht bei wachendem Zuſtande ein ſeltſamiglicher Traum, drum Bruder Bergrath! lies du einmal die paar Worte hier; vier Augen wird der Satan doch nicht blenden!

Bergrath.

Gieb', flugs reiche her! (Er empfängt das Blatt und lieſt.) „Euer Geſtrengen machen wir hiemit eiligſt und pr. Expreßen zu wiſſen, daß heute in der Frühe die endliche Ausſpielung der zwei großen Herrſchaften Schnittlingsau und Kuttelfleckhauſen in aller Form vor ſich gegangen iſt. Wie unſere genaue Spielliſten ausweiſen, ſind beide Hauptgewinnſte an Bewohner Ihres Städtchens gefallen, und zwar der erſte Gewinn, die Herrſchaft Schnittlingsau, für welche eine Ablöſungsſumme von 100,000 baaren Reichsthalern geboten wurde, auf die Nro. 3334.

Onkel.

(Mit bebender Stimme.)

Bruderherz! um Gotteswillen, noch ein — einmal die Nummer.

Bergrath.

(Spricht ſehr nachdrücklich.)

Nro. 3334.

Onkel.

(Mit einem komiſchen Satze, laut ſchreiend.)

Juhe! 's iſt ſo wahr ich lebe, mein Loos! (Ganz ſchwach.) Heinzelmaier! einen Stuhl, mir wird ganz ſchlimm vor Freude — (Er ſetzt ſich.)

Bergrath.

Hole mich dieſer und jener — iſts möglich?

Heinzelmaier.

Da muß ich depreziren, ſolches Glück iſt zu toll.

Onkel.

(Mit ſchwacher Stimme.)

Herr Bruder! lies weiter.

Bergrath.

(Leſend.)

Der zweite Hauptgewinn die Herrſchaft Kuttelfleckhauſen wofür 30,000 baare Reichsthaler als Ablöſungsſumme gebothen — fiel auf — (ſtockend und zitternd.) auf — auf Nro. 3331 — nein, es kann nicht ſeyn. Heinzelmaier! leſe Er die Nr. ab.

Heinzelmaier.

(Laut ſchreiend.)

Numerus 3331.

Bergrath.

(Verzweiflungsvoll.)

Hole mich dieſer und jener! das iſt ein ganz verfluchter Streich, o ich möchte mich maſakriren — ich bin der größte Eſel, den die Sonne trägt.

(Stürzt ab.)

Onkel.

Was iſt denn das? ſind der Herr Bergrath gewiſſermaßen plötzlich verrückt geworden?

Heinzelmaier.

Euer Geſtrengen — muß depreziren, nicht ſo recht verrückt, ſondern nur ein bischen wahnſinnig, wie mir ſcheint.

Onkel.

Aber alle Wetter, was fällt mir plötzlich ein — Heinzelmaier, Menſch! lauf' Er, renne Er, ſuch' er den Herrn Lieutenant von Hatzdorf im ganzen Städtchen auf; der Herr Lieutenant möge ſich doch ſogleich gefälligſt zu mir bemühen; die Sache ſeye ſehr wichtig und dringend.

Heinzelmaier.

Sehr wohl, Euer Geſtrengen aber deprezire — ehevor muß Heinzelmaier Euer Geſtrengen des unſinnigen Glücksfalles halber in klaßiſcher Manier annoch ſeinen Glückswunſch darbringen. (Mit vielen Kratzfüßen und überladener Komik.) Domine! patrone! patroniſsime! ego Kilianus Heinzelmaierus, scriptor loci indignus ego ergo gratulor ex verbis non dicere poſsum animis — muß deprezіren, heißt zu deutſch: Nicht der Mund, ſondern die innerſten meiner innern Theile haben geſprochen. Dixi!

Onkel.

Er iſt ein Narr, doch hier nehm' Er dieſen Thaler.

Heinzelmaier.

(Indem er den Thaler in der Hand betrachtet, ironiſch:)

Euer Geſtrengen! danke ergebenſt, aber deprezire — denn:

Auch für einen Lottokönig,
Iſt ein Thaler viel zu wenig!

Onkel.

Halt Er's Maul, Er ungenügſamer, undankbarer Flegel! ein Thaler iſt viel Geld, ein Thaler iſt in einem gewißen Staate der Jahresgehalt verdienter Veteranen. (Indem er auch dem Poſtilione Geld giebt:) Hier Schwager! hat auch Er ein Trinkgeld, aber nun blaſe Er mir ſogleich, ſo ſtark es ſeine Lungen vermögen, Menſch! damit alle meine Hausgenoſſen zuſammen laufen.

Kourier.

Ganz wohl! (Er bläßt die Weiſe:)

„Wenn ich Morgens in der Früh' aufſteh'
Und zu meiner Schwägerin geh' ꝛc. ꝛc.

(Die Tante und mehrere männliche und weibliche Domeſticken ſtürzen auf die Bühne.)

Eilfte Scene.

Die Vorigen, Tante und Domeſtiken.

Tante.

Um Gotteswillen — brennt es?

Domeſtiken.

(Aengſtlich durcheinander.)

Es brennt, es brennt — Feuer! wo brennt es?

Onkel.

(Schreiend.)

Stille, ſtille — verrücktes Volk!

Heinzelmaier.

Es iſt nichts — ich deprezire — macht doch keinen ſolchen Mordſpecktakel, es iſt nichts, Euer Geſtrengen hat blos 'n Schnittling in der Lotterie gewonnen. (Gelächter.)

Tante.

Was iſt es? — was giebt es? iſt das heute nicht ein unruhiger Tag!

Onkel.

Schweſter! meinem Hauſe iſt Heil wiederfahren, ich habe bei der Güterverlooſung die Herrſchaft Schnittlingsau gewonnen.

Tante.

Du haſt doch in deinem ganzen Leben mehr Glück als Verſtand gehabt. Indeſſen ich gratulire —

Die Domeſticken.

(Durcheinander.)

Wir gratuliren, wir gratuliren —

Onkel.

Danke, danke ſchönſtens lieben Kinder!

Tante.

(Indem ſie ein Blatt aus dem Buſen zieht.)

Ich habe auch ein Loos geſpielt; ſehe der Herr Bruder doch nach, ob ich nicht vielleicht auch eine Herrſchaft gewonnen? (Sie giebt ihm das Loos.)

Onkel.

(Nachdem er das Loos beſehen.)

Nein *meine* liebe Dorothea! Du haſt nichts gewonnen. (Giebt das Blatt zurück.)

Tante.

Ich war doch ſtets ein wahres Unglückskind. Ich glaube, wenn ich eine Putzmacherin würde, hörten alle Mädchen auf eitel zu ſeyn und es gäbe hier und in der Reſidenz keine einzige Kokette mehr; das iſt doch hoch geſchworen! —

Onkel.

Verſündige dich nicht an dem Himmel Menſchin! haſt du doch ein Gut errungen, von dem ich glaubte, es würde dir mehr werth ſeyn, als alle Herrſchaften der Welt; haſt du dich doch nach jenem Gute bereits länger, als der dreißig jährige Krieg dauerte, vergebens geſehnt.

Tante.

(Beklommen.)

Um Gotteswillen! was ſpricht der Herr Bruder, was meynt der Herr Bruder? erkläre ſich der Herr Bruder doch deutlicher.

Onkel.

Nun du kriegſt ja jetzt endlich einmal einen Mann.

Tante.

(Wankend und mit zitternder Stimme.)

Wa — was? ich einen Mann? o himmliſche Heerſchaaren, ich einen Mann — ſo einen rechten, einen lebendigen Mann?

Onkel.

Nun was denn für einen, doch nicht etwa auch einen von Wachs? weißt du es denn nicht, ich glaubte Euch längſtens d'accord; der Bergrath v. Hatzdorf hat dieſen Morgen förmlich um deine Hand bei mir geworben.

Tante.

Um meine Hand, förmlich um meine Hand? der edle, der wackere, brave Bergrath. Meine Ahnungen! längſt durchſchaute ich ſein Herz, o er ſoll nicht länger ſchmachten der gute! — ich Frau Bergräthin — Frau Bergräthin von Hatzdorf? — Meine Kniee brechen — Heinzelmaier einen Stuhl! (Sie ſetzt ſich.)

Onkel.

Nun heute geht einmal alles nach Wunſch. Schwager! da hat Er noch einen Gulden, blas' Er das „te deum laudamus!“

Kourier.

Iſt das: „Te Wehum“ ein Marſch oder ein Walzer?

Onkel.

Dummerian! kennt Er denn das: Herr Gott! dich loben wir! — nicht, Menſch!? —

Kourier.

Ei was, wir Poſtillione loben unſern Herrgott das ganze Jahr nicht, haben es auch ſelten Urſache, höchſtens alle fünf oder ſechs Jahre einmal, wenn es einem Kaiſer oder König vorzureiten gilt. Aber ein anderes ſchönes Lied kann ich blaſen, kennen Sie es nicht; 's iſt doch ganz neu und heißt: „Muß ich ſchon ſterben, bin noch ſo jung, ſo jung!“

Tante.

Ja lieber Schwager! blas Er das Lied, es paßt ganz zu meinem Seelenzuſtand. Jung bin ich und ſterben möchte ich vor Sehnſucht, Liebe und Wonne; erſt jetzt habe ich Arkadien gefunden, bin noch nicht eher dort geweſen.

Onkel.

Heinzelmaier! Er Eſel! was ſteht er noch hier und hält Maulaffen feil, habe ich ihn nicht nach dem Lieutenant geſchickt, Menſch!

Heinzelmaier.

Euer Geſtrengen deprezire — ich gehe gleich! laſſen Hochdieſelben nur auch mich 's Liedel noch hören. Bin ich doch auch noch ſo jung, werde ich doch auch einmal ſterben, hab' ich doch heute auch Arkadien gefunden, hab' ich denn nicht 'n ganzen Thaler zu ſchenken gekriegt.

(Der Poſtillion bläst die Melodie des Liedes einmal durch. — Die Nichte iſt unterdeſſen erſchienen und betrachtet voll Erſtaunen die Gruppe. Rechts ſitzt der Onkel und links die Tante; der blaſende Poſtillion in der Mitte; zwiſchen den Onkel und den Poſtillion tritt die Nichte; zwiſchen jenem und der Tante, mehr gegen den Vordergrund zu, ſteht Heinzelmaier; die Domeſtiken ſind im Hintergrunde gruppirt. — Allgemeine ſtark chargirte Mimik, von Heinzelmaier karikirt. — Das Orcheſter fällt endlich auch in die Melodie ein. — Der Vorhang ſinkt langſam — das Orcheſter ſpielt ununterbrochen das Thema durch, und varirt daſſelbe; ſo wie die Muſik endet, muß ſogleich die Gardine wieder zur Höhe gezogen werden).

Zweite Abtheilung.

(Kurzes Zimmer im Hauſe des Bergrathes. An der Seite ein Wandſchrank.)

Erste Scene.

Der Bergrath gleich darauf Kaſpar.

Bergrath.

(Allein — er hält in der rechten Hand ein Röhrchen. Zählend, indem er ſich ſelbſt, nachdem er die Zahl ausgeſprochen, jedesmal ſogleich mit dem Röhrchen über den Rücken haut:)

16! o weh! 17! o weh, o wehe! 18! (laut ſchreiend:) o weh, wehe! Gnade, Erbarmen! 19! Ach, ach ich kanns, hol' mich dieſer und jener! nicht mehr aushalten. Ach! Ach! ach!

(Kaſpar tritt auf.)

Kaſpar.

Gnädiger Herr! um Gotteswillen, was fehlt Ihnen?

Bergrath.

Ach Kaſpar, lieber Kaſpar! mir geht es traurig, der Bergrath hat dem Hatzdorf 25 Rückenhiebe eines dummen, eines erzdummen Streiches halber verordnet.

Kaſpar.

Habe mir's gleich gedacht, Euer Gnaden würden ſich ſelber wieder maltretiren; dem alten vieljährigen Diener iſt ſchon ein freies Wort erlaubt. Nehmen Euer Gnaden mir es nicht übel, aber ich konnte oft ſchon nicht begreifen, wie ein kluger Mann alſo handeln mochte. Seit es in Klöſtern und Wüſteneien keine fanatiſche Religionsſchwärmer mehr giebt, iſt es in der Chriſten- und Türkenwelt ja doch unerhört, daß ſich Jemand ſelbſt geißelt oder ſchlägt.

Bergrath.

Kaſpar! Du biſt ſonſten ein ganz geſcheider Burſche, aber das verſtehſt du nicht, doch ich werde dir die Sache erklären. Schau Kaſpar! — der Menſch hat in der Regel keinen größern Feind als ſich ſelbſten; unſer verdammter Egoismus iſt ſtets bereit, die dümmſten und einfältigſten unſerer Handlungen zu beſchönigen, oder zu entſchuldigen, und ſo gelangen wir ſelten zu der ſchwerſten aller Künſte, zu der Selbſterkenntniß nämlich. Dieſes habe ich längſtens eingeſehen, und der böſen Selbſtſucht zu ſteuern, verordnet der Bergrath, wenn der Herr v. Hatzdorf dumme Streiche macht, demſelben einige Rückenhiebe, welche Strafe ſtets gewiſſenhaft exekutirt wird. Glaube mir, Kaſpar! die Furcht vor den Schlägen hat mich ſchon von manchem Narrenſtreiche abgehalten; ahmten mir mehrere Sterbliche nach, hole mich dieſer und jener! mancher müßte ſich alle Tage ein halb dutzendmal durchklopfen, aber die Zahl der Narren würde dabei abnehmen. (Indem er ſich wieder einen Hieb beibringt.) 21! o weh!

Kaſpar.

Welche iſt denn aber, wenn ich es wagen darf Euer Gnaden zu fragen, die Urſache der gegenwärtigen harten Züchtigung?

Bergrath.

Schau Kaſpar! ich nahm zu der großen Güterausſpielung ein Loos, Nro. 3331 und ließ mir dasſelbe in der Folge vom Apothecker zum goldenen Elephantenrüßel abſchwatzen, vorerſt trifft nun ein Kourier mit der Nachricht ein, daß Nro. 3331 Kuttelfleckhauſen gewonnen hat. — Kein recht Kluger ſetzt, hole mich dieſer und jener! in die Lötterie, aber nur ein Narr oder Dummkopf giebt ein Loos weg, welches er einmal beſitzt: 22! ach! ach!

Kaſpar.

Ja die Sache iſt freilich ärgerlich, aber nun doch nicht mehr zu ändern.

Bergrath.

Dann noch eine Neuigkeit, Kaſpar! ich bin auch Bräutigam; 23! o weh! — ich heyrathe das junge Fräulein von Hillbring. 24! o weh, o wehe! ach, ach!

Kaſpar.

Ich gratuliere Euer Gnaden ganz gehorſamſt.

Bergrath.

Danke, danke! doch Kaſparchen! laufe ietzt, und beſtelle mir eine Weinſuppe, ich fühle, daß ich einer Herzſtärkung bedarf.

Kaſpar.

Ganz wohl, Euer Gnaden. (Bei Seite.) Spornſtreichs renne ich in den goldenen Elephantenrüßel, dort ſetzt es ſicher für meine Nachricht ein gutes Trinkgeld.

Bergrath.

(Allein:)

Es will mich doch, hole mich dieſer und jener! beinahe bedünken, als ob mein Rücken ſo blau ſeyn müßte, wie eine Landwehruniform. Aber 's hilft nichts, die Exekution muß dennoch zu Ende gebracht werden. Courage! 25! o wehe! — Triumph! nun iſts vorbei. (Indem er ſich auf einen Stuhl wirft.) Aber ganz kaduc bin ich — der Rücken brennt ganz abſcheulich — o weh, o wehe! wenn nur die Weinſuppe bald kömmt.

(Der Lieutenant, nun in Civilkleidung und in einen weiten Mantel gehüllt, ſtürzt auf die Bühne.)

Zweite Scene.

Der Bergrath und der Lieutenant.

Bergrath.

Nun was iſt denn Ihnen? wie ſehen Sie denn aus? — wie kommen Sie mir denn vor?

Lieutenant.

Vetter! um Gotteswillen retten Sie mich, verbergen Sie mich! befreien Sie mich vom Schaffote, an meinen Händen klebt Blut, ich bin ein Mörder.

Bergrath,

Um Gotteswillen — wie erſchrecken Sie mich! Unſeliger! wen haſt du ermordet?

Lieutenant.

Einen jungen Menſchen, den ich zum Erſtenmale in meinem Leben ſah; ich fand ihn bei meiner Geliebten, von ihr umarmt, geſchmeichelt, geküßt; der Zorn raubte mir die Beſinnung, ich wußte nicht mehr, was ich that; unglücklicherweiſe hiengen Piſtolen an der Wand, ich ergriff das eine, drückte ab und der Unglückliche ſchwamm in ſeinem Blute.

Bergrath.

Hole mich dieſer und jener! eine ſchöne Geſchichte! aber haben Sie denn hieſigen Ortes eine Geliebte? — davon wußte ich kein Wort. Wie nennt ſich denn das ſaubere, allerliebſte Früchtchen?

Lieutenant.

Dorothea v. Hillbring, die Nichte des Juſtizkommiſsärs.

Bergrath.

(Heftig auffahrend:)

Alle Teufel auch — die iſt ja meine Braut.

Lieutenant.

Mein Gott! iſt es möglich, können Sie in dieſem Augenblicke noch ſcherzen? —

Bergrath.

Der Henker ſcherzt; vor einer Stunde noch war ich dort und machte dem Fräulein meinen Antrag; anfangs war ich etwas ſchüchtern, traute dem jungen Blute nicht ſo recht, aber ſie kam mir auf halbem Wege entgegen, geſtand, daß ſie mir längſt ſchon gut geweſen, nannte mich Ihren ſehr lieben, beſten Bergrath und hieß mich mit dem Onkel ſprechen; es geſchah, der Alte war alles zufrieden und die Sache iſt demnach in Ordnung.

Lieutenant.

Nein, nein, nein! das kann nicht ſeyn, und unmittelbar nach jener gräßlichen Blutſcene? — alſo verworfen iſt Dorothea nicht, ich ſage Ihnen: Nein, nein, nein!

Bergrath.

Zum Teufel aber auch, und ich ſage: Ja,

ja, ja und hunderttauſendmal ja, hol' mich dieſer und jener! ein Millionenmal ja!

(Der Juſtizkomiſſär ſtürzt ſehr echauffirt, beinahe außer Odem, auf die Bühne.)

Dritte Scene.

Die Vorigen und der Onkel.

Onkel.

(Indem er den Lieutenant am Arme ergreift:)

Nun endlich habe ich Sie, Gott ſey geprieſen, gefunden; ich und der dumme Heinzelmaier ſuchten Sie ſchon ſeit einer Stunde in allen Winkeln des Städtchens vergebens, aber nun lieber Menſch! laſſe ich Sie nimmer los. Bruder Bergrath! ich beſchwöre Dich in's Himmels Namen, hilf mir ihn feſthalten, daß er mir nicht entſchlüpft.

Lieutenant.

(Ernſt und Verzweiflungsvoll:)

So ſind denn die Würfel gefallen, und ich verlohren! — aber daß Sie Herr Juſtizkommißär! ſelbſt Hand legen, mich in eigener Perſon verhaften würden, darauf war ich nicht gefaßt, das muß ich geſtehen. Wohlan denn! ſo ſchleppen Sie mich in das Gefängniß, zum Blutgerüſte; ich werde mein Schickſal mit Würde tragen, allein ein verworfener, gemeiner Verbrecher war ich nicht.

Onkel.

Aber du mein Himmel! was ſchwatzt denn der junge Herr hier für ſeltſame und verworrene Dinge? freilich ſind die Würfel gefallen, aber gut ſtehen ſie für mich, ich habe ja Schnittlingsau gewonnen; wer denkt denn jetzt an Gefängniße, Verbrechen und Schaffote; löße mir du das Räthſel Bruder Bergrath! iſt der Lieutenant vielleicht plötzlich — (Indem er auf die Stirne deutet:) Du verſtehſt mich wohl — es ſollte mir leid thun, 's iſt ſonſt ein recht lieber junger Mann, dem ich herzlich wohl will.

Bergrath.

Hole mich dieſer und jener! ich werde aus der Geſchichte nicht klug; der Lieutenant kam vorhin ganz deſperat zu mir und behauptete, er habe eine ihm unbekannte junge Mannsperſon in deinem Hauſe erſchoßen.

Onkel.

Ja wir hörten einen Schuß und eilten herbei; eine Menſchengroße Wachspuppe, den bekannten Studioſus Sand vorſtellend, welche unſere ſchelmiſche Dorothea vom Boden geſchleppt hatte, um damit in kindiſcher Einfalt zu tändeln, war durchſchoßen, aber das Mädchen erzählte den Vorfall ganz anders.

Lieutenant.

Gott ſey gelobt; eine Zentnerlaſt fällt von meiner Bruſt; nun durchſchaue ich alles klar; Eiferſucht machte mich blind, aber keine Blutſchuld wird mein Daſeyn vergiften.

Onkel.

Ich habe jetzt nur für eine Sache Sinn. Der Herr Lieutenant wollten ſchon vor acht Tagen zu Ihrem Regimente in die Reſidenz zurückkehren und da gerade um dieſe Zeit die Herrſchaften Schnittlingsau und Kuttelſteckhauſen ausgeſpielt werden ſollten, übergab ich Ihnen mein Loos, um nachzuſehen, ob ich nichts gewonnen; nun aber das Schickſal ſo unerwartet günſtig für mich entſchieden, iſt jenes Loos ein höchſt wichtiges Dokument geworden, um Gotteswillen! wo haben Sie mein Loos?

Lieutenant.

Ja, ja, ganz recht Herr v. Hillbring! Sie übergaben mir Ihr Loos.

Onkel.

Dem Himmel ſey es gedankt, daß Sie nur den Thatbeſtand eingeſtehen. Bruder Bergrath! Du biſt Zeuge — Menſch! aber wo iſt denn nun das verdammte, nein Gott verzeihe mir die Sünde, das köſtliche Loos?

Lieutenannt.

Ich habe es in meine Schreibtafel geſteckt.

Onkel.

Es freut mich, daß Sie das Papier gut aufbewahrt haben, aber wo befindet ſich denn Dero Schreibtafel Lieutenantchen!

Lieutenant.

Warten Sie — ja, jetzt beſinne ich mich, als ich heute in Ihrem Hauſe, in der großen Hinterſtube aus dem Fenſter ſtieg —

Onkel.

(Ihn unterbrechend.)

Was Teufel! aus den Fenſtern meines Hauſes ſind Sie geſtiegen? ſchöne Geſchichte, doch in dieſem Augenblicke alles gleichviel, wo blieb denn aber die Schreibtafel? —

Lieutenant.

Ja ich glaube eben bei der Gelegenheit muß mir dieſelbe entfallen ſeyn; entweder liegt ſie in jenem Zimmer, oder unter den Fenſtern deſſelben im Garten.

Onkel.

Saubere Beſcherung, wenn ſie aber nicht dort liegt? — Das würde große Weitläufigkeiten herbeiführen, — ich brenne vor Neugierde, — ich renne ſogleich nach Hauſe, — ich muß die Brieftaſche haben, — aber das einfältige Kind *unſere* Dorothea iſt an allem Schuld, na — warte nur! (Er will fort.)

Bergrath.

(Indem er ihn beim rechten Arme hält.)

Hinſichtlich des Fräuleins bedürfen wir von Dir Aufſchlüſſe.

Lieutenant.

(Der ihn beim linken Arme ergriffen hat.)

Nur eine Minute ſtehen Sie uns Rede Herr Juſtizkommiſſär!

Onkel.

Wenn ich die Schreibtafel gefunden habe, Aufſchlüſſe ſo viel Ihr wollt, Menſchen! nur jetzt nicht, denn ich habe nichts im Kopfe, als das Loos und Schnittlingsau. Laßt mich los in's Henkersnamen. (Er macht ſich von beiden los und rennt ab.)

Vierte Scene.

Die Vorigen ohne den Onkel.

Bergrath.

Nun ſind wir um nicht vieles klüger, als vorhin.

Lieutenant.

Ich bin beruhigter; Sie, lieber Vetter! hält irgend ein Irrthum umſtrickt. Längſt liebte ich Dorothea, ſie mich; ich habe meinem Vater ohnlängſt deßhalb geſchrieben ſogar — kurz! ich wollte mich gerade heute Morgen expliciren gegen den Onkel, da kam das verdammte Intermezzo mit dem wächſernen Sand dazwiſchen.

Bergrath.

Alles ſehr ſchön und gut, wenn nun aber das niedliche Kind, das Dorothechen, wenn nun das Mädchen mit Teufelsgewalt gerade mich und keinen andern will, was wollen dann der Herr Vetter machen, o ich merke wohl, der Herr Vetter pochen auf dero Jugend, aber hole mich dieſer und jener! man hat Beyſpiele von Exempeln, daß gerade die ſchönſten und, quod bene notandum, kluge Mädchen dabei, denn die ſchönen ſind oft auch ſehr dumm, ſich aus jungen Herren nicht ſo viel machen, und nach reiferer Erfahrung greifen. Noch einmal cher cousin! wenn ſie's nun partout nicht anders thut, wenn ſie auf der Welt keinen andern will, als mich — wie dann?

Lieutenant.

(Lächelnd.)

Dann lieber Vetter! bleibt mir freilich nichts anderes übrig, als zurück zu ſtehen, allein bis dahin wankt der Liebe feſter Glaube nicht, jetzt, ſogleich jetzt eile ich zu Dorotheen.

Bergrath.

Langſam Herr Vetter! ich gehe mit. Hole mich dieſer und jener! ich bin meiner Sache gewiß. Fort, fort zu der anmuthigen Dorothea.

Lieutenant.

Ja, ja immerhin fort zu der himmliſchen Dorothea.

Bergrath.

Vive Demoiselle Dorothée! — ſo heißt das Feldgeſchrei. Hole mich dieſer und jener!
(Er nimmt den Lieutenant unter dem Arme und ſingt im Abgehen:)

Allons enfans de la patrie,
le jour de gloire est arrivé! (Beide ab.)

Bühnenverwandlung.

(Zimmer in des Juſtizkommißärs Hauſe wie im erſten Akte; im Kamine flackern helle Flammen. — Der Onkel zieht die Nichte am Händchen gewaltſam auf die Bühne.)

Fünfte Scene.

Der Onkel und die Nichte.

Onkel.

(Eilig:)

Schöne Geſchichten muß ich von Dir erfahren, nun warte nur Fräulein! wir rechnen noch ab, aber jetzt ſprich', haſt Du in dieſem Zimmer kein Portefeuille gefunden? —

Nichte.

(Verlegen.)

Ein Portefeuille? ich wüßte nicht —

Onkel.

Ja, Ja! ein Portefeuille, der Lieutenant von Hatzdorf hat es hier verlohren.

Nichte.

Ich habe nichts gefunden.

Onkel.

(Sehr unruhig:)

Hier oder im Garten — ſprach er. (Er reißt das Fenſter auf und lehnt ſich aus demſelben.) Da unten an der Brombeerhecke glaube ich etwas liegen zu ſehen; ich muß doch näher unterſuchen.

(Er ſpringt aus dem Fenſter.)

Nichte.

(Allein.)

Was iſt das? — was hat ſich der Onkel um Hatzdorfs Brieftaſche zu bekümmern? — auf jeden Fall müßte es dem Lieutenant ſehr unangenehm ſeyn, wenn das Portefeuille unterſucht würde; die darinn enthaltenen Papiere eignen ſich durchaus zur Vernichtung und allen weitern Verlegenheiten auszuweichen, thue ich auf jeden Fall wohl am beſten, den ganzen Plunder zu verbrennen. (Sie zieht das Portefeuille hervor und wirft es lachend in das Kaminfeuer, in demſelben Augenblicke tritt der Onkel ein.)

Onkel.

(Sehr ſchnell und laut)

Unglückliche! was haſt Du gemacht? war das nicht des Lieutenants Brieftaſche, die du ins Feuer warfſt.

Nichte.

(Außer Faßung — weinend und kleinlaut:)

Ach ja!

Onkel.

Um Gotteswillen — Schnittlingsau — das große Loos — ich muß es retten. (Er fährt mit der rechten Hand ins Feuer, zieht dieſelbe aber ſogleich laut ſchreiend zurück; dann tanzt er während des Folgenden auf einem Beine, rennt umher, ſchleudert unaufhörlich mit dem Arme u. dgl. m.) O wehe, heiß, heiß! ich habe mich verbrannt — meine Herrſchaft — Schnittlingsau iſt verbrannt — heiß, heiß! (Lauter ſchreiend.) Schweſter! kalt Waſſer! Heinzelmaier! renn' Er in die Apotheke — Kühlſalbe, Brandſalbe, Arquebuſade! heiß! heiß! (Zur Nichte.) Junger Teufelsbraten! ich drehe dir den Hals um — heiß! heiß! heiß! (Er rennt ab.)

Sechste Scene.

Die Nichte gleich darauf beide Hatzdorfe.

Nichte.

(Allein, unter Thränen lächelnd.)

Die Verfälle in dieſem Hauſe geſtalten ſich heute zu Bildern des eigentlichen Lebens. Liebe, Eiferſucht, Dummheit, Narrheit, Habſucht, Zufall, Freud' und Leid, alles wechſelt in buntem Gemiſche, und der Himmel gebe nur, daß man am Ende wird ſprechen dürfen: Ende gut, alles gut!
(Die beiden Hatzdorfe treten ein; der Bergrath etwas ſpäter bleibt von der Nichte unbemerkt an der Thüre ſtehen.)

Lieutenant.

(Indem er vor der Nichte ein Kniee beugt und ihre Hand faßt.)

Verzeihung Geliebte! Sie ſind unſchuldig, ich weiß alles —

Nichte.

Strafe, harte Strafe haben Sie verdient. Pfui doch, ſich ſo aufzuführen — einen wächſernen Studenten für einen gefährlichen Nebenbuhler halten.

Lieutenant.

Ach Eiferſucht macht blind.

Nichte.

Aber ein verſtändiger Mann ſoll nicht eiferſüchtig ſeyn.

Lieutenant.

Aber ein erwachſenes, verſtändiges Fräulein ſoll nicht mit Studenten ſpielen, geliebtes Dörtchen! weder mit lebendigen noch mit wächſernen Studenten.

Nichte.

Ach mit Puppen ſpielen wir alle bis ins Grab; doch laſſen Sie uns Friede ſchließen; unſer beiderſeitiges Schuldbuch ſey vernichtet. (Sie reicht ihm lächelnd die Hand.)

Lieutenant.

Topp! (Er küßt ihre Hand.) Mein Vetter der Bergrath —

Nichte.

Ach ja, er erſchien heute als Ihr Freiwerber, warum wollen Sie denn nicht lieber ſelbſt mit dem Onkel ſprechen?

Bergrath.

(Raſch vortretend.)

Ei hole mich dieſer und jener — Fräulein! ich war ja mein eigener Freiwerber.

Nichte.

(Lachend.)

Sind Sie bei Sinnen Herr Bergrath!

Bergrath.

Warb ich denn nicht um Ihre ſchöne kleine Hand für Julius von Hatzdorf?

Nichte.

(Indem ſie ihre Hand auf die des Lieutenants legt.)

Nun ja, Julius von Hatzdorf ſoll meine Hand auch haben.

Bergrath.

(Sich vor den Kopf ſchlagend.)

Hole mich dieſer und jener! darauf hatte ich ganz und gar vergeſſen, daß dieſes Menſchenkind auch Julius heißt; Hören Sie Vetter! Ihre Mutter hätte, wie Sie geboren wurden, auch etwas klügeres thun können, als mich zu Gevatter bitten, ſo wäre ich jetzt nicht kompromittirt. (Bei Seite.) O wehe Hatzdorf, wenn du nach Hauſe kömmſt, ſetzt es heute zum Zweitenmale Schläge.

(Der Onkel tritt mit verbundener Hand auf.)

Siebente Scene.

Der Onkel und die Vorigen.

Onkel.

(Eilig.)

Das iſt mir lieb Herr Lieutenant! daß Sie hier ſind, ſagen Sie mir ſchnell, ob Sie wiſſen, welche Nummer das Loos hatte, welches ich Ihnen anvertraute.

Lieutenant.

3334.

Onkel.

Können Sie das beſchwören Menſch!?

Lieutenant.

O ja und zwar mit gutem Gewiſſen.

Onkel.

Gott Lob! nun kann ich meine gerechte Anſprüche auf Schnittlingsau dennoch gerichtlich darthun, kein Anderer kann das Loos vorlegen. Weitläufigkeiten giebt es freilich, aber Sie können ſchwören — das Loos ſelbſt iſt mit Ihrer Schreibtafel verbrannt.

Lieutenant.

Wie, meine Schreibtafel verbrannt? —

Nichte.

(Lächelnd.)

Ich habe das Portefeuille ſelbſt in's Feuer geworfen — (Mit Nachdruck:) damit es nicht in unrechte Hände gerathen möge; ich gedenke bei Ihnen die That rechtfertigen zu können.

Lieutenant.

(Mit einem Blick des Dankes.)

Dorothea!

Nichte.

Schon gut!

Onkel.

(Zu Dorothea.)

O wir zwei ſind noch nicht quitt, Demoiſelle! wir ſprechen uns noch.

Lieutenant.

Herr v. Hillbring! ich liebe Ihre Nichte.

Onkel.

Meinetwegen! — werden Sie aber auch gewiß ſchwören — Menſch!?

Lieutenant.

Ich bitte um Dorotheens Hand. Mein Vater billiget den Schritt, ich verlaſſe den Dienſt, und er hat mir bereits eines ſeiner ſchönſten und einträglichſten Güter abgetreten; hier die ſchriftlichen Beweiſe.

76

Onkel.

(Indem er die Papiere nimmt, ohne ſie anzuſehen.)

Ganz charmant, ich habe nichts dagegen, heirathen Sie das Mädchen, aber Sie werden ihre liebe Noth mit dem kleinen Dinge haben. — Wenn Sie aber auch nur gewiß ſchwören können, Herr Lieutenant?

Bergrath.

Aber zum Teufel auch, Herr Bruder! Du haſt ja mir bereits die Hand deiner Dorothea zugeſichert?

Onkel.

Ganz recht, es iſt alles in Ordnung.

Bergrath.

Hole mich dieſer und jener! das Mädchen kann doch nicht den Vetter und mich zu gleicher Zeit heirathen.

Onkel.

Ei wer redet denn von der! — weißt du es denn nicht längſt, um allen Verwechslungen der beiden Dorotheen vorzubeugen, nenne ich die Schweſter ſtets meine, die Nichte dagegen unſere Dorothea.

Bergrath.

Hole mich dieſer und jener! ich ſoll deine Schweſter heirathen? —

Onkel.

Nun ja, ſie iſt vor Freude in Ohnmacht gefallen; das ganze Städtchen ſpricht bereits von dieſer Mariage.

Bergrath.

Gleichviel, hole mich dieſer und jener! ich nehme ſie nicht.

Onkel.

Menſch! ſie kratzt uns allen die Augen aus.

Bergrath.

Du mußt ihr die Sache in einem ſüßen Säftchen beibringen.

Onkel.

Miſche du das Säftchen ſelbſt, ich mag damit nichts zu thun haben.

(Töne eines Poſthorns.)

Onkel.

(Am Fenſter.)

Iſt denn heute der Teufel ledig, da kömmt ja ſchon wieder ein Kourier an.

(Heinzelmaier tritt mit dem Kourier auf.)

Achte Scene.

Die Vorigen, Heinzelmaier und der Kourier, gleich darauf die Tante.

Heinzelmaier.

Euer Geſtrengen, ich muß deprezieren, daß ich ſchon wieder ſtöre, der Schwager von vorhin iſt ſchon wieder hier; es iſt zwar nicht weit in die Reſidenz, aber der Kerl muß dennoch nicht anders geritten ſeyn, als wie die Lorl in Bürgers: „Fuhr um's Morgenroth empor aus ſchweren Träumen.“

(Die Tante tritt haſtig auf.)

Tante.

Was giebts, was giebts denn ſchon wieder? —

Kourier.

(Zu Hillbring.)

Euer Geſtrengen! es iſt ein ganz ſeltſamer Fall paßirt; zwar haben zwei Nummern in Ihrem Städtchen die Herrſchaften gewonnen, allein der Schreiber ſandte Ihnen aus Verſehen die unechten, aber jetzt bringe ich Ihnen die rechten Nummern, Sie können ſich ſteif darauf verlaſſen.

Onkel.

(Indem er auf einen Stuhl ſinkt.)

O ich Unglückſeligſter der Sterblichen, wofür habe ich mir nun die Hand verbrannt?

Bergrath.

Hole mich dieſer und jener! das iſt ja ein ganz verfluchter Streich — warum habe ich mir nun meinen armen Rücken zerbläut? — aber welche Nummern haben denn jetzt gewonnen? —

Kourier.

Da drinnen muß ſtehen. (Er übergiebt ſeine Depeſche.)

Bergrath.

(Nachdem er erbrochen, leſend.)

Nicht 3334 ſondern 3343 gewinnt Schnittlingsau —

(Die Tante hat ihr Loos aus dem Buſen gezogen.)

Tante.

(Laut ſchreiend.)

Heiliger Gott! ſteh' mir bei in meinem Sterbeſtündlein, 's iſt meine Nummer! (Sie ſinkt auf einen Stuhl.)

Onkel.

Nun dem Himmel ſey es gedankt, ſo bleibt das ſchöne Schnittlingsau doch bei meiner Familie.

Bergrath.

(Indem er zu der Tante eilt.)

Geliebte Dorothea! wie preiſe ich mein Schickſal, daß ich mich ſchon dieſen Morgen erklärte, Sie hätten ſonſt — hole mich dieſer und jener! glauben können —

Tante.

(Indem ſie ihr Haupt an ſeine Bruſt legt.)

Mein Hatzdorf! geliebter Bergrath! ich kenne dein Herz, das weiche, das zarte, das deutſche, das biedere, das redliche —

Onkel.

(Bei Seite.)

O du Spitzbube! ich bin aber doch froh, daß er ſie nimmt. (Der Lieutenant und die Nichte kickern.)

Heinzelmaier.

(Für ſich)

Da muß ich depreziren. Jetzt ſieht man, aus welchen Gründen in unſern Tagen die meiſten Männer heirathen. Warum? darum! (Er macht mit den Fingern die Pantomime des Geldzählens.)

Nichte.

(Zu der Tante eilend.)

Tantchen! ich heirathe auch.

Tante.

Wa — was? wen denn?

Nichte.

Den jungen Hatzdorf.

Tante.

Nun des Namens halber verzeihe ich dir die Keckheit, obwohl du vorlautes Kind! mit dem Heirathen füglich hätteſt noch ein zwanzig Jährchen warten können.

Nichte.

Aber Julius! Sie müſſen mir noch verſprechen, als Ehemann keine Verſe mehr zu machen.

Lieutenant.

(Lächelnd.)

Ich verſpreche es gerne.

Nichte.

Nun behaupte man nicht, die Liebe bewirke keine Wunder, hat ſie doch einem ſchlechten Dichter das Handwerk gelegt.

Onkel.

Aber zum Teufel auch, wer hat denn Kuttelfleckhauſen gewonnen? —

Kourier.

Das haben wir heraus; ein armer Schneider, Namens **Flips**, man hat ihm bereits einen eigenen Kourier geſchickt.

(Stumme Mimik aller, welche Erſtaunen ausſpricht.)

Heinzelmaier.

Juhe! da deprezire ich nicht; jetzt gilt 's Teſtament doch noch, und Heinzelmaier kann ſich ſatt eſſen, Vivat meine dreihundert Gulden!

Kourier.

(Zu Hillbring.)

Euer Geſtrengen ſoll ich vielleicht wieder blaſen: „Muß ich ſchon ſterben! —“

Onkel.

Scher' Er ſich zum Teufel!

(Der Kourier ab., Flips tritt auf.)

Neunte Scene.

Die Vorigen und Flips ohne den Kourier.

Alle.

(Dem Schneider entgegen.)

Wir gratuliren, wir gratuliren!

Bergrath.

Aber ſage Er mir nur Schneider! wie Er bei ſeiner großen Armuth, hole mich dieſer und jener! dazu kam, ſolches für ihn doch immer ſehr theure Lotterieloos zu kaufen.

Flips.

Ja ſchauen Euer Gnaden! ich wurde vergantet, alles hatte der Teufel geholt, nur eine ſilberne Schnürkette hatte meine Alte gerettet; doch die ſieben Kinder ſchrieen um Brod, ich hatte keine Arbeit — da zog meine Frau die Kette hervor, benetzte ſie mit Thränen und ſprach: Paul! verkauſe die Kette, beſſer der letzte Nothpfenning dahin, als die armen Würmer verhungern laſſen; Gott wird weiter ſorgen! — Ich trug die Kette in die Reſidenz und fand eine treue, edle Seele, welche ſie mir über den Werth bezahlte. Im Wirthshauſe hörte ich von der Güterverlooſung ſprechen; ſie ſagten, das Loos koſte einen Dukaten, gerade ſo viel hatte ich mehr für die Kette erhalten, als ich meiner Alten nach Hauſe bringen ſollte, ich hielt dieſes für einen Wink der Vorſehung, dachte: wer weis, vielleicht hilft Gott auf dieſem Wege, nahm ein Loos, — und in der That, Gott half auf dieſem Wege.

Bergrath.

Nun ſo hat der Zufall doch einmal gerecht gehandelt; Hole mich dieſer und jener! es geſchieht ſelten genug.

Flips.

(Zu Hillbring.)

Und nun bin ich hergekommen Euer Geſtrengen zu bitten, mir nun doch ein Teſtament zu machen, denn daran hängt mein Herz, ich habe eine wahre Wuth aufs Teſtament, doch was die Punkte betrifft, will ich in der Hauptſache alles beim alten laſſen.

Onkel.

Geſprochen wie ein Ehrenmann.

Heinzelmaier.

Deprezire gehorſamſt! Euer Gnaden Herr v. Flips! vorerſt nur noch ein Wort! (Er zieht den Schneider ganz auf den Vordergrund der Bühne.) Sie Euer Gnaden Herr Schneider! ich bitte Ihnen gar ſchön, geben Sie mir die dreihundert Gulden nicht, wenn Sie geſtorben ſind, geben Sie mirs lieber gleich, Sie werden ſehen, Sie leben um deſto länger, wenn Sie's thun; ich laſſe Ihnen auch pr. Hundert 12 Kreuzer nach.

Flips.

Lieber Herr Heinzelmaier! ich weiß am allerbeſten, wie es einem armen Teufel zu Muthe iſt, wenn er zu einem bischen etwas kömmt; Sie ſollen das Geld erhalten!

Heinzelmaier.

Da werde ich keineswegs depreziren, allein Herr v. Flips! Sie werden nun ein reicher, das heißt ein vornehmer Mann werden, und man pflegt gewöhnlich zu ſagen: auf die Verſprechen der Vornehmen ſey nicht ſehr zu zählen, darum Schneider! ſchwöre, ſchwöre, ſchwöre!

Flips.

Ich ſchwöre nicht, aber ich bin jetzt Gutsbeſitzer und gebe Ihnen als ſolcher mein Wort — das iſt genug.

Heinzelmaier.

Euer Gnaden muß deprezіren, das iſt nicht genug, 's Gutbeſitzerwort kann ich nicht brauchen, 's Hypothekenbuch und der Creditverein ſind noch nicht ganz in Ordnung; geben Sie mir lieber Schneiderparol, die iſt zwar auch nicht weit her, aber lieber iſt ſie mir doch.

Flips.

(Reicht ihm die Hand.)

Nun, wohlan denn! auf Schneiderparol ich bezahle Sie.

Onkel.

Aber verwünſchter Heinzelmaier! was macht Er denn wieder für tolle Streiche, ſo laſſe Er den würdigen Flips doch zufrieden.

Heinzelmaier.

Muß deprezіren! (Zu Hillbring, plötzlich ſehr ſtolz.) O Sie! ich kenne Sie längſt und habe Sie heute noch genauer kennen lernen; Sie ſind ein aufgeblaſener, ein harter, ja ein zuweilen ſehr grober Mann. Darum ſage ich Ihnen den Dienſt auf; Heinzelmaier zieht in die Reſidenz.

Onkel.

Was ficht denn dieſen Dummkopf plötzlich an — iſt Er ein Narr geworden?

Heinzelmaier.

Muß deprezіren. Ich erhalte drei hundert Gulden, dafür kauf' ich mir in der Reſidenz einen Carbonari-Mantel und Trodeln dran, der koſtet 100 Gulden, dann kauf' ich mir ferners einen weißen Filzhut von Seide, der koſtet 10 fl., 190 Gulden behalte ich proviſoriſch in der Taſche; O Sie! wer einen Carbonari, einen weißen Hut und ein paar hundert proviſoriſche Gulden in der Taſche hat! wenn er auch ein bischen dumm wäre — in der Reſidenz hält ihn kein Menſch dafür.

Onkel.

Aber ſage Er mir verrückter Heinzelmaier, wenn der proviſoriſche Mantel, der Hut und das proviſoriſche Geld beim Teufel ſind — wie nachher? Das iſt ja alles blos Wind und Schein!

Heinzelmaier.

Und Schein und Seyn ſind zweierlei, dieſes hat zum allererſtenmale, ſo lang die Welt ſteht, auch ein Doktor der Weltweisheit bewieſen, und ſolche Doktoren ſollen keine Narren ſeyn. Doch ich deprezire; ich bin ein junger, ein ſchöner, ein kluger Mann, ein ganzer Mann, ein intereſſanter Mann; wenn alle Stricke brechen, bin ich kapabel und ſuche mein Glück in einer Mariage, ich weis ſchon wie, eine Kammerjungfer heyrathe ich. O Sie! wenn ich die rechte Kammerjungfer, wenn ich eine künſtliche Kammerjungfer erwiſche, dann kann ich werden, was Sie ſind, und ein bischen mehreres auch noch — verſtehen Sie mich?

Onkel.

Hör' Er Eulenſpiegel! vollbringe Er, was Er nicht laſſen kann, allein es ſind die Ehepakten dieſer beiden Pärchen und das Teſtament des edlen Herrn Flips zu fertigen. Wohlan denn! — protokollir' Er mir zum letztenmale, doch hole Er ehevor noch den Schloſſer und den Schmidt herbei; die Kerle ſollen ihr Geld nicht umſonſt erhalten haben; Sie müſſen Flipſens letzten Willen als Zeugen unterzeichnen.

Heinzelmaier.

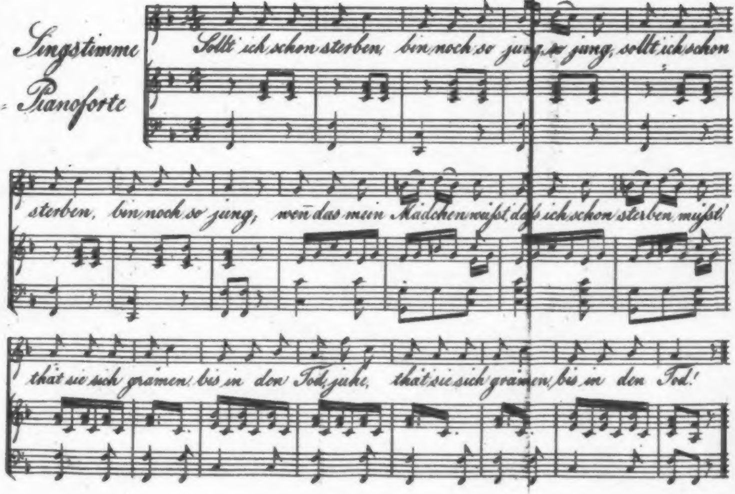
Muß deprezìren, wir bedürfen keiner Zeugen; machen Euer Geſtrengen nur die Guckfenſter auf, es ſitzen ja Hunderte von Zeugen, und darunter gar liebreizende, geiſtreiche und anmuthige Zeuginnen, vor uns. Wenn's denen recht iſt, werde ich auch in der Folge noch protokolliren, aber o Sie! wenn die ihre Köpfchen ſchütteln, dann machen Sie den beiden Dorotheen ſtatt des Ehekontraktes immerhin nur auch ihr Teſtament und laſſen Sie ſich vom Verfaſſer des Luſtſpieles dabei protokolliren. Ich meines Theils ziehe mich in dieſem Falle zurück und ſinge ganz traurig:

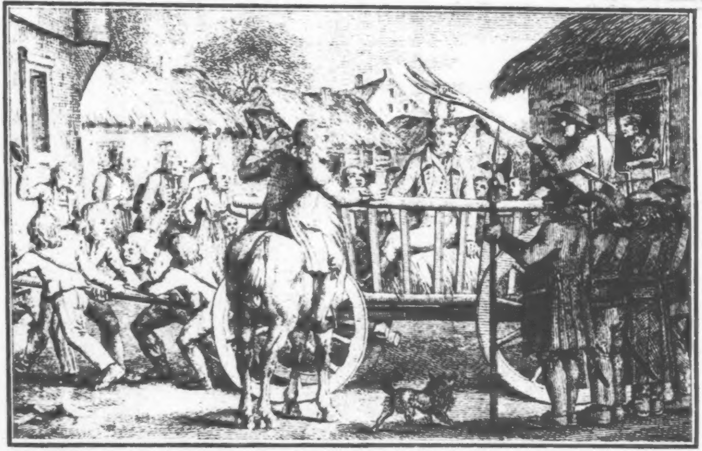
(Der Vorhang ſinkt langſam, während deſſen ſingt Heinzelmaier, indem er die Hände beider Dorotheen ergreift:)

Müßt Ihr ſchon ſterben,
Seid noch ſo jung, ſo jung,
Müßt Ihr ſchon ſterben, ſeid noch ſo jung!

Wenn es der Dichter wüßt',
Daß Ihr ſchon ſterben müßt',
Thät er ſich kränken
Bis in den Tod Juhe!
Thät er ſich kränken bis in den Tod.

Ende.


Singstimme
Pianoforte
Sollt ich schon sterben, bin noch so jung, so jung, sollt ich schon sterben, bin noch so jung,
wen̄ das mein Mädchen wüßt, daß ich schon sterben müßt!
thät sie sich grämen bis in den Tod, juhe, thät sie sich grämen bis in den Tod!



Die
Ahnenprobe.

Humoriſtiſches
Original⸗Feenmährchen
aus dem
neunzehnten Jahrhunderte.

Von
Adolph v. Schaden.

Mit einem Kupfer.

München, 1825.
Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.
C. A. F. Sauer.

Profecto fortuna in omni re dominatur; ea res cunctas ex libidine magis quam ex vero celebrat obscuratque.

SALLUSTIUS.

(In der That, das Glück tyranniſirt allerwärts; es erhebt und verdunkelt die Dinge nicht nach Werth und Verdienſt, ſondern ſtets — nach Laune und Eigenſinn.)

Die Ahnenprobe.

Vorwort.

Selbſt meine literariſchen Todfeinde geſtanden mir verſchiedentlich einiges Talent für die *Satyre* zu, nur bedauerten dieſe humanen Kritiker häufig, daß mein kühner *Satyr* die ziemliche Grenzlinie ſtets überſpringe, um in das verrufene Gefilde des *Pasquill's* auszuſchweifen.

Um dieſe, *freilich ſehr ungegründeten Vorwürfe*, zum Schweigen zu bringen, wählte ich nunmehr das *Feenreich* zu meinem Tummelplatze, und verſichere dabei auf Autorehre, daß keine einzelne Zeit, kein Stand, Menſch noch Vieh mir, ſo recht eigentlich, vorſchwebte.

Gegenwärtiges Mährchen iſt und ſoll nichts Anderes ſeyn, als lediglich — Spiel munterer Phantaſie, welche, wie jene des Juvenals, nicht **Individualitäten**, ſondern das Menſchenthum ſamt und ſonders, perſiflirt.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel.

Die unäſthetiſche Sphäre 1

Zweites Kapitel.

Studien und Finten 17

Drittes Kapitel.

Peter in Merkurs Schule 31

Viertes Kapitel.

Es wird erzählt, wie es dem Peter in Merkurs Schule ferners erging .. 51

Fünftes Kapitel.

Donna Laura 64

Seite

Sechstes Kapitel.

Drei häusliche Scenen. (Dramatiſch bearb.) 80

Siebentes Kapitel.

Manövrir-Künſte unglücklich Liebender . 89

Achtes Kapitel.

Peter der Emporkömmling 97

Neuntes Kapitel.

Horibunda 107

Zehntes Kapitel.

Peters Triumphzug. — Schluß 135

Erſtes Kapitel.

Die unähſtetiſche Sphäre.

Weit entfernt von Stadt und Dorf lag in einem engen, von dunkeln Föhren umſchloſſenen, Thale ein unſcheinbares halb verfallenes Häuschen.

Schwarze, ſchauerlich krächzende Raben und Raubvögel umkreiſeten unaufhörlich die Wohnung; eine Legion eingeſperrter Hunde heulte ſtets ein ohrzerreißendes Concert; eckler Geruch hatte in einem Umkreiſe von wenigſtens einer halben Stunde die Atmoſphäre dermaßen verpeſtet, daß nimmermehr Spaziergänger dem Thale nahen mochten; auf der Höhe prangte ein wohlkonditionirter Galgen, nebſt Richtſtätte, und der Leſer errathet nun ſonder Mühe, in welche unähſtetiſche Sphäre man ihn vorerſt eingeführt hat.

Das Häuschen im Thale bewohnte Meiſter **Kilian Rabe**, **Nachrichter** in der Gegend von A....ch im *****ſchen. **Kilian** war längſt Wittwer, und nahete ſich bereits dem Greiſenalter; er hauste lediglich mit drei Söhnen, von welchen ihm die beiden ältern, **Jörge** und **Kaſpar**, als rüſtige **Freiknechte** *) dienten, der jüngſte aber, **Peter** genannt, war bis jetzt noch ein ſchwaches Knäblein.

Man lebte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und zu jener Zeit walteten noch manche graße Vorurtheile, von denen das heutige, aufgeklärtere Geſchlecht ſich größtentheils, und hochſinnig genug, getrennt hat.

So hielt man z. B. den **Nachrichter** für **unehrlich**. Kam Meiſter **Kilian** des Sonntags nach der Schenke, verließen alle

---

*) So werden, in **Norddeutſchland** vorzüglich, die Gehülfen des **Nachrichters** genannt.

Gäſte zur Stelle den Tiſch, an welchem er Platz genommen; um keinen Preis hätte Jemand mit ihm aus einem und demſelben Glaſe getrunken, und eben ſo wenig wäre ein ehrliches Menſchenkind zu bewegen geweſen, mit dem unehrlichen Meiſter zu ſprechen, oder gar ihm die Hand zu reichen.

Kilian war ein Philoſoph in ſeiner Art; weit entfernt, ſich durch ſolche Kleinlichkeiten demüthigen zu laſſen, lachte er vielmehr über dieſelben herzlich. Der Mann war keinesweges frei vom Kaſtengeiſte, welcher dem Nachrichter dazumal — denn jetzt freilich hat Alles ſich umwandelt — oft in nicht geringerm Grade beiwohnte, als andern Ständen.

Seit mehrern Jahrhunderten ſchon war die nachrichterliche Familie der Raben durch das ganze große Deutſchland verbreitet, und ſtand bei den ſämmtlichen Nachrichter-Zünften in großem Anſehen; Kilian aber hielt auf ſeinen Stammbaum, und wußte die merkwürdigen Thaten ſeiner Ahnen auf's Haar herzuzählen.

Ein Rabe, deſſen Schwert noch heutigen Tages zu Dresden in einem Kunſt-Kabinette den Fremden als Merkwürdigkeit gezeigt wird, hatte im fünfzehnten Jahrhunderte den berüchtigten Prinzenräuber Kunz von Kauffungen, zu Freiberg in Sachſen, vom Leben zum Tod gebracht; ein Rabe hatte am 9ten October 1601 den berühmten Kanzler Crell*) zu Dresden enthauptet; jener unglückliche Bürgermeiſter der ehemaligen freien Reichsſtadt Augsburg, Schwarz genannt, war auf dem Schaffotte durch einen Raben gefallen; ein Rabe war gegenwärtig, als zu Dillingen an der Donau der ſogenannte baieriſche Hieſel auf einer Kuhhaut zur Richtſtätte geſchleift wurde, und ſelbſt der berühmte Schinderhannes hatte unter Raben-Händen ſeinen Geiſt aufgegeben.

---

*) Dieſer ſächſiſche hohe Staatsbeamte übte unter Chriſtian I. einen wichtigen Impuls auf die Regierung, und begünſtigte vorzüglich den Krypto-Calvinismus; unter dem folgenden Regenten fiel Crell, nach einem höchſt illegalen Prozeßgange, als ein Opfer des von ihm beleidigten hohen Adels.

Genug! wollte man alle diesfallſigen Verdienſte der Raben in verſchiedenen Zeiten hier aufzählen, es würde ſich ein eigenes Büchlein geſtalten.

So viel aber bleibt gewiß: Es trägt weſentlich zur Zufriedenheit der Menſchen bei, daß die meiſten in der ihnen durch den Zufall angewieſenen Sphäre ſich für wichtige und unentbehrliche Glieder der großen Kette halten. Der jüngſte Lieutenant der Armee wähnt, von ihm hange des Landes Selbſtſtändigkeit mit ab; der jugendliche Ladendiener glaubt, durch ſeine Thätigkeit bedeutſam den Handel zu fördern; der Acceſſiſt oder Referendarius bei den Gerichtshöfen ehrt in der eigenen Perſon eine bedeutſame Stütze der Themis, der erbärmlichſte Dichterling ſetzt in ſeinem Sinne ſich dem Schiller an die Seite u. ſ. w. — Leſer! welchem Stande Du angehören magſt, greife in Deinen Buſen und entſcheide, ob ich hier einen richtigen Satz aufgeſtellt, oder nicht? —

Nun, auch unſer Meiſter Kilian dachte nicht gering von ſich und ſeinem Amte; er raiſonnirte ungefähr alſo: „Es giebt im Lande vielen Schund, und wäre nicht ein Mann, der ſolchen Schund bei rechter Zeit auf die Seite brächte, es würde bald genug eine Peſt die Einwohner dahinraffen; der angeregte Mann, in dieſer Gegend, bin ich, und folglich haben die Leute mir zu verdanken, daß ſie nicht längſtens alle geſtorben ſind. Ferner, klügelte Kilian, erſtehen viele Diebe, Räuber und Spitzbuben, lebte nicht ein Mann, der ihnen die Köpfe wegputzte, keine Landſtraße wäre ſicher, nicht Menſchen-Leben, noch Hab und Gut blieben unangetaſtet; nun will es aber was Anderes heißen, einem Kerl, in der That, das Lebenslicht auszublaſen, als es ihm blos abzuſprechen, und darum ſtehe wieder ich, der Nachrichter, höher als der ſogenannte eigentliche Richter ſelbſt. Was nun aber, tröſtete ſich Kilian ſchließlich, die bürgerliche Verachtung betrifft, in der ich und meines Gleichen lebe, ſo läßt ſich dieſelbe auch ſchon ertragen, ſie iſt ein Ueberbleibſel roher Zeiten, wird einſtens wohl ſchwinden; übrigens verdienen wir dieſe Verachtung nicht,*) indeſſen man manch' Anderm ſcheinbare Achtung zollt, der den Teufel nicht taugt; nun es hat ſchon einmal jeder Stand ſeine Leiden, und der Herrenſtand weiß auch wohl, wo der Schuh ihn drückt.“

---

*) In der That trifft dieſe Verachtung die Henker nicht allerwärts. Ich fand neulich in einer Reiſebeſchreibung folgende Notiz, welche hier nicht am unrechten Platze ſtehen dürfte: »In Georgien iſt das Amt des Henkers eine der reſpectabelſten Chargen, und ſämmtliche Henker ſind nicht nur ſehr angeſehene, ſondern auch ſehr reiche Leute. Wer unter ſeinen Voreltern einen oder gar mehrere Henker aufzählen kann, iſt nicht wenig ſtolz darauf, zählt ſich zum Adel, und benützt jede Gelegenheit, dieſen Umſtand in Erinnerung zu bringen. Leute, welche unter ihren Vorfahren vier Henker zählen, gehören zum beſten Adel des Landes.«

Man will hier keinesweges unterſuchen, ob die Kilianiſche Philoſophie eine ganz geſunde geweſen oder nicht, nur als einen denkenden Kopf gedachte man den Meiſter dem Leſer aufzuführen.

Wurde übrigens der Nachrichter im öffentlichen Leben allerwärts zurückgeſetzt, ſo ſah er ſich dagegen in Geheim deſto häufiger aufgeſucht.

Meiſter Kilian kurirte nicht nur Ochſen, Pferde und Hunde, nein, er war auch kühn genug, kranke Menſchen, welche ihm vertrauten, ärztlich zu behandeln, und ihn unterſtützte hier nicht ſelten dasſelbe Glück, deſſen er ſich bei den Viehkuren beinahe ſtets zu erfreuen hatte; ja man flüſterte ſich in die Ohren, es habe der Meiſter ſchon manchen Patienten wieder hergeſtellt, welchen gelehrte Aerzte bereits aufgegeben. Ganz frei von Charletanerie mochte die Kilianiſche Kurmethode ſich freilich auch nicht darſtellen, indeſſen bleibt jene einmal die Aegide, unter welcher alle — — — walten.

Der Nachrichter war verſtändig und ungemein verſchwiegen, auch wußte er in allerlei ſchwierigen Fällen, welche oft nichts weniger als phyſiſche Geſundheit betrafen, Hülfe oder wenigſtens Rath zu ſpenden, und der Mann erhielt daher in finſtern, ſturmbewegten Nächten oft gar ſeltſame, mitunter wirklich vornehme Viſiten; es naheten dem abgelegenen Häuschen im Thale, bald feine, in große Mäntel gehüllte Herren, bald ehrwürdige Matronen, zuweilen gar reizende Mädchen u. ſ. w., und beinahe jeder Beſuch gieng mit leichterm Herzen von dannen, als er gekommen. Daß unſer Meiſter auf dieſe Weiſe manchen blanken Thaler erübrigte, den er, wirthſam wie er war, in den Kaſten legte, und daß dort nach und nach die Thaler zu einem hübſchen Kapitälchen ſich häufen mußten, wird der Leſer uns auf's Wort gerne glauben.

Des Meiſters erwähnte beiden ältern Söhne waren rohe Geſellen, ganz und gar, wie es ſchien, für das Handwerk, welches ſie trieben, geſchaffen, und es bedurfte oft genug des ſtrengen Vaters vollwichtiges Anſehen, die rüden Buben in gehörigen Schranken zu erhalten; dagegen entwickelte der jüngere, **Peter**, ganz andere Neigungen und Gaben; er blieb daher auch, ob ſchon von den Brüdern angefeindet und beneidet, des alten **Kilian's** Liebling, gleichſam ſein **Benjamin**.

Peter geſtaltete ſich allmähig und immer mehr und mehr zu einem feinen Burſchen, der ganz und gar aus der Art zu ſchlagen ſchien.

Vor allen väterlichen Functionen roheſter Potenz zeigte der Knabe eine unüberwindliche Abneigung, und er wäre für keinen Preis in der Welt zu bewegen geweſen, ein todtes

Thier auch nur mit der kleinen Fingerſpitze zu berühren, ja der Anblick deſſelben allein erzeugte in ihm Eckel und Grauen.

Ob dieſer für eines Nachrichters Sohn allerdings höchſt ſeltſamen Eigenthümlichkeit, blieb Peter auch die Zielſcheibe des rüden Spottes ſeiner ältern Brüder, allein Vater Kilian ſchützte mit ſeiner ganzen, nicht geringen, Autorität, den geliebten Benjamin vor ſolcher Unbill. Uebrigens wurde der kleine Peter von Meiſter Rabe, in höchſt eigener Perſon, im Leſen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, auch einige lateiniſche Vocabeln und Brocken, dann oberflächliche Begriffe der Botanik, wurden dem Knaben von ſeinem Mentor beigebracht, und Peterchen wußte bald eben ſo viel, als der Papa ſelbſt.

Längſt vermochte der Raben-Benjamin den Vater bei der Miſchung der Medicamente an die Hand zu gehen, auch verſtand er ſehr kunſtgerecht und zierlich die Schafpudel und Bologneſer, welche zu dieſem

Behufe nach der Meiſterei gebracht wurden, — zu ſcheren, und zwar zur höchſten Zufriedenheit der Kunden, allein es war dieſes auch das einzige, einigermaßen Schindermäßige, Geſchäft, welchem ſich der delicate Kleine unterzog.

Auf dieſe Art hatte Peter bereits das zwölfte Jahr zurückgelegt, als Meiſter Kilian eines Tages die beiden ältern Söhne, in Berufsgeſchäften, an weiter entfernte Orte entſendete, und nachdem Jörge und Kaſpar das Häuschen im Thale bereits längſt im Rücken hatten, rief der gütige Vater ſeinen geliebten Benjamin zu ſich, und redete ihn, ungewöhnlich feierlich, folgendermaßen an:

„Peter! du biſt und bleibſt mein theuerſter Sohn! — doch ſelbſt wirſt du es fühlen, zum Nachrichter biſt du nicht geboren, ich habe daher mit Dir Höheres vor, drum höre mich aufmerkſam an, es handelt ſich um das Glück deines ganzen künftigen Lebens:“

„Der Schund, mein Peterchen! eckelte Dich von Jugend auf an, doch wenn mich nicht Verſtand und Menſchenkenntniß dieſesmal ganz und gar trügen, ſo biſt du beſtimmt, mit den Herren der Schöpfung, den Menſchen nämlich ſelbſt, dereinſt Sch......er zu ſpielen; du verſtehſt gar fein die Hunde zu ſcheren, du wirſt, wenn Gott will, auch Narren ſcheren, und ihnen das Fell über die Ohren ziehen lernen; es kömmt ſo ziemlich auf dasſelbe heraus.“

„Mit einem Worte, du ſollſt ſtudiren, und dereinſt ein Doctor der Rechten oder Linken, gleichviel, noch werden. Indeſſen mein geliebtes Peterchen! iſt bei der Sache gar Vieles zu bedenken; vernehme meinen Plan:“

„Du biſt in einem Stande geboren, den ein dummes Vorurtheil einen unehrlichen nennt; kein Meiſter Schneider oder Schuſter nähme dich armen Jungen hierorts in die Lehre, viel weniger aber dürfteſt du hoffen, als Schüler in eines der landesherrlichen Gymnaſien einzudringen."

Doch Klugheit und Verſtand wiſſen in dieſem Jammerthale, wie es nun einmal iſt, jedes Hinderniß zu beſeitigen, und deſſen zu Folge wird es auch mir gelingen, dir dennoch die Doctorbahn zu ebnen und zu eröffnen."

„Mir lebt," fuhr Kilian wohlgefällig lächelnd in ſeiner Rede fort, „im fernen Auslande ein vertrauter Jugendfreund; er hieß vor fünf und dreißig Jahren noch Felix Krummnaſe, doch jetzt wird er Dr. Felicius Naso genannt, und befindet ſich im ***l**burgiſchen als fürſtlicher Ober-Medicinal-Rath und leſender Profeſſor der Univerſität zu X....s..... Alſo pflegt das Glück mit den Sterblichen zu ſpielen, was der Krummnaſe weiß, wußte ich längſt, allein meine Verdienſte kamen nicht an's Tageslicht."

„Genug, ich habe deinethalben, mein theurer Peter, an meinen Freund den Dr.

Naso geſchrieben, und ſchon iſt Antwort eingetroffen. Der Herr Doctor erwartet dich, er iſt bereit, dich in ſeinem Hauſe aufzunehmen, und dir ein zweiter Vater zu werden. Man wird dich unter deinem Namen Rabe, für den Sohn eines Doctor's medicinae — nun ich bin es ja auch, fehlt mir gleich der Hut — ausgeben, dich als Studiosus inſcribiren, und von deinem Fleiße, dem Glücke und der guten Aufführung allein wird es abhängen, welche Ehrenſtufe du dereinſt erreichen wirſt.“

Hier machte Meiſter Kilian eine Pauſe in ſeiner Rede, um dem ſtaunenden Benjamin Zeit zu gönnen, ſich zu erholen; doch bald nahm jener den Faden alſo wieder auf:

„Ich verſchwieg dir, mein guter Peter! gefliſſentlich ſo lange meine Plane, bis ſie zur Ausführung gänzlich reif, doch ungemein raſch ſoll jetzt gehandelt werden, deine mißgünſtigen Brüder dürfen dich nicht mehr hier treffen, draußen in der Kammer wirſt du ein bereits gepacktes Felleiſen mit Wäſche und anſtändiger Kleidung finden, ich werde dich noch mit Geld verſehen, dann den blinden Braunen an's Steyerer wagerl ſpannen, und dich ſelbſt zur Stadt fahren; heute Nacht noch reiſeſt du mit dem Landboten nach H.... ab, dort angekommen magſt du dich auf die Schnell-Poſt ſetzen, und in vierzehn Tagen ſchon biſt du, wenn das Glück wohl will, zu X....s..... bei meinem alten Bruder dem Felix Krummnaſe, dem Herrn Profeſſor Felicius Naso, wollt' ich ſagen, angelangt."

Mit nicht geringer Spannung hatte Monſieur Peter den Vater angehört; Freude und Erſtaunen glänzten aus des Knaben Augen, denn ſeine kühnſten Wünſche ſollten unverſehens in Erfüllung gehen. Als Meiſter Kilian endlich ſchwieg, fiel ihm ſein Benjamin, dankbar und laut weinend, um den Hals — doch genug! wir wollen dem Leſer die Abſchiedsſcene, ſo wie noch manchen väterlichen Rath, den der junge Nachrichters-

Sohn bei dieſer Gelegenheit erhielt, gerne erlaſſen, und beſcheiden uns zu melden, daß Peter in der That vom Meiſter Kilian ohne Zeitverluſt in die nächſte Stadt gebracht, und dort dem erwähnten Landboten zur weitern Spedition übergeben wurde.

Jörge und Kaſpar machten, als ſie nach Hauſe zurückgekehrt waren, große Augen, indem ſie den jüngſten Bruder vermißten, doch ſo ſehr jene auch den Vater mit Fragen beſtürmen mochten, ſie erfuhren nimmermehr, wo Peter geblieben.

Zweites Kapitel.

Studien und Finten.

Unſer Peter, dieſer Geſchichte eigentlicher Held, erreichte X....s..... und das Haus des Herrn Profeſſors Naso glücklich und ohne bemerkenswerthe Abentheuer.

Er wurde, bald nach ſeiner Ankunft, geprüft, und nach Maaßgabe bereits erlangter Vorkenntniſſe einer Klaſſe des Gymnaſiums zugetheilt; übrigens ließ man den Knaben, auf ſeine Angabe, ohne weitere Unterſuchung für den Sohn eines ausländiſchen Doctors gelten.

Der Profeſſor Naso war ein grämlicher geitziger Alter, den aus der Hefe des angebornen eigentlichen Standes, natürliche Anlagen, eiſerner Fleiß und günſtige Zufälle bis in ſeine jetzige Sphäre erhoben hatten.

Eigentlich war ihm der Antrag, den Sohn des fernen, ehemaligen Jugendfreundes, in Koſt und Wohnung zu nehmen, mehr als ungelegen gekommen, denn der Profeſſor mochte ſich nur höchſt ungern an die jugendliche Laufbahn, von der man an der Univerſität nicht das geringſte ahndete, erinnern, allein theils befürchtete der Herr Dr. Felicius von Meiſter Kilian, im Falle deſſen Anſinnen zurückgewieſen würde, Verrath, und dann lockte den Geitzhals auch das für den Peter gebotene gute Koſtgeld, und ſo glaubte er denn ſchon in einen ſauren Apfel beißen zu müſſen.

Dem Knaben wurde — eine unnöthige Vorſicht — von Seite des neuen Patrons, gleich nach deſſen Ankunft, unter furchtbaren Drohungen eingeſchärft, über gewiſſe Verhältniſſe, immer und ewig reinen Mund zu halten, dann wurde dem **Peter** ein enges Dachſtäbchen angewieſen, und übrigens kümmerte ſich der Herr Profeſſor **Felicius**, ohnehin mit Berufsgeſchäften überhäuft, wenig oder gar nicht um das Thun und Treiben ſeines Penſionärs.

Sabine, des Doctors alte Haushälterin, war annoch die einzige Genoſſin; doch es ſchloß ſich die fromme alte Jungfrau, nebſt ihrem **Benjamin Schmolke**, und einer großen Branntweinflaſche, den ganzen Tag über in das keuſche Kämmerlein ein, und nur eine Stunde vor Mittag kroch das häßliche Ungethüm hervor, um ſeinem Herrn und Meiſter, dem Herrn Profeſſor **Feli-**

eins, ein frugales Mahl zu bereiten, deſſen Ueberreſte unſer Peter dann mit dem Haushunde zu theilen bekam; das Knäblein blieb übrigens außer den Stunden, welche es in der Klaſſe zubrachte, ſich einzig und allein ſelber überlaſſen.

Jeder Keim, dem Schooße der Mutter-Erde anvertraut, entwickelt, zum Stämmchen heranreifend, Eigenthümlichkeiten, die ſtets vorherrſchend bleiben, wie auch des Gärtners Pflege und andere Zufälligkeiten einwirken mögen; an der einſtigen Frucht des Stammes ſelbſt zeigen ſich dem ſcharfen Auge des Kenners die charakteriſtiſchen Eigenheiten noch, und ihr Typus ſchwindet nur im phyſiſchen Tode. Alſo der Menſch! Der Erzähler befand ſich vor geraumer Zeit als Erzieher in einem militäriſchen Philantropine angeſtellt, wo alle Zöglinge ungemein ſtreng, nach einem und demſelben Prinzipe behandelt wurden; nach beinahe einem vollen Jahrzehende kehrte der Autor in die liebe Heimath zurück, und ſämmtliche Eleven jener Anſtalt, welche er meiſt als Knaben verlaſſen hatte, waren nun als mehr oder minder vollendete Jünglinge in's bürgerliche Leben bereits eingetreten, allein — einige jener ehemaligen Bekanntſchaften erneuernd, ſtellten ſich mir in der That intereſſante Wahrnehmungen dar: Kunz, der als zehnjähriges Jüngelchen jeden Kreuzer, deſſen er habhaft hatte werden können, ſtets auf der Stelle verſchwendete, hauste als Jüngling nun eben ſo mit Thalern wie einſt mit Pfennigen; Paul, welcher im Knabenalter nie länger als höchſtens eine Viertelſtunde den neueſten Anzug unbeſchmutzt auf dem Leibe erhielt, ſtellte ſich jetzt als junger Mann noch immer ein Schmutzhammel dar u. ſ. w.

Doch, es verzeihe der Leſer dieſe kleine, keinesweges zweckloſe Abſchweifung, man kehrt ſchnell genug zu dieſer Geſchichte kleinem Helden zurück.

Zwei Leidenſchaften ſchienen unſerm Peter angeboren, ſie hießen: falſch verſtan-

dener Ehrgeitz und Gelddurſt *); nicht hohe Tugend, Vaterlandsliebe u. ſ. w. leuchteten dem Knaben als Ziele eines würdigen Strebens, ihm wohnte die höchſte Verehrung vor Denjenigen nur bei, welche ſchnell viel Geld zu erwerben verſtanden, denn durch dieſes Metall wähnte er in ſeinem kindlichen Sinne, — freilich ſo ganz unrecht nicht — *könne man jedes irdiſche Gut, und den Schein jeder ſogenannten Tugend ohnehin leicht erringen.*

Man will hier nicht unterſuchen, wie eine ſolche Meinung in dem Knaben zuerſt entſtanden ſeyn mochte, genug ſie war vorhanden, und wurde keinesweges von irgend einer Seite beſtritten oder bekämpft, da der Kleine die Ueberzeugung in ſeinem Innern verſchloſſen behielt.

---

*) *Gelddurſt* darf keinesweges mit *Geitz* verwechſelt werden; ja es bleibt ſelbſt der Fall denkbar, daß ein im Golde nimmermehr zu Erſättigender nichts deſtoweniger ein Verſchwender ſeyn kann.

Peter war nicht ohne Mutterwitz, und ſo fiel er bald genug von ſelbſt auf allerlei Finten, einige Thaler Taſchengeld, welche er vom Vater Kilian erhalten hatte, zu vermehren, bei welcher Gelegenheit er vorzugsweiſe auf den Leichtſinn und die jugendliche Thorheit ſeiner Mitſchüler ſpekulirte.

Kleine glänzende Spielwerke und Tändeleien, welche Freundchen Peter gelegenheitlich und mit Umſicht einhandelte, wußte er ſtets mit großem Vortheile an Kammeraden wieder zu verſchachern, wobei er denjenigen, die er als Söhne reicher Eltern kannte, und welche anſehnliche Taſchengelder bezogen, nach Umſtänden kürzern oder längern Kredit nicht verſagte.

Der Knabe ſchritt auf der Spekulationsbahn raſch vorwärts, und war nach Jahr und Tag ſchon dahin gediehen, daß er den vermöglichern, zur Verſchwendung geneigten, Mitſchülern kleinere Summen, etwa von einem bis drei Thaler, förmlich auf Pfänder lieh.

Uebrigens blieb Peter keinem Laſter weniger als dem Müßiggange ergeben, all' ſein Thun und Treiben bezeichnete vielmehr nur rege Lebendigkeit, und dennoch erfreute er dabei ſich jenes ſogenannten Sitzfleiſches, welches Lehrer an Schülern ſo ſehr zu loben pflegen; mit Anlagen war der junge Rabe von Mutter Natur auch keinesweges ſparſam ausgeſtattet, ob er ſchon nicht als ein Genie im eigentlichen Sinne gelten konnte.

Nichts deſtoweniger waren die Lehrer mit den Fortſchritten des Knaben im Allgemeinen eben nicht ſehr zufrieden, und ſo ſeltſam bei den angeführten Umſtänden dieſe Thatſache ſich auch darſtellen möchte, es ging damit höchſt natürlich zu.

Man hegte an dem Gymnaſium zu X....s..... mit Recht, zu jener Zeit wenigſtens, mit vieler Sorgfalt das Studium der alten klaſſiſchen Sprachen; unſer Rabe aber theilte mit den Söhnen Iſraels eine eigene Anſicht: er hielt nämlich nur ſolche Kenntniſſe für ſchätzenswerth, mit denen man im praktiſchen Leben gleichſam wuchern konnte, da aber nun der Knabe an der Univerſität mehrere Magiſters, Privatdocenten u. dgl. bemerkte, welche den Homer meiſterhaft zu kommentiren verſtanden, und Horazens Oden im Schlafe herſagten, nichts deſto weniger aber am Hungertuche nagten, hub er an die Sprache der Hellenen und jene der alten Roma ziemlich gering zu achten; er meinte ſeine koſtbare Zeit nützlicher als mit der mühſamen Erlernung derſelben verwenden zu müſſen.

T....s..... liegt unfern den Ufern eines viel beſchifften Weltmeeres; zahlreiche Fremde, Britten und Dänen vorzugsweiſe, beſuchen ſtets die Stadt, deren Handel und Speditionsgeſchäfte ſich zu jener Zeit noch ungemein lebhaft darſtellten, und der Ort zählt Häuſer, deren Firma in mehr als einem Welttheile bekannt und geachtet iſt.

Bald genug hub dieſes Handels reges Treiben an, unſer Peterchen ungemein zu intereſſiren; unter ſeinen Mitſchülern befanden ſich Söhne der bedeutſamſten Großhändler, und dieſen nun ſuchte der junge Rabe, durch Kriechereien, Schmeicheleien und allerlei kleine Dienſtleiſtungen, ſo viel als möglich zu nahen. Der Verſuch gelang, und Peter fand Gelegenheit, jene Schulkameraden zuweilen in den väterlichen Behauſungen beſuchen, und den Gang großartiger Merkantilgeſchäfte in der Nähe betrachten zu können.

Der gewitzte Knabe gelangte zu der Ueberzeugung, daß eine flüchtige und dabei dennoch zierliche Handſchrift, daß gründliche und praktiſche Kenntniß der vorzüglichſten lebendigen Sprachen und des kaufmänniſchen Rechnungsweſens, dann Geographie und Menſchenkenntniß, die Hauptaxen ſeyen, um welche jene Geſchäfte ſich drehten; zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen erfuhr Peter, daß ein tüchtiger nach London, Koppenhagen, **Paris**, **Trieſt** u. ſ. w. korreſpondirender Commis einen Jahres-Gehalt von 4 bis 5000 Mark, ein Kaſſier und Procura-Führer aber noch bei weitem mehr bezögen, indeß ſelbſt der Rector magnificus bei der Univerſität kaum den vierten Theil jener Summe pro studio et labore einnahm.

Von nun an begann der Knabe **die trockene Schulweisheit**, wie er ſie nannte, noch mehr zu beſeitigen; **Bröder's** und **Buttmann's** Grammatiken, **Scheller's** und **Schneider's** Lexikone lagen im Staube, dagegen machte ſich der emſige **Peter** mit **Meidinger's**, **Valentini's** und **Arnold's** Sprachlehren deſto mehr zu ſchaffen.

Es befanden ſich an der Univerſität franzöſiſche, italieniſche und engliſche Maitres, deren allgemeinen Unterricht man für einen unbedeutſamen Ehrenſold benutzen konnte, und der junge **Rabe** gehörte jetzt unter die fleiſſigſten Schüler der Herren, und behauptete unter ſämmtlichen Scholaren dieſer Sphären bald genug und mit Auszeichnung den erſten Rang.

Peter blieb nimmermehr auf halbem Wege ſtehen; ihm wohnten Ausdauer und eine Feſtigkeit des Karakters bei, welche ſich bei angehenden Jünglingen ſeines Alters ſelten, aber zuweilen dennoch finden. Der Knabe kaufte engliſche Vorlegeblätter, und wurde nicht müde, die leichten, kühnen und geſchmackvollen Züge ſo lange nachzuahmen, bis die Sache beſſer und immer beſſer gelang; hinſichtlich der Kalligraphie überhaupt zeigte der Knabe ein ganz entſchiedenes Talent.

Signor Parnini, der italieniſche Sprachlehrer, und ſelbſt ehemals Kaufmann einer bedeutſamern Potenz, zeigte unſerem Peter beſonderes Wohlwollen, welches dieſer dadurch vergalt, daß er dem Signor offenherzig geſtand, wie er nicht die geringſte Luſt in ſich verſpüre, nach des Vaters Willen, einſt Medicin, Jura oder dergleichen zu ſtudiren, und wie er keinen andern Beruf fühle, dann ſein Glück in Merkurs Schule zu probiren. Der Italiener beſtärkte ſeinen hoffnungsvolleſten Schüler in dieſem Vorſatze, brachte in deſſen eifrige diesfallſige Studien einiges Syſtem, und zuweilen ſogar erhielt Peter von ſeinem Gönner, dem Parnini, ſelbſt Anleitung in der ſogenannten welſchen Buchhalterei.

Es ergaben ſich in X....s..... genug Gelegenheiten, fremde, lebende Sprachen, die engliſche zumal, zu ſprechen; Peter ſuchte ſolche Gelegenheiten emſig auf, und perfectionirte ſich in den angeregten Fächern immer bedeutſamer.

Man hat bereits einiger Züge erwähnt, welche den Leſer bewegen haben mögen, hinſichtlich der Entwickelung des moraliſchen Charakters unſeres jungen Helden nicht die beſte Meinung zu faſſen, und eine ſolche allenfallſige Folgerung wäre eben ſo natürlich, als in der That richtig geweſen.

Peter neigte ſich gerne zu Intriquen

hin, und hetzte nicht ſelten ſeine Mitſchüler an einander, wenn er daraus Vortheile zu ziehen hoffen konnte; ſein Herz ſo jung es war, zeigte längſt ſich verdorben.

Die ehemalige Pariſer Polizei beſoldete Mouchard's, die Wiener bezahlt noch heutigen Tages ſogenannte Naderer, und die Profeſſoren der gelehrten deutſchen Schulen im vorigen Jahrhunderte ſchämten ſich nicht, ſich einiger ihrer Schüler als Spione zu bedienen, welche das Thun und Laſſen der übrigen erſpähen und denunciren mußten; es verſteht ſich am Rande, daß man zu dem verworfenen Geſchäft keine Dummköpfe nützen konnte, und zur Schande unſeres Raben müſſen wir geſtehen, daß auch er ſich zu ſolchen Funktionen verwenden ließ.

Die Mitſchüler ahndeten Peter's geheime Beſtimmung allerdings, und er fiel bei ihnen deshalb ziemlich in Mißkredit; allein der feine junge Zuträger wußte Alles ſo klug anzuſtellen, daß man ſeinethalben immer zweifelhaft blieb, wodurch wenigſtens der Rücken des loſen Vogels außer Kolliſion mit den Stöcken der Kammeraden ſich zu erhalten wußte:

Drittes Kapitel.

Peter in Mercurs Schule.

Man hat bei des Helden erſten Jugendjahren länger verweilt, als eigentlich der Plan eines kleinen Romans verſtattet; allein da es hier, wie die Folge ausweiſen wird, ganz vorzüglich darauf ankam, einigermaßen die ſucceſive Charakterbildung des Nachrichter-Sohnes zu motiviren, darf man von dem gerechten Leſer, ob des erwähnten Umſtandes, Nachſicht erwarten. Raſcher wird der Geſchichte Gang nun vorwärts ſchreiten, und ſchnell genug ſich intereſſanter geſtalten.

Peter hatte in der angegebenen Weiſe endlich ſämmtliche Klaſſen des Gymnaſii, fünf an der Zahl, durchlaufen, und das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt; er ſollte ſich gerade hinſichtlich des nun zu wählenden künftigen Berufes beſtimmen, als ſein Koſtherr, der Dr. Felicius, die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Meiſters Kilian Rabe erhielt. Der Greis war ſeit drei Jahren ſchon blind und ſehr ſchwach geweſen, und bezahlte der Natur ſpät genug ſeine Schuld. Das Koſtgeld und andere Auslagen für ſeinen geliebten Benjamin hatte Meiſter Kilian zwar ſtets pünctlich entrichtet, allein dieſer Aufwand und lange anhaltende Kränklichkeiten, hatten endlich, da der Verdienſt ſtockte, des ehrlichen Nachrichters erſpartes Kapitälchen rein aufgezehrt; der älteſte Sohn Jörge folgte zwat dem Vater im Amte, allein, das verfallene Häuslein im Thale war Eigenthum der Obrigkeit, und außer einigem unbedeutendem Hausrathe, und einem achtzehnjährigen ſteifem Pferde, kam kein Erbſchafts-Object auf die Relicten.

Der Dr. Felicius eröffnete ſeinem Penſionär die eingelaufene Poſt mit dem trockenen

Bei-

Beiſatze: „Es kann der Monſieur Peter nun baldmöglichſt meine Wohnung verlaſſen, und von Morgen an ſelbſt ſehen, wo er Speiſe und Trank hernimmt, ſintemahl mir keine fernere Pflicht obliegt, für des Monſieur Peters Bedürfniſſe zu ſorgen.“

Die Nachricht von des Vaters Tod machte auf den Monſieur Peter keinen bedeutenden Eindruck; daß er aber durchaus keinen Erbetheil, aus der natürlichen Urſache, weil keiner vorhanden, anſprechen konnte — dieſer Umſtand betrübte ihn allerdings. Doch faßte ſich unſer Jüngling bald, er fühlte, daß die ſtattfindende Lage zu handeln dringend auffordere, und ging daher vorerſt zu ſeinem gütigen italieniſchen Sprachmeiſter, ſich bei dieſem Rathes zu erholen.

Signor **Parnini** ſprach, nachdem er ſeines hoffnungsvolleſten Schülers Lage vernommen, zu demſelben tröſtend alſo:

„Mein Sohn! ermanne dich — Du biſt jung, geſund, nicht ohne Kenntniſſe und Talente; die ganze Welt ſteht dir offen. Du haſt nicht Vermögen, die Univerſität zu beziehen, ohnehin wohnt dir keine Luſt bei, einen ſolchen Beruf zu wählen, drum rathe ich Dir, folge deiner Neigung, und begieb Dich zum Mercur in die Schule, doch bleibe nicht hier, der Schiffer ſucht, iſt ihm die Wahl freigeſtellt, ſtets das große Weltmeer auf, dort läßt ſich gut ſchiffen. Ein Jugendfreund von mir, ebenfalls aus italieniſchem Geblüte, Signor **Raldi**, treibt als Banquier zu Y——g bedeutſame Geſchäfte; des Kaufherrn eigene Schiffe durchſchneiden den Ocean, in Caraccas ſelbſt beſitzt er große Cacao-, Kaffee- und Zucker-Plantagen. An dieſen Mann, mein Sohn! — ſo endigte der welſche Maitre ſeine Rede — werde ich Dir nachdrückliche Empfehlungsſchreiben mitgeben, und ich hoffe, er wird ſich aus alter Freundſchaft gegen meine Perſon ſchon bewegen laſſen, Dich unentgeldlich als Lehrling in einem ſeiner Comptoire aufzunehmen.“

Wer war froher als unſer Peter? — er bedeckt Parnin's Hände mit Küſſen und bath denſelben, das verſprochene Empfehlungsſchreiben nur recht bald auszufertigen, indem er unbedingt des Lehrers Rath befolgen, und ſich nach Y———g begeben wolle.

Der gutmüthige Sprachlehrer ließ ſich leicht erweichen; er ſetzte ſich zur Stelle an den Schreibtiſch, und nach Verlauf einer halben Stunde bereits hatte unſer Held das verſprochene Empfehlungsſchreiben in der Taſche.

Peter ſchnürte ſein Bündelchen, nahm von Parnini gerührten, von Dr. Felicius aber kalten Abſchied, und der Morgen des folgenden Tages fand ihn bereits auf der nach Y———g führenden Landſtraße.

Unſer Jüngling hatte verſtanden, wie früher ſchon erwähnt wurde, ſein Taſchengeld wuchern zu laſſen, und auf dieſe Art nach und nach ein kleines Kapitälchen von beinahe zweihundert Thalern zuſammengebracht, allein der wirthliche Peter zog vor per pedes apostolorum zu reiſen, und fiel ihm der ungewohnte Marſch auch beſchwerlich, ſo erreichte er dennoch nach wenigen Tagen wohlbehalten das von X....s..... unferne Y——g.

In einem unſcheinbaren Gaſthöſlein der Vorſtadt nahm Peter vorerſt Abſteigquartier, und ſchnell genug reſtaurirt, verſetzte er ſich in ſeinen beſten Staat, und fragte nach Signor Raldi's Wohnung.

Man zeigte dem Jüngling ein Haus, welches er eher für den Pallaſt eines kleinen regierenden Fürſten, denn für das Quartier eines Kaufmannes gehalten hätte.

Peter trat durch die hohen Bögen der Pforte, und durch Glasthüren blickte er zur Rechten und Linken in lange Säle, in denen eine Menge Commis, emſig arbeitend, hinter hohen Pulten ſaßen; Kaſſiere ſtanden vor geöffneten golderfüllten Kaſten, nahmen dickleibige Geldſäcke ein, und zählten Goldhäufchen wieder mit einer Gleichgültigkeit aus, als ob ſie es mit Kirſchkernen nur zu thun hätten.

Unſerm armen Jungen ſchwindelte bei ſolchem Anblicke, und mit pochendem Herzen trat er endlich in einen der Säle; ein nett gekleideter junger Mann fragte nach ſeinem Begehr, und Peter äußerte ſchüchtern den Wunſch, dem Signor Raldi ſelbſt ein bei ſich habendes Empfehlungsſchreiben überreichen zu dürfen.

„Signor, unſer verehrter Principal, erwiederte der junge Mann, iſt mit Geſchäften ſtets überhäuft, und läßt in der Regel nur in höchſt wichtigen Angelegenheiten ſich ſprechen, darum mein Herr! vertrauen Sie mir gefälligſt das Schreiben; Sie werden unverzüglich dennoch Beſcheid erhalten.“

„Mir muß, verſetzte Peter beſonnen, wenn ſchon einigermaßen ängſtlich auch, mir muß daran gelegen ſeyn, mein Schreiben dem Signor ſelbſt zu überreichen, denn die Angelegenheit, welche es betrifft, iſt wenigſtens für meine Perſon, von hoher Bedeutſamkeit."

„Nun wohl, entſchied der Commis, ſo bemühen Sie ſich gefälligſt Morgen zur ſelben Stunde hieher, ich werde Ihnen dann bei Signor eine Unterredung zu verſchaffen ſuchen, für Heute bleibt es unmöglich."

Am andern Tage verfehlte unſer Peter keineswegs, ſich pünctlich mit dem bezeichneten Glockenſchlage einzuſtellen; er mußte mehr als eine Stunde wohl harren, endlich führte ihn der Commis von Geſtern nach einem zwar kleinen, nichts deſtoweniger aber koſtbar und geſchmackvoll dekorirten Spiegelkabinette, in welchem ein unſcheinbares, verwachſenes und ſchon ziemlich betagtes, in einen herrlichen Zobel-Schlafpelz gehülltes Männchen am Schreibtiſche ſaß.

„Signor! — der Fremde," — ſprach der Commis, und nahm ſogleich ſeinen Abtritt wieder; das Männchen im Zobelpelze ſchrieb, ohne eine Sylbe zu erwiedern, und ohne nur aufzuſchauen, emſig fort; Peter ſtand ſchüchtern ein halb Stündchen, wie auf Kohlen — jetzt endlich erhob ſich Signor mit einem kurzen, halb unwilligen, an unſern Jüngling gerichteten: „Was beliebt?“

Der junge Rabe überreichte ſchweigend ſein Empfehlungsſchreiben, und behielt Gelegenheit, während der Kaufherr daſſelbe entfaltete, dieſen genauer zu betrachten.

Signor Raldi, jenes hagere, kleine Männchen, mochte beinahe ſechzig Lebensjahre ſchon zählen; die gräulichten Augen blickten kalt und ſtolz; ein wideriger, beinahe höhniſcher Zug, umſchwebte die feinen, bläulichten Lippen, die Geſichtsfarbe ſtellte ſich ſchwärzlicht dar, und viele lange und tiefe Runzeln verliehen der Phyſiognomie vollends einen unfreundlichen Anſtrich; das Haupt bedeckten nur noch wenige ſtruppigte ſchwarze Härchen, die ſich aber ſchon ziemlich zu bleichen ſchienen.

Der Bankier ſchaute vorerſt nach des

erhaltenen Briefes Unterſchrift: „Hm, ſprach er dann für ſich,' doch vernehmbar, der Parnini, jetzt Sprachlehrer? — was will der ſchuftige Bankrottmacher von mir?“

Nach dieſem freilich wenig verſprechenden Eingange, warf das Männchen einen flüchtigen Blick in den Brief, einen nicht viel aufmerkſamern auf den vor ihm ſtehenden Jüngling, worauf er gleichgültig fragte: „Man wünſcht den Großhandel zu erlernen, man will deshalb in unſern Comptoirs unterkommen; Vorkenntniſſe und Anlagen ſind vorhanden, wie Parnini ſchreibt, doch die Hauptſache bleibt, beſitzt man Vermögen? Die Lehrzeit dauert im günſtigſten Falle vier volle Jahre, hundert Louisd'or ſind ſogleich zu erlegen, dann — hm! — Antwort! —“

Unſer Peter ſtand wie vom Blitze gerührt, endlich geſtand er ſtotternd: daß er ein zwar ganz armer Schelm ſey, nichts deſto weniger durch Fleiß, Dienſteifer und Treue, den Uebelſtand zu erſetzen hoffe.

„Hm, brummte Signor Raldi, unverkennbar aufgebracht: der Parnini wird ein Narr bleiben ſein Leben lang; Käſekrämer pflegen unentgeldlich Lehrlinge anzunehmen, und füttern dieſelben wohl noch obendrein, allein wenn wohl wäre Aehnliches von einem P——ger Bankier geſchehen? — indeß, fuhr das Männchen im Schlafpelze, ſich wieder zu Petern wendend, in gleichgültiger Rede fort: „Er ſcheint ein armer Schlucker, eines Unterkommens halber in Verlegenheit zu ſeyn; mein junger Freund! weiß Er was — Er hat derbe Knochen am Leibe, auch einen kräftigen Rücken, wie es ſcheint, ich habe geſtern einen meiner Hausknechte zum Teufel gejagt, Er kann deſſen Stelle einnehmen; ich reiche monatlich zehn Thaler Lohn, auch wirft es manches ſchöne Trinkgeld in meinen Comptoiren ab — doch ich verliere meine Zeit — hm — ſchnellen Entſchluß!“

Unſerm armen Jungen traten bei dem demüthigenden Antrage die Thränen in die

Augen, Signor aber, dieſes gewahrend, fügte ein klein wenig ſanfter bei:

„Hm, zu heulen braucht Er deshalb nicht, ſein Wille bleibt frei, indeß bedenke Er, mein Sohn! keine Arbeit, nur Müßiggang allein ſchändet; von der Picke auf zu dienen, brachte ſchon Manchem Segen und Heil, und Er wird von ſelbſt ſich heben, wenn Er zu Beſſerm taugt, mein Vater kam als Marmottenjunge aus Savoyen in dieſe Stadt, und hinterließ, als er ſtarb, eine Million, doch verkürze Er mir nicht lange die koſtbaren Minuten, hm — ſprech' Er ein kurzes und deutliches Ja oder Nein.“

Dieſe Behandlungsweiſe hatte den Peter dermaßen verblüfft und kleinmüthig gemacht, daß er des Großhändlers Antrag unbedingt annahm.

Nun zog Signor Baldi an der Klingelſchnur, und der junge Commis trat in's Gemach. „Der junge Menſch hier, ſprach der Gebiether blos, rückt in des lüderlichen Johann's Stelle ein.“

Sich verbeugend, trat unſer Jüngling mit dem Commis ab.

Peter erhielt von dem Commis, der nun das vorige: Sie, auch ſchnell genug, in ein einfaches: Er, umwandelte, den gemeſſenen Auftrag, des andern Tages in aller Frühe ſeinen Dienſt anzutreten. Vor der Hand tief gebeugt, ſchlich unſer junger Abentheuerer nach der Vorſtadt in ſeine Kneippe zurück, dort angelangt, verſchloß er ſich in ſeiner Kammer, und durchweinte, getäuſchter Hoffnungen halber, ein paar Stündchen, doch endlich erhob er ſich wieder, indem er des Bankiers Worte bedachte: daß keine Arbeit den Menſchen ſchände, und daß von ſelbſt, wer es verdiene, ſich erheben werde. Der Jüngling beſchloß, ſich mit Faſſung in ſein Loos zu finden, und mit kluger Umſicht nach Beſſerm zu ſtreben.

Wohlgemuthet und guter Dinge, band Peter des andern Tages die Schürze um. Roher Handarbeiten ungewohnt, machte der

Exſtudioſus Anfangs einige Verſtöße, es ſetzte derbe Vorwürfe, allein anſchicklich, wie dieſer Jüngling war, wußte er ſich bald in die ihm zuſtehenden Verrichtungen zu finden, und nach einigen Wochen bereits war er ein Hausknecht, comme il faut.

An Sparſamkeit gewöhnt, reichte Peter mit ſeinem Monatslohne gemächlich aus, und häufige Trinkgelder, welche fielen, wurden zurückgelegt, wodurch der Ausfall, den ſein erſpartes Kapitälchen durch die Reiſe von X. nach Y. erlitten hatte, bald genug mehr als hinreichend gedeckt war.

Ein halbes Jahr beiläufig hatte unſer Held als Hausknecht funktionirt, da zeigte ihm endlich Fortuna ein holderes Geſicht.

Eines Sonntages in der Frühe war Peter ſo eben beſchäftiget, die leeren Schreibſtuben auszukehren, da trat ſein gnädiger Principal durch die Thüre. Es war des aufmerkſamen Signor's Gewohnheit, an ſolchen Tagen Morgens, wenn alle ſeine Commis, Buchhalter, Kaſſiere und Lehrlinge abweſend waren, die Geſchäftslokale zu viſitiren, die lange Naſe in die Journale, Strazen und Hauptbücher zu ſtecken, u. dgl. mehr.

Peter both, das Mützchen abziehend, ehrerbiethig einen guten Morgen, den der Signor mit einem kaum bemerkbaren ſtolzen Kopfnicken erwiederte, wonach Herr und Knecht, nach wie vor ſchweigend, das Ihrige thaten.

- Plötzlich erſchallte ein laut ſchmetterndes Poſthorn vor dem Thore; eine Eſtafette, directe aus Brittanien, war angekommen. Signor Raldi entſiegelte haſtig die Depeſche, und das grämliche Geſicht des Alten erheiterte ſich; der Kourier hatte eine unerwartete, wenn ſchon nichts deſtoweniger ungemein willkommene Poſt überbracht, ein bereits verloren gegebenes, bedeutſames Kapital ſchien, den vorliegenden Nachrichten zufolge, gänzlich gerettet.

Doch, es legte bald genug, das grämliche

Antlitz des Kaufherrn ſich wieder in ſeine gewöhnlichen Falten, und ärgerlich brummte das Pelzmännchen vor ſich hin: „Hm, was nun beginnen? ſchnell muß eine Abſchrift gefertiget werden, doch wo einen Commis nun finden? — das junge Volk, es iſt ein ſchöner Tag, flog wohl mit Sonnenaufgang ſchon aus den Thoren der Stadt, die Andern befinden ſich jetzt in den Kirchen; Niemand wird zu Hauſe nun angetroffen — hm! —“

Der kluge Peter hatte die Worte vernommen, und ſchnell ein Herz ſich faſſend, ſprach er alſo: „Mein gnädiger Principal! darf ich es wagen meine geringen Dienſte anzubiethen, ich werde zu Dero Zufriedenheit das Blatt kopiren.“ „Hm, fuhr das Pelzmännchen entrüſtet auf, Er Tölpel kann ja nicht Engliſch ſchreiben.“

In der Mundart der Britten erwiederte Peter: „Allerdings Signor! bin ich jener Sprache mächtig, und meine Hand wurde öfters ſchon als deutlich gelobt.“ Der Bankier ſtutzte, als er aus des Hausknechts Munde engliſche Worte vernahm: „Hm, entſchied er nach einer kleinen Pauſe, man kann den Verſuch ja wagen; wohlan dann, zeige Er ſeine Kunſt, dieſes Blatt hier iſt zu kopiren.“

Schnell griff unſer Jüngling nach dem Papiere, er flog mit demſelben nach dem nächſten Pulte, und indem er raſch eine Feder ſchnitt, faßte er die Wichtigkeit des Moments, indem er beſchloß, bei der kleinen Arbeit ſich ſelber zu übertreffen.

Zum Glücke ſtellte des Originales Schrift ſich ungemein deutlich dar; mit einem kühnen wohl gelungenen Zuge begann Peter die Kopie; zierlich und rein floſſen die Zeilen auf's Papier.

Einigermaßen neugierig doch blickte das Pelzmännchen gleich Anfangs über des Schreibenden Schulter. „Hm, kurios!“ brummte dann Signor wieder in den Bart, indem er aus der reich brillantirten goldenen Doſe eine

Priſe ſpaniſchen Tabackes nahm, und langſam auf und nieder ſchritt.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde überreichte der Hausknecht dem Principal die fertige Kopie; aufmerkſam durchlief der Bankier das Papier, und er mußte bei ſich ſelber geſtehen, es war die Abſchrift nicht nur zierlich, ſondern höchſt korrekt auch gelungen, indeß ſpendete der wunderliche Alte im Pelzneglige weder Worte des Lobes noch des Tadels; Peter aber mußte nach dem Poſt-Bureau eilen, um einen Poſtillon zu beſtellen, der eine Eſtafette, welche Signor Raldi mit den aus Albion erhaltenen Nachrichten ſchnell weiter in's Land hinein ſenden wollte, befördern ſollte. Unſer Jüngling kehrte bald genug mit dem beſtellten Poſtreiter zurück; der Bankier hatte bereits die Depeſche expedirt, ſie wurde dem geſtiefelten Manne eingehändigt, und im Galopp flog dieſer die Straße hinab.

Signor ruhte auf der prachtvollen Ottomanne im Spiegelkabinette, er winkte dem jungen Hausknechte näher zu treten, und ehrerbietig befolgte Peter den ſtummen Befehl.

„Hm, hub der Principal an, Er ſchreibt eine geläufige Hand, Er ſpricht Engliſch ſo ziemlich — was kann Er mehr?“

Höchſt beſonnen und Anſpruchslos zugleich erwiederte Peter: „Mein gnädiger Herr! ich bin auch einigermaßen der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache mächtig, und mit den gewöhnlichen Rechnungsarten ziemlich vertraut; zu der Doppelbuchhaltung nach welſcher Art hat mir Herr Parnini einige Anleitung gegeben, allein in dieſer Kunſt freilich können meine Fortſchritte keine bedeutſamen bis jetzt genannt werden.“

Signor Raldi ſtellte hinſichtlich der angeregten Sprachen gleich zur Stelle ein kleines Tentamen mit dem Helden an, welches dieſer zu des Kaufherrn ziemlicher Zufriedenheit beſtand, wie es wenigſtens ſchien.

Eine lange Pauſe erfolgte, nach welcher Raldi, der durchaus nichts ohne einige

Ueberlegung unternahm, ſich ungefähr folgendermaßen vernehmen ließ:

„Hm, hör' Er Rabe! Er iſt gerade kein Eſel, und wenn Er Fleiß dran wendet, auch kein lüderlicher Strick wird, könnte aus Ihm noch vielleicht dereinſtens Etwas werden; hm— daß Er, beſcheiden genug, ſich als Hausknecht brauchen ließ, gefällt mir auch von Ihm, und obſchon Er ein armer Teufel iſt, ich bin gewohnt, Ordnungsliebe, Talente und Fleiß zu befördern; Er iſt von Morgen an unter die Zahl meiner Lehrlinge aufgenommen; doch hm — das ſage ich Ihm, beim erſten dummen oder leichtſinnigen Streiche, den Er macht, wird Er ohne Gnade und Barmherzigkeit zum Teufel gejagt. Verſtanden, hm? — und noch Eines, weil Er Nichts zu nagen und zu beißen hat, mag Er nach wie vor monatlich zehn Thaler beziehen — hm — obwohl ich nicht weiß wozu und wofür, doch es mag diesmal darum ſeyn — hm — marſchire Er!“

Unſeres Helden Dank und Freude kannten

keine Grenzen, und das Pelzmännchen hatte Mühe, ſich ſeiner zu erwehren. Signor Raldi hatte keinesweges ohne Umſicht gehandelt, denn es ließ ſich voraus beſtimmen, daß dieſer fähige Lehrling bald genug die Stelle eines Commis zu erſetzen im Stande ſeyn würde; ſo ſtellt ſich der echte Kaufmann meiſtens nur dann großmüthig dar, wenn er ſeinen entſchiedenen Vortheil vor Augen ſieht.

Viertes Kapitel.

Es wird erzählt, wie es dem Peter in Merkurs Schule ferners erging.

Munter wurde die Schürze abgebunden, und mit der Feder in der Fauſt, hinter dem Pulte nun ſitzend, finden wir unſern metamorphoſirten Hausknecht hier wieder. Ein altes deutſches Sprichwort behauptet: „Es ſeyen Lehr- keine Herrenjahre“ — und Peter fand oft genug Gelegenheit, die Wahrheit des Satzes beſtätiget zu ſehen, denn er wurde verſchiedentlich und weidlich gehudelt, indeß wußte er auch, froh nur die gewünſchte Bahn verfolgen zu dürfen, Vieles mit Gleichmuth zu ertragen.

Vorerſt wurde der junge Rabe freilich nur bei'm Kopierbuche verwendet, allein die Vorgeſetzten merkten bald, daß er zu Beſſerm zu gebrauchen, denn er zeigte Scharfſinn, Aufmerkſamkeit, Anlage zum richtigen Calcül u. ſ. w., und ihm wurden allmählich wichtigere Verrichtungen anvertraut; unſer Peter ließ ſich die Sache angelegen ſeyn, und zu läugnen war auch nicht, Signor Raldi's Comptoire blieben eine Schule, in welcher fähige Subjecte ſich vorzugsweiſe zu tüchtigen Kaufleuten bilden konnten.

In einer theuren großen Stadt mit monatlich zehn Thalern zu ſubſiſtiren, möchte Manchem ſchon eine ſchwere Aufgabe gelten, indeſſen Peter hatte ſich zu beherrſchen und beſchränken gelernt, auch fand der gewitzte Burſche in der jetzigen Carierre bald genug

Gelegenheit, auf anderweitige Weiſe ſeine Renten zu vermehren.

Signor Raldi hatte in ſeinen Comptoiren ſtets eine Menge Lehrlinge ſitzen; es waren größtentheils Söhne ſeiner vorzüglichſten Korreſpondenten: Britten, Franzoſen, Italiener, Niederländer u. ſ. w., verzogene Mutterkinder nicht ſelten, beſtimmt, Millionen dereinſt zu beherrſchen.

So ſtreng der Principal auch war, er konnte in die Detaile der ausgedehnten Geſchäfte alle unmöglich eindringen, und jene Burſchen führten in der Regel ein lockeres Leben. Sie ſchauten auf den neuen Kameraden, den ehemaligen Hausknecht, mit ziemlicher Verachtung hernieder, allein Peter hatte längſt die ſchwere Kunſt begriffen, ſich höher Geſtellten unentbehrlich zu machen; er ließ ſich ſchon Manches gefallen, ſchmeichelte der Eitelkeit jener jungen verzogenen Mutterſöhnchen, und wenn ihnen, was häufig genug geſchah, das Geld ausgieng, war der

Rabe bereit, mit kleinen Darlehen auszuhelfen, wobei er aber mit wahrem Kunſtſinn die jugendlichen Wüſtlinge prellte, daß ihnen die Augen hätten übergehen mögen. Peter's Anlage, Intriquen und Kabalen zu ſchmieden, welche ihm förderlich werden konnten, hatte ſich bedeutſam ausgebildet, und er gerieth deshalb viel ſeltener in Verlegenheit, als einſt auf dem Gymnaſium zu X., weil er nun viel feiner und vorſichtiger zu Werke zu gehen verſtand. Der emporſtrebende Nachrichtersſohn lebte kaum beſſer als ein Hund, allein ſeine Menſchenkenntniß und Fähigkeiten erhielten nicht mindern Zuwachs, denn ſeine Börſe. Doch genug! es kann nicht im Plane dieſes kleinen Romanes liegen, bei der nunmehr leicht angedeuteten Lebensperiode des Helden länger zu verweilen.

Fünf volle Jahre war Peter von Signor Raldi als Lehrling hingehalten worden, und ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling ſchon ſah er ſich freigeſprochen. Als Commis diente er nun dem Prinzipale, der ihm in dieſer

Eigenſchaft einen ſchon ziemlich anſtändigen Gehalt zugeſprochen hatte.

Mehr dann zwei Jahre waren neuerdings verſtrichen, und Peter Rabe war unter Raldi's jüngern Dienern unbeſtreitbar einer der fähigſten und brauchbarſten.

Conjuncturen des Handels beſtimmten den Signor um dieſe Zeit dringend, einiger wichtiger Geſchäfte halber, einen Commis nach Paris zu ſenden, allein Raldi befand ſich momentan in großer Verlegenheit, ob eines Subjectes, dem er die Miſſion mit einiger Sicherheit anzuvertrauen hätte wagen dürfen.

Einige der ältern Diener, welche der berühmte Großhändler bei häufig vorkommenden Reiſen, in Angelegenheiten ſeiner Häuſer, ſonſt benutzt hatte, waren aus ihren Verbindlichkeiten ohnlängſt getreten, etliche andere Vertraute befanden ſich zu Caraccas, und unter ſeinen gegenwärtigen Beamten konnte der ſcharfſehende Signor nicht gleich einen finden, der ihm zur Sendung nach Paris geſchickt erſchienen wäre. Der eine war zu träge, der andere für den Augenblick zu Hauſe unentbehrlich, von einem Dritten ließ ſich befürchten, er würde im Palais-royal in den Armen der reizenden Femmes de monde und an den Pharotiſchen der Geſchäfte und ſeiner ſelbſt vergeſſen. In dieſer Verlegenheit fiel des Bankiers ſuchendes Auge auf unſern Raben, und ſchnell war ſeine Wahl entſchieden; Solidität und Geſchicklichkeit beſaß der Jüngling auf jeden Fall mehr, als erforderlich war, das in Rede ſtehende Geſchäft zu vollbringen, und ſeine Treue wollte Signor ohnehin auf die Probe ſtellen.

Peter horchte hoch auf, als er von ſeiner Beſtimmung nach Paris zum Erſtenmale hörte, doch lachte ihm vor Freude das Herz im Leibe, denn fremde Menſchen und Länder, ſo wie den Gang und Stand des auswärtigen Handels kennen zu lernen, dieſes war längſtens der ſehnlichſte geheime Wunſch unſeres Helden geweſen.

Er erhielt in der That wenige Tage nachher von dem Principale die officielle Weiſung, nach Galliens Hauptſtadt abzugehen, und Reiſeſummen, Vollmachten, Inſtruktionen und manch' andere erbauliche Lehre, folgten ſchnell hinter einander. Peter nahm Alles getreulich mit auf den Weg.

Es war der erſte bedeutſame Ausflug dieſer Art, den Monſieur Rabe machte, und wenn er ſich den feinen, Weltkundigen, Pariſer Großhändlern gegenüber, ſchon Anfangs wenigſtens, ein bischen ungelenk und ſeltſam darſtellte, ſo ließ ſich Peter hinwiederum doch keinesweges verblüffen, und ein aufmerkſamer Beobachtet wußte er, bald genug, ſo ziemlich, ſich des herrſchenden Tones zu bemächtigen.

Indeſſen dehnten ſich die Pariſer-Geſchäfte mehr in die Länge, als Anfangs zu vermuthen ſtand. Schon verweilte unſer Jüngling ein volles Jahr in dem modernen Babylon; die rohen Ecken ſeiner Sitten huben an, ſich mehr und mehr abzuſchleifen, und Signor **Raldi** zu Y——g vermochte ſeiner Seits nicht, jenen Rechenſchaften, welche der reiſende Faktor pünktlichſt nach Hauſe entſendete, gerechten Beifall zu verſagen.

Erſt in der andern Hälfte des zweiten Jahres achtete man die Gegenwart unſeres Helden zu **Paris** nicht länger für nöthig; anderweitige Angelegenheiten zu arrangiren erhielt er von dem Signor den Auftrag, ſich nach **Havre de Grace** zu verfügen.

Nach einem kurzen Aufenthalte in dieſer Stadt, mußte **Peter** an Bord gehen, und nach **Koppenhagen** ſchiffen, von dort nach **Stockholm** überſetzen, und durch den finniſchen Meerbuſen nach **St. Petersburg** reiſen; eine Tour nach **Albion** endlich beſtimmte dieſen weitläufigen Ausflügen zu Waſſer und zu Lande Grenzen.

Nach einer Abweſenheit von nicht minder dann fünf Jahren kehrte **Peter** nach Y——g in das Haus ſeines Herrn und Meiſters zurück; man faßte dieſen Zeitraum in wenigen Worten zuſammen, weil es nur Zweck bleibt, ein pſychologiſches Gemälde, nicht aber eine trockene Reiſebeſchreibung hier zu liefern.

Unſeres Helden Bildung konnte jetzt ſchon einigermaßen vollendet gelten: Er hatte die Menſchen und deren Schwächen kennen gelernt, und tiefe Blicke in die Myſterien des großen Welthandels geworfen. Treulich zwar hatte Peter das Intereſſe ſeines Hauſes wahrgenommen, und Allerwärts nach Möglichkeit befördert; allein es würde eine arge Lüge ſeyn, wollte man behaupten: er habe dabei die eigene Perſon ganz und gar vergeſſen.

Herr Rabe bezog während der langen Dauer ſeiner Reiſen ungemein anſtändige Diäten, denn Signor Raldi beachtete zu ſehr die Erhaltung der großen Reputation ſeiner alten Firma, als daß er in ſolchen Stücken ſich hätte kleinlich und geizig darſtellen mögen, auch wußte der ſinnige Großhändler gar wohl, daß ſich ſelbſt überlaſſene Beamte von Einfluß, durch Nichts leichter als Knauſerei, von Seite der Vorgeſetzten, zu Betrügereien verleitet werden.

Nun, es bewahren andere ſinnige Kaufherren in analogen Fällen gleiche Anſichten, allein ihre jungen Reiſenden ergeben ſich nur zu häufig ſchädlichem Leichtſinne, und vergeuden die eigenen bedeutſamen Revenüen an Würfeltiſchen, bei Saufgelagen, oder aber in den Tempeln der paphiſchen Göttinn. Solcher grober Mißgriffe hatte ſich unſer Held nicht ſchuldig gemacht; er genoß zwar Jugend und Welt, aber ſtets mit weiſer Mäßigung und Sparſamkeit.

Rabe kleidete ſich anſtändig, denn er hatte bald genug einſehen lernen, welche bedeutſame Schlüſſe in der menſchlichen Geſellſchaft vom Rocke auf den Mann gemacht zu werden pflegen, allein er ergab ſich auch in dieſem Stücke keinesweges dem herrſchenden übertriebenen Luxus, mehr nach reinlicher

Nettigkeit, denn nach Glanze ſtrebend, und gerade dieſe vorſichtige Eigenthümlichkeit gewann ihm wiederum das Wohlgefallen und beſondere Vertrauen ſolider Geſchäftsleute. Nur in Städten, wo Peter zu verweilen und Verbindungen einzuleiten gedachte, kam ſeine beſſere Garderobe an's Tageslicht; auf der Reiſe ſelbſt ſtellte er ſich im abgetragenen grauen Ueberrocke dar, und dieſes Coſtüme ließ dann in ſeiner Perſon eher einen dürftigen Handwerksgeſellen, denn den Procuraträger eines, Millionen gebietenden, Kaufherrn vermuthen. Auch dieſes Benehmen kam unſerm Reiſenden gar wohl zu Statten, denn der unſcheinbar gekleidete Wanderer entgeht leichter den Prellereien der Wirthe, Kutſcher, Schiffskapitaine u. dgl., während der Prunkende Allerwärts theuer die Kratzfüße bezahlen muß, die nicht ihm ſondern ſeiner Börſe nur gelten.

Auf dieſe Weiſe wird der Leſer es glauben, wenn man verſichert, daß Herr Rabe bei Weitem nicht einmal die ihm bewilligten anſehnlichen Reiſehonorare conſummirte, ſondern von denſelben namhaft zurück legte, indeß ſein eigentlicher jährlicher Dienſtgehalt unangetaſtet ſtehen blieb.

Wir haben bereits gehört, daß der Held während ſeinen Studien- und Lehrjahren ein, wenn auch nicht bedeutſames, Kapitälchen erſparte, oder vielmehr erwucherte, und es war nicht in Peters Charakter, Gelder todt liegen zu laſſen, vielmehr benutzte er nun die günſtige Gelegenheit, welche ihm die weitläufigen Reiſen an die Hand gaben, ſtets mit Umſicht zu ſpekuliren, und immer zeigte ſich bei ſothanen Privat-Spekulationen das Glück ihm günſtig. Auch für anderweitige Kaufherren im Geheim Geſchäfte zu beſorgen, entblödete ſich Herr Rabe keinesweges, und ſolches Mühen wurde ihm reichlich vergütet.

Wenn man ſchwer zu faſſen vermag, in welch' kurzer Zeit Verſchwender oft die bedeutſamſten Summen vergeuden, ſo verdient es dagegen auch Bewunderung, wenn man das Vermögen beachtet, welches ſparſamer Sinn und Regſamkeit nicht ſelten eben ſo ſchnell zuſammenbringen. Kaum achthundert Thaler nannte Peter ſein eigen, als er auf Reiſen ging, und mehr als ſo viele Tauſende in vortrefflichen Banknoten, bewahrte des Helden Schreibtafel, als er nun in Signor Baldi's Haus zurückkehrte, wo ihm noch an rückſtändigen Jahresgehalten eine bedeutſame Summe zu erheben bevorſtand.

Des Herrn Rabe Selbſtgefühl war jetzt ungemein geſteigert; wohl erklärbar! denn wer Gold als der Güter höchſtes hienieden beachtet, dem verleiht auch nur der Beſitz dieſes Metalles Gefühl des ſcheinbaren eigenen Werthes.

Fünftes Kapitel.

Donna Laura.

Freundlich-ernſt ſah ſich unſer Held von Signor Raldi empfangen.

Der Principal verſchloß ſich mit ſeinem von großen Geſchäftsreiſen nun zurückgekehrtem Faktor in's einſame Kabinett, dieſem eine General-Rechenſchaft vorerſt abzunehmen, und mehrere Tage verſchlang das Unternehmen. Peter indeſſen beſtand mit allen Ehren, ſich dieſesmal des Herrn und Meiſters lautes und unbedingtes Lob erwerbend, welches derſelbe ſonſt nur ſelten und ſehr ſparſam zu ſpenden pflegte.

Nach ſeinem Eintreffen zu Y——g am achten Tage ſah ſich Herr Rabe an die Tafel des Principals gezogen, eine Auszeichnung, welcher ſich wieder nur ungemein ſelten ein Untergebener in dieſem Hauſe zu erfreuen hatte.

Es

Es wurde an einem runden Tiſche en famille geſpeiſt; außer dem Signor und Peter befand ſich nur des erſtern Tochter, der ſogenannten Hausehre vorſtehend, bei Tafel.

Der alte Raldi hatte noch viele Geſchäftsfragen auf dem Herzen, und ſo unſchicklich es auch ſeyn mochte, den Gaſt bei Tiſche damit zu behelligen, der Signor achtete nicht darauf, wie denn ſehr Vornehme und Reiche hienieden überhaupt ein Recht zu haben glauben, häufig und ungeſcheut den Anſtand verletzen zu dürfen.

Doch laſſen wir die Herren von Dingen ſprechen, welche den Leſer vielleicht nur in einem ſehr geringen Grade intereſſiren möchten, und wenden wir unſere Blicke indeſſen auf eine uns bisher unbekannt gebliebene Perſonage der Geſchichte, auf Herrn Raldi's erwähnte Tochter, Donna Laura nämlich.

Die Dame ſitzt vor uns, und wir wollen ſie aus angeborner Galanterie durch einen

Spiegel beſchauen, weil ſelbſt gute Spiegel ein bischen zu ſchmeicheln pflegen.

Ziemlich klein ſtellt ſich unſern Augen die Donna dar; nun, klein iſt häufig niedlich! — in der Jahre Blüthe befindet ſich Laura nimmermehr, ſie ſelbſt geſteht, sechs und dreißig Lenze mit daran hangenden Sommern, Spätjahren und Wintern, geſehen zu haben; ey — der Verſtand, der rechte, echte, wahre, kömmt mit Jahren erſt! — die Phyſiognomie? — hm, etwas verſchoben, kleine grünlichte Augen, breite Stumpfnaſe, weiter Mund, mangelhafte, ſchwarze Zähne, etwas ſeltſame Ohren, bleifarbiger Teint, ein weiter Mund, um welchen Runzeln ſich zu bilden anheben, immer tief genug, daß ein halbes Dutzend Liebesgötter darinnen Platz finden könnten, ehemals braune, kurze und dünne Haare, doch jetzt freilich von abgeſchoſſener Couleur. — Nicht zu läugnen, ein origineller Kopf, und das Originelle gewiſſer Gattung gefällt ſelbſt Menſchen von verſchrobenem Geſchmack, da aber ſolche Menſchen gerade nicht ſelten ſind, kann dieſer Kopf dennoch auf Beifall rechnen.

Die Geſtalt? — nun, wie erwähnt, ziemlich klein, aber ſehr wohlbeleibt! ein üppiges Embonpoint findet auch Bewunderer, denn verſchieden iſt der Geſchmack. Im erſten Augenblicke zwar ſcheint der Dame Körperbau einige Disformitäten darzuſtellen, allein bei näherer Prüfung zeigen ſich uns Ausgleichungen, welche beinahe harmoniſchen Einklang hervorzaubern. So erſcheinen uns dieſe Arme vielleicht zu dünn und zu lang im Verhältniße der übrigen Figur, doch dagegen bewundern wir einen um ſo dickern Hals; der Fuß zeichnet ſich auch durch originelle Aehnlichkeit aus, er mahnt nämlich an das Bein des berühmten jungen Elephanten, welchen die kaiſerliche Menagerie zu Schönbrunn bei Wien verſchließt; Laura's Buſen ſtrotzt im Gegenſatze nicht von auffallender Fülle, ja man könnte ihn der Plattheit halber mit einem Brette, oder origineller noch mit den dramatiſchen Produkten eines gewiſſen deutſchen Dichters vergleichen, doch dieſe Aehnlichkeit gerade möchte ich hehre, gediegene Schönheit heißen, ſie mahnt ja an die Antike.

Der Donna Koſtüme dürften Ignoranten überladen finden. — Nicht doch! der Geſchmack deutet auf poetiſchen Sinn unſerer Tage. Dieſe rothe Robe, der gelbe Shawl, die grünen Schuhe, die amarantfarbige Bajaderen-Coiffüre, — welch' ſtrahlendes Enſemble! das anmuthige Fräulein ſcheut kleinen Zwang keineswegs, ein dichtes Schnürleib umſchließt die Lenden; — ſeht! ein Meſſer iſt zur Erde gefallen, die Dame verſucht es aufzuheben — welch' gratiöſe Haltung zeigt ſich nun: der Oberkörper bleibt ſteif, nur die Kniee beugen ſich, und glücklich erhaſchen die magern Finger des langen Armes nun die Klinge.

Doch genug des Scherzes, man will Laura's pſychiſche Individualität ernſter nun würdigen, als der Fall in phyſiſcher Hinſicht ſich darſtellte.

Die Donna war des alten reichen Raldi's einziges Kind, und hatte die Mutter in der früheſten Jugend ſchon verloren. Trotz ſeiner Häßlichkeit, blieb das Mägdlein des Vaters Augapfel, allein ſich mit der Tochter Bildung ſelbſt zu befaſſen, fehlte dem vielbeſchäftigten Großhändler jede Muſe, und er glaubte dadurch ſeinen diesfallſigen Pflichten hinlänglich zu genügen, daß er aus Gallien dem zarten Fräulein eine Gouvernante verſchrieb, und ihm noch außerdem ein Dutzend Maitres hielt; allein Natur hatte nicht nur Laura's Geſtalt, ſondern auch deren Geiſt und Herz ungemein ſtiefmütterlich bedacht, ihre franzöſiſche Duenna war noch obendrein ein gleißneriſches, höchſt unmoraliſches Geſchöpf, die Sprach-, Tanz-, Muſik- und Zeichnungslehrer aber ſtellten ſich mit den Marken, welche ſie nach beendigten Lehrſtunden erhielten, höchlich zufrieden, unbekümmert, ob die talentloſe Schülerin begriffen hatte. Sie ſowohl, wie die ganze zahlreiche Dienerſchaft, ſchmeichelten der Eitelkeit, dem Stolze und der Trägheit eines verwahrloßten Mädchens, welches einſt, Erbin von Millionen, nach des feilen Volkes gewöhnlicher Meinung, keiner anderweitigen Ausſchmückungen und Vorzüge bedurfte, und ein ſothaner Conflict unſeliger Umſtände geſtalteten Lauren zu einem in der That in jeder Hinſicht recht widerlichem Geſchöpfe, allein der ſonſt ſehr verſtändige Vater war von dem Töchterlein zu ſehr eingenommen, als daß er den Uebelſtand wahrnehmen, und ihm kräftig hätte entgegen arbeiten mögen.

Unſere Donna ſchritt mit den Jahren an Unausſtehlichkeit vor, indeſſen, es überſtrahlt des blendenden Goldes Glanz ſtets alle Mängel der Sterblichen, und allmälich ſtellten ſich verſchiedene Freier ein, Söhne reicher und anſehnlicher Kaufherren, welche, um die mannbare häßliche Jungfrau werbend, den eigenen Mammon zu mehren, und ſich auf des gebiethenden Reichthums höchſte Stufe zu ſchwingen gedachten.

Allein Laura war prätiös, keiner der Freier konnte ihr unbedingt gefallen: der eine erſchien zu groß, der andere zu klein, dieſer zu wohlbeleibt, jener zu hager, ein vierter zu ſtill, zu lebhaft ein fünfter u. ſ. w. Der verblendete Vater glaubte auf die Wahl des einzigen geliebten Kindes nicht einwirken zu dürfen, und die Donna vertheilte allerwärts Körbe nach Herzensluſt.

Inzwiſchen wurde die Jungfrau älter, und die Freier blieben aus; es pflegten Y———gs edle Jünglinge ſcherzweiſe zu ſagen: Signor Raldi erwarte, wie Kotzebu's Don Ranudo, einen ſchwarzen Prinzen aus Aethiopien, der dem lieben Töchterlein einen Thron anbiethen würde; Andere aber flüſterten ſich in die Ohren, es leide die Demoiſelle an einem organiſchen Fehler, und einer gewiſſen jungfräulichen Maladie, welche die Delikateſſe zu nennen verbiethet, die aber, wo ſie einmal vorhanden, eines Mädchens Beſitz als Gattin erwünſcht eben nicht machen kann.

Eine ſolche Stimmung, dieſe falſchen oder wahren Gerüchte in der angeregten Sache, nahmen unter der vornehmen männlichen jungen Welt immer mehr über Hand, und die reichen Elegants blieben aus Raldi's Hauſe fern; arme Schlucker aber getrauten ſich nimmermehr, der ſtolzen Tochter des eben ſo ſtolzen Großhändlers mit gewiſſen Wünſchen im Buſen zu nahen.

Tief ſchmerzte die Hintanſetzung unſere Donna, ihre Eitelkeit war tödtlich verletzt, ihr Humor wurde von Tag zu Tag unausſtehlicher, und von ſeinen unzarten Ausbrüchen bekam ſelbſt der in dieſem Falle ſchwache Vater hinlänglich zu leiden.

Doch genug! die Tafel wurde aufgehoben, und es ließ ſich der Signor alſo vernehmen: „Hm, des ſeit vielen Jahren einmal gewöhnten Mittagsſchläfchens kann ich mich nicht entbrechen, Laurettchen! unterhalte indeſſen unſern Gaſt, zum Kaffee ſtelle ich mich in einem Stündchen wieder ein.“

Mit dieſen Worten trat Herr Raldi in's Kabinett, und Herr Rabe ſaß nun ganz allein der Tochter ſeines Principals gegenüber, und zwar in ſeinem Leben zum Erſtenmal, denn in ſeinen frühern tief untergeordneten Verhältniſſen hatte ihn die ſtolze Laura nie eines Blickes gewürdiget.

Unſer Peter, der gereiſte Mann von Welt, zeigte ſich in der Situation keinesweges verlegen, er ſchien dieſelbe vielmehr gewünſcht und erwartet zu haben. Mit Anſtand wußte er das Geſpräch einzuleiten, und demſelben bald genug eine pikante Wendung zu geben, er ſchmeichelte der Dame, mit wohl berechneter ſinniger Umſicht, und Donna Laura lieh ihm kein ungeneigtes Ohr, denn alten Fräuleins duftet geſtreuter Weihrauch ungemein lieblicher noch, denn friſch blühenden Grazien, und die älteſte Jungfrau findet nicht unnatürlich, wenn ihre verwelkten Reitze junge Männer zu entflammen ſcheinen.

Ganz in Extaſe rief der ſchelmiſche Peter unter Anderm aus: „O mein Fräulein! laſſen Sie es mich geſtehen, Ihr holdes Bild lebte ſeit Jahren ſchon in meiner Seele, ich nahm es zu einer Zeit in derſelben auf, als ich es im entfernteſten Sinne des Wortes nicht wagen durfte, meine Gefühle zu geſtehen, ja ſie errathen nur zu laſſen; allein wo ich in der Folge weilte, ja ſelbſt in dem wichtigſten Geſchäfts-Drange, auf der See, in dem wilden, dem Leben dräuenden, Toben des Sturmes, dachte ich an die anmuthige Lauretta allein.“

Es mußte die Dame hier von Rechtswegen erröthen, doch ſchien ſie ob der unvermutheten Erklärung, wenn auch überraſcht, doch keinesweges ungehalten, ſie lächelte ſo gefällig, als es ihr überhaupt nur möglich war, und flüſterte Etwas von heiterem Scherz, der dem Herrn Rabe einzugehen beliebe, und ähnliches dergleichen.

Peter vermaß ſich hoch und theuer, wie ernſter, gar ernſter Sinn ſeinen Worten unterliege — „Und, — ſo rief er zum Zweitenmale ungemein lebhaft aus, — und mein holdſeliges Fräulein! um die Wahrheit meiner Betheurungen zu bewähren, um Sie zu überzeugen, daß ich Allerwärts auf meinen weiten Reiſen nur an Sie gedacht, erlauben Sie mir gnädigſt ein unbedeutſames Zeichen zu übergeben.“

Er ſtürzte hinaus in's Vorgemach, und kehrte ſchnell mit einem Käſtchen aus Ebenholz, fein gearbeitet und mit Silber zierlich ausgelegt, wieder. Das Käſtchen ſammt einem güldenen Schlüßelein der Donna überreichend, ſprach Monſieur Rabe: „Oeffnen Sie meine Theuerſte! ich beſchwöre Sie zu öffnen!“ — Laura zögerte, heftiger drang Peter in ſie, und wie voll holder Verwirrung gehorchte endlich die Dame.

Geſchäftig breitete der Held des Käſtchens köſtlichen und aromatiſch duftenden Inhalt vor der Jungfrau aus: „Dieſes große Bernſteinkreuz, ſprach er heiter, brachte ich in Dännemark an mich, es bildet eine, wenn auch unwürdige Zierde, für der hehren Lauretta Schwanenbruſt; hier der ſchwarze lange Reigerbuſch, wurde von der Inſel Candia verſchrieben; dieſe Korallenſchnüre nennen Schweden, oder ſeine Küſte vielmehr, ihr Vaterland, und ihre Beſtimmung bleibt, den ſchönſten der Hälſe zu umſchließen; der Shawl iſt echt perſiſch, er wurde in Tauris ſelbſt gewebt, und in St. Petersburg gekauft, zart und fein zwar ſtellt ſich die Decke dar, lebhaft leuchtet der echten Farben Spiel, allein nichts deſtoweniger iſt Perſiens Gewebe kaum einer Lauretta werth, denn ihr gebührt — der Hermelin; dieſe Fläſchchen endlich, ſo endete der Schmeichler, bewahren Roſenöl, ſie kommen direkt aus Iſpahan, doch überflüßig ſind ſie der

Lieblichen, deren Odem Veilchenduft ſelber haucht.“

Der Donna glänzende Augen verſchlangen die bunten Koſtbarkeiten, deren Anblick weniger Damen Herzen ungerührt gelaſſen haben möchte; doch mehr, denn der ſeltene Putz, die Augen, hatten des liſtigen Peters Honigworte Laurettens empfängliches Ohr beſtochen.

Das alte Fräulein erglühte und ſtammelte, ſichtbar zitternd, endlich: „Mein guter Herr Rabe! ich finde mich durch dieſe Aufmerkſamkeit — hoch geehrt, indeſſen, ich will nicht, ich weiß nicht — ich nehme dennoch Anſtand, denn —“

„Um Gotteswillen! meine angebethete Laura! fiel Peter erſchrocken ein, reden Sie nicht weiter, könnten Sie dieſes treue Herz verkennen, wäre es möglich, daß Sie dieſe Kleinigkeiten zurückweiſen möchten, der Himmel iſt mein Zeuge, ich würde den Schimpf nicht überleben! —“ Das war zu viel, die edle Jungfrau konnte der Aeußerung ſolch' hochherziger Gefühle nicht widerſtehen, auch ihre Eitelkeit ſiegte, vor den hohen Spiegel trat ſie hin: der Reigerbuſch wurde am Kopfputze befeſtiget; das Bernſteinkreuz, die ſchwediſchen Korallenſchnüren, der perſiſche Shawl, — alles wurde anprobirt, und Herr Rabe leiſtete ungemein behende bei dem Geſchäfte hülfreiche Hand, wobei, wie von ungefähr, einmal ſeine Lippen des Fräuleins fahle Wangen berührten; gütig ignorirte die Donna ſothane kühne Unart.

Alſo ganz ſeltſam geſchmückt ſtand Laura; noch einen wohlgefälligen Blick warf ſie in den Spiegel, da trat der Vater aus dem Kabinette. Lange und voll Verwunderung betrachtete der Signor die Tochter, dann rief er aus: „Aber mein Gott! wie ſiehſt Du aus?“

Dem Alten entgegen hüpfend erwiederte lächelnd das Fräulein: „Ja, denke nur, mein Väterchen! die ſchönen Sachen alle hat mir Herr Rabe aus der Fremde mitgebracht.“ Signor legte die Stirne in Falten, und brummte in den Bart: „Hm, hätte dem Herrn nimmermehr ſolche Galanterie zugetraut.“

Der Kaffee wurde hierauf ſervirt, Laurettchen that verlegen, ungemein einſylbig geſtaltete ſich die Unterhaltung der Herren, und kaum hatte Peter die Taſſe ausgeſchlürft, da griff er nach dem Hut, und nahm, ſich höflich empfehlend, ſeinen Abtritt.

Sechſtes Kapitel.

Drei häusliche Scenen.

(Dramatiſch bearbeitet.)

Scene I.

(Raldi's Spiegelkabinett; der Alte ſitzt ſchreibend am Secretaire, Rabe tritt durch die Thüre.)

Rabe.

(Indem er ſich verbeugt.) Signor haben mich rufen laſſen?

Raldi.

Sogleich! (Schreibt fort. — Pauſe.)

Raldi.

(Er nimmt eine goldene, reich brillantirte Uhr, und einen Ring, aus dem Schubfache, und tritt mit dieſen Dingen zu Rabe. — Nachdem er geräuſpert:) Hm — Sie haben da meiner Tochter allerlei Schnickſchnack mitgebracht, muß viel Geld gekoſtet haben — Hm — wozu? Sie ſind doch ſonſt kein Verſchwender?

der? — es war mir nicht lieb, aus Urſachen — hm — doch es iſt geſchehen. — Nehmen Sie hier dieſe Uhr, und den Demant, als Zeichen meiner Erkenntlichkeit für treu geleiſtete Dienſte — hm —

Rabe.

(Empfindlich:) Signor! eilen ſehr mich abzulohnen. — (Mit erheucheltem Gefühl:) Ich bleibe Ihr ewiger Schuldner, ich danke Ihnen viel, o dürfte ich Ihnen mehr noch danken, möchte ich aus Ihrer Hand das ſchönſte Glück meines Lebens empfangen.

Raldi.

(Geſpannt:) Hm — ſeltſame Reden, wie verſtehe ich Sie? — Hm!

Rabe.

Wohlan Signor! ich will ohne alle Umſchweiſe offen reden, ich liebe Ihre Tochter, ich liebe ſie grenzenlos; ich nährte vor Jahren ſchon, ehe ich auf Reiſen ging, dieſe Leidenſchaft; Hoffnungslos mußte ich ſie in meinem Buſen verſchließen, aber ach —

Raldi.

(Ihn mit allen Zeichen des Erſtaunens und Unwillens unterbrechend:) Herr! ſind Sie plötzlich verrückt geworden? hm! Sie haben die Linie doch nicht paſſirt!

Rabe.

O nennen Sie dieſe Gefühle nicht Wahnſinn Signor! ſie erheben hoch über der Erde Raum.

Raldi.

(Wie zuvor.) Hm, das wird mir doch zu bunt! welche Frechheit! welche grenzenloſe Verwegenheit! Weiß der Herr, daß Männer fruchtlos um meine Laura freiten, Männer, welche Millionen, ja ſelbſt große Ritterſitze aufzuweiſen hatten, und was denn hat der Herr von Habenichts zu biethen? hm!

Rabe.

Sie fragen noch? — ein treues Herz, Kenntniſſe, einen ſpekulativen Kopf —

Raldi.

Hm, lauter leichte Waare, — muß ich daran erinnern, hm, ich thue es zwar ungerne, daß der Herr ein Hausknecht einſt war — hm!

Rabe.

Signor! denken Sie billig, menſchlich. Aus Ihrem eigenen Munde weiß ich, daß Ihr Herr Vater, ein armer ſavoyiſcher Junge, mit einem Murmelthiere auf dem Rücken, einſt durch die Thore dieſer Stadt trat.

Raldi.

(Sehr aufgebracht.) Alle Teufel auch, des Herrn Unverſchämtheit geht zu weit, nun ſuche der Herr, wenn ich wohlmeinend rathen darf, die Thüre — oder ich rufe meine Leute — hm!

Rabe.

Ich gehe Signor! allein Sie ſenden mich, wenn ſich Ihr Herz nicht erweicht, in den Tod; bedenken Sie das! (ſtürzt ab.)

Raldi.

(Allein, nach einer Pauſe:) Hm, dumme, recht dumme Streiche! (von einer andern Seite ab.)

Scene II.

(Laura ſitzt im Morgenneglige mit der Guitarre auf der Ottomanne; die Guitarre klingt verſtimmt, ſie ſingt, ſich ſelber begleitend, durchaus falſch und mit gellender Stimme:)

»Der Eichwald brauſ't,
Die Wolken ziehen« u. ſ. w.

(Raldi tritt ein.)

Laura.

Was fehlt Dir, mein Väterchen! Du ſiehſt verſtimmt?

Raldi.

Hm, denke doch Laurettchen, da hat der Rabe —

Laura.

(Ihn ſchnell unterbrechend, ſehr geſpannt:) Was hat er mein Väterchen! was hat er?

Raldi.

Der Menſch hatte die Unverſchämtheit um Deine Hand zu werben; hm, es muß der Burſche verrückt geworden ſeyn.

Laura.

(Lächerlich empfindſam:) O nicht alſo, mein Väterchen! es hat der edle Jüngling mein Herz erkannt, in das ſeinige habe ich prüfende Blicke geworfen, und es bewährt gefunden; trenne Du nicht einen Bund, welchen die innigſte Liebe ſchloß.

Raldi.

Was, iſt dieſes die Sprache meines ſtolzen Mädchens? haſt Du deshalb Millionen ausgeſchlagen, um Dich dem nächſten, beſten meiner Ladendiener an den Hals zu werfen? Doch nein, es iſt nicht möglich, hm — Du ſcherzeſt wohl nur?

Laura.

Der Himmel möge mich vor Scherz bewahren, wenn von meines Lebens Glück die Rede.

Raldi.

Hm, wie iſt mir denn! iſt in meinem Hauſe die Tarantel eingekehrt, ſeyd ihr alle plötzlich verrückt geworden? hm, das ſage ich Dir, aus der Geſchichte wird Nichts.

Laura.

(In komiſcher Extaſe:) Biſt Du ein Tyrann, oder mein Vater? Doch ſchmeichle Dir nicht, zwei ſchöne Seelen zu trennen, eng verbunden ſind die Namen Peter und Laura, und eher möchte das Gewölbe des Himmels einſtürzen, ehe ich von ihm laſſe, dem treuen, zartfühlenden Jüngling.

Raldi.

Hm, lege Dich zu Bett, Laurettchen! Du mußt krank ſeyn, in der That ſehr krank, ich werde ſogleich nach dem Arzte ſenden. (ab.)

Laura. (Allein:)

O ſpotte nur Tyrann! Laura bleibt beſtändig und treu, ſie wird, ſie muß ſiegen; ſie kennt die Mittel, mein Väterchen! Dich fire zu machen. (Rufend:) Hannchen, hre, Hannchen!

(Hanna das Hausmädchen kömmt.)

Scene III.

(Laura und Hannchen.)

Hannchen.

Wat giebts Frölen!

Laura.

Tritt näher gute Seele, Kind der Natur! Du ſollſt die Vertraute meiner Wonnen und Leiden ſeyn, o *Hanna*! ich liebe —

Hannchen.

Och enmal wieder?

Laura.

O *Hanna*! und ich werde wieder geliebt, wie nimmer ein Mädchen hienieden.

Hannchen.

Wenn's man nur och jewiß is.

Laura.

(Zornig:) Packe Dich gemeine Kreatur! nicht werth meines Vertrauens.

Hannchen.

Na, na, icke heb es man nich' ſchlimm gement, et war man nur en klener Zweifel.

Laura.

(Ohne auf ſie zu hören, deklamirt höchſt affektirt und unrichtig:)

»O heiße Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Der erſten Liebe güldne Zeit;
Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwimmt das Herz voll Seligkeit:
O daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſchöne Zeit der erſten Liebe.« (ab.)

Hannchen.

(Allein, **Laura** nachſehend.) Ja wenn's man immer ſo bliebe, da liegt der Karnickel im Fefer! icke ſege, ſie is man toll, renne toll is ſe jeworden. (Folgt **Lauren**.)

Siebentes Kapitel.

Manövrir-Künſte unglücklich Liebender.

Des Herrn Rabe, in den vorigen Kapiteln erzählte, Liebes-Erklärungen und Abentheuer mochten ſinnige Leſer allerdings befremden, da ſolche Abentheuer nicht gehörig motivirt ſich darſtellten, und man eilt daher, jetzt das Fehlende zu ergänzen.

Von einem vertrauten Freunde, der ebenfalls in Raldi's Dienſten ſtand, erhielt Peter auch im fernſten Auslande regelmäßige Nachrichten über des Principals häusliche Verhältniſſe, und ſo berichtete denn dieſer Correſpondent unter anderm mehreremale, wie, von dem höchſten Uebermuthe der Donna Laura beleidiget, ſich längſt alle ehemaligen Courmacher zurückgezogen hätten, und wie nun durchaus kein neuer würdiger Freier mehr nahen wolle, ſo daß es beinahe das Anſehen erhalte, als ob das goldſchwere Fräulein nichtsdeſtoweniger von Gott Hymen geflohen würde.

Unſer kluger Peter raiſonirte, nachdem er eine ſolche Nachricht, unmittelbar vor ſeiner Zurückberufung, wieder erhalten hatte, ungefähr in folgender Weiſe:

„Donna Laura zeigte empörenden Stolz und überſpannte Anſprüche, ſie pochte auf des Vaters Goldkiſten, allein nun ſie, eine alte Jungfrau, Gefahr läuft, trotz ihres Geldes ſitzen zu bleiben, mag der Sinn ſich auch merklich umwandelt haben, und wer weiß, ob ſie nicht par depit gerade, jetzt einſchlagen würde, wenn tollkühn ein armer Teufel, ſchön, jung, gewandt, ihr in origineller Art mit Liebeserklärung und Heirathsanträgen nahete. Häßlich, ſehr häßlich, und mehr noch unerträglich, ſprach bei ſich ſelber Peter weiter, bleibt das verzogene Vatertöchterlein freilich, indeß in Geſchäften des großen Handels würde dabei doch ein gemachter Kerl, wer ſich des reichen Raldi's

Schwiegerſohn nennen dürfte, und für der Gattin Unerträglichkeit könnte immerhin doch der Beſitz von Hunderttauſenden anderwärts Entſchädigung gewähren.“

Solche Reflexionen brachten unſern Peter endlich zu dem Entſchluß, ſelber, und kühn genug ſein Glück bei Lauretta zu verſuchen; in welcher Art und mit welchem Erfolg der Held den Plan ausführte, wurde dem Leſer bereits bekannt, und wir vermögen nun, ohne Aufenthalt, der Geſchichte verlornen Faden wieder aufzunehmen.

Peter hub an meiſterhaft die Rolle des unglücklichen Liebhabers zu ſpielen; pünktlich zwar ſtand er wie ehemals ſeinen Geſchäften vor, allein ſein ganzes Weſen charakteriſirte der Typus zerſtreuter Schwermuth, er wandelte ſtets umher wie im Traume, gab verkehrte Antworten, und zog ſich von allen Geſellſchaften zurück; Signor Raldi ließ ihn gewähren, und ignorirte gänzlich des Dieners ſeltſames Benehmen.

Donna Laura, ihrer Seits, ſchonte weder Thränen noch andere Waffen, des Vaters Sinn zu umwandeln, Waffen, welche ihr oft genug den Sieg verſchafft hatten, allein, mochte ſie flehen oder ſchmollen, Signor zeigte in dieſem Falle eine unerſchütterliche Energie.

Indeſſen das goldſchwere häßliche Mädchen zu erringen, blieb einmal Herrn Peters feſter Entſchluß, ihm waren alle ſich darbiethende Mittel genehm, von denen ſich allenfalls verſprechen ließ, ſie würden zum Ziele führen; da nun aber das alte Fräulein leidenſchaftlich für ihn eingenommen, und Rabe überhaupt nicht der Mann war, der aufgefaßte Ideen, ohne vorher das Aeußerſte daran geſetzt zu haben, wieder fahren ließ, mag es ſich leicht begreifen, daß des betagten Signors Wachſamkeit hintergangen wurde.

Sonder große Mühe bewilligte Laurette dem Geliebten heimliche Rendezvous. Sich an dem Vater zu rächen, ſchlägt Leſſings

Juſt in Minna von Barnhelm vor, die Tochter zur H*** zu machen; „ſie wird es ohnehin längſt ſeyn, erwiedert hierauf der welterfahrene Wachtmeiſter, denn — ſie iſt ja häßlich! — In der That, der ehrliche Krieger hatte Recht, ein altes, häßliches, Männertolles Mädchen zu Falle zu bringen, bleibt Kinderſpiel. Der Reitz des Geheimniſſes behauptete ſeine gewöhnlichen Rechte, und der kühne Peter brach eine verblühte Roſe, ohne von den Dornen ſehr inkommodirt zu werden.

Bald entdeckte die Donna an ſich eine gewiſſe Veränderung, ob welcher anmuthige, bedauernswerthe Jungfräulein die zarten Händlein blutig ringen, und die Aeuglein wund weinen, nun unſer Fräulein entwickelte in der einmal nicht mehr zu ändernden Lage, ungemein mehr philoſophiſchen Sinn. Mit triumphirender Miene trat ſie vor den Vater hin, und mit frecher Stirne, lachend beinahe, wurden dem Alten die nächſten Folgen der Schuld, ohne Umſchweife, und offenherzig genug, kund gemacht.

Signor nahm ſich bei des holden Töchterleins leutſeligem Bekenntniſſe, wie Väter in ſolcher Situation ſich häufig nehmen; er ſchimpfte, zürnte, tobte, und ſeines Grimmes ganze Fülle ſollte auf des Verführers Haupt ſich entladen, allein Peter war kein Narr geweſen, und hatte ſich frühzeitig aus dem Staube gemacht; der geliebten Lauretta allein war des Buhlen Aufenthalt bekannt.

Nun, es bleibt Geſetz der Natur, daß endlich alle Stürme früher oder ſpäter enden, dem holden Sonnenſchein weichend, und auch des Vaters Herz zürnt nimmermehr ewig. Signor kam zur Beſonnenheit, und erkannte die Wahrheit, daß Geſchehenes nicht mehr zu ändern, und daß man am beſten thue, dem böſen Schickſals-Spiele heitere Mienen zu zeigen.

Das einzige geliebte Kindlein durfte der

Schande durchaus nicht Preis gegeben werden, und es kam endlich dahin, daß man den entflohenen Raben, Verzeihung ankündigend, gar ſchön bitten ließ, zurückzukehren, und die Tochter eines Millionen ſchweren Großhändlers mit ſeiner Hand zu beglücken.

Peter ſtellte ſich ein, und führte ſinnig die wohl einſtudirte Rolle durch. Er ſtürzte, heiße Thränen vergießend, dem Signor zu Füßen, und Verzeihung erflehend deklamirte er Allerlei von der Allgewalt der Liebe; und dergleichen mehr. Der alte Raldi dagegen ließ ſich ernſt und beſonnen alſo vernehmen:

„Hm, laſſen Sie die Bühnenſtreiche bei Seite; Alles was Sie ſind, verdanken Sie mir, und mit Undank lohnten Sie dafür, hm — der Welt Lauf! Zwar ſehe ich mich gezwungen, Ihnen meine Tochter nun zu überlaſſen, doch ich befürchte, das Mädchen wird ſich ſelbſt dereinſt für ſeinen Leichtſinn beſtraft ſehen, denn wahre, eigentliche Liebe ohne Nebenabſichten, mein Herr Rabe!

führte Sie nicht zu Lauren, ſagen Sie was Sie wollen; allein, hm — noch giebt es Mittel, mein Kind vor allenfallſiger harter Behandlung zu ſchützen. —“

Signor ſchwieg, Peter aber ſtand etwas verblüfft; nach einer Pauſe nahm jener wieder das Wort:

„Diener können Sie mir, als meiner Tochter Gatte, freilich nicht mehr bleiben, hm — vor Compagnons hatte ich ſtets einen unüberwindlichen Abſcheu; Sie erhalten, nebſt meiner Tochter, vorerſt 25,000 baare Thaler, hm — damit mögen Sie auf eigene Fauſt Ihr Glück probiren.“

Nach dieſen Worten zeigte der empfindliche Alte dem Helden den Rücken; der Empfang war ziemlich kühl, beleidigend beinahe geweſen, und nicht bedeutſam ſtellte ſich die Morgengabe für eines Raldi's einzige Tochter dar; Peter blickte ſcheel.

Indeſſen wurde das Pärchen ohne Zeitverluſt verbunden, und nach einigen Wochen erfreute die Donna den jungen Gemahl mit einem grundhäßlichen Knaben.

Herr Rabe erhielt von ſeinem Schwiegervater die verſprochenen Summen, welche er mit dem eigenen Erſparten vereinigte; auf dieſe Weiſe bildete ſich ein müheſam hinreichender Fond. Peter eröffnete zu Y——g ein neues Wechſelhaus unter ſeiner Firma.

Achtes Kapitel.

Peter der Emporkömmling.

Signor hatte ungemein richtig geurtheilt: Rückſichtsloſe Liebe war es keineswegeſ geweſen, welche unſern Helden zu der häßlichen Donna Laura hingezogen, und der Beweiß ſtellte ſich bald genug ziemlich handgreiflich dar.

Ein arkadiſches Erdenwallen hatte Lauretta ſich an Peters Hand verſprochen, doch es ſah ſich das verzogene Fräulein in ſeinen Hoffnungen getäuſcht; der junge Gemahl begegnete der Gattin gerade nicht ſchlimm, denn er hatte des Schwiegervaters halber Rückſichten zu nehmen, allein es glaubte ſich die Donna, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, von dem Manne der Wahl dennoch ſehr vernachläſſiget. Seine ganze Aufmerkſamkeit, Kraft und Streben, wandte Herr Rabe den Geſchäften zu, hoch ſtand das Ziel, welches er ſich ſelbſt geſteckt hatte, und weit noch ſah ſich der Regſame von dieſem erwünſchten Ziele entfernt; Peter's Kopf und Herz erfüllten, wenn nicht chimäriſche, aber doch gigante Plane und Spekulationen; der Gattin Zerſtreuung zu gewähren, blieb ihm wenige oder gar keine Zeit übrig. Lauretta's Verſuche, die Pantoffelherrſchaft zu gewinnen, ſcheiterten an des Helden ſich ſelbſt bewußter Energie, und zu ſpät entſtrömten den Augen der getäuſchten Dame Thränen der Reue.

Das beſchwerte Herz zu erleichtern, durfte die arme Laura ſelbſt dem Vater nicht mit

Klagen nahen; es hatte das Töchterlein durch ſeine abentheuerliche Liebesgeſchichte mit Herrn Rabe bei Signor ungemein verloren, und der Alte ſetzte der unzufriedenen Donna immer und ſtets dieſelben Repliken nur entgegen; ſie lauteten: „Geſchrieben ſteht, du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe; nun aber mein Kind! haſt Du Deinen Vater durch Ungehorſam und Eigenſinn ſchwer gekränkt, und biſt Du mit Deinem gegenwärtigen Looſe nicht zufrieden, ſo erkenne des Himmels Strafe. Ich, ſo fuhr Signor im Lehrtone weiter, ich ſelbſt ſehe leider auch zu ſpät nun ein, daß ich an Deinem Mißgeſchicke die Schuld mit trage, Du wurdeſt von mir verzärtelt und verzogen, und machſt nun Anſprüche an den Gatten und die Welt, welche beyde nicht zu befriedigen vermögen; füge Dich den Verhältniſſen, werde weiſer, und Alles wird von ſelbſt beſſer werden.“

Solcher Troſt enthielt freilich der reinen Wahrheiten viele, allein er war nicht geeignet, eine Lauretta aufzurichten, der Nichts anderes übrig blieb, als geduldig nun ein Joch zu tragen, welches ſie ſelbſt ſich aufgelegt hatte.

Fühlte ſich übrigens Herr Peter ſelber durch ſeine häuslichen Verhältniſſe nicht beglückt, ſo war ihm in Geſchäften des großen Handels dagegen Fortuna ungemein hold.

Auf ſeinen großen Reiſen für Raldi's Haus hatte unſer Held allerwärts genau den Stand und die eigentliche Beſchaffenheit wichtiger Handelsplätze an Ort und Stelle kennen gelernt, und perſönliche Bekanntſchaften angeknüpft, welche ihm in ſeiner nunmehrigen Lage ſehr nützlich wurden; ein bedeutſamer Credit war für eines Raldi's Schwiegerſohn ohnehin bald errungen, und auf dieſen fußend, ſpekulirte Herr Rabe in ganz neuer, origineller und kühner Art, allein alle ſeine Unternehmungen krönte der günſtigſte Erfolg, und nach etlichen Jahren ſchon wurde Peter's Handlungsfirma unter den bedeutſamern Y———gs mit genannt, denn des Helden damalige Carierre fiel in eine Periode, in der Deutſchlands Handel noch keine tödtlichen Streiche erhalten hatte, und wo merkantiliſche Genies ſchnell ſchwindelnde Höhen erreichen konnten, wenn ſie nicht gleich beim Beginnen des Fluges ſich die Fittige verbrannten.

Doch mit einem Wohlſtande, dem Peter auch Andere erreichen ſah, konnte er ſich nimmer zufrieden ſtellen; ein Stern erſter Größe, ein Matador, ein Tonangeber — wollte er im Reiche des europäiſchen Handels glänzen, unaufhaltſam nach dieſem Ziele ſtreben und es gewinnen um jeden Preis.

Ein Staat des zweiten Ranges befand ſich in gedrückter Lage, und ſah ſich gezwungen, ein bedeutſames Darlehen zu negociren; jenem Handelshauſe, welches dem Geſchäfte ſich unterziehen möchte, wurden lachende Ausſichten, ungemein wichtige Vortheile verhießen, allein Deutſchlands Großhändler zögerten zu entriren, denn es war gerade zur Zeit einer politiſchen Kriſe, alte Throne ſelbſt ſah man wanken; — da prüfte Herr Rabe mit Kennerblicken den Stand des politiſchen Barometers, und wo Alle zagten, beſchloß er zu wagen; er both jenem Staate an, die verlangten Summen aufzubringen, wenn man ihm eine gewiſſe hohe Proviſion bewillige, die ſelbſt der ſchmutzigſte Jude anzuſprechen nimmermehr gewagt hätte. Des Ländchens Premier-Miniſter befand ſich hart im Gedränge, er gieng in das unverſchämte Verlangen ein, und Peter brachte die Gelder glücklich zuſammen.

Hatte unſer Held wirklich mit nicht gemeinem Scharfblicke geſchloſſen, oder war es nur Zufall geweſen — man getraut es nicht zu beſtimmen — allein ſeine Calcüls in der angeregten Sache bewährten ſich als richtig. Aus der bald ſich ergebenden großen politiſchen Kataſtrophe trat jener Staat, deſſen man erwähnte, nicht nur geborgen, nein ſelbſt bedeutſam begünſtiget und vergrößert, hervor; die dem Herrn Rabe zugeſtandenen Termine konnten eingehalten werden, und der feine Herr zählte ſeine Intereſſen nach Tonnen.

Den ihm viel werthen Titel eines geheimen Commerzienrathes erhielt der eitle Peter von dem dankbaren Premier-Miniſter jenes Ländchens, gleichſam noch in den Kauf, dafür, daß er ſich hatte geneigt finden laſſen, eine hochlöbliche fürſtliche Regierung wucheriſch und Kunſtgerecht zu prellen.

Bald nach dieſem Ereigniſſe eröffnete ſich unſeres Helden ergiebigem Spekulationsgeiſte ein neues ergiebiges Feld.

Ein grauſer Weltdeſpot, den die Vorſehung zur Zuchtruthe Teutonia's ſo recht eigentlich erleſen zu haben ſchien, überzog einen bedeutſamern deutſchen Staat mit Krieg, der dem überwiegenden Genie eines kühnen militäriſchen Emporkömmlings die Taktik des vorigen Jahrhunderts entgegen ſtellte. Der fremde Uſurpator erfocht einen glänzenden

Sieg nach dem andern, der große Haufe achtete die wankende Krone auf dem Haupte eines bis jetzt mächtigen deutſchen Monarchen bereits wie verloren, und die Staatspapiere des momentan hart bedrängten und unglücklichen Fürſten ſanken dermaßen unter ihren Nominalwerth, das ſie an die Aſſignaten jener weiland galliſchen Republik erinnerten.

Allein auch jetzt ſah Herr Rabe ſchärfer als Tauſende; ihm wurde aus den Operationen des Siegers klar, daß es nicht in ſeinem Plane lag, den Beſiegten gänzlich zu zerſtören, und auch auf deſſen-Thron einen Fremdling zu erheben, und während beinahe Jedermann froh war, der ſogenannten Treſorſcheine, wenn auch zu Spottpreißen, los zu werden, kaufte Peter deren an, ſo vieler er nur habhaft werden konnte.

Y——gs übrige Großhändler ſteckten, boshaft kichernd, die Köpfe zuſammen, vermeinend: Es habe Kollege Rabe für dieſesmal dennoch falſch ſpekulirt, indem er ſich eine Grube grabe, in welche er, ſich ganz und gar zerſtörend, bald genug ſtürzen würde.

Allein Peter lachte zuletzt, und zwar mit dem größten Rechte; er hatte keinesweges falſch ſpekulirt, ſondern ſich einen glänzenden Triumph vielmehr bereitet. Nach wenigen Jahren hatte ſich der Treſorſcheinen-Staat erholt, Herr Rabe hatte nicht einen Thalerſchein von ſeinen unzähligen ſothanen Papieren abgeſetzt, ehe ſie wieder al Pari ſtanden, und der Held ſah ſeine Fonds durch das letztere hoch gewagte und bedeutſame Unternehmen mehr denn triplirt.

Mit Gleichmuth beachtete der alte Raldi des glücklichen Schwiegerſohnes kühnes, aber ſtets wohl überlegtes Treiben, allein er pflegte gegen bewährte Freunde, in vertrauten Stunden, darüber zuweilen Folgendes zu äußern:

„Hm, der Rabe iſt ein gewandter Burſche, und weiß klug und fein den merkantiliſchen Zeitgeiſt aufzufaſſen, und ihn zu nützen, wer ſpricht dieſes ihm ab? — allein — hm — ich habe Menſchen kennen und durchſchauen gelernt: eine tüchtige Doſis Narrheit wohnt dem Manne deſſenungeachtet in ſeines Buſens Tiefe bei; Hm — falſcher Ehrgeiz, Eitelkeit, Bauernſtolz, heißen die Klippen, die ihm drohen, und entwickelt der Rabe ſolche Manien ſpäter als Andere ſeiner Art, ſo bleibt dieſes zwar eine Eigenthümlichkeit, welche aber meine Behauptung keinesweges zu Schanden macht. — Hm, wartet nur, die Zeit wird lehren, ob ſich der alte Raldi betrogen oder nicht.“

Neuntes Kapitel.

Horlbunda.

Nimmermehr ſchien die Schickſalsgöttin müde werden zu wollen, unſerm Helden ſtets ihre roſigte Laune zu zeigen. Peter hatte oft in Geheim ob einem Teſtamente des Schwiegervaters gezagt, deſſen alten Groll fürchtend, da fand man eines Morgens den guten Signor Raldi todt in ſeinem Bette; kein ſchriftlicher letzter Wille war vorhanden, und Rabe trat, im Namen der Gattin, ohne Beſchwerde in die hoch bedeutſame Verlaſſenſchaft als einziger Erbe ein.

Jetzt konnten des Helden Fonds unermeßlich beinahe gelten, und man hörte von nun an auf Europa's Börſen, den Namen Rabe, mit derſelben merkantiliſchen Veneration ausſprechen, als man jene der Herren Frege, Rothſchild, u. m. a. nennen hört.

Lauretta gebahr dem Gatten, bald nach des Vaters Tode, einen zweiten häßlichen Knaben, und des kleinen ungezogenen Jungen erſte Handlung hienieden war, daß er die Mutter tödtete. Peters Augen weinten vor der Welt heuchleriſche Thränen, ſein Herz lachte in Geheim innige Freude, denn der Zufall hatte ihn von einer Gattin befreyt, die ihm läſtig war, und er blieb nichts deſtoweniger im unbeſtrittenen Beſitze ihrer Schätze.

Endlich erlaubte der Anſtand unſerm Helden, die Kleider der Trauer wieder abzulegen, und eine bedeutſame Umwandlung ſeines ganzen Weſens ſtellte ſich von nun an dar.

Zu einer Zeit, als Peter wenig zu verlieren hatte, ſah man ihn tollkühn ſpekuliren, nachdem er aber ſein Vermögen nach Tonnen Goldes zählte, wurde in dieſer Hinſicht eingelenkt. Herr Rabe dachte bei ſich ſelbſt: „Es iſt genug, lange habe ich geſäet, es iſt Zeit zu erndten; Wagniſſe ſind ferner nicht mehr nöthig, es gehe mein Geſchäft nun einen ruhigen Hang, den ich gemächlich zu überſchauen vermag, fürſtliche Renten bleiben mir dennoch gewiß, ich habe es mir lange ſauer werden laſſen, billig daß ich endlich der Freuden der Welt auch froh werde.“

Herr Rabe hatte bisher zwar ein anſtändiges Haus gemacht, allein unnützen Aufwand ſtets mit Sorgfalt vermieden; nun wurde es anders. Peter baute ſich einen prachtvollen Pallaſt, fuhr in glänzenden Karoſſen, nahm zahlreiche Dienerſchaft in blinkenden Livreen auf, legte Gärten an, baute Luſt- und Landhäuſer, lud Gäſte, ſtellte ein Mäcen ſich dar, und ſpielte überhaupt den großen Herren. Auf allen von ihm erkauften oder neu erbauten Häuſern ließ Rabe ungemein große güldene Sterne errichten, anzudeuten: daß er dankbar dem Geſtirne ſeines Lebensglückes huldige, eine Eigenthümlichkeit, welche bekanntlich zu allen Zeiten großen und kleinen Geiſtern eigen war.

Bald genug gefiel ſich unſer Peter in den Reitzen des übertriebenſten Luxus und der Schlemmerei ungemein wohl; höchſt lieblich duftete ihm der Weihrauch, den für eine gute Mahlzeit Schmarotzer, und feile Dichterlinge ſelbſt, in Hülle und Fülle ſtreuten, und immer nicht genug jenes Weihrauches konnte dem glücklichen Nachrichterſohne dampfen, mit einem Worte: des verſtorbenen, verſtändigen Raldi's prophetiſchen Worte gingen mehr und immer mehr in Erfüllung, und Peter's neu erleſenes Ziel, welchem er mit Rieſenſchritten zuwandelte, war kein anderes, dann jenes — ein kompleter Narr zu werden.

Doch zur Steuer der Wahrheit ſey es geſagt, auch zu wohlthätigen Zwecken verwendete der Held ein kleines Scherflein der erworbenen ungeheuern Schätze. Herr Rabe ſtattete arme Mädchen aus, errichtete Armenſchulen, half herabgekommenen Gewerken durch großmüthige Vorſchüſſe auf, zeigte ſich als eifriger, uneigennütziger Patriot u. ſ. w.

Schade, ſchade nur! daß die Quelle nicht die reinſte war, aus welcher ſolche edle Handlungen floſſen.

Herr Schnirkel, Peter's Vertrauter und Buchhalter, rief im Geiſte des Schubartſchen Trax den deutſchen Journaliſten zu:

»Blas't die Trompete Zeitungsſchreiber!
Herr Peter gab einmal
Für hundert Bettler — Männer, Weiber,
Ein ſtattlich Mittagsmahl.
Auch warf mit eignen Händen
Der Menſchenfreund und Chriſt,
Gewand um manche nackte Lenden. —
Blas die Trompete, Novelliſt!
Herr Peter unterſtützet Wittwen, Waiſen,
Die ihn mit ihren Thränen preiſen;
Sag's laut, o du, der Lüge Sohn,
Du weißt, Herr Peter liebt Trompeten-Ton.«

Die Journaliſten wurden bei Herrn Rabe öfters zur Tafel geladen, des reichen Großhändlers fremde Weine mundeten köſtlich, die

Inſerationsgebühren wurden in blanken Ducaten bezahlt, — nun man kennt die Herren ja! — unanimiter griffen ſie dieſesmal zu den Trompeten, und dem reichen Peter zu Ehren ſchmetterte ihr: Taratara! Taratara! durch alle Welten.

In der alten Roma erwarben ſolche, oder doch ähnliche Kunſtſtücke, reichen Charletanen die Bürgerkrone, unſerin Helden des neunzehnten Jahrhunderts hefteten ſie ein Verdienſtkreuzlein an die Bruſt.

Der Titel: Geheimer Commerzien-Rath, und der Orden, verſchafften zwar dem Emporkömmling große Freude, auch wuchs ſein Dünkel ſtolz zur Höhe, denn er hielt, wie Leute ſolcher Art immer, jene Auszeichnungen lediglich für Früchte des eigenen hohen Verdienſtes, ob er ſie ſchon der Laune des Zufalles allein nur zu verdanken hatte.

Der reichen Emporkömmlinge Uebermuth, und zur Höhe ſtrebender Stolz, kennt ſelten

Gren-

Grenzen, und Peter machte keinesweges eine Ausnahme von der Regel.

Lebte man ſchon im neunzehnten Jahrhunderte, in dem der deutſchen Nation größter Theil ſich entſchieden von ältern belachenswerthen Vorurtheilen wendet, und ſich zur Volksvertretung und liberalen Geſinnungen hinneigt, in des Helden kleinem Vaterlande war es doch anders: der Ariſtokratismus regte ſich dort mächtiger als je, und es gelang ihm, von Jahr zu Jahr mehr Terrain zu gewinnen.

Solche Erſcheinungen wahrnehmend, fing es den Rabe endlich auch an zu gelüſten, ſich in den Adel erheben zu laſſen.

Dem Millionen Gebiethenden wäre es freilich ein Leichtes geweſen, einen Wappenſchild für blankes Gold zu erkaufen, allein Peter hatte die Geringſchätzung bemerkt, mit welcher die Welt auf Neugeadelte, wie auf Apoſtaten, hernieder zu blicken pflegt, und er hätte gerne lieber ſogleich ſich in jenen

Nimbus gehüllt, in welchem die ſpäten Sproſſen ſolcher Geſchlechter, deren Altvordern ſchon zu Friedrich des Rothbarts Zeiten, und früher turnirten, hier und dort auch in unſern Zeiten auf Erden noch wallen.

Allein, mochte ſich unſer Held den ſpekulativen Kopf dieſesmal noch ſo viel zerbrechen, es wollte ſich kein Mittel auffinden laſſen, den ſeltſamen Zweck zu erreichen.

Einſt an einem ſchwühlen Sommerabende ruhte der Held unter einem halb offenen Pavillon, einſam, in einem der abgelegenſten Theile ſeines Parkes, unnütze Projecte und Plane in der angeregten Angelegenheit ſchmiedend. An dem Frontiſpiz des Pavillons war in erhabenen güldenen Lettern die Aufſchrift zu leſen:

„PETER'S RUHE."

Allein die Worte paßten keineswegs zum gegenwärtigen Gemüthszuſtande des Helden; der ehrgeizige Cröſus wälzte ſich erhitzt und unmuthig auf der weichen Ottomane, und unwillkührlich ſtieß er endlich die Worte aus:

„Giebt es denn keine Macht, die den Menſchen zu glauben gebiethen kann, es ſey der berühmte Rabe dereinſt aus einer ebenbürtigen zarten Reichsgräfin Leibe, und nicht aus dem Bauche eines ſchlechten Nachrichterweibes gekrochen.“ —

Jetzt erhellte ein ziſchender Blitz die Gegend; furchtbar rollender Donner folgte dem Feuerſtrome; in Strömen ſtürzte der Regen darnieder.

Erſchrocken fuhr Peter von ſeinem Lager zur Höhe, er hatte in eiteln Grübeleien verloren das Aufſteigen des Gewitters nicht wahrgenommen, der Dienerſchaft war ſein Aufenthalt nicht bekannt, in dem Sturme mochte er nicht wagen, das Wohnhaus, von dem eine ziemliche Strecke ihn trennte, aufzuſuchen, und ſo blieb ihm dann Nichts übrig, als das Ende des Aufruhrs der Natur im luſtigen Pavillon abzuwarten, ſo unlieb der

Held ſich auch dieſer erkannten Nothwendigkeit fügte, denn er weilte bei heftigen Gewittern nicht gerne allein.

Zu ſehen, ob wohl der Sturm ſich noch nicht gebrochen, ſtarrte Herr **Rabe** etwas ängſtlich hinaus durch des Pavillons Thüre in die dunkle Nacht, — da ſträubten ſich plötzlich ſeine Haare zur Höhe, das Blut gerann in den Adern, die Glieder zitterten heftig.

Die Erſcheinung, welche den armen **Peter** in ſolchen Zuſtand verſetzte, war Allerdings ganz abſonderlicher Art.

In einer Entfernung von wenigen Schritten nur, geſtaltete ſich aus dem düſtern Chaos der ſturmbewegten Nacht eine lichte, ſchauerlich anzuſehende Nebelgeſtalt. Es war ein über und über geharniſchtes Weib, deren Füße im Heerrauche des Erdbodens ſchwebten, und deren Haupt bis zum Firmamente reichte. In der Rechten hielt die Erſcheinung eine gewichtige ungeheure Lanze, deren Spitze ſich in den Wolken verlor, und an des Weibes linkem Arme hing ein ſchwerer Schild von Metall, wenigſtens zweimal ſo lang als der Wiener Stephansthurm; der Donna eigentliche Geſichtszüge waren der bedeutſamen Höhe wegen nicht zu unterſcheiden, allein ihre Augen leuchteten, wie Feuer-ſprühende Vulkane.

Wie weiland Loths metamorphoſirtes Ehegemahl ſtierte unſer Held nach dem Geſpenſte hin, denn die Glieder verſagten ihm jeden Dienſt; er mußte, wohl oder übel wollend, unbeweglich ſtehen.

Nach einer langen Pauſe endlich erhob die hohe ſeltſame Figur die Stimme, ſie hallte furchtbar wie Gottes Donner in den Firnen, und es war Folgendes, was die gerüſtete Dame ſprach:

„Ich bin die Fee Horibunda, Schützerin kühner, ſterblicher Emporkömmlinge, und beſitze die Macht, zu Gunſten meiner Protegés, die ganze Welt zu blenden;

nach meiner Macht, Peter! haſt Du geſeufzt, ſprich, wie bin ich im Stande, Dir zu dienen.“

Nicht ohne große Mühe erwiederte unſer Held ſtammelnd:

„Gnädigſte Frau! ich bin nicht vermögend, Dero Anblick zu ertragen, ich verlange Nichts, durchaus gar Nichts.“

Erzürnt nahm Horibunda das Wort alſo wieder:

„Feiger, elender Wurm! warum denn riefſt Du mich? — kennſt Du nicht die wahren Worte Eures größten, unſterblichen Sängers, die da lauten:

»Leicht aufzureißen iſt das Reich der Geiſter,
Sie liegen wartend unter dünner Decke,
Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf.«

„Doch genug! mich jammert Deine Erbärmlichkeit; Du bedarfſt nicht Deinen Wünſchen Worte zu geben, ich kenne ſie. In die täuſchend blendenden Höhen des hohen Adels möchteſt Du Dein Geſchlecht erheben, und dem gewöhnlichen Spotte, der Neugeadelte trifft, dennoch entgehen? Dummkopf! der Du biſt, Du zweifelſt Deinen Zweck zu erreichen, und in Deinen Kellern ſtehen mehr Tonnen mit Münzen aller Art gefüllt, als einſtens Fäſſer, köſtlichen Hochheimers voll, in den unterirdiſchen Hallen des reichſten deutſchen Reichsprälaten? — Sammt allen Deinen feinen Spekulationen haſt Du dennoch nicht hinlänglich das Menſchenthum, wie es iſt, begriffen, anſonſt möchteſt Du ſchwerlich, Deine Zwecke zu erreichen, überirdiſchen Rathes bedürfen, doch da der Fall einmal eingetreten, und ich Dir zu helfen wünſche, höre aufmerkſam auf das, was ich Dir nun ſagen werde:“

„An den Grenzen Deines Vaterlandes, im Gebirge, hausten vor noch ungefähr dreihundert Jahren die Grafen von Rabenſtein. Sie gehörten unter die älteſten adelichen deutſchen Geſchlechter, ſintemal ſie klar zu erweiſen vermochten, daß bereits ein von Rabenſtein, zur Zeit der Kreuzigung Chriſti, römiſcher Reichsbaron, und Aſſeſſor des Landpflegers Pontius Pilatus geweſen. Du nennſt Dich Rabe — Dein Name hat mit jenem der Rabenſteiner analoges; behaupte kühn von ihnen abzuſtammen; keiner des Namens lebt mehr in Deinem Vaterlande, denn ſie verkauften ihre verſchuldeten Burgen, zur Zeit der Reformation, an den Landesherrn. Man werde erkleckliche Beweiſe, die kühne Behauptung herzuſtellen, fodern, meinſt Du? Thor! Du kommandirſt Millionen — reiſe zum Profeſſor Licinius nach — —, er iſt der größte jetzt lebende Rabuliſt und Genealoge, vertraue Dich ihm nur ganz an, ſchone kein Geld, und in hoc signo wirſt Du mit meiner, und des Profeſſors Hülfe ſiegen. Dixi!“

Ein abermaliger leuchtender Blitz, nebſt ſchrecklichem Donnerſchlage, erfolgte; das Geſicht verſchwand, Herr Peter war ohnmächtig darnieder geſunken.

Als unſer Held wieder zum Bewußtſeyn erwachte, hatten ſich bereits die Gewitter längſtens verzogen; leuchtende Sternlein flimmerten im gereinten Aether; linde Zephire ſäuſelten durch die Jelänger-Jelieber-Laube.

Herr Rabe fühlte ſich durch die vorgegangene Schauerſcene ſehr ermattet, wankend erreichte er das Wohnhaus, er wurde zu Bette gebracht, man rief ein Kleeblatt der berühmteſten Aerzte, niederſchlagende Pulver und Aderläſſe wurden, der eingetretenen bedeutſamen Alteration zu ſteuern, angewendet, der niedergebeugten Natur des Millionärs ſodann durch ſtärkende Mittel wieder aufgeholfen, und friſch und geſund verließ unſer Held nach Verlauf weniger Tage, das Krankenlager.

So weit gediehen, befahl Peter, ohne Zeitverluſt, den neuen Londner-Reiſewagen aus der Remiſe zu ziehen; ſchleunigſt mußte der Kammerdiener die Koffers packen laſſen, ein halb Dutzend rüſtige Poſtpferde wurden vor dem Wagen geſpannt, Trinkgelder nicht geſpart, und ſchnell wie eine Windsbraut beinahe, flog unſer Held nach — —, zum hochberühmten Genealogen Licinius.

Es folgte Herr Rabe dem Rathe ſeiner überirdiſchen Freundin Horibunda; dem Herrn Profeſſor wurde reiner Wein geſchenkt, und ohne Schaam und Umſtände referirte Peter.

Feierlich und bedachtſam nahm Licinius, nachdem er alles gehört, eine Priſe Spaniol, langſam ſprechend: „Ei, ei, mein wertheſter Herr geheimer Kommerzienrath! Sie führen Kühnes im Schilde, ich bemerke im Voraus, es wird, wollen wir reuſſiren, Kopfbrechens, Geldes, und großer Klugheit bedürfen.“

„Was Geld! rief Peter die Naſe erhebend, Herr! glauben Sie etwa, ich liege in dieſem Hoſpitale darnieder, mir kömmt es allenfalls auf Einhunderttauſend Kronen nicht an, erreiche ich nur den Zweck, hier mein Herr! nehmen Sie; alſo bezahlt Peter Rabe bevor man ihm gedient, und Sie mögen daraus ermeſſen, wie er wirkliche bedeutſame Dienſte belohnt.“

Es war eine goldſchwere Börſe geweſen, welche unſer Held dem rabuliſtiſchen Genealogen in die Hände gedrückt hatte. Solche Kunden kamen dem Herrn Profeſſor nicht jeden Tag, es glätteten ſich zur Stelle die Falten ſeiner Stirne, und nach kurzem Sinnen ſprach Licinius ungemein freundlich:

„Herr Kommerzienrath! ich ſelbſt bin nun ſo feſt als von meinem Daſeyn überzeugt, daß Sie in der That, und in gerader Linie zwar, von dem uralten und berühmten Geſchlechte der Grafen von Rabenſtein herſtammen; verlaſſen Sie ſich darauf getroſt, Sie haben in mir Ihren rechten Mann gefunden, und ſo Gott will! iſt man in einigen Monden auch ebenfalls ſteif und feſt von der Echtheit Ihrer Abſtammung, in der Reſidenz zu — — — überzeugt, doch unbedingtes Vertrauen in meine Perſon mache ich zur unerläßlichen Bedingung. Ich weiß genug, reiſen Sie nun mit Gott nach Hauſe, ich ſorge einsweilen für vollwichtige Belege, Ihre gerechte Sache ſchwarz auf weiß zu beweiſen; in ungefähr vier Wochen komme ich nach Y———g, wir reiſen mit den wichtigen Papieren von dort nach — — — in die Reſidenz, und glauben Sie mir, es wird ſich dort Alles zu Ihrer Zufriedenheit finden und arrangiren; doch Apropos! halten Sie ein Dutzend brillantirte Doſen mit Goldſtaub gefüllt — Sie verſtehen mich wohl — in Bereitſchaft, wir werden ſolche Bagatellen zu unſerm größten Vortheil in der Reſidenz ſchon an den Mann, oder um richtiger mich auszudrücken, an hochbedeutſame, ungemein einflußreiche Männer bringen.“

Herr Peter ſperrte Naſe und Ohren weit auf; er konnte vor allen andern Dingen durchaus gar nicht begreifen, wo aus der ganzen großen Welt her, der Profeſſor denn die angeregten Belege nehmen wolle; allein Licinius ließ ſich vorerſt auf gar keine Erläuterungen ein, ſondern drängte und drängte ſo lange, bis unſer geheimer Kommerzien-Rath, die Rückreiſe nach der Heimath anzutreten, wieder in ſeinem Londner-Wagen ſaß.

Von ſüßen Hoffnungen eingewiegt, rollte der eitle Rabe dahin, und in ſeinen Ohren klang unaufhörlich der Titel: „Hochgräfliche Gnaden,“ indeſſen Herr Licinius alte Pergamente hervorzog, und allerlei Urkunden aus und vor dem Mittelalter fabricirte, in welcher Kunſt er ein wahrer Meiſter gelten konnte; die bedeutſamen Dokumente des Alterthums kamen nach einigen Tagen Mühens glücklich zu Stande, leiſteten hierauf noch eine Woche den Methwürſten und Speckſchwarten der Frau Profeſſerin im rauchenden Schornſteine Geſellſchaft, wurden ſodann mit Bücherſtaub beſtreut, und mit abſichtlichen Flecken auch Feuerſpuren verunſtaltet, worauf ſich der Herr Profeſſor anſchickte, den ſchnell entſtandenen, alterthümlichen, papiernen Schatz, in hoch eigner Perſon, dem Herrn Rabe nach Y———g zu überbringen.

Mit offenen Armen ſah ſich Licinius vom Großhändler empfangen, denn dieſer hatte der Ankunft des genealogiſchen Profeſſors längſt mit kaum zu beſiegender Ungeduld entgegen geſehen.

Der Urkundenſchmid legte unſerm Peter ſeine Fabrikate vor, und dieſer ſtaunte nicht wenig; er hub an in allem Ernſte nun ſich ſelbſt für einen echten Abkömmling der Grafen von Rabenſtein zu halten, umarmte Freudeglühend und unter Thränen der Wonne den Genealogen, und eine zweite goldſchwere Börſe gleitete, deſſen Eifer zu heben, in des gewandten Profeſſors gierige Klauen.

Zum Andernmal wurde der Londner-Baſtard aus der Remiſe gezogen, Peter und

Licinius warfen ſich in den Wagen, und flogen nach — — — in die Reſidenz.

Dort kaum eingetroffen, wurden die öfters erwähnten ſogenannten Urkunden des genealogiſchen Profeſſors bei'm Reichsherolden-Amte eingereicht; Herr Rabe ſprach den Namen und Rang eines Grafen von Rabenſtein an, und bath Sereniſſimum devoteſt, ſeine Rechte öffentlich beſtätigen laſſen zu wollen.

Die Reichsherolde prüften die Papiere des Großhändlers, und ſchüttelten, bedeutſam lächelnd, die Köpfe, allein Peter gab glänzende Feten, die bewußten brillantirten und mit Goldſtaub gefüllten Tabatieren fanden ihre Männer, und bald gewann die Angelegenheit eine andere Geſtalt. Man überzeugte ſich bei den unterſuchenden Behörden ſtets mehr und mehr von der Echtheit der gräflichen Abſtammung, die Mähre verbreitete ſich durch's Fürſtenthum, allein die Leute raunten ſich dieſes und jenes in die Ohren, Dinge — die ſinnige Leſer errathen werden, ohne daß man nöthig hätte, ſie näher zu berühren.

Immer zuverſichtlicher ſah Peter dem Grafendiplome entgegen, da erſchien ein Deus ex machina, der den Armen von der Höhe jener güldenen Morgenröthe, auf welcher er wallte, gewaltſam hernieder in ſchimpflichen Staub zu ſtürzen drohte.

Eines Morgens früh dehnte ſich unſer Held, wollüſtig träumend, noch auf den weichen, üppigen Pfühlen, da trat, in der Offiziersuniform eines ausländiſchen Staates, ein langer, hagerer Mann vor Peter's Lager. Bevor ſich dieſer faſſen konnte, ließ ſich der ernſte Krieger folgendermaßen vernehmen:

„Ich heiße Moritz, Graf von Rabenſtein, und diene als Major dem Könige von ****ſſ**. Aus dieſem Lande hier ſtammt mein Geſchlecht, doch ſeit einigen Jahrhunderten ſchon weilte keiner des Stammes

mes innerhalb den Grenzen des Fürſtenthumes. Mich von ſchweren, früher erhaltenen Wunden zu erholen, weilte ich zu B——n im Bade, da vernahm ich die, mich ſehr befremdende, Kunde, daß Sie, mein Herr Kommerzienrath! Beweiſe beibringen wollten, in gerader Linie aus dem uralten Geſchlechte der Rabenſteiner herzuſtammen. Mir lag daran, Ihre Anſprüche genauer zu unterſuchen, ich war in meinen diesfallſigen Unternehmungen glücklich, und weiß nun ganz genau, daß ſie eines Nachrichters Sohn aus dem A****chſen nur ſind.“ —

Hier hielt der fremde Offizier inne. Wohl hatte unſern Peter einſt das Erſcheinen der Horibunda entſetzt, allein jener Schrecken ſtand in keinem Verhältniſſe gegen den, welchen der ****ſſ*ſche Major dem eitlen Emporkömmlinge nun verurſachte.

Vergebens ſtrebte Herr Rabe zu ſprechen, ſeine Zunge ſchien gelähmt, jeder Verſuch mißlang.

Endlich nahm der ernſte Krieger das Wort alſo wieder: „Ihre in der That nicht gewöhnliche Unverſchämtheit, Herr Kommerzienrath! entrüſtete mich im erſten Augenblicke wahrlich ungemein, und ich war gewillt, die ganze Sache durch öffentliche Blätter zur Kenntniß des großen Publikums zu bringen; allein es wohnt mir ein Quentchen philoſophiſchen Sinnes bey, ich beſann mich eines Beſſern. Ich bin der letzte echte, und zwar ein kinderloſer Sproſſe des Stammes Rabenſtein, und es gilt am Ende in unſerer Zeit gleich viel, ob ein Weiſer oder ein Narr unſern Namen auf die Nachwelt bringt, allein der ehrluſtige Thor möge, wie billig, des Kitzels Befriedigung auch bezahlen; dieſe hier — der Offizier zog bei den Worten ein Päckchen aus der Rocktaſche — dieſe hier, mein Herr Kommerzienrath! ſind die einzigen übrigen, und zwar echten, Familienpapiere der Rabenſteiner, ich biethe Ihnen die für ſie hochwichtigen Papiere für eine runde Summe von 6000 Thalern an, und verpfände, auf den Fall, daß Sie bezahlen, mein Ehrenwort, das Geheimniß mit mir in's Grab zu nehmen.“

Hier ſchwieg der Offizier, und Peter ſchöpfte leichter Odem, welches ſtets der Fall war, wenn er ſich im Stande ſah, durch Geld eine verdrießliche Sache abzumachen.

Die geforderte Summe war freylich nicht ganz unbedeutſam, allein, hielt der fremde Major anderwärts nicht reinen Mund, war es um des Emporkömmlings guten Namen geſchehen, auch mußten dieſe echten Papiere doch dem einmal eingegebenen Geſuche auch förderlich werden; dieſes alles überlegte Herr Rabe ſehr richtig und ſchnell, worauf er dem Grafen die Hälfte der geforderten Summe both. Allein der Offizier griff nach Stock und Hut, indem er trocken ſprach:

„Sie bezahlen ſogleich 6000 Thaler, oder ich gehe ſtehenden Fußes zum Redacteur der Staatszeitung, hier iſt der bereits angefertigte Aufſatz, den ich gegen Sie einrücken zu laſſen gedenke.“

Dieſes wirkte; Herr *Rabe* ſchrieb ſchnell ein Wechſelchen auf vollwichtige 6000 Thaler, und bezeugte, Valuta richtig erhalten zu haben; er empfing auch in der That die echten Rabenſteiniſchen Dokumente, der für die Zeitung beſtimmte odiöſe Aufſatz wurde in Stücken zerriſſen, und höflich kalt empfahl ſich der Major.

Die neu acquirirten Familienpapiere wurden *nachträglich* dem Reichs-Heroldenamte eingeſendet; es hieß, man habe dieſe Urkunden erſt jetzt aufgefunden. Die Mitglieder der Behörde ſahen ſich nun im Stande, *ſelbſt mit gutem Gewiſſen*, den Herrn geheimen Kommerzienrath, von dem ſie ohnehin ſchon gewonnen waren, für einen *legi-*

timen Abkömmling des alten reichsgräflichen Geſchlechtes der Rabenſteiner zu erklären; alle Zeitungen berichteten die hochbedeutſame Neuigkeit, Herr Peter aber fiel, als er die heiß erſehnte Kunde erhielt, auf die Kniee, indem er voll Inbrunſt ausrief:

„Dank Dir Horibunda, Du mächtigſte und großmüthigſte aller Feen! Dein Rath hat mich auf den höchſten Gipfel irdiſchen Glückes erhoben, und meiner Wünſche letzten erfüllt.“

Der Genealoge wurde reichlich belohnt, lachte in's Fäuſtchen, und reiſte wohlgemuth nach Hauſe; unſer Held aber, ein Don Quixote ganz eigenthümlicher Art, durchzog zur Stelle alle Städte und Städtlein, welche in des Fürſtenthumes öſtlichem Theile lagen. Auf vielen Kirchhöfen ſothaner Städte befanden ſich aus dem Mittelalter noch Grabſteine verſtorbener Rabenſteiner; Peter kaufte von den Kommunitäten für theueres

Geld die verwitterten Monumente, ſammelte Knochen und Schädel, und führte die theueren Reliquien nach Y——g, wo er den Ueberreſten von Ahnen, von deren Blut kein Tropfen in ſeinen Adern wallte, ein prachtvolles Mauſoleum erbaute; lächelnd geht der Weiſe jetzt noch an dem Denkmahle der Thorheit vorüber, während der rohe Pöbel gedankenlos dieſen glänzenden Tempel des Unſinns anſtarrt.

Zehntes Kapitel.

Peter's Triumphzug. — Schluß.

Eine kurze Zeit nur befriedigte der alte neuerworbene ſeltſame Adel den tollen Dünkel des emporgekommenen Glückspilzes dieſer Geſchichte, allein bald genug ſtrebte Herrn Peter's fixe Narrheit nach neuer Nahrung.

Der nunmehrige Graf von Rabenſtein, vulgo Rabe, war Wittwer, und nichts natürlicher, als daß er durch eine anderweitige ſtandesgemäße Verbindung, den friſchen Glanz ſeines Hauſes zu erheben ſuchte.

In der Reſidenz zu — — — lebte mit einer einzigen Tochter nur, einer verwitterten ſechs und dreißigjährigen Schönen nämlich, der alte Graf von und zu Fuchsſchwänzel. Das Geſchlecht der Fuchsſchwänzel rühmte ſich, und zwar mit vollem Rechte, noch höhern Alterthumes als jenes der Rabenſteiner, denn notoriſchen Berichten zufolge hatte ſchon ein edler Fuchsſchwänzel mit Noah die Arche beſtiegen.

Auf erwähntes hochgebornes Fräulein nun warf Peter die neugeadelten Augen, und mit der ihm eigenen raſchen Kühnheit freite er um die Edle. Vater und Tochter zierten ſich zwar ein Bischen bei dem Antrage, allein als der Graf von Rabenſtein erklärte, des alten Fuchsſchwänzel beträchtliche Schulden bei Groſchen und Pfenning bezahlen, und dem Fräulein Fuchsſchwänzel Hunderttauſend Kronen anheirathen zu wollen, konnte man ſeiner Liebenswürdigkeit länger nicht widerſtehen, und das Fräulein reichte dem neugebackenen gräflichen Rabenſteiner vor dem Altar ihre Hand.

So ſehr auch dieſe Verbindung mit einer Stammtochter aus dem alten Geſchlechte der

Fuchsſchwänzel Anfangs der belachenswerthen Eitelkeit unſeres Peters ſchmeichelte, ſo mußte er nichts deſtoweniger in den unausſtehlichen Launen der zweiten Gattin bald genug eine wohlverdiente Zuchtruthe des Himmels erkennen, und ſich zu zerſtreuen, gingen daher des Grafen von Rabenſtein Thorheit und Dünkel auf neue Jagden aus.

In dem oben erwähnten öſtlichen Theile jenes Fürſtenthumes, in welchem unſer Held zu ſolch' bedeutſamen Würden gelangt war, hatte einſt in grauer Vorzeit das Geſchlecht der Grafen von Rabenſtein, drei feſte Burgen beſeſſen, ſie hießen: Spöttenau, Wurſthauſen und Plunzendorf.

Die Rabenſteiner waren ſpäter in ihren Vermögensumſtänden ſehr herunter gekommen; die zu den Schlöſſern gehörigen Grundſtücke und einträglichen Gerechtſame wurden nach und nach alle veräußert, und außer den verfallenen Steinhaufen und der höhern Gerichtsbarkeit, blieb den Grafen am Ende auch nicht das Geringſte mehr übrig.

Bei ihrer Auswanderung in einen fremden, weit entfernten Staat, hatten die Rabenſteiner ihre angeregten drei Steinhauſen nebſt der ihnen noch zugekommenen Gerichtsbarkeit, für einen Spottpreis der Landesregierung überlaſſen; man that, von jener Zeit an, nichts mehr, dem gänzlichen Verfalle der Burgen vorzubeugen, und als unanſehnliche Ruinen nur ſtellten ſie ſich im neunzehnten Jahrhunderte dar.

Peter hatte die Erlaubniß erhalten, ſich, wie einſtens die angeblichen Altvordern: „Graf von Rabenſtein, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr zu Spöttenau, Wurſthauſen und Plunzendorf“ zu unterzeichnen; dieſe Nominal-Attribute waren es vorzüglich, welche dem Spotte der Zeitgenoſſen reichlichen Stoff darbothen, worüber Herr Peter erboßt, ſich entſchloß, die öfters erwähnten Steinhauſen käuflich zu erwerben. Die fürſtliche Regierung war klug genug, dem Thoren, gegen Erlegung eines ſehr bedeutſamen Kaufſchillinges die unnützen Ruinen zu überlaſſen.

Nun triumphirte der eitle Emporkömmling neuerdings; er hatte überhaupt einmal die Miene angenommen, das Andenken ſeiner vorgeblichen Ahnen in jeder Weiſe zu erheben und zu ehren, und es wurde daher nichts Geringeres beſchloſſen, als die erworbenen Steinhaufen, in drei prachtvollen neuerbauten Schlöſſern in erhöhtem Glanze erſtehen zu laſſen, nach Gelegenheit eine Anzahl nahe gelegener Grundſtücke zuſammen zu kaufen, auf dieſe Weiſe eine dreifache bedeutſame Herrſchaft zu gründen, und ein ſogenanntes Patrimonialgericht zu errichten.

Eines Theiles aber hatte Herr Peter nun doch die Rechnung ohne den Wirth gemacht; auf einem ihm zugehörigen kleinen Fleckchen Landes große und ſchöne Häuſer zu erbauen, konnte und mochte ihm Niemand wehren, denn ſolches Recht hat jeder Bauer, wenn es ihm an den nöthigen Summen nicht fehlt, allein das in Rede ſtehende Fürſtenthum hatte eine Konſtitution gegeben, deren Statuten die Gründung neuer Patrimonialgerichte unbedingt unterſagten.

Es hatte der Held, dieſen Umſtand in Anſchlag zu bringen, gänzlich überſehen, und ſo ſehr er darüber ſich auch ärgern mochte, gab er den Plan, aus dem Staube der acquirirten Trümmer neue Schlöſſer erſtehen zu laſſen, dennoch nicht auf.

Mit Spöttenau ſollte der Anfang gemacht werden; der vertraute Buchhalter, Herr Schnirkel, wurde nebſt Baumeiſtern, Mahlern, Tapezierern u. dgl. dahin geſendet, das wichtige Unternehmen, den Aufbau der gräflichen Stammburg nämlich, zu leiten, und Herr Peter wollte nicht eher die Gegend beſuchen, als bis ein neues

Schloß, fix und fertig, ſeine hohe Perſon würde aufnehmen können.

Der Bau begann, und wurde ungemein betrieben; keine Koſten zu ſcheuen, und zu eilen nur, lautete Schnirkels Auftrag.

Nach Verlauf von Jahr und Tag prangte ein ſtattliches Schloß, in modernem Style erbaut, an der Stelle der alten grauen Ruine Spöttenau.

Kaum hatte unſer Held die große Poſt erhalten, es ſey der Bau beendiget, da erließ er an ſein Factotum folgendes Billet von Allerhöchſteigner Hand:

„Lieber getreuer Schnirkel! Wir haben aus Eurem gehorſamſten Berichte de dato ꝛc. erſehen, wie mit Gottes Gnade, und durch Hülfe freilich ſehr vielen Geldes, die Stammburg unſerer hohen Ahnen, Spöttenau genannt, gleichſam wie der Phönix aus gemeiner Aſche glücklich nun erſtanden iſt. Wir gedenken bereits am 29ſten huj. unſern feierlichen Einzug in Spöttenau zu veranſtalten; ſorget, lieber Getreuer! daß Wir von den Bewohnern des Fleckens mit den, unſerer Perſon, und unſerm Range ziemenden Feierlichkeiten **auf's Allerfeierlichſte** empfangen werden, und ſollten ſich die vermaledeiten Bauern bockbeiniſch zeigen, ſo ſpendet Geld! Geld! Geld! — Ihr kennt meinen Geſchmack und wißt es ſelbſt, mit Geld vermag man Alles in der Welt.

Euer wohlafektionirter Herr,
Peter,
Reichsgraf v. Rabenſtein ꝛc. ꝛc.“

Der feine Schnirkel lächelte, und ließ ungeſäumt den Bürgermeiſter (Schulze) und die Gemeinde-Vorſteher des Fleckens zu ſich erbitten.

Die Leute ſtellten ſich erſt nach wiederholt erhaltener Einladung, und zwar mit verdrießlichen Geſichtern, ein.

„Ihr guten Leute, redete ſie Herr Schnirkel an, ich mache Euch hiemit kund, daß

Euer Herr und Gebiether, der Reichsgraf von Rabenſtein, am 29ſten d. M. ſeinen feierlichen Einzug in die Burg ſeiner Väter allhier zu halten gedenkt, und verſehe mich zu Eurem guten Willen und bewährter biederer Deutſchheit, daß Ihr den Herrn mit allen ſeinem Range gebührenden Feierlichkeiten empfangen werdet.“

Der Bürgermeiſter erwiederte, ohne langes Beſinnen, in dem, den Leuten jener Gebirgsprovinz eigenem Dialekte folgendes:

„Er iſt wohl nicht bei Troſte; der Rabenſteiner iſt weder unſer Gebiether noch Herr, und hat uns einen Quark zu befehlen, er iſt für uns nur ein Bauer ſchlecht und recht wie wir alle, und nichts mehr, wir gehorchen Niemanden, als dem Fürſten und der Konſtitution.“

„Der Bürgermeiſter hat Recht, brüllten nun die übrigen Bauern zuſammen, der Fürſt allein iſt unſer Herr.“

Verlegen kratzte Herr Schnirkel hinter den Ohren, und etwas kleinlauter ſprach er dann:

„Seyd Ihr nicht ſeltſame Leute, freilich iſt bis jetzt der Fürſt Euer einziger Herr; allein bedenkt, daß Eurer Eltern Väter ſchon den Ahnen meines Herrn, des Grafen von Rabenſtein, gehorchten, und der Herr Graf liebt Euch deshalb auch wie Kinder; er hat gegründete Hoffnung, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit wieder zu erlangen, auch will er auf jeden Fall Euch viel Gutes erzeugen, Euch manchen Verdienſt zuwenden, vielleicht gar eine neue Kirche bauen u. dgl.; allein thut mir den Gefallen, Kinder! und empfangt den Grafen, als ob er wirklich Euer eigentlicher Herr und Gebiether wäre, ich ſelbſt will Euch Alle reichlich beſchenken, auch ſoll Euch am Tage des Einzuges ein herrlicher Schmauß gegeben werden, bei welchem der Wein fließen, in Strömen fließen dürfte.“

„Hm,

„Hm, erwiederte der Bürgermeiſter freundlicher, das iſt etwas anderes; unſer Dorf hat durch Krieg und theure Zeit viel gelitten, wir verdienen gerne ein Stück Geld, und eſſen uns nicht ungerne auf fremde Koſten ſatt; was meint Ihr, Gevattern! für ein raiſonables Trinkgeld führen wir eine Komödie auf, nicht wahr?“

„Für Geld und Wein, ſchrieen die Bauern wieder durch einander, verſchreiben wir uns hier zu Lande, dem Teufel, wenn es nöthig iſt.“

Die eigennützigen Bauern ſeinen Abſichten geneigter zu machen, vertheilte Herr Schnirkel zur Stelle Geld unter ſie, und häufte Verſprechungen auf Verſprechungen. Nun entſtand ſogleich ein lauter Jubel, Alle ſchrieen durcheinander:

„Was will der Herr!? — was ſollen wir thun?“ —

Herr Schnirkel räuſperte ſich, und ſprach hierauf ganz pathetiſch:

„Kinder! wenn der Herr Graf die Grenze Eures Gebiethes erreicht hat, müſſen vorerſt laut krachende Pöller ſeine Nähe verkünden. Man verſammelt ſich; der Bürgermeiſter und einige Deputirte mögen dem Herrn entgegen reiten, von allen Kirchthürmen hallen die Glocken wieder, diejenigen der Männer, welche der Landmilitz angehören, müſſen in größter Galla paradiren, und wenn der Herr Graf den Flecken wirklich erreicht hat, werden ihm weißgekleidete Jungfrauen Blumen ſtreuen, die Pferde werden ausgeſpannt, und die Chaiſe vom Volke in's Schloß gezogen; Muſik und paſſende Chöre begrüßen den Gebiether.“

Nun kratzte der Schulze hinter den Ohren, antwortend:

„Herr! dieſes Alles wird nicht wohl gehen; aus Pöllern können wir nicht feuern, weil wir keine haben, unſere einzige Dorfglocke iſt zerſprungen, und befindet ſich ſo eben in der Stadt beim repariren; mit vielen eigentlichen Jungfrauen werden wir auch nicht dienen können, denn der Artikel will in unſerm Flecken nicht ſo recht gedeihen; die weiße Kleidung iſt hier zu Lande auch nicht üblich, weil man den Quark gar zu ſehr und ſogleich an ihr bemerkt, was aber endlich die paſſenden Chöre betrifft, müſſen wir aufrichtig geſtehen, daß wir gar nicht ſo recht eigentlich wiſſen, was dieſes für Dinger ſind.“

„Chöre, mein Sohn! erwiederte Schnirkel belehrend, ſind Geſänge, von Mehrern zugleich angeſtimmt.“

„Ah ſo, rief der Bürgermeiſter freudig, damit können wir aufwarten, wir haben noch vorige Woche in der Schenke von einem fremden Floßknechte einen ſolchen Chor erlernt, ſtimmt ihn an, Gevattern!“

Der Schulze klatſchte in die Hände, und die Bauern brüllten, bevor es Schnirkel verhindern konnte, folgende Worte in einer monotonen volksthümlichen Weiſe:

»Wenn Du willſt — ſagt Er,
In den Himmel kömmen — ſagt Er,
Dann mußt Du — ſagt Er,
Handſchuh' anziehen — ſagt Er;
Denn im Himmel — ſagt Er,
Dort iſt's kalt — ſagt Er:
Weil der Schnee rabi (hernieder) fallt —
ſagt Er!«

„Hilf Himmel! rief Schnirkel, die Hände faltend, das iſt ja reiner Unſinn, nur im Leopoldſtädter Theater zu Wien erhört; nein, damit Kinder! dürft Ihr mir nicht kommen, doch geht nur, ich muß ſelbſt erſt das Arrangement des Feſtes näher überlegen.“

* * *

Endlich erſchien der bedeutſame 29ſte hujus, das iſt jener hochwichtige Tag, welcher zu Peter's triumphirenden Einzuge in Spöttenau anberaumt war.

Herr Schnirkel hatte ſeine Diſpoſitionen alle dem Schulzen deutlich mitgetheilt, allein die äußern Anordnungen ſelbſt zu leiten, vermochte der ehrliche Buchhalter nicht, denn für ihn gab es im Innern des neuerbauten Schloſſes der Geſchäfte zu viele; der Adel und die Geiſtlichkeit der ganzen Umgegend waren nämlich zu dem Feſte, und zur Tafel geladen, und die Herren und Damen, welche ſchon vom früheſten Morgen ſich nach und nach einſtellten, mußten doch empfangen werden.

Die Natur ſchien des Tages hohe Feier recht abſichtlich unterſtützen zu wollen; herrlich funkelte die neue Burg, und blendend ſtrahlte von ihren Zinnen der große, güldene Glücksſtern im Widerſcheine der majeſtätiſch ſich erhebenden Sonne.

Gegen zehn Uhr Morgens zeigte ſich Herrn Peter's Reiſewagen an den Feldmarken Spöttenau's; eine dort aufgeſtellte Schaar hoffnungsvoller Knaben empfing, in Ermangelung der Pöller, den Hochgefeierten mit einer Salve aus — ſogenannten Schlüſſelbüchſen.

Im Flecken ſtieß Hans der Kühhirt dreimal in ſein laut tönendes Horn; es war das verabredete Zeichen, Alle eilten auf ihre Poſten, der Schulze aber warf ſich auf Müllers krummen Grauſchimmel, und ſprengte, allerwärts anordnend, dem Gnädigen entgegen.

Wie es aber in der Welt ſchon zu gehen pflegt, mancher unvorgeſehene und unangenehme Zufall gefährdete den Ernſt der bedeutſamen Feierlichkeit; doch will man der Geſchichte Gang nicht vorgreifen, und ordnungsgemäß nun erzählen.

Der Reiſewagen des Grafen war jetzt an des Fleckens erſten Häuſern angekommen; mit einer donnernden Stimme geboth der Schulze dem Kutſcher zu halten, dann pfiff er gellend in die Finger, und ſogleich ſtürzten mehr denn zwanzig handfeſte Jünglinge und größere, rüſtige Knaben, aus dem Thore einer nahe gelegenen Scheune; die Legion war beſtimmt, die Pferde auszuſpannen, und die Chaiſe ſofort durch den Flecken nach dem

Schloße zu ziehen; allein mit allzugroßer und ungeſtümer Dienſtfertigkeit ſuchte ſich die raſche Jugend ihres Geſchäftes zu entledigen, des Grafen Reiſewagen ſtürzte um, es brach an demſelben ein hinteres Rad, und Herr Peter kollerte in eine Pfütze.

Man muß es dem kommandirenden Schulzen zur Ehre nachſchreiben, daß er bei dieſes Zufalles Tücke die Geiſtesgegenwart nicht verlor, vielmehr ſchnell ſich zu helfen wußte; man bemächtigte ſich eines großen, leeren Leiterwagens, der zufällig vor einem benachbarten Hauſe ſtand, warf etliche Bund Stroh auf den Wagen, zog den neuen Reichsgrafen aus der Pfütze, und ſetzte ihn, ſein Sträuben nicht beachtend, auf das Stroh.

Hans, der alte Kuhhirt, ein in ſeiner Art genialer Burſche, folgte einer glücklichen Eingebung des Augenblickes: Er riß von der Thüre der nächſten Bierſchenke, einen großen verwelkten Eichenkranz, ſteckte den

Kranz auf eine Miſtgabel, poſtirte ſich auf dem Wagen hinter den Grafen, und hielt alſo, gleichſam ein krönender Genius, den Kranz an der Miſtgabel ſchwebend, über Peter's Haupt.

Die Jugend ſpannte ſich hierauf vor den Leiterwagen, und jubelnd ſetzte ſich der ganze Zug in Bewegung; allein der geniale Hans machte ſich dennoch eines groben Verſehens ſchuldig: hin und her gaffend, ſenkte er den Kranz zu tief, alſo, daß dieſer unſanft des Herrn Grafen hohe Naſe berührte, und die Zacken der Miſtgabel in deſſen zierlicher Kopffriſur ſich verwickelten. Erſchrocken wandte Peter das Haupt, indem er ängſtlich und ganz außer Faſſung ausrief:

„Noli me tangere, mein Sohn!“

Der Zug ging durch des Fleckens lange aber einzige Straße, gerade dem neuen, mit Feſtons verziertem Schloße zu, vor deſſen Pforten Triumphbögen prangten. In der Straße ſelbſt paradirte, vier Mann hoch, die

Land=

Landmiliz; allein es nahm ſich die Soldateska gerade nicht ſehr ſtattlich aus, denn ſie hatte in der vorgegangenen theuern Zeit ſammt und ſonders ihre Monturen verſetzt, und dieſelben bisher noch nicht einlöſen können.

Derbe Dirnen ſtreuten vor dem Wagen Heu und Blumen, und das beglückte und hoch entzückte Volk, ſang mit lauten Stimmen und begeiſtert, nach der Melodie des bekannten: God save the King etc., ein von Herrn Schnirkel verfaßtes und einſtudirtes Jubellied, welches anhub:

»Heil Dir im Grafenkranz,
Zierde des Vaterlands,
Heil Peter Dir u. ſ. w.«

Es hatte der Zug das Schloß noch nicht vollends erreicht, da befahl der Schulze neuerdings zu halten, und einen blanken, zinnernen und ſchäumenden Bierkrug in der erhobenen Rechten haltend, ſprengte er auf ſeinem kleinen, hinkenden Grauſchimmel an den Leiterwagen heran und reichte dem Grafen den Bierkrug mit den Worten zu:

„Peter! ich ſauf' Dich an!"

Unſer Held kam in Verlegenheit, ob dieſer vertraulichen ſeltſamen Propoſition, allein der Kuhhirt hinter ihm ſoufflirte:

„Euer Gnaden müßen ſagen: Stanzerl! ſauf her auf mich, ich bring' es Dir und mir!" *)

Der Graf ſagte gar nichts, nahm aber doch den Krug und that Beſcheid, worauf der Zug, unter neuem Jubel, endlich das Schloß erreichte.

Dem Himmel dankte Peter in ſeinem Innern, als ihm endlich verſtattet war, den fatalen Leiterwagen zu verlaſſen; er machte

---

*) Dieſe ganz eigenthümliche Art des Zutrinkens, ein Ueberbleibſel roherer Zeiten, herrſcht noch heutigen Tages im Rottthale, und im ſogenannten baieriſchen Walde.

hierauf ſogleich ſeine Toilette, und bewillkommte ſofort die im Schloſſe verſammelten Gäſte, welche ihn, nach Schmarotzerweiſe, mit ſüß übertriebenen Komplimenten empfingen, ob welchen der Held an der prachtvoll ſervirten Tafel einigermaßen die Unfälle ſeines Triumphzuges zu vergeſſen anhub.

Es dämmerte bereits, als der Nachtiſch aufgetragen wurde, da flüſterte ein Bedienter dem Herrn Grafen in's Ohr, es verlange ihn draußen ein Fremder, zu ſprechen. Peter erwartete nichts Geringeres, als eine neue ſchmeichelhafte Ueberraſchung, und taumelte, vom Champagner bereits einigermaßen übermannt, munter aus dem Saale.

Auf dem nur ſchwach erleuchteten Korridor trat unſerm Helden ein bäuriſcher und ſchlechtgekleideter großer Kerl entgegen, der ihm traulich die Hand both.

Betroffen wich der Graf einen Schritt zurück, allein der fremde Burſche folgte, ergriff ihn herzhaft bei der Rechten, und ſprach:

„Peter! kennſt Du mich denn nicht, ich bin Dein Bruder Jörge, der Nachrichter aus A——ch; wäre es wirklich möglich, daß Du zu ſolch' hoher Würde und großen Schätzen gelangt? — warum ließeſt Du denn gar nie von Dir hören? durch einen Zufall erfuhr ich Alles."

Unſer Held war dermaßen erſchrocken, daß er lange kein Wort vorbringen konnte, denn krampfhaft zog es ihm die Bruſt zuſammen, endlich gewann er müheſam einige Faſſung; indem er leiſe flüſterte: „Unglücklicher! wenn Du Dir ſelbſt wohl willſt, wage Niemanden zu ſagen, ich ſey Dein Bruder, oder je mich wieder aufzuſuchen, hier haſt Du Geld — er drückte Jörgen ſeine Goldbörſe in die Hand — Du ſollſt mehr haben, ſo viel Du willſt, aber ſchweige wie das Grab, oder zittere."

Der Graf wandte bei dieſen Worten dem erſtaunten Bruder den Rücken, Jörge aber rief ihm noch nach: „Gott vergelte Dir Deine

Gabe, und ſtrafe Deinen frevelhaften Hochmuth nicht.“

Peter hatte nichts mehr gehört, er kam verwirrt und geiſterbleich in den Saal zurück; zum Glücke waren die Gäſte bereits alle dermaßen benebelt, daß ihnen des Hausherrn ſeltſamer Zuſtand entging, das arme Gräflein aber bemühte ſich, Aerger und Angſt in köſtlichen Weinen zu erſäufen, und unter lautem Jubel wurde des feſtlichen Tages Reſt beſchloſſen.

Unſer Held hielt die Glücksgöttin gleichſam gefangen, jede noch ſo kühne Unternehmung gelang, alle dräuenden Ungewitter wußte er gewandt zu beſchwören. Ob nun Peter ſich endlich ſelbſt zufrieden und glücklich auch fühlte? — Wir erwiedern aus feſter Ueberzeugung — ein unbedingtes Nein. Des Menſchen wahres Glück klebt weder an Ahnentafeln noch Geldſäcken, es erſprießt ſeinem Innern nur, und am wenigſten findet Jener beſeligende Ruhe, der in des Hochmuths-Teufels Banden ſchmachtet.

Immer nach Höherm noch ſtrebend, mußte unſer Held endlich auch manche kränkende Demüthigung erfahren, denn tückiſch walten des Schickſals Mächte ſtets hienieden.

Einen güldenen Schlüſſel war Herr Peter lüſtern, noch am hintern Theile ſeines Rockes prangen zu laſſen, und er ſuchte bei jenem kleinen Staate, der ihm ſo oft in ſeinen Gelüſten willfahren, um die Würde eines Kämmerers nach.

Allein die Ariſtokratie ſah ſich in jenem Lande hart bedrängt, unter convulſiviſchen Zuckungen ſuchte ſie einen Schein ehemaliger Macht jetzt noch zu erhalten, und Hochgeborne fürſtliche geheime Räthe meinten, als Peter's Geſuch zum Referate kam: Es habe die eigentliche Nobleſſe ſchon ſelbſt bereits genug gethan, ſich herabzuwürdigen, und es bedürfe von Seite Sereniſſimi ferners keines neuen Impulſes, ſie lächerlicher noch zu machen.

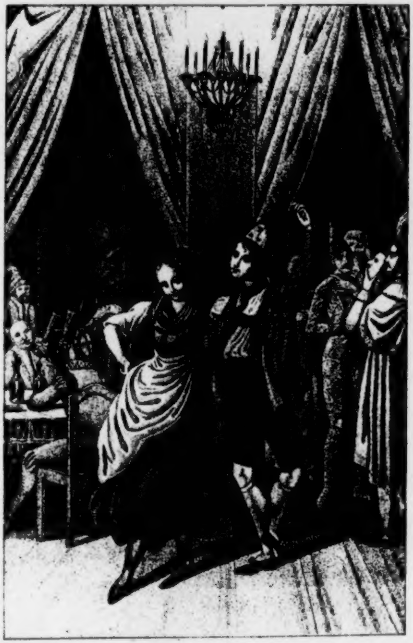
Von einem andern Hofe, an welchen Herr Peter mit ſeiner Bitte ſich nun wendete, wurde ihm der freilich nicht ganz unverdiente Schimpf, daß man ihm einen Schlüſſel zu tragen erlaubte, wie ihn der Freiherr Paul von Gundling,*) weiland geheimer Rath in Preußen, von Friedrich Wilhelm I. dereinſt erhalten hatte.

Möge der neu geſtempelte Graf ſich nun brüſten und prahlen, mögen feile Schmarotzer ſeinen Speichel lecken, mögen ſelbſt in ſpäten

---

*) Dieſer Gundling war bekanntlich ein tief gelehrter, aber auch ein der Völlerei ergebener, lächerlicher, hochmüthiger und unmoraliſcher Mann, der anderwärts ſo wenig wahres Ehrgefühl beſaß, daß er ſich zum Schalksnarren bei Hofe gebrauchen ließ. Als dieſer G. nun auch die Kämmererwürde nachſuchte, verlieh ihm ſein König, einen großen — hölzernen Schlüſſel.

Jahrhunderten, wenn es anders noch Genealogen giebt, dieſe des Rabenſteiniſchen Geſchlechtes andere Tafel mit dem Stammvater Peter beginnen: Geſunder Menſchenverſtand und kluge Zeitgenoſſen erkennen in dieſem Peter durchaus nur einen kompleten Hochmuthsnarren, jener Verachtung werth, welche größere und kleinere Emporkömmlinge, die des Geſchickes günſtige Laune mißbrauchten, häufig genug ſchon traf.



Wenn i n'Schatz moecht.
Mußt's n'artiger ſeyn,
So friſch wie a Hecht
Nit z'groß und nit z'klein.

Jäckele und Jakobine;

Oder:

Die Reiſe nach München

zur

Eröffnung des neuerbauten Hof- und

National-Theaters.

Humoriſtiſch-romantiſches

Original-Gemälde.

Von

Adolph von Schaden.

Mit einem Titelkupfer.

Augsburg und Leipzig,
in der v. Jeniſch- und Stage'ſchen Buchhandlung.
1826.

Vorwort.

Ein, großen Theils, heiterer Scherz und nichts weiter ſoll der vorliegende Roman ſeyn. Die Dichtung ſoll und wird hoffentlich Niemand verletzen, am allerwenigſten aber erwarte ich, daß ſie von meinen biedern Landsleuten, den treuherzigen Sueven ſelbſt verkannt werden möchte, deren noch häufig echt patriarchaliſch erhaltene Sitten man hier und da anzudeuten befließen war. — Honhi soit, qui mal y pense!

Jäckele und Jakobine.

Humoriſtiſch-romantiſches

Original-Gemälde.

Erster Abschnitt.

Wild, wie der Orkan brauſt, und Stürme toben,
Es bricht, zur höchſten Leidenſchaft erhoben,
Des Menſchen kecker Jugendmuth die Schranken,
Zur raſchen That es bilden ſich Gedanken.
Mögt Ihr die Folgen ſchelten oder loben,
Gewaltſam habt Ihr ſelbſt den Stoff gewoben:
Nur hütet Euch auf Eurer Bahn zu wanken,
Die Liebe weiß an Liebe feſt zu ranken.
Und ob der Menſch, ob alles Er verloren,
Wenn Er nur treue Liebe ſich erkoren,
Erbarmen ſeiner ſich gar oft — die Horen.
Drum wie des Schickſals Hand Euch ſchwer getroffen,
Laßt, theure Freunde! laßt uns ewig hoffen, —
Denn ſelbſt dem Tode ſteht der Himmel offen!

1.

Die Schauernacht.

Ariel winſelte beweglich und Sphynx kratzte, laut heulend, an der Thüre. Der alte Huſarenoberſt v. Laubenhorſt erwachte und indem er ſich im Bette aufrichtete, geboth er unwillig und mit einem kräftigen Fluche den Hunden Ruhe, allein die ſonſt ihrem Herrn ſehr folgſamen Thiere gehorchten nicht und fuhren fort in ohrzerreiſſenden Tönen zu lamentiren.

Gerade verkündete die dumpfe Thurmuhr des Städtchens die Stunde der Mitternacht; der Oberſt rieb die Augen und ſchaute um ſich. Im Schlafkabinete waltete finſtere Nacht, allein draußen tobte, in furchtbarer, ungewöhnlicher Wuth, ein ſchrecklicher Orkan; Schloſſen, wie Wallnüſſe beinahe groß, peitſchten die Fenſterſcheiben und drohten ſie mit jedem Augenblicke zu zertrümmern; ein ſeltſames, grauliches Getöſe, unterirdiſchen Donnern gleich, ließ ſich vernehmen; durch dichte ſchwarze Wolkenſchleier warf der Mond, auf kurze Momente blos, einen ungewiſſen röthlichen Schimmer ins Gemach, welcher immer ſogleich wieder der undurchdringlichſten Finſterniß wich.

Dem Oberſten war, als ob ſich ſeine Bettſtelle bewegte; die Wände der Stube wankten, und die Gläſer auf dem Waſchtiſche klirrten.

„Bin ich denn betrunken!“ brummte der ſich immer mehr ermunternde Veteran, indem er heftig an der Klingelſchnure zog — da ſtürzte, ein flackerndes Windlicht in der Hand, geiſterbleich und bebend, der Kammerdiener in's Gemach.

„Kremmel! alter Knabe! ſprich' — iſt der leibhaftige Teufel in dieſer verfluchten Nacht ledig?“ — rief der Oberſt dem bewährten Diener entgegen. Ach, verſündigen Euer Gnaden ſich nicht, ſtammelte dieſer, der liebe Gott möge gnädig ſeyn, er hat uns mit einem ſchrecklichen Erdbeben heimgeſucht — und ein heftiger Erdſtoß, der in dieſem Augenblicke erfolgte, beſtättigte die Wahrheit der Nachricht kräftiglich.

Mit beiden Beinen zugleich ſprang Laubenhorſt aus dem Bette; ſchnell warf er ſeinen Schlafpelz über, eben ſo haſtig rieß er dem Kammerdiener das Licht aus der Hand und rannte, ohne ein Wort zu verlieren, aus dem Kabinete.

Der Oberſt war Wittwer und nur ein einzelnes Kind, eine achtzehnjährige Tochter, lebte ihm. Clara war dieſer Tochter Name, die Jungfrau blühte hold wie ein Maimorgen und blieb des Vaters geliebteſter Augapfel. Nach dem Schlafgemache des theuren Kindes nun eilte, bei der unerwarteten großen Gefahr, der alte, beſonnene Krieger vorerſt; die Thüre deſſelben war verſchloſſen, der Oberſt pochte ungeſtüm und immer ungeſtümer, aber ſtets vergebens, endlich wich des heftigen, beſorgten, alten Mannes Geduld; mit männlicher Kraft ſtemmte er ſich an die leicht gezimmerte Thüre, ſie flog auf, aber das Gemach war leer, der Augenſchein lehrte, daß Clara in dieſer Nacht noch gar nicht zu Bette geweſen war und der Kammerzofe Lager im Nebengemache ſchien ebenfalls nicht berührt geworden zu ſeyn; auch dieſe fehlte.

„Gott! wo iſt mein Kind?“ fragte

der edle Greis ſtammelnd und nun ſelbſt erbleichend.

Das gnädige Fräulein, erwiederte der treue Kremmel, verfügten ſich ſogleich nach aufgehobener Abendtafel mit der Kammerjungfer in dero Zimmer, und in der That, ich begreiſe nicht —

Der bekümmerte Oberſt hörte kaum. „Mein Kind! meine Tochter! meine theure Clara!“ — jammerte er, indem er in den wenigen grauen Haupthaaren unwillkührlich raufte und die Treppen hinab in des Hauſes untern Theil ſtürzte; ſich kreuzigend folgte der erſchrockene Kammerdiener dem geliebten Herrn.

Nun erfolgte ein zweiter viel heftigerer Erdſtoß, als der erſte geweſen war; des Nachbars ſehr baufällige Scheune ſtürzte unter ſchrecklichem Gekrache im Nu in einen Schutthaufen zuſammen.

Schwer laſſen ſich übrigens demjenigen die Schrecken einer der furchtbareſten Naturerſcheinungen beſchreiben, der nie von einer ſolchen Zeuge geweſen.

Das ganze Städtchen war in Aufruhr gerathen. Die Trompeter der beiden im Orte kantonirenden Eskadrons blieſen ungeheißen Allarm; laut fluchend zogen die Huſaren die Pferde aus den Ställen; die Glocken auf den Thürmen läuteten Sturm; alle Einwohner, aus dem erſten ſüßeſten Schlummer aufgeſchreckt, ſtürzten, größtentheils halb nackt, aus den Häuſern; verzweifelnde Mütter rannten mit aufgelösten Haaren, durch ihr zerrüttetes Aeußere an die furchtbaren Nereiden mahnend, durcheinander und ſchrieen ängſtlich nach den geliebten Kindern; betagte Greiſe vergaßen der Gebrechlichkeit des Alters, die Krücken entſanken den gelähmten Händen, ſie ſchritten einher wie dereinſt in den Jünglingsjahren; muthige, kräftige Männer hatten die Faſſung verloren; laut ſchrieen weinende Kinder zuſammen; alle Hunde heulten ſchauerlich; Pferde und Stiere, welche ſich losgeriſſen, drohten großen Schaden anzurichten; die Unordnung war allgemein.

In dieſer ſchrecklichen Verwirrung nahte Kremmel wieder ſeinem Herrn, welcher ganz zernichtet an einer Mauer im Hofe des Hauſes lehnte. Euer Gnaden, ſprach der ehrliche Kerl, ich habe es von dem Gärtner ſo eben herausgebracht; er hat das gnädige Fräulein mit der Zofe durch den Garten eilen ſehen, wahrſcheinlich haben das Fräulein vorgezogen, ſich bei der nahenden Gefahr auf's freie Feld zu retten.

Dieſe Worte gaben dem Oberſten ſchnell

ſeine Beſinnung wieder, die auch er auf einige Momente gänzlich verloren zu haben ſchien. „Wahrlich, rief er aus, das „Mädchen war klüger, wie wir alle" — und ſogleich drängte er ſich in die Menge, dieſelbe mit ſeiner Donnerſtimme haranguirend. „Kinder! ſchrie er laut, kommt „zu Euch, nur Faſſung kann uns in dieſen ſchrecklichen Augenblicken frommen, „wollt Ihr Euch von den einſtürzenden „Mauern zerſchmettern laſſen? Hinaus „in's Freie, wer ſich regen kann!"

Einem elektriſtiſchen Schlage gleich wirkte des Kriegers Rath auf die Maſſe, bei Allen erwachte der Trieb der Selbſterhaltung, Alle ſtürzten hinaus aus dem Bereiche der Verderben und Tod dräuenden Mauern in Gottes freie Natur, und auch der alte Laubenhorſt folgte, auf ſeinen treuen Kremmel geſtützt, der wogenden Menge.

Ein dritter minder bedeutſamer Erdſtoß fand zwar nach einiger Weile ſtatt, allein es war der letzte geweſen. Die aufrühreriſche Natur beſänftigte ſich wieder und während ſämmtliche Einwohner des Städtchens noch auf freiem Felde weilten, fieng der junge Tag in Oſten an zu dämmern; aromatiſche Düfte erfüllten die Luft und laut ſchmetternd erhob ſich, des großen Schöpfers Lob verkündend, die Lerche aus ihrem Lager zur ſchwindelnden Höhe.

Alle fühlten lebhaft, daß nun die Gefahr gänzlich entſchwunden, und Alle ſtürzten, wie durch einen Zauberſchlag in demſelben Augenblicke von einem und demſelben Gefühle ergriffen, auf die Knie nieder, zu danken dem Gotte für ihre Erhaltung, jenem Gotte der ſo fürchterlich groß ſein Daſeyn kund gethan hatte in der verfloſſenen Schreckensnacht.

Man wallte in's Städtchen zurück. Die Erdſtöße hatten zwar hier und dort den Gebäuden mehr oder weniger beträchtlichen Schaden zugefügt, doch als nun die Familienhäupter die Glieder des Hausſtandes zählten, als ängſtlich der Mütter Blick der Kinder lächelnden Reigen durchlief, ſiehe — da fehlte keines ihrer Lieben, nur etliche betagte Leute waren nicht bedeutend verletzt, und innige Dankgebethe der Menge ſtiegen auf's Neue gen Himmel.

Nur eines Mannes Auge blickte düſter, und dieſer Mann war gerade kein anderer als unſerer wackerer Huſarenoberſt, denn ſeine Tochter Clara, ſein ſo heiß geliebtes Kind, hatte ſich noch immer nicht eingefunden. Schwermüthig ſtarrte der Greis vor ſich hin und trauernd ſtand der treue Kremmel an des Herrn Seite, es nicht wagend, deſſen bedeutſames Schweigen zu unterbrechen.

Kaum wurde unter den Huſaren kund, es werde ihres braven Führers, den alle wie einen Vater liebten, anmuthige Tochter vermißt, da warfen ſich die ehrlichen Burſche ſogleich auf die Pferde, und von allen Seiten ſprengten ſie aus dem Städtchen; Flur und Wald in Näh' und Ferne zu durchſtreifen und das Fräulein aufzuſuchen, ja nicht wiederzukehren, bis ſie das Kleinod gefunden, ſchwuren die treuen Seelen.

Des Oberſten Geſicht erheiterte ſich; Hoffnung und Troſt erfüllten plötzlich des Greiſen Bruſt. „Sind doch, ſprach er zu Kremmeln, „die Haare des „Menſchen auf ſeinem Haupte gezählt,

„die Vorſehung wacht über alle und „Gott wird ja mich, den gebeugten, „redlichen, alterſchwachen Mann ſo hart „nicht ſtrafen, das einzige, geliebte Kind „mir zu rauben. Doch, fügte er mit einem frommen Blicke zum Himmel noch bei, „ſein Wille geſchehe jetzt und in „Ewigkeit.“ Mit dieſen Worten ergriff der wackere Krieger des Kammerdieners Arm, und wankte an demſelben zurück in's Schlafkabinet, denn die Schrecken der Nacht hatten den Greiſen merklich angegriffen; ihm that Ruhe noth.

Es war ſchon hoch am Tage, als der Oberſt abermals erwachte; Clara, das geliebte Kind, ſtand mit der dampfenden Caffeetaſſe vor des Vaters Lager, lächelnd dieſem das Frühſtück reichend.

Ein geſchmackvolles Morgenneglige, an blendender Weiße dem friſch gefallenen Schnee gleich, umhüllte den zarten Gliederbau der ſchlanken weiblichen Geſtalt; dunkle, in Fülle prangende Locken beſchatteten die feinen Wangen und verklärt in Rührung und kindlicher Liebe ruhte das ſanfte blaue Auge auf dem theuren Vater. Eine ungewöhnliche Bläſſe und ein ſchmachtender Typus, welche auf Claras ſchönem Geſichte ruhten, machten dieſes nur noch um ſo intereſſanter und von den Strahlen der Morgenſonne ganz beleuchtet, nahm ſich das anmuthige Mädchen ungemein liebreizend aus.

Es rieb ſich der Oberſt wieder, gähnend, die Augen, dann ſprach er: „Wie iſt mir, war es denn Wirklichkeit oder nur ein böſer Traum, der in dieſer Nacht ſo furchtbar mich quälte? — doch nein, ich beſinne mich, — ein entſetzliches Erdbeben verſetzte uns in Todesangſt, ich vermißte dich mein theures Kind! doch ſprich', wo biſt du geweſen, wahrſcheinlich hatteſt du dich in's Freie gerettet?"

Purpurröthe überflog plötzlich Claras Wangen und erſt nach einer langen Pauſe — offenbar mühſam ſich faſſend — erwiderte ſie: Ja mein Vater! ich vollbrachte dieſe ſchreckliche, die verhängnißvollſte Nacht meines Lebens, größtentheils im Freien.

„Gott ſey geprieſen, daß du mir unverſehrt wieder geſchenkt biſt, geliebtes Kind!" ſeufzte der Oberſt, komm' in meine Arme, an mein Herz, theure Clara!"

Und mit dieſen Worten breitete Laubenhorſt weit die väterlichen Arme aus. Die Tochter wankte, eine Thränenfluth entſtürzte ihren ſchönen Augen und laut ſchluchzend auf die Kniee ſinkend, bath ſie: O ſegne mich, ſegne in dieſer Stunde dein armes Kind!

Tief bewegt legte der alte Oberſt die ausgetrockneten, zitternden Hände auf des Mädchen reizendes Lockenhaupt, indem er mit weicher Stimme aus des Herzens Fülle ſprach: „Gott ſegne dich mein Kind! und bewache deine Schritte, möge Er, der Allgütige, nie einen bedeutſamen Fehltritt dich machen laſſen.“ —

Claras heftigeres Schluchzen unterbrach hier den Greiſen; ſie ſtammelte: O mein Vater! ich bin ſo vieler Güte nicht werth — raffte ſich ſchnell auf und ſtürzte aus dem Gemache.

Erſtaunt blickte der Oberſt der Fliehenden nach. „Was iſt dem Mädchen?“ brummte er vor ſich hin, ſo ſah ich es noch nie, und nachdem er lange, tiefſinnend, gelegen, brannte er endlich, noch immer das greiſe Lockenhaupt ſchüttelnd, ſein Morgenpfeifchen am Wachsſtocke an.

2.

Die mitternächtliche Wanderung zur Waldkapelle.

Ueber den wild rauſchenden Gebirgsſtrom, die Etſch, waren in der ſo eben beſchriebenen Schauernacht zwei rüſtige baumſtarke Tyroler bemüht, einen Kahn zu ſteuern.

Des Erdbebens Vorbothe, der ſchrecklichſte Orkan, bewegte den Strom in furchtbaren Wellen; das ſchwer beladene Schifflein drohten die hohl gehenden Wogen mit jedem Momente zu verſchlingen, und ſelbſt die beiden ſonſt ſo muthigen Tyroler huben an zu beben, doch verlohren ſie die Faſſung nicht und leiſe Gebethe ſprechend, verſuchten ſie, was ſchwache menſchliche Kraft gegen die Gewalt der aufrühreriſchen Natur vermöge.

In des Kahnes Mitte ſtanden, eng beiſamen, vier weiße Geſtalten, zwei Jünglinge und zwei Frauenbilder. Die Männer waren ſchlanke Huſarenoffiziere von Laubenhorſtens Regimente; weite Mäntel umhüllten ſie. Das lieblichſte der beiden Mädchen lag halb ohnmächtig an des Lieutenants v. Fallenbergs Bruſt; feſt hielten des kräftigen Jünglings ſennigte Arme die Anmuthige umſchloſſen, doch kühn und aufrecht ſtand er ſelbſt auf dem ſchwankenden Brette, in Mitte der tobenden Fluth, trotzend dem Schrecken der Natur. Des Offiziers treuer Kammerad, der Rittmeiſter v. Helm, war bemüht das andere, ſchier verzagende und beinahe in die Kniee ſinkende, Mädchen zu tröſten.

Es war die liebreizende Clara v. Laubenhorſt, welche Fallenbergs Arme umfangen hatten; das andere ängſtliche

Mädchen, Claras Dienerin, nannte ſich Lieschen.

Nach unbeſchreiblicher Anſtrengung und Aufbiethung beinahe übermenſchlicher Kraft, war es den wackern Tyroler Schiffleuten endlich dennoch gelungen, das jenſeitige Ufer mit dem Kahne zu erreichen.

Dieſes Ufer bildete eine ungemein hohe und ſteile, mit eng verwachſenem Geſtrippe bedeckte Felſenwand. Eine Einſidelei nebſt Waldkapelle thronten auf des Felſens höchſter Höhe. Wie aus weiter Ferne ſchimmerte aus dem kleinen gothiſchen Fenſterlein der Einſidelei der matte Schein eines Oellämpchens aus der finſtern Nacht hernieder, und der Sturm trug die Töne des gellenden Bethglöcklein aus der Kapelle, auf einzelne Momente, zu den Ohren unſerer Wallfahrer.

Die Geſellſchaft war ans Land geſtiegen. Clara hatte ſich einigermaßen wieder erholt, als ſie feſten Erdboden unter den kleinen zarten Füßchen fühlte, allein bebend vor Angſt und Froſt liſpelte die Holdſelige dem Geliebten zu: „O Carl! was haben wir gethan? dieſe ſchreckliche Nacht, mein armer Vater — er wird mich vermiſſen, laß uns zurückkehren!“

Es iſt zu ſpät, theuerſtes Mädchen! erwiederte mit männlicher Feſtigkeit Fallenberg, und zur Höhe nach der Waldkapelle mit dem Finger hindeutend, fügte er liebeglühend bei: Siehe, dort harrt unſer das Ziel — Elyſium.

Seinen höchſten Grad ſchien der wüthende Sturm nun erreichen zu wollen; die tobende Windsbraut knickte, Strohhalmen gleich, hundertjährige Eichen; in Strömen ſtürzte der Platzregen hernieder und aus der ſchmalen hohlen Gaſſe, dem einzigen Steig, welcher zur Waldkapelle führte, brauſte ein ſchnell entſtandener Waldſtrom herab, den Rinnſalen der Etſch zu.

Beſorglich nahete jetzt der Rittmeiſter v. Helm dem Lieutenant, ſprechend: „Mein Bruder! beinahe will es mir ſelbſt bedünken, es möchte unter dieſen Umſtänden unmöglich ſeyn, mit den beiden ſchwachen Mädchen die Spitze dieſer ſteilen Felſenwand zu erklimmen.“

Ei was, erwiederte Fallenberg, der wahren Liebe iſt und bleibt hienieden nichts unmöglich; ich will, ich muß zur Höhe — und, ohne des Kammeraden Antwort zu erwarten, erfaßte er ſogleich mit Blitzesſchnelle ſein geliebtes Clärchen.

Die theure ſüße Laſt auf dem rieſenſtarken linken Arme tragend, hieb ſich der tollkühne junge Huſarenoffizier mit dem gezogenen ſcharfen Pallaſche durch das dichte Geſtrippe ſeinen eigenen Weg und, wie ſchauerlich auch blutige Blitze um ihn zuckten, ob auch gräßlich die Windsbraut tobte und krachende Donner rollten, der tollkühne Held ſtrebte unaufhaltſam und ſo ſchnell zur Höhe, daß der beſonnenere Helm mit Clärchens weinender Kammerzoſe ihm kaum zu folgen vermochte.

Wie denn der Kraft und dem feſten, ſich ſelbſt bewußten Willen auf Erden gar vieles, ſcheinbar Unmögliches gelingt, ſo erreichte auch der Lieutenant endlich glücklich die Einſidelei, und etwas ſpäter traf auch der etwas wohlbeleibte Rittmeiſter, wiewohl keuchend und huſtend, mit dem ängſtlichen Lieschen, welches ebenfalls aufwärts zu tragen er ſich gezwungen geſehen hatte, auf der Felſenhöhe ein.

Mit dem Griffe ſeines guten Schwerdtes pochte Fallenberg wiederholt und heftig an die kleine Pforte der Einſidelei; endlich wurde dieſe geöffnet, und ein Vater Kapuziner, auf dieſer Felſenhöhe zum Dienſte der Wallfahrtskirche exponirt, trat unſerer Geſellſchaft, mit einer wohlverſchloſſenen erleuchteten Laterne in der zitternden Rechten, entgegen.

Eine in der That ehrwürdige Geſtalt ſtellte der Pater dar. Nur wenig hatte das herannahende Alter den hohen und edelgeformten Körper zu beugen vermocht; der ſilberfarbene üppige Bart quoll hernieder bis zur Hälfte des Leibes; große dunkle Augenſterne blitzten, ernſt und mild zugleich, unter buſchigten grauen Braunen hervor, und über dem ſchmerzhaften Lächeln ſeiner Lippen erhob ſich eine ächt helleniſche Naſe, indeſſen kein Härchen mehr den kahlen Scheitel bedeckte.

Mit einem vielſagenden Blicke auf den Lieutenant, ſprach der greiſe Prieſter nach einer langen Pauſe endlich:

„Alſo waren meine Bitten, meine Mahnungen dennoch alle vergebens, ſo habt Ihr ſie dennoch vollbracht die raſche, verhängnißvolle That, vollbracht in dieſer ſchrecklichen Nacht? Daß Ihr ſie nie bereuen werdet dieſe That, traue ich Euch zu, aber es iſt nicht gut, glaubet mir junger Freund! es iſt nicht gut, daß es ſo kam.“

Wozu der vielen unnützen Worte, rief Fallenberg ungeduldig aus, die Augenblicke ſind gezählt Antonio! erfüllt euer Wort! —

Der Vater Kapuziner erwiederte vorerſt auf dieſe dringende Rede des Lieutenants gar nichts und begnügte ſich, durch

Winke lediglich, die Geſellſchaft zum Eintritt in ſeine Zelle einzuladen.

Unſere Wallfahrer verſtanden den Wink und genügten demſelben ſogleich, der Pater aber verſchloß vorerſt wieder ſorgfältig das Pförtchen ſeiner Einſidelei und kehrte ſofort zu ſeinen Gäſten zurück.

Nun entſtand eine Pauſe in der Unterhaltung; die Offiziere legten, in der Zelle angelangt, die durchnäßten Mäntel, mit welchen ſie die Frauenbilder vor dem Platzregen geſchützt hatten, ab, und Lieschen war in einer andern Ecke der Zelle bemüht, den zerrütteten Anzug der jungen Gebietherin, ſo gut dieſes gehen wollte, wieder herzuſtellen, auch verflocht die ſchelmiſche Kammerzofe in ihres reizenden Fräuleins kaſtanienbraune Lockenfülle ein Myrthenkränzchen, ohne daß Clara davon etwas gewahr wurde.

Jetzt wandte ſich der greiſe Prieſter wieder zu Fallenberg. „Jüngling, hub er an, ich flehe, entlaßt mich meines Verſprechens; deſſen Erfüllung ſtreitet gegen meine heiligen Pflichten, und es iſt Uebles nur, was aus der Sache, überhaupt und überall, allein entſtehen kann.“

Hört einmal Antonio! erwiderte Fallenberg ſehr ernſt, indem er ſich dicht vor den Prieſter hinſtellte, ich thue es ungerne, aber Ihr zwingt mich in dieſer Stunde gewaltſam Euch an einen gewiſſen Tag zu erinnern, an jenen Tag nämlich, den für Euch ſo ſchrecklichen, an dem ihr Euren jüngſten geliebten Bruder zum Galgen geleiten mußtet.

Der Burſche, dazumal Dragoner bei dem Regimente O'donnel, war zum zweitenmale meyneidiger Weiſe entwiechen; der Strang wartete ſeiner, ſchon war der

Kreis geſchloſſen, die eigenen reichlich ſtrömenden Thränen verhinderten Euch dem Unglücklichen fernere Troſtworte der Kirche zu ſpenden. Kalt und ernſt hielt der Regimentseigenthümer, mein Onkel, im Kreiſe; er war ein ſtrenger beinahe unerbittlicher Mann, jetzt gab er mit dem Degen das Zeichen, der Nachrichter ergriff Euren Bruder, Ihr ſelbſt taumeltet halb ohnmächtig zur Seite, da vermochte ich mich nicht länger zu halten, ich ſtürzte aus dem Gliede dem Oberſten zu Füßen: „Onkel! rief ich, es iſt heute mein fünfzehnter Geburtstag, Ihr erlaubtet mir dieſen Morgen von Euch etwas zu erbitten, wohlan denn! ich flehe, begnadiget den Unglücklichen. Nimmermehr, ſo fuhr Fallenberg redend fort, will ich den fürchterlichen Blick des Zornes vergeſſen, den der harte Mann auf mich ſchießen ließ; in eiſig kaltem Tone ſprach er endlich: „Cadet! ich halte Euch wie Jedem mein Wort — der Kerl dort iſt pardonirt, laßt ihn los! doch Ihr Cadet müßt durch ein Opfer des Burſchen Leben erkaufen, Ihr ſolltet heute zum Corneten vorrücken, es kann daraus nichts werden, ich ernenne Euren Hintermann in die erledigte Charge, und dafür Knabe! daß du ſubordinationswidrig das Glied verließeſt, büße mit zwei monatlichem ſtrengen Arreſte.“ Nun Pater! ſo ſchloß fragend der Lieutenant ſeine Erzählung, ſagt an, wie benahmet Ihr Euch bei der Scene?“

Tief ergriffen, antwortete der Kapuziener nach einer kurzen Weile: „Mein edelmüthiger Jüngling! niemals werde ich jener Stunde vergeſſen, ich ſchloß dich heftig bewegt in meine Arme, und ſchwur beim Allmächtigen dir jene That, wenn es in meiner Macht ſtünde, zu vergelten, und wenn es ſelbſt auf Koſten meines Gewiſſens, ja wenn es durch Begehung einer Sünde geſchehen müßte.“

Und ſolche Schwüre, ſprach jetzt der Lieutenant feierlich, hört der Himmel. Die Stunde der Vergeltung iſt gekommen; Prieſter! es iſt Zeit deinen Schwur zu löſen, ich heiſche von dir, mich zur Stelle mit Clara v. Laubenhorſt, ob auch ohne Wiſſen und Willen ihres Vaters, ehelich zu verbinden; die That ſelbſt und alle ihre Folgen dagegen nehme ich auf eigen Gewiſſen und Gefahr.

Der Kapuziner ſtand eine Weile tief ſinnend, dann murmelte er vor ſich hin: „Ja, es iſt wahr, ſolche Schwüre hört der Himmel; Meyneid gehört unter die fürchterlichſten der Todſünden alle“ — und ſchnell ſich ermannend geboth der Greis dem ihm untergeordneten Laienbruder „Ambroſio! ergreift die Laterne und geleitet uns zur Kapelle.“

Mit einem ausdrucks- und ſeelenvollen Blicke ergriff jetzt Fallenberg die zarte kleine Hand der hold erröthenden und zögernden Jungfrau und der Zug gieng nach dem dicht neben der Einſidelei belegenem Kirchlein.

In der Kapelle angekommen ſtellte ſich Fallenberg mit Clara vor das hohe Altar, der Rittmeiſter v. Helm und des Fräuleins Zoſe ſtanden als Zeugen dem Paare zur Seite; der Pater kleidete ſich in den prieſterlichen Ornat und Ambroſio entzündete die wächſernen Kerzen.

Drauſſen tobte der Sturm wo möglich in erneuerter Gewalt, es ſchien, als habe er es darauf abgeſehen, das Kirchlein von der Felſenhöhe hinab in's ſchauerliche Thal ſtürzen zu wollen. Die vier brennenden Kerzen erhellten nur ſparſam das Schiff der Kapelle, und ihr matter Schein brachte lange Schlagſchatten im geweihten Gewölbe hervor. Eine beinahe grauliche Stille waltete.

Jetzt trat Antonio vor das Paar, die feierliche Handlung mit Würde beginnend, doch als er gerade des Lieutenants Hand in jene des Fräuleins legen wollte, raſſelte gräßlich der Donner, in einem Feuermeer ſchien auf einen Moment die Kirche zu ſchwimmen, ein heftiger Erdſtoß erſchütterte ſie in ihren Grundveſten.

Dem Prieſter entſank das Buch, der Laienbruder taumelte vor Schreck und ſtürzte auf des Altars Stufen nieder, alle ſtanden geiſterbleich, Claren entfuhr ein lauter Schrei, des Lieutenants ſtarker Arm ſtützte ſie, ſonſt wäre auch ſie auf's Pflaſter der Kapelle hingeſunken.

Lange Pauſe, dann ſprach Antonio bebend: „Kinder, es war ein Zeichen des Himmels, laßt uns nicht weiter ſchreiten; des Vaters, ja Gottes Fluch möchte ſchwer auf dem zu ſchließenden Bunde laſten.“ Mit einem fürchterlichen Blicke rief aber Fallenberg dem erſchrockenen Kapuziner nun zu: Pfaffe! gedenke deines Schwures und vollende! — Da ſetzte der Prieſter mit einem tiefen Seufzer den begonnenen Feierakt fort und bald war derſelbe beendiget; glückwünſchend naheten den neu Verbundenen die Zeugen.

Die Geſellſchaft war in die Einſidelei zurückgekehrt; Antonio ließ ſich folgendermaßen verlauten: „Ich fürchte es werden noch mehrere fürchterlichere Erdſtöße erfolgen, der Sturm brauſt gräßlich, die Gefahr bleibt zu dringend, ich laſſe Euch Freunde! vorerſt nicht von meinem wirthlichen Dache ſcheiden — hinaus in die ſchreckliche Nacht. Das junge Ehepaar mag meine obere Zelle einnehmen, wir andern alle müßen uns hier zu behelfen ſuchen.“

Des Kapuziners Gäſte überzeugten ſich von der Unmöglichkeit jetzt ſogleich den Rückweg anzutreten und fügten ſich nothgedrungen in Antonios Vorſchlag. Clara ſtand in holder Verwirrung, alles überhörend und nichts wiſſend von allem, was um ſie her vorgieng, da ergriff ſie Fallenberg lächelnd bei dem Händchen und zog ſie hinauf nach der bezeichneten Zelle.

Ein ſchwaches Lämpchen allein erleuchtete das einfache aber reinliche kleine Gaſtgemach der Einſiedelei; es brannte vor dem holdſeligen Bildniſſe einer Madonna. Tief bewegt kniete Clara vor der hohen Gottesbraut, in wahrer Andacht deren Schutz erflehend; ein gerührter Zeuge ſtand ihr der Lieutenant zur Seite, noch einmal ſo reizend erſchien ihm das fromme betende Mädchen.

Endlich hatte Clärchen geendet, da umſchloſſen ſie des glühenden jungen Offiziers ſtarke Arme, die Lippen wurzelten in einander; er trug die heiß Geliebte nach dem Lager hin — jetzt erſchütterte ein zweiter fürchterlicherer Erdſtoß auch die Einſiedelei, allein die Glücklichen wurden davon nichts gewahr, denn in demſelben Augenblicke löste Fallenberg mit zitternden Händen und jenen wonniglichen Gefühlen, welche dem Jünglinge hienieden zum erſtenmale naheten, den jungfräulichen Gurtel des liebreizend blühenden Mägdleins.

3.

Wann? — Wie? — Wo?

Wahrſcheinlich ſind es dieſe drei ganz billigen Fragen, welche jetzt endlich ſelbſt der geduldigſte Romanenleſer ſtellen dürfte, und der Autor kann daher nicht umhin, an die Beantwortung derſelben nur ſogleich ernſtlich zu denken.

Die Familienverhältniſſe des alten Huſarenoberſten v. Laubenhorſt wurden im allgemeinen bereits erörtert; er gehörte unter die verdienteſten Cavallerie-Offiziere der öſtreichiſchen Armee, und der Zeitpunkt, von welchem hier die Rede iſt, war das Ende des vorigen Jahrhunderts.

Unter Held Wurmſer hatte Laubenhorſt, noch als Oberſtlieutenant, mit Auszeichnung jenen blutigen Feldzügen beigewohnt, welche nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution Oeſtreichs Fahnen in Gallien und am Rhein beſtanden, und endlich zum Oberſten eines im italieniſchen Tyrol kantonirenden und neu errichteten Huſaren-Regimentes ernannt, war er mit deſſen Organiſirung und Ausbildung auf's eiferigſte beſchäftiget.

Der alte Oberſt Laubenhorſt war ein Mann von Gefühl, unbeſtechlicher Redlichkeit und eiſerner Conſequenz, brav wie ſein Degen, und dem Hauſe Oeſtreich mit entſchiedener und glühender Anhänglichkeit ergeben, allein adelicher Familienſtolz, furchtbarer gäher Zorn, beinahe unverſöhnlicher Haß und das hartnäckigſte Beharren bei gewiſſen eingewurzelten Vorurtheilen blieben des Kriegers Schattenſeiten.

Laubenhorſts einziges Kind, unſer liebreizendes Clärchen, hatte bereits in zarteſter Jugend die Mutter verlohren und war zu Wien in einer vornehmen öffentlichen Anſtalt erzogen worden. Bei ſeinen vortrefflichen Geiſtes- und Herzensanlagen war des Mädchens Ausbildung trefflich von ſtatten gegangen, allein nun zur Jungfrau herangereiſt und in's väterliche Haus zurückgekehrt, wurde für das Fräulein der Mangel einer ſanften geiſtreichen, mütterlichen Freundin freilich ſehr fühlbar, ja ſelbſt nachtheilig ſogar; eine ſolche Freundin würde es leicht vermocht haben Clärchens Hinneigung zu romantiſcher Schwärmerei, ſeine gänzliche Unerfahrenheit und Unbekanntſchaft mit der Welt, wie ſie nun einmal iſt, auf eine günſtige Weiſe auszugleichen, allein dieſes zu bewerkſtelligen konnte des rauhen kriegeriſchen Vaters Geſellſchaft ſo wenig vermögen, als jene der Zoſe, zu welcher ſich das Fräulein aus Langweile und natürlichem Bedürfniſſe, ſich einem weiblichen Weſen mitzutheilen, mehr als gut blieb, hinneigte, denn wenn auch gerade kein böſes und herzloſes, ſo war jenes Lieschen dennoch ein nur wenig gebildetes und etwas leichtſinniges Mädchen, und der mehr als herkömmliche Umgang mit der muntern Dienerin konnte für unſer Clärchen daher nicht gerade erſprießliche Folgen haben.

Indeſſen — lebte das Fräulein, voll kindlicher Liebe nur beſchäftiget, den theuren bereits alternden Vater zu pflegen, in gemüthlicher Unbefangenheit, wie man zu ſprechen pflegt, in den Tag hinein, allein nicht lange ſollte dieſer glückliche beneidenswerthe Zuſtand dauern, und nur zu frühe mußte auch Clara des Lebens ernſtere Seiten kennen lernen.

Es war an einem heitern Sommerabende, als einſtens der alte Oberſt, in froher Laune ſein Pfeifchen ſchmauchend, mit dem anmuthigen Töchterlein in der Gartenlaube beim Theetiſche ſaß; da erſchien plötzlich der Kammerdiener und meldete einen Lieutenant v. Fallenberg, der von einem fernen Regimente zu jenem unſeres Laubenhorſts verſetzt, und ſo eben an dem Orte ſeiner neuen Beſtimmung eingetroffen war.

Kaum vernahm der Oberſt den Namen: „Fallenberg“ da runzelte ſich ſeine braune Stirne in dichte Falten, eng zogen ſich die grauen buſchichten Augenbraunen zuſammen, in gewaltigen Wolken blies der Alte den Tabacksrauch vor ſich hin und erſt nach einer langen Pauſe befahl er, in rauhem Tone, den fremden Offizier einzuführen.

Fallenberg trat in die Laube. Sich

mit Anſtand militäriſch verbeugend brachte der Lieutenant, in dienſtlicher Form, ſeine Meldung vor, indem er dem Vorgeſetzten ein Schreiben überreichte.

Schweigend öffnete und las der Oberſt den Brief. Clara ſchien eiferig mit ihrem Strickſtrumpfe beſchäftiget, allein ſie müßte nicht Mädchen geweſen ſeyn, wenn ſie nicht, über den Strumpf hinweg unvermerkt wegblinzelnd, die Geſtalt des Fremden gemuſtert hätte.

Der Lieutenant, ein Jüngling von kaum vier und zwanzig Jahren, zeichnete ſich durch eine hohe ſchlanke, ja durch eine gleichſam gewaltige Geſtalt aus; es lag etwas in ſeinen Zügen und in ſeinem ganzen Weſen, das im erſten Augenblicke ſogleich unwiderſtehlich beherrſchte und hinriß. Sein dunkles Haupt war von reichen Locken umſpielt, die Augenbraunen, welche ſich unter der hohen helleniſchen Stirne wölbten, beſchatteten ein ſchönes, großes ſchwarzes Auge, aus welchem feuriger Muth und tiefer Ernſt, gepaart mit hinreiſſender Milde und Lieblichkeit hervorſtachen; eine edel und feingebildete Adlernaſe trug zur Vollendung der männlich ſchönen charakteriſtiſchen Phyſiognomie weſentlich bei und der kleine liebliche Mund, über dem ſich ein zierliches rabenſchwarzes Knebelbärtchen erhob, die Zähne, welche, wenn er ſprach, wie Perlen daraus hervorleuchteten, und vor allem eine gewiſſe imponirende Würde ſeiner energiſchen Haltung im allgemeinen, deren Typus aus jeder ſeiner Bewegungen und aus jedem Worte, welches er geſprochen, ſich darſtellte, machten ihn zu einer Erſcheinung. vor deſſen Gewalt Clärchens Herz in dunklem Vorgefühle erzitterte.

In ſüßer Selbſtvergeſſenheit ließ die ſchüchterne Jungfrau endlich ihr klares, blaues Auge auf der bildlichen Heroengeſtalt des Jünglings ruhen, da traf plötzlich dieſes ſanfte blaue Auge ein Feuerblick des Offiziers, der wie ein elektriſcher Schlag in des Mägdleins Innerſtes drang, und das holde zarte Weſen heftig erbeben machte; Clara erröthete über und über, die langen ſeidenen Augenwimpern ſenkten ſich nieder und die zitternden Fingerchen ließen am Strickſtrumpfe die Maſchen fallen. In dieſem Augenblicke hatte der Oberſt mit Leſen geendet, er faltete das Schreiben langſam zuſammen, indem er den Lieutenant mit einem ſeltſamen Blicke von oben bis unten maß und demſelben endlich mit der erhobenen Rechten zuwinkte, ſich zu entfernen, ohne mit ihm auch nur ein Wort gewechſelt zu haben.

Sichtbar befremdete Fallenbergen dieſes ſonderbare Benehmen, von Seite des neuen Vorgeſetzten, in einem nicht geringen Grade; er verbeugte ſich zum zweitenmale auf militäriſche Art, warf noch einen kurzen aber ungemein ſeelenvollen Blick auf das in holder Verwirrung ſitzende liebreizende Fräulein und entfernte ſich ſofort ebenfalls ſchweigend, aber mit ſtolzem Anſtande und feſtem Schritte aus der Laube.

Es entſtand nun zwiſchen Vater und Tochter eine lange Pauſe des Stillſchweigens, während welcher Clara nur müheſam wieder zu einiger Faſſung gelangte; endlich nahm der Oberſt das Wort: „Ein tückiſcher Dämon, ſprach er, hat mir dieſen Fallenberg zum Regiment geſendet; von jeher waren die Laubenhorſte und Fallenberge erklärte Feinde, und dieſer Name allein verſetzt mein Blut in wilde Wallung; dieſes jungen Menſchen Oheim, der Feldmarſchall v. Fallenberg, iſt Urſache, daß ich heute nicht den Generalshut trage und ihn nimmermehr erreichen werde, denn des Mannes Gewicht bei Hofe iſt bedeutſam, und er wird es nicht müde, mir leidenſchaftlich ſtets entgegen zu arbeiten; ein Fallenberg, fuhr der Greis mit erhobener Stimme und zornglühenden Wangen redend fort, häufte Schmach auf unſer Geſchlecht, denn er war es, der, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, einen würdigen General Laubenhorſt, meinen Ohm, jenem ſchwachen zweiten Ferdinand, als einen vertrauten Anhänger des Friedländers in deſſen tragiſcher Kataſtrophe verdächtig machte; mein unglücklicher, unſchuldiger Vetter wurde ohne Urtheil und Recht in eine Feſtung geſperrt und endete voll Gram dert ſein Leben: Fluch, tauſendfacher Fluch allen Fallenbergen!“

Mit ſolchen, in höchſter Leidenſchaft beinahe ſchreiend, ausgeſtoßenen Worten endete der Oberſt den brauſenden Erguß ſeines Zornes, indem er mit Heftigkeit den Theetiſch von ſich ſtieß, daß die Taſſen klirrend durcheinander ſtürzten. Der Alte verfiel hierauf in ein düſteres Schweigen und auch Clärchen ſaß, von ihr bisher fremd gebliebenen ſeltſamiglichen und ſchnell wechſelnden Gefühlen gewaltſam ergriffen, ſtill vor ſich hin brütend, denn reichlicher Stoff zu grübelndem Nachdenken war ihr gegeben; — um die Freuden des ſchönen Sommerabends ſchien es geſchehen.

Dem Lieutenant Fallenberg gelang es ſchnell, durch ſein männliches gerades Benehmen, durch ſeinen hohen ritterlichen Sinn und liebenswürdige Sitten die Herzen aller Kammeraden im Regimente zu gewinnen, nur der alte Laubenhorſt ſtand ihm ſtets kalt und ernſt gegenüber. Zwar war der Oberſt ein zu rechtlicher Offizier, als daß er vermocht hätte, aus unſeligem Familienhaſſe, den jungen Untergebenen geradezu zu verfolgen, allein er behandelte ihn dennoch mit ſichtbarer Kälte; alle Offiziere des Regiments wurden wechſelweiſe an des Chefes Tafel gezogen, Fallenberg nimmermehr, ja Laubenhorſt wußte es alſo einzurichten, daß ſelbſt niemals Dienſtgeſchäfte den Lieutenant über die Schwellen ſeines Hofes führten.

Ehedem war Karl v. Fallenberg ein lebensfroher Jüngling, die Zierde jedes fein gebildeten Cirkels geweſen, doch bei jenem neu errichteten Huſaren-Regimente im Tyrol eingetroffen, ſtellte er ſich ganz umwandelt dar. Noch nie hatte auf den armen Jungen ein Mädchen ſolch' gewaltigen Eindruck gemacht, als die holde Clara, im erſten Momente ſogleich, und vergebens ſuchte der Lieutenant gegen die Macht einer Leidenſchaft mit dem höchſten Aufwande der ihm inne wohnenden männlichen Kraft anzukämpfen, einer Leidenſchaft, welche nie gekrönt zu werden hoffen durfte, denn wohl kannte Karl des alten Laubenhorſtens Haß gegen die Fallenberge; daß dieſer glühende Haß nicht erloſchen, ſtellte des Oberſten nunmehriges Benehmen nur zu augenſcheinlich dar, auch wurde es im Offizierkorps, wie eine ausgemachte Sache, angenommen, es gehe Laubenhorſt damit um, die jugendliche liebreizende Tochter mit dem Grafen v. Lori, einem jungen liebenswürdigen Offizier des Regiments dereinſt ehelich zu verbinden, und in der That war Lori auch der häufigſte, ja der tägliche Geſellſchafter in Laubenhorſtens Hauſe, und wurde von dieſem, dem er als Adjutant diente, ſichtbar vorgezogen und begünſtiget. Fallenberg verfiel mehr und mehr in den Zuſtand ſanfter Schwermuth, und wie intereſſant und ſchön die muntern Weiber und fröhlichen Mädchen des Tyroler Landſtädtchens unſern Karl auch finden mochten, dieſer floh alle geſellſchaftlichen Kreiſe, und blieb in den vielen Stunden, welche der Dienſt ihm übrig ließ, ſtets unſichtbar, und Niemand wußte, wo er weile.

Die Sonntage blieben für Fallenbergen in der That recht eigentliche Feſttage, denn an ihnen allein wurde ihm das Glück, das Mädchen, welches er in's geheim gluthvoll liebte, in der Kirche zu erblicken. Im einfachen Schmucke, welcher die reizende friſch blühende jungfräuliche Schöne nicht zu verdunkeln vermochte, ſtellte ſich ihm die fromme Clara wie ein bethender Seraph dar, aber ach — wenn des Engels reines blaue Auge dem ſeinigen begegnete, dann fuhr das Fräulein erſchrocken zuſammen, Purpur deckte die zarten Wangen und dem Jüngling ſtrahlte fürder ſein Himmel nicht, denn Clara verwandte in ſolchem Falle ferners kein Auge mehr von den Blättern ihres Gebethbuches. Traurig und unglücklich in einem hohen Grade verließ dann Karl, ganz und gar Neuling in Amors Reiche, den Tempel, indem er ſeufzend bei ſich ſelber dachte: „Elender! das göttliche Mädchen haßt, verachtet dich; ſie liebt den Lori, wird ſeine Gattin — o Himmel! ich kann den Gedanken nicht ertragen, enden will ich dieſes unſelige Daſeyn.“

Der Graf v. Lori, an Jugend Fallenbergen gleich, konnte ebenfalls ein ſchöner Jüngling gelten, wenn ſchon in ganz anderer Art, wie dieſer. Lori's Geſtalt entwickelte zwar vollkommenes Ebenmaaß, allein ſie war ſehr fein und zierlich, und erinnerte beinahe an zarte weibliche Formen. Sein Geſicht war ſehr weiß, in allen ſeinen Zügen, in ſeinem großen blauen Auge, lag etwas unmerkbar Weiches, Frommes; ein Ausdruck gewiſſer Melankolie, der aber unwiderſtehlich einnahm. Sein hellblondes Haar ſcheitelte ſich uber der glatten milchweißen Stirne und fiel in kurzen ſchlichten Locken nieder. Sein Blick war erhaben und rührend zugleich. Der Charakter des jungen Offiziers entſprach dem Aeußern ungemein; Lori war ſehr ſanft, hohes Zartgefühl wohnte ihm bei, und in einem nicht geringen Grade wiſſenſchaftlich gebildet, enthuſiaſtiſcher Verehrer ſchöner Künſte ſchien er, im Dienſte Mavors, ſeine Beſtimmung ganz und gar verfehlt zu haben.

Der alte Oberſt liebte den jungen Grafen ungemein, er mußte viel um ihn ſeyn, und das Gerücht irrte nicht, wann es Laubenhorſten die Idee beilegte, ſeine reizende Tochter mit dem wackern Lori dereinſt verbinden zu wollen.

Der Graf liebte die ſchöne Clara längſt im Stillen und nach ſeiner Weiſe recht herzinniglich; der Oberſt kannte und billigte die Gefühle ſeines jugendlichen Freundes, allein Clärchen wurde ein halbes Kind erachtet, ihr ſollte daher Loris Liebe noch ein Geheimniß bleiben, doch ſteter Umgang ſie allmählig feſter an den künftigen Lebensgefährten ketten und zugleich ihren Geiſt annoch mehr ausbilden.

Clara gewöhnte ſich an den Umgang des Grafen, ſie wollte ihm auch ganz wohl, ließ ſich gerne von ihm vorleſen, oder mit der Flöte am Pianoforte akkompagniren, allein dem Ideale, welches ſich heranreifende lebhafte junge Mädchen gemeiniglich, wenn auch noch ſo geheim und wenn auch in noch ſo dunkeln und unbeſtimmten Umriſſen vom künftigen annoch ungekannten Geliebten und Gatten entwerfen, glich dieſer Lori auch nicht im entfernteſten Sinne und Clärchens kleines feuriges Herz umwandelte in ſeiner Gegenwart den ruhigen, gewöhnlichen Schlag nimmermehr; doch ſchnell und plötzlich wurde der Jungfrau jenes erwähnte myſtiſche Ideal licht und klar, als Fallenberg vor ſie, zum Erſtenmale, hingetreten war. Es war nun auch um Claras Ruhe geſchehen; des Mädchens frohe oft muthwillige Laune wich einer ſeltſamen Zerſtreuung, das Fräulein ſuchte, wo es nur immer konnte, die Einſamkeit und Loris ſonſt gerne geduldete häufige Geſellſchaft wurde ihm peinlich und verhaßt; es ſtrebte dieſelbe, ſo viel es nur immer angieng, zu meiden.

Alſo ſtand die Lage der Dinge, als der Maſchinengott, Zufall genannt, wie ſo oft im menſchlichen Leben, nun auch hier, mit einem Schlage plötzlich alles anders geſtaltete.

Einſt an einem ſchwühlen Sommerabende ritt der alte Laubenhorſt, ganz allein und ſelbſt von keinem Reitknechte begleitet, wie er wohl öfters zu thun pflegte, an den romantiſchen Geſtaden der Etſch, ſpazieren.

Erſt noch aus weiter Ferne drohende ſchwarze Gewitterwolken hatten ſich plötzlich zuſammengezogen; ſchon fielen einzelne ſchwere Regentropfen hernieder, dumpfe Donner rollten, ängſtlich und wild flatternd durchkreuzten Vöglein die Luft, der heftigſte Sturm drohte mit jedem Augenblicke in furchtbarer Gewalt auszubrechen.

Das Städtchen, Laubenhorſtens Wohnort, lag auf dem jenſeitigen Ufer und der Oberſt war von der Fähre, auf welcher man über den Strom in dasſelbe gelangte, wohl noch eine Stunde entfernt; der kränkelnde Greis hatte Durchnäſſung zu fürchten, der Strom war gerade ungemein ſeicht und ihn durchreitend konnte der Oberſt hoffen, noch vor dem völligen Ausbruche des Gewitters trocken das wirthliche Dach zu erreichen.

Es ſchien hier keine Gefahr vorhanden, und ſchnell entſchloſſen gab Laubenhorſt ſeinem ſtarken oft bewährten Rappen die Sporen und ſprengte in den Strom; allein gerade in deſſelben Mitte angelangt, gerieth das Thier in eine Untiefe, in einem Nu waren Roß und Reiter verſchwunden; der letztere wenigſtens ſchien unwiederbringlich verlohren.

Die gütige Vorſicht hatte gewacht; auch der Lieutenant v. Fallenberg war gerade, von dem Oberſten unbemerkt, in jener Gegend ſpatzieren geritten, und kaum hatte jener des Chefs Gefahr wahrgenommen, da ſtürzte auch er ſich ſchon mit ſeinem Pferde in den Strom, und ſchnell jene Untiefe erreichend, warf er ſich vom Thiere, war glücklich genug ſchnell den bereits bewußtloſen Greiſen zu erfaſſen und, ein rüſtiger Schwimmer, ihn ans Geſtade zu ſchleppen.

Erſt nach einer ziemlichen Weile war es Fallenbergs zweckmäßigen Bemühungen gelungen, ſeinen Oberſten ins Leben zurückzurufen; jedoch düſter, mit einem finſtern Blicke nur und ſich offenbar Gewalt anthuend dankte Laubenherſt dem jungen Offiziere, nachdem er den Zuſammenhang des Vorfalles begriffen hatte.

Das Ereigniß hatte dem Oberſten eine nicht unbedeutſame Krankheit zugezogen, von welcher er unter der ängſtlichen Tochter zarter Pflege erſt nach geraumer Zeit wieder genas.

Sichtbar umgieng es der Greis in der Folge, von der ihn an jenem Aberde betroffenen Lebensgefahr und der Art ſeiner Rettung zu ſprechen; einmal nur hörte Clärchen ihn ſagen: „Lieber, viel lieber wäre mir der Tod geweſen, als das peinliche, nun nimmermehr von mir weichende Gefühl, einem Fallenberg, dieſem Fallenberge das Leben danken zu müßen.“ — Uebrigens änderte der Oberſt in ſeinem Benehmen gegen den Lieutenant nicht das Geringſte, im Gegentheile ſuchte er den jungen Offizier, wo möglich noch mehr zu vermeiden, als ehevor.

Tief kränkten das gemüthliche Clärchen des Vaters hartnäckiger Familienhaß und dieſer auffallende Undank, ſie beſchloß deſſen Unrecht, ſo viel an ihr lag, gut zu machen und die Gelegenheit den Entſchluß auszuführen, ereignete ſich bald genug.

Der Feldmarſchall-Lieutenant Fürſt Z***l*i war nach ***** gekommen, das von unſerm Laubenhorſt neu organiſirte Reuterregiment zu inſpiciren; die Revue- und Manöuvertage waren verüber, der würdige Oberſt hatte von dem Fürſten viele verdiente Lobſprüche geerndet, und ſah ſich von dieſem, am Tage vor ſeiner Abreiſe, mit dem ganzen Offizierkorps zu einer glänzenden Fete geladen; auch unſer anmuthiges Clärchen trug neben vielen andern Damen bei das Feſt zu verherrlichen.

Spät wurde die Tafel aufgehoben; der betagtere Theil der Geſellſchaft nahm an den Spieltiſchen Platz, der jüngere aber zerſtreute ſich größtentheils, um ſich zu dem bevorſtehenden großen Balle des Abends vorzubereiten.

Ein großer, ſchattenreicher Park breitete ſich hinter dem Erzbiſchöflichen Pallaſte aus, in welchem der Feldmarſchall-Lieutenant ſein Abſteigequartier genommen hatte; in tiefe Gedanken verſunken durchwandelte die reizende Clara jetzt die labyrinthiſche dichte Laubengänge dieſes Parkes; nach langer Zeit zum Erſtenmale wieder hatte das Fräulein heute über Tafel den Lieutenant v. Fallenberg geſehen. Der junge Offizier ſchien auffallend umwandelt, eine intereſſante Bläſſe deckte das ſchöne geiſtreiche anſonſten in jugendlicher Friſche blühende Geſicht; Fallenberg nahm an der rauſchenden Ergötzlichkeit geringen eigentlich gar keinen Antheil, doch wohl entgiengen Clärchen einige ſcheue Feuerblicke nicht, die er gelegentlich auf ſie herüber ſchießen laſſen, und welche ihre zarte Wangen ſtets ſogleich in hochrothen Purpur verwandelt hatten. — In wonniglich bangen, ſich ſelbſt unbewußten Gefühlen, indem des Mädchens Phantaſie wohlgefällig jene Scene rekapitulirte, wanderte Clärchen in den verſchlungenen Gebüſchen immer weiter, als plötzlich ein nahes Geräuſch das Fräulein aus ſeinen Träumen weckte.

Clärchen ſchlug jetzt erſchrocken die Augen auf; es ſtand in einer der einſamſten und romantiſch gelegenſten Parthien des Parkes neben einem rauſchenden kleinen Waſſerfalle, über welchem die Statue eines grinſenden Fauns mit der Hirtenpfeife ſchelmiſch hernieder lugte; auf einem Moosſopha neben dem Catarakte hatte ein junger Huſarenoffizier, das lockigte Haupt in die Rechte geſtützt und offenbar auch in tiefe Phantaſieen verſunken, geſeſſen. Es war der Lieutenant v. **Fallenberg**; auch er war, erſt als die Promenirende dann plötzlich vor ihm ſtand, aus Träumereien erwacht und aufgeſprungen, und nun ſtanden ſich die beiden gegenüber, bebend, abwechslungsweiſe erbleichend und erröthend; keines im Stande ein Wort vorzubringen.

Endlich ermannte ſich Fallenberg einigermaßen, und ſich verbeugend wollte der Offizier in einem Seitengange entſchwinden, da bannte ihn ein gar leiſer, zitternder Ruf von Seite Clärchens auf der Stelle feſt.

Stammelnd nahm das Fräulein das Wort. „Mein Herr v. Fallenberg! ſprach es höher und holder wieder erröthend, ich ſegne den Zufall, der mir die lang gewünſchte Gelegenheit verſchafft, mich einer heiligen Pflicht zu entledigen. Sie haben meinem mir über alles theuren Vater das Leben gerettet; empfangen Sie hiermit der Tochter feurigſten Dank, einen Dank, der hienieden gewiß nimmermehr verſiegen wird.“

Schmerzhaft lächelnd erwiederte der Offizier: „Mein Fräulein! was ich für Claras Vater that, hätte ich als Menſch für jeden Andern gethan, es war meine Schuldigkeit, es iſt jeden braven Mannes Pflicht ſeines Nebenmenſchen Leben zu retten, wenn es in ſeiner Macht ſteht, allein erinnern Sie mich nicht ferner an eine Begebenheit, deren Andenken, ich weiß es, ſtets ſchwer auf Ihres Vaters Bruſt laſten wird, denn unverſöhnlich haßt er mich wie alle Fallenberge, o Gott! — ſo endete der Lieutenant mit ungemein weicher und bewegter Stimme — es iſt ja der Fluch meines unſeligen Daſeyns, daß auch Sie Clara! mich haſſen, ja mich haſſen müßen.“ —

Einen großen würdevollen Blick des Vorwurfes warf die Jungfrau auf den Jüngling, dann rief ſie aus: „Wie, Fallenberg! ich, ich Sie haſſen, ich die ich“ — hier ſtockte das Fräulein hoch erröthend, von unbeſchreiblichen Gefühlen ergriffen, Thränen füllten das ſchöne blaue Auge und rollten in großen Tropfen über die zarten Wangen. — Der Lieutenant gerieth vor Wonne auſſer ſich, er ergriff des bebenden Clärchens kleine runde Hand und drückte dieſelbe innig an ſeine hochklopfende Bruſt, und einen leiſen Druck dieſes lieben Händchens fühlend überwältigte den glücklichen Jüngling ſein Gefühl. „Clara! meine Clara! Geliebte! rief er aus, indem er das Fräulein glühend mit ſeinen ſennigten Armen umfieng, ſein Mund fand des Mädchens heiße, roſigte Lippen, Clärchens Thränen feuchteten ſeine Wangen, innig und zart wurde der Kuß der Liebe erwiedert; „mein Karl!“ liſpelte das Fräulein zärtlich. Lange, lange hielten ſich beide in ſeliger Umarmung umſchlungen, die ganze irdiſche ſchnöde Welt um ſich her vergeſſend und der Bund zweier tief fühlenden Seelen war geſchloſſen auf immerdar.

Karl und Clara liebten beide zum Erſtenmale; das feurige Blut der Jugend durchwallte ſchäumend Beider Adern, und für den Menſchenkenner bleibt dieſes genug, ihm alles, was nun erzählt werden wird und ſich in der That zugetragen hat, begreiflich zu machen.

Bei den ungünſtigen äußern Verhältniſſen hatten die Liebenden geheime Zuſammenkünfte, welche bald häufig und immer häufiger wurden. Das ſchlaue Lieschen blieb auch hierin die Vertraute der Herrin, und wußte jene Rendezvous in aller Weiſe zu fördern; der Kammerzofe konnte das neue Verhältniß ihres Fräuleins nur erwünſcht ſeyn, denn Herr v. Fallenberg zeigte ſich ungemein freigebig, und deſſen junger wohlgebildeter Reitknecht war ohnehin längſt Lieschens Anbether; daß aber des Dieners Geliebte die Liebe des Herrn bei der Gebietherin unterſtützt iſt eine Sache, welche ſich nicht nur auf der Schaubühne, ſondern auch im wirklichen Menſchenleben täglich bewährt.

Dem ihnen günſtigen Zufalle, mehr aber noch Lieschens unermüdlicher Wachſamkeit hatten es unſere Liebenden zu danken, daß keine ihrer ſehr geheimen Zuſammenkünfte verrathen wurde und daß ſelbſt durchaus Niemand Fallenbergs Verhältniß zu der reizenden Clara ahndete.

Nur der Graf v. Lori hob an einzuſehen, es bleibe für ihn wenige Hoffnung vorhanden, des von ſeiner Seite wirklich heiß geliebten Mädchens Gegenliebe zu erringen; der arme junge Offizier fiel Claren daher fürder wenig beſchwerlich, allein er verſank in ſichtbare Schwermuth. Des Lieblings Zuſtand und die Thatſache daß ihm die Tochter ſeit einiger Zeit den Kinderſchuhen wirklich ganz und gar entwachſen ſchien, beſtimmten den alten Laubenhorſt mit Einemmale die Realiſirung eines längſt ihm lieb gewordenen Planes nicht ferners zu verſchieben, und er kündigte der Tochter plötzlich an, ihre Hand ſeye dem Grafen Lori zugeſagt.

Nimmermehr hatte das unbefangene Clärchen von jenem Plane das geringſte geahndet, und es erſchrack daher bei deſſen Kundmachung dermaßen, daß es wie eine lebloſe Bildſäule ſtand und lange nicht vermögend war, eine Silbe nur vorzubringen.

Allein zu einiger Faſſung gelangt erklärte das Fräulein mit einer Feſtigkeit, welche den Vater in Erſtaunen verſetzte, daß es nie einwilligen werde, den Grafen zu ehelichen, da es gegen denſelben geradezu Abneigung fühle.

Der Oberſt konnte überhaupts wenig Widerſpruch ertragen; der ungewohnte des einzigen, geliebten und bisher ungemein folgſamen Kindes aber reizte ſeinen furchtbaren Zorn im höchſten Grade; er ſchwur ſeinen Willen nun, und um ſo gewiſſer und ſchneller noch, durchſetzen zu wollen, nannte die Tochter: eine Ungerathene und befahl ihr, zur Stelle ſein Antlitz zu meiden.

Mit Lieschens Hülfe gelang es dem Lieutenant v. Fallenberg noch am ſpäten Abende deſſelben Tages eine Zuſammenkunft mit der Geliebten zu bewerkſtelligen; heftig weinend ſtürzte ſich das arme Clärchen in ſeine Arme, indem es ihm klagend offenbarte, was geſchehen.

Wenn auch eine ſolche traurige Nachricht dem Lieutenant nicht ſo ganz unerwartet kam, ſo erfüllte ſie ihn doch nicht minder mit heftigem Schrecken. Beide Liebende kannten des Oberſten Charakter, ſie durchſchauten klar die Unmöglichkeit den Alten auf gewöhnlichem Wege zu erweichen; ſie ſchwuren ſich ewige Liebe, Treue und Ausdauer, allein wie das ſo nahende drohende Gewitter zu beſchwören — hierüber blieb guter Rath in der That theuer.

Nimmermehr geliebte Clara! — ſprach endlich Karl — dürfen wir es wagen unſere Liebe Ihrem Vater zu geſtehen, ein ſolches Geſtändniß würde uns vernichten, und eben ſo wenig dürfen Sie hoffen den eiſenfeſten Mann zu bewegen, ſeinen einmal gefaßten Entſchlüſſen untreu zu werden; — ich kenne nur einen Weg der Rettung und dieſer Weg heißt Flucht.

Ob dieſem Vorſchlag erſchrack das arme

Mädchen heftig, den ſonſt ſo theuren Vater in dieſer Weiſe betrüben, ihn verlaſſen, ohne je auf ſeine Verzeihung rechnen zu können, und ſeinen Fluch zu erwerben — wie heftig auch Clara den Jüngling der Wahl liebte — ein ſolch' ſchreckliches Mittel zu ergreifen, dazu bekannte ſich das Fräulein unfähig.

Eine kurze Bedenkzeit nur konnte unſere bedrängte Heldin von dem aufgebrachten Vater erhalten, dieſe Friſt neigte ſich zu ihrem Ende, dringender wurde die Gefahr — Fallenberg ſchlug eine geheime eheliche Verbindung vor. „Iſt, überredete der Offizier das Fräulein, die Trauung wirklich vollzogen, dann entdecke ich, theure Clara! alles Ihrem Herrn Vater, Sie gehen den fürchterlichſten Ausbrüchen ſeines erſten Zornes aus dem Wege, und ich werde denſelben als Mann zu begegnen wiſſen, am Ende aber — was bliebe ihm anders übrig? — wird der Oberſt nachgeben und gute Miene zu dem ihm unwillkommenen Spiele machen müßen, wir aber wollen dem würdigen Greiſe in der Folge durch kindliche Liebe und treue Pflege den gemachten Verdruß gewiſſenhaft und reichlich erſetzen, er wird ſich mit dem Namen Fallenberg verſöhnen und endlich ſich alles noch zum Beſten lenken.“

Lange widerſetzte ſich Clara auch ſtandhaft dieſem Plane, allein mächtig iſt die Gewalt der erſten Leidenſchaft, die Ueberredungskunſt des heiß Geliebten beſtechend, auch Lieschen wurde weder Tag noch Nacht müde zu perſuadiren; halb gab das Fräulein nach, halb wurde es überraſcht und mit ſanfter Gewalt gleichſam gezwungen; der unbeſonnene, leichtſinnige und raſche Schritt geſchah. Wie, wann, und wo — wurde bereits berichtet.

4.

Verhängnißſchwere Folgen.

So ſüße Flitterwochen, wie Karl und Clara ſie verlebten, wünſchen wir aus des Herzens Fülle jedem friſch vermählten Paare; jenen kam der Reiz der Neuheit und des Geheimniſſes in gleichem Maaße zu Statten.

Die Friſt, welche Laubenhorſt der Tochter geſtattet hatte, und nach deren Ablauf ſie unerbittlich dem Grafen vermählt werden ſollte, war bereits verſtrichen, allein Clara hatte es Loris eigenen Vorſtellungen zu verdanken, daß der Vater noch Nachſicht übte und nicht ferners in ſie drang.

Dem ſinnigen gräflichen Jüngling mußte natürlicherweiſe die Aenderung des Benehmens, welche das Fräulein in neueſter Zeit gegen ſeine Perſon hatte eintreten laſſen, auffallend genug ſeyn, denn war Clärchens Betragen auch nimmermehr gerade für ſeine geheime heiße Liebe aufmunternd geweſen, ſo hatte ſie ſich ihm doch nicht ſelten als theilnehmende Freundin gezeigt, wogegen ſie nun ſeinen Anblick im eigentlichſten Sinne des Wortes floh.

Lori ahndete bisher noch im geringſten nicht, welche Verhältniſſe zwiſchen Fallenberg und dem Fräulein ſtatt fanden, denn beide nahmen ihre Maaßregeln ungemein umſichtig und klug, allein ſo viel wurde dem Grafen aus allem klar, es müße mit Claren irgend etwas Auſſerordentliches vorgegangen ſeyn; er raffte ſich aus ſeiner lethargen melankoliſchen Geiſtesſtimmung empor und beſchloß, ſich um jeden Preis Gewißheit zu verſchaffen. Lori fing zu dieſem Ende an das Fräulein genauer zu beobachten, indem er mit vielem Erfolge die Maske der Kränklichkeit und gänzlicher Theilnahmloſigkeit angenommen hatte, allein wie ſcharf ſeine Augen auch ſehen mochten, ſie ſtrengten ſich bis jeżt nur unter der Sonne Licht an, Clara und Karl aber blieben mit großer Conſequenz ihrer verſchwiegenen Freundin, der traulichen Nacht, allein treu.

Ein Offizier des Regiments, Loris vertrauteſter Freund, lag krank darnieder. Des Patienten Zuſtand ward eines Abends ſehr bedenklich und der Graf verweilte, voll ſorglicher Theilnahme, mehrere Stunden an deſſen Lager. Gegen Mitternacht verfiel der Kranke in einen ruhigen anhaltenden Schlummer, und Lori machte ſich nun auf, um nach Hauſe zu gehen.

Es führte den Grafen ſein Weg unfern der Rückſeite des Hauſes vorbei, welches der Oberſt v. Laubenhorſt inne hatte. Die Facade des Gebäudes, in welchem Fräulein Claras Zimmer ſich befanden, lag gegen das freie Feld hinaus, auf welchem einige ſchattenſpendende Bäume zerſtreut ſtanden.

Eine ſchwühle Sommernacht ruhte auf den Gefilden; ſchwarze Gewitterwolken, aus welchen die umhüllte Luna nur zuweilen einen halben Schein ſpendete, bedeckten das Firmament; — das monotone Zirpen der Grille allein unterbrach die tiefe Stille.

Noch ſchimmerte aus den Fenſtern von Clärchens Schlafkabinete helles Kerzenlicht. Der Graf lehnte ſich an den Stamm einer dickbelaubten Eiche und mit Wehemuth ſchaute der Schwärmer hinan nach jenen Fenſtern, hinter welchen das von ihm ſo innig geliebte Mädchen weilte, die ſein treues Herz in den Staub getreten hatte.

In melankoliſche Träumereien verſunken hatte der Unglückliche ungefähr eine halbe Stunde alſo geſtanden, da rauſchte eine hohe, männliche, in einen weißen Reutermantel gehüllte Geſtalt an ihm vorüber. Der Weißmantel bewegte ſich gerade gegen Clärchens Fenſter zu, und blieb, unter denſelben angelangt, ſtehen. Ein leiſes Räuſpern erfolgte — das Fenſter wurde mit Vorſicht geöffnet, und eine weibliche Geſtalt zeigte ſich in demſelben. In dieſem Augenblicke trat der Mond in vollem Glanze auf etliche Momente hinter einer ſchwarzen Wolkenmaſſe hervor — o Götter! was mußten des in geringer Ferne lauſchenden armen Lori Augen erſchauen! — deutlich erkannte er in jenem Mädchen am Fenſter — Clara; mit ängſtlicher Haſt ließ ſie eine Strickleiter hernieder, auf welcher ſich der Weißmantel behende zur Höhe ſchwang und in einem Nu hinter des Fräuleins Fenſtern entſchwand, welche ſchnell geſchloſſen wurden.

Es wäre vergebliche Mühe, die ſchrecklichen Gefühle ſchildern zu wollen, welche bei jenem Anblicke Loris Bruſt zu zerſprengen und ſein armes Herz zu zerreiſſen drohten; kraftlos ſank er unter der Eiche zu Boden, und ſein brechendes Auge ſtarrte unverwandt nach jenen Fenſtern hin; das Kerzenlicht brannte bald düſter und immer düſterer, bis es endlich ganz erloſch; Loris aufgeregte Phantaſie vermeynte Seufzer wonniglicher Luſt von Laubenhorſtens Schloſſe her zu vernehmen, die Dämonen der Eiferſucht wühlten mit blutigen Krallen in ſeinem Buſen, in ohnmächtiger Wuth rieß er mit den Nägeln der eigenen Hände das Erdreich auf, bis er endlich, erſchöpft durch die Macht der furchtbarſten Leidenſchaft, in einen Zuſtand wohlthätiger Agonie verſank. Wohl etliche Stunden mochte der Graf alſo gelegen haben, als der junge Tag mit ſchwachem ungewiſſem Lichte in Oſten zu dämmern anfieng. Jetzt wurde Claras Fenſter wieder leiſe geöffnet, der Weißmantel ſchwang ſich aus demſelben, drückte, ſchon mit einem Fuße auf der Strickleiter ſtehend, noch einen glühenden Kuß auf Clärchens kleinen Roſenmund, der ſich, aus dem Fenſter noch, zu ihm hernieder beugte, und glücklich den Boden erreichend, trat der ſelige Nachtwandler mit Haſt genau denſelben Weg rückwärts an, welchen er ehevor gekommen war.

Jener Anblick hatte dem Grafen ſeine Beſinnung wieder gegeben; wüthend ſprang er auf, indem er ſchnell hinter den dicken Stamm ſeines Baumes trat, und nicht minder raſch den Säbel zog. Der Weißmantel ſchritt gerade auf die Eiche zu und mit leichter Mühe hätte es unſerm wild aufgereizten Lori gelingen mögen, den bis jetzt noch unbekannten, kühnen und begünſtigten Nebenbuhler zu durchbohren, allein ſein guter Geiſt wachte über den Grafen und raunte ihm noch zur rechten Zeit, in entſetzlicher Weiſe, das Wort: „Meuchelmord" ins Ohr. Erſchrocken ließ der Offizier den blanken

Pallaſch ſinken, entſchloſſen, ſich damit zu begnügen, unbemerkt des verhaßten Nebenbuhlers Schritte zu beobachten.

Jetzt war der Weißmantel nur noch etliche Schritte von der Eiche entfernt; Aurora's Vorläuferin, eine glühende Röthe nämlich am Rande des Horizontes, erleuchtete ſo eben in magiſchem Scheine aber hell genug die ganze Gegend. Lori vermochte nun des Weißmantels Züge mit Sicherheit zu unterſcheiden — und erkannte Fallenbergen, ohne daß dieſer des Grafen Gegenwart gewahr wurde.

Lori erſchien einige Stunden nach jener Scene ſo blaß, zerſtreut und zerſtört auf der Parade und vollzog den lang eingeübten alltäglichen Regiments-Adjutanten-Dienſt in ſo großer Unordnung und Verwirrung, daß ſein ſeltſames Weſen auſſer Fallenbergen, deſſen Geiſt lediglich in wonniglichen Reminiſcenzen der verwichenen Nacht ſchwelgte, Jedermänniglich auffiel.

Auch dem Oberſten war ſeines Lieblings aufgereizter Seelenzuſtand nicht entgangen; er winkte dem Grafen nach beendigter Parade zu, ihn zu begleiten.

Schweigend ſchritten beide Offiziere neben einander her. Zu Hauſe angelangt warf ſich Laubenhorſt in ſeinen alten Kaputrock und nachdem ihm der treue Kremmel die dampfende Pfeiſe gereicht und ſich entfernt hatte, bat der Oberſt den Grafen, neben ihm auf dem Sopha Platz zu nehmen.

Der Alte zog die Stirne in krauſe Falten, und nachdem er wohl einige Minuten, nach ſeiner gewohnten Weiſe, den Dampf in grauen Wolken von ſich geblaſen hatte, ließ er in wahrhaft herzlichem und väterlichem Tone ſich alſo vernehmen:

„Lori! Sie lieben meine Tochter! Sie lieben das Mädchen, der Augenſchein zeigt es, mit einer Leidenſchaft, welche Sie zu verzehren droht. — Sie haben mein Wort, Clara wird die Ihrige, und daß ſie es nicht ſchon lange iſt, bleibt lediglich nur Ihre eigene Schuld. Nach Mädchenart ſperrt und ziert ſich die Kleine ein Bischen, fernere Nachſicht taugt hier nicht, Sie ſind ein wackerer, braver Jüngling — erſt Ihre Gattin, wird Clara Sie ſicher und zwar zärtlich lieben lernen, doch nimmer länger wollen wir dieſen Mädchenlaunen nachgeben; ich denke wir endigen die Geſchichte mit einem einzigen raſchen Schlage — und halten morgen Verlobung.“

Tief hatte des Vorgeſetzten Rede den jungen Offizier bewegt; mit bebender Zunge ſprach Er: „O mein guter Vater! nie,

nie wird Clara die meine, nimmermehr kann ſie es werden, denn ſie liebt, begünſtiget bereits einen Andern."

Der Oberſt entfärbte ſich, doch ſchnell wieder Faſſung erlangend, ſtand er mit ſcheinbarer großer Ruhe auf, indem er ſehr ernſt fragte: „Graf Lori! es iſt doch wohl nur blinde Eiferſucht, welche ſolchen entſetzlichen Argwohn in Ihrem Innern entſtehen ließ? —"

Heftig aufgeregt fuhr der junge Offizier, unbeſonnen aber unwillkührlich, mit den Worten heraus: „Nein, nein — ich kann als Kavalier meine Ehre verpfänden, mir wurde volle handgreifliche Gewißheit, Clara liebt, ja ſie begünſtiget ſogar — den Lieutenant von Fallenberg."

Die Pfeife entſank bei dieſem Aufſchluſſe Laubenherſtens zitternder Hand eine kirſchbraune Röthe überzog ſein greiſes Geſicht, entkräftet ſank er auf den Divan zurück, indem er dem Grafen ſtillſchweigend mit der Rechten ein Zeichen gab, ſich zu entfernen, und dieſer war zu ſehr mit ſeinem eigenen Schmerz beſchäftiget, zu zerütteten Sinnes, als daß er hätte billigen Anſtand nehmen können, dieſem plötzlichen Befehle Folge zu leiſten.

Ein recht eigentlicher Unſtern ließ Clara, unmittelbar nachdem Lori das Gemach verlaſſen hatte, in dasſelbe eintreten; es war offenbar der ungünſtigſte Moment und des jähzornigen Oberſten Wuth im Begriffe des ſchrecklichſten Ausbruches.

Kaum wurde Laubenhorſt der Tochter anſichtig, da ſtürzte er auch ſchon mit furchtbaren Blicken und krampfhaft geballten Fäuſten auf ſie los. Mit donnernder Stimme fuhr er die Tochter an:

„Sprich', redete Lori wahr, er behauptet, du liebeſt — Fallenbergen?"

Das arme Clärchen glaubte ſein ganzes Geheimniß verrathen, verlor zur Stelle die Faſſung, ſtürzte zu des Vaters Füßen, umklammerte heftig ſeine Kniee, und rief ſchluchzend: „Um's Himmelswillen Verzeihung! ja, ich liebe ihn über alles, das Leben aber nicht ihn vermag ich zu laſſen."

Solch' voreiliges unüberlegtes Geſtändniß hieß im recht eigentlichen Sinne auf ziſchende glühende Kohlen Oel gießen, der verſteinerte heftige Charakter des Alten kannte keine Mäßigung und es erfolgte eine Scene, wie ſie im Gebiethe der Aeſthetik nicht füglich weitläufig ausgeführt werden darf, allein zuweilen, ſelbſt in der Sphäre gebildeter Stände, dennoch wirklich aufgeführt werden ſoll.

Der wüthende Alte vergaß ſich ganz und gar; ein harter Tritt des beſpornten Beines warf das zarte Mädchen zu Boden, es wurde an den aufgelöſten langen braunen Haaren umhergezerrt und mißhandelt; endlich ſtürzte **Lieschen**, welches ſich in der Nähe befand und der Gebietherin Wimmern vernahm, herbei; ohnmächtig wurde **Clara** zu Bette getragen.

Nachdem die arme Mißhandelte wieder zum Bewußtſeyn gelangt, ſich einigermaßen erholt hatte, vertraute ſie der Zoſe den ganzen ſtattgehabten Vorfall, indem ſie ängſtlich mit den Worten ſchloß: „Ich fürchte von meines Vaters furchtbarem Zorne alles für meinen geliebten **Karl**, eile liebes **Lieschen**! ſuche den theuren Gatten allerwärts auf, ihn zu warnen.“

Claras Beſorgniß war für den erſten Augenblick eitel, denn die zu heftige Aufregung des Gemüthes hatte auch des Oberſten alten Körper dermaßen heftig zugeſetzt, daß er vorerſt, jedes fernern Handelns unfähig, von Kremmel zu Bette gebracht werden mußte.

Indeſſen erfüllte Lieschen der Herrin Befehle und war glücklich genug Falkenbergen ſogleich in ſeiner eigenen Wohnung zu treffen.

Der Lieutenant, das Vorgefallene vernehmend, erſchrack heftig, allein als er hörte, daß Lori's Beſuch bei dem Oberſten, zur Mißhandlung ſeiner Clara Veranlaſſung gegeben, erwachte auch des jungen Mannes Zorn in ſchrecklicher Weiſe; er ſchwur dem Grafen furchtbare, augenblickliche Rache, ſchob die, ängſtlich ihn aufhaltende, Zofe bei Seite und ſtürzte wüthend von dannen.

Durch gemeinſchaftliche Dienſtgeſchäfte vereint befand ſich der Adjutant gerade in Mitte mehrerer Kameraden, als plötzlich Fallenberg haſtig ihm nahete, den Unbefangenen, einem Raſenden gleich, bei der Bruſt ergriff und heftig ſchrie: „Heraus! elender Schleicher! heraus, H — — —! wenn noch ein Fünkchen Ehre in deinem Buſen ſchlummert; wiſſe, Clara von Laubenhorſt iſt meine rechtmäßige mir angetraute Gattin, du wagteſt meinem Weibe nachzuſtellen, du reizteſt den Oberſten zu ſchrecklichen Mißhandlungen ſeines Kindes — Genugthuung fordere ich nun von Dir Elender!“

Graf Lori war, wie ihn der Leſer bereits kennt, ein Mann von ſanftem Charakter, allein ihm wohnte hohes Zart- und Ehrgefühl bei. Alſo beleidiget, faßte er ſich ſchnell und ſich von dem wüthenden Fallenberg losmachend, ſprach er. voll Indignation, aber nichts deſto weniger mit Anſtand und Würde. „Mein Benehmen gegen den Oberſten Laubenhorſt und ſeine Tochter weiß ich als Mann von Ehre zu vertreten, daß Clara Ihre Gattin ſey, konnte ich ſo wenig als irgend Jemand ahnden, wenn eine freimüthige und männliche Erklärung von meiner Seite, dem aufgebrachten Greiſen Veranlaſſung gegeben hat, ſein ungehorſames Kind zu mißhandeln, ſo lag dieſes bei Gott! nicht in meinem Plane und kann die Schuld nicht mich treffen. Allein wie dem immer ſey, Lieutenant von Fallenberg! Sie haben ſich gegen mich eines höchſt unziemlichen Benehmens ſchuldig gemacht, welches ich weder als Offizier noch Kavalier ungeahndet laſſen darf; ich habe Niemanden beleidiget und habe daher Niemanden Genugthuung zu geben. aber von Ihnen Lieutenant! fordere ich für meine gefährdete Ehre blutige Genugthuung auf Leben und Tod! darum beſtimmen Sie zur Stelle, Waffen, Ort und Zeit."

Alle anweſende Offiziere ſtanden anfangs ob dieſer ſeltſamen und unerwarteten Scene ganz verblüfft. Allein man hielt im Regimente auf ſtrenge Aufrechthaltung der herkömmlichen ſogenannten Ehrengeſetze und von ihrem Erſtaunen ſich allmählig erholend, erklärten die Offiziere einmüthig, es habe der Lieutenant von Fallenberg, ſeines unziemlichen Benehmens halber, dem Grafen von Lori feierliche Ehrenerklärung und Abbitte, oder aber die geforderte Genugthuung im ernſten Zweikampfe zu leiſten; Fallenberg erklärte ſich zu der letzten bereit. Das Duell ſollte bereits am früheſten Morgen des folgenden Tages vor ſich gehen, man nahm annoch die nöthigen Abreden und trennte ſich ſofort.

* * *

Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne huben gerade an die Fluthen der Etſch zu vergülden und deren romantiſche Gefilde zu beleuchten, als der Lieutenant von Fallenberg, begleitet von ſeinem Freunde, dem Rittmeiſter von Helm, in ein einſames Felſenthal einritt.

In Mitte des Thales waren, von der anderen Seite desſelben, ſo eben der Graf von Lori, deſſen Sekundant, der Regimentsarzt und ein Diener angelangt.

Man ſtieg von den Pferden und begrüßte ſich ſchweigend. Düſter und ernſt ſchritten die Sekundanten zu den nöthigen Verrichtungen. Die ſogenannte Bariere wurde errichtet; zwei in die Erde geſteckte, nur ſechs Schritte von einander entfernte Pallaſche bezeichneten dieſelbe.

Die Duellanten nahmen, jeder zwölf Schritte von dem ihm zunächſtſtehenden Pallaſche, einander gegenüber, Stand.

Jetzt gab Helm das Zeichen, der Zweikampf begann. Nach der bekannten hergebrachten Weiſe ſtand es nun den Kämpfern frei, nach Belieben zu avanciren und zu feuern.

Mit feſten ſtolzen Schritten begab ſich Fallenberg ſogleich bis an die Bariere, mit glühenden Blicken, das geſpannte Piſtol vor ſich hinhaltend, den Gegner erwartend.

Kalt und ruhig, aber viel langſamer, ſein Geſchoß läßig im Arme tragend, avancirte Lori.

Die Sekundanten und der Arzt, hinter ihnen des Grafen alter Reitknecht, hielten zur Seite.

Tieſe Stille waltete; in höchſter ängſtlicher Spannung blickten die Zeugen, nach den Kämpfern hin; Loris Diener, die ſtarren Augen unverwandt nach dem Gebiether gerichtet, hatte unwillkührlich den Hut abgenommen und die Hände, wie zum Gebethe gefaltet; die wenigen grauen Haare des Alten ſträubten ſich ſichtbar zur Höhe.

Nur noch drei Schritte war der Graf von der Bariere entfernt, allein man ſah ihn keine Anſtalt zum Schuſſe machen, doch jetzt legte Fallenberg an; ſcharf zielte er etliche Sekunden, plötzlich ließ er brechen, und in demſelben Augenblicke ſtürzte Lori mit einem dumpfen Schrei zu Boden, in ſeinem Blute ſich wälzend.

Ein unwillkührlicher Schrei des Entſetzens entfuhr den Zeugen; der Lieutenant ſtand bleich und unbeweglich, das abgefeuerte Piſtol war ſeiner Fauſt entſunken.

Alle auſſer Fallenbergen, eilten zu dem an der Erde liegenden Grafen, deſſen Bewußtſeyn bereits gewichen war. Der Arzt unterſuchte die Wunde; ängſtlich fragte Helm: „Um Gotteswillen Doktor! ſagen Sie, wie ſteht es? — iſt die Wunde Lebensgefährlich?“ — Die Kunſt ſteht hier an ihrer Grenze, erwiederte der ſehr geſchickte Chirurg, die Kugel hat den Lungenflügel zerriſſen, ſehen Sie, das Blut ſtrömt in Menge aus dem Munde des Unglücklichen, in wenigen Minuten iſt der Graf eine Leiche.

Loris Sekundant beſtieg ſogleich das Pferd und jagte von dannen; des Grafen alter Diener warf ſich laut ſchluchzend über den geliebten ſterbenden Herrn. Jetzt nahte der Geiſterbleiche bebende Helm Fallenbergen und dieſen rüttelnd, rief er aus: „Zu Pferde, zu Pferde! nur ſchnell, hier bleibt keine Wahl, wir müſſen über die Grenze!“

Wie aus einem Traume erwachend, erwiederte der Lieutenant: „Ehevor muß ich noch einmal Clara ſehen, Abſchied von der geliebten Gattin nehmen.“

„Biſt du toll, ſchrie hierauf der Rittmeiſter entrüſtet, du kennſt die Strenge unſerer Geſetze in ſolchen Fällen, noch einmal in's Städtchen zurückkehren, hieße geradezu in unſer Verderben rennen, zu Pferde, zu Pferde — über die Grenze.“

Helm ergriff mit dieſen Worten den halb betäubten Kameraden am Arme und zog ihn gewaltſam zu den Thieren hin; im nächſten Augenblicke ſprengten beide Offiziere in vollem Galoppe dem Ausgange des Felſenthales zu.

Der unglückliche tödtlich verwundete Graf blieb in den Händen des treuen Dieners und in jenen des ſorgſamen Arztes zurück.

5.

Das Intermezzo auf dem Keſſelberge.

Nach jenem ſtattgefundenen traurigen Zweikampfe, von welchem wir ſoeben Meldung thaten, waren bereits vier Wochen verfloſſen, da begab es ſich, daß an einem ſchwülen Sommertage früh Morgens in das Wirthshaus des freundlichen, an jener vom **Tirol** nach Baierns Haupt- und Reſidenzſtadt führenden Landſtraße belegenen Dörfchens **Walchenſee**, eine

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ſchlanke, junge und ungemein reizende Tiroler Früchtenhändlerin trat.

Das ſchöne Weibchen hatte ſchon vor Tagesanbruch ein paar Meilen zurückgelegt und ſeine Kraſt war unter den brennenden Strahlen der indeſſen aufgeſtiegenen Sonne und unter der Laſt des mit duftigen Orangen und Limonien reichlich gefüllten Früchtenkorbes, den es auf dem Kopfe, über dem großen, feinen grünen Filzhute trug, ſichtbar einigermaßen erſchöpft.

Mit einem lieblichen, wie Silberglöckchen tönenden Stimmchen erbat ſich die junge Tirolerin von der dicken Frau Poſthalterin einen Scherben friſcher ſußer Milch.

Die geforderte Labung wurde gereicht und bezahlt, worauf ſich die Fremde, neben ihrem Früchtenkorbe, unter ein vor dem Wirthshauſe ſtehende wohl hundertjährige Laube ſetzte und unter deren lublendem Schatten anfieng das mäßige Frühſtück zu verzehren.

Die Frau Poſthalterin ſtand unter des Hauſes Thüre und muſterte mit ziemlich neugierigen Blicken die Fremde. Dieſe Neugierde war indeſſen für dieſesmal ſchon etwas verzeihlich, denn es blieb die junge Tirolerin allerdings eine, von andern dieſer Art ſehr abweichende und überaus holde Erſcheinung.

Das Weibchen von den Alpen — eine eben anhebende ſich recht bildlich darſtellende liebliche Rundung der Taille beurkundete es als ſolches — mochte höchſtens achtzehn Lebensjahre zählen. Die Formen der Geſtalt zeigten ſich zwar zart aber ungemein ebenmäßig; die Züge des anmuthigen ovalen Geſichtes ſehr edel, ob auch ſchon eine nichts weniger als unintereſſante Bläſſe ſich darüber ausgebreitet hatte; das große blaue Auge blickte mild und fromm und die Fülle der kaſtanienbraunen Locken trug lediglich dazu bei den ſeltenen Liebreiz der feinen Phyſiognomie annoch mehr zu heben. Des Frauchens kleine Hand hatte offenbar nimmermehr rauhe Arbeit verrichtet, denn dieſes Händchen war ſo weiß, zart und weich, daß ſich deſſelben keine Hofdame zu ſchämen nöthig gehabt hätte. Die Kleidung der Fremden blieb zwar dem Landesgeſchmack ihrer Heimath durchaus treu, allein der Stoff derſelben ungewöhnlich fein; hohe Reinlichkeit, Geſchmack und Sorgfalt ſprangen aus derſelben überraſchend in die Augen, und man glaubte eher die ideale ländliche Geſtalt eines theatraliſchen Schäfergedichtes, als eine Früchtenhändlerin des proſaiſchen Lebens zu erſchauen.

Das ganze Benehmen ſo wie jede einzelne Bewegung der Tirolerin entwickelten ungemein viele Grazie, nur ſchien die Fremde ſehr traurigen und niedergeſchlagenen Sinnes, ja es kam der beobachtenden Wirthin beinahe vor, als ob das arme Weibchen einmal, nachdem es einen Löffel voll Milch zu den honigſüßen kirſchrothen ſchwellenden Lippen geführt, zu gleicher Zeit mit dem Zeigfingerchen der Rechten eine Thräne im ſchönen blauen Auge zerdrückt habe.

Die dicke Poſthalterin ſtand gerade im Begriffe der nicht länger zu unterdrückenden Neugierde durch etliche Dutzent Fragen Luft zu machen, als die plötzliche Dazwiſchenkunft eines zweiten Gaſtes ſie an der Ausführung dieſes löblichen Entſchluſſes glücklicherweiſe noch hinderte.

Dieſer raſch beitretende Gaſt war ein

junger rüſtiger Jägerburſche, von, wenn, zwar nicht häßlichem doch etwas wildem und verwegenem Anſehen, eine Perſonage, wie ſich allenfalls Herr Fr. Kind zu Dresden dieſelbe gedacht haben mochte, als er den Kaſpar im beliebten Freiſchützen zeichnete.

Eine beinahe rieſige Geſtalt, derbe Züge, braune Haut, große ſchwarze Augen, die unter dichten Braunen, Salamandern ähnlich, Blitze ſchoſſen, ſtarres Haupthaar, eine Adlernaſe und ein etwas aufgeworfener Mund, der ſich beinahe ſtets zu einer Art ſardaniſchen Lächelns verzog, vereinigten ſich in dieſem Manne des Waldes zu einem Ganzen, welches, durch eine phantaſtiſche und dabei dennoch unordentliche Jägerkleidung nur noch mehr vorgehoben, im erſten Augenblicke Jedermänniglich auffallen aber gerade nicht freundlich anſprechen mußte.

Unſere zarte Tirolerin erſchrack offenbar beim Anblicke dieſes groteſk rauhen Mannes; ein unwillkührliches Grauen ergriff das junge Weibchen und es rückte ſcheu und furchtſam, ſein Früchtenkörbchen näher an ſich ziehend, weiter auf der Banke zurück, gleichſam aus der Atmoſphäre des wilden Jägers.

„He Alte! luſtig — einen Krug Tölzer[*],“ — rief der Neuangekommene mit einer donnernden Baßſtimme, indem er Büchſe und Waidtaſche ablegte, es macht heute heiß, wie in der Hölle.“

„Gleich, gleich, Monſieur Peter! erwiederte die Wirthin ſchnell davon trippelnd in einer Art, der man es wohl abmerken konnte, es müße der Monſieur Peter es ſchon ſeit langer Zeit verſtanden haben ſich in Reſpekt zu verſetzen.

---

[*] Tölz iſt ein Marktflecken, etliche Stunden von München entfernt, in welchem ein vorzüglich ſchmackhaftes, in der ganzen Umgegend ſehr beliebtes Bier gebraut wird.

Jetzt erſt bemerkte der Jäger die Fremde und überraſcht rief er fröhlich aus: „Alle Wetter auch! das wäre einmal ein Geſichtel. Höre Tirolerin! einen Kuß muß ich von dir haben, denn ein Kuß in aller Fruh' und von einem jungen ſchönen Munde bringt Waidmannsheil für den ganzen Tag“ — und mit dieſen Worten ergriff der wilde Menſch das arme Weibchen ohne Umſtände bei'm Kopf, ſeine Drohung, gleich zur Stelle, zu erfüllen.

Die Fremde ſchrie laut auf, indem ſie den Jäger heftig von ſich ſtieß und in dem Augenblicke erſchien auch die Wirthin mit dem Bierkruge: „Ei, ei Monſieur Peter! ſprach dieſe, indem ſie lächelnd mit dem Finger drehte, wer wird denn ſolch' feinem Weſen gleich ſo ungeſtüm begegnen!"

„Wollte die kleine Hexe ja nur einmal küſſen, was iſt dabei weiter" — erwiederte der Jäger und ſich lachend zu der Fremden wendend fragte er: „Wohin mein ſchönes Kind! führt dich denn, wenn man es wiſſen darf, deine Straße?"

„Ich wandere nach München, erwiederte erröthend die junge Tirolerin, und hoffe dort meine Waare gut loszuſchlagen."

„Nach München willſt du wallen, ſchrie der Schwarze, nun das iſt vortrefflich, in jener Richtung geht auch mein Weg, ich werde dich geleiten mein holder Engel! ohnehin mußt du den Keſſelberg überſteigen und dort iſt es nicht geheuer; ein Geleitsmann wird ſolch' ſchüchternem Täubchen, wie du biſt, auf dem einſamen Pfade frommen.“

Die reizende Tirolerin blieb auf dieſes unwillkommene Anerbieten die Antwort ſchuldig, als aber der Jäger hierauf in langen Zügen aus dem ungeheueren Bierkruge zog und dann mit der dicken Poſthalterin ziſchelte, nahm die Alpentochter die Gelegenheit wahr und trat mit ihrem Früchtenkorbe ins Haus.

* * *

Vom Dorfe Walchenſee führt die Straße, zwiſchen hohen romantiſchen Gebirgen und dem See der Länge nach, bis zum Fuße des Keſſelberges hin.

Einem geſcheuchten Rehe gleich verfolgte die Tirolerin nun dieſen Pfad, denn während die Poſthalterin und der Jäger die Fremde im Hauſe wähnten, hatte dieſe, des Letztern aufdringliche Geſellſchaft ungemein fürchtend, vorgezogen, einen ſogenannten franzöſiſchen Abſchied zu nehmen, und war durch eine Hinterpforte des Wirthshauſes und über den Hof desſelben auf die Landſtraße gleichſam entwichen.

Mit leichten flüchtigen Schritten eilte die Tirolerin vorwärts, ſich öfters ängſtlich umſehend, indem ſie befürchtete jener Waidmann, vor dem ſich ihrer ein unerklärlich Grauen bemächtiget hatte, möchte ſie vermiſſend, ihr auf der Straße folgen.

Indeſſen erreichte die Fremde glücklich den Fuß des Keſſelberges, welchen ſie, nun ebenfalls ganz haſtig, zu erſteigen anhub.

Gleich am Fuße dieſes Berges zieht ſich die Straße an grauen abentheuerlich geſtalteten Felſenmaſſen, gähnenden Abgründen und wildem Geſtrippe hin, allein je höher man ſteigt, deſto ſchauerlich-romantiſcher und graulicher ſtellt ſich der Typus der Gegend dar.

Zur Hälfte des Berges brauſet dicht an der Landſtraße aus enger Felſenſchlucht einer der ſchönſten und ſtärkſten Waſſerfälle in Baiern mit toſendem Lärm hernieder.

Dieſer merkwürdige Cataract verdankt ſein Daſeyn dem natürlichen Abfalle des zu vielen Waſſers des Walchenſees, das ſich, unaufhaltſam durch das Gebirge wühlend, hier gewaltſam einen Ausgang öffnet; daher früher in München der Glauben beſtanden hat, die Geſammtfluth des Sees könnte einmal durchbrechen, und die ganze Gegend bis vor die Thore der Hauptſtadt überſchwemmen, allein dieſer Glaube verſchwindet, ſobald man den Keſſelberg ſelbſt überſtiegen und die tiefe Lage des Walchenſees, der rings von hohen Gebirgen eingeſchloſſen iſt, zu Geſicht bekömmt.

In einer der grauen Felſenwände des Keſſelberges findet man übrigens in gothiſcher Schrift folgende Worte eingegraben:

„Nachdem Maria Chriſtum gebar
Anno Domini — 1494 Jar
Albrecht der Durchleuchtig erkoren
Pfalzgraf bei Rhein Herzog geboren
Im Ober und Nieder Baier=Land
Durch den Keſſelberg alſo genannt
Hat er den Weg und die Straſſen
Um ſeine Kohlung machen laſſen,
Von München Heinrich Barth*) erdacht,
Den Saem dadurch er hat gemacht.

---

*) Barth, ein Patrizier von München, war der erſte, der hier auf Befehl des Herzogs Albrecht den über dieſes Gebirg führenden Fußſteig, der nur für Saumroſſe gangbar geweſen, fahrbar machte. Churfürſt Maximilian III. aber ließ durch den Ingenieur Hauptmann Caſtulus Riedl mit gutem Erfolge die giganten Felſenmaſſen durch Pulver ſprengen und ſofort eine eigentliche Chauſſe' anlegen.

Der Keſſelberg iſt eine der höchſten Alpen in dieſer Gegend und unſere Tirolerin hatte jetzt jene Stelle derſelben erreicht, von der man eine unbeſchreiblich reizende Ausſicht über den größten Theil Oberbaierns genießt. Eigenthümliche Gefühle ſchwellen den Buſen eines Jeden, der aus der Höhe der wild romantiſchen Gegend und jener tiefen Einſamkeit hernieder ſchaut in die unermeßlichen fruchtbaren und munter belebten Ebenen, wie hätte der Anblick nicht auch ein junges reizbares Weibchen aufregen ſollen? — Allein zu der ſtaunenden Bewunderung geſellten ſich bei unſerer Tirolerin nun auch Furcht und Grauen. Sie ein einzelnes ſchwaches Weib, allein in dieſer furchtbaren Wildniß, — welchen Gefahren konnte ſie ausgeſetzt ſeyn, wenn ein tückiſcher Zufall ihr hier einen räuberiſchen Wildſchützen, oder einen keken untrenehmenden Wüſtling entgegenführte? — unwillkührlich dachte die Alpentochter an den verwegenen wilden Waidmann, der ihr vor dem Wirthshauſe mit ſolch' großer Unverſchämtheit genahet war — wenn er mich hier einholte! dachte die Arme, und ein kalter Fieberſchauer rüttelte die zarten Glieder, jetzt glaubte die Wallerin ganz nahe männliche Fußtritte, dann ein Räuspern zu vernehmen.

Banger wie zuvor eilte das Weibchen Bergauf, und wie denn ängſtliche Kinderchen, wenn ſie anheben ſich in der Einſamkeit zu fürchten, nicht ſelten ſingen oder laut mit ſich ſelber ſprechen, wähnend, das kleine Geräuſch verringere die Gefahr, ſo ließ denn nun auch unſere Heldin ihr wenn zwar etwas bebendes nichts deſto weniger aber dennoch ſilberklares

Stimmchen in folgendem Liedchen[*]) erſchallen:

Wenn i n' Schatz möcht,
Müß'ts n' artiger ſeyn,
So friſch wie a' Hecht,
Nit z'groß und nit z'klein;
Nit z'dünn (hager) und nit z'dick,
Mit m' feurigen Blick,
Mit m' freundlichen G'ſicht —
Sonſt möcht ich ihn nicht!

Und i' ſtell mir n' ſo vor,
Mit m' pfiffigem (niedlichen) Gwand,
(Kleide)
Mit m' luſt'gen Humor;
Ein gutes Herz und Verſtand.
Wenn er treu für mich dächt',
So liebt ich ihn recht —
Doch was nutzt mi mein Red',
Wenn i' ihn lieber ſchon hätt'!

---

*) Dieſe wenn auch regelloſe, aber dennoch naive Dichtung iſt ſehr alt und ſtammt in der That aus Tirol; in der neueſten Zeit wurde zu Wien von einem dramatiſchen Dichter ein ähnliches Lied in eine Lokalpoſſe aufgenommen, und machte auf der Leopoldſtädter-Bühne großes Glück.

Doch grad' fällts mir ein,
N' Schatz wie a' Hecht,
Er iſt ja ſchon mein,
Und das Ding iſt mir recht!
Nit z'dünn und nit z'dick,
Mit m' feurigen Blick,
Mit m' freundlichen G'ſicht,
Betrügt er mich nicht!

Das laute Abſingen des muntern Volksliedes hatte unſere junge Reiſende wirklich wieder ermuthiget; ſie ſah nun freier um ſich und da ſie durchaus keinen Verdacht erweckenden Gegenſtand erblicken konnte, glaubte ſie nun ſelbſt, es habe ſie lediglich nur eine zu lebhafte und ängſtliche Einbildungskraft geäfft, indem ſie ehevor in der Nähe Geräuſch und Männertritte zu vernehmen gewähnt hatte.

Indeſſen die Sonne ſtand jetzt ſehr hoch und ſandte ihre brennenden Strahlen beinahe ſenkrecht hernieder; die Haſtigkeit, mit welcher unſere Tirolorin den

Weg von Walchenſee bis an den Fuß des Keſſelberges zurückgelegt, dann das beſchwerliche Bergſteigen ſelbſt hatten die Kräfte des zarten Weibchens ſo ganz und gar erſchöpft, daß es ſich gezwungen fühlte, etwas auszuruhen.

Die Reiſende nahm auf einem weichen Moosfleckchen, unfern der Straße, unter dem Schatten eines wilden Aepfelbaumes Platz, allein bald behauptete die Müdigkeit ihre Rechte; das ſchöne Weibchen ſank in den Schooß eines ſanften Schlummers.

Kaum eine Viertelſtunde mochte die Tirolerin geſchlafen haben, als ſie plötzlich erwachte. Allein wer vermöchte des Weibes Entſetzen zu ſchildern? — jener wilde Jäger vom Wirthshauſe zu Walchenſee ſaß neben ihr; er hatte ſeine ſennigten ſtarken Arme um ſie geſchlungen, und bedeckte ſie mit glühenden Küſſen, indem er ausrief: „Nun kleines reizendes Teufelchen! ſollſt du mir nicht mehr entſchlüpfen; kein Gott und keine Hölle vermag dich zu retten, mein mußt Du werden!“ —

Das Beginnen des Raſenden ließ keine Zweifel über die Schändlichkeit ſeiner Abſichten übrig. Die Tirolerin ſchrie laut um Hülfe, allein der abſcheuliche Wüſtling kehrte ſich an nichts, der Widerſtand des armen Weibes wurde immer ſchwächer und ſchon glaubte ſie erliegen zu müſſen — da erſchien plötzlich auf einem ganz nahen Felſenabhange ein Jüngling in die ländliche aber ungemein bildliche Tracht der baieriſchen Gebirgsſchützen gekleidet und nach der Weiſe derſelben mit einer kurzen Büchſe (Stutzen) bewaffnet.

„Elender!“ — donnerte der Gebirgsſchütze vom Felſen und ſprang hernieder. „Ein Wilddieb!“ ſchrie der Jäger, indem er ſich ſchnell aufraffte, nach ſeinem Gewehre griff, den Hahn desſelben ſpannte und auf den Jüngling anlegte. — „Jeſus! Maria!“ rief die Tirolerin und ſchlug dem Jäger, gerade als er abdrückte, die Flinte auf die Seite; die Kugel fuhr, ohne zu treffen, ziſchend durch die Luft.

Wüthend riß der Jäger nun den Hirſchfänger aus der Scheide und ſtürzte mit demſelben auf den Gebirgsſchützen los; dieſer aber hatte ſeinen Stutzen umgekehrt oben am Laufe erfaßt, und ſchlug nun mit dem Kolben desſelben den Ehrenſchänderiſchen Waidmann dermaßen nachdrücklich auf's Haupt, daß dieſer ſogleich ohne Lebenszeichen zur Erde ſturzte. —

„Karl! mein Gatte!“ rief die Tirolerin mit bebender Stimme. „Clara!

geliebtes Weib!“ erwiederte der Gebirgsſchütze und flog feurig in ihre Arme. Lange hielten ſich die Liebenden umfangen, dann aber wand ſich Clara aus der Umarmung los und mit einem Blicke auf den entſeelt daliegenden Jäger ſprach ſie ſchaudernd: „Karl! Karl! was haſt du gethan, zwei Mordthaten in ſo kurzer Zeit!?—“

Mit männlicher Feſtigkeit erwiederte Fallenberg: „Dort hatte ich meine eigene, hier die Ehre meines Weibes zu vertheidigen. Der Allgerechte wird richten zwiſchen Jenen und mir!“ — Eine ernſte Pauſe erfolgte, dann nahm der Lieutenant wieder das Wort. „Meine Clara! ſprach er, weiſe ſind die Wege der Vorſehung, ſie allein hat uns wunderbarlich genug hier in dieſen wilden Gebirgen vereiniget, doch zu weitläufigen Erörterungen bleibt jetzt keine Zeit, um keinen Preis darf uns Jemand bei dem Leichname treffen. Laß uns fliehn! hier der Fußſteig zur Linken führt über die Jocheralpe; auf dieſem einſamen Wege entkommen wir am ſchnellſten und ſicherſten." Mit dieſen Worten ergriff der Offizier die zitternde junge Frau beim Händchen und verſchwand mit ihr im dicht und wild verwachſenen Waldgeſtrippe des Gebirges.

* * *

Einige Aufſchlüſſe bleiben jetzt annoch nachzuholen.

Als der Oberſt v. Laubenhorſt des Grafen Lori tödtliche Verwundung dann die glücklich ausgeführte Flucht Fallenbergs und der beiden Sekundanten vernommen hatte, erreichte ſein Zorn den höchſten Grad und deſſen ganze Stärke drohte ſich gegen die eigene Tochter zu wenden, für welche alles zu fürchten ſtand. In dieſer entſetzlichen Lage beſchloß Clara ſich der erſten Wuth des Vaters zu entziehen und wahrlich der Entſchluß war verzeihlich, wenn man bedenkt, daß der heftige Mann nun auch noch von der nicht länger zu verbergenden Schwangerſchaft der Tochter und ihrer mit Fallenberg in geheim vollzogenen ehelichen Verbindung unausweichbar hätte unterrichtet werden müſſen.

Dem Oberſten lebte eine, zu München an den Grafen v. *****a vermählte Schweſter. In die Arme dieſer ſehr gütigen Tante wollte ſich Clara werfen; jene ſollte mit dem höchlich erzürnten Vater ihren Frieden ſchließen.

Als Tiroler Früchtenhändlerin vermummt verließen Clara und Lieschen das Städtchen und entkamen glücklich. Ein von erſterer zurückgelaſſener Brief ſollte den unglücklichen Vater, ſo viel als möglich, beruhigen. Lieschen wurde unter Weges von einer Krankheit befallen und Clara ſah ſich daher gezwungen, die Reiſe allein fortzuſetzen. Uebrigens bleibt noch zu bemerken, daß zur Zeit, als die Dame floh, der unglückliche Graf Lori zwar noch lebte, allein die Aerzte erklärten ſeinen Tod für unvermeidlich.

Was den Lieutenant v. Fallenberg betrifft, ſo hatte er ſich unmittelbar nach jenem unſeligen Zweikampfe, von ſeinem Sekundanten, dem Rittmeiſter Helm, getrennt, und dieſer ſich nach Italien gewendet. Fallenberg dagegen erreichte glücklich die baieriſchen Gebirge, und trieb ſich in denſelben, in die Landestracht vermummt, umher. Wie ein glücklicher Zufall das abentheuerliche Ehepärchen, gerade zur rechten Stunde auf dem Keſſelberge vereinigte, wurde bereits erzählt.

* * *

Es waren ſeit jenem Intermezzo auf dem Keſſelberge wohl mehr als zwei volle Jahr verfloſſen, da las man in den frequenteſten deutſchen Zeitungen wiederholt einen Aufruf vom K. K. öſtreichiſchen Oberſten v. Laubenhorſt, in welchem derſelbe ſeine abweſende einzige Tochter Clara, deren Aufenthalt ihm gänzlich unbekannt war, in der rührendſten Weiſe aufforderte, in's väterliche Haus zurückzukehren, indem er ſeinem Kinde Vergeſſenheit alles Vorgefallenen und vollkommene Verzeihung zuſicherte.

Der Lieutenant v. Fallenberg war eine Vater- und Mutterloſe Waiſe, allein ihm lebte in der Perſon des Feldmarſchalls v. Fallenberg ein zweiter Vater, der den Neffen zärlich liebte. Einige Zeit nach des Lieutenants unſeligem Zweikampfe mit dem Grafen Lori war es dem Einfluſſe des Feldmarſchalls nicht ſonder große Mühe endlich gelungen bei Hofe dem Neffen einen ſogenannten salvum conductum auszuwirken. Auch der Feldmarſchall machte dieſes günſtige Ereigniß in öffentlichen Blättern bekannt und forderte den Lieutenant dringend auf nach Oeſtreich in die Arme ſeines Oheims zurückzukehren.

Allein ſowohl des Feldmarſchalls als des Oberſten Inſerate verfehlten ihren Zweck ganz und gar; — weder der Lieutenant noch Clara ließen eine Silbe von ſich hören, es ſchienen beide verſchollen. Auch der Erzähler hat die Spur des Pärchens verloren und ihm bleibt daher nichts übrig, als ſich nach einem andern Schauplatz und zu andern Zeiten, vor der Hand, hinzuwenden.

Zweiter Abschnitt.

Verſaget nicht der Dichtung Euren Glauben,
Ob ſie auch wagt den Faden Euch zu rauben.
Das Fremde weis oft ſeltſam ſich zu einen,
Das Laſter nur allein muß ewig weinen,
Ob ſeine Diener Gift und Haß auch ſchnauben,
Bezwungen werden ſie durch lautre Tauben.
Ja — haltet ihn recht feſt den Sinn, den reinen —
Wohl beugen kann er Euch, doch trügen — Keinen.
Wie in der Kunſt, ſo auch im Menſchenleben:
Es kann das Schnöde ſchnöden Lohn erſtreben,
Doch Hohes nur wird ſich zur Höhe heben.
Nicht ſchätzt den Bau nach vieler Steine Zahl,
Nach eitlem Schimmer nicht den blanken Stahl,
Der Dinge Werth allein beſtimmt die Wahl!

1.

Die Herrn v. Schmerbäuche auf Blitzhauſen;

Skizze zu einem ſchwäbiſchen Familiengemälde.

„Vater! ſieh' doch einmal zu, wo denn unſer Jäckele ſteckt. Der Junge erſcheint mir ſeit einiger Zeit ganz umwandelt, und ich wollte wetten, daß er des frühen Winterabends uneingedenk, einem Träumenden gleich, in der beſchneiten Flur umherwandelt, und am Ende ſich wohl gar noch verirrt.“ — So ſprach die alte Frau v. Schmerbauch, indem ſie ſich mit großer Anſtrengung im ledernen Sorgenſtuhle, hinter dem giganten Kachelofen erhob, und ängſtlich durch das Bogenfenſter in die eiſigte Landſchaft hinausſchaute.

„So bleibe doch ſitzen Mütterchen! erwiderte Herr Chriſtoph v. Schmerbauch, um den Jäckele bange ich nicht, der iſt ein Sonntagskind und über ſolche hat der Böſe keine Macht.“

Kaum hatte Herr v. Schmerbauch dieſe Worte geſprochen, da ſtürzte Anton Flachs, der Schulmeiſter des Dorfes, Odemlos mit einem Zeitungsblatte in der Hand in's Gemach.

„O Jerum, hub der Schulmeiſter laut ſchreiend an, gnädige Frau! gnädiger Herr! jetzt iſt's richtig, in München wird in vierzehen Tagen das große neue Hoftheater, ja am 2ten Jänner folgenden Jahres (1825) wird es in der That eröffnet; die Pracht des Hauſes ſoll mit jener des Tempels Salamonis wetteifern. Sehen Sie doch Euer Gnaden! in der

Flora *) hier ſteht alles ausführlich beſchrieben, und da kann man darauf bauen wie aufs Evangelienbuch.“

„Lieber Herrgott! rief der Herr von Schmerbauch, ich wäre im Stande den kleinen Finger dafür zu miſſen, und wollte mich's obendrein vier Groſchen koſten laſſen, könnte ich bei der Eröffnung des neuen Theaters zu München gegenwärtig ſeyn.“

„Nun, nun Alter! — alſo nahm hier Frau v. Schmerbauch das Wort — wenn dir gar ſo ſehr darum zu thun iſt, ſollſt deshalb keinen Finger verlieren dürfen; der Jakob muß ohnehin einmal die Hauptſtadt ſehen, ich werde mich ſchon entſchließen müßen, den Geldkaſten auf-

---

*) Ein zu München herauskommendes in der Umgegend viel geleſenes Unterhaltungsblatt.

zuſchließen, und Euch nach München zur Eröffnung des neuen Theaters zu ſenden.

Jetzt kam der hoffnungsvolle Stammhalter, Jakob ſelbſt, in die Stube gerannt. „Vater! Mütterchen! ſeht doch, welch' ſchönes Vöglein, welch herrliche Spiegelmaiſe ich im Walde ſoeben gefangen habe," rief er aus.

„Jakob!" ſprach Herr v. Schmerbauch, Mutter läßt uns beide nach München fahren" —

„Zum 2ten Jänner in's neue Theater —" fügte der Schulmeiſter bei.

Jakob ſperrte bei der unerwarteten Nachricht vorerſt den Mund weit auf, ließ unwillkührlich den gefangenen Vogel los, umhalste hierauf die Mutter, küßte den Vater und umarmte den Ludimagiſter.

„Liebſter Herrgott! meine Elſteraugen — Jäckele! Spitzbube! du haſt mich getreten!" — ſeufzete Herr v. Schmerbauch.

„Heiliges Blut vom Berge Ander*)" wimmerte Frau v. Schmerbauch — „meine Beine, mein Podagra!"

„Herr Jerum! — junger Herr! laſſen Sie mich los, meine Perücke wurde erſt vor acht Tagen neu friſirt, Sie zerdrücken mir dieſelbe ganz und gar" — brüllte Anton Flachs.

Die Verwirrung zu vollenden warf der in der Stube umherflatternde Vogel plötzlich eine Taſſe vom Spinde, daß ſie in Scherben an der Erde lag.

„Himmel! ſteh' mir bei," rief Frau v. Schmerbauch, nun laut ſchluchzend, der verwünſchte Vogel hat mir meine Leib-

---

*) Der Berg Ander iſt ein ſehr berühmter und beſuchter Wallfahrtsort in jener Gegend.

Taſſe zernichtet; ſie war aus der Nymphenburger[*]) Fabrike und in der ganzen Welt gibt es ſolch' herrliche Taſſe nicht wieder.

Jakob fiel auf die Kniee nieder und ſchrie laut heulend: „Mutter! o herzallerliebſtes beſtes Mütterchen! verzeihe mir nur dieſesmal und ſtrafe mich nicht, ich will, ſo lange ich lebe, keinen ſolch' ungezogenen Vogel mehr in's Haus bringen.“

Doch genug laſſen wir die guten Leute ſich verſtändigen und machen wir uns indeſſen mit den nähern Verhältniſſen der Schmerbäuche bekannt.

Man findet das Dorf Blitzhauſen auf dem linken Ufer des Leches; es liegt unfern der Stadt Landsberg[*]) auf der Grenze, welche ehemals dieſen Theil Schwabens von Baiern trennte.

---

*) Nymphenburg, ein ungefähr eine halbe Meile von München entlegenes königl. Luſtſchloß; die Kunſtprodukte der dortigen Porzellanfabrik werden ſehr geſchätzt.

Zu jenen ſchwäbiſchen adelichen Familien, welche hinſichtlich ihres Alters und ihrer Berühmtheit mit den vorzüglichſten deutſchen Geſchlechtern zu wetteifern vermögen, gehören unſere Schmerbäuche nicht.

Der Großvater des jetzigen Seniors familiae, Schmerbauch der erſte, war nur ein ſchlichter aber ungemein wohlhabender Bauer im Dorfe Blitzhauſen geweſen; deſſen Sohn Schmerbauch der zweite hatte zu Augsburg einige Schulen ſtudirt, wandte ſich dann nach Wien, wurde in der Folge als

---

*) Landsberg iſt ſieben deutſche Meilen von München entfernt.

Verpflegsoffizier bei der öſtreichiſchen Armee angeſtellt, machte in dieſer Eigenſchaft die Feldzüge in den neunziger Jahren mit, und erwarb ſich, wir wiſſen nicht recht anzugeben auf welche Art, noch ein eigenes bedeutſames Vermögen, nachdem er ſchon früher eine ſehr wohlhabende Schneiderstochter aus der Wiener Joſephsſtadt geheirathet hatte.

Dieſer zweite Schmerbauch nun wurde der eigentliche Gründer des Glanzes ſeiner Familie; er verließ nach dem Tode ſeines Vaters, als deſſen einziger Sohn, den öſtreichiſchen Kriegsdienſt, kaufte ſich für 500 Papiergulden den ſogenannten Reichsadel, und zog ſich nach dem Dorfe Blißhauſen zurück.

Hier rieß er die hinfällige Hütte des verſtorbenen erſten Schmerbauchs nieder, erbaute an deren Stelle ein ſchönes großes Haus, welches er beliebte Schloß zu nennen, kaufte viele Grundſtücke zuſammen und wurde von den Bauern, denen er Verdienſt zukommen ließ, Euer Gnaden titulirt.

Des zweyten Schmerbauchs einziger Sohn, unſer Chriſtoph nämlich, oder Schmerbauch der dritte, war annoch ein ganz zartes Kind, in das Haus des Großvaters nach Blitzhauſen gebracht, und von dieſem erzogen worden, während Schmerbauch Nro. 2. im Felde die Truppen — verpflegte.

Chriſtophs natürliche Fähigkeiten waren ſehr beſchränkt und die Erziehung, welche ihm der bäuriſche Großvater zu ertheilen vermochte, eben nicht geeignet die geringen Geiſtesanlagen des Knaben zu höherer Potenz zu ſteigern, indeſſen war

Chriſtoph ein guter Junge und wurde zum wenigſten ein tüchtiger Landwirth.

Kaum das zwanzigſte Lebensjahr hatte unſer Chriſtoph zurückgelegt, als er durch ein epidemiſches, nervöſes und ungemein bösartiges Faulfieber ſchnell nach einander Mutter und Vater verlohr.

Nachdem der gute Junge den frühen Tod der Eltern länger als ein Jahr aufrichtig betrauert hatte, ermannte er ſich endlich wieder, widmete dem ererbten Oekonomiegute ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und heirathete bald darauf Roſina Hagenputz, eines Beamten Tochter aus Mindelheim, welche wir als Frau v. Schmerbauch, gleich zu Anfang dieſer Geſchichte, bereits haben kennen lernen.

Jäckele oder Schmerbauch der vierte war die einzige Frucht dieſer Ehe geblieben, er wurde von den Eltern beidenſchaftlich geliebt, und wenn ſchon nicht ohne Mutterwitz, blieb der Junker, bei einer etwas mangelhaften Erziehung, dennoch ziemlich befangenen Sinnes. Bei dem uns ebenfalls bereits bekannten dörflichen Ludimagiſter lernte Jakob zur Noth Schreiben und Leſen, die Landwirthſchaft aber brachte ihm eher papa bei; übrigens war der Junker Zeitlebens noch nicht weiter als in das nahe Landſtädtchen Landsberg; an Schrannentagen*) nämlich, gekommen.

Als Jakob kaum in's ſiebente Jahr ſeines Lebens getreten war, hatte ein außerordentliches Ereigniß in Blitzhauſen große Senſation erregt.

---

*) Die Getreidmärkte werden in Baiern Schrannen genannt.

Fritz Haſenbein, der Wirth des Dorfes beſuchte eines Abends vor Schlafengehen noch Ställe und Scheunen, um nach Ordnung zu ſehen. In der einen Scheune vernahm der Wirth ein leiſes Wimmern, und als er mit der Laterne nach der Stelle hinleuchtete, fand er ein Körbchen mit ſehr feinen ja ſelbſt koſtbaren Linnen, in welchen ein wunderholdes kleines weinendes Mädchen lag.

Ob dieſer Entdeckung erſchrack Herr **Haſenbein** nicht wenig, doch als er ſich wieder einigermaßen ermannt hatte, regte ſich Mitleiden in des Mannes Bruſt, er nahm den Korb mit dem armen Würmchen auf und trug ihn nach der bereits von Gäſten leeren Wirthsſtube, in welcher nur noch ſeine einzige Tochter **Barbara** waltete, welche Herrn **Haſen-**

bein, — er war Wittwer, — die Wirthſchaft führte.

Vater und Tochter unterſuchten nun den Korb genauer. Es fand ſich in demſelben eine Borſe mit zwei hundert Gulden Gold; und ein Zettel folgenden weſentlichen Inhaltes vor:

„Ein eiſernes Verhängniß und höchſt ſeltſame Verhältniſſe zwingen eine unglückliche Mutter ihr gegenwärtiges Kind, vor der Hand, fremder Obſorge anzuvertrauen, der Wirth im Dorfe Blitzhauſen iſt mir als ein ſehr rechtlicher Mann, ſeine Tochter als ein braves Mädchen geſchildert worden.. Seyd Chriſten! verſtoßt mein kleines armes Mädchen nicht, es wird heute gerade drei Monate und fünf Tage alt, heißt Jakobine und iſt nach den Geſetzen des chriſtkatholiſchen Glaubens getauft. Beiliegende zwei hundert Gulden empfanget hiermit als Koſtgeld für ein Jahr, ſie werden mit Anfang eines jeden neuen pünktlich entrichtet werden, und ſo Gott will, hoffe ich nach Verlauf weniger Jahre mein Kind wohlbehalten aus Euren Händen zurück zu empfangen.“

Dieſer Zettel, das eigene aufgeregte Mitleiden, dann wohl auch die blinkende Goldbörſe und Verheißung künftigen Lohnes zuſammen, vermochten Herrn Fritzen Haſenbein und deſſen Tochter zu dem Entſchluſſe ſich der Pflege des hülfloſen Würmleins zu unterziehen.

Drei Jahre nach einander trafen die verſprochenen Alimentationsbeiträge für das Kind, aus weit entferntem Orte, auch pünktlichſt ein, aber plötzlich ſteckten jene Geldſendungen und blieben am Ende ganz aus.

Indeſſen wuchs Jakobine zu einem allerliebſten Mädchen heran; bildlich ringelten ſich der Kleinen güldene Locken; einnehmend lächelte der Roſenmund und die großen blauen Augen blickten ſo hold und freundlich, daß dem Kinde, welches ohne alle Nachhülfe nicht gewöhnlichen angeborenen Scharfſinn und die höchſte Gutmüthigkeit entwickelte, Niemand gram ſeyn konnte.

In ſolcher Weiſe hatte Jakobine bereits das zehnte Lebensalter erreicht, als ſich im Hauſe ihres bisherigen Nähr-Vaters ſehr Trauriges ereignete.

Fritz Haſenbein hatte ſich durch unüberlegten Kornhandel ganz und gar ruinirt, von allen Seiten drangen unbarmherzige und drohende Gläubiger auf ihn ein, Verzweiflung ergriff den Unglücklichen, und eines Morgens fand man ihn auf dem Schauplatze ſeiner unſeligen Spekulationen, auf dem Kornboden nämlich, erhenkt.

Des Selbſtmörders Wirthſchaft nebſt allem Zubehör wurde von den Gerichten für gantmäßig erklärt, und unter den Gläubigern vertheilt. Haſenbeins Tochter, einer betagten Jungfrau bereits, blieb auch kein Groſchen übrig, und das arme Mädchen beſchloß bei fernen Verwandten Hülfe zu ſuchen. Daß Barbara unter ſolchen Umſtänden für Jakobinen, den armen Findling nicht ferners Sorge tragen konnte, verſtand ſich von ſelbſten und die Obrigkeit traf bereits Anſtalten, die Kleine in irgend einem Waiſen- oder Findel-Hauſe unterzubringen, als Frau v. Schmerbauch ſich des holden Kindes erbarmte und dasſelbe in ihr eigenes Haus aufnahm.

Jakobinchen ſtand um dieſe Zeit im eilften Jahre ihres Lebens und unſer Jakob hatte bereits das ſechzehnte zurückgelegt; doch ſeinem Benehmen nach mußte er eher für einen Knaben als für einen angehenden Jüngling gehalten werden. Die neue kleine ſehr ſanfte und nachgiebige Hausgenoſſin wurde dem Junker ſogleich eine willkommene, bald eine unentbehrliche, Spielkamerädin; er ließ es ſich wohl gefallen mit dem Mädchen zu kochen und Kindtaufen zu ſpielen, dafür mußte ſich aber Jakobine dann auch wieder einſpannen laſſen und ſein Hotto-Gäulchen abgeben.

So wuchſen die Kinder ferners mit einander auf, durchſtreiften, von den Eltern wenig beachtet, zuſammen Wald und

Flur und liebten ſich bald genug, ohne es zu wiſſen, recht herzinniglich; konnte Jakobs Verſtand ſich auch nicht mit jenen der Geſpielin meſſen, ſo blieb der Junker dagegen an Herzensgüte und naiver Gemüthlichkeit keinesweges hinter Jakobinen zurück.

Noch nicht volle fünfzehn Jahre alt wurde Jakobinchen von einem recht böſartigen und gefährlichen Neſſelfieber befallen. Jakob war untröſtlich; keine Macht der Welt hätte es vermocht, den Jüngling von der Geſpielin Lager zu reiſſen, er wachte bei der Kranken, er flößte ihr die Arznei ein, kein Auge verwandte er von der geliebten jugendlichen Freundin.

Einſt ſpät in der Nacht befand ſich Jakob wie gewöhnlich im Krankenzimmer; Jakobine lag ſchainbar in Agonie, war aber nichts deſtoweniger bei vollem Bewußtſeyn, doch athmete ſie, die Augen geſchloſſen, mühſam und ſchwer.

Jakob wurde ängſtlich; er ergriff die Lampe, und beleuchtete, ſich über deſſen Lager beugend, des Mädchens bleiches Geſicht, ſeine heißen Thränen fielen auf Jakobinens Wangen; ſeine brennende Lippen berührten leiſe und unwillkührlich der Jungfrau kleinen liebreizenden Mund, dann warf er ſich auf die Kniee und ſprach weinend im ganzen Vollgefühle ſeiner ihm innwohnenden natürlichen Gemüthlichkeit: „Liebes Herrgottle! nur mein Jakobinchen bewahre, laß mich ſterben für ſie.“

Unbeſchreiblich bewegte dieſe Scene die Kranke; ſtill aber häufig floſſen nun auch ihre Thränen.

Jakobine genaß, allein das ſchäckernde Kind war zur ſinnenden Jungfrau geworden; ſie hob an zu fühlen, daß es etwas ernſt Schönes gebe, was uns nicht hüpfen, nicht lachen läßt; des geliebten Jünglings innigſter, ihrer eigenen heißen Liebe zu ihm war das Mädchen plötzlich gewiß, allein es berührte dieſe Gewißheit Jakobinens Gefühles zarteſte Saiten, denn ihr, der Sinnigen, wurde klar, daß Jakob nie der Ihrige, nie der Gatte der Namen- und Elternloſen werden könne.

Der gutmüthige, natürliche Jakob jubelte als die Geſpielin wieder an ſeiner Seite umher wandelte, allein bald kam auch über ihn eine Ahndung, es ſeye nicht alles, wie es geweſen, und es dürfe vieles kommen, was ihm nicht behagen möchte, auch den Naturſohn machte der Geliebten Ernſt ernſter, ihm fehlte etwas; es war nicht alles wie ſonſt und doch konnte ſich

Jakob über das warum keine Rechenſchaft geben.

Jetzt öffneten ſich, ſpät genug, endlich auch die Augen der Frau v. Schmerbauch; einige Tage aufmerkſamer Beobachtung reichten hin, ſie zu überzeugen, es ſey eine bereits ſehr weit gediehene und heftige Leidenſchaft, welche ihren geliebten Jakob an Jakobine feſſele. Die Dame erſchrack; zwar blieb ſie auch dem Mädchen keineswegs unhold, allein den armen Findling, deſſen Abkunft ein undurchdringlicher Schleier deckte, mit dem einzigen Sohne, dem letzten Stammhalter der Schmerbäuche, mit Schmerbauch Nro. 4. zu verbinden, dazu trug ſie nicht die geringſte Luſt in ſich.

Bei ſolcher Lage der Dinge beſchloß unſere Dame den Faden ſchnell abzuſchneiden, bevor es noch zu ſpät. Jakob wurde zur Beſorgung irgend einer landwirthſchaftlichen Angelegenheit, welche ihn ein paar Tage beſchäftigen mußte, nach Landsberg geſendet, und nachdem er kaum den Rücken gewandt, wurde die arme Jakobine vor das Forum der geſtrengen Frau v. Schmerbauch geſtellt.

„Mädchen! hob die Dame an, du weißt, was ich ſeit deiner Kindheit, für dich that; ich muß es geſtehen, du haſt mich nie mit Undank belohnt, und ich hoffe es werde auch ferners nicht geſchehen. Jakob hat für dich, du für ihn Neigung gefaßt; du wirſt einſehen, daß er nie der Deinige werden kann, darum iſt zu Eurem beiderſeitigen Beſten ſchnelle und zwar ewige Trennung nothwendig; der Schritt wird mir ſchmerzhaft, aber er iſt unerläßlich; hier haſt du Reiſegeld und ein Empfehlungsſchreiben nach Augsburg an eine meiner Muhmen, ſie iſt ein vortreffliches Weib, und wird dir Unterkunft verſchaffen; übrigens, mein Kind! möge dir begegnen, was da wolle, wende dich kühn an mich, ich werde an dir ſtets als Mutter handeln, wenn ich es gleich nicht in engerer Beziehung zu ſeyn vermag."

Der Frau v. Schmerbauch Stimme lautete gegen das Ende der Rede bewegt, Jakobine dagegen hob an heftig zu ſchluchzen; das arme, verſtoßene aber dankbare Mädchen beugte ſich über die Hand ſeiner Wohlthäterin, preßte dieſe heftig an die Lippen und ſtürzte aus dem Gemach.

Ein ſtummer aber nichtsdeſtoweniger höchſt erſtaunter Zeuge der Scene war der gute Herr v. Schmerbauch geweſen.

Nachdem Jakobine die Stube verlaſſen hatte, ſprach er nach einer langen Pauſe:

„Aber mein Schatz! ich begreife gar nicht, das ſind ja ganz abſonderlich ſeltſame Geſchichten?“ —

„Mein Schatz! erwiderte die gütige Gemahlin, du begreifſt überhaupt ſehr wenig und ſiehſt ſelten weiter als deine Naſe reicht, darum hat dir der liebe Gott auch eine Frau verliehen, welche für dich zu handeln verſteht.“

Dieſes war ein unumſtößliches Argument, gegen welches Herr v. Schmerbauch nichts einzuwenden wußte.

Als es dämmerte, ſchlich die arme Jakobine, ſtill vor ſich hinweinend, ein kleines Päckchen mit Wäſche unter dem Arme, in den Garten; noch einmal beſuchte ſie die Laube, in welcher ſie mit dem guten Jakob ſo manche Stunde traulich und unſchuldsvoll vertändelt hatte, dann eilte ſie von dannen, fort in die finſtere Nacht hinein, einem leichten gejagten Rehe gleich.

In einem rührenden Briefe voll glühender Dankbarkeit hatte Jakobine von der Familie der Schmerbäuche förmlichen Abſchied genommen, denn dieſe heilige Pflicht perſönlich zu erfüllen war dem Mädchen nicht möglich geweſen; den guten Jakob in ihrem Namen noch recht innig zu grüßen hatte die Jungfrau in dem Schreiben, welches eine Magd in deren Zimmer fand, angelegentlichſt gebethen.

Als Jakob nach Hauſe zurückkehrte, ſein Jakobinchen nicht mehr fand und die Urſache ihrer Entfernung im Zuſammenhange erfuhr, überließ er ſich ganz jenem heftigen an Verzweiflung grenzenden Schmerz, welcher ſich in rohen, jugendlichen Naturen am auffallendſten ausſpricht; eine bedenkliche Krankheit warf den Jüngling aufs Lager, er verfiel in die heftigſten Phantaſieen, in denen er höchſt rührend ſtets nur nach der geliebten Jugendfreundin verlangte.

Frau v. Schmerbauch war untröſtlich und in der höchſten Angſt, ihren Liebling durch den Tod zu verlieren, ſandte ſie, für den Augenblick an keine Folge denkend, einen Expreſſen nach Augsburg, welcher Jakobine wieder herbei holen ſollte.

Vergebens! der Bothe kehrte allein zurück. Das Mädchen befand ſich nicht in Augsburg, hatte ſich auch gar nicht bei jener Muhme der Frau v. Schmerbauch, an welche ſie addreſſirt worden war, gemeldet; Niemand wußte wohin die arme Verſtoſſene ſich gewendet haben mochte.

Seine unverbeſſerliche jugendliche Leibeskonſtitution ließ Jakoben wieder geneſen; wie bei allen Sterblichen linderte auch ſeinen Schmerz die Zeit allmählig, allein ſo gemüthlich froh, wie er ehevor war, ſtellte ſich der Jüngling nimmermehr dar, auch wollte das üppige Roth der Geſundheit lange nicht in ehemaliger Friſche auf ſeine Wangen rückkehren; ſeine Jugendliebe, die heiß glühende, vermochte Jakob nicht ganz zu vergeſſen, er ſehnte ſich, wenn auch in Geheim, ſtets nach ſeinem Jakobinchen.

Des Sohnes Zuſtand bekümmerte die ſehr ſtrenge aber dennoch zärtliche Mutter ungemein, daher wohl auch, um Jakoben zu zerſtreuen, der ſonſt ſehr ſparſamen Frau zuvorkommendes Anerbiethen, ihn mit ſeinem Vater zu der Eröffnung des neuen großen Hof- und National-Theaters in die Haupt- und Reſidenz-Stadt zu ſenden.

Wir nehmen nun den Faden der Gegenwart, welchen wir gleich zu Anfang dieſes Kapitels verlohren haben, wieder auf.

Nachdem Jakoben alles Unheil, welches er in der momentanen zu heftiger Freude ſeines Herzens über die bevorſtehende Münchner-Reiſe angerichtet hatte, von Jedermänniglich großmüthig verziehen, und alles wieder ruhig worden war, fieng man das bevorſtehende große Werk in nähere Ueberlegung zu nehmen an.

Ihre Kränklichkeit verhinderte die gebiethende Frau des Hauſes daran zu denken, die Reiſe in die Reſidenz mitmachen zu wollen.

Beide Schmerbäuche, Vater und Sohn, waren noch niemals in der Haupt-Stadt geweſen und unſere Dame traute jenem noch weniger Kluges zu, denn dieſem.

Deſſenzufolge wurde Anton Flachs, ohnehin des Hauſes Factotum, dazu erſehen, die gnädigen Herren in die Reſidenz zu begleiten, und ihnen dort als Cicerone zu dienen, denn Flachs hatte einſt drei volle Jahre im Schullehrer-Seminarium zu München verlebt und kannte alle Winkel der Hauptſtadt.

Bei ſothanen Berathungen ließ ſich Dame Schmerbauch unter anderm auch alſo vernehmen: „Ich habe zu wünſchen, daß die ganze Parthie mit ſo wenigen Köſten als möglich verknüpft ſeyn möge; in denen ſogenannten Weingaſthöfen zu München ſoll man gottesläſterlich geprellt werden; in einem Bräuhauſe oder anderem Gaſthofe geringen Ranges ſchickt es ſich für Kavaliere nicht, abzuſteigen, was läßt ſich machen?"

„Permittiren Ihro Gnaden, nahm der Schulmeiſter das Wort, ich habe einen unterthänigen unmaßgeblichen Vorſchlag zu machen. Der Schnapperlmacher Husmichel iſt mein Landsmann und Jugendfreund; er beſitzt zu München ein eigenes Haus im Schrammergäßel;*) nun aber iſt es gar nichts Ungewöhnliches, daß reputirliche Fremde, welche nach der Reſidenz reiſen, dort, um zu ſparen, in Privathäuſern abſteigen; wie wäre es, wenn ich den alten und jungen gnädigen Herrn ſuchte beim Schnapperlmacher unterzubringen; für den alten ſteifen Rappen getraute ich mir allenfalls beim Stiefelwirth in der Sendlingergaße *) ein anſtändiges Unterkommen ausfindig zu machen.“

---

*) Eine kleine keineswegs vorzügliche Gaſſe in München.

„Herr Jegerl! Schulmeiſter, was iſt das für ein Ding ein Schnapperlmacher?“ fragte Jakob. „Ei, ei, erwiderte der Ludimagiſter, iſt das nicht ein Wunder, ſind der gnädige junge Herr doch ſchon zwei und zwanzig Jahre alt, und wiſſens halt noch nicht, was ein Schnapperl iſt. Womit läßt dann der Bader zur Ader, he?“

„Mit dem Schnäpper, antwortete unſer Jäckele mit einem etwas einfältigen Geſichte.“

---

*) Ein unbedeutſamer Gaſthof — Ausſpannung — in welcher an Schrannentagen viele Bauern ihre Pferde zur Fütterung einſtellen.

„Nun ja alſo — ſchrie im belehrenden Tone der Ludimagiſter — drum heißt der Mann, welcher jene Inſtrumente macht, Schnapperlmacher und dieſe Künſtler haben ſeit der neueſten Zeit in Deutſchland gar viel zu thun, denn wenn einem Menſchen auch nur ein einziger konfuſer Gedanken im Kopfe umherſchießt, gleich läßt man ihm jetzt zur Ader, und dazu braucht man halt viele Schnapperl.“

Nach dieſem Intermezzo that Frau v. Schmerbauch den Ausſpruch, es möchte der Schulmeiſter trachten, den alten und jungen gnädigen Herren beim Schnapperlmacher, deren Pferd aber beim Stiefelwirth in München unterzubringen und ſomit war die Unterhaltung dieſes Abends geſchloſſen.

2.

Reiſe nach München. Es wird erzählt, wie gar wunderſeltſam es den Herrn v. Schmerbäuchen und dem Ludimagiſter, in der erſten Nacht während ihres Aufenthaltes in der Hauptſtadt, ergieng.

Das Jahr 1824 neigte ſich zu ſeinem Ende, als man zu Blitzhauſen in der Familie der v. Schmerbäuche ernſthafte Anſtalten zur Reiſe in die Reſidenz traf.

Wie man einer aufbrechenden militäriſchen Colonne ſogenannte Quartiermacher vorzuſenden pflegt, ſo machte ſich auch der Ludimagiſter Anton Flachs bereits am 26ten Dezember auf die Beine, um in München denen gnädigen Herrn v. Schmerbäuchen und dero ſteifem Rappen günſtige Aufnahme zu bereiten. Am

29ſten desſelben Monats ſetzte ſich hierauf das Hauptheer, Vater und Sohn nämlich, begleitet von vielen Ermahnungen, Thränen und Mundvorrath der gnädigen Hausmutter, mittelſt der mehrmal erwähnten Roſinante unter vielen Umſtändlichkeiten in Bewegung.

Jäckele führte auf dem Bocke mit eigenen hohen Händen die Zügel, das Familienoberhaupt aber, Herr Chriſtoph v. Schmerbauch nämlich, hatte in der baufälligen Kalleſche ſelbſt, neben vielen Würſten, Schinken, Kogelhupfen, *) Käſen und dergl. Platz genommen.

Da Blitzhauſen von der Reſidenz bekanntlich nicht viel mehr als neun deutſche Meilen entfernt liegt, ſo hätte man glauben ſollen, daß ſelbſt der langſameſte

---

*) Eine Art Kuchen, welche in Schwaben häufig genoſſen wird.

Schritt des gebrechlichſten Pferdes möchte im Stande geweſen ſeyn, ſolch' kurze Strecke längſtens in zwei Tagen zurückzulegen; allein wenn der Leſer dieſes mit Jug und Recht vorausſetzt, ſo müßen wir ihm geradezu ſagen, daß er ſich gewaltig irre. Der Schmerbäuchliche Streithengſt iſt ein Thier ganz eigenthümlicher Art, welcher weit hinter allen erbärmlichen Mährren zurückbleibt, von denen in der wirklichen, wie in der Romanenwelt, je erhört worden iſt, denn der Gang dieſes originellen Rappens gleicht, recht im eigentlichſten Sinne des Wortes, jenem der Schnecke, dabei aber wohnt ſothanem edlem Roſſe noch die konſequente Eigenheit bei, daß es, nach höchſtens zwei zurückgelegten deutſchen Meilen, weder durch Schreien, noch Schläge, noch andere desperate Mittel jeder Art zu bewegen iſt, eine Spanne weiter zu ſchreiten, ja wir glauben kühn behaupten zu dürfen, daß an dem eiſernen Willen dieſes merkwürdigen Pferdes, welches einzig in ſeiner Art genannt zu werden verdient, ſelbſt alle Dreſurkünſte der: De Bach, Blondin oder Franconi ſcheitern dürften.

Bei ſolch' bewandten Umſtänden wird jedes Erſtaunen verſtummen müßen, wenn wir nun berichten, daß es unſerm reiſenden edlen Kleeblatte kaum am erſten Tage des Jahres 1825 gegen Mittag gelang, den Burgfrieden der baieriſchen Haupt- und Reſidenzſtadt zu erreichen.

In einem ärmlichen, an der Landsberger Heerſtraße gelegenem, Gaſthöflein hatte der ehrliche Anton Flachs bereits ſeit einigen Stunden der Ankunft der hohen Reiſenden ſehnſuchtsvoll entgegengeharrt; er ſtand gerade mit einem vollen

Bierkruge unter der Thüre der Kneipe, als der bekannte nun vollends erſchöpfte Rappe mit der Kalleſche nahete. Bei dieſem erfreulichen Anblicke vermochte ſich der gute Ludimagiſter nicht länger zu mäßigen: „Es lebe das ganze Schmerbauchiſche Haus! vivat hoch!“ brüllte er mit ſeiner Stentorſtimme, indem er auf einen Zug den Bierkrug leerte und einen ungemein poßirlichen Bocks-Sprung vollbrachte.

Unſere Reiſende waren ihrerſeits nicht minder erfreut, den alten verläßigen Hausfreund ſchon hier zu treffen. Jäckele ſetzte ſich ſofort zum Papa und dem bereits ſehr zuſammengeſchmolzenen Mund-Vorrath in die Kalleſche, der Ludimagiſter aber beſtieg nun den Bock und ergriff mit ſtolzem Anſtande die Zügel.

So nahete man ſich langſam den Thoren der Stadt, indeſſen die beiden Landjunkers, von hoher Bewunderung durchdrungen, die Dioskuren der Metropolitane, jene koloſſalen altergrauen, im ehrwürdigen Spitzbogen-Geſchmacke der Vorzeit aufgeführten, Thürme der Frauen-Kirche anſtarrten.

Endlich erreichte man die Karls-Pforte und Anton Flachs lenkte mit kunſtgerechter Hand durch die ſchönen breiten Karls-, Kaufinger- und Dieners-Straßen, dem ſchmalen Schrammergäßchen zu.

Wir wollen nicht näher berühren, über wie viele nie geſehene Gegenſtände unſere Krautjunker, auf ihrem Zuge durch die genannten Straßen, ſich ihr groſſes wechſelſeitiges Erſtaunen mittheilten, ſondern begnügen uns lediglich zu melden, daß endlich die ganze Caravane wohlbehalten das unſcheinbare Häuschen des Schnapperlmachers erreichte, und dort von zwei engen in Bereitſchaft geſetzten Hinterſtübchen aufgenommen wurde. Die Wohnung war freilich nichts weniger als brillant, allein unſere Junkers begnügten ſich mit ſelber, da der Ludimagiſter bemerkte, wie man in Haupt- und Reſidenzſtädten nur gar zu oft aus der Noth eine Tugend machen müße.

Indeſſen nun der ehrliche Flachs den alten Rappen ſamt der noch älteren Kaleſche zum Stiefelwirth nach der Sendlingerſtraße geleitete, nahmen die Herrn v. Schmerbäuche eine anſehnliche Collation ein und ſuchten ſich nachher durch eine geziemende Sieſte von den Beſchwerden der Reiſe zu erholen.

Es mochte ungefähr des Nachmittags

um die vierte Stunde ſeyn, als der Ludimagiſter ſich wieder bei ſeinen gnädigen Herren einfand und dieſe ſich neu geſtärkt von ihren Lagern erhoben, um ſich in ihren beſten Kleiderſtaat zu werfen.

Nachdem dieſes geſchehen, ſprach der alte Herr v. Schmerbauch: „Komme Er, mein lieber Flachs! wir wollen anheben, die merkwürdigſten Merkwürdigkeiten der Haupt- und Reſidenzſtadt zu beſchauen.“

Gemächlich ſchlenderten nun alle drei vorerſt nach dem nahegelegenen großen Schrannen- oder Marktplatz. Jene ſchöne hohe in Mitte dieſes Platzes ſich ſtolz erhebende Marmelſäule, auf welcher in gediegener güldener Arbeit das Bild der Madonna thront, erweckte zuerſt die Aufmerkſamkeit der Landjunker. Cicerone Flachs ließ ſich ungemein pathetiſch vernehmen: „Meine gnädigen Herren! es iſt dieſes eines der ſchönſten öffentlichen Denkmale in München und wurde dasſelbe, — ich beſinne mich nicht ſogleich, — von welchem baieriſchen Herzoge oder Churfürſt, — ich weiß nicht recht — zu welcher Zeit und ob nach einer gewonnenen Schlacht, oder nach einer glücklich überſtandenen Peſtilenz zum ewigen Andenken geſetzt. Ueberhaupts meine gnädige Herren! — ſo ſchloß der Ludimagiſter ſeine feierliche Rede — dürfen dieſelben mich hier zu Land fragen, nach was Sie nur immer wollen und es können dieſelben ſtets gewiß ſeyn, die pünktlichſten, richtigſten und prompteſten Aufſchlüſſe zu erhalten. Zwar fügte der Schwarzrock achſelzuckend noch bei — iſt jetzt ein topographiſch-ſtatiſtiſcher Wegweiſer für München erſchienen, den ein gewißer Adolph v. Schaden herausgegeben hat, aber ich warne ſie meine gnädigen Herren! kaufen Sie das Buch nicht, es ſtanden dem Verfaſſer freilich lauter amtliche Quellen zu Gebothe, allein glauben Sie mir, das Werk taugt dennoch den Teufel nicht — ich und meinesgleichen wollen es einmal nicht haben, es ſoll und darf nichts taugen, denn jener Herr v. Schaden iſt ein naſeweiſer Menſch, der die Flöhe huſten hören, das Gras wachſen ſehen und alles beſſer wiſſen will, als unſer einer, und am Ende iſt doch nichts dahinter.“

Nachdem die Landjunkers jenes Denkmal und die vor der Hauptwache aufgepflanzten Kanonen ſattſam beſchaut hatten, ließen ſie ſich auch noch von dem pädagogiſchen Polyhiſtor das in dieſer Gegend, am Eyermarkte, belegene Haus bezeichnen, welches zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges der hehre Schwedenkönig, Guſtaph Adolph bewohnt hatte und in welchem nun ein Buchbinderlein hauſet, hierauf aber griff der alte Herr v. Schmerbauch in die Taſchen, zog ein Stück Geld hervor und daſſelbe dem Schulmeiſter mit einer wichtigen Miene überreichend, ſprach er: „Hier Flachs! hat Er zwölf Kreutzer; Er mag ſich dafür gütlich thun, aber das ſag' ich Ihm, beſaufe Er ſich nicht. Uebrigens kann Er ſich jetzt nur ſeiner Wege ſcheren, wir werden uns ſchon allein zu rechte finden.“

Der Ludimagiſter wollte ſprechen, allein ein ernſter Wink des alten Herrn verſchloß ihm den Mund, demnach machte der Schwarzrock noch einen Kratzfuß und verſchwand.

„Aber Vater! rief Jäckele jetzt verdrießlich aus, die Mutter hat am Ende doch wohl recht, wenn ſie immer behauptet, daß du aus lauter dummen Streichen zuſammengeſetzt ſeyeſt. Wo denkſt du hin, den Schulmeiſter zu beſchenken, du weißt doch, daß vieles Geld ihn juckt, und daß er damit auch nimmermehr kluges vollbringt, und warum ſchickteſt du ihn denn fort? — jetzt ſtehen wir hier wildfremd wie die Ochſen am Berge, oder vielmehr wie die Ochſen an der Hauptwache, müßte man hier ſagen, wir wiſſen ja weder Steg noch Weg.“ —

„Ei, ei, verwieß der Alte dem Sohne, es ſoll das Ey nicht klüger ſeyn wollen, als der Hahn, laß mich nur machen.“ —

Herr Chriſtoph wollte noch ein weiteres ſprechen, allein er wurde hier durch die Dazwiſchenkunft eines Dritten unterbrochen.

Es war ein kleines, altes hageres Männchen, ſchmutzig und ungewöhnlich gekleidet, mit einer ſchlaudummen Phiſiognomie ausgeſtattet, der mit der ſeltſamen Anrede: „Grüß' Euch Gott! ſeyds es auch da?“ nun den Landjunkern nahete.

Münchner Leſer werden bereits errathen haben, daß das Männchen Niemand anders geweſen, als jener blödſinnige Bettler, welcher unter dem Namen: „Fineſenſeppel“ allen Bewohnern der Hauptſtadt zu Genüge bekannt iſt.

„Allerdings ſind wir auch hier, mein Freund! erwiderte der alte Herr von Schmerbauch ſehr ernſthaft, indeſſen wiſſen wir als Fremde wenig Beſcheid, will Er wohl ſo gut ſeyn uns zu ſagen, wo man in München das beſte Glas Wein trinkt?“ —

„Nichts gewißes weiß man nicht!“ *) verſetzte der Fineſenſeppel dumm lachend, übrigens gibts in München Weinhäuſer genug, wo ſoll ich Euch hinführen — zum Junemann, oder zum Havard, in den goldenen Hahn, oder zum ſchwarzen Adler oder vielleicht gar zum Michel?“ —

„In das nächſtgelegene Haus, wo guter Wein für gutes Geld und für gute Worte zu erhalten“ — decidirte Herr v. Schmerbauch, worauf der Narr beide Junkers in die nahe Roſengaſſe zum Weinwirthe Michel in die hintere Zechſtube leitete.

Fineſenſeppel wurde mit einem kleinen Trinkgelde, ganz zufrieden, entlaſſen, die beiden Fremden aber nahmen

---

*) Fineſenſeppels gewöhnliches Sprichwort, welches er bei jeder Gelegenheit anzubringen pflegt.

an einem Seitentiſche in der Zechſtube Plaz. — Der neue Jahrestag hatte hier viele Gäſte verſammelt. Die feine Zungenwurſt, echte Veroneſer Salami, Lachsforellen und weſtphäliſcher Schinken dufteten allzumal gar lieblich in Herrn Chriſtophs Naſe, denn er war ein arger Gourmand und trank gerne guten Wein, nur Schade, daß zu Hauſe der Pantoffel der Frau v. Schmerbauch den Geſchmack des Herrn Gemahls nur gar zu oft beeinträchtigte, doch ſeiner Feſſeln nur einmal auf kurze Zeit ledig, gedachte Herr Chriſtoph ſich jetzt auch keinen Zwang aufzulegen. Speiſe und Wein wurden in Hülle und Fülle beſtellt und von einer jungen reizenden Kellnerin auch ſogleich aufgetiſcht.

Das volle Glas in der einen und ein mächtiges Stück Schinken in der andern

Hand, rief der alte Schmerbauch luſtig aus: „Na, Jäckele! ſchenk ein. lang zu — laß dirs ſchmecken! du weißt ja, wie's im Liede heißt:

Juh' juh' juh' beim vollen Glas,
Da iſt der Schwäbele kein Haas!“

„Aber Vater! ich weiß doch auch gar nicht, wo du hin denkſt, erwiederte Jakob ziemlich verdrießlich, jetzt ſchon wieder eſſen, ſind wir doch kaum vom Mittagsmale aufgeſtanden! und dann wollten wir ja die Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt beſehen?“ —

„Ei, ei, mein Sohn! ſprach hierauf Herr Chriſtoph mit ſehr wichtiger Miene: „Eſſen und Trinken bleibt allerwärts das Merkwürdigſte; von der Art, wie und wieviel die Menſchen eſſen und trinken, kann man auf ihr ganzes Weſen ſchließen; denn davon hängt alles ab, doch du biſt noch zu jung, um dieſes einzuſehen, wie denn die liebe Jugend überhaupt das wichtigſte im Menſchenleben oft nur zu ſehr außer Acht läßt.“

Bald wurde die ganze verſammelte Geſellſchaft auf die beiden Fremden aufmerkſam, deren Anzug und außergewöhnliches Benehmen auch in der That etwas auffallen mußten. Einige Spaßvögel ließen ſich mit Herrn Chriſtoph in ein Geſpräch ein, tranken den Landjunkern tapfer auf's Leder und hielten ſie dabei weidlich zum Beſten. Die treuherzigen Schwaben nahmen alles Angenehme, was man ihnen ſpottweiſe ſagte, für baare Münze und fühlten ſich durch die Freundlichkeit der Großſtädter ungemein geſchmeichelt, ſelbſt Jakob tauete bald genug auf und machte mit ſeinem Vater in die Wette dem Keller und der Küche des Herrn Michels große Ehre.

Das Ende vom Liede war, daß beide Junkers ſich wackere ſogenannte Haarbeutels antranken und ganz fidel noch zuſammen ſaßen, nachdem ſich gegen Mitternacht bereits alle übrigen Gäſte entfernt hatten. Doch auch bei Herrn Chriſtoph meldete ſich nun der Sandmann, er bezahlte und brach mit Jakoben auf. Als beide in's Freie kamen, fieng das häufig genoſſene und ſehr geiſtreiche Getränk erſt an mit aller Macht ſeine Rechte zu üben; der Vater glaubte des Sohnes, dieſer jenes Beiſtandes zu bedürfen um vorwärts zu ſchreiten, allein es war nicht ganz die gerade Straße, welche das Paar hielt.

Als unſere Helden über den Marktplatz hintaumelten, fieng das Räuſchchen an, ſich Jäckeles mehr und mehr zu bemeiſtern; plötzlich ließ er in einem Anfalle ausgelaſſen fröhlicher Laune ſeine ſehr hell tönende Stimme erklingen; er ſang:

„Wenn der Nachtvogel ſchreit,
Iſt der Jäkele nimmer weit,
Valatri, Valatra, Valatri, Valatra!“

Dieſe Singmanie ſteckte den alten Herrn an, denn plötzlich fiel auch dieſer mit ſeiner tiefen Basſtimme ein:

„Wenn der Nachtvogel ſchreit,
Iſt der Stoffel nimmer weit,
Valatri, Valatra, Valatri, Valatra!“

Und ſo jodelten die Junkers nun nach Herzensluſt fort, bis ihnen plötzlich zwei Gendarmen den Weg vertraten.

„Wer wagt hier ſo ſpät noch zu lärmen und die nächtliche Ruhe zu ſtören?“ fragte der eine Gendarme.

„Ich bin halt der Jäckele v. Blitzhauſen, erwiederte der junge Herr v. Schmerbauch mit ſchwerer Zunge, und lallend fügte der Alte bei: „Singen darf man in der ganzen Welt, und ich will doch ſehen, wer es uns verwehren kann?“;

„Dieſes ſollen die Herren zur Stelle ſehen, ſprach der andere Gendarme, Sie ſind unſere Arreſtanten. —“

Herr Chriſtoph ſtand wie vom Donner gerührt; Jäckele aber hatte in ſeinem Leben ein einzigesmal einen Arreſtanten geſehen, einen beurlaubten Soldaten nämlich zu Landsberg, der in einem Raufhandel ſeinen Kameraden erſchlagen hatte und mit ſchweren Ketten beladen von dannen geführt worden war. Die Scene hatte damals auf den jungen Jakob einen tiefen Eindruck gemacht und als er ſich nun einen Arreſtanten nennen hörte, trat plötzlich das Bild jenes gefeſſelten Mörders wieder vor ſeine Seele; er glaubte ſich mit demſelben in gleiche Kategorie geſtellt und entſetzte, ſich darüber dermaßen, daß er auf offener Straße dem Gendarmen zu Füßen fiel und laut weinend fragte: „Aber um tauſend Gottes Willen Euer Gnaden Herr Gendarm! warum ſoll ich denn ein Arreſtant ſeyn, habe ich doch Niemanden erſchlagen?“

Der eine Gendarme flüſterte ſeinem Helfershelfer zu: „Du ſiehſt wohl Bruder! die Leute ſind kanonenvoll, laß uns keine weitern Umſtände machen“ — und ſomit fühlten ſich beide Herrn v. Schmerbäuche plötzlich, jeder von einem Gendarmen, ergriffen und wurden ſofort nach dem ganz in der Nähe belegenen Polizeygebäude geführt.“

Jäckele, der ſich, in dem erſten Weinrauſche ſeines Lebens, nun ſelber mit dem oben erwähnten Mörder verwechſelte, jammerte kläglich und heulte ſo laut, daß ſich hätte ein Stein erbarmen mögen und unwillkürlich ſtimmte in dieſes Geheul der alte Herr v. **Schmerbauch** in tiefen Molltönen und ſolch poſſirlicher Weiſe ein, daß ſich ſelbſt die ernſten Gendarmen des Lachens nicht erwehren konnten.

In der neuen Jahres-Nacht findet zu **München** in den mehrern Gaſthöfen niedrigern Ranges Tanzmuſik ſtatt, und es geht dann nimmermehr ohne Erzeſſe ab. Die wachſamen Gendarmerie- und Militärpatrouillen hatten auch in der erwähnten Nacht bereits ſo viele Arreſtanten eingebracht, daß der wachehabende Polizeikommiſſär alle

Hände voll zu thun hatte und die beiden Herrn v. Schmerbäuche wurden demnach, bis die Reihe des Vernehmens an ſie kommen würde, in die allgemeine Polizei-Wachſtube gebracht.

Es befanden ſich an dieſem Orte bereits zahlreiche Gäſte und mehrere derſelben waren um einen Mann im ſchwarzen Rocke verſammelt, der ebenfalls laut weinend hinterm Ofen ſaß.

Kaum eingetreten erkannte Jäckele in dem Schwarzen ſogleich ſeinen Schulmeiſter. Dieſer Anblick gab dem Junker einigermaßen wieder Faſſung, er trocknete ſeine Thränen, trat zu dem Ludimagiſter und fragte: „Aber Flachs! wie kömmt denn Er hieher, gewiß hat Er dumme Streiche gemacht?" —

„Permittiren Euer Gnaden, erwiderte der Schulmeiſter, man hat auch Beyſpiele, daß ehrliche Leute, gerade ihrer Klugheit willen, mit der hochlöblichen Polizey in kleine Kollisionen geriethen, und dieſes gerade iſt mein Fall, denn mich hat die Politik, die verwünſchte Politik, welche in der Welt ſchon ſo viel Unheil angerichtet hat, ſo weit id est in den Polizei-Arreſt gebracht."

„Was die Politik?" fragte Jäckele — „die Politik?" wiederholten zwanzig Stimmen; „erzählt, erzählet" riefen neugierig Alle.

„Nun ja, nahm der Ludimagiſter wieder das Wort, meine Geſchichte iſt kurz und erbaulich, hören Sie nur meine Herren! — Ich wollte mir zum neuen Jahr auch einmal gütlich thun, und gieng hinaus vor's Schwabingerthor in den Lamblgarten — Juheiſa! da gieng es luſtig her, es war Tanzmuſik dort und ausnahmsweiſe, dem lieben neuen Jahre zu Ehren, wurde bereits Märzenbier geſchenkt. Na, ich ſetzte mich in eine Ecke zu meinem Kruge und ließ Gott einen guten Mann ſeyn. Da geſellte ſich ein Unbekannter zu mir, der mir anfangs ganz vernünftig zu ſeyn ſchien; wir ſprachen von dieſem und jenem, allein wie es dann überhaupt von uns Gelehrten eine ſchwache Seite iſt, ſo kam ich nach und nach, ohne ſelbſt recht zu wiſſen wie, auf das Kapitel der Politik. Was halten Sie mein Werthgeſchätzteſter! fragte ich meinen Geſellſchafter, von dem gegenwärtigen Kriege der Griechen mit den Türken? „Ei was, erwiederte der Unbekannte, die Griechen — das iſt ein betrügeriſches Lumpengeſindel, geboren zur Sklaverei, eben nicht viel beſſer als unſere Juden, da ſind mir die Türken am kleinen Finger noch lieber, das ſind ganze Kerls, eiſenfeſt — die wiſſen doch was ſie wollen.“ — Ei, ei, ſprach ich hierauf, weiſe mich mäßigend, Sie ſind weit links mein Lieber! ich empfehle Ihnen da ein wunderſchönes und erbauliches Büchlein vom Profeſſor Krug, Griechenlands Wiedergeburt betitelt, zu leſen, da werden ſich dieſelben ganz klar und vollkommen überzeugen, wie ſich die Sache ganz anders verhält, die Hellenen gerade ſind ein hehres, edelſinniges, zur Freiheit gebohrenes Volk, die Türken aber bleiben jetzt und immerdar heidniſche Hunde, Barbaren und weiter nichts.“ „Wer iſt denn der Kerl, der Krug?“ — fragte jetzt der Unbekannte ſpöttiſch. „Ei, erwiederte ich, der Herr Profeſſor Krug ſind ein hochberühmter Gelehrter zu Leipzig in

Sachſen." Was, ſchrie der Andere, ein Gelehrter? na, das ſind mir gerade die Rechten, die Burſche ſind alle erkauft, um ſolch' ein Urtheil gebe ich keinen rothen Heller." — Ei mein Guter! bemerkte ich leiſe, deuten Sie nicht übel, aber Dieſelben ſprechen gleichſam wie ein Ignorant. „Was iſt ein Ignorant?" fragte mein Antagoniſt barſch. — Nun erklärte ich ganz gutmüthig, daß Ignorant und dummes Hornvieh gewiſſermaßen Synonime ſeyen — na meine Herrn! da kam ich ſauber an. Kaum hatte ich das unſelige Wort unwillkürlich geſprochen, brüllte mein Geſellſchafter: „Was Er verfluchter ſchwäbiſcher Heiland! Er will mich einen Dummkopf ſchelten" — und plauz hatte ich einen Schlag in's Geſicht, den der ſtärkſte Ochſe empfunden haben dürfte, und von dem mir, wie die hochverehrliche Geſellſchaft von ſelbſt bemerken wird, die rechte Backe hoch anſchwoll. Aber ſo muß man mir nicht kommen, ich vergalt die erhaltene Ohrfeige ſogleich in doppeltem Maße, ein Wort gab das andere, es regnete gleichſam Prügel, allein da kam unglücklicherweiſe eine Patrouille und arretirte mich und meinen Gegner. Dort am Fenſter, ſo ſchloß der Ludimagiſter ſeine rührende Erzählung, ſitzt der Türke, aber Gott der Allmächtige, die hohe Polizey und die Zukunft werden richten zwiſchen ihm und mir.“

Mit einem tiefen Seufzer nahm nun Herr Chriſtoph v. Schmerbauch, der ſich indeſſen niedergeſetzt hatte, folgendermaßen das Wort: „Wäre ich nur zu Hauſe geblieben, ſo läge ich jetzt ruhig neben meiner Alten und ſchliefe wie eine

Ratte und hätte in meinem Leben nichts von Ohrfeigen, Griechen, Türken, Polizey und Gendarmen erfahren. Das ſind ſaubere Geſchichten, jetzt in München geweſen und nicht mehr, — mir iſt ganz miſerabel, übel und wehe."

Ein Gendarme unterbrach hier die Converſation; die beiden Landjunkers wurden zu dem wachehabenden Polizeykommiſſär ins Verhör geführt. Der Beamte war ein vernünftiger und humaner Mann; leicht durchſchaute er den eigentlichen Zuſammenhang der Sache und lächelnd ſprach er zu den Schmerbäuchen: „Meine Herren! Gehen Sie in Gottes Namen ruhig und friedlich zu Hauſe, Sie ſcheinen mit der Lebensweiſe in großen Städten nicht ſehr bekannt zu ſeyn, nehmen Sie den unangenehmen Vorfall zur Warnung und hüten Sie ſich vor ähnlichen Verſtoßen.“

Wer war froher als unſere Helden; Schreck und Angſt hatten die Räuſche verdrängt, beide waren beinahe völlig nüchtern und ſchlichen nun ſchweigend nach dem Schrammergäßchen.

Doch eine neue Verlegenheit erwartete ſie; das Haus des Schnapperlmachers war verſchloſſen und die Fremden hatten keinen Schlüſſel zu demſelben. Indeſſen zog Jäckele heftig und unmuthig die Klingel, Herr Chriſtoph aber ſchlug mit den Fäuſten an die Thüre und ſchrie unwillig: „Aufgemacht!“

Schnell fuhr ein Weiberkopf aus dem obern Fenſter des Hauſes: „Nur nicht ſo gelärmt verſoffener Schweinehund! ſchrie die Frau, iſt das eine Manier die ganze Nacht zu ſchwelgen du liederlicher

Lümmel, du! ſauber fängſt du es an im neuen Jahre, aber warte nur, ich werde auch ein Wörtchen dazu ſprechen“ — und ſomit ſchlug das böſe Weib den Fenſter-Flügel zu, daß die Scheiben klirrten, doch hörte man an dem Geräuſche ihrer ſchlotternden Pantoffeln, daß ſie die Treppen hernieder ſtieg, die Hauspforte zu öffnen.

„Was war denn das?“ fragte der arme Jakob ganz befangen.

„Ach Gott! erwiderte der alte Herr ſeufzend, das Weib hat wohl ſo ganz unrecht nicht Jäckele! dein Papa iſt heute allerdings ein liederlicher Lümmel geweſen, aber ſagen ſoll man es nicht, wenn es deine Mutter erführe, das gäbe weiter kein Spektackel!“—

Jetzt öffnete die Frau Schnapperlmacherin, ein brennendes Licht in der Hand, die Pforte. „Mein Jeſulein! rief ſie erblaſſend, als ſie ihre Gäſte erblickte, mich trifft der Schlag, was werden Euer Gnaden von mir denken, nimmermehr werden mir es Euer Gnaden verzeihen, daß ich Euer Gnaden einen verſoffenen Schweinehund nannte, aber ich glaubte es wäre mein Samuel, der liederlichſte Schnapperlmacher im ganzen Baierlandel — Herr Jemine, Herr Jemine, was war ich für ne dumme Gans.“

„Ach es iſt alles ſchon gut, ſprach hierauf Herr Chriſtoph, führe uns die Frau nur in unſere Zimmer und gebe ſie uns dorten Licht.“

Das geſchah dann auch wohl, allein die armen Herrn v. Schmerbäuche hatten große Mühe, bis es ihnen endlich gelang, die redſelige ſich noch tauſendmal entſchuldigende Frau Schnapperlmacherin aus der Stube zu entfernen.

Schlaftrunken, wie ſie waren, entkleideten ſich unſere Junkers, fuhren in die Federn, löſchten das Licht und ſanken in Morpheus Arme. Allein bereits nach einer halben Stunde erweckte den guten Jakob das laute Wimmern des Vaters. Dieſer rief: „Jäckele! mir geht es ſchlimm, in meinem armen Bauche rumort es, als ob darinnen etwelche Legionen Türken und Griechen ſich herum ſchlügen, ich muß mich erkältet haben, ach — o wehe — ſorge, daß ich Thee bekomme, oder ich ſterbe.“.

Jäckele, der arme Junge, erſchrack ob der plötzlichen Unpäßlichkeit des Vaters nicht wenig; er ſprang ſogleich aus dem Bette, warf ſeinen Oberrock über und verſprach Thee zu beſtellen, indem er im Finſtern aus der Stube tappte. Uebrigens war es neuerdings eine nicht geringe Verlegenheit, in welcher ſich der ehrliche

Jakob nun wieder befand. Lärm getraute er ſich um keinen Preis zu machen und wie ſollte er ſich, da ihm die Gelegenheit des Hauſes ganz fremd war, in der Finſterniß in das ihm unbekannte Gemach der redſeligen Frau Schnapperlmacherin finden, deren Hülfe er anſprechen wollte. In ſolcher Verlegenheit war der Junker in einen langen Gang und endlich an eine Thüre gelangt aus deren Spalten noch der Schein eines brennenden Lichtes ſchimmerte. Nicht ohne Zagen pochte Jakob leiſe an die Thüre und eine kräftige Männerſtimme rief: „Herein!“ — der Junker trat ins Gemach; ein großer Mann mit einem ſehr braunen Geſichte und ungeheurem ſchwarzen Schnurbarte lag hier im Bette und ſchmauchte aus einer ungemein langen Pfeife Toback. Der Mann war ein penſionirter Chevauxlegers-Rittmeiſter, welcher in dem Stübchen zur Miethe wohnte. „Was gibts, wer ſind Sie — und was wollen Sie in Mitte der Nacht bei mir?“ fragte der Offizier etwas barſch unſern eintretenden Jakob. Dieſer ſtammelte: „Ach Gott! lieber Herr! wir ſind Fremde und erſt heute in dieſes Haus eingezogen, nun hat meinen armen Vater plötzlich heftiges Bauchgrimmen befallen.“ —

„Bauchgrimmen? unterbrach der Offizier im Bette den Sprechenden, alle Wetter, ich weis, was das ſagen will, in Rußland hatte ich auch öfters Bauchgrimmen zum Teufel holen; Herr! das war eine Kampagne die ruſſiſche, ich vergeſſe ſie meiner Lebtag nicht; ſetzen Sie ſich her zu mir, ich will Ihnen ein bischen von jenem Feldzuge erzählen, die verfluchte Gicht läßt mich ohnehin nicht ſchlafen. Ha, ha, ha Herr! im Lager bei Moskau hätten Sie mich ſehen ſollen, da ritt ich umher und hatte die große ſpitze Biſchofs-Mütze eines griechiſchen Archimandriten auf dem Kopfe ſitzen, die ich in dem Menſchenleeren brennenden Moskau erbeutet hatte. Das ganze Lager ſperrte Naſen und Augen auf, denn Herr! ich lüge nicht, die Mütze war über und über mit guten Steinen und den köſtlichſten Perlen beſäet, wenn ich die Mütze herausgebracht hätte, hole mich Dieſer und Jener! ich hätte das ganze Schrammergäßl, ſo lang es iſt, kaufen wollen, aber ſo fiel auf der verfluchten Retirade die ſchöne Mütze in die Hände der verdammten Koſacken und ich habe einen Quark.“

„Das lautet alles recht ſchön und erbaulich lieber Herr! erwiderte Jäckele, aber mein armer Vater bedarf ſchleuniger Hülfe, er verlangt nach heißem Thee. —

„Aber zum Henker auch, fuhr jetzt der Offizier zornig auf, ich werde Ihrem Vater doch nicht Thee kochen ſollen? — bin ich doch ſelber ſo kaduck, daß ich mich nicht erheben kann. Von der ruſſiſchen Kampagne wollte ich Ihnen erzählen, und wenn Sie mich nicht anhören wollen, ſo ſcheren Sie ſich Ihrer Wege Sie ſchwäbiſcher Seehund Sie!“ —

„Das iſt ein ſeltſamer Patron,“ dachte Jäckele bei ſich ſelber, und ſchlich aus der Stube. — Wieder in dem finſtern Gange angelangt vernahm der Junker die Töne einer Guitarre und gleich darauf ſang eine weibliche Stimme die Arie aus der Schweitzerfamilie: „Wer hörte wohl jemals mich klagen, wer hat mich je traurig geſehen u. ſ. w.“ Unſer Jakob gieng dem Klange der Muſik nach und ſtand ſogleich wieder vor der Thüre eines zweiten Zimmers, in welchem geſungen wurde. Halb deſperat wie unſer Held in jener unſeligen Nacht ſchon war, wagte er auch hier zu pochen und einzutreten.

Ein ganz hübſches junges Mädchen, ſo eben von einem Neujahrsballe zurückgekehrt, lag halb entkleidet, mit offenem Buſen, in einer maleriſchen Attitüde, die Guitarre im Arme, auf dem Ruhebette. Die Schöne war nichts weniger als befremdet über dieſen männlichen Beſuch zu ſolch' ungewöhnlicher Stunde. Ohne an ihrer bequemen Lage das geringſte zu ändern, ſprach ſie lächelnd: „Ei ſeht doch! der junge Kavalier, der heute in unſerm Hauſe einzog. Ich finde Ihren nächtlichen Ueberfall zwar etwas kühn mein Herr! indeſſen ich liebe die Kühnheit, ſo wie die

Schwaben auch, 's ſind treuherzige, muntere Jungen — und ich werde daher ſchon Gnade für Recht ergehen laſſen müßen, — nun ſo treten Sie doch näher.“ Jakob, der unerfahrene und unverdorbene Jüngling, war ganz verdutzt ob dieſem Empfange; jetzt erſt fiel ſein Blick auf des Mädchens entblößten in milchweißer Fülle wallenden Buſen. Verwirrt und ſchamerglühend ſtammelte er: „Mein Vater hat entſetzliches Bauchgrimmen, wenn ihm nur Jemand aus chriſtlicher Liebe Thee kochen wollte, aber fügte der Junker leiſer und verlegener bei — die Jungfer werden ſich erkälten, wenn Sie die Bruſt nicht bedecken.“ —

Die Phryne erhob eine recht unverſchämte und unmäßige Lache, dann erwiederte ſie: „Ei was, das luſtige braune Mienchen aus dem Schrammergäſſel kocht keinen Thee“ und indem ſie ſich auf die andere Seite wandte und unſerm Junker den ebenfalls bis über die Hälfte entblößten ſchmalen Rücken zeigte, murmelte ſie noch ganz verſtändlich für ſich hin: „das iſt einmal ein rechter ſchwäbiſcher Tölpel!“

„Und das iſt eine ganz kurioſe Weibs-Perſon!“ dachte Jäckele wieder bei ſich ſelbſt, und wie einſt der keuſche Judenſohn Joſeph von Putiphars geilem Weibe, floh der Landjunker tief indignirt aus dem kleinen Tempel einer Vulgivaga des Schrammergäſſels.

Glücklicherweiſe hatte die wachſame noch immer ihren liederlichen Schnapperlmacher erwartende Frau Schnapperlmacherin, in der Stille der Nacht, auf dem Gange gehen, dann Thüren öffnen und ſchließen hören; ſie kam jetzt mit ihrem brennenden Lichte herbei, um nachzuſehen, was es gäbe und kaum hatte ſie von des alten Herrn v. Schmerbauchs plötzlicher Unpäßlichkeit vernommen, da eilte ſie ſogleich an ſein Lager, ihm mit Thee, Liquor anodinus u. dgl. beizuſpringen.

Herrn Chriſtophs Bauchgrimmen ließ nach, die Frau Schnapperlmacherin empfahl ſich, Jäckele ſuchte ſein Lager wieder, und von des Tages Laſt und Leiden ſattſam erſchöpft, verfielen beide Landjunker endlich in einen langen todtenähnlichen Schlaf.

3.

Eröffnung des großen Hoftheaters — Jäckele beſteht neuerdings abſonderlich merkwürdige Abentheuer — Aſchenbrödel — Der ſchwäbiſche Landjunker als Criticus.

Die Herren v. Schmerbäuche ſchliefen tief in den Morgen des folgenden Tages hinein und lagen noch zu Bette, als der Ludimagiſter in ihr Gemach trat.

Flachſens Aeußeres ſtellte ſich heute etwas poßirlich dar; der Anzug war ſehr zerrüttet und ſein ſchwarzer Sonntagsrock, ganz mit Staub und Koth bedeckt, zeigte mehrere Blößen, welche er im Kampf mit dem Hellenenfeinde am Abende des vorigen Tages erhalten hatte; übrigens war des

Schulmeiſters Antlitz, in Folge der erhaltenen ungeheuren Ohrfeige ſehr bedeutſam geſchwollen und ſpielte in allen Farben des Regenbogens.

Triumphirend, im Hochgefühle befriedigter Rache, erzählte der Ludimagiſter, wie er mit dem ausgeſtandenen übernächtlichen Arreſte und einem Verweiſe noch glücklich genug von der Polizei los gekommen, indeſſen ſein Gegner, der Lobredner der Türkei, in ſehr enges Gewahrſam gebracht worden ſey, weil man in demſelben einen gefährlichen Vagabunden erkannt, auf den man längſt ſchon amtliche Spähe gehalten habe.

Gern hätten die Herrn v. Schmerbäuche den Schulmeiſter ob der Händel, welche er in verfloſſener Nacht leichtſinnigerweiſe begonnen, tüchtig ausgefilzt, allein ſchuldbewußt, wie ſie ſelber waren, hielten es die Gnädigen dennoch für gerathen, lieber ganz und gar über die Sache zu ſchweigen, nur erklärte Jäckele, mit dem Flachs in ſolange nicht mehr ausgehen zu wollen, bis dieſer wieder ein rein menſchliches Anſehen haben werde.

Der alte Herr v. Schmerbauch befand ſich noch immer und zwar in ſolch hohem Grade unwohl, daß ein Arzt gerufen werden mußte, welcher erklärte, es müße ſich der Patient ſchonen, mediziniren, purgiren, vomiren, zur Ader laſſen und wenigſtens ein paar Wochen das Lager hüten.

Ob dieſem Urtheile gebehrdete ſich Herr Chriſtoph wie unſinnig. „Hab' ich deshalb, rief er voll Verzweiflung aus, den ſtillen Sitz meiner Väter verlaſſen und zum erſtenmale in meinem Leben nach des Landes Hauptſtadt kommen müſſen, um daſelbſt inſultirt, arretirt und purgirt zu werden, indeſſen der eigentliche Zweck meiner Reiſe verloren geht, denn heute iſt ja der Tag an dem ſie in dem prächtigen neuen Hauſe zum Erſtenmal Komödie ſpielen.

Ein treuer Sohn theilte Jakob aufrichtig des Vaters Schmerz und erklärte in kindlicher Reſignation auch ſeiner Seits allem Vergnügen entſagen und den kranken Vater pflegen zu wollen. Doch ſolchem Entſchluſſe widerſprach dieſer, plötzlich ſich faſſend, mit Heftigkeit: Ich bin bereits ein alter Eſel, beliebte Herr Chriſtoph ſich auszudrücken, und am Ende kömmt es auf eins heraus, ob ich den Plunder geſehen habe oder nicht, aber Du mein Sohn mußt dich belehren und Erfahrungen ſammeln, anſonſten wäre ja das ſchwere Geld, was unſere Reiſe koſtet, zum Fenſter hinausgeworfen und was würde dazu die Mutter ſagen? — darum befehle ich dir heute ins Theater zu gehen und überhaupts alles Merkwürdige, was die Hauptſtadt enthält, und nicht enthält, mit Aufmerkſamkeit zu beſchauen; der Schulmeiſter kann indeſſen mein Krankenwärter ſeyn, denn mit ſeinem geſchwollenem grün-blauem Geſichte darf er ſich ja ohnehin mit Ehren nicht öffentlich ſehen laſſen.“

Ein folgſamer Sohn mußte ſich Jakob dieſem väterlichen Endausſpruche fügen. Uebrigens blieben es ſehr unvollkommene Begriffe, welche unſerm Junker vom Schauſpielweſen überhaupt beiwohnten; er hatte in ſeinem Leben ein einzigesmal Schauſpiele en Miniatur, das das heißt ein Marionettentheater geſehen, welches eine reiſende Geſellſchaft in der

Wirthshaus-Scheune zu Blitzhauſen aufgeſchlagen hatte; es wurden in allem drei Darſtellungen, Tragödien, gegeben, nämlich: Judith und Hollofernes, dann Fauſts Höllenfahrt und endlich Krambambolis Glück und Ende. Jäckele hatte ſämmtlichen Leiſtungen beigewohnt und ſo erbärmlich dieſelben auch ſeyn mochten, nahmen ſie doch des Jünglings Phantaſie ungemein in Anſpruch, und wenn der Junker ſich ſchon ſagte, es müße mit einer dramatiſchen Leiſtung von wirklichen Perſonen, bei einer der erſten Kunſtanſtalten Deutſchlands ausgeführt, ganz etwas anderes ſeyn, als mit dem hölzernen Krambamboli, ſo blieb doch gerade dieſer Krambamboli, ohne daß es unſer Held ſelber wußte, der Maßſtab, nach welchem er ſeine dunkle Begriffe vom Theaterweſen modelte.

Uebrigens war Jäckele in Blitzhauſen immer nur erſt eine Viertelſtunde vor Anfang des Marionettenſpiels nach der Scheune gegangen, und hatte dann auch für ſeinen guten Groſchen daſelbſt noch Platz in Hülle und Fülle gefunden, da ſich nun aber das prächtige große Haus in München doch viel geräumiger darſtellte als die Scheune zu Blitzhauſen, und in jenem Hauſe noch überdies ſtatt eines Groſchens ein ganzer baarer Gulden bezahlt werden mußte, ſo meinte der Junker in ſeiner Einfalt, an Plätzen für die Zuſchauer könne es wohl hier auf keinen Fall und nimmermehr zwar mangeln. Die ſechste Abendſtunde war durch die gedruckten Anſchlagzettel als diejenige benannt, zu welcher die erſte Darſtellung im großen neuen Hof- und Nationaltheater ſtatt finden würde, allein eine gewiſſe unerklärliche Sehnſucht trieb unſern Jäckele ſchon gegen die vierte Stunde nach dem herrlichen Gebäude.

Seinen baaren richtig gezählten Gulin der Hand nahete der Junker der geöffneten Kaſſe und forderte einen Sperrſitz. „Mein Herr, erwiderte ihm lächelnd der Kaſſirer, ich ſtehe lediglich pro forma hier, denn das Haus iſt längſtens dermaßen überfüllt, daß kaum ein Mäuschen noch einzudringen vermöchte und es wird kein Billet mehr ausgegeben.“

Einige Schritte taumelte Jäckele von der Kaſſe zurück, kein Wort vermochte er vor Schreck zu ſprechen, da klopfte ihm ein junger dürftig gekleideter Menſch auf die Schulter und winkte, ihn zu begleiten. Mechaniſch folgte unſer Held dem Unbekanten, der ihn in den nächſten beſten Winkel führte und ſich dort alſo vernehmen ließ: „Mein Herr! Sie ſind ein Fremder und für Sie muß es von höchſtem Intereſſe ſeyn, der Eröffnung des neuen Theaters beizuwohnen. An der Kaſſe iſt um keinen Preis mehr irgend ein Billet zu erhalten, doch bin ich bereit Ihnen mein eigenes Sperrſitzbillet abzulaſſen, aber nicht anders als für drei baare Gulden.“

Jäckele lebte wieder auf, mit Vergnügen kaufte er das dargebothene Billet für den dreifachen Preis an ſich und der Unbekannte war auch noch gefällig genug, ihm den Eintritt zu den Sperrſitzen anzudeuten. Der dort poſtirte Billeteur betrachtete unſeres Junkers Eintrittskarte von allen Seiten, endlich entſchied er: „Dieſes Billet, mein Herr, iſt offenbar falſch, darauf darf ich Ihnen den Eintritt nicht geſtatten.“ — Des ehrlichen Jakobs zweiter Schreck' war, wo möglich, noch ſtärker als der erſte; er ſah ſich ſogleich nach dem Unbekannten um, doch dieſer ſchien ganz und gar verſchwunden. Nicht länger vermochte unſer armer Junge ſeine Thränen zurückzuhalten; er kehrte weinend zu dem Kaſſirer zurück und erzählte dieſem den ihm geſpielten Betrug. „Ja mein lieber Freund! ſprach der Theater-Säckel-Meiſter, bei Gelegenheiten wie die heutige geht es ohne ſolche und ähnliche Betrügereien und Filouterien ſchon einmal nicht ab, da heißt es: Sperr' auf oculos und trau, ſchau, wem!“

Die Worte waren eben für den Junker nicht tröſtlich, heftiger ſchluchzend bat er: „Ach lieber Herr Kaſſirer! ich habe eigens die weite Reiſe von Blitzhauſen hieher gemacht und bin der junge Herr v. Schmerbauch, des alten Herrn

v. Schmerbauchs einziger Sohn, haben Sie doch nur die Menſchlichkeit und laſſen Sie mich in die Komödie hinein, ich muß hinein, es mag koſten, was es will.“

Endlich nun, doch etwas unwillig, erwiederte der Säckelmeiſter: „Und wenn Sie directe von Marokko kämen und des dortigen Kaiſers Sohn wären, ich könnte Ihnen doch kein Billet verkaufen, weil mir ferners ein ſolches abzugeben bereits ſtreng verboten wurde.“

An einen Pilaſter gelehnt, der Kaſſe gegenüber, ſtand, in einen ſehr feinen Caffeebraunen langen Ueberrock gehüllt, ein gewaltig groſſer Mann. Etwas bejahrt ſtellte ſich der Caffeebraune bereits dar; mehrere graue Härchen miſchten ſich unter ſeine dunkle Locken; ſein Auge blickte ernſt aber doch milde zugleich; die Züge des Geſichtes, zeigten ſie auch Falten ſchon, beurkundeten immer noch ehemalige nicht gewöhnliche männliche Schönheit, und über das ganze Weſen des Mannes war eine gewiſſe ſtolze Würde verbreitet, welche unwillkührlich Achtung in Anſpruch nahm.

Der Caffeebraune war vom Anfange bis zum Ende ein ſchweigender Zeuge der Scene geweſen, welche zwiſchen dem ſchwäbiſchen Landjunker und dem Theaterkaſſirer ſtatt gefunden hatte, und nachdem dieſelbe nun gänzlich ausgeſpielt ſchien, nähete ſich der Braune unſerm Jakob und redete denſelben mit feſter Stimme aber doch ſehr ſanft und freundlich folgendermaßen an: „Junger Mann! ich finde die unbezwingliche Sehnſucht, welche Sie empfinden der Eröffnung dieſes prachtvollen Schauſpielhauſes beizuwohnen, ſehr natürlich; mich rührt Ihre

Verlegenheit, und glücklicherweiſe bin ich im Stande derſelben abzuhelfen, denn ich befinde mich zufällig im Beſitze zweier Logenplätze, von denen der eine Ihnen zu Dienſten ſteht.“

Der Uebergang von Leid zu Freud kam zu plötzlich und bewegte unſern Jakob ſo heftig, daß er ſich vergebens anſtrengte Worte des Dankes hervorzubringen, doch der Caffeebraune ergriff lächelnd des Jünglings Arm und führte ihn ſofort nach der Loge. — Als Jäckele in dieſe eingetreten war, ſchien er plötzlich vom Blitze gerührt und von einem zernichtenden Donnerſchlage getroffen; unbeweglich, einer Bildſäule gleich, vor ſich hinſtarrend, den Mund unwillkührlich etwas weit geöffnet ſtand der Jüngling.

Von dem ſchimmernden Glanze eines giganten Lüſters und dem Lichte vieler Hunderten, an den Logen befeſtigter, Wachskerzen beleuchtet, ſtrahlten die herrlichen friſchgüldenen Arabesken der ungeheuern Halle in einem wahrlich jedes Auge blendenden Strahlenreichthume wieder; die große, mit ſchwer verbrämten Sammtdecken behängte Spiegelloge des Hofes im Hintergrunde mahnte an Mahomeds Elyſium, ſo wie es im Coran beſchrieben; aus den vierfachen Logenreihen blinkten die verſchiedenartigſten glänzendſten Uniformen beinahe ſämmtlicher europäiſchen Staaten, feenhafte weibliche Huldgeſtalten ſchimmerten in Demanten und Perlenſchmucke und ſelbſt auf der Parterregallerie und in den Sperrſitzen waren nur hoch feſtlich geſchmückte Geſtalten zu erblicken — doch genug, es kann weder hier in unſerer Tendenz liegen, eine ausführliche Beſchreibung des neuen

Münchner Schauſpielhauſes, noch des denkwürdigen Eröffnungstages zu liefern; wenn aber dieſer Tag und der erſte Anblick jenes Hauſes ſelbſt Männer, welche in der Welt Vieles der Art geſehen hatten, mit dem höchſten Erſtaunen erfüllte, wenn ſolcher hohe Prunk, vereint mit dem ſinnigſten Geſchmacke, ſelbſt den Ungenügſamſten myſtificirte, ſo kann man ſich nicht füglich wundern, wenn er einem unerfahrenen, jungen, ſchwäbiſchen Landkavaliere momentan ganz und gar die Sinne verwirrte.

Länger als eine Stunde hatte Jäckele, einem Träumenden gleich, in des Anſchauens ſtillem Entzücken geſtanden, als plötzlich Trommeten ſchmetterten und Paucken wirbelten; der Hof nahete, ehrerbiethig und feierlichſt, wie durch einen einzelnen Drahtzuck gelenkt, erhob ſich die große glänzende Verſammlung; Aller Augen waren nach der großen herrlichen Spiegelloge gerichtet. Jetzt trat der hehre greiſe Maximilian, Baierns angebetheter Herrſcher, in der ihm angebohrenen Majeſtät, mit der ihm alle Herzen gewinnenden freundlichen Liebenswürdigkeit ein. Ein tauſendfacher Jubelruf erſcholl, ein unbeſchreiblicher Freudentaumel ergriff die Verſammlung; nimmer wollte der enthuſiaſtiſche Tumult enden; in hunderten der ſchönſten Augen ſtrahlten, funkelnden Brillanten gleich, Thränen der Rührung wieder.

Zum erſtenmale ſah Jakob ſeinen König. Des ehrlichen Junkers Herz war von Liebe für den Fürſten erfüllt, deſſen Edelmuth, und ſeltene Herzensgüte er ſtets von Jedermänniglich hatte preißen hören, aber als nun Jäckele die unbeſchreiblich huldvollen Züge des allgeliebten Maximilians ſelbſt erſchaute, ergriff auch den Naturſohn mächtiglich die tiefeſte Rührung, wie es denn den treuherzigen ehrlichen Schwaben überhaupts an innigſter Liebe zu ihrem Fürſten kein Unterthan des ganzen baieriſchen Reiches zuvor zu thun vermag. Jäckele weinte, als ob der Bock ihn ſtieße, allein unter ſeinen Thränen lachend, übertönte das Lebe hoch! ſeiner kräftigen Kehle die Stimmen aller ſeiner Umgebungen, und heute durfte ihm kein ſchnöder Gendarme Stillſchweigen gebiethen.

Lange, lange dauerte es, bis die Ruhe im Hauſe wieder hergeſtellt war, endlich begann das weltberühmte Orcheſter mit einer prachtvollen Ouvertüre, die Gardine rauſchte zur Höhe, und hervor trat die majeſtätiſche Geſtalt Eßlairs, des

Roſcius der baieriſchen Bühne, im Feierkleide, den vom K. ſächſiſchen (!!) Kämmerer Freiherrn v. Miltiz gedichteten Prolog zu ſprechen.

Dieſer Prolog iſt ein Meiſterwerk und an ihm bleibt lediglich auszuſetzen, daß derjenige kein Baier, welcher ihn gedichtet. Die Baiern ſind ein eigen Volk, parva gens sed ingente virtute um in Cäſariſchem Geiſte zu ſprechen. — Die Baiern haben ihre Helden und tüchtige Helden, aber ein Heroenvolk hat auch ſeine Sänger. Die klaſſiſchen Alten betrachteten in einer güldenen Zeit die hehre dramatiſche Kunſt wie als eine vaterländiſche ja ſelbſt wie eine religiöſe Sache, und traun! wer jener Eröffnung des neuen Münchner Hoftheaters beigewohnt, dem wurde es klar, daß die Alten in dieſem Punkte ſo unrecht wohl nicht hatten, und dennoch — — —! bedurften wir zur Verherrlichung einer großen vaterländiſchen Feier des ausländiſchen Genius! wir hätten ſeiner freilich nicht bedürft, aber — doch genug! man verzeihe uns den aberwitzigen Seitenſprung; aberwitzig ſagen wir mit Recht, denn ein Archimed vermag alles Unebene nicht zu glätten, das einmal ſeiner Natur nach Krumme nicht gerade zu machen und welche geringe Hoffnungen dürften erſt gerechte Rügen eines armen Romanſchriftners hegen! —

Ein Sachſe hatte den Prolog gedichtet, allein dieſer hauchte echt baieriſchen Geiſt, und — gegen uns ſelbſt müſſen wir es geſtehen — beſtättigte die Wahrheit der oft aufgeſtellten Behauptung: Es habe die Kunſt kein Vaterland.

Die gelungene Dichtung regte den Enthuſiasm der Verſammlung neuerdings auf. Die Stelle:

„Hier hebt — dem Phoenix aus den Gluthen gleich —
Thalias Tempel ſich auf ſchlanken Säulen,
Und in der Muſen neugeſchaff'nem Reich
Sieht man Geſchmack und Pracht die Herrſchaft theilen!
O nennt die Geiſter mir, die Zaubermächte,
Die ihr dem Rieſenwerk geneigt gemacht?
Den Magus, der im Schooße dunkler Nächte
Der Zauberformel Wort und Kraft erdacht?
Allein was frag' ich — — Eure Blicke geben,
Zwar ſtumm, doch vielberedt die Antwort mir,
Und will ich nur das Auge freier heben,
So ſeh' die beiden Zauberer ich hier.
Der Erſte — ſchon ſeit fünf und zwanzig Jahren
Kennt ihr den ſegensreichen Talisman;

Sein ſchönſtes Werk — ihr habt es ſelbſt erfahren —
War, als er Eure Herzen ſich gewann.
Der Zweite — ſeyd ihr ſelbſt, ihr wackern Baiern!
Die ihr ſo treu des Königs Thron umſchließt,
In jedem Sturm der Zeit Euch und die Euern,
Zum ſchwerſten Opfer willig finden ließt. —"

und noch mehrere andere wurden durch lauten Jubel unterbrochen. Nachdem der Prolog geendiget, erſchien das ganze zahlreiche Kunſtperſonal des K. Hof- und Nationaltheaters in feſtlicher Kleidung auf der Bühne, ſang einen von Sendtner gedichteten und von dem genialen Freiherrn v. Poißl in Muſik geſetzten Volksgeſang ab, und der ganzen tief gerührten Verſammlung brave Baierherzen theilten ehrlich und aufrichtig den heißen Wunſch:

„Ja Heil dem allerbeſten
Geliebten Königshaus,
So weit in ſeinen Aeſten
Es rings ſich breitet aus.
Des Himmels mächtig Walten
Soll noch in ſpätſter Zeit
So blühend es erhalten,
Und noch ſo friſch, wie heut!“

Unſer Jäckele gehörte unſtreitig unter die am meiſten gerührten und ſtaunenden Zeugen der herzerhebenden Feyer, als aber nach dem abgeſungenen Volkslied das groſſe neue Ballet von der Erfindung des Herrn Balletmeiſters Horſchelt, und „Aſchenbrödl“ betitelt, ſeinen Anfang nahm, ſtand dem Junker, wie man zu ſprechen pflegt, ganz und gar der Verſtand ſtill.

Das anmuthig niedliche Aſchenbrödel, Dem. Angeoletta Mayer, die Damen Horſchelt, Kröll, Auguſti, dann die Solotänzer Schneider, Lang, der poßirliche Groteskkänzer La Roche u. ſ. w. bothen heute das äußerſte der Kunſt auf und übertrafen ſich ſelber. Die herrlichen neuen Dekorationen, die vortrefflichen Maſchinerien des Herrn Schütz, das prachtvolle Koſtüme, die großen ſinnig arrangirten Gruppen, Züge und Märſche dann die Fechterſpiele vereinigten ſich zu einem Ganzen, welches die höchſte Bewunderung mit Recht erregte, als ſich nun aber vollends der Olymp mit ſeinen Göttern und Genien allen aus den Soffiten herniederließ und zugleich aus dem Abgrunde herauf die bildlichſten Gruppen ihm entgegenſtiegen, wähnte ſich der gute Jäckele in der That in ein Zauberland verſetzt, denn daß man ſolche Dinge auf einer Bühne und nur im Beſitze gewöhnlicher menſchlicher beſchränkter Kraft und Macht darſtellen könne, hätte er nimmermehr für möglich gehalten.

Wie alles hienieden, ſo endete auch Aſchenbrödel, und zwar für dieſesmal als Königin. Noch einmal rauſchte der lauteſte Beifall auf, und dann verlor ſich die wogende Menge allmählig durch die vielen Ausgänge des neuen Prachthauſes.

Noch ganz betäubt von den vorübergegangenen Herrlichkeiten ſtand Jakob unbeweglich und würde vielleicht noch länger geſtanden haben, wenn der Caffeebraune nicht abermals ſeinen Arm erfaßt und ihn fortgezogen hätte.

Im Freien angelangt fragte der Braune den Junker lächelnd: „Nun mein Herr! hat Ihnen die Darſtellung gefallen? —“ Gefallen? ja du mein Himmel — Jäckele ſtrebte vergebens nach Worten ſein höchſtes Entzücken auszuſprechen.

„Da uns der Zufall junger Freund! — ſo ließ ſich der Unbekannte abermals verlauten — heute nun ſchon einmal vereinte, ſo laſſen Sie uns jetzt auch zuſam' ſoupiren, denn ſolch' langer Theaterabend erregt guten Appetit und dann bleibt es von der andern Seite auch nicht unintereſſant die Stimme der öffentlichen Meinung über eine neue und ſolch' auſſerordentliche Darſtellung zu vernehmen.“

Unſer Jakob gieng ganz gerne in den Vorſchlag ein und wurde von dem Caffeebraunen nach einem der vorzüglichſten Caffeehäuſer der Reſidenz geführt.

Viele Gäſte, alle aus dem Theater kommend, verſammelten ſich hier und mit Mühe vermochte der Junker mit ſeinem Begleiter noch ein paar Plätze an einer langen Tafel zu okkupiren.

Hunger und Durſt behaupteten ihre

Rechte, alle Gäſte trachteten vorerſt dieſe zu befriedigen, allein zur Noth kaum waren dieſe dringende Naturbedürfniſſe nun geſtillt, da hob von allen Seiten auch gleich das Kritiſiren, Raiſoniren und Recenſiren an.

Die Geſellſchaft beſtand großentheils aus jungen Malern, aus Ausländern, die, wenn auch Deutſche, ſich in München häufig etwas keck und vorlaut vernehmen laſſen und gerne allerwärts das große Wort führen und den Ton angeben möchten. Vorzüglich fielen die Kunſtverwandte über die neuen Dekorationen her, deren mehrere von dem aus Wien zu dieſem Zwecke nach Baierns Hauptſtadt eigens berufenen Herrn Neffe gemalt waren. Dieſer Herr Neffe arbeitete, ungemein ſchnell, in einem neuen hierorts noch wenig gekannten Genre. Seine Dekorationen bringen alle den größten und überraſchendſten Effekt hervor, ſeine Färbung bleibt höchſt lebhaft und überaus kühn die Kompoſition. Wohl nicht immer ganz taktfeſt dürfte Herr Neffe als Zeichner ſeyn, allein der ihm beiwohnende Genius vermag diesfallſige Schnitzer ſo geſchickt zu caſchiren, daß dieſelben kaum das kunſtgeübte Auge des großen Kenners aufzufinden vermag. Dieſes Urtheil iſt nicht das unſerige, ſondern jenes der achtungswertheſten und unpartheiſcher kompetenter Richter; ganz anders aber urtheilten die erwähnten jungen Caffeehauskritiker; nach ihrem Ausſpruche waren Herrn Neffes Dekorationen — trotz des Beifalles, welchen ihnen das große Publikum geſpendet — lediglich nur Schmiereien und Herr N. ein Sudler gewöhnlicher Art. Doch die Herren blieben dabei nicht ſtehen, auch das Ballet und die ganze Eröffnungsfeierlichkeit überhaupt beſudelten ſie ſelber mit dem Geifer ihrer gehäßigen, durch mißfarbige Gläſer ſchauenden Pſeudo-Kritik.

Voll Erſtaunen hörte Jäckele dieſes Urtheil an, als ſich aber ſein Nachbar, gerade einer der ärgſten Schreier, an ihn mit der Frage wendete: „Nun mein Herr! Sie ſcheinen ein Fremder zu ſeyn, was ſagen Sie zu dem Allem? —“ erwiederte der ehrliche Schwabe ſchlicht und treuherzige: „Mir hat alles ganz auſſerordentlich gefallen, ich kann auch gar nicht begreifen, wie es Jemanden hat nicht gefallen können, aber ich denke eben, es iſt leichter tadeln, als ein Ding beſſer machen.“

Ohne es zu wiſſen hatte der Landjunker dieſesmal, ſo recht eigentlich, den Nagel auf den Kopf getroffen, ſeine natürliche Antwort jagte gleich die Herrn alle in Harniſch; ſie ſchrien wild durcheinander: „Der Kerl iſt erkauft! — Ein ſchwäbiſcher Dummkopf iſt er! — Werft ihn aus der Thüre!“

Unſer armer Jäckele erſchrack nicht wenig, als er dieſe unerwarteten Drohungen vernahm, der Rücken fieng ihm bereits an zu jucken, — doch jetzt erhob ſich der Caffeebraune, der bisher ſchweigend geſeſſen hatte und haranguirte die Geſellſchaft in folgender Art: „Meine Herren! ſprach er, dieſer junge Herr hier iſt ein ſchlichter Landmann und mein Freund. Mit kindlich' fröhlichem Gemüthe betrat er heute, in ſeinem Leben zum erſtenmale, ein Schauſpielhaus und zwar gänzlich unbefangen; mir däucht, der Fremde habe ſchon dadurch viel vor Ihnen voraus, denn feſt bin ich es überzeugt, mehrere von Ihnen gehen ſchon mit der Abſicht in's Haus, Fehler auffinden zu wollen, das Urtheil von Manchem Ihres Gelichters iſt gefällt, bevor er noch geſehen und gehört und Sie vergällen ſich dadurch ſelbſt des Lebens höchſten, den Kunſtgenuß. Uebrigens hat der junge Mann hier ſeine Eintrittskarte ſo gut bezahlt wie Sie, ihm ſteht ſo gut ein Urtheil zu, wie Ihnen, und mir däucht ferners, das ſeine ſtelle ſich ziemlich geſund noch obendrein dar. Uebrigens meine Herren! — ſo ſchloß der Caffeebraune ſehr ernſt ſeine Rede — muß ich erſtaunen, daß, ſeiner individuellen Anſicht über Kunſtgegenſtände halber, Sie ſich unterſtehen konnten, einen Fremden gröblich zu beleidigen; ein ſolches Benehmen ziemt keiner civiliſirten und gebildeten Geſellſchaft, daher ich Sie alle noch verſichern muß, daß derjenige, der ſich unterfängt dem jungen Manne noch ein unartiges Wort zu ſagen, es ſogleich mit mir ſelber und zwar in ſehr ernſthafter Weiſe zu thun bekommen wird.“

Der Caffeebraune hatte ein Recht alſo zu ſprechen, das Recht nämlich, welches allerwärts große Geiſter über kleine behaupten.

Die Schreier verſtummten; von Seitentiſchen her aber ließ ſich manches: „Bravo!“ und: „Recht hat Er!“ vernehmen.

Eine plötzliche Windſtille war nach jenem Sturm eingetreten; der Braune blieb noch einige Minuten ganz ruhig auf ſeinem Stuhle ſitzen, dann bezahlte er gelaſſen die Zeche, ergriff des Landjunkers Arm und führte ihn ſofort aus der Gaſtſtube.

Als Beide ſich nun wieder auf der Straße und allein befanden, ſprach Jäckele ſeufzend: „Aber das ſind doch ganz abſonderliche Leute in dem München hier! —“

Mein lieber! — erwiederte der Braune ſanft belehrend — die Leute in München ſind im allgemeinen nicht beſſer und nicht ſchlechter, nicht klüger und nicht dümmer als anderwärts. Allein dem großen Haufen wohnen in der Regel nirgends Mäßigung und geſundes Urtheil bei; die Meiſten huldigen blindlings dieſer oder jener befangenen Parthei ohne Ziel und Maaß. Glauben Sie ja nicht, daß es die Stimme des ganzen Münchner Publikums war, welche ſie jetzt vernommen, Sie werden ſich an einem zweiten öffentlichen Orte, wohin ich Sie nun führen werde, ſogleich vom Gegentheile zu überzeugen Gelegenheit finden. Uebrigens hat Alles in der Welt zwei Seiten und ſo unbillig der frech ausgeſprochene

Tadel der jungen Leute im allgemeinen war, ließ er ſich in einzelnen Theilen ſchon hören. Ein klaſſiſcher Schriftner des Alterthumes warnt vor dem: „Nil admirari!“ das heißt, er verbiethet: „kein Ding zu ſehr und unbedingt zu preißen!“ und gerade in dieſen Fehler, mein junger Freund! ſind Sie verfallen, allein bei Ihrer Jugend und Verhältniſſen mußten Sie darein verfallen, doch das wird ſich geben und auch Sie werden, wenn Sie länger gelebt und mehr erfahren haben werden, den trügeriſchen Glanz von echtem Golde in allen Dingen unterſcheiden lernen, denn Schlacken fehlen ſelbſt dem vollkommenſten desjenigen, welches ſich menſchlich nennt, nimmermehr.

Während dieſem Geſpräche war unſer Paar in einer andern Tabagie angelangt und nahm daſelbſt wieder an einem Tiſche

Platz, an dem ſich viele junge Männer befanden. Die Geſellſchaft beſtand ebenfalls größtentheils aus Kunſtgenoſſen, aber aus Kunſtgenoſſen anderer Art, deren eigenes Gedeihen gar ſehr von dem fernern Proſperiren der großen dramatiſchen Kunſtanſtalt abhieng. Das Geſpräch war lebhaft und drehte ſich ausſchließlich um den Theater-Eröffnungs-Abend; Alle lobten alles übermäßig und mit vollen Backen und auch hier wurde Jäckele, als Fremder, wieder um ſeine Meinung befragt. Der Junker, der ſo eben erhaltenen Lehre ſeines Caffeebraunen Freundes eingedenk, erwiederte: „Meine Herren! auch ich bin im ganzen Ihrer Meinung, mir hat alles ungemein gefallen, doch ſoll in der Welt alles zwei Seiten haben; ſo hörte ich z. B. an der Dekorationsmalerei des Herrn Neffe vieles tadeln, und der Tadel ſoll ſich in einzelnen Theilen wohl hören laſſen.“

Jäckele hatte tölpiſch in einen ſummenden Bienenſtock geſchlagen; die ganze Geſellſchaft gerieth in Aufruhr, Alle ſchrien durcheinander: „Ein Rezenſent! ein Rezenſent iſt unter uns! ſchmeißt ihn hinaus — ſchlagt ihn lieber gar tod — den Hund! —“

Schlecht möchte es hier dem kritiſirenden Dorfjunker ergangen ſeyn, wenn ſich der Caffeebraune nicht wieder ins Mittel geſchlagen und, Kraft des ihm innewohnenden oben erwähnten Rechtes, auch dieſe Geſellſchaft zu imponiren und Jäckeles Rückzug zu decken verſtanden hätte.

Als die neuen Freunde ſich abermals allein ſahen, klagte der ehrliche Jakob beinahe weinend: „Nun, hatte ich nicht recht, ſind das nicht lauter ſeltſame Leute dahier? da könnte man einen Buckel voll Schläge kriegen, ohne recht zu wiſſen wie und dafür möchte ich halt doch keine Komödie, und wäre ſie noch tauſendmal ſchöner geweſen, erkaufen.“

„Mit Fantaſten ſich einzulaſſen, verſetzte der Braune, bleibt nirgends gerathen. Audi, vide, tace! — Höre, ſieh', und ſchweige! — lehrt der Lateiner und die Regel wird unter ſolchen Menſchen ſtets mit dem beſten Erfolge angewendet.“

„Höre, ſieh und ſchweige!“ wiederholte Jäckele weinerlich; „Ja, rief er aus, das wird auch wohl 'sbeſte ſeyn; die Regel werde ich mir merken mein Lebenlang!“

„Daran werden Sie ſehr wohl thun, mein Beſter!“ bemerkte der Braune.

Unſer Paar ſtand nun vor einem Hauſe, aus deſſen Erdgeſchoſſe man ſehr lautes und lebhaftes Geſpräche vernahm. Hier iſt ein Weinhaus, ſprach der Braune, laſſen Sie uns eintreten, ein Gläschen als Schlaftrunk wird nicht ſchaden, und mechaniſch folgte der ſchwäbiſche Telemach ſeinem Mentor in die Zechſtube. Große Geſellſchaft fand ſich auch hier vor, auch hier wurde das neue eröffnete Theater beſprochen; die Meinungen waren getheilt, es wurde viel geſchrien, denn der Gott, welcher einſt nach Indien gezogen iſt, hielt bereits die Köpfe der Geſellſchaft gefangen, allein der Wirth ſelbſt, ein kleines kugelrundes Kerlchen, einer großen Biertonne nicht unähnlich, mit einer Stimme, welche Gottes Donner zu übertäuben vermocht hätte, ſchrie am ärgſten, er ſelbſt überſchrie alle ſeine ſchreienden Gäſte; viel Unſinn wurde geſprochen, allein am unſinnigſten und meiſten ſprach der Wirth.

Jäckele war eingeſchüchtert; ſchweigend ſchlürfte er ſein Gläschen Deidesheimer, allein des Junkers Unſtern wollte es einmal ſo, gewaltſam ſollte er heute in jedes Geſpräch verwickelt werden. Plötzlich wandte ſich an ihn der dicke Wirth mit der Frage: „Sie mein Herr! ſind wahrſcheinlich ein Fremder, ich achte das Urtheil der Fremden, bin ſelbſt oft ein Fremder geweſen, darum ſagen Sie mir, was halten Sie von unſerm neuen Hauſe, von dem Ballete, von den Dekorationen und von dem ganzen neuen Plunder überhaupts?“ Verſchonen Sie mich damit, erwiederte Jäckele verdrieslich, ich verzichte auf Meinung und Urtheil.

„Was, brüllte der betrunkene Wirth, Sie verzichten auf Meinung und Urtheil? Donner und Wetter! das verbitte ich mir;

in meinem Hauſe muß Jedermann und über alles urtheilen, denn das war von jeher bei mir ſo hergebracht und das allerdümmſte iſt immer noch beſſer als gar kein Urtheil. Keine Meinung wollen Sie haben? — wiſſen Sie wohl mein Herr, daß in der franzöſiſchen Revolution gerade die Burſche ohne Meinung zuerſt aufgeknüpft wurden, ſolche Burſche gleichen einer faden Speiſe, welche weder warm noch kalt, und gleichwie dieſe ein geſunder Magen von ſich giebt, ſo pflege auch ich die Lauen nicht zu dulden, ſondern ſchmeiße Sie mit Hülfe meiner Hausknechte aus der Stube."

Der kleine, dicke, grobe Wirth hatte ſich gegen das Ende ſeines Sermons ungemein erhitzt, die meiſten der Gäſte traten auf ſeine Seite und es bedurfte hier in der That der ganzen Geiſtesgegenwart und Energie des Caffeebraunen, um den Junker und ſelbſt ſeine eigene Perſon zu ſalviren und ungefährdet aus dem Hauſe zu bringen.

Als ſich nun, per varios casus et tot discrimina rerum im eigentlichſten Sinne der Worte, die Freunde wieder auf der Straße befanden, ſprach Jäckele ganz wehemüthig: „Nun habe ich gehört, ich habe geſehen und habe partout ſchweigen wollen; allein was hat es geholfen? die Sache gieng dennoch ſchief.“

„Verſuchen Sie nicht, mein Lieber! antwortete hierauf der Braune, mit dem Rauſche zu rechten, dieſem Zuſtande gegenüber, der den Menſchen unter das Viehthum hernieder würdigt, verlieren geſunder Menſchenverſtand, Lebensklugheit, ja die Weisheit ſelbſt ihre Macht. Doch genug! — ſo endete der Braune, es wird nun Zeit, das Lager zu ſuchen; mich hat es gefreut, Ihnen junger Freund! in unbedeutſamer Weiſe dieſen Abend gefällig ſeyn zu können, und wenn Sie über die Vorfälle deſſelben nachdenken und aus denſelben ſich Verhaltungsregeln für die Zukunft abſtrahiren wollen, traun — ſo war dieſer Abend kein verlorener in Ihrem Leben.“

Mit dieſen Worten drückte der Caffeebraune unſerm Dorfjunker die Hand und verſchwand.

Wie ein Weſen höherer Art war der Unbekannte unſerm Jäckele erſchienen, auf eine unerklärliche ungemein wohlthuende Art fühlte er ſich zu dem verſtändigen und freundlichen Manne hingezogen, vieles hätte ihn Jakob noch fragen mogen, da entſchwand er ihm unerwartet und plötzlich, ſchnell wie ein glanzvolles Meteor den Augen der Sterblichen.

Ein gutes Weilchen ſtand der ehrliche Schwabe ganz verblüfft, dann erſt kehrte er zurück ins Schrammergäßchen nach dem Hauſe des Schnapperlmachers.

* * *

Es war um die Stunde der Mitternacht als Jäckele nach Hauſe kam, allein zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen fand er den Vater und den Schulmeiſter noch wach. Voll Sehnſucht hatten beide ſeiner Rückkunft entgegen geſehen, und ſo müde Jakob auch war, wohl oder übel wollend mußte er noch von der Eröffnung des Hof-Theaters erzählen. Zum wenigſten aber hatte der arme Schelm aufmerkſame Zuhörer. Als Jäckele des Freudenjubels erwähnte, mit welchem der angebethete Landesvater empfangen worden und die huldvolle freundliche Herablaſſung deſſelben ſchilderte, wurden der alte Herr v. Schmerbauch und der Ludimagiſter dermaßen gerührt, daß beide laut zu weinen anfiengen, wobei ihnen Jäckele Geſellſchaft leiſtete.

„Das allein ärgert mich, ſprach Herr Chriſtoph wehemüthig, daß ich unſern guten König nicht von Angeſicht zu Angeſicht habe ſehen können; aus der Komödie ſelbſt hätte ich mir ſo viel nicht gemacht“ und Anton Flachs ſtimmte in dieſen Jammer ein.

Nicht wenig ſtaunten jene Beide, als ihnen Jakob alle ſeine beſtandene Abentheuer mittheilte und nicht genug den Caffeebraunen Herrn rühmen konnte, der ſich ſeiner mit ſo viel Güte angenommen.

„Aber, wer iſt denn eigentlich der

Caffeebraune, fragte endlich der alte Herr v. Schmerbauch, wie heißt er, wo wohnt er?“

„Von dem allem weiß ich kein Wort, erwiederte Jäckele verlegen, fragte der Unbekannte doch auch mich nicht nach meinen Verhältniſſen, wo hätte ich dieſes zu thun die Courage hernehmen ſollen? — und dann verließ er mich auch plötzlich und unerwartet.“

„Freilich, freilich — bemerkte der Vater — indeſſen Schade iſt es doch, daß wir nun den Caffeebraunen nicht aufzufinden wiſſen; eine Ehre iſt der andern werth; ich hätte ihn beſucht, ihm gedankt, ihn zum Eſſen eingeladen.“

Mitternacht war lange vorüber, als ſich die Blitzhäuſer endlich müde und erſchöpft zur Ruhe begaben.

Jäckele's Phantaſie war zu ſehr aufgeregt; er ſchlief äußerſt unruhig und träumte wirre durcheinander von dem Caffeebraunen, von dem groben Wirthe und von den holden Genien des Olymps, unter denen die anmuthige Geſtalt ſeiner Jugendfreundin Jakobine hervorleuchtete und ihm freundlich zuwinkte.

4.

Jäckeles Fata im königlichen Theater am Iſarthore. — Unverhofft kömmt oft.

Seitdem unſer Jakob der Eröffnungs-Feierlichkeit im K. Hoftheatergebäude beigewohnt hatte, fühlte er ſich ganz ungemein für die dramatiſche Kunſt eingenommen; er dachte, ſprach und träumte von nichts anderm, als von Schauſpielen, Opern und Balleten und beſuchte beide

Theater der Hauptſtadt regelmäßig; alle übrige Merkwürdigkeiten derſelben vermochten ihm weniger Intereſſe abzugewinnen.

Der alte Herr v. Schmerbauch war noch immer nicht vollkommen geneſen und mußte zu ſeinem großen Leidweſen ferners die Stube hüten.

Eines Abends befand ſich Jäckele gerade im Theater am Iſarthore, indeſſen ſein Vater mit dem Ludimagiſter zu Hauſe, zum Zeitvertreibe, eine Parthie Mariage ſpielte.

Es mochte ungefähr um die achte Stunde ſeyn, da ſtürzte Jäckele ganz erhitzt und wie auſſer ſich in die Stube.

Der alte Herr v. Schmerbauch und der Ludimagiſter fuhren erſchrocken von ihren Stühlen auf und der erſtere fragte: „Um Gotteswillen, Jäckele! was iſt dir, was iſt geſchehen? —“

Ganz auſſer Odem hatte ſich Jakob gelaufen; mit Mühe nur ſtotterte er die Worte hervor: „Jakobinen, meine Herzens Jakobine — ich habe ſie gefunden — ſie iſt Kranzeljungfer (Brautjungfer) — Veilchenblaue Seide — und ich bin ein Acceſiſtle geworden.“

„Herr Jegerle! Herr Jegerle! rief der alte Herr nun aus, ich glaube gar mein Jäckele iſt plötzlich verrückt geworden, na das wäre eine ſaubere Geſchichte! — Jakobinen haſt du geſehen und du biſt ein Acceſiſtle geworden? — aber was den für ein Acceſiſtle, ein Regierungs-Acceſiſtle vielleicht?“

„Gott bewahre! erwiederte der Junker, ein Komödie-Acceſiſtle*) bin ich geworden.“

---

*) Acceſiſten werden in Baiern junge Männer genannt, welche ihre Studien vollendet haben und

Doch genug! wir halten es für zweckgemäßer dem Leser im Zuſammenhange die Veranlaſſung zu der ſeltſamen Scene, nach unſerer Weiſe, mitzutheilen.

Am Abende jenes Tages, an welchem ſich unſer Jäckele, wie bereits erwähnt wurde, im Theater am Iſarthore befand, wurde daſelbſt gerade eine Parodie des C. M. Weberſchen Freiſchützen unter dem Titel: „Staberl in der Löwengrube*)“ gegeben.

Das Haus war nicht ſehr zahlreich be-

---

bei den verſchiedenen Behörden ſich ſofort praktiſch zum Staatsdienſte auszubilden ſuchen; ſie ſind ungefähr daſſelbe, was in Preußen die Referendarien, Auscultatoren und dgl.

Der K. Hofſchauſpieler und Direktor des Vorſtadttheaters am Iſarthore, Herr Carl, hat eine dramatiſche Pflanzſchule errichtet und die Zöglinge derſelben werden Theater-Acceſſiſten und Acceſſiſtinen genannt.

*) Eine Straße in München wird die Löwengrube genannt.

ſucht und Jäckele hatte, damit ihm ja nichts entgehen möge, ganz im Vordergrunde, dicht hinter dem Orcheſter Platz genommen.

Die Lokalpoſſe überhaupts und insbeſonders die unerſchöpfliche Laune des Komikers Carl amüſirten unſern Dorfjunker ungemein, er ſchenkte der Darſtellung unverwandte Aufmerkſamkeit und lachte ſo herzlich und laut, daß er dagegen wieder die Aufmerkſamkeit aller Zuhörer erregte.

Als aber der Jungfernchor auf der Bühne erſchien um die Braut anzuſingen, erkannte Jäckele zur Stelle in einer der Kranzeljungfern die Geliebte der Jugend und ſich ganz und gar vergeſſend rief der Junker ganz laut aus: „Jeſus Maria! iſt es möglich Jakobine! Herzensmädchen! Jakobine! biſt du es, oder biſt du es nicht? —“ und nach dieſem Ausrufe verließ unſer Held auch ſogleich das Parterre und rannte ſpornſtreichs auf die Bühne.

Jakobine war es in der That; ſie hatte den lauten Ausruf aus dem Parterre vernommen, Jäckeles Stimme erkannt und darüber ganz und gar auſſer Faſſung gebracht, mußte ſie die Bühne verlaſſen und in die Couliſſen treten.

Auf den Brettern angelangt fand Jäckele ſogleich ſein Mädchen und daſſelbe jubelnd in die Arme ſchließend, ſprach er tief gerührt und unter Thränen lachend: „O meine liebe, liebe Jakobine! weil ich nur dich wieder habe, ich laſſe nimmermehr von dir, — ohne dich kann ich nicht leben, kein Teufel und keine Hölle ſoll mich trennen von Dir.“

Auch die Jungfrau war ungemein bewegt, unwillkührlich entquollen ihren ſchönen blauen Augen Thränen. „Mein guter, guter Jakob!“ liſpelte ſie leiſe und drückte den Jugendfreund unwillkührlich an den hoch wallenden Buſen.

Die Scene mußte ſehr natürlicherweiſe Aufſehen erregen; Schauſpieler und Schauſpielerinnen hatten ſich kichernd um die Gruppe verſammelt.

„Jakobine! du biſt und bleibſt mein in alle Ewigkeit!“ rief der entzückte Jäckele wieder, nichts bemerkend, was um ihn vorgieng, indeſſen ſich die reizende Kranzeljungfer hold erröthend ſanft den Armen des Jünglings entwand.

Jetzt nahete dem Junker ein Regiſſeur und ließ ſich lächelnd alſo vernehmen: „Mein Herr! die Demoiſelle kann Ihnen angehören, ſoviel es ihr ſelbſt belieben wird, dagegen hat Niemand etwas einzuwenden, allein für die Zeit der Darſtellung und der Proben gehört die Demoiſelle der Direktion, mit der Sie Kontrakte geſchloſſen hat und was Sie mein Herr! betrifft, ſo muß ich Ihren Beſuch auf der Bühne ein- für allemal verbitten, es wäre denn, daß Sie ſich wollten bei unſerer dramatiſchen Pflanzſchule als Acceſiſt engagiren laſſen; Sie ſcheinen für das Fach der Krautjunkers und Dümmlinge hinreichende Anlage zu haben. —“

„Topp Herr! ich bin ein Acceſiſt — ſchrie Jäckele, indem er dem Regiſeur die Hand both — denn der Jakobine zu lieb, ließ ich mich bei'm Teufel in der Hölle, die Kohlen anzuſchüren, engagiren.“

Alle lachten; Jakobine aber ſprach leiſe zu dem Junker: „Ich beſchwöre Sie lieber Jakob! verlaſſen Sie jetzt, um unnöthiges ferneres Aufſehen zu vermeiden, die Bühne; wir werden uns nachher ja wohl noch ſprechen.“

„Ich thue alles, was du willſt liebſtes Mädchen! erwiederte Jäckele, aber mein ſollſt du werden, oder ich will nicht leben“ — und damit rannte unſer Held zur Stelle nach Hauſe, dem Vater den Vorfall zu erzählen; dieſe Erzählung aber ſchloß der Verliebte mit den Worten: „Das ſage ich dir Vater! wenn Ihr mir mein Jakobinchen nicht gebt, ſpring' ich in's Waſſer, denn es iſt nun einmal nicht möglich, ich kann nicht leben ohne ſie.“

Tief bekümmert erwiederte der alte Herr von Schmerbauch: „O mein Jäckele! aus der Geſchichte kann nun und nimmermehr was werden, du wirſt ſehen, die Mutter giebts nicht zu, die Jakobine iſt ein ganz gutes Mädel, allein ſie iſt wie in die Welt herein geſchneit und hat weder Vater noch Mutter.“ Ei ſo wollte ich doch — rief hierauf unmuthig Jakob — ich hätte auch keinen Vater und keine Mutter, dann wäre ich allein und könnte machen, was mein Herz freute!“

„O du Erzböſewicht, verſetzte der Alte, wie kannſt du nur ſolchen Wunſch äuſſern? — wenn du keinen Vater hätteſt, wäre ich ja nicht auf der Welt und das wäre mir doch ſehr fatal.“

Jäckele wollte noch am ſpäten Abende wieder fort um Jakobinen zu ſprechen, und nur mit groſſer Mühe, ja halb gewaltſam, gelang es ſeinem Vater, mit Hülfe des Ludimagiſters, ihn zurückzuhalten. Allein des andern Tages, nachdem ſich der entſetzlich verliebte Junker ſorgfältiger als ſonſt angekleidet hatte, ſchien er alle Vorſtellungen und Bitten des Vaters in den Wind ſchlagen und gerade den, an der Thüre als Schildwache poſtirten Schulmeiſter angreifen und auf die Seite werfen zu wollen, um freien Ausgang zu gewinnen, da fuhr raſſelnd eine Chaiſe in's Schrammergäßchen, ein Poſthorn ſchmetterte, dann wurde, eine Minute darauf, die Thüre aufgeriſſen und herein humpelte, auf ihr beide Halbkrücken geſtützt, die alte podagraiſche Frau von Schmerbauch begleitet von einer fremden ſehr anſtändig gekleideten Dame.

Wir überlaſſen es dem geneigten Leſer ſelbſt ſich das Erſtaunen der Junkers und des Ludimagiſters bei dieſem ſo plötzlichen und gänzlich unerwarteten Beſuche auszumalen, und alle mögliche Freudens- und Bewillkommungs-Ausrufungen, ſo wie die ſich von allen Seiten kreuzenden Fragen zu ergänzen, indem wir uns begnügen zu bemerken, daß Jäckele plötzlich mit den Wortenheraus platzte: „Stelle dir einmal vor Mutterchen! ich will dir etwas ſagen, darüber wirſt du dich weiter nicht wenig wundern, unſere Jakobine iſt hier; geſtern habe ich ſie erſt gefunden; ſie iſt Acceſiſtin auf dem Theater am Iſarthore und geſtern Abends hat ſie eine Kranzeljungfer in der Löwengrube geſpielt.“

Kaum hatte der Junker dieſe Neuigkeit hervorgeſprudelt, da ſank die fremde Dame, welche bisher gänzlich unbeachtet bei Seite geſtanden hatte, mit dem Ausrufe: „O Gott! meine Tochter!“ halb ohnmächtig auf den zunächſt ſtehenden Stuhl.

Aller Augen wandten ſich nach der Dame hin und Herr v. Schmerbauch der Vater fragte leiſe und neugierig ſeine Gattin: „Margareth! was iſt denn das für ein Frauenzimmer? —“

„Es iſt die gnädige Frau von Fallenberg, erwiederte Frau von Schmerbauch dem Fragenden.

5.

Zwei Knoten löſen ſich in einem auf.

Wohl mag man ſchon errathen haben, daß die ſo eben genannte Frau v. Fallenberg Niemand anders als jene Clara geborene v. Laubenhorſt, die Heldin des erſten Abſchnittes dieſer Geſchichte war und wir hoffen der Leſer werde für die Dame ſo wie für ihren Gatten, den Lieutenant v. Fallenberg, Intereſſe genug gefaßt haben, um die fernern merkwürdigen Schickſale des Paares, welche wir im Begriffe ſtehen in gedrängter Kürze nachzuholen, nicht ungerne zu vernehmen.

Wir haben zu Ende des erſten Abſchnittes den Herrn v. Fallenberg in dem Momente verlaſſen, wie er, die Ehre ſeiner Gattin vertheidigend, auf dem Keſſelberge den ſchwarzen Jäger erſchlug und ſofort mit der zitternden Clara die Flucht ergriff, welche auch glücklich bewerkſtelliget wurde.

Fallenberg wandte ſich vorerſt zu einem vertrauten Jugendfreund, dem Baren von Silberhayn, welcher im Lechthale, unfern Landsberg, ein Rittergut beſaß, und dem verfolgten jungen unglücklichen Ehepärchen gerne ein vorläufiges Aſyl gewährte.

Im Schloſſe des Barons und in tiefer Verborgenheit gebar Clara dem Gatten ein Mädchen, welches in der Taufe den Namen „Jakobine“ erhielt.

Indeſſen blieb es in der That eine kritiſche Lage zu nennen, in der ſich Fallenberg nun mit der jungen Gattin befand. Ein Doppelmörder, mußte der Unglückliche ſtets fürchten, entdeckt und ergriffen zu werden und dann dem ſchrecklichen Arme der rächenden Gerechtigkeit zu verfallen; daß der Oberſt v. Laubenhorſt alles aufbiethen würde, den Aufenthalt der entflohenen einzigen Tochter zu entdecken und ihre, ohne ſein Wiſſen geſchloſſene Ehe zu trennen, ließ ſich auch mit Recht beſorgen, wozu noch kam, daß ſowohl der Offizier als auch Clara bei der Eile, mit der ſie ihre Flucht bewerkſtelliget hatten, jener außer einigen Pretioſen und dieſe außer dem Schmucke ihrer verſtorbenen Mutter nur geringe Baarſchaft bei ſich führten und daher vor künftigem Mangel zittern mußten.

In ſolcher Situation war es wohl ziemlich natürlich, daß Fallenberg auf den

Gedanken gerieth, in einem fernen Welttheile Sicherheit ſeiner Perſon und in irgend einem zu unternehmenden Geſchäfte Nahrung für ſich und ſeine Familie zu ſuchen; die hehre Clara ſchwur, jedes, auch das härteſte Schickſal willig mit dem Gatten theilen zu wollen.

Schnell mußte gehandelt werden, denn auch das Schloß des Freiherrn v. Silberhayn gewährte unſerm Paare keinen ſichern Zufluchtsort mehr. Der Baron, Junggeſelle und Offizier in einem deutſchen Heere, mußte ſich plötzlich zu ſeinem Regimente verfügen, um mit demſelben gegen den Feind zu marſchiren, und obwohl er bei der Abreiſe ſeinem Verwalter ſtreng aufgebunden hatte, den Herrn v. Fallenberg und deſſen Gattin, wie ſeine eigene Herrſchaft zu betrachten, ſo fand doch Fallenberg ſogleich nach des Barons Abreiſe Gelegenheit ſich zu überzeugen, daß der Herr Verwalter ein hinterliſtiger und eigennütziger Mann und demſelben nicht über den Weg zu trauen ſey, indem ihm die myſtiſchen Gäſte ſeines abweſenden Herrn offenbar läſtig waren.

So ſtanden die Sachen, als ſich Fallenberg entſchloß, unter Verkleidung und fremdem Namen, nach dem nur etliche Meilen von dem Schloſſe entfernten Augsburg zu reiſen, um in dieſer bedeutſamen Handelsſtadt vorerſt ſeine Pretioſen und den Schmuck der Gattin zu verſilbern; er wollte nach Verlauf weniger Tage, in denen er dieſes Geſchäft zu beendigen hoffte, in die Arme ſeiner Gattin, welche er mit ihrem neugeborenen Kinde auf dem Silberhayniſchen Schloſſe laſſen mußte, zurückkehren.

Als Fallenberg in Augsburg

angekommen und im Gaſthofe zum weiſſen Lamme abgeſtiegen war, las er im Frembenbuche den Namen: „Friedrich Brauſer aus Frankfurt am Main.“ — Der Offizier war höchlich überraſcht, er hatte mit jenem Brauſer vor Jahren als Cadet in der öſtreichiſchen Kavallerie gedient, und obwohl der Frankfurter ein etwas wilder Burſche geweſen, ſo hatte ihn doch Fallenberg von der andern Seite als einen gar ehrlichen und treuherzigen Jüngling kennen lernen und ihn unter ſeine beſten und vertrauteſten Freunde gezählt.

Unſer Held ließ ſich Herrn Brauſers Stube zeigen, traf ihn daſelbſt, ſchloß die Thüre des Zimmers ab und gab ſich zu erkennen. Hochauf jubelte der luſtige Frankfurter; die beiden Freunde theilten ſich ihre Schickſale mit. „Du weißt Herr

Bruder! ſprach Brauſer, ich bin eines reichen Kaufmanns einziger Sohn aus Frankfurt am Main. Mein Vater wollte mich für ſeinen Stand erziehen, man lobte auch mein Geſchick, und richtige Auffaſſungsgabe, allein nachdem ich die Lehrjahre glücklich ſchon überſtanden, wurde mirs mit einemmale zu eng im dumpfen Comptoire, ich warf die Feder weg und wurde Dragoner bei O'Donel. Der Schritt war ein Nagel zum Sarg meines Vaters, ich machte ihm, Gott ſey es geklagt! viel Verdruß und verſchwendete vieles Geld. Endlich wurde ich Offizier, mit dir Bruder zu gleicher Zeit, wenn du dich noch erinnern kannſt? — aber wir wurden zu verſchiedenen Regimentern verſetzt, ich bekam bei meinem neuen Regimente böſe Händel, mein Vater aber ſtarb gerade zur rechten Zeit, und hinterließ mir 100,000 fl. Da nahm ich meinen Abſchied, durchzog die Welt und brachte all mein Geld durch bis auf etwa dreihundert Louisdor, doch mit dieſen gedenke ich nun Hauszuhalten, endlich ein ſolider Kerl zu werden und durch klug berechnete merkantiliſche Spekulationen das leichtſinnig Vergeudete wieder zu gewinnen.“

Fallenberg lobte des Freundes löblichen Entſchluß, und da ſich durchaus keine Urſache vorfand ihm zu mißtrauen, ſo erzählte auch jener ſeine Geſchicke bis auf den obwaltenden Augenblick ganz treu und der Wahrheit gemäß.

„Ei, ei Herr Bruder! äuſſerte Brauſer bedenklich, nachdem Fallenberg geendet hatte: Einen Kameraden von hoher Geburt auf den Sand geſetzt, — einen unbekannten Waidmann erſchlagen — die Tochter des eigenen Chefs heimlich geehelichet und dann entflohen! verzeihe mir, das ſind ja ganz verfluchte Streiche, du ſiehſt, hole mich der Henker! nicht in den beſten Schuhen, doch — wenn man fragen darf — was denn gedenkſt du jetzt anzufangen? —“

In Nord-Amerika will ich mein Heil verſuchen, erwiederte Fallenberg.

„Victoria! ſchrie Brauſer, das iſt ganz herrlich, auch ich bin gewillt der ſpröden alten Jungfrau Europia Valet zu ſagen, und vorerſt nach jenem Welttheile zu ſegeln, topp! wir reiſen zuſammen, vereint wollen wir mit Fortuna in die Schranken treten; höre meinen Plan: Ich verkaufe hier deinen Schmuck und deine Juwelen, den Erlöß paſchen wir mit meinem Kapital zuſammen und für der Summe größten Theil kaufen wir böhmiſche Glaswaaren und ſchleſiſche Leinwand; glaube mir Herr Bruder! mit dieſen Artikeln ſind, im gegenwärtigen Augenblicke,[*] in Nordamerika ganz vortreffliche Geſchäfte zu machen, wir doppeln unſer Kapital und ſchlagen überdieß noch die Koſten der Ueberfahrt heraus, dann bringen wir für unſern Erlös in Nordamerikas ſüdlichen Staaten in Maryland, Virginia, oder Kentucki Landesprodukte, als Taback, Baumwolle und Indigio an uns, oder wir treiben auch wohl vortheilhaften Tauſchhandel. Mit der neuen Fracht ſchiffen wir nach Europa, groſſe Vortheile müſſen uns auch daraus entſtehen; drei oder viermal verſuchen wir die wenig gefährliche Fahrt und hernach ſind wir, ſo Gott will! gemachte Leute.“

---

*) Man vergeſſe nicht, daß Brauſer im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts alſo ſprach.

Fallenbergen gefiel des Freundes Plan vortrefflich und da dieſer gelernter Kaufmann war, konnte jenem, bei ſeinem Mangel an Geſchäftskenntniſſen der Art, eine ſolche Verbindung nicht anders als erwünſcht ſeyn.

Es gelang Brauſern Fallenbergs wenige Kleinodien in Augsburg ohne Zeitverluſt, und zwar ziemlich vortheilhaft, zu veräuſſern, worauf der Frankfurter den Freund ſogleich zu deſſen Gattin in das Schloß des Freiherrn v. Silberhayn begleitete.

Clara war erfreut, als ſie von den günſtigen Ausſichten unterrichtet wurde, welche ſich dem geliebten Gatten ſo plötzlich und unverhofft eröffnet hatten und nahm den jovialen Frankfurter freundlich auf. Allein plötzlich ſtellte ſich dem ganzen Unternehmen überhaupt ein Hinderniß entgegen, welches man bisher durchaus überſehen hatte.

Die kleine Jakobine, an der Mutter Bruſt, hatte noch nicht den dritten Monat ihres jungen Lebens zurückgelegt; das Kind war hold und geſund, allein dabei äußerſt zart, ja ſchwächlich ſogar und dem Mädchen eine große Seereiſe zumuthen wollen, hätte geheiſen, ſein Leben der offenbarſten Gefahr ausſetzen.

Man befand ſich in großer Verlegenheit; endlich wagte Brauſer folgenden Vorſchlag: „Meine Gnädige! — ſprach er zu Frau v. Fallenberg — Ihr Gemahl, mein Freund, darf nicht länger ſäumen, er muß dieſe Gegenden verlaſſen; ſeine Freiheit, ſein Leben ſogar ſind in Gefahr; Sie meine Gnädige! ich bin es überzeugt, werden ſich um keinen Preis von dem geliebten Gatten trennen wollen, das Leben der kleinen holden Jakobine dürfen wir nicht aufs Spiel ſetzen, — in dieſer Lage kenne ich nur einen einzigen Ausweg; wir geben den kleinen Engel zu wackern Leuten in die Koſt; nach Verlauf von zwei Jahren kehren wir mit nordamerikaniſchen Produkten nach Deutſchland zurück und ich bringe die indeſſen erſtarkte kleine Jakobine in Ihre Arme.

Clara entfärbte ſich, ſie wankte und war einer Ohnmacht nahe; was gäbe es auch Härteres für eine Mutter, als ſich von ihrem Kinde trennen, ſich trennen von dem erſten zarten Zeugen der glühendſten Liebe? — Fallenberg beobachtete von der Seite, zagend und mit klopfendem Herzen, die Gattin, — eine lange Pauſe, erfolgte. Allein Clara war ein ſtarkes, ein nicht gewöhnliches

Weib, zwar floßen der Armen Thränen, allein nichtsdeſtoweniger erwiederte ſie bald entſchloſſen, wenn auch mit zitternder Stimme, folgendes: „Es iſt ein hartes Opfer, welches man von mir verlangt, allein die Nothwendigkeit bringt, ich will, ich muß es meinem geliebten Carl bringen“ — und tief bewegt umarmte ſie den Gatten.

Der Leſer wird ſich noch erinnern, wie erzählt wurde, daß der Wirth zu Blitzhauſen, Fritz Haſenbein, eines Abends in ſeiner Scheune ein Körbchen fand, in dem ſich die kleine Jakobine befand.

Man möchte es vielleicht ſeltſam finden, daß Clara ihren Liebling ſich, in ſo eigenthümlicher Art, gleichſam vom Halſe ſchaffte, allein die Dame weinte, die erkieſenen Pflegeeltern würden gerade für ein Kind, deſſen Abkunft ihnen ein Räthſel wäre, mit erhöhter Aufmerkſamkeit Sorge tragen und dieſe Vorausſetzung mochte in pſychologiſcher Hinſicht vielleicht nicht ſo ganz unrichtig ſeyn und was die rein phyſiſche Erziehung ihres Kindes betraf, ſo wollte Frau v. Fallenberg dieſelbe gerade am liebſten ſolchen ſchlichten Landleuten anvertrauen.

Herr Brauſer war vor erſt kurzer Zeit mit einem Muſterreiter aus Elberfeld, welcher Carl Rembrandt hieß, gereist, nun aber war dieſer Rembrandt plötzlich geſtorben und zufälligerweiſe befand ſich der Frankfurter noch im Beſitze des Paſſes, den der Verſtorbene in ſeinen Händen gelaſſen hatte; ein noch glücklicherer Zufall war es zu nennen, daß das Signalement des Todten ungemein auf Fallenbergs Perſon paßte, der ſich als Carl Rembrandt nun auf den alten Paß ohne Schwierigkeit einen neuen verſchaffte, und unter dieſem angenommenen Namen ſicherer zu reiſen vermochte.

Fallenberg begab ſich mit ſeiner Gattin nach Schleſien, um die verabredeten Leinwandeinkäufe zu beſorgen, Brauſer aber reiste nach Böhmen um Glaswaaren einzuhandeln. Glücklich giengen dieſe Geſchäfte vor ſich und in Hamburg vereinigten ſich die Freunde wieder. In dieſer Seeſtadt deponirte Fallenberg bei einem ſehr wackern und verläßigen Banquier, den Brauſer nachgewieſen hatte, eine mäßige Summe, von welcher der Banquier gelobte, dem Fritz Haſenbein zu Blitzhauſen jährlich zwei hundert Gulden ohne Namensunterſchrift als Koſtgeld für die kleine Jakobine zu übermachen und lediglich die Poſtſcheine ſollten dem Banquier als Quittungen zu ſeiner einſtigen Legimation dienen.

Fallenbergs und Brauſer ſetzten ſofort nach Brittanien über und ſchifften ſich dort und ihre Waaren mit einem nach Boſton beſtimmten Kauffahrer ein. Dieſer Kauffahrer war übrigens ein ſchon ſehr altes und abgenütztes Fahrzeug, welches ungemein langſam ſegelte; bald drang in dem Schiffs-Raume Waſſer ein, ſo daß beſtändig zwei Matroſen bei den Pumpen ſtehen mußten; die Leinwand unſerer Spekulanten, welche ſich im Raume befand, wurde durch das ſcharfe eindringende Seewaſſer ungemein beſchädiget, doch war dieſes bei weitem nicht der einzige und bedeutendſte Unfall, welcher die Freunde treffen ſollte.

Ein furchtbarer Seeſturm brachte das ſchlechte Fahrzeug in große Gefahr; der Kapitain glaubte es nur dadurch retten zu können, wenn er es ſoviel als möglich erleichtern ließe und befahl mehrere der entbehrlichſten Effekten über Bord zu werfen, unter denen ſich denn auch ein großer Theil von Fallenbergs und Brauſers Glaswaaren befand.

Nach einer ſehr langwierigen, beſchwerlichen und gefahrvollen Fahrt erreichte man endlich doch den Hafen von Boſton. Man ſchiffte ſich aus, allein der Waarenvorrath unſerer Freunde war durch jene unſeligen Ereigniſſe ſehr geſchmolzen und die Leinwand beinahe gänzlich verdorben, doch das größte Unglück blieb, daß Brauſer, nachdem er kaum das Land betreten hatte, von dem gerade in Boſton ſich verbreitenden gelben Fieber ergriffen wurde und bereits nach Verlauf weniger Tage ſtarb.

Tief fühlte Fallenberg dieſen empfindlichen Schlag des Schickſals, allein er mußte ſich zu faſſen ſuchen und ſofort an das Losſchlagen des erbärmlichen übrig gebliebenen Reſtes ſeiner Waaren denken, doch damit gieng es dem Guten ſehr ſchlecht. Mit Geſchäften der Art nicht vertraut und viel zu wenig vorſichtig wurde der ehemalige deutſche Offizier von den ſpekulativen nordamerikaniſchen Republikanern allerwärts und dermaßen betrogen, daß er nach Verlauf weniger Monden bereits ein Bettler war.

Dem jungen Ehepaare naheten in der neuen Welt nun Tage, welche ihm nicht füglich gefallen konnten. Fallenberg legte in Südcarolina in einer kleinen Anſiedelei, deren Bewohner größtentheils aus Deutſchland abſtammten, eine Schule an, allein iſt das Loos europäiſcher Schullehrer ſelbſt gewöhnlich nicht ſehr beneidenswerth, ſo blieb jenes der Pädagogen nordamerikaniſcher Colonien in einem hohen Grade zu beklagen, denn die Coloniſten, wenigſtens jener Zeiten, vermochten ſich ſelten zu überzeugen, daß der Schulunterricht für ihre liebe Jugend ein weſentliches Bedürfniß ſey und der arme Fallenberg nagte mit Claren im eigentlichſten Sinne am Hungertuche; freilich klagte ſich jener nun des Leichtſinnes an, mit welchem er das Vaterland verlaſſen, erfinderiſch wußte er nun hundert Auswege anzugeben, deren Einſchlagen erſprießlichere Folgen herbeigeführt hätte und Clara jammerte täglich ob dem Looſe der kleinen Jakobine, für die man nun nicht einmal das Koſtgeld nach Europa zu ſenden vermochte, die Unglückliche ſchalt ſich eine Rabenmutter und vergiftete ſich durch Selbſtvorwürfe das Daſeyn — allein jegliche Reue kam nun zu ſpät!

In Dürftigkeit und Noth verlebten Fallenberg und Clara eine Jahrenreihe; Kinder hatte dieſe ferners nicht mehr geboren.

Endlich nach einer ziemlich langen Pauſe lächelte dem unglücklichen Ehepaare Fortuna wieder. Unfern der kleinen Colonie, in der Fallenberg als Schulmonarchlein herrſchte, beſaß ein Coloniſt von niederländiſcher Abkunft, Namens Van der Hagen, bedeutſame Baumwollen- und Tabackspflanzungen.

Van der Hagen war reich, allein der Tod hatte ihm ſchnell hintereinander den einzigen Sohn und die Gattin geraubt. Der Niederländer hatte bisher ſeine Bücher und die Oberaufſicht über die Plantagen ſelbſt geführt, allein das plötzliche Dahinſcheiden ſeiner Lieben beugte des alten Mannes Kraft, er wurde ſehr kränklich und mußte ſich nach einem Gehülfen umſehen.

Van der Hagens Wahl fiel auf den deutſchen Schulmeiſter der nächſten Colonie, den er längſt als rechtlichen und geſchickten Mann hatte kennen lernen; er bot Fallenbergen an, die Buchhalter- und Oberaufſeherſtelle über die Plantagen zu übernehmen und warf demſelben einen anſtändigen Gehalt aus. Freudig ſchüttelte dieſer den Schulſtaub von ſich und zog mit Clara in das Beſitzthum des Niederländers ein. Leicht fand ſich Fallenberg in ſeiner neuen Geſchäftsſphäre zurecht und es gelang ihm bald das Zutrauen des Prinzipals in volleſtem Maaße zu gewinnen, indeſſen Clara mit zarter Sorgfalt, einer Tochter gleich, den gutmüthigen alten Mann pflegte, der ſich immer inniger an die kleine deutſche Familie anſchloß.

Die Großmuth des Niederländers ſetzte

unſer Pärchen innerhalb kurzer Zeit in Stand ein kleines Sümmchen zurücklegen zu können; Fallenberg kaufte für das Geld einen Wechſel nach Hamburg, ſendete denſelben an den früher erwähnten ihm gefälligen Banquier, meldete ſein eigenes, bisher ſo höchſt traurig geweſenes Schickſal und beſchwor den Hamburger ihm, nach Jahren nun, endlich Nachricht über ſeine Tochter zu ſenden, und das mitfolgende Geld zu deren Beſten zu verwenden, indem er verſprach von nun an wieder pünktlichſt Remeſſen zu Jakobinens Gunſten zu übermachen. Zu gleicher Zeit wurde der Großhändler erſucht, Kunde einzuziehen, ob und wo Claras Vater, der Oberſt v. Laubenhorſt lebe.

In großer Spannung ſahen Fallenberg und die arme Clara einer Antwort aus Hamburg entgegen; erſt nach Verlauf von Jahr und Tag erfolgte dieſelbe. Der Banquier hatte einem vertrauten Geſchäftsfreunde in Augsburg aufgegeben des Blitzhäuſer Findlings Spur zu verfolgen, allein dieſer meldete, daß Fritz Haſenbein, Jakobinens Pflegevater, längſt mit Tode abgegangen, deſſen Tochter Barbara aber, man wiſſe nicht wohin gezogen und von Jakobinen ſelbſt, deren Leben und Tod, trotz aller angewendeten Mühe, nichts in Erfahrung gebracht habe werden können. — Was den Oberſten v. Laubenhorſt betraf, ſo berichtete der Hamburger offiziell, daß derſelbe bereits vor ſechs Jahren als öſtreichiſcher General zu Wien mit Tod abgegangen ſeye.

Fallenberg und Claras Schmerz ob dieſer Poſt war groß, ſie machten ſich neuerdings Vorwürfe, daß ſie das arme Kind, freilich etwas leichtſinnig, einſt in der Heimath zurückgelaſſen, allein Claras mütterlichem Herzen ahndete dennoch, Jakobine lebe, und es blieb den unglücklichen Eltern nichts übrig, als Ihrer verlorenen Tochter Schickſal dem Himmel anheim zu ſtellen.

Unſer abentheuerliches Ehepaar hatte indeſſen, ohne Auszeichnungswerthes erlebt zu haben, mehrere Jahre in Van der Hagens Hauſe zugebracht; der Niederländer Greis war immer ſchwächlicher geworden und Fallenberg hatte ſich nach und nach mit den Plantagen-Geſchäften ſo ſehr vertraut gemacht, daß er dieſelbe endlich, zu Van der Hagens großer Zufriedenheit, ganz allein führte, allein eines Abends wurde der Niederländer plötzlich von einem Schlagfluſſe betroffen und des andern Tages war er eine

Leiche. Des deutſchen Buchhalters und ſeiner Gattin Trauer über den ſo plötzlichen, wenn auch vorzuſehenden Hintritt ihres Wohlthäters war in der That ungeheuchelt.

Van der Hagen hatte längſt ſeinen letzten Willen in rechtskräftiger Form aufgeſetzt; das Teſtament wurde jetzt eröffnet und Fallenbergs ſahen ſich in demſelben von dem braven und dankbaren Manne mit zehn tauſend Dollars bedacht. Gerührt ſegneten beide des Niederländers Andenken; Clara aber rief aus: „Nun mein theurer Karl! laß uns nicht länger auf dieſer fremden Erde weilen, die, Zeugin unſeres vieljährigen Unglücks, unzählige unſerer Thränen eingeſogen hat, mit unwiderſtehlicher Gewalt zieht es mich nach der Heimath hin, o wie ſehne ich mich nach dem lieben, lieben deutſchen Vaterland — dort, mir ſagt es eine geheime Ahnung, dort lebt noch, zur blühenden Jungfrau nun herangereift, meine Jakobine, mein einziges theures Kind, und das Mutterherz wird die Tochter aufzufinden wiſſen; dort — ſo endete Clara wie begeiſtert — dort ruhen die Reſte meines durch mich, durch ſein einiges Kind tief gekränkten Vaters, auf ſeinem Grabhügel will ich weinen, meine reuevollen Thränen werden ſeinen Schatten verſöhnen."

Auch Fallenberg theilte der Gattin Sehnſucht nach dem Vaterlande, auch er hoffte noch dereinſt die Tochter in ſeine Arme zu ſchließen; man erhob ohne Schwierigkeit das von Van der Hagen ausgeſetzte Legat, begab ſich nach dem nächſt gelegenen Hafen, an Bord eines glücklicherweiſe gerade nach Albion vor Anker gehenden Schiffes, und nachdem es beinahe volle ſiebenzehn Jahre in Nordamerika zugebracht, ſchwamm unſer Ehepaar jetzt mit ſchwellenden Segeln und noch höher ſchwellenden Herzen der Heimath zu.

Die Fahrt gieng dieſesmal ſehr glücklich und ohne den geringſten Unfall von Statten und nach Verlauf mehrerer Wochen bereits begrüßten die Reiſenden Großbrittaniens ſtolze Küſten. Von unerklärlicher Sehnſucht getrieben geſtatteten ſich Fallenbergs keinen Aufenthalt in England; das Packetboot trug ſie hinüber der Heimath näher.

Fallenbergs wandten ſich vorerſt wieder nach Hamburg und wurden daſelbſt von dem öfters erwähnten, ihnen befreundeten Banquier mit herzlicher Freude gaſtlich aufgenommen; der Mann beſtand darauf, das Ehepaar mußte in ſeinem Hauſe wohnen.

Doch nur etliche Tage wollte Clara

nach der langen Seereiſe ſich Ruhe geſtatten, und ſodann ohne Säumniß nach Süddeutſchland eilen, um die Spur der verſchollenen Tochter aufzufinden und zu verfolgen. Eine plötzliche Krankheit der Dame ſetzte ſich indeſſen der augenblicklichen Ausführung dieſes Planes entgegen, nichts deſtoweniger aber trieb Frau v. Fallenberg nun den Gatten an, die Reiſe im beabſichtigten Zwecke allein zu unternehmen; ſie ſprach: „Wer weiß, ob unſere arme Tochter nicht im Elende ſchmachtet, jede Stunde ihrer fernern unglücklichen Lage fiele auf unſer Gewiſſen, und ohnehin haben wir uns hinſichtlich des Kindes ſchwere Vorwürfe zu machen.“ — Fallenberg vermochte den Thränen und dringenden Bitten ſeiner geliebten Clara nicht zu widerſtehen; er reiste ab.

Bereits nach einigen Tagen, viel eher

als der Arzt und die Kranke ſelbſt zu hoffen gewagt hatten, genas Frau v. Fallenberg wieder, und wie ihr auch der freundliche Hamburger Banquier zuredete, doch wenigſtens von dem fernen Gatten Briefe abzuwarten, Claras Sehnſucht nach der Tochter vermochte nicht ſich zu beſchwichtigen; die kaum Geneſene folgte Fallenbergen auf dem Fuße nach Süddeutſchlands Gauen nach.

Wenige Ruhe geſtattete ſich Clara auf der Reiſe; nur von einem Kammermädchen begleitet verfolgte ſie mit Extrapoſt ihr Ziel unaufhaltſam, und glücklich erreichte ſie endlich das bekannte Dörflein Blitzhauſen.

Dort angelangt verfügte ſich Frau v. Fallenberg mit klopfendem Herzen ſogleich in das Wirthshaus des Dorfes, allein die Wirthsleute waren junge Menſchen, welche erſt ſeit kurzer Zeit hier hausten und der Dame keine andere Auskunft zu geben wußten, als daß erſt vor wenigen Tagen ebenfalls ein Fremder angelegentlich Erkundigungen über ein Mädchen, Namens Jakobine, eingezogen habe, welches, ein Findling, in dieſem Hauſe von dem längſt todten und vergeſſenen Wirthe, genannt: Haſenbein, erzogen worden ſeyn ſollte. Der Fremde — er war nach der Beſchreibung der Leute kein anderer als Fallenberg — ſollte, da alle ſeine Nachforſchungen vergeblich geblieben, wieder abgereiſt ſeyn.

Frau v. Fallenberg ließ ſich durch dieſen erſten ungünſtigen Verſuch nicht abſchrecken; ſie gieng von Haus zu Hauſe und ſuchte die ältern und verſtändigern Leute des Dorfes auf, welche ſie durch Geſchenke leicht bewog, ihr Rede zu ſtehen.

Die mehreren dieſer Leute erinnerten ſich noch recht wohl an die liebliche kleine Jakobine, welche, wie ſie verſicherten, nach des Wirthes Tod von der gnädigen Frau v. Schmerbauch aufgenommen und erzogen worden ſey, aus deren Hauſe das Mädchen, zur holden Jungfrau herangereift, aber plötzlich verſchwunden — doch ſollte Jakobine, einem Gerüchte zu Folge, von mehrern Dorfbewohnern in der Hauptſtadt des Landes geſehen worden ſeyn.

Nun beſuchte Clara die Frau von Schmerbauch ſelbſt, welche nicht wenig erſtaunte, als die fremde Dame ſich als Jakobinens Mutter einführte. Schnell befreundeten ſich die Matronen; auch der Frau v. Schmerbauch war das Gerücht von Jakobinens Aufenthalt in München zu Ohren gekommen und da gerade ſich das Zipperlein der Gnädigen nicht durch heftige Schmerzen kund gab, entſchloß ſich Frau v. Schmerbauch ſchnell, Claren nach der Hauptſtadt zu begleiten, theils um Vater und Sohn durch ihren Beſuch zu überraſchen, theils aber auch in der Hoffnung, Jakobinen daſelbſt wieder auffinden zu helfen. Die Ankunft der beiden Damen im Schrammergäßchen und im Hauſe des Schnapperlmachers wurde bereits gemeldet und wir unſerer Seits nehmen nun nach dieſer nothwendig geweſenen epiſodiſchen Erzählung den Faden der Hauptgeſchichte wieder auf.

6.

Hochzeit. — Der Maskenball im ſchwarzen Adler. — Der grüne Donnerſtag. — Schluß.

Als Jäckele vernommen, die fremde Dame ſey Jakobinens leibliche Mutter da war kein Haltens mehr; er ſtürzte fort, geraden Weges hinaus in's Theater am Iſarthore. Dort hatte ſoeben die Probe des Dramas, betitelt: „Die Räuber auf Maria Culm“ begonnen und da Jakobinen in dem Stücke eine Rolle zugetheilt war, befand ſie ſich bei der Probe gegenwärtig, allein mit ſtarkem Arme erfaßte Jäckele die Geliebte und führte gewaltſam, trotz aller Proteſtationen des Regiſeurs und ſämtlicher Räuber, ſelbſt der kühnſte Räuber von allen, das Mädchen von dannen nach dem Schrammergäßchen in die Arme der Mutter.

Wie Clara empfand, als die Tochter, welche ſie als zartes Kindlein dereinſt verlaſſen, ihr nun als liebreizende holde Jungfrau entgegen trat, und welche Gefühle des Mägdleins Buſen hoben, als es nun ſo plötzlich und unerwartet an einem mütterlichen Herzen ruhte und wie die Umſtehenden alle tiefe Rührung ergriff, ſo daß ihnen unwillkührlich Thränen in die Augen traten — von dem allem wohnen dem gefühlvollen Leſer ohnehin die richtigſten Begriffe bei, und wir vermögen die fruchtloſe Schilderei einer Scene zu ſparen, welche ohnehin unter diejenigen gehört, deren Darſtellung ſelbſt glücklichern Malern nicht gelingen will, denn ſolche herzerhebende Momente im menſchlichen Leben können lediglich und allein gefühlt nur werden.

Frau v. Fallenberg war Anfangs ungemein des Umſtandes halber befangen, die Tochter als dramatiſche Künſtlerin wieder gefunden zu haben; allein der Umgang weniger Tage reichte hin, die beſorgte Mutter zu beruhigen. In dem Drange, ſich irgend einem Berufe weihen zu müſſen, hatte Zufall und das in ihrem Innern ſchlummernde Kunſtgefühl Jakobinen auf die Bühne geführt, allein die wackere Jungfrau hatte, mit hehrem Sinne jede Gefahr beſiegend, die Reinheit der Sitten gerettet, auf deren Erhaltung überhaupt bei der Anſtalt, wo ſie ſich befand, mit lobenswerthem Streben geſehen wird; denn die Acceſiſtinnen des Iſarthor-Theaters — wer in München wäre vom Gegentheile überzeugt? — dienen nicht nur dem muntern Momus allein, auch Prieſterinnen der erhabenen Veſta glänzen ſie.

Uebrigens vermochte Frau v. Fallenberg dennoch den Wunſch nicht zu unterdrücken, es möchte die gefundene Tochter die Bühne ſogleich verlaſſen und Jakobine gab durch ihre Willfährigkeit in dieſem Punkte die erſte Probe kindlichen Gehorſames.

Da ſich Frau von Fallenberg mit ihrer Tochter von der Familie der Schmerbäuche nicht trennen wollte, und für die ganze Geſellſchaft die bisherige Wohnung im Schrammergäßchen viel zu beſchränkt war, miethete man ein geräumiges und ſehr freundliches Quartier in der ſchönen Prannersſtraße.

Eine Roſenzeit nahete nun Jäckele und Jakobinen. Stundenlang ſaß das junge Pärchen Hand in Hand, Auge in Auge, in ſeliger Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt und lächelnd betrachteten die Mütter dieſe Gruppe, allein über der Tochter Hand wollte Frau von Fallenberg billigerweiſe nicht verfügen, ohne ihres Gatten Einſtimmung, deſſen Aufenthalt die Dame aber erſt durch ſeine Briefe, deren Nachſendung von Hamburg ſie durch ihren dortigen Banquier erbethen hatte, zu erfahren hoffte.

So ſtanden die Dinge, als Jäckele eines Morgens das Herz ſüßer Hoffnungen voll, hinaus vor die Stadt nach der Türkenſtraße ſpatzirte, um den dort bereits begonnenen Rieſenbau der neuen Kaſerne zu beſchauen, allein wer beſchreibt des Junkers freudigen Schreck, als er auf dem Bauplatze plötzlich jenen Fremden im caffeebraunen Ueberrocke erblickte, dem er von jenem Abende her, an welchem das neue Hoftheater eröffnet worden war, noch große Verbindlichkeiten hatte.

„Herr Jegerle! Herr Jegerle! — ſchrie der ehrliche Jakob, indem er dem Manne nahete — ſind Sie es wirklich caffeebrauner Herr! na das iſt halt gut, daß ich Sie einmal finde, der Vater hat mich ſchön ausgefilzt, daß ich Sie nicht um Namen und Wohnung gefragt habe, na aber jetzt müſſen Sie gleich mit mir, der Vater wird weiters keine ſchlechte Freude haben, wenn er Sie kennen lernt, wir wohnen gleich da drinnen in der Prannersgaße. Herr Jerum! wie viel habe ich Ihnen zu erzählen; denken Sie nur caffeebrauner Herr! wenn Gott will, ſo bin ich halt bald ein Bräutigam.“

Wie nennt ſich denn Ihre Auserwählte junger Freund!? fragte der Unbekannte lächelnd.

„Jakobinchen, Jakobine v. Fallenberg“, erwiederte Jäckele.

Wie, Jakobine v. Fall — iſt es möglich? rief der Caffeebraune.

„Ja, ja ſo heißt ſie, antwortete der Junker redſelig, und Jakobinens Frau Mutter hat ſich auch eingefunden, ſie iſt erſt von Amerika herüber geſchwommen und wohnt jetzt bei uns in der Prannersgaße.“

Fort, fort in Ihre Wohnung, in die Prannersgaße — ſprach hierauf der Caffeebraune haſtig, indem er des erſtaunten Jäckele Arme ergriff, und mit dem Junker von dannen eilte, taub gegen desſelben ferners Geſpräch.

Jetzt öffnete Jakob die Thüre des gemeinſchaftlichen Saales in dem Wohnhauſe in der Prannersſtraße, die befreundeten Familien hatten ſich eben zum zweiten Frühſtück um den runden Tiſch geſetzt, der Caffeebraune ſtürzte in den Saal, da fuhr Clara zur Höhe und warf ſich mit den Worten: „Karl! mein Fallenberg!“ — in ſeine Arme. „Mein Vater!“ rief Jakobine und erfaßte traulich ſchüchtern des Braunen Rechte; „Herr Jegerl! Herr Jegerl! ſchrie Jäckele —“

was wär denn halt das!“ — Herr und Frau v. Schmerbauch aber ſtanden mit weit geöffnetem Munde, unbeweglich vor Erſtaunen, ob der unerwarteten Scene.

Mit wenigen Worten vermögen wir den Vorfall zu erläutern. Auch Herr v. Fallenberg hatte ſich vorerſt, wie ſchon erwähnt, nach Blitzhauſen gewendet, und dort, wie ſpäter ſeine Gattin, das Gerücht vernommen, es befinde ſich Jakobine in München; der Frau v. Schmerbauch Bekanntſchaft konnte er nicht erlangen, weil dieſe gerade ſich auf Beſuch bei Verwandten in Mindelheim befand, und ſo hielt es Fallenberg denn für das Räthlichſte, ſogleich ſich nach München zu begeben und dort der Tochter Spur aufzuſuchen, allein wie thätig der Mann dieſes Geſchäft auch betrieb, gelangte er dennoch zu keinem Zweck, gerade deshalb, weil er am wenigſten Jakobine auf einer Schaubühne aufzufinden gedacht hatte. Uebrigens hatte Fallenberg der Gattin nach Hamburg geſchrieben und ſie aufgefordert ihm nach München zu folgen, doch bevor jene Briefe retour liefen, hatte der Zufall das abentheuerliche Ehepaar in der ſo eben angegebenen Weiſe wieder vereiniget.

* * *

Nach Verlauf weniger Tage warben Herr und Frau v. Schmerbauch bei Fallenbergen förmlich um Jakobinens Hand für ihren Jäckele, und gerne gab jener ſeine Zuſtimmung zu einer Verbindung, von welcher er hoffen konnte, ſie werde ſeiner Tochter Glück begründen, denn Jakobinens innigſte Zuneigung für den Jüngling blieb unverkennbar und hinlänglich hatte Fallenberg Gelegenheit gehabt, ſich von Jäckeles treuherzigem Sinne und vortrefflichem Herzen zu überzeugen.

Die Verbindung der jungen Leute ſollte noch in der Hauptſtadt gefeiert werden, denn der längere Aufenthalt in München wirkte offenbar ſehr erſprießlich auf Jäckeles Geiſtes-Cultur, allein nachher wollten Fallenbergs die Schmerbäuchiſche Familie vorerſt nach Blitzhauſen begleiten, in deſſen Nähe ſich jene gelegentlich anzukaufen entſchloſſen waren, um für immer in der geliebten Tochter Nähe zu bleiben.

Die Damen bekamen nun alle Hände voll zu thun; Tag und Nacht wurde an Jakobinens Ausſtattung gearbeitet, welche Frau v. Fallenberg in nicht minder glänzender als ſolider Weiſe herſtellen ließ.

Herr v. Fallenberg beſorgte Jäckeles Gaderobe; der Bräutigam wurde, wie es dem ſelbſt wirthſchaftenden Landjunker zuſteht, zwar einfach, aber dennoch dem Zeitgeſchmacke entſprechend, gekleidet. Uebrigens machte ſich Fallenberg mit ſeinem künftigen Schwiegerſohne, den er gleich im erſten Augenblicke ſehr lieb gewonnen hatte, viel zu ſchaffen, er begleitete ihn allerwärts, ließ ihn alle Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt ſchauen und beſuchte mit dem Jüngling, vorzüglich häufig, die große für den Oekonomen ſo ſehr intereſſante und belehrende allgemeine polytechniſche Sammlung. Der Umgang mit dem ungemein unterrichteten und viel erfahrenen väterlichen Freund war für Jäckele übrigens ſo wie jener mit der holden ſinnigen Braut von den beſten Folgen; Fallenberg klärte des

Junkers Verſtand auf, Jakobine dagegen wußte in ungemein zarter Weiſe des Bräutigams etwas rüde und bäuriſche Sitten abzuſchleifen.

Endlich erſchien die heiß erſehnte Stunde, welche unſer junges Liebespaar auf immer verbinden ſollte; Abends ſechs Uhr beſtieg man die Wagen, um nach der Frauenkirche zur Trauung zu fahren. Dem Ludimagiſter Flachs, den wir einige Zeit aus den Augen vorloren haben, wurde zu ſeiner unausſprechlichen Freude die Ehre, als Zeuge zu der feierlichen Handlung zugelaſſen zu werden.

Jäckeles Herz klopfte wie ein Pochhammer; wonniglich bange Gefühle ſchwellten Jakobinens jungfräulich keuſchen Buſen. Endlich hatte man den Tempel erreicht; der Trauungsakt begann, da rief Jakob plötzlich ungemein ängſtlich aus: „O Jerum, Jerum! ich habe meinen Trauungsring verloren! —“ Der Fall war unangenehm, ein anderer Ring nicht ſogleich zur Hand; die Trauung mußte auf den andern Tag verſchoben werden.

Mißmuthig fuhr die Geſellſchaft nach Hauſe zurück, der arme Jakob wurde von Vater und Mutter mit Vorwürfen, ſeiner Unachtſamkeit halber, überhäuft, und doch war es gerade er, der am meiſten zu beklagen blieb. Man ſetzte ſich zum Abendeſſen, allein es wurde wenig geſpeiſt und noch weniger geſprochen; Alle waren verſtimmt und zeitig erhob ſich Frau v. Fallenberg, um ſich mit der Tochter zurückzuziehen. Jakobinchen reichte dem Bräutigam die kleine Hand freundlich, eine gute Nacht ihm wünſchend, da traten dem guten Jungen die Thränen in die Augen; er klagte wehmüthig. „O ich dummes Bürſchle! hätte ich doch den Ring nicht verloren, jetzt dürfte ich mit Jakobinchen zu Bette gehen.“ Scharlach überflog der zarten Jungfrau anmuthig holdes Geſichtlein; verſchämt und ſchleunigſt floh ſie aus dem Gemache.

Fallenberg tröſtete den unglücklichen Schelm. „Lieber Jakob, ſprach er, bedenke! vier und zwanzig Stunden ſind ſchnell verfloſſen und Morgen ſchon lächelt dir deines jungen Lebens ſchönſte Nacht; die Schule der Weisheit lehrt: „Entbehre um zu genießen!“

Unſer Jäckele aber dachte bei ſich ſelbſt: Mag die Schule der Weisheit doch lehren was ſie will, mir wäre lieber dieſe Nacht ſchon bei Jakobinen zu ſchlafen.

Kein Auge vermochte Jakob die Nacht über zu ſchließen; der neu angeſchaffte Ring wurde gar ſorgfältig in Acht genommen, der Junker verlor ihn nicht wieder und die Trauung gieng des andern Tages glücklich vor ſich.

* * *

Die Verbindung der jungen Leute ſollte ohne Geräuſch, lediglich im Zirkel der ſich nun eng befreundeten Familien, in deren Wohnung in der Prannersgaſſe gefeiert werden und der fröhliche Ludimagiſter der einzige fremde Hochzeitsgaſt bleiben.

Man ſaß traulich beiſammen am runden Tiſche und das ziemlich einfache Hochzeitmal war beinahe völlig eingenommen, da hieß es, ein alter eisgrauer Lohnbediente aus dem Gaſthofe zum ſchwarzen Adler verlange dringend den Herrn v. Fallenberg zu ſprechen. Dieſer ſtand auf und gieng hinaus; der Lohnlakei überreichte ihm ein Billet folgenden Inhaltes:

„Mein theuerſter Herr v. Fallenberg! Eine Ihnen ſehr wohl wollende Geſellſchaft, unter der ſich Ihr beſter Jugendfreund befindet, hat ſich vereiniget die glückliche Verbindung Ihrer Fräulein Tochter dieſen Abend durch einen kleinen Maskenball im großen Saale des Gaſthofes zum ſchwarzen Adler zu feiern. Ich hoffe um ſo mehr, daß ſie nicht verſchmähen werden mit allen den lieben Ihrigen den Ball auf ein Stündchen zu beſuchen, da Sie dort auf mannigfaltige, Ihnen gewiß nicht unangenehme, Weiſe überraſcht werden dürften. Da ſich übrigens voraus ſehen läßt, daß Sie und Ihre Familie mit Maskenkleidern nicht zur Stelle verſehen ſeyn dürften, wage ich es, Ihnen eine Auswahl ganz neu angefertigter Koſtüme zum gefälligen Gebrauche hiemit freundſchaftlichſt anzubiethen; Sie und die lieben Ihrigen alle werden in unſerm frohen Zirkel ſehnſuchtsvolleſt erwartet.“

Es begleitete auch in der That den Lohnbedienten ein handfeſter Hausknecht, welcher einen ungemein großen verdeckten Korb trug, in welchem ſich die erwähnten Maskenkleidungen befanden.

Herr v. Fallenberg kehrte zu ſeiner Geſellſchaft in das Zimmer zurück und theilte derſelben den ganzen Vorfall und den Inhalt des empfangenen Billets mit. Alle waren höchlich erſtaunt; Fallenberg erklärte, daß ſich ihm die Schriftzüge des erhaltenen Briefes zwar, wie aus alten Zeiten ſehr bekannt darſtellten, jedoch beſtrebte er ſich vergebens den Schreiber zu errathen, denn wiſſentlich lebten weder ihm noch ſeiner Gattin in München Freunde noch Bekannte, da Claras Tante, von welcher fruher Meldung geſchah, ſeit einer Reihe von Jahren bereits verſtorben war.

Sehr natürlicherweiſe bemächtigte ſich nun der ganzen Geſellſchaft eine nicht geringe Neugierde, und Alle waren der Meinung, man müſſe das ſich darbiethende pickante Abentheuer beſtehen. Fallenberg ſagte demnach dem Lohnbedienten ſein und der Seinigen Erſcheinen auf dem Maskenballe zu, und der Kleiderkorb wurde in die Stube getragen, an deſſen Unterſuchung die Damen vorzüglich ſogleich und haſtig Hand anlegten.

Das geſchmackvolle Koſtüme eines Miesbacher Gebirgsſchützen und jenes einer jungen Tirolerin waren offenbar für Jäkele und Jakobinen beſtimmt; ein Feenhabit paßte wie angemeſſen der Frau v. Fallenberg und ihr Gatte bemächtigte ſich eines einfachen grünen Dominos;

in die Kleidung eines alt peruvianiſchen Prieſters der Sonne und in jenes einer Oberprieſterin erklärten Herr und Frau v. Schmerbauch ſich hüllen zu wollen, dem Ludimagiſter aber wurde, zu ſeinem nicht geringen Verdruſſe, ein türkiſcher Anzug zu Theil.

Nachdem ſich die Geſellſchaft in ihre verſchiedene Zimmer vertheilt und daſelbſt koſtümirt hatte, beſtieg ſie die Wagen und fuhr nach dem ſchwarzen Adler. Bei ihrem Einzug in den großen Saal wurde ſie von wirbelnden Paucken und ſchmetternden Trommeten empfangen. Mehrere Masken waren bereits anweſend; ein Magus mit einem langen grauen Barte, welcher auf dem Balle gleichſam die Honneurs zu machen ſchien, führte die als ſtrahlende Fee vermummte Frau v. Fallenberg zu einem auf mehrern Stufen errichteten Thron, zu deſſen beiden Seiten ſich die übrigen Maſken ordneten.

Jetzt führte der Magus einen maſkirten Freiſchutzen vor, welcher an dem Throne ſogleich ein Knie beugte. Der Magus nahm das Wort: „Hohe Fee! ſprach er, dieſer Jäger, welcher hier reuemüthig zu deinen Füßen liegt, hat ſich gegen dich, einer ſchweren Sünde der Vergangenheit halber, anzuklagen; geſtatte ihm Huldvolleſt Verzeihung.“

Die Fee nickte bejahend und der Freiſchütz demaſkirte ſich. Ein Ausruf des höchſten Erſtaunens entfuhr Herrn und Frau v. Fallenberg, denn ſie erkannten in dem Demaſkirten ſogleich die Züge jenes wilden Jägers wieder, den Fallenberg dereinſt auf dem Keſſelberge, wie ſich der geneigte Leſer annoch erinnern wird, mit dem Gewehrkolben zu Boden geſchlagen hatte; allein bevor Fallenbergs ihrem Erſtaunen Worte geben konnten, führte der Magus ſchon wieder eine zweite männliche Maske, einen ungariſchen Magnaten, der Fee vor; der Ungar verbeugte ſich ſchweigend und nahm die Maske ab, da riefen Herr und Frau v. Fallenberg zugleich, indem ſie die Viſire abriſſen: „Iſt es möglich Graf Lori? —“ Gott ſey gelobt, Sie leben! — liſpelte Fallenberg und ſank in des Grafen Arme. „Willkommen, willkommen Herr Bruder! im deutſchen Vaterlande, ſprach nun der Magus, indem auch er ſich demaskirte. Fallenberg warf einen Blick auf denſelben, dann ſtotterte er: „Wie Helm, mein trauter Freund, auch du hier?“ und mit dieſen Worten ſchlang er den andern Arm um den ehemaligen Rittmeiſter; ſo ſtanden die lange getrennt Geweſenen in einer mehrere Sekunden dauernden Umarmung, endlich aber machte ſich Fallenberg von ihnen los, ſprechend: „Aber ſagt mir nur, iſt dieſes alles Wirklichkeit oder nur eitler Sinnentrug, lebe ich in einem Lande der Zauberei? — Freund Helm! ich beſchwöre dich, löſe mir dieſe Räthſel.“

Nun, erwiederte dieſer, es geht alles natürlich zu, der Jäger hier, nunmehr Förſter nur einige Stunden von der Hauptſtadt entfernt, zu Walchenſee nämlich, war damals durch deinen Kolbenſchlag, wie Figura zeigt, nicht getödet, ſondern nur betäubt; Bauern fanden und trugen ihn zu Hauſe, nach Verlauf einiger Wochen wurde er gänzlich hergeſtellt. — Graf Lori war allerdings ſchwer verwundet, allein er genas endlich auch wieder und befindet ſich nun gerade auf dem Wege nach einer norddeutſchen Hauptſtadt, wo er der öſtreichiſchen Geſandtſchaft attachirt wurde, und was endlich meine Perſon betrifft, ſo habe ich die Ehre dir mein guter Fallenberg! in mir einen Runkelrübenzucker-Fabrikanten vorzuſtellen; meine Fabrike befindet ſich ſieben Stunden von hier am Stahrenberger See und ich bin ſo wie der Freiſchütz und der Ungar längſt und glücklich verheirathet. — Geſchäfte und Zufall führten uns drei vor einigen Tagen bereits hier im Gaſthofe zum ſchwarzen Adler zuſammen; ich gieng eines Abends mit dem Revierförſter von Walchenſee ſpaziren, wir begegneten dir, der Förſter ſo wie ich erkannten dich, obwohl du uns nicht bemerkteſt, ſogleich wieder, er wußte zwar deinen Namen nicht, vertraute mir aber das Abentheuer vom Keſſelberge; ich brachte dem Grafen die unerwartete Nachricht deines Hierſeyns, wir kundſchafteten deine Wohnung und Verhältniſſe aus und überraſchten dich durch gegenwärtige Maskerade. Doch mein theuerſter Freund! — ſo endete Helm — vor der Hand weißt du genug, ich will nicht in den Fehler unſerer Romanen- und Schickſaltragödien-Dichter verfallen, die bei Entwickelung des Fadens nimmermehr fertig werden können; jetzt habe ich noch eine Maske vorzuſtellen und dann Juheiſa! fängt der Ball an.

Nachdem der muntere Helm alſo geſprochen führte er der Frau v. Fallenberg eine maskirte Xantippe zu, welche ein maskirter Socrates begleitete. Auch die Xantippe nahm unter einer tiefen Verbeugung die Maske ab, da rief Frau v. Fallenberg abermals hoch erſtaunt:

„Wie, ſehe ich recht, iſt das nicht Lieschen, mein ehemaliges Kammermädchen?“

„Ach freilich Ihro Gnaden, erwiederte Xantippe bin ich das Lieschen und in dem maskirten Socrates hier habe ich die Ehre Ihnen meinen freilich etwas liederlichen Mann den Schnapperlmacher aus dem Schrammergäßchen vorzuſtellen, indeſſen es iſt doch immer beſſer ein liederlicher als gar kein Mann. Oh ich habe Ihro Gnaden ſogleich erkannt, als dieſelben neulich an unſer Haus im Schrammergäßchen angefahren kamen, allein ich hatte nicht die Courage mich zu erkennen zu geben, doch geſtern machte mir Euer Gnaden der Herr v. Helm friſchen Muth. Na gnädige Frau! verzeihen Sie mirs eben, wenn ich durch leichtfertigen Rath und unbedachtſame Hülfe dazu beigetragen habe, daß Hochdieſelben zu dero Jugend gleichermaßen einige dumme Streiche verübten; Ach du mein Gott! ich bin dafür hart genug beſtraft worden vom leidigen Schickſale, keine alte Jungfer wollte ich werden, da reichte ich dem luſtigen Schnapperlmacher aus Desperation als Ehefrau meine Hand, doch da bin ich ſauber angekommen, zu Hauſe ſchreien fünf junge Schnapperlmacher um Brod, die Profeſſion geht ſchlecht und wenn, wie man ſpricht, nun auch noch die Gewerbefreiheit eingeführt wird, ſo ſind wir Schnapperlmacher ſamt und ſonders ruinirt."

Ein Thränenſtrom hemmte hier den ſprudelnden Redefluß der Frau Schnapperlmacheein, allein Frau v. Fallenberg ſprach tröſtend: Nun mein gutes Lieschen! beruhige ſie ſich nur, ich gedenke etwas für ſie zu thun, es wird ſich ja alles wohl geben.

Schnell verſiegten der Frau Schnapperlmacherin Thränen, und das Kleid der wohlthätigen Fee küſſend hub ſie nun an, im Voraus wohl geſetzte Dankſagungen vorzubringen und wahrſcheinlich würde die Klatſche noch ein langes und breites geſprochen haben, allein des fidelen Helms Langmuth ermüdete, er rief den Muſikanten zu: „Heda Burſche! luſtig aufgeſpielt!“ und der Geigen- und Klarinettenton trug über der Schnapperlmacherin vortreffliches Sprachorgan den Sieg davon.

Die Paare ordneten ſich zum Tanze, Jäckele und Jakobine aber führten den Reigen an. Fallenberg näherte ſich dem erſtern und flüſterte ihm einige Worte in die Ohren, worauf der Junker fröhlich das Tiroler Nationalliedchen:

„Wenn i n' Schatz möcht,
Mußt's n' artiger ſeyn,
So friſch wie a' Hecht
Nit z' groß und nit z' klein u. ſ. w.

anſtimmte, welches Lied Jäckele vom Schwiegervater erlernt hatte und das wir bereits im erſten Abſchnitte der Geſchichte mitgetheilt haben.

Der Sang wurde für Claren eine angenehme Reminiscenz an die roſige Zeit ihrer Jugend, in der ſie das naive Nationalliedchen oft ſcherzend ihrem Fallenberg geſungen hatte; lächelnd drückte ſie jetzt dem geliebten Gatten die Hand.

Die Ballgeſellſchaft im ſchwarzen Adler war übrigens ungemein fröhlich; zwei Stunde nach Mitternacht wurde noch getanzt, doch plötzlich war das jugendliche Hochzeitpärchen verſchwunden und ihm folgten nach und nach die Alten. Als am folgenden Tage des Morgens erſtes Licht den Torus des jungen Ehepaares beleuchtete, verbarg Jakobinchen hold erröthend das blonde Lockenköpfchen an des heiß geliebten Jakobs Bruſt.

* * *

Nachdem Fallenberg noch einige Tage ſehr vergnügt mit den wiedergefundenen Freunden in München verlebt hatte, ſchlug die Trennungsſtunde; Graf Lori reiste ſeiner Beſtimmung entgegen; der muntere Helm kehrte zu ſeiner Runkelrübenzuckerfabrikation zurück, Fallenbergen ſelbſt aber begleitete mit ſeiner Gattin die Schmerbäuchiſche Familie nach dem ſtillen Dörfchen Blitzhauſen.

Eine große Laſt war von Fallenbergs Seele genommen; er hatte ſich nämlich bisher eines Doppel-Mordes ſchuldig geglaubt und ein Bewußtſeyn dieſer Art mußte dem gut gearteten Manne beinahe jede Stunde ſeines Lebens vergiften, doch jener Wahn war nun entſchwunden und frei von Vorwürfen blieb des Biedermannes Gewiſſen.

Claras Vater, der zu Wien verſtorbene öſtreichiſche General v. Laubenhorſt, hatte in ſeinem letzten Willen verordnet, daß ſein bedeutſames Geſamtvermögen für die verſchollene Tochter ſolange bei Gericht deponirt bleiben ſollte, bis man deren Todenſchein beizubringen vermögen würde, in welchem letztern Falle das Vermögen milden Stiftungen zuzuwenden geweſen wäre.

Fallenbergs ebenfalls verſtorbener Oheim der öſterreichiſche Feldmarſchall von Fallenberg hatte hinſichtlich ſeines verſchollenen Neffen analoge Diſpoſitionen getroffen, und nachdem ſich erſterer nun bei den Gerichten gemeldet und die Identität der Perſonen dargethan hatte, wurden ihm die Erbſchaften ohne weitere Schwierigkeiten übergeben. Das Fallenbergiſche Ehepaar kam dadurch zu ſehr groſſem Wohlſtand und da gerade zufällig das groſſe ſchöne nur eine kleine Stunde von Blitzhauſen entfernte Rittergut, welches einſt dem Freiherrn v. Silberhayn angehört hatte und von dem im Verlauſe der Geſchichte ſchon einmal Meldung geſchehen, zum Kaufe ausgebothen wurde, brachte Fallenberg die herrliche Beſitzungen an ſich.

Beide Familien lebten nun in ländlicher Ruhe glücklich und zufrieden, nur Frau v. Fallenberg ſchien immer mehr und mehr durch eine Art Melankolie zu leiden, welche ihren Grund in der von der Dame aufgenommenen fixen Idee hatte, es möchte ihr der verſtorbene Vater auf dem Todenbette noch geſlucht haben. Vergebens ſtellte man der Seelenkranken vor, es würde der ſelige Vater ihrer nicht ſo gütig in ſeinem Teſtamente bedacht geweſen ſeyn, wenn ſein Zorn nicht verſöhnt geweſen; — Clara quälte ſich fort und fort mit der ſchwarzen Idee.

Um die Gattin zu zerſtreuen ſchlug Fallenberg, nachdem man nur erſt etliche Wochen auf dem Lande gehaust hatte, eine abermalige Reiſe nach der Reſidenz vor. Man wollte das Oſterfeſt in der Hauptſtadt verleben; die ganze Schmerbauchiſche Familie wurde eingeladen mit von der Parthie zu ſeyn und gieng mit Freuden in den Vorſchlag ein.

Bereits am Mittwoch vor Oſtern v. J. fuhren die beiden befreundeten Familien in bequemen Reiſewägen, welche mit Fallenbergs raſchen Pferden beſpannt waren, von Blitzhauſen nach München ab, und die Reiſe gieng dieſesmal allerdings ſchneller, als einſt jene der Herrn von Schmerbäuche mit ihrem lahmen Rappen. Nach wenigen Stunden hatte man bereits den Weg zurückgelegt.

* * *

Man machte ſtets viel Weſens davon, daß der Großmächtigſte Kaiſer von China jährlich einmal mit höchſt eigenen Händen den Pflug führt und eine Furche auf dem Felde zieht.

Die katholiſche Souveraine Europas vollziehen alljährlich eine Handlung, welche bei weitem ſich als ſinniger und erhabener noch darſtellt. Dieſe Handlung beſteht darin, daß die genannten hohen Herrſcher, zum Andenken der Wohlthätigkeit und Demuth des Fürſten des Friedens, des Stifters unſerer heiligen Religion Jeſu Chriſti nämlich, am ſogenannten grünen Donnerſtage zwölf alten Männern, welche Apoſtel genannt werden, mit höchſt eigenen Händen die Füſſe waſchen, dieſelben kleiden, ſpeiſen und beſchenken. Auch in München wird dieſe ſchöne Feierlichkeit an jedem grünen Donnerſtage bei einem großen Volkszudrange von dem edlen königlichen Maximilian ſelbſt, oder in deſſen Namen von einem der königlichen Prinzen vollzogen.

Unſere Blitzhauſer machten ſich auf, um der Fußwaſchung im k. Schloſſe beizuwohnen. Im ſogenannten Mühlberger Lädlein in der Kaufinger Gaſſe wird vor der Fußwaſchung ſtets das gedruckte Namensverzeichniß des jedesjährigen Apoſtel verkauft; auch Jäckele verſah ſich mit einem ſolchen Verzeichniſſe und las dasſelbe im Zirkel ſeiner Familie ab. Unter den Apoſteln befand ſich einer, Namens: „**Mathias Kremmel**, von **Weilheim in Baiern** gebürtig, 84 **Jahre alt**.“

Kaum hatte Frau v. **Fallenberg** dieſen Namen vernommen als ſie mit bebender Stimme ausrief: „Um Gotteswillen dieſer iſt der alte ehemalige Diener meines ſeligen Vaters.“

Man kann denken, daß nun unſere Geſellſchaft mit geſteigertem Intereſſe dem feierlichen Akte der Fußwaſchung zueilte. Kaum in den Saal eingetreten fanden **Clara** und ihr Gatte auch ſogleich des ehrlichen **Kremmels** Züge heraus; nur wenige ſchneeweiße Härchen deckten noch des Alten Haupt, welches mit Recht ein ehrwürdig ſchönes, ein echt **apoſtoliſches** gelten konnte.

Die Feierlichkeit war beendiget und Frau v. **Fallenberg** äußerte ein heftiges Verlangen den Greiſen zu ſprechen, allein ihr Gatte gab zu bedenken, daß es nothwendig ſeyn werde, denſelben vorzubereiten. Fallenberg ſelbſt unterzog ſich dieſem Geſchäfte. Der alte Kremmel befand ſich noch bei ungemein guter Beſinnung, als aber nach umſichtiger Einleitung ſich endlich Clara und ihr Gatte vollends zu erkennen gaben, fühlte ſich der würdige Greis tief erſchüttert; indem er andächtig die welken zitternden Hände faltete und zur Höhe die Augen richtete, bethete er fromm: „Dank dir mein Herr und Gott! du haſt den letzten meiner Wünſche Hienieden erfüllt, und ich bin im Stande in des verſtorbenen Gebiethers Namen ſeine theure Tochter zu ſegnen nun.“

Unwillkührlich ſank Clara vor dem Greiſe auf die Kniee, indem ſie haſtig und mit glühendem Blicke fragte: „Alſo hat mein Vater in der Stunde des Todes nicht geflucht ſeinem ungehorſamen Kinde? —“ Ein Gebeth für dieſes Kindes Wohl war des verſchiedenen Herrn letztes Beginnen, erwiederte der Alte. Fallenberg hatte ſich ebenfalls neben die Gattin hingekniet und ſo empfieng das Paar des ehrwürdigen Alten bedeutſamen Segen; es war eine Herzerhebende und in der That rührende Scene; des verklärten Vaters ſeliger Schatten ſchien die Gruppe zu umſchweben.

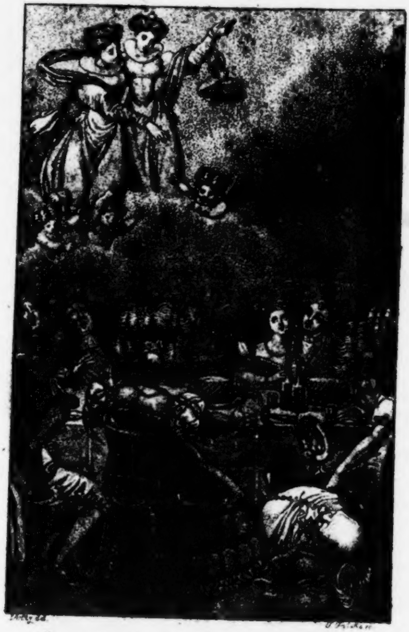
Zwar hatte der verſtorbene General von Laubenhorſt ſeinem alten bewährten Diener ein Legat ausgeſetzt, welches mehr als hinreichend geweſen wäre, dieſem eine ſeinem Stande angemeſſene Exiſtenz auf Lebensdauer zu ſichern, allein Kremmel hatte die Summe einem falſchen Feinde vertraut und war um dieſelbe rein betrogen worden. Es verſteht ſich wohl von ſelber, daß Fallenbergs dem Greiſe zur Stelle gelobten für ihn von nun an die aufmerkſamſte Sorge zu tragen; ſie wollten den ehrlichen Biedermann mit ſich nach ihrem Schloſſe führen, und ſeiner wie eines Vaters pflegen. Doch dieſe Freude ſollte ihnen nicht werden; der Greis ſtarb den Tag nach der Fußwaſchung, ſein Tod war ungemein ſanft, er glich eines ausgebrannten Lämpchens letztem Erlöſchen.

Nach zu München gefeiertem Oſterfeſte kehrten Fallenbergs und die Schmerbauchiſche Familie fröhlich in ihre ländliche Heimath zurück; der Frau v. Fallenberg frühere Anlage zur Melankolie iſt mit deren Veranlaſſung von ſelbſt ganz und gar verſchwunden.

Jakobine lebte ſchönen Hoffnungen und früher noch als dieſe Geſchichte im Druck erſcheint, dürfte es ſich fügen, daß das glückliche junge Weibchen einen kleinen derben Jäckele oder ein anmuthiges Jakobinchen in ihren runden Armen wiegen wird.

Manche Familie aus der Nähe iſt zur Eröffnung des neuen Hoftheaters nach der Hauptſtadt gereiſt, allein unvergeßlicher wird ſolche Reiſe in keinem Haushalte bleiben, dann in jenem der Schmerbäuche zu Blitzhauſen.

Ende.



Uns iſt alles eins, Uns iſt alles eins
Ob ihr a Geld habt, oder keins.
Wenn ihr kein Geld habt, ſo ſeyt ihr durſtig —
Weil wir gen Himmel fahren, ſind wir luſtig!

Der

Stammbaum in der Klemme;

Oder:

Mehrere Mal Hinein — mehrere Mal Heraus — endlich Garaus — und dennoch ein Hochzeitſchmauß.

Original- Ritter- und Geiſtergeſchichte der neueſten Zeit.

Herausgegeben
von
Adolph von Schaden.
Verfaſſer der Kater-, Bocks- und Fuchsſprunge.

> „Man läßt ſich ſeine Mängel vorhalten, man läßt ſich ſtrafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man ſie ablegen ſoll.“
>
> Goethe.

Schade
D.Stam
i.d.K

Mit einem Titelkupfer.

Augsburg und **Leipzig**,
in der von Jeniſch- und Stage'ſchen Buchhandlung.
1827.

160 BS div

BIBLIOTHECA
REGIA.
[illegible]

Vorwort.

Des gegenwärtigen Büchleins Tendenz iſt eben ſo unſchuldig, als jene meiner ſämmtlichen zahlreichen Geiſtesprodukte, welche ich in einem Zeitraume von zwölf Jahren in den Buchhandel brachte, ſtets blieb.

Allein um vom Leſepublikum — denn unſere Pſeudokritik wird mich, wie immer, nicht anzuregen vermögen — richtig beurtheilt und in keiner Art mißverſtanden zu werden, halte ich es für nothwendiger als jemals, der Geſchichte einige Bemerkungen beizufügen.

Es erſchien von mir vor einiger Zeit ein Roman unter dem Titel: „die Ahnenprobe des neunzehnten Jahrhunderts“, deſſen Zweck kein anderer war, als die Wege und Mittel zu beleuchten, durch welche es in unſern Tagen ſo manchem merkantiliſchem Emporkömmlinge gelingen konnte, ſich in wenigen Jahren aus dem Staube zu bedeutſamen Stufen in der menſchlichen Geſellſchaft emporzuſchwingen.

Für gewöhnliche Romanleſer war die Ahnenprobe nicht geſchrieben, deſſenungeachtet erregte ſie — und namentlich in großen deutſchen Handlungsplätzen — bei weitem mehr Senſation, als ich erwarten durfte; man deutete in H. F. L. vornehmlich aber in A—g mit Fingern auf die vermeintlichen, mit Fleiſch und

Blut begabten, und ſich in ihrem Geldſtolze über Gebühr blähende Originale, von welchen man mit Beſtimmtheit annahm, daß ſie mir bei meiner freien Zeichnung geſeſſen haben müßten. Es ſchwebte meiner Phantaſie bei jener Arbeit durchaus kein einzelnes Individuum vor, aber geſtehen darf ich, daß das trockene: „rem acu tetigit“ ergrauter und viel erfahrner Männer des Faches mir mehr ſchmeichelte, als es die prunkendſte Critik irgend einer Literatur-Zeitung vermocht hätte.

Neben den erwähnten häufigen Emporkömmlingen jener Bürgerklaſſe gehört unter die merkwürdigen Erſcheinungen unſerer Zeiten gewiß vorzugsweiſe der Wohlſtandsverfall eines der bisherigen erſten Stände der Geſellſchaft in Deutſchland, nämlich des Grund und Boden beſitzenden Adels.

Ich glaube die Idee eine glückliche nennen zu dürfen — gleichſam als Gegenſtück zur Ahnenprobe — in romantiſchem Gewande nun die vielfältigen Urſachen dargeſtellt zu haben, welche in den neueſten Zeiten einen großen Theil unſerer begüterten Cavaliere zu Grunde richteten; wenn es mir gelungen iſt, die Hauptſache nur einigermaſſen richtig aufzufaſſen, ſo kann es nicht fehlen, das Büchlein muß, außer den Romanleſern gewöhnlichen Schlages, auch reifern Genien einiges Intereſſe gewähren.

Mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit vermag ich indeſſen voraus zu ſagen, man werde auch zu dieſer freien Zeichnung wieder hier und dort Originale zu ſuchen bemüht ſeyn und dieſelben auch zu finden wiſſen. Mir bleibt dabei nur übrig, abermals und feierlichſt zu verſichern: daß meiner Phantaſie auch dieſesmal durchaus kein Individuum, ſondern blos die Sache vorgeſchwebt habe, aber dennoch — non se rebus, sed sibi res subjecere! bleibt wohlgethan.

Eine geachtete Caſte fürchte ich durch dieſes Gemälde eben ſo wenig zu beleidigen als ich fürchten würde die ganze deutſche Schneiderzunft in Harniſch zu bringen, wenn ich ſchriebe, es habe ein einzelner Schneider einmal Rock und Hoſen verpfuſcht.

Der Adel, der höhere und begüterte zumal, muß überall als die kräftigſte Stütze ſelbſt konſtitutioneller Monarchien angeſehen werden. In dieſer Hinſicht verdient er die höchſte Achtung, zumal, wenn edel- und die edelſte-Geborne ſich durch Handlungen ſelbſt zu adeln ſtreben. Einzeln Unkraut keimt in jedem Garten, deshalb aber kann der Garten herrlich und der Gärtner dennoch ein ganz kapitaler Kerl ſeyn. Dixi et salvavi animam meam!

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Seite

Es handelt von Hirſchköpfen und adelichen Hirſchgeweihen. — Furchtbare Sprüche des unerbittlichen Schickſales 1

Zweites Kapitel.

Mit einem Satze über ſechs Jahrhunderte hinweg! Der eigentliche Held der Geſchichte wird nicht, wie gewöhnliche Helden, geboren. — Die Ahnfrau Nro. 2 zeigt ſich im Schloßgarten 17

Seite

Drittes Kapitel.

Der Held der Geſchichte tritt in den wirklichen modernen Heldenſtand ein. — Das braunäugige Kammermädchen und die blauäugige Gebieterin. — Der Held trauert, jubelt und flucht — alles in einem Tage zugleich 34

Viertes Kapitel.

Samielas kurze Geſchichte. — Der Held wird aus der Patſche gezogen 61

Fünftes Kapitel.

Des Helden Fata im modernen Babylon. — Der Contract in der Poſtchaiſe und deſſen Folgen 91

Sechstes Kapitel.

Der Jardin des plantes und die Menagerie zu Hirſchau. — Ein wilder Bär und ein zahmer Finanzminiſter. — Das lachende wunderwirkende Madonnenbild; ein ſchönes neues Wirthshaus; in balneis salus! 130

Seite

Siebentes Kapitel.

Max Piccolomini und Thekla in Hirſchau. — Viele Gunſt; wenig Kunſt; zuletzt nur leerer Dunſt. — Waiſenthränen und ſchlechtes braunes Bier. 155

Achtes Kapitel.

Der Landjunker als Papierhändler. — Ein paar Gnadenſtöße. — Stoßſeufzerlein eines Wechſelfähigen. 183

Neuntes Kapitel.

Hans als Theaterintendant. — Vorhang herab! — Der Stammbaum im Zwerchſacke. 203

Zehntes Kapitel.

Die myſtiſche Brantweinkneipe. — Herr Schnatterhüpfel; — auch einem Freiherrn thut der Hänger wehe; — nur der erſte iſt gar oft ein ſchwerer Schritt. . 256

Seite

Eilftes Kapitel.

Der Himmel klärt ſich auf. — Hans als Liqueurfabrikant. — Des Helden geiſtige Liebe. — Der Stammbaum wird hervorgeſucht. 284

Zwölftes und letztes Kapitel.

Der Hochzeitsſchmauß. — Apotheoſe der Ahnfrauen. — Hans als Pair des Reichs und damit baſta. 308

Der

Stammbaum

in der Klemme.

Original-Ritter- und Geiſtergeſchichte.

Erstes Kapitel.

Es handelt von Hirſchköpfen und adelichen Hirſchgeweihen. Furchtbare Sprüche des unerbittlichen Schickſals.

Wild braußte der Sturm durch die verfallenen Gemächer der altergrauen Burg; die verroſtete Fahne auf dem Wartthurme knarrte; in ſchauerlicher Weiſe heulte der Nachtvogel und mit dumpfen Schlägen verkündete die Schloß-Uhr die Stunde der Mitternacht.

Alſo ungefähr müßte ich beginnen und in ſolchem Tone fortfahren, wollte ich Ritter- und Geiſtergeſchichten ſchreiben, wie es deren hunderte giebt, da ich aber im Gegentheile eine zu erzählen gedenke, wie bis jetzt keine exiſtirt, ſo verwechsle ich, hoffentlich zu des vernünftigen Leſers nicht geringem Troſte, nun ſogleich den Sturm- und Schauerton mit einem natürlichern, und — wie ich mir ſchmeichle — weniger wahnſinnigen.

„Gelehrte und Künſtler fallen nicht vom Himmel“ — behauptet ein Sprichwort, deſſen Wahrheit von Jedermänniglich längſt anerkannt iſt, allein auf Edelleute würde das angeregte Sprichwort wie aufs Auge die Fauſt paſſen, und König Heinrich VIII. von England hatte wohl ſo ganz Unrecht nicht, als er einſt — da Hofſchranzen verſuchten ſeinen Liebling den wackern Augsburger Maler und Formſchneider Hans Holbein zu verläumden und herabzuſetzen — unwillig ausrief: „Schweigt, ſchweigt! ich kann aus ſieben Bauern in jeder Minute ſieben

Lords machen, aber keinen Maler Holbein.

Indeſſen — mit Freude und Rührung geſtehe ich es ein — in unſerm gegenwärtigen in jeder Hinſicht vortrefflichen Jahrhunderte wurde kein Beiſpiel bekannt, daß Geld, oder Schürzenprotection oder aber eine andere Zufälligkeit vermocht hätten, einen ſtinkenden Plebejer oder eine köſtlich duftende Plebejerin in die Claſſe der Edlen zu erheben; doch in jenen rohen Tagen grauer Vorzeit war es ganz anders und mancher Knappe wurde dazumal, im eigentlichſten Sinne des Wortes, über Nacht ein Ritter, ohne zu wiſſen wie.

Für tauſende nur ein Beiſpiel! — Als der vierte Heinrich — er regierte nur von 1190 bis 1197 — den deutſchen Kaiſerthron verunzierte, derſelbe Heinrich, berüchtiget durch die ſchmähliche und widerrechtliche Behandlung, welche der edle Richard Löwenherz von ihm zu dulden hatte, jener Heinrich, verdammt von Clio auf immerdar ſeiner ſchnöden und unerhörten Grauſamkeiten halber, die er in Neapel und Sicilien verübte, — zu jener Zeit nun, ſage ich, diente im kaiſerlichen Heere ein kleiner, ungeſtalteter, ganz ungewöhnlich häßlicher Knappe, Namens: Hans Hirſchkopf, den ſeine Cameraden nur den feigen oder wohl auch den dummen Hans zu nennen pflegten.

Feig war Hans in der That, aber ob dumm? — dieſes blieb noch die Frage. Trotz ſeiner Häßlichkeit hatte der Knappe verſtanden, ein junges, wunderholdes Mädchen als eheliches Gemahl zu erringen; die reizende Brigitte begleitete den Gatten auf allen ſeinen Zügen und wenn außer dem Kaiſer und den vornehmſten Rittern, das ganze Heer hungerte, ſo hatte Schön-Brigittchen ihrem Knappen doch ſtets einige fette

Biſſen zuzuſtecken; Niemand wußte woher das unvornehme Weib bei dem Drange der Umſtände immer Lebensmittel nahm, Hans wußte es auch nicht, er zerbrach ſich aber auch darüber keineswegs den Kopf, ſondern ließ es ſich wohl ſchmecken und war ſolch' Benehmen dumm? —

So oft es in den Kampf gieng, wurde Hans verſendet oder zum Gepäcke beordert. Niemand wußte warum, Hans wußte es zwar auch nicht, doch er ließ es ſich gerne gefallen, denn ihm wohnte ein unüberwindlicher Widerwillen bei vor Kampf und Streit; er dachte: wer der Gefahr nicht entgegen gehen muß, kömmt darin nicht um! — war das dumm?

Hatte die Schlacht geendet, verließ Hans ſeinen gewöhnlichen Poſten, das Gepäcke, und plünderte mit Brigittens Hülfe nach Herzensluſt todte Freunde und lebendige Gefangene. Manchem Knappen war ſolch' Beginnen ſchon ſchlimm bekommen, denn es blieb zu jener Zeit ein ausſchließliches Vorrecht der Herrn Ritter, allein bei Hanſen pflegten die Vorgeſetzten ſtets ein Auge, öfters auch beide, zuzudrücken; Niemand wußte warum, Hans wußte es auch nicht, aber er dachte: wo kein Kläger, iſt auch kein Richter, wo kein Rächer, keine Strafe, und: man muß die Birnen ſchütteln, wenn ſie reif ſind. Verdienten ſolche Gedanken aber wohl dumme geſcholten zu werden? —

Einſt nach einem mit vielen Opfern erfochtenem Siege hielt der vierte Heinrich Heerſchau. Hans ſtellte ſich dabei ein; ſeine Sturmhaube und Rüſtung hiengen noch voll Heu, denn der Knappe war ſoeben aus einer Scheune gekrochen, in der er mit Brigitten die Schlacht verſchlafen hatte; man lachte als Hans erſchien, aber bald umwandelte ſich dieſes Lachen in Staunen, denn der Kaiſer rief: Tapferer Knappe! wackerer Hans Hirſchkopf! tritt hervor!

Unſer Hans that zagend und zögernd, wie ihm geheißen worden war.

Die kaiſerliche Stimme ließ ſich abermals vernehmen: So brav wie dieſer Knappe, ſprach Herr Heinrich, hat, unmittelbar unter meinen Augen, heute an dem heißen Tage keiner gefochten, er iſt es werth Ritter hinfür zu heißen, darum Hans Hirſchkopf kniee nieder nun.

Unbeholfen wie er war ſtürzte Hans ſtracks an die Erde hin, der Kaiſer zog das Schwerdt, verabreichte dem Knappen mit der flachen Klinge einen Kreuzhieb über den breiten Rücken, indem er feierlichſt denſelben ermahnte:

Dieſes dulde von mir und von keinem andern wieder!

Hans hieß nun Ritter und erhielt gekreuztes Hirſchgeweihe, an deren Enden kleine

Heubüſchel zu erblicken waren, als Abzeichen in ſeinen Schild. Niemand wußte warum, Hans wußte es auch nicht, allein der Neugeſchlagene wiederholt bei ſich oft die Worte: Beſſer Ritter, als Knecht! — und damit hatte er wahrlich ſo ganz unrecht nicht.

Die Ritter ſteckten die Köpfe zuſammen; den feigen dummen Hans, mir nichts dir nichts, alſo erhoben zu haben, dieſe Handlung erklärten viele geradezu für einen etwas dummen Streich, andere dagegen, die gutmüthigeren nämlich, meynten, es ſeye dieſes nicht der erſte dumme Streich von kaiſerlicher Majeſtät vollbracht; treue Vaſallen müßten ſich daran zu gewöhnen ſuchen und Hanſens Ritterthum mit dem weiten Mantel chriſtlicher Nachſicht bedecken. Die alſo urtheilenden blieben unſtreitig die klügſten, denn zu ändern ſtand die Sache nun einmal nicht mehr.

Ich, der Erzähler dieſer herzbrechenden Geſchichte nämlich, glaube nun dem geneigten Leſer ein Licht aufſtecken zu müßen, wenn ein ſolches jetzt in ſeinem Kämmerlein nicht ſchon von ſelber bereits lichterloh brennen ſollte.

Nimmermehr wäre Hans Ritter geworden, allein ſein Ehegeſpons die reizende Brigitte — war das Weib von ſieben Männern.

Die Frau von ſieben Männern? — Allerdings! wenn auch nicht im geſetzlichen doch wenigſtens im natürlichen Sinne, der die Sache nimmt, wie ſie nun einmal iſt, denn nach jener Anſicht freilich hätte das ſiebenfache intereſſante Verhältniß nicht wohl ſtatt finden können, da geſetzliche Vielmännerei zwar, auch jetzt noch, auf der Küſte von Malabar, bekanntermaßen herkömmlich iſt, in Deutſchland aber nimmermehr ſtatuirt blieb.

Kurz und gut — Schön-Brigittchen buhlte außer der Ehe annoch mit ſechs vornehmen Männern im Heere; jeder glaubte, — denn das Knappenweib war klug, — allein Hahn im Korbe zu ſeyn; Brigittchen war auch ehrgeizig und wollte eine Rittersfrau heißen, jeder der Buhlen mochte gerne — koſtete es doch kein Geld — ſich durch ſeinen Einfluß der Geliebten gefällig erzeigen, und ſo wurde der dumme Hans, wie ſchon erwähnt, Ritter, ohne zu wiſſen warum, aber dennoch ohne Urſache nicht, wie denn ſchon hienieden überhaupt jedes Ding eine Urſache bedingt.

Der Kampf endete, das deutſche Heer zog nach Hauſe und der wackere Ritter Hans Hirſchkopf ſah ſich von kaiſerlicher Majeſtät mit der gerade herrenloſen Burg im Herzogthume X — belehnt.

Hans und Brigitte hatten im Felde etwas vor ſich gebracht, will ſagen ein ſchönes Sümmchen zuſamm' geſtohlen und man mußte es den guten Leutchen bezeugen, ſie wußten ſinnig das Kapital zu verwenden. Das Ländchen, in welchem Hanſens neu erworbene Lehen belegen waren, hatte durch ſtete Kriegsjahre ſehr gelitten und ſtellte ſich ungemein entvölkert dar; zu Spottpreiſen kaufte man die anſehnlichſten Ländereien. Hans öffnete auf Brigittens Geheiß ſeinen ſchweren Geldſäckel, die zahlreichen Freunde der Rittersfrau mußten ſich, wohl oder übel wollend, ſchon auch zu Anleihen verſtehen und bald nannte der Ritter eine Herrſchaft ſein eigen, deren Umkreis der träge Hans während eines Sonnenwechſels nicht mehr zu umreiten vermochte.

Unſer Pärchen lebte übrigens in Freude und Luſt; Brigitte führte, wie ſichs nicht gebührte, das Regiment im Hauſe, empfing Gäſte und beſuchte Bankette, Hans aber leerte indeſſen manchen Humpen und ſchoß — manchen Bock.

Brigitte hatte übrigens dem theuren Gatten nach und nach ſechs holde Söhne geboren, ſie glichen dem Vater alle — wie kein Ey dem andern.

Schon in ziemlich ſpätem Alter beſchenkte die Rittersfrau den alten Hanſen annoch mit einem Hänschen, und o Wunder! — Hänschen war dem Hanſen dieſesmal, in der That ohne Scherz, wie man zu ſprechen pflegt, gleichſam aus dem Geſichte geſchnitten.

Doch Hänschen blieb aber auch die letzte Frucht ehelicher Luſt. Alles auf Erden muß einmal enden; eine böſe Bruſtwaſſerſucht kam bald darauf über die Burgfrau und ehe man ſich's verſah, erſtickte ſie.

* * *

Mit feſtlichem Gepränge wurden der edlen Brigitte irdiſche Reſte in der Gruft der Burg Hirſchau beigeſetzt, doch ſchon in der folgenden Nacht zur zwölften Stunde erſchütterte ein mächtiger Donnerſchlag die grauliche Halle, der Deckel flog vom Sarge und das Schickſal, das gewaltig herrſchende über Lebendige und Todte, erſchien in höchſt eigener Perſon.

Brigitte! Brigitte! Brigitte! — ſo ließ es ſich in ſchauerlich dumpfem Tone vernehmen — Brigitte! ich bin das Schickſal, erwache und höre mich: du warſt während deines irdiſchen Wallens nicht viel mehr werth als ein Schuß alt-preußiſchen Musketierpulvers, ich bin zu höflich um mit glatten Worten zu ſagen, was du eigentlich warſt, allein Recht und Strafe muß ſeyn dort wie da, wofür wäre denn ſonſt ich vorhanden, darum erhebe dich, und wie einſt in reizender ſo wandle nun in etwas häßlicher körperlicher Geſtalt als Ahnfrau der Hirſchkopfiſchen Ritter auf Erden bis einſt deiner ſpäten Enkel einer löſen wird des dunklen Urtheils dunkles Räthſel:

Mehrere Male Hinein — mehrere Male Heraus — endlich Garaus und dennoch ein Hochzeitſchmauß.

Der geneigte Leſer wird mir ſonder Schwierigkeit gefälligſt eingeſtehen, daß dieſes Urtheil *etwas unverſtändlich* und *beinahe wie baarer* Unſinn geklungen, darum war es aber auch ein *Schickſalſpruch* und mit ſolchen Sprüchen den Begriff des Unſinns zu verbinden, daran ſind wir längſt gewöhnt, wollte Gott, daß ſothaner Unſinn nur allen übrigen Entſcheidungen und Urtheilen ſtets fremd bliebe.

Wäre ich ein ächter Romanſchreiber, der ſich auf ſein Fach ſo recht verſtände, ſo müßte ich eigentlich, was die Unverſtändlichkeit des Spruches betrifft, das gute Leſepublikum eine liebe lange Weile zappeln laſſen und die Löſung deſſelben bis zur letzten Seite ſparen, allein dergleichen belletriſtiſche Fechterkünſte für dießmal verachtend, habe ich beſchloſſen nun ſogleich im allererſten Anfange ſelbſt und mit kühner Hand den romantiſch-myſtiſchen Popanz zu zertrümmern, indem ich hoffe, der geneigte Leſer werde ſich deſſen ungeachtet in der Folge nicht langeweilen. Zur Sache!

Das Schickſal wollte eigentlich ſagen: Brigitte! du mußt um deine Sünden zu ſühnen ſolange als Geiſt auf Erden umherwandeln, bis einſt einer deiner Nachkommen mehrere Male hinein, nämlich in's Verderben rennt, mehrere Male wieder heraus kömmt, endlich aber doch Bankrott macht, ſich aber dann durch ein bürgerliches Gewerbe, durch eigenes Mühen, Streben, Fleiß und Nachdenken wieder erhebt, zu bürgerlichem Wohlſtand gelangt und an der Hand einer wackern Gattin glücklich wird. Um dem Geiſte die Aufgabe noch ſaurer zu machen, beſtimmte das eiſerne Schickſal ferners noch: Es ſollte ſich Frau Brigitte gezwungen ſehen gegen ihr eigenes Intereſſe, alles anzuwenden die Nachkommen vor Verſchwendung zu warnen und zu bewahren, und demnach ihre eigene Erlöſung ſelbſt annoch zu erſchweren.

Die unglückliche, zum Leben wieder erwachte Frau v. Hirſchkopf ſeufzte und ſtöhnte ob des harten Urtheils, da wurde das Schickſal dennoch einigermaßen erweicht, und verſprach für ein böſes Prinzip, oder eine Ahnfrau Nro. 2, — wir werden ſpäter von ihr hören — zu ſorgen, deren Geſchäft es bleiben würde, die Hirſchkopfiſche Descendenz zur Lumperei zu verführen.

Dankbar küßte Brigitte dem Schickſale die Hand und begann ſofort ihre Wanderungen.

Zweites Kapitel.

Mit einem Satze über ſechs Jahrhunderte hinweg! — Der eigentliche Held der Geſchichte wird, nicht wie gewöhnliche Helden, geboren. — Die Ahnfrau Nro. 2 zeigt ſich im Schloßgarten.

Ein finſterer Geiſt hub nach Brigittens Tod an durch die Burg der Hirſchköpfe zu ſchleichen.

Hanſens ſechs älteſte Söhne nahm ſchnell nach einander Freund Hayn zu ſich; zwei ſtarben an den Kindsblattern, der dritte ertrank im Strome, der vierte wurde in einem furchtbaren Rauſche vom Schlagfluſſe dahin gerafft, der fünfte, ein toller Reiter, brach den Hals und der ſechste endlich verendete an den Folgen genoſſener giftiger Schwämme, die er ſelbſt im Forſte geſammelt hatte.

Alſo waltete Nemeſis; wahrſcheinlich wollte ſie ein edles Geſchlecht reinigen, darum vernichtete ſie unerbittlich die Auswüchſe deſſelben, jene Baſtarde nämlich.

Alterſchwach' und lebensmüde ſegnete endlich auch der alte Hans das Zeitliche, indem er den letzten ihm übrig gebliebenen Sohn, das ihm ſo ähnliche Hänschen, als einzigen Erben ſeines bedeutſamen Beſitzthumes zurückließ, und dieſer zweite Hans war es, welchen die Herren v. Hirſchköpfe, wenn ſchon uneigentlicher Weiſe, noch heutigen Tages ihren Stammvater nennen.

Große und kleine Reiche erhalten ſich oft Jahrhunderte lang, ohne daß die Lenker, welche ſich nach und nach am Steuerruder ablöſen, gerade beſondere Klugheit offenbaren; ſie erhalten ſich durch — Zufall, oder weil es das Intereſſe eines mächtigen Nachbars erfordert ſie zu ſchützen, und ſo kann es keine Unwahrſcheinlichkeit genannt werden, wenn wir nun melden, daß das Geſchlecht derer von Hirſchköpfe während ſechs Jahrhunderten ſich fortpflanzte und in ſtetem Wohlſtande blühte, übrigens erſuche ich den geneigten Leſer mir die Abzeichnung und Aufzählung des Familien = Stammbaumes, als einer zu mühſeligen und höchſt undankbaren Arbeit, zu erlaſſen.

Kriegeriſchen Sinn ſtellten die Hirſchköpfe ſelten dar, die mehrern begnügten ſich zu den Fehden, welche Kaiſer und Reich zu verſchiedenen Zeiten auszufechten hatten, Vaſallen nub Reiſige zu ſenden, indeſſen ſie ſelber klüglicher Weiſe zu Hauſe blieben, Kohl bauten und Kinder zeugten. Mit den Nachbarn ſuchten die Herren, ſelbſt zu jener Zeit in welcher das rüde Fauſtrecht in Germanien am allertolleſten haußte, ſo viel möglich in Frieden zu leben, und da die Hirſchköpfe ſehr mächtig waren und eine beinahe unerſteigbare Burg bewohnten, hütete man ſich mit ihnen, mir nichts dir nichts, Händel anzufangen.

Wirthlichkeit und Sparſamkeit ſchienen Tugenden zu ſeyn, welche allen Hirſchköpfen gleichſam angeboren werden ſollten, und hieb auch der eine oder der andere zuweilen über die Schnur, ſo bedurfte es nur eines Lautes der warnenden Geiſterſtimme aus dem Munde der Ahnfrau des Hauſes und ſogleich kehrte der Strauchelnde wieder in's rechte Geleiß zurück.

Nur wenige Hirſchköpfe haben in der Vorzeit gelebt, welche den Geiſt der Ahnfrau Nro. 1. nie von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hätten, allein man war in der Familie gewohnt, ſich vor dem Geiſte nicht zu grauen, ſondern ihn vielmehr wie eine heilbringende Erſcheinung zu betrachten; er war es auch, denn er warnte ſtets vor Verſchwendung und ſolche Geiſterſtimmen thäten noch heutigen Tages gar manchen vornehmen ja ſelbſt oft den allervornehmſten Familien ungemein noth.

Der arme Geiſt der Frau Brigitte bekam aber des viel hundertjährigen Umherwandelns auf Erden endlich ſehr ſatt und fieng bereits an zu fürchten, er werde ſeine Erlöſung nicht eher, als an dem großen Tage bezwecken, der allen irdiſchen und geiſtigen Drangſalen und alſo auch hoffentlich der teutoniſchen Pſeudokritik und Renzenſierwuth ein erſprießliches Ende machen wird.

In der angegebenen Art und Weiſe lebten und wandelten die Herrn v. Hirſchköpfe. Während der Regierung Kaiſer Carls VII. erwarben ſie die Freiherrnwürde, allein gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſchien es mit dem alt adelichen Geſchlechte zu Ende gehen zu wollen, denn um dieſe Zeit vegetirte

Lorenz Freiherr v. Hirſchkopf, als der letzte ſeines Namens und Stammes, auf Hirſchau. Zwar lebte Herr Lorenz, ein rüſtiger Vierziger, bereits ſeit acht Jahren im Stande der heiligen Ehe, allein dieſelbe ſchien ungeſegnet bleiben zu wollen. Plötzlich fieng die Freifrau an zu kränkeln, der ſorgliche Gatte nahm aus der Stadt einen jungen Doktor auf die Burg und — Wunder über Wunder! — der jugendliche Aeskulap befand ſich nur kaum etliche Monden im Hauſe, da fühlte ſich die Patientin geneſen und obendrein wurde ihres Lebens heiſeſter Wunſch erfüllt, die Dame war — ſchwanger.

Auf den Fall, daß die Gattin einen männlichen Sprößling zur Welt bringen würde, beſtimmte Herr Lorenz, daß dieſer, dem gefeierten Stammvater der uralten Familie zu Liebe, Hans heißen ſollte, die Freifrau dagegen wollte den zu hoffenden Sohn, ihrem

Lieblingsdichter Lafontaine zu Ehren St. Julien*) nennen.

Es war in der That ein derber Knabe, welchen Frau v. Hirſchkopf zur rechten Zeit gebar, allein der junge Herr ſprang, in etwas ungewöhnlicher Weiſe, mit dem linken Beinchen zuerſt aus ſeiner dumpfen neun monatlichen Gefangenſchaft heraus ins Leben friſch hinein und dieſer erſte Genieſtreich des Junkers tödete die Mutter.

Herr v. Hirſchkopf und der junge Doktor heulten ob dieſes unerwarteten Todfalles ſo kläglich in die Wette, daß ſich die Steine hätten erbarmen mögen, aber — um uns auch eines Gemeinplatzes zu bedienen — Thränen und Klagen vermögen Todte nimmermehr zu wecken; es blieb am Ende bei der Sache nichts anderes zu thun übrig als die irdiſchen Reſte der hochſeligen Dame in der alten Familiengruft der alten Hirſchköpfe beizuſetzen.

---

*) Herr Lafontaine ſchrieb, ungefähr um jene Zeit, einen Roman gleichen Namens.

Einem in der mild duftigen Morgenluft des Lenzes entſproſſenem Roſenknöſpchen gleich blühte übrigens der neugeborne Junker, und der junge kleine Muttermörder lächelte ſo unbefangen, als ob er kein Wäſſerchen getrübt hätte.

Der tief gebeugte Vater wollte ſeinem Willen treu bleiben und dennoch auch einen der letzten Wünſche der hinübergegangenen theuren Gattin ehren, darum erhielt ihr rückgelaſſenes Söhnchen in der heiligen Taufe die Namen Hans und St. Julien zugleich.

Von Herrn v. Hirſchkopf leidlich honorirt kehrte der junge Doktor in die Stadt zurück und jener beſchloß, ſich in höchſt eigener Perſon der Erziehung und Pflege des einzigen geliebten Söhnchens zu unterziehen, welche Mühe vorerſt mit einer Kindswärterin zu theilen er ſich aber freilich gezwungen ſah.

Von St. Juliens erſten Lebensjahren bleibt, ſo wie von aller Helden erſter Jugendepoche überhaupt, wenig der Rede werthes zu melden; es wurden dem Junkerchen die gerade in die Mode gekommenen Kuhpocken eingeimpfet und ein Neſſelfieberchen überſtand der Knabe glücklich. Jetzt hatte St. Julien das zwölfte Lebensjahr erreicht und ſchien in jeder Hinſicht zu einem ächten Hirſchkopfe heran reifen zu wollen.

Dem bisher genoſſenem Unterrichte des ehrlichen Dorfſchulmeiſters machte der Junker viele Ehre; er ſchrieb, las und rechnete ſo fertig, als man nur immer von einem Lancaſter'ſchen oder Peſtalozziſchen Schüler in gleichem Alter hätte erwarten können, auch wußte St. Julien eine Menge lateiniſcher Vokabeln herzuſagen. Uebrigens offenbarte der Knabe einen ungemein friedfertigen und ſanften Sinn; die Katzbalgereien der lieben Dorfjugend erweckten in ihm dermaßen kalte

Schauer, daß bei ſolchen Gelegenheiten ſtets ſeine feine Manſchetten bedeutſam wackelten; ſparſam bezeigte ſich St. Julien in ſolchem hohen Grade, daß ſelbſt die heiſeſten Thränen des Bettlers, die lauteſten Klagen und das offenbareſte und ſchreiendſte Elend nimmermehr vermochten ihm einen Heller ſeines kleinen Taſchengeldes zu entreißen, welches er ſich mit der ängſtlichſten Sorgfalt zuſammen ſparte, ohne eigentlich recht zu wiſſen, warum er es that. Dieſer letztere Umſtand erfreute ganz vorzüglich Herrn Lorenzens Vaterherz, denn Verſchwendung galt ihm der Greuel höchſter hienieden.

Dem groſſen Haufen war im Laufe des achtzehnten, als aufgeklärt verſchrienen Jahrhunderts der Glaube an Geiſter ſo ziemlich verloren gegangen und wir rechnen es unter die vielen Vorzüge des neunzehnten Säculums, daß es dieſen preiswürdigen erhabenen Glauben wieder einigermaßen zu Ehren brachte.

Lorenz Freiherr v. Hirſchkopf hatte zwar, in ſeiner Jugend noch, öfters von denen, in der altergrauen Burg ſeiner Väter umher wandelnden Geiſtern und Ahnfrauen erzählen gehört. Ich müßte das dem Geſchichtsſchreiber ſtets heilig bleiben ſollende hehre Wahrheitsgefühl verletzen, wollte ich hier behaupten, es wäre Herr Lorenz ſelbſt ein eigentlich ſtarker Geiſt geweſen, allein er hatte nun einmal, ohnehin allem Geiſtigen entfremdet, bis zu ſeinem ſpätern Alter nimmermehr eine ſolche Ahnfrau von Angeſicht zu Angeſicht geſehen und hielt demnach die ganze Sache für ein erſonnenes Mährchen, in welches ſeinen hoffnungsvollen Sprößling Hans St. Julien einzuweihen er ſich wohl hütete; allein Lorenzens Irrthum reifte nun ſeiner Aufklärung entgegen.

Unſer feiner ſittſamer und ſparſamer Junker hatte, wie ſchon angedeutet wurde, mehr wohl als ein dutzend Kinderſchuhe ausgetreten, als der junge fromme Held einſt an einem ſchönen Sommerabende, ſein Schulpenſum rekapitulirend, in den ſchattigen Laubgängen des Schloßgartens promenirte. Plötzlich trat ihm, als er gerade um eine Ecke bog, eine fremde Dame dicht vor die Naſe.

Dieſes dem Anſcheine nach kaum neunzehnjährigen Frauenbildes Wuchs ſtellte ſich ſchlank, ſein ganzes Aeußere aber ungemein reizend dar: eine güldene Lockenfülle wiegte ſich auf dem üppigen Buſen, fromme Rehaugen blickten freundlich und Zutrauen erweckend um ſich, ein kleiner kußlicher Kirſchenmund lächelte lieblich. Ein himmelblaues reichgeſticktes und koſtbares Seidengewand umfloß die runden Hüften der Dame und ein prachtvoller breiter Silbergürtel hielt das Gewand unter dem Buſen zuſammen; vom

Haupte bis zur Erde hernieder floß ein herrlicher Brüßeler Kantenſchleier.

Trotz der fremden Dame ſiegender Schönheit entſetzte ſich der arme etwas blöde Hans ob der unerwarteten Erſcheinung dermaßen, daß er ein paar Schritte zurück prallte und ſich anſchickte das Haſenpanier zu ergreifen, da rief ihm das wunderholde ſeltſame Frauenbild im blauen Seidengewande mit einem, melodiſch wie Silberglöcklein oder Melzelſche Flötenuhren tönenden Stimmchen höchſt freundlich zu: Lieber St. Julien! guter Hans! fliehe nicht vor mir, ich bin deine Freundin, verweile — ich will dir ein koſtbares Geſchenk überreichen.

Das Wort: „Geſchenk, koſtbares Geſchenk!“ übte auf den jungen Geizhals einen Impuls, der ſeine angeborene Furcht beſiegte; er ſtand nicht nur, nein er wagte ſogar der fremden Dame zu nahen, ſah ſie doch bei näherer und ruhiger Betrachtung keineswegs aus als ob ſie Belieben trüge einen jungen Hirſchkopf mit Haut und Haare zu verſchlingen.

Das Frauenbild lächelte und ließ ſich abermals alſo vernehmen: Mein ehrlicher Hans! — empfange hier dieſe güldene Tabacksdoſe, in der ſich ein wunderſeltſames Spielwerk befindet, nebſt dem Schlüſſel dazu; wenn du das Werk aufziehſt, ſo wird es eine Melodie ſpielen, welche bald genug ſich zu der beliebteſten der Generation, welcher du angehörſt, erſchwingen wird; des Sanges Lehre werden deine Zeitgenoſſen, von den Vornehmſten an bis zu den Geringſten, in der Folge huldigen und das Lied ſelbſt lautet in reinem geſchmackvollem deutſch:

„Mir iſt alles eins, mir iſt alles eins
Ob i a' Geld hab' oder kains u. ſ. w."

Biſt du guter St. Julien! — ſo ſchloß die Dame ihre Rede — lüſtern nach den ſüßeſten und pikanteſten Freuden, welche Sterbliche verdauen können und fehlen dir dazu die geeigneten Mittel, ſo brauchſt du nur das: „Mir iſt alles eins ꝛc.“ erklingen zu laſſen und ſogleich werde ich erſcheinen, um dir mit den beſten Rathſchlägen des Geiſterreiches zu dienen.

Ganz verdutzt griff unſer Junkerchen nach der ihm dargebothenen Tabatiere; mechaniſch ſteckte er den Schlüſſel in das Löchlein, welches ſich in deren Revers befand, und eben ſo mechaniſch zog er das Werklein auf, welches auch ſogleich das: „Mir iſt alles eins ꝛc.“ zu ſpielen anfieng.

Hans war entzückt ob der Doſenmuſik; er lachte laut auf und ſeine Beine huben an ſich taktmäßig, wie zum Tanze, zu erheben, indeſſen war die fremde Dame entſchwunden, ſtatt ihrer aber erſchien des Junkers Vater, der ſich zufällig gerade im Schloßgarten befand und welchen die hellen Töne der Spieldoſe herbeigelockt hatten.

Wetterjunge! ſchrie Herr Lorenz v. Hirſchkopf, was haſt — was machſt du hier? —

St. Julien erzählte treuherzig alles was ihm widerfahren war, Herr Lorenz aber, nachdem er des Sohnes Erzählung vernommen, rief zitternd und erblaſſend aus: So wäre die alte Sage alſo dennoch mehr dann ein lediges Mährchen geweſen! — Unſeliger! ſo wiſſe denn, es war eine der Ahnfrauen unſeres Geſchlechtes, ja es war die Beſtie, die Ahnfrau Nro. 2, welche dir die verfluchte Schnupftabackdoſe ſchenkte und in deren Schlingen du nun auf immerdar gefallen, Hans! St. Julien! Hans! denke an mich, jetzt wirſt und bleibſt du ein Lump, ein lüderlicher Hans von nun an bis in Ewigkeit.

Mit dieſen Worten entriß Herr Lorenz dem Sohne die Spieldoſe und rannte mit derſelben haſtig von dannen; ob Herr Lorenz übrigens ein Seher geſprochen, ob er verdiene, dem Bauern Adam Müller oder gar einem noch vornehmern Propheten an die Seite geſtellt zu werden, muß die Folge dem geneigten Leſer ſo wie dem demüthigen Autor lehren.

Drittes Kapitel.

Der Held der Geſchichte tritt in den wirklichen modernen Heldenſtand ein. — Das braunäugige Kammermädchen und die blauäugige Gebieterin. — Der Held trauert, jubelt und flucht — alles in einem Tage zugleich.

Es ſchienen die Worte des alten Herrn Lorenz v. Hirſchkopf, deren wir zu Ende des vorigen Kapitels erwähnten, in der That prophetiſche geweſen zu ſeyn, denn ſeitdem Junker Hans die Bekanntſchaft der Ahnfrau Nro. 2 im Schloßgarten gemacht hatte, ſtellte er ſich ganz und gar umwandelt dar.

Eine helle kühne Flamme brannte ſeit jenem Tage aus dem früher etwas matten

Auge St. Juliens, der ſonſt ungewöhnlich furchtſame Knabe wurde der tollſten Wildfänge einer; er brachte in die täglichen Raufereien der Dorfjugend eine Art Geiſt des neuern Kriegsſyſtems, indem er den Haufen in zwei Häuflein theilte, das eine ſelbſt anführte, auf das andere mit wildem Hurrah losſtürzte und das feindliche Häuflein über den Haufen warf.

Sein ſeit etlichen Jahren zuſammen geſpartes Taſchengeld vergeudete unſer Held in wenigen Tagen und fieng ſofort an von Jedermann zu borgen, der da borgen wollte, bei welchen Angelegenheiten der junge Herr viel Mutterwitz und angeborne Verſchlagenheit offenbarte; ja ſelbſt hübſchen Mädchen begann der ſonſt blöde nun verwegene Hans nachzuſchleichen.

Selten vergieng von nun an ein Tag, an welchem bei Herrn Lorenz das Söhnlein nicht, verübter unnützer Streiche halber, angeklagt worden wäre; Herr Lorenz jammerte und rang die Hände, aber der Eltern Klagen allein pflegen Kinder ſelten zu beſſern.

Plötzlich zeigte St. Julien große ja unüberwindliche Luſt in den vaterländiſchen Kriegerſtand zu treten, Herr Lorenz wollte davon anfangs nichts hören, allein nachdem er mit jedem Tage mehr ſeine Ohnmacht fühlte, welche ihm nicht verſtattete den wilden Sprößling ferner zu bändigen und nachdem ihm Freunde und Bekannte vorſtellten, daß gerade jener Stand allein die bewährteſten Mittel darböthe, tolle Starrköpfe zu brechen, fieng Herr v. Hirſchkopf um ſo mehr an ſich des Sohnes Willen zu fügen, da er überdieß durch Hanſens Entfernung aus der väterlichen Burg hoffen zu können glaubte, denſelben dem ſchädlichen Einfluſſe der Ahnfrau Nro. 2 zu entziehen, ob ſich ſchon dieſelbe ſeit ihrem Erſcheinen im Schloßgarten nicht ferner gezeigt hatte.

Das Reſultat aller Betrachtungen und Erwägungen blieb, daß Herr Lorenz, wenn auch mit ſchwerem Herzen, endlich den Stammhalter nach dem Reſidenzſtädtlein des kleinen Vaterlandes brachte und ihn als Cadet in das Reuterregiment einreihen ließ, welches die Hälfte der vaterländiſchen Armee bildete.

Hans war ein hübſcher ſchwarzäugiger Junge von ſtämmig kräftigem Wuchſe; ſein rundes Kinn verrieth bereits die Zierde des werdenden Mannes; durchſichtige und einzeln ſtehende Flocken verſuchten ſich um ſeinen bildlich' ſchönen Mund zu locken. Dichtes kaſtanienbraunes Haar zierte die Schläſen, ein intereſſantes Braun, durch das Roſenroth der Wangen noch erhöht, glänzte auf dieſem Jünglingsgeſichte; ſein Kopf war jener des farneſiſchen Hercules; übrigens kleidete ſich St. Julien mit Sorgfalt und wurde ſchnell ein kühner und gewandter

Reuter. Solche Vorzüge fanden bei den Vorgeſetzten zwar Anerkennung, dagegen fehlte es auch nicht an Klagen über den Reuter-Cadeten: man nannte ihn vorzugsweiſe und allgemein einen großen Lumpen und dieſe ſchlimme Reputation verhinderte des Cadeten Beförderung um ſo mehr, da ohnehin tiefer Friede waltete und ſelten nur Lücken entſtanden.

Um den geneigten Leſer nicht zu ermüden, hebe ich aus den vielen gerade nicht ſehr erbaulichen Abentheuern, welche unſer luſtiger Hans während ſeiner militäriſchen Carriere beſtand, nur ein einzelnes, ſeiner Eigenthümlichkeit halber, aus.

Dem Hauſe, in welchem St. Julien wohnte, gegenüber, erheben ſich die ſtolzen Mauern eines Pallaſt ähnlichen Gebäudes, Eigenthum eines Fräulein v. S—.

Das Fräulein war Stiftsdame und galt dem Vernehmen nach viel bei Hofe. Der

Cadet hatte ſein gnädiges vis à vis bisher mit keinem Auge erblickt, denn das Fräulein ſchlief bis gegen Mittag, brachte dann einige Stunden bei der Toilette zu und fuhr Abends in Geſellſchaften, aus denen es erſt nach Mitternacht wieder zurückkehrte.

Wenig kümmerte Hanſen übrigens auch der Nachbarin Thun und Treiben, allein um ſo mehr hatte der Stiftsdame Zofe ſeine Aufmerkſamkeit erregt. Die Soubrette ließ ſich Demoiſelle Betti nennen und war in der That eine recht niedliche unterſetzte Brünette. Die Formen des kaum zwanzigjährigen friſchen Mädchens ſtellten ſich rund, derb und üppig dar, ſeine Wangen glühten wie Aepfelchen, die Lippen waren roth wie reife Erdbeeren und aus den braunen Augen guckten unverkennbar Schalkhaftigkeit und Lebensluſt der höchſten Potenz.

Zwiſchen Licht und Dunkel, wenn die Herrſchaft bereits ausgefahren, pflegte die muntere Betti beinahe täglich unter dem offenen Thore des Pallaſtes ihrer Herrin zu erſcheinen, wahrſcheinlich um ein bischen friſche Luft auch zu ſchöpfen. Hier erblickte der Cadet aus den Fenſtern ſeines Gemaches die Soubrette, das Mädchen gefiel ihm —

> Hui, dacht' er, den Vogel, den willſt du ſchon
> kriegen! —
> Im Augenblick macht er Projekten und Plan,
> Als käm' es auf Cadizs Eroberung an.

Allein — feurige Cadeten pflegen in derlei Fällen die Zeit nicht mit zu langem Nachdenken zu verlieren, ſie ſchreiten lieber raſch zum Handeln vor, deſſenzufolge rieß St. Julien auch ſogleich das klirrende Reuterſchwerdt von der Wand, gürtete es um, und —

> In Galla vom Federbuſch bis auf die Zehen
> Mit Seufzern aus Schillings Romanen
> verſehen —

Ja alſo ausgerüſtet rannte der junge Krieger hinüber unter den Thorweg.

Die Blödigkeit hatte Hans, wie wir wiſſen, bereits längſt abgelegt; artig und kühn redete er die Zofe an, und dieſe wäre zur Zofe ganz und gar verdorben geweſen, hätte ſie ſich ob der Anrede eines jungen Cadeten entſetzt, der an jugendlich männlicher Schönheit dem Götterſohne Mavors ſelbſt nicht nachſtand. Betti war aber im Gegentheile keineswegs mit jenen Thierchen geiſtesverwandt, welche einſt das Capitol der alten hehren Roma retteten, es wußte das Mädchen dermaßen klug zu ſprechen, naiv zu antworten und zu ſcherzen, daß ſie an die Soubretten der franzöſiſchen Comödie mahnte.

Solche Naivete pflegt oft noch ganz andern Leuten als Cadeten zu gefallen, ja man will Beiſpiele kennen, nach welchen ſie Miniſtern und Feldherrn öfters ſogar nicht mißfallen haben ſoll; was Wunder daher, wenn ſie auch Hanſen, den, im eigentlichſten Sinne des Wortes, dennoch unverdorbenen Sohn der Natur entzückte.

Eine lange Plauderſtunde war unſerm St. Julien einer Minute gleich verſtriechen, beim Abſchiede erfaßte er der Zofe rundes Händchen, drückte es gegen ſeine jugendliche Heldenbruſt und — o Seligkeit und Wonne! — Die Soubrettenhand ließ einen leiſen Gegendruck fühlen.

Am Abende des andern Tages zeigte ſich Betti wieder unter dem Thorwege und bald darauf fand ſich auch der Cadet ein; die Converſation geſtaltete ſich heute vertraulicher und dauerte auch länger als Tags zuvor. Beim Abſchiede drückte der tollkühne Hans die reizende Zofe hinter den einen der Thorflügel, indem er ſie mit ſeinen ſtarken ſennigten Armen umfaßte. O Sie Abſcheulicher! — liſpelte Betti ganz leiſe — laſſen Sie mich, oder ich ſchreie — nichtsdeſtoweniger fanden des Jünglings glühende Lippen des Mädchens kleinen und lieblichen Erdbeerenmund; Betti ſchrie aber nicht, ſondern hielt geraume Zeit wie ein Lämmchen ſtill.

Ein abermaliges Rendezvous fand am dritten Abende ſtatt, doch heute zeigte ſich die Soubrette etwas ſpröde und kalt; ſie brach die Unterhaltung bald ab, indem ſie verſicherte, dringender Verrichtungen halber, in ihr Stübchen zurückkehren zu müſſen. Wohlan liebes Mädchen! — rief Hans — ich begleite dich in dein Gemach, ohnehin können wir dort ungenirter — plaudern. — Ich muß dieſe Begleitung gehorſamſt und dringend verbitten, erwiederte die Zofe und hüpfte davon die Treppen hinan, allein der Cadet war flink hinter ihr her; er drang mit Betti zugleich in deren einſames trauliches Hinterſtübchen. Die Soubrette ſchien nun doch in vollem Ernſte zürnen zu wollen: Mein Herr! fuhr ſie auf, Sie ſind ein Unverſchämter, verlaſſen Sie zur Stelle mein

Gemach, oder ich werde die übrige Dienerſchaft zu meiner Hülfe herbeirufen — ſie hatte gut ſprechen, der Reuter-Cadet ließ ſich ſo leichten Kaufes nicht verblüffen, er drückte das ſchmollende Mädchen mit ſanfter Gewalt auf den Sopha nieder, und — was er auch für Ueberredungs- und Beſänftigungsmittel angewendet haben mochte, genau wiſſen wir es nicht zu erzählen — genug! die beiden verſtändigten ſich, St. Julien weilte bis gegen Mitternacht in der Zofe kleinem Kämmerchen und wurde dann ganz freundlich in aller Stille entlaſſen; nicht nur, daß die Soubrette nicht daran dachte, die Dienerſchaft des Pallaſtes zu Hülfe rufen zu wollen, ermahnte ſie dagegen den jungen Krieger nun, fein ſachte auf den Zehen zu ſchleichen, damit ſeine Tritte auf den Treppen nicht Geräuſch verurſachen und irgend einen Unberufenen herbeirufen möchten.

Zwiſchen Betti und Hans war der vollkommenſte Friede hergeſtellt und dieſer verlebte manchen Abend, ja manche halbe Nacht wohl gar, in der Zofe kleinem Kämmerchen, eines Abends arrivirte ihm daſelbſt jedoch ein Zwiſchenabentheuer, zu welchem in der That, hätte es ganz und gar ohne Verluſt der Faſſung beſtanden werden ſollen, mehr als Cadetenerfahrung erforderlich geweſen wäre.

St. Julien ſaß, ohne großes Geräuſch ſchäckernd, neben Betti auf dem Sophà, als man plötzlich vom nahen Corridor her leiſe Schritte vernahm. Jeſus Maria! — ſchrie die Soubrette — das iſt meine Herrin, ich kenne ihren Tritt, ſie iſt lange vor der gewöhnlichen Stunde aus der Geſellſchaft zurückgekehrt; es muß ihr unwohl geworden oder irgend Unangenehmes begegnet ſeyn, doch um keinen Preis darf ſie uns hier zuſammen finden.

Das Mädchen ſprachs und floh, flüchtig wie ein Reh, in ein kleines an das Gemach ſtoßendes Cabinet; Hans wollte folgen, allein Betti hatte hinter ſich die Thüre verriegelt; ſchnell raffte nun der Cadet Helm und Schwerdt auf, er hoffte noch aus der Hauptthüre zu entkommen, allein ſo wie er dieſelbe öffnete, trat ihm eine ſchlanke weibliche, in ein reizendes Nachtneglige gekleidete weibliche Geſtalt entgegen; es war in der That das gnädige Fräulein v. S—, Bettis Herrin.

Unſeres guten Hanſens Attitüde, welche er, dem ihm unbekannten Fräulein gegenüber ſtehend, präſentirte, konnte mit Fug und Recht nicht wohl eine maleriſche genannt werden, ſie nahm ſich im Gegentheil beinahe Lachen erregend, den Typus einfältiger Verlegenheit darſtellend, aus.

Das Fräulein v. S— betrachtete während einer langen Pauſe den jungen Krieger lächelnd aber offenbar nicht mißfällig; Hans ſtand noch immer mit geſenkten Augenlidern, leiſe bebend, vergebens nach einer der Situation anpaſſenden Rede haſchend.

Das Fräulein von S— befand ſich gerade nicht mehr in des Lebens erſter Blüthe, doch hatte es auch das dem ſchönen Geſchlechte ſo odiöſe dreißigſte Jahr noch nicht erreicht; häßlich konnte man gerechterweiſe die Stiftsdame gerade nicht nennen, doch ſtellten ſich ihre Reize mehr pſychiſcher und minder wollüſtiger Art dar, dann jene der Soubrette.

Des Fräuleins Wuchs war ſchlank und hehr; nicht in zu üppiger Fülle gerade bläte ſich der dennoch bildliche Buſen, die Formen des zarten Körpers verbanden ſich zu einem ziemlich harmoniſchen Ganzen und vermochten beinahe an jene antiken der alten Hellas zu mahnen. Der Dame Teint zeigte ſich ſehr weiß und rein; auf dem vielleicht etwas zu wenig genährtem Geſichtchen war eine intereſſante Bläſſe ausgebreitet, aber aus den groſſen veilchenblauen Augen ſtrahlte ein Feuer, wie man es aus Augen von jener ſanften Farbe höchſt ſelten glänzen ſehen möchte. Haltung und Anſtand der Gebietherin ſtellten ſich fein und in lieblicher Ungezwungenheit dar.

Es war das Fräulein, welches endlich zuerſt das Schweigen brach: Freundlich lächelnd fragte es: Meine Betti nicht hier? — Doch Sie mein Herr! warten ja, wie ich ſehe, auch auf das Mädchen? —

Einige unverſtändliche Worte ſtotterte nun Hans, indem er ſchleunigſt ſich aus dem Staube zu machen verſuchte, allein mit ſanfter Gewalt hielt ihn die Dame am Collete zurück, indem ſie ihm, offenbar nicht zürnend, zuredete: Nicht doch, nicht doch mein Herr! es iſt nicht mein Wille Sie zu vertreiben, wir können hier beide ein bischen auf die Rückkunſt der Säumigen harren, kommen Sie — ſetzen wir uns. — Mit dieſen Worten warf ſich das Fräulein in den Divan ihrer Zofe und Hans nahm, noch immer ſehr verlegen und unmuthig, neben Bettis Herrin Platz. Sehr gütig und Vertrauen erregend erkundigte ſich die Stiftsdame nach Namen und Verhältniſſen des jungen Kriegers; der Cadet fand ſeine Faſſung wieder, erzählte, kam immer mehr ins Feuer, und wurde endlich, ob zerſtreut, oder hingeriſſen durch das Geſpräch, ſo dreißt, wie von ungefähr, auf etliche Momente ſeine kräftige Rechte auf des Fräuleins zartem Händchen ruhen zu laſſen. Die Stiftsdame lächelte und ſchien des kindlichen, ſchönen, wohl noch wenig erfahrenen Jünglings Unbefangenheit nicht übel zu deuten, man verwickelte ſich mehr und mehr ins Geſpräche, ein Wort gab das andere, man bemerkte nicht, daß es ſehr ſpät wurde, das Licht war ganz und gar hernieder gebrannt, und die Götter mögen wiſſen, wie es zugieng, daß — doch genug! die Stiftsdame entſchwand endlich aus dem Hinterſtübchen ihrer Zofe und der Cadet fuhr mit der flachen Hand über ſeine Stirne, nicht recht wiſſend, ob er geträumt oder nicht.

Jetzt trat, der langen Gefangenſchaft müde, Betti wieder in's Gemach; ohne allen Zweifel hatte die Kleine hinter ihrer durchlöcherten Tapetenthüre alles gehört und geſehen, was draußen im Stübchen geſprochen worden oder vorgegangen ſeyn dürfte. Der Cadet ſchien dieſes Umſtandes gänzlich vergeſſen zu haben, doch nun das Mädchen erblickend, ſprang er erſchrocken auf; der Soubrette nahend fragte er ängſtlich freundlich: Zürnſt du mir, gute ſüße Betti? — Da ſah ihm das Mädchen ſchelmiſch in's Auge und eine laute Lache erhebend, rief es aus: Wie, ich Ihnen zürnen? — wo bliebe mein savoir vivre? — ich, ich ſelbſten, daß Sie es nur wiſſen mein blöder Ritter! habe die Scene arrangirt, denn eine Soubrette von gutem Tone ſorgt für eine junge gütige Gebietherin in allen Stücken.

Hans ſetzte nach wie vor ſeine Beſuche bei der liſtigen Zofe fort und nicht ſelten fand er ſtatt dieſer deren Gebietherin; indeſſen wurde ihm die Bekanntſchaft mit der letztern bald von Nutzen: Der Cadet beklagte ſich bitter über unverdiente Zurückſetzung; das Fräulein v. S— wurde ob des ſchönen Jünglings Mißgeſchick gerührt und die barmherzige Stiftsdame ſprach ſofort aus der Sache mit ihrem Onkel, welcher Direktor des Kriegscollegii war; die feinſinnige Niece bath ungemein einſchmeichelnd vor, ſtreichelte auch mit den zarten Händchen wiederholt des Alten runzlichte Wangen, und wie einſt ſein Ur-Urahn die ritterliche Würde, ſo hatte nun auch unſer bisheriger Cadet der alles regierenden und vermögenden Weibergunſt eine Lieutenants-Charge zu danken.

Schon als Cadet hatte der junge Hirſchkopf ſtets mehr Geld nöthig, als der alte Hirſchkopf zu ſenden oder anzuweiſen geneigt war, aber als jener erſt zum Offizier vorgerückt, gieng des letztern Noth erſt recht an, indeſſen Hans von den neuen Cameraden bald als ein Matador der Fidelität geachtet wurde.

Ein braver, aber dennoch ein toller Reiter blieb unſer Hans; er kaufte und ritt nur junge feurige Thiere von den edelſten, und deſſenzufolge auch theurſten Racen, aber — bald brach ein Meklenburger Hengſt den Hals, ein ungariſcher Wallach wurde lahm, ein Holſteiner unterlag dem Gliedſchwamme, ein leichtfüßiger Britte der Bräune.

Sereniſſimus liebte glänzende Offiziersuniformen und alle Monate einen Totalwechſel derſelben; dem jungen eitlen Hans war ſothane Einrichtung höchſt genehm, und ſeine Garderobe hieß die glänzendſte, ſo wie ſein Stall der wohlbeſetzteſte im ganzen Regimente.

In keiner Art und Weiſe verdiente unſer Held ein Koſtverächter genannt zu werden; er that es vielmehr in ſämmtlichen martialiſchen Paſſionen bald ſämmtlichen Cameraden zuvor; die Herren waren beinahe alle — Zecher von Profeſſion, allein, wenn Hans wollte, ſoff er ſie deſſenungeachtet alle unter den Tiſch und ſank der allerletzte erſt hernieder auf dieſer Ehre naſſes Bett. An der Farobank ſpielte Niemand kühner und genialer, als der junge Freiherr v. Hirſchkopf, aber Niemand auch verlohr beträchtlichere Summen als er; mit Hetären ſich zu vergnügen verſchmähte der edle Jüngling, allein den jungen reizenden Bürgerstöchtern des Städtchens blieb Hans in einem hohen Grade zugethan und gewogen, und kein Offizier im ganzen Regimente machte bei den ſchönen Kindern ſchnelleres und entſchiedeneres Glück als wieder unſer Lieutenant; ſolches Glück hatte aber freilich und häufig anderweitiges Unglück zur Folge, allein St. Julien ſuchte Malheure der Art mit einem Gegenſtande auszugleichen, — den er wie alle große Geiſter hienieden am geringſten achtete, — das heißt: der Held beſchwichtigte in ſolchen Fällen — mit Dukatenrollen, und beinahe immer gelang es ihm damit, den Vätern, Brüdern und Müttern die groben bürgerlichen Mäuler zu ſtopfen.

Aus dem Erzählten geht klar hervor, daß der junge Herr v. Hirſchkopf ſehr viel Gold verbrauchte, indeſſen ihm der alte Herr Papa ſtets nur ſehr wenig ſendete; indeſſen das ganze Reſidenzſtädtlein wußte gar wohl, wie Hans, der einzige Sohn und Erbe eines ſehr reichen aber auch ſehr geizigen Vaters ſey, der übrigens ſchon ſeit geraumer Zeit an der Herzwaſſerſucht laborire, nun — Söhne ſolcher Väter vermögen, wenn ſie anders dazu Luſt haben, allerwärts ſonder große Mühe zu borgen, und welche Luſt hatte Hans! — Vier Jahre waren es nun erſt, daß unſer Lieutenant die Offizierswürde errungen hatte und dennoch belief ſich ſeine Schuldenlaſt auf nicht minder dann volle fünfzigtauſend Speciesthaler; die Angabe könnte manchem geneigten Leſer vielleicht als übertrieben erſcheinen, andere Leſer dagegen werden wiſſen, wie weit man es in kurzer Zeit mit gutem Willen, einer ahnſehnlichen Portion Leichtſinn und bei hinlänglichem Credit im Schuldenmachen bringen kann.

Schon lebte St. Juliens vielen Gläubigern des jungen Herrn alter Vater zu lange und das Geſchäft immer wieder auf's Neue zu borgen, wurde dieſem ſchon ungemein ſchwierig gemacht, da traf endlich plötzlich die Kunde ein, es ſeye der alte Herr v. Hirſchkopf eingegangen in's ſogenannte beſſere Leben, aus welchem unſeres Wiſſens noch Keiner wiedergekehrt iſt, um deſſen vorzüglichern Gehalt zu beſtätigen.

Als Held wußte Hans ſeinen ungeheuren Schmerz ob des geliebten Vaters Tod zu tragen; mit kräftiger Fauſt zerdrückte der hehre Jüngling etliche magere Thränchen, die er ſelbſt, müheſam genug, des Anſtandes halber, hervorgedrückt hatte, dann nahm er von dem Oberſten des Regiments zur Stelle Urlaub und jagte mit raſchen Pferden hinaus nach dem nur wenige Stunden vom Reſidenzſtädtlein entfernten Hirſchau.

Unter Weges und nun ganz allein und unbemerkt jubelte der wackere Sohn: Heida! mir lächelt Fortuna, ſeit drei Wochen bin ich erſt majorenn, zur guten Stunde ſtarb der filzige Alte; — hole der Teufel den Dienſt, ich nehme mit Rittmeiſtersrang meinen Abſchied, gehe auf Reiſen und haſt du ihn geſehen! jetzt erſt ſoll angehen für mich ein luſtig Leben.

Das erbauliche Selbſtgeſpräch endend, hieb der Junker wild in die muthigen Pferde, wie Gottes Wetter braußten die feurigen Rappen dahin und noch vor dem gänzlichen Einbruche der Nacht hielt Hans vor der hohen alten Pforte der väterlichen Burg.

Des alten Hirſchkopfs irdiſche Reſte waren noch nicht zur Erde beſtattet; in tiefer Trauer, welche ſich in den vom Weinen hoch geſchwollenen Augen des Biedermannes edler, als durch den ſchwarzen Rock ausſprach, trat der Verwalter Kreiſel, ein alter, treuer, viel bewährter Diener des Hirſchkopfiſchen Hauſes dem neuen Gebiether entgegen.

Mit Kälte erwiederte unſer Held die ehrfurchtsvollen Bewillkommungen des Verwalters, und mit demſelben nur kaum erſt in eine der untern Stuben des Schloſſes getreten, fragte Hans ſogleich und ziemlich raſch: Nun mein lieber Kreiſel! wie ſteht es um die Caſſen, es iſt nicht anders möglich; mein

Vater muß dieſelben in den brillanteſten Umſtänden hinterlaſſen haben? —

Der Beamte trat, wie etwas verwundert, einen Schritt zurück, dann erwiederte er trocken:

Die Caſſen ſind längſt leer, der hochſelige gnädige Herr haben nur kaum ſo viel Baarſchaft hinterlaſſen, daß man mit derſelben zur Noth wird die nothwendigen Begräbnißkoſten zu tilgen vermögen.

Kreuz-Mord-Tauſend-Schock-Millionenteufel! brüllte der Reuteroffizier erblaſſend, indem er mit den beſpornten Beinen wüthend ſtampfte, was ſagt Er — kein Geld in den Caſſen? — doch halt, ich beſinne mich, mein Vater hielt auf Papiere, auf gute Papiere, an denen nichts zu verlieren, die al pari ſtehen, wie hoch beläuft ſich wohl die Summe, welche in ſolchen Papieren vorhanden?

Herr Kreiſel räuſperte ſich und ließ ſich dann mit vieler Ruhe neuerdings und zwar folgendermaßen vernehmen: Mein theuerſter gnädiger Herr! ich kann nicht umhin Hochdenſelben gewiſſe Umſtände zu eröffnen, welche Ew. Gnaden denn doch früher oder ſpäter einmal vernehmen müßen: die Welt hielt den hochſeligen Herrn Vater für reich, und zwar für unbändig reich, wir ließen zwar, aus Klugheit, die Welt auf ihrem Glauben, allein die Welt irrte gewaltig, wie dieſes öfters zu geſchehen pflegt. Kriegsjahre und Mißwachs, auch diverſe andere große Unglücksfälle haben uns gewaltig herunter gebracht, und ſo kam es dann, daß der Hochſelige durchaus keine Activa, weder in klingenden Münzen noch Papieren, wohl aber einen nicht ganz unbedeutſamen Paſſivſtand hinterließen, indeſſen — ſo ſchloß der Verwalter, tröſtend und achſelzückend zugleich, ſeine untröſtliche Rede — beſſere Zeiten, eine rüſtige Verwaltung, Fleiß, Mühe und Sparſamkeit dürften nach und nach dennoch wieder günſtigere Conſtellationen herbeiführen, ganz laſſe ich den Muth nichtſinken.

hätte unſer junger Herr v. Hirſchkopf Anlage zum Schlagfluſſe bereits in ſeinem ſchönen Jünglingskörper einher getragen, wahrſcheinlich hätte die gänzlich unerwartete Bothſchaft bezweckt, daß man ſogleich mit dem hochſeligen Papa auch ihn in der Familiengruft würde haben beiſetzen können.

Eine Legion Kraftflüche, während ſeiner ganzen Dienſtzeit beim Regiment eingeübt, ſollte, auf einmal nun losgelaſſen, St. Juliens Unmuthe Luft machen, allein die Flüche erſtarben dem Unglücklichen auf den Lippen. Mit ſorglicher Miene nahete Kreiſel dem Gebiether, ängſtlich fragend: Mein Gott! Ew. Gnaden ſehen ſo blaß, befinden ſich Hochdieſelben vielleicht nicht wohl? ſoll ich nicht etwa ein Glas friſchen Waſſers —

Packe Er ſich zum Satan mit ſeinem Waſſer — erwiederte Hans kaum vernehmlich und wankte verzweiflungsvoll aus dem Gemache.

Viertes Kapitel.

Samielas kurze Geſchichte. — Der Held wird aus der Patſche gezogen.

Glocken tönten; Poſaunen klagten; dumpfe Trauerlieder erſchallten — die irdiſchen Reſte des alten Freiherrn Lorenz v. Hirſchkopf wurden zur Gruft getragen.

Des Hochſeligen einziger Sohn, Erbe und Stammhalter, unſer St. Julien nämlich, folgte dem Sarge und weinte dabei, als ob der Bock ihn ſtieße; ſeine Thränen waren dieſesmal in der That keine erkünſtelten, denn der unglückliche Hans gedachte an ſeine ungeheure Schuldenlaſt, an die Menge dringender Gläubiger, an die Unmöglichkeit, dieſelden nun befriedigen und das eigene lüderliche Leben mit Anſtand fortſetzen zu können, und ſolche Reflexionen vermögen ſchon auch den leichtſinnigſten Lebemann zu betrüben.

Die Gruft wurde wieder verſchloſſen; die Feierlichkeit war zu Ende.

Unſer Held kehrte in ſein Gemach zurück und ließ den alten Verwalter und Gerichtshalter Kreiſel zu ſich zu beſcheiden. Hans hub an:

Aber nein, Kreiſel! je mehr ich darüber nachdenke, deſto weniger kann ich die Möglichkeit begreifen, daß mein hochſeliger Herr Vater, der Geizhals, der jeden Groſchen zehnmal umdrehte, ehe er ihn ausgab, in der That mir die Güter in den mißlichſten Umſtänden und dazu nicht einen blanken Dreier hinterlaſſen haben ſollte. Nicht wahr Alter! Er ſcherzte wohl nur, doch laß Er nun die Poſſen und ſchenke Er mir reinen Wein!

Mein Gott und Schöpfer! antwortete der

Gerichtshalter, wie dürfte ich unwürdiger Knecht mich erfrechen, mit Ew. hochfreiherrlichen Gnaden, meinem nunmehrigen gebiethenden Herrn, zu ſcherzen? — Alles wahr, leider nur zu wahr — die richtig geführten Rechnungen beweiſen es, auch dieſer Brief hier, den der hochſelige gnädige Herr Papa, ſchon auf dem Sterbebette, noch an Ew. Gnaden zu ſchreiben geruhten, dürfte das Weitere beſagen, ich wollte, um friſche Wunden nicht allzuſchnell grauſam aufzureiſſen, mit der Uebergabe dieſes väterlichen Rücklaſſes zwar noch zögern, allein bei ſolch' bewandten Umſtänden —

Der Gerichtshalter überreichte mit dieſen Worten, — indem er einen zierlichen Kratzfuß zog — dem jungen Gebiether das verſiegelte Schreiben, deſſen er ſoeben erwähnt hatte. **Hans** erbrach ſchnell: der Brief des ſeligen Vaters beſtätigte **Kreiſels** unſelige Berichte in allen Theilen und ſchloß mit rührenden Ermahnungen zur Tugend und Sparſamkeit, wodurch es, nach des Verklärten Meinung, einzig und allein nur, dem hinterlaſſenen Sohne möglich werden würde, den geſunkenen Wohlſtand der Hirſchköpfe wieder zu heben.

Herr Kreiſel hatte, während der Junker den unerfreulichen Brief las, große Aktenſtöße herbeigeſchleppt, und dieſelben mit feierlicher Geſchäftigkeit entfaltend, fragte der ehrliche Alte freundlich grüßend: Iſt Ew. Gnaden vielleicht gefällig die amtlichen Rechnungen mehrerer Jahre bedachtſam durchzuſehen? —

Unwillig die Papiere zurückſtoßend rief der Junker aus: Ich weiß genug, wozu ſoll mir der Plunder, — mache Er! lieber Anſtalt, baare Summen zu ſchaffen, Geld muß ich haben unter jeder Bedingung, nehme Er Kapitalien auf die Güter auf, — wer hätte dieſen Stand der Sache vorausſehen können? — ich habe Schulden, ich vertröſtete meine

Gläubiger auf des Vaters Tod, ich muß bezahlen: Hört Er Alter! ich brauche, wie der alte Feldherr Montecuculli, nur drei Dinge: Geld! Geld! und abermals Geld!

Ja, erwiederte Kreiſel mit bedenklicher Miene, der Herr v. Montecuculli, deſſen perſönlicher Bekanntſchaft ich mich übrigens nicht erfreue, mögen ſagen, was dieſelben wollen, Geld iſt eine ſchwer zu erlangende Waare; ſchon haften auf der erſten Hypothek unſerer Güter ziemliche Schulden, und leider, leider — bedeutſam iſt in dieſer Zeit der Credit unſeres begüterten Adels geſunken; es werden ſich Ew. Gnaden perſönliche Creditoren, vermuthlich: Speiſewirthe, Krämer, Schneider, Schuſter u. dgl. ſchon vorerſt gedulden müßen.

Ei wer ſpricht von ſolchem Volke, ſchrie Hans erboßt, die mögen warten, bis ſie ſchwarz werden, aber Herr! ich habe Ehrenſchulden, Spielſchulden, Abfindungsſchulden, verſteht Er, was dieſes ſagen will, unter ſolchen Umſtänden muß der Cavalier bezahlen, darum Geld, Geld! ins drei Teufels Namen Geld!

Ganz wohl und gut! Ew. Gnaden — nahm nun der verlegene Herrſchaftsdiener das Wort wieder — recht gerne ja möchte ich das heißverlangte Metall Hochdenſelben ſchaffen, aber woher es nehmen? auf unſerm Grund und Boden finden ſich weder Gold- noch Silberminen vor; ſelbſt nicht Kupfer, nicht ſchlechtes Blei oder Queckſilber, ja nicht einmal Steinkohlen zeigen ſich, möge man auch noch ſo lange und emſig das Erdreich durchwühlen und ein zeitiger Verwalter und Gerichtshalter bedauert demnächſt auch ungemein, nicht im Beſitze eines Wünſchelrüthleins zu ſeyn. —

Er iſt und bleibt ein pedantiſcher Ignorant, ſcheer Er ſich zum Teufel! brüllte St. Julien zornerglühend und rannte von dannen.

Ei, ei, hm, hm — ſprach Kreiſel! indem er, etwas ironiſch lächelnd, bedächtig eine Prieſe zu der ſtattlichen Naſe führte — ei, ei, hm, hm — wiederholte der gute Alte mit einem ſeltſamen Tone noch einmal und gieng ſofort ebenfalls ſeiner Wege.

* * *

Verzweiflungsvoll durchſtrich unſer Hans ſofort ſämmtliche Gemächer des Schloſſes; er durchſtöberte gierig Kiſten und Kaſten, keiner ſelbſt der dunkelſten Winkel entgieng ſeiner Aufmerkſamkeit. Der Junker entdeckte alten Hausrath, größtentheils dem geſchiedenen Jahrhunderte angehörig, und allerlei andern, wenig werthvollen Trödel in Hülle und Fülle, allein dasjenige, nach welchem er am emſigſten gerade ſuchte, fand er leider nicht und ſelbſt das vorhandene, zum Haus- und Tiſchgebrauch verarbeitete Silber ſtellte ſich in ſolch' ſparſamer Quantität dar, daß es kaum die Mühe der Veräußerung zu belohnen verſprach.

Ein kleines unſcheinbares Cabinetchen blieb allein noch zur Durchſuchung vorhanden; ein alter Schreibtiſch und ein dreibeinigter Lehnſtuhl bildeten das Ameublement des Zimmers. St. Julien öffnete den Sekretär, allein — es waren alle Schubfächer leer und in wahrlich melancholiſcher Stimmung warf ſich unſer Held in den Dreibein, nachgrübelnd ſeiner unſeligen Lage, nach Rettung und Hülfe haſchend; allein Pythias Genius wollte nicht nahen.

Horch! — jetzt ließen ſich linde Orgeltöne vernehmen; unverkennbar tönten ſie in dem leeren Schreibtiſche; leicht ließ ſich die Melodei unterſcheiden; es war jene, dem ſchon obenerwähnten bekannten Texte unterlegte:

„Mir iſt alles eins, mir iſt alles eins
Ob i a' Geld hab' oder kains u. ſ. w.“

Des Liedes Sinn, der hoch philoſophiſche, wäre auf jeden Fall geeignet geweſen, unſerm verſchuldeten Hans Troſt zu ſpenden, allein die liebliche Muſica erweckte in dem Junker eine roſigte Reminiscenz, welche ihn plötzlich ungemein wohlthätig durchglühte; ein heller Lichtſtrahl durchzückte ſeinen gänzlich geſunkenen Muth, haſtig ſprang er auf, noch einmal den verhängnißvollen Schreibtiſch unterſuchend.

Vergebens ſtrebte der Held das verborgene Fach zu entdecken, aus welchem ohne Zweifel die Muſik tönte und des fruchtloſen Mühens bald ſatt, rieß er ſeinen ſcharf geſchliffenen Palaſch aus der Scheide und, wie der große Alexander einſt den verhängnißvollen Knoten, zerhieb Hans nun den Sekräter mit ſeinem guten Schwerte und bahnte ſich mit demſelben, zu jenem verborgenen Fache, den Weg, in welchem er auch glücklich das melodiſch muſicirende Inſtrument fand, das kein anderes als jene Spieldoſe war, die er einſt im Knabenalter in den ſchattigen Laubgängen des Schloßgartens von der Ahnfrau Nro. 2. zum Geſchenk erhalten hatte.

Lebhaft vergegenwärtigte ſich unſerm St. Julien die Vergangenheit; wenn auch mechaniſch doch nicht ohne Gierde ergriff er die Tabatiere, welche unausgeſetzt ihr: „Mir iſt alles eins, mir iſt alles eins“ ableierte und rannte mit derſelben ſpornſtreichs hinab in den Garten.

Jn den bezeichneten Alleen ſchwebte dem Reuterlieutenant auch bereits das ſchöne weibliche Familiengeſpenſt Nro. 2 entgegen. Das reizende Frauenbild war dieſesmal ſehr geſchmackvoll nach dem neueſten Modejournal gekleidet, verneigte ſich voll zierlichen Anſtandes, und zwiſchen dem Geiſt und dem jungen hoffnungsvollen Offiziere machte ſich die Converſation in folgender Art:

Dame. Mon cousin! soyez bien venu; eh bien — sans façon, que désirez vous?

Hans. Verzeihen Sie meine Gnädige! daß ich Sie inkommodire, aber vor allem ſagen Sie mir — ſind Sie denn wirklich ein Geiſt?

Dame. (Lachend:) Tu l'as deviné, mon fils! — Doch ſetzen wir uns! — daß Ihr alter Lorenz, wie dazumal uns ſtöre, riskiren wir heute nicht, denn der cher papa bewirthſchaftet nun auf dem Uranus ein herabgekommenes Bauerngut, und ſchändet die Uranus'ſchen Bauern auf eine gottesläſterliche Weiſe.

Hans. (Indem er ſich neben dem Geſpenſte auf einem Moosſopha niederläßt:) Ich muß Sie bitten meine Gnädige! die franzöſiſchen Floskeln bei Seite zu laſſen, denn es ſtreitet gerade für dieſen Augenblick gegen den guten Ton, ſich der gallomaniſchen

Sprache zu bedienen, obwohl es noch nach wie zuvor Mode iſt, um ſich zu bilden, nach Paris zu reiſen.

Dame. Was Sie ſagen lieber Vetter! doch ein Geiſt fügt, hinſichtlich ſolcher Kleinigkeiten, ſich mit Leichtigkeit dem menſchlichen Willen.

Hans. Sie ſind eine liebenswürdige höchſt reizende Dame, aber mit der Idee, in Ihnen einen Geiſt anzuſtaunen, vermag ich ein für allemal mich nicht vertraut zu machen.

Dame. Lieber Vetter! Ihnen wohnt überhaupt wenig Sinn fürs Geiſtige bei; **Mikrokosmus** handthiert nicht in Ihrem Innern, es ließe ſich von einem Reuterlieutenant Ihrer Zeit auch nicht füglich erwarten. Dann mögen Sie von der Ammenſtube und ihren jetzigen modernen Theatern her gewohnt ſeyn, ſich eine Geiſtererſcheinung nicht anders, dann in graulicher Geſtalt, begleitet von

Bliz, Donner und Schwefelgeſtank, zu denken, wie weiland Ihr Herr Spieß und Conſorten ſie dem lieben Publikum vorzuführen pflegten, allein ich gehöre unter die Geiſter, welche mit der Zeit fortgeſchritten ſind und denen man es anfangs ſo wenig als den T. A. Hoffmann'ſchen anmerkt, daß ſie wirklich mehr als Brodeſſen können und einer andern Sphäre als der fleiſchlichen angehören. Indeſſen ſchätzbarer Couſin! würden Sie, wollten Dieſelben aus dem Geſagten den Schluß ziehen, daß unſer ganzes Geiſterreich ein aufgeklärtes ſeyn müße, deſſenungeachtet ungemein irren, denn auch unter uns giebt es leider, wie unter Euch Menſchen, noch genug ſtupide Subjecte, welche voll Eigenſinn an veralteten Vorurtheilen und dem einmal Hergebrachten hängen. Da iſt zum Beiſpiel gleich meine Schweſter Brigitte, Ihre Aeltermutter —

Hans. Wie die ſelige Brigitte,

meine Aeltermutter, wäre Ihre Schweſter dereinſt geweſen? —

Dame. So iſt es, mon cousin! — indeſſen, ich ſehe wohl, es geht nicht anders, Sie müßen wiſſen, wie Sie mit mir daran ſind, ich muß Ihnen meine Geſchichte zum Beſten geben. Doch erſchrecken Sie nur nicht, lieber Vetter! gleich den Romanleſern, wenn Sie auf eine langweilige und nicht mehr enden wollende Epiſode ſtoßen; ich ſelbſt werde mich ſo kurz als immer möglich faſſen; hören Sie: Ich und Schweſter Brigitte wurden — manches Jahrhundert iſt ſeitdem freilich verfloſſen — in einem deutſchen Dorfe vom Schulmeiſterlein deſſelben erzeugt; unſer Vater war ein verſtändiger und für ſeine Zeit ziemlich gebildeter Mann; wir Schweſtern erhielten bei weitem eine beſſere Erziehung und Bildung als ſich deren gewöhnliche Bauerndirnen zu erfreuen haben, allein wir wurden dadurch auch nach andern Genüſſen luſtern.

Unſer Vater ſtarb, nachdem wir das ſogenannte jungfräuliche Alter erreicht hatten; uns wollte es fürder in dem einſamen Dorfe nicht mehr gefallen und wir beſchloßen unſer Glück in der weiten Welt zu verſuchen. Brigitte war ein ſehr ſchönes, ich ein ſehr häßliches Mädchen; jene verheirathete ſich ſehr bald an Hans Hirſchkopf, den Stammhalter Ihres Geſchlechtes, ich hätte, trotz meiner Häßlichkeit, ebenfalls lieber heute als morgen gefreit, aber, obwohl ich gewiß nicht lecker geweſen, wollte ſich dennoch durchaus kein Mann oder Jüngling finden, welcher ſich hätte entſchließen können, mich zum Altar zu führen. — Wuth und Verzweiflung bemeiſterten ſich meiner; — man ſagte mir, daß ſelbſt die allerhäßlichſten Mädchen, im Beſitze großer Summen und Schätze, die jüngſten und ſchönſten Männer zu erringen vermöchten. Mein Entſchluß war gefaßt, ich wollte, gleichviel auf welchem Wege, zu Reichthümern gelangen; deſſenzufolge warf ich mich in männliche Tracht, gerieth, nach mancherlei Kreuz- und Querzügen zu Waſſer und zu Land, endlich nach Brittanien, wo ich vorerſt als Footpad[*]), dann als Highwaymen[**]), anfangs mit vielem Glück, mein Weſen trieb, allein, nachdem ich mir ſchon ein hübſches Sümmchen zuſammen geraubt hatte, hielt ich einſt ſpät Abends einen wohlgenährten phlegmatiſchen Pächter, welcher mit großer Baarſchaft von London nach Hauſe zurückkehrte, an; ich hielt die Sache für zu leicht, der Pachter nahm ſeinen Vortheil wahr, ſchoß mir eine Kugel durch die Bruſt und ich ſank röchelnd vom Pferde. Nachdem ich ſchon mit dem Tode rang, erſchien das Schickſal und ſprach graulich erſt: Grethel! Grethel! Grethel! — ſo hieß ich als Menſch, denn im Geiſterreiche werde ich Samiela genannt — Nichtswürdige Grethel! Höre, was ich, das Schickſal, Dir zu ſagen habe: Geſtern ſtarb in Deutſchland Deine Schweſter Brigitte; ſie war eine Kanaille wie Du, und wie ſie einſt in reizender und nun in häßlicher Geſtalt als geiſtige Ahnfrau Nro. 1 in der Burg der Hirſchköpfe wandelt, ſo magſt Du als geiſtige Ahnfrau Nro. 2 und zwar jetzt in höchſt reizender Geſtalt Dich im Schloßgarten jener Burg umhertreiben, bis einſt ein Hirſchkopf löſen wird des dunklen Urtheils dunkles Räthſel: Mehrere Mal Hinein — mehreremal Heraus — endlich Garaus und dennoch ein Hochzeitſchmauß!

---

[*]) Footpad, in England ein Räuber, der ſein Weſen beſcheidentlich zu Fuße treibt.

[**]) Highwaymen werden in Albion die vornehmeren Straßenräuber genannt; ſie ſind jedesmal beritten.

Hans. Daraus werde der Teufel klug.

Dame. Aha, lieber Vetter! ich merke

wohl, Sie verſtehen nicht des Spruches Sinn, wohlan denn, ich will Sie aufklären. Das Schickſal wollte ſagen: Grethel, Du mußt ſolange als Geiſt wandeln, bis ein Hirſchkopf mehrere Male Hinein, nämlich ins Verderben rennt, mehrere Male wieder Heraus kömmt, endlich aber doch Bankerott macht, ſich aber dann durch ein bürgerliches Gewerbe, durch eigenes Mühen u. ſ. w. wieder erhebt, zu Wohlſtand gelangt, heirathet und glücklich wird*).

Um das Geſchäft unſerer Erlöſung zu erleichtern, ſollte mir vergönnt bleiben, die Hirſchkopfſche Descendenz zur Lumperei zu verführen und auf Sie, lieber Vetter! ſetze ich nun alle meine Hoffnung, daß Sie dem

---

*) Eine Wiederholung! — möchte der Leſer hier unwillig ausrufen. Doch man bedenke, daß ſich dieſe nothwendige Wiederholung nicht der Autor, ſondern ein ſchöner weiblicher Geiſt erlaubte. Was kann jener dafür? —

Orakel genügen und meinen und meiner Schweſter Schatten endlich werden eingehen machen zur ewigen Ruhe und Glückſeligkeit.

Hans. Ganz gehorſamer Diener. Euch meinen werthen nichtsnützigen Ahnfrauen zu Liebe ſoll ich alſo ein mehrfacher Lump werden? — Danke ergebenſt. Ich kann gar nicht begreifen, wie Sie meine Gnädige! wie Sie ſelbſt, offenbar gegen Ihren eigenen Vortheil, mir dieſes ſagen konnten; nun ich werde mich zu hüten wiſſen.

Dame. Es hat keine Noth mon cher cousin! ich fürchte auch gar nicht, mir ſchädlich geweſen zu ſeyn; denn wer einmal dazu inclinirt, ein einfacher Lump zu werden, erhebt ſich auch zu einem mehr- wohl gar zu einem tauſendfachen; vergebens möchten alle Mächte der Ober- und Unterwelt ſich verbinden, das Unheil abzuwenden.

Hans. Hören Sie, meine Gnädige! Die Sache mag ſich verhalten wie ſie will, ich mag mir darüber keinesweges den *Kopf* zerbrechen, denn *das Kopfzerbrechen* gehörte überhaupt nie unter die ſchwachen Seiten der *Hirſchköpfe*. Uebrigens hat Ihr Orakel wirklich einigermaßen angefangen, ſich an mir zu erfüllen, denn ich befinde mich bereits ſchon in großer Verlegenheit und allerdings einem Bankrotte nahe, wie ich einem allwiſſenden Geiſte nicht werde nöthig haben, erſt noch zu erzählen. Jetzt iſt nur die Frage: *Können* und *wollen* Sie mich aus der Patſche ziehen?

Dame. Ich *kann* und *will*. — Schreiten Sie, lieber Vetter! hernieder in die tiefen Weinkeller Ihrer Ahnen; köſtlichen Rebenſaft zwar werden Sie daſelbſt nicht, wohl aber in irgend einem Winkel ein altes baufälliges, mit Glasſcherben und anderm unnützen Plunder gefülltes Faß finden. Wenn Sie dieſes Faß nun mit Vorſicht bei Seite rücken, ſo wird Ihr Auge eine in der Kellermauer angebrachte eiſerne kleine Thüre entdecken, eröffnen Sie die Pforte mit Gewalt, denn durch dieſelbe werden Sie, mein verehrter ſchöner junger Vetter! zu dem Ziele Ihrer kühnſten Wünſche gelangen. Leben Sie wohl — a revoir!

Samiela ſprachs und war verſchwunden.

Tief in Gedanken verſanken, den Zeigefinger an der Naſenſpitze, murmelte unſer Held für ſich in den Bart hin: Höchſt ſeltſam fürwahr — Samiela — Grethel! — Schickſal — mehrfacher — tauſendfacher Lump — das Ziel meiner kühnſten Wünſche — doch ſich ſodann plötzlich beſinnend, rannte Hans in das Schloß, verſah ſich mit tüchtigen Beilen, Brechſtangen u. dgl. und ſchliech, alſo ausgerüſtet, hernieder in die tiefen Keller ſeiner Ahnen.

Der Lieutenant fand in der That das von Samiela bezeichnete Faß, ſo wie die hinter demſelben in der Kellermauer ſich befindende kleine eiſerne Pforte, welche zu erbrechen ihm, nicht ohne große Mühe, endlich glückte. Durch die erbrochene Pforte gelangte der Junker auf eine lange Leiter, welche offenbar in ein noch tieferes und ſehr finſteres Gewölbe, eine Art ehemaligen Burgverlieſes, hinab leitete. Hans verſah ſich mit einer Laterne und ſtieg ſofort kühn hernieder in den graulichen Schacht.

Es verlohnte ſich der Mühe das Wagniß unternommen zu haben. Angekommen in dem tiefen Grunde des geheimnißvollen düſtern Loches gewahrte unſer Held ſogleich eines großen an der Erde ſtehenden eiſernen Kaſtens, welchen er mit Anſtrengung aller ſeiner Leibeskräften nicht zu erheben im Stande war. Der Kaſten wurde gewaltſam, nach Ueberwindung bedeutſamer Schwierigkeit, endlich geöffnet; jetzt ſchlug Hans den ſchweren Deckel zurück, aber ihm wurde blau und grün vor den Augen, denn die Caſſette ſtellte ſich dar, angefüllt bis zum Rande mit eitel glänzendem herrlich ausgeprägtem Golde. Oben auf lag ein Brief; der Junker entfaltete das Papier, erkannte ſogleich die Hand des ſeligen Vaters und las folgende Worte:

Mein Sohn! Du warſt — Gott ſey es geklagt — als ich im Begriffe ſtand, das Zeitliche zu ſegnen, ein arger Lump und ohne prophetiſchen Geiſt vermochte ich vorauszuſehen: Du würdeſt nach meinem Tode die mit ſaurer Mühe von mir geſammelten Schätze in kurzer Zeit leichtſinnig vergeuden. Der Gedanke blieb mir unerträglich und um Dein Verderben abzuwenden, fiel ich auf folgenden Ausweg. Ich nahm in meines Lebens letzten Tagen auf meine ſtets ſchuldenfrei erhaltene Güter einige nicht ganz unbedeutende Hypothek-Capitalien auf, vereinigte dieſe Summen mit meinen vorhandenen baaren, verſilberte meine anſehnlichen Prätioſen und verſchloß den vereinigten Schatz in gegenwärtigem eiſernem Kaſten, welcher ſogleich in dieſem ſchwer zugänglichen Gemache verborgen wurde. — Du ſollſt nach meinem Tode die Güter ſcheinbar nicht in den beſten Umſtänden, doch noch immer in ſolchen übernehmen, daß du ſie durch Fleiß und Ordnungsliebe wieder emporbringen zu können vermögen wirſt. Noth lernt beten und macht ſparſam, fortgeſetzte Sparſamkeit aber wird Gewohnheit und Gewohnheit zur andern Natur; dieſe Ueberzeugungen nun laſſen mich hoffen, es werde Dich meine Liſt der verderblichen Lumperei und Verſchwendung entreißen und Dich in einen ſoliden Mann umwandeln. Iſt dieſer gute Zweck erreicht, dann mögen Dir meine Schätze nicht vorenthalten bleiben und in dieſem Falle ruhe Deines Vaters Segen auf ihnen. Mein ehrlicher Kreiſel iſt im Beſitze des Geheimniſſes und — weil der alte Mann plötzlich mit demſelben ſterben könnte, wurden auch noch zwei andere zuverläßige Männer, auf deren Verſchwiegenheit ich rechnen konnte, in daſſelbe gezogen. Du ſiehſt, ich habe alles berechnet; Gott gebe, daß meine gute Abſicht erfüllt werden und erſprießliche Früchte tragen möge.

Lorenz Freiherr v. Hirſchkopf.

Danke gehorſamſt für die gnädige Intention ſeliger Herr Papa! — rief Hans laut lachend, nachdem er geleſen. Horch! Da rauſchte es neben ihm, ein Blitz erleuchtete das finſtere Gewölbe und plötzlich wurde der Geiſterbleiche furchtbar anzuſchauende Schatten Brigittens, der Ahnfrau Nro. 1, ſichtbar; ſie drohte dem ſpäten Enkel mit dem dürren Finger; Leichenduft verbreitete ſich.

Momentanes Entſetzen ergrief den Junker bei des Geſpenſtes ſchrecklichem Anblicke, doch bald ſich wieder ermannend, ſprach der leichtſinnige Reuteroffizier: Höre Sie Frau Ahnel! ich kenne Sie wohl, Sie iſt Brigitte; ein häßlicher Geiſt, von altem Schrott und Korn, iſt ſie nicht mit der Zeit fortgeſchritten, wenn Sie ferners mit mir verkehren will, ſo erſcheine Sie als ein ſchönes Weib, wie Ihre Schweſter, die galante Grethel, für jetzt aber ſchere Sie ſich zum Teufel!

Erbärmlich ſtöhnend und tief ſeufzend verſchwand der Geiſt ſogleich, unſer Hans aber ſtieg — ein luſtiges Reuterliedchen trällernd — wieder hinauf zur Oberwelt, rief männliche Domeſtiken herbei und beförderte mit derſelben Hülfe den gehobenen Familienſchatz an das Tageslicht.

Nachdem, ob des unerwarteten Glücksfalles, die erſte heftigſte Freude des Junkers einigermaßen ſich gelegt hatte, befahl er den Gerichtshalter zu rufen.

Der alte ehrliche Kreiſel machte große Augen, als er ſeinen jungen Herrn neben der großen Geld erfüllten Caſſette erblickte; zum Himmel blickend und die Hände faltend, ſprach der Biedermann tief aufſeufzend: Ich vermag zwar nicht zu faſſen, welch' ein ſeltſamer Zufall Ew. Gnaden dieſen Mamon hat auffinden laſſen; wodurch die weiſe durchdachten Pläne des hochſeligen Herrn Papa mit einem Male vereitelt ſind, aber glauben mir Ew. hochfreiherrlichen Gnaden, ein freundlicher Genius war es ſicher nicht, der Hochdieſelben vorzeitig mit dem Geheimniſſe bekannt machte; doch — nicht ein Unglücksprophete — wünſche ich geſprochen zu haben.

Er iſt ein Pinſel, und ein falſcher Menſch obendrein! — brüllte hierauf St. Julien — für mich, Seinen jetzigen rechtmäßigen Herrn, durfte Er kein Geheimniß haben, darum jage ich Ihn nun zum Teufel, und wenn Er in Seinen alten Tagen noch vor Hunger krepirt, ſo geſchieht Ihm gerade recht.

Mit Würde, und Selbſtgefühl erwiederte der Gerichtshalter: Gnädiger Herr! der ſinnige Spaziergänger nach Syracus äuſſerte ſich irgendwo ſehr richtig ungefähr alſo:

Schon daß ein Privatmann einen Richter, ſogar in ſeiner eigenen Sache, einſetzt, iſt eben nicht aus den geläutertſten Begriffen über Staat und Gerechtigkeit genommen: wenn aber der Privatmann dieſen Richter in Deutſchland auch nach ſeinem Gutdünken wird abſetzen können, ſo wird die Freiheit der deutſchen Bauern bald wieder dahin führen, wo ſie jetzt unter den Letten und Eſten iſt. Wo die Willkühr anfängt, hört gewöhnlich das Recht auf. Doch dem Himmel ſey es gedankt — ſo endete Kreiſel — ſo weit iſt es in unſerm konſtitutionellen Herzogthume noch nicht gekommen; ich habe mich keines Verbrechens, keiner pflichtwidrigen Handlung ſchuldig gemacht, Ew. Gnaden konnen mich zwar gnädig oder ungnädig entlaſſen, allein, daß ich in meinen alten Tagen für vieljährig treu geleiſtete Dienſte nicht werde hungern dürfen, dafür haben die Geſetze des Landes, dafür hat die Conſtitution, des Volkes Heil, geſorgt.

Der Greis ſprach es und nahm, leicht ſich verbeugend mit edlem Anſtand, ſeinen Abtritt.

So kann der Menſch, ob durch Gewohnheit von Jugend auf auch ein Sklave ſklaviſcher Gebräuche, wenn nur von urſprünglich echt deutſchem Schrott und Korn, dort wo es gilt, plötzlich ſeiner Würde bewußt werden, ſich erheben und ſelber übertreffen, denn Natur und Gottheit haben mit unvertilgbaren Zügen in beſſere Herzen Gefühl für Recht und Freiheit eingegraben, der Staub des Vorurtheils und der Deſpotie kann ſolche Züge verhüllen, allein es bedarf — eines Windſtoßes und die Flammenſchrift ſtrahlt in angeflammter herrlicher Glorie.

Hans ſtand verblüfft, obwohl er eigentlich nur halb und halb den Sinn aufgefaßt, welcher in Kreiſels Worten lag; man hätte behaupten können, der Herr habe mit einem Schaafsgeſicht dem abgehenden tief gekränkten Diener nachgeſchaut, wenn es nicht geradezu unmöglich wäre, daß die Viſage eines Cavaliers, deſſen Stammbaum zu Ende des zwölften Jahrhunderts bereits wurzelte, einer beſtialiſchen Phyſiognomie äqual ſeyn könnte wie $a+b=c-d$.

Fünftes Kapitel.

Des Helden Fata im modernen Babylon. — Der Contract in der Poſtchaiſe und deſſen Folgen.

Sogenannte Allotria waren es ohne Zweifel, in welche ich ehevor den Leſer verwickelte, doch dieſes häufig zu wagen, bleibt gerade Plan und wem derſelbe nicht gefällt, werfe ins Himmelsname den Stammbaum ſo weit von ſich, als es ihm beliebt; wäre der Ungeſtümme ein Thor, vielleicht fände ſich in unſern Zeiten ein Weiſer wieder, der Verworfenes wohlgefällig zu erheben nicht verſchmähen möchte. Doch genug, nun raſch zurück ins Geleiſe der eigentlichen herzbrechenden Hiſtorie ſelbſt.

Der von unſerm Helden aus dem ehemaligen Burgverlies erhobene eiſerne Kaſten enthielt nebſt den zahlreichen ausgeprägten blanken Goldſtücken, annoch einen köſtlichen Familienſchmuck. Des Kaſtens Inhalt war in Pauſch und Bogen — denn in der literariſchen Welt pflegen wir nach keinem andern Maaßſtabe nun einmal zu tariren — unter Brüdern hundert zwanzig tauſend Speciesthaler werth.

Doch wir haben früher bereits vernommen, daß der hoffnungsvolle junge Reuteroffizier ungefähr fünfzigtauſend ſolch' unbedeutender Dinger ſchuldig war.

Kurz entſchloſſen fuhr unſer genialer Hans mit ſeinem ſchweren Kaſten nun nach dem herzoglichen Reſidenzſtädtlein, und zu ſeiner Ehre muß man berichten, er zahlte dort gewiſſenhaft alle ſeine Schulden, jene der Ehre ſowohl als diejenigen der Schande. Jedermann ſprach: Nun man muß geſtehen, der Baron Hirſchkopf das iſt noch ein Cavalier, vor dem man Reſpect haben muß, führwahr ein Edelmann im edelſten Sinne des Wortes. Acht Tage früher hatten die Urtheile über St. Julien freilich bei weitem anders gelautet und war er es wohl, der die Reſtauration des Leumundes ſich ſelber zu danken hatte — wir fragen? — doch eine einfältige Frage bleibts, weiß doch in unſern Tagen jeder Schuljunge bereits, daß der Erfolg allein der Menſchen Urtheil über den Bruder beſtimmt.

Hans quittirte mit Rittmeiſters Rang; ſein Geldkaſten war, nachdem ſämmtliche Gläubiger abgefunden, freilich etwas leichter geworden, doch wog er immer bedeutſam ſchwerer noch als die Hauptcaſſe manches St—es.

Die Stelle ſeines entlaſſenen Verwalters und Gerichtshalters auf den Gütern mußte unſer Junker aus naheliegenden Gründen ſchleunigſt zu erſetzen trachten, denn er ſelbſt wollte auf Reiſen gehen, die europäiſche Welt, nämlich Galliens Hauptſtadt ſehen, und einen deutſchen Cavalier, der mit vollen Taſchen ſolches in jenen Zeiten*) nicht wollte, hielt man für dumm.

Ein junger Mann, Namens Paurel, kaum zwanzig Jahre alt und ſoeben von der Hochſchule zurückgekehrt, wo er Juriſprudenz und Cameralia zugleich in succum et sanquinem eingenommen zu haben, feierlich ſchwur, wurde unſerm Junker empfohlen.

Herr Paurel ſprach viel, faſt zu viel und wie es St. Julien ſchien, ſprach der junge Gelehrte auch gut. Paurel wollte die großartigen ſtaatswirthſchaftlichen Syſteme eines Adam Smitt im Kleinen auf den

---

*) Von welchen Zeiten iſt denn hier die Rede? höre ich den geneigten Leſer fragen. Die Antwort heißt: dem Plane des Werkes gemäß kann nichts erwiedert werden.

Hirſchkopfiſchen Gütern anwenden, er wollte — doch der Himmel mag recapituliren was junge Fantaſten jeder Sphäre in neuern Zeiten alles wollen, genug Paurel vermaß ſich hoch und theuer durch ſeine geniale Verwaltung, die Erträgniſſe der Hirſchkopfiſchen Güter ums Doppelte zu ſteigern und dieſes Verſprechen gefiel dem Helden unſerer Geſchichte ſo wohl, daß er Paureln ohneweiters zu ſeinem Verwalter und Gerichtshalter ernannte und ihm für die Zeit der eigenen Abweſenheit uneingeſchränkte Vollmachten ertheilte.

Der herzoglich —ſche Rittmeiſter auſſer Dienſten, Hans St. Julien Freiherr von Hirſchkopf auf Hirſchau flog hierauf — nachdem er für ſein baares Geld von Sr. Heiligkeit dem Pabſte ehevor noch die Dekoration des güldenen Sporens erhalten hatte — in einem bequemen Reiſewagen nach Paris.

Beinahe zwei volle Jahre verweilte unſer Held im modernen Babylon; der geneigte Leſer wolle nicht befürchten, es möchte ihm bei dieſer Gelegenheit ein compilatoriſches Tableau von Paris, allenfalls aus jenem des Herrn Mercier entnommen, aufgedrungen werden, nichtsdeſtoweniger kann man nicht umhin in Kürze von der Art und Weiſe zu ſprechen, in welcher Hans in jener berühmten Hauptſtadt ſeine Zeit verlebte.

Unſer Herr Rittmeiſter hatte gehört, wie es ſich für deutſche Cavaliere von gutem Tone ſchicke, in Paris fleißig die Atteliers der Künſtler zu beſuchen und mit Muſe die Menge anderweitiger Merkwürdigkeiten zu beſchauen. Dieſem Gebrauche ſich zu unterwerfen hatte nun in der That auch Hans begonnen, allein wenig Geſchmack vermochte er dieſer Art ſinniger Zerſtreuung abzugewinnen. Des berühmten Davids Sabinerinen ließen den guten Junker kalt und er gab dem Bildniß Criſpins — jenes bekannten Heiligen, der reichen Leuten Leder ſtahl, um daraus armen Schuhe fertigen zu laſſen — welches in ſeiner Schloßkapelle zu Hirſchau hieng, bei weitem den Vorzug vor den Sabinerinnen. — Im Athénée des etrangers, in welchem unſer Held ſich abonnirte, empfand er ſchreckliche Langeweile; ein einziger Verſuch, ſich in die Salons der Vornehmen einführen zu laſſen, verleidete ihm das Wageſtück zu wiederholen für immer, denn er fühlte ſich dort ungemein beengt. Zwar nahm St. Julien ſeine ganze Unverſchämtheit zuſammen und war — obwohl er erſt ein wenig Galliens Sprache nur zu radebrechen vermochte — dennoch dreiſt genug mit einer berühmten Dame, welche geiſtreich wie Frau v. Stael, anmuthig und galant wie die Recamier genannt wurde, ein Geſpräch anzuknüpfen, allein nach wenigen Minuten zeigte ihm die Schöne, müheſam das Lachen unterdrückend, den reizenden weit ausgeſchrittenen Rücken und um und neben dem deutſchen Cavalier ließ ſich ziemlich deutlich mehrmals der Ausruf vernehmen: O mon dieu — quelle bête! —

Nichtsdeſtoweniger würde man dem Herrn Rittmeiſter außer Dienſten zu nahe treten, wollte man hier behaupten, es habe in Paris durchaus keine der zu ſchauenden Merkwürdigkeiten ihn angeregt. So gefiel ſich Hans z. B. in der Menagerie des Jardin des plantes ungemein wohl; einige der dort vorhandenen Affen ergötzten ihn ganz außerordentlich, er ſchnitt mit ihnen in die Wette Fratzengeſichter und neckte ſie, indem er ihnen Aepfel und Nüſſe zuwarf; ihn erfreute der Anblick der Bären, Löwen, Tiger, Wölfe, Kangurus und anderer wilden Beſtien; einen ganz herrlichen Spaß aber machte es dem Edelmann, wenn die klugen Elephanten auf einen Zug eine Flaſche Branntwein durch den giganten Rüſſel kullern ließen.

Nächſt den Affen des Jardin des plantes gewährten die dramatiſchen Künſtler und Künſtlerinen der franzöſiſchen Hauptſtadt unſerm St. Julien manchen bedeutſamen Hochgenuß. Das Théâtre français und die große Oper zwar vermochten den guten Hans nicht ſehr lange zu feſſeln, ſchon mehr ſprach ihn das Théâtre feydeau an, allein am häufigſten und liebſten paſſirte er dennoch ſeine Abende im Palais royal in dem bekannten Théâtre Montansier und in jenem des petites variétés; wenn im letztern eine Marionette die Beinkleider auszog und zwar ſo, daß man alles das treulich Nachgeahmte, was die Beinkleider verhüllte, zu ſehen bekam, oder wenn eine andere dieſer Bühne eigenthümliche große Unanſtändigkeit dargeſtellt wurde, dann erreichte Hanſens Vergnügen den höchſten Grad.

Bald fühlten der Herr Rittmeiſter ſich in Paris einheimiſch und lebten in dem großen, die mannichfaltigſten Abwechſelungen beinahe ſtündlich gewährenden, modernen Babylon nicht deſto weniger wie ein alltäglicher Gewohnheitsmenſch.

Hans pflegte bis gegen zwölf Uhr zu ſchlafen, dann ſich zu erheben und vom Kammerdiener ankleiden zu laſſen. Gemächlich ſchlenderte er hierauf in's Palais royal, in deſſen Nähe er wohnte, nahm ein reichliches und pikantes Gabelfrühſtück ein und verfügte ſich hierauf in einen der vielen Spielſäle, pour se désennuyer. Die Banquiers und Groupieurs an den grünen Tiſchen ſahen den deutſchen Cavalier gern erſcheinen; ſie pflegten von ihm zu rühmen, er ſpiele großmüthig wie ein Prinz. Hatten die Herren Recht, ſo folgt daraus, daß Prinzen gewöhnlich mit geringer Klugheit und Ruhe ſpielen mögen, denn dieſes war wenigſtens

Hanſens Fall: Anfangs gewann er gewöhnlich, allein er vermochte nie zu rechter Zeit zu enden und verließ regelmäßig als ein mehr oder minder gerupfter Vogel den Salon.

Gegen vier Uhr warf ſich St. Julien ins Capriolet, um zu irgend einem der berühmteſten Reſtaurateure zu fahren und daſelbſt zu ſpeiſen. Hatte unſer Held am grünen Tiſche auch noch ſo ſehr Haare gelaſſen, in der Reſtauration kehrte des Leichtſinnigen froher Muth ſchnell zurück. Hans war ein großer Liebhaber vom Eſſen und erfreute ſich eines ſolchen ausgezeichneten und ungewöhnlichen Apetits, daß er dadurch öfters Aufmerkſamkeit erregte, was in Paris, wo ſich an ſolchen öffentlichen Orten keiner um den andern bekümmert, gewiß viel ſagen will.

Uebrigens muß man auch hier neuerdings wieder dem Rittmeiſter volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; wenn er auch in der That viel aß, ſo lernte er doch bald mit der

Sachkunde eines ſinnigen echten pariſer Gourmands zu choiſiren: drei bis vier der kräftigſten Suppen, zweierlei Gattungen pikanter Paſteten, ein Halbdutzend hors d'oeuvres, eben ſo viele entremêts, ein Paar Gerichte herrlicher Fiſche, eine Schüſſel Auſtern, Trüffeln in Champagner, Schampignons, rothe Repphühner u. dgl. m. durften bei Hanſens Diné nimmermehr fehlen. Dagegen verſchmähte unſer Held, als ausgelernter Wohlſchmecker, die Deſſerts und wählte zum Magenſchluß lediglich ein Stück Käſe de Rocfort, de Brie oder de Neufchatel. Unter den Weinen ließ ſich St. Julien, außer ſeinem Namensvetter, ganz vorzüglich den herrlichen aber auch ſehr theuren Clos Vougeot ſchmecken, von dem er behauptete, daß er am geſchickteſten ſey, die Verdauung zu fördern.

Hans tafelte gerne lange; er ſpeiste con amore, liebte aber während des Eſſens ſeiner Seits nicht zu ſprechen; um jedoch angenehm ſich unterhalten zu ſehen, lud der deutſche Freiherr täglich bald einen viel plaudernden Abbé, bald einen hungerigen Zottenreißenden Dichter, oder Acteure der kleinern Bühnen zu Gaſte und er kam nimmermehr in Verlegenheit ſolche Gäſte zu finden.

Forderte der Rittmeiſter nach aufgehobener Tafel die carte payante, ſo ſtellte die Hauptſumme derſelben freilich beinahe ſtets eine dreifache Zahl dar, denn ein paar Hundert Francs und noch mehr konnte man dazumal in der oben angeführten Art bei Very oder Naudet in einer Sitzung ſonder große Mühe verpraſſen.

Die noch übrige Zeit bis zur Theaterſtunde füllte Hans bei günſtiger Witterung gewöhnlich mit einer Spazierfahrt aus, bei ungünſtiger vegetirte er in irgend einem Café; Abends, irgend ein Theater zu beſuchen unterließ er in der Regel nie.

Mit der Kennermiene eines Sultans muſterte der deutſche Freiherr in den Logen und in dem Foyer des théâtre montansier die reizenden ſchmiegſamen Jungfrauen und warf der Auserwählten ſein Schnupfſtuch zu; die guten Kinder kannten den fremden Cavalier recht wohl, und auch ſie pflegten untereinander zu ſprechen: Es iſt ein guter Junge und zahlt großmüthig wie ein Prinz.

Nach beendigtem Theater ſoupirte Hans im Palais royal in den Entreſols des erſten Stockwerks, welche jene Syrenen gewöhnlich bewohnen, bei der für den Moment Erkohrenen und erſt wenn der junge Tag dämmerte, ſchlich der Bonvivant müde und matt nach Hauſe, um durch Ruhe und matroſenmäßigen Schlaf neue Kräfte zu neuen Depauchen zu ſammeln.

Daß eine ſolche Lebensweiſe eine ſehr koſtſpielige war, iſt einleuchtend, allein wir haben bereits gehört, daß der baare Geldvorrath, welchen Hans mit nach Paris brachte, ſehr namhaft genannt zu werden verdiente, indeſſen laſſen Brunnen ſich erſchöpfen und um wie viel eher nicht die vollen Caſſen junger lüderlicher Chevaliers.

Indeſſen hielt die Baarſchaft des Rittmeiſters troß der ungeheuerſten und unſinnigſten Verſchwendung dennoch beinahe zwanzig Monden vor, allein nun wurde der Boden der freiherrlichen Reiſecaſſe allmählig ſichtbar. Dieſer traurige Anblick vermochte unſern Herrn nach langer Zeit zum erſtenmale zu denken, er hatte bisher ſo recht eigentlich in den Tag hinein gelebt und ſich um gar nichts auf Gottes weiter Welt, ſeine koſtſpieligen Zerſtreuungen ausgenommen, bekümmert. Allein nun ſchrieb Hans endlich doch einmal an ſeinen neuen Gerichtshalter und Verwalter Paurel nach Hirſchau und forderte von demſelben ſehr ernſt Rechenſchaft über die bisherige Verwaltung der Güter und noch ernſter die ſchleunigſte Zuſendung eines beträchtlichen Wechſels.

Ziemlich lange ließ Herr Paurel auf Antwort warten und die freiherrliche Reiſecaſſe wurde inzwiſchen ganz und gar geleert, indeſſen der Ruf: „Jener deutſche ungeleckte Bär bezahlt wie ein Prinz“ — kam jetzt unſerm Helden in dieſer Criſis zu ſtatten und verſchaffte ihm Credit, Hans that wie Julius Cäſar, als dieſer kein Geld hatte, das heißt, er machte Schulden.

Endlich lief ein Schreiben von Paurel ein. Der neue Beamte klagte bitterlich, daß er die Güter in einem über alle Beſchreibung erbärmlichen Zuſtand, an dem ſein gewiſſenloſer Vorgänger, der alte Kreiſel, die einzige Schuld trage, habe übernehmen müßen, ferner zählte Herr Paurel eine Menge zufälliger großer Unglücksfälle, als: Mißwachs, Viehſeuche u. ſ. w. auf.

welche die unglücklichen Güter indeſſen ſollten betroffen haben. Ein magerer Wechſel war dem Briefe allerdings beigeſchloſſen; der Gerichtsverwalter bedauerte, keine größere Summe ſenden zu können, indem er verſicherte, daß ſelbſt die Zuſammenbringung dieſer kleinen, bei dem gegenwärtigen mißlichen Zuſtand der Güter, große Anſtrengungen und Mühen verurſacht hätten und daß er, Paurel, vor Verlauf von Jahr und Tag durchaus nicht mehr im Stande ſeyn würde, ſeinem hochgebiethenden gnädigen Herrn neue Remeſſen zu übermachen.

Seufzend verſilberte Hans das erhaltene Wechſelchen, allein der Betrag reichte kaum hin den dritten Theil ſeiner Schulden zu tilgen, und da ihm nun wieder kein baares Geld übrig blieb, ſah er ſich gezwungen neuerdings zu borgen und immer zu borgen, allein die meiſten ſeiner Gläubiger huben nur zu bald an, mißtrauiſch zu werden und die

Geduld zu verlieren, ſie forderten immer ungeſtümer das Ihrige und einige derſelben waren grob genug, dem deutſchen Freiherrn mit dem Bicêtre zu drohen.

Unſerm Helden ſank allmählig der Muth, ſeine rege Lebensluſt verlor ſich. Ihn lockte nicht mehr der Syrenenſang der ſchmiegſamen Jungfrauen in den Entreſols des Palais royal, er erſchien ſeltener nun im Theater und gar nicht mehr am grünen Tiſche, ja — was beinahe unglaublich ſcheint — ſelbſt Hanſens ausgezeichneter Appetit verminderte ſich, ſeine Leckerhaftigkeit ſchwand, er mied die groſſen Reſtaurationen und ſchlich Mittags zu Fuße ganz beſcheiden in ein der Cabarets der Vorſtadt, welches die Aufſchrift führt: „Allons diner pour 1. Liv. 5. S. par tête."

Immer ſchwärzer geſtaltete ſich des Ritters vom goldenen Sporen Melancholie und er ſeufzte nun oft wie jener Gascogner:

„Rien ne m'est plus,
Plus ne m'est rien!"

Ja Hans ſuchte — was doch nimmermehr ſeine Sache geweſen war — nun einſamere weiter entlegene Spatziergänge auf und überließ ſich empfindſamen Gefühlen.

Auf einer dieſer Touren gelangte St. Julien eines Abends in die Ruinen der berühmten Abtei St. Denis, welche die Gräber der Könige von Frankreich einſchließen, auf denen Treneuil einſt ſang:

„Wie oft, verdammt zum Sturz, erſcheint die eitle Größe,
Nach abgeſtreiftem Glanz, in ihrer armen Blöße."

Unſer Held vergoß Thränen der Rührung an dieſer merkwürdigen Stelle, und indem er nach ſeinem Tuche, um mit demſelben die freiherrlichen Augen zu trocknen, in die Taſche griff, kam ihm zufällig die Doſe in die Hand, welche er einſt von Samiela erhalten hatte; ein Hoffnungsſtrahl durchzückte ihn, er zog die Doſe auf, ſetzte ſie auf die Bank, welche einſt den Sarg des guten Heinrich des Vierten getragen hatte und ließ ſie hier die Weiſe ſpielen:

„Mir iſt alles eins, mir iſt alles eins,
Ob i a' Geld hab' oder kains u. ſ. w.“

Vergebens! — Samiela erſchien nicht, das unerbittliche Schickſal hielt den Geiſt feſtgebannt in dem Schloßgarten zu Hirſchau, deſſen Regionen er nicht überfleuchen durfte.

Des Helden Lage wurde mit jedem Tage hoffnungsloſer und wir vermögen ihn aus derſelben nicht anders zu retten, als wenn wir jetzt — nach beliebter Romanenſchriftſteller Weiſe — einen Deus ex machina in der Perſon eines Herrn v. Quaberl erſcheinen laſſen.

Dieſer Herr v. Quaberl war ein kleiner, ungemein fetter, vierſchrötiger, für ſehr wohlhabend geltender, deutſcher Landjunker und als Gutsbeſitzer der nächſte Grenznachbar von unſerm Freiherrn v. Hirſchkopf, ja deſſen Taufpathe ſogar.

Beide Herren rannten eines Morgens im Garten des Palais royal an einander, ſtarrten ſich mit groſſen Augen an, und es begann endlich folgendes Geſpräch:

Quaberl. Nein Hans! Herr Baron! wollte ich ſagen, — ſind Sie es, oder ſind Sie es nicht?

Hans. Ei freilich Herr v. Quaberl! bin ich es, kennen Sie denn Ihr Pathchen nicht mehr? aber wie in aller Welts Namen kommen denn Sie nach Paris? —

Quaberl. (Aergerlich:) Der Teufel hat mich in ſein Neſt geführt.

Hans. Wie? —

Quaberl. Ja — ſtellen Sie ſich einmal vor, lieber Baron! wie mir's geht, da ſchickte ich meinen einzigen Sohn, den Steffen —

nun Sie kannten ja den ungerathenen Bengel — nach den Niederlanden, er ſollte dort von der Landwirthſchaft etwas Tüchtiges abſehen, aber was geſchieht? — da muß der Teufel den Steffen reiten, daß er plötzlich, ohne mein Wiſſen und Willen, hieher reist, ſein Geld in kurzer Zeit alles, wie ein ausgemachter Lump, durchbringt, darauf Schulden macht und eingeſperrt wird. Im Gefängniſſe nun ward der Schlingel von einem bösartigen Fieber, welches ſie hier zu Lande: „la vérole“ nennen, befallen und ins Hotel dieu gebracht. Aus dieſem Hoſpitale meldet man mir, mein Sohn liege auf dem Todbette, nun man iſt Vater, man iſt kein Vieh, man hat ein menſchliches Herz — ich erſchrecke, eile nach Paris, komme vorgeſtern an, gerade recht, um mit meines Sohnes Leiche zu gehen. Nun was ſagen Sie dazu? — iſt das Pech oder iſt es nicht Pech? freilich im Ganzen genommen, ſollte ich froh ſeyn, daß den Schlingel der Teufel geholt hat, er hätte mich doch noch vieles Geld gekoſtet, und —

Hans (Ihn unterbrechend:) Von Herzen kondolire ich theureſter Freund! ſo ſehr ich übrigens auch des Herrn Sohnes Tod beklage, muß ich dennoch erfreut ſeyn, Sie hier zu ſehen. Doch es weht eine friſche Herbſtluft, ohnehin wird es Zeit ſeyn, ein Frühſtück einzunehmen, treten wir dort in den Salon der Parthenope (eine Reſtauration im Palais royal), man dejeunirt dort ausgezeichnet gut — Tauben à la Crapaudine, Hühner à la tartare, kleine Paſtetchen au jus, rognons — alles iſt da vortrefflich zu haben. Kommen Sie lieber Landsmann! erzeigen ſie mir die Ehre mein Gaſt zu ſeyn.

Quaberl. (Sehr freundlich.) Ah ganz gehorſamſter Diener —

Es war eine ſchwache Seite vom Herrn

v. Quaberl, welche er mit vielen Stadt- und Landjunkern theilte, daß er ſehr gerne gut aß und trank, wenn er nicht bezahlen durfte; Hans kannte des Nachbars Verletzbarkeit und nutzte ſie, denn auf ihn baute er große Pläne.

Unſer Held wiech nun nicht mehr von Quaberls Seite, allerwärts führte ihn St. Julien umher, und allerwärts bezahlte dieſer. Der letztere Umſtand gefiel dem Herrn v. Quaberl beſonders wohl, aber der hinkende Bothe blieb auch hier nicht aus. In einer vertrauten Stunde endlich entdeckte der Rittmeiſter ſeine eigene deſperate Lage dem Freunde und heiſchte von demſelben ſehr dringend Hülfe. Quaberl kratzte hinter den Ohren und rief unmuthig aus: So iſt denn dieſes verfluchte Paris eigens dazu vorhanden, die Gimpel auf die Meſſe zu leiten und junge deutſche Cavaliers zu ruiniren; das iſt ja beinahe dieſelbe Geſchichte wie mit meinem Steffen, und am Ende mein lieber Freund! laboriren Sie auch noch obendrein an jenem bösartigen Fieber, das man hier la vèroie nennt, wenigſtens ſehen Sie miſerabel genug aus.

Hans verſchluckte die ſauren Pillen und erneute ſeine vorigen Bitten. Herr v. Quaberl wollte davon anfangs nichts hören, gerne hätte er ſich mit dem Mangel an Mitteln entſchuldiget, doch er konnte dieſes nicht, denn unvorſichtigerweiſe hatte er ſchon früher ſeinen ſehr ausgedehnten Creditbrief auf eines der beſten Pariſer Häuſer dem Barone gezeigt. Nach manichfaltigen Debaten ließ ſich Quaberl denn doch erweichen und zeigte ſich geneigter, dem lüderlichen freiherrlichen Pathchen ein Darlehen zu machen, doch St. Julien hatte einigermaßen dennoch ohne den Wirth gerechnet, indem er gehofft, es werde ihm ſein Gutsnachbar erkleckliche Summen überlaſſen, um damit die Schulden tilgen und das ehevorige luſtige Leben noch einige Zeit in Paris fortſetzen zu können; der Bezahlung halber gedachte Hans den Herrn v. Quaberl an den Verwalter Pauxel anzuweiſen, unbekümmert wie dieſer mit jenem zu recht kommen möchte. Allein Herr v. Quaberl wußte, wenn erſt von Geldgeſchäften die Rede war, gar wohl Beſcheid, und ſein Ultimatum lautete: Er wolle zwar des Herrn v. Hirſchkopfs keineswegeſ unbeträchtliche Schulden in Paris bezahlen, allein dafür ſollte ihm dieſer vollgültige Wechſel ausſtellen und ſich bequemen, in Geſellſchaft ſeines dicken Schutzengels, ungeſäumt die Rückreiſe in die liebe Heimath anzutreten.

Der letzte Artikel wollte Hanſen gar nicht in den Sinn, allein Herr v. Quaberl war nicht zu erweichen und unſer Held mußte ſich nothgedrungen endlich in deſſen Willen fugen.

Nach Verlauf weniger Tage ſaß unſer

Rittmeiſter mit ſeinem ſauren Geſichte bereits neben Herrn v. Quaberl in der Reiſechaiſe, allein die franzöſiſchen Poſtillione hemmten für dieſesmal den gewöhnlichen raſchen Flug ihrer Pferde, denn der alte dicke deutſche Cavalier zahlte nur die normalmäßigen Trinkgelder, St. Juliens Taſchen aber waren leer und die Reiſe gieng etwas langweilig vor ſich.

Die Wechſel, welche Hans ſeinem Herrn Grenznachbar für die Bezahlung der Schulden und Uebernahme der Reiſekoſten noch in Paris ausgeſtellt hatte, ſollten unmittelbar, wenn die beiden Herren auf ihren Gütern angekommen ſeyn würden, von dem Rittmeiſter eingelöst werden.

Dem guten Freiherrn war bei der Sache nicht wohl zu Muthe, denn er wußte, daß in derlei Dingen mit dem alten Herrn von Quaberl nicht zu ſpaſſen blieb; wie zerrüttet Hanſens Finanzen nun in der That wieder waren, haben wir bereits gehört und auf den ſchönen Geiſt der Ahnfrau Nro. 2 im Schloßgarten hatte er kein rechtes Vertrauen mehr, ja ihn fieng bei allen ſeinen materialiſtiſchen Grundſätzen nachgerade an zu grauen bei dem Gedanken, am Ende dennoch den Rath des Geſpenſtes erholen zu müßen.

Bei ſolch' bewandten Umſtänden leitete St. Julien mit dem Reiſegefährten allerlei ſeltſame Geſpräche ein, deren eigentliche Tendenz keine andere war, als dieſen zur Nachſicht zu beſtimmen. Herr v. Quaberl wußte gleich Anfangs recht gut, wo Hanſen der Schuh drückte, allein der umſichtige Geſchäftsmann ließ ſich nichts merken und wollte das freiherrliche Pathchen durchaus nicht verſtehen.

Unſer Rittmeiſter befand ſich in tauſend Aengſten und Nöthen, endlich, nachdem man von der Heimath nur noch ungefähr drei

Tagreiſen entfernt war, und Quaberl ſeinen armen Geſellſchafter mürbe genug gemacht zu haben ſich ſchmeicheln durfte, ließ jener Ehrenmann eines Tages ſich ungefähr alſo vernehmen: Sehen Sie einmal lieber Baron! — ſprach Quaberl — ich kann mir nun wohl ſchon vorſtellen, wie das ſo ſeyn mag; Jugend kennt nicht Tugend und gewöhnlich die Tugend aller Tugenden — Sparſamkeit nämlich — am allerwenigſten. Sie haben nun da in dem verfluchten Paris einmal ſo recht ins Gelage hinein gelebt, ſollen mir nun mein Geld wieder geben und wiſſen keinen Rath. Ja, du mein Himmel! ich bin ein ehrliches gutes Schaf, wollte ja gerne einige Nachſicht üben, aber der Teufel ſoll mich holen, ich kann nicht, mit dem beſten Willen kann ich nicht; die Reiſe hat mich ſelbſt viel Geld gekoſtet, na und an die Summe, die ich für meinen Steffen — Gott gebe dem lüderlichen Hallunken die ewige Ruhe — baar bezahlen mußte, daran darf ich gar nicht denken, darum herzliebes Baronchen! müßt Ihr mich zahlen, machts wie Ihr wollt, aber zahlen müßt Ihr mich auf Tag und Stunde, bei Heller und Pfenning und dafür iſt bei Gott ſelber keine Gnade.

Hans antwortete lediglich mit einem Seufzer.

Nach einer langen Pauſe nahm Quaberl wieder das Wort. Vielleicht — hub er nun an — vielleicht liebes Baronchen! vermag ich Euch doch zu helfen, und warum ſollte ich nicht, wenn ich könnte, habe ich doch die Ehre gehabt, Euch zur heiligen Taufe zu halten. Da fällt mir nun gerade ein — ich wüßte zu dem Wäldchen, was Ihnen gehört lieber Hirſchkopf! und welches unmittelbar an meine Hofmarke gränzt, einen recht annehmlichen Liebhaber, der das Wäldchen, was Ihnen denn doch nicht viel nützt, gerne kaufen möchte und den Kaufſchilling baar ausbezahlen würde. Uebertragen Sie mir das Geſchäftchen, der erwähnte Liebhaber ſoll ſeine Liebhaberei theuer bezahlen und Ihr, Freundchen! vermöchtet denn nicht nur Eure Wechſelchen von mir einzulöſen, ſondern behieltet wohl noch ein recht hübſches baares Sümmchen in Handen, welches Ihr ohne Zweifel wohl auch würdet gerade zu brauchen verſtehen.

So wie der Rittmeiſter von baarem Geld hörte, welches er ſogleich erhalten ſollte, war er auch zur Stelle bereit, auf Quaberls Vorſchlag zu reflektiren; der dicke Herr unterhandelte wegen des Verkaufes jener Waldungen, both in des ſogenannten Liebhabers Namen eine wirklich nicht unbedeutſame Summe, und der Kauf ſelbſt wurde gleich in der Reiſechaiſe ſo gut als abgeſchloſſen.

Was nun aber in der That jene ſogenannte Wäldchen des Barons betraf, ſo waren es ungemein anſehnliche und weitläufige, mehrere hundert Tagwerke haltende Forſte, aus lauter herrlichem ſchätzbaren Laubholze beſtehend. Unſeres Helden ſeliger Vater, der gute Lorenz, als Landwirth unbeſtreitbar ſehr klug berechnend und verſtändig, hatte jene Forſte ungemein zu ſchonen verſtanden, und für ihn waren ſie eine eigentliche Goldgrube. Alljährlich kamen ſpeculative Holländer nach Hirſchau, welche in Deutſchland die mächtigſten Eichen zum Schiffbau aufſuchten, und Herr Lorenz ließ ſich für die größten, ſchönſten und ſchlagbarſten ſeiner Stämme nicht ſelten auf den einzelnen gevierteten Schuh' dieſer Stämme zwei Geldmännerchen bezahlen und die Holländer zahlten gerne und machten zur Stelle blanken Tiſch. Auſſerdeſſen lagen die Forſte an einem ſchiffbaren Gebirgsſtrom, der ſeinen Lauf geradezu nach der herzoglichen Reſidenz nahm; dieſen Umſtand wußte Herr Lorenz auch trefflich zu nutzen, er ſchaffte, nur in ſehr ſtrengen Wintern, wenn das Holz in der Reſidenz zu ſehr hohen Preißen ſtieg, das ſeinige mit ungemein geringen Köſten auf Flößen in die Hauptſtadt und bezog aus derſelben ſchöne Summen. — Allein unſer Hans, der ſich dem Henker um die Landwirthſchaft und deren Vortheil kümmerte, kannte alle dieſe Vortheile nicht und hätte ſie auch wahrſcheinlich nicht zu nutzen verſtanden. Uebrigens war die bedeutende Summe, welche Quaberl, Namens eines Holzliebhabers, für die Forſte both, dennoch nichts weiters als ein Pappenſtiel, wenn man die Waldungen nämlich aus jenem Geſichtspunkte betrachtete und ſie nach demſelben ſchätzte, aus welchen der ſelige Lorenz ſie wahrzunehmen und zu benutzen verſtanden hatte.

Endlich erreichten unſere beiden Landjunker nach einer etwas langſamen und beſchwerlichen Reiſe ihre heimiſchen Landſitze wieder.

Daß der angebliche Holzliebhaber Niemand anders, als Herr von Quaberl in hoch eigener dicker Perſon geweſen, werden ſinnige Leſer längſt errathen haben. An Ort und Stelle angekommen wollte man nun ohneweiters an die Realiſirung des in der Poſtchaiſe bereits punktirten Geſchäftes gehen, allein, zu Hanſens nicht geringem Schreck, ſtellten ſich demſelben einige unerwartete Hinderniſſe entgegen.

Als der verſtorbene Freiherr von Hirſchkopf in ſeines Lebens letzten Tagen, um den verſchwenderiſchen Sohn nach des Vaters Tod zu täuſchen und zur Beſinnung zu bringen, bedeutende Capitalien aufzunehmen beſchloß, verſchrieb er ſeinen Gläubigern, als hypothekariſche Sicherheit, jene öfters erwähnten Forſte gerade. Die aufgenommene Summe hatte Hans, mit Samielas Hülfe aufgefunden und in Paris vergeudet, die Gläubiger aber, lauter wohlhabende

Hirſchkopfiſche Grundholden, Wirthe, Bauern u. dgl. hatten ihre Verſchreibungen in den Händen, Herr v. Quaberl entgegen wollte, Namens ſeines Holzliebhabers, die Wälder nur käuflich übernehmen, wenn darauf kein Kreuzer Paſſivcapital haften würde. Uebrigens hatte, während des Herrn Abweſenheit, auch der neue Gerichtshalter und Verwalter Paurel, in den ſchönen Forſten unbefugte Aexte handthieren laſſen und Quaberl, dieſen Uebelſtand ſchnell auffaſſend, verringerte ſein erſtes Geboth zur Stelle um einige tauſend Thaler.

Unſer Hans befand ſich in keiner geringen Verlegenheit; Quaberls Wechſel mußten eingelöst werden und er ſelbſt bedurfte dringend baarer Summen, denn in den herrſchaftlichen Caſſen, befand ſich, in Folge der Paurelſchen genialiſchen Verwaltung, kein baarer Dreier.

In ſolch' deſperater Lage überwand St.

Julien, voll kühnen Sinnes, die flüchtigen Schauer vor der Geiſterwelt, welche ihm in neueſter Zeit genahet waren, rannte nach dem Schloßgarten und ließ die Melodie: „Mir iſt alles eins, mir iſt alles eins“ in der Spieldoſe erklingen.

Samiela ließ nicht lange auf ſich warten; ſie erſchien in einem geſchmackvollen Nachtneglige, aber, wie es ſchien, heute nicht in roſenfarbener Laune.

Hans wollte ſprechen, allein die reizende Ahnfrau unterbrach ihn ſogleich, wie folgt: Sparen Sie Ihre Rapporte mon cousin! — ließ ſich Samiela vernehmen — ich weiß, wie es einem umſichtigen weiblichen Geiſte von ſelbſt geziemt, alles, was Sie mir ſagen könnten. Sie haben in Paris Ihren anſehnlichen Familienſchatz geſchmackvoll durchgebracht und daran haben Sie wohl gethan, denn nur Genuß iſt Leben und ohne Geld giebt es nun für Euch Menſchen einmal keinen Genuß. Sie ſind derangirt, haben Schulden, wollen ihre Forſten verkaufen — bon! allein es haften Hypotheken auf den Waldungen, doch ſind die Gläubiger Ihre Grundholden — und Sie wiſſen ſich nicht zu helfen, ſtören darum meine Ruhe und rufen mich aus dem Geiſterreiche? — wahrlich es verlohnt der Mühe nicht und ich ſage Ihnen lediglich, machen Sie den dummen Bauern ein X für ein U, wofür haben Sie denn Ihre eigene Gerichtsbarkeit?

Samiela ſprachs und verſchwand; ihr Schützling aber, der Freiherr v. Hirſchkopf, ſah dem Geſpenſte, mit offnem Munde und wenig geiſtreichen Augen nach, wie es in ſolchen Fällen ſeine Gewohnheit war.

Die unerwartete plötzliche Ankunft des Gebiethers hatte den Verwalter Paurel dermaßen überraſcht, daß er, gänzlich conſternirt, durchaus keinen guten Rath in der Forſtverkaufsgeſchichte zu geben wußte, mit dem er ſonſt in ähnlichen Fällen gleich bei der Hand war, allein als er von dem Baron den geiſtigen Anklang: „den dummen Bauern ein X für ein U zu machen“ erhielt und als dieſer, Samielas Frage wiederholend, ausrief: Wofür haben wir denn eine eigene Gerichtsbarkeit? Da fand auch Paurel ſogleich wieder das rechte Geleiſe.

Der Herr Gerichtshalter luden die Gläubiger vor und nachdem dieſelben zum Eingange in der Geſindeſtube des Schloſſes reichlich mit ſtarkem Biere und Aquavit bewirthet worden waren, gieng die feierliche amtliche Handlung vor ſich. Paurel eröffnete den Bauern: wie ihr gnädiger Herr mit ungeheurem Vortheile und zur wahren Verbeſſerung ſeines geſammten Vermögenszuſtandes ſeine Forſte zu veräußern gedächten, die darauf angewieſenen Creditoren aber ſtatt jener Hypothek nun auf ſein Geſammtvermögen anzuweiſen gedächten; Paurel ſuchte den

Bauern begreiflich zu machen, wie unendlich viel ſie durch dieſe Maaßregel gewännen und die guten Leute, von ihrer vorigen Herrſchaft ſtets der beſten und rechtlichſten Behandlung gewohnt und nun überdieß noch ziemlich benebelt, gaben willig ihre hypothekariſchen Sicherungen zurück und erhielten dafür ganz gewöhnliche in allgemeinen Ausdrücken abgefaßte Schuldſcheine.

So war der große Wurf gelungen. Der Verkauf der Waldungen gieng vor ſich; Hans löste ſeine Wechſel ein und ſah vors erſte ſeine Caſſe wieder ziemlich gefüllt. Freilich hatte der Baron Hirſchkopf an jenen Forſten eine der fruchtbringendſten Beſitzungen verlohren und dadurch überdieß auf die ihm übrig gebliebenen eine beinahe jetzt ſchon unverhältnißmäßige Schuldenlaſt gehäuft, doch dieſes blieben Nebendinge, weder ernſten Ueberlegens noch einer Rede werth — waren doch der gnädige Herr abermals aus der Patſche gezogen.

Sechstes Kapitel.

Der Jardin des plantes und die Menagerie zu Hirſchau. Ein wilder Bär und ein zahmer Finanzminiſter. — Das lachende wunderwirkende Madonnenbild; ein ſchönes neues Wirthshaus; in balneis salus.

Es giebt einen, jetzt bereits etwas veralteten Roman, betitelt: Siegfried von Lindenberg, ein Werk, unſtreitig von gediegenerem Gehalte als das gegenwärtige und tauſend andere der Art. Ob indeſſen meiner Leſer größter Theil den Siegfried kennen dürfte, möchte man doch beinahe bezweifeln, ſintemalen, hinſichtlich der ſchönen Literatur, jetzt ziemlich allgemein die Mode herrſcht, nach den Büchlein vorzugsweiſe zu greifen, welche gedruckt wurden in dieſem Jahre.

Nur liebenswürdigen Idiotinen zu Gefallen, will man lediglich bemerken, daß Siegfried von Lindenberg, ein Landjunker des vorigen Jahrhunderts, eine eigentliche Wuth hatte, Inſtitutionen und großartige Unternehmungen beträchtlicher Reiche in höchſt poſſirlicher Weiſe im Kleinen auf ſeinen wenigen Hufen nachzuahmen.

Wenn übrigens das neunzehnte Jahrhundert in Deutſchland nur ſelten mehr Lindenberge darſtellte, ſo muß man den Grund dieſes Nichterſcheinens derſelben wahrlich nicht im Aufhören der Narrheiten unſerer Landjunker, wohl aber im nur zu häufigen Verfalle ihres Wohlſtandes ſuchen.

Den Werth eines Gutes weiß man erſt in ſeinem ganzen Maaße zu würdigen, wenn man es verlohren, denn nun wieder ſeit einigen Monden im Vaterlande angekommen, hub Hans Freiherr von Hirſchkopf an einzuſehen, daß die Lebensweiſe in Paris, wenn man nur baar Geld in der Taſche hat, für Herren ſeines Gelichters die irdiſche Glückſeligkeit ausmache. Gerne wäre unſer Held mit ſeinen nunmehrigen baaren Fonds ſogleich wieder nach dem geliebten Aufenthalte zurückgekehrt, allein er war dennoch klug genug, einzuſehen, daß dieſe Fonds, um die gewohnte Lebensart in Paris wieder anzufangen, nicht lange vorhalten dürften und da er vor dem Bicêtre allen möglichen Reſpect hegte, hielt er es für gerathener zu Hauſe zu bleiben.

Im Vaterlande kam dem Herrn Rittmeiſter außer Dienſten übrigens nun jeder ſich darbiethende Genuß ungemein ſchal vor und ſelbſt die Vergnügen und Feſte des herzoglichen Reſidenzſtädtleins, die ihn ſonſt ſo ſehr angezogen hatten, vermochten den verwöhnten Hans nicht mehr anzuſprechen, da er unglücklicherweiſe allerwärts den Pariſer Maaßſtab anzulegen ſich angewöhnt hatte.

Ziemlich unfreundlich geſtimmt ſchmauchte St. Julien einſt an einem heitern Sommerabende eine Cigarre durch eines der Fenſter ſeines Schloſſes zu Hirſchau, welches die Ausſicht auf die unter demſelben hinführende Heerſtraße gewährte, als ein zerlumpter Kerl mit einem Dromedare, einem ſtattlichen Bären und einigen poſſirlichen Affen einher gezogen kam.

Der Bärenführer ließ unter des gnädigen Herrn Fenſter ſeine Beſtien tanzen, und dieſelben ihre eingelernte Künſte exerziren. Das Schauſpiel machte unſerm Helden großes Vergnügen, indem es ihm eine angenehme Reminiscenz an die Menagerie im Jardin des plantes zu Paris, ſeinen ehemaligen Lieblingsaufenthalt, gewährte.

Es hätte darum ſeyn mögen, allein als der Bärenführer, reichlich beſchenkt, fürbaß ziehen wollte, erfaßte unſern Landjunker plötzlich eine echt genialiſch-beſtialiſche Idee, zu deren Realiſirung er auch in demſelben Augenblicke noch ſchritt; er lief nämlich dem Bärenführer nach, kaufte demſelben, ſtehenden Fußes, zu ziemlich hohen Preißen, ſämmtliche Beſtien ab, nahm den Kerl als deren Wärter in ſeine Dienſte und gründete mit dieſen Individuen ſofort in Hirſchau eine Menagerie, welche vors erſte in einen alten Pavillon des Schloßgartens einlogirt wurde.

Bald wurde ſeine Menagerie Hanſens Steckenpferd, welches mit großer Liebhaberei von nun an geritten wurde. Er kaufte in der Nähe und Ferne für theures Geld allerlei bunte Vögel und wilde Beſtien zuſammen, baute der lärmenden Geſellſchaft ein eigenes großes und zweckmäßig eingerichtetes Gebäude, in welchem er ſeine, dem Geiſt und Herzen geweihte Stunden, Tabact dampfend, in ſeliger Wonne verlebte.

Uebrigens wollte Hans nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben und einmal im Beſitze einer Menagerie ſollte nun auch des Schloßgartens größere Hälfte in einen Jardin des plantes umwandelt werden. Ein Kunſtgärtner fand ſich leicht, der gerne in des großmüthigen und reichen Barons Dienſte trat, und nun wurden theure Samen, Pflanzen und Stämmchen verſchrieben, Beeten angelegt und koſtbare Treibhäuſer aufgeführt.

Dieſe Vorrichtungen alle verſchlangen bedeutſame Summen, allein nicht genug — auch Fama verbreitete bald das Verhandenſeyn der neuen Herrlichkeiten und von nahe und fern ſtrömten reiſende Gelehrte, wißbegierige Fremde, neugierige Müßiggänger, alte Cameraden und Bekannte nach Hirſchau, um den Baron zu bekomplimentiren und die intereſſante Bekanntſchaft ſeiner wilden Beſtien zu machen.

St. Julien fühlte ſich glücklich und hochgeehrt, wenn man ſeine neuen Schöpfungen bewundern und hochpreiſen wollte; mit verſchwenderiſcher Hoſpitalität bewirthete er ſeine Gäſte, bekannte ſowohl als fremde, und ſehr natürlich gieng es zu, daß gerade der Ruf dieſer übertriebenen Gaſtfreundlichkeit immer häufigern Beſuch nach Hirſchau führte.

Auf ſolche Weiſe waren jene für die verkauften Waldungen eingelaufenen Gelder bald genug vergeudet. Paurel führte dabei eine heilloſe Wirthſchaft, allein der Baron war zu leichtſinnig und zu indolent, um dem Verwalter nur einigermaßen auf die Finger zu ſchauen, und da dieſer, ein feiner Heuchler und Gleisner, ohnehin längſt die vielen ſchwachen Seiten des ungemein ſchwachen Gebiethers weg hatte, und ſich dieſelben zu Nutzen machte, ſo konnte er immerhin nach Gutdünken verſchleudern und betrügen.

An Abführung der Intereſſen für die auf den Gütern haftenden Paſſivcapitalien wurde gar nicht gedacht; die ellenlangen Conten der Weinlieferanten, Bau-, Mauer- und Zimmermeiſter u. dgl. wurden keines Blickes gewürdiget und ſogleich in den nächſten beſten Winkel geſchleudert. Bald ſaß unſer Hans, zu Ehren ſeines botaniſchen Gartens und der Menagerie, neuerdings bis über die Ohren in Schulden, die letztere aber verwickelte ihn noch in einen ſolch' originell-tragi-komiſchen Prozeß, daß wir uns nicht erwehren können, deſſelben in gedrängter Kürze zu erwähnen.

Se. Exzellenz der dirigirende Finanzminiſter des Herzogthümleins — zwar ein Ausbund großer Geiſter, aber ungemein klein, ſchwach und zärtlich von Leibesgeſtalt — hatten ſich entſchloſſen, das Ländchen zu bereiſen, um ſich mit hoch eigenen Augen zu überzeugen, wie viel dem lieben Nährſtand allenfalls noch zuzumuthen ſeyn dürfte, bis er ganz und gar ruinirt ſeyn würde.

Se. Exzellenz lagen ſehr bequem in dero Berline und waren ſo eben beſchäftiget, die Grundzüge eines eilften Budgets in der Schreibtafel zu ſkizziren, denn die Stände des Reichs ſollten eheſtens zuſammen berufen werden und bei dieſer Gelegenheit mußte der Herr Finanzminiſter immer einige Dutzend Budgets vorräthig haben, weil immer — bevor die miniſteriellen Machinationen ſiegten — eines nach dem andern verworfen wurde.

Nun fügte es ſich, daß der Reiſewagen Sr. Exzellenz, von den Pferden in ſanftem Schritte auf der Heerſtraße dahin gezogen, gerade an jenem Abende, vor dem Schloſſe Hirſchau vorbeirollte, als, durch Verſehen des betrunkenen Menageriewärters, Freund Bey ſeinem Behältniſſe, deſſen Thüre aus Nachläßigkeit offen geblieben, entkommen war und einen empfindſamen Spaziergang durch den Jardin des plantes machte.

Das Raſſeln des finanziellen Wagens erregte des Thieres Aufmerkſamkeit und es trat unter die offene Gartenpforte. Als Se. Exzellenz das zottige Ungethüm erblickten, entſetzten ſich Hochdieſelben dermaßen, daß ſie erbleichend aufſprangen und alle Beſinnung verliehrend, aus Leibeskräften anfiengen zu ſchreien: das Reglement iſt verletzt! — zur Ordnung, zur Ordnung meine Herren! —

Der wilde Bär wurde durch das unbändige Geſchrei der zahmen Exzellenz ſcheu, ſprang mit einem Satze grimmig auf Hochdieſelbe zu — ein Druck, ein Schluck von Seite der Beſtie erkleckten und die Exzellenz ſammt der Skizze des ellften Budgets waren nicht mehr.

Zwar ſtürzten auf der Bedienten Geſchrei die Bewohner der Burg herbei; der Bär wurde überwältiget und gebändiget, allein von der ganzen Exzellenz war durchaus nichts mehr vorhanden, als deren ſilberne Hoſenſchnalle und der güldene Kammerherrnſchlüſſel, weil Bey die Metalle zu verſchlingen verſchmäht hatte.

Die Sache machte großes Aufſehen im Ländchen; der Rittmeiſter auſſer Dienſten, Freiherr v. Hirſchkopf, wurde ſammt ſeinem Bären vor Gericht geladen und die öffentliche Verhandlung des Gegenſtandes zog eine Menge Neugieriger herbei.

Die Richter und Geſchworenen ſchlugen den Werth des im Bauche des Bären ſelig ruhenden Finanzminiſters ſehr hoch an, der für unſern Helden plaidirende Advokat ſuchte aber das Gegentheil zu erweiſen und erboth ſich ſogar fur die Hälfte der Beſoldung, welche die verſchlungene Exzellenz bezogen, ſechs andere Finanzminiſter von bei weitem ausgezeichnetern Fähigkeiten, als der hochſelige beſeſſen, dem Staate zu liefern, ein Vorſchlag, welcher einſtimmig verworfen wurde.

Der Prozeß zog ſich in die Länge und es wurde während deſſelben Verlaufes von der Gallerie nicht ſelten ein ſchrillendes Gelächter vernommen; der Baron ſprach gar nichts und der Bär gab nur zuweilen durch ein dumpfes Brummen Langeweile zu erkennen.

Nach weitläufigen Debatten wurde folgende Sentenz gefällt. Der Bär, als der ſchuldige Theil, ſollte — der Entſcheidungsgrund wurde auf das römiſche Geſetz baſirt — der Diſpoſition der Wittwe des ſeligen Finanzminiſters anheim geſtellt und derſelben förmlich übergeben; der betrunkene und indeſſen entwichene Menageriewärter aber, als Veranlaſſer des Unglücks, mit fünfzig Streichen abgeſtraft werden, doch hieß es dabei, wenn man deſſelben anders habhaft werden könnte, und wegen gänzlicher Inſolvenz des Bären endlich wurde der Freiherr v. Hirſchkopf zur Bezahlung der hochangelaufenen Prozeßkoſten aus dem alten und triſtigen Rechtsgrunde verurtheilt, weil die Gerichte in keinem Falle und nie und nimmermehr zu kurz kommen dürfen.

Der ſchuldigſte Theil, der Bär nämlich, kam, wie bei ſo manchem Prozeſſe, auch hier am beſten davon. Die Frau Miniſterin, eine kindliche Natur, faßte für Betzen eine große Neigung, hegte und pflegte ihn aufs zärtlichſte und lebte mit ihm friedlicher ſogar als dereinſt mit dem miniſteriellen Herrn Gemahl.

Die Bärenepiſode iſt zu Ende und man nimmt daher nun den Faden der Hauptgeſchichte wieder auf.

Unſer Held wurde von ſeinen Gläubigern härter und immer härter bedrängt, und als ſie es ihm gar zu bunt machten, grieff er endlich wieder nach ſeiner Zauberdoſe und ließ dieſelbe im Schloßgarten ſpielen.

Dame Samiela war ſogleich bei der Hand und ließ ſich, diesmal ziemlich freundlich, vernehmen: Lieber cousin! mir iſt es leid, daß mir vom Schickſal nicht die Macht eingeräumt bleibt, über ſämmtliche ungeheure im Schooße der Erde und die unermeßliche in den Abgründen des Oceans ruhenden Schätze zu diſponiren, denn Sie wären ganz der Mann dazu, dem beträchtlichſten Goldhaufen eine erſprießliche Circulation anzuweiſen, indeſſen ich kann und darf nur rathen. Sie ſind gewaltig in Schwulibus — ne c'est pas mon ange? eh bien — Sie haben theures Lehrgeld bezahlt, machen Sie ſich nun auch einmal fremde Thorheit zu Nutzen. Ecoutez! — Ihr Zeitalter neigt ſich offenbar nicht zwar zur echten lobenswürdigen Religioſität, wohl aber zu ſchädlichem Aberglauben und unheilbringender Myſtik bin; vor circa dreihundert Jahren wirkte eine jetzt noch vorhandene ſteinerne Madonna in jener verfallenen Capelle, welche auf Ihrem Grund und Boden, unmittelbar am Fuße des Schloßberges ſteht, viele und bedeutſame Wunder. Die Madonna zog eine Menge Gläubige und eine noch größere Menge Neugieriger herbei; der damalige Herr der Burg, **Nikodemus von Hirſchkopf**, einer Ihrer Ahnen, lieber St. **Julien**! war ein Schlaukopf und wußte ſich die Sache zu Nutzen zu machen, er ließ eine Quelle, aus der ſchon dazumal, wie noch heutigen Tages ganz gewöhnliches Brunnenwaſſer ſtrömt, von einem ſehr berühmten mediciniſchen Charletane unterſuchen und chemiſch analyſiren; der Doktor fand, daß in dem Brunnwaſſer eine Menge geſchwefeltes Waſſerſtoffgas, Kohlenſtoffſäure, kohlenſtoffſaures Laugenſalz, Schwefelleberluft, Eiſenoxyd und weiß der Himmel, welch' andere Theile noch enthalten ſeyen. Die Entdeckung der neuen Wunderquelle wurde in hochtrabenden Phraſen im In- und Auslande ausposaunt; Herr Nikodemus ließ ein niedliches Badehaus mit der Ueberſchrift: „In balneis salus“, auch einen herrlichen Gaſthof neben der Capelle erbauen, und bewirthſchaftete alles in eigener Regie. Herr Nikodemus befand ſich wohl dabei, Ihnen aber mon pauvre cousin! rathe ich, thun Sie wie dereinſt Ihr groſſer Ahn gethan.

Samiela ſprachs und verſchwand, indem ſie unſerm Helden reichlichen Stoff zum Nachdenken hinterließ.

Hans, obwohl nichts weniger als Alterthümler von Profeſſion, nahm vorerſt die verfallene Capelle und die Quelle in Augenſchein. Die Madonna in dem Kirchlein lag zwar jetzt unbeachtet, mit Staub und Unrath bedeckt, an der Erde, hatte ſich übrigens ziemlich erhalten, denn Damen aus Quadern gebildet, conſerviren ſich bekanntlich weit beſſer, als jene aus heißem Blute und lilienweißem zartem Fleiſche zuſammengeſetzte.

Der erwähnte Brunnen dagegen entſprang, in einem romantiſch belegenem Laubholze, auf einer ſanften Anhöhe, ſehr rein, ſehr kalt und ziemlich reichhaltig, aus einem etwas verfallenem, gemauertem, offenem und kühlem Gewölbe und ſchlängelte ſich in einem uncultivirten Rinnſale, gar natürlich und anmuthig, zwiſchen üppigen Matten, Attig, Hollunder und Waſſermünzen dahin.

Ca ira! — liſpelte St. Julien, pfiffig und wohlgefällig lächelnd, zwiſchen den Zähnen und begab ſich hierauf ſogleich in's Schloßarchiv. In der von den Schloßpfaffen von Jahrzehent zu Jahrzehent fleißig fortgeführten und wohl erhaltenen Schloß- und Familienchronik fand Hans, nicht ſonder große Schwürigkeit, des wunderthätigen Gnadenbildes und der Heilquelle erwähnt; es war dabei ausdrücklich bemerkt, daß durch dieſelben viele Fremde herbeigelockt worden wären und denen Herren v. Hirſchköpfen zu einem artigen Profitchen verholfen hätten. Von der ſteinernen Madonna hieß es, ſie habe von Zeit zu Zeit bitterlich geweint, und dadurch eine ſpäter ausgebrochene allgemeine Viehſeuche, von der ſelbſt viele Menſchen, vornehmen und geringen Standes ergriffen worden wären, angedeutet.

Wenn nicht häufig, ſo hatte Hans doch zum wenigſten alle paar Jahre einmal zuweilen gute Gedanken. Munter rief er, nach Durchleſung jener Notizen, aus: Nun wohlan denn, hat die ſteinerne Madonna vor drei Jahrhunderten geweint, ſo mag ſie nun zur Abwechslung einmal lachen; das iſt origineller, pikanter, wird größeres Aufſehen erregen, und es biethet unſer Zeitalter auch in der That ſo vielen Lachſtoff dar, daß man ſich nicht wundern darf, wenn davon allenfalls auch ein Stein angeſteckt würde.

Raſch gieng unſer Held nun an's Werk; er fieng plötzlich an den Frommen zu ſpielen; es fiel keinem Menſchen auf, denn es gehörte gerade unter die neueſten Moden — Religioſität zu heucheln. Die kleine Capelle am Fuße des Schloßberges wurde nothdürftig hergeſtellt, das alte Madonnenbild gereiniget, erhoben und auf ein neu erbautes Altärlein geſetzt. Bald darauf verbreitete ſich, vermittelſt einiger alter Weiber, dann mehrerer Philoſophen und jungen Dichter des Tages, welche St. Julien zu gewinnen gewußt hatte, das Gerücht durch das Land: Es habe in Hirſchau ein ſteinernes Madonnenbild verſchiedentlich gelächelt und einigemal ſogar laut aufgelacht. In den geleſenſten Blättern des Tages erſchienen myſtiſche Sonnete, gerichtet: „An das anmuthig lächelnde Jungfräulein zu Hirſchau'' von welchen Gedichtlein einige freilich ſich gar abſonderlich vernehmen ließen, wie z. B. gleich das folgende:

„Der Wunder holde Zeit ſieht man erwachen,
Und thränenvoll das heil'ge Bildlein lachen;
Das ſchnöde Heidenthum — es muß ſich drehen,
Es fällt der Teufel ſelbſt in blut'ge Wehen,
Der Hölle hohe Pforten hört man krachen,
Und furchtbar brüllen aus dem Feuerrachen;
Catholikos verleihet neue Leben.
Des Glaubens güldne Zeit — ſie will erſtehen! —
Drum Pilger! auf — zum Wunder hin gezogen,
Denn Euer Glaube hat Euch nicht betrogen,
In Maßen wird das Heil dort zugewogen!
Doch Heil auch dir du edler Ritter Hirſchkopf!
In Staub es ſank vor dir der ſchlechte Tropf,
Ja kühn haſt du erfaßt den Satan jetzt beim Schopf.

Es wurden auch Sagen aus dem Mittelalter abgedruckt, welche die Wunder behandelten, verübt durch die Hirſchauer Madonna bereits ſchon in jenen grauen Zeiten, und jene Sagen rühmten ſich aus ganz authentiſcher Quelle, nämlich aus der Schloß- und Familienchronik zu Hirſchau geſchöpft zu ſeyn.

Es konnte nicht fehlen, die Sache mußte Aufſehen machen und den herrſchenden Zeitgeiſt anregen. Ganze Schaaren pilgerten nach Hirſchau, viele Narren vermeynten in der That die ſteinerne Madonna lachen zu ſehen, andere ſahen nichts und lachten über ſich ſelber; gelacht wurde demnach auf jeden Fall.

Des Sprüchleins eingedenk: „Wo erſteht ein fromm' Bethhäuſelein, muß auch gleich ein Saufhaus ſeyn" — ſorgte der Gutsherr für ſchnelle Anlegung eines guten Gaſthofes dicht neben der Capelle.

Auch die vergeſſene Heilquelle bei Hirſchau wurde von dem berühmten Chemiker

Dr. — — zu — — neuerdings unterſucht. Der Herr Doktor wurden mit einem herrſchaftlichen Vierſpänner abgeholt, und während einer ganzen Woche auf dem Schloſſe derer v. Hirſchköpfe herrlich traktirt, auch fanden der Herr Doktor eines Tages unter der Serviette ein kleines Päckchen mit Goldſtücken, welches der weiſe Mann mit den Worten: „Nein, das iſt zu viel, das muß ich ablehnen, es hätte den Schein, als ließe mein freies Urtheil ſich beſtechen“ — — in die Taſche ſteckte. Doch dafür fand auch der berühmte Chemiker in der Hirſchauer Heilquelle noch viel mehrere edle Beſtandtheile als einſt ſein Vorgänger vor dreihundert Jahren, ſehr natürlich, die chemiſche Analyſe hatte während dieſer langen Zeit eine bedeutſam höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht.

Genug! — die glänzenden Reſultate der chemiſchen Unterſuchung der Heilquelle wurden ebenfalls öffentlich bekannt gemacht; der Gutsherr ließ ein bequemes Badehaus erbauen, ſorgte, wie gewöhnlich, für prompte und billige Bedienung der Badegäſte — und es vereinigten ſich in Hirſchau nun der Jardin des plantes, die Menagerie, die immer fort lachende Madonna, der treffliche Gaſthof und die auserleſene Heilquelle, um Fremde zu locken.

Unſer Freiherr ſchien nun in der That klüger werden zu wollen, er trieb alles in eigener Regie, raffinirte immer mehr und verkaufte endlich ſogar einer Geſellſchaft Spieler das Recht in ſeinem Bade Banken halten zu dürfen, ziemlich theuer. Hans pointirte ſelber auch, aha — werden gewitzte Leſer denken, da wird wohl das: „Male parta male dilabuntur“ in Anwendung gebracht werden dürfen. Fehlgeſchoſſen! — Hans hatte in Paris ein zu theures Lehrgeld am grünen Tiſche bezahlt, und es war ihm am Ende noch gelungen, den Schleier einiger Myſterien deſſelben zu lüften. Der Rittmeiſter hatte die ſogenannten fausses mélanges kennen lernen, er wußte was es mit dem Filiren vom Talon und mit den choiſirten Karten auf ſich habe, ja er hatte es ſelbſt ſo weit gebracht, im Faro einige erlernte Seancen anzugeben, welche wegen ihrer auſſerordentlich' ſcharfſinnigen Berechnung in der That Bewunderung verdienten.

Daß ſich unſer Held der Kenntniß ſolcher Kunſtſtücke nicht bediente: „pour corriger la fortune“ bedarf wohl kaum einer Erwähnung, denn daß ein Herr vom Leder je ſo tief ſinken und im Spiel betrügen dürfte, iſt eine Unmöglichkeit, von der jeder Menſchenkenner wie von ſeinem eigenen Leben überzeugt ſeyn könnte. Indeſſen die erwähnten Erfahrungen halfen dem ehrlichen Hanſen, in allen Ehren, doch ſoviel, daß er nach dem Spielerausdruck nicht gemacht wurde, auch erforderte es ja ſchon das urſprüngliche Intereſſe der Banquiers, es mit dem gnädigen Herrn nicht ſo genau zu nehmen, und ein Auge zuzudrücken, wenn er als gewandter Pointeur je zuweilen der Banke ein Sümmchen entzog.

Die erzählten ſehr verſtändigen Spekulationen halfen dem Junker bald wieder auf die Beine; er zahlte die drückendſten ſeiner Schulden ab, gelangte zu neuem Credit, lebte dabei in Saus und Braus und ſegnete in Stillem, der Ahnfrau Nro. 2, nämlich Samielas guten Rath, der auch hier, wie ſo oft, mehr noch nützte als hülfreiche That.

Siebentes Kapitel.

Max Piccolomini und Thekla in Hirſchau. Viele Gunſt; wenig Kunſt; zuletzt nur leerer Dunſt. Waiſenthränen und ſchlechtes braunes Bier.

Unſerm Freiherrn ergieng es wie gar vielen Menſchen und Thieren hienieden; wenn ihnen einmal ein bischen wohl wird, gehen ſie aufs Eis.

Der Ruf des regen Lebens, welches ſich durch den Zuſammenfluß vieler Fremden in Hirſchau geſtaltet hatte, machte eine kleine Bande ſogenannter dramatiſcher Künſtler lüſtern, nachdem ſie in kurzer Zeit bereits hier und dort Schiffbruch gelitten hatte, die

Gunſt der wandelbaren Fortuna nun in dem neu erſtandenen Badeorte zu ſuchen.

Der geneigte Leſer wird ſich noch gefälligſt erinnern, das ſchon in Paris Thalia in unſerm Helden einen eifrigen Verehrer gewonnen hatte, und die reiſenden Künſtler kamen zur guten Stunde nach Hirſchau.

Seit Hans im Hazardſpiele nicht mehr verlohr, hatte daſſelbe — ſo auffallend auch die Sache lauten mag — für ihn das Intereſſe großen Theils verloren; die Menagerie machte ihm auch wenig Spaß mehr, der Prozeß wegen des durch den Bären zerriſſenen Finanzminiſters hatte ihm die Luſt an den wilden Beſtien verleidet.

Der ſinnige St. Julien bedurfte eines neuen Steckenpferdes und verfiel dieſesmal auf ein aeſthetiſches.

Die Komödiantentruppe kam dem Junker wie gerufen; er hoffte durch das Schauſpiel ſeine einträgliche Badeanſtalt noch mehr zu heben, auch die anmuthige Geſtalt und das liebreizende Geſichtlein einer Demoiſelle Freudenhold, der jungen erſten Liebhaberin der Geſellſchaft, ſprachen den leicht in Flammen zu ſetzenden Herrn Rittmeiſter gar freundlich an.

Hans ertheilte dem Künſtlerverein die gnädige Erlaubniß, während der Saiſon in Hirſchau Vorſtellungen zu geben, allein er ſelbſt wollte ſich die oberſte Leitung der Kunſtanſtalt vorbehalten. Der Director der Geſellſchaft war alles zufrieden, ja er war ſelbſt ſo großmüthig, dem gnädigen Herrn die ganze Unternehmung abzutreten; der Herr Rittmeiſter ſollten ſich einzig und allein der aus derſelben hervorgehenden pecuniären Vortheile und Ueberſchüſſe erfreuen, allein wie billig auch die Gefahr allenfallſigen Verluſtes auf dero gnädige Schultern laden.

Sehr gerne gieng unſer Held in die Sache ein, er hoffte dabei ſein Schäfchen zu ſcheren, hatte er doch während ſeines langen Aufenthaltes in Paris das Theaterweſen ſo recht genau kennen lernen und ſeinen Geſchmack geregelt. Er ſchloß mit den Mitgliedern der Truppe Contracte auf ſechs Monate, und bewilligte ſehr anſehnliche Gagen, denn Hans gieng von dem löblichen Grundſatze aus: Nur dem ſorgenfreien Künſtler dürfe man Tüchtiges zumuthen; der bisherige Director begnügte ſich vorerſt mit der beſcheidenen Stellung eines Regiſſeurs und empfing doppelten Gehalt, der Gerichtshalter Paurel aber, ein gewaltiger ſchöner Geiſt, wurde als Theaterdichter angeſetzt.

In einem ſehr geräumigen Oekonomiegebäude des Schloſſes wurde die Bühne aufgeſchlagen. Aber wie erſchrack der ehrliche Hans, als er zum erſtenmale die Dekorationen und die Garderobe der Geſellſchaft erblickte; alles beſtand lediglich aus unſcheinbaren Schmierlappen und zerlumptem eitlem

Trödelputze. Man denke, wie dadurch die Augen des Cavaliers beleidiget werden mußten, Augen, die an den Glanz des pariſer Theaters ſich gewöhnt hatten.

Es war bereits bekannt geworden, der gnädige Herr ſelbſt ſtehe an der Spitze der herbeigerufenen Kunſtanſtalt, und mit ſolchen Mitteln Thaliens Tempel eröffnen, das hätte geradenwegs geheißen, der Ehre des freiherrlichen Entrepreneurs einen unvertilgbaren Klex anhängen.

In einer ſchleunigſt veranſtalteten aehſtetiſchen Seſſion, in der Hans den Vorſitz führte und welcher Pauxel, der Regiſſeur, Herr Feilſel, der erſte Heldenſpieler und die Freudenhold als Mitglieder beiwohnten, wurde beſchloſſen: Pauxel, der Regiſſeur und Feilſel ſollten ſogleich nach der herzoglichen Reſidenz reiſen; einige Dekorationsmaler, einen Tapezierer als Dekorateur und mehrere Schneider daſelbſt in Sold nehmen;

Herr Feilſel aber, ſelbſt ein genialer ausgelernter Kunſtſchneider, wurde zum Coſtümier der Bühne ernannt und ſollte als ſolcher alle Arten Stoffe zur Anfertigung einer zweckdienlichen Garderobe in der Stadt ankaufen.

Das erleſene Kleeblatt warf ſich, mit erklecklichen baaren Summen von unſerm Helden verſehen, ſogleich in den Reiſewagen und rollte ſeiner erhabenen Beſtimmung entgegen, indeſſen Hans ſich angelegen ſeyn ließ, der Demoiſelle Freudenhold gegenüber ſeine galanten Tranſche'en zu eröffnen. Die junge Künſtlerin offenbarte ſcheinbar in der That eine gute Erziehung, feine Geiſtesbildung, Liebenswürdigkeit u. ſ. w., ſie zeigte ſich auch gegen den Freiherrn ſehr verbindlich, wußte aber, voll zarter Weiblichkeit, ihn nichtsdeſtoweniger in den engeſten Schranken ehrbaren Anſtandes zu erhalten; nun unſer Hans gab ſich vorerſt auch damit zufrieden, denkend:

Süßer ſchmecken die Früchte eines ſchweren, dann eines ſonder Mühſeligkeit errungenen Sieges.

Die artiſtiſche Geſandtſchaft kehrte mit dem Erforderlichen aus der Stadt zurück und hatte noch außerdeſſen einen brodloſen Zimmergeſellen als Maſchiniſten, einen verdorbenen Buchbinder als Rüſtmeiſter und einen deto Tiſchler zur Anfertigung des Benöthigten in dieſem Fache engagirt.

Nun waltete eine allgemeine Thätigkeit: Es wurde gepinſelt, geſchneidert, gehämmert, gezimmert, geſtickt und probirt, allein es erforderte deſſenungeachtet viele Zeit, bis alles in Stand geſetzt war. St. Julien hatte dem Kunſtperſonale bereits zwei Monatsgagen ausbezahlt und die Zurüſtungen zu den großen Dingen, die da kommen ſollten, hatten ſeine Caſſe bereits ungemein in Anſpruch genommen, auch waren die günſtigſten Wochen der

Saiſon über dem unvorgeſehenen Verzug verſtriechen.

Doch endlich ſtand die Bühne, mit in der That recht niedlichen Dekorationen verſehen, vollendet da und die angefertigte kleine neue Garderobe konnte eine recht artige gelten; Thaliens Tempelchen wurde eingeweiht und eröffnet.

Uebrigens hätte man die Hirſchauer Bühne mit vollem Rechte auch ein théatre des variétés nennen können, denn obwohl die Kunſtanſtalt, mit Einſchluß des Souffleurs und des Lampenputzers kaum Dutzend Köpfe zählte, wurde von ihr dennoch alles Erdenkliche geleiſtet; es wurden große und kleine Tragödien und Familiengemälde, Luſtſpiele, Opern, Pantomimen, Ballete, plaſtiſche Tableaus dargeſtellt und aufgeführt. Wie und auf welche Art dieſes geſchah, läßt ſich leicht denken — der Theaterdichter Herr Paurel wußte überall zu helfen, ſo wurde z. B.

im Carlos der Marquis Poſa und in der Zauberflöte der Saraſtro geſtriechen, indeſſen — die Sache mußte gehen.

Von Tag zu Tag verliebte ſich Hans mehr und mehr in die junge Demoiſelle Freudenhold, welche nach ſeinem Dafürhalten mit unnachahmlicher Grazie alle erſten weiblichen Parthien agirte, deklamirte, ſang und tanzte. Allein die reizende Künſtlerin, wenn auch immer freundlich und hold gegen den freiherrlichen Mäcen, blieb ihm nichtsdeſtoweniger ſtets eine unerbittliche Veſtalin, obwohl der Rittmeiſter, deſſen Sache langwieriges platoniſches Schmachten nun einmal ganz und gar nicht war, kein Mittel unverſucht ließ, den ſtandhaften Tugendſinn der ſpröden Actrice zu beſiegen; endlich jedoch, wenn ſchon etwas ſpät, führte ein Zufall unſern Helden etwas näher zum erwünſchten Ziele.

Der Künſtlerverein hatte zur Feier des

hohen Namensfeſtes ſeines freiherrlichen Generaldirectors Wallenſteins Tod aufgeführt und Freudenhold ſich als Thekla, Herr Feilſel aber als Max Piccolomini gezeigt. Nach beendigter Darſtellung gab der gefeierte Rittmeiſter ſeiner Geſellſchaft eine Fete. Die Schauſpieler und Künſtlerinen waren, theils um durch das Umkleiden keine Zeit zu verlieren, theils des Scherzes halber, im Coſtüme geblieben; es wurde getanzt und je mehr unſer Baron nach dem Glücke ſtrebte, bei dieſer Gelegenheit ſich der im idealen Theateranzuge heute doppelt reizenden Freudenhold zu nahen, deſto ängſtlicher ſchien dieſe ſeine Geſellſchaft vermeiden zu wollen.

Der Verſchmähte wurde ärgerlich und warf ſich endlich ſchmollend im Nebengemach auf einen Divan. In dieſer Lage nahete ihm Madame Fabel, ein Mitglied des dramatiſchen Kunſtvereines, welche im Trauerſpiele Anſtandsrollen ſpielte und dieſen Abend noch die Gräfin Terzky agirt hatte. Madame Fabel hub an:

Ei, ei, mein hochverehrteſter Gönner! ſo ganz allein — der König des Tages ſichtbar verſtimmt?

Hans. (Unfreundlich:) Kehren Sie ſich nicht daran, Madame! amuſiren Sie ſich wohl.

M. Fabel. Welche Geſellſchaft würde mir mehr Unterhaltung gewähren als die meines gnädigen Herrn?

Hans. Sehr verbunden!

M. Fabel. Aber nicht wahr Ew. Gnaden — geſtehen muß man es doch — unſere kleine Freudenhold ſieht heute wieder allerliebſt aus, was — und tanzt ſie nicht wie ein Engel?

Hans. Was kümmerts mich.

M. Fabel. (Fein lächelnd:) Oh verzeihen Ew. Gnaden, eine viel erfahrene Beobachterin, wie mich, täuſcht man ſo leicht nicht. Ja — die Freudenhold iſt eine kleine Närrin, oh ich weiß es recht wohl, Ew. Gnaden ſind der allerliebſten Spitzbübin gar nicht gleichgültig, aber die Thörin hat Kaprizen, — wenn ich es nur wagen dürfte zu rathen, wenn Ew. Gnaden nur den rechten Weg einſchlagen wollten.

Hans. Wie verſtehen Sie das Madame? (Gezwungen lachend:) den rechten Weg zur Freudenhold? nun des Spaßes halber, Sie würden mich verbinden mir den anzuzeigen.

M. Fabel. Ew. Gnaden wiſſen es vielleicht nicht — denn die Leutchen halten es geheim — unſer Heldenſpieler Herr Feilſel iſt der Freudenhold verlobter Bräutigam.

Hans. (Verblüfft:) In der That ich wußte es nicht, aber um ſo weniger vermag ich zu begreiſen —

M. Fabel. O Ew. Gnaden kennen

den Feilſel nicht, der denkt über gewiſſe Dinge gar philoſophiſch, braucht auch immer Geld, ich bin überzeugt, gäben ihm Ew. Gnaden ein gutes Wort —

Hans. Sind Sie raſend, der Bräutigam ſoll die eigene Braut verkuppeln! —

M. Fadel. Aber Ew. Gnaden, welch' graſſer Ausdruck, verkuppeln? — davon iſt ja gar keine Rede, ſo etwas geſchieht ja lediglich nur auf unſern Brettern, etwa in Cabale und Liebe oder dgl. nun — auch blos des Spaßes halber, ſende ich Ew. Gnaden einmal den Feilſel her, ſprechen Hochdieſelben, wie geſagt, lediglich nur des Spaßes halber, mit dem Burſchen und Ew. Gnaden werden ſich überzeugen, daß die Fadel ihre Leute kennt.

Die ſaubere Gräfin Terzky trippelte, ohne des Gebiethers Antwort abzuwarten, von dannen und es dauerte gar nicht lange, da taumelte Max Piccolomini, unverkennbar bereits mit einem Haarbeutel ausgeſtattet, ins Gemach. Der für heute betrunkene Oberſt der wackern Pappenheimer wankte näher zum Divan und fragte mit ſchwerer Zunge lallend:

Wa — was befehlen Ew. Gnaden?

Hans. Befehlen? — nicht doch lieber Feilſel! gratuliren wollte ich Ihnen lediglich — ich habe da gehört, Sie werden unſere reizende Thekla nächſtens in's Brautbett führen.

Feilſel. (Unanſtändig gähnend:) Ah — ſo —

Hans. Sie Glücklicher! wäre die Sache ſo weit noch nicht gediehen, wer weiß, ob ich ſelbſt Ihnen nicht als Nebenbuhler entgegen träte.

Feilſel. O deshalb geniren ſich Ew. Gnaden gar nicht — ich mache mir eine Ehre daraus, bin durchaus kein eiferſüchtiger

Narr, das taugt nichts, beim Theater ſo wenig als im Soldatenlager.

Hans. Sehr tolerant und mithin auch verſtändig. Nun, nun — es ſolle des Mädchens Schade nicht ſeyn, ich würde für eine anſtändige Ausſtattung Sorge getragen haben —

Feilſel. Ach die könnte ſie brauchen, das Mädel taugt nichts, vertrödelt die ganze Gage, hat nie ein ganzes Hemd auf dem Leibe.

Hans. Wie, ſo ſprechen Sie von der Braut? —

Feilſel. Ei; — wir taugen akkurat zuſammen; an mir iſt auch kein gutes Haar, ich trinke gern, bin ein Lump in Folio.

Hans. (Lächelnd:) Der Wein macht treuherzig wie ich ſehe; Sie ſollten mit Ihrer philoſophiſchen Toleranz auch nicht zu kurz kommen; wie wäre es, wenn ich Ihre Gage durch einen Weindeputat erhöhte, tägſich auf drei Flaſchen Nierſteiner mittlerer Qualitè käme es mir nicht an.

Feilſel. (Enthuſiaſtiſch:) Ew. Gnaden ſind die Großmuth ſelbſt; ſtellen Hochdieſelben eine Anweiſung an dero Kellermeiſter aus, und machen Ew. Gnaden mit dem Mädel ſodann was beliebt; ich werde ſtumm bleiben wie der junge Graf im Abée de l'Epee und blind wie Beliſar.

Hans. Aber das Mädchen zeigt ſich, mir gegenüber, keuſch wie Suſanna, ſpröde wie, wie —

Feilſel. Die Wetterhexe! — na ich will ihr ſchon Mores lehren, doch Ew. Gnaden, ich bin ein Mann von Ehre, es muß alles unter uns bleiben, darum — wenn der Ball bald zu Ende geht, verfügen ſich Ew. Gnaden in Dero Gartenpavillon und ein Kerl will ich heißen, ſchlechter als Franz Moor, wenn ichs Mädel Ew. Gnaden nicht bringe, will dem Nickel die Suſannerei ſchon austreiben — ſchau! das wäre mir die wahre Höhe.

Der edle Piccolomini ſprachs und taumelte zurück in den Saal an den Schenktiſch, den er lange ſchon vermißt hatte.

Der Künſtlerball endete in der That viel früher, als man hätte glauben ſollen, denn die Gäſte beiderlei Geſchlechts thaten des Guten zu viel und ſehnten ſich nach Ruhe.

Unſer Hans ſchliech nach dem Garten, allein bevor er noch den Pavillon erreichte, ſtürzte er in Mitte der Alle'e, welche zu demſelben führte, dahin, nicht anders, als von einem Donnerſchlage getroffen. Bei näherer Unterſuchung fand es ſich, daß der Junker über Wallenſtein, Herzog von Friedland, gefallen war, welcher in der Perſon des ehemaligen Theaterdirektors und nunmehrigen Regiſſeurs kanonenvoll und gänzlich bewußtlos im Wege gelegen hatte.

Max Piccolomini hielt beſſer doch

ſein Wort, als mancher Ritter des dreißigjährigen Krieges; voll edlen Anſtandes führte er ſeine Thekla dem freiherrlichen Gönner zu und dieſe vergaß, die Rolle der Suſanna fürder mit Conſequenz durchzuführen. Die reiche Erndte, welche ſich der edle Freiherr von Hirſchkopf von ſeinem neu errichteten Theater verſprach, wollte übrigens durchaus nicht erſcheinen. Dem. Freudenhold wurde des gnädigen Herrn begünſtigte Sultanin, und ſie und ihr Bräutigam, Herr Feilſel, leiteten von nun an lediglich die Anſtalt.

Nach Gunſt dieſer Beyden wurden die Rollen vertheilt, allein die Genien wollten ſich nicht überſtrahlen laſſen und ſtellten daher gefliſſentlich die erbärmlichſten Individuen neben ſich.

Dem. Freudenhold ſtammte aus des Volkes niedrigſter Hefe und opferte nur erſt ſeit fünf Monden an Melpomenens und Thaliens Altären, Feilſel aber war vor ſechzehn Wochen kaum der Schneiderwerkſtätte entlaufen, und erſchien, ſeit ihm ein Weindeputat ausgeſprochen war, ſelten nüchtern auf den Brettern; auf welche Weiſe die Kunſt von dieſem edlen Paare gehandhabt wurde, bedurfen wir wohl nicht näher zu bezeichnen.

Anfangs lockte zwar die Neugier einige Zuſchauer herbei, allein auch dieſe einige blieben weg und man mußte zu den oftmals belobten Freibillets ſeine Zuflucht nehmen, um nicht ganz und gar vor leeren Bänken zu ſpielen; ein Kunſtgriff, welcher dem Vernehmen nach, freilich zuweilen von größern, oft ſogar von ganz großen Bühnen angewendet werden ſoll.

Das Allerſchlimmſte bei der Sache war, daß die Bühne zu Hirſchau auch den anderweitigen, wirklich Frucht bringenden Inſtituten unſeres Helden ungemein bedeutſamen Abbruch that. Die frommen Wallfahrer eiferten, daß man dicht neben der Capelle des wunderwirkenden Gnadenbildes, Comödianten ihren Unfug treiben ließ, die Zionswächter erhoben ihre furchtbaren Stimmen, die Madonna hörte auf zu lachen; die Gläubigen flohen die Capelle und das Wirthshaus.

Die Pächter des Hazardſpieles klagten auch über das leidige Theaterweſen; ſie meynten, das Schauſpiel entziehe ihnen gerade in den beſten Stunden die beſten Kunden, nämlich junge reiche verliebte Gimpel, welche Abends die grüne Tafel verließen, um auf den Bühnen, hinter den Couliſſen, mit den holden weiblichen Comparſen zu tändeln und zu ſcherzen.

Fortuna, welche unſerm Helden kurze Zeit gelächelt hatte, ſchien es recht gefliſſentlich darauf anzulegen, ihn nun ſchadenfroh zu necken. Der neue Menagerie-Wärter und der Aufſeher des jardin des plantes wurden beim Theater zu kleinen Nebenrollen und als

Coryphäen verwendet. Die Burſche wurden vom aeſthetiſchen Teufel beſeſſen; der eine ließ über der Comödienſpielerei ſeine unedlen Beſtien verhungern, der andere ſeine edlen Pflanzen verwelken.

Die günſtige Saiſon ging zu Ende, wenige Tage noch — und der Baron Hirſchkopf befand ſich mit ſeinen Schauſpielern allein. Er ſah nun wohl ein, daß ſeine Hoffnungen, die er auf das Bühnenweſen geſetzt hatte, nichts anders, als leerer Dunſt geweſen.

Dem. Freudenhold hatte Hanſen zu nützen verſtanden, ihm manches Geldröllchen, manch' 'anſehnlich' Geſchenk abgeſchwatzt; das ungemein koſtſpielige und nichts einbringende Theater hatte nicht nur allen anderweitigen Vortheil verſchlungen, ſondern den edlen Freiherrn in eine noch größere Schuldenlaſt verwickelt, und was war dabei zu thun? —

Der ehemalige Direktor der Bande, welcher einſt, als Wallenſtein, den Junker im Schloßgarten zu Falle gebracht hatte, war nicht mehr; ein Schlagfluß hatte ihn dahin gerafft. St. Julien wurde der Thekla ſatt; Piccolomini-Feilſel vollzog noch mit der längſt Auserkohrenen zu Hirſchau ſein Beilager, der gnädige Gutsherr ſorgte, ſeinem Verſprechen gemäß, für der holden Braut ſtattliche Ausſteuer, beſchenkte das neuvermählte Paar mit den neu angeſchafften Dekorationen und Garderoben und Feilſel übernahm die Direction der Geſellſchaft, welche ſofort auf gut Glück weiter zog.

* * *

Ungeſtümer als jemals huben ſeine Gläubiger nun neuerdings an, den Freiherrn zu drängen; ſeine ultima ratio ſollte helfen; die Zauberdoſe mußte abermals erklingen; Samiela erſchien. Liebes Bäschen, ſprach

Hans, ſchon wieder ſitzt mir das Meſſer an der Kehle, aber nun bin ich klüger, verſtändiger, umſichtiger geworden; mir liegen große Dinge im Kopfe, wenn ich nur Credit hätte, — wäre ich nur wechſelfähig; ſagen Sie mir, wie fange ich es denn an wechſelfähig zu werden.

Aber du lieber Himmel, erwiederte Samiela, und dazu cher cousin! bedürfen Sie Geiſtes Rath? — wiſſen Sie denn nicht, daß hier zu Lande, weder baares Vermögen, noch Grund und Boden dieſe Wohlthat oder Nichtwohlthat, wie mans nimmt, verleiht, indeſſen jeder Bräumeiſter, ja jeder Schacherjude ſogar wechſelfähig iſt; bauen Sie ein Bräuhaus, — wer wehrt es Ihnen? — verkaufen Sie ſchlechtes, ſaures Bier und Sie ſind ſo gut befugt Wechſel auszuſtellen, als die Herren Rothſchild, und ich wünſche nur, lieber St. Julien, daß man ihre Papiere ſo hoch honoriren möge, wie jene der genannten deutſchen Groß- oder vielmehr Größthändler.

Hans. Sie haben wohl gut ſprechen, ſchöner Geiſt! ein Bräuhaus bauen, das iſt leicht geſagt, aber woher die erforderlichen Summen nehmen.

Samiela. Nichts für ungut Herr Vetter! aber man muß Ihnen gleichſam überall die Naſe hinſtoßen. Ecoutez! eine Ihrer gerichtlichen Caſſen iſt noch recht wohl gefüllt, ich meyne jene, welche die Depoſita enthält.

Hans. (Schaudernd.) Aber bedenken Sie doch Couſine! jene deponirten Gelder und Obligationen ſind anvertrautes Eigenthum, größtentheils unmündigen Waiſen und Wittwen angehörig.

Samiela. Eh bien — was ſchadet es. Wollen ſie denn das anvertraute Eigenthum ſtehlen? — Sie wollen es ja nur Früchte bringen, wuchern laſſen; Sie legen ſtatt der Gelder Ihre Wechſel und eigene Schuldverſchreibungen in die Caſſe; wozu haben Sie denn eigene Gerichtsbarkeit? — Ihr kleinlichen Satrapen ſeyd doch ſonſt nicht blöde, wenn es darauf ankömmt in derlei Dingen höher geſtellten Deſpoten nachzuahmen. Adieu mon pauvre Imbécille! Schauen Sie ein bischen auf die Seite — s'il vous plait — ich muß jetzt verſchwinden.

Die Gründe, welche der böſe Weibergeiſt für ſein angerathenes Bubenſtück zu guter Letzt noch aufführte, waren für unſern Helden ungemein überzeugende. Hans plünderte demnach, mit des Gerichtshalters Pauxel Hülfe, der ſich zu ſolchen Dingen nur gar zu gerne brauchen ließ, die Depoſitencaſſe und legte für die aus derſelben erhobenen Gelder flüchtig entworfene, auf ſeine Perſon lautende Schuldſcheine in den Kaſten.

Zwar erſchien während der Procedur die Ahnfrau Nro. 1, Brigittens häßlicher Schatten nämlich, und dräute furchtbar mit der erhobenen Knochenhand, allein der Junker rief ihm unwillig zu: Hebe dich hinweg alter Weſen! in Gerichtsſtuben wird kein Geiſt geduldet, und laut ſtöhnend verſchwand das Geſpenſt.

Man muß hier noch bemerken, daß die Ahnfrau Nro. 1 niemals unterließ, ſo oft der ſpäte Enkel im Begriffe ſtand, die böſen Rathſchläge der leichtſinnigen Ahnfrau Nro. 2 auszuführen, als drohende Warnerin aufzutreten; da aber das gute Prinzip meiſtens Langeweile macht, ſo erwähnt man deſſelben Erſcheinungen hier nur beiläufig.

Hans hatte nun wieder Geld und ſchnell erſtand ein ſtattliches Bräuhaus; wenn man behauptet, es ſeye bei dieſem Baue der Mörtel und Kalk mit Waiſenthränen angemacht worden, ſo kann die Floskel hier allerdings etwas mehr gelten, als eine gewöhnliche abgedroſchene allegoriſche Figur.

Des Freiherrn Gläubiger wurden an

ihrem Schuldner in der That nun irrig, denn wenn ſie dieſen, wie man zu ſprechen pflegt, ganz und gar auf dem Hunde glaubten, fieng er ſtets ſogleich wieder koſtſpielige Unternehmungen an und zeigte baare Summen; einige der bedürftigſten und dringendſten Creditoren wurden auch befriediget, die geduldigern aber neuerdings beſchwichtiget.

Wenn es wirklich ein charakteriſtiſches Zeichen großer Geiſter wäre, in der Wahl ihrer Diener glücklich zu ſeyn und einen jeden auf den rechten Platz ſtellen zu wiſſen, ſo dürften wir wahrlich nicht wagen, unſern Helden in jenen erhabenen Reigen zu erheben, denn als das neue Bräuhaus nun fix und fertig ſtand, blieb Hans bei der Einſetzung eines Bräumeiſters wieder ſehr unglücklich; er war an einen unwiſſenden verlaufenen Lumpen gerathen.

Das Bier, welches in der neuen Brauerei zu Hirſchau fabrizirt wurde, ſchmeckte ſchaal und ſchlecht und Niemand mochte es trinken auſſer Bettelleuten und auch dieſe bequemten ſich dazu nur, wenn ſie das kraftloſe Getränk geſchenkt erhielten.

Doch der Freiherr kränkte ſich ob des fatalen Umſtandes wenig, hatte er doch durch die Anlegung der Bierfabrike ſeinen Hauptzweck erreicht — er hieß nun ein wechſelfähiger Cavalier.

Achtes Kapitel.

Der Landjunker als Papierhändler. — Ein paar Gnadenſtöße. — Stoßſeufzerlein eines Wechſelfähigen.

„Mancher Menſch iſt der Eimer, den das Schickſal in den Brunnen wirft, um andere herauszuziehen“ — ſagt Göthe irgendwo — und unſer Baron Hirſchkopf ſtellte ſich in der That auch ſehr häufig als ſolch' ein unglücklicher Eimer dar.

Unter den Neugierigen aus der nahen herzoglichen Reſidenz, welche auf einen oder ein paar Tage die neue Badeanſtalt zu Hirſchau beſuchten, hatte ſich während der letzten Saiſon auch ein genialiſcher junger Mann, Namens: Granewitz befunden.

Herr Granewitz war ſogenanter Procuraführer des berühmten Wechſelhauſes, welches unter der Firma; Kaſpar Schmalz et Comp. ganz Deutſchland als ſehr alt und ſolid kannte.

Es ergeht mancher Firma in der Handlungswelt gerade ſo wie manchem einzelnen Menſchen im Leben; jene gilt dort, deſſen Ruf hier für ausgezeichnet gut, indeſſen oft beide ganz und gar nichts taugen und das Sprichwort: vox populi, vox dei ſtellt ſich nur zu häufig, wie viele andere Sprichwörter auch, als eine heilloſe Lüge dar.

Beinahe ein volles Jahrhundert zwar hatten Kaſpar Schmalz et Comp. den Ruf ausgezeichneter Solidität mit vollem guten Rechte behauptet, allein der nunmehrige Eigner des Hauſes, Herr Carl Schmalz, war ein leichtſinniger Windflügel, der, ein gewaltiger Nimrod, Tag und Nacht in den Wäldern lag, vieles Geld in eigener Perſon vergeudete und wenn nur die angeſchoſſenen Haſen zahlreich fielen, ſich wenig oder nichts um des Steigen und Fallen des Courſes kümmerte.

Die Handlungsgeſchäfte alle und die Leitung ſämtlicher Angelegenheiten des Hauſes dagegen überließ das muntere Carlchen ſeinem erſten Commis, dem Herrn Granewitz, in welchen er ein unbedingtes Zutrauen ſetzte.

Nun zu längnen blieb es nicht, dieſer Granewitz war ein feiner Vogel, ein Mann der ſein Fach kannte, allein nur zu ſehr Enthuſiaſt, der gerne das gefährliche: Va banque rief, ein Spiel gefährlicher wohl in keiner Sphäre als in jener des großen Handels zuweilen.

Die Verhältniſſe des Hauſes Kaſpar Schmalz waren bereits ſehr verwickelt, ja in gewiſſer Art mißlich ſogar, als Granewitz ſie zu ordnen unternahm; der kühne junge Mann gedachte durch einen Gewaltſtreich den ehemaligen höchſten Glanz des Hauſes wieder herzuſtellen oder es untergehen zu laſſen im großen Chaos der Fallimente.

Ein benachbarter kleiner Staat, deſſen Firma mit Recht allerwärts in gar ſchlechtem Geruche ſtand, gedachte ein großes Anlehen zu eröffnen, allein es wollte ſich kein gutes Haus finden, um als creditbringendes Organ an die Spitze des Négoces zu treten, da entſchloſſen ſich Kaſpar Schmalz et Comp., das iſt Granewitz, plötzlich in das Geſchäft zu entriren.

Wahr blieb es, die Vortheile, welche für den Fall des Gelingens jener Staat dem Negocianten bewilligte, waren ungeheuer, allein dieſer mußte auch, bei der einmal ſtatt findenden Lage der Dinge, offenbar anſehnliche Fonds und den eigenen Credit daran ſetzen, und es kam nur darauf an, den in dieſem Geſchäfte vom betheiligten Staate auszuſtellenden Papieren einen leidlichen Cours zu verſchaffen. Granewitz hoffte die Aufgabe zu löſen, denn der Credit der Kaſpar Schmalz et Comp. war immer noch ein ſehr bedeutender, der Procuraführer kannte auch genau alle jene große und kleine Kunſtgriffe, welche in derlei kitzlichen Unternehmungen zuweilen zum Zwecke führen; er fühlte wohl, daß er ſich in einen gar naſſen Brunnen ſetzte, allein er zweifelte nicht daran Eimer zu gewinnen, welche ihn zur rechten Zeit aus der Patſche ziehen würden, und dieſe Eimer überall und allerwärts aufzuſuchen, ließ ſich der ſinnige Herr ungemein angelegen ſeyn.

So ſtanden die Sachen, als Herr Granewitz einmal eine kleine Parthie du Plaiſir nach Hirſchau unternahm und dort unſern Freiherrn kennen lernte, den er für einen, wenn nicht klugen, doch wenigſtens ungemein reichen Landcavalier hielt, denn auch den Erfahrenſten täuſcht zuweilen der Schein, wo denn bliebe ſonſt die Welt, wie ſie nun einmal iſt? —

Die beiden Herren fanden an einander Gefallen und verwickelten ſich in vertraulichere Geſpräche; Granewitz lobte des gnädigen Herrn Umſicht und deſſen regen Unternehmungsgeiſt. Hans ſprach:

Ja lieber Herr! wenn der Landwirth bei dieſer Zeit nicht Ungewöhnliches anfängt und ganz auſſerordentlich raffinirt, kann er nicht beſtehen, und man mag unternehmen was man will, ſo heißt es am Ende doch: Mühe gehabt und weiter nichts.

Freilich, erwiederte Merkurs Sohn, bei der jetzigen Conſtellation der Umſtände ſtellen ſich nicht nur die Bemühungen des Landwirthes, ſondern beinahe alle, ſelbſt Betreibungen der großartigſten Gewerbe als ungemein undankbar dar und ich kenne jetzt wahrhaft nur eine einzige Geſchäftsbranche, in welcher, im Beſitze einiger Fonds und der wohl benützten Wechſelfähigkeit, ein kluger Kerl ſehr ſchnell zu großen Reichthümern gelangen kann und dieſe Geſchäftsbranche iſt keine andere — als der Handel mit Staatspapieren.

Hans hielt ſich für einen klugen Kerl, — wie viele Menſchen giebt es, die ſich nicht dafür hielten? — auch hatte er in der neueſten Zeit oft gehört, daß dieſer und jener durch den Handel mit Papieren ſeinen mißlichen Umſtänden wieder auf die Beine geholfen habe; der Landjunker hatte Urſache eifrigſt zu wünſchen, die eigenen Finanzen zu verbeſſern und fühlte demnach große Luſt einmal als Papierhändler en gros ſein Glück zu verſuchen.

Uebrigens hatte der Rittmeiſter keinen rechten Begriff davon, was es denn mit dem eigentlichen Papierhandel auf ſich habe; Herr

Granewitz war aber ſo gefällig ihm einen Abriß der Art hinzuſtellen, wie die angeregten Geſchäfte betrieben werden. — Viele Definitionen des jungen Kaufmannes vermochte Hans freilich nicht recht zu faſſen, aber ganz vorzüglich gefiel ihm jene, welche der Procuraführer von dem merkantiliſchen Credit machte. Es heißt, ſprach Granewitz, daß man Credit hat, wenn man viel mehr Geld in Papieren verkaufen und kaufen kann, als man wirklich hat; alſo daß, wenn man verliert, man nicht eigentlich ſelbſt verliert, ſondern blos andere Leute verlieren macht.

Donnerwetter! dachte unſer Held, zu ſolch' merkantiliſchem Credit möchte ich wohl auch gelangen, das iſt ein ganz anderer als jener eines adlichen Gutsbeſitzers.

St. Julien mußte ſich indeſſen für jetzt begnügen mit dem verſtändigen jungen Kaufmanne eine Art Freundſchaftsbündniß — inſofern nämlich ein ſolches Verhältniß zwiſchen einem Edelmanne und Plebejer denkbar bleibt — zu ſchließen und zu verſprechen, denſelben nächſtens in der Stadt beſuchen zu wollen.

Von nun an träumte Hans, wachend und ſchlafend, von nichts als dem Papierhandel en gros und der geneigte Leſer wird ſonder Mühe begreifen, warum der gute Junker ſo erpicht auf die Wechſelfähigkeit blieb.

In der Kunſt Schulden zu kontrahiren hatte unſer Held, wie wir wiſſen, viele Erfahrung, er verſtand daher den größern Credit, welchen ihm die erlangte Wechſelfähigkeit gewährte, trefflich zu nützen und vermöge deſſelben ein ganz artiges Sümmchen zuſammenzuſchlagen, mit welchem er ſofort in die Reſidenz reiſte, um den Papierchenhandel zu erproben und nach der Speckſeite die Wurſt zu werfen.

Indeſſen kannte der Rittmeiſter den modum procedendi der Geſchäftsſphäre, zu welcher er innerhalb ſechs Wochen gerne ein Cröſus geworden wäre, durchaus nicht und er hielt es daher für gerathen, den Herrn Granewitz aufzuſuchen, um deſſen Hülfe zu erbitten.

Der Procuraführer enpfing den Edelmann ungemein freundlich, war entzückt über die ſich ergebende Gelegenheit demſelben dienen zu können, und ſprach lebhaft:

Ew. Gnaden hat Dero Glücksſtern auf die Idee geführt, ſich gerade jetzt ſolchen Geſchäften weihen zu wollen; unſer Haus garantirt für das, von Sr. Durchlaucht dem Fürſten zu N— gemachte neue Anlehen; nie wurde ein ſolideres Geſchäft unternommen, es iſt tauſendfache und die reelleſte Deckung vorhanden, ſchon haben jene auf das neue Anlehen Bezug habende Staatspapiere des Fürſten zu N— einen öffentlichen Cours — er war auch darnach! — allein ſchnell und bedeutſam wird ſich dieſer Cours heben, laufen Ew. Gnaden ſo viel möglich, ſolche, doch nur ſolche Papiere, eine vortheilhaftere Speculation biethet ſich nimmer dar — allein beziehen Hochdieſelbe die Papiere nicht durch uns, kaufen Sie auf der Börſe, fragen Hochdieſelbe mit wichtiger Miene nach unſern Papieren; tauſende vermögen Ew. Gnaden in wenigen Wochen zu gewinnen, allein — merkantiliſche Klugheit erfordert es — laſſen ſich Hochdieſelbe nicht merken, daß Sie mich perſönlich kennen oder mit unſerm Hauſe in irgend einer Verbindung ſtehen.

Der freiherrliche angehende Papierſpeculant that pünktlich, wie ihm geheißen ward; der feine Granewitz hatte mehrere derlei Minen zu gleicher Zeit ſpringen laſſen, jener Theil der merkantiliſchen Welt, und es war der größere, dem weniger Scharfblick und tiefe Erfahrung noch eigen, wurde dennoch myſtificirt, die neuen ſogenannten Kaſpar Schmalz'ſchen Looſe ſtiegen, gerade einige

Tage, nachdem Hans deren einige gekauft hatte, um einige Prozente. Nun, rief Granewitz mit triumphirender Miene, Ew. Gnaden, was habe ich geſagt?

Der Rittmeiſter war entzückt, raffte alle ſeine Baarſchaft zuſamm', kontrahirte neue Schulden, ſtellte neue Wechſel aus, kaufte und kaufte lauter Schmalzlooſe.

Doch bevor unſer Held eine ergiebige Erndte von der ausgeſtreuten Saat zu ſammeln ſich zu hoffen getraute, ereigneten ſich Dinge, welche ſeine Freude etwas herab ſchon ſtimmten, und wir bedauern, der ungeduldigen Leſer halber, leider etwas weiter nothwendigerweiſe ausholen zu müſſen.

* * *

Die Juſtizverfaſſung des Herzogthümleins, in welchem der Baron Hirſchkopf ſeine Güter beſaß, ſtellte einige ſeltſame Eigenthümlichkeiten dar.

So wurde z. B. die allerklarſte Schuldſache aus fehlerfreien gerichtlichen Dokumenten von dem Beklagten ganz leicht ſechs Monate bis zur erſten Sentenz hingehalten. Von jedem Dekret, Mandat, Reſolution, von einer Verladung ſogar, konnte aber auch appellirt werden, und dauerte jedesmal die Appellationsfriſt ſechzig Tage; ein Zwiſchenbeſcheid drängte den andern und in der Hauptſache wurde immer nichts entſchieden. Das Beweisverfahren nahm kein Ende. In der Execution gieng der Tanz von Neuem los, und über Modum und Objekt wurde wieder friſch appellirt und revidirt.

Ueberdieß war das Civilgeſetz in der That einer Tiſchplatte à la mosaique zu vergleichen. In den Ländertheilchen, aus welchen das Herzogthum nach und nach zuſammengeſetzt worden war, hatte man überall die alte materielle Geſetzgebung beibehalten. Hellung und Dunkelung durchkreuzten ſich auf dieſer Art im grellſten Abſtich. Auf dem Seſſionstiſche jener die letzte Inſtanz bildenden Stelle der Reſidenz ſah man über ſechzig einzelne Geſetzbücher, per tria saecula geboren, mithin der verſchiedenſten Zeitalter und Grundſätze, aufliegen, nach welchen tagtäglich gerichtet wurde. In manchem Untergerichtsbezirke ſelbſt lebte man friedlich und unfriedlich, zugleich nach dem —ſchen oder —er Landrechte, dem alten herzoglichen Civilcodex, dem jure commune und andern ſubſidiariſchen Rechten.

Der größte aller Uebelſtände aber blieb, daß es in dem Herzogthume keine Hypothekenbücher gab.

Der Güterbeſitzende Adel hatte ſeine eigene ſogenannte, mit großer Kompetenz ausgeſtattete, Herrſchaftsgerichte und inſtallirte ſelbſt die Herrſchaftsrichter, welche in der Regel, ſo wie die im Bezirke ihr Weſen treibenden Sachwalter, ganz und gar feile Creaturen des Gutsherrn waren, der alſo im eigentlichſten Sinne des Wortes ſich ſelder gegen ſeine Grundholden Recht ſprach; dieſen ſtand freilich in zweiter Inſtanz das Recht der Appellation an die einſchlägige landesherrliche Behörde zu, allein was für ſie dort bei ſolcher Geſtaltung der Verhältniſſe zu gewinnen war, liegt klar am Tage.

Bei dem Mangel an Hypothekenbüchern und da die Herren Herrſchaftsrichter aus guten Gründen ſich wohl hüteten, irgend Jemanden über die eigentlichen Wohl- oder Uebelſtandsverhältniſſe ihrer gnädigen Patrone Aufſchluß zu geben, waren manche von dieſen dermaßen verſchuldet, daß, hätte man den wahren Activ- mit dem Paſſivſtande zu vergleichen vermocht, denſelben weniger noch als der letzte Dachziegel rein eigen geblieben wäre; bei der Unmöglichkeit einer ſolchen Vergleichung aber und im Beſitze eigener für ſich beſtehender Gerichte wurde es dem gnädigen Herrn nicht ſchwer, fortwährend das liebe Publikum zu myſtificiren, Schulden auf Schulden zu häufen und in Saus und Braus zu leben nach wie vor.

Doch mit einemmale endete die Herrlichkeit. Ein Thronwechſel fand ſtatt; der neue Herzog, ein ſtreng rechtlicher, weiſer und umſichtiger Herr, hatte bereits als Erbprinz die Gebrechen ſeines Vaterlandes alle — und es gab deren leider ſehr viele — kennen gelernt, er hatte, mit Ruhe und Zuziehung verſtändiger Rathgeber, der wichtigen Beſtimmung, welche ihn erwartete, vorgearbeitet und mit ſicherer Hand ergriff er nun die Zügel der Staatsverwaltung.

Die Einführung eines neuen, alle Theile des Herzogthums umfaſſenden Geſetzbuches, in dem ſich Geiſt, Kraft und Billigkeit vereinigten, und welches den Schneckengang des bisherigen Verfahrens plötzlich abſchnitt, dann der ſtrengſte Befehl, zur Stelle allerwärts mit Ordnung die Anlegung der Hypothekenbücher zu beginnen, — dieſe Handlung gehörte unter die erſten und verdienſtlichſten, welche der nunmehrige Regent, als ſolcher, vornahm.

Hans erblaßte und bebte, als er die neuen Verordnungen las; manchem Edelmann des Landes ergieng es nicht beſſer. Der Rittmeiſter ſagte zu Granewiz, bei dem er ſich zufälligerweiſe eben befand: Freund! die Einführung der Hypothekenbücher iſt ein verdammter Streich für mich, ſie verſetzt mir einen ſchweren Stoß und es würde mein Gnadenſtoß ſeyn, wenn ich nicht glücklicherweiſe, gerade noch zur rechten Zeit, auf den einträglichen Papierhandel verfallen wäre, der mich herausreiſſen muß, denn ſonſt wäre ich unwiederbringlich verloren. Der Procuraführer tröſtete den beſtürzten Freiherrn, ſo gut er es vermochte und beſtärkte ihn in ſeinen papierenen Hoffnungen.

* * *

Die Verſuchung uns nun eines Gemeinplazes zu bedienen, iſt in der That zu groß, als daß wir uns derſelben erwehren könnten: Nur gar ſelten nahet ein großes Uebel den Sterblichen allein.

Herr Granewitz mochte noch ſo fein und künſtlich manöuvriren und laboriren, ſeine Schmalzlooſe vermochten für die Dauer keinen Cours zu behaupten, Niemand wollte ſie haben und es geſchah was ſinnigere und gutberechnende Großhändler des Platzes längſt vorausgeſehen hatten: Das alte ſolide Haus Kaſpar Schmalz et Comp. ſtellte plötzlich ſeine Zahlungen ein und man pflegte von dieſem Tage an in jener Reſidenz, wenn man eine mißliche Speculation bezeichnen wollte, ſprichwörtlich zu ſagen: „Das iſt einmal wieder Kaſpar-Schmalz!“

Bei näherer Unterſuchung zeigte ſich der ausgebrochene Bankerott als ein ſehr ſchlimmer und für die Schmalziſchen Gläubiger blieb geringe Hoffnung, einiges Wenige von ihren Capitalien zu retten. Unſer Held verlohr demnach durch den erſten Verſuch, ſich in den Papierhandel zu mengen, ein anſehnliches Capital, und dieſes Ereigniß, verbunden mit der Einführung der Hypothekenbücher, verſetzte ſeinem bisher wenigſtens noch ſcheinbaren Wohlſtande einen doppelten Gnadenſtoß.

Viele der von dem Rittmeiſter ausgeſtellten Wechſel wurden nun in ſehr kurzer Zeit fällig. St. Julien hatte ſich bisher nie ſehr angelegentlich um die im Herzogthume übliche Wechſelordnung bekümmert, jetzt that er es; dieſe Ordnung war ſehr ſtreng und der unglückliche Baron überſah nun mit einem Blicke plötzlich — leider nur zu ſpät! — das ungemein mißliche ſeiner Lage.

Verdammte Wechſelfähigkeit! rief er verzweiflungsvoll aus, hätte ich nur dich nimmermehr errungen; ich kannte dich nicht, du ſchmeichelnde falſche Dirne! — du, die übertünchten Gräbern und den geſchminkten pariſer Freudenmädchen gleichſt. Mußt ich deshalb dem Bicêtre entgehen, um hier in meinem Vaterlande, wo mich jedes Kind auf der Straße kennt, in's Gefängniß, wohl nur zu bald, geführt zu werden. Verruchtes Schickſal, wie unerbittlich verfolgſt du mich; aber die Ueberzeugung erhebt mich, daß ich ein rechtſchaffener Cavalier bin, einer der älteſten adelichen und rein erhaltenſten Familien im Lande angehöre; und der ſchöne Troſt bleibt mir, — ihn kann mir die dumme Wechſelordnung nicht rauben, — daß ich unſchuldig, ja daß ich ganz unſchuldig leide.

Neuntes Kapitel.

Hans als Theaterintendant. — Vorhang herab. — Der Stammbaum im Zwerchſacke.

Jetzt, Höllgezüchte, hör' und ſteh' mir Rede!
Bei dem, an den du glaubſt, beſchwör' ich dich:
Antworte mir auf das, was ich dich frage!
Und wenn darum das Feuer von den Himmeln
Zertrümmernd auf die Kirchen niederſtürzte:
Antworte mir! und müßt deshalb der Sturm
Das Meer in einen Rachen wandeln, der die Segel
Des weiten Alls mit Einem Mal verſchlänge:
Antworte mir! und wenn darum das Bett
Der Ströme öde würde, daß die Fluth
Den Fluren ihren güldnen Segen raubte,
Und nur den Hunger, Drachen gleich, zurückließ:
Antworte mir! und müßten auch die Thürme
Die Erde küſſen, Pyramiden ſtürzen, Berge wandern,
Löſcht' ſelbſt die Zeugkraft der Natur; — ja bräch'

Des Himmels Saphirwölbung und zerdrückte
Den Erdball, wie ein Ei in meiner Fauſt:
Antworten ſollſt du doch auf meine Frage!
Was iſt mein Loos in dicht umhüllter Zukunft? —

Alſo raiſonirt beim Schakspeare der wild aufgeregte, gräßliche Macbeth und etwas ähnliches — nur minder poetiſch', ſinnig und erhaben — brummte unſer Hans für ſich in den Bart, als er ſich auf ſeinen ſchnellſten Renner warf und mit verhängten Zügeln hinausſprengte nach dem Stammſchloſſe ſeiner Väter.

In Hirſchau angelangt rannte der Freiherr mit ſeiner Doſe ſpornſtreichs in den Schloßgarten, er ſteckte den Schlüſſel ein um das Spielwerk aufzuziehen, allein voll Ungeduld wie er war, verfuhr er bei dem Geſchäfte etwas unvorſichtig und ungeſtüm — krach! machte es in der Doſe; das Werk fieng zwar an zu erklingen, aber nicht wie ſonſt, ſondern viel leiſer, ſehr matt und ganz ohne Takt:

Mir iſt — all — alles eins,
Ob — i — l — i — Geld hab' oder keins —
keins — keins —

Nichtsdeſtoweniger nahete Samiela, aber heute ebenfalls ſehr langſam, tief ſeufzend und in Trauergewändern.

Noch in ſeiner Macbeth'ſchen Laune ſchrie Hans, ſehr unwirſch der Dame entgegen: Na Sie ſind mir auch ſchon die ſaubere Ahnfrau, was habe ich jetzt von Ihren ſuperklugen Rathſchlägen? in's Verderben haben ſie mich geführt. Die Hypothekenbücher werden eingeführt — jetzt wirds herauskommen, daß ich hundertmal mehr ſchuldig bin, als all' mein Hab' und Gut werth iſt, verganten wird man mich, von Haus und Hof wird man mich jagen, doch davon wollte ich noch gar nicht reden, aber Wechſel habe ich ausgeſtellt, ich weiß ſelber nicht wie viele —

kein Geld hab' ich, zahlen kann ich nicht, einſperren werden ſie mich; — jetzt Sie alte Frau Baſe! wenn Sie ein Maul haben, antworten's, was fang ich an? — wovon werde ich leben? — Gelernt habe ich leider nichts; — daß ich mir um das Vaterland Verdienſte erworben hätte, wüßte ich gerade auch nicht — wie wirds mir in Zukunft gehen? —

Auf dieſe Anrede, in welcher kein billiger Leſer noch unbilliger Critiker den Hochflug und die Ideenkühnheit eines Schakſpeare'ſchen Genius verkennen wird, erwiederte Samiela folgendes:

Unverſtändigſter aller Vettern! Auf Sie kann man wohl voll Fug und Recht das gute alte Sprichwort anwenden: „Ein Narr fragt in einer Minute mehr als ein Kluger in einer Stunde zu antworten vermag.“ — Thörichter! meine Rathſchläge alle waren gut, aber konnte ich dafür, daß Sie dieſelben immer mißverſtehen und in deren unrichtigen Befolgung Fehler auf Fehler häufen mußten — und doch — ſo deſperat Ihre Lage erſcheint, ruhige Ueberlegung, Menſchenkenntniß, conſequente Verfolgung eines feſt in's Auge gefaßten Zieles können alles wieder gut machen. Sie fragen, wovon Sie in Zukunft leben werden? — Suchen Sie einen einträglichen Hof- oder Staatsdienſt zu erlangen, davon leben eine Menge Leute ganz erträglich. Sie ſprechen: Ich habe nichts gelernt, habe keine Verdienſte um das Vaterland. Larifari! — Sie haben in Paris franzöſiſch gelernt und Ihre Tournüre iſt nicht übel; wenn Sie keine Verdienſte haben — tant mieux pur vous! — deſto weniger Cabale ſetzen Sie ſich im Hofdienſte aus, denn einer Ihrer gelehrteſten und berühmteſten Zeitgenoſſen ſagt ſehr richtig: „das Betragen der Hofleute und Vornehmen untereinander iſt nach äußern Vorzügen abgemeſſen; ſie erlauben Jedem ſeine Titel, ſeinen

Rang, ſeine Kleider und Equipage, nur nicht ſeine Verdienſte geltend zu machen.“ Auch aus der Wechſelverlegenheit rettet Sie ein ſolches Verhältniß, denn vornehme Angeſtellte, wenn Sie wechſelfähig, erliegen, nach einer ſehr weiſen Leuteration, der Wechſelordnung nur theilweiſe, aber eingeſperrt, wie die wechſelfähige Bagage der Plebejer, welche nicht bezahlt, können jene nicht werden.

Hans. Das iſt alles recht gut und ſchön, wenn ich nur den Hofdienſt ſchon hätte; wie komme ich dazu?

Samiela. Vertrauen Sie diesmal Ihrem guten Glück, lieber Hans! reiſen Sie getroſt zurück in die Reſidenz, ich will Sie unſichtbar umſchweben und ſoviel mir vom Schickſal vergönnt bleibt, Ihre Schritte leiten. Vor allem Vetter! wenn Sie zu Ihrem Zwecke gelangen wollen, ſeyn Sie hübſch artig, lächeln Sie immer, ſchmeicheln Sie Jedem, bücken und krümmen Sie ſich und die Hauptſache iſt, — daß Sie irgend eine weibliche gewichtige Fürſprache erhalten; aber nicht mit der Thüre in's Haus gefallen! — doch es wird ſich alles geben.

Hans. Na ich will die Sache probiren, noch einmal Ihrem Rathe vertrauen, aber ſagen Sie mir meine Gnädige! weßhalb trauern Sie denn nun, iſt Ihnen vielleicht ein verwandter Geiſt geſtorben?

Samiela. Dummer Schnickſchnack! Geiſter berauſchen ſich in Nektar, aber ſterben nicht. Um Sie Unglücklicher! traure ich, denn zum letztenmale ſehen wir uns heute, Ihr leichtſinniger Ungeſtüm hat den Mechaniſem des Talisman zerſtört, durch welchen mich zu rufen es Ihnen vom Schickſale vergönnt blieb; heute zum letztenmale ſpielte die Doſe, wenn auch gebrochen, das magiſche: „Mir iſt alles eins, mir iſt alles eins" allein das nächſtemal mögen Sie den Schlüſſel drehen, ſoviel Sie wollen, es iſt alles einerlei, gebrochen iſt das Werk entzwei.

Hans. Todtſchießen werde ich mich deswegen auch nicht gnädige Ahnfrau! Sie thaten mir einen einzigen wackern Dienſt, dazumal, als Sie mir verriethen, wo mein verſtorbener geiziger Vater ſeine Schätze hin verſcharret hatte, allein damit wars auch aus; kein Geld können Sie mir fürder nicht mehr geben und Ihren guten Rath kaufe ich, aufrichtig geſagt, nicht theuer.

Samiela. Undankbarer! — Allein Ihr Sterblichen gleicht Euch alle auf ein Haar, entweder verſchließt Ihr Euer Ohr gutem Rathe ganz und gar, oder Ihr befolgt ihn wenigſtens nicht. Doch dereinſt **Hans**! wirſt du einſehen lernen — aber ich darf nicht reden.

Hans. Wer hats Ihnen denn verbothen?

Samiela. Das Schickſal.

Hans. O du armes Schickſal, auch du

wirſt mit den weiblichen Geiſtern deine Noth haben, wenn Sie nicht reden ſollen.

Samiela. Frevler!

Hans. Haben Sie noch etwas zu befehlen, meine Gnädige! werden wir uns denn gar nicht wiederſehen?

Samiela. *Vielleicht, vielleicht auch nicht* — denn nichts recht gewißes weiß man weder hier noch dort. Noch einmal ermahne ich dich: Bücke dich, krümme dich, heuchle, ſchmeichle, lecke Speichel und alles wird gut werden. (Verſchwindet plötzlich.)

* * *

Unſer Held kehrte ſofort in die Reſidenz zurück, den Winken der Ahnfrau Nro 2 nachzuleben. Solange ihm das Geld nicht ausgegangen oder wenigſtens ſtets wieder anderes herbeizuſchaffen war, hatte ſich **Hans** um Hof und Staat wenig bekümmert, nun aber blieb er entſchloſſen den ſchlüpferigen Boden des erſtern kühn zu betreten und auf ihm den verlorenen Faden ſeines Glückes wieder zu ſuchen.

Seinen letzten Credit benutzte der Freiherr, um ſich die Mittel zu verſchaffen, ſein erſtes Auftreten bei Hofe in den Nimbus möglichſten Glanzes zu hüllen, und indem wir ihn einen Augenblick dieſen wichtigen Geſchäften überlaſſen, ſtellen wir folgende ernſte Frage: Wie konnte ein ſchöner junger deutſcher Cavalier, dem der Vater eine herrliche Hofmarke, ſorgſam cultivirte, ungemein zahlreiche Gründe, herrliche Forſten, Gärten, fiſchreiche Teiche u. ſ. w, dann einen beinahe fürſtlichen baaren Schatz zurückließ, in wenigen Jahren zum Stabe der Armuth gelangen? — Man begnügt ſich hier in gedrängter Kürze den Gang der Geſchichte zu recapituliren und findet, daß mangelhafte Erziehung; die Einflüſſe eines Reſidenzſtädtleins auf einen feurigen, jugendlichen, unbeachteten und falſch geleiteten Charakter; der geiſttödtende und ſittenverderbende Kamaſchendienſt in Friedenszeiten; anerzogener Leichtſinn und Hang zu prahleriſcher Verſchwendung; eine koſtſpielige pariſer Reiſe; leichtſinnige Verkäufe und hirnloſe Dismembrationen einzelner Parzellen des ererbten Landgutes; Spielmanie; lächerliche Nachahmungsſucht; Hetäreneinfluß; affektirte Kunſtliebe; Unverſtand; falſche Speculationen u. ſ. w. das Wunder ganz natürlich zu erklären vermögen; man muß bedauern, daß der Baron Hirſchkopf, unvorſichtig genug, ſich ſeines Talismans berauben mußte, und dadurch gewaltſam das böſe Prinzip ſeiner damaligen Lebensepoche von ſich entfernte, denn ohne dieſen Zufall hätte man zuverläßig mehrern Stoff erhalten, jenen

Theil der Biographie des Helden weiter noch auszuſpinnen, auch zweifelt man nicht, daß mancher junger deutſcher Ritter, welchem das Büchlein zufällig zu Handen kommen dürfte, aus Hanſens Sündenregiſterlein ſich einen oder den andern Partikel ausleſen und das reue- und wehemüthige: Pater peccavi! wird anſtimmen können. Doch genug — und nun zurück zu der eigentlichen Geſchichte.

In funkelnagelneuer Uniform, geſchmückt mit ſeinem güldenen Sporenorden, wurde der Baron Hirſchkopf endlich bei Hofe präſentirt. Eine beſondere Senſation erregte ſein Erſcheinen daſelbſt gerade nicht; der Landesherr richtete ein paar gleichgültige Fragen an den Herrn Rittmeiſter auſſer Dienſten und kehrte ihm ſofort den Rücken. Die Höflinge ziſchelten ſich in die Ohren: Was will denn der Narr hier? — ein dritter antwortete eben ſo leiſe: Wieder ein Lump mehr unter uns, der nach den ägyptiſchen

Fleiſchtöpfen lüſtern; — doch wir werden ſuchen ihm den Mund rein zu erhalten. So verbindlich und rührig Hans ſich auch immer bücken und krümmen mochte, er wurde überſehen und ſtrebte vergebens irgend einen kleinen Anhaltungspunkt zu gewinnen.

Bei einer Cour in den Appartements der Landesmutter zeigte ſich der Zufall unſerm Helden etwas günſtiger. St. Julien erkannte in der Oberhofmeiſterin der Fürſtin ſogleich das Fräulein v. S., jene Stiftsdame nämlich, wieder, mit welcher ſowohl als deren Zofe er dereinſt, vor einer Reihe von Jahren als Reutercadet noch, einige pikante galante Abentheuer verlebt hatte, wie ſich der geneigte Leſer annoch gefälligſt erinnern wird.

Das Fräulein v. S. war indeſſen nicht reizender geworden, hatte im Gegentheil gewaltig gealtert; der fingerdick aufgetragene Rouge wollte an den runzlichten Wangen nicht mehr haften; die ehemals ſchöne Zähnenreihe zeigte manche gefährliche Breſche und das Feuer der einſtigen kornblauen, nun gräulich fahlen Augen war erloſchen; allein das Fräulein trug nichtsdeſtoweniger nun den Kopf ein paar Spannen höher als damals, wurde auch Erzellenz genannt und man konnte aus der Ehrfurcht, welche die Höflinge erzeigten, mit Grunde ſchließen, es ſpiele das Fräulein Oberhofmeiſterin hier eine nicht unbedeutſame Rolle.

Nach geendigter Feierlichkeit wagte Hans der Oberhofmeiſterin zu nahen; er ſprach ungemein demüthig, daß er in ſeiner Jugend ſchon das Glück gehabt habe, der Erzellenz bekannt zu werden, und daß er ſich nun ganz enchentirt fühle, die Erzellenz wieder in ſolch' blühender Geſundheit und reizend' jugendlicher Friſche zu erblicken.

Das Compliment war ungeſchickt, beleidigend beinahe — die Erzellenz that kühl, konnte ſich auch nicht gleich entſinnen, den Herrn Offizier jemals ſchon geſehen zu haben.

Alſo gauche wie bei ſeinem erſten Eintreten in die pariſer Salons nahm ſich Hans doch nicht mehr; er ſprach: Freilich, wie konnte ich nur ſo thöricht ſeyn, es irgend für möglich zu halten, es würden ſich Ihro Exzellenz eines Mannes erinnern, welcher einſt als ein junger Cadet das Glück hatte, Ihro Gnaden ſeinen unterthänigſten Reſpect zu bezeigen; ſpäter wurde ich der Reſidenz entfremdet; ich mußte, um meine Güter zu übernehmen, den Dienſt quitiren — mein mehrjähriger Aufenthalt in Paris —

Wie Baron! Sie waren längere Zeit in Paris? — unterbrach hier die Oberhofmeiſterin, plötzlich umgeſtimmt und ziemlich freundlich den Rittmeiſter — o mein Gott! es geht doch nichts über das herrliche Paris, in meiner Jugend verlebte ich dort ſchöne Tage, beſuchen Sie mich bald Baron! wir wollen uns unterhalten über die Stadt der Städte.

Mit einer ſtolz gnädigen kleinen Neigung des Kopfes wandte ſich die Oberhofmeiſterin von dem Offizier; war es nun wirklich nur der pariſer Anklang, oder erinnerte ſich die Exzellenz erſt im Verfolge des Geſpräches genauer an den ehemaligen Reutercadeten, genug, es ſchien der erſte Schritt zur Erlangung der wichtigen Protection gethan und Hans — das Eiſen zu rechter Zeit zu ſchmieden — verſäumte nicht, möglichſt bald der erhaltenen Einladung zu genügen und der Frau Oberhofmeiſterin in ihrem eigenen, ihm noch wohlbekannten Pallaſte ſeine Aufwartung zu machen.

Wenn das vorgeſchrittene Alter in den Reizen der Stiftsdame ſchon manche grauſe Zerſtörung hervorgebracht, ſo mußte man dennoch geſtehen, daß es ihre Launen um ſo viel unausſtehlicher gemacht hatte, wohl mit eine Folge des hohen Ranges, zu welchem die Dame durch Glück und Zufall gelangt war.

Die Anſprüche, Mediſance, Heftigkeit und den grenzenloſen Stolz des alten Weibes zu ertragen, traun! — es gehört dazu eine nicht gewöhnliche Geduld, allein unſer Hans hatte glücklicherweiſe kurz zuvor im Divan die Stelle geleſen:

Behandelt das Weib mit Nachſicht
Aus krummer Rippe ward es erſchaffen;
Gott konnte ſie nicht ganz g'rade machen,
Willſt du ſie biegen, ſie bricht.
Läßt du ſie ruhig, ſie wird noch krümmer,
Du guter Adam, was iſt denn ſchlimmer?
Behandelt die Frauen mit Nachſicht:
Es iſt nicht gut, daß Euch eine Rippe
bricht.

Nun dort wo der Menſch etwas ſucht und erlangen will, und ſollte es auch bei einem alten Weibe ſeyn, dringt ſich dem Herrn der Schöpfung die Nachſicht wohl von ſelber auf.

Nicht ohne Schwierigkeit gelang es unſerm Helden nach und nach, Gnade vor den Augen der Oberhofmeiſterin zu finden und das zarte Attachement, welches die Dame einſt für ihn gehegt hatte, wieder aufzuregen.

Die Fürſtin, gewohnt durch die Augen ihrer Oberhofmeiſterin zu ſehen, ſagte dem Baron Hirſchkopf einmal etliche ſehr gnädige Worte, unterhielt ſich bald darauf bei ſich ergebender Gelegenheit, in freundlichem Geſpräche mit ihm, und nicht lange dauerte es, ſo galt der Freiherr dem ganzen Hofe ein ungemein intereſſanter, unterrichteter, geiſtreicher und liebenswürdiger Cavalier.

Unſer Held benahm ſich jetzt viel klüger, als der Leſer befugt iſt ihm zuzutrauen; er vermied in der That mit der Thüre ins Haus zu fallen, ſtellte ſich, als ob er weit entfernt ſey, etwas zu ſuchen, ſondern gab ſich das

Anſehen, aus Neigung lediglich nun am Hofe zu leben. Dabei fuhr Hans emſiglich fort, ſich allerwärts zu bucken, zu ſchmiegen, zu biegen und zu drehen, daß es anzuſehen eine Herzluſt war; er dachte: ich laſſe ſie an mich kommen. Es konnte nicht wohl anders ſeyn: Samielas unſichtbarer Geiſt mußte in Geheim auf unſern Günſtling wirken, — denn wie wäre er ſonſt mit einem Male zu ſolcher Weisheit gelangt?

Nebenbei hatte St. Julien eine alte Bekanntſchaft erneuert und dieſe Renovation wurde ihm in der Folge ebenfalls ungemein erſprießlich. Der geneigte Leſer wird ſich gefälligſt noch der ehemaligen Zofe des Fräulein v. S., der munteren Betti, erinnern. Dieſe Betti war nun — ſie hatte es der Gunſt und Fürſprache der Oberhofmeiſterin zu danken — erſte Kammerfrau der Fürſtin und Gemahlin des erſten geheimen Kammerportiers des Fürſten.

Viel beſſer als die einſtige Gebietherin hatte ſich Betti conſervirt; ſie war noch immer ein kleines appetitliches Weibchen, und es koſtete unſerm Helden keine große Aufopferung, der Brünette in geheim neuerdings die Cour zu machen, ein Betragen, das ſich die fürſtliche Kammerfrau von dem noch immer wahrhaft männlich ſchönen Herrn Rittmeiſter außer Dienſten in ihrem eigenen Dienſte gerne gefallen ließ. Betti, ob auch nur eine ſchlichte Kammerfrau, übte zuweilen bei jenem Höflein doch in dieſer oder jener Angelegenheit indirecten Einfluß, auch kannte ſie ſämmtliche Verhältniſſe der Schranzen ungemein wohl und Hans erhielt von ihr Winke, welche er zu ſeinem großen Frommen zu nützen verſtand.

Das Hoftheaterlein war ein Steckenpferd der Fürſtin und ihrer Oberhofmeiſterin, denn beide Damen gefielen ſich darin, glühende Vorliebe für die Kunſt zu affektiren; der Fürſt war ein Verehrer und Kenner jeder wahren

Kunſt, allein er hatte vorerſt Wichtigeres zu vollbringen, als ſich um ſeine Hiſtrionen zu kümmern und gerne ließ er vorerſt die Fürſtin in dieſer Sphäre nach Gutdünken walten, durfte ſie es doch nicht wagen einer andern zu nahen.

Die erwähnte Hofbühne hatte in einem ganz kurzen Zeitraume ein halbes Dutzend Vorſtände geſehen: der eine hatte es mit dem Publikum, der andere mit dem Hofe verdorben; ein dritter hieß zu verſchwenderiſch, ein vierter zu geizig; der fünfte ließ das Schauſpielhaus verbrennen, der ſechſte baute ein neues, ganz vorzügliches, wieder auf; nur den einen Fehler hatte es, daß man darinnen nicht gut ſehen noch viel weniger gut hören konnte.

Sämmtliche ſechs Herrn wurden, Wohlverhaltens halber, indem ihnen für lange treugeleiſtete Dienſte, — der ſechſte hatte volle ſechs Monate funktionirt — die allerhöchſte Zufriedenheit zu erkennen gegeben worden war, mit Beibehaltung des Ranges, Würde und Gehaltes, in Gnaden verabſchiedet.

Man hatte demnach im Reſidenzſtädtlein des Herzogthumes ſechs Theaterintendanten und dennoch keinen Theaterintendanten. Die Wahl des ſiebenten Theaterfürſten wurde im Kabinete der Fürſtin ernſthaft berathen, allein lange wollten die Berathungen zu keinem Reſultate führen; an Canditaten zu der erledigten Stelle fehlte es keineswegs. Es hatten ſich, ein Dichter, der niemals gedichtet, ein Schriftſteller, der außer ſeinem Waſchzettel nimmermehr etwas geſchrieben, ein ſiebzigjähriger podagraiſcher Oberſt, ein ausländiſcher getaufter Jude, ein inländiſcher ſehr berühmter — Schuldenmacher, ein aufgeklärter Prieſter und weis der Himmel, wer noch zu der freundlichen Charge gemeldet. Allein es blieb an jedem der Herren bedeutſames auszuſetzen und als die Verlegenheit im Weiberrathe zum höchſten geſtiegen war, verklärten ſich plötzlich die matten Augen der Oberhofmeiſterin und wie erleuchtet durch einen Strahl von oben, rief ſie lebhaft aus: Aber meine allergnädigſte Fürſtin! was fällt mir mit einem Male ein, wir ſuchen allerwärts, was uns in der gediegenſten Vollendung am nächſten ſteht, warum dachten wir doch nicht bis jetzt an den Hirſchkopf; dieſer Hirſchkopf vereiniget wahrlich alle Eigenſchaften in ſich, welche man von einem Hoftheaterintendanten nur erwarten kann: Er gehört zu des Landes älteſtem Adel, er iſt ein junger, ein ſchöner, ein reicher, ein feingebildeter, ein beſcheidener, ein großmüthiger, ein ruhiger, ein charmanter Cavalier; enthouſiasmirter Kenner der Kunſt, muſikaliſch ſogar, wenn ich nicht irre; daß er ſelbſt Dichter iſt, verkündet der hehre Augenſchlag; einige Jahre hat der Freiherr ſelbſt in Paris gelebt und gelabt das glühende Herz an der eigentlichen Hippocrene der Kunſt, was noch mehr — er hat auf ſeinen weitläufigen Herrſchaften ſelbſt eine Kunſtanſtalt errichtet, ſinnig ſie ſelbſt geleitet, ſo daß der Muſentempel berühmt wurde weit und breit; wo — frage ich Ew. Durchlaucht — werden wir einen Mann wieder finden, der ſo ganz für einen Hoftheaterintendanten geſchaffen wie dieſer?

In der That ma bonne! Sie haben recht, erwiederte lächelnd und mit zufriedenem Blicke die Durchlaucht — ich habe dieſen Hirſchkopf und ſein eminentes Talent, ſein savoir faire allgemein ſchon erheben hören; — Betti, die Kammerfrau, hatte beim An- und Auskleiden der Fürſtin dem Baron ſchon einige Apologien gehalten — aber hier iſt nur die Frage, wird ein ſolch' verſtändiger, reicher und unabhängiger Cavalier ſich einem Amte unterziehen mögen, welches, das Beiſpiel der ſechs in Gnaden entlaſſenen Intendanten beweist es, der Annehmlichkeiten doch ſo viele nicht darbiethen dürfte, als man gewöhnlich glaubt.

Laſſen Euer Durchlaucht es meine Sorge ſeyn, dieſen Hirſchkopf, den edlen Phönir, zu bearbeiten, ſprach die Oberhofmeiſterin voll ſtolzen Selbſtgefühles.

Nun wohlan denn, ſo verſuchen Sie einmal Ihr Glück, entſchied die Fürſtin und die Berathung wurde aufgehoben.

Mit feierlichem Pathos verkündete die Oberhofmeiſterin unſerm Helden ſein Glück; dieſer vernahm die Bothſchaft, ſcheinbar höchſt gleichgültig und bedauerte auf den allerdings ſehr ehrenvollen Antrag nicht reflectiren zu können, indem Freiheit ihm das höchſte der Güter und er nicht gewillt ſeye, dieſelbe dem Dienſte des Staates zu opfern; vergebens ſchien es, daß die Oberhofmeiſterin ihre ſchnelle fließende Suade und ganze Ueberredungsgabe erſchöpfte, Hans blieb hart und unbeweglich — wie ein Stein, als aber die Dame, nach vielen fruchtlos aufgeführten Gründen, endlich unwillig ausrief: Wie, du ſtolzer, ſelbſtſüchtiger Mann! das Vaterland richtet ſeine Blicke auf dich, als den einzigen, der geſchaffen, ihm in dieſem Falle zu dienen; die Nation ruft: Hirſchkopf! dich will ich als Oberprieſter Thaliens an der Spitze der Kunſt ſehen — und du wagſt es zu widerſtreben? — Da wurde der Junker gerührt und er brachte nach ſchwerem Kampfe dem Vaterlande und ſeinem Volke das ungeheure Opfer, ſich mit 5000 Thlr. als Hoftheaterintendant anſtellen zu laſſen. — Auch der Herzog brachte der erlauchten Gemahlin das Opfer, den von ihr erwählten Theaterfürſten zu beſtätigen: Wäre, ſprach der Monarch, von der Anſtellung des geringſten Gerichtshalters oder Einnehmers die Rede, ich würde nicht einwilligen, ohne den Mann zu prüfen oder mir von rechtlichen und kompetenten Rathgebern vorerſt uber ſeine Fähigkeiten und moraliſchen Charakter referiren zu laſſen, aber ſolch' ein Intendant — macht er auch dumme Streiche, des Landes Wohl iſt dadurch noch lange nicht gefährdet. — So können auch die vortrefflichſten Fürſten irren und fehlen und zuweilen die Wichtigkeit des wichtigſten Amtes verkennen!

Hans erhielt ſein Anſtellungsdecret, ſegnete Samiela und lachte in's Fäuſtchen.

So mancher der einmal in den Fleiſchtopf guckte, hält ſich für einen geſchickten Koch und der Fluch aller Diletanten war es von jeher, daß ſie das Meiſterthum gar ſchnell mit Haut und Haar ſich zu eigen machen zu können glauben; wer bei einer Geſellſchaftsbühne mit ſo ziemlichem Anſtande erſt drei Worte ſprach, ohne daß die Verſammlung in ein ſchallendes Spott-Gelächter ausbrach, ſtellt ſich ſchon ohne Bedenken an die Seite der Roſciuſe, Ifflande, Flecke und Eßlaire; wem es erſt gelang eine erbärmliche Theaterrezenſion zuſamm' zu flicken, der hält bald genug die Böttiger und Tiecke für kritiſche Stümper. Sogar Erſtaunliches, als der große Haufen in ſeinem Köhlerglauben ſich weiß machen läßt, mag es mit der eigentlichen Ausübung der dramatiſchen Kunſt freilich nicht auf ſich haben, ſintemalen wir doch beinahe täglich ſehen, daß eitle Empiriker hier Großes zu leiſten vermögen, ob aber Hans der Mann dazu war, mit Sicherheit den artiſtiſchen Karren durch die holperichten Hohlwege der Cabale, des Neides, der Mißgunſt u. ſ. w. zu leiten, werden wir ſogleich nun ſehen.

Seit der Freiherr ſelbſt einige Monate ein Schauſpielertruppchen in ſeinem Solde gehabt hatte, war jene hohe Achtung und innige Verehrung, welche St. Julien anſonſten für den ehrenvollen Stand dramatiſcher Künſtler gehegt hatte, ungemein geſunken und ihm wollte es dazumalen oft bedunken, er habe es nicht mit ſinnigen Künſtlern, ſondern mit Geſindel und Keſſelflickervolke zu thun.

In wie fern der Rittmeiſter richtig ſah oder nicht, will man hier nicht beurtheilen, allein Unrecht hatte er zuverſichtlich, daß er ein ſolches Vorurtheil, gegen alle Mimen beinahe, in ſeinem Innern aufnahm, und ſich von dieſem einmal aufgefaßten Vorurtheile ſelbſt in ſeiner nunmehrigen hohen Stellung nicht ganz frei machen konnte.

Zwar blieb es nicht zu leugnen, die Mitglieder des Hoftheaters, deſſen Intendant Hans ſich jetzt nannte, gehörten urſprünglich auch großentheils dem Stande der Schneider, Haarkräusler, verdorbener Studenten, entwichener Bedienten u. dgl.; ja zum Theile ſelbſt jenem großen Volke an, welches dereinſt am Fuße des Berges Sinai ein güldenes Kalb anzubethen ſich nicht entblödete; auch dieſe Herren und Damen hatten ebenfalls beinahe alle die artiſtiſche Laufbahn bei kleinen wandernden oder Winkelbühnen begonnen und ſich weder feiner Erziehung in der Jugend, noch ſorgfältiger Geiſtesbildung zu erfreuen gehabt. — Den Einfluß jener frühern ungünſtigen Verhältniſſe hatten aber die Leutchen, wenigſtens dem Scheine nach, ſo ziemlich abzuſtreifen verſtanden. Die meiſten waren ſehr gut beſoldet und auf Lebenszeit engagirt; ſolche Sicherheit bildete nun zwar gerade nicht Charakterfeſtigkeit aber doch ein gewiſſes Selbſtgefühl aus, welches Mißgünſtige unerhörten Dünkel nannten, und über welchen mancher zeitige Intendant ſchon geſeufzet haben ſoll. — Ohne Cabale, Brodneid, Verläumdung u. dgl. gieng es freilich auch hier nicht ab, aber es machte ſich alles mit Anſtand und einer gewiſſen Feeen, nicht ſo gemein und auffallend, wie gewöhnlich bei wandernden Comödiandenbanden.

Unmittelbar neben dem Chefe der Anſtalt ſtanden an ihrer Spitze die zwei vorzüglichſten Künſtler des Vereines als Regiſſeure, die aber den hochklingenden Titel: „Directoren“ ſich ſelber angemaßt hatten. Die beiden Herren waren in der That Zierden der deutſchen Bühne im Allgemeinen; der eine mit einem herrlichen Organe und koloſſaler Geſtalt ausgeſtattet, übrigens Empiriker im ganzen Sinne des Wortes, ſpielte am liebſten gewaltige Kriegs- und Freiheitshelden, der andere, ſchon mehr denkender Kunſtmann, gefiel ſich im Fache der Tyrannen, die er, ganz originell, etwas human wiedergab; die erſte Heldenſpielerin ſtellte ebenfalls eine imponirende Fleiſchmaſſe — un morceau de résistance — dar, erfreuete ſich einer tiefen männlichen Stimme und eines vollen Geſichtes mit etwas derben Zügen.

die ſich, wie fleiſchigte Stereotypen ausnahmen und der tragiſchen Heldin in der That ſehr zu Nutzen kamen. Die Rolle der Medea blieb der Künſtlerin Triumph, nur traf ſie ein gleicher Vorwurf wie jener, den man einſt allgemein dem berühmten engliſchen Mimen Cook machte, von dem man behauptete, er ſpiele in allen Rollen ſtets nur den König Richard III.

Neben dieſem edlen dreifachen Kleeblatte ſtanden auf den Brettern der Hofbühne noch drei bis vier Individuen, welche ſich in ihrem Fache über die Mittelmäßigkeit erheben, der Reſt war Gemeingut oder ſelbſt ſchlechteres noch, denn jenes Kleeblatt wollte ſich mit Recht auch hier nicht verdunkeln laſſen.

Natürlicherweiſe gaben jene drei den Ton an, es wurden daher meiſtens gräßliche Schickſalstragödien und Spectakelſtücke dargeſtellt, in welchen der lange Empiriker und die Medea tüchtig brüllen und ſich müde agiren, der zweite kunſtſinnige Director aber als Tyrann oder Intrigant glänzen konnte; die beiden Herren Directoren waren die geſchworenſten Feinde, allein wenn es darauf ankam, das beiderſeitige Intereſſe wahrzunehmen, hielten ſie zuſamm' wie Stein und Bein und ſo hatten die Herren auch unter lauter Komplimenten und in größter Unterthänigkeit mit ſämmtlichen ſchnell auf einander gefolgten ſechs Intendanten ſo recht eigentlich Fangeball geſpielt, der eine warf ſtets dem andern den gnädigen Chef in die Arme, ſo wie es der wechſelweiſe Vortheil gerade erheiſchte. Sehr viele eigentliche Kunſt war bei der Hofbühne gerade nicht zu Hauſe, aber Routine in ziemlich hohem Grade; alles gieng nach Gunſt der beiden Directoren und an leerem Dunſte ließen es die Herren zuweilen auch nicht fehlen.

Das Publikum des Reſidenzſtädtleins war ſchon dermaßen verwöhnt, daß einfache Handlung und ſeiner echter Witz daſſelbe aneckelten, damit durfte man gar nie oder höchſt ſelten nur kommen; es mußte auf der Bühne geſengt, gebrennt, gemordet, genothzüchtiget, geflucht werden; auch die Blutſchande war beliebt, vor allem durfte es aber nicht an pompöſen Zügen und großen manichfaltigen Dekorationen, combinirter grandioſer Maſchinerie und blendender Garderobe fehlen, dann war aus Logen und Parterre auch nur der eine Ruf: „Ah, das iſt aber ſchön!“ — zu vernehmen.

Alſo war die Hofbühne beſchaffen, als unſer Baron Hirſchkopf an ihre Spitze, als Vorſtand geſtellt wurde; nun aber hören wir auch, wie er über das Bühnenweſen ſeiner Zeit urtheilte.

„Ich weiß gar nicht, — ließ ſich Hans vernehmen — was unſere jetzigen Theaterdichter dabei haben, daß ſie dem Publikum lauter jämmerliche, infame Mord- und Selbſtmordgeſchichten darſtellen, daß ſie nichts als Schurken, Fataliſten, Stocknarren, Carricaturen, Nickel und Lumpengeſinde zu Helden und Heldinnen ihrer ſogenannten Schickſalstragödien wählen; daß bei dem Plane ihrer Stücke nun beinahe immer eine Begebenheit zu Grunde liegt, die entweder höchſt unwahrſcheinlich iſt, in hundert Jahren nicht einmal im menſchlichen Leben vorfällt, oder die aus einer ſo höchſt elenden Verkettung unglaublicher unglücklicher Zufälle, die ſich meiſtens gegen die beſten Menſchen verſchworen zu haben ſcheinen, zuſammen geſetzt iſt, daß man bei meiner Seele! nichts dabei empfinden kann, als Eckel vor dieſen Gräueln und Unwillen gegen das dumme Schickſal, das, wenn man ſolchen Unglücksmalern glauben ſoll, auch dann die armen Sterblichen peiniget und mit Gewalt in den Abgrund zieht, wenn ſie gar nichts verſchuldet haben. — Ich laſſe es mir gefallen, daß der Zuſchauer ſeine Thorheiten und Laſter in Beiſpielen geſchildert ſehe; aber es müßten keine Tollhaus-Thorheiten und keine gemeine Straßenräuberlaſter ſeyn, damit jener Zuſchauer ſich ſelber nicht als ein wahrer Tugendengel und Weisheitsmuſter, im Vergleich mit ſolchen Creaturen, erſcheine. Ich mag wohl, daß auf der Bühne anſchaulich gezeigt werde, in welches Labyrinth von Elend der ſchwache Menſch durch einen einzigen ſchiefen Bocksſprung gerathen kann; aber bloß eine Gallerie von Jammer und Noth zu eröffnen, um zu zeigen, daß man die elende Kunſt verſteht, uns zu erſchüttern; den Mann, der in das Schauſpiel geht, um ſich, auf anſtändige und vernünftige Weiſe, von ſeinen häuslichen oder bürgerlichen Geſchäften zu erholen, ſeine Sorgen und Leiden zu vergeſſen und ſein Gemüth durch Lächeln aufzuheitern, oder durch ſanfte Rührung in ſüße Schwermuth einzuwiegen, und dadurch den Sturm wilder Leidenſchaften zu dämpfen; einen ſolchen Mann dergeſtalt zu handhaben, daß ihm die Haare zu Berge ſtehen müßen; ihm gleichſam in die Ohren zu brüllen: „Siehſt du Kerl! alles Unglück, was du zu Hauſe und auswärts geſehen und erlebt haſt, iſt gar nichts gegen das, was dir noch jeden Augenblick begegnen kann, wirſt du auch der edelſte und klügſte Mann auf der Welt;“ damit er dann trauriger, muthloſer und verzweiflungsvoller, als je, nach Hauſe gehe — Mich dünkt, das iſt ein unedler Zweck, deſſen ſich die dramatiſche Kunſt ſchämen ſollte. Und wenn denn die Böſewichter in ſolcher Herrlichkeit und Kraft dargeſtellt werden, daß man über ihre Größe die Abſcheulichkeit und Gefahr der Grundſätze, welche ſie äußern, vergißt, oder ſo liebenswürdig, daß wir uns hingezogen fühlen zu ihnen, und daß leiſe der Gedanke in uns erwacht: für ſolch' eminentes Genie gäbe es keine Geſetze, keine Moral, und daß der feurige Jüngling leicht verſucht wird, ſich für ein analoges privilegirtes Weſen zu halten; und wenn nun neben dieſem Rieſen von abſcheulicher Erhabenheit die kalten Tugendbilder wie geſchmackloſe Zwerchfiguren ausſehen; — endlich wenn man uns, ſtatt natürlicher, menſchlicher Scenen und intereſſanter Begebenheiten, höchſt verwickelte, ſich durchkreuzende, immer unerwartet ſich auflöſende Geſchichten darſtellt, ſo daß man zuletzt keinen Sinn mehr für das einfach Erhabene und dennoch Natürliche hat, und uns alles in der wirklichen Welt langweilig und zu alltäglich vorkommt, weil man unſere Phantaſie ohne Unterlaß reizt, um mit uns in idealiſchen Sphären umher zu ſegeln, — welchen Nutzen für Kopf und Herz haben ſolche tragiſche Hanswurſtiaden ſodann?? — Nein, ſo wahr ich Hans heiße — ſo endete der neue Hoftheaterintendant — das Ding ſoll anders werden.

Einige Leſer werden die hier aufgeführten fragmentariſchen Anſichten des Helden über das deutſche Bühnenweſen albern ſchelten; in Gottes Namen — wir haben nichts dagegen! andern Leſern dagegen möchten die Hirſchkopfiſchen Reflexionen doch nicht ſo ganz und gar ungereimt erſcheinen; die letztern dürften ſogar ſtaunen, wie der Herr Rittmeiſter zu ſolchem Raiſonement gekommen, und für die letztern lediglich glaubt man annoch eine kleine Erläuterung beifügen zu müßen.

Hans gehörte unter die Leute, wie es deren gar viele giebt, welche nimmermehr über irgend einen wichtigen oder unwichtigen Gegenſtand ſelber nachdenken, noch viel weniger denſelben in allen ſeinen Theilen ſyſtematiſch zergliedern, oder ihn zu zergliedern vermögen; wenn nun aber ſolche Leute durch Zufall in irgend eine Lage geworfen werden, daß ſie jener oder dieſer Gegenſtand ex officio intereſſiren muß, ſo ſpitzen ſie wohl einmal die langen Ohren, wenn ein Dritter das Thema beſpricht; ſeye mun der Sprecher ein Weiſer oder Thor — gleichviel! erregt er das Intereſſe erwähnter Leute, ſo nehmen ſie ſich deſſen Ausſprüche ad notam und halten zu guter Lezt an des Fremden Gedanken, als an eigener Ueberzeugung, mit Blut und Leben, wie an das Evangelium.

Nun lebte aber gerade zu der Zeit, in welcher Hans zum Hoftheaterintendanten ernannt wurde, in jenem Reſidenzſtädtlein, ein ſilberbehaarter, ſehr ehrwürdiger und weiſer Greis, Namens: Benjamin Noldmann, ein ehemaliger Advokat aus Goslar, der ſich auch vor circa vierzig Jahren durch ſeine „Geſchichte der Aufklärung in Abyſſinien oder Nachricht von ſeinem und ſeines Herrn Vetters Aufenthalte an dem Hofe des großen Negus oder Prieſters Johannes" ſehr berühmt gemacht hat.

Dieſer Noldmann konnte es, ſelbſt als alter Herr, noch immer nicht laſſen, über allerlei Dinge in ganz eigenthümlicher Weiſe zu gloſſiren und es waren eigentlich Benjamins Anſichten über die deutſche Bühne, welche dieſer in einer Geſellſchaft, in der auch der Baron Hirſchkopf gegenwärtig war, zum Beſten gegeben hatte, Anſichten, die des Herrn Rittmeiſters Aufmerkſamkeit dermaßen in Anſpruch nahmen, daß er dieſelben ſich ganz zu eigen machte und ſie am Ende ſelbſt richtig für eine Ausgeburt des eigenen freiherrlichen Gehirnleins hielt.

Hans trat endlich ſein Amt als Hoftheaterintendant in optima forma an und hatte zu ſeiner Erleichterung und quaſi als Theaterdichter den Paurel ſein Factotum von den Gütern hereingerufen, da es ohnehen vorauszuſehen war, es werde dort im Hirſchkopfiſchen Namen nicht mehr viel zu verwalten ſeyn.

Die Wiedergeburt der Hofbühne wurde durch ein Feſtſpiel, welches aus Paurels Feder gefloſſen war, gefeiert, allein man legte damit eben keine große Ehre ein; ſo ſehr ſich die Freibilletler auch das Applaudiren angelegen ſeyn laſſen wollten, ſie wurden überſtimmt und des andern Tages wurde ſogar von Mißgünſtigen in vielen Abſchriften ein für den neuen Hoftheaterintendanten ſowohl als auch für den Dichter keinesweges erfreuliches Epigramlein verbreitet; es lautete:

Caligula, ein Ausbund großer Geiſter,
Berief ſein Pferd zum Bürgermeiſter,
Und Herr von Hirſchkopf gar den Eſel,
ſeinen Sohn,
Zum Dichter bei der neuen Theater=Direction.
Es frägt ſich nun: wer war wohl weiſer,
Der Herr Director oder jener Kaiſer? —

Indeſſen unſer Hans ließ ſich nicht irre machen; er hatte ſich einmal feſt vorgenommen, die Hofbühne und mit ihr den Geſchmack des Publikums zu reformiren; er wollte wenigſtens Conſequenz bewähren, es möchte da kommen, wie es komme.

Die Schickſalstragödien wurden verbannt, und außer einigen Kotzebueſchen und Ifflandiſchen Stücken, wurde verſucht Götheſchen und Leſſingſchen Meiſterwerken Eingang zu verſchaffen, vorzüglich aber wurden Großmannſche, Schröderſche und Jüngerſche Luſtſpiele in neuer Umarbeitung aufgetiſcht. Freilich wurden ſolche Umarbeitungen, ſie ſollten zeitgemäß ſeyn, dem Herrn Panrel übertragen und geriethen nicht immer am beſten. Der Hof hielt übrigens Anfangs, ebenfalls aus lobenswerther Conſequenz, dem neuen Intendanten die Stange; das Publikum zeigte ſich minder zufrieden, und die meiſten

Mitglieder der Bühne waren am allerunzufriedenſten, doch wagten es nur wenige ihre Unzufriedenheit zu offenbaren.

Die erſte Heldin ſollte ſtatt der Medea nun im Luſtſpiele biſſige Haushälterinen, den Ausbund böſer alter Weiber u. dgl. darſtellen; ſie wüthete: antike Beſtien aber nicht moderne wollte ſie agiren; ſie ſey für die erſtern lediglich engagirt; behauptete die Dame. Die beiden Herren Directoren ſollten hernieder ſteigen ganz und gar vom hohen Cothurn zum niedern Soccus; ſie machten dringende Vorſtellungen; — vergebens! Hans blieb unbeweglich ſeinem Willen treu und als Militär gedachte er Ungehorſame mit ſoldatiſcher Strenge zur Erfüllung ihrer Pflicht zu treiben; ob aber das Subordinationsſyſtem bei einem Theatervölkchen, welches bereits auf Lebensdauer engagirt iſt, und dem fette Penſionen zugeſichert ſind, praktikabel ſeyn möge, will man nicht entſcheiden, obwohl man ſich gezwungen ſieht, die Sache zu bezweifeln.

Bei nächtlicher Weile verſammelten ſich die Matadore der Hofbühne, zwar nicht beim Mondenſcheine, in einem Felſenthale an den Ufern eines romantiſchen Sees, ſondern im freundlichen erwärmten Salon bei dem dampfenden Punſchnapfe, allein Ihr Bund gegen den Theatertyrannen wurde hier eben ſo ernſt und feierlich beſchworen, als jener im Rüttli dereinſt.

Die beiden Herren Regiſſeure blieben nach wie vor des Herrn Intendanten ganz unterthänigſte Diener und ſtrömten über von ſeinem Lobe bei jeder Gelegenheit, allein dem guten Hans wälzten ſich bei ſeiner Amtsführung von nun an Hinderniſſe über Hinderniſſe in den Weg, von denen er den Urſprung nicht zu ergründen vermochte; er wurde überlaufen früh Morgens bis ſpät Abends von laut ſich beſchwerenden und Hülfe heiſchenden Mitgliedern der Bühne; der arme Intendant machte Mißgriffe, gerieth nun dieſe zu verbeſſern aus der Scylla in die Chaybdis und wußte bald nicht mehr wo ihm der Kopf ſtand.

Auf Paurels Rath entſchloßen ſich der hoch vermögende Herr Theaterintendant am Ende, gar keine Audienz mehr zu geben und im Geiſte der leidigen Büreaukratie ſämmtliche Amtsgeſchäfte, bedeutende und unbedeutende, ſchriftlich abzumachen. Es bleibt einleuchtend, daß ein ſolcher Geſchäftsgang wohl am allerwenigſten bei einer theatraliſchen Verwaltung ausführbar ſeyn konnte; die Verwirrung ſtieg mit jedem Tage, die Regiſſeure lachten ſich heimlich ins Fäuſtchen, Medea triumphirte und verkündete, eine andere Pythia, in Theegeſellſchaften bereits des Theatertyrannen nahen Sturz. Dieſer mußte auch in der That erfolgen. Eines Abends ſollte bei Anweſenheit des ganzen

Hofes ein neues Stück gegeben werden; eine halbe Stunde vor dem gewöhnlichen Anfange wurde plötzlich eine Hauptperſon krank; die Regiſſeure berichteten ſchriftlich; dagegen verordnete ein ſchriftlicher Intendanzbeſchluß die Aufführung des Strudelköpfchens, doch — während das zum Strudelköpfchen gehörige Perſonal bereits anfieng ſich zu coſtümiren, wurde gemeldet, daß des Strudelköpfchens Liebhaber dermaßen betrunken ſey, daß er durchaus nicht vermöge aufzutreten; nun wurde die Darſtellung des Luſtſpieles: „Irrthum an allen Ecken“ anbefohlen. Die Theaterſtunde war längſt verfloſſen, das Publikum wurde unruhig, endlich, ſpät genug, rollte die Gardine zur Höhe, der Irrthum an allen Ecken begann, doch hatte man vergeſſen dem übrigen Strudelköpfchenperſonale die geſchehene ſchnelle Abänderung bekannt zu machen, und in Mitte des Irrthums an allen Ecken erſchien Strubelköpfchen auf der Bühne; der Irrthum war nun in der That vollkommen, im Publikum entſtand ein heilloſer Lärm; — „Vorhang herab!“ — brüllten tauſend Stimmen, die Ordnung war nicht herzuſtellen, man mußte dem Verlangen des Publikums genügen und während des Aktes die Gardine fallen laſſen; lachend, lärmend und ſchimpfend verließen endlich, von Polizeibeamten dazu höflich invitirt, die Zuſchauer das Schauſpielhaus.

Ruhige Beobachter konnten freilich leicht wahrnehmen, es ſeye der ganze unruhige Auftritt durch eine ſehr ruhige und beſonnene Cabale ſo recht ſyſtematiſch vorbereitet worden, allein dem Herzoge war der Vorfall zum Aergerniß geworden und unſer armer Hans mußte das Bad austrinken, denn auch dieſer ſiebente Theaterintendant erhielt nun plötzlich, und zwar nicht in den allerhuldvolleſten Ausdrücken, ſeine Entlaſſung; eine Penſion wurde dem Unglücklichen dieſesmal — wegen zu kurzer Amtsführung — nicht bewilliget, wohl aber demſelben, aus allerhöchſter Milde, intermiſtiſch ein Alimentationsbeitrag auf die herzogliche Privatcaſſe angewieſen, eine Gnade, welche indeſſen der ſtolze Freiherr, voll Indignation, ablehnte.

Nur um keine Menſchen zu ſehen und das Geſpötte ſeiner zahlreichen triumphirenden Feinde nicht in eigene Ohren zu vernehmen, rettete ſich der Rittmeiſter im erſten Augenblicke, in einem Zuſtande dumpfer Geiſteslethargie, nach ſeinem Landſitze; er wankte, dort angekommen, mechaniſch in den Schloßgarten und — wie der Schiffbrüchige einen Strohhalm erfaßt — ſo zog er noch einmal das Werk ſeiner Zauberdoſe auf, obwohl Samiela längſt deren Kraft für gebrochen erklärt hatte. Gegen Vermuthen fieng es in der Doſe an zu klingen, allein nicht mehr die ehemalige, den wohlthätigen und Rath ſpendenden Geiſt herbeirufende, bekannte Melodie ertönte, ſondern eine andere, nämlich jene des bekannten Volksliedes: „O du lieber Auguſtin, alles iſt hin!“ und nicht mehr erſchien die Ahnfrau Nro. 2; ja ſelbſt das Geſpenſt Nro. 1, das unfreundliche ſtets drohende, ließ ſich heute nicht blicken; wüthend ſchleuderte der Exintendant die Doſe gegen die Erde, indem er unwirſch ausrief: Auch die Geiſter der Hölle heben nun an mich zu äffen!

Unſeres Helden Lage geſtaltete ſich in der That etwas bedenklich. Die Anlegung der Hypothekenbücher wurde ungemein raſch betrieben und die Reſultate der Verfügung hatten für den Baron v. Hirſchkopf vor's erſte die gerichtliche Adminiſtration ſeiner Güter herbeigeführt; die weitern ohne Prophetengeiſt zu beſtimmenden Folgen konnten ſich noch weniger erfreulich darſtellen.

Geblendet durch ſein ſchnelles Hofglück hatten Hanſens Wechſelcreditoren größtentheils Nachſicht geubt und ſich Prolongationen gefallen laſſen, allein dieſe gingen nun zu Ende; an fernern Credit, an Schonung und Nachſicht von Seite des Wechſelgerichtes war für den ubelberufenen Exintendanten gar nicht zu denken, dieſer raffte daher an Geld und Geldeswerth das mögliche zuſammen und hielt, einer für ſeine Geſundheit nöthigen Luftveränderung halber, für gerathen, ohne großes Geräuſch zu verreiſen; Karten mit den drei Buchſtaben: „P. p. c.“ bezeichnet, umherzuſenden hatte der häufig zerſtreute Baron Hirſchkopf rein vergeſſen.

In einer Art Betäubung, manchem Unglücklichen ſo wohlthätig, zog unſer Held aus einem kleinen deutſchen Staate in den andern; ſich die Grillen aus dem Kopfe zu ſchlagen, ſprach er in den Gaſthöfen der Weinflaſche tapfer zu; bog und verlohr, in ſeinem Ingrimme wieder leichtſinniger denn zuvor, am grünen Tiſche manches Paroli; Bedeutſame Summen hatte Hans, zu ſeiner Ehre muß man es geſtehen, aus dem gänzlichen Schiffbruche ſeines beträchtlichen Wohlſtandes nicht gerettet, nach Verlauf weniger Monden, war die Baarſchaft dahin; es wurden ſofort der Reiſewagen und einige wenige Prätioſen vertrödelt und mit dem Erlöſe nach gewohnter Weiſe gewirthſchaftet, ſo ſank der reiſende Exintendant endlich von Stufe zu Stufe — und nicht befremden wird es dem Menſchenkenner, wenn wir berichten, daß er zu guter Letzt in ziemlich dürftigem Reiſecoſtüme, mit einer Art ledernen Zwerchſäckleins auf dem Rücken, beſcheiden ſeine Straße wallte. Die glaubwürdigen Materialien aber, aus welchen dieſe Geſchichte geſchöpft wird, thun unwiderlegbar dar, daß ſich zu jener Zeit in erwähntem Zwerchſacke weiter nichts befunden habe, dann ein zierlich gemalter Stammbaum der Hirſchköpfe; das von weiland Sr. kaiſerlich apoſtoliſchen Majeſtät Carl VII. höchſt eigenhändig unterzeichnete Hirſchkopfiſche Freiherrndiplom; ein von Sr. Heiligkeit dem Papſte auf den Namen unſeres Helden ausgefertigtes guldenes Sporen-Brevet und endlich ein — ſehr durchlöchertes Hemd. — Tempora mutantur!

Zehntes Kapitel.

Die myſtiſche Brantweinkneipe; — Herr Schnatterhüpfel; — auch einem Freiherrn thut der Hunger wehe; — nur der erſte iſt gar oft ein ſchwerer Schritt.

In dem ſo eben beſchriebenen, freilich etwas unſcheinbaren Aufzuge hatte Hans die Grenzen des Fürſtenthums Y — Z überſchritten; finſter und mißmuthig wanderte er immer weiter, ohne ſelbſt das Ziel und den Zweck ſeiner Reiſe zu kennen.

An einem ſehr unfreundlichen Herbſtabende erreichte der Exintendant, von dem häufig fallenden Regen ganz durchnäßt, einen Ort, der aus einigen wenigen Bauerhöfen, einem ungemein großen und prachtvollen pallaſtähnlichem Hauſe, an welchem man offenbar mehrere Fenſter als Tage in einem Jahre zählen konnte, — vielen Oekonomiegebäuden und endlich aus einem von außen wenig verſprechendem Gaſthofe beſtand, welcher, ſonderbar genug, hart an den prächtigen Pallaſt angebaut war; eine Tafel am Wege verkundete, das Dörflein heiße: Schnatterhüpfelheim.

Hans trat in die Schenkſtube des Gaſthofes und glaubte in eine Brantweinkneipe gerathen zu ſeyn, denn die beinahe noch dürftiger, als der Freiherr ſelbſt, gekleidete Gäſte hatten wenigſtens alle mit Brantwein angefullte Gläſer vor ſich ſtehen und das Geräthe der Stube ſtellte ſich zwar reinlich aber dennoch äußerſt einfach dar.

Ein kugelrundes, in ein ſchlechtes graues Gewand gekleidetes Männchen, mit einem hochrothen Geſichte und noch rötherer großer Naſe, wahrſcheinlich der Wirth ſelbſt, kam dem eintretenden Exintendanten freundlich entgegen und ſprach: Guten Abend Landsmann! woher des Wegs? — ſchlechtes Wetter — ſchlimm zu marſchiren — nicht wahr? — nun ein Schnäpschen auf die Lippen kann nicht ſchaden — iſt gut für den Magen und den böſen Herbſtnebel — womit kann man dienen — wollt ihr einfachen oder doppelten Korn?

Dieſer ſchlechte Empfang und der Umſtand, daß man ihn hier für einen ganz gewöhnlichen Landsmann anzuſehen ſchien, machten Hanſen unwillig; ſein Krautjunkerſtolz erwachte, und in ſeinem Mißmuthe unwillkührlich ſogar reimend — wohl eine Angewohnheit aus der theatraliſchen Laufbahn noch her — rief er barſch aus:

„Solch' ſchlechter Fuſel iſt gut für ein bürgerlich Thier;
Pariſer Liqueure trink' ich als Cavalier.“

Die meiſten der an den hölzernen Tiſchen umher ſitzenden Brantweingäſte erhoben ein ſchallendes Gelächter, und mehrere höhnende Stimmen ſprachen durcheinander: Seht doch, ein Cavalier mit dem Zwerchſacke auf dem Rücken ha, ha, ha! — pariſer Liqueur will der! ha, ha, ha! — iſt wohl ein Edelmann aus dem Tollhauſe ha, ha, ha! —

Das kugelrunde Männchen aber nahm ungemein höflich ſogleich ſein Mützchen ab, lächelte, — es war ſchwer zu entſcheiden ob ſatyriſch oder ob gutmüthig — und ſprach wieder: Verzeihen der gnädige Herr! mir albernen Manne, daß ich nicht auf der Stelle ſah, wen ich vor mir habe; ſtrahlt doch der Adel unverkennbar von Dero hohen Stirne, nun irren bleibt indeſſen menſchlich, wenigſtens bürgerlich. Pariſer Liqueure befehlen Ew. Gnaden alſo? o ja! damit können wir aufwarten, auch mit Weinen aller Art — doch vor allem geruhen Ew. Gnaden, mir an einen für Hochdieſelben paſſendern Aufenthalt zu folgen.

Mit dieſen Worten ergriff das graue Männchen unter vielen Komplimenten des edlen Gaſtes Rechte und führte denſelben durch eine Nebenthüre und eine Gallerie hinüber in das herrliche ſchloßartige Gebäude, in einen prachtvoll decorirten Saal, in welchem mehrere ſehr anſtändig gekleidete Herren, um eine lange Tafel, bei vollen Weinflaſchen ſaßen.

Heinrich! Fritz! Peter! Caſpar! — ſchrie der Kugelrunde bei'm Eintreten in den Saal und aus allen Winkeln antworteten dienſtbare Stimmen: Herr Schnatterhüpfel! zu Befehl! — Herbei! kommandirte der Graue! ſervirt hier dem gnädigen Herrn ein Abendbrod, bringt feine Weine, Pariſer Liqueure — ſchnell, hurtig! und zu Hanſen ſich wieder wendend ſprach das Männchen ſehr verbindlich: Verſchmähen Ew. Gnaden nicht hier unter meinen werthen Gäſten und Freunden gefälligſt Platz zu nehmen.

Der Baron Hirſchkopf ſetzte ſich, nun doch etwas verdutzt, an die Tafel, die geputzten Herren beſchauten ihn flüchtig, nicht ganz ohne Verwunderung, ſeines unſcheinbaren Aeußern halber, jedoch wagte Niemand darüber hier eine Bemerkung, offenbar aus Achtung gegen den Herrn Schnatterhüpfel, den die Geſellſchaft mit größter Auszeichnung behandelte.

Hans wurde mit den ſchmackhafteſten Speiſen und den köſtlichſten Weinen, er mußte es ſich ſelber geſtehen, nicht um ein Haar ſchlechter, als dereinſt in den vortrefflichſten Pariſer Reſtaurationen bedient.

Nach der erſten hinabgeſchlürften Bouteille kehrten unſeres Helden Unverſchämtheit und Leichtſinn in volleſtem Maaße zurück, er miſchte ſich, trotz ſeines abgeriſſenen Rockes, dreiſt in die Geſpräche der Geſellſchaft, und da er hier den Mann von Welt verrieth, der den Ton der feinern Converſarion kannte, ſo behandelten ihn die Herren, ſeine ungefällige ja beinahe ſchmutzige Garderobe überſehend, ſo ziemlich wie einen ihres Gleichen.

Plötzlich ſah ſich St. Julien nach ſeinem grauen Männchen um, doch daſſelbe war verſchwunden. Jetzt wandte ſich der Exintendant an ſeinen Nachbar, mit welchem er ſich bisher am meiſten unterhalten hatte, fragend: Mein Verehrteſter! ſagen Sie mir doch, wer iſt denn eigentlich dieſer Herr Sch'natterhüpfel? Voll Erſtaunen, erwiederte der Gefragte: wie Sie kennen den Mann nicht näher? er gehört unter die reichſten Leute dieſes Landes und verdankt ſeinen ungemeinen Wohlſtand lediglich eigener Induſtrie; in dem Gebäude, in welchem wir hier ſitzen, befindet ſich eine ungeheure Fabrike, welche Herr Schnatterhüpfel etablirt hat; es werden in derſelben im großen alle nur denkbare Sorten Spirituoſa und Eſſenzen und zwar von dem vorzüglichſten Gehalte: eau de cologne ſo gut als jenes des Farina, Liqueure ſo vortrefflich, wie die Pariſer, Danziger, Breslauer und andere, Arrac ſo geiſtreich wie jener aus Goa fabrizirt; Herr Schnatterhüpfel verſorgt mit ſeinen Spirituoſen nicht nur dieſes ganze Ländchen, ſondern macht ſehr bedeutſame Geſchäfte nach auswärts und die meiſten der Herren, welche Sie hier ſehen, ſind Reiſende, die von der Fabrike Beſtellungen empfangen oder ſolche derſelben ertheilen; übrigens iſt Herr Schnatterhüpfel auch einer der vorzüglichſten Grundbeſitzer hier zu Lande, dann ſind ein bedeutſamer Eiſenhammer, mehrere Oel- und andere Mühlen ſein Eigenthum, mit einem Worte, er wird unter den erſten unſerer glücklichſten Speculanten genannt. Indeſſen — alſo ſchloß der Berichterſtatter — der Mann iſt auch ein perſonifizirtes Ideal der Regſamkeit, ein wahrer alter Ueberall und Nirgends. Kein Geſchäft erſcheint ihm zu groß und zu kühn, aber er hält, trotz ſeines großen Reichthumes, auch keine Beſchäftigung für zu klein, als daß er ſich ihr nicht unterziehen möchte, denn Sie können ihn in der einen Stunde ein Negoce, wo fünfzigtauſend Thaler auf dem Spiele ſtehen, abſchließen und in der andern drüben, in ſeiner offenen Brantweinſtube, eigenhändig dem niedrigſten Bauernknechte ein Glas Fuſel einſchenken ſehen.

Das iſt ein ſeltſamer Patron — bemerkte der Exintendant.

Ja wohl ſeltſam — nahm der Redner von vorhin noch einmal das Wort — Herr Schnatterhüpfel iſt ein Junggeſelle und nicht ohne große Eigenheiten; wer ihn nicht näher kennt, möchte den Mann leicht der Inconſequenz beſchuldigen; denn er iſt bald übertrieben höflich, bald ungemein grob; heute ungemein großmüthig und weich, Morgen aber wieder ein harter Filz; nichtsdeſtoweniger handelt Herr Schnatterhüpfel — mögen ſeine Formen auch bisweilen etwas bizarr erſcheinen — doch ſtets mit Ueberlegung und unerſchütterlichen Grundſätzen gemäß.

* * *

Der Baron Hirſchkopf ließ es ſich in der vortrefflichen Auberge, welche jener ſonderbare Schnatterhüpfel in ſeinem ungeheuern Fabrikgebäude unterhielt, einige Tage recht wohl gefallen; er wurde fort und fort äußerſt ſorgfältig bedient, allein am letzten Tage der Woche brachte ihm der Oberkellner die Rechnung mit der gehorſamſten Bemerkung: Es würden Ew. Gnaden wohl nicht übel deuten, daß man um gnädige Tilgung der Note bitte, indem es in dieſem Hauſe unverbrüchliches Geſetz ſey, am letzten Tage jeder Woche abzurechnen und zu bezahlen.

Nachdem der Aufwärter die Stube verlaſſen, hatte Hans doch einige Minuten zu thun, bis er ſeine freiherrliche Faſſung wieder erlangte; denn das Schuldenmachen en gros aber nicht en detail hatte er bisher geübt; er war hier wildfremd; mit den Leuten ſchien nicht zu ſpaſſen und die Wirthsrechnung überſtieg des unſeligen Herrn Exintendanten kleine letzte Baarſchaft um's ſechsfache.

Sich in die Bruſt werfend, und den ganzen anſehnlichen Fond ſeiner unverſchämten Arroganz ſammelnd, verlangte unſer Held den Herrn Schnatterhüpfel unter vier Augen zu ſprechen und wurde auch ſogleich zu demſelben geführt.

Der Baron begann ſeinen Namen zu nennen und mit einigen Variationen, aber nicht ſonder große Aufſchneidereien, ſeine Geſchichte zu erzählen; der reiſende Cavalier mit dem Zwerchſacke geſtand zwar ſeine gegenwärtige Verlegenheit und hülfloſe Lage ein, bezeichnete dieſe aber nur als momentan, bath um Nachſicht und einſtweiligen fernern Credit.

Schnatterhüpfel lachte, nachdem er gehört hatte, gar ſeltſam und — doch wir laſſen die Herren füglicher ſogleich ſelbſt ſprechen:

Schnatterhüpfel. Ei, ei — ein Baron Hirſchkopf alſo ſind dieſelben, ja, ja, kenne die Familie; nun ein Vertrauen iſt des andern werth; hätten der Herr Baron ſich mir ſogleich entdeckt und Ihre Lage obendrein, wer weiß was geſchehen wäre, indeſſen dieſelben waren bei Dero Eintritt etwas grob, nun ich dachte, wer grob iſt muß trotz des groben Rockes dennoch Geld haben, bin unter anderm auch Gaſtwirth, ein ſolcher muß ſich an alles gewöhnen; ich war höflich. Allein wer kein Geld hat ſoll nicht grob ſeyn, wer kein Geld hat ſoll nicht zehren, am wenigſten zehren wie ein Fürſt, und wer alſo handelt iſt ein Preller.

Hans. Donner und Wetter! Herr! — ſo iſt mir noch Niemand gekommen. (Indem er haſtig in die Taſche greift.) Ins Teufelsnamen hier iſt Geld, mein letztes, ſo wahr ein Gott im Himmel lebt.

Schnatterhüpfel. (Ueberzählt das Geld und ſteckt es in die Taſche.) Drei Thaler gerade aus — eine à Conto Zahlung alſo? — werde es ſogleich notiren. (Er thut es:) Dero Schuld beträgt alſo nach Abzug gegenwärtiger dreier gerade noch dreizehn Thaler ſieben Groſchen — ja, was wollte ich doch gleich ſagen — richtig, beſinne mich ſchon: wollte nur bemerken, man ſoll überhaupts nicht mehr verzehren als man bezahlen kann, am wenigſten dort wo man fremd iſt, doch bei mir hat es gerade nicht viel zu ſagen; dieſelben ſind ein rüſtiger geſunder Mann, haben ſtarke Knochen am Leibe, werde die

Ehre haben, dieſelben als Handlanger in meinen Brennereien anzuſtellen, können dort den Reſt Ihrer Schuld neben nahrhafter Hausmannskoſt dennoch innerhalb einiger Monden ehrlich abverdienen.

Hans. Raſen Sie, als Handlanger in Ihren verfluchten Brennereien wollen Sie mich anſtellen, mich, den Freiherrn v. Hirſchkopf, den herzoglichen —ſchen Rittmeiſter, den Ritter vom güldenen Sporen Sr. Heiligkeit des Pabſtes? — ſind Sie des Teufels, Herr!

Schnatterhüpfel. Bin nicht des Teufels, noch hoffe es zu werden; bin auch keineswegs raſend, wenn ich hier Orts als aufgeſtellte Obrigkeit auf Ordnung ſehe; Arbeit ſchändet Niemanden, wer nicht mit Geld bezahlen kann, ſoll froh ſeyn, wenn er durch Arbeit ſeine Schulden tilgen kann, es wird manchem ehrlichen Kerle nicht einmal ſo gut.

Hans. (Schäumend vor Wuth und bennoch durch Schnatterhüpfels kalte Ruhe eingeſchüchtert:) Herr! wäre es möglich, Sie könnten ſich unterſtehen, am Ende wohl gar Gewalt brauchen — fürchten Sie nicht Verantwortung, nicht ſtrenge Ahndung?

Schnatterhüpfel. Werde mich allerdings unterſtehen; wo Güte nicht hilft, muß Gewalt helfen, doch bediene mich derſelben nicht gerne, im Nothfalle nur; werde alles verantworten, habe noch jede meiner Handlungen zu vertreten gewußt.

Hans. Nein, es iſt zu toll! Herr! ich werde Ihnen das lumpige Geld in wenigen Tagen ſenden, nehmen Sie doch Raiſon an, ich will Ihnen indeſſen Papiere von hohem Werthe verpfänden.

Schnatterhüpfel. Papiere von hohem Werthe? — wahrſcheinlich ausgedehnte Creditbriefe, anſehnliche Wechſel auf die beſten Häuſer der nahe belegenen Handelsſtadt? — warum ſagten Ew. Gnaden dieſes nicht gleich; ich habe allerwärts merkantiliſche Verbindungen, honorire die Wechſel einer jeden ſoliden Firma — da konnten wir ja den unangenehmen Discours ganz und gar vermeiden, doch Ew. Gnaden wollten ſich wohl nur ein Späschen mit Dero unterthänigem Diener machen? — verſtehe; nun ein Gaſtwirth darf derlei ſo genau nicht nehmen.

Bleich und mit zitternden Händen langte der Exintendant Papiere aus ſeinem Zwerchſäcklein und reichte ſie dem tyranniſchen Sonderlinge hin.

Schnatterhüpfel. (Nachdem er die Urkunden entfaltet und geleſen hat:) Ei, ei, — ein Stammbaum mit gar ſchönen Hirſchköpfen verziert — haben traun recht ſtattliche Geweihe — ein Freiherrndiplom, ein päpſtliches Brevet! — Reſpect! allerdings Papiere von hohem Werthe für viele, doch nicht für alle Leute; ſo z. B. kann ich von dieſen Papieren durchaus keinen Gebrauch machen; ſie haben gar keinen, auch nicht den geringſten Cours an der Börſe.

Hans. Aber mein verehrteſter Herr Schnatterhüpfel! ſo hören Sie doch nur, ich will Ihnen dieſe Urkunden ja nicht verkaufen, ſondern verpfänden nur. Ich ſtelle Ihnen überdieß noch einen Schuldſchein aus und wenn ich Sie bezahle, ſtellen Sie mir meine Papiere wieder zurück.

Schnatterhüpfel. Nun denn es ſey; vier Wochen bewillige ich Ew. Gnaden Credit, aber wenn ich dann mein Geld nicht in der Taſche habe, verkaufe ich das Diplom und den Stammbaum nebſt dem Brevet an den nächſten Beſten, der dafür dreizehn Thaler und ſieben Groſchen giebt; wer weiß, vielleicht findet ſich dazu ein Narr oder ein Liebhaber doch. Ich riſkire freilich viel und riſkiren iſt ſonſt meine Sache nicht, allein was will ich thun, Ew. Gnaden haben einmal die unüberwindlichſte Averſion gegen die Arbeit, nun und wenn man die Hunde zum Jagen tragen muß — doch genug, hier iſt Tinte, Feder und Papier, belieben Hochdieſelben das Scheinchen zu entwerfen.

Der Baron Hirſchkopf ſetzte ſich nieder, knirſchte mit den Zähnen und ſchrieb; der Sonderling aber verſchloß indeſſen den Stammbaum, das Freiherrndiplom und Brevet in einen eiſernen Kaſten, und beſchwerte die Papiere mit ſchweren Geldſäcken und ſo befand ſich demnach der Stammbaum, nicht nur figürlich, ſondern ſo recht im eigentlichſten Sinne des Wortes, in der Klemme, und der Titel dieſes Büchleins wäre demnach hinlänglich gerechtfertiget.

Mit grimmiger Gebehrde warf unſer Held den fertigen Schuldſchein ſeinem unerbittlichen Gläubiger zu und ſtürzte ſofort, wüthend und als ob der Kopf ihm brennte, mit ſeinem leeren Zwerchſacke aus dem Gemache.

Herr Schnatterhüpfel aber trippelte aus der Stubenthüre und rief, freundlich grinſend, mit ſeinem hell tönenden Stimmchen dem Erzürnten nach: Wünſche Ew. Gnaden wohl zu leben und glückliche Reiſe; bitte auch mein ſchlechtes Haus allerwärts beſtens anzuempfehlen und mich recht bald wieder mit Hochdero ſchmeichelhaftem Zuſpruche gnädig zu beehren.

* * *

Die Landſtraße rannte Hans lang, ohne ſich umzuſehen. Es war ihm zuwider Menſchen zu begegnen und er bog bald von der Straße ab, in einen ihr zur Seite liegenden Wald ein.

In ſolch' aufgeregtem Seelenzuſtande wie jetzt hatte ſich der Rittmeiſter nimmermehr befunden; nimmermehr hatte der Leichtſinnige das Hülfloſe ſeiner nunmehrigen Lage ſo tief gefühlt, als in dieſen Augenblicken; was ſollte er nun, aus dem Vaterlande gleichſam verſtoßen, ohne Freunde und Geld auf fremdem Boden beginnen, wohin ſich wenden, welchen Nahrungszweig ergreifen? — ſchwer blieben dieſe Fragen zu beantworten.

Verzweiflungsvoll, und in ſich brütend war der Unglückliche immer im Walde hingegangen, ohne auf Weg oder Steg zu achten und ziemlich gleichgültig bemerkte Hans endlich, daß er in dem dichten, wahrſcheinlich ſehr weitläufigen, Gehölze ſich verirrt haben mochte. Es war ein ſchwüler Tag, ermattet ſank der Exintendant unter einer erhabenen, kühlen Schatten ſpendenden Eiche nieder; er rief dem Tode, doch nur deſſen Bruder, der Schlaf ſtellte ſich ein.

Spät erſt, nachdem eine finſtre Nacht bereits hereingebrochen war, wurde unſer Held durch des Donners lautes Krachen erweckt; ein furchtbares Gewitter wüthete; Wolkengüſſe ſtürzten nieder. Unter ſolchen Verhältniſſen durfte Hans nicht hoffen einen Aufweg aus dem Forſte zu finden; ihm blieb nichts übrig, als ſich in ſein Schickſal zu ergeben und im dichteſten Gebüſche möglichſten Schutz vor dem Unwetter zu ſuchen; er verlebte die unbehaglichſte Nacht ſeines Lebens.

Am folgenden Tage regnete es fortwährend; der unſelige Rittmeiſter war ſchon gänzlich durchnäßt und ſo matt, daß er kaum zu gehen vermochte, dennoch mußte er nun ernſtlich daran denken, einen Ausweg aus dem Forſte zu finden. Unſer Abentheurer hatte bereits länger als vierundzwanzig Stunden weder gegeſſen noch getrunken und machte nun zum erſtenmale in ſeinem Leben die Erfahrung, daß der Hunger auch einen Freiherrn ungemein wehe thue.

Der Tag neigte ſich ſchon wieder zum Abende, als der Baron Hirſchkopf, der immer nach einer Richtung hin gewankt war, endlich wahrnahm, daß der Wald bedeutend lichter wurde; dieſe Bemerkung gab ſeinen beinahe gänzlich erſchöpften Kräften neuen Aufſchwung, er nahm ſich zuſamm, ſchritt ſchneller vorwärts und ſah bald darauf die Dächer eines Dorfes ſchimmern — aber wer beſchreibt Hanſens Schreck, als er nun vollends aus dem Forſte hervorgetreten, ſich überzeugte, daß er nun nach zweitägigem Wandern in der Irre jetzt wieder ſich dem Dörflein Schnatterhüpfelheim von der entgegengeſetzten Seite nähere.

Es giebt in der That im menſchlichen Leben zuweilen Situationen ſolch' eigener Art, daß man den in denſelben verwickelten Sterblichen es nicht verdenken kann, wenn ſie wähnen irgend ein tückiſcher Dämon habe es ſich zum angelegentlichſten Geſchäfte gemacht, ſie zu necken und recht ſyſtematiſch zur Verzweiflung zu reizen; eine ſolche war des Freiherrn Lage; ſein Stolz, die neuerdings erwachende bitterſte Indignation ob der hier erfahrenen Schmach hießen ihn ſchleunigſt fliehen, doch die gänzliche Erſchöpfung ſeines Körpers widerſetzte ſich entſcheidend dem raſchen Entſchluſſe. —

Mechaniſch griff Hans in ſeine Taſche; er fand darinnen noch etwas wenige kleine Münze und dieſe Entdeckung machte ihn kühn genug, ganz leiſe und beſcheiden in jene Brantweinſtube zu ſchleichen, in welche er vor einigen Tagen ziemlich barſch getreten war. Es dämmerte ſchon, auch befanden ſich heute glücklicherweiſe nur ein paar ſchon betrunkene Bauern in der Kneipe, und ohne daß ſonderlich auf ihn geachtet worden wäre, fiel der, bis zur gänzlichen Erſchöpfung beinahe Ermattete auf eine im finſterſten Winkel der Stube ſtehende Bank, forderte ein Glas von dem früher ſo ſchnöde verſchmähten Fuſel, genoß ein Stück harten Brodes und verfiel ſofort wieder in einen ſüßen langwierigen Schlummer.

St. Juliens Muth war nun gänzlich

gebrochen, als er des andern Tages wie geradebrecht auf der hölzernen Bank in der Brantweinkneipe erwachte.

Der ſinnreiche Montesquieu ertheilt freilich ſeinen Helden das Recht, ſich nach Befinden den Tod zu geben, indem er ſagt, es müſſe doch einem Jeden frei ſtehen, den fünften Akt ſeiner Tragödie da zu ſchließen, wo es ihm beliebe — und ich, der Autor nämlich, wäre herzlich froh, wenn ich berichten könnte, es habe mein Held von der Erlaubniß des gnädigen Herrn von Montesquieu endlich Gebrauch gemacht, denn ſo wäre ich auf einmal der Mühe überhoben, ferners noch von den dummen Streichen eines lüderlichen deutſchen Krautjunkers zu erzählen, einer Mühe, die mir ohnehin keine Roſen bringen dürfte, wie mir ſchon im voraus ſchwannt — sed magis amica veritas! — obwohl der kleinlichſte Kleinmuth meinen freiherrlichen Helden beinahe zu zermalmen dräute, ſo fühlte er nichtsdeſtoweniger gar keine Luſt dazu, ſich der Freiheit jedes Sterblichen zu bedienen: und des Lebens düſtern Kerker zu verlaſſen, und wenn in ſeiner deſperaten Lage ihm wirklich in den Sinn gekommen ſeyn mag, einem klaſſiſchen Muſter nachzuahmen, ſo muß dieſes kein anderes dann der Kleiſtiſche Prinz von Homburg geweſen ſeyn.

Einen raſchen Entſchluß faßte Hans in der That; er ſprang nämlich von ſeiner Bank auf, dehnte die hochadelichen faulen Glieder, rannte ſofort in das ihm bereits nun wohlbekannte Kämmerlein des Herrn Schnatterhüpfels, heulte dort wie ein altes Weib, erſchloß mit Freimuth ſein enges Herz, verſprach zu arbeiten wie ein Eſel und erflehte Hülfe und Rettung von dem Manne, der ihn vor zwei Tagen erſt, moraliſch, angeſpuckt und mit Füßen getreten hatte.

Schnatterhüpfels Lächeln ſtellte ſich

ſardaniſch dar wie immer, übrigens ſchien der Mann nun ein ganz anderer zu ſeyn; freundlich tröſtend redete er dem kleinmüthigen Hirſchkopfe zu: Den Satz auf Sie anwendend mein Freund! ſprach der Liqueurfabrikant, kann man füglich behaupten: Guter Rath kömmt über Nacht, ich intereſſirte mich für Sie, kann eigentlich nicht ſagen warum, gleich im erſten Augenblicke, ich durchſchaute Ihre Lage ſo ziemlich und trieb Sie geſlieſſentlich recht in die Enge, weil ich Ihnen nützlich zu werden wünſchte und große Thorheit kann durch auſſerordentliche Mittel nur geheilt werden. Ja mein Freund! wenn es Ihr Ernſt, daß Sie ein arbeitſamer und braver Mann werden wollen, und wenn Sie den Vorſatz durch die That zu bewähren nicht ermüden, ſo will ich mich Ihrer, wie eines Sohnes der Vater, annehmen; auch ich war jung, auch ich war leichtſinnig, auch ich war ein Schuft, aber der Fuſel —

wohl zu verſtehen: „nicht das Fuſeltrinken, ſondern das Fuſelmachen“ hat mich zur Tugend zurückgeführt und mir ſo gut zum Wohlſtande geholfen wie dem vormaligen weſtphäliſchen Generale von K—; *) und auch Sie mein Freund! ſoll wie ich hoffe, der Fuſel, mit Gottes Hülfe, wieder auf die Beine bringen.

Der Baron Hirſchkopf wurde nun in der That, um in der Fuſelcarriere von der Picke auf zu dienen und das Techniſche der edlen Kunſt ſo recht ſyſtematiſch und praktiſch zu erlernen, in der Brantweinbrennerei des Herrn Schnatterhüpfels an-

---

*) Oeffentliche glaubwürdige Blätter, namentlich die Augsburger allgemeine Zeitung, verkündeten vor einigen Jahren in der That — vielleicht wird der eine oder andere Leſer ſich noch des auffallenden Artikels erinnern — daß ein ehemaliger berühmter weſtphäliſcher General nun als Brantweinbrenner ſein verlorenes Heil wieder gefunden habe. — Si fabula vera? —

geſtellt, und von nun an ſchlechtweg Hans genannt.

Es wollte unſerm Helden freilich bedünken, daß, ſo viele Dornen er ſich auf der Hofintendantenbahn auch in die freiherrlichen Füße getreten hatte, es ſich auf derſelben dennoch bequemer wandeln laſſe, dann auf jener eines Brantweinfabrikanten-Candidaten, mais — il ne coute, que le premier pas! ſpricht der Gallomanne und er hat recht; die Herren der Schöpfung gewöhnen ſich — wenn die Noth dringt — an alles, an's arbeiten ſo gut, als an's Auſtern eſſen und Champagner trinken. Exempla docent! —

Eilftes Kapitel.

Der Himmel klärt ſich auf. — Hans als Liqueurfabrikant — des Helden geiſtige Liebe — der Stammbaum wird hervorgeſucht.

Der Zufall ſchien unſern Helden in der That zu einem Berufe geleitet zu haben, für den er offenbar mehr geſchaffen war, als für die Leitung einer Kunſtanſtalt oder für die Führung eines Heeres.

Die Geſchäfte, welche der Freiherr anfangs mit Widerwillen und nicht ohne Widerſtreben verrichtet hatte, hörten bald auf ihn anzueckeln, wurden ihm ſpäter lieb und am Ende wurde St. Julien gar ein leidenſchaftlicher Fuſelbrenner, der — wer hätte das gedacht! — ſogar an Verbeſſerungen des

Mechaniſem in der großen Fabrik dachte, und manche neue Vortheile angab, welche offenbar zum beſſern Gedeihen des Ganzen gereichten.

Herr Schnatterhüpfel gewann ſeinen Zögling von Tag zu Tag lieber; vergoß manche Thräne der Wonne über deſſen Anſtelligkeit im Geſchäfte und muſterhafte Solidität; ja der Alte hub zuletzt an das bekehrte Schaaf zu lieben und ihm wohl zu wollen wie einem leiblichen Kinde.

Beinahe zwei volle Jahre ſchon hatte der Baron Hirſchkopf in dieſen nunmehrigen Verhältniſſen verlebt, da wurde Herr Schnatterhüpfel von jener ſeltenen Krankheit befallen, an der einſt der König Nebucadnezar und der Schauſpieldirektor Iffland zu Berlin endeten, es iſt dieſe aber keine andere als die s. v. Läuſekrankheit.

So großmüthig Herr Schnatterhüpfel zu lohnen verſtand, wollte dennoch Niemand bei dem freilich, in einem hohen Grade ekelhaſten Kranken aushalten, und Hans allein bezwang heldenmüthig den natürlichen Widerwillen und wartete des Unglücklichen bei Tag und bei Nacht. Man freut ſich wahrlich in der That recht ſehr, endlich eines ſchönen Zuges, deſſen ſich der Baron Hirſchkopf theilhaſtig machte, erwähnen zu können, indem man verſchmäht der Meinung beizutreten, welche damals von Mißgünſtigen geäußert wurde, als ob Hans nur aus leidiger Erbſchleicherei einen gar ſolchen aufmerkſamen Krankenwärter in eigener Perſon dargeſtellt habe.

Indeſſen näherte ſich der ehrliche Schnatterhüpfel mit Rieſenſchritten jener Cataſtrophe, welcher ſich nun ſchon einmal ſämmtliche Herren und Herrinen dieſer Welt früher oder ſpäter zu unterwerfen bemüßiget ſehen und der zu entgehen man in der That kein Kräutlein zu finden ſcheint.

Der Kranke fühlte ſich und ſprach eines Abends zu Hanſen, ungemein gerührt, folgende denkwürdige und originelle Worte: Ich glaube, ich werde ſterben und zwar ſehr bald. Bevor ich aber das Zeitliche ſegne, muß ich dir, geliebter Hans! noch ein Geheimniß entdecken, du biſt mein Herr Neveu — ja, ja — ſtaune nur, es iſt dem alſo; nicht immer war ich, wie die Leute wähnen, Junggeſelle, ich war einige Jahre verheirathet und zwar mit einer Freiin von Hirſchkopf, einer leiblichen Schweſter deines Vaters — der erſchöpfte Patient machte hier nothgedrungen eine lange Pauſe und fuhr dann, mit ſehr matter Stimme wieder redend, alſo fort: Ich lebte nicht glücklich mit deiner Tante, ſie war — Gott gebe ihr im Grabe die ſelige Ruhe — eine arge Canaille und verwandelte mein eigen Haupt in einen Hirſchkopf, — glücklicherweiſe befreite mich der Frau Gemahlin früher Tod von dieſem Uebel.

Dir alle meine erlebten Fata zu erzählen lieber **Hans**! — dazu bin ich nicht aufgelegt, genug! du weißt, ich bin reich, mein Teſtament iſt niedergelegt und du wirſt mein Univerſalerbe. Ich ſchwankte zwar lange dir ſolche große Wohlthat zu erweiſen, denn in deinen Adern fließt nun einmal das mir ſo verhaßte Blut der **Hirſchköpfe**, allein deine radicale moraliſche Beſſerung, deine nunmehrige Anſtelligkeit und biederer Sinn beſiegten meinen Groll, auch will ich nicht verſchweigen, daß mir in letzter Zeit öfters ein paar Geſpenſter, Ahnfrauen aus dem Haus **Hirſchkopf** erſchienen ſind — nun die Weiber ſetzten mir nicht ſchlecht zu, bis ich ihnen endlich, nur um ihrer los zu werden, den Willen that und ganz und gar zu deinen Gunſten teſtirte. — Der Kranke wollte noch mehr ſprechen, war es aber nicht im Stande und ſank zurück in ſeine Kiſſen.

Hans heulte und weinte ganz entſetzlich.

man weiß nicht, ob aus Freude plötzlich zu einem Onkel und einer höchſt bedeutſamen Erbſchaft gekommen zu ſeyn, oder aber aus Schmerz den kaum Gefundenen ſo ſchnell ſchon wieder verlieren zu müßen.

In der folgenden Nacht gab Herr Schnatterhüpfel ſeinen Geiſt auf. Bei dem Leichenbegängniſſe des Fabrikanten gieng es ungemein luſtig her, denn der Verſtorbene hatte verordnet ſämmtliche Leidtragende, welche ihm die letzte Ehre zu erzeigen erſcheinen würden, Fremde ſowohl als Bekannte, aus den Niederlagen der Fabrike mit ſo vielem des beſten Brantweines zu regaliren, als ſie verlangen würden, und dieſes Arrangement zog ſofort eine Menge lüderliches Geſindel herbei, welches auf Schnatterhüpfels Grabhügel des Todten Geſundheit trank.

Unſer Held trat, ohne daß ſich ihm irgend ein Hinderniß in den Weg geſtellt hätte, ſeine Erbſchaft an und ſah durch dieſelbe die höchſt geſpanteſte Erwartungen noch übertroffen; der Univerſalerbe des Liqueurfabrikanten war bei weitem nun reicher, als Hans Freiherr v. Hirſchkopf unmittelbar nach dem Tode ſeines eigenen Vaters geweſen.

Der geneigte Leſer mag wohl denken zu vernehmen, daß nun der Rittmeiſter ſogleich ſeinen Stammbaum wieder aus der Klemme gerettet, ihn geltend gemacht und das ehemalige wilde und lüderliche Leben von neuem werde begonnen haben, doch man irrt. In jeder Beziehung bleibt der Menſch ein Gewohnheitsthier und wer erſt einige Jahre an Thätigkeit und Ordnung Geſchmack gefunden, ſattelt, über Nacht wenigſtens, ſo leicht nicht um.

Die bedeutſamen Geſchäfte der Schnatterhüpfelſchen großen Fuſelfabrike giengen nach des alten Herrn Tod, nach wie vor, ihren Gang; Hans, der neue Fabrikherr, ſtand dieſen Geſchäften nicht nur mit Umſicht und unermüdlicher Raſtloſigkeit vor, ſondern er ſchien dieſelben eher erweitern als ſie eingehen laſſen zu wollen und zeigte bei mehrern Gelegenheiten, daß er gar klug zu raffiniren und Zeitverhältniſſe zu benutzen verſtand; darum kömmt alles darauf an, welche Stellung das Schickſal den Sterblichen giebt, hätte es Hanſen ſogleich als den Sohn eines Brantweinbrenners geboren werden laſſen, er wäre vielleicht nimmermehr auf Abwege gerathen. Am glänzendſten ließ unſer Freiherr ſein Liqueurfabrikanten-Talent übrigens bei folgender Gelegenheit leuchten.

Man dachte im Fürſtenthume Y—Z, deſſen Bürger unſer Held durch das erwerbene neue Beſitzthum nun geworden war, endlich ernſthaft daran, nach dem Beyſpiele der Nachbarſtaaten, dem Völklein eine ſogenannte Conſtitution zu geben; man hatte dieſelbe ſchon vor gar langer Zeit verſprochen, allein man beeilte ſich eben nicht ſehr ſie einzuführen, denn die Ton angebenden Großen in Y—Z waren im Grunde genommen keine große Freunde von Conſtitutionen und man hätte es ſicher noch länger beim Verſprechen ſein Bewenden haben laſſen, wenn nicht gar wichtige Motive dringend gemahnt hätten, aus der Sache Ernſt zu machen, unter welchen Motiven aber ſich eine Verbeſſerung des ſehr geſunkenen Staatscredites, den man durch die Maaßregel zu heben hoffen durfte, ſich als das wichtigſte darſtellte.

So entſtand nun endlich in der That ein Y—Z'ſche Conſtitution; ſie war aber auch darnach.

Hans hatte ſo eben die Compoſition einer ganz neuen Schnappsſorte erfunden, wobei er auf den glucklichen Gedanken fiel, dieſelbe: „Conſtitutionsliqueur“ zu nennen. Der Liqueur wie der Gedanke fanden großen Beifall; Witzlinge behaupteten: der neue Conſtitutionsfuſel aus Schnatterhüpfelheim kitzle eben ſo angenehm und lieblich den Gaumen als die Worte der Conſtitutionsakte die Ohren, nur habe der Fuſel voraus, daß ihm bei weitem mehr Geiſt, Kraft und eigentlicher Gehalt beiwohne, als der Conſtitution ſelber.

Der Conſtitutionsliquor erregte unter den Amateuren des Aquavitiſem im Fürſtenthume Y—Z keine geringere Senſation als die Compoſition des C. M. Weberſchen Freiſchützen unter den muſikaliſchen Enthuſiaſten des ganzen kultivirten Europas, denn Y—Z war ein Schnappsländchen, dort tranken alle, ſelbſt zarte Damen und Kinder, ihr Schnäppschen und auf Kennerſchaft in der ſpirituöſen Sphäre war demnach zu ſchließen.

Daß die Spekulation unſerm Hanſen brav Geld einbrachte, verſtand ſich am Rande, allein wenn wir behaupten, es habe ſein Conſtitutionsliqueur dem Helden ſogar eine allerliebſte, junge, reizende, göttliche Gattin eingebracht, ſo dürften geneigte Leſer, beſonders wenn ſie biſher noch nicht viele verrückte Romane geleſen haben, vielleicht ſtutzen und dennoch war es demalſo.

Es gehörte nun einmal, ſelbſt unter den vornehmern Standesclaſſen im Fürſtenthume Y—Z zum Ton, ja ſelbſt zum guten Tone, der ohnehin ſich oft genug dem Fuſeltone nähert, Conſtitutionsſchnapps zu nippen. Jeder Kluge ſchöpft, wenn er es vermag, am liebſten aus der urſprünglichen Quelle, denn Branntwein- und Wein-Diſtribuanten verſetzen das Originalgetränke eben ſo häufig mit Waſſer, und oft mit ſchlechterm noch, als deutſche Ueberſetzer den Text ihres Originals, worüber in unſerer Zeit vor allen der wackere Schotte Scott ein Liedchen ſingen könnte, und ſo kam es, daß alle Leute, die auf den Zwicken im Ländchen Y—Z ſich ſo recht verſtanden, Partien nach

Schnatterhüpfelheim, wenn ihr Wohnort anders davon nicht zu weit entfernt lag, unternahmen, um die geiſtige Quinteſſenz der Conſtitution an der Stelle ihres erſten Urſprunges einzunehmen.

Herrſchaften, beſonders Damen, die ſich gerne zierten, ſetzten zwar keinen Fuß auf Schnatterhüpfelheimiſche Erde, allein auch dieſe verſchmähten dennoch nicht, gelegenheitlich bei der berühmten großen Liqueurfabrike vorzufahren und wenigſtens im Wagen ein Gläschen auszuſchlürfen.

Auf dieſe Weiſe nun kam auch einmal der Baron Schwanenkeil mit ſeiner reizenden Tochter, Erneſtine, vor Schnatterhüpfelheim angefahren; Hans war trotz ſeines Reichthumes, als Liqueurfabrikant, der Sitte des verſtorbenen Oheims Schnatterhüpfel treu geblieben und ſchämte ſich nicht zuweilen in eigener Perſon ſeine Gäſte, beſonders ſchöne junge Damen, gerne zu bedienen.

Erneſtinens Blicke ruhten auf einen Augenblick, während ihr Hans von ſeinem Conſtitutionsſchnappſe ein Gläschen einſchenkte, auf der männlich ſchönen Geſtalt des Liqueurfabrikanten, und als St. Julien ihr nun das Gläschen ſelbſt präſentirte, da traf ſein kühnes, ſchwarzes Auge das große, ſchmachtende veilchenblaue des Fräuleins — und dahin war des Exintendanten Beſinnung.

Nachdem Erneſtine genippt hatte, gab ſie Hanſen das Glas freundlich lächelnd und mit der Bemerkung zurück: Fürwahr Ihr flüßig Feuer ſchmeckt ungemein lieblich, Sie dürfen ſtolz auf die Erfindung ſeyn und ſich für einen Prometheus in ihrer Sphäre halten.

Unſer Held hörte nur halb, er wollte antworten, konnte aber nicht gleich Worte finden, indeſſen befahl der Baron von

Schwanenkeil fort zu fahren und Hans fand gerade noch Zeit genug, wie unwillkührlich nach Erneſtinens ſchönem Händchen zu greifen und recht inbrünſtiglich es zu küſſen, eine Freiheit, welche von Seite des Fräuleins eben nicht ſonderlich übel gedeutet werden zu ſeyn ſchien.

Ein ganz anderer Mann ſtellte Hans ſich dar, ſeit er Erneſtinen geſehen; das Fräulein hatte es ihm in allem Ernſte angethan, er konnte nichts anderes mehr denken als ſie, und immer ſchwebte ihm die herrliche Huldgeſtalt vor Augen. Wir wiſſen, der Junker hatte als Jüngling manches Liebesverhältniß gepflegen, doch ſeine Bündniſſe waren alle ungemein ſinnlicher Natur geblieben, was er aber für dieſe Erneſtine empfand, war ihm ein ganz neues freudig erhebendes und dabei doch banges Gefühl, ja ſo ſonderbar es lauten mag, es ſchien als ſollte St. Julien, ſchon in's reife

Mannsalter vorgerückt, nun erſt die edlere Liebe kennen lernen, wenigſtens war auf alle Fälle eine geiſtige Cauſalität mit im Spiele.

Der Baron v. Schwanenkeil beſaß ein Landgut, nur eine ſtarke Meile von Schnatterhüpfelheim entlegen; der Herr war Wittwer und Erneſtine ſein einziges geliebtes Kind. Uebrigens galt der Baron allgemein für einen ganzen wackern Mann; er war nichts weniger als Verſchwender, allein ſein nicht bedeutſames Beſitzthum hatten die Altvordern bereits mit Schulden überhäuft, dem jetzigen Eigenthümer waren die Zeiten überhaupts nicht günſtig geweſen, auch hatte er manichfaltiges, unverſchuldetes Unglück erlitten.

Gerade um die Zeit, als Hans Erneſtine, die liebreizende, zum Erſtenmale ſah, befand ſich Schwanenkeil in einer dringenden Geldverlegenheit, er ſuchte, vielleicht um vor jetzt noch ſeinem gänzlichen Untergange zu entfliehen, allerwärts, aber leider vergebens, ein Kapital neuerdings aufzunehmen.

Wenn uns ein Mädchen, welches wir zum erſtenmale ſchauen, ungemein lebhaft intereſſirt, ſo iſt wohl nichts natürlicheres, als daß wir uns ſogleich nach der Schönen und ihrer Angehörigen nähern Verhältniſſen angelegentlichſt erkundigen; auch Hans that dem alſo und erfuhr auf dieſe Art ganz leicht ſeines Nachbars wahre Lage.

Schnell entſchloß ſich unſer Held Schwanenkeilen ein Darlehen zu landesüblichen Zinſen anzubieten. Der Baron hatte bereits beinahe ſchon die Hoffnung aufgegeben ein ſolches aufzutreiben, am wenigſten durfte er erwarten ſeinen Wunſch unter vortheilhaften Bedingungen befriediget zu ſehen, man kann denken, daß er das höfliche Erbiethen nicht zurückwieß.

Dieſes Geſchäft nun führte den Herrn Exintendanten von ſelber in Schwanenkeils Haus ein und die Sache ließ ſich ja leicht einrichten, daß wiederholte Beſuche des Fabrikanten durch das neu angebundene Geſchäftsverhältniß anfangs den Schein der Nothwendigkeit annahmen. Nun Vater und Tochter ließen bei näherer Bekanntſchaft den reichen Brantweinbrenner gerne für einen gar artigen, rechtlichen, ja ſelbſt für einen, nach ſeinem Stande ſehr gebildeten Mann paſſiren, wie man überhaupt immer ſehr geneigt iſt, Leuten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, welche uns Hülfe, Geld und Troſt ins Haus bringen.

Später wurden Schwanenkeils der Beſuche des Fabrikanten ſo gewöhnt, daß ihnen etwas abgieng, wenn er zuweilen einige Tage hintereinander ausblieb; man fieng an ihn wie einen Freund des Hauſes zu behandeln, mit dem man wenige Umſtände macht. Der Baron war ein leidenſchaftlicher Landwirth, hatte bald hier bald dort nachzuſehen und Hans blieb, zu ſeinem unausſprechlichen Vergnügen, mit Erneſtinen Stunden lang allein; nun ſo edel ſeine Liebe zu dem Fräulein ſich auch geſtaltet zeigte, unſer Held glaubte deshalb ſeine Gefühle dennoch keinesweges verbergen zu müßen, er kannte und befolgte die weiſe Lehre:

Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort;
Und wer raſch iſt und verwegen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort.

Erneſtinens Herz ſchlug ſchnell und feurig unter den bildlichen milchweiſen Hemiſphären; es war dazu ein gar junges, ein freies und ein unbewachtes Herzlein; es blieb demnach ganz natürlich, daß ſothanes Herzlein große Noth hatte, jene häufige Stürme alle, welche ein ſchöner, ein noch ziemlich junger und reicher Mann auf daſſelbe wagte, mit Erfolg abzuſchlagen.

Das Fräulein beſaß alle Eigenſchaften, welche, wie in Wilhelm Meiſters Lehrjahren behauptet wird, Damen nothwendigerweiſe beſitzen müßen, wenn ſie verdienen wollen, Weiber zu heißen. Erneſtine war kalt, ſtolz, hoch, klar, klug — allein die Mädchen legen alle dieſe Vorzüge ja ſo gerne den Männern zu Füßen, ſobald ſie lieben, ſobald ſie hoffen, Gegenliebe zu erwerben; — auch des Fräulein von Schwanenkeils Herz hätte ſich mit allen ſeinen hehren Eigenſchaften nicht ungerne ergeben, allein es war ein hochadeliches Herz und der Mann, der um ſeinen Beſitz ſo angelegentlich warb, blieb dann dennoch nur ein Plebejer, wenn ein reicher auch, und ein Brantweinbrenner obendrein. Dieſen Uebelſtand gar ſehr beſeufzend kämpfte das weiche frei- und jungfräuliche Herzlein ſichtbar einen ſchweren Kampf mit ſich ſelber, allein wie ſehr ſich jenes mehrmal erwähnte Herz auch ſträuben mochte, das Zünglein der Wage neigte ſich mit jedem Tage mehr und mehr zu des Brantweinbrenners Vortheil, der vorerſt des verſtorbenen Oheims, man weiß nicht ob echten oder falſchen Namen uſurpirt hatte, und ſich demnach Johannes Schnatterhüpfel nannte.

Erneſtinens Vater beſaß hinlänglichen Scharfblick, um bald genug wahrzunehmen, was vergieng. Wenn Schwanenkeil überlegte, daß eine Verbindung ſeiner Tochter mit dem ungemein reichen und offenbar zur Großmuth ſich hinneigenden Herrn Schnatterhüpfel, ihn, den Baron ſelbſt, von allen Sorgen und Nöthen plötzlich befreien dürfte, ſo hub die tief befurchte Stirne des bekümmerten Mannes an ſich zu glätten, allein eben dieſe Stirne zog auch ſogleich ſich wieder in nur noch finſterere Falten, wenn

Schwanenkleilen einfiel, daß der Freier ein Bürger ſey und das Reſultat der freiherrlichen Meditationen über dieſen Gegenſtand blieb, lieber mit Haus und Hof, Vieh und Kind zu Grunde zu gehen, als die einzig geliebte Tochter Madame Schnatterhüpfel nennen zu hören und ſie an der Hand eines Brantweinbrenners, als deſſen Gattin, durch des Lebens ſchnöde Bahn wallen zu ſehen, und ſothane Entſchlüſſe baſirten allerdings auf Grundſätzen, eines echten deutſchen Freiherrn würdig — wer möchte es verkennen oder läugnen? —

Nun wir wiſſen es längſt, unſer Hans war auch nicht auf den Kopf gefallen und auch ſein heller Geiſt entdeckte das Häkchen, welches das Erkeimen ſeiner liebſten Hoffnungen gar feindlich hinderte; der Exintendant wollte ſich nun einen ihm wohl zu gönnenden Triumph bereiten.

Jetzt erſt befreiten der bisherige Liqueurfabrikant ſeinen alten, mit einem ſtattlichen Hirſchkopfe verzierten Stammbaum aus der Klemme, in welcher derſelbe ſo lange geſchmachtet hatte. Mit dieſem Dokumente und mit dem, von weiland Sr. kaiſerlichen Majeſtät Carl VII. höchſteigenhändig unterzeichnetem Freiherrndiplom in der Taſche, dann geziert mit der Dekoration des päpſtlichen güldenen Sporens, fuhr Hans in der Dämmerung einſt am Schloſſe des Baron von Schwanenkeils, in einer glänzenden Caroſſe und mit zahlreicher Dienerſchaft in glänzenden Livreen vor; er ließ als Freiherr von Hirſchkopf und als —ſcher Rittmeiſter auſſer Dienſten ſich bei der Gutsherrſchaft melden. — Schwanenkeil und das Fräulein Tochter ſahen ſich verwunderungsvoll und fragend an: Habe ich doch, ſprach der erſtere, in meinem Leben nicht von einem ſolchen Cavalier gehört, was mag ins Himmelsnamen der nur von uns wollen? — man war ſehr neugierig geworden; der Beſuch wurde angenommen.

Die Flügelthüren ſprangen auf und mit ſtolzem Anſtande trat der wohlbekannte Hans ein; Schwanenkeil blieb mit offenem Munde, ſeinen Augen nicht trauend, wie angewurzelt am Boden, ſtehen und wenig fehlte nur, ſo wäre Fräulein Erneſtine in Ohnmacht geſunken.

Die lange myſtificirt Geweſenen wurden ſchnell enttäuſcht. O, rief die liebenswürdige Erneſtine, ſich ſelbſt vergeſſend, aus, ahndete es mir doch längſt, daß Sie, lieber Baron! aus edlem Blute entſproſſen, denn Bürgerliche gelangen nimmermehr zu dem Ihnen eigenen guten Ton.

Die Ueberraſchung war gar angenehm und ich, der Autor, wünſche — mein gutes fühlendes Herz treibt dazu mich gewaltſam an — es möchte jede junge, reizende, hochadeliche Leſerin, welche ſich allenfalls in einen Brantweinbrenner, Schneider oder dergleichen Pack verliebt haben durfte, eheſtens in analoger Weiſe ſich enttäuſcht ſehen, wie die glückliche Erneſtine.

Der Baron Hirſchkopf trat voll kühnen Sinnes ſofort als ſein eigener Freiwerber auf; Schwanenkeil und das holde Töchterlein ſtrichen, jener lächelnd, dieſe anmuthig erröthend, die Segel.

Erneſtinens Händchen wurde in Hanſens Hand gelegt, doch ſollte der neu geſchloſſene Bund der Welt vorerſt ein Geheimniß noch bleiben.

Zwölftes und letztes Kapitel.

Der Hochzeitſchmauß. — Apotheoſe der Ahnfrauen. — Hans als Pair des Reichs und damit baſta!

Wenn Romanhelden erſt zum Heirathen gelangen und es ihnen im Philiſterium nur einigermaßen wohl ergeht, bleibt von ihnen ferners eben ſo wenig Erhebliches und Intereſſantes zu melden übrig, dann von weiland den Domeröbſten des heiligen römiſchen Reiches und wir beſcheiden uns demnach die Geduld des geneigten Leſers nicht mehr lange in Anſpruch nehmen, ſondern es mit dem Schluſſe unſerer Hiſtorie ſo kurz als möglich machen zu wollen.

Hans gab dem künftigen Schwiegerpapa

und dem Fräulein Braut ſeine Lebensgeſchichte, der Wahrheit ſo ziemlich treu, zum Beſten, und es wurden demnach im Familienrathe neue Lebensplane entworfen. Der Baron Hirſchkopf war jetzt der Fuſelbrennerei nun einmal leidenſchaftlich ergeben und hätte ihr gar zu gerne auch in der Folge ſein Streben ausſchließlich geweiht, allein dieſem Vorſatze widerſprachen Schwiegerpapa und Braut ungemein lebhaft und unſer verliebter Held mußte ſich demnach beim Entwurfe ſeines künftigen Lebensplanes eine ſo große Menge Modifikationen und Leuterationen gefallen laſſen, als den —ſchen Geſetzen ſtets beigefügt und nachgeſendet werden.

Nach lebhaften Debaten wurden endlich folgende Punkte feſtgeſetzt: Der Baron von Schwanenkeil ſollte vorerſt, als bevollmächtigter Miniſter ſeines Schwiegerſohnes, ausgerüſtet mit einer Küſte Geldes, in deſſen urſprüngliches Vaterland, in's Herzogthum X— reiſen, und dort das wahrſcheinlich zu Gunſten von Hanſens zahlreichen Gläubigern längſt veräußerte Freiherrlich v. Hirſchkopfiſche Stammgut Hirſchau um jeden Preiß wieder zu acquiriren und den ſich am dortigen Hofe in Ungnaden befindenden Ex-Hoftheater-Intendanten. zu einem leidlichen Preiße, wieder in Gnaden zu bringen ſuchen.

Nach dieſem beendigten Geſchäfte ſollte Hanſens und Erneſtinens Beylager aufs feierlichſte in Schnatterhüpfelheim vollzogen werden. Das neue vermählte Paar ſollte ferners für gewöhnlich ſeine Reſidenz in Hirſchau nehmen; die Fabriken und anderweitige Geſchäfte zu Schnatterhüpfelheim gedachte man geprüften und anerkannt rechtlichen Commis, Factoren, Werkführern u. d. gl. zu übergeben; der in der Nähe wohnende Schwiegerpapa aber ſollte überall zum Rechten ſehen und en chef das Ganze leiten.

Alle Jahre regelmäßig wollte der Baron Hirſchkopf mit der Gattin auf einige Monate den Schwiegerpapa beſuchen, bei dieſen

Gelegenheiten ſeinen Beamten in Schnatterhüpfelheim Rechnung abnehmen, ihre Verwaltung prüfen, neue Anordnungen treffen und nöthige Inſtructionen ertheilen.

Unſer Held ſetzte ohne Verzug ein Kiſtchen mit eitlem Gold angefüllt in Bereitſchaft, händigte es dem künftigen Schwiegerpapa ein und dieſer reiste ab. Hans blieb bei Erneſtinen, und die beiden thaten, was die Verliebten zu thun alle pflegen, wenn ſie einſam, allein und heiter, im Vorhofe zu Hymens Tempel ſich gezwungen ſehen Quarantaine zu halten.

Endlich kehrte der Baron v. Schwanenkeil wieder. Nicht jeder ministre plénipotentiaire macht ſeiner Sendung ſolche Ehre, wie es dieſer gethan. Die Güter des Freiherrn von Hirſchkopf waren im Herzogthume X— noch immer zu Gunſten der Maſſe verwaltet worden, weil bei dem Spottpreiſe, in welchem dazumal Rittergüter und ſogenante Hofmarken ſtanden, ſich kein Käufer zu Hirſchau meldete, der angenommen werden konnte. Der fremde Baron v. Schwanenkeil beſprach ſich mit den Creditoren, bot etwas beſſere Bedingungen und erſtand Hirſchau zu einem in der That ſehr leidlichen Preiß; alle übrigen, nicht hypothekariſchen Gläubiger des längſt verſchollenen Hans von Hirſchkopf zu befriedigen, war in der That ein leichtes Geſchäft, denn alle hatten ihre Forderungen bereits längſt in die Schornſteine geſchrieben, lachten, als ſie Münze klingen hörten, und waren mit jedem Gebote gerne zufrieden; der Herr Schwiegervater war ganz der Mann dazu ſich die ſtatt findenden günſtigen Verhältniſſe zu Nutzen zu machen, er vergaß ſein eigenes Intereſſe dabei keineswegs.

Auch bei dem Hofe von X— ließ ſich Schwanenkeil präſentiren; der Mann war auf parketirtem Boden erwachſen, ſtammte aus alter Familie, und hatte gewichtige Empfehlungsſchreiben abzugeben. Er wurde mit Auszeichnung empfangen; aber wie erſtaunte man, als der fremde Cavalier von den unermeßlichen Reichthümern des hier beinahe vergeſſenen Exintendanten erzählte und berichtete, wie derſelbe Hirſchau wieder an ſich gebracht und daſelbſt künftig zu wohnen gedenke. Am meiſten Antheil nahm die Oberhofmeiſterin der Herzogin an dem Glücke ihres Protégés: Oh, ſprach ſie, ich allein wußte den Intendanten ſtets nach Verdienſt zu würdigen, er unterlag niederigen Cabalen, allein er iſt kein Hirſchkopf und kein Mann gewöhnlicher Art.

Man ſah es am Hofe zu X— nicht ungerne, daß ein inländiſcher durch den Gott Zufall im Auslande zu Tonnen Goldes gelangter Junker ſich wieder nach dem Vaterlande zu wenden gedachte und ſonder großer Mühe erlangte der auf ſolche Dinge erpichte Schwanenkeil, daß ſein künftiger Schwiegerſohn zum X–ſchen Kammerherrn und Major außer Dienſten befördert wurde.

Durch unſern Hirſchkopf war längſtens

alles verbreitet und kaum war der Schwiegerpapa nur erſt mit ſeinen Freudenbothſchaften angelangt, da wurde auch ſogleich Hanſens und Erneſtinens eheliche Verbindung vollzogen und mit wahrhaft fürſtlicher Pracht zu Schnatterhüpfelheim gefeiert.

Die Hochzeitstafel des freiherrlichen Paares wurde im Freien, nämlich in der großen Laube des herrlichen Gartens gedeckt. Die zahlreich geladenen Gäſte ſaßen ſteif und feſt in feſtlichem Staate mehrere Stunden bereits beim lucculiſchen Mahle, als ganz nahe, außerhalb der Gartenmauer, ein gellendes Poſthorn ertönte. Hans ſprang auf, den noch ſpät nahenden Gaſt zu empfangen, da öffnete ſich die Pforte und herein wackelten Ihro Exzellenz die Frau Oberhofmeiſterin von S. aus X., noch viel häßlicher nun, als dereinſt und zum Ueberfluſſe ſich noch auf eine Krücke ſtützend: Eh bien! mon cher baron! — krächzte die Exzellenz unſerm Helden entgegen — je vous fais mon compliment —

Ihr Genie, Ihr savoir vivre und brillanter esprit haben geſiegt, wir ſind an unſerm Hofe enchentirt, Sie bald wieder in unſerer Mitte zu ſehen; mais mon dieu! ich pauvre enfant bin krank, reiſe nach B— ins Bad und da mich mein Weg in Ihrer Nähe vorbeiführte, konnte ich mir das Vergnügen nicht verſagen, Sie auf eine Stunde zu beſuchen — nun, wie ich ſehe, bin ich zu rechter Stunde eingetroffen, mais patience — nur einen moment bevor Sie mich präſentiren, etwas Wichtiges habe ich Ihnen noch zu ſagen: Nach jenem fatalen Abende, Sie wiſſen wohl, wie „Irrthum an allen Ecken“ dargeſtellt wurde, mais — Sie Hitzkopf! warum kämen Sie nicht gleich zu mir, gar alles, ſelbſt die höchſte bêtise läßt an Höfen ſich repariren — en fin, Sie hatten im Grund Recht, die Folge verſchaffte Ihnen herrlichſte Satisfaction — imaginez vous! der hochmüthige Graf Z—, der nach Ihnen Hoftheaterintendant wurde, mußte nach noch kürzerer Zeit als Sie, und noch ſchimpflicher, vom Schauplatze abtreten; nicht viel beſſer gieng es dem Baron v. F., der ihm folgte und, entre nous, der jetzige Intendant ein Herr von A. ſteht auch bereits ſchon auf ſchwachen Beinen; es iſt in der That unique! — mit Ihnen mon ange! leben uns nun gerade zehn Hoftheaterintendanten, aber je vous assure, wenn Sie ſich in der That noch auf die Charge piquiren, ich intriquire Sie Ihnen neuerdings wieder heraus. En fin, que dites vous?

Ich danke Ihro Exzellenz ganz unterthänigſt für Dero gnädiges Anerbiethen, allein — je vous assure — lieber mit der Leitung der Hölle, als mit jener des Hoftheaters zu X— möchte ich mich beauftragt ſehen, erwiederte Hans, in der That etwas pickirt, indem er die hinfällige. Intriquen luſtige, Exzellenz zur Hochzeitstafel führte, wo derſelben geziemendermaßen der Ehrenplatz eingeräumt wurde.

Nachdem bereits der Nachtiſch aufgetragen wurde erhoben ſich die Frau Oberhofmeiſterin, mit dem Champagnerglaſe in der zitternden welken Hand, und riefen mit Ihro wiederlich ſchrillenden Stimme: En fin! das alte freiherrliche Haus derer v. Hirſchköpfe, — es möge neuerdings floriren, c'est a dire: zu den höchſten Hof- und Ehrenchargen gelangen bis hinein in die ſpäteſten Zeiten!

Trommeten ſchmetterten; Paucken würbelten und jubelnd erhoben ſich die Gäſte ſammt und ſonders — da ſammelte ſich plötzlich eine ſchwarze Wolke über den Häuptern der Geſellſchaft, die Trommeten ſchwiegen, die Paucken verſtummten und alle Gäſte ſanken erſchrocken zurück auf ihre Plätze, die ſtarren Blicke in die Höhe richtend — doch eine liebliche Sphärenmuſik — linde Harfen und Flötentöne — ließ ſich vernehmen, die Wolke wurde lichter und immer lichter, anmuthiger noch, als in der großen Oper zu Paris durch bengaliſches Feuer, erglänzte, in magiſcher Beleuchtung, ganz Schnatterhüpfelheim. Zephirleichte Genien und wunderſchöne Engelein umgauckelten die Wolke, in welcher nun allmählig ſichtbar wurden — die beiden Ahnfrauen des Hirſchköpfiſchen Geſchlechtes, Brigitte und Samiela, als ſchöne weibliche verklärte Geiſter ſich darſtellend; die beiden ſeligen Schweſtern lächelten wunderhold und hielten ſich in traulicher Eintracht umſchlungen. Endlich rief Samiela hernieder: Dank dir Hans v. Hirſchkopf! deine große Lumperei hat das Schickſal erweicht, wir ſind erlöst; dein gutes und dein ſchlechtes Prinzip verlaſſen nun die Erde und du magſt allein von deiner Erneſtine in Zukunft dich gängeln laſſen. Adieu!

Auch Brigittens Geiſt nahm das Wort und ſprach ſehr ernſt und feierlich: Später Enkel meines Geſchlechtes! die originelle Art deiner Verirrungen und deiner endlichen muſterhaften Beſſerung haben den Orakelſpruch des großen Schickſales gelöst und wir gehen ein zum ewigen Heil; aber merke es dir: ſieben treffen, fünfe äffen! bleibe fürder der Tugend treu und erziehe für ſie deine Jugend, denn ich ſage Euch, es beginnt nun die güldene Zeit der ewigen Tugend. Gedenke meiner; wandle auf Roſen und — Vergieß mein nicht!

Nachdem die verklärten Damen ſich demalſo hatten vernehmen laſſen, erhob ſich die Wolke langſam zur Höhe; die leichten Genien und ſchönen Engelein ſchwebten in munterm Reigen um ſie her und ſangen in luſtigem Chore:

Uns iſt alles eins, uns iſt alles eins,
Ob ihr a' Geld habt oder keins :|:
Wenn ihr kein Geld habt, ſo ſeyd ihr durſtig,
Wenn wir gen' Himmel fahren, ſind wir luſtig!

Leicht mag der geneigte Leſer ſich für überzeugt halten, daß durch die auſſerordentliche Erſcheinung die ganze Hochzeitsgeſellſchaft nicht wenig verblüfft wurde; lange noch konnte man die ſich erhebende Wolke, gleich einem dahin ſchwebenden Luftballe, bemerken, endlich aber entſchwand ſie, ein kleiner und immer kleiner werdender Punkt, gänzlich den ſterblichen Augen.

Die vornehme Hofdame gelangte, die erſte, wieder zu einiger Faſſung; ſtammelnd rief ſie aus: Mon dieu! — quelle merveille! — ähnliches iſt mir nicht arrivirt, ſo lange man mich Exzellenz nennt.

* * *

Hans zog mit der jungen Gattin ins Herzogthum X— auf ſein Stammſchloß Hirſchau, allein ungemein beſſer als hier, gefiel es Erneſtinen in dem Reſidenzſtädtlein des Herzogthumes und der Baron Hirſchkopf, der gefälligen Ehemänner einer, huldigte gerne dem Geſchmacke der reizenden Gemahlin und verlebte mit ihr, die Wintermonate wenigſtens, in der Stadt.

Der reiche Major auſſer Dienſten ſah ſich nun bei Hofe ſehr wohl gelitten und es gelang ihm ſogar, auf der auſſerordentlichen Stufe, bis zu der erhabenen eines Generals oder — um auch Puriſten zu gefallen — eines Feldherrn auſſer Dienſten zu gelangen.

Mit philoſophiſcher Mäßigkeit genoß Hans alle Freuden des Lebens; ſeine Ehe gehörte unter die ziemlich glücklichern, und die ſehr fruchtbaren — ſie gab manchem Hirſchkopf das Daſeyn.

Der General außer Dienſten machte eines der größten Häuſer in dem Reſidenzlein; Erneſtine entwickelte in der Folge große Prachtliebe und kaum die Herzogin allein war im Stande mit der Feldherrin außer Dienſten, hinſichtlich des köſtlichſten Putzes, gleichen Schritt zu halten; allein St. Juliens Wohlſtand vermochte nicht mehr erſchüttert zu werden, denn Schnatterhüpfelheim im Fürſtenthume Y—Z war und blieb eine unverſiegbare Goldquelle.

Endlich trat der ſinnige St. Julien, als erwählter Abgeordneter zur zweiten Kammer, auch in den würdigen Reigen der berathenden Väter des Vaterlandes; er wußte hier weiſe Rückſichten zu nehmen und — zu ſchweigen, doch ſein: Ja und Nein! erhöhte ungemein die Gunſt des Hofes, deren er ſich zu erfreuen hatte und es kam gar ſo weit, daß Hans Freiherr v. Hirſchkopf zum Pair des Reiches ernannt wurde und damit — baſta! doch nein — nicht baſta! ein gewiſſenhafter Biograph vernachläßige keinen Zug, der vermag ſeinen Helden in ein helleres Licht zu ſtellen und darum fügen wir bei, daß die Leute im Herzogthume X—, wenn auf den Pair Hirſchkopf zuweilen die Rede fällt, zu ſagen pflegen: der Hirſchkopf iſt noch lange der Dümmſte nicht!

Ende.

Skizzen
in der Manier
des
ſeligen
A. G. Meissner.

Herausgegeben
durch
Adolph von Schaden.

Erste Sammlung.

Mit des Verfaſſers Bildniß.

Augsburg und Leipzig,
in der von Jeniſch- und Stage'ſchen Buchhandlung.
1827.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinem
innigſten Freunde
und
mehrmaligen Lebensretter
dem
Herrn
Adam Fleschuetz,
der freien Künſte, der Weltweisheit, der Arznei- und Wundarzneikunſt Doctor, Regimentsarzte im K. B. erſten Linien-Infanterie-Regiment (König), und Beſitzer des K. Bayeriſchen Militär-Sanitäts-Ehren-Zeichen ꝛc.

gewidmet

vom Verfaſser.

Aus der grauſen Feldſchlacht bei Neumark,
Halb getödtet von der Pferde Huf,
Brachten ſie den Liederſohn zu dir;
Ihn, den mancher weiſe Arzt
Nicht zu heilen ſich vermaß —
Ihn nur rettet deine Meiſterhand.

Ueber Berge, über Meere,
Zogs den wilden Sänger fort;
Raſtlos treibt er, raſtlos ſtrebt er, —
Doch verzehrt ſich ſelbſt des Feuers Kraft,
Heiße Gluthen trocknen Lebensſaft. —
Und es kehrt der Sänger wieder;
Ach verſtummt ſind ſeine Lieder! —

Ernſter nahen Ihm die Parzen
Aus des Todes Reich, dem ſchwarzen;
Nur der Meiſterarzt, der Retter wacht, —
Seiner Macht — es weicht des Orkus Nacht.

Nicht es laſſen Leben ſich vergelten,
Doch ein Wicht nur mag die Muſe ſchelten:
Daß ſie alſo ihren warmen Dank dir zeigt;
Daß die Lyra ſich dem Schlangenſtabe neigt.

Neuhauſen, im September 1826.

Adolph v. Schaden.

Skizzen

in der Manier

des

ſeligen

A. G. Meissner.

Bevorwortung.

Die Tendenz der einſt ſo beliebten und noch gerne geleſenen Meißneriſchen Skizzen hier erörten zu wollen, wäre unnützes Beginnen, denn jeder gebildete Leſer — keine andern wünſche ich mir nicht — kennt jene edle und erhabene Tendenz ohnehin.

Allein dem Vorzüglichern, wenn auch Aeltern, in der Sphäre der Kunſt nachzuſtreben, eine ſolche Unternehmung macht mit Recht auf Theilnahme, Nachſicht und Aufmunterung Anſpruch.

Welch' harten Stand ich mir bei dem vorgeſetzten Zwecke ſelbſt angewieſen habe, wird kein echter Kritiker mißkennen.

Seit Meißners herrlichem Wirken haben ſich die Zeiten und die Verhältniſſe in der deutſchen Literatur gar mächtiglich geändert und es galt hier, nicht nur den Geiſt des Originals aufzufaſſen, ſondern auch die berührte Verhältniſſe zu beachten.

Es wird dieſer erſten Sammlung der Skizzen bald eine zweite folgen. Ob das Werk eine größere Ausdehnung noch erhalten dürfte, hängt lediglich von der Art ab, wie das große gebildete deutſche Publikum dieſe Verſuche aufnehmen wird; die Stimme verworfener Pſeudo-Kritik wird mich dagegen nicht zu berühren vermögen.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Die Familiengruft der Grafen v: Tr*Y*lſ**gen. Eine wahre Begebenheit. 1

II. Das Henkermahl; oder: Das Mädchen aus der Fremde. Ein Nachtſtück. 57

III. Der falſche Thaler. Humoriſtiſche Selbſtbiographie voll wahrer Züge. 185

IV. Die verkehrte Welt; oder: Der Herr als Diener und der Diener als Herr. Ausſchweifender Schwank in dramatiſcher Form. 235

V. Kleines und größeres Deſſert. 277

1. Die ſeltſame Matratze, eine wahre Anekdote aus weiland Maximilians I. Königs von Bayern Leben. 279

2. Umwandlung des Zeitgeiſtes. 285

Seite
3. Molieres Fechtmeiſter hatte Recht. . . 286
4. Väterliche Lehren. 289
5. Schlecht geſehen. 291
6. Schlecht gehört. 299
7. Ecrivez mon ami! 302
8. Der Verfall der Tanzkunſt, als einzige Grundurſache der großen franzöſiſchen Revolution unumſtößlich dargeſtellt. . . . 306
9. Giftmiſcherei; oder: die Revolution zu W—m. 312
10. Marginalien zu dem vierten Buche Alberti Magni, welches handelt: von den Kräften und allerlei Tugenden eßlicher Thiere. 322
11. Etwas für Supplikanten. 329
12. Blond = Lottchen. 331

I.

Die Familiengruft
der
Grafen von Tr**t*ll**gen.

Eine wahre Begebenheit.

Wie fürchterlich tönt hier des Nachhalls Stimme!
Ein Zehentritt ſtört ſeine Ruh.
Kein Wetter Gottes ſpricht mit lautrem Grimme;
O Menſch! wie klein biſt Du! —

Eduard Graf v. Tr**t*lf**gen lebte in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, am ******er Hofe.

Graf Eduard zählte zu jener Zeit etwa acht und zwanzig Lebensjahre; er war reich, gänzlich unabhängig, hoch geehrt und dabei ein höchſt angenehmer und ſchöner Mann. Der Graf hatte die feinen Genüſſe der groſſen Welt nicht ſparſam bereits ſchon gekoſtet, allein es war wenigſtens nicht ohne Geſchmack und philoſophiſchen Sinn geſchehen, darum blühte Eduard auch noch jezt in üppiger Geſundheit und voller männlicher Kraft.

Unter den in hehrem Glanze leuchtenden Meteoren des ſchönen Geſchlechtes ſtand eine Dame der Fürſtin, das neunzehnjährige Fräulein Eliſe, aus dem uralten Geſchlechte des Freiherrn v. P — g, oben an. Den regierenden Fürſten nicht ausgenommen, huldigten alle Ritter des Hofes, welche auf Geſchmack und anderweitige Vorzüge Anſpruch machen zu dürfen vermeinten, der ſiegenden weiblichen Schöne, der Anmuth, der Tugend und dem Verſtande Eliſens; viele der ausgezeichnetſten Cavaliere warben um des Fräuleins Hand, bis endlich unſer Graf Eduard über alle ſeine Nebenbuhler den entſchiedenſten Sieg davon trug. Eliſe v. P—g wurde Gräfin Tr** t*lf**gen.

Mit der ganzen Gluth der erſten und zärtlichſten Liebe hieng die junge Gräfin an dem erkieſenen Gatten. Eduard fühlte ſich Anfangs ungemein glücklich, allein dieſes Glück wurde nur gar zu bald durch Eiferſucht getrübt, welcher unſeligen Leidenſchaft der Graf in hohem Grade ein bedauernswürdiger und blinder Sklave war.

Zwar vermied die ſehr verſtändige und tugendhafte Eliſe jede Veranlaſſung ſo viel nur immer möglich, von der es ſich hätte erwarten laſſen, ſie dürfte des Gatten ungerechtem Mißtrauen Nahrung geben, allein eine Dame, welche am Hofe lebte, mußte doch antworten, wenn ſie angeredet wurde, auch konnte die Gräfin nicht füglich den Leuten verbiethen, ſie anzuſehen und ihre Reize zu bewundern, aber dieſes allein war ſchon erklecklich, den Grafen in ſteter Unruhe zu erhalten.

Plötzlich machte Eduard der jungen Gattin den ſeltſamen Vorſchlag für immer den Hof zu verlaſſen und ihm nach ſeinem Stammgute Tr**t*lf**gen zu folgen.

Die alte Burg der Tr**t*lf**ger lag mehrere Meilen von der Reſidenz und jeder andern größern Stadt entfernt, auf dem hohen Ufer eines reiſſenden Gebirgsſtromes in einer ungemein wilden Gegend, deren Clima ſehr rauh war, und es blieb von einer jungen reizenden Dame, welche am Hofe aufgewachſen und erzogen, viel verlangt, indem man ihr zumuthete, ſich in ein ſolches Eulenneſt lebendig begraben zu laſſen, allein Eliſe war auch keine Hofdame gewöhnlichen Schlages; ihr wohnten unerſchütterliche und vortreffliche Grundſätze bei, nach welchen ſie ſich verpflichtet glaubte, ſich in des Gatten Willen fügen zu müßen und ſelbſt die wenigen Thränen, welche das Opfer ihr koſtete, ſtrebte ſie ängſtlich ihrem Tyrannen zu verbergen.

Dem Hofe ganz unerwartet gab Graf v. Tr**t*lf**gen nun ſeine Entlaſſung und zog mit Sack und Pack nach der Burg ſeiner Altvordern; der Umſtand, daß er ehevor noch in der Reſidenz ſein ſchönes Haus verkauft hatte, zeugte von dem feſten Entſchluſſe, nimmermehr in die Hauptſtadt zurückkehren zu wollen. Die Hofleute bedauerten die junge reizende Gräfin, nannten den Herrn

Gemahl einen eiferſüchtigen Narren und nach Verlauf dreier Wochen waren beide vergeſſen.

Freilich empfand Eliſe den Contraſt zwiſchen dem einſamen Landleben und jenem geräuſchvollen des Hofes Anfangs ſehr ſchneidend, allein die Dame war nicht ohne Reſſourcen. Fein gewählte Lektüre, ihre Palette, intereſſante Spatziergänge, auf denen ſie ſich mit ihren Unterthanen bekannt machte, und heimlich geſpendete zweckmäßige Wohlthaten, dann das friedliche Stillleben mit dem in der That heiß geliebten Gatten entſchädigten die liebenswürdige und geiſtreiche Dame bald genug für die Herrlichkeiten der großen Welt. Eliſe fühlte ſich glücklich und zufrieden, denn die einzige und wahre, die Seelenzufriedenheit nämlich, muß bekanntlich aus unſerm Innern hervorgehen und bleibt von äußern Eindrücken großentheils unabhängig.

So wenig er es auch Wort haben wollte, vermißte Graf Eduard offenbar und bald die Zerſtreuungen der Reſidenz in einem höhern Grade dann die Gattin, übrigens hatte ſelbſt die nunmehrige Abgeſchiedenheit nicht vermocht, ihn von dem angeborenen Fehler der Eiferſucht gänzlich zu heilen, wie denn überhaupt ein in allem Ernſte eiferſüchtiger Mann ſich als beinahe unheilbar darzuſtellen pflegt. Hatte der Graf dereinſt mit Fürſten, Viscomten, Baronen und Gardeoffizieren geeifert, ſo blieb ihm jetzt jeder freundliche Blick, welchen Eliſe dem podagraiſchen Verwalter oder dem betagten Schloßkapellane ſpendete, ein Dorn im Auge und er mißgönnte ſelbſt die wenigen herablaſſenden Worte der Gattin jenen Landleuten, mit welchen die Gräfin ſprach, obgleich ſich der Verblendete ſchon ſchämte, ſolche Gefühle bemerkbar werden zu laſſen.

Der Graf gab ſich nun vielfältig der Jagd hin, dem Vergnügen, welches auf dem Lande das vorzüglichſte müßiger Cavaliere bleibt. Eduards täglicher Begleiter im Forſte war einer ſeiner älteſten Diener, der Jäger Roderich, den er einſt, auf Reiſen ſchon, ſtets um ſich gehabt hatte.

Er war ein bösartiger verſchmitzter Burſche dieſer Roderich, früher häufig der Vertraute ſeines Herrn bei deſſen galanten Abentheuern; — doch ſeit ſich der Graf vermählt hatte, ſah ſich jener Diener von ihm wenig mehr beachtet und beinahe gänzlich vergeſſen. Schon aus dieſem Grund grollte der ſelbſtſüchtige Böſewicht der jungen Gattin ſeines Gebiethers, aber ſeitdem den Jäger die Gräfin auf einer nichtswürdigen Lüge ertappt und denſelben hart angelaſſen hatte, beſchloß der Schurke ſich zu rächen, wohl wiſſend, es vermöge auch ein ſchlechter Wurm den köſtlichen edlen Hermelin zu benagen.

Der Graf hatte einſt zufällig eine hochherzige und ſehr wohlthätige Handlung entdeckt, welche die Gattin an einer, ohne ihr Verſchulden herabgekommenen Bauernfamilie in einem zur Geſammtherrſchaft gehörigen Dörfchen ausgeübt hatte und mit Roderichen durch den Wald ſchlendernd, hub er an enthuſiaſtiſch das Lob der Gattin zu verkünden.

Der Jäger ſchwieg, doch ein ſardaniſches Lächeln umſchwebte ſeinen unfeinen Mund. Der Graf bemerkte es, und erboßt rief er aus: Burſche! Du lachſt wie der leibhaftige Teufel ſelbſt — kannſt du es leugnen, iſt meine Gattin nicht die reinſte und edelſte der Frauen? —

Eure hochgräflichen Gnaden, erwiederte der Kerl kriechend, wiſſen längſt, wie ich von dem Frauen-Geſchlechte im allgemeinen denke, aber allen Reſpekt vor unſerer gnädigen Gräfin; ſie iſt über jeden Schein erhaben und feſt bin ich überzeugt, daß es mit den Beſuchen, die ſie zuweilen von einem jungen Offizier der reitenden Garde aus der Reſidenz empfängt, nichts Verfängliches auf ſich haben kann; vielleicht ein weitläufiger Verwandter, oder etwa —

Der Jäger ſchwieg, denn der Graf ſtand plötzlich wie angewurzelt an der Erde, erbleichend und bebend — dann aber rieß er die Büchſe von der Schulter; ergrimmt wollte er dem verläumderiſchen Buben ſogleich die Kugel durch das ſchwarze Herz jagen, doch ſchon im nächſten Augenblicke beſann er ſich Anders; — der Verdacht, der Gedanke der Möglichkeit erkeimten in ſeiner Bruſt.

Eine lange Pauſe erfolgte, dann rief der Graf fürchterlich: Kerl! ſo du mir deine Behauptung beweiſen kannſt, will ich dir königlich lohnen, wo nicht, wehe dir, dann zittere vor meiner Rache.

Mit dieſen Worten ſchritt Eduard haſtig und wild bewegt tiefer in den Wald hinein, ruhig folgte ihm ſein Jäger; gelaſſen hub dieſer nun an zu berichten, wie er ſchon einigemale, als der Graf ſich allein Abends auf dem Anſtande befunden, einen jungen Offizier bemerkt, der ſein Pferd an einer alten Eiche, im Gebüſche hinter dem Schloßgarten, angebunden habe und von der treuen Zofe der Gräfin bereits erwartet, zu dieſer geführt worden ſey, und dieſelbe erſt wieder nach Verlauf einer langen Stunde verlaſſen habe.

Der Graf ließ ſich die Geſtalt und die Phyſiognomie des jungen Offiziers von Roderichen näher beſchreiben, und glaubte nun aus dieſer Beſchreibung ganz deutlich den Garde-dü-Corps-Lieutenant v. Schmiechen zu erkennen. Gerade dieſer Offizier aber war es geweſen, welcher in der Reſidenz Eduards Eiferſucht am meiſten erregt hatte, denn Schmiechen hatte auf Bällen und in Aſſembleen immer ſtets am ängſtlichſten geſucht an Eliſen zu kommen, und mit keinem andern Herrn hatte die Gräfin ſich je, länger, öfter, und inniger unterhalten als mit jenem Lieutenant gerade.

Nun erſt erwachten mit einemmale in ihrer ganzen furchtbaren Macht die entſetzlichen Furien der Eiferſucht in Eduards Buſen: So wäre es alſo dennoch möglich, — rief er wieder Zornentbrannt aus — wäre Weibertreue Hienieden wirklich nur Chimäre, und dieſes ſcheinbare Heiligenbild ebenfalls nichts anders als eine betrügeriſche Buhlerin, aber wehe ihr und mir, wenn es ſo iſt. — ruhig will ich prüfen, volle Ueberzeugung ſoll mir werden, aber dann, dann — bade ich, ſo wahr ein Gott über mir lebt, dann bade ich dieſe Hände in dem geilen verrätheriſchen Blute der Metze.

Der ſchlaue Roderich wußte es über ſeinen Herrn zu gewinnen, daß dieſer verſprach den eigenen ſchweren Argwohn vorerſt ſorgſam der Gattin zu verbergen, doch damit wollte es dem Grafen nicht gelingen. Er begegnete der Gräfin eiſig kalt, ſuchte ihre Geſellſchaft zu vermeiden und ſchützte Unpäßlichkeit vor; die arme Eliſe konnte den Gatten nicht begreifen, ſie trauerte und duldete ſchweigend, von der Zeit des Räthſels Auflöſung erwartend.

Der Graf gieng von nun an regelmäßig und täglich auf den Anſtand, nur des Scheines halber, indem er ſich ſogleich auf einem Umwege in jenes Gebüſch hinterm’ Schloßgarten ſtahl, wo der Offizier aus der Reſidenz ſein Pferd an einer alten Eiche anzubinden pflegen ſollte.

In einem dichten Verſtecke, von allen Qualen der Eiferſucht gefoltert, harrte der unglückliche Eduard hier zwei Abende vergebens, doch als am dritten kaum der Mond anfgegangen war, erſchien der Gräfin Zofe im Gebüſche, neugierig ſich allerwärts umſehend; bald darauf ließ ſich Pferdegetrapp vernehmen, — ein junger Offizier ſprengte heran und o Himmel! der Graf erkannte aus ſeinem Verſtecke in dem Angekommenen, in des Mondes hellem Scheine, ganz deutlich den Lieutenant v. Schmiechen.

Der Offizier ſtieg vom Pferde, band daſſelbe an der Eiche feſt, flüſterte mit der Gräfin Zofe und wanderte mit derſelben ſofort dem Schloſſe zu; alles geſchah aufs genaueſte ſo, wie es Roderich vorher verkündet hatte.

Vor Wuth ſchäumend und nach Rache dürſtend vermochte der Graf nicht länger ſich in ſeinem Verſtecke zu halten, auch er ſchlich ſich nun in die Burg.

Ein langer Corridor führte zu den Gemächern der Gräfin. Auf dieſem Corridor traf Eduard ſeiner Gattin Zofe; das Mädchen erſchrack heftig, als ſie des Gebiethers anſichtig wurde, und wollte nach den Gemächern ihrer Herrin eilen, allein mit ſtarkem Arme erfaßte der Graf die Dienerin, indem er ihr in's Ohr flüſterte: Unſelige Kupplerin! wenn du nur den leiſeſten Verſuch wagſt, dich von der Stelle zu bewegen, oder einen Laut von dir zu geben, ſo biſt du ſogleich des Todes. — Die Zofe erbebte und war nicht im Stande eine Sylbe vorzubringen, der Graf ſtieß ſie bei Seite und ſchliech nun unaufgehalten auf den Zehen nach der Thüre, welche das Cloſet ſeiner Gattin verſchloß.

Eduard legte das Ohr an die Thüre, er hörte drinnen leiſe flüſtern; ein Lichtſtrahl drang durch das Schlüſſelloch, — der Graf vermochte durch daſſelbe das Innere des Gemaches zu überſehen, o Gott! was mußte er erblicken — Eliſe lag wonnetrunken in des jungen Offiziers Armen; linde Seufzer der Wolluſt vernahm der unglückliche Graf.

So waren denn alle Zweifel entſchwunden; Eduards Schmach ſchien entſchieden. Nicht mehr ſeiner mächtig rieß er den Hirſchfänger aus der Scheide; ein heftiger Stoß öffnete die Thüre des Cloſets, der erzürnte Gatte ſtürtzte in's Gemach, das in ſeliger Umarmung gelegne Paar fuhr erſchrocken auseinander.

Eduard zückte den Stahl ge'n Eliſens Bruſt: Niederträchtige Buhlerin! rief er aus, empfange deinen Lohn! — das Eiſen fuhr in der Gräfin lilienweißen Buſen; mit einem dumpfen Schrei ſank die unglückliche Dame leblos zu Boden.

Die blutige That gab dem jungen Offizier ſeine Beſinnung, allein in entſetzlicher Wuth rieß nun auch er ſeinen blanken Pallaſch aus der Scheide und indem er heftig ſchrie: Vertheidige dich, ruchloſer Mörder! drang er wie ein Raſender auf den Grafen ein.

Ein heftiges hartnäckiges Gefecht erfolgte. Eduard parirte die häufigen Stöße des Offiziers, aber jener hatte einen ſchweren Stand gegen dieſen, denn das kurze Jagdmeſſer war keine zweckmäßige Waffe gegen den langen Pallaſch, auch ſchien der Lieutenant dem Grafen an Stärke, Kunſtfertigkeit und Beſonnenheit bei weitem überlegen zu ſeyn. Plötzlich fuhr die Spitze des Pallaſches in Eduards

Bruſt und röchelnd ſtürzte dieſer über Eliſens Leiche hin.

Noch einen Blick warf der Offizier auf die grauliche Gruppe, ein kalter Schauder ergriff ihn; ſchleunigſt floh er aus der Burg in's nahe Gebüſch, warf ſich auf ſein Pferd und ſprengte mit verhängten Zügeln von dannen.

Der Zofe Wehegeſchrei rief den Verwalter, den Capellan und die ſämmtliche Dienerſchaft des Schloßes herbei. Entſetzen ergriff alle, als ſie ihre beide geliebte Herrſchaften, blutige Leichen, an den Dielen liegend, erblickten. Die Zofe erzählte mit bebender Zunge und der Zuſammenhang des furchtbaren Ereigniſſes ließ ſich nun freilich leicht entnehmen. Der Schloßcapellan, der Wundarznei-Wiſſenſchaft kundig, unterſuchte die Wunden des gräflichen Paares und erklärte ſie für tödlich. Eduards und Eliſens Herzenspulſe ſtockten, die Körper erkalteten allmählig; zwar verband der Prieſter mit ungemeiner Sorgfalt die klafſenden Wunden, aber alle anderweitigen Wiederbelebungsverſuche blieben fruchtlos.

* * *

Als ſich die geſammte gräfliche Dienerſchaft vom erſten Schreck nur einigermaßen wieder erholt hatte, wurde Raths gepflogen, was nun zu unternehmen.

Eduard war der letzte der Grafen von Tr**t*lf**gen geweſen; da er ohne eheliche Leibeserben geſtorben, ſo fielen nach des Landes Geſetzen und den gerichtlich vorhandenen Familienpakten, ſämmtliche Güter und weitläufigen Lehen an eine Seitenlinie, deren Stammhalter, dermalen ein Freiherr Curt v. Tr**t*lf**gen, als ein ziemlich lockerer und verſchuldeter Zeiſig bekannt war, und ſich in der von der Burg fünf Meilen entfernten Reſidenz, beim fürſtlichen Hofe als Jagdjunker angeſtellt, aufhielt.

Man beſchloß durch einen Eilbothen den Freiherrn Curt von den ſich auf der Burg

Tr**t*lſ**gen ergebenen höchſt traurigen Ereigniſſen und der dadurch ihm zugefallenen wichtigen Erbſchaft ſogleich unterrichten zu laſſen, und der Verwalter ſelbſt übernahm dieſes dringende Geſchäft. Der gute ehrliche Mann zog einen der ſchnellſten Klepper aus den gräflichen Stallungen, warf ſich auf denſelben und eilte dermaßen, daß er bereits zwei Stunden nach Mitternacht in der Reſidenz eintraf.

In des Jagdjunkers Wohnung fand der Verwalter lediglich deſſen ſchlaftrunkenen Bedienten bei einem niedergebrannten Lichte, welcher, ſich müheſam ermunternd, berichtete, es werde ſich ſein Herr wahrſcheinlich noch in einem gewiſſen Spielhauſe befinden, in welchem er ſeiner Nächte größten Theil zuzubringen pflege.

Der Verwalter verfügte ſich hierauf ſogleich nach dem bezeichneten Orte, wo er auch in der That ſeinen Mann traf. Der Junker ſaß, tollkühn pointirend, an einer Farobank und fluchte laut ſeinem Mißgeſchicke, denn anſehnlich war bereits ſein Verluſt.

Nur mit Mühe gelang es dem alten Verwalter den Baron vom Spieltiſche wegzuziehen, doch nur kaum hatte dieſer den Bericht des Eilbothen vernommen, ſo kehrte er auch ſogleich wieder an den grünen Tiſch zurück, indem er ſeinen Genoſſen zurief: Glück auf, Brüder! das Schickſal hat zu meinen Gunſten indeſſen eine Bank geſprengt, gegen welche dieſes Goldhäuflein hier nur eine Erbärmlichkeit iſt. Denkt einmal, meinen fantaſtiſchen Vetter, den Grafen v. Tr**t*lf**gen, hat nebſt ſeinem Weibe auf eine höchſt ſeltſame Weiſe plötzlich der Teufel geholt; er ſtarb kinderlos, und ich bin und bleibe nun rechtmäßiger Erb-, Lehn- und Gerichtsherr aller anſehnlichen Tr**t*lf**genſchen Beſitzungen. Juheiſa! auf Carreau As — Va banque!“ —

Staunend horchte der Verwalter; ihn empörte die Verworfenheit des neuen Gebiethers. Der Banquier, von des unglücklichen Pointeurs plötzlichem Lebensglückswechſel überraſcht, hatte indeſſen angefangen abzuziehen, doch mit bebender Lippe ſprach jener nun: „Gagne“, denn auch im Kartenſpiel hatte ſich Fortuna plötzlich für den Jagdjunker entſchieden, lachend ſtriech er die gewonnene Bank ein, befahl mehrere Chaiſen mit den raſcheſten Poſtpferden zu beſpannen, warf ſich mit mehrern Genoſſen ſeines Gelichters, die er eingeladen, in die Wagen und die Poſtillione, durch reichliche Trinkgelder gewonnen, jagten mit der ſaubern Caravane, über Stock und Stein, der alten Burg Tr**t*lf**gen zu; langſamer und ſeufzend folgte der Verwalter auf ſeinem bereits ermüdeten Klepper.

Der Tag war ohnlängſt angebrochen, als die Geſellſchaft das Schloß erreichte.

Curts erſter Befehl im erworbenen Beſitzthume ergieng an den Kellnermeiſter, dem er hieß, die köſtlichſten, älteſten und edelſten Weine aus den gräflichen Kellern zu kredenzen, dann erhielt der Koch das ſtrenge Geboth, ſobald nur immer möglich, ein erkleckliches Gabelfrühſtück zu ſerviren.

Bald war die lange Tafel im Speiſezimmer mit Flaſchenbatterien beſetzt, man leerte auf des glücklichen Curts Wohlſeyn fleißig die Becher und dieſer, um ſeine Geſellſchaft, bis das Gabelfrühſtück bereitet, zu unterhalten, legte in dem Trauerhauſe indeſſen ein Faro-Bänkchen auf.

Endlich wurde das Frühſtück ſervirt und nachdem es eingenommen war, ſehnte ſich die trunkene Geſellſchaft, welche ſammt und ſonders die Nacht durchſchwärmt hatte, nach einigen Stunden Schlafes. Der Jagdjunker befahl dem Hausmeiſter die Gaſtzimmer aufzuſchließen, und ſeine mitgebrachten Freunde aufs Beſte unterzubringen, er ſelbſt aber verfügte ſich nun in das Gemach, wo des unglücklichen gräflichen Ehepaars Leichen lagen.

Nachdem der Baron einen flüchtigen Blick auf die traurigen Ueberreſte ſeiner Verwandten geworfen, ertheilte er den höchſt überraſchenden Befehl, dieſelben ſogleich in der Familiengruft der Schloßcapelle beizuſetzen.

Alle Anweſenden erſchracken; der Capellan und der unterdeſſen wieder eingetroffene Verwalter wagten Gegenvorſtellungen. Sie machten darauf aufmerkſam, daß die Hochſeligen doch ſeit wenigen Stunden nur erſt erkaltet, daß man in dieſer kurzen Zeit noch nicht einmal die geringſten Anſtalten zu dem herkömmlichen feierlichen Leichenbegängniſſe habe treffen können, ja daß man ſelbſt in der erſten Beſtürzung vergeſſen habe, Särge zu beſtellen

Wilder Jähzorn röthete die vom vielen genoſſenen Wein ohnehin erhitzten Wangen des Jagdjunkers noch höher: Geſindel! ſchrie der übermüthige Glückspilz, und Ihr wagt es, mir zu widerſprechen? — Todte gehören nicht unter Lebende, Ihr befolgt auf der Stelle meine Befehle; wenn ich erwache und die Leichen ſind nicht in der Familiengruft bereits beigeſetzt, ſo jage ich Euch, mein Ehrenwort verpfände ich, ſogleich ſammt und ſonders aus den Thoren der Burg — zum Teufel. Der Iſegrimm ſprachs, taumelte nach ſeinem Gemache, und ſank, vom Spiele und Weingenuſſe ganz erſchöpft, in den weichen Flaum.

Was ſollte das Burggeſinde beginnen? — dieſer tolle Jagdjunker war nun einmal ſein unumſchränkter Gebiether; den guten, bisher ſo ruhigen Dienſt trug Niemand Luſt plötzlich zu verlieren; ſeufzend beſchloß man, ſich dem Willen des neuen Herrn zu fügen.

Die gräflichen Leichen wurden nach der

Schloßcapelle gebracht, daſelbſt von dem Capellane eingeſegnet und ſofort in aller Stille, lediglich von der weinenden Dienerſchaft begleitet, in der tiefen unterirdiſchen Familiengruft der Grafen v. Tr**t*lſ**gen auf Holzſchragen inſolange beigeſetzt, bis die prächtigen zinnernen Särge, welche der Erbe doch hoffentlich fertigen laſſen dürfte, herbeigeſchafft ſeyn würden.

* * *

Bevor wir nun der Erzählung Gang weiter verfolgen, ſehen wir uns, zu des Leſers Gunſten, genöthiget, in gedrängter Kürze die Lokalität der alten Familiengruft, von welcher hier die Rede, näher zu beleuchten.

Die Burg der Grafen v. Tr**t*lſ**gen rühmte ſich eines hohen Alters; ſie ſtand auf der Spitze eines ungeheuern und beinahe unergründlichen Felſens, ſeit der Heermeiſter Zeiten ſchon.

Im Erdgeſchoße des altergrauen Gebäudes befand ſich die Schloßcapelle und in derſelben, hinter dem hohen Altare, erblickte man eine ſchwere eiſerne Fallthüre. Hob man dieſe Fallthüre in die Höhe, ſo gelangte man auf einer ziemlich breiten in den Granit gehauenen Wendeltreppe, welche aus nicht minder dann zweihundert ſieben und ſiebenzig Stufen beſtand, in den tiefen Abgrund jener ungeheuren Felſenmaſſe.

Von der letzten Stufe erwähnter Wendel-Treppe trat man auf eine zweite noch ungemein ſchwerere eiſerne Fallthüre, welche ein feſter Querriegel verſchloſſen hielt. Hatte man auch dieſe zweite Fallthüre müheſam in die Höhe gehoben, ſo erreichte man eine kleinere Stiege, welche endlich unmittelbar in die eigentliche Familiengruft führte.

Dieſe Gruft, eine hohe Felſenhalle, hatte die Form eines Achteckes; an einer Seite deſſelben ſtand ein kleiner Altar, mit einem braven Gemälde, Chriſti Auferſtehung darſtellend; dem Altare gegenüber befand ſich die Stiege unter der Fallthüre und an allen übrigen Seiten ſtanden die Särge, welche die Ueberreſte vieler Grafen und Gräfinnen v. Tr**t*lf**gen aufbewahrten, ſeit mehreren Jahrhunderten hier aufgeſchichtet:

Da lagen ſie, die ſtolzen Grafentrümmer,
Eh'mals die Zierden ihrer Welt!
Da lagen ſie, nun nicht einmal vom Schimmer
Des blaſſen Tags erhellt!

Die alten Särge leuchten in der dunkeln
Verweſungsgruft, wie faules Holz;
Wie matt die großen Silberſchilde funkeln!
Der Grafen letzter Stolz.

Entſetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Geußt Schauer über ſeine Haut;
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen ſchaut.

Wie fürchterlich iſt hier des Nachhalls Stimme!
Ein Zehentritt ſtört ſeine Ruh.
Kein Wetter Gottes ſpricht mit lauterm Grimme:
O Menſch! wie klein biſt du! —

In Mitte der ſchauerlichen Todtenhalle hieng in eiſernen Ketten eine große Lampe; ſie wurde nur bei Leichenbeiſetzungen reichlich mit Oel verſehen und entzündet, worauf man ſie denn ſolange brennen ließ, bis ſie von ſelber erloſch; alſo war es auch bei der gegenwärtigen Beiſetzung gehalten worden.

Am frühen Morgen waren Eduards und Eliſens Hüllen zu dem Staube der Ahnen in die Gruft getragen und dieſe ſorgfältigſt wieder verſchloſſen worden.

Die Leichen ruheten, wie bereits erwähnt worden, auf hölzernen Schragen und waren mit leinenen großen Tüchern allein nur bedeckt.

In der Oberwelt gieng die Sonne bereits ſchlafen; in der tiefen unterirdiſchen Familiengruft waltete die furchtbare Stille des Grabes, da hub plötzlich Eduards Herz auf's Neue, anfangs ganz leiſe, dann immer kräftiger an, zu ſchlagen, der unglückliche Scheintodte erwachte zu einem entſetzlichen Daſeyn. Mechaniſch warfen des Grafen Arme das Leichentuch, welches ihn verhüllte, auseinander; jetzt ſchlug er die Augen auf. Matt erleuchtete die brennende Lampe die weite Todtenhalle, Eduard ſtarrte, noch halb bewußtlos, vor ſich hin, doch allmählig kehrte ſeine ganze Beſonnenheit wieder; er fieng an den Ort zu erkennen, wo er ſich befand, er erinnerte ſich der ſchrecklichen Vorfälle des vergangenen Abends; die Wunde in ſeiner Bruſt ſchmerzte und mit einenmale wurde ihm das Entſetzliche ſeiner nunmehrigen Lage ganz und gar klar. Allmächtiger Gott! rief der Unglückliche ſchaudernd aus, ich bin ein großer Sünder, aber habe ich wohl ſolche Strafe verdient, die ſchrecklichſte der Hölle, ſie kann nicht ſchrecklicher ſeyn!

Unwillkührlich fielen des Grafen Blicke nun auf die eiſerne Fallthüre, zu welcher aus der Todtenhalle eine Treppe führte. Bekanntlich greift der Schiffbrüchige, in des Meeres ungeſtüme Fluth hinausgeworfen, ſelbſt nach dem kleinſten Strohhalme noch, von ihm Rettung erwartend, und dieſer war des armen Eduards Fall. Des Todes Angſt verlieh ſeinem erſchöpften Körper neue Kraft; er raffte ſich zuſammen, taumelte von ſeinem Schragen auf und wankte die Treppe hinan. Mit der Verzweiflung ganzer Stärke ſtemmte ſich der Graf mit dem Rücken an die eiſerne Thüre, aber ach ſie regte ſich nicht, jene ungeheuren Querriegel hielten ſie in ihren Angeln feſt.

Durch die gewaltſame Anſtrengung hatte ſich der Verband von des Grafen wenig verharſchten Bruſtwunde gelöst; heiße Blutstropfen rieſelten aus derſelben. Der Unglückliche wurde davon nichts gewahr; er taumelte die Treppe hinab, zurück in die ſchauerliche Gruft, und ſetzte ſich ermattet auf den Sarg einer ſeiner Ahnen, in dumpfer Verzweiflung den Tod, den wohlthätigen, zum zweitenmale erwartend. —

Horch — jetzt ertönte durch die feierliche Stille der Gruft ein dumpfer Seufzer von der andern Seite her. Für einen Mann in des Grafen Lage giebt es keine neuen Schrecken; er richtete ſich ein wenig auf, unwillkührlich nach jener Stelle hinſtarrend, von welcher her der Schall gekommen war. Jetzt erſt erblickte Eduard jenen zweiten Schragen, auf welchem der Gattin bedeckte irdiſche Hülle ausgeſtreckt lag. — Ein zweiter Seufzer ließ ſich deutlicher als der erſte vernehmen; der Graf wankte zu dem Schragen hin, mit zitternden Händen zog er das Tuch von der Leiche — da ruhte Eliſe, auch im Tode noch anmuthig und rührend ſchön. Die kaſtanienbraunen Haare der Gräfin lagen geſcheitelt über der hohen reinen Stirne, die Augen waren geſchloſſen, ſchmerzhaft ſanft ſchien der kleine Mund zu lächeln. In ein ſchneeweißes Gewand war Eliſe gekleidet; ein Blumenkranz umflocht das Haupt, in den runden kleinen Händen ruhete ein Crucifix. Der Dame keuſcher Buſen fieng jetzt an ſich zu heben, noch ein Moment — dann ſchlug auch ſie die blauen Augen auf, indem ſie liſpelnd fragte: Wo bin ich?

Unſelige! rief der Graf, du befindeſt dich in der unterirdiſchen Familiengruft meiner Ahnen, als ſcheintodt ſind wir beide lebendig begraben; ein zweiter, der denkbar ſchrecklichſte Tod wartet unſer.

Die Gräfin ſchauderte, Thränen füllten ihre Augen, doch dann ſich bald genug faſſend, führte ſie das Bild des Gekreuzigten an die zarten blaſſen Lippen und ſprach in frommer Ergebung: O mein Herr und Gott! wenn auch unerforſchlich, ſo iſt doch ſtets weiſe dein Gericht — dir empfehle ich meine arme Seele.

Ob dieſer Geiſtesſtärke und heroiſchen Reſignation der Gattin war der Graf erſtaunt: Buhlerin! rief er aus, woher nimmſt du dieſe Erſtarkung der Seele, woher dieſe Ruhe in der furchtbareſten Lage?

Sanft erwiederte Eliſe: Mein Eduard! ein entſetzlicher Wahn hat dich verblendet, doch nicht dich, mich ſelbſten klage ich an, ich kannte dich und deine Leidenſchaft — ich durfte nicht, und kein Weib darf vor dem Gatten ein Geheimniß haben, und wenn es das unſchuldigſte auch wäre. — Doch was ſehe ich — ſo unterbrach ſich hier die Gräfin ſelbſt — du bluteſt aus einer Bruſtwunde, mein Gemahl! o Himmel! nun wird mir alles klar; mein unſeliger Bruder hat auch dich niedergeſtoßen, auch du fielſt in eine dem Tode ähnliche Agonie, und ſo geriethen wir lebend in's Grab.

Wie, fragte voll Erſtaunen Eduard, der Offizier, dein Bruder? — biſt du frech genug, mich in dieſer ſchrecklichen Lage, an dem ſchaudervollen letzten Rande des Grabes noch äffen zu wollen? —

Mit Würde ſprach hierauf Eliſe: Graf! hier auf das heilige Bild des Gekreuzigten, bei dem allmächtigen Gott, vor deſſen Richterſtuhle wir nach wenigen Stunden ſtehen werden, ſchwöre ich, wahrer als das Bekenntniß, welches ich dir abzulegen im Begriffe ſtehe, kann Gottes Wort ſelbſt nimmermehr ſeyn; höre mich: — Meine ſelige Mutter begleitete als junges ſiebenzehnjähriges Mädchen vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren eine alte gichtbrüchige Tante nach einer der berühmteſten deutſchen Heilquellen; die kranke Tante vermochte wenig die Niece zu bewachen, und wollte das Lebensfrohe muntere Mädchen dennoch nicht den gewöhnlichen Erheiterungen und Vergnügen des Bades entziehen; das unerfahrene Fräulein wurde der Aufſicht einer Freundin der Tante, einer alternden lockern Kokette anvertraut, machte auf einem Balle die Bekanntſchaft eines fremden liebenswürdigen Abentheurers, war ſchwach und fiel. Der Verführer verſchwand und meine Mutter reiſte mit der alten Tante bald darauf auch nach Hauſe zurück, doch nach einigen Wochen, machte die Unglückliche die Endeckung, daß ihr zu vertrauter Umgang mit dem Fremden nicht ohne Folgen geblieben. Die Unglückliche war in Verzweiflung, und vertraute ſich endlich, in ihres Herzens Angſt, der alten Tante; dieſe erſchrack heftig, denn mit Recht mußte ſie die bitterſten Vorwürfe erwarten; was war zu thun? — die Tante entſchloß ſich zu einer zweiten Reiſe und bath ſich auf dieſelbe neuerdings die Begleitung meiner Mutter von deren Eltern aus; nur ungerne willigten dieſe endlich ein. Im Auslande gebar meine Mutter einen holden Knaben; er erhielt den Namen ſeines Vaters, Carl v. Schmiechen. Geſünder und reizender als je kehrte meine Mutter nach Verlauf einiger

Monate mit der alten Tante wieder in die Heimath zurück; Niemand ahndete das Vorgefallene und einige Jahre ſpäter wurde meine Mutter mit meinem Vater vermählt; ich ſelbſt blieb die einzige Frucht dieſer Ehe. Indeſſen wuchs Carl v. Schmiechen friſch und geſund heran, meine Mutter unterhielt mit den Pflegeeltern ihres natürlichen Sohnes einen geheimen Briefwechſel und beſtritt mit ihrem anſehnlichen Nadelgelde die Koſten ſeiner ſorgfältigen Erziehung; zum Jünglinge heranreifend trat Carl als Cadet in unſer Heer, in welchem er bald darauf zum Offizier vorrückte. Mein Vater war geſtorben, und ihm folgte meine Mutter zwei Jahre ſpäter in's Grab. Sie war zu gewiſſenhaft geweſen, mir, ihrem rechtmäßigen einzigen Kinde, zu Gunſten ihres natürlichen Sohnes, eine bedeutſame Summe zu entziehen, allein auf ihrem Todbette entdeckte ſie mir das Geheimniß, welches ich treu zu bewahren verſprach; an dieſem Todbette nun erblickte ich meinen Halbbruder, den Lieutenant, zum erſtenmale, wir reichten uns gerührt die Hände, ich verſprach ihm, die Schmach ſeiner Geburt bis in's Grab zu verſchweigen, doch mein Eid iſt nun gelöst, denn ich liege jezt im Grabe — genug! Carl und ich gelobeten uns geſchwiſterliche Liebe, meine arme Mutter lächelte gerührt und verſchied. Zartfühlend wies mein Bruder jede Unterſtützung, welche ich ihm anboth, zurück; er lebte fortan lediglich von ſeiner Gage, allein mit ſeltener zärtlich brüderlicher Liebe blieb er mir zugethan. Um das Geheimniß zu bewahren, die Ehre meiner Mutter auch im Grabe noch zu ſchonen und andern boshaften Mißdeutungen zu entgehen — ſahen wir uns zuweilen in Geheim; Carl ſetzte dieſe geheimen Beſuche, wie ich auch ihn ängſtlich warnen mochte, ſelbſt noch fort, als ich mich ſchon als Gattin auf deiner Burg befand. Dieſes unſelige Beginnen —

Die Gräfin ſank hier plötzlich, von dem vielen Reden und der Uebergewalt ihrer Gefühle gänzlich erſchöpft, ohnmächtig zurück auf den Todtenſchragen, doch ſchon war der Graf vollkommen von der Unſchuld der Gattin überzeugt und ſeine Verzweiflung erreichte ihren höchſten Grad: Ungeheuer! — rief er ſich ſelbſt zu, indem er den ohnehin lockern Verband nun gänzlich von ſeiner Wunde rieß — Ungeheuer! was haſt du gethan? — dieſen reinen Engel ermordet! Allmächtiger! ich vermag dieſe Leiden nicht mehr zu tragen, ſende deine ſtrafende Blitze in dieſe unterirdiſche Gruft, vernichte mich, den elendeſten aller Sterblichen. — Der unglückliche Eduard war ganz auſſer ſich; in fürchterlicher Art äußerte ſich des Mannes Schmerz; er zerraufte die eigenen Locken und ſein Brüllen, ſchrecklich in den Felſenhallen wiederhallend, glich jenem des gefangenen kräftigen Leuen; nachdem der Graf lange gegen ſich gewü ihet, ſank endlich auch er wieder, gänzlich erſchöpft, darnieder auf einen der zunächſtſtehenden Särge.

* * *

Oben auf der Erde war die Nacht bereits herein gebrochen; Eduard lag in ſeiner Gruft nun ganz ſtille, der Fluß des Blutes aus ſeiner Wunde ſtockte zwar von ſelber, allein Fieberfroſt ſchüttelte ſeine Glieder; der eigentliche Tod ſchien nahen und des Unglücklichen ſchwere Leiden enden zu wollen.

Plötzlich weckte ein neues, anfänglich nur fernes Geräuſch den Grafen aus halber Bewußtloſigkeit, in welche er verſunken war. Das Geräuſch kam allmählig näher und bald glaubte Eduard, es rühre von Fußtritten her, welche Herniederſteigende auf der langen Felſentreppe vernehmen ließen.

Des Grafen Herz hub an wieder ſchneller zu ſchlagen, die Hoffnung gab ihm neue

Kraft, er erhob ſich, indem er dachte: vielleicht kömmt man, um nach den vermeintlichen Leichen zu ſehen, und dann ſind wir gerettet, und mit dieſem Gedanken trat er unwillkührlich hinter eine Sarg-Reihe, welche ihn den Augen der Nahenden verbergen mußte.

Jetzt wurden die Querriegel von der zweiten Fallthüre weggeſchoben, das Geräuſch, welches hiedurch verurſacht wurde, klang harmoniſcher in des Grafen Ohren, als jemals das gelungenſte Konzert; noch eiliger ſchlugen ſeine Pulſe; der Odem ſtockte.

An der Hand einer reizenden achtzehnjährigen Blondine ſtieg ein ſchöner ſchlanker Jüngling in Huſaren-Montur auf der kleinen Treppe in die Familiengruft nieder.

Der Graf erkannte in dem Mädchen ſogleich Hannchen des Küſters Tochter und in dem Jünglinge Friederichen Müller eines Bauern Sohn aus dem Dorfe, der als

Huſar bei der Garniſon in der fürſtlichen Reſidenz diente.

Hannchen hatte den groſſen Schlüſſelbund ihres Vaters anhängen, trug in der Rechten eine hell leuchtende Blendlaterne, in der Linken aber ein mit Lebensmitteln erfülltes Körbchen.

Als das Pärchen gänzlich hernieder geſtiegen war, hub Hannchen mit bebender Stimme an: Aber Unglücklicher! du warſt doch ſonſten kein Raufbold, ſage mir nur, wie du dich plötzlich ſo ſehr vergeſſen konnteſt? —

Schau Hannchen! — erwiederte der Huſar — mein Wachtmeiſter iſt ein jähzorniger, leidenſchaftlicher, ja ſelbſt ein böſer Mann. Du weiſſt, meine Eltern ſind arm, ſehr arm, ich muſste von der Löhnung leben, und wenn ich zuweilen auf etliche Tage nach Hauſe in Urlaub gehen durfte, ſo konnte ich der Frau Wachtmeiſterin keine Geſchenke an

Schmalz, Flachs, Geflügel u. dgl. mitbringen, wie wohl die meiſten meiner Cameraden zu thun pflegten, allein dieſes verdroß die Frau Wachtmeiſterin und noch mehr den Herrn Wachtmeiſter; er wurde mir gram und chikanirte mich bei jeder Gelegenheit auf die ungerechteſte Weiſe. Ich duldete lange, allein heute frühe beſchuldigte mich der Wachtmeiſter eines Dienſtfehlers, den ich nicht begangen hatte, und als ich mich mit beſcheidenen Worten vertheidigen wollte, ſchlug mich der Barbar mit einemmale in's Geſicht. Schau Hannchen! ich bin nur ein gemeiner Huſar, aber wehe dem, der, mich beſchimpfend, meine Ehre verletzt. Der Zorn übermannte mich, wie der Blitz flog mein Säbel aus der Scheide; auch der wilde Wachtmeiſter zog vom Leder, wir geriethen hart aneinander, aber ſchwapp! da ſaß mein Hieb feſt in des Wachtmeiſters dickem Kopfe, und wie ein Ochſe brüllend ſtürzte er zu Boden. Ich entkam glücklich durch die Flucht, aber Hannchen! — alſo endete der junge Huſar ſeine Erzählung — wenn ſie mich erwiſchen, ſo ſtellen ſie mich vor ein Kriegsgericht, und ſchießen mich, ſo wahr ich lebe, vor den Kopf, denn du mußt nur wiſſen, mit der Subordination nehmen ſie es beim Militär verdammt ſtreng; damit iſt nicht zu ſpaſſen.

Nun was das Erwiſchen betrifft, verſetzte die Blondine, damit hat es gute Wege; es war gewiß ein guter Gedanke von mir, dich in der gräflichen Familiengruft zu verbergen, denn wenn ſie dir auch nachſetzen und dich unten im Dorfe in jedem Winkelchen ſuchen, hier vermuthet ſicher Niemand dich zu finden. — Zwar — fuhr das Mädchen redend fort — iſt das Gewölbe freilich ein etwas graulicher Aufenthalt; noch dieſen Morgen haben ſie den ermordeten Grafen und die unglückliche Gräfin Eliſe hier beigeſetzt;

blicke nur da hinüber Fritz, dort liegen ſie auf hölzernen Todtenſchragen. —

Hannchen ließ bei dieſen Worten den hellen Schimmer ihrer Blendlaterne nach der bezeichneten Stelle hinfallen, aber plötzlich verſtummte ſie nun. Das Mädchen hub an heftig zu zittern, es erbleichte und mit dem Ausrufe: Jeſus! Maria! — ſtürzte es ohnmächtig zu Boden.

Wir glauben, daß ſelbſt vorurtheilsfreieren Menſchen als jene ſind, unter deren Claſſe Hannchen und Fritz gehörten, ein ſolcher Anblick, als wie er ſich jetzt dem Pärchen darſtellte, alle Faſſung, an dieſem Orte, geraubt haben würde, denn als die Blondine, um den Geliebten auf die Todtenſchragen aufmerkſam zu machen, mit ihrer Laterne die Gruft beleuchtete, ſtand plötzlich Graf Eduard vor ihnen.

Der Graf war als Leiche von dem Burggeſinde in das Coſtüme eines hohen Ritterordens gekleidet worden, deſſen Commandeur er ſich bei Lebzeiten genannt hatte. Der Schnitt des durchaus ſchwarzen Gewandes war alterthümlich; ſeine Schultern umfloß ebenfalls ein ſchwarzer weiter Mantel und auf der Bruſt, aus welcher nun wieder einzelne Blutstropfen quollen, funkelten an einer ſchweren guldenen Kette die Inſignien des Ritterordens; — Eduards Geſichtsfarbe gliech jener des Todes. Die ohnehin hohe und majeſtätiſche Geſtalt des Grafen wurde durch das fremdartige Coſtume und durch die magiſche Beleuchtung, in welcher er ſtand, noch mehr hervorgehoben und die Erſcheinung verblüffte ſelbſt den ſonſt ſehr muthigen ja ſelbſt tollkühnen jungen Huſaren dermaßen, daß er bebend und ganz verwirrt ſtammelte:

„Alle gute Geiſter loben Gott den Herrn,
Herr Geiſt! hochgräfliche Gnaden was iſt Ihr
Begehren?“

Ich bin kein Geiſt, lieber Fritz! erwiederte Eduard, indem er näher trat und dem erſtaunten Jünglinge mit wenigen Worten ſeine ſchreckliche Lage entdeckte und ihn zur Hülfeleiſtung aufforderte.

Nur der erſte Schreck hatte Hannchen zu Boden geworfen, allein es kam ſchnell wieder zu ſich, und als es, ober ſich, den Geiſt ganz vernünftig und rein menſchlich ſprechen hörte, und ſelbſt die Kunde vernahm, es ſey auch die geliebte Gräfin Eliſe nur ſcheintodt, ſprang das Mädchen ſogleich wieder, friſch wie ein Hecht, in die Höhe.

Fritz beſchäftigte ſich nun, vorerſt den Verband an der Wunde des Grafen wieder in Ordnung zu bringen, Hannchen aber eilte zu der noch immer ohnmächtigen Gräfin. Glücklicherweiſe befand ſich bei dem Mundvorrathe, welchen das Mädchen für ſeinen Huſaren mit in die Familiengruft gebracht hatte, auch eine Flaſche guten Weines. Mit dem geiſtigen Fluidum beſtriech Hannchen nun Stirne und Schläfen der ohnmächtigen Dame und flößte derſelben auch einen Löffel voll durch den Mund ein, dann preßte das Mädchen ſeine wonniglichen heiße Sammtlippen auf die kalten der Gräfin, indem es derſelben ſeinen aromatiſchen, jungfräulichen und lebenswarmen Odem einhauchte, indeſſen Hannchens glühende Händchen zu gleicher Zeit Eliſens ſchöne aber nun eiskalte Brüſte erwärmten.

Die Bemühungen der kleinen freundlichen Blondine blieben nicht lange fruchtlos; bald fühlte Hannchen unter ſeinen Händchen der Gräfin Herz wieder ſchlagen; jetzt öffnete Eliſe die ſchönen Augen; mit einem leiſen Seufzer war ſie erwacht zum neuen Leben.

Nachdem man die Gräfin von der günſtigen Wendung des Geſchickes in Kenntniß geſetzt hatte, fühlte ſie ſich ſtark genug, mit Hannchens Hülfe aufzuſtehen.

Sanft weinend warf ſich Eliſe in Eduards Arme, dem Gatten den Kuß der Verſöhnung reichend, dann ſank das gräfliche Paar vor dem Altare auf die Kniee, in einem kurzen rührenden Gebethe dem Himmel dankend für ſeine augenſcheinlich wunderbare Errettung aus der entſetzlichſten Gefahr.

Nicht eine Minute länger wollten Eduard und Eliſe in dem ſchauerlichen unterirdiſchen Aufenthalte verweilen. Der Graf, nachdem auch er ſich durch ein Glas Wein gelabt hatte, hielt' ſich für ſtark genug, allein den Rückweg in's freundliche Reich der Lebenden anzutreten; die Gräfin aber ſollte durch Hannchen unterſtützt und geführt werden.

Der junge Huſar blieb in der Todtengruft, ſeinem wohl gewählten Verſtecke, zurück. Der Graf gab dem Jünglinge ſein Ehrenwort, entweder deſſen allerdings ſchlimm ſtehende Angelegenheit in der Reſidenz zu vermitteln, oder wenn dieſes nicht möglich wäre, Fritzens Flucht in's Ausland zu befördern; Hannchen dagegen verſprach dem Geliebten, ihn fleißig in der Gruft beſuchen und reichlich mit Lebensmitteln verſehen zu wollen.

Die ſchwere eiſerne Fallthüre raſſelte; — Eduard, Eliſe und Hannchen ſtiegen die Felſenſtufen hinan.

* * *

Mehr als hundert brennende Wachskerzen erhellten den hohen, weiten Ahnenſaal auf der alten Burg Tr**t*lf**gen; die matte Vergoldung der Wändevertäfelung ſtrahlte in ihrem Glanze wieder.

Rauſchende Muſik ſtrebte vergebens den wilden Lärm, welchen die Geſellſchaft verurſachte, zu übertäuben. Freiherr Curt v. Tr**t*lf**gen, der neue Erbe, ſaß bei einem Luculliſchen Mahle, in Mitte der ſaubern Spießgeſellen; hinter ſeinem Stuhle ſtand Jäger Roderich, der Wohldiener, die Winke des neuen Gebiethers ängſtlich erlauſchend, zu deſſen Factotum er ſich aufzuſchwingen gedachte. Wormſer Liebfrauenmilch und der ſchäumende Rebenſaft aus Epernai fließen in Strömen; die Gäſte, lauter Wüſtlinge der höchſten Potenz, wiegten jubelnd feile Dirnen, die man in größter Eile aus der Reſidenz hatte herauskutſchieren laſſen, auf den Knieen; — alſo wurde von dem Jagdjunker die Todtenfeier des letzten Grafen v. Tr**t*lf**gen begangen.

Die Schloßthurmuhr verkündete gerade die Stunde der Mitternacht, da geſchahen drei ſtarke Schläge an die Thüre des Saales.

Heda! was iſt das, was giebt es? — brüllte der halbtrunkene Jagdjunker.

Eine dumpfe Baßſtimme ließ ſich drauſſen vernehmen; ſie ſprach abgemeſſen und feierlich:

„Zwei ungeladne Gäſte aus der Todten Reich —
Sie würdig zu empfangen nun — bereitet Euch! —
Wir dürfen nicht fehlen beim feſtlichen Mahle,
In Grabesſchmuck nahend dem gräflichen Saale.“

Alle Teufel auch, ſchrie Curt lachend, das iſt ein ſeltſamer Spaß, und ſich zu dem hinter ihm ſtehenden Jäger wendend, ſprach er: Roderich! ſieh zu, was es gibt — wahrſcheinlich iſt es weiter nichts als ein unzeitiger Scherz eines meiner Cameraden.

Der Diener nahm einen Armleuchter und öffnete die Thüre des Saales, allein der Schurke prallte mit einem gellenden Schrei ſogleich zurück, ließ den Leuchter fallen und ſtammelte kaum verſtändlich: Die Geiſter — des Grafen — und der Gräfin.

In demſelben Augenblicke traten Eduard und Eliſe, freilich noch leichenblaß und in den Gewändern, in denen ſie in der Todtengruft beigeſetzt worden waren, in den Ahnenſaal.

Leicht wird der geneigte Leſer ſich einen Begriff von jenem Entſetzen zu verſchaffen vermögen, welches die ganze wilde Geſellſchaft bei dem Eintritte dieſer allerdings ungeladenen Gäſte ergriff. Aller Haare ſträubten ſich zur Höhe und im folgenden Momente floten ſämmtliche Gäſte ſammt dem Gaſtgeber, Herrn und Dirnen, aus den Seitenthüren des Saales. Alle ſtürzten nach dem Stalle, man warf ſich in die Wagen und auf die Pferde; in wilder Flucht jagte man von dannen, um der Geiſterburg, ſobald als nur immer möglich zu entkommen.

Indeſſen hatte unſer Hannchen das Burggeſinde von den wunderſeltſamen Vorfällen in der Familiengruft und dem Wiedererwachen der ſcheintodten Herrſchaften unterichtet; Alle eilten herbei um, unter Thränen der höchſten Rührung, des Grafen und der Gräfin Kniee zu umfangen.

Eduard und Eliſe wurden zu Bette gebracht und unter den Händen des als Wundarzt viel erfahrenen Schloßcapellans genaſen beide nach Verlauf einiger Wochen glücklich von ihren Wunden.

Der Lieutenant v. Schmiechen war in's Ausland entflohen; ſeine Schweſter, Gräfin Eliſe, ſandte ihm, nachdem ſie ſeinen Aufenthalt ausgekundſchaftet hatte, einen Courier, welcher Freudenbothſchaften überbrachte. Der Offizier kehrte zurück und wurde vom Grafen Eduard mit offenen Armen empfangen.

Die Wunde, welche der junge Huſar Friederich Müller dem dicken Schädel ſeines Wachtmeiſters beigebracht hatte, war glücklicherweiſe nicht gefährlich geweſen und Müller kam, auf des Grafen eifrigſtes Verwenden beim regierenden Fürſten ſelbſt, mit einem vierwöchentlichen Arreſte bei Waſſer und Brod davon. Uebrigens kaufte der Graf den jungen Huſaren los und ſchenkte Hannchen einen ſchönen Maierhof; die Leutchen heiratheten ſich und waren glücklich.

Curt, Freiherr von Tr**t*lf**gen gerieth, bald nach ſeiner zu Waſſer gewordenen Erbſchaft, am Farotiſche mit einem fremden Abentheurer in Streit und wurde von demſelben im Zweikampfe erſchoſſen.

Der Schurke Roderich wurde in der Folge als Mitglied einer Räuberbande eingefangen und ärntete am Galgen den Lohn ſeiner Schlechtigkeit.

Graf **Eduard** war von ſeiner ehemaligen gränzenloſen Eiferſucht radical kurirt. Seine Gattin, die liebenswürdige **Eliſe**, gebahr ihm viele ſtarke Söhne und reizende Töchter.

Noch heutigen Tages blüht das altgräfliche Geſchlecht der **Tr**t*lf**gen**. Ein Graf dieſes Namens, **Eduards** Enkel, bedeckte ſich in der verhängnißvollen Völkerſchlacht, am 18ten October 1813, an der Spitze eines deutſchen Reiter-Geſchwaders mit Ruhm; die drei **großen Monarchen** des heiligen Bundes lohnten ſeiner Tapferkeit mit ihren Orden.

* * *

Das ſchrecklichſte unter den vielen ſchrecklichen Schickſalen, welche den Sterblichen auf der irdiſchen Dornenbahn bedrohen, bleibt unſtreitig jenes — als **ſcheintodt** begraben zu werden.

Leider hat auch das **neunzehnte Jahrhundert** — welches ich, nebenher bemerkt, überhaupt nicht als ein **philoſophiſches** gerühmt wiſſen möchte — Beiſpiele der Art aufzuweiſen, denn indem ich dieſe Erzählung endige, wird aus Innsbruck berichtet, daß der Schauſpieler Weitig, vormals beim königl. Iſarthortheater in München angeſtellt, das ſchreckliche Schickſal gehabt habe, lebendig begraben zu werden. Auf das Geräuſch in ſeinem Sarge öffnete man denſelben und fand ihn, in veränderter Lage mit verleztem Geſichte und Händen, todt.

Meine verehrlichen Leſer mögen es damit halten, wie ſie wollen, allein ich meines Theiles flehe die Nachkommenſchaft an, meinen Körper, bevor er Hertas Schooße übergeben wird, durch die geſchickte oder ungeſchickte Hand des nächſten beßten Proſectors in eben ſo viele kleine Stücke zerſchneiden zu laſſen, als wahrſcheinlich dieſe Erzählung durch die Scheere eines gewiſſen hämiſchen Critikers in der J—ſchen Literatur Zeitung zerſchnitten werden wird. Amen!

II.

Das Henkermahl;

oder:

Das Mädchen aus der Fremde.

Ein Nachtſtück.

Horch — die Glocken hallen dumpf zuſammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf,
Nun, ſo ſey's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgefährten brecht zum Richtplatz auf.
Nimm', o Welt, die letzten Abſchiedsküſſe!
Dieſe Thränen nimm o Welt noch hin.
Deine Gifte — o ſie ſchmeckten ſüße! —
Wir ſind quitt du Herzvergifterin!

Erster Abschnitt.

1.

Nachtigallen flöteten; tropiſche Gewächſe aller Art hauchten aromatiſche Düfte; der Sterne Unzahl ſtrahlte licht und hehr im reinen Aether und Lunas klarer Schein umwandelte die Wogen des Tajos in einen breiten blinkenden Silbergürtel; eine der herrlichſten Sommernächte ruhte auf des ſtolzen Liſſabons romantiſchen Gefilden.

Im magiſchen Helldunkel einer hohen Laube lag der glückliche Alonſo an der liebreizenden Feniſa Buſen; ihr Liſpeln klang ihm ungleich ſüßer als Philomelens Sang, des Mägdleins Hauch duftete ihm balſamiſcher dann Floras geöffnete Blumenlelche und reiner als jener Sterne Pracht ſtrahlte dem Jünglinge der Geliebten großes ſchwarzes Augenpaar.

Lange hatte Alonſo geſchwelgt; Stunden waren ihm, Minuten gleich, entſchwunden, da tönte durch die ſtille Nacht, von der Hauptſtadt her, der Schall eines hellen Glöckleins. Jetzt richtete ſich Feniſa auf, ſprechend: Geliebter! hörſt du, die frommen Väter Capuziner läuten zur Morgen-Hora bereits, es iſt Zeit zu ſcheiden; bis zur Gartenmauer ans Hinterpförtchen geleite ich dich! —

Schweigend aber ungerne folgte der Ritter. Langſam, Arm in Arm, Auge in Auge ſtiegen die Liebenden von einer Terraſſe zur andern, höher und immer höher; jetzt hatten ſie des herrlichen Parkes höchſten Standpunkt erreicht, von dem man die ganze weite Umgegend, die Schlangenwindungen des majeſtätiſch dahin ſtrömenden Tajos und des Weltmeeres weite Fläche zu überſchauen vermochte; ſchwächer ſtrahlte des Mondes Licht, denn ſchon ſtritt es mit der feuerrothen Helle jenes Purpurſtreifes, der an des Horizontes äußerſten Gränzen ſoeben aus dem Ozean aufzutauchen anhub.

Lächelnd blickten die Liebenden hinab ins herrliche Thal, gierig tranken ſie die erquickende friſche Luft des erwachenden Tages, dann folgte noch eine, die letzte wonnigliche Umarmung. — In dem Zuſtande eines ſelig Trunkenen kehrte Don Alonſo aus Donna Feniſas Villa nach der Hauptſtadt in ſeinen Pallaſt zurück.

2.

Ein an Libanons Cedern mahnender ſtolzer Wuchs neben der üppigſten Fülle; bis zu den lieblich geründeten Hüften hernieder wallende glänzend' ſchwarze Locken; eine Carnation, fein wie Aether und rein wie Lilien vom Roſenduft überhaucht; holdes Lächeln; große, dunkle ſinnig blickende Augen; das Füßchen einer Sineſerin; den Buſen einer Venus und junoniſche Haltung vereinigte Feniſa, um in ihrer Perſon das Ideal ſiegender, weiblicher Schöne anſchaulich zu machen.

Mindere Vorzüge zeichneten die Seele aus, welche in dieſem ſchönen Körper wohnte.

Die Donna war die einzige Tochter einer der reichſten und angeſehenſten Familien und vom älteſten Adel. Die natürlichen Anlagen ihres Geiſtes waren vortrefflich und wurden mit der größten Sorgfalt und dem entſchiedenſten Glücke ausgebildet; eben ſo wenig als an ſämmtlichen Kenntniſſen, welche man von Damen, in der höhern Sphäre der Geſellſchaft, fordert, fehlte es Feniſen an Scharfſinn und Witz, die Zuverſichtlichkeit ihres Benehmens ſtellte dar, daß ſie ihre überlegene Kraft kannte. In der Ausführung einmal gefaßter Plane glich ſie der tobenden

Windsbraut, die alles, was ſich ihr widerſetzt, unerbittlich darnieder ſtürzt. Leicht konnte man wahrnehmen, daß ſie gewohnt war, bei jeder Gelegenheit im Vordergrunde zu gläuzen und allerwärts als eine Hauptperſon betrachtet zu werden. Bei vielen Vorzügen wohnten Feniſen aber auch die größten Fehler bei, wie denn gerade dem hellſten Lichte nicht ſelten die düſterſten Schlagſchatten gegenüber ſtehen. Durch ſtete Schmeicheleien aller ihrer Umgebungen, und durch das pſychiſche Gift, mit welchem eine gewiſſenloſe Duenna ſehr frühzeitig des Mädchens feurige Phantaſie angeſteckt hatte, wurde deſſen Herz beinahe ganz und gar verdorben. Es giebt wenige grob unmoraliſche Fehler, zu welchen ſich Feniſa nicht hinneigte; ungebändigter Stolz, Haß, Neid, Rachſucht, Eitelkeit — ſtanden unter ſothanen Fehlern oben an; allein meiſterhaft verſtand es die Donna, jene gefährlichen Anlagen unter den ſchönſten, nach Umſtänden ſtets wechſelnden Farben zu verbergen; — mit Recht hätte man ſie mit dem Camaeleon vergleichen, oder aber einen weiblichen Proteus nennen mögen.

3.

An Stand, Anſehen und Reichthümern war Don Alonſo de Fogo der Donna Feniſa gleich, und hinſichtlich ſeiner Weltbildung kam er jener ſeiner Dame nahe.

Alonſo, — einige Jahre jünger als Feniſa — konnte ein ſchöner Jüngling gelten; allein ſein lichtes Haar, der zarte Gliederbau und der weiße Teint der Haut verriethen keineswegs den Portugieſen, eher hätte man ihn für einen aus Galliens Hauptſtadt entſproſſenen zierlichen Marquis gehalten.

Des jungen Ritters Charakter war ſehr ſanft, noch nicht zur männlichen Feſtigkeit gediehen, — ſchwankend beinahe.

Gerade das Heterogene des pſychiſchen und phyſiſchen Seyns, welches zwiſchen beiden waltete, zog Feniſens eigenſinnigen Geſchmack zu dem Ritter hin; ſie verliebte ſich in ihn, und ihrem überwiegenden Verſtande, der ſiegenden Schönheit und Künſten, die man beinahe buhleriſche nennen möchte, gelang es, ſchnell genug, den unerfahrenen, ſinnlichen Jüngling zu feſſeln.

Ja — Alonſo war ſinnlich, ſehr ſinnlich und ſolche Jünglinge werden am leichteſten gelenkt; denn gerade wie ſich dann Temperament und Leibesbeſchaffenheit häufig umwandeln, ſo ſteht der Wille in keinem Vorſatze noch feſt.

Im Verlaufe der nähern Bekanntſchaft vermochte Feniſa nicht immer die vorgenommene heuchleriſche Maske zu behaupten. Wie ein Waldſtrom, der jetzt noch ſeicht, ſtill und träge dahinſtrömt, nach einem Wolkenbruche, der im nahen Gebirge darniederſtürzte, oft plötzlich die Ufer überſchreitet und, wild wogend, ſeine Umgebungen zerſtört, ſo erwachten nicht ſelten der unweibliche raſende Ungeſtüm und die ungerechteſte, entſetzliche Eiferſucht Feniſens, ob welcher unſer Ritter ſchauderte, und ihm wurde in ſolchen Momenten dann wohl ſehr klar, wie ein weiblich Weſen dieſer Art nimmermehr einen Mann von Gefühl auf die Dauer beglücken zu können vermögen dürfte, allein die Bande, in welchen Alonſo gefangen lag, gliechen an Härte dem Demant, und ſie kühn zu brechen reichten unſeres Helden Kräfte vorerſt noch nicht aus.

Der Tag, an welchem Alonſo und Feniſa ehelich verbunden werden ſollten, wurde feſtgeſetzt und bekannt gemacht.

4.

Don Fernando de Fogo, Alonſos Onkel, hatte dereinſt unter Portugalls mächtigſten Granden entſchieden den erſten

Rang behauptet. Allein dieſer Fernando hatte ſich verleiten laſſen, an die Spitze einer nicht minder wichtigen als gefährlichen Hof- und Staatsintrique zu treten — denn ſolche Intriquen gab es ſolange, als man Höfe und Staaten kennt.

Die hier in Frage ſtehende Intrique wurde noch vor ihrer Reiſe von der Gegenpartheí entdeckt, und die in ſie verwickelten Mitglieder zur Verantwortung gezogen. Don Fernandos Verbindungen blieben zu bedeutend, als daß er hätte fürchten dürfen, ganz und gar nach der Geſetze Strenge behandelt zu werden. Der Grand wurde lediglich aus dem Lande verwieſen; Hand an ſein Vermögen zu legen hielt die höchſte Staatsgewalt, aus uns unbekannten Gründen, nicht für gerathen.

Bereits ſeit einer Reihe von Jahren lebte der greiſe Don Fernando, in Mitte des Gewühles der galliſchen Hauptſtadt, ein echter Philoſoph.

Das Vermögen des Granden galt ein ungeheueres und daß unſer Alonſo dieſes reichen Onkels dereinſtiger Univerſalerbe zu werden zuverſichtlich erwarten durfte, — dieſer Umſtand war es, welcher dem jungen Manne bedeutſame Aufmerkſamkeit erworben hatte.

Der Tag, an welchem Alonſo Feniſens Gatte werden ſollte, rückte näher und immer näher, da erhielt der Ritter durch einen eigenen Courier, von Paris aus, die Nachricht, daß ſein Onkel, Don Fernando, ohne Hoffnung der Geneſung, ſchwer krank darnieder liege und ſehnlichſt wünſchen müſſe, vor ſeinem Abſterben noch, wichtiger Familienverhältniſſe halber, den Neffen und einzigen Erben zu ſprechen.

Solchem Rufe glaubte Alonſo nothgedrungen zur Stelle folgen und ſein Beilager mit Feniſa aufſchieben zu müſſen.

Schlecht gelang es der Donna ihren Verdruß ob dieſem unerwarteten Hinderniſſe zu verbergen; der Bräutigam mußte ihr annoch ewige Treue geloben und da dieſes nach ihrem Dafürhalten, mit einiger Lauheit geſchah, entbrannte der Zorn der wilden Portugieſin in ſeiner ganzen furchtbaren Macht. Einen blanken Dolch rieß die Donna aus dem Buſen, und denſelben zückend ſchrie ſie mit rollenden Augen: Alonſo! bei Gott dem Allmächtigen ſchwöre ich es — alſo rächt Feniſa Meineid! —

Nach dieſem etwas unholden Abſchiede warf ſich unſer Held in den Reiſewagen und flog mit raſchen Pferden den Pyrenäen zu.

5.

Liebesknoten pflege des Geliebten Entfernung feſter noch zuſamm' zu ziehen, wurde oft ſchon verſichert. Wir wollen die Behauptung als eine richtige annehmen, aber lediglich für den Fall, wenn der Knoten von reiner und edlerer Liebe, jener echten Himmelstochter, geſchürzt worden iſt; das leichte Gewebe der Sinnlichkeit dagegen pflegen Zeit und Abweſenheit ſtets mit flüchtig gewandter Hand zu löſen.

Feniſas leidenſchaftliches Benehmen beim Abſchiede hatte auf Don Alonſo ſehr zu der Dame Nachtheil gewirkt; bald genug fühlte ſich der Ritter ſehr behaglich, jener Furie nächſter Sphäre entrückt zu ſeyn, und dieſes Behagen ſtieg mit jedem Tage in dem Maaße, je weiter ſich unſer Held von ſeiner Heimath entfernte.

Alonſo kam gerade zur rechten Zeit in Paris an, um dem reichen Oheime die Augen zudrücken zu können. Don Fernando hatte ein rechtskräftiges Teſtament hinterlaſſen, in welchem ſich unſer Held in der That als einziger Erbe genannt fand, er wurde ohne Schwierigkeit in den Beſitz der Erbſchaft geſetzt; eine Tonne Goldes war ſein.

Somit waren Alonſos Geſchäfte ſchnell

und pünktlich beendiget, und man hätte nun glauben ſollen, er würde nichts eiligeres zu thun haben, als, auf der Liebe Fittigen, oder wenigſtens mittelſt raſcher Poſtpferde und beſtochener Poſtillione nach Hauſe zu fliegen, um Hochzeit zu machen. Doch dazu war indeſſen wunderſamiglicherweiſe dem Wankelmüthigen alle Luſt entſchwunden. Der Gedanke einer Verbindung mit der heftigen Feniſa — dieſer Gedanke ſchon allein ließ jetzt unſern, zur Beſinnung gekommenen, Helden erbeben, und feſt blieb derſelbe entſchloſſen in beſter Manier mit der Donna zu brechen. Eine lange Reiſe in weit entfernte Länder, ohnehin dem reichen jungen Manne zu ſeiner weitern Bildung ſo erſprießlich, erſchien dem Ritter als das rathſamſte Mittel ſeinen Zweck zu erreichen. Im Beſitze bedeutſamer Summen hatte Alonſo nicht nöthig vor dem Antritte der beſchloſſenen groſſen Reiſe vorerſt noch in die Heimath zurückzukehren; er begnügte ſich deſſenzufolge ſeinem höchſt verläßigen Hauptanwalde in Liſſabon Vollmachten, und den Verwaltern und Pächtern ſeiner weitläufigen und vielen Güter auf mehrere Jahre genügende Inſtructionen zu ſenden. Auch Feniſa erhielt von ihrem Ritter ein kühles Abſchiedeſchreiben, deſſen Zweck und Sinn nicht füglich zu verkennen waren; Alonſo meldete der Donna in dieſem Schreiben lediglich, wie er auf lange, lange Zeit zu verreiſen gedenke, doch wohin die Reiſe eigentlich gehen würde, verſchwieg er klüglich, die Verfolgung der wüthenden Dame fürchtend.

Ob unſer Held nicht leichtſinnig oder wohl gar unrechtlich handelte, wollen wir hier nicht unterſuchen, genug! er handelte alſo und verließ ohne Säumen hierauf Galliens Hauptſtadt.

6.

Uebrigens hatte ſich Alonſo in der That keinen eigentlichen Reiſeplan entworfen; Zu=

fall und Launen des Augenblickes beſtimmten ihn in der Wahl ſeiner Pfade.

Auf dieſe Art erreichte der Ritter Frankreichs Gränzen; es war germaniſcher Boden, den er nun betrat.

Nach mannichfaltigen Hin- und Herzügen gelangte der vornehme und reiche Portugieſe, gerade während der Kurzeit, nach einem der berühmteſten und beſuchteſten unter den deutſchen Badeörtern, nach P— nämlich.

Unter den vielen, mehr oder weniger intereſſanten Badegäſten, welche ſich dazumal in P— befanden, wurden von Jedermänniglich zwei Frauenzimmer, ein älteres und ein jüngeres, das erſtere wohl nur des zweiten halber, bemerkt.

Als Madame Wachter nebſt Niece hatte ſich die ältere Dame in der Fremdenliſte verzeichnet; mit der Tante gedenken wir uns wenig zu ſchaffen zu machen, von der Nichte dagegen möchten wir dem Leſer gerne ein gelungenes

Bild entwerfen, allein, im Begriffe dieſes Wagniß zu unternehmen, fühlen wir die Schwäche unſerer Kraft, denn Agathens Reize galten nicht nur den Männern ſondern dem ſchönen Geſchlechte ſelbſt, überirdiſche, und wer dürfte ſich unterfangen den Himmel beſchreiben zu wollen.

Agathe war im eigentlichſten Sinne des Wortes ein Mädchen aus der Fremde, denn Niemand wußte, woher ſie kam, aber:

„Beſeligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit."

Die holdſelige Erſcheinung dieſes über alle Beſchreibung reizenden kaum ſiebenzehnjährigen Mädchens brachte unter den Badegäſten eine Art Revolution hervor; ſämmtliche Damen wünſchten die Fremde auf jene Küſte, wo der Pfeffer wächſt, denn die Eheherrn wurden kaltſinnig und mit den Junggeſellen war ganz und gar an kein Auskommen mehr zu denken.

Die Goldſchmidte konnten nicht genug Ringe und Bruſtnadeln, auf denen ein zierliches A zu erblicken war, anfertigen; man trug Agathenhalstücher; ein Parfümeur fabricirte eine Agathenpommade, welche reiſſenden Abſatz fand; Ständchen über Ständchen — Inſtrumental- und Vokalſtändchen wurden dem Mädchen aus der Fremde gebracht; allein Agathe blieb die Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit ſelber, von all' dem Lärm, den ſie verurſachte, ſchien ſie gar nichts zu bemerken, nur ſehr ſelten erſchien ſie im Theater und auf öffentlichen Promenaden, doch nie anders, als an der Tante Seite, und dieſe Tante? nun —

> „So können nicht Pfaffen, noch Pächter noch Drachen,
> Die Schätze tief unter der Erde bewachen,
> Als Tantchen die Nichte bei Tag und bei Nacht,
> Vor Feinden des ſechsten Gebothes bewacht.“

7.

Als ſich Don Alonſo bereits einige Tage in P— aufgehalten hatte und an allen Wirthstafeln und andern öffentlichen Orten von nichts anderm beinahe als von dem wunderholden Mädchen aus der Fremde ſprechen hörte, dachte er lächelnd bei ſich ſelbſt: Nun begierig wäre ich doch, dieſes achte Wunder der Welt von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen.

Endlich erſchien einmal die gefeierte Agathe mit der alten Tante auf einem der öffentlichen Spatziergänge, man zeigte dem Portugieſen die Heldin, unſer Held ſchaute und — weg war er, das heißt: Er war zur Stelle verliebter in das Mädchen aus der Fremde als die ganze Männerwelt in P—.

Ja, ja in allem Ernſte — der erſte Anblick des anmuthigen Mädchens allein hatte auf Don Alonſo einen ſeltſamen, ihm ſelbſt ganz unerklärlichen Eindruck hervorgebracht. Geſellſchaft wurde dem armen Ritter zum Eckel, er fühlte einen unwiderſtehlichen Drang in ſich, die Einſamkeit zu ſuchen und, er mochte ſchlafen oder wachen, ſtets ſchwebte Agathens liebliches Bild, gleich einer ätheriſchen Lichtgeſtalt, vor ihm.

Längſtens war Feniſa vergeſſen; vergebens ſtrebte die Vernunft ihre Stimme zu erheben, Alonſo hörte ſie nicht — emſig verfolgte er Agathens Spur; ſehen und nur einmal zum wenigſten ſprechen wollte er das herrliche Mädchen, allein Tantchen Drache wachte — unnahbar blieb ſie ſammt der holden Nichte und unſer Held konnte ſich lange keines beſſern Glückes erfreuen, dann die Dutzende ſeiner geheimen Nebenbuhler

8.

Doch endlich miſchte ſich plötzlich der Zufall, dem Portugieſen günſtig, in's Spiel.

Von einem einſamen Spatziergange an einem ſehr heitern Sommerabende etwas ermüdet, warf ſich Alonſo in einem Gebüſche bei einer luſtig ſprudelnden Quelle nieder und luegte, ſchwermüthig ſchwärmend, indem er an das Mädchen aus der Fremde dachte, hinaus auf eine vor ihm liegende im friſcheſten Grün lachende Matte.

Ein halbes Stündchen ungefähr mochte Alonſo alſo gelegen haben, horch — da ließen ſich ganz in der Nähe weibliche Stimmen vernehmen. Der Ritter richtete ſich auf und ſiehe da — am Saume des Gebüſches ſpatzirten langſam einher Agathe und die wachſame Tante. Das Mädchen war in ein einfaches weißes Gewande nur gekleidet, aber wie anmuthig ſtand es ihm, wie lieblich und mild ſtrahlten die Veilchenaugen, wie ſinnig lächelte der feine Mund — und das Stimmchen klang einem Silberglöcklein gleich; an holde Engelein mahnend ſchwebte Agathe mehr, als ſie gieng. — Dem portugieſiſchen Jüngling ſchwindelte, beinahe wäre es um ſeine Beſinnung geſchehen geweſen, er ſtarrte mit unverwandten Augen nach der ſüßen Huldgeſtalt hin; wären Schillers Poeſien dazumal ſchon vorhanden geweſen und hätte Alonſo ſie gekannt, es hätte ihn beim Anblicke der herrlichen jungen Magedein unwillkührlich an die Stelle gemahnen müßen:

„Sie bringet Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.“

Tantchen Drache war, etwas bizarr, in eine ſchwefelgelbe Robe gekleidet; die ſchmalen magern Schultern umflatterte ein grell rothes Tuch; auf dem alten Haupte wackelte ein hell grüner ſeidener Hut.

Auf der nahen Wieſe weidete ein zwar wilder aber doch nicht ganz geſchmackloſer Stier; das bunte Coſtüme der Tante brachte das Thier auseinander, mit vorgelegten Hörnern rannte es in seltsamiglichen Sätzen schnurstracks auf die Damen los, welche, laut schreiend, vergebens suchten das Gebüsch zu erreichen.

Alonso hatte sich sogleich bei der auf diese Weise entstandenen Gefahr ermannt; rasch sprang er aus seinem Verstecke hervor. Der Ritter war glücklicherweise mit einem etwas sehr derben Spazierstocke versehen, mit welchem er nun kühn dem wüthenden Thiere in den Weg trat.

Von zarter Jugend auf an den Anblick der grausamen Stiergefechte gewohnt, wußte der Portugiese recht wohl, wie mit solchen Gesellen umzuspringen war; er attaquirte den Stier mit kunstgerechter Gewandtheit und schlug ihn, nach Verlauf weniger Minuten, in die Flucht.

Indessen war die alte Tante ohnmächtig niedergesunken und die reizende Agathe beſchäftigte ſich ängſtlich mit der Matrone. Alonſo trat hinzu und hielt der Kranken ſeinen Flacon unter die Naſe, da ſchlug ſie endlich die Augen wieder auf.

Mit matt krächzender Stimme die Tante, — leiſe und hold erröthend die Nichte — alſo dankten die Damen ihrem Retter.

Man half der Alten auf die Beine, allein der ausgeſtandene Schreck war ihr dermaßen in die Glieder gefahren, daß ſie ſich kaum erhalten konnte. Alonſo both einen Arm an, nothgedrungen nahm ihn die Tante an und langſam wallte man nun nach Hauſe.

Nachdem ſie ihre Wohnung erreicht, dankten die Damen noch einmal dem Ritter, dieſer aber bath ſchüchtern um die Erlaubniß ſich des andern Tages perſönlich nach Tantchens Befinden erkundigen zu dürfen; die Dame ließ zwar ein etwas ſaures Geſicht erſchauen, hatte aber dennoch nicht den Muth die höfliche und gerechte Bitte abzuſchlagen.

9.

Ob Don Alonſo zur geeigneten Stunde ſeinen Krankenbeſuch pünktlich abgeſtattet? — in vollem Ernſte dieſe Frage an den Autor zu ſtellen, geneigter Leſer! dürfte Ihnen ſchwerlich in den Sinn wohl kommen.

Tantchen Drache hatte ſich von dem ausgeſtandenen Schreck ſo ziemlich wieder erholt, und unſer Held ſchien ob des Umſtandes entzückt.

Der portugieſiſche Cavalier ſprach wenig und gebrochen nur deutſch, allein nicht minder als die beiden Damen äußerſt fertig franzöſiſch, und es ſtand demnach der freien Converſation kein Hinderniß im Wege.

Alonſo fand Gnade vor des Drachen Augen; auf welche Weiſe er dieſes zu bewerkſtelligen vermochte, wiſſen wir zwar nicht anzugeben, genug! das Meiſterſtück gelang. Als ſich der Grand wieder entfernt hatte, ſprach die Tante zur Nichte: Agathe! der gefällt mir, er iſt ein feiner, beſcheidener, artiger Cavalier, von deſſen Bekanntſchaft nichts zu beſorgen bleibt, aber das macht, weil er ein Ausländiſcher iſt, wäre er ein deutſcher junger Edelmann, — was gilt die Wette — er wäre ſicher ein grober Bengel? — Agathe ſchwieg, eine ſchnelle Röthe auf der Jungfrau zarten Wangen ſprach.

Der Portugieſe ſetzte ſeine Beſuche in der Wohnung der Damen fort, und dieſe Beſuche wiederholten ſich immer häufiger, bald arteten ſie in tägliche ſogar aus.

Einen großen Stein im Brette gewann unſer Ritter bei Tantchen Drache; jedes Mißtrauen ſchwand und der Matrone Vertrauen — incredibile dictu! — gieng endlich ſo weit, daß ſie die Nichte oft mehrere Viertelſtunden mit dem Fremden allein ließ.

Je näher Alonſo das Mädchen aus der Fremde kennen lernte, in deſto höherm Grade wurde er von ihm bezaubert.

Agathe offenbarte die feinſte Geiſtes- und Weltbildung, innige Gemüthlich- und die zarteſte Weiblichkeit.

Jetzt hub der feurige Portugieſe zu begreifen an, was eigentliche Liebe ſey; denn wahrlich — nicht oft genug glauben wir es wiederholen zu können — ſeine Gefühle für Feniſa verdienten dieſen edlen Namen in der That nicht.

Von aller Ziererei und Prüderie entfernt war Agathens Benehmen gegen den intereſſanten ſchönen Fremden ſtets ſehr natürlich. Alonſo ſchien dem Mädchen aus der Fremde keineswegs ganz und gar gleichgültig, allein nichtsdeſtoweniger wachte die Jungfrau ſorgfältig über ſich ſelbſt; kein Wörtchen, keine Miene verrieth eine beſondere Theilnahme für den Jüngling, der offenbar ihren Winken nur lebte. Unſeres Helden Neugierde war rege gemacht, er forſchte häufig — ſo viel es Zartſinn erlaubte — nach der Damen Abkunft, Verhältniſſen und Heimath, allein beide Frauenbilder wiechen ſolchen Fragen mit Aengſtlichkeit beinahe aus; ein ſeltſam Geheimniß ſchien hier obzuwalten.

Indeſſen hatte Alonſos Leidenſchaft ihren höchſten Grad erreicht; Agathen oder kein Mädchen in der Welt zu beſitzen ſchwur er ſich ſelbſt.

Eines Tages — Agathe zeigte ſich minder zurückhaltend dann gewöhnlich — vermochte ſich der feurige Portugieſe nicht länger zu mäßigen; plötzlich den Arm um die anmuthige Jungfrau ſchlingend, rief er aus: edles, einziges, herrliches Mädchen! mein — meine Gattin ſollſt du werden, oder bei Gott! ich will nicht leben.

Agathe war heftig erſchrocken, ihre zarten Glieder bebten, ein Thränenſtrom entſtürzte den ſchönen blauen Augen, dann ſich ſanft des Ritters Armen entwindend, entgegnete ſie laut ſchluchzend: Unglücklicher!

nie, nie kann ich die Ihrige werden. Sie ſprach's und entfloh in's Nebengemach.

Die Tante hatte lautes Reden vernommen und war zur Stelle in die Stube, in welcher ſich Alonſo befand, geeilt.

Um Gotteswillen! was giebt es, — was iſt geſchehen? fragte die Alte erſchrocken, die Zerrüttung unſeres Helden ſogleich gewahrend.

Don Alonſo erzählte verzweiflungsvoll, was vorgefallen, da erblaßte und erbebte die Tante, indem ſie laut aufkreiſchte: Nun da haben wir's, dachte ich mir's doch gleich, keinem, gar keinem Manne darf man mehr trauen in dieſem leidigen Jammerthale, genannt Welt — Unſeliger! was haben Sie gethan? Das Mädchen hat Recht, es iſt eine reine Unmöglichkeit, nie, nie und in aller Ewigkeit nicht kann Agathe die Ihrige werden; darum beläſtigen Sie uns nicht länger. Fort! fort! — und hiermit ſchob der Drache mit ſeinen knöchernen Händen den Ritter aus der Stube, ohne daß dieſer hätte mehr zu Worte kommen können.

10.

Schlaflos durchwachte Don Alonſo nach jenen Vorfällen, eine lange Nacht. Nie, nie kann Agathe die deinige werden! — ſo tönte es ſtets und ſchrecklich in ſeinen Ohren. Der Arme folterte ſich ſelbſt mit Muthmaßungen, welche Urſache wohl einer ſolch' beſtimmt ausgeſprochenen Weigerung zum Grunde liegen möchte; unter allen denkbaren, welche des Ritters geſchäftige Phantaſie auffand, blieb ihm die gräßlichſte die Furcht: Es dürfte des herrlichen, räthſelhaften Mädchen Herz vielleicht nicht mehr frei und ſeine Hand verſagt ſchon ſeyn.

Als der Morgen angebrochen war, raffte ſich unſer Held auf und nachdem er ſich haſtig angekleidet, hatte er beſchloſſen, ſich wenigſtens Aufſchluß und Gewißheit um jeden Preis erringen zu wollen.

Alonſo ſtürzte fort. Gewaltſam wollte er zu den Damen dringen und dieſelben zwingen, ihm wenigſtens Rede zu ſtehen. Jetzt hatte er das Haus, das glückliche, welches das Mädchen aus der Fremde zu P— bewohnte, erreicht, aber o Himmel! — welch' neuer Schreck', welch' ungemeiner Schmerz erwartete ihn hier, das Neſt des Drachen und des herrlich ſtrahlenden Phönix, welchen jener bewachte, war leer und der Wirth berichtete, daß Tante und Nichte in der verfloſſenen Nacht plötzlich und unvermuthet abgereiſt ſeyen.

Zu P— war nun für den lodernden Portugieſen kein Bleibens mehr; er rannte in ſeine Wohnung zurück, befahl ſeinem Kammerdiener ſchleunigſt einpacken und Poſtpferde beſtellen zu laſſen; er wollte zur Stunde die Spur der Damen und ſeine liebreizende Agathe verfolgen, wäre es auch bis an der Welten Ende, denn daß er dem herrlichen Mädchen dennoch nicht gleichgültig geblieben, ſagte ihm des eigenen Herzens geheimſte Stimme; ſein güldnes Vließ wollte er retten aus den Klauen des Drachen, welcher es bewachte.

Es iſt etwas lange, ja ſehr lange her, ſeit ſich jene Begebenheit ereignet hat, welche wir hier zu erzählen im Begriffe ſtehen. Dazumal bekümmerten ſich öffentliche Behörden, ohne dringende Motive, wenig oder gar nicht um Reiſende. Sogenannte Reiſepäſſe, ohne welche man zu unſerer Zeit beinahe keinen etwas entfernten Spatziergang zu unternehmen wagen darf, kannte man gar nicht, und anſtändige Leute konnten ganze große Reiche durchziehen, ohne daß ihnen ein unberufener Frager zurief: Wohin und Woaus! — an Badeorten zumalen herrſchte in dieſer Hinſicht die höchſte Liberalität.

Vermittelſt der Polizei vermochte Don

Alonſo demnach nicht zu erkunden, wo Madame Wachter und ihre reizende Nichte für gewöhnlich domicilirten und wie emſig der Ritter ſich auch beſtrebte, auf andere Weiſe zu erkunden, wohin ſich die Damen gewendet, ſo blieb doch all' ſein diesfallſiges Mühen fruchtlos, denn Agathe —

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher ſie kam,
Und ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm. —

Zudem hatte ja Agathe — das ſchlimmſte blieb es bei der Sache — nicht einmal Abſchied genommen.

11.

Nichtsdeſtoweniger durchreiſte unſer abentheuerlicher Held, auf gut Glück, das große Deutſchland, mit dem brennenden Pfeile im jugendlich-heißen Buſen, in die Kreuz und Quere, allerwärts ſich nach einer Madam Wachter erkundigend.

Oeſters ſah ſich der arme Schelm bitter getäuſcht, denn es gab ſchon dazumalen der Madame Wachters beinahe ſo viele als der Madame Müllers in Germanien.

Endlich kam der Ritter in einer freien Reichsſtadt des ſüdlichen Deutſchlands an.

Don Alonſo gehörte einer gewiſſen Verbindung an, welche man, nicht ganz mit vollem Rechte, eine geheime nennt, und die ſich eines hohen Alterthums rühmt.

Es iſt hier von jener großen durch alle Zonen verbreiteten ehrenwerthen Geſellſchaft die Rede, welche das Feſt des heiligen Johannes des Täufers in einer höchſt würdigen Weiſe feiert und der Jakob Mollays Andenken ſtets ungemein werth bleibt.

Ob auch jene Verbindung von fanatiſchen Inquiſitoren, von der Dummheit und Scheelſucht oft hart bedrängt wurde, ſie wußte ſich zu erhalten und wird beſtehen, ſolange die beſcheidene Tugend lebt, das iſt ſolange, bis dereinſt der träge Erdenball aufhören wird ſich um ſeine Achſe zu drehen.

In N—, jener freien großen Reichsſtadt, deren oben erwähnt wurde, befand ſich eine berühmte Mutterloge und der hochgeachtete, reiche und in jeder Hinſicht ausgezeichnete Graf von W * ſt * r * * ch war Meiſter vom Stuhle.

Als Glied der feſten unabſehbaren Kette war Alonſo an den Grafen addreſſirt.

Kaum in N— eingetroffen, verfügte ſich unſer Held in des Grafen Palais, und verlangte dieſen zu ſprechen.

Der Kammerdiener im Vorgemache bedauerte ungemein, daß Sr. Hochgräfliche Gnaden gerade mit Sr. Erzellenz dem —ſchen Geſandten in einer ſehr wichtigen Unterredung begriffen ſeyen, und verbothen hätten, während derſelben irgend Jemanden zu melden, daher er Kammerdiener den hochgeſchätzten Fremden erſuchen müße, ein Bischen zu warten.

Des portugieſiſchen Granden Stolz erwachte; ihm beliebte nicht bei einem deutſchen Grafen — und wenn auch von noch ſo altem Geſchlechte — zu antichambriren. Mit einer nicht eben freundlichen Miene erwiederte er dem Kammerdiener: Wohlan denn, ſo überreichet Eurem Herrn dieſe Briefe, ich werde mich zu mehr gelegener Zeit einfinden. — Mit dieſen Worten verließ Alonſo das Gemach und ſtieg langſam die Treppen des Pallaſtes hernieder; doch kaum hatte der Ritter die Straße erreicht, da kam der Kammerdiener ihm nachgerannt. Mit gekrümmten Rücken ſprach das Männchen: Hochgräfliche Gnaden laſſen ganz ungemein bedauern, daß Hochdieſelben nicht im Stande waren Ew. Gnaden zu empfangen und laſſen Ew. Gnaden dringendſt erſuchen, dieſelben wollen Hochgräfliche Gnaden heute Abends acht Uhr mit dero Gegenwart im Logengebäude gütigſt beehren. Es iſt Tafelloge und Ew. Gnaden können nicht fehlen, dieſelben dürfen ſich nur in den Gaſthof zum goldenen Hirſchen, welcher auf dem großen Markte belegen, verfügen; im Hintergebäude zu ebener Erde wird dieſelben ein dienender Bruder empfangen und Ew. Gnaden dürfen demſelben nur ſagen: Ich bin des Meiſters Gaſt — ſo wird der Bruder nicht verfehlen, Ew. Gnaden in den Tafelſaal zu geleiten.

Ganz kurz erwiederte Don Alonſo auf dieſe breite Einladung: Wohlan denn ich werde erſcheinen, und mit dieſen Worten verfolgte er ſeine Straße.

12.

Es war ein unfreundlicher Dezemberabend, der Wind pfiff ſcharf aus Nord und trieb eiſigte Schneeflocken vor ſich her, wenige dumpf brennende Laternen erleuchteten nur ſparſam die breiten und einſamen Straßen der guten freien Stadt des weiland heiligen römiſchen Reichs, — als Don Alonſo in ſeinen weißen weiten Radmantel gehüllt über den großen Marktplatz jener Stadt wandelte. Er fragte bei einem Vorübergehenden nach dem Gaſthofe zum Hirſchen, wurde bedeutet und ſchritt ſofort durch den langen Thorweg des Gaſthauſes, über den Hof, dem hell erleuchtenden Hintergebäude zu.

In einem kleinen Vorgemach dieſes Gebäudes wurde der portugieſiſche Cavalier auch in der That von einem Diener empfangen, der dem Ritter, als er von ihm die Loſung: Ich bin des Meiſters Gaſt! erhalten hatte, auch ſogleich die großen Flügelthüren zu einem hell erleuchteten Saale öffnete und den Gaſt einlud in denſelben einzutreten.

Die Geſellſchaft, aus lauter Männern beſtehend, ſaß bereits beim Mahle um eine lange viereckigte Tafel, und den Ehrenplatz derſelben hatte eine gewaltige, ernſte und Ehrfurcht gebiethende Geſtalt eingenommen, welcher ſich Alonſo mit den Worten nahete: Meiſter! ich komme, weil —

Keine Umſtände, mein Bruder! erwiederte die gewaltige Geſtalt in einem tiefen Baße, ſo freundlich als es ihr möglich war, indem ſie den Ritter umarmte und herzlich kußte. Alonſo gab den Kuß, nach der hergebrachten Weiſe, dem zunächſt ſitzenden Bruder zurück, der innige Bruderkuß umkreiſete die Tafel, dann drückte der Meiſter ſeinen Gaſt neben ſich auf einen leer gebliebenen Stuhl nieder und Diener flogen herbei unſern Helden mit Speiſen und Getränken zu bedienen.

13.

Den Alonſo ſah ſich nun erſt jetzt in der Verſammlung etwas aufmerkſamer um, und dieſelbe erſchien ihm in der That ſeltſam.

Die ganze Tafelgeſellſchaft beſtand, mit Einſchluß unſeres Helden aus vierzehn Männern; die meiſten zeigten fremdartige Phyſiognomien, aus denen eine Art zurückſtoßender Wildheit blickte. Alle trugen, ſo wie unſer Held, große weiße Mäntel, welche ſie, ſonderbar genug, ſelbſt bei Tiſche ſitzend, umhangen hatten; blutrothe Schärpen umwanden die Hüften der Gäſte.

Der Tafel unterſten Platz hatte ein ſchöner Jüngling von wirklich intereſſantem Aeußerm eingenommen; ſeine Tracht glich jener der Uebrigen, nur hatte er einen großen, mit vielen bunten Bändern geſchmückten, Blumenſtraus vorſtecken. Uebrigens ſah der Jüngling ſehr blaß; er ſaß ſchweigend, mit niedergeſchlagenen Augen und aß ſoviel als nichts; der junge Menſch zog unwillkührlich des portugieſiſchen Granden Blick auf ſich, und dieſer mußte immer wieder, er mochte wollen oder nicht, nach jenem hinſchauen.

Gekreuzt lagen in Mitte der Tafel zwei ungeheure, breite, blanke und doppelſchneidige Schwerter, zwiſchen welchen ein wirklicher Todtenſchedel, in ſchauerlicher Weiſe, aus ſeinen hohlen Augenvertiefungen und dem gräßlichen, noch mit allen großen weißen Zähnen verſehenen, Mundgerippe den Gäſten entgegen fletſchte.

Der oben angeführte Meiſter vom Stuhle führte mit mehrern Gäſten ein lebhaftes aber höchſt ſeltſames Geſpräche, welches unſerm Helden, obwohl er nun der deutſchen Sprache ſchon ſehr mächtig war, beinahe gänzlich unverſtändlich blieb.

Don Alonſo hatte in Frankreich und Deutſchland bereits mancher Tafel- und Arbeitsloge beigewohnt, aber ſolch' ganz eigenthümliches Treiben noch nirgend wahrgenommen, jedoch erinnerte ſich der Cavalier oft gehört zu haben, wie in mancher Loge gar ſeltſame, dem urſprünglichen Ritus gar nicht entſprechende Ceremonien und Gebräuche obwalten ſollten, und der Heldſuchte ſich durch jene Erinnerung zu beruhigen, aber vergebens! ihn ergriff mehr und mehr eine unerklärliche Bangigkeit, welche zu verbergen ihm nur müheſam gelang, und es war ihm lieb, daß er gar nicht angeredet und überhaupt gänzlich überſehen zu werden ſchien.

14.

Das Gaſtmahl neigte ſich zu ſeinem Ende, da füllte der vorſitzende Meiſter einen hohen ſilbernen Pokal mit ſchäumendem Rebenſafte, dann erhob er ſich und Alle folgten ſeinem Beiſpiele. Hierauf ſtieß der Meiſter mit dem Becher an den Todtenſchedel, daß es hohl wiederklang und die unterliegenden Schwerter klirrten, der Meiſter aber reichte ſofort den Pokal jenem Jünglinge mit dem Blumenſtrauße, indem er feierlich und langſam ſprach;

Geſell'! ich bring dir hier das güldne Gut,
Es ſtärke deinen wackern Rächermuth,
Vergieße keck und kühn des Sünders Blut;

Und haſt, nach Richters Spruch, du brav und recht gerichtet,
So ward der Menſchheit Sache ſelbſt durch dich geſchlichtet.

Der Jüngling ergriff den Becher mit zitternder Hand und führte ihn an die bebenden Lippen. Don Alonſo ermannte ſich und wollte ſich ſo eben an den Meiſter wenden, um nach der Bedeutniß dieſes ſonderbaren Toaſts zu fragen, als er durch ein neues Ereigniß an der Ausführung ſeines Vorſatzes gehindert wurde.

Die Thüren, welche in einen großen Nebenſaal führten, flogen mit einemmale auf und man hörte aus jenem Saale Weiberſtimmen flüſtern, kiechern und lachen, ſo wie muſikaliſche Inſtrumente ſtimmen.

Aha! ſprach der Meiſter, unſere Weibſen ſind bereits angekommen, das leichte Volk kann des Tanzes Stunde kaum erwarten; nun wohlan die Tafel werde aufgehoben, doch Agathe! — der Meiſter rief die letzten Worte lauter, indem er ſich nach dem Nebenſaale hin wendete — Agathe! ſtimme ehevor noch, nach alter hergebrachter Weiſe, das Blutlied an.

Des Mädchens Nam', welches in ſeiner Seele lebte, ſo unerwartet an dieſem Orte ausgeſprochen, erſchütterte Alonſen heftig. Mit einem tiefen Seufzer ſprach er unwillkührlich und halblaut vor ſich hin: Agathe! ach Agathe!

15.

Der Meiſter erhob ſich wieder, ergriff eines jener auf der Tafel liegenden Schwerter und pochte mit demſelben in mächtigen Schlägen dreimal auf den hohlen Todtenſchedel; — eine feierliche Stille waltete ſogleich in beiden Sälen, eine lange Pauſe erfolgte.

Endlich hub im Tanzſaale eine Harfe zu

präludiren an und zwar in einer ganz eigenthümlichen, graulich wild luſtigen, Weiſe; ein kalter Schauer ergoß ſich durch Alonſos Adern und feinſte Fibern.

Das Präludium hatte geendet, eine höchſte reine aber bemerkbar zitternde Stimme trug nun vor: das gräßliche

Blutlied.

Kling und Klang,
Sing' und Sang! —
„Horch — die Schwertlein ſingen,
Hört den Stahl erklingen! —
Was bedeutet Schwertleins Sang? —"
Was des Stahles feiner Klang?" —
Schwertlein möchte trinken,
Lechzet längſt nach warmem Blut;
Sünders Haupt muß ſinken,
Strömen muß die rothe Fluth.
„Blutig Haupt ſo ſinke,
Schwertlein! trinke, trinke!
Blut entrichtet ſeinen Zoll,
Schwertlein! ſaug' dich übervoll —
Uebervoll — Ja, ja, ja!
Uebervoll — Juheiſa!" —

16.

Unbeweglich, leichenblaß, verſteinert — einem Marmelbilde ganz ähnlich — ſaß Alonſo auf ſeinem Stuhle. Keine Täuſchung waltete hier, dieſe Stimme — zu unvergeßlich blieb ihm ihr ſüßer Laut — dieſe Stimme — unverkennbar gehörte ſie dem Mädchen aus der Fremde an.

„Uebervoll — Ja, ja, ja! — Uebervoll — Juheiſa!“ — jauchzten die Männer; ſie wiederholten hierauf ſelbſt noch einmal in ſchauerlich' dumpfem Chore das ganze Blutlied vom Anfange an bis zum Ende und das volle Orcheſter im Tanzſaale akkompagnirte den Sang.

Don Alonſo war von ſeinem Sitze aufgetaumelt und unter des Tanzſaales offene Thüre getreten; einen Blick nur warf er in den Saal, dann ſchrie er auf: Jeſus! Maria! — ſie iſt es, es iſt Agathe!

Glücklicherweiſe übertäubte unſeres Helden überlauten Ruf der Männer wilder Geſang, der Ritter aber ſchwankte in ein Bogenfenſter, wo er ſich, nun überwältiget von heftigen ſeltſamiglichen Gefühlen, um nicht zu ſinken, an dem Strebepfeiler der Mauer anhalten mußte.

Der Geſang der Männer dehnte ſich ziemlich in die Länge und der Umſtand kam dem portugieſiſchen Cavalier zu Nutzen, denn Alonſo gewann Zeit ſich zuſamm' zu nehmen und ſich zu ſagen: Es bedürfe hier männlicher Faſſung, um mit Ruhe der Entwirrung eigenthümlicher Räthſel entgegen ſehen zu können, allein nicht ſonder große Mühe gelang es unſerm Helden eine ſolche nöthige Ruhe, wenn auch nur Theilweiſe, zu erringen.

17.

Der Sang endete jetzt und jener Diener, welcher ehevor Alonſo'n in die Geſellſchaft eingeführt hatte, trat in den Saal.

Der Bediente nahm den Meiſter vom

Stuhle bei Seite. Die beiden kamen in Don Alonſos Nähe zu ſtehen, und dieſem entgieng kein Wort von deren Unterredung.

Der Diener hub an: Meiſter! drauſſen ſteht ein fremder Mann, er behauptet von Euch zum Mahle geladen zu ſeyn, und bedauert, durch unvorgeſehene Hinderniſſe aufgehalten, ſo ſpät erſt erſcheinen zu können.

Der Meiſter erwiederte: Nur einen Fremden habe ich geladen, und dieſer befindet ſich ja ſchon lange hier, wo iſt er nur gleich?

Unſer Held trat aus dem Fenſter dem Meiſter entgegen und es entſpann ſich nun folgendes Geſpräch.

Alonſo. Mein Herr! hier bin ich, allein ein ſeltſamer Irrthum ſcheint obzuwalten; Ihr ſeyd doch der Graf v. W*ſt*r**ch, Meiſter vom Stuhle der hieſigen Mutterloge zu den drei — — — ?

Meiſter. (Lachend) Was — ich der Graf v. W*ſt*r**ch? ich heiße Kaſpar

Schwertburg. Meiſter bin ich allerdings und zwar der älteſte von den hier verſammelten. Aber Ihr, ſeyd Ihr denn nicht Meiſter Remingin von D—, Ihr traft bei der Execution zu ſpät ein, fandet mich nicht zu Hauſe, ich kannte Euch nicht perſönlich, ließ Euch aber dennoch zum Mahle laden?

Alonſo. Ich nenne mich Don Alonſo de Fogo, bin portugieſiſcher Grand und war an den Grafen v. W*ſt*r**ch dahier empfohlen, ich kannte gleichfalls den Grafen nicht perſönlich, er war heute Morgens verhindert mich zu ſprechen, doch hat er die Briefe, welche ich ihm überbrachte, erbrochen und ließ mich auf heute Abend in den Gaſthof zum Hirſchen zu einer Tafelloge laden.

Meiſter. Ein ſeltſamer Zufall — indeſſen es ereignen ſich ähnliche auf der Welt zuweilen doch, mir fängt au die Sache ziemlich klar zn werden. Herr Grand! Ihr ſeyd hier fremd, drum wißt, es gibt in dieſer Stadt der Gaſthöfe, zum Hirſchen genannt, zwei und beide ſind am Markte belegen: Im goldnen Hirſchen halten die freien Maurer eine Tafelloge, und wir Meiſter Nachrichter feiern hier im braunen Hirſchen ein Henkermahl, denn Ihr müßt wiſſen, dort der blaſſe junge Mann mit dem Blumenſtrauße an der Bruſt, brachte mit dem blanken Richtſchwerte den berüchtigten Räuberhauptmann Bando Bandurini heute Morgens glücklich vom Leben zum Tode; es war des Jünglings Meiſterſtück. Ihr Herr Ritter! hieltet mich für den Grafen v. W*ſt*r**ch, ich Euch für den jungen Nachrichter Remingin aus D—, das iſt es alles, nur verſtändigten wir uns freilich etwas zu ſpäte. Indeſſen noch einmal — ich muß es geſtehen, ein ſeltſamer, wirklich ein recht ſeltſamer Zufall bleibt dieſer immerdar. — Hi, hi, hi! —

Alonſo. (Ganz verblüfft.) Aber mein Gott! —

Meiſter. Beruhiget Euch Herr Ritter! wir ſprechen aus der Sache noch nachher. (Zum Diener ſich wendend.) Nun geh' Franz! gehe — dem Meiſter Remingin dürfte die Zeit zu lange werden, führe ihn in den Saal.

Der Bediente verbeugte und entfernte ſich ſchweigend.

18.

Alonſos Hand ergreifend zog der Meiſter ihn in einen Winkel; die Geſellſchaft wurde indeſſen immer lebhafter, Niemand achtete auf die beiden; das Geſpräch wurde in folgender Weiſe fortgeſetzt:

Meiſter. Herr Ritter! Ihr ſeyd, wie ich vernommen, freier Maurer, ich bin es auch! — (Der Nachrichter beurkundete ſich hier zu unſeres Helden nicht geringem Erſtaunen durch die gewöhnlichen Erkennungszeichen als Bruder, und fuhr dann redend fort:) Ihr wißt, jede Innung, jede Geſellſchaft und Verbindung hat gewiſſe Geſetze, ſelbſt ſolche, deren Sinn ſich dem Ungeweihten nicht immer ſogleich klar darzuſtellen vermag, und wir Nachrichter bewahren der ſeltſamen Gebräuche auch gar manichfaltige, unter welche auch gehört, daß Jeder, der einmal an unſern Henkermahlen Theil genommen, als einer der unſrigen betrachtet wird. Wäre dieſes eine hohe Ehre, der Zufall hat ſie Euch verſchafft, wir vermöchten ſie Euch nicht zu rauben, aber hieltet Ihr — was Gott verhüthen möge, der allein vor großen Vorurtheilen wahren kann — ja hieltet Ihr die neue Bruderſchaft für eine Schmach, nicht ſämmtliche Fluthen des großen Oceans, nicht die Gewäſſer aller bekannten Theile der Welt würden ſie von Euch waſchen.

Alonſo. Ich bin ſo überraſcht — mir iſt ſo ſeltſam zu Muthe — mir iſt wie einem ſchwer, einem gräßlich Träumenden, der dabei halb und halb noch wacht — darum erwartet von mir für jetzt keine Antwort, keine zuſammenhängende Rede, doch eine Frage Meiſter! beantwortet mir raſch! — Jenes Frauenbild, die holdſelige Magedein, welche vorhin das furchtbare Blutlied ſang, wie nanntet Ihr ſie doch gleich — wenn ich nicht irre — Agathe?

Meiſter. (Lächelnd.) Ich bin Kaſpar Schwertburg, wohlbeſtellter Nachrichter dieſer freien Stadt, und die Sängerin des Blutliedes iſt Agathe meine einzige leibliche Tochter.

(Das Orcheſter im Tanzſaale begann nun einen wilden rauſchenden Walzer zu ſpielen.)

Meiſter. Doch hört, der Ball beginnt. Kommt mein lieber Doppelbruder! Euch ſoll die Ehre werden mit Agathen den muntern Reigen zu eröffnen; ſchaut nicht ſo ſcheel, glaubt mir, Agathe iſt ein wackeres, deutſches Mädchen, eine Jungfrau hold und rein, auch vielleicht beſſer wohl als manches hofmäßig Edelfräulein, wenn eines Henkers Tochter auch nur.

Mit dieſen Worten zog Schwertburg unſern Helden in den Tanzſaal, und ſogleich ſtanden beide vor — Agathen.

Himmliſche Mächte, welch' ein Wiederſehen! — auch Agathe hatte den Ritter, als er ehevor unter die Thüren des Saales getreten war, glücklicherweiſe, ſogleich erkannt. Einer Ohnmacht war die Jungfrau nahe geweſen, doch auch ſie, das ſinnige ſtarke Mädchen aus der Fremde, hatte indeſſen Zeit gehabt, nach nöthiger Faſſung zu ſtreben, nicht unvorbereitet alſo von dieſer Scene überraſcht.

Agathe! ſprach der Meiſter ernſt und ſtolz, Don Alonſo de Fogo, der Unſerigen einer, heiſcht die Ehre, mit dir den Ball eröffnen zu dürfen; als Fremder kömmt ihm das Recht zu, dieſe Ehre zu erbitten, ihm ſein gutes Recht nicht vorzuenthalten gebiethet dir dein Vater.

Ein holdes Purpurroth überflog des vorhin erbleichten Mädchens zarte Wange; bebend both es dem Ritter das Händchen, gierig grief dieſer darnach, einen leiſen Druck der lieben kleinen Hand fühlte Alonſo, — raſcher rauſchte die Muſik, der Jüngling ſchlang den ſtarken Arm um der lieblichen Jungfrau ſchlanke Taille, feſt drückte er ſie an ſich, hörbar klopfte ihr Herzchen an ſeiner Bruſt, die Sinne drohten zu entfliehen. — Gedankenvoll, leidvoll und freudvoll, jetzt erfüllt von ſeliger Luſt und doch verzweiflungsvoll zugleich ſchwebte Alonſo mit Agathen — nein er tobte durch den Saal. — Fürwahr ein edel ſchönes Paar! — flüſterten ſich männliche und weibliche Gäſte zu; profanere Andeutungen erlaubte ſich, wenn auch leiſe, der gemeinere Henkertroß.

Zweiter Abſchnitt.

1.

Der dem Henkermahle gefolgte Henkerball both Agathen und Alonſo'n wahrlich keine Gelegenheit dar, ſich zu verſtändigen und mit Ruhe zu unterreden; das Pärchen war zu ſehr beobachtet von allen Seiten, zu ſehr überraſcht und befangen von heftigen, wechſelnden Gefühlen, als daß es hätte dazu kommen können.

Ein Theil war dem andern eine unverhoffte ſchreckbar' und doch ſehnlich erwünſchte Erſcheinung geblieben; furchtbar wonniglich rauſchte jene Ballnacht dahin, man wußte nicht wie man gefunden, nicht wie man wieder ſich verloren hatte.

Pſychiſch und phyſiſch erſchöpft hatte Alonſo nach beendigtem Balle etliche Stunden geſchlummert; als er erwachte, wurde es ihm, nach und nach nur, klar, daß alle am vorigen Abende von ihm erlebten ſeltſamen Ereigniſſe kein Traum, ſondern entſetzliche Wirklichkeit geweſen.

Was nun zu thun, was zu unterlaſſen in ſolch' ganz eigenthümlicher Lage? — Dieſe war die gewichtige Frage, welche ſich der Ritter bei kälterm Blute nothwendigerweiſe ſelbſt ſetzen mußte.

Wohl mahnte dringend der Verſtand: Später Sproſſe eines uralten edlen Geſchlechtes, welches ſeine Ehre ſtets unverletzt erhalten, du der Enkel jener Helden, welche Portugalls ſiegreiche Flotten führten und dem Vaterlande als Feldherrn glänzende Siege erkämpften, du, deſſen Vater als des glücklichen König Emanuels Admiral mit dem großen Vasco de Gama den Seeweg nach Oſtindien entdeckte, fliehe, fliehe ſchleunigſt, ſo weit dich die Beine tragen, denn ſie hatte recht dieſe Agathe: Nie, nie, in aller Ewigkeit nicht kannſt du der Ihrige werden — du, Portugalls ſtolzer älteſter Grand, der Gatte einer deutſchen Henkerstochter? — himmliſche Mächte! bewahret meinen Verſtand bei dem entſetzlichen Gedanken: Meine Schilde würden ſie zertrümmern, mich ſchimpflich bei'm Turniere von den Schranken weiſen und gemeine Troßbuben würden jubeln ob meiner ſchrecklichen Schmach.

In dieſer Weiſe ſprach des Helden Verſtand in der That recht verſtändig, allein deſſenungeachtet hatte er einen ſchweren Kampf zu beſtehen und zwar mit Alonſo's eigenem, in heißen Flammen Lieb'erglühendem, Herzen, und daß der gute Verſtand in ſolchem Streite beinahe immer den Kürzern zu ziehen pflegt, wer wüßte es nicht? —

Einmal, nur einmal noch will ich es ſehen das anmuthig holdſelige Mädchen aus der Fremde — dieſe Idee erwachte, wuchs in Momenten heran zur gewaltigen Rieſin und warf im Nu die herrlichſten Reflexionen alle über'n Hauf'.

2.

Schamerglühend und zögernd erkundigte ſich Alonſo bei ſeinem Wirthe nach des Nachrichters Behauſung, dem er, wie er ſagte, ein krankes Pferd in die Kur zu geben gedenke.

Laut lachend erwiederte der Wirth: Mein theuerſter gnädiger Herr! mit ſolchen Dingen befaßt ſich unſer Meiſter Kaſpar nicht, ein abſonderlicher Kauz, — keck und ſtolz wie er iſt, möchte man ihn eher für einen Fürſten als für einen Henker halten; ſolchen

Nachrichter giebt es nimmermehr im ganzen deutſchen Reiche, und für Jedermann bleibt der Menſch ein Räthſel.

Nichtsdeſtoweniger beharrte unſer Held auf ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe, den Nachrichter in ſeiner Behauſung beſuchen zu wollen und wurde demnach, ſeinem Verlangen gemäß, bedeutet.

Wohl eine ſtarke Stunde von den Thoren der freien Reichsſtadt N— entfernt, erhob ſich, in Mitte eines düſtern, aber ſich dennoch ſelbſt im tiefen Winter höchſt romantiſch darſtellenden, Föhrenwaldes, auf einer ſchrofen Felſenhöhe eine höchſt geſchmackvoll im italieniſchen Stiele erbaute Villa.

Hieher hatte man Alonſo gewieſen, doch er glaubte in der Irre zu wandeln, denn nimmermehr, dachte er, kann dieſe des Henkers Behauſung ſeyn. — Deſſungeachtet ſtieg der Ritter den ſchmalen, in Schlangenwindungen durch engliſche Anlagen zur Villa führenden

Felſenpfad hinan; Beſcheid hier zu erhalten konnte er wenigſtens hoffen.

Jetzt hatte unſer Held die Pforte des Landhauſes erreicht, unter welcher er von einem feinen Diener empfangen wurde.

Hauſt in dieſer Gegend nicht irgendwo, fragte Alonſo etwas betreten, Meiſter Schwertburg? —

Ihr befindet Euch, mein Herr! erwiederte freundlich der Diener, an Eurem Ziele, ich gehe, um ſogleich dem Meiſter, meinem Herrn, Euch zu melden — und mit dieſen Worten lief der flinke Burſche von dannen.

Unſer Held ſah ſich um; er ſtand im Erdgeſchoße der Villa in einer hohen Vorhalle; die Vertäfelung der Wände beſtand aus blinkenden ſpiegelglatten Marmorplatten; aus des Gewölbes Mitte ſenkte ſich ein großer zierlicher Kronleuchter hernieder; in den Niſchen des Gemaches waren ſehr wackere Statuen aufgeſtellt.

Wohl war Alonſo gewohnt in den Paläſten hoher Herrſchaften und vornehmer Geſandten ſolche Vorhallen zu treffen, allein er befand ſich hier denn doch in dem Hauſe eines Henkers? — kopfſchüttelnd fuhr der Ritter mit der flachen Hand über die hohe Stirne, als ob er ſich überzeugen wollte, daß er wache.

3.

Der Diener kehrte zurück. Der Meiſter erwartet euren angenehmen Beſuch, gnädiger Herr! ſprach der Menſch, indem er eine Thüre öffnete und unſern Helden über eine breite Marmeltreppe ins obere Stockwerk in ein wirklich prachtvolles Gemach leitete, unter deſſen Eingang Meiſter Schwertburg den Granden empfing.

In ein koſtbares, aber nichtsdeſtoweniger etwas phantaſtiſch angeordnetes, Morgengewand war die männlich ſchöne, gewaltige Geſtalt des Meiſters, welche in dieſem Coſtüme ungefähr das Anſehen eines reichen ungariſchen Magnaten hatte, gehüllt.

Es lag etwas feierlich ernſtes in der Art, in welcher ſich Alonſo von dieſem Schwertburg aufgenommen ſah.

In ein geräumiges und beinahe fürſtlich ausgeſtattetes Gemach eingetreten, nöthigte der Meiſter ſeinen Gaſt auf einem, mit ſchwarzem Sammt und reich mit Gold verbrämtem, Divan Platz zu nehmen; Diener trugen Morgen-Erfriſchungen auf, wie man ſie nur in den vornehmſten Häuſern zu ſerviren pflegt.

Als ſich die Männer allein befanden, nahm Schwertburg das Wort in folgender Weiſe:

Herr Ritter! ſprach der Meiſter, ein ungewöhnlicher Zufall, ein ſeltſamer Irrthum führten uns geſtern zuſammen, Ihr wurdet unwillkührlich der ungeladene Genoſſe eines Henkermahls; allein daß hier noch ein anderer, weit ſeltſamerer mir aber auch bei weitem unangenehmerer Zufall obwalten konnte, hätte ich geſtern Abends wahrlich nicht geahndet und dennoch iſt es demalſo. Meine Schweſter, eine Wittwe, Frau Wachter genannt, war durch Unpäßlichkeit verhindert, unſerm Feſte beizuwohnen. Nach Hauſe zurückgekehrt erzählte ich ihr die vorgefallenen Ereigniſſe, ich nannte Euren Namen, ich beſchrieb Eure Geſtalt, aber wie erſtaunte, nein — mich richtiger auszudrücken — wie erſchrack ich, als ich hörte, daß Ihr meinen Weibſen längſt nicht unbekannt geweſen, daß Ihr ſogar die Unbeſonnenheit begangen, meiner Tochter Liebe zu erklären und ihr Eure Hand anzubiethen.

Hier ſchwieg der Meiſter und heftete ſeinen furchtbaren vernichtenden Blick auf den Ritter; dieſer war nicht vermögend zu antworten.

Eine lange Pauſe erfolgte, dann erhob ſich Schwertburg. In ſtolzer, wir möchten ſagen majeſtätiſcher Haltung ſtand er da; ſeine erhabene Geſtalt ſchien ſich anſehnlich zu verlängern; wilder blitzte des ſchrecklichen Mannes großes ſchwarzes Auge und leidenſchaftlich bewegt rief er plötzlich aus:

Stolzer Grand des ſtolzen Portugalls hebe dich — ich rathe es dir — hebe dich hinweg aus dieſen Gauen, wenn dir dein Leben lieb; ein weiblich' Kleinod iſt meine Agathe — Himmel und Hölle! nein deine Beiſchläferin wird die Jungfrau niemals werden, dafür iſt ſie, wenn auch eines Henkers Tochter nur, viel zu gut, und recht hat das Mädchen, nie, nie und in Ewigkeit nicht kann ſie die Deine werden, denn einer der unſerigen nur, in des Wortes ſtrengſtem Sinne, ein Henker nur, wenn er ſein blutiges Meiſterſtück vollbracht, führt Agathen zum Altar, ſo wahr als mir Gott gnädig ſeyn möge! — darum Fremdling! fliehe, fliehe, fliehe in dieſer Stunde noch, oder fürchte des beleidigten Vaters fürchterliche, — fürchte blutige Rache! —

Der Meiſter ſchwieg hier, ſchritt aber, noch immer in heftiger Aufregung, mit haſtigen Schritten durch's Gemach. — Eine abermalige bedeutſame Pauſe fand ſtatt.

4.

Alonſo ſtarrte, wie gedankenlos, ſchweigend vor ſich hin, da fiel ſein Auge unwillkührlich und plötzlich auf ein ihm gegenüber an der Wand hängendes Gemälde; es war Agathens Bildniß, von eines Meiſters Pinſel unübertreffbar dargeſtellt.

Mild flehend blickten die frommen blauen Augen der Jungfrau auf den Ritter hernieder, lieblich und rührend lächelte der kleine feine Mund, ängſtlich ſchien ſich der keuſche Buſen zu heben, die runden zarten Händchen waren, wie zum Gebethe, gefaltet. — Da durchzuckte es den feurigen jungen Granden ganz wunderſeltſamiglich, ſeine Wange färbte ſich höher, eine eigenthümliche Unruhe verbreitete ſich über ſein ganzes Weſen, unverkennbar kämpfte ſeine Seele; Liebe, glühend heiße Liebe zu Agathen, dem unwiderſtehelich' lieblichen Mädchen, gewann die Oberhand; ein kühner, ein ſchneller, ein entſetzlicher aber ein feſter Entſchluß kam zur Reife.

In der Stimmung des Laertes beim Schakeſpeare, als er ausruft: „Ich trotze der Verdammniß!“ ſprang Alonſo von ſeinem Sitze auf, und krampfhaft Schwertsburgs Arm erfaſſend, ſchrie er wild auf: Meiſter, Blutrichter! ich bin dein, auf ewig dein — ein Henkersknecht will ich werden, will radebrechen, foltern, Köpfe abſchlagen — feierlich ſchwöre ich dir — kein Henker ſoll mich an kalter Ruhe und Kunſtfertigkeit übertreffen, aber Agathe ſey der

Preiß; im Namen Gottes! — nur Agathen gebt mir zum Weibe. Eure Weigerung koſtet mich das Leben nicht allein, es handelt ſich, ich fühle es in des Herzens Tiefe, es handelt ſich um meine ewige Seligkeit.

5.

Mit Ruhe hatte der Meiſter den brauſenden Granden angehört; mit einem langen vielſagenden Blick maß er ihn dann, endlich aber ſprach er feierlich ernſt: Jungling! wenige Stunden nur kenne ich dich, aber glaube, mir wohnt nicht gewöhnliche Menſchenkenntniß bei, deine Liebe zu Agathen gleicht einer wilden, alles verzehrenden, Flamme, und ich denke, weniger, als eine mild wärmende Gluth ſolle nimmermehr aus der Flamme werden, denn ein Kleinod iſt mein Mädchen, deſſen Werth ſelbſt der Leichtſinnige nie würde ganz verkennen können. — Einen Mann ſeltenerer Art verräth dein Entſchluß;

[illegible] den nächſten Umgebungen eines der höchſten königlichen Thronen freiwillig als Henkersknecht herniederſteigen zum blutigen Schaffot, fürwahr ein ſolcher Entſchluß deutet auf eine Liebe, welche über die Sterne reicht, und ich habe Urſache mich für überzeugt zu halten, daß in Agathens Buſen eine Flamme für dich glüht, die an Heftigkeit deinen eigenen Gefühlen nichts nachgiebt. Wohlan denn — ich achte dich meines Vertrauens werth, ſo wiſſe denn junger Menſch! auch ich ſtamme aus einem Geſchlechte, welches dem deinen an hohem Alter, Berühmtheit und Adel zum wenigſten gleichſteht, oder daſſelbe vielleicht noch überrifft. Im Beſitze großer Reichthümer, an einem der bedeutſameſten deutſchen Höfe durch Würden und Anſehen ausgezeichnet im höchſten Grade, vermochte auch mich eine heftige, die heftigſte aller Leidenſchaften, herniederzuſteigen in der Henker, vom großen Vorurtheils tief verachteten, Stand*), alles ſollſt du erfahren, du ſollſt dich überzeugen, daß es ein ebenbürtiges Fräulein iſt, dem du deine Hand zu reichen gedenkſt, übrigens Jüngling! glaube nicht, daß es dem Berufe, dem du dich zu weihen gedenkſt, an eigenthümlichen Reizen gebricht. Eine traurige Wahrheit iſt es, aber eine große Wahrheit in der That, der Menſch, und gerade der Menſch von beſſerm Stoffe am häufigſten, ſtellt eine Miſchung von Engel und Beſtie dar; der Menſch iſt — die Form der Zähne beweiſt es — ein geboren fleiſchfreſſend Thier, und demnach, wie die fleiſchfreſſenden Beſtien alle, lüſtern nach Blut. — Mit Widerſtreben und Grauen ergriff ich das Richtſchwert, aber bei Gott! mein Sohn —

---

*) Wir werden die nicht unintereſſanten Schickſale und ſeltſamen Abentheuer des Meiſter Schwertburgs in der Folge in einer eigenen Erzählung, betitelt: „der Nachrichter“ mittheilen.

der Meiſter ſprach das folgende mit wild funkelnden Augen und erhobenem Tone — einmal nur hatte ich gerichtet, ein Menſchenhaupt erſt war durch meines Schwertes Streich geſunken, da begriff ich die gräßliche Freude, die hölliſche Luſt, welche Blutvergießen gewährt, und mit gluhenderer Sehnſucht als der Bräutigam die Hochzeitsnacht erwartete ich, ſeitdem ſtets die Wonne, wenn mein Schwertlein ſingen durfte; neunzig und drei Köpfe ſchon ſind gefallen durch mich nach ſogenanntem Urtheil und Recht; laß fallen ſieben Köpflein noch, ſieben blutige Häupter nur durch den Flammberg mein, dann ſind es hundert gerade, ja, ja, hundert eine ſchöne gerade Zahl! und die blutige Doktorwürde iſt mein — ein blutiger, ein echter Doktor fürwahr ha, ha, ha!

Es war ein ſchreckliches, ein furchtbares Lachen, welches unverkennbar von momentanem Wahnſinne ergriffen, der Meiſter erſchallen ließ, indem er zugleich anhub in ganz ſeltſamer Weiſe die Stube lang zu tanzen, ein Benehmen, welches von einem bereits ältlichen und ernſten Manne, deſſen Geſtalt das Gepräge einer gewiſſen Majeſtät offenbarte, ausgeführt, einen ganzen eigenen Eindruck auf unſern Helden hervorbrachte; Fieberſchauer rüttelte Alonſos Glieder und ſchaudernd ſchaute er dem tollen Treiben des Meiſters zu.

6.

Nach einigen Minuten fieng Schwertsburg an ſich wieder zu faſſen und zu ſeinem gewöhnlichen Ernſte zurückzukehren, der mit ſeiner vorigen kurzen Luſtigkeit, ſonderbar genug, kontraſtirte.

Laßt Euch nichts befremden Herr Ritter! ſprach der Meiſter nun, es wandeln mich oft ſeltſame Launen an, aber es geht ſtets ſchnell vorüber; erlaubt, daß ich mich ein wenig drauſſen in der friſchen Luft erhole, denn mir iſt etwas unwohl, ich bin bald wieder bei Euch.

Mit dieſen Worten verließ Schwertsburg, ohne erſt ſeines Gaſtes Antwort zu erwarten, ſchleunigſt das Gemach und die Todtenbläſſe, welche des Meiſters Antlitz bedeckte, bezeugte nur zu deutlich, daß das vorgeſchützte Uebelbefinden kein leerer Vorwand ſey.

Alonſo war nun allein und die ſo eben vorübergegangenen Scenen gaben ihm zum ernſten Nachdenken reichlichen Stoff. Ruhiger geworden vermochte unſer Held freilich nicht ohne Entſetzen an ſein dem Meiſter feierlich abgelegtes Verſprechen zu denken, und er hub jetzt in der That an zu wanken und zu fürchten, er werde nicht ſtark genug ſeyn, ſein, in einer ihm nun ſelbſt unbegreiflichen, zu leidenſchaftlichen Aufwallung gegebenes Wort löſen zu können, allein während dieſes Zagens fiel des Jünglings

Blick wieder auf Agathens Bildniß und ſchneller Muth kehrte in ſeine Bruſt zurück; mit verſchränkten Armen ſtellte er ſich vor das liebe Bild und daſſelbe mit glühenden Blicken verſchlingend, vermochte er an nichts anderes mehr als an das wunderholde ſinnige Mägdlein allein zu denken.

Geraume Zeit mochte Alonſo in dieſer Lage verweilt haben, als die Thüre des Gemaches geöffnet wurde und unſer Held leiſe Tritte vernahm; er wandte ſich um und Agathe, hoch erröthend und ſichtbar bebend, ſtand vor ihm.

Auch Alonſo war betreten und nicht ſogleich im Stande die Jungfrau anzureden; ſo ſtand das Pärchen wohl etliche Minuten ſchweigend einander gegenüber; jeder Theil ſcheute ſich des andern Augen zu begegnen.

7.

Es war Agathe vorerſt, welche einige Faſſung wieder erlangte. Mit zitternder

Stimme hub das liebliche Mädchen an: Don Alonſo! eine unſägliche Angſt trieb mich hieher; mein Vater — nicht vermag ich es Euch zu verbergen — nicht oft, aber zuweilen doch pflegen ſich ſeine Sinne gar ſeltſam zu verwirren, — eigenthümliche Phantome pflegt ſein aufgeregter Geiſt dann zu verfolgen, — ein Conflict der ſchrecklichſten Lebensſchickſale, mir ſelbſt nicht genau bekannt, brachte ihn dahin. In einer ſolchen Stimmung nun trat der Vater vorhin in mein Gemach, — er ſagte mir Dinge von Euch — er ſprach von einem Entſchluſſe — nein Don Alonſo! nicht vermag ich ſeine Worte zu wiederholen, aber nicht wahr Ritter! es redete der Wahnſinn aus meinem unglücklichen Vater, nicht wahr, Ihr verſteht mich nicht? ich beſchwöre Euch, ſagt daß Ihr mich nicht verſteht? —

Wohl mein angebethet' Mädchen! erwiederte unſer Held, verſtehe ich dich; nicht

Wahnſinn ſprach aus deinem Vater, — dich zu beſitzen Agathe! würde ich der Hölle trotzen, kein Opfer fällt mir zu ſchwer — Mädchen! meine Liebe iſt keine dieſer Erden, o vermöchteſt du mich zu begreifen.

Sehnſüchtiglich und unwillkührlich ſtreckte der Jüngling die Arme nach der Jungfrau aus, nicht länger blieb das Mädchen Meiſterin ſeiner ſelbſt; laut ſchluchzend und mit dem Ausrufe: Alonſo! auch ich liebe dich mehr als mein Leben — ſank es an des Ritters Bruſt. Agathe! mein Leben, mein Himmel! liſpelte der Jüngling, indem er die Jungfrau heftig an ſich preßte; die Lippen, die glühend' heißen der Glücklichen, fanden ſich, — eine ſtumme, lange aber überſelige Umarmung, eine überirdiſche unauflösbare Seelenverkettung erfolgte.

Sich ſanft aus des Ritters Armen los machend, ſprach Agathe nach dieſer langen Pauſe mit mildem Ernſte, aber innig: Don

Alonſo! ohne Ziererei bekenne ich es, eine Verbindung mit Euch bleibt meines Lebens ſehnlichſter Wunſch, aber wahrlich nicht möchte ich mein höchſtes Glück erkaufen um jenen entſetzlichen Preiß; glaubet mir Ritter! nur die roheſte Natur und ein verſteinertes Herz mögen, wenn auch wie ſie zu ſprechen pflegen: „nach Urtheil und Recht" im Stande ſeyn, ſyſtematiſch Brüder zu morden; den Mann von Bildung und Gefühl kann nur halber Wahnſinn zu ſolchem Berufe leiten, deſſen Ausführung ihn nothwendig zur völligen Raſerei führen muß. Leider iſt es wahr, ich bin eines Henkers Tochter, aber bei Gott! eines Henkers, wenn auch eines geliebten Henkers Gattin möchte ich nicht viel lieber werden, dann jene eines Räuberhäuptlinges. —

Heſtig bewegt und abermals weinend warf ſich Agathe wieder in Alonſos Arme, und dieſer von des Mädchens ſinnigen Bemerkungen getroffen, machte ſich in Geheim bittere Vorwürfe ob des furchtbaren feierlichen Schwures, welchen er ehevor in höchſter leidenſchaftlicher Hitze ſo unbeſonnen dem gräßlichen Meiſter geleiſtet.

Plötzlich trennten zwei ſtarke Arme die Liebenden; Schwertburgs gewaltige Geſtalt mit ſeinem leichenblaſſen Antlitze ſtand zwiſchen ihnen. Oho, rief der Meiſter mit ſeiner dumpfen Baßſtimme, oho! Kinderchen! ſo iſt es nicht gemeynt, ja, ja Bruder Jogo! Agathe werde dein, aber mit Blut, wie geſagt, ſollſt du mir mein Kleinod abkaufen; nach beſtandenem Meiſterſtücke und nicht früher, verſtehſt mich, beſteigſt du den Torus, oder nimmermehr. —

Schwertburg ſprachs, ergriff des Ritters Hand und zog den Betäubten aus dem Gemache; Agathe aber ſank ſchluchzend, verzweiflungsvoll und halb ohnmächtig in den Divan.

8.

Der Meiſter führte unſern Helden in eine andere Stube, in welcher ſich die Männer zuſammen einſchloſſen. Nach einer geheimen Unterredung mit Schwertburgen, welche ein paar Stunden dauerte, verließ Alonſo deſſelben Behauſung, ohne ehevor Agathen noch einmal geſehen zu haben und kehrte in die freie Reichsſtadt N— zurück, aus welcher er ſchon des andern Tages in aller Frühe plötzlich abreiſte.

Der Ritter begab ſich nun vorerſt nach A— einer andern von N— ungefähr dreißig Meilen entlegenen großen Stadt. In A— angekommen entließ Alonſo ſeine ganze Dienerſchaft, veräußerte ſchleunigſt ſeinen Reiſewagen und andere ihm läſtige Dinge, und es war kaum eine Woche erſt ſeit unſeres Helden erſtem Beſuche in Schwertsburgs Villa verſtrichen, da erſchien Alonſo in derſelben zum zweitenmale und nun zwar in einem ganz einfachen und unſcheinbaren Anzuge.

Die holde Agathe hatte des Geliebten Rückkehr geahndet und dieſelbe eines Theils ſehnſuchtsvoll gewünſcht, andern Theils aber in Bangigkeit gefürchtet; Alonſos nunmehrige Gegenwart erfüllte das Mädchen wieder mit Luſt und Wonne, Angſt und Schmerz zugleich.

Mögeſt du Allgütiger! bethete die fromme Jungfrau inbrünſtig zum Himmel, mögeſt du alles zum Beſten wenden, und den edelſten der Männer vor jenem ſchrecklichen Opfer, vor dem Abgrunde wahren, an deſſen Rand ihn die heißeſte, die hochherzigſte und edelſte aller Leidenſchaften allein nur geführet hat.

9.

Obwohl wir uns bereits ausgeſprochen haben, Meiſter Schwertburgs eigenthümliche Lebensgeſchichte ſelbſt erſt künftig mittheilen zu wollen, ſo müſſen wir uns dennoch — um die gegenwärtige Erzählung nicht zu ſehr in myſtiſches Dunkel zu hüllen. — herbeilaſſen, einige ſeiner Verhältniſſe und jene ſeines Hauſes im allgemeinen etwas näher zu beleuchten.

Der Meiſter war in jeder Hinſicht ein ſehr gebildeter und unterrichteter, in mancher ſogar ein gelehrter Mann. Botanik, Arzneikunde, Chirurgie, Anatomie, Phyſik und Chemie waren ſeine Lieblingsſtudien, die er fortwährend mit Liebe und Eifer trieb und in welchen er große Erkenntniſſe ſich zu eigen gemacht hatte.

Als Henker blieb Schwertburg eigentlich doch nur Amateur, denn er hatte lediglich nur eine raſende Paſſion, verurtheilten armen Sündern die Köpfe wegzuputzen, in welcher Fertigkeit er es zu einer wahren Virtuoſität gebracht hatte. Da nun von dem hochweiſen Magiſtrate der freien Reichsſtadt N— das ihm zuſtehende jus gladii mit großer Regſamkeit ausgeübt wurde, ſo hatte Schwertlburg dieſem löblichen Magiſtrate, bereits vor einer Reihe von Jahren, als gewandter Kopfabſchneider ſeine Dienſte angebothen, welche auch angenommen wurden, und daß es unſerm Meiſter ſelten lange an Arbeit fehlte, dafür wußte der hoch-nothpeinliche Gerichtshof der freien Stadt des heiligen römiſchen Reichs zu ſorgen.

Uebrigens war Schwertlburg ein mehr als wohlhabender Mann, er verſchmähte jeden Gehalt und diente der freien Stadt lediglich honoris causa, ein Umſtand, den ſich die freie Stadt auch recht gerne gefallen ließ, und dafür ihren Meiſter Kopfabſchneider mit ungewöhnlicher Auszeichnung behandelte. Zur Beſorgung der anderweitigen unſäuberlichen Henkerſunktionen war ein beſonderes Subject angeſtellt, mit welchem Meiſter Schwertburg durchaus in keiner Verbindung ſtand.

Der ſeltſame Nachrichter verließ die von ihm ſelbſt erbaute geſchmackvolle Villa äußerſt ſelten und gewöhnlich nur dann, wenn ihn ſein entſetzlicher Beruf in's Criminalgefängniß und von dort mit ſeinen unglücklichen Opfern aufs Schaffott führte. Auſſerdeſſen beſchäftigte ſich Schwertburg ſtets in ſeinem Laboratorium mit anatomiſchen Präparaten, phyſikaliſchen Experimenten und chemiſchen Prozeſſen. Beſuche erhielt der Meiſter von Niemanden, denn wen hätte auch die Luſt anwandeln können, mit ſolchem unheimlichen Manne in nähere Bekanntſchaft treten zu wollen. Schwertburgs wenige Dienerſchaft aber beſtand aus vertrauten, ihrem, für ſie ſehr gütigen Herrn, blindlings ergebenen Leuten.

Was nun unſere Agathe betrifft, ſo hatte dieſelbe bereits als ein zartes Kindelein ihre Mutter verloren, und wurde von dieſer Zeit an in weiter Ferne, in einem lediglich für adeliche Fräulein beſtimmten Inſtitute erzogen; das Mädchen konnte, als es älter wurde, ſich weder an die Geſtalt der Mutter, noch an jene ſeines Vaters erinnern, doch ſagte man, daß dieſer, ein reicher adelicher Gutsbeſitzer, auf einer großen ihm gehörigen Hofmarke lebe.

Agathens korperliche und geiſtige Ausbildung entſprach den kuhnſten Erwartungen mehr als vollkommen, noch im Inſtitute war das Mädchen Jedermanns Liebling; allein zur Jungfrau nun kaum herangereift, erfaßte Agathe eine ungemeine Sehnſucht nach der Heimath und dem unbekannten Vater; ſie ſchrieb dieſem die beweglichſten Briefe, in welchen ſie ſtets nichts anderes bath, als ſie nach Hauſe nehmen.

Endlich erhörte der Vater der Tochter Bitten; plötzlich erſchien Madame Wachter, Agathen in die Heimath abzuholen; laut jubelte das fröhliche Mädchen.

Die Reiſe gieng raſch vor ſich, nach Verlauf etlicher Wochen hatte man Schwertsburgs Villa erreicht; innig bewegt warf ſich Agathe in des Vaters Arme und auch dieſen überwältigte ſein beſſeres Gefühl bei'm Anblick des einzigen, zur herrlich' blühenden Jungfrau herangewachſenen Kindes; es traten nach langen vielen Jahren zum Erſtenmale wieder Thränen in des alten Mannes Augen.

Allein nicht lange konnte der ſchreckliche Beruf des Vaters der Tochter verborgen bleiben; Agathen überraſchte die gräßliche Entdeckung ganz unvorbereitet und das ſinnig zarte Mägdlein entſetzte ſich ob derſelben ſo ſehr, daß es in ein hitziges Nervenfieber verfiel. Die Jungfrau genaß zwar von der hartnäckigen Krankheit, allein dieſelbe ließ eine allgemeine bedenkliche Schwäche zurück und die Aerzte riethen dringend den Gebrauch der Heilquelle zu P— an.

In welcher Weiſe der portugieſiſche Grand an dem Badeorte Agathens Bekanntſchaft machte, haben wir bereits vernommen. Uebrigens hatte Madame Wachter die Würde der Tante zu P— lediglich uſurpirt, ſie war nichts mehr und nichts weniger als eine alte verläßige Dienerin Schwertburgs, die ſich zwar auch jetzt in der Villa befand, aber daſelbſt eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielte, denn hier galten einzig und allein des Meiſters ernſter Wille und unumſtößliches Geboth.

10.

Alſo ungefähr waren die Verhältniſſe des Haushalts beſchaffen, in welchen Alonſo als gaſtliches Mitglied eintrat.

Meiſter Schwertburg zeigte ſich gegen ſeinen neuen Zögling ſehr gütig; unſer Ritter brachte des Tages meiſte Stunden in deſſelben Laboratorium zu und der Jüngling mußte ſich bald genug geſtehen, es gehörten dieſe Stunden nicht unter die unintereſſanteſten ſeines Lebens.

Alonſo war wißbegierig; das Studium der Aſtronomie, Phyſik und Chemie zog ihn vorzüglich an, und Schwertburg war ein Lehrer, welcher mit dem Ernſten Anmuth zu verbinden verſtand.

Uebrigens wußte es der Meiſter ſo einzuleiten, daß auſſer dem Mittagsmahle der Ritter mit Agathen ſelten zuſammen und noch ſeltener allein zuſammen kam, doch ſolch' erhabener Liebe genügte, vorerſt den geliebten Gegenſtand täglich einmal, wenn ſchon auch nicht ohne Zwang zu ſehen.

Indeſſen war der junge Lenz mit allen ſeinen eigenthümlichen Reizen erwacht und Schwertburg war billig genug, dem Lehrling zuweilen einen kurzen Spaziergang an Agathens Seite durch die Schlangengewinde des die Villa umgebenden, höchſt romantiſchen Forſtes zu geſtatten.

O Himmel! welche Hochgenüſſe gewährten dieſe ſparſamen Promenaden unſerm Paare; in ihrem ganzen bezaubernden Roſengewande nahete ihm die ſo oft geprießene güldne Zeit der erſten Liebe; mit jedem Tage lernte man beſſer ſich verſtehen, höher den wechſelweiſen gediegenen Seelenwerth ſchätzen; hatte Alonſo gegen Feniſen dereinſt Wankelmuth bewieſen, ſo trug ſeine echte innige Liebe zu Agathen nur um ſo unverkennbarer nun den Typus ſteter Treue, ja er war ſogar aufrichtig genug — ob er wohl daran that, will man hier nicht unterſuchen — Agathen ſein einſtiges Verhältniß zu jener Donna zu geſtehen. Die deutſche Jungfrau ſchauderte ob der Charakterſchilderung, welche der Ritter mit kräftigem Pinſel von der wilden Leidenſchaftlichkeit der Portugieſin entwarf, und gerne verzieh Agathe dem

Geliebten eine Verirrung, deren Grund in einer jugendlichen Schwärmerei und Täuſchung lag. — Wie viele Verirrungen der Vergangenheit muß weibliche Liebe aber ſchon verzeihen und welche der Art verziehe ſie auch nicht! —

Geraume Zeit hatte nun Alonſo bereits in Schwertburgs Laboratorium gearbeitet, allein nimmermehr hatte der Meiſter jener gräßlichen Bedingung wieder erwähnt, nach deren Erfüllung allein der Ritter einſt hoffen ſollte, ſeine heiße Liebe zu Agathen durch eheliche Verbindung gekrönt zu ſehen. Unſer Held machte ſein Mädchen auf dieſen Umſtand aufmerkſam und folgerte auf glückliche Vergeſſenheit der Bedingung von Schwertburgs Seite, allein ſchmerzhaft lächelnd erwiederte die Jungfrau: Edler Alonſo! Ihr wißt, wie ich von der Sache denke, nicht inniger als ich ſelbſt könnt Ihr wünſchen, es möchte alſo ſeyn, wie Ihr hofft, aber ach! Ihr kennt meinen Vater noch nicht; Monden lang ſtellt er als der ſanfteſte, vernünftigſte, liebwertheſte Greis ſich dar, allein es bedarf nur eines geringen Impulſes, ſeine fixe unglückliche Idee anzuregen und ſogleich brauſt ſein Wahnſinn toller auf dann je.

11.

Agathe hatte nur zu wahr geſprochen.

Eines Tages war der Meiſter ſchon früh Morgens zu einer Gerichtsperſon nach der Stadt beſchieden worden und kehrte erſt gegen Mittag wieder in die Villa zurück.

Eine hohe Gluth brannte auf Schwertburgs anſonſten geiſterbleichen Wangen; er aß nicht, und war ungemein zerſtreut. Alle ſchwiegen, Niemanden ahndete Gutes, ängſtlich blickten ſich Alonſo und Agathe an.

Nach beendigtem Mittagsmahle zog der

Meiſter den Ritter ins Laboratorium; die Thüren deſſelben wurden — es war lange nicht geſchehen — verſchloſſen.

Nun Geſelle! hub Schwertburg an, wie ſteht es; liebt Ihr noch mit ſolch' wild jugendlicher Gluth Agathen? — bleibt es noch Euer Ernſt, des Mägdleins Hand zu verdienen? — wollt Ihr löſen als Ehrenmann Euer Wort? He, he —

O Gott! ſeufzete Alonſo tief erſchüttert.

Wohl, wohl, erwiederte der Meiſter ſeltſam lächelnd, ich verſtehe, es iſt alles bei'm alten noch, nun mir lieb, recht gut — Geſelle! jubilire, dein Stündlein ſchlägt, Agathen ſollſt du verdienen, — mit deinem Meiſterſtücke ſie verdienen. Höre nur: Sie haben drinnen in der Stadt ein Weibsſtück ſitzen, die hat ihren Gatten ermordet; die Sache iſt ganz klar, ſelbſt das eigene Geſtändniß ſchon vorhanden; nichts bleibt gewiſſer: in drei, höchſtens vier Wochen muß ſie dran. Ich war im Gefängniſſe, habe die Maleficantin geſehen — nein Junge! ich ſage dir, ſolch' ein Hals iſt mir nimmermehr vorgekommen, ſo wahr ich lebe, ganz erſchaffen fürs Schwert, hoch aus den Schultern heraus, jedes Aederchen ſichtbar, die Haut fein wie Sammt — hi, hi, hi! Junge! ich beneide dir deinen Ehrentag, ja Herzensjunge! wenn du es nicht wäreſt, ich wüßte zum Teufel nicht, ob ich dir ſolchen Hals überließe — hi, hi, hi! eine wahre Wohlluſt muß es ſeyn, den durchzuſchneiden, und ein Blut muß ſtrömen aus dieſem Hals, roth, roth, roſenroth und heiß, ganz glühend heiß — hi, hi, hi! —

Der Meiſter erhob hier eine wilde, widerliche Lache und Alonſo ſchauderte ſichtbar.

Mit einem langen furchtbaren Blicke maß jetzt Schwertburg den unglücklichen Jüngling, dann fragte er mit eiſig kaltem Tone: Was iſt das Herr Ritter! ſeyd Ihr etwa eine

Memme, gereut Euch Euer Schwur, wollt Ihr Agathen nicht beſitzen? — o ſagt es nur friſch, ganz gerade heraus. — In Alonſos Muth Zweifel ſetzen, dieſes hieß ſeine ſchwächſte Seite treffen. Heftig rief er aus: Ich bin ein Mann; ich halte mein Wort; mein, mein um jeden Preis muß Agathe werden, ich bin zu allem bereit.

Nun, nun, nur nicht ſo wild mein Söhnchen! nahm der Meiſter, ſchnell wieder beſänftiget, das Wort, wußte ich es ja doch wohl, daß du ein muthiger friſcher Junge ſeyeſt, na warte, du ſollſt ſehen, 's iſt ein recht luſtiger Spaß, ein wahres Kinderſpiel — um das Halsabſchneiden.

Der Nachrichter ſchloß, nachdem er alſo geſprochen, einen Wandſchrank auf und nahm aus demſelben ein ſchweres breites Richtſchwert heraus. Mit einem ganz eigenthümlichen Wohlgefallen und einem ſeltſamen Eifer zeigte der Meiſter ſeinem Schüler nun, wie man das gräßliche Inſtrument erfaſſen, wie man ausholen und daſſelbe überhaupt handhaben müſſe.

Alonſo, von zarter Jugend auf, zu Turnier-Spielen eingeübt und mit Führung aller Arten Waffen vertraut, ſtellte ſich ſchicklich genug an und einige Verſuche gelangen bald ſo ſehr zu des alten Schwertburgs Zufriedenheit, daß der aberwitzige Greis ſeiner tollen Freude nicht Einhalt zu thun vermochte.

Bis ſpät in die Nacht hinein wurden die Uebungen fortgeſetzt und erſt als unſer Held, gänzlich erſchöpft, die Arme nicht mehr zu brauchen vermochte, ſprach der Meiſter: Nun mein Sohn! mein theurer Bruder! — geht zu Bette, es mag für heute dieſe erſte Uebung erklecken. —

Ungemein ermüdet warf ſich Alonſo auf's Lager, allein Fieberfroſt ſchüttelte ſeine Glieder, ſeltſame Phantome gaukelten vor ſeinen geſchloſſenen, aber heiß ihn brennenden, Augen umher, vergebens erwartete er wohlthätigen Schlummer.

12.

Von nun an waren in Schwertburgs Laboratorium die Beobachtung der Geſtirne, die chemiſchen Proceſſe und alle übrigen bisher betriebene nicht minder unterhaltliche als lehrreiche Verſuche und Studien eingeſtellt, wogegen von früh Morgens bis zum ſpäten Abende und zwar mit dem größten Eifer die tollen Exerzitien mit dem Richtſchwerte fortgeſetzt wurden.

Nachdem Alonſo die erſten Handgriffe, nach des Meiſters Dafürhalten, praktiſch hinlänglich eingeübt hatte, mußte der Ritter die Sicherheit des Schwertſchlages an Aepfeln, Mohrrüben u. dgl. einzulernen ſuchen, ja es wurden endlich in einem Nebengebäude der Villa ſogar Richtverſuche mit lebendigen Geſchöpfen, als an Hunden, Katzen ꝛc. angeſtellt.

So ſehr unſerm Helden vor ſolchen Beſchäftigungen graute, ſo mußte er ſich doch ſehr hüten weder dieſes Grauen noch irgend eine Nachläßigkeit ſichtbar werden zu laſſen, wollte er nicht des Meiſters furchtbaren Wahnſinn aufregen.

Bei den täglichen Einſchließungen der Männer im Laboratorium und des Vaters feierlich ernſtem, dann Alonſos verlegenem Benehmen, merkte Agathe freilich bald, es gehe irgend etwas Ungewöhnliches vor, allein nicht wagte das Unheil ahnende Mädchen den Geliebten nach dem Geheimniſſe zu fragen, und dieſer ſeiner Seits war froh eine ſolche Frage nicht zu vernehmen, denn nimmermehr hätte er vorerſt den Muth gehabt, der Jungfrau die Wahrheit zu geſtehen.

Alſo war die Lage der Dinge beſchaffen, als Schwertburg mit dem ihm eigenthümlichen unheimlichen Lächeln eines Tages ſeinen Schüler in's Laboratorium führte.

In Mitte des Gemaches ſtand ein hölzerner mit einer niedern Gallerie verſehener Stuhl, wie man ihn bei Hinrichtungen durch's Schwert zu gebrauchen pflegt.

Heute lieber Bruder! hub der Meiſter an, wollen wir einmal eine Hauptprobe halten, denn gleichwie der ſinnige Maler nicht immer nach der Gliederpuppe arbeiten kann, ſo bedarf auch die Einübung unſerer Kunſt lebendige Modelle; ja, ja Leben, Leben und Natur geht über alles. Hi, hi, hi, ! —

Die letzten Worte ſprach Schwertburg wieder in jener Weiſe, welche ſtets die nahende Tollheit verkündete, indem er ſchnell das Gemach verließ.

Alonſo gieng unruhig auf und nieder, aber wer beſchreibt ſeinen Schreck, als der Meiſter nach Verlauf weniger Minuten mit Agathen an der Hand ins Laboratorium zurückkehrte.

Muthig, muthig mein Mädchen, ſprach

der aberwitzige Greis, ſchon im Eintreten, du ſollſt deinem Geliebten, deinem Bräutigame als Modell dienen; ſetze dich nieder Agathe! ſetze dich, o es ſitzt ſich gar bequem auf dem Stühlchen hier,

Die Jungfrau erbleichte und zitterte heftig und auch um des Ritters Faſſung war es geſchehen, indeſſen drückte der Alte Agathen gewaltſam in den Stuhl; raſch und mit gewandter Hand entfeſſelte er der Tochter üppiges güldnes Haupthaar, daſſelbe geſchickt über dem Haupte in einen Knoten ſchlingend, und rieß mit wilden Gebehrden der Jungfrau das verhüllende Tuch vom keuſchen blendend weißem Buſen. Laut ſchreiend bedeckte Agathe die entblößte Bruſt mit den kleinen Händen, ſie wollte aufſpringen, aber der Schreck' hatte ihre zarten Glieder gelähmt; halb ohnmächtig hieng ſie im Richterſtuhle.

Jetzt wandte ſich der Meiſter zu Alonſo, der vernichtet und bebend neben dem Stuhle ſtand. Schau' mein Söhnchen, ſprach der Alte, indem er unſerm Helden das ſchwere Richtſchwert in die Hände ſchob, ſchau — gerade ſo wird die arme Sünderin vor dir ſitzen, alſo mußt du dich ſtellen, noch ein Bischen mehr links — ſo recht! ei, ei, welch' prächtig Hälschen hat mein Agathchen, gerade wie die arme Sünderin, recht geſchaffen für's Schwert; ſchau, ſchau her Söhnchen! hier die dritte Knorpel am Hälschen mußt du — wie ich dir oft ſchon ſagte, treffen, hier gilt es durchzuſchneiden, o es bedarf keiner großen Anſtrengung; es geht leicht, recht leicht — nur ein geſchickter Zug! 's iſt ein wahres Kinderſpiel; nun mein Söhnchen! ſo verſuche es einmal, hole aus mit dem Schwerte.

Agathe ſchluchzte leiſe vor ſich hin, das arme erſchrockene Mädchen wagte ſich nicht zu regen; Alonſo ſtand, das fürchterliche blanke Schwerdt in den ſchlaff herabhängenden Armen haltend, ganz betäubt und ſtumm an der

Stelle, wohin ihn der Meiſter geſtellt hatte. — Eine kleine Pauſe erfolgte.

Warte, warte Geſelle! — ſchrie jetzt der Alte — warte will dir gleich Courage machen — und mit dieſen Worten entſchloß Schwertburg, immer ungemein geſchäftig, einen Wandſchrank, nahm aus demſelben ein Strohfläſchchen heraus und füllte aus demſelben ein kleines Glas voll, das er dem Ritter mit dem lachenden Zurufe: Trinke, trinke, mein Söhnchen! trinke! hinreichte. Mechaniſch und halb bewußtloß, wie Alonſo war, griff er nach dem Gläschen und leerte es mit einem Zuge. — Da wurde dem Jüngling plötzlich ganz ſeltſam zu Muthe, ein wildes Feuer durchzückte alle, ſelbſt die feinſten Fibern ſeines Körpers; ſeine Augen funkelten, es flimmerte ihm vor denſelben, eine wilde Wuth, eine Mordluſt, eine entſetzliche, ergriff den Unglücklichen; es war ihm als müßte er morden, als müßte er Blut fließen ſehen — unaufgefordert ſchwang er das Schwert, er zückte — da fiel ihm der Meiſter laut jubelnd in die Arme: Bravo, bravo, Seelenjunge! ſchrie der wahnſinnige Alte, bravo — du biſt geboren zum Henker, wirſt ein Henker werden comme il faut, aber Blitzjunge! reitet dich der Teufel, hätteſt ja da bald meinem Agathchen, deiner Braut, deiner Blutbraut, blos ihres köſtlichen Hälschens halber, den Kopf vor die Füſſe gelegt. Du Mordjunge du — hi, hi, hi! — Nun habe ich es dir nicht gleich geſagt, der Menſch ſey Engel und Beſtie zugleich, hab ich dir nicht geſprochen von der hölliſchen Luſt, welche Blutvergießen gewähre. Hi, hi, hi!

Schaudernd und Geiſterbleich ſchleuderte Alonſo das furchtbare Schwert weit von ſich; er mußte ſich, um nicht zu ſinken, am Richtſtuhle feſt halten.

Agathe war aufgeſprungen und laut ſchluchzend ſich an des Ritters Bruſt werfend rief ſie aus: Nein, nein Geliebter! um ein ſolch' gräßlich' Opfer mag ich nun und nimmermehr die deine werden, ſiehſt du nun wohl ein, daß ich Recht hatte und daß ſolch' ſchrecklicher Beruf zur Raſerei führen müßte den Mann von Bildung und Gefühl? —

Der aberwitzige Meiſter tanzte indeſſen in wunderlichen Capriolen durchs Gemach, immer das Zeichen, daß ſein momentaner Wahnſinn den höchſten Grad erreicht, und laut kreiſchend ſang der unheimliche Greis:

Schwertlein! ſaug' dich übervoll —
Uebervoll — Ja, ja, ja!
Uebervoll — Juheiſa!

13.

Des andern Tages beim Mittagsmahle lagen nur zwei Couverte, das eine für den Meiſter, für Alonſo das andere, weder Agathe noch Madame Wachter waren zu erblicken.

Als man ſich geſetzt hatte ſprach Schwertburg: Aha! Herr Ritter! ich merke wohl, Ihr vermißt die Weibſen? — ja ſeht mein lieber Bruder! ich habe das Volk auf etliche Tage weggeſchickt, mögen einmal eine Luftveränderung machen, denn wenn Männer ernſt handeln ſollen, taugt der Weiber Gegenwart wahrlich nicht. —

Mit ziemlicher Gleichgültigkeit nahm Alonſo heute dieſe Nachricht hin, denn ſeit er aus jener unſeligen Strohflaſche getrunken, blieben ſein Geiſt und alle ſeine Sinne, nach einer ſchnell vorüber gegangen wilden Aufwallung, von ſeltſamer Apathie befangen; wahrſcheinlich war es eine Miſchung ſtarker narcotiſcher Säfte geweſen, welche er verſchlungen.

Nach beendigtem Mahle ließ ſich der Meiſter alſo vernehmen: Herr Ritter! — ſprach er — Uebermorgen iſt Euer Ehrentag; Uebermorgen ſollt Ihr Agathen verdienen, Euer Wort löſen, das Meiſterſtück vollbringen und

— um mich kurz zu faſſen — Ihr ſollt die arme Sünderin mit dem Schwerte richten. Hört! wie ich mir, Euch ſoviel möglich zu ſchonen, alles ausgedacht. Ich weiß wie ich mit meinen geſtrengen Herren drinnen in der freien Reichsſtadt daran bin, etwas darf ich Ihnen ſchon biethen. Die Herren ſollen es gar nicht wiſſen, daß meiner Schüler einer an der armen Sünderin ſein Meiſterſtück vollziehen wird, ja es ſoll bis zum letzten Momente Jedermann der Meynung bleiben, es würde die Execution von mir ſelbſt ausgeführt werden. — Einer meiner vertrauteſten Freunde wird demnach Euch unmittelbar von unſerer Wohnung zum Schaffote geleiten; ich ſelbſt nehme die Delinquentin im Criminalgefängniſſe in Empfang und bringe ſie nach der Richtſtätte, wo Ihr unſer bereits wartet. In meiner Umgebung beſteigt Ihr nun mit der armen Sünderin zugleich das Schaffot, aber hütet Euch, das Geſchöpf anzuſchauen, es möchte

Euch auſſer Faſſung bringen. Ihr, mein theurer Geſelle! bleibt nun abgewendet, das Richtſchwert unter dem Mantel verborgen haltend, ſtehen, bis die Mörderin entkleidet, auf dem Stuhle feſtgebunden ſitzt, und der Spitzwürfel*) ihren Haarſchopf erfaßt hat, nun gebe ich Euch einen Wink, Ihr werft den Mantel von Euch, tretet mit dem Richtſchwerte raſch hinter den Stuhl, werft einen prüfenden Kennerblick auf des jungen Weibes köſtliches Speckhälschen, meſſet, holt aus und Plautz da liegt es das ſchöne Frauenhaupt — hi, hi, hi! —

Ohne Schauder und ſichtbare Erſchütterung, ja ſchweigend ſelbſt, hatte Alonſo Schwertsburgen angehört, allein dieſe ſcheinbare Ruhe, welche der Meiſter ſehr fröhlich für baare Münze nahm, durfte lediglich auf die erwähnte Geiſtesbetäubung unſeres Helden geſetzt werden.

---

*) Spitzwürfel wird in vielen Gegenden jener Henker genannt, welcher bei ſolchen Executionen, als des eigentlichen Nachrichters erſter und wichtigſter Gehülfe erſcheint.

14.

Der furchtbare Tag, an welchem der Ritter ſein gräßliches Meiſterſtück vollbringen ſollte, war erſchienen.

Schwertburg hatte ſich, nachdem er ſeinen Schüler vorerſt der Leitung eines bewährten auswärtigen Nachrichters überlaſſen, ſchon mit dem früheſten Morgen in die Stadt begeben.

Jener fremde Nachrichter half nun ſehr theilnehmend und geſchäftig Alonſon feſtlich ankleiden und ſprach ihm Muth zu; allein des Ritters Betäubung dauerte noch immer fort; er ließ alles, was man wollte, mit ſich geſchehen und mehr als einem Opferprieſter der Themis glich er ſolch' unglücklichem Opfer ſelber.

Eine unermeßliche Menſchenmenge umwogte die Richtſtätte. Das blanke Schwert im Arme, tief in ſeinen weißen Rademantel gehüllt, lehnte Alonſo an der Wand jener kleinen Kammer, welche unter Schaffoten angebracht zu ſeyn pflegt. Horch — jetzt hallten die Glocken der freien Reichsſtadt dumpf zuſammen; in feierlichem Zuge nahete man langſam mit der armen Sünderin dem Rabenſteine.

Nun wurde die Unglückliche durch die Kammer, in welcher ſich der Ritter befand, geführt und auf der kleinen Treppe nach dem Schaffote ſelber geleitet; Alonſo wandte das Geſicht ab, um das Opfer nicht zu ſehen, welches durch ſeinen Schwertſtreich fallen ſollte.

Als die arme Sünderin die eigentliche Richtſtätte betreten hatte, vernahm man aus der Menge des Volkes manchen Ruf des Erſtaunens und des Mitleids. Ach, welch' herrlich' blühende weibliche Schönheit! — riefen Einige — Und in des Lebens ſchönſtem Alter ſeufzeten Andere.

Schwertburg nahete unſerm Helden; der Meiſter wollte Alonſo wieder aus jener Strohflaſche laben, allein unwillig ſtieß dieſer das dargereichte Glas zurück, doch folgte er mit dem Muthe der Verzweiflung Schwertburgen aufs Schaffot.

Mit kühner Faſſung und ſtolzer Reſignation benahm ſich zu Jedermanns Verwunderung die reizende arme Sünderin; ſie wurde auf den Richtſtuhl geſetzt und feſtgebunden; alles machte ſich ſehr raſch.

Alonſo ſtand, wie ihm geheißen worden war, abgewandt; was in ſeinem Innern vorgieng, iſt keiner Beſchreibung fähig.

Schon hatte Spitzwürfel den Haarſchopf des ſchönen Weibes ergriffen, da trat Schwertburg raſch zu unſerm Ritter: Jetzt, jetzt, jetzt iſt's Zeit, brüllte der Meiſter mit wild rollenden Augen dem Unglücklichen ins Ohr. — Ja, erwiederte Alonſo, indem er verzweiflungsvoll den Mantel von ſich warf, und das Schwert ſchwang, ja jetzt iſt's Zeit, Gott! ſtärke mich, es gilt Agathens Beſitz.

Raſch ſchritt hierauf der Ritter zum Richtſtuhle hin, da fiel ſein Blick unwillkührlich auf der armen Sünderin reizendes aber bleiches Antlitz: Jeſus! Maria! Joſeph! ſchrie er plötzlich auf, Feniſa!

Alonſo! Verräther! — ächzte die Mörderin, indem ſie mit Heftigkeit aufzufahren ſtrebte. — Alonſo war ohnmächtig einem Henkersknechte in die Arme geſunken, das zunächſt ſtehende Volk hub an zu murren, da entrieß Meiſter Schwertburg, ſchnell gefaßt, dem Ritter das Richtſchwert, holte aus und trennte mit einem glücklichen Streiche den Kopf der armen Sünderin vom Rumpfe.

Mit grinſendem Lächeln zeigte Spitzwürfel das Blut triefende Haupt dem verſammelten Volkshaufen.

15.

Wir glauben dem Leſer ſchuldig zu ſeyn, vorerſt in gedrängter Kürze Feniſas Geſchichte liefern zu müßen.

Als Alonſo, der Geliebte ihrer Jugend, entflohen war, und ſein Treuebruch durchaus nicht mehr zu bezweifeln blieb, kannten die Wuth und der furchtbare Zorn der leidenſchaftlichen Donna durchaus keine Gränzen mehr; ſie ſtand in Gefahr ihren Verſtand zu verlieren und legte ſich ſelbſt die feierlichſten Schwüre ab, an dem Treuloſen blutige Rache üben zu wollen.

Feniſa blieb entſchloſſen Alonſos Spur raſtlos zu verfolgen und nicht eher zu ruhen, bis ſie den Verräther aufgefunden, allein obſchon die Donna ungemein reich und gänzlich unabhängig war, ſo ſtellte ſich doch der Ausführung dieſes Planes ein Haupthinderniß entgegen, denn eine Dame allein, ohne männlichen Schutz, konnte doch nicht wohl Europa durchſtreifen; ſehnlich wünſchte ſich Feniſa demnach einen Gemahl, gleichviel wie er beſchaffen, wenn er nur als Werkzeug der Rache, als Mittel zum Zwecke ſich brauchen laſſen würde, allein trotz ihres Anſehens und Reichthumes mochte der wilden Furie in der Heimath kein ebenbürtiger, ſelbſt kein armer Jüngling nahen; denn der Donna Charakter war eben ſowenig, als ihr Reiſe- und Racheplan, tiefes Geheimniß geblieben.

Um ſolche Zeit nun kam Don Ramiro, ein ſpaniſcher Hidalgo nach Liſſabon. Dieſer Don Ramiro war weiter nichts als ein verworfener Abentheurer, der durch Spiel und auf andere unedle Weiſe bald hier bald dort ſeinen Unterhalt ſuchte und beinahe jeden Ort, an dem er einige Zeit verweilt, mit Schmach bedeckt, verlaſſen mußte.

Durch das Gerücht von der halb wahnſinnigen Feniſa Reichthum und Lage einigermaßen unterrichtet, drängte ſich Ramiro an die Donna; für einen Menſchen ſeiner Art war hier eine ergiebige Beute zu hoffen.

Leicht fand der Hidalgo Gnade vor

Feniſens Augen, denn ſtark, jung, welterfahren und tollkühn ſchien er ganz der Mann zu ſeyn, wie ſie ihn zu ihren Zwecken ſuchte. Ramiro wurde Feniſens Gemahl, nachdem er ehevor der Donna einen geheimen fürchterlichen Eid abgelegt, daß er mit ihr in allen Winkeln der Welt den Verräther Alonſo aufſuchen und ihre blutige Rache an demſelben aus allen Kräften befördern helfen wolle. Eine bedeutſame baare Summe ſollte nach vollbrachtem Werke dem Hidalgo lohnen und ihm frei ſtehen, ob er noch künftig mit der Gattin leben, oder aber ſich von ihr zu trennen vorziehen würde.

Die Vermählung des ſaubern Paares wurde in aller Stille vollzogen und daſſelbe wandte ſich ſofort ſogleich nach Paris. Hier gelang es dem unausgeſetzten Mühen und dem Scharfſinn der Donna die Route auszumitteln, welche Alonſo von der galliſchen Hauptſtadt aus genommen; Feniſa verfolgte nun den Treuloſen nach Deutſchland, und nachdem ſie ihn in dem Badeorte P— nicht mehr traf, bis nach der freien Reichsſtadt N—, allein hier gieng die letzte Spur verloren, denn einen ſtolzen portugieſiſchen Granden in des Nachrichters Hauſe aufzuſuchen, konnte der Donna freilich nicht wohl in den Sinn kommen.

Dem ſpaniſchen Hidalgo währte indeſſen die ganze Geſchichte etwas zu lange und die freilich nicht ſehr freundlichen Launen der Donna erſchienen ihm mehr und mehr unerträglich. Der Abentheurer beſchloß die Gattin heimlich zu verlaſſen, ſich ehevor aber ſelbſt abzulohnen.

Einſt in der Mitternachtſtunde, als Ramiro die Donna in tiefen Schlaf verſunken glaubte, öffnete er mit Dietrichen der Donna Reiſekoffer, in der Abſicht, ihren Schmuck, ſo wie eine bedeutſame Summe zu entwenden, und mit ſeinem Raube ſofort zu entfliehen.

Allein Feniſa hatte den Schurken belauſcht und ſtürzte plötzlich, wie es einmal in ihrer Weiſe lag, mit dem blanken Dolche aus dem Nebengemach. Der Hidalgo, nun ſchon zum Aeußerſten gebracht, wollte mit Gewalt durchſetzen, was der Liſt mißlungen war; er rang mit dem Weibe, aber unglücklich genug, denn Feniſens Dolch durchbohrte ſeines Herzens Mitte.

Röchelnd ſtürzte Ramiro zu Boden und in wenigen Minuten war er todt. Der Lärm in der Donna Zimmer machte in dem Gaſthofe, in welchem Feniſa wohnte, eine nächtliche Geſellſchaft aufmerkſam; man fand den Leichnam und die Donna neben ihm mit dem Dolche und mit blutbefleckten Händen.

Feniſa wurde ergriffen; der Augenſchein ſprach gegen ſie, auch war die Donna zu ſtolz zu leugnen; ſie wurde nach den Geſetzen des Landes als Mörderin ihres Gatten zum Tode durchs Schwert verurtheilt.

16.

Als Alonſo aus ſeiner tiefen Ohnmacht erwachte, befand er ſich in der Villa auf ſeinem Lager; Agathe ſaß neben ihm.

Beinahe zwei mal vier und zwanzig Stunden war der Ritter ohne Bewußtſeyn gelegen. Kaum hatte er zum Erſtenmale die Augen geöffnet, da vergoß Agathe Freudenthränen, indem ſie laut ſchluchzend über ihn hin ſtürzte.

Die Jungfrau war von allem Vorgefallenem bereits unterrichtet, allein gerne verzieh ſie, denn Liebe zu ihr, jene übergroße Liebe allein hatte ja den Ritter den entſetzlichen Entſchluß faſſen laſſen, als Henker das Schaffot zu betreten.

Schnell erholte ſich Alonſo wieder und nach Verlauf weniger Tage vermochte er das Lager zu verlaſſen.

Allein Meiſter Schwertburg mußte von jener Scene dennoch ſelbſt ungemein ergriffen worden ſeyn, denn auch er lag jetzt krank darnieder. Das Seltſamſte bei der Sache blieb, daß der Kranke weder ſeine Tochter noch irgend ſonſt Jemanden in ſein Gemach eintreten ließ, einen betagten ſehr würdigen und verſtändigen Prieſter aus N— ausgenommen, mit welchem er ſich während einigen Tagen mehrere Stunden lang einſchloß.

Mit bangen Herzen harrten Agathe und Alonſo der Dinge, die da kommen ſollten, da wurden ſie eines Tages ganz unverhofft vor Schwertburgs Lager beſchieden. Unſer Paar erſchrack, als es des Kranken anſichtig wurde, denn ſehr hatte ſich ſein Aeußeres ſeit kurzer Zeit verändert.

Der Meiſter ſtellte ſich ungemein blaß und erſchöpft dar; allein jene gewiſſe Wildheit, welche einſt alle ſeine Züge und ſeinen Blick vorzugsweiſe charakteriſirt hatte, war gänzlich entſchwunden, und ſein Mund lächelte nun ſo wehemüthig ſanft, wie man es früher nimmermehr gewahrt hatte; der obenerwähnte alte Prieſter ſtand neben Schwertburgs Lager und dieſer winkte nun ſeiner Tochter und unſerm Helden näher zu treten.

Laut ſchluchzend warf ſich Agathe über den ſehr erſchöpften und kranken Vater, auch Alonſo und der Geiſtliche waren tief gerührt.

Nachdem ſich Schwertburg der Tochter erwehrt hatte, richtete er ſich mühesam im Bette auf und ließ ſich mit ſehr ſchwacher Stimme alſo vernehmen: Meine Lieben! verzeiht mir, ich habe Euch verſchiedentlich ſehr betrübt, allein nicht ich war es, ſondern ein böſer entſetzlicher Geiſt, welcher in mir wohnte und der mich ſeit einer langen Reihe von Jahren in ſeinen Banden gefangen hielt, doch endlich nun iſt ſie gewiechen meines Lebens Ironie, aber freilich ziemlich ſpät, denn ich ſtehe an meiner Tage letzter Marke. Ihr

Herr Ritter! habt Euer Wort ſo gut als gelöſt, denn Ihr habt gethan, was einem Menſchen möglich bleibt; Eure Liebe iſt ſtark, innig und wahr, darum kröne ſie der Preis; in keine beſſere Hände wüßte ich das Loos meines nun bald verwaiſten Kindes niederzulegen, dann in die Eurigen gerade. Empfanget hiemit dieſe Papiere; ſie enthalten die Beweiſe, daß die Braut Euch ebenbürtig, dann meinen letzten Willen, die Geſchichte meines unglücklichen Lebens, und der ſeltſameſten und graulichſten Schickſale*), welche vielleicht je ein Menſch erlebte. Doch meine Lieben, — ſo endete Schwertburg mit immer matter werdender Stimme — gewährt mir noch eine, die letzte Bitte hienieden, die nämlich, daß ich Euch vor dieſen meinen irdiſchen Augen verbunden ſehe; Eure Blicke ſagen mir, daß ich nicht vergebens bath, darum hochwürdiger Herr! vollziehen Sie nun Ihr heilig' Amt.

---

*) Es waren dieſe dieſelben Memorien eines deutſchen Nachrichters, deren Mittheilung wir unſern Leſern bereits oben verſprochen haben.

Der Prieſter öffnete eine Thüre und es traten etliche Zeugen aus dem Nebengemach; Diener trugen eine Tafel herbei, auf welcher brennende Wachskerzen und ein Crucifix ſtanden, dann auch ein prieſterlicher Ornat lag, in welchen der würdige Mann der Kirche ſich kleidete; unſer Paar trat herzu und der Trauungsakt ward vollzogen.

Heftig bewegt ſanken ſich Agathe und Alonſo hierauf in die Arme und in des kranken alten Schwertburgs halb erloſchenem Auge glänzte eine Freudenthräne; doch zu ſehr war der Patient angegriffen, er bedurfte dringend der Ruhe und Alle, jenen Geiſtlichen ausgenommen, mußten das Gemach verlaſſen.

17.

Daß unſeres nun beglückten Paares Flitterwochen, unter dieſen Verhältniſſen, keine ganz ungetrübten ſeyn konnten, vermag jeder gefühlvolle Leſer ſich wohl ſelbſt zu ſagen, allein noch mehr verbittert wurden ſie demſelben durch Meiſter Schwertburgs bald darauf erfolgten Tod.

Agathe blieb, als einziges Kind, Univerſalerbin des nichts weniger als unbeträchtlichen väterlichen Vermögens, allein ſie ſo wohl als ihr Gatte ſehnten ſich ungemein, ſchleunigſt eine Gegend zu verlaſſen, welche für ſie der Schauplatz ſolch' grauenhafter und entſetzlicher Auftritte geweſen war. Man übergab daher die Ausgleichung der Hinterlaſſenſchaft, dann das Geſchäft des Verkaufes der Villa u. dgl. einem bewährten Anwalde und kaum, daß Vater Schwertburgs irdiſche Reſte der Mutter Erde anheim geſtellt waren, machte ſich Alonſo auch ſchon auf, ſein in den Trauerkleidern noch reizender erſcheinendes junges Weibchen in die liebliche Heimath zu geleiten.

Nachdem man die deutſche freie Reichsſtadt weit genug im Rücken hatte, nahm der portugieſiſche Grand wieder ſeine, ihm urſprünglich gebührende, Namen und Titel an und reiste mit dem, denſelben entſprechendem Anſehen und Glanze.

Glücklich und ohne bemerkenswerthe Abentheuer erreichte unſer Paar Liſſabon, wo es ſich vorerſt in Alonſos herrlichem Pallaſte einzurichten hatte.

Sein unermeßliches Vermögen geſtattete dem Ritter eines der größten und glänzendſten Häuſer unter dem höchſten Adel in Portugals Hauptſtadt zu machen; auch bei Hofe führte der lange auf Reiſen geweſene Grand die junge Gattin auf, deren Anſtand, Anmuth, Reizen und Verſtand man allerwärts den gebührenden Tribut zollte.

Allein wenn ſelbſt das Daſeyn ſolcher Sterblichen, deren verlebte Tage wie lauter reine Spiegel und durchſichtige Waſſerflächen im Sonnenſcheine glänzen, öfters nicht ganz ungetrübt bleibt, wie hätte auf ein ſolches Schickſal ein Menſch Anſpruch, deſſen Bewußtſeyn eine gewichtige Schuld, und wäre es auch wirklich nur eine Schuld — drückt? —

Schuldbewußt war und blieb Alonſo, denn er hatte Feniſen einmal — wenn auch nur in leichtſinniger Jugendluſt — den Eid der Treue geſchworen und dieſen Eid gebrochen; nicht ganz mit Unrecht konnte er den Vorwurf ſich machen, die Donna aufs Schaffot gebracht zu haben und des Ritters Herz war im Allgemeinen zu rechtlich, ſeine Phantaſie zu lebhaft, als daß ſolcher Gedanke ihn nicht häufig hatte beunruhigen müßen.

Oft nannte Alonſo im Schlafe bebend und ängſtlich der unglücklichen Erſtgeliebten Namen, oft erſchien ihm ihr blutiger Schatten in mitternächtlicher Stunde, daß der ſchwer Träumende wild, und gräßlich aufſchrie: Feniſa! weiche, weiche von mir! — und daß der, an des Ritters Seite ſchlummernden Gattin, ſelbſt bei ihrem reinen Gewiſſen, ſchauderlich zu Muthe ſeyn mußte, ſtellt ſich wohl einleuchtend genug dar.

18.

Selbſt jede, auch die glücklichſte Ehe, bleibt nun ſchon einmal allerlei Stürmen ausgeſetzt.

Hoch angeſehen und geehrt, Schooßkinder des Glückes, hatten Agathe und Alonſo bereits einige Jahre in Liſſabon verlebt, und jene bereits dem Gatten einen holden Knaben geboren, als das Ehepaar eine in der That ungemein kränkende Demüthigung traf.

Entweder durch irgend einen ſeltſamen Zufall oder durch Nachſpürungen von Feniſens Verwandten, welche in's geheim nie aufgehört hatten, Rache ſchnaubend, unſerm Helden zu grollen, war entdeckt und erwieſen worden, welchem Stande Alonſos anmuthige Gattin eigentlich angehört hatte.

Die portugieſiſche Grandezza machte der ſpaniſchen in jenen Zeiten wo möglich den Vorzug noch ſtreitig und man bedenke, wie jene überſtrenge Dame es aufnehmen mußte, daß einer ihrer echteſten Söhne eines deutſchen Nachrichters Tochter geehelichet! ! —

Vergebens erwieß unſer Held durch die unverwerflichſten Dokumente, daß ſeine Braut ihm ganz und gar ebenbürtig, — man erklärte dieſe Ebenbürtigkeit, durch die Erniedrigung des Vaters, verwirkt und die Gnade des Landesfürſten wandte, der angeblich unverzeihlichen Mißheirath halber, ſich von dem Ritter; man verboth Alonſo'n nebſt ſeiner Gattin den Hof und blieb dabei nicht einmal ſtehen.

Das uralte Wappen der de Fogo zeigte einen der Flammengluth kühn und leicht entſteigenden Phönix. Um nun die Schmach, welche unſer Held ſeinem bisher ganz und gar rein und edel erhaltenem Blute angethan, auch noch an deſſen Nachkommenſchaft zu rächen, fügte Portugals König durch einen Machtſpruch dem Wappen noch eine zweite Schildabtheilung bei, welche durch das Bild eines Rabenſteines ausgefüllt wurde.

Dieſes war für Alonſo zu viel — er verkaufte alle ſeine Güter, verwandelte ſeine ganze überreiche Habe in bewegliche Schätze und ſchiffte mit denſelben nebſt Frau und Kindern hinüber nach neuen Welten.

Noch jetzt blüht das Geſchlecht der de Fogo in Rio-Janeiro in Glanz und Reichthum, noch heutigen Tages erhebt ſich neben dem Phönix der Rabenſtein; ob aber die ſpätern Sprößlinge des Geſchlechtes geſtehen möchten, wie dieſer in jene Geſellſchaft gerieth, dürfte beinahe zu bezweifeln ſeyn.

III.

Der falsche Thaler.

Humoriſtiſche

Selbſtbiographie,

voll wahrer Züge.

Ich — der falſche Thaler nämlich — verhalte mich hinſichtlich des ausgeprägten Geldes ungefähr zu den echten Thalerſtücken und gewichtigen Dukaten, wie in der menſchlichen Geſellſchaft ſich der Räuber, Spitzbube u. dgl. zum Ehrenmanne verhält; Brüder bleiben deſſenungeachtet die einen und die andern.

Nun iſt es eine ausgemachte Sache, daß meine edeln Herrn Brüder, die Louisd'ore, Dukaten, Thaler, ja wohl auch beſcheidene Groſchenſtücke, im Felde der deutſchen Literatur und in jenem der Kritik zumal, ſchon manches Wort des Impulſes geſprochen haben und auch noch ferners ſprechen werden, allein ein falſcher Thaler — wohl zu verſtehen, der ſich ſogleich für nichts Beſſeres ausgiebt als er iſt —

wurde meines Wiſſens bisher noch nicht vernommen.

Gleichwie nun aber von der gebildeten Leſewelt ſchon ſo manche Biographie eines Räubers oder Spitzbuben, ich will nicht ſagen mit Beifall, aber doch wenigſtens mit Nachſicht aufgenommen wurde, ſo ſchmeichle auch ich mir, daß man mich, den Ritter vom falſchen Gepräge, im ſchlimmſten Falle doch anhören werde. Zur Sache! —

* * *

Wie viele zu großen Dingen beſtimmte Weſen verdanke auch ich mein Daſeyn der finſtern Stunde der Mitternacht.

In einem tiefen, ſchauerlichen aber dennoch ausgemauerten Schachte der Erden, den man gewöhnlich Keller zu nennen pflegt, wurde ich, aus Kupfer und verſchiedenen andern ſchlechten Metallen, von einer Geſellſchaft ſogenannter Falſchmünzer zuſamm' geſetzt.

Damit das Schlechte für gut gelte,

hatte man die Frechheit, mir das echte Landeswappen und das wohlgetroffene Bildniß des Regenten aufzuprägen; ich hörte zwar in der Folge oft, daß es die Falſchmünzer nicht allein ſeyn ſollen, welche unter ſolch' ehrwürdigen Aegiden betrügen und Böſes ſtiften, allein ich mochte der verläumderiſchen Sage nimmermehr glauben.

Nachdem ich nun nebſt mehrern tauſend andern, neu geprägten falſchen Thalern fix und fertig war, wurden wir unter die Mitglieder der Geſellſchaft vertheilt, um durch dieſelben im Publikum verbreitet zu werden.

Unter andern fiel ich meines Theiles einem Juden anheim und bald ſollte die Stunde meines Wandelns unter den Menſchen beginnen, denn ich hatte kaum etliche Stunden in dem Spinde des Juden gelegen, da beſuchte dieſen ein herrſchaftlicher Caſſierer, der gleich mit den Worten in die Stube trat: Herzallerliebſter Schmuel! du mußt mir ſchnell einmal wieder helfen; ich weiß es ganz gewiß, meine Caſſe wird viſitirt, Morgen in der Früh um 10 Uhr habe ich den Commiſſär auf dem Halſe, und mir fehlen gerade 5031 Thalerſtücke; heute Abends, wenn es dunkel wird, bringſt du mir das Geld, Morgen Mittag empfängſt du es, nebſt einem guten Douceur, wieder zurück.

Der Jude hatte Bedenklichkeiten und machte viele Schwierigkeiten, endlich aber ſagte er dem Beamten dennoch ſeine Hülfe zu und hielt Wort.

Fünf Säcke, jeder mit tauſend Thalern gefüllt, unter denen ſich bereits viele meiner falſchen Brüder befanden, wanderten aus des Juden Haus in die Amtscaſſe, ich gehörte unter die Ein und dreißiger und war unter denſelben, wohl nur zufällig, der einzige falſche. Wir letzten wurden nackt und blos ohne Zwilch- oder Papierhülle ſchlechtweg in die Caſſe geworfen, und ich ſelbſt kam oben auf zu liegen.

Des andern Tages in der Frühe ſtellte ſich der abgeordnete Unterſuchungscommiſſär in der That ein; die Caſſa wurde eröffnet, alle Bücher aufgeſchlagen. Man fand die letztern in Ordnung; nun trat der Commiſſär zur Caſſe ſelbſt. Der Beſtand derſelben ſollte nach den Büchern bedeutſam ſeyn, viele Tauſends-Gulden-Säcke lagen aufgeſchichtet über einander, und die des Juden oben drauf. Der Commiſſär zählte mit vorgehaltenem Zeigefinger die Säcke, hob auch einen der obenaufliegenden heraus und ließ ihn öffnen, ein paar andere wog er in ſeinen Händen.

Alles in Ordnung! — ſprach der unterſuchende Herr, und ſchnell wollte der Caſſierer die Caſſe ſchließen, da fiel des erſteren Blick zufällig auf mich. Halten Sie doch noch einen Augenblick, — ließ ſich der Commiſſär wieder vernehmen — der Thaler hier hat ein ſeltſames Ausſehen — mit dieſen Worten nahm mich der Mann aus der Caſſa, beſchaute mich aufmerkſam und warf mich dann mit ſolcher Gewalt auf den harten Zahltiſch von Eichenholz, daß mir alle Rippen im Leibe krachten.

Alle Wetter! ſchrie der Commiſſär laut auf, der Kerl iſt, ſo wahr ich lebe — falſch.

Es kömmt wohl zuweilen vor, daß man ſich verſiehet, erwiederte der Kaſſierer etwas betreten.

Hm, Hm — brummte der Commiſſär in den Bart und trat noch einmal zur Caſſe. Mehrere Geldſäcke wurden herausgehoben und einer, welcher ganz zu unterſt gelegen, geöffnet. In dieſem Sacke nun befanden ſich keine Thaler, weder echte noch falſche, ſondern um das gehörige Gewicht zu erzielen, lediglich ein Stück Blei; übrigens war der Sack mit Sägeſpänen gefüllt.*)

---

*) Es iſt eine Thatſache, welche hier erzählt wird, die ſich vor ungefähr drei Jahren in M—ch—n wirklich zugetragen hat.

Der Commiſſär prallte bei dem Anblicke mit einem Rufe des Erſtaunens zurück, der Caſſierer fiel in Ohnmacht, wurde aber nichtsdeſtoweniger ergriffen und ins Gefängniß geſchleppt.

Mich ſelbſten, den falſchen Thaler, hatte der Commiſſär in der Zerſtreuung zu ſich geſteckt, wahrſcheinlich vermehrte ich ſpäter das Deficit des Caſſierers um ein kleines Theilchen.

In ſeine Behauſung zurückgekehrt fand mich der Commiſſär in ſeiner Weſtentaſche und warf mich, als ein nutz- und zweckloſes Ding, auf ein Geſimſe in ſeinem Arbeitszimmer, wo ich geraume Zeit unbeachtet liegen blieb.

Nun begab es ſich, daß des Herrn Commiſſärs Frau Gemahlin, eine große Putznärrin, bei der Marchande des modes einen neumodiſchen Federhut zu kaufen gedachte; allein die Putzmacherin gab durchaus keinen Credit und wollte den Hut nicht anders als um fünf Thaler ablaſſen, der Caſſabeſtand der Frau Commiſſärin betrug leider nur vier Thaler. Unruhig und unglücklich — den neumodiſchen Federhut zwar nicht auf aber doch im Kopfe — ſtäubte die gnädige Frau eines Tages die Meubels in des Herrn Gemahls Arbeitsſtube ab, da fielen ihre meergrünen Augen endlich auf mich. Wie ein Blitzſtrahl fuhr ein glücklicher Gedanke durch der Dame eitles Köpflein: Wie, rief ſie aus, ein Thaler fehlt mir nur zum Hute; nähme ich den dazu, wäre mir ja ſogleich geholfen, und was iſt auch dagegen zu ſagen? — handelt die Putzmacherin doch auch mit meiſtens falſchen Waaren, mit falſchen Waden, falſchen Buſen, falſchen *i*****, wie die Arbeit ſo der Lohn, falſche Waare auch einmal falſches Geld! warum denn nicht?

Bei den Weibern pflegt die That ſtets

ſchnell dem Gedanken zu folgen, oft ſogar hinkt dieſer jener nach.

Ich wanderte mit vier echten Brüdern zugleich in den Laden der Putzmacherin und dafür der neue Hut ins Haus des ſtrengen Commiſſärs.

Meine neue Herrin, die Marchande des modes war eine hinfällige Schönheit bereits und ſtand dem vierzigſten Lebensjahre ziemlich nahe; im Munde der Madame Le-roi fehlten bereits diverſe Zähne, ſchon ſtellte das Geſichtchen einige ſehr bemerkbare Runzeln dar, die braunen Aeuglein hatten von ihrem urſprünglichen Feuer auch bedeutſam verloren und der ſteife Harniſch von Canneſas ſtrebte vergebens das überſchwengliche Embonpoint der guten Frau in weniger üppige Formen zurückzudrängen.

Uebrigens blieb Dame Le-roi die gefeierteſte und geſchmackreicheſte Prieſterin der Göttin Mode in der ganzen großen Stadt, ſie verdiente dabei mit leichter Muhe ein ſchönes Stück Geld, war aber nichtsdeſtoweniger ſo arm, daß ſie ſelten ſich ſatt zu eſſen vermochte, die Liebe ach! *die Liebe* brachte die Frau ſo weit und ihr ſchöner Verdienſt aller wanderte immer ſogleich in die Taſchen des Herrn *Pirſchlings*, eines kräftigen deutſchen Jünglings, welcher noch nicht volle zwanzig Jahre zählte, *eines Jünglings* von ſchlankem Wuchſe und mit rothen Wangen ausgeſtattet, aber genialer Lüderlichkeit in einem hohen Grade ergeben.

Noch am Abende deſſelben Tages wurde ich nebſt meinen vier legitimen Brüdern das Eigenthum jenes Sauſewinds, doch eine lange Gefangenſchaft war in ſeinen Taſchen glücklicherweiſe nicht zu befürchten.

Schon zwei Stunden vor Mitternacht ließ ſich *Aeneas* aus den Armen ſeiner weinenden putzmachenden *Dido* los und rannte, ſo ſchnell er nur immer konnte, vor die Schranken — einer Winkel=Faro=Bank.

Während wenigen Stunden durchlief ich am grünen Tiſche mehreremale die Runde; ich war in den Händen eines Intendanten, Rendanten, Fabrikanten, Schuladſtanten, Beamten, Adjutanten, Schnuranten, dann in jenen eines Rezenſenten, Vehementen, Studenten, Clienten, Inſpicienten und wer weiß in wie viel andern Händen noch geweſen; doch ein tüchtiger falſcher Kerl muß ſich in alle Lagen zu finden wiſſen und freudig vom Einen zum Andern wandern.

Der junge Tag graute; die Geſellſchaft verlief ſich unter lauten Flüchen; das Spiel hatte geendet.

Ich, der falſche Thaler, war in den Karten liegen geblieben. Der Chevalier St. Georges, ein Herr in einer ſchimmernden Uniform, aber in der That nichts weiter als ein maskirter Croupieur, nahm mich auf, betrachtete mich mit einer Kennermiene und hielt lachend folgende kurze Anrede an mich: Kerl! du biſt zwar falſch, aber mir nicht minder Ehrenwerth — denn was in der Welt wäre nicht falſch? Das Glück iſt falſch, die Liebe iſt falſch, das Spiel iſt falſch, die Menſchen ſind falſch, ſelbſt der Teufel iſt falſch, alles iſt falſch — darum mein lieber falſcher Thaler! werde ich ſuchen dich an irgend einem falſchen Plätzchen, an den falſchen Mann oder noch beſſer an irgend ein reizendes falſches Mädchen zu bringen.

St. Georges ſprachs, ſteckte mich armen kleinen Falſchen in ſeine falſche Taſche und ſchlenderte gähnend nach Hauſe.

Mein neuer Gebiether, der ſogenannte Chevalier, verſchlief den ganzen folgenden Tag. Spät Abends wurde zwar die Bank wieder aufgelegt, allein die Banquiers, und ihre Vertrauten, die Groupieurs, blieben allein, denn ihr eigentlicher Nährſtand, die Pointeurs, erſchien nicht, weil ihre Säckel am vorigen Abend ſammt und ſonders geleert worden waren.

Der Nachtruhe weder gewohnt noch bedürftig taumelte St. Georges halb betrunken gegen Mitternacht nach Hauſe, lüſtern, ſich durch irgend ein galantes Abentheuer die Zeit zu verkürzen.

Es war ſtürmiſches Wetter, kalt pfiff der Wind, dichte Schneeflocken fielen; der üppige Wüſtling trillerte die Arie: „Fin chan al vino etc.“ und wickelte ſich dichter in ſeinen Carbonari.

Horch! — da ließ ſich ganz nahe ein leiſer aber höchſt wehemüthiger Seufzer vernehmen. St. Georges blieb ſtehen und ſich nach der Seite hinwendend, von welcher her der Laut zu kommen ſchien, erblickte der Chevalier ein Mädchen, welches, zuſammen gekauert, neben einem Laternenpfahl halb lehnte, halb ſaß.

Mein Gebiether trat näher, das Mädchen richtete ſich auf und der Schein des flackernden Laternenlichts beleuchtete nun ſein Geſichtchen. Es war eine kaum ſechzehnjährige höchſt reizende Blondine, von zartem ſchlanken Wuchſe; der jugendliche Buſen hub gerade an ſich zur Höhe zu blähen, große Thränen zitterten in den ſchönen blauen Augen, ein zerriſſener Shawl vermochte nicht die ſchönen Formen der Aermchen und runden Hüſten zu decken, übrigens zitterte das Mädchen, leicht gekleidet wie es war, vom Froſte überwältiget ungemein heftig.

St. Georges fragte: Gute Kleine! was treibt dich zu ſolch' ſpäter Stunde noch auf offene Straße.

Mädchen. Ach lieber Herr! bedauern Sie mich, ich bin die Unglücklichſte meines Geſchlechtes; hören Sie: mir lebt eine alte brave Mutter, ſie liegt in einer kleinen Bodenkammer, welche wir bewohnen, ſeit Monden, auf faulem Stroh elend und krank darnieder. Kümmerlich ernährte ich bisher durch feine Handarbeiten die arme Mutter, aber ſeit ſie krank, raubte mir ihre Wartung alle Zeit, ich war nicht im Stande ferners einen Kreuzer zu verdienen, die wenigen Mobilien wurden verkauft und dafür die nöthigſte Medizin und Labung angeſchafft, allein längſt blieb zu verkaufen nichts mehr übrig. Heute Abend erlitt die Mutter den heftigſten Anfall der eingewurzelten Krankheit; ich kenne das Medikament, welches ihr ſtets augenblickliche Linderung verſchafft, laufe in die Apotheke — aber Gott! bedenken Sie mein Unglück, wir ſind in der Offizin ſchuldig bereits, ich beſitze keinen Heller baaren Geldes, auf Borg will man mir nirgend die Medizin bereiten, und wenn meine Mutter dieſelbe nicht recht bald erhält, ſo iſt ſie ſicher des Todes, allein lieber will ich hier in der kalten Winternacht ſelbſt zu Grunde gehen, ehe ich ohne Hülfe der Bejammerungswerthen nahe. (Das Mädchen fieng an wieder heftig zu weinen.)

St. Georges. Wie viel koſtet denn das verfluchte Medikament? —

Mädchen. Ach Gott! ſechs Groſchen nur. Mein Herr! wer Sie auch ſeyn mögen, ich beſchwöre Sie des Blutes Chriſti halber, borgen Sie mir die ſechs Groſchen, bedenken Sie, es gilt eines Menſchen, es gilt meiner Mutter Leben. Ehrlich will ich das Geld Ihnen wieder bezahlen und ſollte ich mir das Fleiſch von den Händen abarbeiten. Helfen Sie, o helfen Sie!

St. Georges. Kleine Närrin! glaubſt du denn, ich möchte dir hübſchen Kinde nicht gerne mehr als ein paar Groſchen reichen, aber ſiehe — zufällig trage auch ich keinen blanken Heller bei mir, ich habe meine Baarſchaft heute Abends im Spiele verloren, allein folge mir, ich wohne nur etliche Schritte von hier, und du ſollſt erhalten, was du bedarfſt.

Die Jungfrau warf einen großen vielſagenden Blick auf den Fremden, dann fragte ſie ſchüchtern, aber wahrlich nicht ohne Würde: Mein Herr! meynen Sie es aber auch ehrlich, wollen Sie nicht ein armes einfältiges Mädchen betrügen und in ſchändlicher Weiſe deren dringende Noth benützen? —

Auch den abgefeimteſten Böſewicht erſchüttert die Stimme der Unſchuld und Tugend zuweilen und auch hier war es der Fall, aber ein St. Georges verſtand es ſolche Gefühle im Erkeimen zu unterdrücken und auf keinen Fall ſie offenbar werden zu laſſen.

Näckiſches Kind! ſey doch nicht wunderlich, bedenke, es iſt keine Zeit zu verlieren, deine Mutter bedarf ſchneller Hülfe, — ſprach der Chevalier in Zutrauen einflößendem Tone, indem er des Mädchens weiches Händchen ergriff und es, ſanft gewaltſam, mit ſich fort zog;

hoffend und halb betäubt folgte die in ihrem Schmerze doppelt reizende Kleine.

St. Georges hatte gewiſſermaßen wahr geſprochen, denn er wohnte in der That nicht fern von der Stelle, wo er das arme Mädchen getroffen, mit welchem er ſich nun nach Verlauf weniger Minuten in ſeiner Stube befand.

Schnell war ein Licht entzündet; der Chevalier legte mich, den Falſchen nämlich, auf den Tiſch, indem er lächelnd bemerkte: Sieh' liebe Kleine! nicht ſechs Groſchen, einen ganzen blanken Thaler ſchenke ich dir.

Zögernd wagte es die Blondine nach mir zu greifen, da ſchrie der Wüſtling lachend: Nein, nein mein Kind! ſo war es nicht gemeynt, ſolch' leichten Kaufes entkömmſt du dennoch nicht, und dieſes ſprechend hatte der ſtarke, wohlgenährte Burſche das zarte Mädchen mit ſeinen ſennigten Armen umſchlungen bereits, indem er mit wilden giftigen Küſſen des ſchwachen unſchuldigen Dinges Mund verhinderte laut zu ſchreien.

Leicht wie einen Federball trug der Athlete die Arme zu ſeinem Lager, heftig und in wollüſtiger Wuth warf er das Mädchen auf daſſelbe hin; entkräftet vor Hunger, Froſt, Angſt, Verzweiflung und dem nunmehrigen paniſchen Schreck fiel die Unglückliche in Ohnmacht; ihre reine Unſchuld fiel, eines nichtswürdigen Schurken Opfer.

Das Bubenſtück war vollbracht; nach einer langen Pauſe erwachte die Kleine zu einem ſchrecklichen Bewußtſeyn.

Mit der Hölle höhniſchem Lächeln ſprach St. Georges: Geh, geh' Liebherzchen! nimm dort deinen Thaler, geh' nach der Apotheke und laß' für die Mutter das Tränklein bereiten, es möchte ſonſt zu ſpät dennoch werden.

Das Mädchen erhob ſich, erfaßte mich

falſchen Thaler, drückte mich krampfhaft in dem Händchen, hob mich, ſo hoch ſie konnte, zur Höhe und ſprach feierlich, die großen Augen voll Thränen: Herr! gerechter allmächtiger Gott! der du die Herzen der Menſchen kennſt und ihre Nieren prüfeſt; richte zwiſchen mir und Jenem dort, ſtrafe den, ſtrafe fürchterlich in deinem Rächerzorne den, der Strafe verdient.

Sie ſprachs und rannte, mich noch immer krampfhaft in der Hand drückend, verzweiflungsvoll von dannen; St. Georges ſtürzte wild lachend, eine Flaſche Champagner hinter und legte ſich dann, als ob nichts Sonderliches vorgefallen wäre, zur Ruhe.

Das unglückliche geſchändete Mädchen, wir wollen es Gretchen nennen, eilte nach der Apotheke und rieß ſolange heftig an der Klingel, bis endlich ein gähnendes Subject mit einer brennenden Lampe erſchien und öffnete.

Mit hochglühenden Wangen, fliegendem

Buſen und überhaupts gänzlich zerrüttetem Aeußern trat Gretchen aus der kalten Winternacht in die Offizin und mich, den falſchen Thaler, auf die Marmeltafel werfend, rief das Mädchen ängſtlich: Hier iſt Geld, aber nun um Gotteswillen Herr! bereiten Sie ſo eilig als möglich meiner armen Mutter die Medizin.

Höhniſch grinſend ſprach der Apothekerburſche: Ei, ei, wie iſt denn nun die Jungfer zur mitternächtlichen Stunde auf einmal zu einem Thaler gekommen? — nun, nun, ich gratulire zum guten Verdienſt, die Jungfer wird müde ſeyn, iſt nicht gefällig ein biſchen Platz zu nehmen, während ich das Medicament bereite.

Keine Silbe erwiederte das arme Gretchen auf des ſchlechten Subjectes bittern Spott, indem es ſich in einen Winkel ſetzte und ſtill vor ſich hin weinte.

Endlich war das Medicament bereitet;

Gretchen nahm es und flog nach Hauſe. Die arme Mutter lag bereits bewußtlos, nicht mehr lange hätte die Tochter ſäumen dürfen, ſonſt möchte ſie ſchwerlich die Kranke mehr lebend getroffen haben.

Des andern Tages in der Früh händigte mich der Apothekerburſche ſeinem Prinzipale ein, der mich ſogleich für falſch erklärte.

Es zirkulirten ſeit einiger Zeit ſehr viele falſche Thaler in der Stadt und die Obrigkeit wandte die größte Aufmerkſamkeit an, den urſprünglichen Verbreitern dieſer Thaler, und durch jene vielleicht den Falſchmünzern, auf die Spur zu kommen; jeder gutgeſinnte Einwohner war öffentlich aufgefordert, die Obrigkeit in ihrem lobenswerthen Streben möglichſt zu unterſtützen.

Auch der Apotheker wollte ſich unter die Gutgeſinnten gezählt wiſſen, er übergab mich demnach der Obrigkeit, indem er umſtändlich berichtete: Wann, von wem und unter welchen Umſtänden er mich erhalten hatte.

Das arme Gretchen, als feile Dirne oder aber als Werkzeug der Falſchmünzer verdächtig, wurde gewaltſam von der todtkranken Mutter hinweggeriſſen und durch einen Polizeibeamten in's Gefängniß geſchleppt.

Ich der falſche Thaler wurde von jenem Polizeibeamten einsweilen als corpus delicti bei dem Kerkermeiſter deponirt, bis Gretchen im Gefängniſſe verhört werden würde.

Allein das Verhör kam eben nicht ſehr ſchleunig zu Stande, denn die Obrigkeit hielt auf Rangordnung und da gerade — es war ein ſeltener Fall — einige Spitzbuben von Stand und Charakter zu vernehmen waren, mußte Gretchen warten.

Mehrere Tage verfloßen auf dieſe Art. Das arme gefangene Mädchen ſtand indeſſen

Höllenangſt aus, weniger ſeiner ſelbſt, als der kranken Mutter halber, welche nun ohne alle Pflege lag. Oft warf ſich die Unglückliche auf den kalten Pflaſterboden des Kerkers hin und betete inbrünſtig:

Gott, mein Herr! der du der Tugend lohnſt und das Laſter ſtrafeſt und nach deiner unendlichen Gerechtigkeit jeden richteſt, laß mich nicht zu Schanden werden vor der Welt und ſende einen Rettungs=Engel meiner armen Mutter.

Jochem, der Kerkermeiſter, trank ſehr gerne und ſehr vielen Branntwein, allein Jochem hatte ſelten Geld. Der gute Mann hatte eines Abends etliche Gläſer Aquavit zu ſich genommen, war ſehr heiter geworden und ſehnte ſich in ſeiner Heiterkeit noch nach einer ungleich reichhaltigern Portion Schnapps, als er bereits im Magen hatte. In dieſer Stimmung fiel Jochems Blick zufällig auf ſein Depoſitum, nämlich auf mich, den falſchen Thaler.

Halb berauſcht, wie Jochem war, raiſonirte er alſo: Wenn ſie auch die Gefangene verhören, ſo denkt doch an dieſen Quark ſicher Niemand mehr, indeſſen ſieht der falſche Kerl beinahe aus wie ein nicht falſcher, mein Nachbar Matz hat ein kurzes Geſicht, ich käme zu einer Flaſche köſtlichen Branntweins und wüßte gar nicht wie, muß doch einmal verſuchen, ob es gelingt, den Schwank wirklich auszuführen.

Gedacht! gethan! — Ehren Jochem ſteckte mich fluggs in ſeine lederne Ficke und ſtolperte hinüber in den Laden des Nachbars Matz, der Schmalz, Butter, Käſe, allerlei andere Viktualien und unter andern auch verſchiedene Sorten Aquavite feil both. Der ehrliche halb blinde Matz nahm mich in der That für baare Münze und Jochem tauſchte für ſein Depoſitum eine mächtige Flaſche Branntwein ein; wer war froher als er?

Endlich erſchien dennoch eine Commiſſion im Gefängniſſe, um Gretchen zu vernehmen. Herr Jochem hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn als die Herren an der Gerichtstafel Platz genommen hatten, war das erſte, was der Vorſitzer der Commiſſion unternahm, daß er von Jochem die Herbeiſchaffung meiner Wenigkeit, des deponirten falſchen Thalers nämlich, verlangte.

Dem Kerkermeiſter wurde heiß um die Stirne, er rannte was er konnte zum Nachbar Matz und rief demſelben zu: Ach liebſter Gevatter! Ihr müßt mir einen großen Gefallen erweiſen, gebt mir doch ſogleich den Thaler wieder, für den ich vorgeſtern bei Euch eine Flaſche Branntwein erhandelte, es hat eine ganz eigene Bewandtniß mit demſelben. —

Der gutmüthige, wie ſchon erwähnt, ſehr kurzſichtige Matz, öffnete das Schubfach in ſeinem Ladentiſche, indem er ſprach: Ja mein guter Jochem! einen Thaler wollte ich ihm wohl borgen, aber ob es gerade der ſeyn dürfte, den ich von ihm erhalten, oder ob ich überhaupt dieſen Thaler noch beſitze, dafür kann ich unmöglich ſtehen.

In ſeiner Herzensangſt ganz verwirrt erwiederte der Kerkermeiſter: Macht nur vorwärts und gebt mir einen Thaler, am Ende gleichviel — welchen.

Jochem erhielt ſofort von Matzen einen Thaler, aber nicht mich, den falſchen, ſondern einen ganz kauſchern und echten Thaler, den der Kerkermeiſter ſogleich der Unterſuchungscommiſſion als Depoſitum überreichte.

Die Herren verſtanden ſich ſammt und ſonders auf die Thaler ſehr wohl, beinahe beſſer als auf die Deutung der Landesgeſetze, allein wie ſie auch den vorliegenden Thaler prüfen, wie ſie ihn klingen laſſen und mit andern Thalern vergleichen mochten, es war an ihm durchaus kein Falſch und Mackel aufzufinden.

Nun wurde Jochem wieder vorgerufen, aber dieſer ſchwor Stein und Bein und bei ſeinem Dienſteseide, daß der gegenwärtige kein anderer, als der bei ihm deponirt geweſene Thaler ſey.

Die hochweiſen Herrn Beiſitzer wußten freilich nicht recht wie ſie daran wären, allein nachdem auch Gretchen ſich mit mädchenhafter Schlauheit vertheidiget hatte, ſo konnte das hochpreißliche Gericht doch wohl nicht anders handeln, als die Gefangene ab instantia zu abſolviren und vorerſt ihrer Haſt zu entlaſſen.

Der Apotheker erhielt, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, ſtatt des überreichten falſchen einen echten Thaler mit der ſcharfen Weiſung zurück, in Zukunft die pharmaceutiſchen Augen beſſer aufzuſperren und die in causa erlaufenen Gerichtskoſten mit 7 Thaler 16 Groſchen innerhalb acht Tagen bei Strafe der Execution zu tilgen. Jochem ſchuldete, zu ſeinem großen Verdruſſe, dem Gevatter Matz ſtatt des überreichten falſchen einen echten Thaler, und ich, der eigentliche falſche Thaler blieb vor der Hand ruhig in Matzens Schiebfache liegen.

Kaum aus dem Kerker entlaſſen eilte Gretchen geflügelten Schrittes nach Hauſe, allein ihre Mutter war indeſſen geſtorben; ſchon lag die Leiche auf dem Schragen.

Das arme Mädchen gerieth in Verzweiflung, halb wahnſinnig rannte es in des Oberrichters Wohnung, drang kühn in ſeine Stube und rief ihm wüthend zu: Barbaren! Ihr habt meine Ehre vor der Welt geſchändet, habt mich unſchuldig eingeſperrt, indeſſen iſt meine Mutter aus Mangel an Pflege geſtorben, Ihr habt ſie getödtet, gebt mir meine Mutter wieder, oder Gottes ſchwere Hand treffe Euch.

Ganz gelaſſen erwiederte der feiſte Oberrichter: Sie verrücktes Weibsſtück Sie! was geht uns ihre Mutter an? — Todte können wir nicht erwecken, es heißt: fiat justitia, pereat mundus! und ihre Mutter war nicht einmal eine Welt, ſcheere ſie ſich zum Henker, oder ich laſſe ſie ins Tollhaus bringen.

Die Unglückliche wollte ſich deſſenungeachtet nicht beruhigen, bis ſie endlich der Gerichtsdiener mit Gewalt aus der Stube führte.

* * *

In jener großen Stadt, welche der Schauplatz meiner, des falſchen Thalers nämlich, Thaten war, lebte zu jener Zeit ein Doktor der Weltweisheit, genannt Gabriel Roſenblüth, geſchätzt als ſehr ſinniger Schriftſteller und als Herausgeber einer ſehr gehaltreichen belletriſtiſchen Zeitſchrift, welche die Nereiden hießen und ſich unter andern mit Kritik der neueſten Erſcheinungen im Felde der ſchöngeiſtigen Literatur befaßten.

Allein ſo furchtbar der Titel der Zeitſchrift lautete, eben ſo beſcheiden, gerecht und ſinnig ſtellte ſich ſtets ihr Urtheil dar; Herr Roſenblüth war ein partheiloſer rechtſchaffener Mann, den ſich mancher Zeitſchriften-Redakteur ſehr erſprießlicherweiſe hätte zum Muſter nehmen dürfen, denn der Doktor ließ dem wahren Talente und echtem Genie überall Gerechtigkeit wiederfahren, und trat auch den Schwächern nimmermehr mit Herzloſigkeit in den Staub.

Daher kam es nun, daß Herr Roſenblüth aus allen Winkeln des geſammten Deutſchlands von ſorglichen Autoren und Buchhändlern neu erſchienene Werke mit der Bitte zugeſchickt erhielt, ihrer in den Rereiben gütigſt zu gedenken.

Der Doktor beſaß ohnehin eine bedeutſame Bibliothek, da aber dieſelbe auf jene Art beinahe mit jeder Woche reichliche Zuflüſſe erhielt, ſo konnte Herr Roſenblüth bald nicht mehr genug Repoſitorien anſchaffen, welche ſeine Bücher hätten aufnehmen können.

In dieſer Verlegenheit nun wußte der Doktor keinen andern Rath, als von Zeit zu Zeit unter den neueſten ſchöngeiſtigen Produkten Muſterung zu halten, die gehaltloſeſten derſelben auszuleſen — die Wahl blieb niemals ſchwierig — und den Plunder ſofort dem ehrlichen Matz als Makulatur gegen billige Vergütung zu überlaſſen.*)

Matz hatte ſeit einiger Zeit anſehnliche Lieferungen erhalten, und da er eines Tages gerade Herrn Roſenblüth an ſeinem Gewölbe vorüber gehen ſah, rief er ihm höflichſt zu, er möchte doch auf einen Augenblick belieben herein zu treten.

---

*) Die Götter mögen den falſchen Thaler, die Erzählung dieſes Namens nämlich, vor dem Zahne der kritiſchen Nereiden und noch mehr aber vor Herrn Matzens Buttergewölbe in Gnaden bewahren.

Anmerk. d. Setzers.

Mein verehrteſter Herr Doktor! hub der Viktualienhändler an, ich bin ihr großer Schuldner für überſendete Makulatur, meine Schuld beträgt gerade ſechs Thaler, welche erſuche gefälligſt in Empfang zu nehmen.'

Matz öffnete mit dieſen Worten ſein uns wohl bekanntes Schiebefach im Ladentiſch, nahm fünf echte Thaler und daneben auch einen falſchen, den Selbſtbiographen, heraus und händigte das Geld dem Doktor ein, indem er 'bath nun mit Sendungen etwas einzuhalten, indem, er Matz ſonſt gar zu viel Mukulatur zuſammen bekomme.

Ganz wohl, ganz wohl — mein guter Mann! erwiederte Herr Roſenblüth, indem er das empfangene Sümmchen und alſo auch mich in die Taſche ſteckte, und nachdem der Doktor noch treuherzig des ehrlichen Maz Hand geſchüttelt hatte, verließ er deſſelben Laden.

Kaum war der Nereiden-Vater, ſeine Straße nun wieder verfolgend, einige Schritte vorwärts geſchritten, da begegnete ihm der Candidat Eßig. Ah! mein guter Herr Eßig! ſeyn Sie mir gegrüßt, ich habe lange nicht das Vergnügen gehabt Sie zu ſehen, wie geht es Ihnen denn? fragte mit der ihm eigenthümlichen freundlichen Theilnahme Doktor Roſenblüth den Candidaten.

Doch bevor wir den letztern antworten laſſen, ſey es uns vergönnt, mit einigen wenigen kühnen Zügen dem Leſer ſein Contrefey zu liefern.

Große Genies ſind zuweilen lüderlich, aber nicht alle Lüderliche ſind Genies. Die Wahrheit dieſes bekannten Satzes bewährte Herr Eßig: er war in jeder Beziehung ein ſehr großer Lump, aber in gar keiner ein Genie — ſelbſt nicht einmal ein kleines.

Im Beſitze eines ſehr mäßigen elterlichen Vermögens und eines noch bei weitem mäßigeren Talentes hatte Herr Eßig die Univerſität bezogen, allein er brachte jenes zu früh durch und dachte zu ſpät daran dieſes auszubilden.

Die Univerſitätsjahre giengen vorüber, Herr Eßig beſtand im Examen ungemein jämmerlich, uſurpirte aber nichtsdeſtoweniger den Titel eines Candidaten; doch damit hatte der Jüngling eigentlich wenig gewonnen, denn eine Pfarre konnte Herr Eßig nicht erlangen, Niemand wollte dem lüderlichen Ignoranten die Erziehung ſeiner Kinder anvertrauen, da aber der Candidat weder zu nagen noch zu beiſſen hatte, faßte er den heroiſchen Gedanken, als Dichter und Schriftſteller Brod und Lorbeeren zu ſammeln; ſolche heldenſinnige Gedanken ſind demohngeachtet ziemlich alltäglich, allein ihre Realiſirung gelingt oft in langen Jahren nicht. Der neue Poet konnte ſich brüſten, daß ſeine Leiſtungen nimmermehr von Literaturzeitungen heruntergehunzt wurden, denn man hielt dieſelben ſolcher Ehre — es iſt wirklich eine Ehre, von gewiſſen Blättern angefeindet zu werden — gar nicht werth, allein das Schlimmſte bei dem allem war, daß Herr Eßig nach einigen mißglückten ſchriftſtelleriſchen Aufſchwüngen in ganz Germania keinen Verleger mehr fand und alſo nothgedrungen die Autorfeder niederlegen mußte.

Schiffbrüchige Schriftſteller und verdorbene Studenten werden giftig, darum eignen ſie ſich ganz vortrefflich zu Rezenſenten der alltäglichen Claſſe, und Herr Eßig wählte demnach nicht ohne große Umſicht ebenfalls ſolch' erhabenen Beruf.

Doktor Roſenblüth hatte vor kurzem einen ungemein ſcharfſinnigen und dabei dennoch höchſt intereſſanten philoſophiſchen Roman herausgegeben, der ſogleich bei ſeinem Erſcheinen in Deutſchland großes Aufſehen erregte und allgemeine Anerkennung fand.

Genug iſt es, daß ein neues Werk ſolch' ungewöhnlich Schickſal erlebe, um die Gallſucht und den Neid eines Rezenſenten des gemeinſten Schlages zu reizen: Es liebt der Schuft das Strahlende zu ſchwärzen, und das Erhabene in Staub zu ziehen. Herr Eßig rezenſirte den Roſenblüth'ſchen Roman und wiederholte dreißig und dreimal aber ſtets mit andern Worten, daß nur ein Dummkopf das Werk witzig, nur ein Pinſel es ſcharfſinnig finden könne; Beweiſe für die Behauptung wurden nicht aufgeſtellt, auch überhaupts gar nicht auf des Werkes Inhalt eingegangen, deſſenungeachtet ſtellte ſich die ſogenannte Kritik ſehr gedehnt dar und wurde gerade in derſelben Stunde abgedruckt, in welcher der Candidat von dem Doktor Roſenblüth unſern Matzens Viktualienladen ſo freundlich angeredet wurde. Sapienti sat! —

Sie fragen mich, wie es mir gehe, wertheſter Herr Doktor! erwiederte Eßig — ach liebſter Herr Doktor! das Genie wird in unſern Tagen auf die Himmel ſchreiendſte Weiſe unterdrückt, dieſer alte unſcheinbare ſchwarze Frack bleibt mein einzig Kleid, noch mehr — ich kann Ihnen bei meiner Ehre verſichern, daß ich ſchon ſeit vier Tagen nichts Warmes und ſeit zweien ſelbſt nichts Kaltes über die Lippen gebracht habe.

Armer Mann! ſprach Roſenblüth hierauf erſtaunt und mitleidsvoll, ſo tief ſind Sie herab gekommen? das iſt in der That doch ſehr hart! — verzeihen Sie, daß ich es wage — der Doktor fuhr hier raſch in ſeine

Taſche, erwiſchte unglücklicherweiſe gerade den unter andern von Matz erhaltenen falſchen Thaler und drückte mich dem Candidaten in die Hand; kaum aber war dieſes geſchehen, da gieng Herr Roſenblüth raſch von dannen, um nicht Herrn Eßigs Beſchämung wahrnehmen und nicht ſeinen Dank hören zu müßen.

Auch die Unverſchämtheit hat ihre Gränzen; auch der ſchlechteſte Kerl hat ſeine antaſtbaren Seiten und unter die antaſtbareſten eines lumpigen Rezenſenten gehören Geſchenke an baarem Gelde.

Der kleine Reſt ſeines beſſern Gefühles erwachte auf einen Augenblick noch einmal in dem Candidaten, mahnend an das letzte Aufflackern des Lämpchens vor ſeinem gänzlichen Erlöſchen.

Spornſtreichs rannte Eßig in die Druckerei: Herr Faktor! ſchrie er im Eintreten, ſind ſchon viele Exemplare vom heutigen Blatte abgedruckt? —

Ohnlängſt, erwiederte der Factor, fiengen wir an abzuziehen; fünfzig Exemplare mögen wohl ſchon fertig ſeyn.

Laſſen Sie gleich die Preſſe ſtellen, ſchrie der Candidat wieder, es iſt ein ganz abſcheulicher Irrthum vorgefallen, er muß reparirt werden, es wäre anſonſten unſere ganze Anſtalt compromittirt. Nur ſchnell — Tinte, Feder und Papier her!

Man reichte Herrn Eßig das Verlangte, derſelbe ſetzte ſich an den Tiſch und ſchrieb eine Apologie des Roſenblüthiſchen Romans, die unverſchämteſte Lobhudelei, welche je deutſche Pſeudo-Kritik erſchaffen haben dürfte; in einem halben Stündchen war das Machwerk fertig. Hier dieſer Aufſatz, ſprach der Candidat, dem Factor das Manuſcript hinreichend, muß noch heute ins Blatt, dieſer aber — er rieß ſeine erſte

Schmähreʒenſion über denſelben Gegenſtand vom Tenackel — ceſſirt, und die bereits abgezogenen etliche Exemplare wurden ebenfalls caſſirt.

Eßig ſprachs und ſtürzte aus der Druckerei; der Factor ſchüttelte mit dem Kopfe, that aber dennoch, wie ihm geheißen worden war.

Die Mittagsſtunde hatte noch nicht geſchlagen, allein der Candidat verſpürte, nach längerm unwillkührlichem Faſten, in der That eine Art Heishunger und eilte ſpornſtreichs nach der nächſten Reſtauration, wo er etliche bereits fertige Gerichte mit Wolfesgierde, in des Wortes eigentlichſtem Sinne, verſchlang. Herr Eßig verlangte auch noch Braten, allein dieſer war noch nicht ganz gar und der Halb-Geſättigte bequemte ſich zu warten und indeſſen ein paar Flaſchen Doppelbier auszuſtechen.

Endlich wurde auch eine Portion Braten

aufgetragen und verzehrt. Unſer hungeriger Cumpan hatte ſichs wacker ſchmecken laſſen; ſeine Zeche betrug beinahe einen vollen Thaler.

Mit ſtolzer Miene fuhr der Candidat in die Taſche und reichte mich dem Wirthe hin.

Der Reſtaurateur beſah mich aufmerkſam von allen Seiten, dann gab er mich, höhniſch lächelnd, mit den Worten zurück: Muß mir ſchon andere Münze ausbitten, dieſer Thaler hier iſt ja offenbar falſch? —

Der Candidat erblaßte: Falſch, falſch? — fragte er mit bebender Zunge — mein liebſter Mann! es iſt nicht möglich, Sie irren ſich. —

Ei was — erwiederte der Wirth — was iſt da zu irren, der Thaler iſt falſch, dafür ſtehe ich mit meinem Kopfe.

In der That verehrteſter Herr! ſtotterte nun der Candidat — ich muß geſtehen, daß ich auſſer dieſem Thaler zufällig gerade keine Münze bei mir trage, indeſſen werde ich nicht verfehlen, Morgen Mittags pünktlichſt meine kleine Schuld abzutragen.

— Nein, mein Herr Eßig — ſchrie nun der grobe Wirth — zum zweitenmale kriegen Sie mich nicht daran; von langer Zeit her ſind Sie mir noch ſchuldig, ich mochte der Sache nicht erwähnen, weil ich doch ſchon weiß, wie es mit Ihnen ſteht; in der ganzen Stadt ſind Sie als ein Lump und böſer Schuldenmacher jedem Kinde bekannt; wie geſagt, zweimal laſſe ich mich nicht prellen, bei Ihnen muß man Nro. Sicher gehen. — Der Grobian riß mit dieſen Worten dem unglücklichen Gläubiger den Hut aus der Hand und fügte lachend bei: Wenn ſie mir Morgen wieder die Ehre ſchenken, und die heutige Zeche bezahlen, gebe ich Ihnen den ſchlechten Deckel hier herzlich gerne zurück, allein bis dahin behalte ich ihn mit Ihrergütigſten Erlaubniß in Verſatz.

Zähnknirſchend und verzweiflungsvoll ſtürzte der Candidat aus dem Gaſtzimmer und rannte mit bloßem Kopfe zum zweitenmal nach der Druckerei hin. Herr Factor! — ſchrie Eßig ſogleich wieder bei'm Eintritte — nicht jene zweite Rezenſion, welche ich vorhin hier in der Druckerei über den Roman des Roſenblüths aufſetzte, nein die erſte urſprüngliche gilt dennoch und muß ins heutige Blatt. *)

Mit großen Augen ſah der Factor den wankelmüthigen Rezenſenten an, dann ſprach jener ganz gelaſſen: Nehmen Sie es mir nicht übel Herr Candidat! aber wahrlich für verrückt muß ich Sie heute halten; von der Nummer, in welcher ſich ihre zweite Recenſion befindet, ſind nun ſchon etliche hundert Exemplare abgezogen, wenn ich dieſe wieder caſſire, wer macht die Koſten gut;

---

*) Auch dieſe Scene iſt aus dem Leben gegriffen, ſie ereignete ſich i. J 1817 zu B—n.

auch geht in zwei Stunden die Poſt, mit welcher Exemplare abgeſendet werden müßen. Ich habe einmal Ihrer ſeltſamen Laune den Willen gethan, aber wahrlich zum zweitenmal geht es nicht; es iſt unmöglich und damit Gott befohlen Herr Candidat! zum Narren laſſe ich mich von Ihnen nicht haben, verſtehen Sie?

Dieſes ſprechend zeigte der Factor Eßigen den Rücken und ließ ihn ſtehen. Krampfhaft preſſend hielt mich der Candidat noch immer in ſeiner Rechten, jezt hob er mich mit den zwei erſten Fingern der Hand in die Höhe, indem er ganz auſſer ſich ausrief: Dieſen Streich hat mir der Kerl, der Roſenblüth, gefliſſentlich geſpielt, aber warte Hundedoktor! du ſollſt an mich denken! Damit warf mich Herr Eßig grimmig von ſich, daß ich weit hin auf dem Boden rollte und endlich unter einem Sezkaſten liegen blieb. — Das ganze typographiſche Chor lachte laut auf und der Candidat lief mit brennendem Kopfe wüthend von dannen. Ein Setzer erbarmte ſich meiner, hob mich von der Erde auf und verwahrte mich in ſeinem ledernen Beutelchen.

Am Abende deſſelben Tages wurde im Schauſpielhauſe Torquato Taſſo von Göthe gegeben. Mein neuer Gebiether, der Setzer, war ein äſthetiſcher Menſch, er dachte bei ſich ſelbſt: Willſt doch einmal probiren, ob du für des Candidaten falſchen Thaler nicht den göttlichen Torquato einnehmen kannſt, und wenn ſie den Thaler an der Caſſa wechſeln, trägt es noch etliche Maaß Bier und ein Nachteſſen oben drein, welches mir nicht weniger wohl als der Taſſo munden ſoll.

Das Haus blieb an dieſem Tage ungewöhnlich leer; an Theatercaſſen pflegt man es überhaupt nicht ſehr genau zu nehmen, heute zumal war der Caſſierer ſehr verdrießlich und wechſelte mich ohne Anſtand; ich wurde in die Theatercaſſe geworfen.

Bei der nächſten Gagenvertheilung fiel ich an Herrn Iſolan, den erſten Heldenſpieler. Ob der Mime in gerader oder ungerader Linie von dem berüchtigten Kroatengeneral des dreiſſigjährigen Krieges abſtammte, dieſes weiß ich nicht zu ſagen, allein ſo viel blieb wahr, daß der Schauſpieler mit dem Feldherrn gleichen Namens einiges gemein hatte, denn auch der Theater-Heros war ein ſchlechter Zahler und reſtirte in der Stadt viel hundert Thaler.

Herr Iſolan bezog von der Bühnendirektion ein nicht unanſehnliches Garderobegeld und hatte ſich von dem geſchickten Schuhmachermeiſter Pechdrath allerlei altdeutſche und ſpaniſche Stiefel, peruvianiſche Sandalen und moderne Schnallenſchuhe machen laſſen, aber der ehrliche Pechdrath konnte von dem Heldenſpieler nimmermehr Geld erhalten.

Allein am bezeichneten Gagentage ſtellte ſich Herr Pechdrath wieder bei Jſolan ein und war demſelben dermaßen grob, bis er endlich mich, den falſchen Thaler, als Trophäe ſeiner Grobheit davon trug.

Gerade in voriger Nacht hatte ſein Weib dem Schuhmacher einen jungen Pechdrath geboren, der auch ſogleich, nach hergebrachter chriſtlicher Weiſe, mit dem Waſſer der heiligen Taufe überſchüttet wurde. Der Herr Pfarrer, welcher die Handlung vollzogen, bath um ſeine Stollgebühren und erhielt — mich.

Dem hochwürdigen Herrn gefiel mein Aeußeres eben ſo wenig als der dumpfe Bleiklang meiner Stimme, gerne hätte er mich refuſirt und um andere Münze ſtatt meiner, wie ehevor der weltliche Reſtaurateur, gebethen, allein dem geiſtlichen Herrn war der Schuhmacher zu grob, er getraute ſich mit dieſem nicht anzubinden; des Pfarrers Köchin, Jungfer Suschen, erhielt mich ſofort zum Geſchenke.

Jungfer Suschen hatte einen Freund, den Grenadier-Korporal Wichsauf, auf den ſie große Stücke hielt und es dauerte nicht lange, ſo war ich des Korporals Eigenthum.

Herr Wichsauf hatte aber noch ein zweites Schätzchen, Bärbchen Mauskopf, auf welche er ſeiner Seits größere Stücke als auf des Pfarrers Köchin hielt und alle Geſchenke, welche der Korporal häufig genug von Suschen empfing, giengen größtentheils ſogleich wieder an Bärbchen über, und auch mich, den falſchen Thaler, traf dieſes Loos.

Nebenher empfing aber Bärbchen Mauskopf von dem Grenadier-Korporal Wichsauf noch ein ander Geſchenk, wofür ſie ihm wenig Dank wußte und der Korporal war ſo eben im ruſſiſchen Feldzuge erfroren, als Bärbchen Mauskopf einen jungen Wichsauf gebar, deſſen erſte unartige Handlung es blieb, die Mutter zu tödten.

Der Pfefferkuchenkrämer Sauerhönig wurde, von Obrigkeitswegen, dem jungen verwaisten Wichsauf als Vormund beſtellt und demſelben ſeines Mündels mütterlicher Erbtheil übergeben, welcher, unbedeutſam genug, aus etlichen Henkel= und einem falſchen Thaler, meiner Wenigkeit nämlich, beſtand.

Das geübte Geldauge des Pfefferkuchenkrämers erkannte ſogleich meinen ſchlechten Gehalt und der gottesfürchtige und gerechte Sauerhönig beſchloß ein Exempel zu ſtatuiren graulich und ſchauerig — Vermittelſt eines ſcharfen Nagels und eines ſchweren Hammers nagelte mich der Barbar auf ſeinem Ladentiſche feſt.

Alſo endete meine Laufbahn; ich leide gerechte Strafe und wünſche als reuiger Sünder lediglich, es möchte jedem falchen ſchlechten Kerl, gleichviel ob Thaler oder Menſch, ein gleiches Loos fallen.

IV.

Die verkehrte Welt;

oder:

Der Herr als Diener und der Diener als Herr.

Ausſchweifender Schwank
in dramatiſcher Form.

Statim sapiunt; statim sciunt omnia; neminem verentur; imitantur neminem, atque ipsi sibi exempla sunt.

Plinius.

Perſonen:

Meinhard Graf v. Stroch auf Strochenheim, der Herr als Diener.

Ferdinand Graf v. Stroch, General, als Nachtwächter. } deſſen

Leopold Graf v. Stroch, Staatsminiſter, als Koch. } Brüder.

Auguſt, des Grafen Meinhards Sohn.

Emmi v. Tiefborn, des Grafen Meinhards Mündel und Auguſts Verlobte.

Kätchen, deren Kammerjungfer, als Theaterrezenſent.

Tropfer, der Diener als Herr.

Fritz, neun Jahr alt, genannt: das Wunderkind. } deſſen

Louischen, ein ſchlafendes Wickelkind. } Enkel.

Schornſteinfeger Schlupf, als Friſeur.

Schullehrer Schwarz, als Jäger.

Friſeur Huſch, als Schweintreiber.

Kutſcher Wauwau, als Kindsmagd.

Gerichtsverwalter Triller, als Laufer.

Hellmuth, des Grafen Auguſts Diener.

Unſichtbare Muſikanten.

Erſter Akt.

(Freier Platz vor dem Schloſſe Strochenheim; im Vordergrunde Tiſche und Stühle. Man vernimmt aus der Scene Töne eines Poſthorns; Graf Auguſt und Hellmuth ſein Diener, beide in Reiſekleidern, treten auf. — Auguſt iſt höchſt phantaſtiſch gekleidet.)

Scene 1.

Auguſt und Hellmuth.

Auguſt

(Mit komiſchem Pathos und ſehr affektirt.) Willkommen du Ort, der meine Wiege ſah; ſeyd mir gegrüßt ihr heimiſchen Laren!

Hellmuth.

Ich bin ganz müde von dem vielen Fahren.

Auguſt.

Hier unten am Bache ſpielt' ich als Kind.

Hellmuth.

Dort weidet jetzt ein Rind.

Auguſt.

Oft ſchlief ich unter jener Laube ein.

Hellmuth.

Mich dürſtet, hätt' ich doch ein Glas Wein.

Auguſt.

Schau' — wo die grünen Wieſen lachen, dort fliegen meine luſt'gen Drachen.

Hellmuth.

(Gähnend.) Ich bin ſchläferig von langem Wachen.

Auguſt.

Was ſehe ich, ein großes, neues Schloß — von meinem Vater indeß' wohl erbaut? Erbärmlicher Styl und wie gemein, — die Thüren und Fenſter viel zu klein — keine Hermen, keine Bogen noch Pilaſter? — ein wahres architektoniſches Laſter! Den Plunder reiß ich wahrhaftig ein, und leuchtend wie der Karfunkelſtein ſoll auf dieſer Stelle hier, als Schutzwehr und herrliche Zier, ſich eine alterthümliche Burg im Spitzbogen-Geſchmacke erheben.

Hellmuth.

Der Herr Vater, hochgräfliche Gnaden! werden darüber eine ganz abſonderliche Freude haben.

Auguſt.

Jenen Fichtenwald fälle die Axt, Caffeebäume und Zuckerrohr will ich ſtatt ſeiner pflanzen, das alte Bräuhaus wird geſchleift, alles ſoll ſich umgeſtalten; mein Vater gieng nicht mit der Zeit, ich werde dem Manne lehren zu leben, es wird viel zu reformiren geben. (Kleine Pauſe.) Doch alles iſt hier ſo öde und ſtill — es regt ſich keine Maus, iſt denn ausgeſtorben das Haus?

Hellmuth.

Dort endlich nahet des hochgnädigen Herrn Vaters Kammerdiener, der Tropfer; — potz tauſend, der alte Kerl trägt ja jetzt die Naſe ganz gewaltig hoch.

(Tropfer in ein ſehr elegantes Morgenneglige gekleidet, und aus einer langen Pfeife ſchmauchend, tritt ſehr gravitätiſch auf.)

Scene 2.

Tropfer und die Vorigen.

Tropfer.

Ach ſeht doch, Monſieur Auguſt! iſt man endlich von Reiſen einmal zurückgekehrt? na auf den jungen Herrn wird auch das Sprichwort paſſen: Schickt man eine Gans über den Rhein, kehrt eine Gans wieder heim, doch mags darum ſeyn, eine Gans iſt auch eine gute Gabe Gottes und nicht zu verachten. (Indem er ſeine Hand dem jungen Grafen hinhält.) Man hat Erlaubniß, mir die Hand zu küſſen.

Hellmuth.

Na der gefällt mir nicht übel.

Auguſt.

(Indem er Tropfern heftig auf die Hand ſchlägt.) Alter Kerl! iſt er ein Narr geworden? —

Tropfer.

Was, nach mir ſchlagen? — ich ein Kerl? — ich ein Narr? (Schreiend:) He, Leute! herbei!

(Graf Meinhard v. Strochenheim kömmt eilig; er iſt ſehr ſorgfältig, ſeinem eigentlichen Stand gemäß gekleidet; trägt weiß ſeidene Strümpfe und Schuhe.)

Scene 3.

Graf **Meinhard** und die **Vorigen**.

Auguſt.

(Indem er mit offenen Armen auf den Grafen zueilt.)

Willkommen mein theureſter Vater!

G. Meinhard.

(Die Umarmung abwendend:) Sey mir gegrüßt mein Sohn! doch laſſe dieſes bis nachher, es ſchickt ſich jetzt nicht in Gegenwart (auf Tropfern zeigend:) des *gnädigen Herrn*.

Auguſt.

(Sehr erſtaunt.) Wie — dieſer ein gnädiger Herr?

Hellmuth.

Na da mag man ſehen, was aus einem Bedienten alles werden kann.

Tropfer.

Stell' Er ſich vor Meinhard! der junge Menſch hier hat mich geſchlagen, mich einen Narren und Kerl geſcholten.

G. Meinhard.

(Sehr erſchrocken zu Auguſten:) Unglücklicher! was haſt du gethan?

Tropfer.

Ja, aber der Burſche ſoll mir's büßen; auf ein ganzes halbes Jahr laß ich ihn in den Thurm werfen — bei Waſſer und Brod.

G. Meinhard.

Ach Euer Gnaden! der Unbeſonnene bleibt aber doch immer mein Sohn. Ich bitte unterthänigſt vor, ihm dieſesmal gnädig und großmüthig zu verzeihen.

Tropfer.

Es iſt wahr Meinhard! Er iſt ſtets ein treuer und bewährter Diener geweſen und ſeinetwegen mag demnach Gnade für Recht ergehen. Doch genug! der Morgen iſt ſchön, mir gefällt es im Freien, laß Er mir die Chokolade hieher bringen, und ſende Er mir auch gleich den Schornſteinfeger; ich will mich friſiren laſſen.

G. Meinhard.

Wie Euer Gnaden befehlen. (Ab ins Schloß.)

Auguſt.

(Zu Hellmuth.) Wache oder träume ich? — was ſoll ich von dem allen denken. Mein Vater, der Graf, der Diener ſeines Dieners? —

Hellmuth.

Und der Schornſteinfeger ein Friſeur? — das iſt ja, ſo wahr ich lebe, die verkehrte Welt.

(Graf Meinhard kommt mit der Chokolade, ihm folgt Schlupf der Schornſteinfeger mit berußtem Geſichte und ganz ſchwarz, nach Art der Schornſteinfeger, gekleidet; übrigens hat Schlupf eine blendend weiße Schürze vorgebunden, und trägt einen Puderbeutel, Pudermantel u. dgl. im Arme.)

Scene 4.

Graf Meinhard, Schlupf und die Vorigen.

Tropfer.

(Indem er die Chokolade ſchlürft.) Nun hurtig Schlupf! verrichte Er ſeinen Dienſt.

(Schlupf wirft Tropfern den Pudermantel um und hebt an denſelben in ſehr komiſcher und bizarrer Weiſe zu friſiren.)

Hellmuth.

(Zu Auguſten.) Na gnädiger Herr! was ſagen Sie dazu?

Auguſt.

Es kann nicht anders ſeyn, alles was ich ſehe iſt eitler Sinnentrug, oder aber es herrſcht hier eine allgemeine Tollheit. (Indem er ſich dem Grafen Meinhard, der hinter Tropfers Stuhl ſteht, nähert:) Aber theureſter Vater! ſagen Sie mir nur —

G. Meinhard.

(Indem er auf Tropfer zeigt und den Finger auf den Mund legt:) Bſt!

Tropfer.

(Zu Schlupfen:) Aber Burſche! wie geht Er mit mir um, hält Er meinen Kopf für einen Schornſtein?

Schlupf.

O Euer Gnaden! ein Schornſtein und mancher Kopf haben groſse Aehnlichkeit miteinander.

Tropfer.

Wie ſo? —

Schlupf.

Ja ſchauen Euer Gnaden, die Schornſteine ſind gewöhnlich hohl und viele Köpfe pflegen auch hohl zu ſeyn.

Tropfer.

Brav Schlupf! Er gefällt mir, Er hat

eine ſatyriſche Ader, Er ſoll Epigramme ſchreiben und ich werde dieſelben drucken laſſen.

Schlupf.

Ih du mein Himmel! ich Epigramme ſchreiben? — wird mir das Friſiren ſchon ſauer genug — ich der Schornſteinfeger Epigramme? nun die möchten ſchmutzig genug ausfallen.

G. Meinhard.

Deſto beſſer, ſchmutzige Gedichte machen heut zu Tage am meiſten Glück.

(Man hört inner der Scene jammern: „Ach, o wehe!“)

Tropfer.

Was iſt das, was giebt es?

G. Meinhard.

Es nahet der vormalige Schullehrer und nunmehrige herrſchaftliche Jäger Schwarz, begleitet von Dero Friſeur, welchem nun die Funktion des Schweinehirten anvertraut wurde;

die Leute ſcheinen verwundet, es muß irgend ein Unglück arrivirt ſeyn.

(Schwarz und Huſch treten auf. Schwarz iſt ganz ſchwarz, ſeinem eigentlichen Stande gemäß, gekleidet; auf dem Kopfe, welcher mit einem Tuche umwunden, eine Atzel; er trägt eine ungemein lange und plumpe Jagdflinte ſehr unbeholfen auf der Schulter und hat eine Waidtaſche überhängen. Huſch iſt noch ganz weiß als Friſeur gekleidet, trägt aber eines Schweintreibers Peitſche in der Rechten und eine Pudelmütze auf dem Kopfe; ſein linkes Bein iſt verbunden; er hinkt.)

Scene 5.

Schwarz, Huſch und die Vorigen.

Schwarz.

O Jemine, ach!

Huſch.

Es brennt wie hölliſches Feuer, o weh, wehe!

Tropfer.

Was lärmt ihr Tölpel!? — Schwarz! hat Er im Forſte dieſen Morgen, wie ich ihm befohlen, bereits einen Bock geſchoſſen?

Schwarz.

Ach Euer Gnaden! ich habe geſchoſſen, aber keinen Bock, ſondern nur den Friſeur, den Schweintreiber wollte ich ſagen, habe ich getroffen.

Tropfer.

Welch' ein Qui pro quo! wie geſchah es?

Schwarz.

Die Sache gieng ſehr natürlich zu. Ich verfugte mich in den Wald, wie mir geheißen war, ich ſah einen Bock, ich ſchoß, aber der Schuß traf nicht den Bock, den ich geſehen, ſondern, wie geſagt, den Friſeur, der auf der nahen Wieſe die Schweine hütete und den ich nicht geſehen; ich lief dem Bocke nach und wollte ihn fangen, rannte aber unverſehens an einen Baum, der mir im Wege ſtand, und paff! hatte ich ein Loch im Kopfe. Ach euer Gnaden! ich bin zu der mir übertragenen neuen Funktion ganz und gar verdorben, mit den Böcken meiner

Schüler weiß ich mich beſſer, als mit jenen im Walde, zu benehmen; darum laſſen mich Euer Gnaden in die Schulſtube zurückkehren.

Huſch.

Und mich laſſen Euer Gnaden wieder friſiren, ich kann mit den Schweinen ein für allemal nicht zurecht kommen, die Beſtien gehorchen mir nicht und grunzen mich höhniſch aus.

Tropfer.

Ruhig Leute! es bleibt bei der neuen Ordnung: die Schulmeiſter ſchießen Böcke und die Friſeure hüten Schweine. Was übrigens Eure Verwundungen betrifft, da iſt guter Rath und ſchnelle Hülfe nicht theuer; verfügt Euch zu meinem Fritzchen, dem Wunderkinde, laßt Euch von ihm die Hände auf die Wunden legen und ihr ſeyd geneſen.

Huſch.

Wenns aber nur auch gewiß iſt?

Tropfer.

Geht, glaubt und Euer Glauben wird Euch helfen!

Schwarz.

Na wir wollens probiren, kommt Huſch!

(Huſch und Schwarz ab.)

Scene 6.

Die Vorigen ohne Schwarz und Huſch, gleich darauf Graf Ferdinand.

Auguſt.

Ein Kind ſoll die Verwundeten heilen? — was iſt denn nun dieſes wieder? —

Hellmuth.

Der Teufel begreife es!

Tropfer.

(Zu Auguſten:) Ja, ja mein ſchöner junger Herr! es giebt auf unſerer Erde wirklich Dinge, von denen ſich der Geſcheldeſte nichts träumen läßt! Das Wunderkind iſt mein eigener Enkel, heißt Fritz und obwohl der Knabe erſt neun Jahre alt, hat er dennoch bereits ſchon philosophia, medicina, jurisprudentia und theologia abſolvirt; er iſt fünffacher Doktor und heilt durch Auflegen der Hände jede Krankheit; der berühmte junge Doktor Carl W***e iſt gegen meinen Fritz — gar nichts, na, man ſoll den Knaben kennen lernen und ſtaunen.

(Graf Ferdinand tritt auf. Er trägt über einer glanzenden Generalsuniform einen ſchlechten Nachtwachterkittel, in der Rechten einen Spieß, in der Linken eine brennende Laterne.)

G. Ferdinand.

(Im Auftreten laut ſingend:)

Ihr lieben Herrn und Frauen! laßt euch ſagen,
Der Hammer, der hat neunmal g'ſchlagen;
Neunmal!
Bewahret wohl Feuer und Licht,
Damit kein Schaden nit g'ſchieht!

Tropfer.

Nachtwächter! reitet ihn der Teufel! ſieht er denn nicht, daß die Sonne am Himmel ſteht, wer heißt ihm am hellen Tage die Stunden ausrufen? —

G. Ferdinand.

Ach verzeihen Euer Gnaden! ich exerzire mich blos ein bischen in meinem neuen Dienſte; das Exerziren überhaupt iſt eine alte Gewohnheit, die mir noch aus meiner vorigen Carriere anklebt und von der ich nicht ſo leicht werde laſſen können, denn man hat Beiſpiele, daß alte Militärs noch auf dem Todbette exerzirten und manöuvrirten.

August.

Wie Graf Ferdinand, der hochberühmte Feldherr, meines Vaters leiblicher Bruder, Nachtwächter? — es kann nicht ſeyn, Oheim! um Gotteswillen! ſprechen Sie: Nicht wahr, alles iſt Täuſchung?

G. Ferdinand.

Ah mein charmanter Neveu! ſind Sie auch hier, nun das iſt mir lieb, ich werde Sie ſogleich zu meinem Subſtituten ernennen.

Was machen Sie denn viel Aufhebens von der Sache, nun ja! jetzt bin ich Nachtwächter und ehevor war ich General. Was weiters? — als Feldherr ſchrie ich meine Siege und Kriegesthaten und als Nachtwächter rufe ich die Stunden aus; wer weiß, ob ich der menſchlichen Geſellſchaft durch mein jetziges Beginnen nicht mehr nütze, als durch mein einſtiges?

Hellmuth.

(Bei Seite:) Na das läßt ſich einmal hören; das erſte kluge Wort in der verkehrten Welt!

Auguſt.

Heiliger Himmel! bewahre mir meinen Verſtand.

Hellmuth.

(Für ſich:) Der iſt ſchon längſt beim Teufel!

(Triller, der Gerichtsverwalter, ein kleiner, ältlicher und ungemein fetter Mann tritt, als Laufer ſehr phantaſtiſch gekleidet, hinkend und langſam auf. Er trägt ein knappes Kollerchen, ein leichtes Caſaquet, Schärpe, Strümpfe und Schuhe, im Arme ein Körbchen.)

Scene 7.

Triller und die **Vorigen**, dann Graf **Leopold**.

Triller.

(Indem er auf einen Stuhl fällt, seufzend:) Uf, uf, ich kann nicht mehr. Euer Gnaden! schicken Sie mich in meine Amtsstube zurück, mit meinen Bauern weiß ich umzuspringen, als Laufer muß ich alter, schwerfälliger Mann zu Grunde gehen.

Tropfer.

Er iſt lange genug geſeſſen mein lieber **Triller**! nun mag er bis an ſeines Grabes Rand laufen und dabei hat es ſein Verbleiben. Nun, hat er mir die beſtellten friſchen Auſtern aus der Stadt gebracht? Ich trage darnach ein groß' Gelüſten.

Triller.

(Das Körbchen zeigend:) Hier habe ich die Auſtern, aber ſie ſind mein Tod.

Tropfer.

Ei was — mir ſcheints, er iſt ſelbſt ſo faul wie eine Auſter, nur friſchen Muth, es lernt ſich alles in der Welt, ein rechter Laufer muß immer munter und luſtig und immer auf den Beinen ſeyn. (Er reißt Trillern vom Stuhle auf.)

Triller.

(Schwankend:) Erbarmen, Erbarmen! o weh!

Tropfer.

(Ruft:) Koch! wo ſteckt der Schlingel denn? He Koch! herbei!

(Graf Leopold tritt aus der Schloßpforte; er trägt ein Staatskleid mit einem Sterne auf der Bruſt, auf dem Kopfe eine hohe weiße Schlafmütze; ferners hat der Graf eine Serviette vorgebunden und rührt während der Converſation mit einem Kochlöffel in einer kleinen Caſſarolle.)

G. Leopold.

(Im Auftreten zu Tropfern, immer emſig rührend:) Euer Gnaden befehlen? —

Tropfer.

Der Laufer hier hat friſche Auſtern aus

der Stadt herbei gebracht, übernehme Er den Korb, die Auſtern müßen mir heute bei der Tafel ſervirt werden.

G. Leopold.

Ganz wohl Euer Gnaden! (Er nimmt von Triller den Auſternkorb und giebt denſelben durch die Schloßpforte ab, dann tritt er, immer in ſeiner Caſſarolle rührend, mehr gegen den Vordergrund der Bühne.)

Auguſt.

Nein, nun geſtaltet ſich mir die Geſchichte doch wahrhaftig zu bunt und toll; mein Onkel, Graf Leopold, der ſtolze Staatsminiſter, gar ein Sudelkoch?

G. Leopold.

(Indem er ſich Auguſten nähert:) Ah voici mon cher neveu, monsieur August! je vous salue — Sie ſtaunen junger Mann! über mein dermaliges Beginnen — pourquoi donc? Einſt entwarf ich Manifeſte, ſchloß Staatsverträge oder Concordate, jetzt ſteche ich welſche Hühner ab und rühre Saucen zuſamm, am Ende kömmt es auf daſſelbe heraus; alles hübſch zu ſeiner Zeit, allein mein ſchöner junger Neffe, Sie werden Hunger haben, ein kleines déjeûné à la fourchette kann nicht ſchaden, venez chez moi — ich ſetze Ihnen ein filet de boeuf vor, ſo lecker und zart, daß es Ihnen, wie friſche Butter, auf der Zunge ſchmelzen ſoll. Venez, venez donc! (Er läuft lachend ins Schloß zurück.)

August.

Dieſes faſſe, wer kann. Der ſelige geniale Th. A. Hoffmann in Berlin hat zwar manchen Teufelsſpuck in die wirkliche Welt eingeführt, aber ſolch' tollen nimmermehr. Beinahe will es mich bedünken, als ob wir, ich und meine ganze edle Sippſchaft, unſere eignen Doppeltgänger hier einher wandelten.

Hellmuth.

Und mich hat man ebenfalls bereits dermaßen verblüffet in dieſer verkehrten Welt, daß ich nicht mehr weiß, ob ich ein deutſcher Jüngling oder eine deutſche Jungfrau bin.

(Der Chor aus der Zauberflöte: „Es lebe Saraſtro! Saraſtro ſoll leben!“ oder ein anderer Triumphmarſch wird inner der Scene ausgeführt.)

Auguſt.

Was hat nun wohl dieſe Muſik wieder zu bedeuten? —

Tropfer.

Ha, ha, ich merke ſchon, meine Enkeln, Fritz das Wunderkind und die kleine Louiſe mit ihrem Gouverneur, dem vormaligen Kutſcher Wauwau, machen eine Morgenſpatzierfahrt. Das Wunderkind wird von dem muſikaliſchen Theile meiner Dienerſchaft bewillkommet.

(Schwarz und Huſch, beide von ihren Verbänden befreit, ziehen eine Kinderchaiſe auf die Bühne. In dem Chaiſe'chen ſitzen: Wauwau, ein koloſſaler Burſche, in kompletter Kutſcher-Livere', ein

Wickelkind in den Armen wiegend, dann der neunjährige Fritz, das Wunderkind, nach Art der alten Charletane, in einen Scharlachrock und lange Weſte gekleidet; an der Seite einen kleinen Porzellandegen; auf dem Kopfe eine ungeheure Allongeperücke, en chapeau-bas.

Scene 8.

Schwarz, Huſch, Wauwau mit dem Wickelkinde, Fritz und die Vorigen.

(Wauwau mit dem Kinde und Fritz ſteigen aus dem Wägelchen.)

Wauwau.

(Indem er das Kind im Arme wiegt, ſingt:)

Schlaf' Herzchen! ſchlaf,
Dein Vater iſt ein Graf,
Dein' Mutter iſt ne Edelfrau,
Dein' Kindsmagd iſt der Wau, wau, wau,
Der Kutſcher Wauwau.

Tropfer.

Guten Morgen mein lieber Wauwau! was macht ſein kleines Louischen!

Wauwau.

S' arme Fratzerl leidet eben an den Zahnlen, heute Morgen hats g'ſchrien wie n' Mordbrenner, aber hinterher hab' ichs ein biſel geſtriegelt, dann iſt's rühig geworden und eingeſchlafen.

Tropfer.

Ich muß Ihm geſtehen mein lieber Wauwau! unter allen meinen Tölpeln findet Er ſich noch am beſten in den ihm verliehenen neuen Dienſt. Nimmermehr hätte ich es gehofft, er würde ſo gut ſich zur Kindsmagd ſchicken.

Wauwau.

Ja ſchauens Euer Gnaden! das kommt daher, weil wir Leute vom Stall angebornes, feins und zarts Gefühl haben, wir lieben unſere Roſſe mehr und pflegens beſſer als gar manche Mutter ihr Kind, und darum kann ich halt da mit dem Fratzerl auch gut umſpringen, ich bins ja ſchon gewohnt, denn n' unvernünftigs Vieh und unvernünftigs Kind kommt halt auf eins heraus.

Fritz.

(Zu Tropfern:) Buono Giorno — cher Großpapa! cura ut valeas.

Tropfer.

Willkommen mein geliebter, gelehrter Enkel Doktor! (Zu Schwarz und Husch:) Nun ihr beiden ſeht ja ganz munter drein, hat Euch mein Wunderkind geheilt.

Schwarz.

Miraculum omnium miraculorum! Das gelehrte unbegreifliche Wunderkind gab mir eine Ohrfeige, da wurde mirs plötzlich hell im Kopfe, und ganz und gar geheilt war das *verſchlagene* Haupt. Ich werde mich nun ſogleich wieder in Sylvas, das heißt, in die Waldungen begeben, und den entlaufenen Bock einzufangen ſuchen.

Husch.

Auch mich armen zerſchoſſenen Friſeur hat der junge Herr Doktor vollkommen hergeſtellt, werde nun zuſehen, daß meine Schweine nicht Unfug anrichten.

August.

(Zu Fritz.) Junger Freund! du haſt, wie man mir geſagt, vieles ſchon gelernt, haſt ſogar als Doktor promovirt?

Fritz.

Utique mi Domine!

August.

Gerne möchte ich über einige Dinge deine Meinung vernehmen.

Fritz.

Fiat!

August.

Was hältſt du von unſerer Poeſie?

Fritz.

Wir Deutſche haben gar keine Poeſie. Unſere ſogenannten erſten Dichter, Schiller und Göthe, ſind im Grunde doch nur ſeichte Köpfe; die Kritik allein gedeiht noch am beſten in Teutonia, wir zählen in ſothaner Sphäre viele wackere und nicht wackere Ritter.

Auguſt.

Unſere Muſik?

Fritz.

Eitle Klempelei! Maria Weber und Mairbeer ſind welſche Hahne, dem leidigen fränkiſchen Geſchmack unterthan; überhaupt nichts ſeltener in Germania dann geniale Originalität.

Auguſt.

Aber was hältſt du von der deutſchen Philoſophie? —

Fritz.

Entwürdigendes ſklaviſches Phlegma iſt der Charakter der praktiſchen Philoſophie der heutigen Teutonen, in der Theorie hat der ſelige hehre Schuſter Jakob Böhm einiges geleiſtet.

Auguſt.

Und unſere Religion?

Fritz.

Hohe Myſtik allein iſt Religion. Etwas geſchah für die ſublime Theorie, vieles bleibt noch nachzuholen.

Auguſt.

Deine Politik?

Fritz.

Ich bin entſchiedener Demagoge. (Voll kindiſch-lächerlicher Würde:) Europas Throne ſollen noch erzittern vor meiner eiſernen Konſequenz; ein deutſcher Fürſt wagte mir eine Penſion, welche ich forderte, abzuſchlagen; er ſoll, er wird bitter bereuen.

Auguſt.

Welche Begriffe verbindeſt du mit dem Worte: Demagoge.

Fritz.

Dieſe Begriffe ſcheinen etwas paradox, doch ſie ſcheinen es nur, laſſen ſich aber deſſenungeachtet ſchwer definiren.

Auguſt.

(Zu Hellmuth:) Bei Gott! in dem Knaben glimmt dennoch ein Funke Genie.

Hellmuth.

(Bei Seite.) Da haben wir's, der tollſte Unſinn erſcheint ihm als reine Natur.

(Emmi v. Tiefborn tritt ſehr eilig auf.)

Scene 9.

Emmy und die Vorigen, gleich darauf Kätchen.

Emmy.

(Im Auftreten:) Wo iſt Er, wo iſt Er?

Auguſt.

Ah, Fräulein Emmy! meine Verlobte! nun endlich werden ſich doch dieſe Räthſel löſen.

Emmy.

(Indem Sie Auguſten erblickt:) Mein Auguſt! mein Geliebter! ſind Sie mir treu geblieben, werden Sie nicht die Hand Ihrer Emmy verſchmähen. (Indem ſie ſich vor ihm auf die Knie wirft.) Sehen Sie mich hier zu Ihren Füßen, nicht eher ſtehe ich wieder auf, bis Sie mir ewige Liebe und Treue geloben.

Hellmuth.

(Bei Seite.) Nun iſt auch *die* närriſch geworden.

Auguſt.

Hat ſich denn heute alles verſchworen, mir den Kopf zu verrücken. Fräulein! um Gotteswillen! ſtehen Sie auf, an mir iſt es, vor der Huld und Schönheit zu knien. (Er kniet ebenfalls, Kätchen als Theaterrezenſent tritt auf.)

Kätchen.

Ha, ha, ha — eine bizarre aber dennoch originelle Gruppe; ich werde ihrer im nächſten Blatte vielleicht beifällig erwähnen, vielleicht auch nicht.

Tropfer.

Mein Herr! wer ſind Sie?

Kätchen.

Ein Theaterrezenſent.

Tropfer.

Wer giebt Ihnen das Recht, hier einzutreten.

Kätchen.

Ein Rezenſent kennt kein Recht und hat dennoch immer Recht. (Zu Kätchen:) Erhebe dich deutſche Magedein, nicht ziemet dir vor dem Buhlen zu knien. (Sie reißt Emmy vom Boden und blickt ihr in die Augen:) O Himmel! wie wird mir, welche Augen, welch' kußlicher Mund, welche Anmuth — Mädchen! ich liebe dich mit verſengender Rezenſentengluth, mein mußt du werden, oder ich will nicht leben.

Hellmuth.

Na der fängt die Sache raſch an.

Emmy.

Wie wird denn mir? klar liegt es mir vor Augen, die Schleier fallen; ja Jüngling! du gleichſt dem Ideale, welches längſt in meinem Innern ſchlummerte auf ein Haar

— ich könnte, ich möchte — ich zerreiſſe alle Bande, dein, dein allein will ich ſeyn! — (Sie wirft ſich in Kätchens Arme.)

Auguſt.

Tod und Teufel! was iſt denn das? (Indem er Kätchen an der Bruſt faßt:) Verdammte, ſchnöde Rezenſentenbrut! ich erwürge dich.

Hellmuth.

Daß ein Mädchen plötzlich untreu wird, das iſt ein Stückchen aus der wirklichen und nicht aus der verkehrten Welt.

Kätchen.

Herr Graf! Sie tödten mich, laſſen Sie mich los, ich bin ja kein Rezenſent, öffnen Sie die Augen doch, ich bin ja 's Kätchen.

Hellmuth.

Wa — was! mein Kätchen eine lebendige Rezenſion? nun das gefällt mir nicht übel!

G. Leopold.

(Haſtig aus dem Schloſſe tretend:) Meine Herrſchaften, wenn es gefällig wäre einzutreten, man ſervirt ſoeben das Dejeuné.

G. Meinhard.

Ja wir wollen uns zu Tiſche ſetzen, die Farce iſt zu Ende, und wir kehren aus unſerer kleinen verkehrten nun wieder in die wirkliche Welt zurück. (Graf Leopold wirft lachend die vorgebundene Serviette von ſich, Graf Ferdinand zieht den Nachtwächterkittel aus; alle befreien ſich ſoviel als möglich von dem Emblemen der verkehrten Welt.)

G. Meinhard.

(Zu Auguſten tretend, ſehr ernſt:) Mein Sohn! ich bin im Begriffe die Sphynx zu ſtürzen, Oedip ſteht vor dir; höre mich: du warſt zum Jüngling herangereift, deine Anlagen und erworbene Kenntniſſe berechtigten mich zu ſchönen Erwartungen, du ſollteſt nun auch Welt und Menſchen kennen lernen, ich ſandte dich auf Reiſen, doch nicht am Gängelbande eines Hofmeiſters wollte ich dich durch Europa leiten laſſen; du ſollteſt mit eigenen Augen ſehen, ſelbſt erfahren, ſelber prufen — allein mein Sohn! ſchon Plinius der jüngere ſchrieb, der alten Roma Jugend würdigend. an ſeinen Freund Marcellin: Unſere jungen Leute halten ſich ſogleich für gemachte Männer, wiſſen gleich alles, achten keinen, ahmen keinem nach, wollen nur gleich Originale ſeyn. — Was wohl würde Plinius von Teutoniens Jugend ſchreiben, wenn er in unſerer Mitte lebte? wahrlich ein großer Theil unſerer Jünglinge gieng weiter noch als die jungen Römer, denn unſer Anflug hielt ſich reif, Welten zu reformiren und du mein Sohn! — allerwärts ließ ich dich beobachten, — fielſt in die Schlingen einer Schule, deren Lehren, wenn ihre Realiſirung denkbar wäre, im eigentlichſten Sinne die Welt verkehren würden. Ich und meine Brüder trauerten ob deiner Verirrungen, ich rief dich in die Heimat zurück, du meldeteſt den Tag deiner

Ankunft. Ungewöhnlicher Irrthum bedürfe ungewöhnlicher Heilmittel, meynte dein munterer Onkel, der General, und er entwarf den Plan zu jener Farce, welche wir dir, mit Hülfe meiner Dienerſchaft, ſo eben darſtellten, ja mein Sohn! ſo und nicht anders würde ſich im Großen die Welt verkehren, wenn je ein *gewiſſer finſterer Geiſt*, der auch dich verblendete, die Oberhand behaupten dürfte.

August.

Vater! wenn ich im Irrthume ſchwebte, ſo laſſen Sie mich an dieſer holden Hand (auf Fräulein *Emmy* deutend) verſuchen in den Tempel des Lichts zu wallen.

G. Meinhard.

Recht mein Sohn! ſchon manches verirrte Schäflein genaß in der Schule der Frauen.

August.

Geliebte *Emmy*! darf ich hoffen? —

Emmy.

Nie verzweifelte ich an Ihnen mein theureſter Auguſt! (Umarmung.)

G. Ferdinand.

Bravo! (ſingt:)

Ihr Herrn und Frauen laßt Euch ſagen,
Hymens Stunde, ſie hat nun geſchlagen!

G. Leopold.

Braviſſimo! — Ein Gerücht Tauben laſſe ich zum Frühſtück ſchnell noch bereiten.

Hellmuth.

Alte Liebe roſtet nicht. (Zu *Kätchen*:) Herr Theaterrezenſent! wie ſieht es mit uns beiden aus, wenn ich mich nicht irre, hatten auch *wir beide* uns dereinſt ewige Liebe und Treue geſchworen; wollen wir uns bei der guten Gelegenheit nicht auch ein bischen heirathen?

Kätchen.

Du biſt eben immer noch der alte ſchnurrige Junge, dem man nicht wohl gram ſeyn kann. (Indem ſie ihm die Hand reicht.) Nun es ſey darum, eine treue Dienerin folgt gerne der Herrin Beiſpiele.

Hellmuth.

Victoria! eine Wagniß bleibt es zwar immer, mit einer lebendigen Rezenſion zu Bette zu gehen, allein beim Lichte beſehen gilt es gleichviel, denn die Rezenſion bleibt weder bei der Ehe, noch bei einer andern Poſſe aus.

Auguſt.

Aber geſtehen müßen Sie doch lieber Vater! die Farce, welche Sie und die Oheimte mit mir ſpielten, war etwas *ſeltſam*, *kühn* und *gewagt*.

G. Meinhard.

Du haſt recht mein Sohn! und ich fürchte ſehr, auſſer dir, wird es noch gar viele Leute geben, welche unſere Poſſe nur *gar zu ſeltſam* und *gewagt* ſchelten dürften.

Kätchen.

Immerhin! hat doch alles in der Welt

mehrere Seiten, und auch für die tollſte Poſſe laſſen ſich Entſchuldigungen finden, darum theure Gönner! hören Sie auch eine für die unſere: (Zum Publikum:)

Sah dieſe Zeit die Hohen ſich hernieder neigen,
Und viele Niedrige hinan zu Hohen ſteigen,
Wagt unſre Kunſt einmal Verkehrtes auch zu zeigen:
Verkehrtheit iſt indeß kein neues Spiel;
Sie zeigt ſich allerwärts — oft gar zu viel,
Und zu gefallen — blieb auch heut' ihr Ziel.

Gruppe — allgemeine Verbeugung — der Vorhang fällt.

V.

Kleines
und
grösseres Dessert.

1.

Die ſeltſame Matratze, eine wahre Anekdote aus weiland Maximilians I. Königs von Baiern Leben.

Maximilian I. König von Baiern war als Prinz, wie als König, ein gerechter, weiſer, humaner und froher Mann, wie denn überhaupt des Lebens echter Frohſinn nur aus gutem Gewiſſen und vortrefflichem Herzen entſproſſen kann.

Wir wünſchen des unvergeßlichen Maximilians einſtigem Biographen ſeines Helden ſeltene Tugenden alle, denn nur unter dieſer Vorausſetzung wird das Werk den Meiſter loben, vorerſt aber wird jeder bisher unbekannte Zug aus des Hochſeligen Leben nicht nur jedem Baiern, ſondern jedem deutſchen Biedermanne intereſſant bleiben, darum biethe ich auch ein kleines Scherflein und bitte es gütig hinzunehmen.

Se. Majeſtät der jetzt regierende König Carl Auguſt Ludwig I. wurde bekanntlich in Straßburg geboren, als Höchſtdeſſen Herr Vater noch das Regiment Elſaß als Oberſt kommandirte.

Dieſer Tag war einer der denkwürdigſten und ſchönſten in des Höchſtſeligen Königs irdiſchem Leben; das ganze Regiment erfaßte ein Freudentaumel des frohen Ereigniſſes halber, denn ihren Max liebten Alle, vom Erſten angefangen bis zum Letzten, einem Vater gleich.

Die Veteranen des Regiments traten zur Berathſchlagung zuſammen; daſſelbe wollte dem neugebornen Prinzen ein Angebinde überreichen. Viele Vorſchläge wurden gemacht, alle verworfen, endlich aber nahm ein ergrauter und mit ehrenvollen Narben bedeckter Grenadier das Wort:

Kinder! ſprach der Krieger, wollen wir dem Erſtgebornen unſeres Vaters Max ein Angebinde reichen, ſo muß dieſes von ganz abſonderlicher Art ſeyn; höret mich: Der Bart iſt des Mannes, vor allem aber des Kriegers höchſte Zierde; dieſe Zierde nun, rathe ich, wollen wir dem Prinzen Ludwig opfern, das ganze Regiment, ſage ich, ſchert ſeine Bärte ab, daraus wird eine zierliche kleine Matratze verfertiget, ein würdiges Lager für den Sohn eines Heldengeſchlechtes.

Dieſer Vorſchlag wurde einmüthig angenommen. Des andern Tages war die Parade bereits aufgeſtellt, als Prinz Max auf dem Waffenplatze erſchien. Alle Wetter! — rief der Chef voll Verwunderung aus, was iſt das, wo haben denn die Burſchen alle ihre Bärte gelaſſen? —

Eine Deputation trat vor und überreichte die Matratze mit einer kurzen herzlichen Rede.

Prinz Max war tief gerührt; er lächelte unter Thränen und ſprach: Hört ihr Burſchen! für diesmal mag es ſeyn, allein ich hoffe mich ferners noch ehelichen Segens zu erfreuen und das nächſtemal laßt mir die Poſſen bei Seite, denn ſonſt käme am Ende kein Grenadier mehr zu einem recht ſtattlichen Barte. — Die Soldaten wurden reichlich beſchenkt.

Rechtliche wackere Männer, Zeitgenoſſen des Prinzen Max, haben mir in Straßburg ſelbſt dieſe Anekdote erzählt; eine andere Gewähr für deren Wahrheit, als das Wort jener Männer, vermag ich aber freilich nicht zu leiſten.

2.

Umwandlung des Zeitgeiſtes.

In einer großen deutſchen Stadt, nennen mag ich ſie aus triſtigen Gründen nicht, beſuchen bereits ſeit langer Zeit die Söhne der katholiſchen mit jenen der evangeliſchen Einwohner dieſelben Schulen; nur bei'm Religionsunterricht blieben beide Theile, wie billig, getrennt.

Nun haben aber vor wenigen Monden die katholiſchen Einwohner jener Stadt eine Vorſtellung übergeben, in der ſie dringendſt um gänzliche Abſonderung der evangeliſchen von der katholiſchen Schuljugend bitten; mehr als neun und neunzig, ohne Zweifel lauter ſehr gewichtige Motive unterſtützten die Petition.

Gerade als mir jene Thatſache zu Ohren kam, ſand ich irgendwo ein mehr als hundertjähriges Büchlein, betitelt:

Julii Bernhards von Rohr, Einleitung zur Staatsklugheit u. ſ. w. Leipzig, 1718. bei J. Ch. Martini. 8.

Der gute ſelige ſtaatskluge Herr v. Rohr, zu ſeiner Zeit ein ſehr frequenter Schriftſteller, ließ ſich unter anderm alſo verlauten:

„Demnach durch die tägliche Erfahrung und vielfältigen Exempel bekannt, daß die von denen Evangeliſchen Eltern erzeugte Jugend, wann dieſelbe bei denen Jeſuiten respec. Catholiſchen (Sic!) zur Schule gehet, wo nicht ſofort zur Pabiſtiſchen Religion verführet, jedoch mit ſolchen principiis gemeiniglich imbuirt werden, daß dieſelben hernach ſchlechten Eifer in der Religion zu haben, ſondern mehrentheils ſolche wohl gar zu verlaſſen und dem Pabſtthum anzuhängen pfleget; ſolche grauslich ſchwere Seelen- und Gewiſſensgefahr aber um ſo viel mehr zu verhüten und abzuwenden, weil die Jugend in dieſelbe bei dem Alter und in denen Jahren geräth, worinnen ſie die ihr beigebrachten errores annoch nicht erkennen, auch ſie hernach von dieſen ihren erſten principiis nicht wohl wieder befreien und los machen kann. Alſo müßen die Evangeliſchen Landesfürſten denen Evangeliſchen Eltern mit Recht verbiethen, daß ſie ihre Kinder nicht in die Catholiſchen Schulen ſchicken ſollen. Siehe das Churfürſtl. Brandenburgiſche dießfalls ergangene Verboth vom 3. April 1684."

Tempora mutantur et nos mutamur
in illis!

3.

Molieres Fechtmeiſter hatte Recht.

Vor noch gar nicht langer Zeit wurde zu B— von einem öffentlichen Blatte in einer Theaterkritik behauptet: der Schauſpieler N. ſey ein geborner Hanswurſt.

Die Menſchen laſſen ſich gefallen als allerlei geboren zu werden, aber geborner Hanswurſt will keiner ſeyn; dazu bildet man ſich lieber in der Folge aus.

Auch Herr N. nahm dem gebornen Hanswurſten gewaltig übel und ſagte in einem andern Blatte dem ihn kritiſirenden Redakteure Dinge, die dieſer noch mehr übel nahm.

Nach einigen Tagen trafen ſich beide Antagoniſten an einem öffentlichen Orte und der erboßte Redakteur applicirte dem Schauſpieler ein paar derbe Ohrfeigen.

Solch' Verfahren nahm Herr N. wieder übel und forderte den Redakteur zum Zweikampfe, der aber aus uns unbekannten Gründen nicht zu Stande kam.

Der Schauſpieler erhob nun gegen den Redakteur eine Injurienklage. Während der Prozeß noch bei den Gerichten ſchwebte, machte aber Herr N. dem Fürſten v. — ſeine Aufwartung.

Herr N. fieng weinerlich an:

„Wiſſen Ew. Durchlaucht ſchon was mir paſſirt iſt?“

Fürſt. O ja, Sie haben ein paar Ohrfeigen erhalten.

Hr. N. Aber ſagen mir Ew. Durchlaucht, was ſoll man anfangen, wenn man ſelbſt an öffentlichen Orten nicht mehr vor Mißhandlungen ſicher iſt, und zu Ohrfeigen kommen kann, ohne zu wiſſen wie? —

Fürſt. Mein Herr! Sie ſind Schauſpieler, beliebter Komiker — ohne Zweifel kennen Sie doch Molieres Luſtſpiele.

Hr. N. Ew. Durchlaucht aufzuwarten!

Fürſt. Wohlan, wiſſen Sie, was Molieres Fechtmeiſter ſagte?

Hr. N. Ich kann mich nicht ſogleich entſinnen?

Fürſt. Jener Fechtmeiſter ſprach: „Tout le secret des armes — und die Hand iſt des Menſchen erſte und natürlichſte Waffe — ne consiste qu'en deux choses, à donner, et à ne point recevoir.“ Sehen Sie mein Freund! hätten Sie des Fechtmeiſters Worte gekannt und beachtet, Sie hätten gewußt was man anzufangen, wenn man keine Ohrfeigen abkriegen will.

Molieres Fechtmeiſter hatte Recht und der Fürſt hatte auch Recht, aber Herr N— behielt ſeine Ohrfeigen.

4.

Väterliche Lehren.

Herr H— gieng mit ſeinen Kindern, zwei kleinen Söhnen und einem zarten Töchterlein, ſpatzieren.

Der Vater ſuchte den hoffnungsvollen Sprößlingen die Promenade durch nützliche Bemerkungen lehrreich zu machen. Unter anderm ließ ſich Herr H— alſo vernehmen: Seht liebe Kinder! dieſer hier iſt unſer Stadtkirchhof oder auch Friedhof, wie ihn unſere Dichter nennen; wenn Ihr ein wackeres Leben führt, Niemanden beleidiget und betrügt, kommt Ihr mit Gottes Hülfe alle auch einmal dahin.

Plautz — da verabreichte der neunjährige Fritz dem ſechsjährigen Lottchen, ſeinem

Schweſterchen, eine derbe Maulſchelle; das Kind heulte ungemein.

Ei du infamer kleiner Schlingel du! — ſprach nun Herr H—, wie kannſt du ſolche Ungezogenheit üben, gerade während ich gute Lehren ſpende? —

Lieber Vater! erwiederte der Knabe, ich will ungezogen ſeyn, denn wäre ich es nicht, ſo käme ich, wie du gerade ſagteſt, auf den Stadtkirchhof und dahin mag ich nicht, nein — ich mag durchaus nicht ſterben, lieber ungezogen ſeyn und — lange, lange leben.

5.

Schlecht geſehen!

Der durch ſeine zahlreiche ſchönwiſſenſchaftliche Schriften bekannte Profeſſor M— kam auf einer Reiſe von G— nach B— durch L—.

Der Profeſſor führte ein fertiges Manuſcript bei ſich, welches er in L— ſehr leicht und vortheilhaft an den Mann zu bringen hoffte; allein Zeit hatte der Gelehrte keine zu verlieren, wenn er zum Zwecke gelangen wollte, denn ſein Aufenthalt zu L— war auf einen Tag nur feſtgeſetzt.

Es war gerade Sonntag. M— gieng ſehr früh aus, um ſich die Stadt zu beſehen, es herrſchte in den ſonſt von wildem Gewühle erfüllten Straßen tiefe Ruhe. In der —er Straße wurde der Profeſſor an einem groſſen ſtattlichen Hauſe einen eleganten Aushängeſchild gewahr, von welchem er die Worte las: Buchhandlung von Hans Peter S— und Compagnie; unſer Gelehrter war einer von jenen vielen, die es gar ſehr mit dem Schickſale halten und deſſen Fingerzeig bei jeder Gelegenheit folgen zu müßen glauben.

Deſſenzufolge traten der Herr Profeſſor in das ſtattliche Haus ein und fragten, über einer Treppe angelangt, nach dem Chef der Handlung, dem Herrn Hans Peter S—. Eine freundliche junge Magd reinigte gerade den Flur und erwiederte: Ganz recht, der Herr Hans Peter S— logiren hier, ſind auch bereits längſt aufgeſtanden und angekleidet und befinden ſich ganz allein in ihrer Stube, belieben der fremde Herr nur dort an der zweiten Thüre links anzupochen.

Herr M— that, wie ihm gerathen worden war und ein kräftiger Baß rief: Herrin! — Das geſchmeidige Profeſſorlein trat mit einem zierlichen Kratzfuße ins Gemach; ein langer Mann mit einer ernſten Miene kam ihm entgegen und fragte trocken: Was ſteht zu Befehl? — es machte ſich folgendes Geſpräche:

Profeſſor.

Ich ſpreche doch mit Herrn Hans Peter S—?

Hans Peter.

So heiße ich — iſt's gefällig Platz zu nehmen?

Profeſſor.

Wenn Sie gütigſt erlauben. (Beide Herren ſetzen ſich.)

Profeſſor.

Ich nenne mich M—, mein Name iſt Denenſelben gewiß bekannt? —

Hans Peter.

Wahrhaftig nicht, habe nicht die Ehre —

Profeſſor.

(Etwas empfindlich.) Ich habe doch ſchon ſo manchen Artikel geliefert —

Hans Peter.

Sehr möglich, doch entſinne mich nicht mit Ew. Edlen ſchon Geſchäfte gemacht zu haben.

Profeſſor.

Nun — was nicht iſt kann werden.

Hans Peter.

Ah ſo — nun verſtehe — allein ich geſtehe Ihnen ganz offenherzig mein Herr M—! ich habe bereits meine Häuſer; ich werde täglich überlaufen, allein mit dem Anknüpfen neuer Verbindungen iſt's eben ſo eine Sache — doch weſſen Commiſſionär ſind den eigentlich dieſelben?

Profeſſor.

(Bei Seite:) Sonderbare Frage! (Laut:) Erlauben Sie, ich bin mein eigener Commiſſionär.

Hans Peter.

(Bei Seite:) Ein ſeltſamer Kerl! (Laut:) Ei, ei Dero eigener Commiſſionär und reiſen für ſich ſelber — hm, hm — ich geſtehe, ähnliches iſt mir noch nicht vorgekommen.

Profeſſor.

(Erſtaunt:) Ja warum denn nicht? — ich kann gar nicht begreifen —

Hans Peter.

Freilich, freilich unſere Zeit ſtellt allerlei eigenthümliche Erſcheinungen dar; doch was führen denn Ew. Edlen eigentlich für Waaren, franzöſiſche oder engliſche?

Profeſſor.

Waaren? doch wohl ein etwas zu proſaner Ausdruck für die Sache — indeſſen ich muß mich in Ihren Ton zu finden ſuchen, zu geiſtloſen Uebertragungen laſſe ich mich nimmermehr herbei, ich liefere kernhafte, vaterländiſche Originalwaare und bin ſtolz darauf — verſtanden?

Hans Peter.

Kernhafte, vaterländiſche Waare? — da bedaure recht ſehr, daß ich auf keinen Fall mich mit Ew. Edlen in Geſchäfte einlaſſen kann — vaterländiſche Waare! dergleichen wird von meinen Kunden durchaus nicht geſucht.

Profeſſor.

Wie wäre es möglich und es ſo weit bereits gekommen? — die vaterländiſche Muſe wäre demnach verdrängt ganz und gar von der ſchnöden ausländiſchen? — freilich ſeit der Walter Schott ſein Weſen treibt, ſein neblichtes, wenig erhebliches und fremd alterthümliches — ſeit jener Zeit wendet ſich das deutſche Publikum, das ſchwankende, das modeſüchtige, das nimmer mit ſich einig werdende — es wendet ſich ab mehr und mehr vom Genius dem rein vaterländiſchen. — Dixi!

Hans Peter.

Davon habe ich wenig verſtanden, allein — Walter Schott? das Haus iſt mir ganz und gar nicht bekannt.

Profeſſor.

(Eifernd:) Was Haus — Haus — wie kommen Sie mir denn vor? Walter Schott iſt kein Haus, ſondern ein berühmter Romanenſchreiber zu Edinburg in Schottland.

Hans Peter.

(Aergerlich:) Ei was kümmern mich die Romanenſchreiber der ganzen Welt — nicht ſo viel!

Profeſſor.

Wie — Sie ſind ja doch ein Buchhändler.

Hans Peter.

Was ich ein Buchhändler? — ich falle aus den Wolken.

Profeſſor.

Nun ja, auf dem Schilde iſt doch klar

und deutlich zu leſen: Buchhandlung von Hans Peter S— und Compagnie.

Hans Peter.

Schlecht geſehen! Es heißt nicht Buch-, ſondern Tuchhandlung.

Profeſſor.

(Verblüfft:) Alle Wetter auch — da hat mir mein blödes Geſicht einmal wieder einen Streich geſpielt. Schlecht geſehen! in der That recht ſchlecht geſehen. Bitte tauſendmal um Entſchuldigung. — Gehorſamſter Diener. (Läuft davon.)

Hans Peter.

(Allein, ironiſch lächelnd:) Bücher und Tücher — das iſt zweierlei; doch ſchlechte Bücher und ſchlechte Tücher — beide halten Farbe nicht!

6.

Schlecht gehört.

Kaſpar Beyfuß ein ſehr einfältiger Bauerburſche zu H— bei F— heirathete und wurde im Frühjahre getraut; zu Ende Sommers kam Kaſpar zum Pfarrer des Dorfes, welcher die Trauung vollzogen hatte, kratzte hinter den Ohren und ſprach:

Ew. Hochwürden, ich kann mit meiner Frau nicht länger leben, 's iſt ein Drache und weil's nun ſchon einmal ſo und nicht anders iſt, ſo ſind Ew. Hochwürden ſo gut und machens, daß ich des Drachen wieder los werde, denn Ew. Hochwürden haben ja ſelbſt geſagt, wie Sie uns zwei kopulirt haben: Liebet Euch und bleibt Euch treu bis man das Korn ſchneidet, allein das Korn iſt ums ganze Dorf herum ſchon geſchnitten, ich bin daher meiner Verbindlichkeit ledig und kanns auf keinen Fall mehr länger aushalten mit dem böſen Weibe.

Man kann denken, daß der geiſtliche Herr ob der ſeltſamen Zumuthung und Behauptung dieſes einfältigen Schäfleins nicht wenig ſtaunte; lange vermochte der Seelenhirt die Urſache des Irrthums nicht zu deuten, denn von einem Irrthume mußte der unzufriedene Ehemann doch nothwendigerweiſe befangen ſeyn, endlich aber gieng dem Pfarrer plötzlich ein Licht auf; er rief: O Kaſpar, armer Sohn! Ihr ſeyd hartöhrig — ich dachte nicht gleich daran — ich ermahnte zu Ende der Trauung Euch und die Braut: „Liebet und bleibt Euch treu, bis Euch der Tod ſcheidet!“

Und ich habe verſtanden, — erwiederte der Taube kleinlaut: Liebet und bleibet Euch treu, bis man 's Korn ſchneidet.

Schlecht gehört! — rief der Hochwürdige wieder — ich nicht, nur der Tod kann Euch trennen von Eurem Weibe.

Schlecht gehört! ganz vermaledeit ſchlecht gehört! ſeufzte Kaſpar, ſchlich nach Hauſe und trägt in dieſem Augenblicke noch in Geduld ſein Kreuz.

Hätte aber Kaſpar nicht ſchlecht gehört; — wären Neuverbundene ſich in der That nur bis zur nächſten Erndte verpflichtet, — wie viele Ehen wohl in dieſer leidigen Welt dürfte nicht jeder Herbſt ſcheiden!

7.

Ecrivez mon ami!

Voltaire war bekanntlich ein großer Freund des Caffees; der zu häufige Genuß deſſelben, im Vereine mit dem nahenden Greiſenalter, verjagte — häufig den Schlummer und Schlaf ganz und gar von ſeinem Lager.

Daß ein Weiſer wie Voltaire nicht lange Nächte wachend und gedankenlos gelegen haben mochte, leuchtet ein und der gelehrte, auf ſich ſelbſt ſtreng reflektirende Mann machte bald die Bemerkung, daß die Nachtgedanken nicht unter ſeine ſchlechteſten gehörten; allein oft war der ſchwächer werdende Alte am andern Morgen nicht mehr im Stande, jene Nachtgedanken, von denen er wußte, daß ſie vortrefflich geweſen, wieder zu erneuern; er quälte ſich dann vergebens unter recht peinlichen Gefühlen ab, und ärgerte ſich am Ende weidlich, durchaus nicht wieder Ideen auffinden zu können, welche vor wenigen Stunden erſt in ſeinem Innern erkeimt waren und die er mit Liebe ausgeſponnen und verfolgt hatte.

Dieſem Uebelſtande zu begegnen, nahm Voltaire einen alten ebenfalls ſehr ſchlafloſen Schreiber, Namens Gauthier, in ſeine Dienſte, der in einem Cabinetchen, dicht neben des Philoſophen eigenem Schlafgemache, ſein Ruhelager hatte.

Wenn nun dem betagten aber ungemein phantaſiereichen Voltaire zu nächtlicher Weile düſtere und freundliche Bilder, in Hülle und Fülle, zuſtrömten, wie leuchtende Blitze aus einem Gewitterſchwangern Wolkenmeere, welches längſt und gewaltſam nach Entladung ſtrebt — da rief er mit lauter Stimme: Gauthier! und ſogleich erſchien der ſich zu jeder

Zeit ſchnell ermunternde Alte im Schlafrocke und mit brennendem Lichte. — Ecrivez mon ami! ſagte der Philoſoph lediglich dem Diener; Gauthier ſetzte ſich dann ſchnell an den Schreibtiſch und vermochte oft kaum ſo ſchnell zu ſchreiben, als der Gelehrte ihm dictirte.

Aus Gauthiers Feder floß Voltaieres Geiſt aufs Papier und die franzöſiſche Literatur verdankt den ſchlafloſen Nächten des philoſophiſchen Greiſen gerade ſeine ſpätern, und mithin reifern Produkte.

Dieſe Thatſache brachte mich auf die Betrachtung:

Wenn jeder des Denkens fähige Menſch ſtets einen Gauthier zur Hand und dazu Voltairſche Luſt hätte, demſelben zu jeder Zeit plötzlich erwachende beſſere Ideen in die Feder zu dictiren — wie viel weiter möchte jeder Zweig menſchlichen Wiſſens gediehen ſeyn und welche Rieſenſchritte würde es täglich zurücklegen; denn es lebte vielleicht nie ein ſo ganzer dummer Menſch, der nicht einmal in ſeinem Leben einen guten Gedanken oder eine neue originelle Idee — gleichviel in welcher Sphäre und wenn auch in der allerniederigſten anwendbar — erfaßt hätte.

Freilich — aus der dadurch entſtehenden entſetzlichen kaum denkbaren Ideenmaſſe, das Beſte und Beſſere nun zu wählen, es zuſammen zu ſtellen in einen vollſtändigen und ſyſtematiſch geordneten Auszug, — die Aufgabe wäre eine bei weitem ſchwierigere als die Räumung der Stallung des Augias, aber würde ſie dennoch gelöſt, welches Buch entſtände dann und wie vermöchte unſere ſich immer mehr häufende Maſſe von Sammlungen, Anthologien, Compendien, kritiſchen, encyklopädiſchen und lexikographiſchen Werken ſich neben dem neuen groſsen Buche der Bücher zu halten?? —

8.

Der Verfall der Tanzkunſt, als einzige Grundurſache der groſsen franzöſiſchen Revolution unumſtöſslich dargeſtellt.

Noch vor wenigen Jahren lebte zu M— der alte würdige Tanzmeiſter Leg—, welcher, gleichſam als der Schatten der längſt verfallenen alten franzöſiſchen Tanzkunſt, einher wandelte unter den leichtſinnigen und leichtfüſsigen Söhnen einer andern Zeit.

In jeder Saiſon zeigte ſich der beinahe achtzigjährige Jünger Terpſichorens nie anders als in ſeidenen Strümpfen und geputzt à quatre épingles, daherſchreitend in der ſtolzen Grandezza ſeiner Schule, das Geſicht in ernſte Falten gelegt, Jedermänniglich nach Stand und Würden grüßend mit wichtig abgemeſſenem zierlichem Anſtande.

Allerwärts war der höfliche und ungemein gutmüthige Greis wohl gelitten und ſelbſt der freche Spott unſerer übermüthigen Jugend wagte ſich nur ſelten an dieſe Ehrfurcht gebiethende Geſtalt, welche bereits einer vorübergegangenen Generation angehörte.

Einſt war Leg— in eine vornehme Geſellſchaft geladen. Man ſprach hier unter anderm auch von der franzöſiſchen Revolution und von den wichtigen Urſachen, welche dieſelbe ins Leben gerufen haben dürften. Der Graf v. P—g wandte ſich zu dem alten Tanzmeiſter mit den Worten: Sie lieber Leg— befanden ſich ja beim Ausbruche der franzöſiſchen Revolution gerade in Paris, theilen Sie uns doch auch Ihre Anſichten über das Chapitre mit.

Mit feierlichem Anſtande nahm nun der Tanzmeiſter folgendermaßen das Wort: Die franzöſiſche Revolution wäre nimmermehr erſtanden, wäre nicht ehevor die altfranzöſiſche Tanzkunſt ganz und gar vergangen.

Die Glieder der Geſellſchaft ſahen ſich lächelnd an und vermochten kaum ein lautes Lachen zu unterdrücken; Leg— aber ließ ſich dadurch nicht irre machen und fuhr alſo in ſeiner Rede fort:

Meine Herren! ich bin überzeugt, daß keiner von Ihnen mir widerſprechen wird, wenn ich behaupte, daß in der menſchlichen Geſellſchaft hohes und geringes allein durch Formen nur bedingt und zuſammen gehalten werde, und iſt nicht die Tanzkunſt ſo recht eigentlich die Schule der Formen? Der Werth der Schule aber beſtimmte ſtets den Werth der Generation.

Sie alle wiſſen meine Schätzbaren! daß es in Galliens Hauptſtadt, welche dem Lande ſtets den Ton angab, zur Sitte, ſelbſt des Mittelſtandes gehörte, in früherer Jugend ſchon tanzen zu lernen und der Tanzmeiſter hinwiederum war es, der den Schüler zu grüßen lehrte.

Nach den Regeln der alten Schule nun — und ſie hielt ſich im Anſehen noch bis zu Marie Antoinettens Zeiten — grüßte der Bürger den Höfling und Edelmann ungemein förmlich und ehrfurchtsvoll, dieſe Art zu grüßen wurde dem Bürger Gewohnheit und mithin zur andern Natur — allein dieſe ſich tief bückende und verneigende Natur widerſtrebte jeder kühnen demokratiſchen Idee; ſich ſyſtematiſch tief bücken und ohne Grübeln gehorchen — das eine geht aus dem andern hervor. Doch — die alte Schule fiel; nach der neuen coutume aber rannte nun der gemeinſte Kerl vor dem Höchſten und Vornehmſten vorüber und ein flüchtiges Kopfnicken von jener Seite mußte dieſen genügen; mit dem nachläßigen Kopfnicken verſchwand allmählig der Reſpect, man hatte Zeit zu denken, bekam Muth zu ſprechen, endlich zu handeln, und — voilà qui est fait! — ich könnte — ſo endete Leg— ſein Raiſonnement — die Materie ungemein weitläufiger noch beleuchten und zergliedern, allein dieſer leiſe Anklang mag genügen, denn alte Leute müßen ſich hüten die Geduld jüngerer auf zu harte Proben zu ſetzen, genug! — die edle Tanzkunſt entbehrt nun bereits beinahe jeder Regel; wie Böcke ſpringen die Leute nach dem Takte umher und die vernünftigſten jetzt lebenden Männer verſtehen keine vernünftig grüßende Verneigung mehr zu vollbringen. Das

Unweſen wird noch weiter gedeihen und mit dem Sturze aller Formen wird die ganze menſchliche Geſellſchaft endlich in eine grenzenloſe Verwirrung gerathen, die, der Himmel mag wiſſen wie und womit enden wird.

Wir lächeln ob den Anſichten des ſchwachen Greiſen, deſſen Hülle nun längſt die Erde deckt, allein läugnen läßt es ſich dennoch nicht: Selbſt die bizarreſte und paradoreſte Behauptung biethet zuweilen eine Seite dar, welche ſich bei ruhiger Beleuchtung weniger lächerlich darſtellt, und der große Göthe ſprach:

Seltſam iſt Propheten Lied;
Doppelt ſeltſam, was geſchieht.

9.

Giftmiſcherei;

oder:

Die Revolution zu W—m.

Die rohe Menge
Starrt und ſtaunt, und zaudert, läßt geſchehn;
Und regt ſie ſich: ſo endet ohne Glück,
Was, ohne Plan, zufällig ſie begonnen.

* * *

Abdera, Schilda, Polkwitz und Krähwinkel ſind *berüchtiget*; man lachte zu verſchiedenen Zeiten über die *gemüthlichen* und *kindlichen*, ſoll eigentlich heißen *dummen* Streiche, welche in Hülle und Fülle von den Bewohnern jener Städtlein erzählt worden ſind, doch glaubt Jedermann über *glückliche Erfindungen* nur zu lachen, denn Niemand hält es im Ernſte für möglich, daß Herren und Herrinnen der Schöpfung, ausgeſtattet mit unſterblichen Seelen, dümmer noch zu ſeyn vermöchten, als weiland Sancho Panſas lieber Herzensſohn, der Spielgeſell ſeiner Jungen, der Augapfel ſeiner Frau, die Stütze ſeiner Laſt — id est ſein Eſel.

Mögen erwähnte Schnurren und Mährchen ſich immerhin ungemein pikanter darſtellen, die folgende Anekdote hat den Vorzug, daß ſie weder ſchlecht noch gut erfunden, dagegen buchſtäblich wahr iſt.

Panem et circenses riefen die alten Römer und ließen ſich, wurde ihnen hier willfahrt, gerne und vom reinſten Patriotismus durchdrungen—tyranniſiren: Bier! gutes kräftiges Märzenbier ſchrie'n die ehrbaren Bürger des Fürſtenthümleins NN— vor Jahrhunderten; Bier! Bier! ſtarkes Sommerbier! ſchreien jene ehrliche Fürſtenthümer noch und reicht man ihnen ihr vergöttertes Gerſtenſäftlein nur, ſo mag man ihnen getroſt das Fell über die Ohren ziehen, ſie leiden's — ſeufzen und trinken.

Doch es befindet ſich in erwähntem hochpreislichem Fürſtenthume eine Stadt, eigentlicher nur ein Städtlein, genannt: W—m, deren Bürger ſich ſeit undenklichen Zeiten durch beſondere Bierliebe und unruhigen Sinn auszeichnen; die ſtädtiſchen Annalen erzählen von mehrern grauslichen Revolutionen, die ſich in den Ringmauern ereignet haben, und zu welchen ſtets das Sommerbier Veranlaſſung gegeben, allein die jüngſte Bierrevolution datirt ſich erſt von circa eilf Monaten, und es gieng dabei folgendermaßen her.

Am erſten Mai wurde ſeit undenklichen Zeiten zu W—m ſtets der Sommerkeller des dortigen einzigen dicken und groben Bierfabrikanten Herrn M— eröffnet, nachdem das Fabrikat vorerſt mit Kennermiene von dem hochlöblichen ſtädtiſchen Magiſtrat geprüft und der Preis-Courant deſſelben gerichtlich feſtgeſetzt worden war.

Wie herkömmlich wurde es auch in gegenwärtigem Jahre gehalten. Der jugendliche Gerſtenſaft war approbirt, man ſchrieb den erſten Mai und Abends fünf ſollte, dem uralten Geſetze gemäß, zum erſten Male der Sommerkeller eröffnet werden.

Schon von Mittag an umſtand Alt und Jung, verſehen mit ungeheuern dickbäuchigen Krügen, die Bierfabrike. Endlich ſchlug die verhängnißvolle Stunde, ſie wurde mit lautem Jubel begrüßt; die Thorflügel zu den Sommerkellern eröffneten ſich und es ſtrömte der W—mer Nektar. Lüſtern und neugierig koſtete Jedermäniglich; das Getränke war kraftvoll und ſchmeckte würzig, man ließ ihm Ehre und Gerechtigkeit wiederfahren, füllte die eigenen Krüge und des dicken Bierbräuers

Säckel und eilte ſofort nach Hauſe, um Gottes Gabe con amore zu genießen.

Nicht volle zwei Stunden waren ſeit der Eröffnung der Sommerkeller verſtriechen und ſchon waren acht Zehntheile der Stadteinwohner ſo ſelig, daß ſie den Himmel für einen Dudelſack anſahen, allein ſchrecklich ſollten ſie geweckt werden aus dem wonniglichen Taumel, ſintemalen es ſich begab, daß ein Mann bei der Stadt, nämlich der kleine und dürre Schneidermeiſter Stichdrauf plötzlich geiſterbleich aus ſeiner Wohnung ſtürzte und den Leuten, die ihm auf der Straße begegneten, mit furchtbarer holer Stimme zurief: Wehe, wehe — wir alle ſind verloren, denn unſer heuriges Sommerbier iſt — vergiftet! Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich ſogleich die Schreckensnachricht in der Stadt; Entſetzen und Verzweiflung packte die Einwohner; eine neue Bierrevolution brach aus, und —

Weh', wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreiſſend ſeine Kette,
Zur Eigenhülfe ſchrecklich greift!
Da zerret an der Glocken Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.

In der That — es zogen die Wahnſinnigen die Sturmglocke und bewaffnet mit Inſtrumenten aller Art rannte der Volkshaufen racheſchnaubend nach der Bierfabrike, von der auch ſogleich im erſten Anlauf — incredibile dictu — eine und eine halbe Fenſterſcheibe in Trümmern giengen.

Endlich drang des Aufruhrs Lärm' und die Urſache ſeiner Entſtehung bis zu den Ohren des wirklich dirigirenden Herrn Bürgermeiſters. Der gute Mann war ſo eben im Begriffe die vierte Maaß neuen Sommerbiers zu leeren, doch ihm entfiel der Krug vor Schreck, als die Giftbothſchaft eintraf und auch er rannte faſſungslos und angſtvoll unwillkührlich zur Bierfabrike hin, wo der ſchreckliche Volksauflauf ſtatt fand.

An Ort und Stelle kehrte des Dictators Beſonnenheit wieder zurück; er nahm ſich zuſamm' und haranguirte das Volk folgendermaßen:

Kinder, ſprach der würdige Vater der Stadt, wozu hilft vor der Hand Euch Rache, bedenkt, daß in unſerer aller Eingeweiden der Tod wüthet, an Rettung vorerſt laßt uns denken; darum lauft, ſucht Euch Brechmittel zu verſchaffen und I— ins Himmels Namen nach Noten.

Der gute Rath fand Eingang und in wenigen Minuten wurde die Stadtapotheke ungeſtümer als zwei Stunden früher der Sommerkeller belagert. Der Apotheker, ſein Proviſor und die übrigen Subjecten wußten ihrer Noth kein Ende, zumal ſie die erſten geweſen, welche Brechmittel verſchluckt hatten, die nun bereits zu wirken anfiengen.

Senatus W—mensis verſammelte ſich in pleno auf dem Rathshauſe, um abwechslungsweiſe das Wohl des Vaterlandes zu berathen und um für's Vaterland zu l—.

Wenn während der ſeltſamen Cataſtrophe der Zufall einen Fremden nach W—m geführt hätte, ſo möchten deſſelben Mitleid und Lachluſt in gleichem Grade angeregt worden ſeyn, denn Alt und Jung that auf Straßen und Häuſern nichts als l—.

Wohl mag ob der unzarten Schilderei mich die Kritik hart anlaſſen, allein ich kann zu meiner Rechtfertigung erwiedern — magis amica veritas und naturalia non sunt turpia!

Plötzlich trat der Schneider Stichdrauf, beinahe odemlos, vor den verſammelten Magiſtrat, indem er ausrief: Es war ein Irrthum, unſer heuriges Sommerbier iſt nicht vergiftet!

Die Herren horchten hoch auf; bei der ſtattgefundenen allgemeinen Verwirrung hatte man noch zu gar keiner Unterſuchung des Thatbeſtandes gelangen können, doch nun wurde der Schneider zu Protokoll vernommen und ſagte im weſentlichen folgendes aus:

Auch ich hatte mir in einem großen Kruge einige Maaß Sommerbier nach Hauſe getragen, um mich in meiner Junggeſellenwirthſchaft daran zu laben; nun begab es ſich aber, daß mein frei in der Stube umher flatternder Gimpel, ſich auf mein Bierglas ſetzte und daraus — wie er wohl öfter zu thun pflegt — ein bischen nippte, allein nur etliche Tropfen hatte das arme Thier geſoffen, da fiel es wie leblos vom Tiſche, und was war nun natürlicher als daß ich das neue Sommerbier für vergiftet halten mußte? Ich theilte im erſten Schreck' meine Muthmaßung einigen Nachbaren mit, es entſtand Lärm, auch ich rannte um ein Brechmittel in die Apotheke, aber als ich nun, um deſſen Wirkung abzuwarten, nach Hauſe zurückgekehrt war, flog der Vogel wieder munter in der Stube umher, und es folgt daraus demnach, daß mein Gimpel nur betrunken war und alſo das Sommerbier nicht vergiftet ſeyn kann.

Der Magiſtrat erließ zu Beruhigung des Publikums ſogleich ein Bulletin, durch welches, in zierlichem Kanzleiſtyle, die Geſchichte von Schneiders betrunkenem Gimpel ſehr weitläufig mitgetheilt wurde.

Hiemit endete die gefährliche Bierrevolution zu W—m; man lachte und kam den durch vieles Erbrechen ganz erſchlafften Magen neuerdings mit ſtärkendem Sommerbier zu Hülfe; der Schneider und ſein Gimpel aber wurden zu dreitägigem ſtrengen Rathsarreſte bei Waſſer und Brod verurtheilt — von Rechtswegen.

Parturiunt montes et nascitur — ein betrunkener Gimpel!

10.

Marginalien zu dem vierten Buche Alberti Magni, welches handelt: von den Kräften und allerlei Tugenden etzlicher Thiere.

Unſerer Zeit muß man es nachrühmen, daß ſie eine heilloſe Myſtik, den bizarreſten Aberglauben und Charletanerien aller Art in der Sphäre der Kunſt und Wiſſenſchaft wieder ziemlich zur Ordnung des Tages gebracht hat; wie vielen veralteten und längſt vergeſſenen Unſinn ſahen wir aufwärmen, wie vielen neuen erſtehen? — Die hinterlaſſenen ſechs Bücher über die Kräfte der Kräuter, der Edelgeſteine, der Thiere, des Lebenswaſſer u. dgl., vom berüchtigten, ſogenannten Alberto magno, taugen in jenen Kram und ſind nicht unbekannt genug, als daß man wagen dürfte, unbedingt aus denſelben Auszüge zu liefern; indeſſen kam mir in einer berühmten Bibliothek ein Exemplar von einer ſelten gewordenen Auflage des Werkes zu Handen, in welches offenbar einer unſerer Zeitgenoſſen Randgloſſen verzeichnet hatte, von denen ich mir zu hoffen getraue, ſie dürften dem einen oder andern Leſer ein Lächeln abgewinnen, und — lediglich dieſen Randgloſſen zu Gefallen, ſieht man ſich gezwungen, zugleich nachſtehende Excerpte mitzutheilen.

Albertus Magnus ſchreibt:

a. Vom Steinkäuzlein (einer Art Nachteule.)

Wenn ſein Herz und ſein rechter Fuß gelegt wird auf den, der da ſchläft, ſo ſagt er dir alles, was er gethan hat und was du ihn frageſt.

Thut aber das ein Menſch unter die Achſeln, ſo bellet ihn kein Hund an, ſondern er verſtummet.

Randgloſſe ad a.

Das Mittel wäre gewiſſen Unterſuchungskommiſſionen zu B., M. und P. zu empfehlen, um damit ſchlafenden Demagogen auf den Zahn zu fühlen; im andern Falle möchten ſich deſſelben rechtliche und wahrheitsliebende Schriftſteller bedienen, um ſich von den hundsgemeinen Ausfällen der Rezenſenten in der — Literaturzeitung zu ſchützen.

b. Vom Haaſen.

Seine Füße, beſtriechen mit ſeinem eigenen Schmalze und gethan zu einem Troſchellöpflein, bewegen den Menſchen zur Kühnheit, alſo, daß er den Tod nicht fürchtet; und wo er das an den linken Arm hänget, ſo gehet er, wohin er will, und kommt ſicher wieder, ohne Schaden.

Randgloſſe ad b.

Ihr Napoleone, Wellingtone, Blüchers, Jominis, Bülowe und Bärenhorſte! höret! — hängt euren martialiſchen Haaſenfüßen Schmalz beſtriechene Haaſenfüße, ſtatt des Portepées, an die Seitenwehre und es bedarf eurer ſämmtlichen ſublimen ſtrategiſch- und taktiſchen Kunſtſtückchen nicht ferner.

c. Von dem ſtinkenden Wiedhopf.

Nimmt man vom Wiedhopf das rechte Auge*), ſo erſcheint man gnadenreich und angenehm.

Und ſo man ſeine Augen trägt auf der Bruſt vor dem Richter, ſo werden alle ſeine Feinde gefriedſamet und begütiget.

---

*) Wer denkt hier wohl nicht, unwillkührlich, an den kindiſchen Text des Kindiſchen Freiſchützen? — Neuerdings ein Beweis, daß des ſinnigen Alberti Magni nachgelaſſene Schriften unſern heutigen Romantikern nicht fremd geblieben ſeyn dürften.

Wer ſeinen Kopf im Säckel trägt, der mag von Kaufleuten nicht betrogen werden.

Randgloſſe ad c.

Deſſenzufolge ſind des ſtinkenden Wiedhopfs wunderthätige Augen vorzugsweiſe allen eleganten, verliebten Zierbengeln, welche bei Agathen und Annetten ihr Glück machen wollen, dann allen vor Gericht geſtellten Räuberhauptleuten und unſchuldigen Spitzbuben, ferners Jedermänniglich zu empfehlen, denn wer käme nicht in den Fall, mit Kaufleuten in Verkehr treten zu müßen? —

d. Von der Turteltaube.

Das Herz von dieſem Vogel, getragen in einer Wolfshaut oder Leber davon, ſo hat der oder die, ſo das bei ſich trägt, hiefort nimmermehr einen Willen oder Luſt zu irgend einer Unkeuſchheit.

Randgloſſe ad d.

Ihr jungen Ehemänner, in großen Haupt- und Reſidenzſtädten zumal, die ihr bisher ſoſehr Urſache hattet, Euch vor euren ſchönen jungen Weiber in acht zu nehmen, hänget Evas reizenden Töchtern Turteltaubenherzen in den ſchneeweißen, ſich üppig blähenden Buſen; auch ihr ſtrenge Väter und ſorgſamen Mütter! ſchreibt Euch das Mittel hinter die Ohren und ſchlafet fürder ruhig; nicht nöthig habt ihr nun, noch für die Eurigen moraliſche Schriften oder das literariſche Weib, wie es ſeyn ſollte, anzuſchaffen.

Turteltaubenherzen und Wolfslebern ſollten in keiner guten Haushaltung fehlen.

c. Von der Troſchel oder Amſel.

So die Feder ſeines rechten Flügels gehänget werden, in ein Haus an einen rothen Faden, der noch nie gebraucht worden, ſo kann Niemand im Hauſe ſchlafen, bis der Flügel wieder hinweg gethan.

Randgloſſe ad c.

Herrliche Entdeckung! — hänget ihn auf den ſchlafverſcheuchenden Troſchelflügel in den

Sitzungszimmern der Collegien und Magiſtrate, in den Hörſälen der Akademien und Univerſitäten, hängt ihn auf endlich an den Kanzeln der Gottestempel, wenn der Prediger den Mund öffnet! —

f. Von dem Cameelthiere.

Wenn Jemand ſein Blut auf das Haupt leget in einer Molchenhaut, Stellio genannt, ſo bedünket einem, daß er ein Rieſe ſey und ſein Haupt bis an den Himmel gehe.

Randgloſſe ad f.

Ach ich habe in der ſchöngeiſtigen Welt zu B. L. P. W. M. und vorzüglich zu D—n gar viele Herren kennen lernen, die einen Stellio auf dem verrückten Schedel tragen, möchten die Leutchen doch einmal nur die Molchenhaut vom Haupt nehmen und ſie würden einſehen lernen, welche kleinliche Pigmäen ſie in der That nur ſind; träfe die Prophezeiung nicht ein, ſo wollte ich zur Strafe ſelbſt ein Cameelthier zur Stelle werden.

11.

Etwas für Supplikanten.

Man darf zwar hoffen den geneigten und verſtändigen Leſer mit den Proben, welche man ſo eben aus dem Weisheitskäſtlein Alberti Magni*) geſpendet hat, in ſo weit zufrieden geſtellt zu haben, daß derſelbe Proben ſolcher Art nicht fürder verlangen dürfte, nichtsdeſtoweniger kann man doch nicht umhin noch beiläufig der wunderſeltſamiglichen Eigenſchaft zu erwähnen, welche der große Mann dem bekannten, ſogenannten Fünffingerkraut, gepflückt im Zeichen Mercurii, zuſchreibt.

---

*) Obwohl die verrufenen ſechs Bücher Alberti Magni in der allerjüngſten Zeit von einem ſpeculativen Nachdrucker — worauf verfiele ſolch' Geſindel nicht? — wieder aufgewärmt und auf's Neue gedruckt worden, ſo ſind doch im Königreiche Bayern alle Exemplare, welche von dem ſaubern Machwerke aufgefunden werden konnten, zur Stelle konfiscirt worden und zu Ehren des geſunden Menſchenverſtandes und des geläuterten Geſchmackes wollen wir erwarten, es werde dem reſtaurirten Alberto allerwärts ein gleiches Loos zu Theil werden.

„Hat Jemand — alſo verſichert ganz ernſthaft Albertus — von einem König, Kaiſer oder andern regierenden Fürſten irgend etwas großes oder kleines zu erbitten, braucht es keiner ſonderlichen Wolredenheit und Verſtand, wenn Bittſteller nur das Fünffingerkräutlein, eines der abſonderlichſten Planetenkräuter des großen Kaiſers Alexandri bei ſich unter den Echſen (Achſeln) trägt, ſo erlangt er alles, was er haben will.“ — Etwas für Supplikanten! bemerkt die Randgloſſe und wir fügen bei: Abſonderlich für Supplikanten aus der alten

Hellas entſendet, welche bei ihren chriſtlichen Brüdern demüthig um Hülfe flehend, wahrlich des Fünffingerkräutleins dringend nöthig bedürften.

12.

Blond-Lottchen.

Des Todes rührendes Bild ſteht,
Nicht als Schrecken dem Weiſen, und nicht als Ende
dem Frommen.
Jenen drängt' es in's Leben zurück und lehrt ihn handeln;
Dieſen ſtärkt es, zu künftigem Heil, im Trübſal die
Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod.
(Aus Herrmann und Dorothea.)

Bald nachdem ich die Erzählung: „die Familiengruft der Grafen von T*—“, mit welcher gegenwärtige Skizzenſammlung beginnt, niedergeſchrieben hatte, ereignete ſich, unfern meines Wohnortes, in einer ſogenannten Todtenkapelle des Friedhofes, wo die Leichen bis zu deren wirklichen Beerdigung beigeſetzt werden, ein Vorfall, der in der ganzen Umgegend Senſation und Rührung erregte und manches ſchöne Auge feuchtete.

Jener Vorfall erzeugte gegenwärtige einfache Erzählung, welche, als Gegenſtück zur Familiengruft der Grafen von T*—, ſchon der Analogität halber, und zum Nachtiſche gleichſam, man aufzuſetzen wagt.

* * *

In der volkreichen Königsſtadt **** lebte ſeit einer langen Reihe von Jahren ein Mann, Namens Bernhard Weiler, den die nächſten Nachbaren einen Bildhauer nannten, obwohl in ſeinem Atelier, welches nimmermehr von wißbegierigen Fremden beſucht wurde, gerade keine große Meiſterſtücke, ſondern, größten Theils nur, einfache Grabſteine u. dgl. für die weniger wohlhabende Claſſe der Einwohner unter dem ſchaffenden Meiſel erſtanden.

Nichtsdeſtoweniger verdiente Bernhard den Namen Künſtler mit größerm Rechte, als mancher Prahlhans, der verſteht von ſich reden zu machen; auf welche erbärmliche und kleinliche Kunſt ſich der gute Weiler nun gerade am allerwenigſten verſtand.

Indeſſen viele harte und unverdiente Zurückſetzungen, dann ſo manche derbe Schläge des Schickſals hatten das Gemüth unſeres Künſtlers verſteinert; lange ſchon ſchlummerten der Schöpfungfeuergeiſt und der gerechte Stolz des eigenen Bewußtſeyns in ſeinem Buſen und es hub der Mann, bei den ſich ihm nun raſch nahenden Schwächen des Alters, an, ſich in ſeiner Zurückgezogenheit und dem beinahe dürftigen Stilleleben zu gefallen.

Weiler war Wittwer und die einzige

Tochter Renata, eine anmuthige achtzehnjährige Blondine, blieb des Greiſen lediglicher Troſt und Freude, da der Künſtler keineswegs fruchtlos geſtrebt hatte, des lieblichen Kindes Geiſt und Herz zu bilden.

Es begab ſich, daß Ernſt Freiheim, ein freiſinniger, ſchöner und lieber Schweizerjüngling mit ſeinem Ränzlein auf dem Rucken in die Königsſtadt einwanderte.

Ernſt war angehender Bildhauer, lebte und webte in der Kunſt und der bedeutſame Ruf mehrerer berühmter Künſtler ſeines Faches, welche in **** lebten, hatte Freiheim verlockt nach der großen Stadt zu pilgern, um in jener Werkſtätte ſich mehr auszubilden und vorzubereiten zur Reiſe nach der ſtolzen Roma.

Unſer junger Schweizer erfreute ſich eines nicht gewöhnlichen Talentes und hatte auch bereits bei ſeinem alten wackern Lehrherrn in Zürich in der hohen Kunſt einen gar haltbaren Grund gelegt, allein Ernſt war ehrlich und arm, ſprach einen etwas unfeinen Volksdialekt, wußte überdieß ſeine Reden keineswegs zierlich zu ſetzen, kannte die herkömmlichen Sitten der überbildeten höhern Geſellſchaft nicht viel beſſer als ein Bewohner der Südſeeinſeln und trug einen unſcheinbaren grauen Rock.

Dieſe Eigenthümlichkeiten alle waren nun freilich nicht geeignet, dem armen Schweizer bei den ſtolzen Meiſtern der edlen Bildnerei einen freundlichen Empfang zu bereiten; man hörte ihn mit halben Ohren unter ſtolzem höhniſchen Lächeln an und fertigte ihn kurz ab; keiner der berühmten Bildhauer ließ ſich herab, die Talente und bereits errungene Fertigkeit des durch ſein Aeußeres wenig verſprechenden Kunſtjüngers näher zu prüfen; mit Beſtimmtheit ſah ſich Ernſt allerwärts abgewieſen.

Schon hatte der gute Junge bei den

Künſtlern ſeines Faches in der Königsſtadt die Runde gemacht; traurig und höchſt niedergeſchlagen gedachte er bereits ſeinen Stab weiter zu ſetzen, anderwärts beſſeres Glück zu ſuchen, da hörte er zufällig ſprechen, es hauſe annoch in der weit entfernteſten und ärmlichſten Vorſtadt ein gar unbedeutſamer Bildhauer, Weiler genannt.

Der ehrliche Schweizer, obwohl ganz ohne Hoffnung für den Augenblick, wollte, nachdem ihn die ſtolze Kunſt aus ihren prachtvollen Ateliers verwieſen hatte, dieſelbe nun auch vorerſt noch in der beſcheidenen Hütte aufſuchen und begrüßen; er wallte hinaus in Weilers Behauſung.

Ungemein herzlich und freundlich ſah ſich Freiheim von dem biedern und gutmüthigen Greiſen empfangen, aber wie ſtaunte der Jüngling, als er im Verfolge der Unterhaltung den dürftigen Alten Ideen über Kunſt entwickeln hörte, welche der geweihte Oberprieſter einen im hehren Tempel bekundeten und als er in Bernhards vorgelegten Studien aus früherer Zeit den vollendeten Meiſter in ſeiner ganzen prunkloſen aber ſich dennoch klar bewußten Größe erkannte.

Wenigen Minuten gleich verfloßen den beiden Künſtlern im ſinnigen Geſpräche die Morgenſtunden und unbemerkt nahete die Mittagszeit; der biedere Bernhard ſchien auch ſeiner Seits großes Gefallen an dem jungen helvetiſchen Kunſtjünger gefunden zu haben, und nöthigte dieſen am frugalen Mahle Theil zu nehmen.

Hold erröthend und die langen ſeidenen Wimpern darnieder geſenkt trug die anmuthige Renate die Schüſſeln auf; der edle Schweizer hatte das liebreizende Mägdlein nur erſt kaum erblickt, da fühlte er in ſeiner Bruſt eine plötzliche Gluth erſtehen, die den Buſen ihm zu ſprengen dräute, und es blieb dieſe wunderſeltſamigliche Empfindung dem Jüngling eine durchaus neue; auch er ſchlug nun die Augen nieder, auch ſeine Wangen brannten; er wurde ſtiller.

Der Nachmittag ließ die beiden Künſtler allein. Ernſt wurde wieder beredt und trat plötzlich — einem Feuerſtrome glich ſeine Rede — mit dem Anſinnen hervor, es möge der wackere Meiſter Weiler ihn vorerſt als Schüler und fleißigen lernbegierigen Geſellen bei ſich behalten.

Ein ſchmerzliches Lächeln bildete ſich, als der Jüngling dieſen Antrag machte, um des alten Bernhards fein und ſchön geformten Mund, dann aber ſprach voll Würde der Greis: Mein gar lieber junger Freund! eine flüchtige in Euch jetzt erſtandene Neigung zu mir, keineswegs glücklichem, alten Manne würde Euch zu einer Unbeſonnenheit in dieſem Augenblicke verleiten, welche zu verhindern ich mich verpflichtet fühle. Ich ſtehe leider ſchon an einem Ziele, welches ich mir dereinſt in der Jugend roſigter Traumzeit freilich ſchöner, erhabener und belohnender vorgeſtellt hatte, allein ein feindliches Schickſal waltete; längſt habe ich aufgehört der hehren Kunſt zu opfern, meine gegenwärtigen Arbeiten ſind von jenen des mechaniſchen Handarbeiters wenig nur unterſchieden und bezwecken lediglich, meinen und meiner lieben Tochter Lebensunterhalt zu decken. — In Euch aber guter Jüngling! ſchlummert der Funke des echten Kunſtgenies; Ihr müßt ihn wecken, anblaſen und auflodern machen zur hellen wärmenden Flamme, allein ſolche Zwecke vermöchtet Ihr leider in meiner kleinen dürftigen Werkſtätte, welche durchaus keine Stoffe zu höherer Ausbildung darbiethet, nimmermehr zu erreichen, darum mein Sohn ziehet mit Gott und ſucht Euch einen tüchtigern, raſtloſen, glücklichern Meiſter, der ſolch' eines wackern Schülers würdiger iſt.

Mit Thränen in Augen erzählte der arme

Schweizerjunge, wie es ihm in den Ateliers der hochgefeierten Meiſter der Stadt ergangen, und Bernhard rief ſeufzend aus: Wenn erſt wird die hehre Kunſt dahin gelangen, ſich frei zu machen von kleinlichen Rückſichten, von Stolz, Eigennutz, Dünkel und Brodneid.

Freiheim erneuerte ſeine Bitte um Aufnahme in Weilers Werkſtätte. Der Jüngling zeigte ſo vieles und herzliches Zutrauen, wußte allen Einwürfen des alten Bernhards ſo geſchickt zu begegnen, daß dieſer endlich einwilligte und den jungen Schweizer, auf einige Wochen jedoch nur, als Gehülfen aufnahm.

* * *

Des jungen helvetiſchen Bildhauers Fleiß, ſein guter Geſchmack, raſches Jugendfeuer und vor allem ſein eifriges Streben, ſich ſeinem neuen ehrlichen Lehrherrn nützlich und dankbar zu erzeigen, brachten in deſſen verödete Werkſtätte bald genug ein regeres Leben; es liefen wieder mehrere Beſtellungen und zum Theil auf würdigere Arbeiten, als lange ſchon nicht mehr der Fall geweſen, ein.

Die Thätigkeit des neuen Geſellen kam dem alten Weiler um ſo mehr zu Statten, da derſelbe gerade um dieſe Zeit mehr und mehr zu kränkeln anfieng und oft mehrere Tage lang ſein Bette nicht mehr zu verlaſſen vermochte. Indeſſen durfte unſer Freiheim, auch als Kunſtjünger, keineswegs bereuen, zu dem ehrlichen Bernhard gerathen zu ſeyn, denn, wie einem geliebten Sohne, theilte der betagte Meiſter offen und ohne Verkürzung den ganzen köſtlichen Schatz ſeiner vieljährigen Erfahrungen dem hoffnungsvollen Geſellen mit und zwar mit einer Liberalität, welche an ſich bewundern zu laſſen in der Kunſtſphäre betagte Meiſter ſelten Gelegenheit geben.

Zwei reinen, hellblinkenden, nimmermehr

bis jetzt noch auch nur durch den geringſten Gifthauch befleckten Spiegeln gleich, ſtanden Ernſt, der hehre kräftige Alpenſohn, und Renata, die anmuthig und liebreizende blühende Jungfrau in des Vaters friedlich heimlicher Hütte einander gegenüber und es gieng wohl ganz natürlich zu, wenn dieſe klaren Silberflächen ſich endlich in einem Brennpunkte vereinten, deſſen Gluthenkraft die kalte Welt mit ihren eiſigten Verhältniſſen allen ſtets wohl vergebens zu ſchwächen ſich hätte mühen dürfen.

Seelenvoll und inniglichſt, mit kindlichem Sinne, liebten ſich bald genug Ernſt und Renata; ſie ſchwelgten in den ſüßen Gefühlen, ohne ſich derſelben recht deutlich bewußt zu werden; nur der dahinwelkende Vater durchſchaute die Kinder und lächelte nun getroſter dem nahen Grabe entgegen.

Allein zu rein hatte ſich das Glück dreier guter Menſchen in einer niedern Hütte geſtaltet, als daß es lange ſich hätte ungetrübt erhalten können.

Freiheim war vaterloſer Waiſe; die ſchon alternde Mutter lebte mit ſeinen noch unmündigen drei Geſchwiſtern von dem dürftigen Ertrage eines kleinen Grundſtückes in den heimathlichen Gebirgen. Ernſts Vaterbruder dagegen war bereits vor einer langen Reihe von Jahren mit vielen ſeiner Landsleuten nach Nordamerika ausgewandert, wo er ſich in einer deutſchen Anſiedelung niedergelaſſen und ſeitdem nichts mehr von ſich hatte hören laſſen. Allein plötzlich trafen nun vom Vetter Roubi — — ſo nannte man Ernſtens verſchollen geweſenen Onkel — Briefe aus Nordamerika in der Schweiz ein. Roubi meldete ſeiner Schwägerin, — unſeres jungen Freiheims Mutter — wie Gott ſein Mühen und Streben in der neuen Welt ungemein geſegnet habe und er ſich nun im rechtmäſigen Beſitze eines ſehr bedeutſamen Vermögens befinde, welches er, ein kränklicher, alter und kinderloſer Wittwer, der Familie ſeines ſeligen Bruders im deutſchen Vaterlande, jedoch nur unter der Bedingung zuzuwenden gedenke, wenn einer ſeiner deutſchen Neffen, für welchen ein mäßiges Reiſegeld in guten Wechſeln beigeſchloſſen war, ſich entſchlöße nach der neuen Welt hinüberzuſchiffen, um dem lebensmüden nordamerikaniſchen Oheim die Augen zuzudrücken.

Ernſtens Mutter ſandte dem geliebten Sohne Vetter Roudis Brief nebſt Wechſeln und der rührenden Aufforderung, es möge nun unſer Freiheim unverzüglich die große Reiſe antreten, um ſich, ſeine arme Mutter und unmündige Geſchwiſter aus dem drückenden Zuſtand der Dürftigkeit in jenen glücklichen der Wohlhabenheit zu verſetzen.

Einem Blitzſtrale gleich traf dieſe Nachricht den jungen Alpenſohn und die liebreizende Renata; jetzt erſt wurden den armen guten Kindern ihre bisherigen dunkeln Gefühlen klar; ſie fühlten das Daſeyn der glühendſten Liebe zu einander; ſie fühlten beide, daß nur gegenſeitiger Beſitz ſie hienieden glücklich zu machen vermögen würde.

Gerne hätte Freiheim den ihm winkenden glänzenden Glücke entſagt; ſeiner hehren Kunſt und eigenen Kraft vertrauend, lieber mit männlichem Muthe geſtrebt, ſich Renatens Beſitz in Bälde würdig zu machen und dem geliebten Mädchen an ſeiner Hand eine ſichere geſellſchaftliche Exiſtenz zu gründen; allein eiſern und unerbittlich gebothen hier andere Rückſichten, jene nämlich der Pflicht; — es handelte ſich um das zeitliche Glück einer edlen Mutter und um jenes hülfloſer Waiſen, und der wackere Schweizerjüngling fühlte, daß es darauf ankam, ſo ſchwer es auch immer gehen mochte.

das eigene heiße, Liebe erglühende Herz zum ſchweigen zu bringen und der Stimme der Pflicht zu folgen; ſelbſt die edle Jungfrau ſeiner Seele, ob ſchon auch ihr Herzlein erbluten wollte, befeſtigte weinend den Geliebten in ſeinem hehren Entſchluſſe und Vater Weiler ſegnete, tief gerührt, ſolche tugendhafte Anſichten höchlich billigend, die guten Kinder, welche ſich ihm entdeckt hatten.

Ewige Treue und Liebe gelobten ſich Ernſt und Renata, ſie wechſelten güldene Fingerreifchen und der Alpenſohn vermaß ſich hoch und theuer, ſobald als möglich wiederzukehren und an das Altar zu führen die heiß Geliebte.

* * *

In der traulichen Stille der Nacht, in des Scheidens letzten Stunden — überwältiget von den weicheſten, wehemuthsvolleſten und zärtlichſten Gefühlen hatte ſich unſer junges, lieberglühendes Pärchen vergeſſen;

trauernd löſchte Renatas Unſchuldsengel ſeine Fackel. — Welcher Leſer wäre herzlos genug, den erſten Stein nach den ſchwachen Unglücklichen zu werfen? —

Ein paar Monate bereits waren ſeit Ernſtens Abreiſe verfloſſen, da erſt wurde Renata mit Entſetzen an ſich die Folgen der unſeligen Scheidenacht gewahr.

Nur ein Blick auf den greiſen, mit raſchen Schritten der Grube zueilenden, Vater vermochte die gefallene Jungfrau vor ſchwarzer Verzweiflung zu ſchützen. Nach Verlauf weniger Wochen entſchlief Vater Bernhard auch in der That — ſanft und fromm wie er gelebt hatte, und zur rechten Zeit gerade ſchien den Biedermann der Himmel abgerufen zu haben, damit er nicht mehr gewahr werden möchte die Schmach der einzigen geliebten Tochter. — Mit welchen Gefühlen das unglückliche Mädchen die irdiſchen Ueberreſte des theuren Vaters zur Erde beſtattete, läßt ſich ſonder Mühe denken.

Renata gebahr ein wunderholdes Töchterlein, welches den Namen Lottchen erhielt. Die bedauernswerthe Mutter hatte des ſeligen Vaters Hausrath, Büſten, Gemälde, Handwerkszeuge u. dgl. zu Gelde gemacht, das daraus erlöſte kleine Capital angelegt und ſich ſelbſt mit dem kleinen Lottchen in ein beſchränktes Stübchen zurückgezogen, in dem Renata von ihren dürftigen Zinſen und dem Ertrage fleißiger Handarbeiten ſtill, fromm, ärmlich und kummervoll dahin lebte;

Ernſt kehrte nicht wieder und ſeit ſeiner Abreiſe war von ihm auch nicht die geringſte Kunde zu der Geliebten gelangt. Auf dieſe Weiſe waren nun beinahe vier volle Jahre verſtriechen; vergebens floßen der armen Verlaſſenen Thränen, vergebens blieb ihre trauernde Sehnſucht und ihre Seufzer vermochten nicht den lange abweſenden, den vielleicht nun ſchon todten Herzens- und Jugendfreund herbeizurufen.

Sonder Zweifel hätte der Gram die unglückliche Renata getödtet, wenn nicht dem kleinen lieben Lottchen — die Nachbaren nannten das Kind, ſeiner üppigen güldenen Locken halber, gewöhnlich nur: Blond-Lottchen — es häufig gelungen wäre, die trauernde Mutter aufzuheitern.

Schwer läßt ſich die eigenthümliche, unſchuldsvolle Liebenswürdigkeit ſeltener Kinder beſchreiben, allein um ſich dieſelbe zu verſinnlichen, erſuchen wir junge Mütter, den ſchönſten ihrer kleinen, holden, blonden Engel auf den Schooß zu nehmen und der lächelnden Anmuth in die klaren blauen Augen zu ſchauen.

Das Schickſal ſchien ſeine herbeſten Tücken an Renaten erſchöpfen zu wollen, denn plötzlich wurde der Unglücklichen Abgott, Blondlottchen nämlich, von einer böſartigen Kinderkrankheit ergriffen; durch einen Talisman glaubte die ängſtliche Renata den Liebling zu ſchützen, indem ſie demſelben des geliebten Ernſtens goldenes Fingerringelein an einer ſeidenen Schnur um's Hälschen hieng; aber keine Zauberkraft bewährte der Ring, denn nach einem kurzen Krankenlager verſchied das Engelchen.

Renatens Schmerz gränzte an Wahnſinn. Mit roher Gewalt ſah man ſich gezwungen, die Mutter von des Kindes Leiche zu trennen, als man dieſe wegſchaffte — denn in ihrer Geiſtesverwirrtheit wollte die Arme wenigſtens Blondlottchens Aſche bewahren — ach! ſie hatte ſo unrecht wohl nicht, denn ſingt doch ein unſterblicher Dichter ſo rührend wahr:

„O! weiſer Brauch der Alten, das Vollkomme,
Das ernſt und langſam die Natur geknüpft,
Des Menſchenbilds erhabne Würde, gleich

Wenn ſich der Geiſt, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu löſen,
Und wenn die Gluth mit tauſend Gipfeln ſich
Zum Himmel hob, und zwiſchen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittig, deutend, ſich bewegte;
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlaſſnen ſtieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach.
O! ſammle mir, in köſtliches Gefäß,
Die Aſche, der Gebeine trüben Reſt;
Daß die vergebens ausgeſtreckten Arme
Nur etwas faſſen, daß ich dieſer Bruſt,
Die ſehnſuchtsvoll ſich in das Leere drängt,
Den ſchmerzlichſten Beſitz entgegen drücke.

* * *

Blondlottchen wurde vorerſt in der Todtenkapelle auf den vor der Stadt belegenem Friedhofe beigeſetzt und ſollte, wie gewöhnlich, am andern Tage beerdiget werden.

Auch im Tode noch ſtellte das holde Kind ſich liebreizend dar, es ſchien ſanft zu lächeln und Renatens Nachbaren hatten ihren Liebling in ein gar feines Todtenhemdchen gekleidet und denſelben zwiſchen Roſen und duftigen Blumen gebettet; auch hieng des verſchollenen Vaters güldenes Fingerreiflein noch an Lottchens Halſe, denn es hatte die Mutter in ihrem grenzenloſen Schmerze ihn wegzunehmen vergeſſen.

Neben des Kindes Leiche war in der Todtenkapelle noch eine zweite, nämlich jene eines fremden Mannes, welchen Niemand kennen wollte und den man innerhalb des Weichbildes der Stadt leblos auf der Landſtraße gefunden hatte, beigeſetzt.

Eine Matrone, dort Seelennonne genannt, wachte, im Scheine einer Lampe und unter Gebeth, die Nacht über bei den Leichen.

Gegen Tagesanbruch fühlte ſich die alte, nüchterne Nonne ſehr unbaß; ſie gieng hinaus, um im Freien ſich zu erholen.

Die erſten warmen Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf Blondlottchens Geſicht, — da fieng des Kindes Herzchen an zu ſchlagen; die Kleine athmete, anfangs leiſe, dann kräftiger und immer kräftiger und erwachte endlich, wie aus einem langen, tiefen Schlafe, zum freundlichen Leben wieder.

Blondlottchen ſetzte ſich in ſeinem kleinen Sarge auf, rieb mit den Händchen die großen blauen Augen und blickte ob der fremden Umgebungen anfangs ſehr erſtaunt um ſich; allein bald feſſelten ſein feines weißes Hemdchen und die ſchönen Blumen, unter denen es ſelber lag, des Kindes Aufmerkſamkeit und es ſpielte lächelnd mit ſeinen Roſen.

Unterdeſſen hatte die wohlthätige Morgenſonne auch die andere ſich in der Capelle befindende Leiche beſchienen und erwärmt; auch jener junge Mann war nur ſcheintodt geweſen; auch er richtete ſich endlich plötzlich in die Höhe, indem er mit ſchwacher Stimme und unwillkührlich ausrief: Wo bin ich? — Ich glaube wir ſind im Himmel, lieb' Mann, plauderte Blondlottchen ganz unbefangen, ſieh' nur wie ſchön hier alles iſt, und in welch' herrlichem Blumenbettchen ich liege.

Der blaſſe Jüngling ſtarrte mit ſcheuen Blicken lange und ſtillſchweigend das Kind an, plötzlich fiel ſein Auge auf den goldenen Ring, welchen es umhängen hatte; mit geſpannter Aufmerkſamkeit betrachtete der Fremdling den Ring näher, dann rief er wieder, ſichtbar bewegt, aus: Bei Gott! es iſt Renatens Ring, ums Himmelswillen Kind! ſprich — iſt es möglich? — wäreſt du —

Ja, ja Mann! — erwiederte Lottchen — mein Mutterchen heißt Renata — kennſt du Mutterchen denn? —

In dieſem Augenblicke wurde die ins Todtengewölbe führende Thüre heftig aufgeriſſen, — ein junges Frauenbild mit aufgelösten Haaren und zerrütteten Gewändern ſtürzte in die Capelle. Der Jüngling ſchlug die Augen auf und plötzlich wieder erbleichend, liſpelte er, mit kaum vernehmbarer Stimme lediglich den Namen: „Renata!“ indem er zugleich ohnmächtig auf ſeinen Todtenſchragen zurück ſank. Jeſus Maria! — mein Ernſt — biſt du es? — ſchrie das Frauenbild, wankte näher und fiel, nun ſelber das Bewußtſeyn verlierend, ebenfalls ohnmächtig über den Scheintodten hin. Blondlottchen fieng bei dieſer herzergreifenden Scene an heftig zu weinen und zu ſchreien; die ſich in der Nähe befindende Seelennonne, welche ſich in der erquickenden Morgenluft von ihrer Ueblichkeit bereits wieder erholt hatte, eilte auf des Kindes Geſchrei ſogleich in die Capelle zurück und ihren Mühen gelang es leicht und ſchnell die Ohnmächtigen zum Bewußtſeyn zu bringen.

Eine herrliche Gruppe bildete ſich nun — Renate und Ernſt in ſtummer, ſeliger Umarmung; das Engelchen, Blondlottchen nämlich, in ihrer Mitte anmuthig unter Thränen lächelnd mit den Händen die blaſſen Wangen bald der Mutter, bald des ſo eben gewonnenen Vaters ſanft ſtreichelnd, doch genug — es giebt Scenen, an deren Schilderei ſich kein Pinſel, kein Meiſel, am allerwenigſten die ſchwache Feder wagen ſollten, Scenen, bei deren Abkonterfeiung die Kunſt ob ihrer Unmacht, der Natur nachfleuchen zu wollen, nothwendigerweiſe erröthen muß.

Ernſt und Renata erholten ſich nebſt ihrem lieben Kinde in wenigen Tagen und blühten in der Jugend üppigſten Geſundheit wieder, nachdem der Majoranbekränzte Hymenäos die Liebenden mit ſeiner hochzeitlichen Fackel auf immer verbunden hatte. — Somit verliert nun dieſe einfache Erzählung ihr kleines Intereſſe beinahe ganz und gar, nichtsdeſtoweniger bleibt es des Erzählers Pflicht, annoch, wenn auch nur in gedrängter Kürze, zu melden, wie es dem Schweizerjünglinge ſeit ſeiner Trennung von der Geliebten ergangen.

* * *

Ernſt Freiheim hatte ſich nach einer berühmten Seeſtadt begeben, um in deren Hafen ſich einzuſchiffen nach Amerika, aber der gute Junge wurde, in jener Seeſtadt bereits, von einer heftigen und ziemlich langwierigen Krankheit befallen, welche ſein ſparſames Reiſegeld ganz und gar verſchlang. Allein nur kaum geneſen trat unſer Schweizer ſeine große Seereiſe dennoch an, indem der Kapitain des Schiffes Freiheimen in der Hoffnung mitnahm, für den armen Neffen in Amerika von deſſen reichem Onkel die Ueberfahrt ſchon bezahlt zu erhalten. Indeſſen das Fahrzeug, auf dem ſich Ernſt befand, war ein ſchlechter Segler, und hatte die Reiſe zu einer ungünſtigen Jahreszeit angetreten; man ſchwamm, als bereits die Aequinoctialſtürme zu brauſen anfiengen zwar in hoher See, allein das hinfällige Fahrzeug vermochte die Elemente nur unzulänglich zu bekämpfen, wurde verſchlagen und der Kapitain durfte von Glück ſagen, mit heiler Haut nur den Hafen wieder erreicht zu haben, aus dem er vor einigen Wochen abgeſegelt war.

Um ſie nicht zu betrüben wollte unſer wackerer Schweizer Renaten ſeine bisher erlittene große Unfälle nicht melden und lieber gar nicht ſchreiben, allein er hatte ſein Schickſal nun einmal jenem oben erwähnten Kapitaine anvertraut und nothgedrungen mußte auch nun Ernſt harren, bis das elende Fahrzeug einigermaßen ausgebeſſert, in günſtigerer Jahreszeit zum andernmal in die See zu ſtechen vermochte. Dieſe zweite Reiſe nun hatte zwar beſſern Erfolg, als die erſte; allein die Fahrt gieng deſſenungeachtet dennoch äuſſerſt langſam von ſtatten und ungemein ſpät erreichte man endlich einen amerikaniſchen Hafen.

Freiheims reicher Onkel lebte nicht mehr; der ſchwache Greis war von einem gefährlichen Schlagfluſſe plötzlich befallen und ſeiner Beſinnung ſogleich, beinahe gänzlich, beraubt worden; falſche Freunde und Erbſchleicher umringten den Alten, ſetzten ein rechtkräftiges Teſtament zu ihren eigenen Gunſten auf, durch welches des Erblaſſers ſämmtliche Verwandte in Helvetien gänzlich ausgeſchloſſen wurden; durch gewöhnliche kleinliche Kunſtgriffe beſtimmte man den Sterbenden, dieſen ſeinen ſogenannten letzten Willen zu unterzeichnen, und derſelbe war bereits durch die Gerichte, als der junge Schweizer Bildhauer zum erſtenmale ſeinen

Fuß am Amerikas Küſte ſetzte, längſtens ſchon in Vollzug gebracht worden.

Des armen Ernſtens nunmehrige Lage blieb in der That eine höchſt bedenkliche; der harte Schiffskapitain drang ungeſtüm auf die Abtragung der Ueberfahrtkoſten und unſern jungen Helden traf ein Schickſal, wie es ſchon ſo viele betrogene deutſche Auswanderer in der neuen Welt leider erfahren mußten: Der Künſtler wurde nämlich, nicht viel beſſer als ein leibeigener Sklave, von dem Kapitain einem Pfuſcher vermiethet, der ſich Bildhauer, Maler, Bronceur u. dgl. nannte, in der That aber nichts weiter als ein elender Tiſchler und Anſtreicher war und hier in dieſem furchtbaren Zwange mußte der unglückliche Schweizer im Schweiſe ſeines Angeſichtes die beträchtlichen Koſten ſeiner Ueberfahrt abverdienen.

Darüber vergiengen Jahr und Tag und

nun war Ernſt endlich wieder frei, der rechtliche, geſchickte, junge Künſtler hätte ſonder Zweifel in Amerika dennoch ſein Glück gemacht, allein der wackere Jüngling hatte mit ſeiner treuen Liebe im Herzen für nichts als dieſe Sinne und trachtete lediglich, durch raſtloſes Mühen, Arbeiten und Entbehren ſoviel Geld zuſammen zu bringen, um damit je eher je lieber ſeine Rückfahrt nach Europa bewerkſtelligen zu können; des Schweizers feſtem Willen war, jedoch erſt nach Verlauf mehrerer Monate, auch dieſes edlen Vorſatzes Ausführung gelungen und kaum im Beſitze des nothdürftigſt erforderlichen Geldes ſchiffte er ſich zur Stelle wieder nach Europa ein.

Ernſtens Fahrt verdiente dieſesmal eine glückliche genannt zu werden, allein unſer Held küßte Deutſchlands geliebte Erde dennoch nach einiger Jahre Abweſenheit erſt wieder. Etlichemal hatte Freiheim aus der neuen

Welt an Renate geſchrieben, allein nimmermehr Antwort erhalten, weil ſeine Briefe die Geliebte nicht erreicht hatten. Zu Fuß trat jetzt der Abentheurer wider Willen die weite Reiſe zu Land nach Renatens Wohnort an, denn ſeine beſchränkte beinahe aufgezehrte Caſſe geſtattete dem Künſtler auf keine Weiſe in anderer Art zu reiſen, allein Liebe und Sehnſucht beflügelten Ernſtens Schritte; nur zu ſehr aber hatte ſich der lieberglühende treue Jüngling angegriffen; dicht am Ziele ſtürzte der Unglückliche gänzlich ermattet nieder, verfiel in den Zuſtand des Scheintodes, wurde aufgefunden und nach der Todtencapelle gebracht.

Die Geſchichte wurde in der Königsſtadt ſchnell kund und lockte eine Menge neugierige und gefühlvolle Seelen nach Renatens Wohnung; Jedermann wollte das treue Liebespaar ſehen und das anmuthige blonde

Lotichen herzen. Bald wird der wackere Schweizer, zum Anfange bereits von vielen Seiten her großmüthig unterſtützt, durch ſeine Geſchicklichkeit und regen Fleiß jenen Wohlſtand erringen, den ihm der Zufall bis jetzt hartnäckig verſagte.

Ende der erſten Sammlung.

In der Verlagshandlung iſt erſchienen:

- Baur, Samuel, hiſtoriſches Raritäten-Kabinet. 4 Bände. 8. 5 Thlr. 14 gr. oder 8 fl. 54 kr.
- Eith, G., Seelengröße in Gemälden aus der Geſchichte dargeſtellt. 3 Bde. Mit Kupfern. 8. 5 Thlr. 9 gr. oder 8 fl. 20 kr.
- Kaiſer, G., Scenen aus der Geſchichte der Teutſchen, und Betrachtungen über den Entwicklungsgang der Germanen, zur angenehmen Lektüre für alle Gebildeten Deutſchlands. Mit einem Kupfer. 8. 1 Thlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.
- Schaden, Adolph, von Jäckele und Jakobine; oder: Die Reiſe nach München zur Eröffnung des neuerbauten Hof- und National-Theaters. Humoriſtiſch-romantiſches Original-Gemälde. Mit einem Kupfer. 8. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr
- — der Stammbaum in der Klemme; oder: Mehrere Mal Hinein — Mehrere Mal Heraus — endlich Garaus — und dennoch ein Hochzeitſchmauß Original- Ritter- und Geiſtergeſchichte der neueſten Zeit. Mit einem Kupfer. 1 Thlr. 16 gr oder 2 fl. 36 kr.
- — Aurelius Commodus und die Königin von Saba. Eine Original-Poſſe. Mit einem Kupfer. 8. 9 gr. oder 36 kr.
- — Mozarts Tod. Ein Trauerſpiel in 3 Akten. Mit einem Kupfer. 8. 16 gr. oder 1 fl.
- Thumb, Baron v., neue Bühnenſtücke. Enthaltend 4 Stücke. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 30 kr.
- — — neueſte Bühnenſtücke. Enth. 6 Stücke. 8. 2 Thlr. 6 gr. oder 3 fl. 12 kr.

Skizzen

in der Manier
des
ſeligen

A. G. Meiſsner.

Herausgegeben
durch
Adolph von Schaden.

Zweite Sammlung.

Mit einem Titelkupfer.

Augsburg und Leipzig,
in der von Jeniſch- und Stage'ſchen Buchhandlung.
1828.

[illegible]

Seinem
theuern Jugendfreunde
dem
Herrn
Carl Ziwny,
königlich-bayeriſchen Hauptmanne erſter Klaſſe, Commandanten der Garniſons-Compagnie zu Nymphenburg und Ritter der königl. franzöſiſchen Ehrenlegion ꝛc.

gewidmet

vom Verfasser.

Bevorwortung.

Freundlich wurde die erſte Sammlung meiner Skizzen in Meißners Manier von der Leſewelt aufgenommen und ſelbſt die Kritik des Tages äußerte ſich, ſogleich nach dem Erſcheinen derſelben, in der Flora, der Eos, Blättern für Geiſt und Herz ꝛc. nachſichtsvoll und ſchmeichelhaft, indem ſie aufmerkſam mein ſchwieriges Unternehmen würdigte.

Mit mehrerer Zuverſicht wage ich daher, nun auch die zweite Sammlung der Skizzen der Oeffentlichkeit zu übergeben; es wird demnächſt ein dritter Band folgen und ein vierter das Werk vorerſt ſchließen.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Die Aller-Seelen-Nacht; oder: die lüderlichen Geſchwiſter und deren Vater. Moraliſch-pſychologiſch-homöopathiſche Original-Erzählung 1

II. Kriegs-Krüppel-Säckelträgers Mitträger Fixel aus Stückelſchneeberg und Napoleon. Schnurrige Original-Anekdote 103

III. Leopold und Cunigunde; oder: Andreas Hofers Pflegeſohn. Hiſtoriſch-romantiſche Original-Erzählung. Nach einer wahren Begebenheit bearbeitet . . 135

Seite

IV. Der treueſte Hund des beſten Herrn Verderben. Höchſt merkwürdiges, buchſtäblich wahres Original-Geſchichtchen . 203

V. Größeres und kleineres Deſſert.
1. Die gefährliche Spinne 315
2. Vielleicht der originellſte unter allen jenen Zügen, welche aus dem Leben der Geizhälſe, bis jetzt, verzeichnet worden ſind 333
3. Der unglückliche Vermittler. . . 340
4. Wehr-, Lehr- und Nährſtand auf Freiers Füßen; oder: Der Verſtand ſteht uns allen ſtill. Original-Poſſe 345

I.

Die

Aller=Seelen=Nacht;

oder:

Die lüderlichen Geschwister und deren Vater.

Moraliſch=pſychologiſch=homöopathiſche
Original=Erzählung.

1.

Frau v. P—k—r ſaß, laut ſchluchzend und die Hände ringend, im Erker.

Der Landrath, der Dame Gatte, ſonſt ein gar beſonnener, viel erfahrener und verſtändiger Mann, rannte, mit einem entfalteten Briefe in der Rechten, an allen Gliedern bebend und ganz ohne Faſſung in der Stube auf und nieder.

Nach einer langen Pauſe rief endlich Herr v. P—k—r zähnknirſchend aus: Bei Gott! des Schickſals Tücke reibt ſich mit zu großer Ungerechtigkeit an meinem Hauſe; — ich ertrage es nicht länger; — mit Schmach bedeckt wird mein Haupt in die Grube ſinken; — iſt es aber auch nicht zu arg? — ſeit Jahrhunderten galten alle Glieder meines Geſchlechts für *ausgezeichnet brav, edel, ehrliebend*; — ich der ſpäte Enkel würdiger Ahnen ererbe ihren Wohlſtand und ihre Vorzüge; — da ſchenkt mir das Schickſal zwei Söhne und eine Tochter noch; es ſind die reizendſten, die blühendſten, die talentvolleſten, die beſten Kinder in der Runde weit umher; — zu welchen großen Hoffnungen berechtigten ſie nicht? die Väter und Mütter beneideten und nannten mich des Glückes begünſtigſten Liebling — und jetzt, — o daß ich ſelber meine Schande ausſprechen muß, — wer ſollte wohl unter ſolchen Verhältniſſen es für möglich halten: der eine Sohn wurde ein Spieler, ein Verſchwender, ein Lump, der andere ein gemeiner Wilddieb und ach meine ſonſt ſo ſanfte, gute, herrliche *Betti* — die erklärte freiwillige H... eines reichen und vornehmen Wüſtlinges. —

Heftiger weinte jetzt Frau v. P—k—r noch dann zuvor, und ihr Gemahl maß neuerdings in fortdauernd großer Gemüths-Bewegung mit langen Schritten das Gemach; endlich doch ſchien des feſten Mannes Faſſung einigermaßen wieder zurückzukehren; er blieb plötzlich vor der weinenden und troſtloſen Gattin ſtehen und redete ſie in beſänftigendem Tone folgendermaßen an: Gute Emilie! die Vorſehung hat es ſo und nicht anders gefügt; wir wollen nun uns in frommer Ergebung beugen der Strafe des Himmels; bleibt uns doch der erhebende Troſt, daß nicht unſere Schuld es iſt, wenn die Sprößlinge dermaßen entarteten; oder haben wir nicht treu des emſigen Gärtners Pflicht erfüllt? — mußt nicht du mir ſelbſt das Zeugniß ertheilen, daß ich dieſe unſeligen Kinder vom erſten Augenblicke ihres Daſeyns an mit unerbittlicher und konſequenter Strenge zum Dienſte der Tugend und Ordnung zu erziehen ſtrebte — und warſt nicht du ſelbſt meine treue Gehülſin bei'm ſchwierigen Erziehungsgeſchäfte?

Alles wahr mein ehrlicher Ferdinand! — erwiederte Frau v. P—k—r, allein gerade dieſe Wahrheiten machen mir jezt vielen Kummer. Bei allem Unheile, welches geſchah und ſo tief uns nun zu Boden beugt, mußt du dennoch geſtehen: die Herzen unſerer drei unglücklichen Kinder ſind urſprünglich von guter, von ganz vortrefflicher Art und dennoch mißriethen alle dieſe hoffnungsvollen Pflanzen, ſie erſtarrten und verdarben am erſten giftigen Welthauche, der unbewacht ſie traf, gleichwie die zarte zu ſorgfältig im Treibhauſe gepflegte Pflanze dahin welkt und ſtirbt am ſchneidenden Kontraſt, wenn man ſie zu raſch, zu unvorbereitet, unbeſchüzt und unbeachtet, der freien Luft und den oft noch häufig nahenden Fröſten des heuchleriſchen Lenzes ausſezt, der nicht ſelten unter ſeiner lachenden Außenſeite den Tod birgt. — Wie wenn auch wir bei der Pflege der drei, uns von der Vorſehung anvertrauten Pflanzen dennoch es verſehen hätten mit lauter leidiger Erziehungskünſtelei? — Laß es uns nur geſtehen lieber Ferdinand! unſere Erziehung war ſtrenge, vielleicht nur gar zu ſtrenge und gar oft will es mich jetzt bedünken, als ob wir bei dem wichtigen Geſchäfte zu wenige Rückſicht auf die Verſchiedenheit der geiſtigen Anlagen und der Temperamente unſerer Kinder genommen, zu wenig die Verhältniſſe der wirklichen Welt — wie ſie nun einmal ſind und wie man ſie, allen Widerſtrebens ungeachtet, dennoch verbrauchen muß — in Anſchlag gebracht hätten. Mir erſcheint jetzt zuweilen das von uns verfolgte pädagogiſche Syſtem ähnlich einem eiſernen Schuhe, in welchen wir mit einer gewiſſen moraliſchen Brutalität die Füße der armen Kinder einzupaſſen ſuchten, unbeachtend, ob der unſelige Schuh auch nicht dem einen zu groß dem andern zu klein ſeyn dürfte. Gebe der Himmel! — ſo endete die Dame ihre ſinnige Rede — daß ich mich in dieſen Anſichten für den gegebenen Fall täuſchen mögte.

Mit großer Aufmerkſamkeit hatte Herr v. P—k—r die Gattin angehört und als ſie nun ſchwieg, rief er mit ſchmerzbewegter Stimme aus: einen neuen Stachel theuerſte Emilie! haſt du in mein blutendes Herz gedrückt; nimmermehr — ich geſtehe es zu meiner Schande — habe ich ſo gründlich und ſo gewiſſenhaft, wie du in dieſem Augenblicke, den Urſachen des Verderbens nachgeſpürt, in welches unſere ſämmtliche Kinder geriethen und wenn der Standpunkt, aus welchem du die Sache gerade beſchauteſt, der ganz und gar richtige wäre, wir blieben wahrlich noch mehr zu bedauern, denn es müßte von nun an der entſetzliche Gedanke uns peinigen, daß wir Mitſchuld trügen an der Schmach der ungerathenen Sprößlinge.

Nach dieſer Aeußerung gieng der Landrath neuerdings ſehr unruhig in der Stube auf und nieder, indem er ſich mehr und mehr unverkennbar in ernſtem Nachſinnen verlor. Endlich nach einer langen Weile blieb der würdige Mann in Mitte des Gemaches mit jener entſcheidenden Miene und Haltung ſtehen, welche ſich bei Leuten von Charakter ſtets darſtellen, wenn ſie in einer Angelegenheit von Wichtigkeit zu einem feſten und unabänderlichen Entſchluſſe gediehen ſind, und mit zuverſichtlicherm Tone nun ſprach Herr v. P—k—r zu der Gattin wieder: Meine gute Emilie! ich verreiſe Morgen ſehr frühe und werde dich auf mehrere Wochen wahrſcheinlich verlaſſen, habe die Gefälligkeit und treffe die nöthigen Vorkehrungen ſogleich.

Der Landrath verließ mit dieſen Worten das Gemach, Frau v. P—k—r aber faltete die Hände und warf einen frommen Blick gen Himmel, denn ihr ſchwante, es dürfte der

Gatte noch einen entſcheidenden Verſuch wagen, die mißrathenen Kinder ihrem Verderben zu entreißen.

2.

Es zählte der Herr v. P—k—r jetzt fünfzig und vier Lebensjahre; er war ein Mann von hohem ſtattlichen Wuchſe und ſtolzer Haltung; die wenigen, ehemals ſchwarzen, Haare ſeines würdigen Hauptes hatten ſich bereits vollends gebleicht und die hohe Stirne ſtellte mehrere düſtere Furchen dar, welche nimmermehr, ſelbſt nicht auf Augenblicke, ſich glätten zu wollen ſchienen; finſter blickten die dunkeln Augen unter buſchigten Braunen, und über dem fein gebildeten Munde, der ſich nie zum Lächeln verzog, erhob ſich eine Adlernaſe.

Tiefer männlicher Ernſt charakteriſirte jede Handlung, ſelbſt jedes Wort des Landraths; er beſaß ein nicht ſehr bedeutendes Landgut, ſeine Vermögensumſtände konnten nur für mittelmäßig gelten, allein ſeine Rechtlichkeit nannten ſelbſt die Feinde eiſern und unbeſtechlich.

P—k—rs Temperament war das melankoliſch-choleriſche; er hatte eine gelehrte Bildung erhalten und ein ungebändigter Ehrgeiz blieb die einzige hervorſpringende Leidenſchaft des Jünglings, ein Ehrgeiz, der ſich aber im reifern Alter lediglich noch auf die gewiſſenhafteſte Pflichtenerfüllung beſchränkte. Nur eine Emilie, das ſinnigſte, häuslichſte, redlichſte und nachgiebigſte aller Weiber, konnte einen P—k—r in zufriedener Ehe beglücken, ein Weib, welches von der höchſten und innigſten Achtung für den ſcharfen Verſtand und die Tugenden des Gatten erfüllt, dieſen beinahe für unfehlbar hielt.

Daß ein alſo gearteter Mann, bei der Erziehung ſeiner Kinder, Mißgriffe begehen konnte, wird keinem Menſchenkenner unwahrſcheinlich vorkommen. Dieſes Vaters Erziehungsmethode war in der That zu ſtrenge, wie man zu ſagen pflegt, oder vielmehr uns richtiger auszudrücken: Herr v. P—k—r leitete, indem er hier ſeinen eigenen Weg gehen wollte, die heranwachſenden Kinder zu ſehr von der intuitiven Erkenntniß ab, indem er ſie, zu rein aprioriſch, ſtets mehr und mehr zur ſymboliſchen Anſchauung der Dinge leitete.

Weit entfernt, wie dereinſt die alten Spartaner, den Sprößlingen durch empiriſche Anſchauung des Laſters und der ungeregelten Ausbrüche wilder Leidenſchaften Abſcheu und Entſetzen vor denſelben beizubringen, glaubte der Landrath, ſeine zarte Lieben vielmehr ängſtlich vor jeder unmittelbaren Vorſtellnug ſolcher Gegenſtände hüten zu müßen, bis das hehre ihnen aprioriſch tief eingeprägte Gefühl für Tugend und alles Große und Schöne jener Apparenz keinen ſchädlichen Einfluß auszuüben geſtatten würde.

Es waren ſonder Zweifel ſinnige und geniale Ideen, auf welche Herr v. P—l—r ſeine eigenthümliche pädagogiſche Methode gründete, eine Methode, welche der zu flachen und ſchalen unſerer Zeit im offenbareſten Widerſpruche gegenüber ſtand, allein es gehört anderwärts nicht unter die Seltenheiten, daß die herrlichſten Ideen und die ſublimſten Speculationen in der Ausführung durch den Erfolg gar ſehr zu Schanden gemacht werden.

In den rein wiſſenſchaftlichen Unterricht der Kinder theilte ſich der Landrath mit einem, eigens aufgenommenen, bereits betagten, aber ſehr gelehrten und bewährten Hofmeiſter, allein das anderweitige Erziehungsgeſchäft beſorgte Herr v. P—l—r lediglich mit ſeiner Gattin, welche des verehrten Gemals Anweiſungen, oft zum Theil gegen ihre eigene innere Ueberzeugung, folgte.

Strenge blieben die Sprößlinge bewacht; ſie wurden entfernt, wenn Beſuche kamen;

ein Umgang mit den Bewohnern des Dorfes oder den Domeſtiken war ihnen ſchlechterdings unmöglich gemacht; dagegen leitete der Landrath ſelbſt die Unterhaltungslektüre und alle Erholungen ſeiner Lieben; er machte ſie in langen anziehenden Geſprächen bekannt mit den Verhältniſſen der Welt und Menſchen, mit den Tugenden und Laſtern der letztern, allein dieſe Belehrungen trugen freilich alle den Typus des idealiſchen Syſtemes, welche ſich der Vater errichtet hätte und das er, im Innern ſeiner großen Seele ſelbſt, für untrüglich hielt.

In der That ſchien ſich P—k—rs Methode als eine ganz vortreffliche in ihrer Art bewähren zu wollen; die Söhne und Töchter wuchſen auf, ſchön an Leib und Seele, und entwickelten neben ſeltener körperlicher Anmuth mit jedem Tage mehr Scharfſinn und reine Herzensgüte; mit ſeliger Zufriedenheit betrachteten die Eltern die Früchte ihres Mühens, wer war glücklicher als ſie? —

Die Söhne, **Carl** und **Ludwig**, Zwillinge, hatten nun das ſiebenzehnte Lebensjahr bereits zurückgelegt, **Betti**, das liebreizende Töchterlein aber, ihr ſechzehntes angetreten.

Auf feſten Grund glaubte der Landrath gebaut und den geliebten verſtändigen Kindern hinlängliche Selbſtſtändigkeit anerzogen zu haben, um ſie mit Sicherheit und voller Zuverſicht hinaus in die Welt ſenden zu können, wo die letzte Hand an ihre Ausbildung gelegt werden ſollte.

Carl bezog die Hochſchule der Reſidenz; **Ludwig** begab ſich nach einem weitläufigen Domainengute, wo eine große, ſogenannte **Muſterwirthſchaft** betrieben wurde, um ſich daſelbſt zum Landwirthe, in der höheren Bedeutung des Wortes, auszubilden und die ſanfte **Betti** brachte man in das ungemein berühmte weibliche Erziehungsinſtitut einer großen fernen Handelsſtadt.

Rührend geſtaltete ſich der gleichzeitige Abſchied der Kinder von den geliebten Eltern; dieſe ließen es nicht an herzlichen Schlußermahnungen, jene nicht an den wohlgemeinteſten Verſprechungen fehlen — allein nur erſt ein Jahr war verfloſſen, als der unglückliche Vater den verzweiflungsvollen Monolog hielt, den man im Eingange dieſer Erzählung mitgetheilt hat.

Wie alle die gerechten Hoffnungen rechtſchaffener und ſinniger Eltern in ſolch' entſetzlicher Art getäuſcht werden konnten? —

Man ſteht im Begriffe dieſe Parthie des Gemäldes, der Wahrheit treu, nun zu entwerfen.

3.

Carl war ein lebhafter Junge, ganz ſanguiniſchen Temperamentes, voll Feuer und Jugendkraft.

Seine nunmehrige Umgebungen und die

Lebensweiſe auf der Hochſchule und in der Reſidenz überhaupt waren von allem ihm bis jetzt Vorgekommenem ſo Himmelweit unterſchieden, daß er anfangs ob der vielen ihm ganz und gar neuen Gegenſtände nur ſtaunen und nicht ſogleich zur eigentlichen Beſinnung kommen konnte.

Als aber endlich Gewohnheit den Jüngling kälter ſchauen und ruhiger hören ließ, erſtanden in ſeinem Innern gar viele bange Zweifel und ein ſeltſamigliches Staunen, wenn er an des Vaters oft wiederholte Warnungen, Lehren und Klugheitsregeln dachte. Dinge, welche der Landrath, ein excenteriſcher Moraliſt, als Werke der Hölle verdammt hatte, ſah Carl hier Männer, die allgemein für ehrenwerth galten und an deren einige ihn ſelbſt der Vater als ſolche angewieſen hatte, mit der ruhigſten Miene und tagtäglich vollziehen und unter dieſen Dingen ſtand das Kartenſpiel um ziemlich hohe Preiſe oben an.

Aeußerte unſer junger Muſenſohn anfangs zuweilen Anſichten über die Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft, welche er gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen hatte, ſo lächelte jedermänniglich und rohe Cameraden lachten wohl gar recht beleidigend und laut über den graſſen, kinderreinen, hoch moraliſchen Fuchſen; vernünftige Männer, ja wohl ſelbſt Profeſſoren, nahmen bei ſolchen Gelegenheiten unſern Tugendhelden noch zuweilen auf die Seite, und ſagten ihm freundlich: Lieber Herr v. P—l—r! Ihre Anſichten ſind zwar ſehr edel, Ihre Grundſätze ungemein lobenswerthe, allein dennoch nicht anwendbar in einer Welt, wie ſie nun einmal iſt, denn wenn man unter Wölfen einmal lebt, muß man leider ſchon zuweilen in ihr Geheul einſtimmen, oder es wenigſtens ſtillſchweigend ertragen, wenn man nicht jeden Augenblick riskiren will von ihnen verſchlungen oder wenigſtens tüchtig gezauſt zu werden. Doch — fügten die

Herrn gewöhnlich lächelnd noch bei — leben Sie, lieber junger Mann! nur erſt einige Zeit in dieſer Welt, ſo werden Sie dieſelbe ſchon von ſelbſt begreifen und verbrauchen lernen.

Anfangs war Carl hoch entrüſtet, Weiſe, vor welchen er hohe Achtung hegen ſollte, alſo ſprechen zu hören: Der Jüngling wurde irre an dem Vater, an ſich und der ganzen Welt, allein auch an ihm übten die Gewohnheit und der tägliche Anblick des zu Verabſcheuenden ihre eiſerne Gewalt und er fieng endlich zu glauben an, es könne doch nicht ſo gar böſe und ſchändlich ſeyn, was Jedermann beinahe treibe; unglücklicherweiſe fiel dem jugendlichen armen Hercules am Scheidewege ein, ſeinen Vater oft behaupten gehört zu haben: Es dürfe der Mann von echten unerſchütterlichen Grundſätzen kühn den Verführungen der Welt und jeder Gelegenheit zu denſelben Trotz biethen, und er werde, wenn er wirklich ein ſolcher zu heißen würdig ſey, dennoch unverletzt hervorgehen aus der Gefahr.

Dieſe Reminiscenz und der häufige Spott einiger Cameraden, dann das freundliche Zureden Anderer ließen Carlen endlich dahin kommen, daß er anhub ſich etwas mehr in den allgemein herrſchenden Ton der Reſidenz zu fügen; er wollte ſie ein wenig nur koſten dieſe ſo hoch geprießene Herrlichkeiten der Welt, um zu wiſſen, was daran denn eigentlich wäre: würde es doch als einen Mann von unerſchütterlichen Grundſätzen — und welcher feurige Jüngling hielte ſich dafür nicht? — auf ihn allein nur ankommen — dachte er — zur rechten Zeit gleich wieder einzulenken in die rechte Bahn.

Sothanen Reflexionen zufolge begann nun Carl ſeinen bisherigen einigermaßen philiſtermäßigen Anzug mit einem etwas burſchikoſern zu vertauſchen; er beſuchte den Fechtplatz häufiger, dann einigemal ſogar Weincommerze, ſchlug eine angebothene Karte nicht immer, wie früher, mit Hartnäckigkeit aus, wurde endlich ſogar Mitglied einer Art geheimen Geſellſchaft, doch keiner demagogiſchen, ſondern einer bachantiſchen nur, in welcher man auch wohl der Vulgivaga opferte — mit einem Worte, unſer armer Junge hatte ſich vom Teufel nur erſt an einem Härchen erfaſſen laſſen und war dann auch ſogleich ſein mit Haut und Haar.

Daß ein Jüngling mit ſolch' heiß erglühendem Temperamente, in der Fülle der ganzen jugendlichen Körperkraft, voll Ehrgeitz und nun geſpornt durch falſche Scham, ohne Erfahrung, ohne Menſchenkenntniß, irre gemacht an den ihm in der Jugend beigebrachten und zum Theil von dem zu ſtrengen väterlichen Moraliſten in der That zu überſpannten Grundſätzen — daß ein ſolcher Jüngling ſchnell übergehen konnte von einem Extreme zum andern, welcher Seelenkundige —

wir fragen — dürfte ob der ohnehin keineswegeſ ſeltenen Thatſache ſtaunen?

Während des erſten Semeſters ſeines Aufenthaltes an der Hochſchule trieb es Carl noch leidentlich, allein im zweiten erreichte ſeine Lüderlichkeit einen ungemein genialen und mithin einen hohen Grad: Der Muſenſohn beſuchte durchaus keine Collegien mehr, durchſchwärmte, durchſchwelgte und durchſpielte die Nächte, fieng Händel und Raufereien an, kontrahirte, in Anbetracht ſeines Verhältniſſes, bedeutſame Schulden und befand ſich bald auf dem geraden Wege ein liebenswürdiger unverbeſſerlicher Wüſtling, wie etwa ſein Namensbruder, Schillers Carl Moor, zu werden.

Die Ferien erſchienen. Der Muſenſöhne größte Zahl eilte fröhlich den Laren der Heimath zu, unſer Carl aber gehörte unter die wenigen, welche vorzogen in der Hauptſtadt zurückzubleiben, denn ſein Gewiſſen wurde etwas unruhig doch; er hätte wahrlich nicht recht gewußt, mit welchem Geſichte vor den Eltern zu erſcheinen, und der fidele Burſche begnügte ſich daher, in einem kurzen Briefe Kränklichkeit vorzuſchützen und dringend um Ueberſendung eines neuen Wechſels zu bitten.

Ein großes Unglück blieb es übrigens, daß gerade zu jener Zeit, in welcher Carl der Verführung böſer Buben auf der Univerſität erlag und tiefer und immer tiefer hernieder ſank in den Schlamm moraliſcher Verworfenheit, in jenem Diſtrikte, welchem Herr v. P—l—r, der Vater, als Landrath vorſtand, unausgeſetzte und bedeutſame Durchzüge fremder Truppen ſtatt fanden, ein Ereigniß, welches, bei der Dienſtesſtellung des Herrn v. P—l—rs, die unermüdete Thätigkeit des gewiſſenhaften Mannes und zwar nicht ſelten in der Nacht ſo wie beim Tage in Anſpruch nahm, ſo daß dieſer wahrlich keine Zeit finden konnte, ſich um die von

Hauſe abweſenden Kinder zu bekümmern, welche er indeſſen nun auch getroſt ſich ſelber überlaſſen zu dürfen glaubte.

Als indeſſen jene Durchzüge endeten und Carl nach Schließung der Hörſäle immer noch zögerte, die Reſidenzſtadt zu verlaſſen, auch der Vorwand einer Kränklichkeit, ſich, beinahe unverkennbar, ſogleich als ein leerer Vorwand nur darſtellte, da fieng dem Landrathe doch allmählig an zu bangen, er ſchrieb, um Erkündigungen einzuziehen, an alte Bekannte und Freunde nach der Hauptſtadt und hierauf trafen dann Hiobspoſten in Hülle und Fülle ein.

4.

Ein trüber Nebel des Späthherbſtes ruhete auf den Gebäuden der Reſidenz und beförderte den frühern Einbruch der Nacht.

Carl v. P—k—r ſchritt mit verſchlungenen Armen in ſeinem Burſchengemache auf und nieder, in welchem fingerdicker Staub auf den unſcheinbaren Meubeln, an der Erde durcheinander liegende Rapiere, Tobackspfeifen, Bücher, Canonſtiefel, ein zerrüttetes Bette, ein ſchlechtes, zerbrochenes und mit einem Scheite Holz geſtütztes Sopha u. dgl. ein recht eigentliches Bild ſogenannter genialer Unordnung darſtellten.

Vor einem Jahre noch hatte dieſer Jüngling geblüht wie die Roſenknoſpe im Frühthaue des Lenzes, doch ſchwer mochte man in ihm jetzt noch eine und dieſelbe Perſon wieder erkennen. Die ſonſt ſo friſche Röthe auf Carls Wangen war einer fahlen Bläſſe gewichen, das ſonſt ſo feurige ſchwarze Auge blickte matt und ſelbſt des jungen Mannes Nacken erſchien beinahe gebeugt.

Düſtern wie dieſer Abend mochte des Muſenſohnes Inneres geſtaltet ſeyn, denn der Jüngling ſtarrte wild vor ſich hin und einige

Seufzer entwanden ſich unwillkührlich ſeiner Bruſt.

Jetzt trat ein ſchmutziger, verwachſener, kleiner, mit einer recht echten Spitzbubenphyſiognomie ausgeſtatteter Kerl, Carls Stiefelwichſer, in die Stube.

Luſtig gnädiger Herr! kreiſchte der Burſche — ich bringe Monneten, zwar gab mir der jüdiſche Schurke der Schmuel durchaus nicht mehr als dieſe ſechs Dukaten für den ſchönen Ring; er mag wohl viel mehr dereinſt gekoſtet haben, indeſſen Noth kennt kein Geboth und wir waren ja auch zu ſehr in Schwulibus.

Seufzend ſtriech Carl das Geld ein; es war nämlich der Erlös für einen Ring, den er einſt von ſeiner guten Mutter zum Geſchenke erhalten und welchen dieſe ehevor ſelbſt viele Jahre am Finger getragen hatte. Verſunken in Ausſchweifungen und Schulden, in ſteter dringender Geldverlegenheit hatte der Muſenſohn ſich ſelber zugeſchworen, nimmermehr dieſen Ring, das ihm ſo theure Kleinod zu veräuſſern, allein heute nur war der Leichtſinnige dem Schwur untreu geworden.

Carl erwartete dieſen Abend Beſuch von lockern Zeiſigen ſeines Gelichters; in des Kameraden Stube wollten die fidelen Brüder commercieren und unſer Held befahl demnach dem Diener, alles zu dieſem Zwecke zu ordnen. Nun die nöthigen Anſtalten zum Commerce waren bald genug gemacht, denn Studenten nehmen es dabei ſo genau nicht. In Mitte der muſterhaften Unordnung rückte der Stiefelwichſer ein paar wackeligte Tiſche zuſammen, entzündete etliche dünne Talglichtlein, ſetzte einen gefüllten Tabackskaſten und einige ungeheure Humpen auf den Tiſch und gieng nun, in Hülle und Fülle Getränke herbeizuſchaffen.

Sein Diener hatte ſich kaum entfernt, da hörte Carl Tritte auf der ſteilen Treppe, welche zu ſeinem Gemache führte. In der

Meinung es nahe bereits einer der erwarteten luſtigen Brüder, ergriff der Muſenſohn eines der brennenden Lichter und öffnete, um dem Kommenden zu leuchten die Stubenthüre — da ſtand plötzlich der Landrath vor ihm.

Nicht unähnlich dem Theaterhelden Don Juan im Momente, in welchem der furchtbare ſteinerne Gaſt eintritt, taumelte Carl bei dem Anblicke ſeines würdigen Vaters in die Stube zurück. Der Schuldbewußte vermochte kaum das Licht wieder auf den Tiſch zu ſetzen, ſein ganzer Körper bebte und eine plötzliche Gluth röthete ſeine Wange.

Der Landrath erhob eine laute ſeltſame Lache, warf ſich nachläßig auf einen Stuhl und ſprach: Nicht wahr Burſche! deinen Alten hätteſt du heute nicht mehr erwartet, nun — unverhofft kömmt oft — und wie ich ſehe bin ich gerade zur rechten Stunde gekommen, du erwarteſt Gäſte? — bravo! dein Alter iſt nicht mehr der murrköpfiſche Koſtverächter von einſt

— Luſtig Carl! laß uns einmal poculiren, was Zeug hält, ich mache mit.

Das Erſtaunen, den gefürchteten, ehemals ſo ernſten Vater alſo ſprechen zu hören, beſiegte bei dem Muſenſohne den erſten heftigen Schreck; er wollte ſprechen, vermochte es aber dennoch nicht.

Dagegen nahm ſogleich, immer lachend, der Landrath wieder das Wort. Ich ſehe wohl mein Söhnchen! ſprach der Vater — du trauſt dem Landfrieden doch nicht ſo recht. Sey ruhig, — du haſt es ein bischen toll getrieben, befürchte keine Vorwürfe, die Jugend muß die Hörner ablaufen, das iſt nun ſchon einmal nicht anders. Wer nicht liebt Weiber, Wein und Sang, der bleibt ein Narr ſein Lebenlang! — nun ich war die längſte Zeit meines Lebens ein Narr, doch jezt bin ich klug geworden und dieſes einſehen, heißt lediglich nur geſtehen, daß man heute geſcheidter iſt, als man geſtern war. Was hat man am

Ende auch von der dummen Kopfhängerei, plötzlich kommt der Senſenmann und die Comödie iſt aus, da lob ich mir Epicurs Philoſophie: ede! bibe! lude! — post mortem nulla voluptas! — ſiehſt du Carlchen! jetzt bin ich auf dem rechten Wege; du brauchſt Geld? — da nimm', ich bin ein altes fideles Haus, ſolange ich noch habe, ſoll mein wackerer, luſtiger Junge auch haben, aber leider wird es das letzte ſeyn, was ich werde reichen können; denn ich ſitze ſelbſt bis über die Ohren in Schulden, wahrſcheinlich pfänden ſie mich nächſte Woche aus — na ſcheer' mich den Teufel drum, wenns nimmer geht, ſo ſtehts! ha, ha, ha!

Der Landrath hatte während der letzten Rede dem Sohne eine volle Börſe auf den Tiſch geworfen, dieſen aber ergriff ein kalter Schauder, denn er konnte nicht anders wähnen, als daß den Vater ein plötzlicher Wahnſinn ergriffen und ehe Carl noch zu einiger Faſſung wieder gelangte, traten laut lärmend unſeres Muſenſohnes geladene Genoſſen in's Gemach.

Die wilden Burſche prallten zurück, als ſie beim Kameraden einen ältlichen Mann von würdigem Aeußern fanden, in welchem ſie ſogleich Carls Vater vermutheten, und wollten ſich etwas verlegen zur Stelle wieder entfernen, allein mit freundlicher Gewalt hielt ſie der Landrath zurück und nöthigte ſie, ſich um die Tafel zu ſetzen, an deren Spitze er ſelbſt Platz auch nahm.

Der alte Herr blieb ſeinem gleich anfangs angeſtimmten Tone, zu ebenfalls nicht geringem Erſtaunen der wüſten Geſellen, in jeder Beziehung treu. Er brachte die ſeltſameſten, zuweilen gar unlautere Toaſte aus und ſtimmte ſelbſt die wildeſten Burſchenlieder an; der immer häufiger fließende Wein verbannte endlich doch die vorerſtige Befangenheit der Geſellſchaft, nur Carl ſaß da, wie ein Träumer unter Wachenden, wie ein erſtarrter blaſſer Todter unter überfrohen jubelnden Bachanten; allein einen ſeltſamen ganz eigenthümlichen Anblick ſtellte es auch in der That dar, einen betagten Mann von Ehrfurcht einflößendem Aeußern, mit erhitztem Geſichte und erhabenem Becher, mit einer dumpfen, wahrlich Grauen erregenden Baßſtimme, Worte der folgenden Art, mehr brüllen als ſingen zu hören:

Solche Brüder müſſen wir haben,
Die verſaufen Mantel und Kragen,
Strümpf' und Schuh,
Wandern dem Teufel baarfuß zu! —

5.

Spät in der Nacht erſt wurde das wilde Bachanal aufgehoben. Carls unſaubere Gäſte hatten ſich entfernt und taumelnd erhob ſich nun auch der Landrath von ſeinem Sitze. Höre mein flottes Bürſchchen! — ſtotterte dieſer in unheimlichem aber vertraulichem Tone nun mit ſchwerer Zunge — höre, ich hätte wohl Luſt, noch ein Spatziergängchen zu machen — was ſagſt du? —

Wo könnten Sie heute in dieſer Stunde noch hin wollen, Vater!? erwiederte fragend der zerrüttete Muſenſohn.

Hm, biſt ja doch keine Schlafmütze, Carlchen! — ſprach hierauf der Landrath — biſt ja doch ſchon lange genug hier, wirſt doch etliche junge, hübſche, ſchmiegſame Jüngferchen kennen, bei denen du mich einführen könnteſt? — Na, warum ſtarrt Er mich denn mit ſolch' großen Augen an? — im Vertrauen Carlchen! biſt ja ein kluger Junge — aus deiner Mutter iſt eine alte, häßliche Schachtel geworden, du weißt ja wohl, wie der Lateiner ſpricht: varietas delectat! wirſt deinem Alten doch auch einmal was gutes und eine kleine Veränderung gönnen? —

Kalt überlief es den noch nicht in Grund und Boden verdorbenen Jüngling; voll Entſetzen und tief indignirt rief er aus: Arme,

arme Mutter! unſeligſter der Väter, was muß ich hören — wäre es möglich, könnte ein Mann von Ihrem Alter, von ſolch' feſt gewurzelt geweſenen Grundſätzen ſich ſo ſchnell und in ſolch' furchtbarer Weiſe umwandeln?

Seltſamiglich, höhniſch beinahe, lachend ſetzte ſich der Landrath, die Antwort auf des Sohnes Frage für dieſes Mal ſchuldig bleibend, neuerdings an den Tiſch, füllte noch einmal den Pokal und ſchlürfte ihn wohlgefällig aus.

Vor ſich hinſtarrend, in tiefem Sinnen verloren, ſtand Carl, doch ſich plötzlich gewaltſam zuſammen raffend, trat er zu dem Landrathe hin, ſprechend: Nein, mein theureſter Vater! es kann nicht ſeyn, Sie konnten ſo tief nicht ſinken — Sie nicht — es muß Ihnen Auſſergewöhnliches begegnet ſeyn, — des Weines ſtarker Geiſt hat Ihre Sinne umflort, gehen Sie zu Bette, morgen wird alles anders ſeyn.

Wieder auftaumelnd erwiederte der Landrath: Hi, hi, hi! ich verſtehe mein Söhnchen! du denkſt, dein Alter habe ſchief geladen? — Na, na — kannſt Recht haben, alſo Morgen, Morgen gehen wir zu den Mädchen und heute zur Ruhe — hm wo ſchlafe ich denn gleich? —

Auf Ihres Sohnes eigenem Lager — ſprach Carl und leitete den wankenden Landrath dahin, doch durch kein Zureden war dieſer zu bewegen, ſich entkleiden zu laſſen und der Muſenſohn mußte ihm endlich ſeinen Willen laſſen.

Auf dem Bette gänzlich angekleidet und der Länge nach ausgeſtreckt liegend, ſchon beinahe bewußtlos, allmählig in den trunkenen todähnlichen Schlaf ſinkend, ließ der Landrath in wirklich ſchauerlicher und ganz ſeltſamer Weiſe, halb ſingend halb brummend, kaum verſtändlich die Worte vernehmen:

Der Wein iſt ein Specificum,
Und wirft er uns auch um — um, um —
Was ſchadt's — ſchadt's — was ſcha — ſcha — ſcha —

Nichts erſchüttert den Menſchen, deſſen Kopf, Herz und Gefühl ſich noch nicht ganz und gar verſteinert haben, mächtiglicher; kein Eindruck dringt tiefer und ſchmerzhaft ſchneidender in ſeiner Seele eigentliche Tiefe, als wenn er ganz plötzlich, dasjenige was ihm von Jugend auf als das heiligſte, Ehrfurchtgebietendſte und Unwandelbareſte vor Augen ſtand, gänzlich entwürdiget in ſich ſelbſt zuſammen ſtürzen ſieht.

Die furchtbareſte Strafpredigt, die offenbareſte Verachtung von Seite des Vaters hätten den verirrten Sohn nicht in ſolchem Grade zu beugen vermocht, hätten des Schuldbewußten Trotz wahrſcheinlich erregt — allein den Vater moraliſch entwürdiget und offenbar wahnwitzig nun plötzlich zu ſchauen und ſich nicht verhehlen zu dürfen: „du, du ſelber

Entſetzlicher! haſt es herbeigeführt dieſes gräßliche Werk“— dieſer nicht mehr loszubringende Gedanke verſetzte endlich den ſanguiniſchen, freilich jetzt demoraliſirten, aber nichtsweniger als herzloſen Jüngling in einen Zuſtand, der ſelbſt beinahe an Wahnſinn grenzte.

Alles ſein heißes Blut ſtrömte Carln zu Kopfe und dräute die Adern zu ſprengen; eine unbeſchreibliche Angſt bemächtigte ſich ſeiner; er rannte, wahrlich wie von Tollheit ergriffen, im Gemach umher, und ſank erſt, ſich endlich ganz erſchöpft in den alten Sopha werfend, in einen unruhigen Schlummer, als bereits der ſpäte Tag anfieng zu grauen.

Nach einem kurzen Schlafe, welchen die Natur der unruhigen Gemüthsſtimmung des Jünglings gewaltſam abgedrungen hatte, erwachte dieſer wieder. Carls erſter Blick fiel auf das Bett, welches vorhin der Vater eingenommen gehabt hatte, doch die Lagerſtätte war leer und der Landrath entſchwunden.

Erſchrocken ſprang unſer Muſenſohn auf. Die volle Börſe lag noch genau auf dem Fleckchen, wohin ſie der Landrath am vorigen Abend gelegt hatte, allein Carl, welcher noch vier und zwanzig Stunden früher mit Tantalus'ſcher Gierde nach Gold gelechzet hatte, ſtieß nun den kleinen Mamon verächtlich von ſich und rannte von dannen, um des Vaters Spur aufzufinden; doch all' ſein dießfallſiges Mühen blieb vergeblich.

6.

Eine ſchauerliche recht eigentlich geſpenſtiſche Nacht folgte dem ſogenannten Allerſeelentage.

Ueber die kurzen Stoppeln der leeren Felder brauſete ein eiſigter Wind; tiefe Finſterniß waltete; allein plötzlich brach dann wieder, auf einige Momente nur, ein ſchwankendes Mondlicht durch die rabenſchwarzen ſturmbewegten Wolken und verbreitete über die Gegend ein unheimliches Helldunkel, welches Bäume und andere Gegenſtände in Gottes freier Natur ſo ſeltſamiglich beleuchtete, daß des Menſchen Auge allerlei phantaſtiſch-phantasmagoriſche Gebilde, unter einander umher tanzend und ſich in graulicher Weiſe zunickend, zu ſchauen wähnte.

Während eines ſolchen helldunkeln Augenblickes nun ſchritt in einer ſchmalen Waldſchlucht ein ſtattlicher Sechzehnender majeſtätiſch einher, das hoch erhabene Haupt bald nach dieſer bald nach jener Seite wendend und hoch die feinen bildlichen Läufe hebend.

Da blitzte es plötzlich im nahen dunkeln Gebüſche; es fiel ein Schuß. Der edle Hirſch war getroffen aber nicht getödtet. In ungeheuren Sätzen ſuchte das Thier, die Schlucht entlang, zu entkommen, allein es rannte einem zweiten Schützen in den Schuß; ein abermaliger Knall — und der Sechzehnender lag regungslos.

Die Waldſchlucht gehörte zum Leibgehege des regierenden Fürſten v. — — und der Schütze, welcher zuerſt geſchoſſen hatte, war kein anderer dann Ludwig v. P—k—r.

Als aber nun ein zweiter Schütze, deſſen Anweſenheit in der Schlucht Ludwigen gänzlich unbekannt geblieben war, das angeſchoſſene Thier vollends tödete, ergrieff unſern jungen Wildfrevler ein plötzliches Entſetzen, denn er hielt dieſen zweiten Schützen für einen fürſtlichen Jagdbeamten und dieſem in die Hände zu gerathen, wäre für den ohnehin ſchon wegen wiederholtem Wildfrevel ſchwerer Unterſuchung unterliegenden Jüngling ein großer Unfall geweſen.

Ludwig beſann ſich ſchnell; er warf ſein Gewehr über die Schulter und indem er in die Quere durch die ſchmale Schlucht rannte, konnte er allerdings hoffen ſeinem Feinde zu entgehen, da jenſeits der Wald ſich ſogleich ungemein dicht geſtaltete und daher das Nachſetzen ſehr erſchwerte.

Während der Wildſchütze im vollen Laufe begriffen war, rief eine kräftige männliche Stimme ihm zu: He, he, Kamerad! Halbpart — warum laufſt du vor mir, du Narr du! eine Krähe hackt ja der andern nimmer die Augen aus, ich bin ein freier Schütze ſo gut, wie du — du haſt das Wild angeſchoſſen, ich es getödtet — halbpart! das iſt in ſolchem Falle Jägerbrauch — komm näher, laß uns theilen.

Ludwigs Herzblut ſtockte, als jene Stimme zu ihm durch die unheimliche Nacht herüber ſchallte, denn nur zu bekannt tönte ſie ihm. Der Jüngling warf einen ſcheuen Blick hinab in die Schlucht, und erblickte eine ſtattliche männliche Geſtalt auf das Rohr geſtützt, neben dem getödeten Sechzehnender ſtehen; der Wind ſpielte in den grauen Locken des betagten rieſigen Schützen, ein heller

Mondſtrahl beleuchtete jetzt deſſen Geſicht und Ludwig — erkannte ſeinen Vater.

Heran, heran wunderlicher Geſelle! was zögerſt du noch? — rief der Landrath abermals, und unwillkührlich, halb bewußtlos beinahe, folgte der Jüngling dem Rufe.

Als beide Schützen nun einander gegenüber ſtanden, that Herr v. P—k—r gar verwundert, indem er graulich lachend ausrief: Ey ſiehe da, iſt es möglich in der That — biſt du es wirklich Ludwig, mein Söhnchen? hi, hi, hi, das muß ich geſtehen fürwahr — ein ſeltſamigliches Zuſammentreffen — Vater und Sohn auf dem Anſtande als wilde Schützen. Na mein Herzchen! freut mich, freut mich ungemein, biſt ein ganz wackerer Jäger geworden, ſiehe — hier ſitzt ſie deine Kugel — haſt brav ins Blatt gehalten, nur ein Bischen zu hoch, ſchaue ich habe den Burſchen ſchon beſſer aufs Korn genommen, ihn in des Kopfes Mitte getroffen — bei

St. Hubert! s'war auch ein wackerer Schuß — plautz da lag der ſtolze Kerl — ha, ha, ha!

Vater! Vater! um Gotteswillen — was ſoll ich denken — rief Ludwig ganz außer ſich.

Na, na, mein Söhnchen! wie geberdeſt du dich denn — worüber wunderſt du dich denn? — alſo ließ, ungemein redſelig, ſich der Landrath wieder vernehmen — du weiſt doch, ich war als Jüngling ſchon, ein leidenſchaftlicher Schütze — freilich es arrivirte mir einmal ein neckſcher Streich, ich ſchoß meinem beſten Freunde die Kaldaunen voll Poſten und der arme Teufel mußte ſterben. Der Spaß verleidete mir das edle Waidwerk Jahre lang, ich war eigentlich ein rechter Thor, wer wird ob eines reinen Zufalles halber ſolange ſich grämen? — indeſſen — am Ende bewährte ſich auch an mir das gute Sprichwort doch: Jung gewohnt, alt gethan! — Ja, ja, Söhnchen! meine Paſſion für die Jagd iſt wieder erwacht, ich bin ein leidenſchaftlicherer Schütze nun, als ich es vor dreißig Jahren war. Und — unter uns mein Sohn! — verbotene Früchte ſchmecken gerade am ſüßeſten, darum gehe ich in der Mitternachtsſtunde den großen Herrn ſo gerne ins Gehege; ſiehſt du, das Naturgeſetz giebt den Vogel in den Lüften, in der Fluth den Fiſch, und das flüchtige Wild im dichten Forſte frei des Menſchen Willen, — und Tyrannei nur, große Deſpotie ſage ich, konnte des Menſchen angeſtammtes Recht beeinträchtigen und ſolches Recht zum Verbrechen ihm machen — nun, abgeſehen davon mein Söhnchen! freut mich doch, daß du in Vaters Fußſtapfen getreten und auch ein gewaltiger Nimrod geworden biſt, aber höre — lieb iſt es mir, daß ich dich hier treffe, Morgen hätte ich dennoch dich aufſuchen müßen — höre, deine Sache geht ſchief mein Sohn! ungeachtet der bedeutſamen Summe, welche ich als Caution für dich ſtellen mußte, weil du einige ſolche Burſche, wie dieſer hier, im fürſtlichen Reviere auf den Pelz brannteſt, deſſenungeachtet mein Herzchen! werden ſie dich dieſer Tage noch — glaube mir, ich weiß es gewiß — ergreifen und — Monden, vielleicht Jahrelang hinſetzen, wo dich weder Sonne noch Mond beſcheinen kann.

O Gott! was ſoll ich beginnen? — fragte Ludwig verzweiflungsvoll.

Hm, erwiederte der Landrath, in ſeiner nun ſo ſeltſam ironiſch gelaſſenen ihm früher gar nicht eigenthümlichen Manier, was beginnen? — höre mein Söhnchen! in dem überbildeten Deutſchland iſt nun ſchon einmal alles verhunzt, vom Höchſten angefangen bis hernieder zum Gemeinſten. Du biſt leidenſchaftlicher Jäger — und die Jagd bedingt Kraft, ſie labt ſich an Gefahr — was willſt du hier? — Kaninchen ſchießen, und Maulwürfe, höchſtens Dachſe graben; — pfui Teufel! willſt du jagen, ſo ziehe nach Afrika, wo es mit den majeſtätiſchen Leuen, mit grimmigen Tiegern, Leoparden, und Blutdürſtenden Hyänen zu kämpfen gilt, ziehe hin wo der Hekla raucht und rauſe mit heißhungerigen Eisbären oder lauere am Nil dem rieſigten Krokodill — oder iſt ſie dir ſo lieb die Heimat, nun ſo laß die armen Thiere in Ruhe, kriege mit den Menſchen lieber, mit den Verworfenen, ſtelle dich, ein anderer Rinaldo, an die Spitze wackerer Burſche, plündere Kirchen, Schlöſſer, ſchände zierliche Fräulein, laß den Hahn, den rothen, leuchten auf den Giebeln ſtattlicher Gebäude, ſchneide feiſten Pfaffen die Gurgeln ab — ha, ha, ha! (in graulicher Weiſe ſingend):

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voll der Wonne
Bei der Nacht kampiren wir,
Der Mond iſt unſere Sonne!

Doch bald hätte ich es vergeſſen, mein

Söhnchen! ich ziehe fort, weit, weit von hier — wer weiß wenn wir uns wieder ſehen; fliehe, rette dich, fliehe dieſen Augenblick noch, da nimm', redlich theile ich meine Baarſchaft mit dir — der Landrath drückte hier dem ganz verblüfften Jünglinge eine ſchwere Geldbörſe in die Hand — und nun wackerer Schütze! leb' wohl, — ziele brav — ſchieße alles nieder — und wenn ſie kommen die Deſpoten = Knechte — ſchieße auch ſie nieder — und dann Hurrah! auf und davon.

Herr v. P—k—r war mit den letzten Worten in's Gebüſch geſprungen. Vater! mein theurer unglücklicher Vater! rief Ludwig ihm nach, um Gotteswillen! harren Sie — nur einen Augenblick noch.

Vergebens — der Mond war in dieſem Augenblicke hinter ſchwarze Wolken getreten, in wildem Brauſen erhob ſich ein gräßlicher Sturm, einem Nachtwandler nicht unähnlich taumelte der tief erſchütterte Jüngling nach Hauſe und unbeachtet blieb der Sechzehnender in der Waldſchlucht liegen.

7.

Gleiche Urſachen bringen gleiche Wirkungen hervor.

Aus dem väterlichen Hauſe war Ludwig in eine andere Welt getreten, welche ſich ihm nicht minder fremd und räthſelhaft darſtellte, als Carln die ſeinige.

Der Landrath hatte Ludwigen für die Landwirthſchaft beſtimmt, allein der Jüngling fand nur zu bald, daß dieſer Beruf ſeiner Neigung nicht zuſagte; die neuen Beſchäftigungen eckelten ihn an.

Die Zöglinge der landwirthſchaftlichen Erziehungsanſtalt, in welcher ſich Ludwig nun befand, waren größtentheils Söhne roher Oekonomen und ſogenannter Oberamtleute und wie die Väter ſelber ungebildet.

Wenig konnte ſich Ludwig in ſolcher Geſellſchaft gefallen, bald kam Langeweile über ihn.

Unter den Vergnügungen der Zöglinge ſtand die Jagd oben an. Nun aber hatte Ludwig, von Kindesbeinen an, ſeinen ehrenwerthen Vater nie anders als mit Grauen von dieſer Zerſtreuung ſprechen hören, denn der Landrath hatte in ſeiner Jugend in der That das Unglück gehabt, einen jungen Freund auf dem Klopfjagen zu tödten. Des Vaters Grauen hatte ſich dem Sohne mitgetheilt und lange lehnte er alle Einladungen zur Jagd ab, allein endlich traf ihn der Spott der Kameraden; man ſetzte des Jünglings Muth und Geſchick in Zweifel. Dieſes hieß Ludwigen bei ſeiner ſchwächeſten Seite erfaſſen, denn er war ungemein ehrgeitzig, zudem ſagte ihm ſein natürlicher Verſtand, es ſtelle ſich lächerlich dar, deshalb ein, an und für ſich ſelber unſchuldiges Vergnügen eigenſinnig meiden zu wollen, weil bei demſelben einmal ein Unfall geſchehen, da durch große Vorſicht ſich ähnliches denn doch gar wohl vermeiden laſſe.

Solche Reflexionen gaben dem Jüngling das unſelige Rohr in die Hände, das gräßliche Inſtrument, welches tauſende ſchon in den Abgrund ſtürzte.

Nicht ſanguiniſchen Temperaments, wie Bruder Carl, war Ludwig; dem Vater ähnlicher regierte ihn mehr die düſtere Cholera und was er einmal erfaßte, hielt er leider nur zu feſt. Er wollte anfangs es blos den höhniſchen Kameraden zuvor thun und als beherzter Jäger ſich zeigen, allein bald wurde dieſes Vergnügen für ihn die entſetzlichſte Leidenſchaft, außer deren Befriedigung er beinahe keinen Genuß mehr kannte.

In der Hitze dieſer Leidenſchaft verfolgte Ludwig einſt ein angeſchoſſenes Wild in das Leibgehege des regierenden Fürſten; der junge Jäger hatte dieſe Gehege nie betreten; er fand bald, daß dieſe Forſte ſeiner Leidenſchaft bei weitem mehr Nahrung, als die ihm als zugänglich erlaubte Reviere gewähren konnten, und der leidenſchaftliche Jüngling, um ſelbſt ſich zu entſchuldigen, betäubte ſich mit den gewöhnlichen Sophismen, mit welchen Wildſchützen ihren Frevel zu beſchönigen und das Regale anzutaſten verſuchen.

Doch auch hier gieng der Krug nicht zu lange zu Waſſer, ohne zu brechen. Ludwig hatte im öſters erwähnten Leibgehege einſt ein Wild geſchoſſen und wurde von zwei fürſtlichen Jagdbeamten auf friſcher That ertappt; man nahm ihm gewaltſam ſeine Doppelflinte ab, und denuncirte ſofort den jungen Wildfrevler bei der allerhöchſten Stelle.

Die Geſetze gegen ſogenannte Wildſchützen waren im Lande ſtrenge, vielleicht zu ſtrenge.

Nur die Stellung einer nicht ganz unbedeutſamen Caution konnte Ludwigen für den Augenblick vor Verhaftung retten; der Landrath, darum angerufen, ſtellte auch dieſe herkömmliche Caution willig für ſeinen Sohn, allein wenig war dieſem dadurch geholfen, denn die Unterſuchung — ſie gieng in ſolchen Fällen einen ungemein raſchen Gang — wurde nichtsdeſtoweniger gegen unſern Jüngling eingeleitet, Ludwig ſeiner Schuld überwieſen und das eiſerne Geſetz verdammte ihn zu mehrmonatlicher harter und entehrender Gefängnißſtrafe; man ſah in der That mit jedem Tage der Publicirung der Sentenz und der Abführung des unglücklichen Jünglings in den düſtern Kerker entgegen.

Ludwig kannte ſeine Lage in ihrem ganzen, ſo ſehr traurigen Umfange, allein täglich nun der Realiſirung des entſetzlichen Looſes entgegen ſehend, wiederholte er beinahe in jeder Nacht ſeine Beſuche im Leibgehege, denn tollkühner Trotz hatte ſich ſeiner bemächtiget; er übte ſeine Wildfrevel nichts weniger als aus niederigem Eigennutze, ſondern, der furchtbareſten Leidenſchaft folgend, jetzt mit etwas mehr Vorſicht nur, allein feſt entſchloſſen, im Falle ihn beim Zuſammentreffen mit Forſtbedienten ſchleunige Flucht nicht retten dürfte, denſelben ſich mit gewaffneter Hand gewaltſam zu widerſetzen.

Alſo ſtanden die Dinge, als Ludwig in der ſchauerlichen Allerſeelennacht ſo ganz unvermuthet in ſolch' eigenthümlicher Weiſe, wie bereits erzählt wurde, mit ſeinem Vater in der Waldſchlucht bei dem erlegten Sechzehnender zuſammen traf.

8.

In Mitte des großen ——er Waldes erheben ſich noch heutigen Tages die ſtolzen, feſten Mauern einer alten Ritterburg, welche das jetzt noch blühende freiherrliche Geſchlecht derer v. D—g ſein Stammſchloß nennt.

In einem der kleinern noch ganz gut erhaltenen und ſogar modern meublirten Gemächer jener Burg nun ſaß eines Abends ein ungemein reizendes junges Fräulein ganz allein, das allerliebſte braune Lockenköpfchen in die kleine Hand geſtützt und in tiefes Nachdenken verſunken.

Draußen lag der Schnee Fuß hoch und große Flocken trieb der Wind gegen die Fenſter. Das Feuer loderte luſtig im Kamine, das heiße Waſſer in der Theemaſchine ſprudelte immer ungeſtümer — es war überhaupt recht traulich im Stübchen, allein unſer Fräulein ſaß fortwährend, wie gefühllos für die ganze Außenwelt, immer vor ſich hinſtarrend und häufig und immer häufiger fielen Thränen hernieder in's feine Buſentüchlein.

Endlich trat ein anderes Frauenbild in das Gemach. Fräulein! hub die Dienerin ſichtbar verlegen an, draußen ſteht ein fremder, ſeltſamer Herr, der in dem ſchrecklichen Unwetter bei ſolch' ſpäter Zeit noch in unſere einſame Burg gedrungen iſt und angelegentlich meine Gebieterin zu ſprechen verlangt. —

Lebhaft fuhr das junge Fräulein in die Höhe, mit funkelnden Augen lebhaft fragend: wie wäre es möglich, ein Bothe von —

Nein, o nein — fiel die Zofe noch verlegener ein — gewiß er kömmt nicht von dem gnädigen —

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre ganz leiſe und der Fremde ſtand unter derſelben.

Jeſus! mein Gott ſtehe mir bei — ſchrie das Fräulein laut auf und verbarg, halb ohnmächtig in den Divan zurückſinkend, ſein Geſichtchen in den Polſtern.

Die Dienerin hielt die eigene Gegenwart nun für unnütze und entſchlüpfte ſchnell durch eine Seitenthüre.

Der Landrath trat näher heran und ſetzte ſich, ſehr ermüdet wie er offenbar war, in einen Stuhl der dicht am Tiſche dem Sopha gegenüber ſtand.

Heftiger ſchluchzte Betti, voll Beſchämung ſtets das Geſicht verhüllt haltend; eine lange Pauſe des Schweigens fand ſtatt.

9.

Plötzlich erhob Herr v. P—l—r ein lautes, recht ſeltſam klingendes und ſchrillendes Gelächter, indem er mit ſehr heißerer Stimme ſprach: Warum weint ſich Liebchen die Augen roth?— nun ja meine Tochter! ich weiß alles, er hat dich verlaſſen, doch mein Herzchen! laß fahren dahin, laß fahren; ſchau Betti! ſo machen es die Männer alle, keiner kann treue Liebe bewahren und kluge Mädchen vergelten mit gleicher Münze. — Glaube mir, ich habe mich ſehr umwandelt mein Töchterlein! ſeit wir uns zum letzten Male ſahen und meine Grundſätze von damals gewaltig geändert: nichts ſtellt ſich langweiliger dar, als ſolche

Liebe, welche die Narren platoniſche nennen, ſie iſt ein wahres Hirngeſpinnſt, und vollends der Zuſtand der wirklichen, ſogenannten legitimen Ehe iſt der unnatürlichſte und unausſtehlichſte unter der Sonne. —

Betti fuhr jetzt auf und ſtarrte den Vater mit allen Zeichen jenes entſetzenvollen Grauens an, welche ſchwächere oder kränkliche Naturen charakteriſirt, wenn ihre erhitzte Phantaſie in mitternächtlicher Stunde furchtbar dräuende Geſpenſter zu erblicken wähnt.

Doch der Landrath ließ ſich dadurch nichts weniger als irre machen, er legte auch hier abermals eine ſchwere Börſe auf den Tiſch und fuhr nach einer kleinen Pauſe alſo redend fort:

Hier meine charmante Betti! bringe ich dir dein Erbtheil, das wenige was ich retten konnte aus dem Schiffbruche meines Glückes, denn ich will anderwärts, weit von hier, mein Spiel verſuchen und etwas muß man für ſo liebe, wohlgerathene Kinderlein denn doch ſchon thun; deine Brüder haben ihre Antheile auch ſchon von mir eigenhändig empfangen, es ſind gar herzliche Jungen; ich habe mit Carln eine ganze Nacht durch getrunken und geſchwelgt und den wilden Ludwig in der Allerſeelennacht im fürſtlichen Leibgehege zu —— einen Sechzehnender ſchießen helfen; hi, hi, hi — es war recht luſtig, aber der Carl zeigte ſich als Neidhammel doch; ſo ſehr ich ihn auch bath, zu einem hübſchen ſchmiegſamen Jüngferchen deiner Art wollte der Bengel mich dennoch nicht führen.

Vater! Vater! um Gotteswillen — fragte das in den Tod erſchrockene Mädchen hier mit bebender Stimme — was ſoll ich von dem allem denken? —

Ganz ruhig nahm Herr v. P—l—r abermals das Wort, indem er höchſt gelaſſen ſprach:

Siehſt du Betti! wie die Welt nun einmal beſchaffen, ich kann es dir als Vater nicht verdenken, daß du dieſe Bahn eingeſchlagen, doch einen Rath noch nimm von mir an, es giebt in jeder Sphäre leuchtende Vorbilder, in deren Fußſtapfen zu treten ſich die Klugheit bemüht. Strebe eine Aſpaſia, eine Lais, eine Maintenon zu erreichen; du biſt ſchön, jung, geiſtreich — ſchlage in einer großen Reſidenz den Wohnſitz auf, es kann dir nicht fehlen — nur koſtbar, recht koſtbar mußt du dich machen — nur nimmermehr dich wegwerfen. In Bezug auf jene unſterbliche Lais ſagte man: Non omnibus licet adire Corinthum — ja ſo, ich vergaß, daß du nicht Latein verſtehſt, nun ſiehſt du — jene Lais wohnte in Corinth und unter tauſend Seſtertien verkaufte ſie nimmermehr ihre Gunſt, daher das ſinnige Sprichwort: „Nicht jedem Narren iſt es erlaubt nach Corinth zu laufen!“ — nun ein großer Philoſoph der Alten lief dennoch hin, und als ihn Lais

— wahrſcheinlich weil er kein Geld hatte — verſließ, denn die Philoſophen und Dichter waren von jeher arme Teufel, ſchrie der Tropf: Nein fürwahr ſo theuer will ich mir Reue nicht erkaufen, indeſſen —

Bettis Gemüthsbewegung hatte nun ihren höchſten Grad erreicht, laut ſchluchzend und ganz auſſer ſich ſtürzte ſie vor dem Landrath auf die Kniee, indem ſie ausrief: Vater! ſchimpfe mich auf die härteſte Art — mißhandle mich — tödte mich — doch dieſe entſetzliche Ironie vermag ich länger nicht mehr zu ertragen. — Vor allem höre mich, du weißt nicht —

Papperlapapp! — erwiederte der Landrath — nichts Ironie, alles Ernſt, recht luſtiger Ernſt — hi, hi, hi! ſteh' auf Betti! ſolche Narrheiten gehören auf die Bühne und nicht ins wirkliche Leben. Dich hören? — recht gerne, aber heute nicht mehr, Morgen, Morgen ſo lange du willſt mein Schatz! denn aufrichtig Betti! ich bin da im Sturme und tiefen Schnee zu dir hergelaufen, und jeꜩt wird mir ganz ſlau und unheimlich zu Muthe — du haſt hier heißes Waſſer — bereite mir etwas Thee —

Das Fräulein erlangte durch dieſe von ſeinem Vater ſehr matt geſprochene Worte Faſſung, nun erſt ihn aufmerkſam zu betrachten. In der That ſah der ſtark älternde Mann ſehr blaß; ſein ganz Aeußeres ſtellte ſich zerrüttet dar und aus den ſparſamen grauen Haaren und von ſeiner Kleidung träufelte Schneewaſſer.

Betti ſprang aufs neue ſehr erſchrocken von der Erde auf, allein ſie zitterte dermaßen, daß ſie kaum im Stande war den Thee zu bereiten.

Herr v. P—k—r ſchlürfte ſeine Taſſe, ſcheinbar mit vielem Behagen, aber dennoch unter gar ſeltſamen Lächeln aus, rückte ſofort ſeinen Stuhl an das noch immer hell lodernde

Kaminfeuer, ſetzte ſich in eine möglichſt bequeme Lage und entſchlummerte ob zu großer Müdigkeit gar bald ſehr ſanft.

Da ſaß nun der Greis, läßig alle Glieder hängen laſſend, mit auf die Bruſt geſenktem ſchweren Haupte; ein wehemüthiges Lächeln umſchwebte im Schlafe noch ſeinen Mund und aus den Furchen ſeines bleichen Geſichtes ſprach deutlich genug der Gram. Wahrlich ein zum Herzen rührend ſprechendes Bild des Jammers ſtellte der ſchlummernde Landrath dar, welches gar ſonderbar kontraſtirte mit ſeiner ſo eben verklungenen lauten und ſeltſamiglichen Luſtbarkeit.

Lange betrachtete Betti den Schlafenden und eine Fülle bitterer Thränen entſtrömte den ſchönen Augen. Mit einem verzweiflungsvollen Blicke zur Höhe fragte die Arme: Ewige Vorſicht! mußteſt du mir denn auch noch dieſes Elend ſenden, war ich denn nicht ſchon elend genug? — und mit geſteigertem Gefühl, ſchmerzlicher noch bewegt, rief ſie dann aus: Gräßlicher Wahnſinn hat meinen Vater erfaßt; der Brüder Schmach und mein eigener Leichtſinn haben ihn in den ſchauerlichen Abgrund geſtürzt — der Allmächtige möge uns allen gnädig ſeyn.

Des Landraths Schlaf wurde immer feſter; das Fräulein hatte ihm in einem von dem ihrigen nicht fernen Gemache der Burg eine bequeme Schlafſtätte bereiten laſſen; allein die herbeigerufnen Diener hatten große Mühe, den ganz und gar ermüdeten Greiſen in ſo weit zu erwecken, um ihn in ſein Zimmer führen und dort zu Bette bringen zu können.

Eine lange, ſchreckliche Nacht hatte Betti durchwacht und der ſpäte Morgen eines neuen trüben Wintertages war bereits längſt angebrochen, als ſie es noch immer nicht wagte, in das Zimmer des Vaters zu dringen, aus Furcht, den ermüdeten Greiſen in ſtärkendem Morgenſchlummer zu ſtören, endlich wagte es das Fräulein doch die Thüre des Gemaches leiſe zu öffnen, aber wer beſchreibt des armen Mädchens Schreck, als es Stube und Bett leer fand.

Der Landrath war entſchwunden und aus der Burg entkommen, ohne daß irgend Jemand mußte — wie. Betti wäre in Verſuchung gekommen, die ſchauerlichen Vorfälle des vorigen Abends alle für einen ſchauerlichen Traum zu halten, wenn die vom Vater auf dem Tiſche ihres Gemaches zurückgelaſſene ſchwere Börſe ſie nicht handgreiflich vom Gegentheile überzeugt hätte.

10.

In das berühmte weibliche Erziehungsinſtitut eingetreten, überraſchte das ganz und gar Fremdartige des neuen Verhältniſſes Fräulein Betti v. P—l—r anfangs in einem bei weitem höhern Grade noch, als im analogen Falle ſich anderwärts ihre Brüder verblüfft fühlten, allein die weibliche Natur verleugnete ſich auch hier nicht, denn viel ſchneller als Carl und Ludwig, wußte ſich das Fräulein in die veränderte Lebenslage zu finden und dieſelbe lieb zu gewinnen.

Das Fräulein-Inſtitut erfreute ſich unter dem höhern Adel und ſelbſt am Hofe des Landes allgemein eines äußerſt vortheilhaften Rufes, welchen Niemand anzutaſten wagte. Die Anſtalt hatte in der That ganz abſonderliche Verdienſte *) und man hätte ſie vielleicht eher eine Schule der Galanterie, —

---

*) Der geneigte Leſer verzeihe, wenn die Schilderung des Fräuleininſtitutes vielleicht dennoch ein wenig weitläufiger ausfallen ſollte, als Anlegung und Plan der Erzählung, ſyſtematiſch verfolgt, eigentlich geſtatten würden, allein der Verfaſſer lernte, auf ſeinen vielen großen Reiſen im Auslande, in der That ein ſolches Inſtitut kennen, wie er es hier ſchildert und gerade, weil der freundliche Leſer ſchwerlich es glauben möchte, daß Aehnliches im wirklichen Leben vorhanden ſeyn dürfte, konnte man dem Kitzel nicht widerſtehen, die gegenwärtige freie Zeichnung zu liefern.

verſteht ſich im edelern Sinne — dann ein weibliches Erziehungsinſtitut nennen dürfen.

Seltſam genug war in einer Zeit, in welcher das Franzoſenthum in Deutſchland längſtens in allen Sphären aus der Mode gekommen zu ſeyn ſchien, dennoch zur erſten Vorſteherin dieſes adelichen weiblichen Erziehungsinſtitutes eine Franzöſin von ſehr gutem aber armen Adel gewählt worden.

Die Educationsmethode im Hauſe wäre vielleicht ſehr ſinnig berechnet geweſen, hätte man daſelbſt, nicht auch Töchter des weniger bemittelten Adels, ſondern nur ungemein reiche Erbinnen erziehen wollen. Man nahm — zweckmäßige Vorkenntniſſe und Bildung fordernd — nicht Kinder, ſondern angehende Jungfrauen nur, welche wenigſtens das vierzehnte Lebensjahr erreicht haben mußten, zur Erziehung in die Anſtalt auf.

Die Zöglinge wurden entweder, durch beſondere allerhöchſte Gnade, auf Koſten der ſehr bedeutſamen vorhandenen Stiftungsfonds der Anſtalt, oder aber auf ihre eigene Rechnung erhalten und erzogen; ihre anfängliche Ausſtattung war in dem einen und andern Falle ungemein koſtbar aber demnach ſehr koſtſpielig auch; kein zur weiblichen Garderobe erforderliches Stück und Geräthe, ja ſelbſt das unerforderliche nicht, wurde bei der Anſchaffung nach Einzelnheiten berückſichtiget; alles mußte Dutzendweiſe, alles in vortrefflichſter Qualität vorhanden ſeyn.

Jede Zögling erhielt, unmittelbar nach ihrem Eintritte eine eigene Kammerjungfer zur Bedienung und ein eigenes Appartement von drei, beinahe fürſtlich eingerichteten Piecen zur Wohnung. Auſſerdeſſen ſtanden mehrere glänzende Equipagen und angemeſſene Livreedienerſchaft auf der Fräulein Wink ſtets in Bereitſchaft.

Morgens neun Uhr wurde aufgeſtanden; zwei- auch drei Mal des Tages Toilette gemacht.

Die franzöſiſche erſte Vorſteherin, hier Madame Directrice genannt, hielt beſonders viel auf lange, den ganzen Arm bedeckende und weiß glacirte Handſchuhe; kein Fräulein durfte ſich ohne ſolche blicken laſſen und ſelbſt — auf der retraite durften dieſelben nicht abgelegt werden.

Die Mittagstafel in dieſem Inſtitute war ſo lecker beſetzt, daß ſelbſt pickante Gourmands ſich nicht hätten entbrechen können, dieſelbe zu loben; in den Theatern wurden den Fräuleins Logen im erſten Range gehalten.

Die wenige Zeit nun, welche Schlaf, Tafel, Toilette und allerlei Zerſtreuungen übrig ließen, wurde im Inſtitute in den Unterricht eingetheilt. Man lehrte fremde Sprachen, trieb encyklopädiſches Studium, ſelbſt Geſchichte und Philoſophie und gab Unterricht im Zeichnen, in der Muſik und in der Tanzkunſt. Der Religions- und Sittenlehre war in jeder Woche Sonnabends eine Stunde geweiht.

Die Form des Unterrichts war in dem weiblichen Erziehungsinſtitute, ſeltſam genug, jener der Hochſchulen abgeborgt.

Am eiferigſten wurde in der Anſtalt auf Erlernung und Ausübung der franzöſiſchen Sprache gehalten. Man hörte in dieſem deutſchen Inſtitute kein deutſches Wort, und das Fräulein, welches unwillkührlich ein ſolches verlauten ließ, wurde zur Stelle beſtraft, ſo nachſichtig und gelinde im übrigen ſich die Educationsmethode auch darſtellte; ſelbſt franzöſiſche Domeſtiken wurden nur aufgenommen.

Man konnte nun freilich dieſe jungen geiſtreichen Damen, mit dem ganzen ſeltſamen Pathos der franzöſiſchen Schule, lange Stellen aus Voltaires Zaire, Alzire, oder Merope herſagen hören, Rouſſeaus lettres de deux amans wußten die meiſten auswendig herzuſagen, aber einen deutſchen Waſchzettel verſtand keine fehlerfrei aufzuſetzen.

Keine der Zöglinge wußte einen Strumpf zu ſtricken, ein Tuch zu ſäumen, oder ein Hemde zu fertigen; hatten ſie dieſes oder ähnliche Dinge beim Eintritt gekonnt, ſo war doch nach einem Aufenthalte von einigen Jahren im Inſtitute ſehr natürlicherweiſe alles vergeſſen.

In Küche und Waſchhaus durfte ſich keine Zögling bei ſchwerer Strafe blicken laſſen, ſehr billig! die glacirten Handſchuhe, die koſtbaren Roben und Schuhe hätten in ſolch' communen Lokalen leicht zu Schaden kommen können.

Wie ſchon berührt, trat eine ſolche Zögling, aus dem Inſtitute unmittelbar, als Pallaſtdame in die ſchimmernden Appartements einer regierenden Königin, dort brauchte ſie freilich keine Strümpfe zu ſtricken, weder Tücher zu ſäumen, Hemden zu nähen, oder Suppen zu kochen und in ſolchem Falle wurde die Erziehung der Fräuleins hoch geprieſen, allein nur die wenigſten erwartete eine glänzende Laufbahn der Art, die meiſten andern wurden in der Folge an Krautjunkers von mittelmäßigem Wohlſtande, an höhere Beamten, Präſidenten, oder wohl gar nur an ſimple Regierungsräthe verheirathet. O Himmel! wie ſehr ſahen ſich die Herren mit den geiſtreichen Frauen angeführt und wie bitter äußerten ſie ſich über das franzöſiſche Erziehungsinſtitut — im Stillen.

O warum traute der ſonſt ſo beſonnene Landrah v. P—k—r dieſes Mal, warum dieſes Mal gerade dem allgemeinen Rufe; hätte er ſelbſt an Ort und Stelle geprüft, nimmermehr wäre die theure Tochter dieſem unſeligen Inſtitute übergeben worden.

11.

Um ihre Fräuleins zeitig mit dem feinern Geſellſchaftstone der höhern Stände vertraut zu machen, veranſtaltete Madame la directrice häufig ſogenannte Tanztheés und Soirées und es blieb den jungen Damen frei geſtellt, dazu ihre vornehme Verwandte einzuladen.

Es ſtanden die Fräuleins alle gerade im herrlichſten Blüthenalter der Entwickelung; die meiſten ſtellten ſich, ſchon der Jugend halber, reizend dar, doch glänzten auch ſeltene und ausgezeichnete Schönheiten darunter; ſie bildeten ein Enſemble, wohl vergleichbar einem herrlich duftenden und durch manichfaltigen lebhaften Farbenſchmelz die Augen ungemein beſtechenden Blumenbeete im Lenze.

Nun ſolche Blumenbeete pflegen die männliche Jugend ſehr anzuziehen und es erſchienen mit den geladenen vornehmen Verwandten gar viele junge zierliche Couſins, auch wohl Couſins à la mode de Bretagne und manches Fräulein kam hier zu einem Vetter, von deſſen Daſeyn ſie gar nie gehört hatte, ohne zu wiſſen wie.

Ein ſolcher Vetter ſtellte ſich unſerer Betti — ſie gerade gehörte mit zu den allervorzüglichſten Zierden des berührten Blumenbeetes — in der Perſon des Freiherrn v. D—g dar.

Der Baron war ein reicher, männlich-ſchöner Jüngling, verbindlich, gewandt, aber ein Libertin ſonder Gleichen.

Die arme Betti kannte das Wort Liebe kaum dem Namen nach, allein der neue Herr Vetter hielt es für ſeine Pflicht die charmante kleine Couſine nicht nur mit dem Worte näher bekannt zu machen, ſondern ſie ſelbſt in alle engere und ausgedehntere, mit dem Wörtlein verbundene Begriffe einzuweihen.

Bald gab ſich das argloſe unglückliche Geſchöpf, mit aller Gluth und Blindheit der erſten Leidenſchaft, dem Verführer hin; Betti hatte ja keine Freundin, welche warnte.

Dem Baron ſtellte ſich dieſes als ein pickantes kleines Abentheuer dar, er umſtrickte das Mädchen mit ſeinen gewöhnlichen Netzen und plötzlich war Betti eines Tages aus dem Inſtitute verſchwunden, Niemand wußte wohin.

Man rieth freilich ſogleich auf eine Entführung, denn es war nicht das erſte Mal, daß eine ſolche aus der Anſtalt ſtatt fand, übrigens rieth Niemand auf den Freiherrn v. D—g, denn er hatte ungemein ſchlau ſeine Bewerbungen um das Fräulein, unter der Maske verwandtſchaftlicher Protection, betrieben, und daß der Baron mit Betti zugleich aus der Reſidenz verſchwunden war, darauf achtete Niemand, denn jener blieb als ein Zugvogel allgemein bekannt und man war es längſt gewohnt ihn kommen und ſpurlos verſchwinden zu ſehen.

D—g hatte die arme Betti auf ſeine

alte Ritterburg im —r Walde gebracht, er hatte dem argloſen Mädchen verſprochen, ſich dort mit ihm ſogleich trauen laſſen und dann zu Betti's Eltern eilen zu wollen, um deren Verzeihung zu erholen.

Dieſer iſt der einzige Weg, auf dem wir am ſchnellſten und ſicherſten zu unſerm Glücke gelangen können, verſicherte der Verführer, denn wenn ich um dich Geliebte! in der hergebrachten lächerlichen und langweiligen Form erſt bei deinen Eltern werben würde, ſo dürfte man leicht deine Jugend vorſchützen und tauſend andere Schwierigkeiten erheben.

Die Unerfahrene war in die Falle gegangen, allein auf ſeinem alten Stammſchloſſe mit der Entführten angekommen, machte der Baron nicht die geringſten Anſtalten ſein feierlich gegebenes Wort zu löſen, vielmehr gedachte er wohlfeilern Kaufs davon zu kommen und mit leichter Mühe eine junge argloſe Unſchuld zu zerſtören.

Betti's guter Genius wachte. Die Landräthin hatte dereinſt der ſcheidenden Tochter unter vier Augen über einen gewiſſen Punkt ſehr ernſte Lehren ertheilt, allein der Zartſinn und die Art, mit welchen eine gebildete Mutter ein ſolch' wichtiges Geſchäft vollbracht, kopieren zu wollen, dürfte ſchwerlich der Feder eines Mannes gelingen.

Tief hafteten jene mütterliche Lehren noch in des Fräuleins Seele; vom Leichtſinn konnte die arme Betti ſich dahin reißen laſſen, aber zur Verworfenheit nicht ſo ſchnell darnieder ſinken. Der Verführer fand, im Begriffe ſeine ſchändlichen Abſichten realiſiren zu wollen, Schwierigkeiten, welche er nimmermehr erwartet hatte; die Geduld des Wüſtlings ermüdete endlich, unwillig machte er einen Abſtecher in die Reſidenz und ließ das Fräulein, unter der Aufſicht ſeines alten Kaſtellans und deſſen Frau, in einer Art Gefanſchaft zurück; Zeit und Langeweile ſollten die ſtandhafte Unſchuld irre machen.

Wie es übrigens dem Landrathe gelingen konnte, der verſchwundenen Tochter Verhältniß ausfindig zu machen und in das alte Schloß zu bringen, weiß man vor der Hand nicht zu berichten.

12.

In einem kurzen Zeitraume war der unglückliche Vater ſeinen drei Kindern hintereinander unverhofft, einem ſchreckbaren Geſpenſte gleich, erſchienen; ſie wußten nicht war er es, war er es nicht, — allein ſeine offenbar an graulichen Wahnſinn grenzende Umwandlung hatte auf alle drei einen entſetzlichen, einen **bleibenden** Eindruck gemacht, und Frau v. Y—k—r in der That Recht gehabt: **trotz aller Verirrungen, welche ſie ſich hatten zu Schulden kommen laſſen, waren die Herzen** ihrer drei unglücklichen Kinder urſprünglich von weicher, guter, von ganz vortrefflicher Art.

Bald nach jenen Vorfällen erhielt die Landräthin ſowohl von der Tochter, als von den beiden Söhnen Briefe. Die Kinder berichteten was geſchehen, erkundigten ſich angelegentlich, ob der Vater zu Hauſe ſich befände, und wie es ihm ergehe? — die Verirrten bekannten ſich, einmüthig und reuevoll, ſchuldig und gelobten feierlichſt vollſtändige Beſſerung.

Das Antwortſchreiben, welches der Muſenſohn Carl von der Mutter erhielt, lautete folgendermaßen:

„Mein Sohn!

Nur zu ſehr gegründet ſind leider deine Befürchtungen. Ein ſchwarzer, wahrſcheinlich unheilbarer Wahnſinn hat ſich deines unglücklichen Vaters bemächtiget. Den ſtets ernſten und ſtreng rechtlichen Mann ergriffen dein und deiner Geſchwiſter ſchwer und nur von einer Mutter weichem Herzen zu entſchuldigenden ehrloſen Verirrungen, Ausſchweifungen, Thorheiten und Verſchwendungen in entſetzlicher Art; tief war ſein eigenes Ehrgefühl gekränkt, er ſah ſeine ſchönſten Hoffnungen alle mit einemmale vereitelt und verfiel in einen düſtern, das ärgſte befürchten laſſenden Tiefſinn; alle meine und ſeiner theuerſten Freunde-Bemühungen ihn dieſem gefährlichen Seelenzuſtande zu entreiſſen, blieben fruchtlos. Plötzlich verwandelte ſich des Unglücklichen düſtere Gemüthsſtimmung in eine laute, ſeltſame, luſtige Tollheit, welche die Aerzte für noch gefährlicher erklärten, als jene. Im letztern Zuſtande hatte dein Vater eines Tages bedeutſame Summen zu ſich geſteckt, und trotz aller Achtſamkeit, welche man ihm widmete, ſich dennoch heimlich von Hauſe zu entfernen gewußt. Ich erſchrack heftig, als ich des armen Geiſteskranken Abweſenheit gewahr wurde und ließ durch vertraute Leute, allerwärts jedoch ſtets vergebens, ſeine Spur aufſuchen.

Mehrere Wochen hatte ich in unſäglicher Angſt und bitterm Jammer verlebt, da pochte es einſt in Mitte der Nacht heftig an die Hauspforte; ich ließ öffnen und leicht magſt du mein damaliges freudiges Erſchrecken ermeſſen, als ich meinen Gemahl eintreten ſah.

Allein meine Freude umwandelte ſich nur zu bald in neue Trauer, als ich ſogleich bemerkte, daß des Vaters Tollheit indeſſen ſich bedeutſam geſteigert hatte; er ſprach allerlei wirre Dinge von ſeinen Kindern, die mir endlich dein eigener und die Briefe deiner Geſchwiſter, welche Briefe ich dir hiemit beiſchließe, enträthſelten.

Mein Gemahl hat ſeine Stelle als Landrath nun nothgedrungen niedergelegt, da die Aerzte ſeine Geiſteskrankheit für ſo gut als unheilbar halten; unſere nie ſehr glanzend geweſene Vermögensumſtände ſind durch die Ereigniſſe der letztern Zeit, dann — ich kann nicht umhin es zu geſtehen — durch deine große Verſchwendung mein Carl! und deines Bruders unſelige Prozeßgeſchichte nun ziemlich zerrüttet.

Unſer Stammgut iſt verkauft; der Reſt des Vermögens, welchen mir noch aus dem Schiffbruche zu retten gelang, iſt höchſt unbedeutend und wird kaum hinreichen, mir und deinem Vater die nothdürftigſte Subſiſtenz zu decken.

Mit blutendem Herzen aber gezwungen durch die Macht der Verhältniſſe muß ich das ſchwere Wort, das unwiderrufliche, ausſprechen, mein armer Sohn! — es iſt eine reine Unmöglichkeit, ich kann weder dich, noch deine unglücklichen Geſchwiſter ferners unterſtützen; Euch alle muß ich ganz und gar Eurem Schickſale überlaſſen.

Theile lieber Carl! deinem Bruder und deiner Schweſter gegenwärtiges Schreiben ſogleich mit, denn jedem von Euch insbeſondere dieſe traurige Bothſchaften melden zu müßen, würde meinem Herzen wahrlich zu wehe thun, auch iſt jede meiner Stunden zu ſehr in Anſpruch genommen.

Ich verlaſſe Morgen mit Eurem unglücklichen Vater das Haus, das wir ſo lange das unſerige nannten und in dem Ihr Lieben! alle geboren ſeyd. Leicht mögt Ihr Euch vorſtellen, mit welchen wehemüthigen Gefühlen ich mich von einem Orte trenne, an den ſo viele unvergeßliche und heilige Beziehungen mich ketten, allein der herabgekommene Wohlſtand und Unglück werden auf dieſer Welt — ſie iſt leider die beſte nicht — ſtets Gegenſtände des Hohnes, des Spottes, der Neugierde bleiben, und ich bin nicht ſtark genug, nach ſo vielen erlittenen harten Schlägen des Schickſales, mich unnöthigerweiſe annoch in ſolcher Art kränken zu laſſen, denn nur zu tief verwunden gerade dieſe Kränkungen ein nicht gänzlich verſteinertes Herz.

Wir haben ein kleines Aſyl im Auslande gefunden, forſchet vor der Hand nicht nach demſelben; aus bewegenden Gründen bitte ich Euch darum.

Nun lebet wohl, theure unvergeßliche Kinder! die Thränen des Abſchiedes — ach möchten es meine letzten ſeyn — netzen dieſes Blatt.

Ganz auf Euch ſelbſt ſteht Ihr Unglückliche nun da in der argen Welt! Gott möge Euch ſchützen! — wanket nicht in der Ausführung der neu gefaßten Vorſätze — vieles, Irrgeleitete! habt Ihr allerdings gut zu machen. Werdet beſſer und bald wirds beſſer werden! —

Eure aufrichtige Mutter
Emilie v. P—l—r.
geborne Freyin von F—g.

13.

In der in allen Landen, wo die deutſche Zunge geſprochen wird, am meiſten geleſenen —er Zeitung befand ſich unter den Inſeraten neulich folgender Aufſatz:

„Es ſind nun bereits mehr als vier volle Jahre verſtriechen, ſeit der vormalige fürſtlich —ſche Landrath Herr Ferdinand von P—l—r, wegen Kränklichkeit ſeiner Stelle entſagte, ſein Landgut R—ch verkaufte und mit ſeiner Gattin ſich im Auslande anſäßig machte.

Wir Endesunterzeichnete, da wir beſagtem Herrn Landrathe, unſerm theurſten Vater und deſſen Gattin, unſerer geliebten Mutter, viel *Angenehmes* zu eröffnen haben, bitten hiedurch dieſe unſere verehrteſten Eltern gehorſamſt, ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort bald möglichſt uns anzuzeigen, auch erſuchen wir jeden Menſchenfreund, welchem gegenwärtige Zeilen vor Augen kommen dürften, insbeſondere, uns, wenn er es im Stande, von dem gegenwärtigen Aufenthalte, Leben oder Tod unſerer oben genannten lieben Eltern gefälligſte Anzeige zu machen. Fürſtlich —ſche Haupt= und Reſidenzſtadt — am — 18**.

Carl v. P—k—r,
fürſtlich —ſcher Obertribunalrath.

Ludwig v. P—k—r,
fürſtlich —ſcher Forſtmeiſter.

Betti, verwittwete Freifrau
von D—g, geb. v. P—k—r.

14.

Wie ein mächtiger Impuls von Auſſen auf die phyſiſche Natur des Menſchen, in einem Momente, den bleibendſten Eindruck machen kann, deſſen Spuren nicht mehr zu vertilgen ſind, ſo daß man z. B. Fälle kennt, daß während einer ſchreckenvol=

len Nacht ſich rabenſchwarze Haare bleichten, alſo kann in ganz analoger Weiſe ein pſychologiſcher Impuls auf die pſychiſche Natur der Sterblichen wirken; beſonders wenn deren Herzen jung und dem Wachſe noch vergleichbar bleiben, ſo vermag ein ſolch' erwähnter augenblicklicher Impuls ihr ganzes moraliſches Seyn und den ganzen Charakter auf gute oder ſchlechte Art zu umwandeln.

Der freundliche Leſer kennt bereits jene pſychologiſche Impulſe, welche die auf Abwege gerathene Descendenz des Landrathes v. P—k—r ſo mächtiglich erſchütterten und auch hier blieben ſothane gewichtige Impulſe nicht ohne Wirkung, im Gegentheile brachten ſie ungemein erſprießliche Reſultate in moraliſcher Hinſicht hervor.

Carl, der Muſenſohn, zog ſich zur Stelle von den, ſeiner unwürdigen, Genoſſen zurück. Die Summe, welche dem Jüngling zu guter

Letzt der Vater noch rückgelaſſen hatte, reichte nicht nur hin, daß Carl damit ſeine Schulden bezahlen konnte, ſondern es blieb noch ſolch' anſehnlicher Reſt zurück, daß der Muſenſohn mit demſelben, bei weiſer Beſchränkung, gemächlich ſeine Univerſitätsſtudien vollenden konnte.

Bald galt Carl wieder, nicht nur der talentvolleſte, ſondern der geſittetſte und fleißigſte unter allen akademiſchen Bürgern.

Nachdem er die Rechtsgelahrtheit abſolvirt hatte, machte der Jüngling ein ſolch' glänzendes Examen, daß er alle übrigen Concurrenten auffallend überſtrahlte. Carl erhielt hierauf einen Staatsdienſt und ſchwang ſich, indem man ſeine ſeltene Brauchbarkeit beachtete, ſchnell von Stufe zu Stufe.

Einen ſchnellen Entſchluß hatte der Wildfrevler Ludwig erfaßt und ausgeführt. Er eilte in die Reſidenz, warf ſich dem Fürſten zu Füßen und bath um Gnade. Der humane Monarch, gerührt von der aufrichtigen Reue und dem edlen Freimuth des jungen Wildſchützen, hob ihn gnädig auf und machte ſogleich von dem ſchönſten aller ſeiner Vorrechte Gebrauch, das heißt: der Fürſt caſſirte das Urtheil des Gerichtshofes und der Verbrecher kam, glücklich genug, ohne alle Beſtrafung davon.

Auf des Fürſten eigenen und gnädigen Rath folgte Ludwig ſeiner Neigung und widmete ſich ganz und gar dem Forſtweſen; er wurde ein ausgezeichnet tüchtiger Mann im neu erwählten Fache und endlich als Forſtmeiſter angeſtellt.

Uebrigens hatten ſich nun bereits Carl und Ludwig ſtandesgemäß verheirathet. Die Brüder lebten in glücklichen Ehen, welche reichlich von holden Sprößlingen geſegnet wurden. Mit Hülfe ihrer treuen und ſchlauen Zofe war es Fräulein Betti leicht gelungen, bald nachdem ſie vom Vater jenen letzten ſchauerlichen Beſuch erhalten hatte, aus der altergrauen Ritterburg im —er Walde zu entfliehen.

Die Unglückliche zog ſich in ein kleines Landſtädtchen zurück, miethete ſich bei einer ſtillen Familie ein und lebte, theils von der, ihr vom Landrathe rückgelaſſenen Summe, theils vom ſparſamen Ertrage ſeiner weiblicher Handarbeit, ſittſam und geachtet von Jedermann.

Baron v. D—g hatte indeſſen ſeinen wüſten Lebenswandel, nach wie vor, fortgeſetzt aber ungemein früh erreichte ihn Nemeſis. Er hatte mit ziemlicher Gleichgültigkeit den Bericht ſeines Kaſtellans über die Flucht des entführten Fräuleins aus der alten Ritterburg vernommen, denn Betti war ob neuer galanter Zerſtreuungen, von ihm längſt ſo gut als vergeſſen, bald darauf machte er abermals eine Tour nach Paris, aber nach Verlauf kurzer Zeit kehrte der kaum dreißigjährige Sünder in ſehr bedenklichen Geſundheitsumſtänden in jene fürſtliche deutſche Reſidenzſtadt zurück, deren im Verlaufe dieſer Erzählung wir öfters ſchon zu erwähnen Gelegenheit nahmen.

Nicht das Siechenlager vermochte der unglückliche Wüſtling nun mehr zu verlaſſen; die Aerzte erklärten ihn von jener ſchrecklichen Krankheit befallen, welche thabes dorsalis, (Rückenmarksdarre) genannt wird. Jetzt naheten dem ſtets ſonſt ſo muntern Freiherrn Stunden und Tage, welche ihm keineswegs gefielen; Langeweile, Reue, Gewiſſensbiſſe, Anfälle von Verzweiflung vereinigten ſich mit entſetzlichen, unbeſchreiblichen, körperlichen Leiden, ihn zu martern.

Nur träge, eigennützige Miethlinge trabten unbeholfen um D—gs Schmerzenlager; der Kranke ſehnte ſich nach milderm Beiſtande, auch erſtand in ihm, wie bei Leuten ſeiner Art in ſolcher Lage immer, nun zu ſpät, ein heißes Verlangen, gut zu machen, was noch gut zu machen ſeyn dürfte.

Jetzt erinnerte ſich endlich der Baron wieder einmal an das von ihm aus dem Erziehungsinſtitute entführte junge Fräulein von P—k—r. Nie hatte ein friſchblühendes Mädchen den Wüſtling mehr angeſprochen gehabt, als jenes, aber auch nie hatte er ſolchen ernſten Widerſtand gefunden, deſſen Andenken ihm nun Achtung abnöthigte und eine nicht zu unterdrückende Sehnſucht in ihm erkeimen ließ, dem Fräulein und ihrer Familie, für die angethanene Schmach Genugthuung zu geben.

Das Reſultat aller dieſer Gefühle und Reflexionen blieb, daß D—g Bettis Aufenthaltsort auskundſchaften und derſelben zur Stelle ſeine Hand anbiethen ließ.

Des Fräuleins Entführung war in der Folge der Welt doch kein ganz verſchleiertes Geheimniß geblieben, und Bettis Ruf dadurch auf jeden Fall gefährdet; ſeine neuen treuen Freunde riethen dem Mädchen, des Barons Antrag nicht unbeachtet zu laſſen, da auf dieſem Wege allein der Jungfrau, zwar nicht in der That, aber doch vor den Augen der Welt verletzte Ehre wieder hergeſtellt werden konnte. Betti ließ ſich leicht überreden, war doch D—g der erſte und einzige Mann, welchem des Fräuleins Herz ſich eröffnet hatte, und was verziehe nicht ein edles weibliches Herz, wenn der geliebte Gegenſtand bereut und Mitleid bedarf? —

Fräulein v. P—k—r wurde Baronin v. D—g, indeſſen war ihre Ehe die denkbar freudenloſeſte. Tag und Nacht erſchöpfte ſie ihre Geduld am Krankenlager eines mißmuthigen, verzweifelnden, unter gräßlichen Leiden langſam doch nur ſich auflöſenden Wüſtlings.

Endlich nach Verlauf zweier vollen Jahre ſtarb der Baron; er hinterließ ſeiner jungen Wittwe, neben ſeinem Namen, noch ein ſehr bedeutſames Vermögen.

Betti lebte fortan in der Reſidenz ſtill und eingezogen, in trauter Eintracht mit den Brüdern Carl und Ludwig, auf deren Umgang allein ſich die reizende junge Dame beſchränkte.

15.

Man hatte in der chriſtlichen Kirche abermals das hoch bedeutſame, allen Seelen geweihte, Feſt gefeiert.

Am ſpäten Abende des Tages brauſete wieder mit wilder Gewalt der Winterſturm gegen die Fenſterſcheiben, allein im angenehm erwärmten Zimmer, in Carls Hauſe, in der Reſidenz ſaßen die v. P—k—r'ſchen Geſchwiſter traulich koſend um die dampfende Punſch=Bowle und bei'm appetitlich aufge=

ſchnittenen Seelenzopfe;*) Carls anmuthige junge Gattin hatte die lärmenden Kleinen zu Bette gebracht, und die Converſation der Erwachſenen nahm eine ernſtere Wendung nun.

In ein paar Stunden, hub Ludwig, der Forſtmeiſter, an, werden es nun gerade fünf Jahre, als mir unſer unglücklicher Vater zum letzten Male erſchien, dort in der graulichen engen Felſenſchlucht bei —; nimmer in meinem Leben werde ich dieſer Nacht vergeſſen, es war die verhängnißvolleſte meines Daſeyns, wer weiß, was ohne die ergreifende Scene jener Nacht aus mir geworden wäre? —

Bei mir, ließ ſich Carl, der Obertribunalrath, vernehmen, ſprach der bedauernswerthe einige Wochen früher zu, auch mir bleibt die Nacht, in der es geſchah, ewig denkwürdig, denn jene entſetzliche Nacht allein leitete mich auf beſſere Wege; ſie allein riß mich von einem Abgrunde, an deſſen Rande ich taumelte, zurück. —

---

*) Eine Art ſchmackhaftes Gebäcke, welches in den deutſch-katholiſchen Landen nur am Aller-Seelentage allein bereitet wird.

Zu aller Letzt, nahm Betti, nun ſanft weinend, das Wort, ſtellte ſich der wahnſinnige Greis bei mir auf jener alten Veſte im —r Walde ein, welche nun mein Eigenthum iſt; o nimmer werde ich jene Nacht vergeſſen — ohne den väterlichen Gaſt in der Nacht — wäre es um meine Ehre, wahrſcheinlich für immer, geſchehen geweſen.

Ob die armen Eltern nur noch leben mögen? — fragte nach einer Pauſe Ludwig zweifelhaft, — es iſt nun doch ſchon ziemlich lange her, ſeit wir jenen Aufruf in die Zeitung ſetzen ließen und er blieb bisher, ſeltſam genug, ſo ganz und gar ohne Erfolg, daß —

Nein, nein — fiel Frau v. D—g lebhaft,

aber wehemüthig dennoch, dem Bruder ins Wort — eine trübe Ahndung ſagt es mir, nein — die unglücklichen Eltern leben nicht mehr und wir Geſchwiſter ſelbſt, o daß ich es bekennen muß, wir ſelbſt haben ihnen die Grube gegraben, wir alle tragen gleich ſchwer an der gräulichen Laſt der Schuld.

Die Dame weinte heftiger, Ludwig ſtarrte finſter vor ſich hin — nach einer langen Pauſe erhob ſich würdevoll der Obertribünalrath:

Ihr lieben Geſchwiſter! ſprach Carl — wahr iſt es, wir haben groß gefehlt, allein wir machten unſere Fehler auch wieder gut, und ob es auch wahrſcheinlich allerdings bleibt, daß die theuren Eltern nicht mehr unter den Lebendigen wandeln, glaubet mir: nichtsdeſtoweniger ſchweben ihre verklärten Schatten in dieſem Augenblicke ſegnend über uns, darum ergreift getröſtet jetzt die dampfenden Gläſer, in der Allerſeelen = Nacht bringe ich ſchicklich wohl unſeres unſterblichen Schillers rührend ſchönen Toaſt aus:

Auch die Todten ſollen leben!

Die Geſchwiſter erhoben ſich, einen ſeltſamen Schauer, der ſich ihrer bemächtigte, bekämpfend — ſtießen an und leerten die Gläſer.

Eine feierliche Stille herrſchte im Gemache, da vernahm man plötzlich, von der hart gefrorenen Straße herauf, das dumpfe Raſſeln eines ſchweren Reiſewagens, welcher auf demſelben daher rollte.

Unwillkührlich und in geſpannter Erwartung lauſchten die Geſchwiſter, noch immer ſchweigend, dem ſich ſchnell nähernden Geräuſche; ein Poſtillion ſtieß in's Horn, jetzt hielt der Wagen ſtill, unmittelbar vor des Obertribunalraths Hauſe; es wurde heftig an der Klingel gezogen, Domeſtiken rannten die Treppen hinab; fragend ſahen ſich die Geſchwiſter an, endlich öffnete Carl die Thüre des Gemaches, laut fragend: Was giebt es denn? — Ein Gaſt, ein Gaſt, erwiederten die Diener. — Ein Gaſt noch in ſo ſpäter Nacht? wiederholte der Obertribunalrath bedenklich, ich wüßte doch nicht — wer mag er ſeyn.

Jetzt flog die Zimmerthüre auf und herein trat in dichte, warme Pelze vermummt und auf den Krückenſtab geſtützt die würdige greiſe Geſtalt des Landraths, an der Hand ſeine Gattin führend.

Der Autor bleibt ſeinem einmal angenommenen Grundſatze treu: Es giebt Scenen, welche man nicht auszumalen verſuchen muß und bei welchen häufig ſelbſt ſchon das Skizziren mißlingt.

Spät gelangte der ſelige Cyclus zu einiger ruhigen Faſſung; die Geſchwiſter hatten nicht erſt nöthig den theuren wiedergefundenen Eltern ihre nunmehrige Verhältniſſe zu erläutern, dieſe waren von allem haarklein bereits unterrichtet.

Wenn der himmliſche Vater ſelbſt, wie uns die heiligen Bücher verſichern, mehr Wohlgefallen an einem, aus der Verirrung zurückgekehrten Schäſchen hat, dann an neun und neunzigen, von Haus aus, gerechten und frommen — wie hätte eines irdiſchen Vaters warmes, deutſches Herz vor hoher Freude nicht lebhafter pochen ſollen, ob dreier ganz und gar bekehrten und nun im Glanze der Tugend hell ſtrahlenden Kinder? —

16.

Aber der greiſe Landrath — höre ich freundliche Leſer geſpannt fragen — wa[illegible] denn von ſeinem Wahnſinne geheilt? —

Wir erwiedern pflichtgemäß: Des guten Mannes Geiſteszerrüttung war lediglich Maske nur, und Herr v. P—k—r ſtets ſo vernünftig geweſen, als ein anderer Landrath; allein man fühlt, daß an dieſen Umſtand der Erzählung es durchaus ſich als unerläßlich darſtellt, eine kleine Erläuterung annoch anzuknüpfen.

Wir führen den geneigten Leſer, vorerſt auf einen Augenblick, zum Anfang der Geſchichte zurück.

Nachdem der Landrath die offiziellen Nachrichten von dem Unglück ſeiner drei Kinder erhalten hatte und zur ruhigern Beſinnung wieder gelangt war, ſah er wohl ein, es müße etwas verſucht werden, die Verirrten wieder auf den rechten Weg zu leiten.

Ein gewöhnlicher Vater würde hier dem bekannten alten Grundſatze des Galen: [illegible]ntraria contrariis curantur“ — Entgegengeſetztes wird durch Entgegengeſetztes geheilt — gefolgt ſeyn und auf die Kinder mit Strafpredigten, Drohungen der Enterbung, väterlichen Fluches u. dgl. eingedrungen haben, allein Herr v. P—k—r, ein vieljähriger feiner Menſchenbeobachter, wußte recht wohl, daß man mit derlei Mitteln das Uebel gewöhnlich ärger nur macht, und von dem Prinzipe Dr. Hahnemanns: „similia similibus curantur“ — ähnliche Gebrechen werden durch ähnliche nur geheilt — ausgehend, ergriff er die, wie wir glauben, gewiß neue und originelle Idee, an ſeinen Kindern das Syſtem einer pſychologiſchen Homöopathik anzuwenden. Wie der Mann dieſes anfieng und mit welchem Glücke er das Werk ausführte, haben wir gehört.

Die Landräthin ließ ſich, obwohl das Herz der ſanften Mutter blutete, als Werkzeug zur Ausführung der Plane ihres Mannes brauchen; auch der gänzliche Verfall des W[illegible]ſtandes des v. P—k—rſchen Ehepaars war ein eitles Vorgeben nur geweſen, planmäßig ebenfalls berechnet, um die pſychologiſch homöopathiſch bearbeiteten Kinder ſich ſofort gänzlich ſelbſt überlaſſen zu können.

Der Landrath und ſeine Gattin leben nun

die Reſte ihrer Tage froh und glücklich im Kreiſe der Kinder und blühender Enkel in der fürſtlichen Reſidenz zu — und alle Herzen ſind zufrieden.

* * *

Es böte ſich uns nun eine gar ſchickliche Gelegenheit dar, eine lange Abhandlung über die Anwendung einer pſychologiſchen Homöopathik zu ſchreiben und ſcharfſinnig zu unterſuchen, ob dieſelbe ſkrupelweiſe, wie durch den Herrn v. P—k—r, oder aber wie durch Hahnemann und ſeine Jünger nur im Million- Billion- oder Trill[illegible]nſten Theile applicirt werden dürfe, allein wir befürchten die Geduld des Leſers zu ermüden und ſchließen demnach mit dem offenherzigen Geſtändniſſe, daß wir ſelbſt die Farben zu dieſem Gemälde — bleibt es doch immer ein romantiſches — etwas ſtark aufgetragen haben.

II.

Kriegs = Krüppel = Säckelträgers = Mitträger Fixel aus Stückelschneeberg und Napoleon.

Schnurrige Original = Anekdote.

Im Jahre 1815 an einem regnigten Abende ſaßen die Honoratioren des berühmten, in den Rheinlanden gelegenen Landſtädtchens Stückelſchneeberg in ihrer geſchloſſenen Geſellſchaft, Harmonie genannt, in welcher wie gewöhnlich auf Tod und Leben geſtritten wurde, in einem dichten Tabacksqualme bis zur Unſichtbarkeit eingehüllt, beiſamm', und ſchon lebte man der neunten Stunde entgegen, mit welcher ſich die ſoliden Herren — der vorhandenen feierlich beſchworenen Conſtitution der Societät zufolge — regelmäßig nach Hauſe zu begeben hatten, als plötzlich der Windmühlen-

Departements-Regiſtraturs-Aſiſtent Wolkenſtaub in die Stube trat.

Der Mann war den Tag über, Geſchäfte halber, in der nahen Kreishauptſtadt geweſen und von da ſo eben zurückgekehrt. Die Stückelſchneeberger ſtürmten auf ihn ein; ſie wollten die neueſten Neuigkeiten hören.

Herr Wolkenſtaub nahm ſeufzend Platz; auf ſeinem Geſicht ruheten unverkennbar Angſt und ſchwerer Kummer. Aller Augen hiengen voll Spannung an ſeinem Munde; endlich ließ ſich der Windmühlenbeamte alſo vernehmen:

Ja, meine Herren! allerdings bringe ich eine große Neuigkeit; aber eine traurige, über die ſich auch unſere gute Stadt nicht zu freuen hat; Napoleon iſt, eingelaufener ganz offizieller Nachrichten zufolge, vermittelſt eines Luftballes, aus Elba entwiſcht und bereits längſt wieder in Paris eingetroffen; ein neuer blutiger Krieg wird ſchnell beginnen.

Wolkenſtaub ſchwieg und ſämmtliche Honoratioren ſperrten Ohren, Naſen und Augen auf; eine tiefe Stille herrſchte; die Scene war eines Hogarthſchen Pinſels würdig.

Der penſionirte Kriegskrüppel-Säckelträgers-Mitträger Fixel — der Mann war ehevor als Invaliden-Caſſerendanten-Adjunkt in irgend einem deutſchen Staate angeſtellt geweſen und hatte, ein gewaltiger Puriſt, ſeine bekleidete Charge alſo verdeutſcht — war der erſte, welcher die lange Pauſe des Erſtaunens unterbrach; wie ein Raſender ſprang er von ſeinem Sitze auf und ſtieß ein volles Bierglas um, deſſen Inhalt ſammt und ſonders dem Herrn Bürgermeiſter Filzbein über die neuen ſchwarzen Sammetbeinkleider floß; ſo erheblich dieſer Vorfall auch war, ſo wurde er wenig nur für jetzt beachtet; denn zu wichtig blieb der

Hauptmoment. Die Herren Honoratioren rannten alle ſogleich nach Stock und Hut, denn es drückte ſie gewaltig, die große Schreckenspoſt den ehrſamen Gattinnen, Schweſtern, Tanten und Baſen zu hinterbringen.

Der Säckel-Mitträger*) ſchloß in der, dem Abend folgenden Nacht, an welchem er Napoleons Flucht erfahren hatte, kein Auge. Des andern Tages ſprang er, als es in Oſten graute, fix aus dem Bette, und, in den alten zerlumpten Schlafpelz gehüllt, eine Pfeife ſtinkenden Tabacks nach der andern dampfend, rannte er mit gedankenſchweren Kopfe in ſeiner Dachſtube auf und nieder.

Es war gerade Sonntag und nach geendigtem Gottesdienſte pochte es leiſe an die Stubenthüre. Herr Fixel brüllte ſein:

---

*) Der freundliche Leſer wird hoffentlich nicht grollen, wenn man Herrn Fixels langen Titel im Verfolge der Erzählung eigenmächtig abzukürzen wagt.

Herein! und Bürgermeiſters Suße ſtand vor ihm. Dieſes Dienſtmädchen war des verrückten Firels Vertraute und jeden Sonntag beſuchte es ihn, um zu rapportiren, was es während der ganzen Woche von der Herrſchaft erlauſcht hatte, für welchen Bericht die Verrätherin von dem großen Säckel-Mitträger jedesmal einen blanken Groſchen erhielt.

Voll neugieriger Spannung trat Firel heute dem Mädchen entgegen, ſprechend: Nun, meine Tochter! ſag' an, was giebt es Neues? — Jh, — erwiederte die Magd — es fiel in dieſer Woche bei uns nichts Beſonderes vor, als geſtern Abends. Der Herr Burgermeiſter kam eilig und ganz erhitzt aus der Harlimoni nach Hauſe; ich war eben in der Küche, als ich aber in der Wohnſtube gar laut ſprechen hörte, kam ich näher und legte das Ohr an's Schlüſſelloch, und da vernahm ich denn ganz deutlich, wie die Frau

Bürgermeiſterin zum Herrn Bürgermeiſter ſagte: Aber liebſter Hieronymus! ich bitte dich, ſchaffe mir den Napoleon aus dem Hauſe, kömmt man dahinter, daß er in unſern vier Pfählen iſt, ſo können wir davon große Fatalitäten haben.

Wie vom Blitze plötzlich gerührt ſtand Fixel, endlich rief er aus: Suſe! du haſt unrecht verſtanden, oder du lügſt! — treuherzig erwiederte das Mädchen: Herr Kriegs-Säckel-Krüppel! die infamſte Canaille und meinetwegen noch etwas ſchlechteres will ich ſeyn, hats die Frau Bürgermeiſterin nicht von Wort zu Wort ſo geſagt.

Fixel rannte einigemal wieder wie toll die Stube auf und nieder; jetzt blieb er ſtehen und in poetiſcher Begeiſterung rief er aus:

Thuiskons Oriflamme erleuchtet mich, ja ehrliche Magedein! wahr haſt du geſprochen — der Bürgermeiſter iſt — ein verfluchter Hochverräther. — Hierauf wandte er ſich zu der Magd, mit Pathos zu ihr redend: Friederike, Karoline, Euphroſine, Suſanne Taubmannin! du haſt aufgehört, des Bürgermeiſters Dienerin zu ſeyn; du und deine Geheimniſſe, ihr beide ſeyd Eigenthum des Staates. —

Das Mädchen erſchrack gewaltig, es glaubte nicht anders, als Fixel wolle die Klätſcherei verrathen; laut heulend ſank es daher auf die Kniee, indem es ſchluchzend ſprach: Ach beſter, güldiger Herr Kriegs=Säckel=Krüppel=Säckel! haben Sie Mitleid mit mir, ich habe es ja nur Ihnen zu lieb gethan und wenn Sie mich verrathen, bin ich im Stande und ſpringe bis über die Ohren ins Waſſer.

Du haſt mich mißverſtanden, gute Tochter! beſänftigte Fixel die Magd — nicht ein Haar ſoll dir gekrümmt werden, im Gegentheile wartet deiner großer Lohn; ſetze dich nur einsweilen nieder und harre der Dinge, welche da kommen werden.

Suſe wußte nicht, was ſie aus dem allem machen ſollte, nahm aber doch, einigermaßen beruhiget, Platz auf einem dreibeinigten hölzernen Schemel.

Jetzt öffnete Fixel die Stubenthüre und brüllte mehrere Male hintereinander: Viktoria! Viktoria!

Endlich kam ſeine alte, lahme Aufwärterin, ängſtlich angehinkt. Fixel eilte an's Spinde, nahm eine alte Börſe hervor, in der ſich einige wenige Sparpfennige befanden, reichte der Aufwärterin Geld und ſprach:

Viktoria! renne nach der Poſt — ſchnell, eine zweiſpännige Chaiſe für mich beſtelle!

Die alte Siegesgöttin ſah den Gebieter voll Verwunderung an, wackelte bedenklich mit dem Haupte und gieng langſam ab.

Nachdem die Aufwärterin ſich entfernt hatte, warf Fixel, in der Zerſtreuung die holde Junggeſellenſcham beſeitigend und die Anweſenheit der keuſchen Jungfrau Suſanna ganz und gar vergeſſend, Schlafpelz, Hemd und Beinkleider von ſich und machte ſofort, das Beſte ſeiner Garderobe hervorſuchend, Toilette. Jetzt war er endlich gekleidet; wohlgefällig beſchaute er ſich ſelbſt im Spiegel, als das Mädchen, welchem anfieng die Zeit lange zu werden, ſich plötzlich in folgender Art vernehmen ließ: Liebſter Herr Kriegs-Säckel-Krüppel! nun hilft es nichts mehr, ich muß nach Hauſe, ſonſt läuft die Suppe über und ich erhalte von der Frau Bürgermeiſterin Schelte oder wohl gar ſchlimmeres noch. — Da trat Fixel zu der Aengſtlichen, indem er rief: O sancta simplicitas! das heißt zu deutſch: Friederike, Caroline, Euphroſina, Suſanna, Taubmannin! du biſt ein Schäfchen. Laß hinfüro alle Suppen in Stückelſchneeberg überlaufen, dich ſoll es wenig kümmern. Ja, Magedein! dein Name wird fortleben in den Annalen der germaniſchen Geſchichte, unſterblich wirſt du bleiben ſo gut als Kleopatra und Charlotte Corday, denn meine Wenigkeit und du ſind es, welche den Tyrannen in Feſſeln ſchlagen.

Die einfältige Suſanna ſperrte, ob ſolcher Anrede des ſeltſamen Menſchen, die Augen gewaltig auf; ſie hatte von dem allem kein Wort verſtanden, allein es kam ihr vor, als wäre Herr Fixel plötzlich verrückt geworden; ſie ſah ängſtlich nach der Thüre und ſchwieg.

Jetzt rollte die Extrapoſt vor; Fixel nahm das Mädchen beim Arm und führte ſie die Treppe hinab. Auf der Straße angelangt hieß er Suſannen in den Wagen ſteigen. Dieſe lachte laut auf, indem ſie fragte: O jeh Herr Kriegs-Säckel-Krüppel! Sie werden doch nicht mit mir ſchlechtem Menſch ſpatzieren fahren wollen?

Fixel wurde ungeduldig, griff ohne weitere Umſtände zu und hob Suſannen in die Chaiſe. Schnell ſetzte er ſich an ihre Seite, des Poſtillions Horn ſchmetterte und der Wagen rollte die Straße entlang, dem Thore zu. Alle Fenſter öffneten ſich; aber wie ſtaunten die guten Stückelſchneeberger, als ſie den Säckel-Mitträger mit Bürgermeiſters Suſen in der Extrapoſt-Chaiſe erblickten! — Niemand wußte dieſe Entführung bei hellem Tage zu deuten, bis ſich endlich alle Stimmen in der Meynung vereinigten: Herr Fixel müße plötzlich vollends toll geworden ſeyn.

Als der Wagen an des Bürgermeiſters Hauſe vorüber fuhr, rief Fixel in höchſter Extaſe:

Mädchen! ich bitte dich, ſiehſt du ihn? — er ſteht an der Lucke in deines Herrn Taubenſchlag.

Wer denn? — fragte Suſanna neugierig. — Der Kaiſer Napoleon, wie er leibt und lebt — flüſterte ihr Fixel ins Ohr.

Das Mädchen ſah zur Höhe und ſprach

ganz treuherzig: Ne, Herr Kriegs-Säckel-Krüppel! ich ſehe Niemanden.

Zornig ſchrie Fixel: Friederike, Caroline, Euphroſina, Suſanna Taubmannin! Du biſt und bleibſt ein dummes Vieh — und in dieſem Augenblicke rollte der Wagen aus dem Thore.

* * *

Nachdem man im Freien angelangt war, tippte Herr Fixel den Poſtillion mit ſeinem ſpaniſchen Rohre; der Burſche wandte ſich auf dem Bocke und unſer Herr Säckel-Mitträger haranguirte ihn ſehr ernſt und pathetiſch folgendermaßen:

Mein Sohn! eile mit verhängten Ziegeln deinem Ziele zu; ein doppelt Trinkgeld ſollſt du erhalten und wenn deine Schindmähren auch gleich zuſammen ſtürzen, es ſchadet nicht. Eine hohe Beſtimmung iſt dir geworden, ein mittelbares Werkzeug biſt du, das Vaterland zu retten — darum eile, eile, eile! — Die letzten Worte brüllte Firel in einem hohlen Geſpenſtertone. Dem Poſtillone wurde ganz graulich und unheimlich zu Muthe, er glaubte nicht anders, als einen wahnſinnigen Paſſagier geladen zu haben; indeſſen befolgte der Kerl doch die erhaltene Weiſung, hieb unbarmherzig auf die armen Thiere ein, und jagte was er konnte über Stock und Stein.

Des großen Firels Geiſt ſchwebte in höhern Welten, die kindliche Friederike, Caroline, Euphroſina, Suſanna Taubmannin aber ſchlummerte ſanft.

Nach kurzer Zeit hatte man die Kreishauptſtadt erreicht; vor der Wohnung des Polizeidirektors ließ Firel halten und ſtieg mit Suſannen aus dem Wagen.

Ein Bedienter fragte im Hauſe nach des fremden Herrn Begehren. Stolz ſprach unſer Held: ſage Er ſeinem Gebieter, der Kriegs-Krüppel-Säckelträgers-Mitträger Firel aus Stückelſchneeberg wünſche ihn in äußerſt wichtigen, keinen Aufſchub duldenden, Angelegenheiten zu ſprechen.

Der Polizeidirektor ſaß gerade mit ſeiner Familie beim Mittagsmahle. Ei — erwiederte er dem Diener nach geſchehener Anmeldung — ich eſſe jetzt und mag mich mit dem Stückelſchneeberger vor's erſte nicht befaſſen, ſage dem Herrn, er möge ſich in die Polizeiſtube verfügen und dem wachehabenden Offizianten vortragen, was er vorzutragen hat.

Der geſpannte Fixel empfieng den nicht vermutheten Beſcheid, da rieß er, ſchnell beſonnen, ſeine Schreibtafel aus der Taſche und warf mit Blei ſchleunig die Worte aufs Papier:

Herr Direktor! das Vaterland iſt in der dringendſten Gefahr; der Thron des Herzogs, unſeres allergnädigſten Landesvaters, wanket; bei Ihrer Amtspflicht beſchwöre ich Sie, hören Sie mich ſogleich, oder ich eile in dieſem Augenblicke ſelbſt in die Reſidenz.

Nachdem er das Blatt geleſen, fragte der Polizeidirektor: iſt der Kerl draußen ein Narr? — Er ſieht beinahe ſo aus, verſetzte lächelnd der Diener.

Nichtsdeſtoweniger wurde des Direktors Neugierde nun doch geſpannt; er nahm den Säckel-Mitträger in eine beſondere Stube.

Herr Direktor — fieng Firel ſeinen Vortrag an — Napoleon, der Weltentirann iſt aus Elba entflohen.

Ich weiß es — erwiederte der Direktor — der Uſurpator hat bereits auf franzöſiſchem Boden wieder Fuß gefaßt; Kouriere brachten die Nachricht, doch was weiter nun?

Was weiter? — rief Firel erhitzt — Napoleon iſt bei uns in Stückelſchneeberg, unſer Bürgermeiſter, der fluchwürdige Hochverräther, hält ihn in ſeinem eigenen

Hauſe unterm Dache im Taubenſchlage verborgen.

Der Polizeidirektor machte große Augen, dann trat er einen Schritt zurück, indem er ernſt und unwillig ſprach: Herr! entweder ſind Sie verrückt oder betrunken? — Wie käme doch Napoleon nach Stückelſchneeberg und was ſollte er dort wollen? —

Permittiren der Herr Direktor! antwortete Fixel ſchnell — ich bin weder verrückt noch betrunken. Ich bin mit Napoleons Perſon genau vertraut, ſchon vor vielen Jahren ſah ich ihn, als er im Gaſthofe zu Jena das heimliche Gemach betrat, ich war verſteckt, faßte den Tyrannen genau in's Auge und gleich erkannte ich ihn wieder, als ich ihn heute erblickte; er trägt noch denſelben kleinen Generalshut, wie dazumal. Doch nicht genug! wollen der Herr Direktor mir nicht glauben, ich habe in der Perſon der Friederike, Caroline, Euphroſina, Suſanna Taubmannin, einer reinen deutſchen Magedein, eine zuläßige Zeugin mitgebracht; ſie ſteht vor der Thüre.

Suſanna wurde gerufen. Der Polizeidirektor war ein kluger, vernünftiger, beſonders in ſeinem Fache viel erfahrener Mann. Unwillkührlich erinnerte er ſich bei dieſer Gelegenheit, aus der brandenburgiſchen Geſchichte des falſchen Waldemars und aus den neueſten öffentlichen Blättern des untergeſchobenen Dauphins. Bei ſich ſelbſt raiſonnirte demnach der feine Polizeichef: So viel iſt gewiß, Fixel iſt ein Narr und der eigentliche Napoleon hat vorerſt wichtigeres zu vollbringen als beim Stückelſchneeberger Bürgermeiſter ein Aſyl zu ſuchen; indeſſen möglich iſt es immer, ja, wahrſcheinlich ſogar, daß ein verſchmitzter Betrüger, eine flüchtige Aehnlichkeit nutzend, den bornirten Bürgermeiſter narrt, und iſt dieſes der Fall, wäre dort ein guter Fang vielleicht dennoch zu machen.

Nach kurzem Beſinnen wandte ſich der Direktor in folgender Art an den Denuncianten: Hören Sie, ein tüchtiger Polizeibeamte ſoll Sie begleiten; mit dieſem fahren Sie nach Ihrem Städtchen zurück und bringen mir Ihren Napoleon hieher.

Was Herr Direktor! — ſchrie Fixel — wo denken Sie hin, mit einem einzelnen Beamten ſoll ich den mächtigen Tirannen fangen? — requiriren Sie nur getroſt die ganze hieſige Garniſon und ein paar Regimenter aus der Reſidenz noch dazu, ich kenne dieſe Stückelſchneeberger, es ſind verwegene, ganz verfluchte Kerls; der Weltentirann findet großen Anhang gewiß und wer ſteht uns dafür, daß der verruchte alte Bürgermeiſter ſich nicht, wie jener berüchtigte neapolitaniſche Fiſchergeſelle Maſaniello, eigentlicher Thomas Aniello genannt, oder wie Fiesco in Genua, an die Spitze der Sektirer ſtellt? —

Der Polizeichef erwiederte kalt: Herr Fixel! erzeigen Sie mir den Gefallen, kein Narr zu ſeyn — ich verbitte alle Verrücktheiten, ſonſt dürfte am Ende Ihre eigene werthe Perſon noch in Anſpruch genommen werden. Ich ſende Ihnen jenen Officianten, der Sie begleiten ſoll und Sie begnügen ſich damit zu vollbringen, was Ihnen geheißen wird. —

Mit dieſen Worten verließ der Direktor die Stube, und Fixel, gravitätiſch in die Bruſt ſich werfend, begann folgenden Monolog:

Wohlan, das große Werk ſey gewagt, und ſollte der kühne Heros, Zacharias Kilian Fixel, dermalen im Ruheſtande ſich befindender wirklicher Kriegs-Krüppel-Säckelträgers-Mitträger zu Stückelſchneeberg, als ein blutiges Opfer fallen auch, er fällt ein hehers Opfer der Vaterlandsliebe und künftige Generationen werden ſein Andenken ehren.

Friederike, Caroline, Euphroſine, Suſanne Taubmannin ſtand, und — es war ihre Gewohnheit einmal — ſperrte weit ihr großes Maul auf. Unbeweglich, wie Loths metamorphoſirtes Weib, wußte ſie gar nicht, was alles, was ſie ſah und hörte, zu bedeuten habe.

Ein gewandter Polizeikommiſſär erhielt, mit einer kurzen aber bündigen Inſtruktion verſehen, den Auftrag, den Fixel zu begleiten, und ohne Zeitverluſt traten die zwei Herren nebſt Suſannen die Reiſe nach Stückelſchneeberg an.

* * *

Wohlbehalten erreichten die Reiſenden das Landſtädtchen und des Bürgermeiſters Haus.

Herr Filzbein ſtaunte nicht wenig, als er unſern Säckel-Mitträger mit der entlaufenen Suſe und in Begleitung eines Polizei-Officianten in ſeine Stube treten ſah. Allein bevor der gute Mann ſeiner Verwunderung Worte geben konnte, ſchritt Fixel gravitätiſch mit den Worten auf ihn ein:

Zacharias, Nikodemus, Hieronymus Filzbein! bisheriger unwürdiger Bürgermeiſter dieſer guten Stadt, Ihr ſeyd im Namen Gottes, des Fürſten und Vaterlands mein Arreſtant, und zuförderſt gebiete ich Euch, stante pede, das heißt zu deutſch: „ſtehenden Fußes“ die Schlüſſel zu Eurem Taubenſchlage in meine Hände einzuliefern.

Die alte Frau Bürgermeiſterin fiel mit einem lauten Schrei in Ohnmacht und bekam ihre gefährliche Krämpfe, Jungfrau Suſanne ſtand ihr bei, der arme Bürgermeiſter aber war ſo verblüfft, daß er nicht vermochte, eine Sylbe vorzubringen, noch ſich aus der Stelle zu rühren. Als aber nun auch der Polizeibeamte Firels Forderung wiederholte, langte Filzbein, ſchwer ſeufzend, die verhängnißvollen Schlüſſel hervor und übergab ſie dem Offizianten.

Kommen Sie! — ſchrie Firel dem Beamten zu, indem er haſtig aus der Thüre ſtürzte, und nach dem Dachboden rannte.

Man langte bei dem Plätzlein des Taubengemaches an, der Polizeikommiſſär ſchloß auf und man fand in der That — einen alten hölzernen Haubenſtock der Frau Bürgermeiſterin, welcher in einem der kleinen Fenſter des Taubenbehältniſſes ſtand.

Auf erwähntem Haubenſtocke ruhte ein kleines, mit falſchen Treſſen beſetztes, Dreimaſterchen, welches Herr Filzbein, vor Olims Zeiten, als Schützenkönig getragen hatte.

Für eine ſehr lebhafte Phantaſie, wie ſie Herrn Firel in der That eigen war, theilte des Haubenſtocks Profil vielleicht einige flüchtige Aehnlichkeit mit Napoleons Phyſiognomie und ſelbſt der Teint glich jenem des Uſurpators, denn Zeit, Wind und Wetter hatten das Holz braungelb gefärbt.

Der Polizeioffiziant lachte bei dem Anblicke laut auf; Fixel ſtand wie vom Donner gerührt.

Zu begreifen war der Irrthum bei dem allem recht wohl, in welchen der arme, einmal exaltirte, Fixel, im ſchnellen Vorüberfahren an des Bürgermeiſters Hauſe, bei ſolch' bewandten Umſtänden, verfiel.

Indeſſen ſehr bald erholte ſich unſer Säckel-Mitträger von der ihm befallenen Verwirrung wieder. O — rief er dem Offizianten zu — es fällt kein Baum auf den erſten Streich und Rom wurde nicht in einem Tage erbaut, nur Geduld, der Tyrann iſt dennoch in dieſem Hauſe verborgen, erinnern Sie ſich nur gefälligſt an die Ausſage der Friederike, Caroline, Euphroſine, Suſanna Taubmannin und laſſen Sie uns raſch weiter ſuchen.

Man ſtieg wieder hinab in die Wohnſtube des Bürgermeiſters. Fixel packte den armen Filzbein wüthend vor der Bruſt, indem er furchtbar brüllte: Hochverräther! gieb' ihn heraus den Weltentyrannen!

Der Bürgermeiſter zitterte und bebte, wußte bei dem allem aber nicht, was man eigentlich von ihm begehre.

Endlich nahm der Polizeioffiziant das Wort wieder; er unterrichtete Herrn Filzbein von der Ausſage der Jungfrau Suſanna und ermahnte ihn ernſt, die reine Wahrheit zu geſtehen.

Nun hub der Burgermeiſter an, ſich allmählig zu erholen; nach einer kurzen Pauſe ſprach er zu dem Beamten: Mein Herr! allerdings iſt es wahr, meine bisweilen nur zu ängſtliche Gattin ermahnte mich geſtern

Abends, den Napoleon aus dem Hauſe zu ſchaffen, aber ſie meinte — den papierenen nur.

Den papierenen? — fragten der Offiziant und Firel zugleich voll Erſtaunen.

So iſt es — erwiederte der Bürgermeiſter. — Ich will alles treu offenbaren — fuhr er fort: — Sie wiſſen, meine Herren! es gab eine Zeit, in welcher es für kein Verbrechen galt, des ſogenannten Uſurpators Bild in den Wohnſtuben hängen zu haben. Dazumal kaufte ich Napoleons Portrait und placirte es über dem Sopha hier. Nachdem die Zeiten ſich geändert hatten und es, zum wenigſten von vielen etwas überſpannten Leuten, für unſchicklich gehalten wurde, des Exkaiſers Bild — auf dieſe Weiſe noch auszuzeichnen, wie man es nannte, ſchaffte ich mir Wellingtons Kontrefei an, allein Napoleons Kupferſtich hatte baare vier und zwanzig

Kreuzer gekoſtet; man wirft doch bei dieſen ſchweren Zeiten nicht gerne einen Kreuzer aus dem Fenſter, vielweniger aber ein Sechs-Batzenſtück, darum ließ ich den Buonaparte in dem Rahmen und bedeckte mit dem gefeierten brittaniſchen Feldherrn das untergegangene korſiſche Licht; augenblicklich können Sie ſich überführen, daß Alles ſich befindet, wie ich es angegeben.

Mit dieſen Worten nahm Filzbein die Tafel von der Wand, hob das Glas und ſiehe da — die Sache hatte ſeine Richtigkeit.

Der Offiziant lachte, Fixel ſtand betreten; doch bald wußte ſein erhabener Geiſt ſich zu faſſen.

Vergebens Herr Filzbein! — ſchrie der wüthende Patriot nun wieder — vergebens ſuchen Sie ſich rein zu brennen; Sie ſind und bleiben ein Hochverräther. Sie wiſſen doch wohl, will man einen Spitzbuben köpfen oder hängen und man hat ihn nicht, ſo klebt man ſein Bildniß an den Galgen an — ergo: wenn jemand des Tyrannen Bildniß heimlich in ſeinem Hauſe verwahrt, iſt es eben ſo viel, als hätte er den Wütherich ſelbſt aufgenommen. Zwar Sie — haben keine Logik ſtudiert, doch meinen Satz begreift jedes Kind, wenn auch ein zeitiger Bürgermeiſter von Stückelſchneeberg nicht.

Hier riß der Säckel-Mitträger dem armen Bürgermeiſter Napoleons Bildniß ungeſtüm aus der Hand und ſteckte es haſtig zu ſich.

Der Polizeioffiziant lachte abermals, griff nach ſeinem Hute und empfahl ſich ſchnell; unaufgefordert folgten ihm Fixel und die ſittige Jungfrau Suſanna auch. — Man beſtieg den Reiſewagen und fuhr nach der Kreishauptſtadt zurück.

Der Säckel-Mitträger und der Commiſſarius wurden, dort angelangt, beim Polizeidirektor vorgelaſſen. — Nun wie ſteht es — redete dieſer den Denuncianten lächelnd an — haben Sie den Napoleon in des Bürgermeiſters Haus zu Stückelſchneeberg gefunden? —

Allerdings, Herr Direktor! — platzte Fixel heraus.

Nun, wo haben Sie ihn denn? — fragte der Polizeichef zum andernmal.

Hier iſt er — ſchrie der Säckel-Mitträger und reichte dem Direktor den Kupferſtich hin.

Herr Fixel! — rief der Direktor unwillig aus — habe ich es mir doch gleich gedacht:

Sie ſind, — nehmen Sie es mir nicht übel, ich will es verantworten — Sie ſind ein Eſel!

Dieſes Kompliment nahm der Herr Säckel-Mitträger, und zwar nicht unbilliger Weiſe, gewaltig übel; trotzig drehte er ſich auf dem Hacken herum und verließ die Stube. Laut heulend folgte ihm Jungfrau Suſanna, die nun wohl einſah, daß ſie ihre Klatſcherei um den bisherigen guten Dienſt beim Burgermeiſter bringen würde.

Als Fixel auf den Flur trat, konnten die dort anweſenden Polizeidiener eine laute Lache nur müheſam unterdrücken; da wandte ſich der Säckel=Mitträger noch einmal gegen die Thüre von des Direktors Stube und indem er drohend ſein ſpaniſches Rohr in die Höhe hob, ſprach er pathetiſch:

O ja, Herr Direktor! es ſey — ich bin ein Eſel, ich will ein Eſel ſeyn — aber, mein Herr Direktor! ich werde Sie gerichtlich belangen und Sie ſollen es mir mit Brief und Siegel in optima forma bezeugen, daß ich wenigſtens ein ächt patriotiſcher Eſel bin!

III.

Leopold und Cunigunde;

oder:

Andreas Hofers Pflegesohn.

Hiſtoriſch-romantiſche

Original-Erzählung.

Nach einer wahren Begebenheit bearbeitet.

Die, dumm genug, ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Goethes Fauſt.

Erster Abschnitt.

Bayerns tapfere Krieger hatten — treu dem unerſchütterlichen Muthe und der ſeltenen Ausdauer, welche dieſe Schaaren von jeher auszeichneten — im Jahre 1809 verſucht, die aufrühreriſche Provinz Tyrol zu ſtrafen und zu ihrer Pflicht zurückzuführen, allein es dauerte lange, ehe jene wackern Truppen ihren Zweck zu erreichen vermochten.

Eine zu große Uebermacht, beinahe unüberwindliche Naturhinderniſſe und endlich der an Raſerei grenzende Fanatismus eines irre geleiteten Gebirgsvolkes ſind Gegenſtände, welche mit ſchwerer Mühe und nicht gewöhnlichen Opfern endlich nur beſiegt werden.

Napoleon ſandte den tapfern Schlachthaufen Bavariens ſeinen Herzog von Danzig zum Anführer, hoffend: daß der alte viel erfahrene Feldherr ſonder bedeutſamer Schwierigkeiten ſchnell erreichen würde, was der berühmten bayeriſchen Armee und ihren wackern Anführern nicht ſogleich hatte gelingen wollen. Doch die Gegenwart des fränkiſchen Heerführers reitzte die Wuth der unglücklichen Tyroler um ſo heftiger an, und man mußte mit Strömen köſtlichen Bayerblutes jeden Schritt erkaufen, den man vorwärts gieng.

Von den höchſten Firnen herabrollende große Steine und Baumſtämme ſchmetterten nicht ſelten ganze Helden-Reigen darnieder; keine Kugel, aus finſtern Bergſchluchten von unſichtbaren Schützen abgeſchoſſen, verfehlte ihres Zieles und oft beraubte eine einzelne Stunde mehrere Bataillone beinahe aller ihrer Offiziere; wollte die mordende Hand des grauſamen und nach Blut lechzenden Alpenſohnes erlahmen, traten baarfüßige Mönche in braunen Kutten ins Getümmel des Gefechtes, das Bild des Gekreuzigten zur Höhe hebend; dieſe bedauernswerthen ebenfalls durch unverzeihliche Künſte einer gewiſſen Politik irre geleiteten Prieſter entflammten in ſolcher Art durch den Namen des göttlichen Friedenspropheten die heiße Rache; lebhafter wurde dann wieder das mörderiſche Feuer und dichter fielen dem grauſen Wahne die blutigen Opfer.

Mit ſchrecklich aufgeregter Leidenſchaft wurde der Krieg von beiden Theilen geführt, die hoch lodernden Flammen verheerter Städte und Dörfer rötheten zur Nachtzeit den fernen

Horizont, Gefangene wurden grauſam ermordet und mitunter überhaupt Gräuel verübt, welche der weinende beſſere Genius der Zeit mit blutigem Griffel der ſpäten Nachwelt aufbewahrte.

Von Italien aus verſuchten es zwar die Franzoſen häufig den Herzog von Danzig zu unterſtützen; kühne Streifzüge durch Tyrols ſüdlichen Theil wurden unternommen, entſprachen aber nicht immer ihrem Zwecke.

Signor de Ravani, ein begüterter Edelmann aus Savoien, diente als Oberſt bei dem in Italien ſtationirten franzöſiſchen Heere.

Dieſer Oberſt nun gehörte zu jenen Anführern, welchen aufgetragen wurde, mit einzelnen Haufen Einfälle in's Herz von Tyrol zu verſuchen und die von ihm geleitete Expedition ſchien Anfangs beſſer gelingen zu wollen, als ähnliche, welche früher unternommen wurden.

Die Tyroler hielten dem tollkühnen Offiziere und den wüthenden Angriffen, welche er mit ſeiner Schaar auf ſie machte, nirgend Stand und de Ravani drang bis gegen die Hauptſtadt des Landes vor. Indeſſen in einem durch hohe Gebirge allerwärts eingeſchloſſenem Thale, durch welches die Landſtraße führte, erreichte den Oberſt mit ſeiner Schaar ein furchtbares Geſchick.

Das Weichen war nichts weiter als eine feine Liſt der Tyroler geweſen; hieher wollten ſie den Feind nur locken, um denſelben deſto ſicherer vernichten zu können.

Der ſonſt ſo vorſichtige Ravani gieng, von blinder Wuth gegen die verſchmitzten Alpenſöhne geleitet, in die Falle. Als die Spitze ſeiner Marſchkolonne beinahe den Ausgang jenes engen Défilés erreicht hatte, fand ſie die Straße abgegraben und den einzigen engen Ausweg des Thales durch einen Verhau verſperrt; zu gleicher Zeit ſah ſich de Ravani von Vorne, im Rücken und in den beiden Flanken durch ein furchtbares Feuer unſichtbarer Schützen und durch, von der Höhe in dichten Maſſen furchtbar einherrollende Baumſtämme und Felſenſtücke aufs heftigſte angegriffen. Eingekeilt in einen natürlichen Keſſel, wie ſie waren, blieb der wüthendſte und tapferſte Widerſtand der Franzoſen nur ein vergebliches Spiel; in wenigen Minuten war die Schaar beinahe gänzlich vernichtet und ihr Führer, der Oberſt de Ravani, fiel tödtlich verwundet und beſinnungslos in die Hände der Feinde und wurde als Kriegsgefangener nach Insbruck gebracht.

Ravani war Wittwer und eine ſechzehnjährige Tochter, Namens Cunigunde, ſein einziges Kind und der Liebling des wilden Kriegers.

Cunigunde lebte auf des Vaters Gütern in Savoyen, und man kann nicht vermeiden, ſich hier eines ſo oft mißbräuchten Bildes zu bedienen. — Das Mädchen war ein Engel an Seele und Leib zugleich. Die zarten Formen eines zierlich gebauten Körpers, das groſſe dunkelblaue Auge, der üppige Fall der güldenen Locken, dann jener ſchwärmeriſche Liebreiz, welcher auf dem holden Geſichtlein der jungfräulichen Geſtalt ruhete, harmonirten im gelungenſten Vereine mit der frommen Kindlichkeit, mit der reinen Seele und dem glühenden Sinne für alles Hohe, Schöne, Groſſe, welches die ſeltene Magedein in der Schwanenbruſt barg.

Der Zufall brachte ſchnell die Kunde von des Vaters Unfall in Cunigundens ſtillen Aufenthalt.

Heftig erſchrack die gute Tochter und augenblicklich ſchickte ſie ſich an, zu dem ſchwerverwundeten Vater zu eilen, allen Unfällen trotzend, welche in Mitte des Krieges einer reiſenden jungen Dame dräuen.

In Geſellſchaft einer treuen Dienerin machte ſich Cunigunde auf den Weg und erreichte glücklich die Tyroler-Grenze. Die Alpenſchützen, obwohl tadelnswerthe Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen neuen Landesherrn,*) dem ſie durch förmlichen und feierlichen Friedensſchluß zugefallen waren und den Eid der Treue geſchworen hatten, legten dennoch, den Schmerz und die edle Abſicht eines frommen Kindes ehrend, der trauernden zarten Jungfrau auf ihrer Reiſe durchaus kein Hinderniß in den Weg und glücklich erreichte Cunigunde die Hauptſtadt der Alpen.

---

*) Die Stimme der Leidenſchaft aus jener Zeit iſt verſtummt und wenn ſie auch jenen Aufſtand häufig zu vertheidigen und ſogar zu erheben ſtrebte, ſo werden ihn echtes und rein moraliſches Gefühl, die unbeſtechliche Clio und wahre deutſche Biederkeit ſtets verdammen müßen, denn nur bei Jeſuiten und Ligorianern heiliget der Zweck die Mittel.

Dieſe Ueberzeugung glaubte ich hier, ein-für allemal, ausſprechen zu müßen, um meine harmloſe Dichtung nicht mißdeutet zu ſehen.

Sie fand den Vater mit dem Tode ringend; ein heftiges Wundfieber hatte ihn ergriffen. Nicht Tag, nicht Nacht verließ die fromme Tochter ſein Lager, und ihrer unermüdeten zarten Pflege gelang es endlich, was der Aerzte Kunſt nicht vermochte zu bewirken; es fieng an ſich mit dem Oberſten zu beſſern.

Sechs Wochen waren bereits verfloſſen, ohne daß Cunigunde die Krankenſtube ihres Vaters auch nur auf eine halbe Stunde verlaſſen hätte. Eines Sonntags Abends aber, als der Kranke gar ſanft ſchlummerte, überließ ihn die fromme Tochter der Pflege und Aufmerkſamkeit ihrer alten vertrauten Dienerin, warf einen Schleier über und gieng in die benachbarte berühmte Burgkapelle mit dem güldenen Dächlein, in welchem

Augsburgs edle Tochter, die berühmte Philippine Welſer, das Opfer treuer Liebe, ruht.

Mächtig drängte es unſere Cunigunde im Tempel des Herrn, um die Geneſung des geliebten Vaters zu bitten. Die Kapelle war menſchenleer — ein für die fromme Jungfrau erwünſchter Umſtand.

Sie warf ſich auf die Stufen des hohen Altars, ſchlug den verhüllenden Schleier zurück und betete lange gar inbrünſtiglich. Endlich erhob ſich Cunigunde; nicht länger wollte ſie, die treue Pflegerin, fehlen am Krankenlager des Vaters.

In dieſem Augenblicke ſchlug die wackere Tochter das große blaue Auge zur Höhe, und plötzlich durchbebte es ſeltſamiglich ihre zarten Glieder. Links, an einem Pfeiler der Kapelle gelehnt, ſtand ein hoher hehrer Jüngling von ungefähr achtzehn Jahren, welcher ſtarr ſeinen Blick nach der Jungfrau hin richtete.

Der herrliche Jüngling war in die ideale Tracht der Alpenſchützen gekleidet; die untergehende Sonne, welche ihre letzten brechenden Strahlen durch eines der hohen gothiſchen Fenſter der Kapelle warf, beleuchtete die kühne kräftige Geſtalt und verlieh ihr eine Art überirdiſchen Glanzes.

So ſeelenvoll ruhten die ſchönen, ſprechenden, braunen Augen des Jünglings auf Cunigunden; ſo lieblich und ausdrucksvoll lächelte der fein gebildete Mund; die Haltung der kräftig männlichen Geſtalt ſtellte ſich ſo edel und imponirend dar, daß die kleine Savojardin auch ihrer Seits ihn unwillkührlich einen Augenblick betrachten mußte; doch bald beſann ſich das ſittige Jungfräulein, warf ſchnell den Schleier übers Geſicht und eilte ſchleunigſt und ängſtlich aus des Tempels Pforte.

Von nun an wollte es Cunigunden nicht mehr gelingen, den ſchönen jungen Alpenſchützen zu vergeſſen; wo ſie gieng und ſtand, ſchwebte ſeine Geſtalt ihr vor. Das fromme Kind machte ſich darob Vorwürfe, hielt ſothane Gedanken für Sünde und kämpfte mit Macht gegen das Andenken an den Schützen. Indeſſen — war es dem Mädchen am Tage, nicht ſonder große Mühe, gelungen, jenen hehren Jüngling zu vergeſſen, ſo ſtellte Nachts der ſchalkhafte Traumgott deſſen Bild vor ſeine Seele und nicht ſelten ſchwebte Cunigunden der Alpenſchütze mit ſeinen freundlichen braunen Augen und langen Locken, als leuchtender Cherubim, glänzende Fittiche an den Schultern, vor.

Mit dem Oberſten fieng es an ſich von Tag zu Tag mehr zu beſſern und bald war die Gefahr des Todes gänzlich entſchwunden.

Die Nachtwachen und die raſtloſe Pflege, welche Cunigunde dem geliebten Vater widmete, hatten die Geſundheit des zarten Kindes angegriffen und eine intereſſante Bläſſe überzog das liebliche Oval ſeines Geſichtchens. — Dem Vater bangte ſehr vor einer Krankheit, welche das liebe Töchterlein überfallen dürfte und er drang eiferig in daſſelbe, ſich in freier Luft zu zerſtreuen.

Gehorſam, wie immer, gehorchte Cunigunde und luſtwandelte nun an ſchönen Sommerabenden, von ihrer alten Dienerin begleitet, in den reizenden Gefilden des romantiſchen Innthales.

Ermüdet von einem ſolchen Spatziergange ruhte die zarte Jungfrau einſt neben einer klaren, friſch ſprudelnden Quelle. Es war ein herrlicher Abend; majeſtätiſch und langſam ſank die große güldene Kugel hinab in ihr duftiges Lager; ein linder Zephir bewegte das Laub und die Nachtigallen fiengen an im dunkeln Gebüſche zu klagen.

Das Mädchen ſaß ſchwermüthig und ſpielte mit einem Stäbchen ſinnend in der Quelle; die alte Dienerin aber ſuchte in ziemlich weiter Ferne, am Fuße der Gebirge, aromatiſche Kräuter, welche ſie zu heilſamen Tränken zu miſchen verſtand. — Da rauſchte es plötzlich durch das Gebüſch, ganz nahe bei Cunigunden, die Jungfrau blickte aufgeſchreckt zur Höhe, o Himmel! wie wurde ihr — der junge Alpenſchütze, den ſie neulich in der Schloßkapelle zum erſten Male geſehen, ſtand wieder vor ihr hehr und licht, wie ein überirdiſches Weſen.

Die Savojerin vergaß alles um ſich her und unwillkührlich blickte ſie den Schützen an. Von der Gemſenjagd, aus den hohen Gebirgen war er — der äußere Schein bezeigte es — ſo eben zurückgekehrt. Das furchtbare, ſicher treffende Geſchoß hieng über ſeine Schulter und nur zur Hälfte deckte die Waidtaſche ein noch ſchweiſendes erlegtes Thier.

Ruhig ſtand der freie Schütze, ein anderer Mavors; aus ſeinen ſchönen Augen aber ſtrahlte ein ſanftes Feuer, und wie rührend, wie ausdrucksvoll lächelte der feine Mund! —

Lange hafteten des Jünglings und der Jungfrau Augen unwillkührlich an einander; keine Sylbe wurde gewechſelt, aber im bedeutſamen Blicke floßen zwei gleichgeſtimmte Engelſeelen in ein einziges Ganzes zuſammen.

Endlich faßte ſich Cunigunde — ihr war ſo wohl und ach, doch ſo bange zugleich. Sie ſprang auf und floh wie ein aufgeſchrecktes, zartes Rehlein von dannen; doch kaum hatte ſie ein paar Schritte zurückgelegt, da fiel eine hellblaue Schleife vom jungfräulich-keuſchen Buſen hernieder ins Gras.

Nicht achtete unſer angſtbewegtes Mädchen anfangs darauf, doch als es, nun, doch nicht ganz unwillkührlich, aus einiger Ferne noch einmal rückwärts blickte, da wurde es den freien Schützen, mit der blauen Schleife in der Hand, gewahr. Er drückte das Kleinod feurig an den männlichen Buſen und wie begeiſtert ſchauten die ſchönen braunen Augen hinauf zum reinen blauen Aether. Cunigunde ſah es, freudig bebend, und floh, wie mit geflügeltem Füßchen, ſofort hinab in's Thal, wo die alte vertraute Dienerin ihrer harrte.

Nun war es vollends um der Jungfrau innere Ruhe geſchehen; ihr fehlten Kraft und Willen zugleich, des jungen Alpenſchützen Bild aus der zarten, empfänglichen Seele zu verbannen; dieſes liebe Bild des milden Jünglings begleitete ſie, wie der eigene Schatten, es ſank mit ihr aufs weiche Lager und erhob ſich wieder mit ihr.

In demſelben Maaße, in welchem ſich der Oberſt, Cunigundens Vater, von ſeinen ſchweren Wunden erholte, wurde die Tochter ſeelenkrank und keinen Tropfen labenden Balſams goß Hoffnung in die tiefe, innere Wunde des ſinnigen Mädchens: wie wäre auch von jener unglücklichen Neigung für einen unbekannten feindlichen Schützen für die Jungfrau ein erſprießlicher Ausgang zu erwarten geweſen? — allein es iſt der Menſch ſo angethan:

Es ſtrebt ſein heiſes Herz nach ſolchem Gut,
Das unerreichbar bleibt — dem kühnſten Muth.

Trommetenton und Hörnerklang weckten unſere Jungfrau einſt früh am Morgen aus unruhigem Schlummer. Die ganze Hauptſtadt der Alpen war in Bewegung und aus den nahen Gebirgen vernahm man den dumpfen Donner der Geſchütze.

Die bayeriſchen Schlachthaufen waren, ihren Heldenführer Wrede an der Spitze, bis nahe an die Hauptſtadt vorgedrungen, allein auch Tyrols tollkühne Schützen zogen jubelnd und muthig hinaus vor die Thore zum blutigen Kampfe.

Cunigunde lag im Fenſter; ſie ſah hernieder ins wilde Gewühl der Waffen, und hörbar pochte das arme Herzlein in des Mägdleins Buſen.

Ein Trüpplein bewaffneter Tyroler wallte abermals die Straße herab dem Thore zu; eine kühne Heldengeſtalt ſchritt dem Häuflein vorauf als Führer; Cunigunde faßte die Geſtalt in's Auge, da wollten des Mägdleins Sinne ſchwinden, denn es erblickte den Jüngling ſeiner Seele, den es zweimal nur, und zwar einmal am hohen Altar in der Schloßkapelle und dann draußen im Thale an der rieſelnden Quelle geſehen.

Mehr und mehr nahete das Häuflein der Schützen dem Fenſter, in welchem die Jungfrau lag, und deutlich konnte ſie nun die Geſtalt ihres Heldenjünglings unterſcheiden; er hatte als ſchützenden Talisman ihre hellblaue Buſenſchleife am grünen Federhute befeſtiget; unwillkührlich blickte auch er jetzt in die Höhe; ſchnell erkannte er die Jungfrau und plötzlich bedeckte eine glühende Röthe ſein Geſicht. Er ſtand einen Augenblick ſtill, die linke Hand legte er auf das Herz, dann rieß er ſchnell den Hut vom Kopfe, der Wind ſpielte mit den üppigen Locken des jugendlichen Helden, inbrünſtiglich drückte er jetzt die Schleife an die brennenden Lippen, warf, muthig ſein Schwert ſchwenkend, noch einen Blick voll Seele hinauf zur Jungfrau ſeines Herzens und ſtürzte dann dem nahen Thore zu; in wildem Taumel folgten die Seinen ihm.

Thränen füllten Cunigundens Augen, ſie taumelte aus dem Fenſter zurück und ſank ohnmächtig auf die in der Nähe ſtehende Ottomane.

Immer vernehmlicher wurde Insbrucks Einwohnern der Donner des feindlichen Geſchützes; mit unverkennbarer, verzweiflungsvoller Tollkühnheit kämpften zwar die Söhne des Gebirgs, aber ſie mußten für dieſes Mal der nachdrücklichen und ſtets beſonnenen Tapferkeit der bayeriſchen Heldenreigen und derer überlegenen Kriegskunſt weichen.

Cunigunde erholte ſich nur langſam aus ihrer Ohnmacht; jeder Kanonen- oder Flintenknall war ein Dolchſtich in der zarten Jungfrau Herz. Unzählige Male glaubte des Mädchens wildaufgeregte Phantaſie den heimlich Geliebten, eine blutige Leiche, fallen zu ſehen.

Schwer verwundete Tyroler-Schützen kehrten in Menge zurück aus dem Kampfe, und ſich mühesam durch die Straßen ſchleppend, verkündigten ſie, mit dumpfer, brechender Stimme, verzweiflungsvoll die Niederlage der Ihrigen.

Bald darauf drängten ſich ganze Maſſen

fliehender Tyroler durch die Thore; die bayeriſchen Trommeten ertönten in der Nähe — und Wrede zog ein in die gefallene Hauptſtadt der Alpen.

Durch den Sieg der Bayern wurde des franzöſiſchen Oberſt Navani Kriegsgefangenſchaft unverhofft ſchnell geendet.

Die bisher gehemmt geweſene Kommunikation, nach Italiens Grenze hin, ward durch einen vorläufig abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand geöffnet und der Oberſt reiste ſogleich von Insbruck nach Mantua ab.

Ob ihr Jüngling in der blutigen Schlacht gefallen oder nicht — es blieb Cunigunden ein Geheimniß. Die tief bekümmerte Jungfrau mußte dem Vater nach Mantua folgen und überließ ſich von nun an einer zerſtörenden Melancholie.

Nicht ungerührt ließ den Oberſt der geliebten Tochter unverkennbarer trüber Seelenzuſtand, doch vergebens bemühte er ſich, den Grund deſſelben zu erkunden; hätte er ihn ahnden nur können — gewiß! er hätte gewüthet.

Bald nach ſeiner Ankunft zu Mantua wurde Ravani zum Kommandanten dieſer wichtigen Feſte ernannt.

Die Wohnung des gaſtfreundlichen Oberſt wurde ein Tummelplatz der lebeluſtigen jüngern Offiziere der Garniſon. Unſerer Cunigunde aber wurden die häufigen rauſchenden Feſte und Bälle in des Vaters Hauſe ein Gegenſtand des höchſten Widerwillens; allein ſie mußte dieſelben als Königin zieren — ſo verlangte es des Oberſten ſtrenger, durchaus nicht den geringſten Widerſpruch duldender Wille.

Unter den Offizieren der mantuaniſchen damaligen franzöſiſchen Garniſon befand ſich in jener Zeit ein junger Lieutenant-Colonel, ein neugeadelter Emporkömmling und ausgezeichneter Günſtling Napoleons. Dieſer Menſch, ein unverbeſſerlicher Wüſtling, ſah Cunigunden und der Anblick der herrlich blühenden Jungfrau verſetzte das Herz des üppigen Libertins ſogleich in volle Flammen. Eine Verbindung mit der Tochter des hochgeachteten reichen Oberſten und Kommandanten verſprach dem nichtswürdigen, ehrgeizigen Emporkömmlinge anderwärts große Vortheile und ſchnell war der Lieutenant-Colonel mit ſich einig. Er warb bei dem Oberſten förmlich um Cunigundens Hand.

Eine Verbindung der Tochter mit einem der Lieblinge des größten und furchtbareſten der Machthaber däuchte dem verblendeten Ravani ein hohes Glück, und er nahm den Antrag zur Stelle an.

Cunigunde ſchauderte, als der Vater ſie von dem Looſe unterrichtete, welches er ihr zugedacht hatte. — Mit Indignation verwarf die reine Jungfrau den Antrag; wäre ihr

Herz auch frei geweſen, nimmermehr hätte ſie vermocht, einem Menſchen als Gattin die Hand zu reichen, der ihrer keuſchen Seele ein Greuel blieb.

Der heftige Vater wüthete, das Mädchen duldete weinend die furchtbareſten Ausbrüche des väterlichen Zorns, allein feſt beharrte es auf der einmal ausgeſprochenen Weigerung.

Unterdeſſen ward in Wien Friede geſchloſſen; Oeſtreichs Heere verließen die Hochgebirge Tyrols und die hiedurch zur Verzweiflung gereizten Bergbewohner wagten, geiſtesbefangen und unbeugſam wie ſie waren, auf eigene Fauſt einen neuen, unnützen, blutigen Kampf; die Endreſultate des thörichten Streites konnten nicht anders ausfallen, als es in der That der Fall war, doch — welchem Gebildeten wäre die Geſchichte jener Tage nicht noch im friſchen Gedächtniſſe?

Eines Abends ſaß Cunigunde, ſich melancholiſchen Träumereien überlaſſend, ſinnend, das ſchöne Haupt in die kleine, runde Hand geſtützt; die alte treue Dienerin ſtand vor ihr, Troſtworte ſpendend, welche in den Wind geſprochen waren — da wurde plötzlich Lärm auf dem Hofe, ein Diener ſtürzte in's Gemach; die Alte fragte neugierig: Was giebt es denn? — Sie haben ihn gefangen, gerade bringen ſie ihn, den Hofer, den Inſurgentengeneral! — antwortete forteilend der Lakai.

Die Duenna, dieſes vernehmend, eilte aus der Stube, ſelbſt Cunigunden, die Träumerin, trafen die Worte wie ein elektriſcher Schlag; auch ſie ſprang auf, ſich eilig nach der Thüre des Zimmers bewegend, als ſie plötzlich Mannestritte auf der Treppe vernahm — jetzt wurde die Thüre aufgeriſſen, ein junger Tyroler Schütze ſtürzte zerſtört und heftig in's Gemach und — wer vermöchte es, der Jungfrau Gefühle treffend zu malen? — der Jüngling ihrer Seele ſtand dicht vor ihr.

Cunigunde zitterte und bebte, nicht minder der Schütze, welcher die Verlorene hier ſo unverhofft wieder fand. Eine lange Pauſe freudigen und ſchreckvollen Staunens auf beiden Seiten; dann ſtürzte der junge Tyroler zu der Jungfrau Füßen: Nein, nein — rief der Schwärmer aus — du, ein Engel des Lichtes, nicht eine Sterbliche biſt du! — O hilf, o rette — ſie wollen meinen Wohlthäter, meinen Pflegevater — den Vater meines theuren Volks wollen ſie tödten. —

Es waren dieſe die erſten Worte, welche die Jungfrau aus des Jünglings Munde vernahm. Sie klangen ſanft und mild, wie reine Silberglöcklein des Himmels — und ſie trafen der Lieblichen Herz.

Nach und nach erholte ſich Cunigunde und dem glücklichen Unglücklichen — ihm ward die Wonne nun auch, den himmliſchen Lauten des angebeteten Mädchens zu lauſchen.

Man verſtändigte ſich. — Der junge Schütze nannte ſich Leopold; er war Hofers naher Vetter und Pflegeſohn. Dieſer ſchwärmeriſche Jüngling hatte Hofern, wie ein Weſen hoherer Art, ſchätzen und lieben gelernt; an der Seite ſeines geliebten volksthümlichen Oberanführers hatte Leopold gefochten und geblutet; als ſich die Schickſalsgöttin wandte, war er ſeinem Ideal gefolgt hinauf in die kaum erſteiglichen Gipfel der höchſten Eisberge und hatte ſich verſteckt mit ihm in die kleine, finſtere, ſchwer zugängliche Alpenhütte, wo er des Pflegevaters mit treuer Sohnes Liebe hegte und wartete. Dort wurde Hofer zur Nachtszeit, durch ſchändlichen Verrath eines der ehemaligen Seinigen, überraſcht und gefangen; der treue Leopold aber war ihm gefolgt, entſchloſſen, Blut und Leben an die Rettung des Hochverehrten zu wagen.

Wunderbar fühlte Cunigunde ſich gerührt; mit dem Muthe und der Entſchloſſenheit der hehren Heldin ſtürzte das ſonſt ſo ſchüchterne Mädchen zum ſtrengen Vater hin, als derſelbe zufällig ins Gemach nun trat, nimmermehr hatte dieſer die Tochter in ſolch' leidenſchaftlicher Aufwallung geſehen: Vater! rief die Schwärmerin, Vater! bei dem Schatten meiner Mutter, bei allem, was dir heilig noch iſt, beſchwöre ich dich, rette, o rette den Helden der Gebirge, — du! — ſelbſt ein Sohn der Berge!

Höchlich ſtaunte der Oberſt ob dieſem Begehren ſeiner Tochter, welches er durchaus nicht zu deuten vermochte; zornig hieß er Cunigunden ſich entfernen, doch nun ſtürtzte auch Leopold zu des Kommandanten Füßen. Ravani hatte den Jüngling bisher noch nicht bemerkt gehabt, doch deſſen Anblick nun und der Tochter Bitte ließen ſchnell in des Oberſten Bruſt einen ihm ſchrecklichen

Verdacht erkeimen; er machte ſich von den jungen Leuten los und ließ ſie aufmerkſam beobachten, eines ihrer Geſpräche wurde belauſcht; die alte Dienerin wurde vernommen und beichtete in ihrer Herzensangſt; kein Zweifel blieb dem Oberſten übrig, ſeine Tochter liebte einen Bauern, einen von ihm tief verachteten Rebellen.

Des wilden ſtolzen Mannes Wuth kannte keine Grenzen mehr, — er vergaß ſich beinahe ſo ſehr, das zarte Mädchen zu mißhandeln und die hehre Jungfrau betrug ſich nichtsdeſtoweniger mit Würde; ſie verleugnete keineswegs des Herzens unüberwindliche Neigung; als aber des rüden Vaters Zorn drohte alle Schranken zu überſchreiten, ſprach Cunigunde, endlich zum Höchſten gereizt, ein Wort von freiwilligem Tode. Großen Theils wurde dadurch des Oberſten Wuth entwaffnet, denn er liebte das einzige Kind deßungeachtet überſchwenglich; allein er hatte die Entſchloſſenheit und den Muth der Jungfrau kennen lernen; ſchnell glaubte er handeln zu müßen, um die, nach ſeinen Anſichten und Grundſätzen, ihrer Ehre dräuende Gefahr zu beſeitigen. Ohnehin waren ſeine Güter in Savoien nun längſt ohne alle Aufſicht geblieben; zur Stelle — ſo beſchloß es der Oberſt — ſollte die Tochter, in Begleitung der alten Dienerin, nach der Heimat reiſen.

Cunigunde vernahm den Befehl; nicht konnte ſie hoffen, Hofern ſelbſt zu retten; Leopolds reine Minne — wie die Verhältniſſe ſtanden — nie konnte eine glückliche Verbindung ſie krönen; anderwärts blieb es des armen Mädchens letzter und heißeſter Wunſch, der zudringlichen Bewerbung des verhaßten Freiers zu entgehen — mit verzweiflungsvoller Haſt rüſtete ſie ſich daher zur plötzlichen Reiſe.

Die Chaiſe ſtand angeſpannt; der noch immer ſehr erzürnte Oberſt wollte die Tochter nicht mehr ſehen, und um nach dem Wagen zu eilen, trat Cunigunde, in Reiſekleider gehüllt, aus ihrer Stube in den Saal des Pallaſtes.

Hier trat ihr Leopold — trotz der bisherigen Wachſamkeit ſeiner ihm vom Kommandanten beſtellten Aufſeher — noch ein Mal entgegen.

Der Anblick des edlen Jünglings mußte nothwendigerweiſe Mitleid erregen. Zerſtört waren die ſchönen kaſtanienbraunen Locken ſeines Hauptes; ungemein blaß ſtellten ſich die ſchönen Züge des Geſichtes nun dar; Verzweiflung ſtierten die halbgebrochenen Augen und heftig bebte ſeine ganze Geſtalt.

Mit unbeſchreiblich ſanftem und weichen Tone ſprach Leopold zu Cunigunden: du mein Schutzgeiſt — auch du ſcheideſt und läßt mich der Verzweiflung zurück? —

Nicht länger konnte die Jungfrau ſich halten, häufige Thränen ſtürzten aus den blauen Augen; ſie bedeckte, tief erſchüttert, das liebreizende Geſichtlein mit der kleinen runden Hand; da ſtürzte der Jüngling nieder zu der Jungfrau Füßen, und, ſeiner nicht mehr mächtig, umfaßte er ihre zarten Kniee.

Liebreich hob Cunigunde den guten Jungen auf und plötzlich, ſich ihrer ſelbſt nicht bewußt, lagen ſich die Liebenden in den Armen.

Lange, ſehr lange nicht — wollte die innige Verſchlingung der reinen Seelen enden; doch ermannte ſich die Jungfrau zuerſt wieder. Sanft entwand ſie ſich des Geliebten Armen, und, das Händchen aufs Herz gelegt, liſpelte ſie mit melodiſcher Stimme: „ewig treu!“ und das thränenerfüllte Auge gen Himmel gewendet ſprach ſie noch: „dort wieder!“ —

Ewig treu und dort wieder! — rief Leopold in höchſter Extaſe — doch ach! ſchon war die Heilige ſeines Herzens ihm entſchwunden.

Bekanntlich wurde Andreas Hofer ohne Zeitverluſt vor ein franzöſiſches Kriegsgericht geſtellt. Eine Menge Anklagepunkte wurden dem ſchlichten, irregeleiteten Sohn der Natur vorgelegt; er ſollte ſich vertheidigen.

Mit Ruhe und Gelaſſenheit ſprach der unglückliche Mann blos:

Ich erkenne nur zwei Richter über mir in der Sache meines Volks, den himmliſchen dort oben, und meinen allergnädigſten Kaiſer Franz. Ich weiß es, mein Tod iſt beſchloſſen, und was Ihr mit mir vornehmt, iſt eitle Gauckelei — thut was Ihr nicht laſſen könnt.

Dabei blieb Hofer ſtehen und weder Drohungen noch Verſprechungen konnten ihm eine anderweitige Erklärung abgewinnen.

Leopold, der kühne Jüngling, wollte ins Kriegsgericht dringen, ſeinen geliebten Pflegevater zu vertreten; gewaltſam mußte der arme Junge zurückgewieſen werden.

Das Todesurtheil war ausgeſprochen; der Stab über Hofern gebrochen. Des jungen Schützen verzweiflungsvoller Schmerz drohte in Wahnſinn überzugehen.

Als letzte Vergünſtigung verlangte Andreas noch eine Unterredung unter vier Augen mit ſeinem Pflegeſohn. Die Bitte wurde gewährt.

Habe Dank, braver Jüngling! — ſprach Hofer, als er ſich mit Leopolden allein ſah — habe Dank für deine Treue, die du mir erzeigteſt bis an des Grabes Rand. Sag' meinem Volke, daß für ſein Wohl mein letztes Gebet hienieden zum Himmel ſtieg und daß ich gerne als Opfer für meine lieben Kinder gefallen.

Ermanne dich, mein Sohn! und bekämpfe deinen Schmerz — fuhr Andreas nach einer kleinen Pauſe in ſeiner Rede fort, doch jetzt funkelten des ſtattlichen Mannes große klare Augen und mit des Sehers Begeiſterung rief er aus:

Glaube mir, eine Zeit wird kommen, in der die edlen Deutſchen den eignen hohen Werth erkennen werden; ein feſtes Band wird ſie alle vereinen; die Tyrannei wird fallen und hell wird leuchten der hehren Freiheit Licht; doch bis es dahin erſt wird gekommen ſeyn, mein Sohn! zeuch hin nach Spanien und hülf fremden, aber uns Tyrolern, an Sinn und Glauben innig verwandten Völkern das höchſte Gut erkämpfen. — Willſt du dieſen meinen letzten Wunſch erfüllen, lieber Leopold! — reiche mir die Hand darauf.

Der junge Schütze ſchlug ein, indem er mit thränenerſtickter Stimme rief: Ja geliebter Vater! ich ziehe nach Spanien, — bei Gott! dem allmächtigen! gelobe ich es in dieſer feierlichen Stunde.

Die Unterredung wurde unterbrochen; ein Kommando, beſtimmt, Hofern zum Tode zu führen, trat ein; noch einmal umarmten die Tyroler ſich, dann gieng der ſtattliche Andreas feſten Schrittes ſeinem unerbittlichen, eiſernen Schickſale entgegen.

Nicht vermochte Leopold den geliebten Vater zu geleiten auf deſſen letztem Wege. Er trat in ein Fenſter des Saales, aus welchem man das Glacis der Feſte gemächlich überſchauen konnte. Dort ſollte Hofer enden.

Schon nahe war der Zug dem Orte ſeiner Beſtimmung, da drohte der heftigſte Schmerz dem Jüngling das Herz im Buſen zu ſprengen, krampfhaft gefaltet hob er die Hände zum Himmel und kaum ſeiner Sinne mehr mächtig rief er aus: Vater im Himmel! warum ruht dein Zorn — warum ſchlummern deine Blitze? — O rette, rette deine theuren Kinder — zernichte mit deinem Rächerſchwerte des grauſen Tyrannen Knechte.

Vergebens! — ſchon war der Zug auf dem Glacis angekommen. Ein Kreis wurde geſchloſſen, noch betete der unglückliche ſich in ſein Schickſal fromm ergebende Andreas, jetzt traten die Väter Kapuziner, welche ihn zum Richtplatze begleitet hatten, weinend zurück, die Musqueten blitzten und ſchlecht getroffen krümmte ſich Hofer noch an der Erde.

Mit einem lauten Schrei ſank der junge Alpenſchütze im Bogenfenſter ohnmächtig zuſammen.

Zweiter Abſchnitt.

In einer der idylliſchen Sierren Caſtiliens, auf einer ſanften Anhöhe, am Rande eines lieblichen Cederngehölzes, ſteht ein herrliches, großes, der Santa Clara geweihtes Nonnenkloſter, nebſt einem noch prachtvollerem Tempel, deſſen gigante Thürme der Wanderer aus weiter Ferne ſchon zu erblicken vermag.

Seit Jahren wütheten die Gräuel des Krieges auf der ganzen hiſpaniſchen Halbinſel; allein die frommen Schweſtern des Clarakloſters hatten es der verſteckten Lage und ungemeinen Abgelegenheit ihres klöſterlichen Sitzes zum Theil, und dann auch einem ſeltenen, günſtigen Zufalle zu verdanken, daß das Kriegsgetümmel bis zum Jahre 1810 nicht zu ihnen gedrungen war.

Nichtsdeſtoweniger nahmen die ſittigen Kloſterfräuleins lebhaften Antheil an der großen Sache ihres Vaterlands; ſie ſchränkten ſich in ihrem Haushalte, gegen ehemals, ſehr ein und ſendeten nicht nur von Zeit zu Zeit große, mit Charpie, Leinwand u. dgl. gefüllte Fäſſer, ſondern ſelbſt bedeutſame baare Summen zur Unterſtützung des allgemeinen, heiligen Zweckes an die vaterländiſche Junta.

Majeſtätiſch und herrlich hob ſich im Sommer 1810, an einem hohen Kirchfeſttage, die Sonne empor hinter dem duftigen Cederngehölze — da durchtönte das dumpfe melodiſche Glockengeläute von den hohen Thürmen des Nonnenkloſters die ganze Gegend und von nahe und ferne ſtrömten fromme Landbewohner nach dem Tempel des Stiftes, einer heiligen Feierlichkeit beizuwohnen: denn eine junge Gottesbraut ſollte heute die bindende Gelübde ablegen und ſofort eingekleidet und eingeweiht werden.

Die groſe im altgothiſchen Geſchmacke erbaute Kirche war bereits von gläubigen Seelen beinahe ganz und gar erfüllt, da ertönte endlich die groſse Orgel.

In demſelben Augenblicke öffneten ſich die Pforten des Stiftes und in feierlichem Zuge wallten die frommen Schweſtern, dicht verſchleiert, paarweiſe und groſse brennende Wachskerzen tragend, nach dem Tempel.

Die ehrwürdige Domina, mit der jungen Gottesbraut an der Hand, ſchloſs den jungfräulichen Reigen. Die Jugend, Schönheit, der würdevolle und ſittige Anſtand der geiſtlichen Braut feſſelten die ganze Verſammlung.

Das Fräulein war, wie es bei ſolcher kirchlichen Feierlichkeit ſehr herkömmlich, vorerſt noch in ein weltliches, ſchneeweißes Gewand gekleidet; in den üppigen güldenen Locken prangte die Myrtenkrone und an dem keuſchen jungfräulichen Buſen ein aufblühendes Roſenknöſpchen. Aus den intereſſanten feinen Geſichtszügen der Jungfrau ſtrahlten Unſchuld und ſanfte Ergebenheit, dann Schwärmerei aus dem großen, ſanften blauen Augenpaare.

Die Prozeſſion hatte nun das hohe Altar erreicht; rechts und links ordneten ſich die frommen Schweſtern im Chore, die liebliche Gottesbraut aber kniete auf der unterſten Stufe des Hochaltars.

Das: „veni creator spiritus" wurde angeſtimmt, jetzt öffnete ſich die Sakriſtei; Trommeten ſchmetterten, Paucken wirbelten und heraus trat der Zug blühender Chorknaben im feſtlichen Kirchengewande; ihnen folgte die Schaar der Diakonen, in ihrer Mitte ein ehrwürdiger, ſilberbelockter Greis, der Biſchof von Valencia.

Die leuchtenden Sonnenſtrahlen fielen herein durch die hohen gothiſchen Fenſter des Tempels; der Strahlenglanz des mit eitel Gold und Karfunkel bedeckten hohen Altars blendete die Augen der Menge; die herrliche Kirchenmuſik und der Duft der dichten Weihrauchswolken nahm die Sinne gefangen und hob die Herzen der frommen Gläubigen gewaltſam himmelwärts.

Der biſchöfliche Greis ließ ſich zur linken Seite des hohen Altars am weiß bedeckten Tiſche im prachtvollen Lehnſtuhle nieder und die Diakonen waren beſchäftiget, das hochwürdige Kirchenhaupt in den glänzenden biſchöflichen Ornat zu kleiden.

Schon ſtand der hohe Prieſter bereit, mit der Stola angethan, im güldenen perlenſchweren Kirchengewande; jetzt wurde ihm die Inful gereicht, ſchon hielt die zitternde Hand des Seelenhirten den langen, krummen Silberſtab, da tönten plötzlich auſſerhalb des Tempels kriegeriſche Jägerhörner.

Die ganze Verſammlung ſchrack heftig zuſammen, die Orgel ſchwieg, der Sang verſtummte und die Stille des Grabes waltete in den hohen Hallen.

Der biſchöfliche Greis allein blieb ruhig gefaßt und ertheilte einem Diakon den Befehl, aus der Pforte der Kirche zu treten und die Bedeutung des kriegeriſchen Geräuſches zu erkunden.

Die junge Gottesbraut, auf den Stufen des Altars ganz in brünſtiger Andacht und in der innern Anſchauung des Seelenbräutigams verſunken, ward von dem allen nichts inne.

Jetzt kehrte der Diakon zurück und berichtete: daß ein Häuflein vaterländiſcher Krieger angekommen und um die Erlaubniß bitte, den Pflichten des Glaubens genüge zu leiſten und dem hohen Amte im Tempel beiwohnen zu dürfen.

Der Biſchof befahl, ſogleich die Pforten zu öffnen. Es geſchah, und eine kleine Schaar ſogenannter Guerillas betrat den Tempel. Vorauf ſchritt ein hehrer Heldenjüngling voll kriegeriſchen Anſtandes; er war der Führer der Schaar.

Höflich machte die Verſammlung den Streitern für die heilige Sache des Vaterlandes Platz, ein Diakon aber wieß auf des Biſchofs Befehl ihrem Offizier einen Ehrenplatz dicht vorne am Altare an.

Die unterbrochene Feierlichkeit ſollte wieder beginnen, da wandte die Gottesbraut, wie aus einem Traume erwachend, ein wenig das Haupt; der junge Offizier ſtand ſeitwärts neben ihr und nun das Geſicht des Fräuleins erblickend, rief er, ſich gänzlich vergeſſend, laut auf: „Cunigunde!“ — dann ſtand er bleich und unbeweglich, wie vom Blitze gerührt.

Die Gottesbraut, jenen Ausruf vernehmend, fuhr heftig zuſammen, dann faßte ſie den Offizier in's Auge und mit einem lauten Schrei ſank ſie ohnmächtig auf des Altars Stufen nieder.

Doch es iſt Zeit, daß wir den verloren gegangenen Faden der Geſchichte wieder aufnehmen.

Nachdem Napoleon im Jahre 1809 ſeinen Krieg mit Oeſterreich beendiget ſah, zog er bekanntlich, ſeine anderweitigen ehrgeitzigen Plane mit Nachdruck verfolgen zu können, ſogleich einen großen Theil ſeiner Truppen aus Deutſchland nach Spanien und auch das Corps, unter welchem der Oberſt de Ravani diente, traf dieſes Loos.

Nach der vorgefallenen Scene in Mantua wollte der ſtolze und harte Krieger die einzige Tochter nimmermehr ſich ſelbſten überlaſſen und er beſchloß daher, ſie mit nach Spanien zu nehmen.

Fruchtlos blieb Cunigundens Flehen, der harte Mann beſtand auf ſeinem Kopfe und in Mannskleider gehüllt mußte ihm das zarte, weibliche Weſen, in der Eigenſchaft eines Pagen gleichſam, nach der furchtbar bewegten Halbinſel folgen.

In Hiſpanien wollte der Oberſt die unglückliche Tochter zwingen, jenem bereits erwähnten Lieutenant=Colonel als Gattin ihre Hand zu reichen.

Das Fräulein haßte den elenden Wüſtling wie die Sünde; es hatte dem edlen jungen Alpenſchützen ewige Treue feierlich zugeſchworen und nicht mehr anders wußte es ſich zu retten: es entfloh, den Schleyer zu nehmen, in ein Nonnenkloſter nach Madrid.

Die frommen Schweſtern in jener Hauptſtadt nahmen die Verfolgte gütig auf, ſand=

ten ſie aber, um ſie allen Nachſpürungen des tyranniſchen Vaters gänzlich zu entziehen, in jenes der heiligen Clara geweihte Kloſter in der kaſtilianiſchen Sierra, weil man hoffte, jenen Schlupfwinkel auszuſpüren, werde dem Feinde nimmermehr gelingen. Der fromme, ſanfte Sinn des ausländiſchen Fräuleins rührte dort die Domina, ſie gab endlich den dringenden Bitten der Novize nach, kürzte das gewöhnliche Probejahr ab und Cunigunde ſollte nun, um ihren heißeſten Wünſchen zu genügen, den Schleier erhalten.

Sogleich nach Hofers Tod war dagegen Leopold, ſein gegebenes Wort zu löſen, nach Spanien geeilt. Er nahm bei den Guerillas Dienſte, und ſein hehrer Muth, ſein glühender Haß gegen die Freiheitsunterdrücker, vor allem aber ſeine genaue Kenntniß des Krieges im Gebirge, verſchafften dem jungen Tyroler bald eine Führerſtelle in jenen Schaaren.

Leicht wird der ſinnige Leſer ſich vorzuſtellen vermögen, welche Bewegung die Erkennungsſcene der Liebenden im Kloſtertempel unter der Verſammlung hervorbringen mußte.

Man war vorerſt nur um die ohnmächtige Gottesbraut beſchäftiget und es gelang endlich den vereinigten Bemühungen der Nonnen, ſie wieder zum Selbſtbewußtſeyn zu bringen.

Cunigunde öffnete langſam die ſchönen blauen Aetheraugen und ihr erſter Blick fiel auf Leopolden; jetzt entſtrömten dieſen holden Augen wohlthätige Thränen und wehemüthig lächelte der Jungfrau reizender ſüßer Mund, allein zu ſprechen verſuchte ſie anjetzt noch vergebens.

Dagegen war es Leopolden indeſſen gelungen einigermaßen Meiſter ſeiner ausſchweiſenden Freude zu werden und Faſſung wieder zu erlangen; er trat näher zum Altar und redete den Biſchof alſo an: Hochwürdiger Vater! dieſe edle Jungfrau hier iſt die Tochter eines franzöſiſchen Oberſten aber nichtsdeſtoweniger die Dame meines Herzens. Ewige Treue ſchwur ſie mir einſt, doch ihr tyranniſcher Vater trennte das Band. Wie ich ſehe, iſt das Fräulein noch frei, meine ältern Rechte mache ich geltend und aus Eurer Hand fordere ich die Geliebte zurück.

Mit Würde entgegnete der, in seltener Weiſe edle und aufgeklärte, hiſpaniſche Biſchof: Jüngling! der Finger Gottes lenkte deine Schritte, als er dich hieher geführt; wärſt du eine Viertelſtunde ſpäter eingetroffen, du und ſie — unwiderbringlich wäret ihr verloren geweſen. Noch aber hat die Jungfrau die für dieſes Leben unauflöslich bindenden Gelübde nicht abgelegt, noch iſt ihr Wille frei, und der Allerhöchſte fordert keine Opfer, denen die innere Seelenſtimme des Opfernden widerſpricht.

Cunigunde lag noch immer, eine wachende Träumerin, fortan hold lächelnd, in den Armen der Nonnen, ohne der eigenen Stimme mächtig werden zu können, obwohl ſich der Jungfrau zarte Lippen, wie zum Sprechen, regten.

Gerade aber als Leopold im Begriffe ſtand dem Biſchofe antworten zu wollen, ſtürzte ein ſpaniſcher Krieger in den Tempel, der unſern jungen Anführer der Guerillas auf die Seite zog und in Geheim ſehr angelegentlich mit demſelben verkehrte.

Gefaßt kehrte ſich Leopold hierauf zu dem würdigen biſchöflichen Greiſe, ihn alſo anredend:

Hochwürdigſter Vater! dieſe heilige Mauern ſind bedroht; eine feindliche Abtheilung liegt draußen im Walde verſteckt; die folgende Nacht blieb beſtimmt, dieſes Kloſter zu überfallen und zu plündern. Wir erhielten von des Feindes Abſicht heimlich Kunde, und ich bin mit dieſen wackern Männern hier abgeſendet worden, die

Kinder und das Gut der Kirche zu ſchützen; allein ſo eben erhalte ich zuverläßigen Rapport, daß der Feind von unſerer Anweſenheit benachrichtiget, in dieſem Augenblicke bereits gegen die geheiligten Mauern vorrückt, und meine Pflicht erheiſcht, ihm nun ſtehenden Fußes entgegen zu gehen und ihn zurück zu ſchlagen. — Doch hochwürdigſter Vater! noch eine Bitte an Euch — weihet dieſes Schwert ein, zum Kampfe fürs Heiligſte.

Leopold entblöste hiermit ſeinen guten Flammberg, und ließ ſich vor dem Biſchofe auf einem Kniee nieder; die zitternde Rechte auf das Schwert legend, ſprach der ehrwürdige Prieſter feierlich die herkömmlichen Worte der Weihe und des Segens.

Nun ſprang der Offizier auf. — Er hielt Cunigunden ſein Baret hin; der Jungfrau hellblaue Buſenſchleife war, ungemein ſorgſam, an demſelben befeſtiget. Innig drückte der Jüngling die Schleiſe an ſelhe bebenden Lippen, indem er der Geliebten zuflüſterte: „Ewig treu und dort wieder!“

Cunigundens Augen füllten ſich mit Thränen, ſie richtete betende Blicke gen Himmel und ſeufzte ganz leiſe: „Ewig treu!“

Wildmuthig ſtürzte Leopold aus dem Tempel und kampfluſtig folgten ihm die treuen Seinen.

Staunen, Rührung und Schreck hatten wechſelungsweiſe alle Anweſenden erfüllt; ſie hatten ſich von dieſen Gefühlen noch nicht gar erholt; tiefe Stille waltete in der heiligen Halle — da vernahm man plötzlich vom Walde her heftiges Schießen.

Die Verſammlung wurde unruhig, doch der Biſchof erhob jetzt ſeine, Ehrfurcht gebietende, milde Stimme, ſprechend: Kinder! ſeyd ruhig, wir befinden uns im Schutze Gottes, mein Herz ſagt es mir, der edle Jüngling —

die gute Sache wird ſiegen. Laſſt uns indeſſen, des Himmels Beiſtand erflehen.

Die Menge beruhigte ſich einigermaßen und ſank, andächtig betend, auf die Kniee.

Lange dauerte das Schießen fort, endlich verſtummte es.

In ängſtlicher Spannung erwartete die Verſammlung das Reſultat des Kampfes; einige Neugierige waren aus dem Tempel geſchlichen, jetzt kehrten ſie zurück, laut rufend: Viktoria! der Herr war mit uns, die Unſerigen haben geſiegt! — Der biſchöfliche Greis faltete die welken, zitternden Hände, indem er andächtig und voll Salbung ſprach:

Dank dir o Herr in der Höhe!

Jetzt entſtand ein Gedränge an des Tempels Pforte. Man wiech zurück, die Flügelthüren öffneten ſich und zwei Guerillas führten den jungen Alpenſchützen einher. Eine feindliche Kugel hatte des Jünglings rechten Oberarm zerſchmettert, in ſeiner matt herabhängenden Rechten hielt er krampfhaft noch den blutigen Stahl.

Man führte Leopolden zum Hochaltar; mit matter Stimme liſpelte er: der Sieg iſt unſer — ſtröme immer hin mein Blut.

Laut ſchluchzend warf ſich Cunigunde, alles um ſich her vergeſſend, über den nun zuſammen ſinkenden Jüngling; ein Wundarzt eilte herbei ihn zu verbinden.

Ein neues Getümmel erhob ſich im Hintergrunde der Kirche. Sechs Guerillas brachten, auf einer von abgehauenen Baumzweigen in der Eile verfertigten Art Palankin, einen ſchwer verwundeten, feindlichen General getragen; am hohen Altare ſetzten ſie ihre Bürde nieder.

Noch einmal eröffnete der ſchwer Verwundete die matten Augenlieder; den Biſchof erblickend, ſeufzte er kaum vernehmlich: Diener des Herrn — die General-Abſolution — einem ſchweren Sünder — um des Blutes — Chriſti halber —

Die Stimme des Sterbenden zerſchnitt aufs neue unſerer Heldin Herz, welche neben ihrem blutenden Jüngling knieete; mit allen Zeichen des graſſeſten Entſetzens fuhr ſie auf; o Vater im Himmel! ſende der Schwachen der Leiden nicht zu viele — der ſterbende franzöſiſche General — er war Cunigundens Vater der vormalige Oberſt de Ravani.

Abermaliges Staunen, Schreck' und Verwirrung unter der Verſammlung; — ſelbſt Leopold, der ſich indeſſen wieder etwas erholt, erhob ſich und wankte mit Grauen dem ſterbenden de Ravani näher.

Noch erkannte der General die Tochter und den Tyroler. Schon röchelnd ſtreckte er müheſam ſeine Rechte nach den beiden aus und indem er Cunigundens in Leopolds Hand legte, ſtammelte Ravani kaum vernehmlich: Es iſt ein — Wunder — des

Himmels — das in meinem — letzten — Augenblicke — Euch — hier — erſcheinen — läßt — ich nahe — den Pforten — des — Lichtes, die trüben — Schleier — des Wahnes — fallen; ſeyd — glück — lich —

Der Unglückliche verſchied; Cunigunde ſtürzte nun, vollends ohnmächtig, auf des Vaters kalte Leiche, auch Leopoldens Erſchöpfung kehrte zurück; er ſank einem der zunächſt ſtehenden Guerillas in die Arme.

Grauen und Schaudern durchrieſelte die Adern der Anweſenden; eine lange ſchweigvolle Pauſe erfolgte wieder, dann faltete der alte, fromme Biſchof abermals die Hände und mit einem ſeelenvollen Blicke zur Höhe ſprach er langſam und feierlich:

Herr und Vater! unerforſchlich ſind deine Wege — ſey ſeiner armen Seele gnädig. — Requiescat in pace!

Dumpf wiederhallte das Amen der Gemeinde in den hohen Hallen des gothiſchen Tempels.

Genau an demſelben Tage, an welchem das Jahr zuvor der General Ravani geſtorben war, verkündigte mit Aufgang der Sonne das melodiſche Glockengeläute von den hohen Tempel=Thürmen des der heiligen Clara geweihten Nonnenkloſters in der kaſtilianiſchen Sierra den Bewohnern der Umgegend abermals eine hohe Feier und Alt und Jung ſtrömte in Schaaren nach den altgothiſchen Hallen hin, denn heute wurde der kühne Tyroler=Alpenſchütze getraut mit der liebreizenden Gottesbraut des vorigen Jahres.

Gerne werden geneigte Leſer mir die detaillirte Beſchreibung der Trau= und Hochzeitsfeier erlaſſen, auch will ich mich nicht mit einer genauen Schilderei der wonniglichen Gefühle verhalten, welche in einem un=

gewöhnlich hohen Grade das hehre, in ſeltener Weiſe liebende, Paar umfing und mich begnügen lediglich das Wiſſenswertheſte in Kürze nachzutragen.

Cunigunde vollbrachte das, der tiefen Trauer über des Vaters Hintritt geweihte Jahr noch im Clarakloſter, in Mitte der ihr wahrhaft in Liebe geneigten frommen Schweſtern.

Der verwundete Leopold dagegen wurde im Hauſe des vornehmſten der weltlichen Kloſterbeamten untergebracht und ſorgfältigſt verpflegt.

Nur ſelten ſahen ſich während dieſes Jahres die Liebenden — nachdem der Tyroler wieder ausgehen konnte — im Sprachzimmer des Nonnenkloſters und ſelbſt dann nie ohne Zeugen, denn es waltete hier eine gar ſtrenge Obſervanz, allein das Paar war glücklich, lebte es doch ungemein roſigten Hoffnungen entgegen.

Leopolds Wunde war zwar nach Verfluß des Trauerjahrs geheilt, allein des Jünglings rechter Arm blieb vorerſt dermaßen dennoch gelähmt, daß er nicht daran denken konnte, vor der Hand Kriegsdienſte leiſten zu wollen und der tapfere Tyroler wurde demnach von den dankbaren Spaniern aufs Ehrenvollſte entlaſſen.

Gleich nach vollzogener Trauung verließ das neu verbundene glückliche junge Paar das Nonnenkloſter in der kaſtilianiſchen Sierra und man wendete ſich nun nach Savojen, Cunigundens Vaterlande, wo es nach einigen Schwürigkeiten Leopolden gelang, das bedeutſame Vermögen der jungen Gattin, welches ihr als einziger Tochter des verlebten Generals d. Navani von Rechtswegen zukam, zu erheben. Alle liegenden Gründe in Savojen wurden verkauft, denn Cunigunde mochte gerne den Wunſch des geliebten Gatten erfüllen und mit ihm in ſeinen heimatlichen Gebirgen ſich häuslich niederlaſſen.

Auch Leopold beſaß einiges Vermögen, welches er, nach mehrern Jahren nun wieder die Heimat begrüßend, flüſſig machte. Unſere Leutchen wählten Insbruck zu ihrem künftigen ſtändigen Aufenthalte, allein am Fuße des höchſt romantiſch gelegenen Berges Iſels baute ſich Leopold eine ungemein geſchmackvolle Villa, wo man die ſchönern Monate des Lenzes und Sommers zubrachte und um des Paares Glück vollkommen zu machen, umklammerte nach Jahresfriſt ein holdes Cunigundchen des entzückten Vaters Hals.

Jetzt war das verhängnißvolle Jahr 1813 mit ernſtem Schritte in den Reigen der denkwürdigen deutſchen Geſchichten getreten. Teutonia, die kräftige, ſelbſtſtändige, hub nach langem Schlummer endlich an, nicht wie bisher, halb ſchlafend, einzelne Glieder zu regen, ſondern ſie machte in der That Miene, langſam ihren ganzen Körper erheben zu wollen.

Des ehemaligen kühnen Alpenſchützen rechter Arm war wieder erſtarkt, gewaltig zog es ihn fort; mitfechten mußte er im deutſchen großen Freiheitskampfe und die hochſinnige Cunigunde blieb weit entfernt, des wackern Gatten Genius hemmen zu wollen; weinend wie Andromache ihren Hector, aber dennoch gefaßt gleich einer Spartanerin, entließ ſie den Geliebten aus ihren Armen.

Leopold flog nach Wien, und gerne nahm man den nahen Verwandten und Pflegeſohn des dort hoch gefeierten Andreas Hofer auf, insbeſonders, da dieſer Pflegeſohn ſich im Kriege der Tyroler und Spanier bereits ſelbſt bemerkbar gemacht und ſehr vortheilhaft ausgezeichnet hatte.

Leopold erhielt eine öſterreichiſche Jägerkompagnie und befand ſich bei jenem Corps, welches im October bei Braunau mit den Bayern vereiniget, unter Wrede geſtellt und von dieſem nach Hanau geführt wurde.

Seltſam hatte es das Schickſal gefügt. Dieſelben Krieger, welche der, dem ehemaligen jungen Alpenſchützen anerzogene blinde und unverſtändige Nationalhaß, wie wilde Thiere verfolgen und tödten hieß, dieſelben Krieger waren nun des Tyrolers liebe deutſche Brüder geworden, welche, voll Enthuſiasm', muthig mit ihm ein und daſſelbe hohe Ziel zu erſtreben, unaufhaltſam dahin ſchritten.

Wohl manche ernſte Gedanken drangen ſich dem ſinnigen Leopolde während des langen Marſches auf, denn in Erfüllung ſchienen nun des ſchlichten, unglücklichen Andreas letzte Worte gehen zu wollen, die er in Mantua dereinſt noch geſprochen: es ſchien ein feſtes Band alle deutſche Völker auf ewige Zeiten verbinden zu wollen; es ſchien nun hell zu tagen der hehren Freiheit Licht und die oft belobte güldene Zeit der Dichter in der Wirklichkeit zu nahen.

Unſeliger Ahn'! — rief nach ſolchen Betrachtungen Leopold dann öfters unwillkührlich aus — wenn ſo klar dein Auge ſchaute, warum wußteſt du dein volles Herz nicht zu wahren? warum dein Gefühl zu frühe offenbaren? hätteſt du ſtill und ruhig die Zeit erwartet, welche dennoch gekommen wäre, welche kommen mußte — nicht ein blutig Opfer der Tirannei wäreſt du und tauſende der Deinen gefallen, nicht verheret auf lange Zeiten hinaus lägen die Gefilde, die Städte und Dörfer deines wackern Alpenvolkes!

Armer, kurzſichtiger, ehrlicher Leopold! — kann man ſich nicht entbrechen auszurufen

— du ließeſt bei deinen Reflexionen einen ganz kleinen Umſtand blos unbeachtet: dein unſeliger Ahn' war ja eine unſelige Maſchine nur!! —

Leopold wohnte dem ganzen ſogenannten heiligen deutſchen Freiheits- und Befreiungskriege bei und fand verſchiedentlich Gelegenheit ſich auszuzeichnen; er rückte auch, im Verfolge des heiligen Kampfes, erſt zum Major dann zum Oberſtlieutenant vor und ſah ſich von den verbündeten Monarchen durch Verleihung mehrerer ihrer hohen Orden hoch geehrt.

Endlich kehrte unſer Held, lorbeergekrönt, mit vielen tauſend andern Lorbeergekrönten, zurück zu ſeinen Häuſern.

Dank vom Hauſe Oeſterreich? fragt Schillers Buttler — aber alſo konnte auch nur eine poetiſche Perſonage fragen, denn jenes erlauchte Haus wußte treuen Dienſten ſtets kaiſerlich zu lohnen.

Die ganze Hoferiſche Familie, und mit derſelben auch unſer Held, wurde in den Adelſtand erhoben und dem leztern noch zum Ueberfluſſe eine güldene Gnadenkette und der Charakter eines k. k. Oberſten verliehen.

Leopold und Cunigunde leben, wenn ſie anders während des Druckes dieſer Erzählung nicht geſtorben ſind, noch heutigen Tages in ihrer ſchönen Villa am Fuße des Berges Iſel ſo glücklich als Sterblichen und insbeſonders Eheleuten in dieſem irdiſchen Jammerthale und auf den irdiſchen Jammerbergen zu leben vergönnt iſt.

In ſeinem Parke hat Leopold v. Hofer ein ſinnig erfundenes auf ſeine und Cunigundens merkwürdige Lebensſchickſale Bezug habendes Denkmal errichtet, an welchem, in der nun ſo ſehr beliebten und zur Modegewordenen gothiſchen Schrift, die Worte zu leſen ſind:

Ewig treu und dort wieder.

IV.

Der treueſte Hund,

des

beſten Herrn Verderben.

Original-Erzählung.

Vorwort.

Hündiſche Treue iſt längſtens ſprichwörtlich geworden; wer wüßte von ihr nicht zu rühmen, daß ſie unzähligemal den Menſchen Hab, Gut und Leben gerettet hat? — in unſern Tagen haben die Hunde ſogar an, in der Sphäre dramatiſcher Kunſt, eine bedeutſame Rolle zu ſpielen; mit Glück betraten die vierfüßigen Acteure die Bühne, ja es kam endlich ſo weit, daß ein Herr Mayrhofer aus Wien Deutſchland durchreiſte, um allerwärts als maskirter Hund zu debutiren; ſolch' ſeltſames Unternehmen konnte auch als Zeichen der Zeit gelten!

Indeſſen — daß der treueſte Hund des beſten Herrn Verderben wurde, eine ſolche Thatſache blieb, meines Wiſſens, bis jetzt unerhört; deshalb macht die folgende Erzählung auf Originalität Anſpruch. Dieſelbe ſtellt ſich ſchmucklos, beinahe des romantiſchen Prunkes gänzlich entblöst, dar; allein das Geſchichtchen iſt in ſeinen Grundzügen buchſtäblich wahr und hofft demnach nichtsdeſtoweniger das Intereſſe des Leſers zu gewinnen.

* * *

1.

Ein großer ſtämmiger Mann mit einem Geſichte, aus welchem Ernſt und Entſchloſſenheit ſprachen, ſaß mit überſchlagenen Beinen am Tiſche ſeiner Studierſtube, emſig ſchreibend und aus einem kurzen Pfeiffenſtummelchen ſchwarze Rauchwolken über das Papier hinblaſend; von Zeit zu Zeit ſprach der Schreiber einem mächtigen Schnapsglaſe zu, welches ſeinen Lieblings = Morgentrank, echten Kornbranntwein, enthielt.

Schwerlich wird der freundliche Leſer des Schreibers Stand errathen, wie man überhaupt im menſchlichen Leben auf den erſten

Blick die Leute nicht oft für das hält, was ſie eigentlich ſind, denn unſer hier eingeführter Mann war in der That Niemand anders, als der Paſtor loci im Dörfchen Altweiler, in der Mark B—g, Magiſter Turban genannt.

Man muß auch hier ernſtlich verbitten, der Leſer wolle zu voreilig nach dem erſten Scheine urtheilen; zwar hatte der Magiſter einſt als lebhafter, kräftiger Jüngling auf der Hochſchule etwas ſtark renomirt und dann während mehrern Feldzügen, denen er als Feldprediger beigewohnt, ſo manche Form angenommen, welche fürwahr mehr für einen Huſarenwachtmeiſter, dann für einen Boten des Friedens ſchicklich geweſen ſeyn dürfte, allein unſer Turban war nichtsdeſtoweniger ein verſtändiger, humaner und aufgeklärter Mann, was nicht alle Boten des Friedens ſeyn ſollen, dann zeichneten ſtrenge Rechtlichkeit und eine hohe Konſequenz den Landpfarrer ſehr zu ſeinem Vortheile aus.

Jetzt war der Magiſter beſchäftiget, ſeine Predigt für den kommenden Sonntag auszuarbeiten, in welcher der gute Mann gedachte, gegen die üble Gewohnheit des Fluchens loszudonnern, der die Altweiler Bauern ſehr ergeben waren, als ſich plötzlich ein ſehr lautes Kindergeſchrei im Hauſe erhob und den geiſtlichen Koncipienten in ſeinem Ideengange ſtörte.

Mit gefalteter Stirne und zwiſchen den Zähnen brummend ſchaute der Paſtor einigemale nach der Stubenthüre hin, als aber das Geſchrei immer heftiger wurde, ſprang er auf, öffnete die Thüre und ſchrie in ſeinem furchtbaren Kanzelbaſſe hernieder: Nun in's drei Teufels Namen, was iſt denn einmal wieder los? ſo haut doch dem verdammten Jungen den — voll, wenn er ſich nicht ruhig halten will.

Des Predigers Gattin rannte ſtatt der Antwort die Treppe hinan; die arme Frau trug das Gepräge des Entſetzens und der höchſten Angſt an ſich und müheſam nur vermochte ſie die Worte hervorzuſtammeln: Ach lieber Mann — komm' ſchnell — welch' ein Unglück — unſer armer Emil — Nachbars Sultan hat ihn gebiſſen — zweimal — in die Wange — und in das Bein — die Wunden ſind tief und ſcheinen gefährlich — o Gott meine Zuverſicht!

Kreuz Bataillon Donnerwetter! — ſchrie hierauf der Dorfpfarrer wieder — wie oft ſagt ich es Euch nicht, ihr ſollet auf den Buben mehr Acht haben, rannte der Junge doch ſtets allen Hunden im Dorfe nach, des Nachbars Sultel iſt eine tückiſche Beſtie — ich traute ihr nie, wenn gleich der Klaſſiker ſpricht: canis timidus plus latrat, quam mordet — nun haben wir die Beſcherung.

Alſo polternd eilte der Magiſter die Treppe hinab, ins Erdgeſchoß des Pfarrhäusleins.

2.

Der Landprediger Turban war ſeit zehn Jahren verheirathet und lebte mit ſeiner ſanften, ſehr gebildeten und dennoch ungemein wirthſchaftlichen Gattin in ſehr glücklicher Ehe; ein holder und hoffnungsvoller Knabe, welcher jetzt bereits das achte Lebensjahr erreicht hatte, ſchien die einzige Frucht dieſer gelungenen Verbindung bleiben zu wollen und der Kleine wurde, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, von den Eltern nur um ſo zärtlicher geliebt.

Wie denn manches Kind einen Finger oder Zehen zuweilen zu viel oder zu wenig mit auf die Welt bringt, ohne daß man den Ueberfluß zu beſeitigen, noch das Fehlende zu erſetzen vermag, ſo ſcheinen in analoger Weiſe andern Kindern moraliſche Arten und Unarten häufig angeboren zu werden, über welche pädagogiſche Künſteleien wenig oder nichts vermögen.

Daß ſich Kinder, mehr als Erwachſene, zu Thieren, zu Hunden und Vögeln vorzüglich, hingezogen fühlen, iſt eine bekannte Sache, allein in einem ungewöhnlich ſtarken Grade ſprach ſich dieſe Neigung in unſerm Paſtorſöhnchen aus, denn der kleine Emil ſchien in der That in das Hundegeſchlecht gänzlich vernarrt zu ſeyn; alle Thiere dieſer Art im Dorfe kannten auch ihren jungen Freund, der mit ihnen regelmäßig ſein Morgen- und Vesperbrod zu theilen pflegte, nur gar zu wohl und wenn der Knabe, welcher, zu Gunſten ſeiner Lieblinge, Mütterchen überdieß noch manches Schinkenbein durch Schmeicheleien abzugewinnen wußte, durchs Dorf ſchlenderte, ſah er ſich jedesmal, zu ſeinem unausſprechlichen Vergnügen, ſogleich von einem zahlreichen Hunde-Kortege gefolgt, welcher bei jedem

Hauſe neuen Zuwachs erhielt und der ehrliche Paſtor hatte daher ganz recht, wenn er Nachbars Sultan eine tückiſche Beſtie nannte, denn nur eine ſolche konnte ihren wohlthätigen Freund mit ſchnödem, ſchwarzem Undanke lohnen.

Der beſonnene Prediger befahl ſogleich nach dem Dorfbader zu ſenden, dieſer aber ſchüttelte, nachdem er des immer noch laut ſchreienden Knaben Wunden beſichtiget hatte, bedenklich das erfahrene Haupt, reinigte und verband ſodann aber jene Wunden mit großer Sorgfalt und brachte den kranken Kleinen ſofort zu Bette, in welchem Emil bald von einem heftigen Fieber befallen wurde, wild phantaſirte und ſpät endlich in einen ſehr unruhigen Schlummer verſank.

3.

Im Pfarrhauſe zu Altweiler war großer Jammer.

Des Predigers und ſeiner Gattin Abgott, der arme Emil, lag an den Folgen der durch Hundsbiſſe erhaltenen ſchweren Wunden fortdauernd ſehr krank darnieder und des Patienten Zuſtand hatte ſich in der That etwas gefährlich geſtaltet.

Müheſam und nach Verlauf mehrerer Monden erſt genaß der Knabe, allein ungemein umwandelt ſtellte der kleine Reconvalescent ſich nun dar.

Ein anmuthiger Amor ſelbſt galt Emil in der ganzen Umgegend, als der ſchönſte Knabe dieſes Alters und auch in natürlichen Witz und liebenswürdigen lebhaften Schalksſinn ſchien unſer Heldlein mit dem heidniſchen Liebesgott ſich getheilt zu haben, doch nach jenem unſeligen Vorfalle war es anders.

Eine den Knaben etwas entſtellende, ſchnöde, breite Narbe war von dem einen Hundsbiſſe auf der rechten Wange zurückgeblieben und der andere hatte Emils linkes

Bein für immerdar dermaßen gelähmt, daß der kleine Unglückliche gezwungen blieb, bedeutſam zu hinken, auch ſah der Knabe von nun an fortwährend blaß, ſeine ſonſtige unerſchütterliche Geſundheit wankte häufig und der ehemalige jugendliche Frohſinn ſchien einer jetzt vorherrſchenden melankoliſchen Stimmung und einem dieſem Alter ungewöhnlichen Phlegma gewichen zu ſeyn; doch der erfahrene Unſtern ſelbſt hatte keinesweges vermocht, des Knaben ſeltſame Neigung zum Hundegeſchlecht zu ſchwächen und dieſe Vierfüßler blieben nach wie vor ſeine liebſten und treueſten Freunde.

Ob der ungünſtigen phyſiſchen Umwandlung des Söhnleins vergoß die Paſtorin manche bittere Thräne, doch Ehren Turban pflegte dann, die Gattin ſanft tröſtend, wohl zu ſprechen:

Nun eine Narbe im Geſichte und ein hinkend Bein ſind noch gerade keine Uebelſtände, welche ſich dem künftigen Lebensglück des Jungen als unüberwindliche Hinderniſſe entgegen ſtellen. **Emils** Aeußeres hat gelitten, **abſchreckend** geſtaltet es ſich indeß immer nicht; ein lahmes Bein erweckt **Sitzfleiſch**, dem künftigen gelehrten Theologen ungemein erſprießlich und **hinkende Boten** ſind die **Gewiſſensräthe ohnehin ſtets**.

4.

Der ſcientiviſchen Bildung des einzigen Söhnleins widmete der Landprediger nun viele Zeit und Fleiß und des Vaters Mühen blieb nicht unbelohnt.

Die gütige Natur hatte **Emilen** nicht nur mit einem gefühlvollen Herzen, ſondern auch mit einem ſcharfen Auffaſſungsvermögen und unverkennbarem Genie ausgeſtattet und in der That — Magiſter **Turban** mochte ſo ganz unrecht nicht haben — der erlittene Unfall ſchien des Knaben zu wildes Jugendfeuer gar ſehr gedämpft und ihm das zu anhaltenden höhern Studien allerdings höchſt nöthige Sitzfleiſch anerzogen zu haben, allein die Hoffnungen der Paſtorin, es werde das einzige liebe Söhnlein, zu etwas reiferm Alter gelangt, kräftiger und blühender einherſchreiten, ſchienen ſich nicht im vollen Maß beſtättigen zu wollen, denn Emil kränkelte von Zeit zu Zeit und blieb nach wie vor — ein Hinkebein.

Unſer kleiner Held hatte das fünfzehnte Lebensjahr zurückgelegt und es war der Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung dermaßen feſt gelegt, daß der gelehrte Vater nun ernſthaft daran dachte, den hoffnungsvollen Sohn nach der zu nächſt gelegenen Stadt in eine der oberſten Klaſſen des dortigen Gymnaſiums zu bringen.

Es lebte dem Paſtor in erwähnter Stadt eine betagte Schweſter, Frau Salome Kienaſt genannt, Wittwe des wohlſeligen Herrn Timotheus Kienaſt, der, ein betriebſamer Krämer, ſeine kinderloſe Gattin im ungeſtörten Beſitze einiges rechtlich = oder unrechtlich erworbenen Vermögens im irdiſchen Jammerthale zurückgelaſſen hatte und beſagte Frau Salome erklärte ſich bereit, des Bruders hoffnungsvolles Söhnlein in Koſt und Wohnung und zwar unentgeldlich aufnehmen zu wollen, welcher letzter Umſtand dem ehrlichen Magiſter, bei der ihm beiwohnenden koſtſpieligen Lebensluſt und den ziemlich magern Erträgniſſen ſeiner Pfarre, ungemein berückſichtigenswerth erſchien.

Benetzt von der zärtlichen Mutter Thräne und begleitet von des Vaters Lehren und Segen reiste Emil zur Tante in die Stadt.

5.

Indem man ſich jetzt veranlaßt ſieht, ein altes Weib in die Geſchichte einzuführen, ſo böthe ſich gleich die beſte Gelegenheit von der Welt dar, erwähntem altem Weibe —

um dem modernſten romantiſchen Modegeſchmack zu genügen — eine rieſigte Geſtalt, grauliche Geſichtszüge, ein phantaſtiſches aber ſchmutziges Coſtüme, eine tiefe ſchauerliche Baßſtimme und, als letzte Anhängſel, prophetiſche Gaben und ſeltſamigliche Verrücktheit — anzudichten; sed magis amica veritas! — und demnach ſehe ich mich, ein echt ſpießbürgerlicher Schriftner veranlaßt, hiemit ganz aufrichtig zu geſtehen, daß das meinige nichts mehr und nichts minder dann ein ganz leidliches gewöhnliches altes Weib darſtellte.

Indeſſen war Frau Salome ſparſam ohne geitzig, gutmüthig ohne einfältig zu ſeyn; ſie plauderte gern, allein eine klatſchende Caffeeſchweſter verdiente ſie deshalb noch nicht genannt zu werden; ſie gieng fleißig in die Kirche, affektirte aber keineswegs die über Zion wachende Betſchweſter.

Neben mehrern Lichtſeiten, welche unſerer züchtigen Matrone Charakter vortheilhaft beleuchteten, verdunkelten ihn anderwärts wieder einigermaßen die Schattenſeite eines ſogenannten und zwar nicht kleinen Eigenſinnes, doch können wir dieſem Eigenſinne bezeugen, daß er wenigſtens von conſequenter Art war; von Meinungen, ob richtigen ob irrigen, welche ſie einmal erfaßt hatte, ließ Salome nimmermehr und an der Verläßigkeit der Verſprechungen und der Unwandelbarkeit der Beſchlüſſe dieſes alten Weibes hätte ſo mancher wortloſer deutſcher Miniſter oder Machthaber ſich ein erſprießliches Beiſpiel nehmen mögen.

Alſo ungefähr war Emils neue Pflegemutter beſchaffen.

6.

Unſer junger Held mußte ſich einem Tentamen unterwerfen, welches reſultirte, daß die prüfenden Profeſſoren erachteten, es habe des Predigers Sohn noch drei Jahre ſich auf dem Gymnaſium zum Beſuche der Hochſchule vorzubereiten.

Tante Salome befreundete ſich mit dem Neffen ſchnell genug.

Der angehende Jüngling zeigte einen ſtillen, friedlichen, zur wahren Gottesfurcht ſich hinneigenden Charakter; dabei war Emil reinlich und blieb, voll glühender Wißbegierde, ein ungemein fleißiger und arbeitſamer Schüler — lauter Eigenſchaften, welche der Matrone gar wohl gefielen.

Die gute Pflegemutter ſuchte ihrerſeits dem dankbaren Neffen ihre hohe Zufriedenheit dadurch zu erkennen zu geben, daß ſie ihn regelmäßig, jeden Tag viermal, reichlich abfütterte, die Defecte ſeiner Wäſche großmüthig erſetzte und ihm aus der noch vorhandenen Garderobe des ſeligen Herrn Timotheus Kienaſt bald einen Rock, bald ein Beinkleid anpaſſen ließ.

Nur ein Umſtand ſtörte zuweilen die ſehr erträglichen Verhältniſſe, in welchen der Neffe zur Tante lebte.

Emils Vorliebe für die Hunde hatte eher zu= als abgenommen.

Ueber unſeres Helden Schreibpulte, an der Stelle, wo gefühlvolle dem reifern Alter ſich nahende Gymnaſiaſten nicht ſelten bereits Treuliebchens Bildniß zu hängen haben, erblickte man unter Glas und zierlichem Rahmen den kleinen Kupferſtich, welcher eine ſäugende Hühnerhündin darſtellt und unter welchem die Worte zu leſen ſind:

„Schlummernd liegen die Jungen im Stroh,
Die Alte darneben gutmüthig und froh.“ *).

---

*) Dieſes niedliche radirte Blättchen erſchien vor mehrern Jahren bei Herzberg in Augsburg; das Pendant zu demſelben ſtellt ſchäckernde Katzen dar, mit der beinahe ſatyriſchen Unterſchrift: „Wie die Alte ſich bemüht, bis ſie die Jungen gut erzieht.“

Des Predigers Söhnlein aus Altweiler machte in ſeinem nunmehrigen Aufenthaltsorte, unter dem Geſammtgeſchlechte der Hunde ſelbſt, bald wieder viele intereſſante Bekanntſchaften und es traf ſich nicht ſelten, daß er aus der Klaſſe, in Begleitung eines kleinen ſchmeichelnden Täckels, eines poſſirlichen Pudels, eines muntern Spitzes oder eines klaffenden Fleiſcherhundes zurückkehrte.

Solche Beſuche kamen der Tante keineswegs willkommen; Frau Salome war eine große Verehrerin des Katzengeſchlechtes und ein Kater nebſt drei Kätzchen bildeten ihre Hausgenoſſenſchaft. Als Katzenbeſchützerin gehörte nun Tantchen, ſehr erklärlicherweiſe, unter die erklärten Feindinen der Hunde, wogegen Emil, der Hundefreund, als unerbittlicher Katzenantagoniſt ſich darſtellte.

Bei ſolchen Gelegenheiten geriethen Tante und Neffe in oft ſich gar hitzig geſtaltenden Streit, über die von jedem einzelnen Theile mit Leidenſchaft vertretenen Geſchlechter.

Salome ſchalt die Hunde tölpiſch, unreinlich und gefräßig, Emil die Katzen falſch, genäſchig, treulos und verbuhlt. Voll Salbung pflegte Tantchen wohl gar zu ſprechen: Den ganz eigenthümlichen gehaltvollen Werth der lieben Kätzlein, du kurzſichtiger Junge! vermagſt du nicht zu beurtheilen, denn glaube mir, auſſer ſeinem thieriſchen Inſtinkte, wohnt dem Katzengeſchlechte ein wunderſeltſamiglicher, ein unerklärlicher Sinn bei, den alte Völkerſchaften ſchon erkannten und deſſenzufolge den Katzen große Verehrung bezeigten. — Betrachte einmal meinen ſchwarzen alten Kater; ſo wie du ihn hier ſiehſt, ahndete und bezeichnete derſelbe den nahen Tod meines in Gott ſeligen Herrn Timotheus, bevor dieſer ſelber noch irgend ein Uebelbefinden verſpürte, denn mehrere Tage zuvor ſprang der Kater zur Nachtszeit auf des Herrn **Timotheus** Bettdecke und erweckte ihn und mich mit ſchauerlichem Klagegewinſel, und als nun mein ſeliger Herr in der That erkrankte, gebehrdete ſich, des Gebieters Auflöſung verkündigend, der ſchwarze Kater dermaßen toll und ungeſtüm, daß ich ihn gewaltſam aus der Stube bringen mußte; allein es half nichts, der Kater fuhr fort in ohrzerreiſſenden Tönen zu lamentiren und öffnete endlich, durch einen kühnen Sprung auf die Klinke, ſelbſt die Stubenthüre, um gewaltſam zu dem Sterbenden zu dringen, deſſen Lager in ſeltſamen Capriolen zu umkreiſen und ein, Mark und Bein durchdringendes Geheul zu erheben.

Die Thatſache angenommen, erwiederte **Emil**, kann dieſelbe nur **Grauen** vor einem **unheimlichen** Thiere erwecken, von dem man auch weiß, daß es öfters ſchon das

Blut ſchlafender Kinder geſogen und ſeine ſchlummernde Wohlthäter erwürgt hat.

Das iſt ſchwarze, ſchändliche Verläumdung, kreiſchte Tantchen, — indem ſich ihr Geſicht höher färbte, — es haben die frommen, lieben Thierchen auſſer dir, du herzloſer Junge! leider gar viele Feinde noch. Genug — der Hunde- und Katzenſtreit endete gewöhnlich gerade ſo, wie die Streite in gelehrten und belletriſtiſchen Sphären; beide Theile erhitzten ſich unnöthigerweiſe und wurden erbittert, keiner aber von des andern Anſichten überzeugt, wenn auch ſchon der untergeordnete Pflegeſohn nothgedrungen die Segel ſtreichen muſte und ſeltener von den ihm befreundeten Hunden des Städtchens in der Tante Behauſung Beſuche annehmen durfte.

7.

In der flachen Menſchenwelt, wie ſie iſt — und in keine romantiſche, haben wir verſprochen, den geneigten Leſer für dieſes Mal einzuführen — verfließen den Herren der Schöpfung oft ſo manche Jahre, ohne daß ihnen etwas begegnete, was als ausserordentlich oder merkwürdig verdiente ausgezeichnet zu werden und das Leben und Wirken eines Gymnaſialſchülers zumal — welche Erheblichkeiten vermöchte es darzubieten?

Wenige Monden nur ſollte Emil indeſſen noch auf dem Gymnaſium zubringen und dann die Hochſchule beziehen, da nahete ehevor noch eine für den Jüngling nicht unbedeutſame Cataſtrophe.

In der Gegend von Altweiler hatten ſich plötzlich Spuren eines ſehr bösartigen und anſteckenden Fiebers gezeigt und ſchnell erreichte das Uebel einen hohen, einen ungemein gefährlichen Grad.

Seine Pflicht führte den Magiſter Turban täglich und ſtündlich an die Kranken-

und Sterbebetten der Angeſteckten. Voll Muth und frommer Ergebung folgte der ehemalige Feldprediger jenem erhabenen aber gefährlichen Berufe, indem er im häufigen Genuſſe des Wachholderbranntweins und ſeiner ſtets qualmenden Tabackspfeife die verläßigſten Preſervatiſe aufgefunden zu haben glaubte; allein eines Abends, nachdem der Magiſter ziemlich ſpät von ſeinen Krankenbeſuchen zurückgekehrt war, klagte er über heftige Kopfſchmerzen, legte ſich ins Bett und delirirte bald darauf; die Seuche hatte ſich des Armen bereits bemächtiget.

Des Predigers brave Gattin, obwohl in nicht geringem Grade apprehenſif, wiech anfangs nicht von des Magiſters Lager, allein nur zu bald zeigten ſich an der Unglücklichen die untrüglichen Vorboten der Epidemie; man brachte die Kranke zu Bett und nach Verlauf dreier Tagen waren der Magiſter und ſeine Gattin — Leichen.

8.

Unverhofft und plötzlich erhielt Frau Salome die Kunde von des Bruders und der Schwägerin gleichzeitigem schnellen Tode.

Die gute Matrone erſchrack heftig und ſuchte mit zarter Vorſicht Emilen die Trauerpoſt beizubringen, nichtsdeſtoweniger machte dieſelbe auf den ehrlichen Jungen einen gewaltigen Eindruck; es war der erſte heftige Seelenſchmerz, welchen der Jüngling zu bekämpfen hatte.

Unſer Held eilte nach Altweiler und kam gerade zur gelegenen Stunde, um den Leichenzug der geliebten Eltern zu Grabe zu geleiten.

Der ehrliche Magiſter Turban hatte einigen Hausrath, ſehr wenig Geld und ungemein viele Bücher, die Frau Magiſterin dagegen etwas Linnen und einen großen aufgehäuften Vorrath Erdäpfel hinterlaſſen.

Emil blieb des verklärten Paares natürlicher und einziger Erbe; der Eltern hinterlaſſene Geſammthabe wurde veräußert, allein der Erlös erreichte kaum die Summe etlicher hundert Thälerchen, und der Schulze des Dorfes, ein rechtlicher und wohlhabender Landmann, wurde dem annoch unmündigen Predigerſohne zum Vormunde beſtellt.

Nach der Beerdigung der geliebten Eltern hatte unſer Held noch mehrere Tage am geliebten Oertlein der Geburt verweilet, um einige, ihm brauchbare, Werke aus des ſeligen Vaters Bibliothek auszuwählen und dann auch um bei der Auction ſelbſt thätig zu ſeyn.

Einen wehemuthsvollen Brief erhielt während jener Zeit Tante Salome vom Pflegeſohn; das jugendlich weiche, gebrochene Kindesherz hatte die Worte diktirt.

Die Matrone war tief gerührt; ſie fertigte eine tröſtende Antwort nach Altweiler ab und ließ ſich unter anderm in derſelben alſo vernehmen:

„Was der Eltern geringen Nachlaß betrifft, ſo laß dir darüber, mein guter Emil! nur kein graues Härchen wachſen; jener geringe Nachlaß ſoll dir vorerſt unangetaſtet bleiben — ja, ja, die Tante Salome, wenn ſchon nichts weniger als reich, hat dennoch ſo viel, um den Pflegeſohn auf der Hochſchule nicht dürfen darben zu laſſen, allein die Tante macht ſich auch blos anheiſchig, ihren lieben Pflegeſohn in ſolange zu unterſtützen, als derſelbe der Pflegemutter in allen Stücken folgſam, ſich ſtets eines gottesfürchtigen, ſittſamen und erbaulichen Lebenswandels befleißigen wird, ſo wie es dem künftigen Diener der Kirche zukömmt.“

Nun die Ausſicht konnte dem baldigen Muſenſohne allerdings eine tröſtliche gelten und der Schulze, welcher es mit ſeinem neuen Mündel recht gut meinte, rieb ſich, als ihm Salomes Brief zur Durchſicht übergeben wurde, vergnügt die Hände, indem er freudig ausrief: Sagte ich es doch immer, die Vorſehung wacht über Wittwen und Waiſen!

9.

Kurz vor Magiſter Turbans Tode war eines Abends in dem einzigen Gaſthofe des Dörfchens Altweiler ein zerlumpter reiſender Schickſalstragödiendichter, in Begleitung eines großen Hundes, angekommen.

Der Poet befand ſich unwohl, ließ ſich eine Stube anweiſen und legte ſich zeitig zu Bette, allein des andern Tages fand man den Fremden von der herrſchenden Epidemie ergriffen und der Schickſalsmann tobte in ſeinem Delirio bei weitem ärger, als zehn gewöhnliche Tolle.

Die Wirthsleute jammerten nicht wenig ob des kranken Gaſtes, deſſen Seuche nur zu anſteckend war, allein was blieb zu thun? — den delirirenden Tragödiendichter geradezu aus dem Hauſe auf die Straße zu werfen, geſtattete Menſchlichkeit nun einmal nicht.

Weniger Umſtände machte man übrigens mit des Gaſtes Begleiter. Der fremde Hund zeigte ſich ungemein verzogen, ſtahl das Fleiſch aus dem Topfe vom Feuerheerde weg, raufte die übrigen Haushunde alle ab und kneipte Kinder und Geſinde in die Waden, weshalb der Wirth einen tüchtigen Prügel zur Hand nahm und den Schickſalshund aus ſeinem Gaſthofe prügelte, ſo oft er ſich daſelbſt blicken ließ, worauf das Thier herrnlos im Dorfe umherirrte und ſich von Diebſtahl nährte.

Nach Verlauf weniger Tage ſtarb der Tragödiendichter und bei deſſen Beerdigung fand ſich ungeladen ſein verwaister Hund wieder ein; nachdem der Poet eingeſcharret war, warf ſich das Thier auf den friſchen Grabeshügel und erfüllte mit ſeinem Klagegeſchrei die Lüfte.

Wenig kümmerten ſich die rohen Altweiler Bauern um den fremden heulenden Hund, allein dagegen nahm dieſer die Aufmerkſamkeit unſeres Emils in einem hohen Grade in Anſpruch; den Jüngling rührte des Thieres Treue und er beſchloß ſich deſſelben anzunehmen.

Am erſten Tag fletſchte der Hund unſerm Helden, als ſich dieſer dem Grabeshügel nahete, die Zähne, hartnäckig jede Schmeichelei und ſelbſt dargebotene Lebensmittel zurückweiſend, allein da die Zeit den Schmerz der Thiere und Menſchen mildert, gelang es Emilen, am dritten Tage, nach des Poeten Beerdigung bereits, deſſen trauernden und hungerigen Hund durch einen wohlgekochten Knochen zu gewinnen; das Thier verließ ſofort den Grabhügel und folgte willig dem Predigerſohn, ſich offenbar in deſſen Schutz begebend.

Des Hundes nunmehrige Willfährigkeit

machte Emilen viele Freude und er legte dem Thiere den Namen: „Fidel“ bei.

10.

Auf den Fall hin, daß der bisherige Gang der gegenwärtigen Geſchichte den einen oder andern ungeneigten Leſer mit einiger Langeweile erfüllt haben ſollte, verſprechen wir hiemit, daß ſich erwähnter Gang nun lebhafter und pikanter vorwärts bewegen ſoll, indem jetzt erſt der eigentliche Held, der Hund nämlich, in beſter Form in die Schranken zu treten die Ehre haben wird.

Da es aber hergebrachte Sitte iſt, den Helden einer Geſchichte, bevor man ihn handeln läßt, einigermaßen konterfeit dem Leſer vorerſt darzuſtellen, ſo melden wir demnach, daß es, nach dem Aeußern des Hundes, ſchwer zu beſtimmen blieb, welcher Race und Caſte derſelbe eigentlich angehörte;

Kenner nannten unſern Fidel einen Baſtard, ſintemalen das Vieh zugleich dem Schäfer-, dem Hühnerhunde und dem Pudel ähnelte.

Fidels Farbe hielt die Mitte zwiſchen roth und weiß; ſeine verworrenen ſtarren Haare ſchien er vom Schweine, den Kopf von einem Stierlein und endlich die unzierlichen breiten Pfoten vom Bären geborgt zu haben; des Hundes Schweif aber mahnte auffallend an die dünnen krummen Haarzöpfe der L—g—r Stadtſoldaten und man wird es uns demnach gerne glauben, wenn wir die Behauptung hier aufſtellen, es habe ſich unſeres beſtialiſchen Helden Aeußeres minder bildlich dann poßirlich dargeſtellt.

Der Schickſalstragödiendichter hatte die Erziehung ſeines Hundes dem Schickſal ſelbſt anheim geſtellt, denn es wollte der kindlich-einfältige Poet die natürliche Freiheit des Thieres durch keine ſklaviſche Dreſſur gefährden, und die nächſte Folge dieſer pädagogiſchen Grundſätze blieb, daß der Hund dieſer Geſchichte ſich zu einem der ungezogenſten in der Welt ausbildete, indeſſen nichtsdeſtoweniger machte Fidel ſeinem Namen dennoch große Ehre, denn treu in einem ungewöhnlich hohen Grade zeigte er ſich nun ſeinem zweiten Herrn, wie er es einſt ſeinem erſten geweſen war.

11.

Emils Geſchäfte in Altweiler waren beendiget. Noch einmal weinte der ſanfte Jüngling auf der Eltern Grabhügel, dann verabſchiedete er ſich vom ehrlichen Vormunde, der ihm mehrere Thaler, als ſogenannten Nothpfenning, in die Hand drückte, und wohlgemuthet trat der Student hierauf, in Fidels Begleitung, zu Fuße, die Reiſe nach der Stadt, zu Tantchen Salome an.

So klein dieſe Reiſe an und für ſich ſelbſt auch war, ſo gab ſie doch Gelegenheit, Fibels eigenthümliche Qualitäten in ein helleres Licht zu ſetzen. Die Gegend, durch welche unſer Studioſus zu wallen hatte, war reich an Wildpret und ſehr oft ſtanden zur Seite der Straße flüchtige Haſen auf, bei deren Anblick Fibel, ſogleich laut klaffend und im leidenſchaftlichſten Eifer, Jagd machte. Emil hatte gut rufen, ſein Hund hörte ihn nicht, denn der ſogenannte Appel fehlte demſelben gänzlich und dem Studenten blieb nichts übrig, als dem ungehorſamen Hund nachzulaufen, um ihn nicht zu verlieren und ihn endlich, mit nicht geringer Mühe, zum Stehen zu bringen.

Dieſe unwillkührliche Hetze nahm viele Zeit weg. Emil war von Altweiler mit der Sonne Aufgang aufgebrochen und gedachte, ohne ſich ſonderlich anzuſtrengen, Mittags bei der Tante in der Stadt einzutreffen, allein der jagdluſtige Fibel hatte einen Strich durch die Rechnung gemacht und unſer Jüngling ſah ſich gezwungen, nach kaum zurückgelegter erſter Hälfte des Weges, in einem, an der Straße belegenem Gaſthofe, das Mittagsbrod einzunehmen.

Während der reiſende Studioſus bei Tiſche ſaß und nach der guten Leibesbewegung mit vortrefflichem Appetit ſpeiste, ſchliech ſich Fidel in die Küche, ſtahl daſelbſt eine Schöpſenkeule und als er von der Wirthin entdeckt und mit einem Beſenſtiele verfolgt wurde, rannte der Hund, ohne ſeine Beute fahren zu laſſen, nach dem Hofraume, ſtürzte ſich in eine Miſtpfütze, auf welcher gerade Enten ſchwammen, und zerriß im Nu die zwei ſchönſten und fetteſten dieſes Federviehes.

Laut ſchimpfend und heulend ſtürzte die Wirthin zu dem Gaſte in die Stube und während dieſelbe mit geläufiger aber weitläufiger Zunge den ungezogenen Hund anklagte, ſchliech dieſer ſelbſt mit eingezogenem

Schweife, und über und über mit ſtinkender Gauche bedeckt, herbei.

Uebrigens war Emils Geduld nun dennoch erſchöpft, er griff nach einem Stocke und hub an den unartigen Hund zu züchtigen, allein dieſer ertrug die Strafe in Demuth, leckte die Hand, die ihn ſchlug und ſah ſeinen zornigen Herrn dermaßen treuherzig und Mitleid erregend an, daß deſſen Zorn bald genug wieder entwaffnet war.

Der Student ſah ſich gezwungen, die kleine Börſe zu öffnen, die von Fidel zerriſſenen Enten und den verzehrten Schöpſenbraten großmüthig zu bezahlen und gegen Verabreichung eines guten Trinkgeldes, den beſudelten Hund vom Hausknechte reinigen zu laſſen.

12.

Der Zeiger der alten Rathhausuhr deutete beinahe auf die Stunde der Mitternacht, als unſer Studioſus, ungemein erſchöpft, endlich das Ziel ſeiner kleinen Reiſe erreichte.

Im Städtchen herrſchte bereits Grabesſtille. Zu ſolcher Zeit Lärm an der Hausthüre der Tante zu machen und die ordnungsliebende Matrone im beſten Schlafe zu ſtören, mochte Emil nicht wagen; er blickte verlegen um ſich und entdeckte endlich in den Fenſtern eines Gaſthofes noch Licht, an welche er ſofort beſcheidentlich anpochte.

Ein verdroſſener, ſchlaftrunkener Aufwärter öffnete und nicht ohne Mühe und nur auf vieles dringendes Bitten konnte Emil in dem Wirthshauſe endlich für den Reſt der Nacht eine Schlafſtube erhalten.

Die Sonne ſtand am andern Morgen ſchon ziemlich hoch, als unſer Held erwachte; er ſprang aus dem Bette, reinigte und kleidete ſich ſorgfältig und nahm in Fidels gefräßiger Geſellſchaft ein ſolides Frühſtück ein; jetzt — es war bereits um die eilfte Stunde —

wollte Emil zur Tante gehen, allein da fiel es ihm zentnerſchwer plötzlich aufs Herz — was nun mit ſeinem Hunde beginnen? in unbegreiflicher Zerſtreuung hatte der Student bisher nicht daran gedacht, wie Frau Salome nimmermehr einen Hund in ihrer Wohnung dulden würde, und das ihm nun ſchon ungemein theuer gewordene Thier zu miſſen — mit dieſem Gedanken vermochte ſich unſer Held durchaus nicht zu befreunden? —

Bei ſolcher ſtatt findender, nicht geringen Verlegenheit that Emil, was die weiſen Sterblichen in analogen Fällen beinahe ſtets zu thun pflegen, er ſuchte ſich nämlich für den Augenblick, ſo gut es gehen wollte, zu helfen, ließ den Hund in ſeiner Gaſthof-Stube zurück, verſperrte die Thüre derſelben, ſteckte den Schlüſſel in die Taſche und ſchlich von dannen.

13.

Tante Salome empfieng den unglücklichen Pflegeſohn mit offenen Armen, drückte ihn ſehr gerührt an den welken Buſen, badete ihn in ihren Thränen und wiederholte jene großmüthige Verſprechungen, welche ſie neulich ſchon brieflich von ſich gegeben hatte, nun auch mündlich unzähligemale.

Emil mußte ſitzen; er ſollte der, in allen Dingen, etwas ſehr neugierigen Tante nun von den nähern Umſtänden des Todes ſeiner Eltern u. dgl. umſtändlich erzählen, allein des Jünglings Berichte fielen ungemein mangelhaft aus und befriedigten Frau Salome in keiner Weiſe, denn unſerm Helden war immer ſein Fidel im Sinne; er machte ſich jetzt Vorwürfe, den Hund, ohne Vorwiſſen der Wirthsleute, dort in der Gaſthofsſtube eingeſperrt zu haben und träumte von allerlei ſchlimmen Dingen, welche das wilde Thier allenfalls anrichten dürfte.

In dieſer Herzensangſt wollte Emil die Tante, unter irgend einem ſchicklichen Vorwande, nach einer kurzen Unterhaltung, wieder verlaſſen, um nach dem Hunde zu ſehen, allein den Vorſatz auszuführen — daran blieb jetzt nicht zu denken, denn die redſelige Matrone war vorerſt zu keiner ſchnellen Trennung von dem bisher ſchwer vermißten Pflegeſohn zu bewegen, welcher ſogleich zum Mittagsmahle bleiben mußte.

Dieſes Mittagsmahl wurde heute zum Unglücke auch noch, in ungewöhnlicher Art, hinaus gedehnt, denn des Pflegeſohns Rückkunſt zu feiern, waren alle deſſen kleine Lieblingsgerichte bereitet worden.

Kein Biſſen wollte übrigens Emilen ſchmecken und er ſaß unruhig und ängſtlich wie auf Kohlen; die Tante ſetzte des Jünglings offenbar verſtimmtes Weſen auf Rechnung ſeiner noch friſch blutenden Seelenwunden, welche ihm der Eltern Tod geſchlagen und ſuchte ihn auf alle Weiſe zu erheitern, doch blieb ihr diesfallſiges Mühen vergeblich.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben — ſchon wollte der bedrängte Studioſus entwiſchen, da erſchienen etliche zum Caffee geladene Stadt-Frau-Baſen, welche den Unglücklichen zur Stelle in ihre Mitte nahmen, ihn neuerdings mit Fragen beſtürmten und ihm jede Gelegenheit zur Flucht abſchnitten.

Es dämmerte bereits, als der geängſtigte Emil mit brennendem Kopfe nach dem Gaſthofe rannte, um den theuren Fidel ſeiner Haft zu entlaſſen und ihn nach langer Entbehrung mit Speiſe und Trank zu erquicken.

14.

Sorgen ohne Noth waren es diesmal wahrlich nicht geweſen, welchen unſer Held ſich überlaſſen hatte, denn als er ſeinen Gaſthof wieder betrat, wurde er nur von finſtern Geſichtern empfangen und von allen Seiten mit Vorwürfen, ſeines wilden ungezogenen Hundes halber, überſchüttet.

Als Fidel ſich, von ſeinem Herrn getrennt und in ein ihm fremdes Gemach allein eingeſperrt ſah, erwachte die dieſem Hunde vorzüglich eigene Sehnſucht nach Freiheit ſogleich mächtiglich und das Thier hub ſofort an, vorerſt in ſeinem Gefängniſſe laut und furchtbar zu heulen.

An ſolch' unliebſame Geräuſche iſt man indeſſen in Gaſthöfen, mehr dann in Privathäuſern, gewöhnt und man achtete anfangs auf des fremden Hundes Geheul um ſo weniger, als daſſelbe bald wieder verſtummte; doch dieſes Verſtummen war nur von kurzer Dauer geweſen, denn nach Verlauf einer halben Stunde ungefähr erhob ſich das Geheul neuerdings und nun zwar alſo verſtärkt, daß es dem ſchwer krank darnieder liegenden Gaſtwirthe unerträglich wurde. Derſelbe mürriſche Aufwärter, welcher in der vergangenen

Nacht unſern Helden eingelaſſen hatte, erhielt den Auftrag, mit dem Hauptſchlüſſel des Studioſus Stube zu öffnen und deſſen heulenden Hund zu beſchwichtigen.

Als der Aufwärter nun wirklich in Emils Zimmer trat, hilf Himmel! — welche ſchnöde Niderlage ſtellte ſich ihm dar — Fibel, das wilde, verzogene Thier, hatte die Pauſe ſeines Schweigens dazu benutzt, die Bettüberzüge, die Vorhänge an den Fenſtern, die Ueberzüge des Sophas und der Stühle, mit ſeinem ſcharfen Gebiſſe, in unzählige Fetzen zu zerreiſſen; der Stubenboden war mit Roßhaaren und Trümmern aller Art bedeckt; Bettfedern flogen umher.

Der Aufwärter war ein leidenſchaftlicher, ſchwarzgalligter Kerl, ſein Zorn loderte auf; er griff nach dem nächſten Stocke, um das ungerathene Thier zu züchtigen, allein Fibel verſtand den Spaß falſch und ſchlug ſeine ſpitzigen Zähne in die unbeſtiefelten

Beine des Aufwärters, worauf dieſer laut brüllend durch die Stubenthüre entfloh und vorerſt den Vorſatz, den Hund zu ſtrafen, aufgab, um ſeine eigene Wunde zu verbinden.

15.

Was blieb zu thun übrig? — Emil mußte geduldig und ſchweigend die Fülle der Schimpfenden anhören, in welchen man ſich im Gaſthofe über ſeinen Leibhund ergoß, und um die unangenehme Scene nur ſo bald als möglich zu enden, zog der Studioſus ſeine Börſe, um mit klingender Münze den Schaden und das Unheil auszugleichen, welches ſein Thier angerichtet hatte. Die Rechnung fiel in der That verhältnißmäßig bedeutend genug aus; ſie verſchlang beinahe die ganze Baarſchaft des armen Jungen und gutmüthig, wie er war, reichte er den letzten kleinen Reſt dem unhöflichen Aufwärter als Schmerzengeld.

Hiemit glaubte unſer Held die Sache als abgethan betrachten zu dürfen, doch er irrte. Jener Aufwärter trachtete, nach der Art elender, gemeiner Seelen, die Unerfahrenheit und momentane Beſtürzung des jungen Menſchen zu benützen und verlangte, voll Unverſchämtheit, eine runde Summe zu ſeiner Schadloshaltung, obwohl die erlittene Beſchädigung keineswegs der Rede werth war.

Emil machte ſeinen Gegner ganz gelaſſen auf die Unbilligkeit der Forderung aufmerkſam, dieſer aber nahm ſogleich zu Geſchrei, Grobheit und endlich gar zu Schimpfreden ſeine Zuflucht, — allein nun verlor auch unſer Jüngling, ohnehin zum jähen Zorn einigermaßen geneigt, das Gleichgewicht und begegnete dem niedrigen Burſchen, wie er es verdiente; auf dieſe Art wurde der Streit immer heftiger und wäre am Ende wohl gar noch bis zu gemeiner Thätigkeit ausgeartet, wenn nicht die Umſtehenden den Studenten mit ſanfter Gewalt aus der Thüre des Gaſthofes gedrängt und den beſtialiſch-tobenden und drohenden Aufwärter mit Mühe zurückgehalten hätten.

Alſo war unſerm Emil hienieden nimmermehr begegnet worden; Thränen füllten des Jünglings Augen, als er von dannen ſchlich; ſein in der That treuer, wenn ſchon ungezogener, Hund legte laut ſeine Freude an den Tag, ſich wieder mit ſeinem Herrn vereiniget zu ſehen und umkreiste denſelben, froh winſelnd, in ſeltſamen Capriolen.

16.

Man hätte dafürhalten ſollen, es würde Emil durch Erfahrung klug gemacht, nun ſeines Hundes herzlich ſatt geworden ſeyn, doch gerade im Gegentheile fühlte ſich der Studioſus, unwillkührlich, je inniger an das Thier gekettet, je größer die Verdruſſe waren, welche ihm daſſelbe zuzog und menſchenkundigere Leſer wird dieſe Thatſache keineswegs befremden.

Zunächſt befand ſich unſer Held neuerdings in nicht geringer Verlegenheit: was ſollte er nun mit ſeinem Fidel zur Stelle beginnen? — es war bereits zu ſpät, für den Hund ein Koſthaus zu ſuchen und dann war Emil auch für den Augenblick von aller Baarſchaft entblößt; das Thier ſeinem Schickſale zu überlaſſen, dazu hätte ſich der Jüngling um keinen Preiß entſchließen können — den Hund endlich ins Haus der Tante mitzunehmen, wäre höchſt gewagt geweſen und dennoch ſah ſich der Studioſus, da ſich durchaus kein anderes Auskunftsmittel darboth, zu guter Letzt gezwungen, ſothanes Wagniß zu unternehmen.

Glücklicherweiſe hatte Emil in der Weſtentaſche noch ein Stück Geld, ſein letztes, gefunden; er kaufte für daſſelbe einen ſtarken hänfernen Strick, legte dieſen dem Hunde um den Hals und ſchliech ſofort, mit bebendem Herzen, nach Tantchens Wohnung.

Frau Salome und deren alte Magd lagen bereits zu Bette, und ſo gelang es unſerm Helden, mit dem Hunde unbemerkt ſein Stübchen zu erreichen.

Des Tages Laſt war groß geweſen. Die ſorgſame Pflegemutter hatte Emils Bettchen eigenhändig, ganz friſch, mit einem ihrer feinſten und zierlichſten Ueberzüge bekleidet:

Volle Küſſen, weich wie Moos,
Bothen lockend ihren Schoos. —

Der erſchöpfte Studioſus entkleidete ſich haſtig und warf ſich in die Federn, aber noch war der Jüngling nicht in feſten Schlaf verſunken — plautz befand ſich der mit Schmutz und Staub bedeckte Fidel auf dem reinlichen Bette und der nur zu nachſichtige Emil ließ ſich die unſaubere Geſellſchaft ſtillſchweigend gefallen.

17.

Manichfaltige Sorgen erweckten am andern Morgen den Studenten ziemlich frühzeitig; der Anblick des durch Fidel, die Nacht über, tüchtig eingeſchmutzten Bettüberzuges, erpreßte deſſen Herrn heute den erſten tiefen Seufzer.

Die alte Magd brachte das Frühſtück; Emil nahm es ihr ſchon vor der Thüre ab, damit jene, die ergebenſte und plauderhafteſte Dienerin der Tante, nur nicht in das Stübchen treten, das beſchmutzte Bett und den Hund erblicken möchte.

Emil verſpürte wenig Appetit; mit deſto regerem verzehrte Fidel des Frühſtückes größten Theil.

Sorgfältig kleidete ſich der Jüngling, denn er wollte, von ſeiner kleinen Reiſe zurückgekehrt, dieſen Morgen dem Rector und den Profeſſoren des Gymnaſiums, dann verſchiedenen befreundeten Familien im Städtchen ſeinen ſchuldigen Beſuch abſtatten.

Jetzt ſchien Emils Toilette beendiget, es war Zeit, das Haus zu verlaſſen, allein nun erreichte des armen Schelmen Herzensangſt den höchſten Grad, es warf ſich neuerdings die Frage auf — was mit dem unſeligen Hunde nun wieder beginnen?

Nach einigem Ueberlegen beſchloß der Studioſus, den unzuverläßigen Fibel, vermittelſt des geſtern erkauften ſtarken Strickes, an einem der Ofenfüße feſt zu machen, um ihn dadurch gewaltſam zu hindern, abermaliges Unheil anzurichten. Nachdem der gute Gedanke zur Stelle ausgeführt worden war, hielt der ſorgliche Gymnaſiaſt ſeinem Hunde eine Ermahnungspredigt, welcher es keineswegs an catilinaiſchem Pathos, den ſich Emil aus ſeinem Salluſt zu eigen gemacht hatte, fehlte und in welchem der Redner dem Thiere ruhiges und verſtändiges Betragen mit allem Eifer ans Herz legte und es weder an guten, noch an Drohwörten fehlen ließ. Fidel betrachtete ſeinen perorirenden Gebieter dermaßen treuherzig und verſtändig, als ob er den Sinn jeder Sylbe haarklein verſtanden hätte und mit etwas erleichtertem Herzen verließ unſer Held ſeine Stube, um vorerſt der Pflegemutter einen ſehr eiligen Morgengruß darzubringen und ſofort ſeinen Geſchäften nachzugehen.

18.

Kaum ſeit einer halben Stunde ungefähr mochte Emil ſich aus der Tante Haus entfernt haben, da erhielt dieſe ein Billet von gänzlich unbekannter Hand, welches, nach der alten Magd Verſicherung, ſoeben ein fremder Junge ſchweigend abgegeben und ſich hierauf ſogleich ſchleunigſt aus dem Staube gemacht habe.

Frau Salome ſetzte die Brille auf die

Naſe und öffnete kopfſchüttelnd das Schreiben, allein das Kopfſchütteln nahm immer zu und die Geſichtszüge der guten Matrone verlängerten ſich merkbar.

Es war ein ſogenannter anonymer Brief geweſen, welchen Tantchen erhalten hatte und in dem nicht nur ihres Pflegeſohnes geſtriges Abentheuer im Gaſthofe mit den gehäſſigſten Farben geſchildert war, ſondern Emil ſelbſt als ein heuchleriſcher, undankbarer, der gütigen Nachſicht ſeiner Wohlthäterin frech ſpottender und in Geheim den ſchändlichſten Laſtern fröhnender Bube dargeſtellt wurde.

Daß das anonyme Libell aus jenem Gaſthofe ſelbſt gekommen und ein Werk des rachedürſtenden, elenden Aufwärters geweſen — dürften ſinnige Leſer ſogleich vermuthet haben.

Anonyme Briefe ſind Waffen, deren ſich nur die ſchlechteſten und ſchändlichſten Menſchen bedienen; ſtets ſpricht aus jenen allein die Stimme der ſchwärzeſten Verläumdung, ja — es ſind anonyme Anklagen ſogar unter die *niedrigſten Grade moraliſchen Meuchelmordes* mit Recht zu zählen. — Die Wahrheit dieſer Behauptungen erkennt ſelbſt der *beſchränkte Kopf*, aber deſſenungeachtet können ſelbſt *nichts weniger* als *beſchränkte Köpfe* ſich bei ſolcher Gelegenheit dennoch nicht eines leiſen Verdachtes erwehren und es pflegt eine anonyme Höllenverläumdung dem Unglücklichen, gegen den ſie gerichtet iſt, immer mehr oder minder zu ſchaden — dieſes weiß die *Bosheit* recht wohl und darum wird ſie auch nie verſchmäen, ſich unter andern auch dieſer heimtückiſchen und ſchnöden Waffen zu bedienen.

Salome war ein gutmüthiges, aber ein *altes Weib*. Auch auf ſie verfehlte der gegen den Pflegeſohn gerichtete namenloſe Brief keineswegs ganz die beabſichtigte Wirkung; die Alte trippelte unmuthig, nachdenkend und immer den Kopf ſchüttelnd, im Gemache umher, als ihre Aufmerkſamkeit vor der Hand plötzlich auf einen andern Gegenſtand ſich richtete.

19.

Aus dem obern Stocke in Tantchens Hauſe ließ ſich jetzt plötzlich ein dumpfes Geheul vernehmen. Frau Salome ſtand und horchte; ihre Magd trat in dieſem Augenblicke leichenblaß in's Zimmer, denn jenes Heulen hatte auch dieſe mit Schrecken erfüllt.

Im erwähnten obern Stocke hatte einſt der nun in ſeinem Herrn ſelige Herr Timotheus gehaust, auch er hatte zuweilen, wenn zu ungeſtüm das leidige Zipperlein ihn quälte, ſolche Töne aus der Höhe hören laſſen, und kein Wunder blieb es demnach, daß, dieſes Umſtandes eingedenk, die zwei alten, etwas abergläubiſchen Frauenbilder ſich grauten, wähnend, es ſpucke oben der Herr Timotheus und ſtöhne, auch als Geiſt noch, vom Podagra geplagt.

Das Geheul verſtummte endlich; furchtſam, ſchweigend und voll Bedeutung winkten Herrin und Dienerin ſich zu, — eine ſchauerige Pauſe erfolgte. Horch! — ein dumpfer Schlag im obern Stocke hatte jetzt das ganze Häuslein ſo heftig erſchüttert, daß los gewordener Mörtel von der Decke in Tantchens Stube hernieder fiel.

Die Furcht vor der Gefahr, welche dem Hauſe zu drohen ſchien, verbunden mit weiblicher Neugierde, beſiegte nun die Furcht des Aberglaubens. Frau Solome grieff nach der ihr gerade zunächſt liegenden großen Papierſcheere, um ſich ihrer als Schutz- und Trutzwaffe zu bedienen; die Magd ſchulterte eine Ofengabel, Tantchens ſchwarzer alter Lieblingskater bildete, als Freiwilliger, den Nachtrab und ſo ſetzte ſich das kleine Operationsheer in ſchönſter Ordnung, die Treppe hinan, in Bewegung.

Im obern Stocke angelangt vernahm man Geräuſch, welches offenbar in Emils Stübchen ſtatt fand. Die Thüre zum Zimmer war verſchloſſen, allein Frau Salome faßte ſich ein Herz, ſuchte nach dem Hauptſchlüſſel und öffnete mit bebenden Händen.

Jetzt warfen die Damen zugleich neugierige Blicke in des Studenten Gemach, allein laut ſchreiend im erſten Schreck fuhren beide wieder zurück.

Im Beſtreben, ſich ſeiner Bande zu entledigen, hatte Fidel, der heilloſe Hund, dieſe wilde, ſtarke und grimmige Beſtie, den alten, großen, ſchon etwas morſchen, von ſogenannten Kacheln aufgeführten Ofen, an deſſen einem Fuße er angebunden geweſen war, geſtürzt und in Trümmern lag nun der Koloß; Fidel ſelbſt aber hatte ſich bereits über ſeines Herrn Bett hergemacht, um daſſelbe in ſeiner beliebigen und gewohnten Weiſe zu bearbeiten.

Bevor noch Frau Salome und deren Dienerin ihrem Unwillen Worte zu geben vermochten, verſetzte ſich der erſtern ſchwarzer Lieblingskater, vermittelſt einiger kühnen Sätze, auf den Schauplatz der Gräuel. Der Kater ſtellte grollend ſeine Haare in die Höhe, ließ ſeine Augen funkeln, buſtete — und verrieth offenbar die heroiſche Abſicht, den fremden Störenfried anzugreifen und zu züchtigen, allein Fidel kam dem Angriffsplane ſeines Feindes zuvor, fiel wüthend über den alterſchwachen Kater her und zerriß denſelben ohneweiters in Stücke.

Tantchens Entſetzen erreichte bei dieſer graulichen Scene ſeinen höchſten Grad, ſie fiel mit einem lauten Schrei in Ohnmacht und konnte von der treuen Dienerin nur mit großer Mühe in's untere Stockwerk zurück und in ihr Bett gebracht werden.

Triumphirend behauptete **Fidel**, unſer anamaliſcher Held, für dieſes Mal ungeſtört, das Schlachtfeld.

20.

Ermüdet von den vielen abgeſtatteten Beſuchen kehrte **Emil** gegen Mittag nach Hauſe zurück.

Tante **Salome** hatte ſich, wenn ſchon noch zu Bette liegend, doch bereits einigermaßen wieder erholt, allein als ſie den Pflegeſohn in die Stube treten ſah, ſchoßen ihre, ſonſt gerade nicht mehr ſehr feurigen Augen, auf den Unglücklichen, Blitze; ſie würdigte den Jüngling, auf ſeine theilnehmende Frage nach ihrem Befinden, vorerſt keiner Antwort.

Dem Studioſus wurde unheimlich zu Muthe und ihm ahndete zur Stelle, es dürfte **Fidel** neuerdings Unheil angerichtet haben; er rannte ſchnell hinauf nach dem Kämmerchen und fand hier ſeinen Hund, wie einen

Sieger auf Trophäen, in Mitte der ganz und gar zerriſſenen Einrichtung ermüdet liegen und ſchlummern; die noch vorhandenen Ueberreſte des getödeten ſchwarzen Katers beſagten das weitere.

Bei ſolchem Anblicke war Emil in der That heftig erſchrocken; ihn gereute nun wirklich, den Hund in dieſes Haus gebracht zu haben und er kehrte mit einer wahren Armen-Sünder-Miene zur Tante zurück, um dieſe, gutmüthig und aufrichtig, um Verzeihung zu bitten, allein Frau Salome unterbrach ihn ſogleich wüthend mit den Worten: „Hier lies, Ungerathener!“ indem ſie ihm den anonymen Brief hinreichte.

Emil las, aber je länger er las, deſto dunkler färbten ſich ſeine glühende Wangen und voll Indignation fragte der Jüngling endlich: Wie, Frau Tante! und dieſen elenden Verläumdungen eines Schurken, der ſeinen Namen nicht zu offenbaren wagte, vermöchten Sie auch nur den allergeringſten Glauben beizumeſſen? —

Ja, ja und zehntauſendmal ja! — ſchrie nun das aufgereizte alte Weib, deſſen Galle ſich jetzt erſt Luft zu machen ſtrebte — alles Schlechte, alles Böſe glaube ich von dir, haſt du nicht in das Haus deiner Wohlthäterin ſelbſt eine wilde Beſtie eingeführt, die auf ſchnöde Weiſe meinen ſchwarzen Kater, das einzige Weſen, an dem mein Herz hienieden noch hieng, getödtet hat? — ein neuer heftiger Thränenguß verhinderte hier Tantchen weiter zu reden; Emil aber war ebenfalls heftig aufgeregt und ungemein entrüſtet, die Pflegemutter ihren Kater der ganzen geſammten Menſchheit vorziehen zu hören; des Jünglings heißes Blut ſprudelte und er hörte nun auch auf, ſeine Worte ſtreng zu bemeſſen.

Ein heftiger Streit, wie früher nimmermehr, hub an ſich zwiſchen Tante und Neffen zu entſpinnen; die herzugekommene vieljährige treue Dienerin der Frau Salome ſchürte Kohlen zu den Flammen und von jeder Seite wurde Ziel und Maaß überſchritten.

Emils bisherige Pflegemutter vergaß ſich endlich im heftigſten Zorne ſo weit, daß ſie jenen, giftig genug, ermahnte, wie ſie ihn ſeit Jahren vor Hunger geſchützt und ſeine Blößen bedeckt habe.

Unſer Jüngling erblaßte; ihm waren Zart- und Ehrgefühl in nicht geringem Grade angeboren: Nein — rief er aus — es iſt zu arg, ſolche Schmach, mich einem Bettler gleich behandelt zu ſehen, ertrag ich nicht länger; eher Tante! würde ich mich beim Straßenbau als Handlanger verdingen, als nur noch einen Tag von Ihnen das Gnadenbrod genießen; dadurch, daß Sie mir in ſolch' unzarter Weiſe Ihre Wohlthaten vorgeworfen, entheben Sie mich jeden Dankes — nimmermehr werde ich Ihre ſaure Gnade in Anſpruch nehmen. Leben Sie wohl! — Der unbeſonnene Studioſus ſprachs und verließ zur Stelle das Haus, ſein treuer Hund geſellte ſich ſogleich wieder zu ihm, vor Freude laut heulend und den geliebten Herrn anſpringend. Thränen in Augen ſtreichelt Emil das ungezogene Thier ſprechend: Komm' nur, treues Vieh! ſolange ich einen Biſſen aufzutreiben weiß, ſollſt du nicht hungern und nimmermehr werde ich den zugeworfenen Brocken dir entgelten laſſen.

21.

Unter den Primanern lebte unſerm Helden ein Klaſſenfreund, Namens: Liebherr.

Dieſer Liebherr war ein ſehr wohlhabender Ausländer, welcher im Städtchen ein ziemlich geräumiges Quartierchen gemiethet hatte und unter ſämmtlichen Primanern den größten Aufwand machte, welcher letztere Umſtand freilich nicht viel bedeuten wollte.

Dem vertrauten Freunde nun klagte Emil

ſein Mißgeſchick; Liebherr hatte ihm lachend zugehört, und nahm ihn ſogleich ſammt dem Schickſalshunde in ſeine Wohnung auf, auch etwas Geld ſtreckte jener Freund unſerm Helden vor, damit dieſer vor der Hand ein Koſthaus beſuchen und zur Nothdurft ſich ſättigen konnte.

Schnell rückte indeſſen die Zeit heran, in welcher Emil ſein Abſolutorium erhalten ſollte; es war dort Sitte, daß die Schüler, bei Gelegenheit ihres Abganges vom Gymnaſium, eine öffentliche Rede hielten; das Thema zu wählen, ſtand jedem frei.

Unſer Held ſprach: von der Treue der Hunde. Die Wahl eines ſolchen Stoffes galt als ſeltſam und ungewöhnlich, allein es fand ſich ein um ſo zahlreicheres Auditorium ein, da Emils und ſeines Fidels beſtandene Abentheuer in der kleinen Stadt kein Geheimniß geblieben waren.

Der Jüngling entwickelte eine hinreiſſende

Suade und führte ſein Thema alſo begeiſtert und erſchöpfend durch, daß ihm gelang, die weichen Herzen der meiſten dieſer Krähwinkler zu rühren.

Auch Frau Salome hörte von der Sache, allein da ſie Emils Rede für eine abſichtliche Satyre auf ſich ſelber nahm, wurde ſie gegen den ehemaligen geliebten Pflegeſohn nur um ſo erbitterter und unverſöhnlichen Haß ſchwur ſie nun erſt dem Armen zu.

Nachdem dem Studioſus, nebſt den vortrefflichſten Zeugniſſen, in optima forma die Befugniß geworden war, endlich den erſehnten Tempel der freiern Unabhängigkeit, die Hochſchule nämlich, beziehen zu dürfen, wandte er ſich vorerſt wieder nach Altweiler.

Emils wackerer Vormund, der Schulze, kraute freilich mit ungemein ſauerm Geſichte hinter den Ohren, als er hörte, es habe ſich ſein Mündel mit Tante Salome entzweit und auf deren fernere Unterſtützung nicht die geringſte Hoffnung; allein die Sache ſtand nun ein Mal nicht mehr zu ändern und der angehende Muſenſohn mußte nun freilich aus dem väterlichen Erbe ſo viele Baarſchaft erhalten, um ſich während des erſten Semeſters auf der Univerſität kümmerlich durchwinden zu können, wobei aber der Vormund dem Mündel wiederholt zu bedenken gab, daß deſſen Vermögen dermaßen unbedeutend ſey, daß es unmöglich zulangen dürfte, ihn während den drei nöthigen Univerſitätsjahren zu ernähren.

Emil verſprach dagegen ſich möglichſt einzuſchränken, an rechtlichen Nebenverdienſt zu denken und im ſtrengen Sinne den Worten Jeſus nachzuleben: „So wir Nahrung und Kleider haben, laſſet uns genügen.“

Fröhlich und wohlgemuthet wanderte der Jüngling ſofort, in Begleitung Fibels, ſeines unzertrennlichen Gefährten, nach der Hochſchule hin.

22.

Wie ſorgenfrei und bequem, nebenbei erlaubte Vergnügen genießend, hätte der neue Muſenſohn nun die Zauberjahre dahin bringen können, an deren Reiz ſich ſelbſt der ſchwache Greis am Stabe noch mit Begeiſterung erinnert, wäre beſagter junger Muſenſohn nicht mit der reichen Tante zerfallen, während deſſen der Beklagenswerthe, nun in einer elenden Dachſtube ſchmachtend, ſich kaum getraute, den Hunger mit den gröbſten Nahrungsmitteln zu ſtillen und an allem dem war ein häßlicher, ungezogener Hund allein Schuld.

Kein Tag beinahe vergieng, an welchem Fidel ſeinem gutmüthigen Herrn nicht bedeutſamere oder geringere Verdruſſe zuzog; kein Hauseigner wollte den armen Studenten, ſeines Hundes halber, in die Länge im Quartiere behalten, denn wenn Emil die Kollegien beſuchte, ſchloß er Fideln nun, durch herbe Erfahrungen klüger gemacht, vermittelſt einer ſtarken eiſernen Kette, an den Ofenfuß ſeines Stübchens an und nicht alle Oefen ſtanden auf derlei ſchwachen Füßen, wie Tantchens Salome der ihrige; zuweilen wagte es unſer Muſenſohn ſogar, trotz des dagegen beſtehenden Verbothes, ſeinen Hund mit in die Hörſäle zu nehmen, in welchem Falle dem Thiere von Seiten der übrigen luſtigen Burſche allerlei Schabernack geſpielt wurde, den der Herr tiefer empfand als das ungezogene Vieh, überhaupts machte ſich Emil durch die übertriebene, allerwärts ſich darſtellende, Vorliebe für ſeinen Hund nicht ſelten lächerlich und man weiß, daß ſich lächerlich machen das ſchlimmſte und folgenreichſte Uebel in der menſchlichen Geſellſchaft bleibt.

Doch kleinen Neckereien nur ſahen ſich bis jetzt der Held und ſein Hund ausgeſetzt; ernſthaftere Auftritte ſollten annoch erfolgen.

23.

Emil ſtudirte fleißig und unterzog ſich — um leichter den eigenen Unterhalt zu erſchwingen — der Ertheilung mehrerer Inſtruktionen und Repetitionen; Saufgelage oder ſogenannte Commerſche beſuchte unſer Jüngling beinahe nie und der graſſe Fuchs, der als ein armer Teufel ohnehin bekannt war, blieb im ganzen wenig beachtet.

Nur um einigermaßen mit der Welt, in der er nun einmal lebte, fortzuleben, beſuchte Emil, in Geſellſchaft ſeines Fidels, alle Wochen ein- oder höchſtens zwei Mal ein Caffeehaus, um die mehrern Zeitſchriften, welche dort gehalten wurden, durchzuleſen.

Alſo beſchäftiget ſaß unſer Held eines Abends in der Billardſtube des erwähnten Caffeehauſes, während ſich ein gewiſſer Wildburg, ein ſogenanntes bemooſtes Haupt, Senior einer Landsmannſchaft und berüchtigter Renomiſt mit einem andern Burſchen ſeines Gelichters durch Billardſpiel zu unterhalten ſuchte.

Fidel trieb ſich indeſſen im Saale umher, ſchnufelte hier und ſchnufelte dort, um ſich eine Gelegenheit zu erſehen, irgend einen Unfug anzurichten; plötzlich gerieth der Hund zu ſehr in die Nähe des bemoosten Hauptes, welches anhaltendes Unglück im Spiele ohnehin nicht in die beſte Laune verſetzt hatte. Wildburg bediente unſern Fidel mit einem derben Fußtritte und als ſich dieſer zur Wehre zu ſetzen und ſein ſcharfes Gebiß vergebens an den felſenharten Canonſtiefeln des bemoosten Hauptes zu verſuchen ſtrebte, wandte dieſes den Queue und bediente ſofort den ſaubern Fidel mit einer ſolchen reichlichen Tracht Prügel, daß dieſer endlich, laut heulend, bei ſeinem Herrn Schutz ſuchte.

Tief ſchmerzten Emilen die Mißhandlungen, welche ſein treues Thier ſo eben erfahren hatte und gereizt und empfindlich, wie er war, ſprach er: Herr Wildburg! warum ſchlagen Sie mein armes Vieh — als gebildeter Mann ſollten Sie wiſſen, daß ſelbſt der große Goethe in ſeinem Fauſt die ſchönen Worte ſchrieb:

„Dem Hunde, wenn er gut erzogen,
Wird ſelbſt ein weiſer Mann gewogen."

Ganz recht, mein lieber, weiſer Fuchs! — erwiederte das bemoste Haupt — höhniſch lachend — der große Goethe bediente ſich aber wohlweislich der Clauſel: „wenn er gut erzogen" — Ihr häßliches Beeſt iſt aber die ungezogenſte Canaille in der Welt und übrigens:

Die Welt iſt voller Widerſpruch,
Wie ſollte Goethe nicht ſich widerſprechen?

Der deutſche Homer zu Weimar äußert ſich an einer andern Stelle ganz anders; die leztern Worte ſcheinen mir beſſer für den gegenwärtigen Fall zu paſſen und dieſe Worte heißen:

„Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen
die Hunde ſo lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie
der Menſch, ſo der Hund.“

Wildburg war bei den letzten Worten Emilen ſehr nahe getreten, legte auf den erbärmlichen Schuft einen ganz abſonderlichen Nachdruck und hielt dabei, in höchſt ſchnöder Weiſe, die geballte Fauſt dem Fuchſen unter die Naſe.

Unſer Jüngling ergrimmte, ſtieß ſeines Gegners Fauſt zurück und ſprach barſch genug: Ha, Elender! glaubſt du! ich werde mich von dir ebenfalls mißhandeln laſſen? —

Touche! Touche! riefen jetzt mehrere anweſende Muſenſöhne, indem ſie jene beide ſogleich umringten und deren Streit, nach den Geſetzen der Ehre und Burſchenanſicht, zu ſchlichten ſtrebten.

24.

Unſer Jüngling war nicht muthig genug, einem veralteten großen Vorurtheile zu trotzen; er wurde von Wildburg zum Zweikampfe gefordert und ſtellte ſich.

Das bemooste Haupt galt für den ſtärkeſten Schläger an der Hochſchule; Emil, der Gottesgelahrtheit Beſliſſene dagegen, hatte den Fechtplatz bisher nur ſehr ſelten beſucht, ob es ihm ſchon keineswegs an Muth und natürlicher Gewandtheit fehlte.

Zum Glücke für den jungen Theologen war auf jener Hochſchule gerade der ſogenannte Stoß-Comment abgeſchafft worden, ſonſt möchte der Zweikampf für ihn übel genug abgelaufen ſeyn, ſo aber konnte Emil noch zufrieden ſeyn, daß er keine ſchlimmere Verwundung, als ſogleich im erſten Gange, einen derben Hieb in den rechten Arm erhielt.

Unſer Held beachtete ſeine Wunde als

ſehr gering, allein nach einigen Tagen fieng dieſelbe dennoch an, ihm heftig zu ſchmerzen.

Keinem eigentlichen Arzte wollte ſich Emil aus Sparſamkeit nicht ſogleich anvertrauen, dennoch fragte er einen auf der Hochſchule, der Arzneikunſt befliſſenen Bekannten, um Rath.

Der junge Ignorant empfahl die Wunde tüchtig mit Campbergeiſt auszuwaſchen; unſer Held befolgte den thörichten Rath und fuhr dabei ſehr ſchlecht, denn ſeine Wunde entzündete ſich ſchnell und in einem ungemein hohen Grade; ein heftiges Fieber geſellte ſich bei und es mußten ſofort Aerzte zu Hülfe gerufen werden.

Aeskulaps erfahrene Diener ſchüttelten die Köpfe und ſprachen ſogar bereits von Amputation, dennoch gelang es ihnen nachher, des Studioſus Arm zu retten, allein dieſer Arm ſelbſt blieb bedeutſam ſteif.

Das Duell hatte übrigens noch die üble

Folge, daß unſer junger Theolog von dem Stande der Philiſter, in der Univerſitätsſtadt, als ein Narr und händelſüchtiger Raufbold verſchrien wurde und deſſenzufolge mehrere einträgliche Inſtruktionen in anſehnlichen Bürgershäuſern verlor; ein für den armen Schelmen in der That unangenehmer Vorfall — und die veranlaſſende Urſache aller dieſer Uebelſtände, war ein Hund!

25.

Bald nach jenem Vorfalle gieng unſer Held eines Sonnabends Nachmittags, wie gewöhnlich, in Fidels Begleitung, ſpatziren.

Der Hund attaquirte, trotz ſeines Herrn beſtändigem Pfeifen und Rufen, in einer engen Straße der Stadt, einen vorübergehenden ſchmutzigen und zerlumpten Schuhmacherlehrling.

Der Schuſterjunge wollte den ungezogenen Hund dadurch abwehren, daß er mit neuen langen Stiefeln, die er ſo eben zu einem Kunden tragen ſollte, nach dem Thiere ſchlug; allein in dieſem Augenblicke fuhr Fidel in des Knaben nackte Beine und richtete denſelben, bis Emil zu Hülfe eilen konnte, elend zu.

Der Lehrherr des Jungen verklagte unſern Helden, ſeines ungezogenen Hundes halber, bei den Gerichten und gab die Sache viel bedeutſamer an, als ſelbe in der That war; der Theolog ſah ſich nun in einen Rechtshandel verwickelt und mußte ſich am Ende bequemen, Kurkoſten, Schmerzengeld, Prozeßkoſten u. dgl. zu bezahlen; dieſe unvorgeſehene und unliebſame Auslage betrug ſo viel, daß Emil mit der Summe, bei ſeiner mäßigen Art zu leben, füglich während eines ganzen Semeſters hätte ausreichen können.

Es würde ſchwer halten, alle jene fatalen Quincaillerien aufzuzählen, in welche unſer Held, ſeiner unverbeſſerlichen Beſtie halber, verwickelt wurde, und dennoch fehlten ihm geradezu Willen und Stärke, das unheilbringende Thier abzuſchaffen.

26.

Elend — hüngerlich und kümmerlich — hatte Emil ſeine Univerſitätsjahre nun beinahe zu Ende gebracht; ſein kleines, von den Eltern ererbtes Vermögen war aufgezehrt und unſer Held lebte bereits von den kleinen Unterſtützungen, welche ihm der ehrliche Vormund aus eigenen Mitteln zufließen ließ.

Um dieſe Zeit nun fügte es ſich, daß Frau Salome Kienaſt, welche ſich durchaus bisher nicht mehr um ihren ehemaligen Pflegeſohn bekümmert hatte, plötzlich von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde und bald fühlte die Matrone die Nähe ihres Todes. Solche Gefühle nun pflegen gar häufig des Menſchen Sinn zu ändern und ihn ungemein verſöhnlich zu ſtimmen. — Tantchen ließ dem Neffen nach der Hochſchule ſchreiben, ſie wünſche noch ein Mal ihn zu ſehen; ein kleines Reiſegeld war dem Briefe beigeſchloſſen.

Emil reiſte demnach zur Stelle in das Städtchen, wo er ſeiner Jugend größern Theil verlebt hatte, — hätte er doch dieſes eine Mal nur ſeinen Schickſalshund zurückgelaſſen! aber nein, ſein treuer Fidel mußte ihn begleiten.

In dem Städtchen angelangt ſtieg der Studioſus in demſelben Gaſthofe ab, in welchem Fidel vor einigen Jahren eine Stube demolirt hatte. Der alte Gaſtwirth war indeſſen geſtorben; der ehemalige ſchwarzgalligte Aufwärter hatte die Wittwe geheirathet und wurde dadurch Herr der Wirthſchaft. Emil kannte den elenden Burſchen nicht mehr und gedachte kaum mehr jenes fatalen Abentheuers.

Der Jüngling kleidete ſich ſofort um, befeſtigte ſeinen Hund an einer eiſernen Kette in dem Pferdeſtall, und eilte hierauf in der Tante Haus. Er fand die Kranke im Bette liegend, bereits ſehr ſchwach und unvermögend zu ſprechen.

Lächelnd und ſehr gütig blickte Frau Salome den eintretenden Pflegeſohn an, indem ſie ihm freundlich aber nicht ſonder große Mühe die abgemagerte Rechte both.

Durch ſolche Güte wurde Emil tief gerührt, er knieete vor dem Krankenbette nieder, bedeckte die Hand ſeiner ſterbenden Wohlthäterin mit Küſſen, und Thränen entſtrömten ſeinen Augen.

Während dieſes rührenden Moments wurde zufällig die Stubenthüre geöffnet und in's Gemach ſtürzte — laut heulend vor Freude, ſeinen Herrn gefunden zu haben — der unheilbringende Fibel, indem er ſogleich bei ſeiner Ankunft, das vor dem Krankenbette ſtehende Nachttiſchchen umwarf, ſo daß die darauf ſich befindenden Arzneigläſer und Geſchirre klirrend an den Boden flogen und auf demſelben die ſchwarzen und braunen pharmaceutiſchen Fluida ausgoßen.

Die Kranke ſtrengte ihre letzte Kraft an, um ihre Hand dem Pflegeſohn zu entreiſſen und ihm einen wüthenden Blick zuzuwerfen.

Heftig war Emil erſchrocken, doch gelangte er bald zu ſo vieler Faſſung, um ſich ſeines ungerathenen Hundes bemächtigen und denſelben hinweg bringen zu können.

27.

Jener ſchwarzgalligte Schurke, dereinſt Aufwärter im Gaſthofe und nun Herr deſſelben, hatte im erſten Augenblicke ſogleich den Studenten und deſſen Hund erkannt und in einer Anwandelung wieder erſtehenden Haſſes und Rachedurſtes den letztern losgelaſſen, worauf Fidel, das nur zu treue Thier, der Spur ſeines Herrn folgend, unglücklicherweiſe in Tantchens, ſeiner geſchworenſten Feindin, Krankenzimmer gelangte.

Nachdem unſer junger Theolog das zudringliche Vieh ſorgfältiger untergebracht hatte, daß von demſelben keine Störung mehr zu fürchten blieb, eilte er in Frau Salomes Haus zurück.

Allein die Alteration hatte auf Tantchen ungemein nachtheilig gewirkt; die Kranke befand ſich ſchlimmer und der Studioſus wurde nicht mehr in ihre Stube gelaſſen, denn ausdrücklich hatte ſie, durch nicht mißzuverſtehende Zeichen, deſſen fernere Beſuche verbeten.

Am andern Tage teſtirte Frau Salome in aller Form Rechtens, und am dritten ſtarb ſie.

Das Teſtament wurde eröffnet und publicirt. Tantchen hatte vorerſt ihre rückgelaſſene Katzen, dann ihre alte Dienerin und beinahe alle ihre Caffeeſchweſtern im Städtchen mit Legaten und Andenken großmüthig bedacht, nur Emils Name ſtand nicht im Teſtamente; ohne des täpiſchen Hundes Dazwiſchenkunft, hätte ſich die Sache ohne allen Zweifel ganz anders geſtaltet.

Sehr niedergeſchlagen reiste der Muſenſohn mit ſeinem unartigen Vieh nach der Hochſchule zurück.

28.

Unſer Held hatte endlich abſolvirt, verließ die Univerſität und trat in den Candidatenſtand. Daß dieſer Stand überhaupt kein glänzender iſt, wer wüßte es nicht? — Emil ſuchte, wie hundert andere arme Candidaten, ſeines Lebens höchſte Nothdurft durch Kinderunterricht, durch Correcturenleſen, durch Ueberſetzen aus fremden Sprachen, Noten abſchreiben u. dgl. zu gewinnen, allein es gieng ihm dabei oft hinderlich genug; nicht ſelten verzehrte der gefräßige Fidel den letzten Biſſen Brod, während ſein Herr hungerig zu Bette gieng.

Allerwärts ohne Erfolg hatte unſer Held, bald hier bald dort, ſein Glück verſucht; endlich wandte er ſich wieder nach dem Städtchen, in welchem er einſt, unter der ſeligen Frau Salome Auspice, das Gymnaſium beſucht hatte und wo er einigermaßen zu proſperiren hoffte, da im Orte ihm noch mehrere Jugendfreunde lebten, auf deren Theilnahme an ſeinem Schickſale er rechnete.

Bald darauf wurde in jenem Städtchen, an einer der Kirchen, eine Predigerſtelle erlediget und man rieth dem Candidaten, ſich um dieſelbe zu melden, indem man ihm von verſchiedenen Seiten Fürſprache und Verwendung verſprach.

Es gedieh auch in der That ſo weit, daß Emil in der benannten Kirche die Kanzel beſtieg, um ſeine Probepredigt zu halten.

Der Candidat ſprach gut; ſein Vortrag war meiſterhaft ausgearbeitet, ſeine Stimme klang angenehm und ſehr vernehmlich; die Gemeinde lauſchte in tiefer Stille mit ſichtbarem Wohlgefallen — da ſtürzte plötzlich der ungezogene Fidel aus der Sakriſtei hervor, die Kanzeltreppe hinan und im nächſten Augenblicke wurde in Mitte des Redners und der auf dem Kanzelpulte liegenden Bibel, ein klaffender Hundekopf ſichtbar. — Jener günſtige Eindruck, der dem Candidaten bereits hervorzubringen gelungen war, wurde nun mit einem Male verwiſcht; unter dem Auditorium entſtand Geziſche und Gelächter, Emil verlor die Faſſung, ſtockte und mußte, nachdem er ſeinen Vortrag noch nicht zur Hälfte vollendet hatte, das Catheder verlaſſen.

Unſeres Helden ſeltſame Vorliebe für die Hunde wurde erörtert, von derſelben folgernd erklärten ihn die wichtigſten Gemeindeglieder als ein verdorbenes und verrücktes Genie; Emil fiel durch, ein anderer, wenig talentvoller, Mitbewerber erhielt die Predigerſtelle.

Zur Erläuterung des komiſchen Vorfalls bemerkt man nur noch, daß, wie allerwärts, unſer Held ſeinen Hund auch an dem verhängnißvollen Tage mit in die Kirche genommen und denſelben der Aufſicht des Küſters in einem leeren Betſtübchen anvertraut hatte, welcher Aufſicht Fidel aber zu entſchlüpfen gewußt hatte.

Emils Freunde eiferten gegen den Schickſalshund, er ſelbſt aber ſetzte alles auf Rechnung ſeines ihm angeborenen eigenthümlichen Mißgeſchickes und fühlte ſich mehr entmuthiget als jemals.

29.

Einem läſtigen Gefühle hoffte der Held dieſer Geſchichte dadurch zu entfliehen, daß er, nach dem erzählten höchſt unangenehmen Vorfalle, das Städtchen ſogleich verließ und nun ſeinen Wohnſitz an jener Hochſchule aufſchlug, an welcher er einſt nicht ohne Glanz abſolvirt hatte, und wo er nun als Privatdocent ſein Unterkommen zu finden hoffte; doch ach — der privatim docirende unſcheinbare Candidat fand wenigen Zuſpruch nur und ſah ſich genöthiget, den Schmachtriemen von Tag zu Tag enger zuſammen zu ziehen.

Endlich ſchien dem Unglücklichen dennoch ein Mal ein günſtigerer Stern leuchten zu wollen.

An der Hochſchule befand ſich ein ungemein gelehrter und berühmter Profeſſor, der im In- und Auslande hochgeehrt wurde und ſich in den verſchiedenſten Angelegenheiten, oft aus ſehr fernen Gegenden her, angegangen ſah.

Dieſer Profeſſor hatte den Auftrag erhalten, einem reichen Bojaren zu Jaſſy einen deutſchen Kindererzieher zu ſenden und des Profeſſors Wahl fiel auf unſern Candidaten nun; wahrſcheinlich wohl, weil für die Miſſion gerade kein anderes Individuum ausfindig zu machen war.

In troſtloſen Lagen pflegt man nicht lange zu wählen; Emil nahm den ihm geworfenen Ruf freudig an und nachdem er das von dem Bojaren ausgeſetzte Reiſegeld in Empfang genommen hatte, trat er getroſten Herzens ſeine Wanderung nach der Moldau an.

30.

Nicht ohne Beſchwerlichkeiten und Gefahren verſchiedener Art erreichte unſer Held endlich das Ziel ſeiner Reiſe.

Nur kaum in Jaſſy eingetroffen, ließ ſich der Candidat nach dem Pallaſte ſeines Bojaren führen, um ſich demſelben vorzuſtellen.

Dieſer Bojar war ein kühner, ſtolzer, eigenſinniger Gebieter von gigantem Wuchſe; gerade als Emil erſchien, beſchäftigte ſich jener im weiten Hofe ſeines Pallaſtes, ein junges edles Pferd, der vorzüglichſten Race, an langer Leine zu dreſſiren.

Unſer armer Candidat mußte in geziemender Ferne demüthig warten, bis der vornehme Bojar nicht mehr Luſt hatte, dem Pferdeunterrichte obzuliegen — dann ſah ſich der verſchriebene Hofmeiſter durch einen ſtummen Wink endlich näher gerufen.

Der Bojar muſterte den Neuangekommenen mit einem ernſten langen Blicke, vom Kopf bis zu den Füßen, und des Candidaten etwas unſcheinbares Aeußere ſchien den Edelmann wenig zu befriedigen.

Beinahe zitternd überreichte der vom Schickſale längſt gebeugte und ſich ſelbſt mißtrauende Emil, etwas Unverſtändliches daher ſtammelnd, ſeine Empfehlungsſchreiben.

Der Bojar entfaltete die Briefe und las aufmerkſam; unſer Held ſtand ſchweigend.

Plötzlich erhob ſich auf dem Hofe ein wilder Hundelärm. Die dort umher laufenden Jagd- und Hetzhunde des Hausherrn hatten Fideln, den Fremdling, ungütig aufgenommen, allein dieſer wehrte ſich ritterlich ſeiner Haut und hatte gerade ein gar niedliches junges Windſpiel, das Lieblingshündchen ſeines Gebieters ſo arg zugerichtet, daß das empfindliche Thierchen laut heulend von dannen hinkte. Der Bojar ſah ſogleich vom Blatte auf, runzelte ſeine hohe Stirne und es entſpann ſich folgendes Zwiegeſpräch:

Bojar. Alle Wetter auch, wem gehört dort der fremde, häßliche Hund — doch nicht etwa Ihnen mein Herr?

Emil. Euer Gnaden gehorſamſt aufzuwarten — es iſt mein Hund.

Bojar. Verſteht das abſcheuliche Thier vielleicht vorzüglich zu jagen?

Emil. Verzeihen Euer Gnaden, mein ehrliches Vieh verſteht nichts, als zu freſſen, zu ſaufen und zu ſchlafen.

Bojar. Solch' gemeine, ſchmutzige Beſtie wird in meinem Hauſe nicht geduldet; Sie müßen den Hund zur Stelle entfernen Herr! einer meiner Jäger kann ihn niederſchlagen.

Emil. (Sehr erſchrocken:) Was — niederſchlagen — meinen Fidel niederſchlagen? — Permitten Euer Gnaden, ich liebe dieſen Hund wie mein Leben und vermag von ihm um keinen Preis mich zu trennen.

Bojar. (Mit Mühe ſeinen Zorn einigermaßen unterdrückend:) Wie — Sie vermöchten ſich nicht von dem häßlichen Thiere zu trennen? nun wohlan denn mein Herr! ſo erfahren Sie, daß Sie nicht mein Haus betreten dürfen, und viel weniger in meine Dienſte aufgenommen werden können, bevor Sie dieſen Hund nicht gänzlich von ſich ſchaffen.

Emil. (Empfindlich:) Wenn Euer Gnaden mir dieſe unſchuldige Freude nicht geſtatten, möchte ich in der That lieber der Ehre Dero liebe Jugend erziehen zu dürfen, entſagen.

Bojar. (Bei Seite:) Welchen lahmen Narren hat mir der deutſche Profeſſor geſendet! (Laut.) Mein Herr! wenn ſie ſich nicht zur Stelle anders beſinnen wollen, ſo reiſen Sie hin, wo Sie hergekommen ſind, oder meinetwegen zum Teufel.

Mit dieſen Worten wandte der ſtolze Bojar dem deutſchen Candidaten den Rücken; dieſer ſtand anfangs etwas verblüfft, ermannte ſich indeſſen bald genug, pfiff ſeinem Hunde und verließ den Vorhof des Pallaſtes.

31.

In neuern Zeiten blieben deutſche Hofmeiſter zu Jaſſy ſehr geſucht.

Unſer Held war mit vortrefflichen Zeugniſſen verſehen, welche ihm bald genug und zwar unter vortheilhaften Bedingungen, eine Erzieherſtelle im Hauſe eines ſehr reichen griechiſchen Kaufmanns, welcher Andreas Melos genannt wurde, verſchafften.

Melos war ein ſchon betagter, ungemein würdiger Mann, und deſſen zahlreiche verwaiste Enkel waren es, welche nun der Sorgfalt des Candidaten anvertraut wurden.

Mit Liebe, Sachkenntniß und großem Eifer unterzog ſich jetzt Emil ſeinem pädagogiſchen Berufe; ſein Streben wurde anerkannt; in kurzer Zeit hatte der deutſche Hofmeiſter in nicht geringem Grade das Zutrauen und die Liebe der griechiſchen Familie gewonnen; zufriedene und glückliche Tage hätte unſer Held nun verleben können, wenn nicht ſein unheilbringender Hund auch hier wieder ein Stein des Anſtoßes geweſen wäre.

Der ungezogene und unreinliche Fidel

trieb es in des Griechen Haus wie allerwärts; bald ſtahl er einen Braten aus der Küche, bald beſchmutzte oder zerriß er ein zum Hausrath gehöriges Stück oder richtete anderweitigen Unfug an.

Melos war die Ordnungs-, ſeine Gattin aber die Reinlichkeitsliebe ſelber, und wenn das Ehepaar nichts gegen den Hofmeiſter, ſo hatte es deſto mehr gegen deſſen Hund einzuwenden; man gab jenem mit großen Zartgefühle häufig zu verſtehen, wie ſehr man die Entfernung des ungezogenen häßlichen Thieres wünſche; allein wenn Emil ſonſt auch in der That der Stimme des Zartgefühles ein ungemein leiſer Hörer blieb, ſo verſchloß er bei ſolchen Anläſſen derſelben ſeine Ohren dennoch ganz und gar.

32.

Unſer Held hatte bereits einen bedeutſamen Schritt in das eigentliche männliche

Alter hinein gemacht, ohne daß ihn Amors Pfeile bis jetzt erreicht hätten; doch zu Jaſſy ſollte auch er dieſem, dem allgemeinen Looſe der Sterblichen, unterliegen.

Der erwähnte griechiſche Kaufmann hatte in ſeinem Hauſe eine weitläufige ſehr arme Verwandte, Namens: Anaſtaſia, erzogen, welche nun bereits das vier und zwanzigſte Lebensjahr erreicht hatte.

Schön war Anaſtaſia keineswegs, ſogar nicht hübſch — allein ungemein reinlich, verſtändig, ſittſam, gebildet, zartfühlend, ſtets thätig, häuslich und fromm.

Der ſeltene Verein der letztern Eigenſchaften entgieng Emils Aufmerkſamkeit nicht; er unterhielt ſich gerne und lange mit jener Hausgenoſſin und endlich immer lieber und länger.

Anaſtaſia lernte auch ihrer Seits bald die manigfaltigen Vorzüge des deutſchen Hofmeiſters kennen und ſchätzen, — das verſtänbige Mädchen überſah das Unſcheinbare der Candidatengeſtalt, indem dieſelbe durch feſte männliche Rechtlichkeit und manch' andere erhebliche Tugend in der That zu ihrem Vortheile ausgezeichnet wurde, und ſo entſpann ſich denn zwiſchen dieſem Pärchen ein zärtliches Verhältniß, welches ſich freilich nicht durch ſüdliche verzehrende Gluth, wie man ſie zuweilen im wirklichen Leben ſchaut und in Romanen beinahe ſtets geſchildert findet, charakteriſirte, dagegen aber einen ſolidern Typus darſtellte, der im menſchlichen Leben, wie es nun einmal iſt, unſtreitig beſſer Farbe hält, als es jene überſpannten Chimären je vermögen werden.

Die gegenſeitige Neigung der Leutchen blieb Anaſtaſias Pflegevater, dem wackern Melos, kein Geheimniß und ſie ſollte es auch nicht bleiben. Der edle Grieche billigte ein Verhältniß, bei deſſen künftiger innigerer Verknotigung die Stimme des Verſtandes, in der That weniges nur einzuwenden vermocht haben würde.

Nach reiflicher Ueberlegung wurde beſchloſſen, es ſollte der Candidat vorerſt zwar noch in Melos Hauſe bleiben, allein in der Folge eine eigene große Privat-Erziehungsanſtalt für Kinder vornehmer und reicher Eltern anlegen, da ein ſolches Inſtitut ſich ſehr gut zu rentiren verſprach, indem zu Jaſſy bis jetzt kein ähnliches exiſtirte; wenn der Erfolg gerechten Hoffnungen entſprach — und dieſen Erfolg herbeizuführen, wollte der edle griechiſche Kaufmann ein Kapital und ſeinen ganzen nicht unbedeutſamen Einfluß in der moldauiſchen Hauptſtadt daran wagen — dann ſollte die von Melos großmüthig ausgeſtattete Anaſtaſia des deutſchen Pädagogen glückliche Gattin werden.

33.

Emils Wirken ſchien nun endlich, und

zwar zum erſten Male, ſich belohnen und eine ſolide, feſte Richtung nach einem wünſchenswerthen Ziele annehmen zu wollen; allein nur zu bald verfinſterte ſich dieſer hellere Lebenshorizont wieder.

Der kleine Zachäus, Melos jüngſter und geliebteſter Enkel, ein wunderholder Knabe von ungefähr ſechs Jahren, ſtand eines Nachmittags mit dem ſo eben erhaltenen Veſperbrode in der kleinen Hand, unter des Großvaters Hausthüre, da kam unglücklicherweiſe Fidel gerade des Weges; der Schickſalshund ſchnopperte und verſpürte ein Gelüſten, das Veſperbrod des Knaben ſich zuzueignen, ſchnappte auch ohneweiters nach demſelben, allein Zachäus zog das Händchen zurück und das gierige Thier brachte, wohl- oder übelwollend, hier gleichviel, ſtatt der Butterſchnitte, des Kleinen Naſe zwiſchen die Zähne und richtete dieſelbe übel genug zu.

Auf des Knaben mörderiſches Geſchrei

ſtürzten die Hausgenoſſen alle, und unter denſelben auch Melos und der Candidat, herbei.

Der Augenſchein lehrte auf der Stelle was geſchehen war. Der griechiſche Kaufmann ließ ſich vom jähen Zorne, zu dem ſich ſein Temperament hinneigte, ſelten beſiegen; allein als er nun den jüngſten und geliebteſten ſeiner Enkel dermaßen verwundet ſah und man beinahe eine körperliche Entſtellung des Kleinen für deſſen folgende Lebenszeit annehmen durfte, vermochte er nicht länger an ſich zu halten; heftig führ er unſern Helden mit den Worten an:

Hier ſehen Sie nun Herr Turban! welch' großes Unglück ihre ungezogene wilde Beſtie endlich angerichtet hat, längſt dachte ich, es würde noch Unheil entſtehen, allein nimmermehr beachteten Sie einen der vielen freundſchaftlichen Winke, welche Sie deshalb von mir ſo oft erhielten, und ich ſehe mich daher gezwungen, in allem Ernſte auf die augenblickliche Entfernung dieſes ſchändlichen Thieres aus meinem Hauſe zu dringen.

Man weiß, daß der leicht gereizte und empfindliche Candidat ſolchen Ton nicht zu ertragen vermochte. Oho, mein Herr Melos! — erwiederte daher der ebenfalls Zorn entbrannte Hofmeiſter — auf welche Weiſe belieben Sie zu mir zu ſprechen? — glauben Sie etwa, einen ihrer liebeigenen Sklaven vor ſich zu haben? — So weit ſind wir noch lange nicht; wer meinem treuen Hunde die Thüre weiſt, heißt mich gehen — ganz wohl — ich kann — ich will gehen, es war, Gottlob! kein Gnadenbrod, welches ich in Ihrem Hauſe bis jezt verzehrte.

Voll Indignation nahm der Grieche ſeinen noch immer heftig ſchluchzenden Enkel auf den Arm, indem er ſich, im Begriffe wegzugehen, noch einmal mit einem ernſten

Blicke und folgenden mit Würde geſprochenen Worten an den Candidaten wandte: Mein Herr! Sie zeigen ſich mir jetzt in einem Lichte, in welchem Sie zu ſchauen, ich wahrlich nimmermehr erwartet hätte; hören Sie meinen unwandelbaren Entſchluß — eine Stunde gebe ich Ihnen Bedenkzeit, haben Sie im Laufe derſelben das unheilbringende Thier nicht aus meinem Hauſe entfernt, ſo bitte ich Sie, es nebſt ihrem Hunde verlaſſen und auf keinen Fall und unter keinem Vorwande je wieder betreten zu wollen, denn ein entſchiedener und unverbeſſerlicher Thor wird nimmermehr die Hand meiner Anaſtaſia erwerben.

Eine ſolche Sprache reizte die angeborene Empfindlichkeit des Candidaten zu ſehr; auf der Stelle packte er, zitternd vor Zorn, ſeine Effecten alle zuſammen.

Die weinende Anaſtaſia machte auch ihrer Seits ernſte Vorſtellungen, bat und flehte — alles vergebens! Emil verließ mit ſeinem Hunde und aller ſeiner wenigen Habe des Griechen Haus.

Ebenfalls tief indignirt werden gefühlvolle reizende Leſerinnen ausrufen: Wie, wäre es möglich, der Mann opferte die Geliebte, und des Lebens erſte Geliebte, ſeinem ungezogenen alten Hunde auf? —

Wollte ein Romanſchreiber ähnliches behaupten — es wäre himmelſchreiend, doch der Biograph vermag, zur eigenen Entſchuldigung, ſolche Frevel ſeines Helden bekennen zu müßen, lediglich zu erwiedern: la verité, rien que la verité, toute la verité! —

34.

Man glaube ja nicht, daß es je unſer Vorſatz war, alle Abentheuer zu berichten, welche der Candidat, ſeines Hundes halber, zu beſtehen hatte, denn jene Abentheuer über=

trafen nicht an Intereſſe, aber an der Zahl vielleicht, ſelbſt diejenigen, welche uns der geniale Cerevantes vom Junker von Mancha hinterließ.

Wenn wir aber — aus Furcht die Geduld des geneigten Leſers zu ermüden — es nun für Zeit halten, allgemach an die ſchicklichſte Beendigung unſerer Hundsgeſchichten zu denken, ſo können wir doch nicht umhin beſagtem geneigtem Leſer noch ein Abentheuer und zwar nämlich dasjenige vom trunkenen Türken mitzutheilen, indem daſſelbe ſich, wenn nicht als das delikateſte, doch wenigſtens als das echt komiſchſte unter den bisher mitgetheilten darſtellen dürfte und die Aehſtetiker mögen — nebenher bemerkt — ſagen, was ſie wollen, die allerſtrengſte Delikateſſe verträgt ſich nicht immer mit der Komik.

Es war eine höchſt kritiſche Zeitperiode, in welcher Emil das Haus des griechiſchen

Kaufmanns ſo plötzlich verlaſſen hatte, denn es waren gerade zuvor, in Folge der in der Moldau und Wallachei ausgebrochenen Unruhen, türkiſche Truppen in Jaſſy eingerückt.

Der deutſche Candidat konnte nicht daran denken, unter dieſen Umſtänden ſchnell wieder eine Verſorgung als Hofmeiſter in einem guten Hauſe zu finden, denn die meiſten Vornehmen und Reichen dachten jetzt lediglich daran, die moldauiſche Hauptſtadt unter einem ſchicklichen Vorwande vorerſt zu verlaſſen, und unſerm Helden blieb daher nichts übrig, als vor der Hand zu privatiſiren und günſtigern Zeitläufen entgegen zu harren.

Eines Abends befand ſich Emil in einem Caffeehauſe, um, wie er gerne zu thun pflegte, Zeitſchriften durchzublättern. Es waren mehrere Türken gegenwärtig und unter dieſen ein Bimbaſcha.

Der Bimbaſcha war ein Theriaki*) und lag ſoeben in ſeliger Verzückung mit offenen Augen und weit aufgeſperrtem Munde, den Kopf hinterwärts gekehrt, auf einem niedrigen Polſter und einem breiten, am Boden des Caffeezimmers ausgebreitetem Teppiche. Fidel ſchnopperte nach ſeiner Gewohnheit im Saale umher und als er endlich zu dem Opiumberauſchten Bimbaſcha gelangte, erhob das ungezogene Thier, gerade über dem Geſichte deſſelben, das linke Bein in die Höhe und p***te dem vornehmen türkiſchen Offizier in den offenen Mund.

Spät genug verſpürte der trunkene Bimbaſcha die ſchmachvolle Unbill, welche ihm widerfahren; allein nun plötzlich nüchtern, riß der wüthende Türke den Dolch aus der

---

*) Theriaki werden im Orient bekanntlich die Männer genannt, welche ſich leidenſchaftlich dem Genuſſe des Opiums ergeben. Die Folgen dieſes Genuſſes kennt jeder Gebildete.

Scheide, und war im Begriffe — trotz der Verehrung, welche ſonſt die Mahomedaner den Hunden zollen — das Thier zu durchbohren, als der Candidat herbeiſtürzte und, um den Liebling zu retten, ſich dem gezückten Stahle des Moslim entgegenwarf.

Wahrſcheinlich würde Emil dieſes Wagniß ſelbſt mit dem Leben bezahlt haben, wenn nicht in dem Augenblicke der höchſten Gefahr ein anderer ſtattlicher Mann, in türkiſchem Coſtüme, den Bimbaſcha gewaltſam zurückgeriſſen und dadurch dem Candidaten Raum gegeben hätte zu entfliehen.

35.

Sogleich des andern Tages ſuchte unſer Held ſeinen Retter auf und fand denſelben auch glücklich; aber wer beſchreibt Emils Staunen, als er in jenem, ſeinen alten Schulkameraden, den ehemaligen Primaner Liebherr erkannte.

Liebherr war Renegat und lebte nun als einer der erſten Dollmetſcher der hohen Pforte in Ueberfluß und großem Anſehen.

Die Freunde erzählten ſich, wie es ihnen ſeit ihrer Trennung ergangen und wir bedauern, daß Raum und Plan nicht geſtatten, Liebherrns nicht ganz unintereſſante Schickſale mitzutheilen; als Emil die ſeinigen berichtet hatte, rief der Renegat aus:

„Aber Menſch! ſprich', iſt es nicht zu toll, eines Hundes und zwar eines häßlichen und ungezogenen Hundes halber alles aufs Spiel geſetzt, alles verloren zu haben?“

Möglich, daß du Recht haſt, erwiederte Emil, aber ſehen wir nicht täglich hunderte auf eben ſolchen und oft noch erbärmlichern Steckenpferden ihren Untergang entgegen galoppiren?

Leider nur zu wahr, rief der Renegat aus, indem er ſeufzend noch beifügte: Ach die unſeligen Steckenpferde, wenn ihre Zahl Legion nicht wäre, höher ſtänden die Herren der Schöpfung.

Seine Uebereilung in des griechiſchen Kaufmanns Melos Hauſe bereute der Candidat übrigens aufrichtig, denn herzlich und aufrichtig hatte er Anaſtaſia geliebt; doch auch dieſe Reue kam nun zu ſpät, denn Melos war mit allen den Seinigen entflohen und Niemand wußte, wohin er ſich gewendet.

Dem Geſchicke konnte der arme Emil danken, daß es ihm in der Perſon Liebherrs einen alten und innigen Freund zugeführt hatte, denn des Renegaten Anſehen verſchaffte dem Candidaten gute Reiſepäſſe und von den Dollmetſcher großmüthig unterſtützt vermochte er den Schauplatz der Gräuel zu verlaſſen und ins deutſche Vaterland zurück zu wandern.

36.

Unſer Held wandte ſich, in Deutſchland angekommen, wieder nach der öfters bezeichneten Univerſitätsſtadt, dort aufs neue ein dürftiges Unterkommen zu ſuchen, allein ſchnell trug nun das Steckenpferd ſeinen Reiter dem gänzlichen Untergang entgegen.

Emil Turban ſtarb bald darauf und die Art ſeines Todes bezeichnet folgende erbärmliche Grabſchrift, welche Jedermann, der dazu Belieben trägt, auf dem Kirchhofe zu L—, gleich rechts an der Mauer, nachleſen mag:

„Hier ruht ein Gottesmann; von ihm ward kund:
Er liebe über alles ſeinen Hund!
Weil er von Menſchen ward zu oft belogen,
Und ſich von ihnen ſah nur ſtets betrogen.
Doch keine Treue hält auf Erden Stand,
Es biß der Hund den Herren in die Hand:

Der Gottesmann ſo brav, ſo gut, ſo treu;
Befallen ward er von der Waſſerſcheu;
Und — iſt ein ſolch' Geſchick nicht hart und herb? —
Der treuſte Hund — er ward des beſten Herrn Verderb!

V.

Größeres

und

kleineres Deſſert.

1.

Die gefährliche Spinne.

Von der groſſen Kreuzſpinne Tarantel — von dem Orte Taranto in Italien, wo ſie am häufigſten getroffen wird, alſo genannt — pflegt man bekanntlich Seltſames zu erzählen.

Der durch dieſes Inſekt Gebiſſene (tarentolato) verfällt in laut raſenden Wahnſinn, und iſt nur dadurch zu beſänftigen, daß man ihm unaufhörlich eine gewiſſe Melodie vorſpielt, und ihn nach derſelben tanzen läßt.

Dieſe Melodie — ihre Heimath heißt Apulien — nennt der Italiener Tarentella, und die durch den Spinnenbiß raſend Gewordenen müſſen nach jener originellen Muſikweiſe ſo lange tanzen, bis ſie entkräftet und bewußtlos zu Boden ſinken; dann ſind ſie geheilt.

In den Werken eines italieniſchen, wenig bekannten Novelliſten fand ich eine romantiſche Erzählung, welche den Urſprung jener, in ganz Italien bis auf dieſen Augenblick noch beglaubigten Fabelei zu erläutern ſcheint.

Mein Gewährsmann iſt viel älter, als der geniale Giovanni Boccaccio und der frivole Matteo Bandello es ſind; allein an Originalität, lebhafter Phantaſie und blühender Diction, ſcheint er ſeinen ſpätern Nachfolgern keineswegs nachzuſtehen, daher ich meine Leſer mit Recht angenehm zu unterhalten hoffen kann, indem ich ihnen jene alte welſche Sage wieder gebe; daß ich der erſte bin, welcher ſie in unſere Mutterſprache überträgt, kann ich mit Beſtimmtheit ganz kühn behaupten.

* * *

In einem der herrlichen Thäler Apuliens lebte vor langen grauen Zeiten ein Mann, Namens Stephano. Er war Wittwer, und hinlänglich nährte ihn mit ſeiner ſechszehnjährigen Tochter ein kleines Landgütchen.

Roſaura war Stephanos Stolz und einzige Freude. In der That, das Mädchen gliech ganz einem friſchen aufblühenden Roſenknöspchen; ſeine Schönheit und jungfräuliche Unſchuld entzückten alle Jünglinge der Umgegend, ſie buhlten eifrigſt um deſſen Gunſt, allein die reine unbefangene Tochter der Natur achtete darauf wenig oder gar nicht, und Stephano ließ die herrlich aufblühende Roſaura keinen Augenblick aus den Augen.

Florido, ein hoher und ſanfter Jüngling, deſſen zahlreiche Schafheerden die benachbarten Berge bedeckten, minnte am zärtlichſten und geduldigſten um des ſchönen Mädchens Gegenliebe; er war der gehaltvollſte, wenn ſchon auch der blödeſte von allen Liebhabern Roſaurens.

Selten wagte er es, ſeiner Herzensgöttin zu nahen, allein des Nachts kletterte er mit Lebensgefahr an Stephanos Hauſe in die Höhe, einen zierlich geſchmückten Bauer unter dem Fenſter des Schlafkämmerleins ſeines Liebchens zu befeſtigen, und einige Augenblicke darauf klagte aus dem zierlichen Bauer die kleine zärtliche Philomele.

In ſtillen Sommernächten blies Florido auf dem Berge, an deſſem Fuße Stephanos Haus lag, auf ſeiner reinen Hirtenflöte rührende Weiſen, und glaubte er das angebetete Mädchen durch ſeine ſanft ſchwellenden Töne in Schlaf gewiegt zu haben, dann pflanzte er noch vor Sonnenaufgang duftige Veilchen oder andere annehmliche Blümelein um Roſaurens ſchattigte Lieblingslauben.

Die Jungfrau ſchien gar nicht auf Floridos rührende und ſchweigende Minne zu merken, deſto ſchärfer aber ſah Stephanos Auge. Eine Verbindung der Tochter mit dem lieblichen und reichen Jünglinge lag gerade im Gebiete ſeiner Wünſche und er verhelte ſeine Gedanken keineswegs Roſauren. Allein des Jüngferchens Herz war durch Schmeicheleien, welche ihm von jungen Männern allerwärts geſpendet wurden, ſchon etwas verdorben; Florido, der ſtille beſcheidene Sohn der Flur, war nicht nach Roſaurens Sinne und ſie glaubte eines ganz andern Mannes wohl werth zu ſeyn.

Drüben über den Bergen wohnte in einem prächtigen Schloſſe der junge Graf von Lignano. Er war vor kurzem erſt von ſeinen Reiſen aus fernen fremden Ländern zurückgekehrt und hatte feine Sitten, aber auch gar grobe Laſter mitgebracht.

Der Graf kleidete ſich geſchmackvoll und prächtig in Sammet und Seide, und zu läugnen war es nicht, der kühne Jüngling mit ſeiner ſtolzen Haltung und dem großen ſchwarzen Augenpaare, aus dem Flammenblicke ſchoſſen, nahm ſich herrlich aus, wenn er auf ſeinem ſchäumenden arabiſchen Hengſte daher ſprengte.

Einige Mal hatte Roſaura aus ihrer dichten Jasminlaube den Grafen durchs Thal reiten ſehen, und ſeit ſie ihn zum erſten Male erblickt, erſchienen der Verblendeten alle Jünglinge, die ſie bisher gekannt, in Vergleichung mit der Geſtalt des Ritters, nur als ganz erbärmliche Pygmäen.

An einem ſchwülen, heißen Sommerabende ruhte Roſaura einſt auf der weichen Moosbank in der Jasminlaube; ihr war ſo ängſtlich und bange zu Muthe, ſie löste den engenden Gürtel unter dem jungen Buſen, die üppigen braunen Locken umſchatteten aufgelöst den weißen Nacken, und auf das runde

Aermchen geſtützt, umfing die holde Jungfrau ein ſüßer Schlummer.

Langſam und in Gedanken verſunken ritt der junge Graf von Lignano daher durch das lachende Thal; jetzt hatte er Stephanos kleine Villa erreicht, eine niedrige lebendige Hecke nur umgab deren Garten, die ſchlafende Jungfrau fiel dem Ritter plötzlich in's Auge und ein raſcher Griff in die Zügel hieß den Araber ſtehen.

Lignano war ein junger Wüſtling der gefährlichſten Art, kein ſchönes Mädchen, weit und breit, war vor ſeinen Nachſtellungen ſicher; aber ſo mächtig wie unſere junge ſchlafende Grazie, hatte lange kein Gegenſtand die flammende Gierde in ſeinem Buſen angeregt.

Mit einem Blicke überſah er Stephanos Garten; keine Seele — nicht einmal ein vorwitziges Vöglein rührte ſich in den dunkeln Gebüſchen; der leiſe Odem der ſchlummernden Jungfrau allein war zu vernehmen. Raſch ſprang der Graf aus dem Sattel, der Araber wurde an eine nahe ſtehende Platane feſt gebunden, und mit einem gewandten Satze über die Hecke befand ſich Lignano im Garten. Jetzt ſtand er dicht neben der Schlafenden, ein Cato kaum wäre hier kalt geblieben — des wüſten Jünglings Flammenblicke, heißer Sehnſucht voll, drohten die ruhende zarte Huldgeſtalt zu verſchlingen.

Bildlich und verführeriſch war des Mädchens Lage allerdings. Zwei milchweiße, friſche Hemiſphären wogten auf und nieder, die langen dunkelbraunen Wimpern der geſchloſſenen Augen erhoben das Intereſſante des lieblichen Geſichtchens, die küßlichen elaſtiſchen Lippen zeigten zwei Reihen elfenbeinerner Perlenzähnchen und hauchten balſamiſchen Duft; dicht an die runden üppigen Lenden ſchloß das enge griechiſche Gewand — es hatte ſich ein wenig, zufälliger Weiſe, verſchoben; der rechte kleine Fuß und die liebliche volle Wade waren ſichtbar.

Lange ſtand der Wüſtling in beſeligendem Anſchauen verloren; wollüſtig bebte jede Fiber ſeines Körpers, und, nicht länger ſeiner mächtig, drückte er einen brennenden Kuß auf der Jungfrau zarte Purpurlippen. Mit einem lauten Schrei fuhr Roſaura in die Höhe, ihr erſter Blick fiel auf Lignano, welcher in kühner Vermeſſenheit vor ihr ſtand, ſich labend an der holden Verwirrung des überraſchten Mädchens; doch jetzt ſtürzte der alte Stephano aus einem nicht ſehr entfernten Pavillon, der Ritter aber wurde den Herbeieilenden zeitig gewahr; mit einem Sprunge war er aus dem Garten, im Nu ſaß er wieder im Sattel, und wild wie ein Gewitterſturm flog der wilde Araber mit ihm durch's Thal.

Roſaura trat aus der Laube, dem Vater entgegen, indem ſie ungemein verlegen mit dem kleinen runden Händchen den ſüßen Mund zu decken ſtrebte.

Wohl hatte Stephano den Grafen entfliehen ſehen; der ſchlaue, welterfahrne Greis errieth halb und halb den Zuſammenhang und wild fuhr er das zagende Töchterlein mit den Worten an: „Was gieng hier vor?“ Ach erwiederte ſtockend und hoch erröthend das Mädchen: Lieber Vater! ich glaube, eine böſe Tarantel hat mich in den Mund gebiſſen, es brennen meine Lippen noch gar ſehr.

„Ja, ja,“ ſchrie der Alte heftig und wild lachend, „ich glaube es wohl, dich hat die Tarantel gebiſſen, warte mein ſüßes Töchterlein, will dir ein Pflaſter auf die Wunde legen,“ und bei dieſen Worten erhielt die arme Roſaura eine derbe Maulſchelle von väterlicher Hand.

* * *

Es waren mehrere Wochen verſtrichen,

und der junge Graf war während der ganzen Zeit nie wieder durchs Thal geritten, wie er früher jeden Tag doch zu thun pflegte.

Des armen Floridos Flötentöne waren verſtummt, er pflanzte nicht Blümlein wieder und ſchweifte unmuthig umher im Hochgebirge.

Roſaura ließ das ſchöne Köpfchen hängen; wohl lag ſie jeden Abend auf der weichen Moosbank in der Jasminlaube, das Haupt in die kleine Hand geſtützt, allein ſie ſchlief nicht wieder, ſondern ſtarrte unverwandten Blickes und ſinnend hinaus ins weite Thal.

Wichtige Geſchäfte riefen den alten Stephano jetzt in die entfernte Hauptſtadt, nothgedrungen mußte er die einzige Tochter zurück laſſen auf der einſamen Villa, allein beim Abſchiede hob er warnend den Zeigefinger in die Höhe, indem er feierlich ſprach: „Roſaura! Roſaura! ich beſchwöre Dich, ſey auf Deiner Hut, auf daß die Tarantel Dich nicht wieder beißt!“

Schamerglühend verbarg das Mädchen das Geſicht an des ſcheidenden Vaters Bruſt.

Den Tag darauf lag Roſaura gegen Abend auf der Moosbank in der Jasminlaube. Die Jungfrau ſchien ungemein zerſtreut, ſie ſtarrte vor ſich hin, nicht achtend des magiſchen Scheines und der Herrlichkeit, welche die große ſinkende güldene Feuerkugel über das Thal verbreitete. Plötzlich ſah ſie zur Höhe und — o Himmel! wer beſchreibt des Mädchens Schrecken! — der Ritter mit dem flammenden ſchwarzen Augenpaare ſtand, wie neulich, ihr zur Seite.

Roſaura wollte fliehen, doch die bebenden zarten Gliedmaßen verſagten für dießmal ihre Dienſte.

Der verwegene Lignano ſchloß ſie wild in ſeine ſtämmigen Arme; ſie wollte ſchreien, aber vermochte es nicht, und, der Himmel mag wiſſen, wie es kam, bald hörte das ſchöne Mädchen auf, den kühnen Ritter mit den Flammenblicken zu fürchten; im Gegentheil ſah es nun täglich, wenn die Sonne ſank, auf der Moosbank ruhend, ſehnſüchtig ſeiner Ankunft entgegen, und brauste endlich der wilde Araber einher durchs weite Thal, dann ſprang die Glückliche fröhlich auf und eilte dem Buhlen entgegen, froh ſich an ſeinen Buſen ſchmiegend.

Oft, wohl unzählige Mal, wurde die arme Roſaura von der böſen Tarantel in die roſigten Lippen gebiſſen — ach! wäre es dabei allein nur geblieben!

Nach einigen Monaten endlich kehrte der alte Stephano eines Abends ganz unerwartet in die Heimat zurück. In ſeiner [illegible] angelangt, fragte er ſogleich nach der Tochter. Es hieß, ſie weile im Garten. Der Alte eilte dahin; voll freudigen Ungeſtüms, ſo hoffte er, würde Roſaura in die väter=

lichen Arme ſtürzen; allein heftig ſchrack das Mädchen zuſammen, als es den ſtrengen Gebieter erblickte. Zitternd und mit bleichen Wangen trat es dem Vater entgegen. Bebend und graulicher Ahnung voll rief Stephano aus: „Unglückliches Kind! gewiß hat dich während meiner Abweſenheit die Tarantel gebiſſen.“

Laut ſchluchzend erwiederte Roſaura nach einer langen Pauſe in der höchſten Verzweiflung ſcheinendem Tone: Nicht nur gebiſſen — zerſtört hat ſie mich!

Stephano warf einen ſcharfen Blick auf des Mädchens veränderte Leibesgeſtalt und ein ſchreckliches Licht fing ihm an zu tagen, kein Räthſel blieben ihm ferner jene Worte; der Tochter und ſeine Schande — ſie waren gewiß.

Laut heulend und die ſilbernen Haare ſich raufend, ſtürzte der Greis in's nahe Gebüſch.

Roſaura ſank, gänzlich zernichtet, auf die unglückſelige Bank von weichem Moos hin, die häufige Zeugin verbotener Luſt. Die Sonne neigte ſich feierlich ihrem Lager zu, da brauſete, wie gewöhnlich um dieſe Zeit, der wilde arabiſche Hengſt mit ſeinem ſchönen jugendlichen Ritter daher durchs Thal.

Munter ſprang Lignano, nicht die Gegenwart Stephanos ahnend, vom Roſſe, ſchnell band er das Pferd an die Platane — mit einem kühnen Satze überſprang er wieder die niedere Hecke, lüſtern hin eilend nach der wohlbekannten Bank, auf welcher er ſein Opfer ruhen ſah.

Doch plötzlich ſtürzte der beleidigte Vater mit blankem Degen wüthend aus dem Buſche und mit dem Rufe: ſtirb giftige, verdammte Tarantel! drang er auf den Ritter ein.

Nicht mehr konnte der Graf entfliehen; um ſein Leben zu decken — welches dem

Gottloſen ja das höchſte iſt — zog auch er ſein Schwerdt.

Wie Raſende kamen die Männer an einander; Roſaura war aufgeſprungen, ſie wollte ſich zwiſchen die Kämpfenden werfen, mit der eigenen Schwanenbruſt des theuren Vaters Leben ſchützen; doch in weiten Kreiſen flogen blitzend im Scheine der Abendſonne die Schwerdter und das Mädchen vermochte nicht zu nahen.

Des Greiſen Ohnmacht und Schwäche, ſie mußten der friſchen, jugendlichen Kraft des gräflichen Wüſtlings erliegen; Lignanos Stahl durchbohrte nach kurzem Kampf des Alten Herz, — blutend und todt ſank Stephano zur Erde.

Der Mörder ſprang über die Hecken und auf ſeinem ſchnaubenden Höllenroſſe flog er von dannen.

Ein plötzlicher furchtbarer Wahnſinn erfaßte die unglückliche Roſaura — ſie fieng an, laut heulend und jubelnd zugleich, in wilden unordentlichen Sprüngen des Vaters blutige Leiche zu umtanzen.

Erſchrocken ſtürzte die Dienerſchaft aus der Villa — man wollte die Unglückliche ergreifen — da ſtieg einem Geiſterſchatten gleich, ein bleicher blondgelockter hehrer Jüngling vom Gebirge hernieder. Es war der arme Florido.

Laßt ſie doch, rief der Hirtenſohn mit gebietender Stimme, laßt ſie tanzen; austoben muß ſie ſo den Schmerz und mit dieſen Worten zog der Jüngling die Flöte aus der Taſche und begann eine höchſt ſeltſame, unbekannte, ganz originelle Tanzweiſe zu ſpielen; wild jubelnd und herzzerreiſſend doch klang die raſche Melodie. Roſaura kam ſchnell in den Takt, und tanzte und tanzte — bis ſie leblos darnieder ſtürzte.

Einen unausſprechlichen rührenden Blick warf der arme Jüngling auf die Vollendete, Thränen ſtürzten aus ſeinen lieblichen blauen Augen — dann ſchleuderte er weit die Flöte von ſich und rannte in die Gebirge zurück. — Keines Menſchen Auge hat den armen Hirten je wieder erblickt, allein ſeine Melodie hat ſich in Italien erhalten bis auf dieſen Tag, ſie wird Tarantella genannt, und tödteten die herzzerreiſſenden Töne gleich Roſauren, ſo wurden durch dieſelben — nach dem feſten Glauben der welſchen Völker — nichtsdeſtoweniger Tauſende geheilt, welche die giftige Spinne gebiſſen.

2.

Vielleicht der originellſte unter allen jenen Zügen, welche aus dem Leben der Geizhälſe bis jetzt verzeichnet worden ſind.

In dem alten, vortrefflichen, allbekannten, franzöſiſchen Luſtſpiele, betitelt: „der *Geizige*" ſcheinen in der That die *pikanteſten Züge* aus der angeregten Sphäre geſammelt und die *Materie* beinahe gänzlich erſchöpft worden zu ſeyn; allein nichtsdeſtoweniger glaube ich, daß die *folgende buchſtäblich wahre und hier zum erſten Male öffentlich erzählte Anekdote*, hinſichtlich ihrer *Originalität*, wahrlich alles übertrifft, was von Geizigen erzählt oder ihnen jemals aufgebürdet worden iſt.

Der Baron v. L., ein ſehr reicher Geizhalz, lebte als Wittwer in der königl. Reſidenzſtadt ******, und bewohnte daſelbſt ſein eigenes Haus.

Einſt hatte der Freiherr einen Kutſcher in ſeine Dienſte genommen, welchem die Schlafſtelle im Stalle bei den vor Hunger ganz abgemergelten Pferden angewieſen wurde.

Schon in der erſten Nacht, welche der Kutſcher in dieſem Stalle zubrachte, wurde er durch einen unerträglichen Geſtank verhindert einzuſchlafen. Der Menſch wurde endlich ungeduldig, erhob ſich gegen Mitternacht aus ſeiner Bettſtelle und entzündete das Licht in der Stalllaterne, um bei deſſen Scheine vielleicht die veranlaſſende Urſache des ſtatt findenden widerlichen Geruches aufzufinden.

Des Kutſchers eiferige Nachſuchungen blieben auch nicht lange ohne Erfolg, denn er fand bald genug hinter der Haferkiſte die bereits in Verweſung übergehende ganz nackte

Leiche eines Knaben, welcher nach ungefähr zurückgelegtem vierten Lebensjahre verſtorben ſeyn mochte. Der Burſche erſchrack über dieſe ganz unerwartete Entdeckung heftig und rannte ſogleich bei Tages Anbruch zu den Gerichten, um den Vorfall anzuzeigen.

Man beordnete Commiſſäre, welche den Kutſcher in ſeinen Stall begleiten mußten. Die Herren fanden die Angabe des Denuncianten richtig und nahmen die Leiche mit ſich. Der herbeigerufene Gerichtsarzt erklärte nach vernommener genauer Unterſuchung zwar, daß der Knabe unverkennbar an einer natürlichen gerade herrſchenden epidemiſchen Kinderkrankheit verſtorben ſey und daß ſich an der Leiche durchaus keine Spur einer gewaltſamen Verletzung wahrnehmen laſſe; allein man glaubte, die Sache dennoch genauer unterſuchen zu müßen und lud zuförderſt den Baron v. L., als Eigenthümer des Hauſes, in deſſen Stall man das todte Kind gefunden hatte, vor Gericht.

Nachdem man dem Freiherrn die Leiche vorgezeigt und ihn gefragt hatte, ob er dieſelbe nicht vielleicht kenne, antwortetete L. ganz ruhig und ohne die geringſte Gemüthsbewegung: O ja, es iſt mein eigenes, etwa vor drei Wochen verſchiedenes Söhnlein, Namens: Peter.

Die Richter ſahen ſich voll Verwunderung an und glaubten kaum ihren Ohren trauen zu dürfen; der Baron v. L. gab ſofort folgende, von Wort zu Wort hier abgedruckte Erklärungen zu Protokoll:

Es ſind jezt bereits vier Wochen, ſeit mir meine beiden Söhnchen, Peter und Paul — ſie waren Zwillinge — erkrankten. Ich hoffte Anfangs, es werde die Natur, wie man zu ſprechen pflegt, den ſonſt ſtarken Kindern von ſelbſt wieder auf die Beine helfen; allein da ich mich in dieſer gerechten Hoffnung getäuſcht ſah, ließ ich endlich, da die Krankheit der Kinder einen gefährlichen Character anzunehmen ſchien, am fünften Tage den Obermedizinalrath G. rufen. Der Doctor erklärte die Kleinen in großer Gefahr und in der That ſtarb auch ſchon des andern Tages der hier vor uns liegende Peter; da aber der Arzt verſicherte, auch den Paul nicht retten zu können und ihn ganz und gar verloren gab, ſo gedachte ich bei den gegenwärtigen ohnehin ſchweren und geldarmen Zeiten die großen Koſten zweier Särgelein und der doppelten Beerdigung erſparen zu müſſen, und ich bewahrte daher den Peter im Stalle hinter der Haferkiſte auf, bis der Paul ſterben würde, wo es dann mit der Beerdigung in einem hingegangen wäre, da nun aber der Paul, wiewohl ſehr krank, dennoch lebt, und der Pater, wie ich verſpüre, bereits ſtark zu riechen beginnt, ſo werde ich mich gleichwohl entſchließen müſſen, jeden der Bengel ſeparat begraben zu laſſen, (mit einem tiefen Seufzer) obwohl es viel Geld koſten wird.

Der Baron hatte dieſe ſeine Angaben nur kaum vollends erſt dem protokollirenden Schreiber in die Feder diktirt, als des Freiherrn Kochin in die Gerichtsſtube ſtürzte und laut weinend ausrief: Ach Ew. Gnaden — das arme Kind — Paul — der junge Herr iſt ſo eben geſtorben.

Nun Gott Lob! erwiederte der Vater ganz kalt, ſo geht es mit der Beerdigung nun dennoch in Einem hin und ich erſpare die doppelten unnützen Koſten; ich will den Peter, mit der Herren Schöppen Erlaubniß, nur gleich wieder mit mir zu Hauſe nehmen und Anſtalt zur Beerdigung der Kinder treffen. Kochin! gehe ſie ſogleich zum Tiſchler und beſtelle ſie einen ganz gewöhnlichen Kinderſarg, aber verſteht ſie — nur einen; ich will den Peter und den Paul ſchon zuſammen packen, daß es eine Art haben ſoll. Mit dieſen Worten wickelte der Baron v. L. Peters kleine Leiche in ſeinen Mantel, ſchob den Pack unter den Arm, verbeugte ſich artig gegen die Herren Richter und verließ ſofort ſchleunigſt den Gerichtsſaal.

4.

Der unglückliche Vermittler.

Das Geſchäft der Mediateure bleibt, wie in der höchſten, alſo auch gar häufig in der niedrigſten Sphäre ein ziemlich undankbares, und für einen neuen Beleg zur Wahrheit dieſes oft aufgeſtellten Satzes mag die komiſche Scene gelten, welche man im Begriffe ſteht jetzt darzuſtellen und die durch das Titelkupfer ein paar wackere Künſtler zu verſinnlichen bemüht waren.

Der penſionirte Spitalſchreiber R— zu M— iſt trotz ſeines bizarren Aeußern, welches ihm den Spottnamen: „Ritter von der traurigen Geſtalt“ zugezogen hat, dennoch ein ungemein harmloſes und gutmüthiges Männchen, das, voll kindlichen Einnes, bei ſchlechtem Wetter auf ſeinem Kämmerlein Eichkätzchen und Vögel ausſtopft, an ſchönen Tagen aber weite Excurſionen vernimmt, um für ſeine reiche Schmetterlingsſammlung Empletten zu machen, welche Herr R— dann auf ſeinem unſcheinbaren ſpitzen Hütchen zu befeſtigen pflegt.

Gliechen alle Menſchen dem ehrlichen Spitalſchreiber, nimmermehr würden Kriege, Zank und Streit, aus Panderens Buchſe entſtiegen, unter den Sterblichen Eingang gefunden haben, denn R— iſt der friedfertigſte aller Männer und es iſt eine ſchwache Seite von ihm, daß er allerwärts Hader beſeitigen und erhitzte Gemüther beſänftigen will, welches freiwillig übernommene Geſchäft ihn ſchon gar mancher Verlegenheit, ganz vorzüglich aber bei folgender Gelegenheit, ausgeſetzt hat.

An einem ſchönen Herbſtabende begegnete

Herr R— auf einem ſeiner häufigen Streifzüge zweien Gebirgsbewohnern, einem Burſchen und einem Frauenbild, welche ein mit Obſt ſchwer beladenes zweiräderiges von einem Eſelein gezogenes Wägelein, auf dem Wege nach der nahen Reſidenzſtadt, geleiteten.

Das Wägelin fuhr gerade Berg aufwärts, allein das arme Thier war bereits dermaßen erſchöpft, daß es plötzlich niederſtürzte und ſeinen Geiſt — wenn anders Eſeln Geiſt beiwohnt — aushauchte.

Der Burſche wurde über ſeines Eſels Tod ungemein entrüſtet, und gab — man weiß nicht mit Recht oder Unrecht — ſeiner Begleiterin Schuld, das Unglück durch zu häufige Antreibung des Thieres veranlaßt zu haben.

Mit Bitterkeit vertheidigte ſich das Mädchen, es entſtand ein heftiger Streit zwiſchen dem Pärchen, welcher damit endete, daß der Burſche ſeine Begleiterin prügelte.

Dem Zuge ſeines ſanften, friedfertigen Gemüthes folgend, machte es ſich unſer Spitalſchreiber ſogleich zum angelegentlichen Geſchäfte, den Obſthändler zu beſänftigen und das Unternehmen gelang endlich.

Eines ſchönen Dankes von Seite des Mädchens mochte ſich nun wohl der ehrliche R— verſehen, aber wer beſchreibt unſeres Spitalſchreibers Erſtaunen, als ſich die, den derbſten Schlägen Entgangene mit in die Seiten geſtützten Aermen an ihren Retter wendete und denſelben folgendermaßen anredete:

„Sag' Er mir doch elendes Kerlchen! wer ihm das Recht giebt, ſich dazwiſchen zu legen, wenn mich mein Geliebter durchprügeln will?"

Der arme Spitalſchreiber wollte ſich vertheidigen, gerieth aber, trotz ſeines verträglichen Charakters, nicht nur mit dem Mädchen ſelbſt, ſondern auch mit deſſen ſogenanntem Geliebten, nun auch ſeiner Seits, in ſolch' heftigen Streit, daß ſich endlich das Pärchen vereint über den alterſchwachen, ſpindeldünnen Städter hermachte und denſelſelben mit einer Tracht Prügel regalirte.

Unbedeutend iſt dieſes Prügelgeſchichtchen, aber *bedeutend* die *Klugheitsregel*, welche ſich durch daſſelbe ausſpricht.

5.

Wehr-, Lehr- und Nährſtand auf Freiers Füßen;

oder:

Der Verſtand ſteht uns allen ſtill.

Original-Poſſe.

Vorwort. Man wagt zu hoffen, daß gegenwärtige dramatiſche Bagatelle geeignet ſeyn dürfte, als friſche Blüthe, zur geſelligen Unterhaltung auf dem Lande beizutragen, und zwar nicht nur aus dem Grunde, weil dieſelbe durchaus keine ſcenariſche Vorrichtung in Anſpruch nimmt.

Geſellige Vereine auf dem Lande, welche ſich zu theatraliſchen Darſtellungen entſchließen, ſind gewöhnlich ſchon ziemlich zahlreich an Mitgliedern und das junge Völkchen zeigt ſich immer vorerſt geneigt, an ſolchen Unterhaltungen Theil zu nehmen, allein hiebei tritt beinahe allerwärts der Uebelſtand ein, daß junge Elegants unbedingt nur als erſte Liebhaber und reizende, wie nicht reizende Fräuleins als erſte Liebhaberinnen auftreten wollen.

Nun, an den genannten beliebten Rollen fehlt es in dieſer Poſſe nicht; man ſchmeichelt ſich, jede derſelben charakteriſtiſch gehalten, ohne gerade dem Gedächtniſſe und der Darſtellungsgabe der Theilnehmer Bedeutſames zugemuthet zu haben.

Ein paar ältere Individuen würden ſich ja wohl auch finden, die keineswegs undankbaren Parthien des Herrn und der Madame Hommer, dann jene des Flinkenſtein auszufüllen.

Perſonen.

Hommer, reicher Kaufmann in einer großen Hauptſtadt.

Madame Hommer, ſeine betagte zweite Gattin.

Helena
Anna } Hommers Töchter aus deſſen erſter Ehe.
Sophie

Achilles, Huſarenlieutenant.

Herrmann, Grenadierlieutenant.

Criſpin, Hauptmann vom Geniecorps.

Holla, glücklicher Papierſpekulant.

Friſchmuth, Fabrikant.

Veit, Oekonom.

Duſel, Dichter.

Hoffer, Staatsdiener.

Claus, Chef einer Erziehungsanſtalt.

Flinkenſtein, Hommers Hausarzt.

Schnurrmann, Huſar und Achilles Fourierſchütze.

Hans, Veitens Oberknecht.

Samuel, Unterlehrer in Clauſens Erziehungsinſtitute.

Finette, Kammermädchen in Hommers Hauſe.

Akt I.

(Der Schauplatz ſtellt einen mäßig großen, modern meublirten **Saal** in Hommers Hauſe dar. Im Vordergrunde der Bühne befindet ſich auf der einen Seite eine Malerſtaffelei auf der andern ein Sopha, vor welchem ein Tiſch. — Finette allein. Sie iſt beſchäftiget Meubles abzuſtäuben und trillert oder ſingt den ſogenannten Brautjungfernchor aus C. M. Webers Freiſchützen: „Wir winden dir den Jungfernkranz ꝛc.)

Scene 1.

Finette und Hans.

Hans.*) — (Im Eintreten.) — Hi, hi, — kennt mich die Jungfer nicht mehr?

Finette. — (Lächelnd). — Ei, Er ſteht ja bei Herrn Veiten, dem Gutsbeſitzer, einem Bekannten unſeres Herrn, im Dienſte.

---

*) Hans kann in irgend einem beliebten Volksdialekte ſprechen.

Wenn ich nicht irre, tanzten wir zuſamm' am Kirchtage, drauſſen auf ſeines Herrn Gute. Wie heißt das Neſt doch gleich?

Hans. Hi, hi, hi! freut mich doch, daß die Jungfer noch des Neſtes und meiner gedenkt.

Finette. Nun ja, man denkt heut zu-Tage, wenn einem Zeit und Weile lange wird, gelegentlich, an allerlei Dummes — doch was weiter?

Hans. Was weiter? Hi, hi, hi! — Die Jungfer hat mir's angethan; ſeit dem letzten Dreher, den ich mit Ihr gemacht, iſt mein Kopf ſelber ganz und gar verdreht.

Finette. Ich will nicht hoffen, — doch was weiter?

Hans. Hoffe die Jungfer getroſt. Hans hat Couraſche wie der Teufel, hat auch ſechs Wochen beim Landſturm, im Freiheitkriege, als heiliger Stückknecht gedient. — Nun kurz und gut — als ich Herrn Veiten heute in die Stadt herein gefahren, faßte ich mir ein

Herz, gieng zu Herrn Hommern hin und beichtete ihm.

Finette. Nun, was weiter?

Hans. Schon wieder, was weiter? der Hommer iſt ein gar ſehr freundlicher Herr; er lachte und ſprach: Hans gehe und heirathe's Finetterl; ich habe ohnehin einen Bauernhof übernehmen müſſen, den gebe ich dir vielleicht in Pacht. Hi, hi, hi — was ſagt die Jungfer nun?

Finette. Ich ſage nicht Ja, ich ſage nicht Nein.

Hans. Was ſagt die Jungfer denn?

Finette. Ich lache. Ha, ha, ha!

Hans. Alle Peſt! ſie lacht. Iſt das gut oder ſchlimm?

(Samuel erſcheint unter der Thüre.)

Scene 2.

Samuel und die Vorigen.

Samuel. Verzeihen Sie Mademoiſelle! ich glaubte, Sie allein zu finden.

Finette. Ey ſiehe da — Herr Samuel. Treten Sie doch näher.

Samuel. Was ich Ihnen zu ſagen habe theure Finette! es iſt von der Art, daß —

Finette. O ſprechen Sie immerhin, Herr Samuel! — der gute Menſch hier verſteht uns ſchwerlich, 's iſt kein Genie.

Hans. Hi, hi, hi! Recht hat die Jungfer, ich bin kein Vieh.

Samuel. Und ich liebe Mademoiſelle! bin ein rechtlicher, deutſcher Mann und ſpreche gerade von der Leber weg. Ich ſah Sie einige Mal bei meiner Muhme, der Spitzenhändlerin; bald theure Finette! wagte ich Ihnen anzudeuten, welchen Eindruck Ihre liebenswürdige Naivete auf mich gemacht; wenn mich nicht alle Zeichen betrogen haben, ſo verſtanden Sie mich.

Finette. Und wenn ich Sie wirklich verſtanden hätte — was weiter?

Samuel. Geſtern erhielt ich eine Vocation als Cantor und Elementarlehrer, nach einer Landſtadt. Die Stelle iſt nicht glänzend, doch nährt ſie einen genügſamen Mann mit Familie; ich nahm den erhaltenen Ruf an und brauche eine treue Lebensgefährtin nun. Längſt habe ich gewählt, ſagt Ihnen Ihr Herz nicht welchen Gegenſtand Finette? —

Finette. (Lächelnd:) Und weiter?

Samuel. Ich weiß, Herr Hommer und die Seinen betrachten Sie nicht als Dienerin, als Pflegekind beinahe vielmehr. Ich gieng daher zu dem Ehrenmann und entdeckte mich ihm.

Finette. Und weiter, mein Herr!

Samuel. Herr Hommer ſprach: Samuel! nehmen Sie das Mädchen in Gottes Namen hin, ich ſorge für die Ausſtattung und richte die Hochzeit aus.

Finette. Ha, ha, ha!

Hans. (Dumm mitlachend:) Hi, hi, hi — der Schwarzrock iſt angeführt!

(Schnurrmann tritt auf.)

Scene 3.

Schnurrmann und die Vorigen.

Schnurrmann. (Noch unter der Thüre:) Karthaunen Fikerment! zwei Burſche ſchon bei ihr — das gefällt mir nicht übel!

Finette. Guten Morgen, Schnurrmann! ſuchen Sie vielleicht Ihren Herrn Lieutenant?

Schnurrm. Was Lieutenant — Sie ſuche ich, meine ganz charmante Finette!

Finette. Mich, und was weiter?

Schnurrm. Was weiter? Karthaunen Fikerment! wie man nur alſo fragen kann! — Sie ſuche ich und Ihr Herz, Ihre Hand, die ganze Finette, wie ſie leibt und lebt.

Finette. Ha, ha, ha, Sie ſcherzen wohl, doch was weiter?

Schnurrm. Der Teufel ſcherzt bei dergleichen ernſthaftigen Angelegenheiten. Daß ich Ihnen ganz abſcheulich gut bin, Finette! — wenn Sie es nicht ſchon lange bemerkt haben — Karthaunen Fikerment! nun dann denk ich mein Theil.

Finette. Und was weiter?

Schnurrm. Ich hörte zufällig, daß Herrn Hommers erſter Markthelfer plötzlich geſtorben. Karthaunen Fikerment! dachte ich: Schnurrmann! das wäre ein Plätzchen für dich, und raſch marſchirte ich zu Herrn Hommern hin, ſprechend: Ich bin eine ehrliche Haut, machen Sie mich zu Ihrem Markthelfer und geben Sie mir das allerliebſte Finettchen zur Frau. —

Finette. Nun weiter — was erwiederte Herr Hommer hierauf?

Schnurrm. Karthaunen Fikerment! der Mann verdiente, auf Ehre! Feldmarſchall zu ſeyn; er ſprach: Tapferer Schnurrmann! ſey mein Markthelfer und heirathe Finetten.

Finette. Ich weiß in der That nicht, was ich denken ſoll; drei Mal hat Herr Hommer, heute in aller Frühe, meine Hand ſchon verſchenkt; hier ſtehen die beiden andern Freier.

Samuel. Der Verſtand ſteht mir ſtill!

Hans. Ich bin doch auch kein Vieh — aber dieſes capire ein Anderer.

Schnurrm. Karthaunen Fikerment! ein Mißverſtändniß nur kann es ſeyn. Heda Burſche! ſucht das Weite, wenn ich euch gut rathen ſoll. Ich will allein Hahn im Korbe ſeyn. Allons Rechts-umgekehrt gemacht und dann Marſch!

Samuel. Nur nicht gleich ſo barſch mein Freund! Demoiſelle Finette ſelbſt hat meines Dafürhaltens, hier allein zu entſcheiden.

Hans. [Dummdreiſt:] Ja, ja Herr Soldat! nur nicht grob — unſer einer trägt auch Knochen am Leibe und zwar derbe.

Schnurrm. Karthaunen Fikerment! raiſonniren wollt Ihr Burſche auch noch? —

Finette. Und was weiter?

Samuel. Ich weiche nicht.

Hans. Wenn's ſeyn muß ſchlag ich drein.

Schnurrm. Stille, ſag ich — Karthaunen Fikerment!

Finette. Bei ſolch bewandten Umſtänden macht Finette ihren Knix und empfiehlt ſich. — [Hüpft weg.]

Schnurrm. He, he — ſo haben wir nicht gewettet — Karthaunen Fikerment. Rede ſoll ſie mir ſtehen. [Finetten nach.]

Samuel. Ich kehre zu Herrn Hommer zurück; klar muß es werden zwiſchen der anmuthigen Jungfrau und mir, vorher verlaſſe ich nicht dieſes Haus. [Ab.]

Hans. Hätte ſie nicht geſagt — ich ſey kein Vieh; wahrhaft ich wüßte nicht, wofür ich mich ſelber halten ſollte, aber bevor ich mich trolle, muß ich wiſſen, wo Barthel den Moſt holt. Ab.)

(Pauſe — dann tritt Helene von der Seite auf.)

Scene 4.

Helene, bald darauf Anne und Sophie.

Helene. (Allein.) Ein ungemein veränderliches Wetter; bei Tagesanbruch Sturm und Platzregen — jetzt hell und heiter. Hier iſt prächtiges Licht, das will ich nützen; [Setzt ſich an die Staffelei, greiſt nach Pinſel und Palette und malt. — Kleine Pauſe — dann tritt Sophie von einer andern Seite, in einem Buche leſend auf und ſetzt ſich, ſchweigend, auf dem Sopha.]

Helene. Guten Tag, Sophie!

Sophie. Danke ſchön.

Helene. Was lieſt du?

Sophie. Des ſeligen Peſtalozzi Werke.

Helene. Immer wählſt Du nur ernſte Lektüre, ſo ernſt wie du ſelber biſt. Einen Gelehrten, einen weiſen Staats- oder Schulmann ſollteſt du heirathen dereinſt — doch dahin wendet ſich ja ohnehin Schweſter Sophie'chens Inclination.

Sophie. Hm! — [Sie lieſt wieder. Anne mit Nähgeräthſchaften tritt auf und ſetzt ſich am Tiſche neben Sophien zurechte.]

Anne. Guten Morgen, Schweſtern;

(Sophie nickt, ſchweigend.)

Helene. Bon jour m'amie! was machſt Du denn?

Anne. Neue Hemdien für Dich und Sophien; denn Du malſt ja den ganzen Tag Bataillenſtücke und die andere lieſt oder ſchreibt für und für.

Helene. Je nun —. verſchieden bleibt der Mädchen Sinn und richtet ſich bald hier, bald dortenhin. Zum wackeren Hausmütterchen Annchen! biſt Du geboren.

(Achilles und Herrmann treten ein.)

Scene 5.

Achilles, Herrmann und die Vorigen.

Achilles. [Noch unter der Thüre:] Herr Bruder! es hilft nichts, Du mußt weichen.

Herrmann. [Eben ſo:] Ich ſage dir, Du biſt der Hintergangene.

Achilles. Donner und Wetter! — ich ſtütze mich auf mein gutes Recht.

Herrmann. Aber du mein Himmel! das Recht iſt ja ganz auf meiner Seite; ich fürchte, wir dürften hart aneinander gerathen, Herr Bruder!

Achilles. O mir ſchon recht, Herr Kamerad! ſprechen Sie nur — wann, wie, wo? —

Helene. (den Kopf wendend:) Aber meine Herren! was ſoll man denken? — Sie treten, ohne zu grüßen, in Damengeſellſchaft und fangen, noch unter der Thüre, argen Streit nun an?

Achilles. Bitte tauſendmal um Verzeihung meine Damen! aber es iſt zu toll! —

Herrmann. Ganz gehorſamſter Diener meine Fräuleins! indeſſen es bleibt in der That gar zu ſeltſam! (Indem er ſich Helenen nahet:) Sie wiſſen es, göttliche Helene! ich ſterbe noch — aus Liebe für Sie!

Achilles. (Hat ſich von der andern Seite Helenen genahet.) Ihnen iſt nicht unbekannt, theuerſtes Fräulein! daß ich nur für Sie brenne, daß ich Sie anbete.

Hermann. Sie aber Fräulein! wollten ſich nie entſcheiden und Ihr Herr Vater ſchien eben auch dem Wehrſtande nicht ſehr zugethan.

Achilles. Ja aber nun —

Herrmann. (Achillen ſchnell unterbrechend:) Geſtern nahm mich, ſpät Abends noch, Herr Hommer in der Reſource bei Seite und ſprach: Sie lieben meine Helene, holen Sie Morgen das Jawort in meinem Hauſe.

Achilles. So eben begegnete ich Herrn Hommern ohnweit der Börſe; er war ſehr eilig, doch drückte er mir freundlich die Hand und liſpelte mir zu: Achill! Sie werden mein Schwiegerſohn.

Helene. Ich begreife für dieſes Mal meinen Vater wirklich nicht.

(Die nicht unmittelbar betheiligten Mitſpielenden drücken während der ganzen folgenden Handlung ihr Erſtaunen jedesmal durch ſprechende Mimik u. ſ. w. im Stillen aus.)

[Criſpin tritt ein.]

Scene 6.

Criſpin und die Vorigen.

Criſpin. Ganz Gehorſamſter! — doch hier iſt Geſellſchaft ſchon; ich bin zu ungelegener Stunde wohl gekommen?

Helene. Nicht doch — nur näher lieber Kapitain!

Herrmann. (Bei Seite:) Lieber Kapitain? ey! [Zu Achilles halblaut:] unſer gefürchteter Nebenbuhler.

Achilles. [Raſch:] Sagen Sie es nur gleich Herr Kapitain! auch Sie ſind am Ende gekommen das liebenswürdige Fräulein Helene als Gattin nach Hauſe zu führen?

Criſpin. Woher wiſſen denn Sie? — doch kein Geheimniß ſoll es bleiben; nun ja — lange brannte mein Herz in ſtiller, aber heſtiger Gluth für die einzige Helene, doch das Geſchick wollte ſich mir lange nicht günſtig zeigen; heute Morgen aber erhielt ich von Herrn Hommer dieſes Billet; es krönt den kühnſten, den ſehnlichſten meiner Wünſche.

Helene. Zeigen Sie doch, Herr Kapitain! [Sie nimmt dem Hauptmanne das Briefchen aus der Hand.]

Herrmann. Uns beiden hier, Herr Hauptmann! hat Herr Hommer Helenens Hand ebenfalls zugeſagt.

Criſpin. [Erſchrocken:] Wäre es möglich? — doch nein, es kann, es darf nicht ſeyn!

Helene. [Nachdem ſie geleſen:] Der Verſtand ſteht mir ſtill!

Herrmann und Achilles. Uns auch.

Criſpin. Mir nicht minder.

[Duſel, ſeltſam, komiſch phantaſtiſch, gekleidet, ſtürzt in's Gemach.]

Scene 7.

Duſel und die Vorigen.

Duſel. [Wirft ſich vor Sophien auf die Kniee und deklamirt mit Pathos:]

Auf Freude-Schwingen komme ich geflogen,
In Luſt hat ſich mein Herz gonz voll geſogen;
Mir leuchtet jetzt des Lebens güldne Sonne,
Ich ſterbe, nein — ich lebe nun in Wonne.

Achilles. [Bei Seite.] Der Narr fehlte auch noch.

Sophie. Was iſt Ihnen denn Herr Duſel! was wollen Sie denn? — ſo ſtehen Sie doch nur auf.

Duſel. [Noch immer knieend:]

Der grauſe Vater und Du — ſtets mit Hohn,
Habt Ihr geblicket auf den Liederſohn;
Heil mir! der Götter Zorn hat ſich gewandt,
Dein Vater ſelbſt hat Sohn mich jetzt genannt.

[Plötzlich aufſpringend:]

Die Muſe hat geſiegt — an Deiner Hand
Es wallt der Dichter nun in Hymens Land.

[Hoffer tritt eilig auf.]

Scene 8.

Hoffer und die Vorigen.

Hoffer. Fräulein Sophie! — O Himmel! uf! uf! wie bin ich gelaufen — ich kann nicht zu Odem kommen.

Sophie. Was trieb Sie denn zu ſolcher Eile, mein Herr Sekretär!

Hoffer. Ich bin ganz auſſer Faſſung — o Götter! welch' ein Glück! Sie wiſſen es ſinnige Sophie! Sie ſehen und lieben war das Werk eines Augenblickes; ich hatte mich Ihrem Herrn Vater entdeckt, um dieſe herrliche Hand in optima forma angehalten, doch wie ſchnöde wurde ich abgewieſen; es hieß: Mein Herr Sekretär! wenn man Sie dereinſt geheimen Staatsrath nennt, dann fragen Sie wieder an.

Sophie. Wie, und Sie wären jetzt nun wirklich zum geheimen Staatsrathe vorgerückt? —

Hoffer. Gott bewahre! wo denken Sie

hin mein Fräulein!? — ich habe nicht ſo recht eigentlich ſtudirt, dieſes hätte nun gerade nichts auf ſich, denn es giebt viele unſtudirte Staatsräthe, allein ich habe keine hohe Protektionen, keine gewichtigen Vettern und kein Geld — bleibe deshalb auch bis zum jüngſten Gerichte, was ich einmal bin; heiße zwar Hoffer, allein für immer ſah ich dazumal meine Hoffnungen vereitelt.

Sophie. Ich begreife aber nicht —

Hoffer. Hören Sie nur mein Fräulein! — Wir haben heute gerade Sitzungstag; ich ſaß und protokollirte bereits, da rief mich der Rathsdiener hinaus. Ihr Herr Vater ſtand auf dem Flur und ſagte mir freundlich: Lieber Hoffer! bis Sie zur Würde eines geheimen Staatsrathes gelangen, möchte es zu lange wohl dauern, darum nehmen Sie, wenn auch ſchon nur Sekretär, in's Himmelsnamen mein Sophiechen nun zur Frau.

Sophie. Warum nicht gar!

Hoffer. Da lief ich, was ich laufen konnte, ſpornſtreichs hieher — ließ Präſidenten und Räthe ſitzen; es mag denen protokolliren, wer da will.

[Claus tritt raſch ein].

Scene 9.

Claus. [Zu Sophien:] Ich habe meine Schulſtuben ſchließen laſſen, theuerſtes Fräulein! meine Schüler ſind entlaſſen, denn hoch werde jedes Jahr dieſer Tag gefeiert.

Sophie. Der heutige Tag? — warum denn mein werther Herr Claus!? —

Claus. [Erſtaunt:] Wie mein Fräulein! Sie wiſſen doch? —

Sophie. Keine Sylbe.

Claus. Nicht möglich! — Ihr Herr Vater war dieſen Morgen; als ich gerade in der oberſten Claſſe, den Livius explicirte, bei mir im Saale; er zog mich vom Katheder hernieder und liſpelte mir zu: Guter Claus! Ihre Rechtlichkeit, Kenntniſſe, Fleiß und

Geduld haben nicht nur längſt meiner Sophie Herz, ſondern endlich nun auch das meine gerührt; ich begrüße Sie daher als meinen Eidam.

Sophie. Wie?

Claus. [Schnell:] Ich baue an mein Haus noch einen Flügel an, errichte eine Erziehungsanſtalt für Mädchen; dort ſoll meine verſtändige Sophie walten.

Duſel. [Zornig zu Claus:]

Schulmonarch! weiche du von Hinnen gleich,
Die Magedein gehört der Muſen Reich.

Hoffer. [Eben ſo:] Dem Dienſte des Staats iſt Sophiens Hand bereits geweiht.

Claus. Was wollen dieſe Herren denn? —

[Er ſpricht leiſe mit Sophien.]

[Holla im Koſtüme des Modegecken erſcheint.]

Scene 10.

Holla und die Vorigen.

Holla. [Zu Annen:] Manch kühner Coup iſt mir geraten, mein ganz charmantes Fräulein! manche fein angelegte Spekulation ſah ich durch den Erfolg gekrönt, allein des Chef d'oeuvre aller Coups, welche mein Genie durchgeführt, bleibt, daß es mir heute gelungen, Herrn Hommern zu diſponiren, ſeine Einwilligung zu unſerer Verbindung zu ertheilen.

Anne. [Indem ſie in ihrer Arbeit ruhig fortfährt:] Ich verſtehe Sie nicht mein Herr!

[Friſchmuth ſtürzt herein.]

Scene 11.

Friſchmuth und die Vorigen.

Friſchmuth. [Zu Annen:] Mögen ſie fortfahren dieſe Britten, den Handel des Continents zu beeinträchtigen und die deutſchen Fabriken zu ruiniren — ich lache ob der ſchnöden Merkantil-Deſpotie, denn Sie mein Fräulein! — der edle Vater hat entſchieden ſo eben — werden in Zukunft Friſchmuths Erfindungsgeiſt, als die ſchönſte Zierde ſeines Hauſes, beleben.

Anne. [Immer fortarbeitend, ſehr gelaſſen!] Sprachen Sie zu mir, mein Herr!? — —

[Veit erſcheint voll freudiger Haſt.]

Scene 12.

Veit und die Vorigen.

Veit. [Nachdem er ſich Annen genaht, ſieht um ſich, und wird betreten:] Ach, du lieber Himmel! ich war nicht darauf gefaßt, ſo viele Herren hier zu finden — Fräulein Anne! denken Sie nur —

Holla. [Nachdem er vorerſt mit Friſchmuthen geflüſtert, Veiten unterbrechend:] Sie wollen doch nicht etwa das Fräulein heirathen?

Veit. Wer kann es verbieten? — hat es mir doch des Fräuleins Herr Vater ſelbſt erlaubt.

Friſchmuth. Allerliebſt!

Holla. [Zu Veiten:] Mein Herr vom Lande! — daraus kann nichts werden. Ich ſelbſt habe bereits Herrn Hommers Wort.

Friſchmuth. Nein, mir hat der Vater der Tochter Hand feyerlich zugeſagt.

Veit. [Weinerlich:] Das iſt ja ganz abſcheulich und entſetzlich — gerade zum Schlagtreffen eingerichtet; habe ich doch das Annchen ſo erſtaunlich lieb — habe mich ſo ganz unmenſchlich gefreut — und nun ſollte ich doch entſagen müſſen — nein ich kann es nicht — lieber ſterben.

[Fängt an zu ſchluchzen; Alle lachen.]

(Anne zu Veiten:)

Beruhigen Sie ſich guter, natürlicher Mann! — Sie ſehen, man macht in der cultivirten Geſellſchaft ſich nur lächerlich, wenn man zu freien Lauf ſeinen Gefühlen läßt.

(Madame Hommer ſchleicht im Nachtneglige am Krückenſtabe aus einer Seitenthüre und wankt nach dem Sopha, auf welchem ſie ſich niederläßt.)

Scene 13.

Madame Hommer, gleich darauf Flintenſtein, die Vorigen.

[Mad. Hommer. — Immer hüſtelnd:] —

Ach, du liebes Herrgottlein mein! — wie viele Leute hier und welcher Heidenlärm! — wird denn Verſteigerung gehalten? — Ihr wißt Mädchen! daß Eure Mutter im Nebenzimmer elend krank darnieder liegt und dennoch geſtattet Ihr ſolchen Spektakel?

Helene. Es iſt unrecht, liebe Mutter! allein der Drang der ungewöhnlichſten Ereigniſſe muß entſchuldigen.

Anne. — [Wieder fortnähend.] Ja es gehen hier allerdings ſeltſame Dinge vor.

Sophie. Ganz unglaubliche in der That.

Madame Hommer. [Neugierig:] Wie denn? — Was denn? [Flinkenſtein tritt auf.]

Flinkenſtein. Nun alſo doch wahr? — ſeit vielen Monaten bereits zum erſtenmale wieder auſſer Bette? Ja, ja Ihro Gnaden werden nun gewiß ſchnell geneſen, gratulire — habe da doch eine ſchöne, eine wahrhaft große Kur gemacht.

Mad. Hommer. Wie kommen Sie mir denn heute vor Herr Doktor! — an wem haben Sie die große Kur gemacht, — an mir doch wohl nicht? — ſeit ſechs Jahren rennen Sie jeden Tag ein paar Mal hieher und ich befinde mich elender, dann je zuvor.

Flinkenſtein. Patientia! Chi va piano, va sano! — allen ältern Kurarten widerſtand das hartnäckige Uebel, aber die neuern wirkten. — **Hahnemanns** Homöopathie, der trefflichen Blutigelkur des **Brouſſais**, vor allen aber dem Contraſtimulus der italieniſchen Doktors **Rasori** haben Ihro Gnaden die heilbringende Umſtände, in denen Sie ſich nun befinden, zu danken.

Mad. Hommer. Du liebes Herrgottlein mein, was faſeln Sie? — in welchen Umſtänden befinde ich mich denn?

Flinkenſtein. Ha, ha, ha! nun ſchon wieder aufgelegt zum Scherz? — nun ja die Frauen hören das einmal gerne. In geſegneten Leibesumſtänden befinden ſich Ihro Gnaden. Gratulire abermals von Herzen!

Mad. Hommer. (Nach einer Pauſe des Erſtaunens:) Was — ich gichtbrüchige, lahme, halbtodte, acht und ſechszig jährige Frau in geſegneten Leibesumſtänden? — Herr Doktor! ſind Sie plötzlich ein Narr geworden?

Flinkenſtein. Wie — Ihro Gnaden wollen läugnen? — ha, ha, ha, — hilft nichts — der Herr Gemahl haben mir dieſen Morgen bereits ſelbſt das Geheimniß entdeckt und der muß es doch wiſſen. Ich finde überhaupt bei der Sache nichts ſo ganz Auſſerordentliches, hat doch der liebe Herr Gott auch die Sara geſegnet, als dieſelbe beinahe noch älter war, dann Ihro Gnaden und iſt es denn zum erſtenmal, daß ein trockener Stecken, ordentlich in die Aſche gelegt, des Morgens darauf reife Mandeln getragen?

Mad. Hommer. Sie einfältiger, unverſchämter Grobian! — gar zu einem dürren Stecken, der über Nacht in der Aſche gelegen, mich zu vergleichen? Hommer, mein Mann, hätte Ihnen geſagt? — — nein, das iſt nicht möglich — Sie müſſen wahrhaftig plötzlich verrückt geworden ſeyn. ? —

Flinkenſtein. Ich ſchwöre beim Schatten des Hippokrates! —

Mad. Hommer. Der Verſtand ſteht mir ſtill!

(Alle durcheinander.) Mir auch — auch mir — uns Allen! —

Achilles. Mordelement! Leßing hat auch recht: wem bei gewißen Gelegenheiten der Verſtand nicht verrückt wird, oder gar ſtille ſteht, der muß gar keinen haben. Doch — wenn ich nicht irre — vernehme ich Herrn

Hommers Stimme auf der Treppe, nun werden dieſe Räthſel ſich ja endlich löſen.

[Haſtige Bewegung und Geräuſch; alle bewegen ſich gegen den Hintergrund nach der Hauptthüre zu, nur Madame Hommer bleibt auf dem Sopha ſitzen. — Bildliche Gruppe — dann erſcheint Herr Hommer unter der Thüre.]

Scene 14.

Herr Hommer, gleich darauf Finette, Schnurrmann, Hans und Samuel; die Vorigen.

[Als Hommer in das Gemach treten will, wird er von Finetten aufgehalten.]

Finette. Um Gotteswillen Herr Hommer! die drei Freier, denen Sie meine Hand zuzuſagen beliebt haben, verfolgen mich auf allen Schritten und werden ſogleich wieder hier ſeyn; nehmen Sie mich in Schutz oder die Welt erlebt das ſchreckliche Schauſpiel, daß eine unbeſcholtene Kammerjungfer von ihren Liebhabern in Stücke zerriſſen wird.

Hommer. So laß mich doch nur! — [Er tritt einige Schritte vorwärts; Hans erſcheint.]

Hans. Hi, hi, hi, Herr Hommer! was machen Sie denn für Spaßeterlen mit mir?

[Samuel tritt auf.]

Samuel. Gut, daß ich Sie treffe Herr Hommer! klären Sie mir doch auf —

Schnurmann. [Raſch eintretend und Samueln unterbrechend:] Karthaunen Fikerment! Herr Hommer! glauben Sie, weil ich nur gemeiner Huſar — dürfen Sie mich zum Narren halten?

[**Alle** durcheinander auf Hommern eindringend:]

Lieber Vater! — Herr Hommer! — hören Sie mich — nein mich — ſagen Sie — ſprechen Sie — entſcheiden Sie! —

Hommer. [Sich losreißend und gegen den Vordergrund der Bühne eilend:] Silentium! ins Henkers Namen!

Mad. Hommer. Denke nur, der unverſchämte Doktor verglich mich mit einem dürren Stecken —

Hommer. Stille — ſage ich noch einmal. Wo ſich ein mißvergnügtes, unruhiges Völkchen vorfindet, muß ſich ein Haupt hervorthun, welches ſchlichtet und richtet, ſonſt nimmer an Ordnung zu gedenken iſt; wollt Ihr alle mich nun für ein ſolches Haupt erkennen und Euch unbedingt meinen Anordnungen unterwerfen? —

Alle. Ja, ja, ja! —

Hommer. Nun, wohlan denn — zur Sache! Doch Ihr ſteht ja wie Kraut und Rüben untereinander; zur Erhaltung beſſerer Ordnung wollen wir eine Colonne formieren. Wehrſtand — hervor!

[Die drei Offiziere treten aus dem Haufen.]

Hommer. [Indem er die Offiziere in eine Reihe ſtellt:] Achill bildet den rechten Flügel — Grenadier in die Mitte — den letzten Platz erhält das Genie, wie es ſeit Olims Zeiten herkömmlich. — Du Helene! ſtellſt Dich als Führerin vor die Mitte dieſes erſten Zuges. — Nun folgt der Lehrſtand. [Indem er die zweite hinter der erſten Reihe bildet.] **Dichter** Rechts, Staatsdiener in der Mitte, Pädagoge links — So recht! dieſen Zug führt Sophie. Nun der Nährſtand zappelt hinterdrein! Fabrikant rechts, Papierſpekulant in der Mitte — Oekonom zuletzt; dem dritten Zuge ſchreitet Anne vorauf. Zuletzt folgt die Bagage unter Finettens Anführung.

[Finette ſtellt ihre drei Freier in eine Reihe.]

Finette. Und nun — was weiter? —

Hommer. Das wird ſie ſehen, Jungfer Naſeweiß! — [Indem er ſich auf's Sopha neben ſeine Gattin ſetzt:] Die Colonne ſteht in Schlachtordnung, nun mag ſie defiliren. Vorwärts Marſch! [Das Orcheſter ſpielt einen Marſch! die Colonne umkreiſt im Taktſchritte die Bühne, als ſie zum zweitenmal bei Hommer ankommt, kommandirt dieſer „Halt!“]

Hommer. Ich werde jetzt eine Rede halten, doch ängſtiget Euch nicht Kinder! weder eine ſolch' lange, wie der Catilina beim Salluſt, noch eine ſolch' langweilige wie der

Eremit im Freiſchützen. Hört! meine drei Töchter haben neun Freier, drei blaue, drei ſchwarze, drei graue. Die Freier ſind mir alle recht, jeder hat des Vaters Einwilligung, doch die Mädchen haben zu entſcheiden. Helene! — wähle.

Helene. [Mit artiger Verbeugung gegen Achilles und Herrmann:] Meine Herren! ich achte ſowohl Sie, als Sie — doch meine Hand gehört dem Genie. [Reicht dem Hauptmanne die Hand.]

Achilles. [Zu Herrmann:] Alle Teufel. auch — Herr Bruder! was machen wir? — uns geſchah zu viel!

Herrmann. Was wollen wir machen? — gute Miene zum böſen Spiel.

[Beide treten bei Seite, aber nicht ab.]

Hommer. Die Tete der Colonne iſt geſprengt, nun Sophie, iſt das Wählen an Dir.

Sophie. [Clauſen die Hand reichend:] Längſt gehörte mein Herz dem Schulmanne.

Duſel. Gelaſſen nicht — ich dulde die Unbill.
Ueber die Poſſe ſchreib ich — ein Pasquill.

[Zornig ab.]

Hoffer. Was wird der Präſident, was wird das ganze hochpreißliche Collegium ſagen, daß ich es habe mit langer Naſe ſitzen laſſen; es könnte den Dienſt mir koſten, wenn ich nicht stante pede einzulenken ſuchte. [Rennt davon.]

Hommer. Anne! nun du —

Anne. [Beiten die Hand reichend:] Ich ziehe mit dieſem Wackern hier auf's Land.

Holla. Morbleu! dieſer Coup hat mankirt. [Tritt beiſeite.]

Friſchmuth. Doppelt drückt mich nun wieder Albions Handelsdeſpotie. [Tritt ebenfalls bei Seite.]

Finette. Und was weiter? — Mich fordert man nicht auf zu wählen, nun wohlan denn, ſo choiſir ich auf eigene Fauſt. [Zu Schnurrmann und Hans:] Euch beiden Tölpel liebte ich nie — [Mit komiſchem Pathos:] Meine Hand wendet ſich zum Genie. [Umarmt Samueln.]

Schnurrmann. [Mit dem Fuße ſtampfend:] Karthaunen Fikerment!

Hans. Da ſtehe ich nun leibhaftig, wie ein dummes Vieh.

Mad. Hommer. Nun haben wir noch ein Hähnchen zu plücken Herr Gemahl! warum ſagteſt du zu dem einfältigen Doktor — ach ich ſchäme mich nun ſelbſt es zu ſagen — [Verhüllt mit dem Tuche das Geſicht.]

Hommer. Ha, ha, ha! nun ſchämt ſich die Alte noch zu guter Letzt.

Mad. Hommer. [Heftig zu Hommern:] Ich begreife nicht, was Er mit dem allem will?

Hommer. [Lachend:] Ihr begreiſt wohl Alle nicht, was der Alte will? bedenkt Kinder! wir ſchreiben heute — den erſten April.

Flinkenſtein. Von dem Contraſtimulus ſchweig' ich nun — wie billig — ſtill.

Finette. Nun, und was weiter?

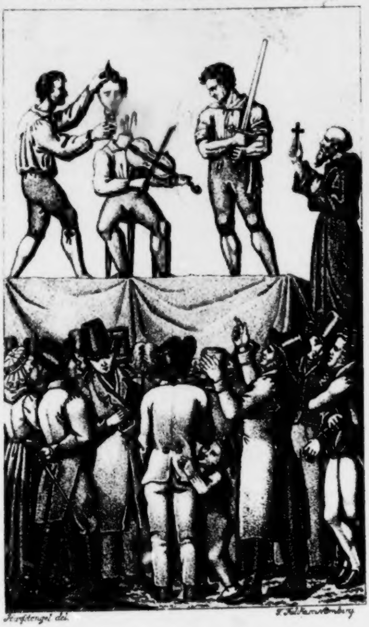
Hommer. Was weiter? — verſuche, ob du nicht vermagſt, dich und uns mit guter Manier aus der Affaire zu ziehen.

Finette. Verrons. [Zum Publikum:]

Man ſtellt jetzt dar ſo manches neue Stück,
Das Neue aber — macht nur ſelten Glück;
Verlaſſen Sie uns heute auch ganz ſtill,
Dann ſind nicht Sie — wir ſind geſchickt in April.

[Die Gardine fällt.]

Schaden. Skizzen 3e Sammlung



Kerstengel del.

F. Falkenstenberg

Das Conzert auf dem Rabenstein

Skizzen

in der Manier

des

ſeligen

A. G. Meiſsner;

nebſt

der Lebens- und Bildungs-Geſchichte des
Wiedererfinders der Glasmalerkunſt

M. S. Frank.

Herausgegeben

durch

Adolph von Schaden.

Dritte Sammlung.

Mit einem Titelkupfer.

Augsburg und Leipzig
in der von Jeniſch- und Stage'ſchen Buchhandlung.
1829.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seinem Freunde
dem
Herrn
Freiherrn von Scherer
auf Hochen-Kreutzberg
königlich-bayeriſchen Oberlieutenant ꝛc.
gewidmet

vom Verfaſſer.

Bevorwortung.

Indem ich dem Publikum die dritte Sammlung eines Werkes übergebe, welches bisher allerwärts mit Auszeichnung aufgenommen wurde, habe ich vor auf folgendes zu erinnern:

Es dürften vielleicht Einige es seltſam finden, daß in ein Buch dieſer Art die Lebens- und Bildungs-Geſchichte des Wiederherſtellers der Glasmalerei eingeſchaltet worden iſt. Dagegen bleibt zu bemerken: daß gegenwärtiges ein Skizzenbuch iſt und in einem ſolchen Gegenſtande heterogenen Inhaltes zu finden, darauf muß der geneigte Leſer ein Mal gefaßt ſeyn. Uebrigens dürfte der bezeichnete Aufſatz ſo manchem Leſer ein ganz vorzügliches Intereſſe einflößen, — davon iſt man überzeugt.

Die neuere dramatiſche Literatur hat ein Bühnenſtück: „Die Schöne und die die Häßliche“ geliefert, deſſen Intrigue dieſelbe wie jene meiner Erzählung Nro. II. iſt, und ich kann zu meiner Ehre nicht mit Stillſchweigen umgehen, daß ich nicht von dem Verfaſſer dieſes Bühnenſtückes, ſondern erwieſenermaßen dieſer von mir geborgt hat, indem eine flüchtige Skizze meiner Erzählung bereits vor zehn Jahren im Freimüthigen zu Berlin abgedruckt wurde.

Die vierte und letzte Sammlung meiner Skizzen wird im künftigen Jahre erſcheinen.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite
I. Der beſchwerliche Gaſt 1
II. Die Prüfungen des Kadeten 49
III. Die Hungerkur 95
  1. Kätchen an Fanny 97
  2. Fanny an Kätchen 101
  3. Der Huſarenmajor von Heldernbuſch an Eduard Holm, den Verwalter ſeiner Rittergüter . 114
  4. Kätchen an Fanny 134
  5. Fanny an Kätchen 155
  6. Der Major von Heldernbuſch an ſeinen Freund Holm 178
IV. Der gute Maler Bonifacius und ſein Schnupf-Taback-Döschen 191
V. Größeres und kleineres Deſſert . . . .
  1. Lebens- und Bildungsgeſchichte des einzigen Wiederherſtellers der Glasmalerkunſt in Deutſchland Michael Sigmund Frank . . 231
  2. Der Mann unterm Pantoffel . . 263
  3. Das Concert auf dem Rabenſteine (Eine Kriminalgeſchichte.) . . 271

4. Des Teufels Luſtſchlößchen oder Paul und Virginie 395
5. An Petrarca 305
6. Cannings Tod 306
7. An der entſeelten Hülle der Frau Klara Metzger-Veſpermann . . 308
8. Die unverſchämteſten Lügner . . 309
9. Der ſchlaueſte Dieb 314
10. Das zu verſchenkende Landhaus . 319
11. Ein intereſſanter Zug aus des Paſtellmalers Schröder Künſtlerleben 323
12. Scene aus dem noch ungedruckten dramatiſchen Gedichte: Maria Thereſia und ihr Hof 328
13. Die Gräfinnen von Schwarzburg und von Hundt 340
14. Merkwürdiger Beſchluß einer Theater-Direction 342
15. Ein Zug aus Theodor Körners Dichterleben 344
16. Die verhängnißvolle Nacht in der Geiſterburg. 348
17. Scene aus dem noch ungedruckten Operntexte: der Judenkirchhof . 363
18. Welche Eigenſchaften muß man haben, wenn man ſich Hoffnung machen will, in den Orden der Jeſuiten aufgenommen zu werden? 368
19. Die Bergbeleuchtung zu Tegernſee . 371
20. Epilog 373

I.

Der
beſchwerliche Gaſt.

The heedless Lover does know
Whose Eyes they are that wound him so;
But confounded with thy Art
Enquires her Name that his Heart.

Schlittenfahrten, an Pracht und ſinniger Erfindung denjenigen vergleichbar, welche einſt die geſchmackvollen Herren Gend'armenoffiziers zu Berlin ausführten, wechſelten im Winter des vorigen Jahres in einer großen berühmten deutſchen Hauptſtadt, mit Maskenbällen, zu welchen die hehren Kinder des Olymps in aller ihrer Strahlenglorie ſich herniedergeneigt zu haben ſchienen. Splendide Piknicks, soupers fins, thes dansans und ausgeſuchte Feten aller Art boten ſich in den Zirkeln des Hofes und der Großen die Hand, denn die bevorſtehende Vermählungsfeyer des Erbprinzen hatte in der berühmten Reſidenz nicht nur den reichſten Adel des Inlandes, ſondern ſelbſt die vornehmſten Herrſchaften eines großen benachbarten Staates verſammelt. Reichthum, überraſchende Pracht, blendende Schönheit, und der feinſte Geſchmack wetteiferten raſtlos ſich auszuzeichnen. Manchem lohnte die Mühe das Glück, bis eine neue Erſcheinung, gleich der Sonne, Alles um ſich her zu verdunkeln drohte. Die Erſcheinung nannte ſich Emilie, verehlichte Reichsgräfin von Schimmernbach. Nicht flach und gewöhnlich die Ungewöhnliche zu zeichnen, bleibe mein Streben!

Hold wie Flora, jung und lieblich, wie Pſyche und eine erhabene Minerva doch, ſtellte die Dame ſich dar. An intereſſanter Schöne einer L'Enclos ähnlich, geiſtreich und witzig, wie Frau von Stael, bezauberte die Gräfin die Herzen aller Männer, indem ſie jene der Damen mit Neid und Mißgunſt erfüllte. Emilie tanzte mit der Grazie der jüngſten und begünſtigſten Tochter Terpſychorens; ihr reiner Geſang, verbunden mit kunſtvoller Manier, machte ſie zu Madame Catalanis Nebenbuhlerin; — mit einem Worte: unſere Dame konnte eine ſeltene Zierde der feinſten und ausgeſuchteſten Geſellſchaft gelten; jetzt philoſophirte ſie eine ſinnige Aſpaſia; einen Augenblick ſpäter entzückte ſie, die unſchuldsvolle Tochter der ländlichen Flur und kunſtloſen Natur.

Nach oberflächlichem Anſchauen ſchien Emiliens Gatte, der Graf von Schimmernbach, in der That einer ſolchen edlen Perle nicht werth zu ſeyn. Die Dame zählte achtzehn, der Graf wohl ſchon vierzig Sommer. Kraft und männliche Schöne, wohnten ihm gerade nicht in hohem Grade bei. Eine lange hagere Figur, ein erdfahler Teint, ſtruppiges dunkles Haar, ein finſteres Auge mit mißtrauiſchem Blicke, ein kaltes zurückſtoßendes, oft ſtolzes Benehmen charakteriſirten den Mann. Solche Wahrnehmungen ermuthigten junge Höflinge und vornehme kühne Wüſtlinge; angelegentlich und ſüßer Hoffnungen voll machte man der jungen, reizenden und geiſtreichen Dame den Hof. Der Graf ſchien es nicht zu bemerken, und unverkennbar blieb es: Würde, unbedingtes Zutrauen und ein hohes Zartgefühl leiteten ſein Betragen gegen die gehaltvolle Gattin.

Emilie ihrerſeits rechtfertigte des Grafen ehrenvolles Vertrauen im höchſten Grade, der heilige Schleier ungeheuchelter ächter Tugend ſchmückte die holde Grazie, und bald gaben auch die verwegenſten Verführer der großen Welt die Hoffnung auf, hier zu ſiegen.

Immer näher rückte des Feſtes hoher Tag, an welchem die Vermählung des Erbprinzen aufs glänzendſte gefeiert werden ſollte.

Häufiger und brillanter wurden die Gaſtmahle und Bälle, welche dieſem Tage vorangingen, und gerade als die ganze vornehme Welt im betäubendſten Strudel rauſchender Vergnügen ſich drehte, traf einer der reichſten, der jüngſten und unabhängigſten Gutsbeſitzer des Landes, der Uhlanenrittmeiſter von Strahlhof, in der Reſidenz ein.

Eine nicht minder intereſſante Erſcheinung, als die junge Gräfin von Schimmernbach der vornehmen Männerwelt, war Strahlhof dem ſchönern Geſchlechte der Stadt und des Hofes. Der Offizier hieß die Achſe, um welche das Sehnen und die Wünſche mancher zu den höchſten Anſprüchen berechtigten Dame ſich drehten; denn alle erdenklichen Vorzüge des Jünglings vereinigte er in ſeiner Perſon.

Eine hehre Antinousgeſtalt zeichnete den drei und zwanzigjährigen Mann ungemein vortheilhaft und überraſchend aus; eine üppige Fülle der männlichen Formen, ein ſprechendes dunkelblaues großes Auge, ein ſchwärmeriſcher Zug um den fein gebildeten Mund, die natürlich gelockten güldenen Haare, majeſtätiſche Haltung, feiner Witz, bezaubernde Beſcheidenheit und Sanftmuth hatten unſern

Strahlhof von jeher ſchnell zum Liebling des ſchönen Geſchlechts gemacht.

Doch auch Vorzüge bedeutſamerer Art begründeten des Rittmeiſters ſeltenen Werth als Mann; er hatte in Thuiskons jüngſten Freiheitskriegen ein hochherziger Heros gefochten, und eine Menge Orden deckten ſeine Helden-Bruſt; angebornes Genie und die ſorgfältigſte Erziehung hatten ſich verbunden des Jünglings Geiſt auf die glänzendſte Weiſe zu bilden; und Reiſen durch beinahe alle Länder Europens hatten Strahlhofs Menſchenkenntniß ſehr glücklich bis — zu einem gewiſſen Grade berichtiget. Schade, daß dieſe ſchimmernden Eigenſchaften des jungen Kavaliers eine einzige, aber auch eine ungemein düſtere Schattenparthie verdunkelte. Der Jüngling, erzogen und gediehen in der ſchwülen Luft der Höfe, hielt weibliche Tugend für eine Chimäre, und ſelbſt nicht die heiligen Verhältniſſe der Ehe waren im Stande, ihm Achtung einzuflößen; der wilde feurige Ritter ſtrebte nur nach Genuß, ſelten fand er den Widerſtand feſter Grundſätze und hehrer weiblicher Tugend, und fand er das Seltene auch einmal, ſo galt es dem Verblendeten weiter nichts, denn Koketterie. Freilich waren ſolche Erfahrungen und aus denſelben erzeugte Anſichten wenig geeignet, den Irregeführten auf beſſere Wege zu führen!

Unpäßlich war Strahlhof in der Reſidenz angekommen. Er ſah ſich, ſo ungerne es ſchon geſchah, dennoch genöthiget, vor der Hand die Stube zu hüten. Häufig beſuchten nichts deſto weniger junge Offiziere und Kavaliere ſeines Schlages den Kranken, und natürlich blieben die glänzendſten Feſte des Tages beinahe ausſchließlich der Gegenſtand der Unterhaltung. Am Rande verſteht es ſich wohl, daß man bei dieſer Gelegenheit nicht vergaß, der jungen fremden Gräfin zu erwähnen; im Gegentheile war gerade Emilie von Schimmernbach beinahe das einzige Converſations-Objekt der jungen Herrn. Sie alle waren von der Liebenswürdigkeit, von dem Verſtande und der hehren Schöne der fremden Dame enchantirt, allein die Armen ſeufzeten zugleich ſämmtlich über die Grauſamkeit der erhabenen Schönheit, und ſo zuverſichtlich die Herren auch ſonſt von den eigenen Perſonen zu denken pflegten — bei Emilien Glück zu machen, wagte auch entfernt keiner zu hoffen.

Schweigend lauſchte Strahlhof, wenn von der vergötterten jungen Gräfin die Rede war; bei den Ausbrüchen der Verzweiflung jener unglücklichen Anbeter der Dame aber lächelte er fein, indem er bei ſich ſelbſt ſprach: „Sie wird eben ſeyn, wie ſie alle ſind — Evens Töchter; — vielleicht ein bischen mehr glücklich angewandte Taktik! — Koketterie in einer höhern Potenz! — und damit baſta! — doch wir werden ihn ja wohl auch kennen lernen — jenen weiblichen Phönix!“

Der Uhlanenrittmeiſter genas endlich von ſeiner leichten Unpäßlichkeit. Zum erſtenmal trat er wieder ein in die große Welt; ein glänzender Ball bei Hofe war es, den er beſuchte. Nachdem der Offizier dem Fürſten und dem Erbprinzen vorgeſtellt worden war, trieb er ſich gleichgültig umher in dem glänzenden Gewühle, für welches Gewohnheit ihn längſt abgeſtumpft hatte. Zuletzt faßte Strahlhof endlich, ſich zu erholen und die Anweſenden zu muſtern, in einem Winkel, hinter einer Säule des Saales Poſto. Sein Blick ſchweifte umher, eine Menge bekannter langweiliger Geſtalten begegneten ihm, doch plötzlich ſpannte eine neue intereſſante Erſcheinung die Aufmerkſamkeit des jungen Offiziers. Ihm gerade gegenüber ſaß in einem der hohen Bogenfenſter des Salons eine fremde, dem Rittmeiſter gänzlich unbekannte junge Dame. Nie, nein, nie noch hatte im erſten Augenblick ein Weib auf unſern Jüngling ſolchen heftigen Eindruck gemacht, als jene reizende Huldgeſtalt.

Die Dame erſchien dem Begeiſterten ein verklärtes Weſen höhrer Art; der ungemein feine Bau der ätheriſchen Formen, die würdevolle Haltung, der rührende und ſinnige Blick der hellbraunen Augen, das intereſſante etwas blaße Geſichtchen, der liebliche Fall der Kaſtanienbraunen Locken, alles vereinigte ſich dort in der zarten Huldgeſtält, das empfängliche Herz und die lebhafte Phantaſie des glühenden Reiteroffiziers zu entflammen. Lange ſtarrte er hin nach dem holden Weſen ohne zu eigentlicher beſinnender Ueberlegung zu gelangen, endlich liſpelte er leiſe. „O „gewiß — ſie iſt es, ſie iſt jene fremde Gräfin, deren Reize ſelbſt Eisherzen in Gluthen umwandelte.“

Eine neue Empfindung, war es, welche des Rittmeiſters ſich nun ermächtiget hatte. Sah er ſonſt ein junges reizendes Weib —

gleich regten ſträfliche Wünſche im wildtobenden Buſen ſich, ſchnell wurden Verführungs-Plane entworfen, ſchnell an ihre Ausführung gedacht, doch ganz anders zum erſtenmale in ſeinem Leben — fühlte Strahlhof jetzt. Nicht leidenſchaftliche Begierde vermochte jenes holde zarte Weſen in ihm zu wecken, eine ſanfte Wehmuth erfüllte ihn; ihm wurde ſchnell ſo wonniglich wehe zu Muthe, wie nie zuvor. Eine unwiderſtehliche Gewalt trieb ihn an, ſich der idealen Lichtgeſtalt zu nahen, doch eine ganz unerklärbare, ungewöhnliche Scheu — eine, ich möchte ſagen heilige Ehrfurcht feſſelte den Entzückten an die Stelle, auf der er ſtand.

Endlich ermannte ſich der Offizier nach einer langen Pauſe. Die rauſchende Ball-Muſik ertönte, und der muthige junge Heldenſohn, der lächelnd feindlichen Feuerſchlünden hundertmal entgegengeritten, der ſein gebildete Weltmann, welcher ſonder Verlegenheit ſo oft mit jener Zuverſicht, welche Kenntniß des eignen Werthes und ſorgfältige Bildung zu verleihen pflegen, Fürſtinnen und Prinzeſinnen entgegen getreten war; er nahte ſich zagend und ungewiſſen Schrittes jener fremden Schönheit, welche ihn ſo ſchnell bezaubert hatte.

Jetzt ſtand Strahlhof vor der leuchtenden Donna. Leiſe, ja ſtammelnd beinahe forderte er der Dame Hand zum beginnenden Tanze. Sie ſchlug das braune große Auge zur Höhe, eine leichte ſchnelle Röthe überflog das liebliche Antlitz, und ſchweigend mit einer kleinen Neigung des ſchönen Köpfchens erhob ſich Emilie.

O Götter! wie wurde dem Jüngling zu Muthe, als ſeine Hand die zarte Taille der hehren Lichtgeſtalt umfieng; ihm wollten die Sinne ſchwinden, leicht ſchwebte er mit der ſanften Grazie durch die Reigen; eine unerklärbare Wonne hatte ihn umfangen. Der Tanz endete und mühſam rief der glückliche Jüngling nothgedrungen Beſonnenheit zurück; im Tone der feinen Welt fieng er an, mit der Dame zu ſprechen und mit melodiſcher Stimme antwortete gar ſinnig die liebenswürdige Tänzerin.

Nicht wußte Strahlhof wie er nach ſeiner Wohnung gelangt war; ihm ſchwebte immer nur, ſchlummernd und wachend, jener zarte Engel vor Sinnen; er war todt für alle Verhältniſſe des Lebens.

Der Graf von Schimmernbach machte in der Reſidenz ein groſſes Haus, und ſonder viele Mühe gelang es dem Uhlanenrittmeiſter, ſich dort eingeführt zu ſehn. Einen unangenehmern Eindruck machte zwar der Graf, Emiliens Gatte, auf den jungen Offizier, allein er kämpfte die widerliche Empfindung gewaltſam zu Boden, und zeigte ſich dem Wirthe des Hauſes in jener ganzen liebensdigen Offenheit, welche ihm ſo ſehr zu Gebote ſtand. Legte es Strahlhof erſt darauf an, irgend eines Menſchen Neigung in vollem Maaße zu gewinnen, ſo ſah er ſich ſelten, oder nie in ſeinen Hoffnungen getäuſcht.

Auch dem Grafen von Schimmernbach gefiel der junge, beſcheidene und vielſeitig gebildete Uhlanenrittmeiſter ungemein; von Tag zu Tag wandte er in einem immer höhern Grade dem Offiziere ſeine Gunſt zu, und bald ſah ſich Strahlhof im Schimmernbachſchen Hauſe ausgezeichnet. Er wurde häufiger gebeten und erſchien zuletzt ungebeten, mit einem Worte man fieng an ihn als einen Freund der Familie zu betrachten.

Natürlicherweiſe muſte ein ſolches Verhältniß unſern Helden der reizenden Gräfin Emilie näher rücken, und mit jeder Minute entdeckte Strahlhof neue Vorzüge an der gebeteten Göttin ſeines Herzens. Es kamen Stunden, in welchen er ſich mit der liebenswürdigen Dame ganz allein befand, anfangs ſetzte ein ſolches Alleinſeyn, wie es ſchien, die beiden jungen Herrſchaften in einige Verlegenheit, allein man korrigirte ſich von der einen, wie von der andern Seite, bald genug.

Es wurde bereits erzählt, daß der Gräfin eine wunderſüße Stimme zum Geſang beiwohnte; beigefügt muß noch werden, daß ſie, eine wahre Meiſterin, das Pianoforte ſpielte. Auch Strahlhof war muſikaliſch; ſein Tenor klang ungemein rührend und einſchmeichelnd, die Flöte aber bließ er, im eigentlichen Sinne des Wortes, als geſchmackvoller Virtuoſe.

Dieſe wechſelſeitigen Fähigkeiten führten bald zu muſikaliſchen Unterhaltungen unter vier Augen, und die Gräfin, wie der Rittmeiſter, lernten ſich hier ſo ſchnell in einander finden, daß es in der That ein ſeltener

Ohrenſchmaus gelten konnte, das fein fühlende Pärchen mit unbeſchreiblicher Innigkeit Mozartſche, Mehulſche oder andere gefühlvolle Duette exekutiren zu hören; hatte man ſich müde geſungen, ſuchte man in ſinniger Lektüre Erholung; Emilie las, der zarten Nachtigallenſtimme unbeſchadet, gar richtig und ausdrucksvoll, und wechſelte Strahlhof mit der Erſchöpften den Vortrag, ſo entwickelten ſein ſonores Organ, ſeine richtige Deklamation und Geſtikulation Talente eines Talma. Häufig wurde die Lektüre unterbrochen und der abgehandelte Stoff beſprochen; in ſolcher Converſation ſtaunte der Offizier ob des Zartgefühls der ſinnigen Dame, und ſie fand Gelegenheit den Scharfſinn des Rittmeiſters zu bewundern.

Ein immer traulicheres Verhältniß geſtaltete ſich zwiſchen jenen Beiden. Doch ſonderbar! — Stralhof hatte hier nach Monden noch nicht jene Fortſchritte in der heimlich

Geliebten Gunſt gemacht, wie ſonſt in ähnlichen Lagen nach etlichen Tagen ſchon. Doch wenig kümmerte ſich darum der Offizier, ihm winkten hier Himmelsgenüſſe reinerer Art die er nimmermehr geahndet, und konnte er in Emiliens ſeelenvolles Auge nur blicken, im Feuer des Geſprächs ihre runde, zarte, kleine Hand erfaſſen, wer war glücklicher, als er? — Das kühnſte Ziel ſeiner Wünſche ſchien erreicht.

Nicht zu läugnen war es, auch der jungen Gräfin ſchien der liebenswürdige Uhlane werth zu ſeyn, und ſie überließ ſich in ihrer argloſen Unſchuld ganz den Gefühlen der innigſten Freundſchaft gegen den ſeltenen Jüngling, ohne weiteres über die Folgen eines Verhältnißes zu grübeln, an welchem ihr auch im entfernteſten Sinn — nichts tadelhaftes erſchien.

In der Geſellſchaft und im Gefolge des Grafen von Schimmernbach befand ſich ein

Baron v. Steilenberg. Er galt für des Grafen innigſten und vertrauten Buſenfreund.

Ein Sonderling in ſeiner Art war jener Steilenberg zu nennen. Auch er ſtand nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre; den Fünfzigen war er nahe. — Sein Aeußeres trug zwar immer noch Spuren ehemaliger männlicher intereſſanter Schöne; war das Geſicht gleich mit Todtenbläße überzogen, blickten die Augen auch leidend und matt, und wankte die hohe Geſtalt ſchon nachläßig, den Körper immer vorwärts gebeugt, mit tief geſenktem Haupte.

Keine Geſellſchaft beſuchte jener Steilenberg; befand er ſich nicht im vertrauten Geſpräche bei ſeinem Freunde, dem Grafen, hielt er ſich hartnäckig in ſeiner Stube verſchloßen. Selbſt ſelten nur erſchien der Baron an der Tafel und Abends zum Thee im häuslichen Zirkel des Grafen. Emilie grämte ſich darüber gerade nicht, denn nie war die Geſellſchaft jenes Freundes des Gemahls ihr angenehm geweſen. Wenig nur ſprach Steilenberg, und ſelbſt ſeine kargen Aeußerungen waren menſchenfeindlicher und mißtrauiſcher Art; auch machte den Mann ein höhniſches Lächeln, welches ſtets ſeinen Munde umſchwebte, der Dame unausſtehlich.

Nicht hatte der Sonderling bis jetzt die Rendezvous unſers ſinnigen Pärchens geſtört, doch plötzlich wendete ſich das Blatt. Steilenberg ſchien ſich nicht länger in ſeiner düſtern Einſamkeit zu gefallen, und trieb er ſich auch nicht außer dem Haus umher, ſo weilte er nun, ein beſchwerlicher Gaſt, beinahe unaufhörlich in den Zimmern der Gräfin. Seine Gegenwart ſtörte die bisherigen ſpirituellen Unterhaltungen des Uhlanenrittmeiſters und der Gräfin in der That auf eine höchſt widrige Weiſe. Beiden war es unmöglich in Gegenwart des Barons, die bisherige unbefangene Traulichkeit beizubehalten, ſprach der Miſanthrop auch nicht eine Sylbe, ſo ſtörten ſein durchdringender Blick und ſein ſtetes höhniſches Lächeln Emilien und den Offizier ungemein.

Alles war verſtimmt; unverkennbar war der üble Humor der jungen, ſonſt immer heitern Gräfin; Strahlhof aber konnte nicht ohne die größte Mühe ſeinen Unmuth bergen, und oft bedurfte es von Seiten Emiliens bittende Blicke, um widrigen Ausbrüchen des Zorns des ungeduldigen Offiziers vorzubeugen. Nichts konnte helfen — Der Unausſtehliche wich nicht aus der Stelle, und fühlbar durfte ihm nicht einmal gemacht werden, wie unangenehm ſeine unerbetene Geſellſchaft war, denn man hatte bedeutſame Rückſichten zu nehmen. — Steilenberg galt mit Recht, wie ſchon erwähnt des Grafen innigſter unzertrennlicher Buſenfreund.

Gerade unüberwindlich ſcheinende Hinderniſſe befördern das ungemeine Wachsthum keimender zärtlicher Liebe — ſo war es der Fall auch hier. Wandte der Unausſtehliche, wenn auch auf Minuten nur, einmal unſerm Pärchen den Rücken, dann ſuchte man des langerſehnten, ſeltenen Augenblickes mit Wucher zu genießen und ſchnell geſtaltete ſich auf dieſe Art zwiſchen Emilien und dem jungen Uhlanen eine Vertraulichkeit, welche unter den ehemaligen Verhältniſſen lange noch nicht zu Stande gekommen wäre. Bald nannten ſich die Dame und der Offizier unter vier Augen ſchon Karl und Emilie. Wo blieben die feſten Grundſätze der ſonſt ſo ſittigen und tugendhaften jungen Dame? — Dieſes frage ich Dich menſchenkundiger ſinniger Leſer!

Doch gar ſelten naheten den unglücklichen Glücklichen ſolche Augenblicke; der Unausſtehliche ſchien feſt gebannt in der Gräfin Stube; als eine ſcheidende Wand ſtellte er ſich zwiſchen die Liebenden; jedes gemüthliche Wort verſcheuchte ſeine Gegenwart.

O! welche ſchöne Stunden hätte man genieſſen können, wäre nicht der Unausſtehliche geweſen; denn Emiliens Gemahl, den Grafen Schimmernbach, rieſen wichtige diplomatiſche Geſchäfte ſtets zu Viſiten und politiſchen Unterredungen.

Endlich wurde des Erbprinzen Vermählung mit ungemeinem Pompe vollzogen; die Familie Schimmernbach, ſo wie Strahlhof, wohnten bei dieſer Gelegenheit allen glänzenden Hoffeſten bei; allein auch der Unausſtehliche ſchien ſeine Menſchenſcheu vor der Hand glücklich beſiegt zu haben; er hatte ſich ebenfalls bei Hofe präſentiren laſſen und umſchwebte die Gattin des Freundes als ihr zweiter Schatten. Mitten im Wirbel aller Herrlichkeiten blieb die reizende

Emilie verſtimmt, und der leidenſchaftliche junge Offizier hätte den beſchwerlichen Gaſt mit Zähnen zerreißen mögen, allein Klugheit gebot — ſich mäßigen zu lernen.

Schon trafen die vornehmen Fremden Anſtalten zur Abreiſe; ein großer glänzender Maskenball ſollte die Hoffeſte ſchließen und dieſer intereſſanten Fete wollte Niemand gerne entbehren.

Der Oberſt-Ceremonienmeiſter hatte bekannt gemacht: Se. fürſtl. Durchlaucht wünſchten auf dem Balle vorzüglich Karaktermasken zu ſehen. Der allerhöchſte Wunſch galt Jedermann Befehl und noch einmal ſuchte an Geſchmack und Glanz der fremde mit dem inländiſchen vornehmen Adel zu rivaliſiren. Der ſonſt finſtere und verſchloßene Graf Schimmernbach intereſirte ſich ganz ungewöhnlich für die Maskerade. Er lud den Uhlanenrittmeiſter und ſeinen Freund, den Unausſtehlichen ein, mit ihm gemeinſame Sache zu machen, und nach des Grafen eigener Anordnung ſollten — ſonderbar genug! — Emilie ſelbſt als Venus, Strahlhof aber als hehrer Mavors erſcheinen; für ſich ſelbſt wählte der Graf das Koſtüm Vulkans und als vermumter Cyclope ſollte ihn Steilenberg begleiten.

Der Abend des wichtigen Tages erſchien. Strahlhof in ſeiner alterthümlichen Heldenrüſtung — ſie kleidete den ſchönen Jüngling ungemein vortheilhaft — fuhr beim Graf Schimmernbach vor, die Familie abgeredetermaßen zum Maskenball abzuholen; allein den Grafen hatte plötzlich eine heftige Kolik befallen, nicht einmal das Bett konnte er verlaſſen; doch er beſtand darauf, das Vergnügen der Seinen — nicht ſollte es durch den Anfall geſtört werden. Man mußte endlich dem Willen des Erkrankten weichen.

Der Uhlanenrittmeiſter, die Gräfin und

der Unausſtehliche ſetzten ſich zuſammen in den Wagen und fuhren nach Hofe. Schon fand man eine glänzende Verſammlung vor. Venus und Mavors, das hehre ſchöne Paar, erregten allgemeine Aufmerkſamkeit; der häßliche Cyklope wurde überſehen. Minder unausſtehlich, als gewöhnlich, zeigte ſich heute der Baron Steilenberg. Bald war er im Gewühl der Menge verſchwunden; neu angekommene intereſſante Masken zogen die Bewunderung der Anweſenden auf ſich, und Carl und Emilie nahmen Platz in einem entfernten Winkel des Saales — ſich angenehm zu unterhalten. Gar intereſſant, wenn auch wehmüthig ſchon, geſtaltete ſich der heimlich Liebenden Converſation. Der nahen Abreiſe mit dem Gemahl in die ferne Heimath gedachte die Gräfin; der Gedanke an eine Trennung von Emilien allein war für den Jüngling Höllenpein. Kühn und unverholen äußerte er dieſes nun; auch der

Gräfin Gemüth wurde weich, und zärtlicher und traulicher bildete ſich der Ton.

Lange ſchon war Mitternacht vorüber; die Gräfin wollte durchaus länger nicht auf dem Balle weilen und verlangte dringend, den Saal zu verlaſſen, um nach Hauſe zu fahren. Strahlhof ſah ſich allenthalben nach dem Cyklopen um, er hatte ſich während der ganzen Zeit nicht blicken laſſen, und war auch jetzt nicht aufzufinden. Die Gräfin that ängſtlich, doch der Offizier ſprach: „Meine theure Emilie! was geht uns denn der ſtets beſchwerliche, der unausſtehlichſte aller Gäſte an? — war der fatale Cyklope unartig genug, ſich nicht um uns zu bekümmern, mag er ſehen, wie er nach Hauſe gelangt. Laſſen Sie uns nur allein fahren.“

Die Dame nahm Anſtand, den Vorſchlag anzunehmen, allein mit ſanfter Gewalt führte ſie der Uhlane aus dem Saale.

Man beſtieg den Wagen. Dem eiſigten Froſt zu wehren, hatte ſich die zarte Emilie in einen blauſeidenen Pelz gehüllt, er ſchloß traulich ſich den holden Formen an; das junge Weib erſchien dem Offiziere in rührender Schöne; beider Seelen waren aufgeregt; Karl wagte es, den kräftigen Arm um Emiliens ſchlanke Taille zu ſchlingen, fühlbar pochte das Herzlein in der Grazie Schwanenbuſen an des Jünglings wild fliegender Bruſt, er zog die Liebliche näher an ſich— der Schwachen fehlte in dieſem Momente die Kraft energiſchen Widerſtandes — ; beider heißglühende Lippen fanden ſich zu feſter ſeliger Vereinigung; die Sinne ſchwanden den Glücklichen — da hielt plötzlich der Wagen ſtill.

Man war vor dem Hotel des Grafen angekommen. Sich ermannend ſprang der Offizier aus der Chaiſe; in holder Verwirrung, halb ohnmächtig, ſank Emilie in des Rittmeiſters Arme, und mehr von ihm getragen, als gehend, gelangte ſie in ihre Zimmer.

Der Kammerdiener zündete die Lichter an, und verließ die Stube. Emilie ſank auf den Divan, ſtill weinte ſie vor ſich hin, dem Verführer den ſchlanken, ſchmalen Rücken zeigend. Carl erfaßte ſanft der Lieblichen zarte kleine Hand, honigſüße Worte und Bitten ſpendend.

Glühende Küſſe erfolgten, dem wilden Jüngling dämmerte dunkel die Ueberzeugung, ſothaner Moment werde nie wiederkehren, ein wildes Feuer trieb ihn die günſtige Gelegenheit zu nutzen; unverkennbar fieng des ſchönen Weibes Schwachheit an in bewußtloſes Entzücken überzugehen, der Offizier wurde kühner und immer kühner, ſchon wagte er — da rauſchte es plötzlich an der Thüre, und der Unausſtehliche ſtand dicht vor dem beſtürzten Paare.

Dem Cyklopen ſchien die Verwirrung der Beiden gänzlich zu entgehen, gar höflich und angelegentlich entſchuldigte er nur ſein Verſchwinden auf dem Balle, indem er behauptete, ihn habe eine plötzliche Uebelkeit genöthigt, ſich zu entfernen, und als er endlich, einigermaßen wieder geneſen, in den Saal zurückgekehrt ſey, habe er die gnädige Gräfin dort leider nicht mehr gefunden.

Mühſam hatten ſich indeß **Emilie** und der Rittmeiſter erholt. Kaum vermochte der Uhlane ſeine Wuth zu bergen, wüthende Blicke ſchoß ſein flammendes Auge auf den **Unausſtehlichen**, dann empfahl er ſich ſchnell. Wild knirſchte der Offizier, auf dem Wege nach ſeiner Wohnung die Zähne und fluchend erreichte er ſein Schlafkabinet.

In unruhigem Schlummer, aber in wonniglichen Phantaſien, verfloß **Strahlhofen** der kurze Reſt der Nacht. Des andern Tages gegen Mittag kleidete er ſich, zierlich und geſchmackvoll, um der feinen Sitte gemäß, bei ſeiner Herzensdame Anfrage zu halten, wie ihr der Ball bekommen. Mit reizenden Farben malte ſich der Jüngling die holde Verwirrung aus, mit welcher die junge Grazie ihm entgegen treten würde. Jetzt war er im Hotel, in welchem Schimmernbach wohnte, angekommen. Alle Fenſterladen waren verſchloſſen, der Thürſteher in ſeiner glänzenden Livree war verſchwunden; kein dienſtfertiges Kammermädchen, kein leichtfüßiger Lakei ließ ſich blicken. Der Rittmeiſter wunderte ſich höchlich über die ungewöhnlichen Erſcheinungen alle; er pochte an der Thüre zu wiederholten Malen. Niemand öffnete; der Offizier wurde ungeduldig und hämmerte ungeſtüm. Jetzt trippelte ein altes Mütterchen, welches ſeit langen Zeiten die Flur des Hauſes bewohnte, einher. „Wo iſt der Graf, wo iſt die Gräfin?“ ſchrie Strahlhof der Alten entgegen. — „Die gnädigen Herrſchaften ſind vor mehrern Stunden ſchon ſammt der ganzen Dienerſchaft wieder nach der Heimat abgereißt" — lautete die Antwort. Der Uhlane erblaßte; er ſtand bewegungslos, wie vom Blitz gerührt, dann ſtürzte er, einem Wahnſinnigen gleich, aus dem Hotel.

Nur wem plötzlich einſt die heiß Geliebte auf ewig entrückt worden iſt, der allein wird es vermögen, ſich von den heftigen ſchmerzhaften Gefühlen, welche jetzt die Bruſt unſerers Jünglings zerriſſen, einen Begriff zu machen. Vor der Hand außer Stand, einen zuſammenhängenden Gedanken feſt zu halten, rannte der Rittmeiſter hinaus vor die Thore der Stadt in einen großen öffentlichen Park; im Sommer der Lieblings-Spaziergang der Großſtädter, jetzt aber ein Schauplatz der einſamen Schauer des eiſigten Winters.

Im tiefen Schnee wadete der Offizier durch die finſtern Gänge des Parkes; gefühllos blieb er gegen die Kälte, kaum wußte er wo er ſich befand. In einem der finſtern

Winkel des Parkes trat dem verzweiflungsvollen Uhlanen ein einſamer Spaziergänger entgegen. Strahlhof ſchlug die Augen auf, und — wer ſchildert ſein Erſtaunen? — der Unausſtehliche ſtand vor ihm.

Eine lange Pauſe erfolgte, während welcher der Rittmeiſter ſich ſammelte, dann rief er aus: Wie Herr Baron! Sie noch hier und Schimmernbachs ſind plötzlich abgereiſt? —

So iſt es, mein Herr! — erwiederte der Unausſtehliche kalt — der Graf — fuhr er redend fort — hat dieſe Nacht aus der Heimath eine Eſtafette erhalten, welche ſeine ſchnelle Abreiſe motivirte. Ich bleibe noch einige Tage, um meines Freundes Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, dann folge ich ihm.

Der Baron ſchwieg, dem Offizier wollte es ſchlecht gelingen, ſeine Verwirrung zu verbergen; — jetzt blickte der Rittmeiſter dem

Unausſtehlichen zufällig in's Geſicht, deſſen Mund gerade jenes ſonderbare höhniſche Lächeln umſchwebte, welches den Mann charakteriſirte.

Wie aus einem tiefen Traume erwachte Strahlhof. Sein Auge ſprühte Flammen, eine hohe Röthe überflog ſein Antlitz, und ſeiner wilden lange verhaltenen Wuth nicht mehr mächtig, ergriff er den Unausſtehlichen heftig beim Arme, indem er laut ſchrie: „He! Sie wagen es, mich zu höhnen? Bei Gott! nicht ungeſtraft ſollen Sie es, wiſſen Sie denn, Baron. Sie ſind, Sie waren ſtets mir — beſchwerlich und im höchſten Grad unausſtehlich. Sie ſind der Tödter meines Glückes; doch nicht von hinnen ſollen Sie gehen, bis Sie mir Genugthuung gegeben.“

Steilenberg zog ſeine goldne Tabatiere aus der Taſche und gleichmüthig eine Priſe nehmend ſprach er: Mein Herr Rittmeiſter! ich bin Ihnen — unausſtehlich, ich glaube das. Genugthuung ſoll ich Ihnen geben — wofür denn? Doch es ſey! Ich ſchlage mich mit Ihnen, wenn es beliebt, auf Tod und Leben; doch eine Bitte habe ich zuvor; geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie dieſe Bitte jetzt erfüllen wollen, dann — ſtehe ich zu Befehl."

„Hm" — erwiderte der Offizier etwas verblüfft — „beeinträchtigt Ihre Bitte nicht meine Ehre, ſo — empfangen Sie darauf mein Wort hiermit — erfülle ich ſie."

Wohlan — hub der Baron wieder an — ich habe in jenem, dort im Gebüſche verſtecktem Gaſthofe ein Mittagbrod beſtellt. Erzeigen Sie mir, Herr Rittmeiſter! die Ehre, mein Gaſt zu ſeyn, und verſprechen Sie mir, während des Eſſens eine kleine Geſchichte ruhig und aufmerkſam anzuhören, welche ich Ihnen erzählen werde.

Strahlhof trat einen Schritt zurück,

dann rief er, wild lachend aus: „Fürwahr, ich bin jezt auch geſtimmt zu tafeln und Geſchichten zu hören — Doch — fügte er, nachdem er ſich beſonnen, bei: Sie haben mein Wort, kommen Sie.“

Die Herren gingen ſchweigend nach dem bezeichneten in der Nähe gelegenen Gaſthof. Eine bereits geheizte, von Steilenberg beſtellte Stube wurde aufgeſchloſſen, man nahm Plaz und die Speiſen wurden aufgetragen. Keinem der beiden Herren ſchienen die Gerichte munden zu wollen, der Baron ſchob auch bald den Teller zurück und ließ ſich alſo vernehmen: „Herr Rittmeiſter! ich kannte einſt einen Jüngling — er nannte ſich Valer — welchen Fortuna ſelbſt zu ihrem Günſtling erleſen zu haben ſchien. Valer ſtand in der Blüthe der Kraft und männlicher Schöne, mit Ehre hatte er ſich bedeckt; Schäze ſtanden ihm zu Gebot; er hieß der Liebling des ſchönen Geſchlechtes.

Sich zu vergnügen, reiste der Glückliche in die Hauptſtadt ſeines Vaterlandes; dort machte er die Bekanntſchaft eines Grafen von Brauſenſee; der Graf fand Behagen an dem geiſtreichen, ſchönen Manne, und führte ihn in ſeine Familie ein. Der Graf von Brauſenſee war ein ſchon betagter — aber ein Ehren-Mann.

Eine ſchöne junge Gattin und zwei hoffnungsvolle Knaben waren die Freude ſeines Lebens. Gräfin Amalie von Brauſenſee galt für ein hehres Muſter weiblicher Tugend und das Zutrauen, welches der brave Gatte ihr ſchenkte, war grenzenlos, allein wohl hat Shakesſpeares Hamlet Recht, ja beim Himmel es iſt wahr: „Schwachheit, dein Name heißt Weib!“ — Dem ſchönen jungen Valer gelang es die felſenfeſte Treue und Tugend der reizenden Gräfin zu erſchüttern und — zu vernichten. Der argloſe gutmüthige Graf — zu ſpät wurde er ſeine und der ſonſt ſo heiß geliebten Gattin Schande gewahr — er wüthete und forderte die Schlange, die er im Buſen ernährt, den nichtswürdigen Valer, der ſo ſchändlich die Gaſtfreundſchaft mißbraucht hatte, auf Klingen; der zitternde Alte ſank blutig und todt in den Staub, durchbohrt durch den Degen, welchen der kräftige Arm ſeines jugendlichen Gegners kunſtgerecht führte. Nun, aber auch zu ſpät, erfaßte ſchreckliche Reue die junge reizende Gräfin; ein furchtbarer Wahnſinn umwölkte die Sinne der Schuldbewußten, ſie endete, eine andere Ophelia, in den Fluthen eines reißenden Stromes. Die unmündigen Knaben, Braunſees hinterlaſſene Kinder, erhielten einen gewiſſenloſen Vormund. Der Elende vergeudete das große Vermögen der Mündel, und was ſchlimmer noch! eine erbärmliche Erziehung wurde den Armen zu Theil.

Sie wuchſen heran zu verächtlichen Wüſtlingen und unbändige Ausſchweifungen endeten beider Leben früh. — Das alte edle Geſchlecht der Reichsgrafen von Brauſenſee — es iſt geweſen!"

Der Baron ſchwieg. Ein kalter Schauer erfaßte den Uhlanenoffizier; tief erſchüttert ſtarrte er vor ſich hin.

Jetzt erhob ſich Steilenberg. Eine rührende Wehmuth ruhte auf dem bleichen Geſichte, der höhniſche Zug um ſeinen Mund war verſchwunden. Er legte ſanft die rechte Hand auf Strahlhofs Schulter und ungemein bewegt, im Tone des liebenden Vaters zum Sohne, nahm er folgendermaßen wieder das Wort: —

„Jüngling, ich glaube mich nicht in Dir geirrt zu haben. Nicht verdorben iſt dein Herz, nicht ſchwarz deine Seele; nur jugendlicher Leichtſinn, der verderbliche Einfluß der ſittenloſen Zeit und der ſogenannten vornehmen Erziehung leiteten Dich auf falſche Pfade. So wiſſe denn — beklage, verabſcheue mich — jener elende Vater bin ich ſelbſt.

Ein anderer Kain irre ich durch die Welt — Jahre ſind ſeit jener Schauerſcene verfloſſen, aber grauſe blutige Schuld hebt auch nicht die aufrichtigſte Reue hienieden.

Graf Schimmernbach iſt mein Freund im höchſten Sinne des Wortes. Gerne gebe ich es zu, er paßt nicht ganz für Emilien, er, der finſtere, ernſte, ſchon bejahrte Mann — zu dem lebhaften jungen Weſen; allein freiwillig bot ihm Emilie als Gattin die Hand, er behandelte ſie mit Zartheit und Würde; beide ſchienen glücklich. Ein hämiſcher Dämon führte uns in die Reſidenz und ſchien die Ruhe meines Freundes hier zerſtören zu wollen.

Wie ich einſt in Brauſenſees, gelangteſt du in Schimmernbachs Haus.

Mein ehemaliges unſeliges Verhältniß — es wäre das Deine beinahe geworden. Aber glücklicher Weiſe öffneten ſich meinem Freunde noch zur rechten Zeit die Augen, der Graf brauſte auf, auch er beſchloß, im Zweikampfe Dich zu beſtrafen. Da trat ich — ein gräuliches Ende der Kataſtrophe fürchtend — als Vermittler auf. Mit meinem Leben verbürgte ich mich ſeine und der Gattin Ehre zu wahren. Nun ſtörte Eure Rendezvous — der beſchwerlich Gaſt. Ich wurde Dir, ich wurde Emilien bis in den Tod verhaßt; denn ein wachſamer Cherubim vertrat ich Euch mit dem Flammen-Schwerte die Pforte zur Schuld. Genau beobachtete ich Euch beide; geſtern auf dem Balle belauſchte ich, nachdem ich meine Maske gewechſelt hatte, Euer Geſpräch; ich kenne die Menſchen, nicht zu ſehr darf man ihre Schwächen verſuchen, ich gelangte zu der feſten Ueberzeugung, nun ſey es höchſte Zeit, Euch zu trennen, darum ſtörte ich Euch zur rechten Zeit in der Gräfin Gemach und meinem Freunde dem Grafen ſagte ich dieſe Nacht: „noch iſt deine Ehre ungefährdet, aber nun reiſe auf der Stelle, reiſe um jeden Preis.“ Gott ſey gelobt! Der Freund hat mir vertraut und ſchleunige Folge geleiſtet.“ Hier ſchwieg Steilenberg; er beobachtete wieder den Kampf in des vor ihm ſitzenden Offiziers Bruſt; nach einer Pauſe fieng er, feierlicher denn zuvor, neuerdings zu reden an.

„Alles habe ich Dir junger Freund! nun offenbart. Wäre es möglich, hätte ich mich dennoch geirrt in Dir? — wohlan, ſo beſtimme Zeit und Ort, — ich werde mich ſtellen. Vernichte mein Daſeyn, es iſt mir ohnehin eine ſchwere Laſt. Schreite hinweg über meine blutige Leiche, fliege mit Kourierpferden dem Grafen nach, ermorde ihn — vernichte die Unſchuld und das Glück ſeiner

Gattin. — Doch nein — vergieb! ich ſehe es Dir an, ſolche Verruchtheit wohnt Dir nicht bei. Faſſe Muth, ermanne Dich — Du wirſt ſiegen und einſt das Andenken eines Unausſtehlichen ſegnen, der Dich vom Rande eines ſchrecklichen Abgrundes riß, in den er ſelbſt einſt geſtürzt war. Dein leztes Lebewohl bringe ich Emilien, auch ſie hoffe ich zu heilen, auch ſie möge zunächſt des unſeligen Valers Geſchichte vernehmen.“

Nicht länger konnte ſich der Uhlane halten, raſch ſprang er auf und weinend ſtürzte er in des Unausſtehlichen Arme. „Habe Dank, rief er aus, Du giebſt mich der Tugend; aus einem Saulus biſt Du ein Paulus geworden. Männlich will auch ich kämpfen und ſiegen; möge auch dir Unglücklicher! der Himmel vergeben und des Allerhöchſten unendliche Barmherzigkeit Balſam in Deine Wunden träufeln.“ Das gebe Gott! —

ſprach der Baron mit einem frommen Blick zum Himmel. — Strahlhof ſtürzte in's Freie.

Der Aufenthalt in der Reſidenz war unſerm Rittmeiſter nun verhaßt geworden, alle Gegenſtände erinnerten ihn an Emilien hier. — Dem ſinnigen, wiſſenſchaftlich gebildeten jungen Manne waren des römiſchen Sängers, Ovids, Gegenmittel der Liebe nicht fremd geblieben; er beſchloß ihre Bewährtheit zu erproben.

Schnell befahl er dem Kammerdiener zu packen, und nach ſeinen Gütern eilte Strahlhof hin; im Schooße der Natur wollte er ſeine Seelenruhe wieder ſuchen. Auf dem Lande führte der Uhlane, jenem entlaſſenen Feldherrn der alten Roma gleich, den Pflug; jetzt ſtand er mit der Angel am Teiche; jetzt verfolgte er im dichten Föhrenwalde den ſchäumenden Eber. Nicht ſogleich wollten die gerühmten Mittel helfen, denn Emiliens Bild haftete zu tief in des Jünglings

Seele, und nicht hatte ſchnöder Genuß in ihren Armen das Andenken der Grazie — geſchwächt; allein Thuiskons hehrſter Dichter, Schiller, ſang einſt: „Den Menſchen macht ſein Wille groß und klein!“ — und weil Strahlhof ſeinem Willen treu war, beſiegte er glücklich die Leidenſchaft und ſein Seelenfrieden kehrte wieder.

In der Folge lernte Strahlhof ein Fräulein Elektrine von Lenzen, die Tochter eines ſeiner Gränznachbarn, kennen. Das Fräulein, ſchön an Seele und Körper, konnte für ein Ideal zarter Weiblichkeit gelten. Schöne Gefühle zogen den Uhlanen zu dem Fräulein hin, die Gefühle des edlen Jünglings wurden erkannt und erwiedert. Strahlhof quittirte ſeine Dienſte im Militär; Fräulein Elektrine wurde ſeine Gattin — und er iſt bereits ein glücklicher Vater nun.

Der Herr von Strahlhof iſt ein allgemein geachteter deutſcher Biedermann, voll Patriotismus und Energie auch ein jovialer Geſellſchafter daneben. Er iſt die Seele bei den Zuſammenkünften des benachbarten gaſtfreundlichen Adels; ſpricht aber einmal Jemand: dieſer oder jener Menſch iſt mir unausſtehlich — dann verfinſtert ſich Strahlhofs ſonſt immer heiter blinkendes Auge, und ungewöhnlich ernſt pflegt er auch wohl zu ſagen: „Meine Freunde! wir wollen es uns nicht verhehlen, es iſt wahr: es gibt im menſchlichen Leben eine ſogenannte, einer Eingebung ähnliche Antipathie; ein unerklärliches Gefühl des Widerwillens gegen die eine oder andere Perſon, welches ſich im erſten Augenblicke der Bekanntſchaft unwillkührlich in uns erzeugt; allein öfters, ja leider gar oft, bildet unſer Egoismus die Baſis jenes Gefühles, welchem wir uns überlaſſen, und der Unausſtehliche iſt nicht ſelten ein treuer Freund, der kühn unſern tadelswertheſten Leidenſchaften entgegentritt; darum prüfe ſich jeder ſelbſt genau, bevor er jener täuſchenden Stimme Gehör verſtattet, bevor er den Stab dem Bruder bricht.“

II.

Die Prüfungen des Kadeten.

Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich ſeyn.

Schillers verſchleiertes Bild zu Sais.

1.

Ausgetrocknet wie eine aegyptiſche Mumie, von Kopf bis zu den Beinen in Wachstaffet gehüllt, ſaß der alte Herr von Tulpenhorſt eines Sonntags Morgens im kleinſten traulichſten Stübchen ſeines Landſchloſſes am wärmenden Kaminfeuer, und ſah durchs Fenſter dem Spiel der Schneeflocken zu, welche der brauſende Sturm gar poſirlich unter einander trieb; Herr von Tulpenhorſt dachte über die Eitelkeit aller Dinge nach, und hatte dazu wohl große Urſache. In der Fülle der jugendlichen Kraft und Geſundheit, gewandt, reich und von einnehmender Geſtalt war er einſt eine Blume der Ritterſchaft des Landes geweſen, ſpäterhin machte eine herrliche brave Gattin das Glück ſeines Lebens — allein die Gattin ſtarb, der böſe Krieg verſchlang den Wohlſtand, das Alter ſtellte ſich bei Herrn von Tulpenhorſt ein, mit ihm das böſe Zipperlein und dem guten Ritter blieb im Winter ſeines Lebens nichts mehr übrig, als ein Gütchen mit einem alten Schloſſe, von dem auch eigentlich nicht mehr ein Ziegel auf dem Dache ſein gehörte, und ein neunzehnjähriger Sohn, der als Kadet in K******berg, einer in der Nähe gelegenen großen Stadt, bei dem Dragonerregimente angeſtellt war, welches dort garniſonirte. An dem Kadeten erlebte übrigens der alte Herr von Tulpenhorſt auch vor der Hand nicht viele Freude, denn wenn ſein Fritzchen ſchon ein gar hübſcher ſtattlicher Junge von ſehr glücklichen natürlichen Anlagen war — ſo zernichteten andererſeits wieder ſeine Wildheit, ſeine zu rege Lebensluſt und ſeine Scheu vor ernſthaften Arbeiten, alles Gute, was ſein Genie hätte erſchaffen können; Fritzchen häufte Schulden auf Schulden, machte einen tollen Streich nach dem andern und die häufigen Klagen, welche von dem Oberſten aus K******berg einliefen, koſteten dem armen kranken Herrn von Tulpenhorſt manchen Seufzer.

Pferdegetrappe, Hundegebell und ein paar derbe Flüche unterbrachen jetzt plötzlich die melancholiſchen Betrachtungen, in die der alte Herr verſunken war. Unwillig zog er an der Klingel, ein Bedienter erſchien. „Chriſtian! — fragte der Gutsherr mit gerunzelter Stirne, — ſag mir einmal, was iſt dieſes auf dem Hofe für ein Mordſpectacle, iſt der wilde Jäger oder der Teufel ſelbſt ledig?“ — Keiner von beiden Ew. Gnaden aufzuwarten, antwortete der Bediente, ſondern der gnädige Herr Kadet ſind aus K******berg eingetroffen.“ Mein Sohn hier? rief der alte Herr plötzlich erheitert, führe ihn zu mir — ſchnell ſpute dich!“ — Der Bediente gieng und nach einigen Minuten trat der Kadet ein, ganz durchnäßt von Regen und Schnee. „Gut, Fritzchen! daß du kömmſt,“ hieß Vaters Willkomm', „ich wünſche dich lange bei mir zu ſehen, ſetze dich her an das wärmende Kaminfeuer, wir wollen einmal vernünftig zuſammen ſprechen.“ — Recht gut, lieber Vater! entgegnete Fritz, bevor Du aber mit der Vernunft anfängſt, laß mir eine Bouteille alten Wein und etwas zum Imbiß vorſetzen, mir iſt eine Reſtauration höchſt nöthig, denn ich bin in Sturm und Regen die vier Meilen in einem Futter zu Dir herausgeritten. —

Fritzchen erhielt das Verlangte, und ließ ſich's wohl ſchmecken, während ihn Väterchen wohlgefällig betrachtete, denn Fritzchen war doch ſein Liebling und die einzige Freude noch auf der Welt, wenn er gleich unnütze Streiche mehr denn genug angab. Der Kadet war nothdürftig geſättiget, ſtopfte ſich eine Pfeiſe, rückte näher zum Kamin, und ſprach, ſich in eine bequeme Lage werfend: „Nun Väterchen! ſprich Vernunft — ich höre.“ Du weißt mein Sohn! — nahm Herr von Tulpenhorſt das Wort — ich bin arm; aber bisher gelang es mir noch, der Welt eine Maske vorzuhalten und klug meine Dürftigkeit, zu verſtecken; allein lange dürfte dieſes bei deiner Verſchwendung nicht mehr gehen; ich meine es gut mit Dir und habe mir nun ein Plänchen ausgedacht, Dich zu Vermögen und Ehren zu bringen. Du wünſchteſt lange ſchon ſehnlich in die Reſidenzſtadt zu reiſen, um Dein Offizier-Examen zu machen, ich wiederſtrebte bisher aus guter Abſicht, denn ich fürchtete, Dir möchten die nöthigen Eigenſchaften fehlen, die Prüfung zu beſtehen, doch Deine Zuverſicht zerſtreut allmählig meine Zweifel, Du biſt ja kein Kind mehr — und wirſt doch nicht leichtſinnig genug ſeyn, Dich einem Examen zu unterziehen, welches mit Ehren zu beſtehen, Du nicht erwarten kannſt?“ — Dem Kadeten lachte das Herz im Leibe, als er von der Reiſe in die Hauptſtadt hörte; er verſicherte, was das Examen beträfe, da möchte Väterchen ganz ruhig ſeyn, es werde gewiß Alles recht gut gehen. „Wohl,“ — fuhr Herr von Tulpenhorſt in ſeiner Rede fort — ich will Dir glauben, und Du ſollſt reiſen. Allein Du weißt wohl, ein Offizier ohne Vermögen ſpielt eine gar traurige Rolle, darum ſoll deine Reiſe in die Reſidenz eine Klatſche werden, zwei Fliegen zugleich zu ſchlagen. Nicht die Lieutenant-Charge allein — ſondern, wenn das Glück gut, und Du klug biſt — auch eine junge ſchöne Gattin und hundert tauſend Thaler ſollſt du aus der Hauptſtadt zurückbringen.“ — Dem Kadeten erlöſchte hier die Pfeife, er rückte näher, und ſeine großen ſchwarzen Augen hiengen erwartungsvoll an Väterchens Munde. Endlich ließ ſich Herr von Tulpenhorſt alſo wieder vernehmen. „Vor fünfzehn Jahren, als ich noch regelmäßig jeden Winter in der Hauptſtadt zubrachte, lebte mir daſelbſt in der Perſon des Generals von Greifenhain, der beſte und vertrauteſte Freund meiner Jugend. Du warſt dazumal erſt ungefähr vier Jahre alt, allein deine Lebhaftigkeit und kindliche Gutmüthigkeit machten Dich zum Liebling meines Freundes; er beſuchte mich nie, ohne Dir Bonbons mitgebracht zu haben, und wurde nicht müde, Dich ſtundenlang auf den Knien zu ſchaukeln. Auch Greifenhain war verheurathet, und ein einzeiges Kind blieb die Frucht ſeiner Ehe. Die kleine Emilie, ebenfalls ein allerliebſtes Kind, war zu jener Zeit ungefähr zwei Jahre alt und wenn ihr zwei Kinder gar friedlich und munter miteinander ſpieltet, pflegte Greifenhain immer lächelnd zu mir zu ſagen: Bruder, aus dieſen beiden muß einmal ein Pärchen werden. — Im ſchönſten männlichen Alter wurde mein Freund plötzlich von einer ſchweren Krankheit befallen; er kränkelte einige Wochen und ſtarb in meinen Armen. In ſeinem Teſtamente fand ſich ein ſonderbarer Artikel, er lautete: „Will meine Emilie einſt, als fromme Tochter, mein Andenken ehren, ſo heurathe ſie, zur ſittigen Jungfrau herangereift, keinen andern Jüngling, als den Sohn meines Freundes Tulpenhorſt, wenn ſich Fritz anders eines ſolchen Preiſes würdig zeigt.“

Ihr beide waret dazumal noch zarte Kindelein und der Artikel wurde daher nicht viel beachtet. Uebrigens hinterließ Greifenhain ein bedeutendes Vermögen, und auf mein Anfragen meldete mir neulich ein Freund aus der Hauptſtadt, daß Fräulein Emilie eine Zierde des ſchönen Geſchlechtes der Reſidenz ſey. Sie wurde von ihrer Tante, der alten Baronin von Weſtenberg, erzogen, und dem ſeltenen Verſtande dieſer klugen Dame hat das Fräulein nicht nur die feinſte Geiſtes- und Weltbildung, ſondern auch die Vermehrung ihres ohnehin ſehr beträchtlichen Vermögens zu verdanken."

„Sothane Nachrichten," — fuhr der alte Herr von Tulpenhorſt nach einer Pauſe fort," — beſtärkten mich in dem ſchon früher gefaßten Entſchluſſe, an das Fräulein und ihre alte Tante zu ſchreiben und den ſchon erwähnten, Dich mein Sohn! betreffenden Artikel, im Teſtamente des verſtorbenen Generals in Anregung zu bringen. Kurze Zeit darauf erhielt ich von der Baronin von Weſtenberg dieſes Schreiben, deſſen Inhalt ich Dir ſogleich mittheilen werde."

Der Herr von Tulpenhorſt zog bei dieſen Worten einen Brief hervor, entfaltete ihn und las ſeinem Fritz, welcher ſehr geſpannt horchte, folgendes vor:

„Ew. Hochwohlgeboren

beehre mich auf Dero ſchätzbares Schreiben zu erwiedern, daß meine Nichte, das Fräulein Emilie von Greifenhain, ein zu frommes Kind iſt, als daß ihr der letzte Wille ihres verſtorbenen guten Vaters nicht heilig ſeyn ſollte. Emilie zählt gerade jetzt neunzehn Jahre, ſteht in der erſten Blüthe weiblicher Schöne — und ohne mich partheiiſchen Sinnes ſchuldig zu machen, darf ich kühn behaupten: ſie verbindet mit Verſtand Zartheit und lautere Tugend im jungen Herzen. — Noch iſt des Fräuleins Herz frei — und einer Verbindung ihres Herrn Sohnes mit Emilien ſtände demnach nichts im Wege; allein Ew. Hochwohlgeboren muß ich erinnern, daß nebenbei im Teſtamente von Emiliens Vater buchſtäblich die Worte zu leſen ſind: Emilie heurathe keinen andern Jüngling als den Sohn meines Freundes Tulpenhorſt, wenn ſich Fritz anders eines ſolchen Preiſes würdig zeigt. Ob nun der Herr Sohn dieſe Bedingung wirklich erfülle, oder nicht, dieſes zu erforſchen kommt uns, und namentlich mir, Emiliens zweiter Mutter, billigerweiſe zu, und ich ſehne mich daher, wenn Ew. Hochwohlgeboren anders den in Frage ſtehenden Artikel im Teſtamente ihres Freundes, des Generals Greifenheim, in Anſpruch zu nehmen gedenken, veranlaßt, Hochdieſelben zu bitten: den jungen Herrn, je eher, je lieber, zu uns in die Reſidenz zu ſchicken, damit wir dadurch in den Stand geſetzt werden — ſelbſt zuſehen und zu prüfen. Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren übrigens die Verſicherung ausgezeichneter Hochachtung u. ſ. w.“

„Nun, Fritz! wie iſt es? — fragte Herr von Tulpenhorſt, indem er den Brief zuſammenſchlug, — haſt du Luſt und Muth genug, Dein Glück bei dem Fräulein zu verſuchen?“ —

Wie kannſt Du nur ſo fragen, Väterchen! — erwiderte Fritz herzhaft und mit funkelnden Augen — Hundert tauſend Thaler und ein geiſtreiches Fräulein dazu — ein Narr wäre, wer da nicht munter zugriffe.

Recht gut und ſchön — ſprach der beſorgte Vater, — wenn ſie Dich nur nimmt. Fritz lächelte und meynte, das müſſe ſeine Sorge ſeyn, ihm wäre nicht bange, es würde ſich ſchon Alles machen. Der junge Herr hätte müſſen nicht im neunzehnten Jahrhunderte geboren ſeyn, wenn ihm kühnes, eitles Selbſtvertrauen hätte ſollen fremd geblieben ſeyn.

Man beſprach das Nähere in Betreff der Reiſe des Kadets in die Hauptſtadt, und wohlgemuthet ritt Fritz gegen Abend zurück in ſeine Garniſon.

2.

Nach acht Tagen ſchon trappte Fritz auf ſeinem brauſenden Engländer aus der Garniſon; ihm folgte in angemeſſener Ferne Matz, der treue Reitknecht, auf dem dürren Klepper.

Es war ein heller, kalter Wintermorgen an welchen der junge Held die verhängnißvolle Reiſe antrat, und wenn des ſchönen Jünglings hehre Geſtalt gleich mit nichts weniger, als mit dem magern ausgehungerten Don Quixote des Cervantes zu vergleichen geweſen wäre, und wenn ferner von Fritz nicht zu befürchten geweſen, daß er Windmühlen für Rieſen anſehen würde, ſo hatte dennoch unſer Kadet mit dem ſpaniſchen Abentheurer die Unkunde der Menſchen und Welt eine glühende Phantaſie und einen chimärenhaften Sinn gemein, ſo wie anderwärts des ehrlichen Matzen Dummheit jener des thörichten Sancho Panſa gleich zu ſtellen war, wenn Matz ſchon auf einem dürren Roſſe und keineswegs auf einem Eſel ritt.

Den letzten Credit hatte der alte Herr von Tulpenhorſt aufgeboten, das geliebte Söhnchen durch eine volle Geldbörſe in den Stand zu ſetzen, in der Hauptſtadt glänzend auftreten und durch einen ſtandesgemäßen Aufwand Fräulein Emilie und der alten Tante wo möglich imponiren zu können.

Des Jünglings Einbildungskraft ſchwärmte ohnaufhörlich in den Vorgefühlen der Freude, des Glückes und der intereſſanten Situationen, welche er in der Hauptſtadt zu finden hoffte, und raſch eilte er vorwärts.

Am dritten Tage ſeiner Reiſe bemerkte Fritz einen eleganten Reiſewagen, welcher in einer kleinen Entfernung vor ihm auf der Landſtraße dahin rollte.

Die Erſcheinung war unſerm Helden ziemlich gleichgültig, denn ſeine Gedanken ſchweiften nur ewig in den Regionen der verhängnißvollen, ſo nahen Zukunſt.

Als aber der Kadet bemerkte, wie jener Reiſewagen plötzlich von der Chauſſe herab in den tiefen Graben derſelben stürzte, fühlte er ſich plötzlich aus ſeinen roſenrothen Phantaſien aufgerüttelt, der Engländer erhielt beide Sporen zugleich, und raſch flog der junge Ritter hin nach der Stelle, wo das Unglück geſchehen war, um hülfreiche Hand zu leiſten.

Als er bei dem umgeſtürzten Wagen angekommen, ſprang er raſch vom Pferde. Er ſah wie drei Damen, eine alte und zwei junge, unter dem Wagen lagen, und ängſtlich um Hülfe riefen. Schnell und behende zog er die Damen unter dem Wagen hervor. Schaden hatte, glücklicher Weiſe, Niemand genommen, allein die armen Weiber waren im Schrecken halb auſſer ſich, und nur unzuſammenhängende

Worte ſie im Stande hervorzubringen. Fritz leitete tröſtend die verunglückten Damen nach einer Steinbank, welche ſich gerade zufällig an dieſer Stelle neben einem Meilenzeiger befand, und während die Damen beſchäftigt waren ſich vom Unrathe zu reinigen und ihren Anzug wieder einigermaßen zu ordnen, beſchäftigte ſich Fritz, mit Hülfe ſeines Reitknechtes und des Kutſchers der Damen, den umgeſtürzten Wagen wieder in die Höhe zu bringen. Nicht ohne große Anſtrengung und Zeitverluſt glückte dieſes endlich und nun erſt wandte ſich unſer Held wieder zu den Damen, deren Aeußeres genauer zu prüfen ihm bis jetzt nicht vergönnt geweſen war. Er hielt die alte Matrone für die Mutter oder Tante der einen jungen Dame, und das dritte Frauenzimmer für ein Kammerkätzchen oder etwas dergleichen. Der erſte Anblick der wirklich ſehr reizenden jungen Dame machte auf unſern Fritz ſolch' gewaltigen Eindruck, daß er nicht ſogleich

Worte finden konnte; doch wußte er ſich ſchnell genug noch zu faſſen, und zeigte hierauf ſehr ehrerbietig der alten Dame an, daß der Wagen glücklicherweiſe nicht zerbrochen, und mithin nun der Fortſetzung ihrer Reiſe nichts weiter im Wege ſtünde.

Auch die Damen hatten inzwiſchen ihre Faſſung wieder einigermaßen erlangt, und die älteſte dankte nun dem jungen Militär auf eine ſehr gebildete und verbindliche Weiſe für den geleiſteten Beiſtand, klagte aber, wie ſie ganz durchnäßt und gar ſehr entkräftet wäre.

In freilich noch weiter Ferne lag ein Städtchen am Wege, und Fritz bot ſich ſehr galant an, voraus zu reiten und den Damen im beſten Gaſthofe des Städtchens warme Stuben und ſtärkende Getränke zu beſtellen. Nothgedrungen, wenn ſchon nicht ohne Weigerung, nahm die Dame des Kadeten Anerbieten an, und augenblicklich warf ſich der Ritter auf den brauſenden Engländer und flog im Galopp dahin, indeß die Damen ihren Reiſewagen beſtiegen und langſam folgten. Als die Frauenzimmer endlich, nach geräumiger Zeit erſt, im Gaſthofe ankamen, fanden ſie bereits warme Stuben und heißen Kaffee. Man beſchloß ſogleich, hier zu übernachten, und die Damen zogen ſich in ihre Stuben zurück, um ſich umzukleiden und einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

Gegen Abend wurde Fritz des Kammerjüngferchens anſichtig; es berichtete ihm, wie ihre Herrſchaft ſich bereits ausgeruht habe, und nun nach der Ehre verlange, den Herrn Kadeten bei ſich zu ſehen.

Fritz flog zu den Damen und wurde höchſt artig empfangen. Sein Auge hieng an der jüngern, denn gar zu reizend erſchien ſie ihm. In ein geſchmackvolles, ſchneeweißes Nachtnegligee gehüllt, ſaß ſie da. Die zarte Geſtalt des Fräuleins ſtellte ſich ſchlank und zugleich voll üppiger Fülle dar; — das ſeelenvolle große blaue Augenpaar, der natürliche Fall der herrlichen güldenen Locken, der feine küßliche Sammtmund, der herrliche jungfräuliche Buſen — Alles vereinigte ſich in der Mädchengeſtalt vortheilhaft im Streben zur ſeltenen Höhe göttlicher Schöne — ach! und wie melodiſch klang die zarte Engelſtimme, wie natürlich und verſtändig war der Sinn der Rede.

Ziererei und Einfalt — gleich fremd blieben ſie der lieblichen Jungfrau.

Dagegen offenbarten Ton, Anſtand und Geberde der Matrone unverkennbar die Dame der feinen Welt, und gar viele verbindliche Redensarten mußte Fritz noch vernehmen. Zuletzt ſprach die bejahrte Dame: „Vergeben werden ſie ja wohl, mein Herr! wenn ich und meine Nichte es wagen, den Namen unſers großmüthigen, ritterlichen Retters zu erforſchen?“ — Fritz nannte ſeinen Namen, und die Beſtimmung ſeiner Reiſe, erbat ſich aber von den Damen — war ihm die Kühnheit zu verdenken? — die Gunſt eines ähnlichen Vertrauens.

Die ältere Dame erklärte: ſie ſey die verwittwete Baronin von Adelheim, und jene jüngere Dame, ihre Nichte, nenne ſich Mathilde von Reichenberg. „Ich beſitze, — ſprach die Baronin, — in der Reſidenz ein Haus, nur wenig aber gefällt uns das geräuſchvolle Leben in der großen Hauptſtadt; bei weitem den bedeutendern Theil des Jahres leben wir auf unſern Gütern in der Provinz; ſeit einigen Monaten feſſelten indeſſen mich Geſchäfte, doch ſchon an die Reſidenz, eine dringende Familienangelegenheit machte die Reiſe nach K.. berg nothwendig, jetzt aber verfolgen wir vor der Hand nun wieder daſſelbe Ziel, wie Sie, denn auch wir kehren vorerſt in die Hauptſtadt zurück.“

Die Damen bezeigten viele Furcht, ſich ferner noch ihrem ungeſchickten, und ſeit kurzer Zeit erſt angenommenen Kutſcher vertrauen zu müſſen. Da ſprach Fritz: „meine Gnädigen! mein Reitknecht iſt ein ſicherer, bewährter Wagenlenker, dürfte ich mich wohl unterſtehen, ihn bis in die Reſidenz Ihrer Disposition anheim zu ſtellen? Ihr Kutſcher könnte dagegen meines Burſchen Pferde beſteigen.“ Unter einer Bedingung nur, mein werther Herr Kadet, erwiederte die betagte Baronin, bin ich geneigt, von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen. Eine längere Reiſe zu Pferd in der rauhen Winterzeit fällt beſchwerlich, dürfte ich ſie wohl bitten, den Reſt des Weges mit uns im Wagen zurückzulegen — dann reite mein Kutſcher Ihres Dieners Pferd und führe Ihr Leibroß am Zügel.

Mehr noch als gerne willigte Fritz in der artigen Baronin Verlangen, und des andern Tages in der Frühe beſtieg man den Wagen. Eine herrliche Zeit begann nun unſerm reiſenden Kadeten zu nahen; den ganzen

Tag ſaß er der reizenden zarten Mathilde gegenüber; ach wie herrlich kleidete ſie der koſtbare blaue Reiſepelz, und wie freundlich lächelten ihm die holden blauen Augen. Immer traulicher ward die Unterhaltung der Reiſenden und mehr und mehr bezauberten den Jüngling Fräulein Mathildens Witz, Verſtand und edles Herz, welches ſich nie verläugnete, wenn ihn dagegen die Würde der Baronin mit Achtung erfüllte.

Gar wonniglich entflohen dem Kadeten die Tage der Reiſe; bei jedem Rucke, den der Wagen erhielt, berührten des Fräuleins zarte runde Kniechen des entzückten Jünglings Beine, ach! welche Seligkeit — eine ſolche Berührung war für ihn nichts weniger, als ein elektriſcher Schlag, der bis in den heißen Buſen fortzuckte, — und dann bewies ihm das unſchuldsvolle Mädchen ſo viele ungekünſtelte Neigung und Vertrauen, dann ſcherzte und neckte ſie ſich wieder leichtſinnig mit ihm. Alle ſeine Wünſche lehrte unſern guten Fritz dieſe Lage vergeſſen, und er ſchwelgte nur noch in ſüßer Gegenwart.

Der Kadet überhob die Damen aller kleinlichen Sorgen auf der Reiſe; ein ritterlicher Stallmeiſter übernahm er jede Mühe. Die Damen erkannten dieſes dankbar, und Mathilde äußerte einſt ſcherzend, — freilich ein bischen unbeſonnen ſchon, — der Herr Kadet erinnere ſie an den Schillerſchen Paladin, an den jüngern Pikolomini, wie er die Herzogin Friedland und ihre Tochter, die hehre Thekla, auf der Reiſe zum Vater begleitet.

Beſſer als den Polybius und Vega's Werke kannte Fritz die Poeſien jenes klaſſiſchen deutſchen Liederſohns. Er Max — und Mathilde ſeine Thekla? — O Himmel! welche ſüße Wonne — welche zarte Schmeichelei lag in der Beziehung! —

Dennoch — die Helden des dreißigjährigen

Krieges liebten einmal zarter, als jene unſerer Zeit — wurde Maz, ſo dumm er auch war, gebraucht, von dem Kutſcher der Damen die nähern überhauptigen Verhältniſſe ſeiner Herrſchaft zu erkunden. Der Kerl meinte: die Frau Baronin ſey ſteinreich, habe keine Kinder und das Fräulein Nichte bliebe der Alten einzige Erbin.

4.

Der Kadet vernahm es, und überließ ſich ſorgloſer noch jener Neigung zu Mathilden welche ſich in ſeinem heißen Buſen geſtaltete: „Bring' ich eine reiche Gattin von vornehmem Stande nach Hauſe,“ — ſprach er zu ſich ſelbſt — „kann es allenfalls dem Vater gleich viel gelten, ob ſie Mathilde oder Emilie ſich nennt.“

Bisher hatte ſich Friz den Muth nicht erzogen, dem Fräulein ſeine Gefühle mit Worten zu offenbaren, und ſein brennender Blick allein blieb der ſtumme Zeuge ſeiner Leidenſchaft. Doch jetzt war man nur noch eine Tagreiſe von der Reſidenz entfernt. Man nahm Nachmittags in einem Dorfkruge den Kaffee zu ſich; die Baronin hatte ſich auf ein halbes Stündchen zur Ruhe begeben, und — jetzt oder nie dachte der feurige junge Martisſohn, denn ohnehin ſchien ihm Mathilde beweglich geſtimmt. Muthig erfaßte er ihre Hand, indem er ſanft und ausdrucksvoll ſprach: „mein Fräulein! Sie geruhten ehegeſtern, im Scherze zwar nur, mich mit Max in Schillers Wallenſtein zu vergleichen, ach Gott! lachen Sie nicht — ich kann dieſes nimmermehr vergeſſen. Bald ſind wir ans Ziel unſerer Reiſe gelangt, Verhältniſſe der Geſellſchaft werden uns trennen, o Himmel! ich ertrüge es nicht, wenn die Tage unſerer gemeinſchaftlichen Reiſe, für mich nichts anderes als ein ſchöner wonniglicher Traum geweſen ſeyn ſollten. Sie ſelbſt — zürnen Sie nicht himmliſches Fräulein! Sie ja gaben mir den Muth, Ihnen die Gefühle meines Herzens mit Maxens innigen Worten zu ſagen, ja meine Lage —

„Dieß alles mahnt mich, Fräulein! daß ich heut
Von meinem Glücke ſcheiden muß. Sie werden
In wenig Stunden Ihren Wohnſitz finden,
Von neuen Freunden ſich umgeben ſehn,
Ich werde nun ein Fremder für Sie ſein,
Verloren in der Menge.“

Fritz ſtockte hier — er drückte des Fräuleins zartes rundes Händchen heftig an die hochfliegende Bruſt und ſein Blick ſuchte Mathildens Auge. Wirklich hatte der Kadet Schillers ſchöne Worte mit einem Ausdruck geſprochen, welcher für ſein inniges Gefühl Bürge leiſten zu wollen ſchien.

Das Fräulein erröthete, ſchlug die ſchönen Augen nieder und war, einer ſolchen Scene nicht gewärtig, dennoch ein bischen verwirrt. Endlich aber erlangte es ſeine Faſſung wieder, und in einem ſcheinbar ſcherzhaften Tone erwiederte es: ich ſehe wohl, es kann ſchon nicht helfen, ich muß dem hochſinnigen Max in Thekla's Geiſte antworten:

„Wohlan denn, mein edler Ritter, — Sprechen Sie
Mit meiner Baſe — der Baronin" —

Hier trat die alte Tante aus der Nebenſtube und die Unterhaltung war unterbrochen.

Glücklich erreichte Max die Thore der Reſidenz.

Als ſich Fritz von den Damen trennte, bat er die Baronin, ihr auch in der Stadt ſeine Aufwartung machen zu dürfen. „Darum wollte ich ſo eben bitten, Herr von Tulpenhorſt! erwiederte die Dame, und bezeichnete ihm die Straße und Nummer ihres Hauſes.

Gleich des andern Tages flog der Kadet, ſorgfältig herausgeputzt, in das bezeichnete Haus ſeiner Reiſegefährtin. Mathilde war nicht gegenwärtig; er traf die alte Baronin allein.

Nach einigen gleichgültigen Geſprächen

nahm die Matrone eine ernſthafte Miene an, und ließ ſich alſo vernehmen: „Herr von Tulpenhorſt! meine Nichte hat mir von einer gewiſſen Erklärung geſagt, welche Sie ihr auf der letzten Station, während ich ſchlief, gemacht haben. Ich habe bereits von Ihren Verhältniſſen Kunde, mein Herr! und weiß, daß Sie wenig oder gar kein Vermögen beſitzen. Dieſer Umſtand kann indeſſen kein Hinderniß zu einer denkbaren Verbindung Ihrer Perſon mit Mathilden werden, denn das Fräulein iſt reich; wenn Sie das Mädchen innig, aufrichtig, und treu lieben, ſoll ſie nichts deſto weniger die Ihrige werden, aber verzeihen Sie, mein Herr! wenn ich ſogleich ganz aufrichtig meine Gedanken in Worte kleide. Der Landesherr will Sie nicht ungeprüft zur Offizierswürde erheben, und ich meiner Seits, denke in dieſem Falle ebenfalls königlich; nur wenn Sie eine Prüfung, welche ich Ihnen auferlegen werde, zu meiner und Mathildens Zufriedenheit, beſtehen, können Sie der letztern Hand erlangen.

Fritzen befremdete dieſe ſonderbare Erklärung freilich etwas, nichts deſto weniger ſprang er auf und küßte die Hand der Baronin, indem er feurig ausrief: „Meine Gnädige! und wenn Sie mich, als einen zweiten Tamino, durch Flammen und Fluthen jagen wollten, dennoch würde ich hoffen, die Probe zu beſtehen; denn kein Opfer iſt mir zu ſchwierig, welches zu der göttlichen Mathilde Beſitz führen kann.“

So ſchlimm, erwiederte die Baronin lächelnd, iſt es nicht gemeint. Die Prüfung Ihrer Liebe dauert nicht länger, als Ihr ſogenanntes Offiziersexamen, und Sie ſollen der Liebe Probe beſtehen, ohne daß Sie davon das geringſte nur inne werden.

Die Worte klangen freilich myſtiſch genug, aber Fritz war zu leichtſinnig über deren Sinn ſich lange den Kopf zu zerbrechen. Genug — er hielt nach jener Erklärung die liebenswürdige Mathilde bereits für die Seine, und verließ frohlockend das Haus der Baronin.

5.

Es ſchien unſerm Kadeten jetzt ſelbſt, als ob er Mathilden gar innig und zärtlich liebe. Er hatte zwar von ſeinem Vater an Emiliens Tante Briefe bei ſich, allein unter dieſen Umſtänden wäre es am beſten geweſen, das ſchöne Fräulein von Greifenhain gar nicht zu ſehen, und dem Vater die Briefe unerbrochen zurückzubringen. Anfangs beſchloß der junge Held auch, dieſes zu thun, aber bald beſann er ſich eines Andern, wenn ſchon für wahr keines Beſſern. Fritz gehörte zu jener Art junger flüchtiger Schmetterlinge, welche auf jeder duftigen

Blume gern einen Augenblick haften bleiben, ein Tröpfchen Nektar trinken und dann ſchnell wieder weiter flattern. So lange er Jüngling ſchon hieß, folgte er jener wilden Leidenſchaft der Unbeſtändigkeit und nicht vermochte er es mehr über ſich, die ſüße Luſt zu beſiegen.

Er hatte ſo viel von des Fräuleins Emilie von Greifenhein Liebenswürdigkeit gehört, ſaß er neugierig wurde das Fräulein kennen zu lernen. Auf der Adreſſe der Briefe, welche er vom Vater an Emiliens Tante und Erzieherin, die Baronin von Weſtenberg, bei ſich trug, war die Wohnung der Damen genau bezeichnet, und nicht länger vermochte es Fritz über ſich; er ging hin die Briefe ſelbſt abzugeben.

Auch in jener Frau von Weſtenberg fand der Kadet eine feine, ſehr gebildete alte Dame. Auch ſie kam nach einem kurzen Geſpräche über alltägliche Dinge ſogleich auf das Hauptkapitel, nämlich auf jene projektirte Verbindung ihrer Nichte mit dem jungen Herrn, und was das allerſonderbarſte war, auch Frau von Weſtenberg forderte eine Probe der Liebe, welche Herr von Tulpenhorſt beſtehen ſollte, bevor er an den Beſitz Emiliens nur denken dürfte! — auch dieſe Tante verſicherte: Der Herr Kadet würde von jener Prüfung nichts gewahr werden, welche Prüfung ebenfalls keineswegs länger als ſein militairiſches Examen dauern dürfte.

Dieſes ſeltſame, von zwei alten Damen, ganz gleichmäßig, ihm gemachte Anſinnen mußte unſern jungen Helden natürlich nicht wenig frappiren.

Ein rigoroſes Militair-Tentamen und zwei Proben der Liebe in einem Zeitraume von etlichen Wochen beſtehen zu ſollen, war auch in der That keine Kleinigkeit zu nennen; aber was war zu thun? — Fritz mußte ſich dem unabwendbaren Geſchicke ſchon fügen.

Er bat hierauf die Frau von Weſtenberg, ihn nun doch wenigſtens der liebenswürdigen Nichte zu präſentiren; da hieß es aber: Fräulein Emilie ſey ausgefahren, und hätte überhaupt, wie nun einmal jungen Damen ſonderbare Launen eigen ſeyen, beſchloſſen, dem Freiwerber, bis er die erwähnte Prüfung beſtanden, nicht anders als mit einer Maske vor dem Geſichte zu nahen.

Ein neues Räthſel! — kaum glaubte der arme Fritz ſeinen Ohren trauen zu dürfen; welche eigne Forderung — er ſollte alſo gleichſam die Katze im Sacke kaufen. Indeß hatte das Abentheuer doch einen ſolch romantiſchen Auſtrich, im Ganzen lag ſo etwas Pikantes — wodurch ſich der Kadet gegen ſeinen Willen unbeſchreiblich angezogen fühlte.

Des andern Tags verſprach Frau von Weſtenberg, ihn bei Emilien einzuführen, und Fritz konnte dieſen andern Tag kaum erwarten. Endlich nahte die heiß erſehnte Stunde und Fritz flog, mehr als er ging, in das Hotel der Frau von Weſtenberg.

Er ſah Emilien. Das Fräulein war ganz ſchwarz, etwas phantaſtiſch beinahe, gekleidet, und trug eine ſchwarze Sammetmaske vor dem Geſichte. Der Kadet war gleich wieder ganz hingeriſſen beim Anblick der lieblichen Geſtalt, welcher Mathildens ihrer nichts nachgab, und im Gegentheil derſelben ungemein ähnelte, nur trug Emlie ein allerliebſtes ſchwarzes lockiges Titusköpfchen, während Mathilde mit langen güldnen Locken prangte.

Emiliens Stimme klang beinahe noch

ſüßer und lieblicher als Mathildens ihre, und nicht geringern Verſtand, ein nicht weniger tiefes, anſprechendes Gefühl verrieth jene in der Unterhaltung, denn dieſe. Von nun an theilte Fritz ſeine Stunden im Umgange mit Mathilden und Emilien, und auch ſein junges leichtſinniges Herz theilte ſich zwiſchen den beiden liebenswürdigen Mädchen. War er bei Emilien, ſo gefiel ſie ihm beſſer als Mathilde, und war er bei dieſer, zog er ſie jener vor. Schwer möchte es ihm geworden ſeyn, zwiſchen den Mädchen eine entſcheidente Wahl zu treffen, und leichtſinnig, wie er nun einmal war, überließ er ſorglos die Entwickelung des verworrenen Knotens dem Zufall. Eine, ſprach er zu ſich ſelbſt, kann ich doch nur heirathen, beide ſind liebenswürdig; beide reich — und entgeht mir die Eine, ſo bleibt mir dagegen die Andere gewiß.

Nun rückte aber auch der Tag heran,

an welchem der Kadet ſein Militairexamen zu beſtehen hatte. Abſtrakte Studien waren Fritzens Sache nie geweſen, — nur leicht vorbereitet trat er vor die ſtrenge Examinations-Commiſſion, aber nichts deſto weniger wohnten unſerm Kandidaten Kühnheit und Selbſtvertrauen bei, denn er verließ ſich auf — ſein Genie.

Das Examen war beendigt; mehrere Tage durch daſſelbe gefeſſelt, hatte der Heros weder Mathilde noch Emilien geſehen, und gleich am andern Morgen des folgenden Tages lenkte er die eiligen Schritte zu der Erſtern. Etwas feierlich empfing ihn das Fräulein. „Meine theuerſte Mathilde! — rief Fritz aus — das militäriſche Examen habe ich überſtanden, o ſprechen Sie — wann denn wird endlich die verheißene Prüfung der Liebe beginnen?“ Das Fräulein erwiderte: ſie hat bereits begonnen, und iſt ihrem Ende nahe. Sprechen Sie Herr von Tulpenhorſt, lieben Sie mich wirklich, lieben Sie mich innig, treu und einzig? „O Himmel! wie können Sie alſo fragen? — rief Fritz — Sie ſind mir theurer, als mein Leben, ich ſchwöre Ihnen. — Schnell unterbrach ihn hier Mathilde; das ſchöne blaue Auge verfinſterte ſich, und der Zorn färbte höher des Mädchens Wangen. „Schweigen Sie, ſprach das Fräulein, Sie ſind ein Heuchler — ein Elender — wagen Sie es nie mehr, vor meinen Augen zu erſcheinen.“ Noch einen Blick des Vorwurfes warf ſie auf ihn, und verließ dann ſchweigend das Gemach. Fritz ſtand wie zernichtet, dann ſtürzte er aus dem Zimmer und rannte nach Hauſe.

Heftige Gefühle bemeiſterten ſich des Jünglings, er fühlte in ſeinem Innern, Mathildens Zorn war gerecht, und unredlich ſeine Handlungsweiſe geweſen, doch blieb der Zuſammenhang der Sache ein unauflösbares Problem für ihn. Er war nicht im Stande an dieſem Tage noch einmal ſeine Wohnung zu verlaſſen, doch am andern Morgen betäubte ſein angeborener Leichtſinn den Schmerz. Noch ſprach er bei ſich ſelbſt bleibt mir die edle Emilie; ich fühle es, nur für ſie allein ſchlägt innig und treu mein Herz. Das Verhältniß mit Mathilden war eine jugendliche Verirrung nur, ſchnell zu der eigentlichen Göttin meines Herzens nun hin!

6.

Auch Emilie empfing heute den Galant ziemlich kalt; Fritz nahte verlegen und ſpendete ſüße Worte der Liebe. Da fiel die Sammetmaske — ſchweigend nahm das Fräulein ein zierliches ſchwarzes Haarhäubchen vom Köpfchen, lange güldene Locken quollen in üppiger Fülle hervor, o Götter! Mathilde ſtand vor ihm.

Nach einer lange Pauſe ließ ſich das Fräulein alſo vernehmen; „Mein Herr von Tulpenhorſt! Sie haben mir einen tiefen aber ach, einen traurigen Blick in der Männer Herz vergönnt, iſt dieſes das geprieſene Glück der Liebe — ſo bleibe es mir ewig fremd,

Ein Thränchen quoll hier aus dem ſchönen blauen Augenpaare des Fräuleins, und noch ehe Fritz ſeine Beſinnung wieder erlangte, war Mathilde durch die Thüre des Seitengemachs verſchwunden,

Der arme Kadet ſtand lange unbeweglich, wie vom Donner gerührt, da traten plötzlich die Frauen von Weſtenberg und von Adelhain, Arm in Arm, in die Stube, und des unglücklichen Jungen Verlegenheit erreichte nun ihren höchſten Grad.

Frau von Adelhain nahm ſehr ernſt das Wort, und ſprach: Herr von Tulpenhorſt! mit Vorwürfen will ich ſie verſchonen, denn Sie machen ſich deren gewiß ſelbſt ſchon genug, doch eine Aufklärung über gewiße Dinge glaube ich Ihnen ſchuldig zu ſeyn. Ich heiße nicht Adelhain, ſondern Weſtenberg, und daß Mathilde und Emilie Eine Perſon nur waren, iſt Ihnen bereits bekannt. Ich erhielt von Ihrem Herrn Vater vor einiger Zeit einen Brief, deſſen Inhalt, ſo wie den meiner Antwort Sie kennen. Bald nachdem ich jenes Antwortſchreiben abgeſendet hatte, riefen mich plötzlich dringende Geſchäfte nach K..berg und meine Nichte begleitete mich. Höchſt unzart wäre es geblieben bei den obwaltenden Verhältniſſen Ihrem Herrn Vater einen Beſuch abzuſtatten, und um auch von Ihrer und Ihres Herrn Vaters Seite vor einem Beſuch geſichert zu bleiben, nahm ich von einem meiner Güter den Namen Adelhain an. Auf der Rückreiſe führte uns ein ſeltſamer Zufall zuſammen; ich hielt es für klug, das Inkognito bezubehalten.

Meine Nichte überredete ich, mir freie Hand im Spiel zu laſſen, denn Ihren eigentlichen Karakter wollte ich ſtreng prüfen. Hier in der Reſidenz bat ich dieſe meine alte Freundin, meine Perſon vorzuſtellen; die Probe der Liebe begann — und durch Ihren Leichtſinn zerſtörten Sie Ihr eignes Glück. Wahrlich, glauben Sie mir Herr von Tulpenhorſt, daß es ſo kommen mußte, es thut mir und meiner Nichte ſehr wehe; denn gleich vom erſten Augenblicke an, faßten wir beide ein günſtiges Vorurtheil für Sie. Nichts deſto weniger ſind wir Ihnen für die bedeutenden Dienſte, welche Sie uns während unſerer Reiſe hieher bewieſen haben, großen Dank noch ſchuldig, darum empfangen Sie unſer heiliges

Wort: Der jetzige, Ihre Ehre kränkende Vorfall bleibe für immer ein Geheimniß, treu in unſerer Bruſt bewahrt. Gehen Sie armer leichtſinniger, junger Mann! und lernen Sie beſſer die Würde der Frauen erkennen,

Fritz bedeckte mit beiden Händen das glühende Geſicht und gehorchte dem Befehle. Mechaniſch fand er ſeine Wohnung, und als er in die Stube trat, reichte ihm ſein Max, einfältig greiſend, ein großes verſiegeltes Schreiben hin. Wild riß der Kadet den Brief aus einander, einen Blick nur warf er hinein, da fiel das Blatt ihm aus den Händen, und er ſank beſinnungslos auf den Sopha nieder.

Ich hebe das Schreiben von der Erde auf und theile deſſen Inhalt mit, es lautete folgendermaßen:

„Dem Kadeten Friederich von Tulpenhorſt, vom *** ſchen Dragoner-Regimente, wird von Seite der unterzeichneten

Kommiſſion eröffnet, daß die von ihm im Examen bewieſenen Kenntniſſe und geoffenbarten Fähigkeiten noch keineswegs von der Art ſind daß ſie ihn zur Erlangung der Offiziерswürde eignen.

Der **Tulpenhorſt** erhält demnach den Befehl, ſich nach ſeiner Garniſon zurück zu verfügen, den Mangel der ihm noch fehlenden Kenntniße durch ernſtlichen Eifer und Fleiß zu erſetzen, und ſich kommendes Jahr abermals zum Examen allhier zu ſtellen.

(Datum)

Die Prüfungs-Kommiſſion.

(Unterzeichnete.)"

Gar leicht wird es dem geneigten Leſer werden, ſich einen Begriff von dem Gemüthszuſtande des armen Jungen zu machen, denn wo lebte der Sterbliche, der nicht alle ſeine ſchönſten Hoffnungen zugleich in Rauch aufgehen ſah? ? — — und wohl hat der ſinnige Salis Recht, wenn er wehmüthig ſingt:

Das warme Herz hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr ſchlägt.

III.

Die Hungerkur.

> Fange deine Herzenskultur nicht mit dem Anbau der edlen Triebe, ſondern mit dem Ausſcheiden der ſchlechten an. Iſt einmal das Unkraut verwelkt oder ausgezogen, dann richtet ſich der edlere Blumenflor von ſelber kräftig in die Höhe. Das tugendhafte Herz wird wie der Körper, mehr durch Arbeit, als durch gute Nahrung, geſund und ſtark.
>
> Jean Paul.

1.

Kätchen an Fanny.

Biſt doch ein überglückliches, aber auch ein grundböſes Mädchen! Glücklich, weil du in der prächtigen Reſidenzſtadt nun lebſt, und böſe — weil Du Deine treuen Freunde auf dem Lande gänzlich vergeſſen zu haben ſcheinſt.

Vorigen Sonntag wohnte ich meines guten Väterchens Predigt bei; er ſprach recht rührend von der Ergebung in den göttlichen Willen, und daß man duldend und fromm den Nacken beugen müſſe dem unerbittlichen Geſchicke. Die ganze Gemeinde war erbaut, ich zwar auch — aber dann dachte ich doch wieder bei mir ſelbſt: Väterchen hat gut ſprechen, er wird nun ſchon alt, und als er jung noch war und ein munterer Kandidat da lebte er viele Jahre lang in Hauptſtadt als Hofmeiſter in einem prächtigen gräflichen Pallaſte, und zuletzt gieng er mit den jungen Herrſchaften gar noch auf Reiſen. Ach reiſen! — welch' ein herrlicher Hochgenuß mag das ſeyn! ſo viele fremde Länder ſehen und ſo vielerlei Menſchen und die prächtigen großen Städte und Bäder und — Siehe da, bin ich nicht eine kleine Närrin? hüpfte ganz luſtig in der Stube umher und klatſchte in die Hände, als ſtünde der Reiſewagen ſchon vor der Thür, aber plötzlich fiel es mir ſehr ſchwer auf's Herz, daß ich in dem öden Winkelſee mich befand, und verdammt bin, in alle Ewigkeit da zu bleiben.

Du wirſt lachen, meine gute Fanny! ja — Du haſt auch gut lachen, Du ruhſt im Schoos des Glücks und des Vergnügens, aber haſt Du denn Deine treue Jugendfreundin ganz vergeſſen? Auch nicht eine Zeile ſehe ich von Dir. Schreibe mir doch recht bald und recht viel — bitte, bitte! erzähle mir von den herrlichen Maskeraden, und von den prächtigen Schlittenfahrten, und von der Komödie und, ach von den ſchlanken artigen Offizieren. Ich habe in meinem Leben nur einmal einen Offizier geſehen, aber der hatte nur ein Bein, und das eine Auge hatten ihm die häßlichen Franzoſen gänzlich ausgeſchoſſen, und dann hatte er ſich — ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit den Kopf verbrannt; aber es ſchadete nicht, er war doch ein recht artiger Mann, und wie charmant müſſen erſt die jungen hübſchen Offiziere ſeyn, welche den Kopf nicht verbrannt und zwei Beine und zwei feurige Augen haben. Nun, nun! die werden ſchön um meine holde Fanny herumhüpfen und ihr — wie heißt man's doch gleich? ach ja — die Cour machen.

Neues, beſte Fanny! weiß ich Dir nicht zu ſchreiben, was könnte es auch in dem kleinen öden Winkelſee viel Neues geben? Die dicke Revierförſterin iſt glücklich mit einem kleinen Revierförſter niedergekommen, es iſt aber ein häßliches Kind und, denke Dir einmal! hat eine Haſenſcharte im Geſichte. Schulzens wilde Guſtel hat neulich das Bein gebrochen — mein Väterchen und Mütterchen aber ſind, Gott Lob noch munter.

Glaube mir, ich liebe Dich, meine Herzens-Fanny! ungemein, und es vergeht keine Stunde im Tage, an welcher ich nicht an Dich gedacht hätte.

P. S. Schicke mir doch Muſter von Hauben und Roben, wie ſie jetzt Mode ſind in der Hauptſtadt, ich will mich nach dieſen Muſtern herausputzen, und wenn ich dann ein Bischen in den Spiegel gucke, bilde ich mir wohl gar ein, auch eine Stadtdame zu ſeyn.

2.

Fanny an Kätchen.

Dein liebes Briefchen, mein gutes Kätchen! hat mir unausſprechliche Freude gemacht; wer aber den eigentlichen Werth Deines vortrefflichen Herzens nicht ſo genau kennt, wie ich, könnte den Sinn Deiner Zeilen mißdeuten. O du gute, kindliche Natur! — auf Dich könnte man wohl die güldenen Worte anwenden: „Ewig jagt der Menſch nach Schattenbildern, und das Glück, welches er beſitzt, genießt er nie.“

Wie unzählige mal, und wie heiß habe ich mich ſchon zurückgeſehnt nach unſerm ſtillen freundlichen Winkelſee, wie gern möchte ich tauſchen mit Dir unzufriedenem Mädchen.

Denke nur, mir will es hier gar nicht gefallen, nichts, gar nichts iſt nach meinem Sinne; — um Dich mit Deinem ſtillen Dörfchen auszuſöhnen, will ich mich die Mühe nicht verdrießen laſſen, Dir ein gedrängtes Bild von der berühmten Hauptſtadt zu entwerfen, wie es ſich den Augen eines ſolchen unerfahrenen Mädchens, wie ich nun einmal bin, darſtellte.

Wir wollen mit den Einwohnern, als dem wichtigſten Theile des Ganzen, beginnen. Man pflegt ſie hier gewöhnlich in **drei Klaſſen** einzutheilen; in die der Vornehmſten und Reichſten, in jene des Mittelſtandes und endlich in die des Pöbels. Wie könnte ich, eine arme verwaiste Predigerstochter, mit den Vornehmſten einer ſolchen unermeßlichen Hauptſtadt in Berührung gerathen? — von dieſen weiß ich Dir nichts zu ſagen. Der langwierige und unſelige Proceß meiner armen kranken Mutter aber, welcher uns leider in dieſe Mauern zog und in denſelben vielleicht noch lange gefeſſelt halten wird; unſere übrigen Verhältniſſe alle führten uns ſchon häufig mit Perſonen und Familien des Mittelſtandes zuſammen. Wir hatten es mit Aerzten, Advokaten, mit verſchiedenen Geſchäftsmännern, mit Staatsbeamten der mittlern Klaſſe und mit mehrern Andern zu thun.

Die erſte Bekanntſchaft mit dieſen Leuten — o ja, ich geſtehe es gern ein, — ſie vermag dem ſchlichten Landbewohner ungemein zu imponiren. Die feinen Manieren, die ſchönen glatten Worte, ihre Schmeicheleien — das ganze Benehmen der Menſchen gewinnt ſich ſchnell die redliche Unbefangenheit, allein will man der ſchimmernden Außenſeite trauen, von ihr auf die Herzen ſchließen — dann fällt ſchnell der roſigte Schleier und der gemeinſte Eigennutz, der verächtlichſte Egoismus treten uns nicht ſelten entgegen. Noch intereſſanter ſtellen ſich Anfangs die Damen dieſes Standes dar. Sie declamiren, ſie muſiciren, ſie malen —

ihre Unterhaltung iſt leicht, im Tanze mahnen ſie an ſchwebende Grazien, ſie ſagen ganze Stellen aus Schlegels und Göthes herrlichen Dichtungen her, aber wirfſt Du einen Blick hinter jene Hüllen, dann erfaßt Dich Grauen. Nur zu oft ſind die Grazien ſchlechte Haushälterinnen, treuloſe Gattinnen unverſtändige Mütter, oder — doch verlange nicht von mir, die weitere Ausführung dieſes düſtern Theiles meiner Skizze; ſie würde der Würde unſeres Geſchlechtes zu nahe treten.

Beobachtet man den ſogenannten Pöbel, auch aus der Ferne nur, ſo ergreift reine Seelen Entſetzen. Der größte Theil dieſer Menſchen ſteht kaum auf einer höhern Stufe der Geiſtes- und Sittenkultur, als der unglückliche ſchwarze Afrikaner, der für ſeine Flaſche Branntwein kalt das eigne Kind den fremden gebildeten weißen Barbaren verkauft. Um dieſe Klaſſe mit wenigen Zügen zu charakteriſiren, habe ich nur nöthig zu erzählen, daß es hier eine Vorſtadt giebt, welche beinahe ausſchließlich von des Volkes Hefe bewohnt wird, und in der es keine ſeltene Erſcheinung ſeyn ſoll — es überläuft mich ein kalter Schauer, indem ich die Worte niederſchreiben will — *daß der Sohn ſich an den leiblichen Eltern handgreiflich vergeht.*

Da lobe ich mir unſere gutmüthigen *Winkelſeer*, welche ſteif und feſt an der Meinung kleben: „*des Kindes Hand, welche Vater und Mutter geſchlagen, müſſe dereinſt, im Grabe ſchon, noch aus der Erde wachſen.*“ Beinahe möchte ich den Wunſch hegen, jener Aberglaube — er ſollte Wurzel ſchlagen in den Herzen der rüden Volksklaſſe dieſer Stadt.

Unſere Aufwärterin, eine betagte Frau — lange noch nicht die ſchlimmſte ihres Standes, ſtahl mir neulich in der Küche Lebensmittel. Ich ertappte ſie auf friſcher That, und machte ihr ſanfte Vorſtellungen, da entgegnete mir das Weib mit frecher Stirn: „Iſt die Mamſell geizig ſo verſchließe ſie auch ihre Sachen fein hübſch.“

Was ſagſt Du dazu gutes Kätchen!? —

Es nahen jetzt des jungen Lenzes ſchöne erſte Tage; ſonſt in jener lieblichen Jahreszeit, weißt Du es noch, ſüße Freundin! wie glücklich wir waren, wenn wir, Hand in Hand, hinſchlenderten durchs grüne romantiſche Thal, um **Flora's** Erſtlinge, duftige Veilchen, zu pflücken; welche Wonne — wenn wir den ſich friſch belaubenden Hain betraten, dem reinen Sang der Vögelein lauſchend? — Ach, wie ganz anders iſt alles hier; kalte Mauern umſchließen mich, eine Stunde hat man zu gehen, bis man ins Freie kommt, und hat man es erreicht — watet man bis an die Knöchel im Sande; nicht üppige Matten, nicht roſige Fluren, nicht ſchattigte, liebliche Haine nehmen uns auf. Und welche Vorbereitungen macht eine ſolche ſogenannte Promenade nöthig! Ohne aufzufallen, darfſt du die Straße nicht betreten, ohne geputzt zu ſeyn, wie zu einer Haupt- und Staatsaktion.

Der Kleider- und Möbelluxus iſt hier gränzenlos, und ſteht der Tollheit ſehr nahe; es gibt ganze Familien, welche Tage lang der nothdürftigſten Nahrung entbehren, um ſich in Seide zu kleiden, oder in ihren Putzſtuben prächtige Ottomanen zu ſehen, auf welchen ſie ſich, ſind nicht Fremde gegenwärtig, gar nicht zu ſetzen getrauen.

Die große Nationalbühne könnte allerdings dem Geiſte einen herrlichen Hochgenuß bereiten, allein viele Umſtände arbeiten dieſem Zweck entgegen. Ich war mit einer unſerer Muhmen einigemal im Theater, denn ihre Kränklichkeit erlaubte der armen Mutter nicht, an dem Vergnügen Theil zu nehmen, aber ich geſtehe Dir offenherzig, mir iſt die Luſt, öfter dorthin zu gehen, größtentheils entſchwunden.

Einmal ſah ich ein Schauſpiel; es hieß: „der ſtandhafte Prinz.“ Der Verfaſſer iſt der berühmteſte, ehemalige ſpaniſche Dichter, und der gefeierte Schlegel hat das Product metriſch überſetzt. Das Auditorium ward durch die Kunſtleiſtungen entzückt, allein ich kann es nicht läugnen, mich ſprach das Stück nicht an, aus der Handlung ſelbſt konnte ich nicht klug werden, und mit aller Mühe vermochte ich ein öfteres Gähnen nicht zu unterdrücken, doch daran haben wahrſcheinlich der noch ungebildete Geſchmack und der leichtere Verſtand des armen Landmädchens Schuld, und dann werden wohl öfters auch Luſtſpiele gegeben, von denen ich glaube, daß ſie mein Intereſſe in einem höhern Grade erregen würden, allein ein Umſtand anderer Art hat mir den Beſuch des Theaters zuwider gemacht.

Ganze Gruppen junger Herren ſcheinen es dort darauf recht anlegen zu wollen, uns arme Mädchen in Verlegenheit zu ſetzen; einige richteten ſo ſonderbare Blicke auf mich, die mir fatal waren, und einer der mir zu nächſt ſtand, zog mich, ganz ungenirt, ſogar in ein Geſpräch. Der junge Mann ſagte mir viele abgezirkelte Redensarten und unverſchämte Schmeicheleien, ſo daß ich gar nicht wußte, was ich darauf erwiedern ſollte. Sicher hat mich der Herr für ein Gänschen gehalten. Iſt das Schauſpiel zu Ende bildet jene Legion der Elegants, wie man ſie nennt, dicht vor dem Eingange des Hauſes Spaliere, und du ſiehſt dich gezwungen durch ihre Reigen hinzugehen. Da nimmt ein ungezogenes Flüſtern, Lachen und Deuten kein Ende. Die Damen hieſigen Orts ſcheinen nicht darauf zu achten, allein eine Tochter der Natur gewöhnt an derlei ſich ungemein ſchwer, wie mein Beiſpiel beweiſen kann.

Das Aeußere der Offiziere, welche dich mein gutes Kätchen! ſo ſehr zu intereſſiren ſcheinen, mag allerdings deinem Ideale ſehr nahe kommen. Viele ſehen Adoniſen ähnlich, allein eitel ſind jene ſchönen Krieger ungemein; denke nur, die Männer ſchnüren ſich enger noch zuſamm', als wir. Auch haben wir arme Mädchen wohl nöthig, uns vor den Helden zu hüten, man erzählt hier viele Geſchichtchen von reizenden jungen Fräuleins, welche dem Umgange mit ſchönen Offizieren ihres Lebens Unglück zu verdanken haben. Ich erinnere mich bei ſolchen Gelegenheiten immer an das ſinnige Bildchen, welches über deines Vaters Schreibpult hängt; weißt du wohl? eine ſchöne große bunte Schlange hält ein reizendes ſchlafendes Mädchen umſtrickt, und am Rande ſind die Worte zu leſen:

Die ſchönſten Schlangen ſind die gefährlichſten.

Wir haben uns in einer ziemlich abgelegenen Straße eingemiethet, denn weiſe Sparſamkeit bedingen der armen Mutter Verhältniſſe, in welche ſie durch den Prozeß unſers böſen Gegners verſetzt worden. Die Wohnung über uns hat ein Offizier von den Huſaren inne. Er nennt ſich Graf **Heldernbuſch**, und ſoll ein ungemein reicher Mann, aber auch einer der größten Wüſtlinge der Reſidenz ſeyn. Er hält ſich in allen Vierteln der Stadt ſogenannte chambres garnis, und da diejenige, welche er in unſerm Hauſe gemiethet hat, glücklicher-weiſe in einer der einſamſten Gegenden liegt, beſucht er dieſelbe oft Wochenlang nicht.

Man erzählt von dem Grafen **Heldernbuſch** ſehr viel Böſes; auch er ſoll manches Mädchen ſchon unglücklich gemacht und vieler Familien Ruhe geſtört haben. Dieſe Nachrichten hatten mir einen wahren Abſcheu gegen den Wüſtling eingeſtößt; ich fürchtete ſeinen Anblick. Befand ich mich zufällig auf der Flur oder in der Küche, und hörte ich unten die klirrenden Sporen des Offiziers, flüchtete ich ſonſt immer ſogleich, ängſtlich wie ein verſcheuchtes Reh, zu Mütterchen in die Stube neulich aber, als ich gerade in der Küche beſchäftigt war, deren Thüre offen ſtand, ſtieg ein großer Mann, ſchwer athmend und langſam die Treppe heran; ich denke, es iſt ein Fremder, und trete auf den Flur, um ihm Beſcheid zu ſagen, allein — es war Niemand anders, als jener Graf. Er grüßte mich ſchweigend und ehrerbietig und ſchritt an mir vorüber.

Ich war dermaßen erſchrocken, daß ich am ganzen Leibe heſtig zitterte, aber ſeit ich den Grafen ſah, kann ich es durchaus nicht mehr glauben, daß er ein herzloſer Böſewicht ſeyn ſoll. Wer weiß, ob es nicht blos Verläumdung ſeyn mag, welche den Offizier verunglimpft, denn dieſe giftigſte aller Nattern wird hier zu Lande gar häufig und ſorgſam gehegt und gepflegt.

Heldernbuſch iſt ein höchſt einnehmender hehrer Jüngling; in den Zügen ſeines intereſſanten Geſichtes ruht ein ungemein geiſtreicher Ausdruck, und die großen blauen Augen, welche üppige, kaſtanienbraune Locken umſchatten, blicken ſo arglos und freundlich, daß ich das Böſe, welches man dem Manne nachſagt, durchaus nicht ferner glauben mag. Der Graf iſt jetzt krank und geht wenig aus; er hat einen alten Diener nur bei ſich, und die Anhänglichkeit deſſelben an ſeinen Herrn ſoll, wie ich höre, in der That rührend ſeyn. Ein Mann, den ſein Diener ehrlich und aufrichtig liebt, iſt in der Regel kein ſchlechter Menſch — doch was geht uns eigentlich der Offizier an? — mag er doch thun und laſſen, was er will.

Lebe wohl, mein beſtes Kätchen! halte mir unſer freundliches Winkelſee in Ehren und küße deinem Väterchen und dem guten Mütterchen, meinen theuren Pflegeltern dankbar die Hände im Namen

deiner Fanny.

5.

Der Huſarenmajor von Heldernbuſch an Eduard Holm, den Verwalter ſeiner Rittergüter.

Deine weitläufigen ſchriftlichen Rechenſchaften über die Verwendung einiger meiner Revenüen, nebſt den baaren Summen, ſind mir richtig zugekommen. Indeß mein theurer Jugendfreund! muß ich dir aufrichtig geſtehen, alle dieſe Aktenſtücke und Belege durchzuſehen, dazu hab ich mich nie weniger aufgelegt gefühlt, als gerade in gegenwärtigem Augenblicke; doch wozu wäre ein ſolches durchſehen auch nütze — deiner Treue, guter Eduard! kann ich ja mehr noch vertrauen, als meiner eigenen Perſon. Genug aber nun von trockenen Geſchäften, ich bin einmal recht aufgelegt zu ſchreiben, und da mein Brief für diesmal ungewöhnlich lang werden wird, kann er dir eine ſeltene Erſcheinung gelten; doch das Räthſel wird ſich löſen, wenn ich dir jetzt berichte, daß dein Freund krank, ſehr krank, am Leibe, wie an der Seele, iſt. Es gab einſt einen alten, ſchleſiſchen Dichter, ich glaube, er nannte ſich Logau, der ſang:

„Der Wein, die Ehre und Liebe,
Sie ſind des Menſchen Lebensdiebe.“

Nun, was die Ehre anbelangt, dieſe ſoll meiner Parze die Scheere, die verhängnißvolle, nicht reichen — es wäre auch unbillig, wenn ich mit jener tückiſchen Göttin, welche die Herren Philoſophen „Phantom“ zu nennen pflegen, nicht zufrieden ſeyn wollte, zieren doch ein halbes Dutzend bunter Bänderchen meine Bruſt — und nennt man mich nicht in meinem fünfundzwanzigſten Lebensjahre ſchon — Major! Ein Daun oder ein Blücher zu werden, fühle ich weder Verlangen noch Beruf in mir, und was bliebe mir in dieſer Hinſicht alſo zu wünſchen wohl übrig?

Dem Rebenſafte — dem güldenen — freilich, war ich ſtets hold und zugethan, und könnte man ſich Genialität — ertrinken, längſt hätte ich es darin dem Voigtländer Richter (Jean Paul) zuvor gethan. Habe unzähligen Flaſchen vom Rhein und vom Stein den Hals gebrochen, viele Tauſendmal den ſpitzen Becher mit üppig ſchäumendem Trank aus Epernai geleert, wohl möglich, daß endlich des Guten zu viel geſchah! — doch möchte es darum ſeyn; allein iſt es wahr, daß jene Hiſpanier, welche unter dem ſinnigen Kolumbus Amerika entdeckten, von dorther zuerſt den Keim zu einer gewiſſen, gar ſchlimmen Krankheit nach Europa brachten, ſo dürfte ich aus Herzensgrund wünſchen, jene neue Welt möchte uns bis auf dieſen Augenblick unbekannt geblieben ſeyn. — Du verſtehſt was ich ſagen will! — Oft war ich unpäßlich, aber ſtets ſetzte ich mich mit beiſpielloſem Leichtſinn über ſothane Krankheiten hinweg; ein Epikuräer in der That, mocht ich nie die gewohnten roſigten Genüſſe des Lebens entbehren. Das ging nun wohl einige Jahre ſo — allein die Natur iſt ein Weib und behauptet deſſen zufolge gar eigenſinnig ihre Rechte. In der neueſten Zeit erfaßte mich ein ungemeines Mißbehagen; die materia peccans, wie die gelehrten Perücken es nennen, hatte ſich nach und nach in meinem Körper ausgebildet und fixirt, bald fühle ich unbeſchreibliche Schmerzen im Rücken, bald in den Beinen, bald hier, bald dort; Eß- und Schlafluſt ſind verſchwunden, die knappe Huſarenuniform preßt mich allenthalben, alle meine ſonſtigen Lieblingsvergnügungen eckeln mich an — da fühlte ich nun endlich, daß nicht länger zu ſpaßen ſey, und ich beſchloß, Behufs der Reſtauration meiner Geſundheit etwas Ernſtliches zu unternehmen.

Vorerſt ging ich zu dem hochberühmten alten Doctor Schropfköpfler. Ich mußte dem förmlichen Pedanten gar umſtändlich meine frühere Lebensweiſe, meine jetzigen krankhaften Empfindungen u ſ. w. beſchreiben. Nachdem ich geendet hatte, ſchüttelte Herr Schropfköpfler bedenklich das Haupt und ließ ſich alſo vernehmen: „Ew. Gnaden muß ich ganz offenherzig bekennen, Dero hochadelige Säfte ſind ungemein verdorben, dieſes iſt klar, und eine Radicalkur thut hier Noth, ſintemalen und alldieweilen ſogenannte Palliatiſe in ſothanen Fällen nur Empiriker und Charlatane anzuwenden eſelhafterweiſe belieben.“

Mich drängt die Zeit ungemein, beſter Herr Doctor, ich bitte um Kürze, rief ich hier ungeduldig aus.

„Ganz zu Ew. Hochreichsgräflichen Gnaden Befehl," erwiederte der Pedant „wollen wir demnach ſonder Zeitverluſt ad rem ſchreiten. Da Hochdieſelben in den ſchönſten und geſündeſten Provinzen des Landes gar herrliche Güter bekannterweiſe beſitzen, ſo geht mein gewiſſenhafter Rath dahin, Ew. Gnaden wollen ſich, da ſo eben der froſtige Winter dem annehmlichen Lenze zu weichen beginnt, ſogleich aufs Land verfügen. Dort angekommen, fangen Hochdieſelben nach meiner annoch aufzuſezenden, umſtändlich und ſchriftlich abgefaßten Inſtrucktion, eine große Kur an, welche Ew. Gnaden aber mit martialiſcher Konſequenz zu verfolgen belieben werden."

„Ruhe und Leidenſchaftsloſigkeit wird nun Ew. Gnaden erſte Pflicht, wollen Hochdieſelben Dero theures Leben erhalten. Strenge Diät bleibe das zweite unverbrüchliche Geſetz; Spirituoſa jeder Art, ſelbſt Bier, ja auch Kaffee wagen Hochdieſelben nimmermehr, um Gotteswillen! zu ſich zu nehmen; allem Fleiſche müßen der Herr Graf vor allem entſagen; nur Vegetabilien, ganz ſparſam genoſſen, dürfen Dero hohe Exiſtence friſten; der Mohrrübenſaft thut in dergleichen Fällen gar erſprießliche Dienſte und was die eigentliche medicamenta betrifft, ſo heißt es vor's erſte: Recipe: Lig. hydra. —"

Aber in's Henkersnamen! unterbrach ich den unausſtehlichen Schwätzer zum zweitenmale, wie lange denn wird ein ſolches Kartheuſerleben zu führen für mich nöthig ſeyn?

„Wenn ich mich anders nicht in Dero Constitution irre," antwortete Herr **Schröpfköpfler**, und wenn nicht unvermuthete Zufälle tückiſcher Weiſe ſich einſtellen ſollten, ſo kann ich glücklicher Weiſe hoffen, Ew. Hochgräfliche Gnaden nach Verlauf von zwei Jährchen gänzlich hergeſtellt zu ſehen."

Schnell griff ich nach meinem Hut und

mit den Worten: Leben Sie wohl werthgeſchätzter Herr Doctor! rannte ich aus der Stube.

Bei einem Regiment der hieſigen Garniſon befindet ſich ein junger Arzt, ein Schüler des berühmten Doctor Ruſt zu Berlin. Der junge Mann wurde mir als ungemein talentvoll gerühmt, und ihn beſchloß ich nun um Rath zu fragen.

Nachdem Herr Horſt — ſo nennt der Regimentsarzt ſich — meine ganze Leidensgeſchichte angehört hatte, rief er freudig aus: „Getroſt, Herr Major! Ihnen iſt binnen ſechs Wochen geholfen! Sie ſind der herrlichſte Candidat zur Hungerkur, der mir bis jetzt vorgekommen!“

Ich vermag es nicht zu leugnen, Horſtens Worte überraſchten mich im erſten Augenblicke, indeß ganz aufrichtig, jene in unſern Zeiten wieder hervorgeſuchte Methode — neu iſt ſie nicht, ſie ſoll ſogar unter die

Pyramidengeheimniſſe der alten Egyptier gehört haben — ſtets hatte ſie mich angeſprochen, und eine gar ſinnige Idee ſcheint der modernen Kurart zum Grunde zu liegen.

Phonix erhebt nur aus der Aſche ſich; aus Staub ſchwingt der Genius ſich empor in lichte Höhen — allenthalben in der Natur geht Auflöſung der Vollkommenheit vor, und jenen unerforſchlichen Urgeſetzen der Weltenmutter vertrauend, geſtattet der Kranke eine durch Kunſt hervorgerufene, beinahe gänzliche Auflöſung ſeines phyſiſchen Ichs, allein iſt der Proceß zu einem gewiſſen Grade gediehen, dann tritt Hygea mitleidsvoll an ſein Lager, und richtet den Leidensſohn in ihren beiden Armen zur Höhe.

Horſt ſetzte mir die Gründe auseinander, welche ihn ſchließen ließen, daß gerade an mir die hungrige Kur Wunderdinge leiſten muſſe, und ich muß geſtehen, es gelang ihm, mich zu überzeugen.

Jene mir vom Herrn Schropfköpfler vorgeſchlagene Kur kömmt mir gegen die Horſtiſche vor, wie eine Parthie Whiſt, verglichen mit dem Pharoſpiel. Bei jener ſitze ich mit drei alten langweiligen Damen und ein Abend wird mir zur Ewigkeit — im Dienſte des Fürſtens Pharo aber trete ich mit dem großen Schickſal verwegen in die Schranken und eine ganze Nacht wird mir zum Augenblick — denn, Sieg oder Tod heißt die Loſung ja! Doch genug, mein Entſchluß ſtand feſt mich jener kritiſchen Kur zu unterwerfen; ſie, die gewagte — jeder Deſperationscoup überhaupt — ziemt einem Offizier der leichten Kavallerie. Du weißt, lieber Eduard! — haſt mich ja oft genug darum geſcholten — wie ich, aus angeborner Liebe zur Veränderung, hier in der Reſidenz immer in allen Gegenden der Stadt Stuben habe und bald hier, bald dort kampire — wie Laune und Zufall mich beſtimmen. Zur vorhabenden

Hungerkur wählte ich nun die einſamſte von allen jenen Stuben in einer abgelegenen Straße. Nur mein alter treuer Emmerich durfte mich dahin begleiten, und für die nächſten ſechs Wochen bin ich nun todt für die Welt.

Schon habe ich die Kur begonnen, und heute iſt bereits der ſechste Tag, daß ich hungere. Mir fällt hier unwillkührlich das poſſirliche Geſichtchen von jenem Bauer bei, der ſeinem Eſel das Freſſen abgewöhnen wollte; am ſechsten Tag war das Thier todt, und betrübt rief der Bauer aus: „Mein armer Eſel, gerade als er anfing, die Kunſt des Hungerns zu begreifen, mußte er ſterben.“ Nun mit mir ſteht es ſo ſchlimm noch lange nicht, als mit jenem Langohr, und ich habe mich ſchon ziemlich an die Sache gewöhnt. Ich fühle jetzt in der That keinen Hunger mehr; aber die erſten paar Tage war es anders und es rumorte gewaltig in meinem Magen. Die Hungerkur ſollte ſchon darum jeder Reiche und Mächtige brauchen, damit er wüßte, wie ohngefähr einem armen Teufel zu Muthe ſeyn mag, der Tage lang nichts zu eſſen hat. Mit reizenden Farben ſchilderſt du mir das Glück deiner jungen Ehe; mein guter Eduard! ſoll ich dir meine Herzensmeinung ſagen? Ich glaube dein Glück iſt, wie jenes aller verliebten Männer, weiter nichts — denn ein ſchöner Wahn; doch immerhin! ein würdiger Sänger unſers Volkes ſchrieb einſt:

„Ein Wahn, der uns beglückt
Wiegt eine Wahrheit auf,
Die uns zu Boden drückt.“

Meine innigſten Wünſche, die lange Dauer deines hochgerühmten ſogenannten Glückes betreffend, kleide ich in die Worte des Hoch- und Großmeiſters aller unſrer vaterländiſchen Sänger, ja:

„Sey glücklich in dem lieblichen Betruge,
Nie ſtürze von des Traumes ſtolzem Fluge,
Ein trauriges Erwachen dich herab.“

Doch von etwas Anderm: Horſt hat mir erlaubt, während den erſten vierzehn Tagen der Kur immerhin noch ein Bischen in die friſche Luft fahren zu dürfen, allein ich fühle keine Neigung in mir, von dieſer Erlaubniß Gebrauch zu machen. Ein düſterer Schleier umnachtet meine Seele und wie nimmermehr überlaße ich mich melancholiſchen Träumen und Grübeleien.

Die zurückgelegte Bahn meines Lebens, wenn ich ſie auch nur flüchtig durchlaufe, gibt mir Stoff zu ſchweren Vorwürfen, die ich mir mache. Oft ſcheint es mir klar wie der Sonne Licht, des Menſchen Beſtimmung müße eine höhere, eine beſſere ſeyn, als bloß zu genießen — zu zerſtören. Allein, wo das Ziel jenes heißen Strebens meiner Seele — wo die Quelle finden, den brennenden Durſt zu löſchen? — Thoren ſuchten ſie in finſtern abſtrakten Studien, allein gar ſinnig erſcheint hier das Märchen von Johann Fauſt —

Ruhe und Befriedigung des unruhigen Geiſtes, nimmer mögen ſie aus Folianten zu ſchöpfen ſeyn.

Mich zu zerſtreuen, beſchäftige ich mich jetzt viel mit Lektüre; geſtern las ich die Anſichten eines unſerer genialſten Köpfe über den eigentlichen Sinn eines Don Juan'ſchen Charakters; doch ſollſt du mich ganz verſtehen, muß ich einige kurze Stellen dir mittheilen. Der ſinnige Verfaſſer ſchreibt unter anderm: „Den Don Juan ſtattete die Natur, wie ihrer Schoßkinder liebſtes, mit allem aus, was den Menſchen, in näherer Verwandtſchaft mit dem Göttlichen über den gemeinen Troß, über die Fabrikarbeiten, die als Nullen, vor die, wenn ſie gelten ſollen, ſich erſt ein Zähler ſtellen muß, aus der Werkſtätte geſchleudert werden, erhebt; was ihn beſtimmt, zu beſiegen, zu herrſchen. Ein kräftiger, herrlicher Körper, eine Bildung, woraus der Funke hervorſtrahlt, der die Ahnungen des Höchſten entzündend, in die Bruſt fiel; ein tiefes Gemüth, ein ſchnell ergreifender Verſtand. — Aber das iſt die entſetzliche Folge des Sündenfalls, daß der Feind die Macht behielt, dem Menſchen aufzulauern, und ihm ſelbſt in dem Streben nach dem Höchſten, worin er ſeine göttliche Natur ausſpricht, böſe Fallſtricke zu legen. Dieſer Conflict der göttlichen und der dämoniſchen Kräfte erzeugt den Begriff des irdiſchen, ſo wie der erfochtene Sieg den Begriff des überirdiſchen Lebens. — Don Juan begeiſterten die Anſprüche auf das Leben, die ſeine körperliche und geiſtige Organiſation herbeiführte, und ein ewig brennendes Sehnen, von dem ſein Blut ſiedend die Adern durchfloß, trieb ihn, daß er gierig und ohne Raſt alle Erſcheinungen der irdiſchen Welt aufgriff, in ihnen vergebens Befriedigung hoffend! — Es gibt hier auf Erden wohl nichts, was den Menſchen in ſeiner innigſten Natur ſo hinaufſteigert, als die Liebe; ſie iſt es, die ſo geheimnißvoll Elemente des Daſeyns zerſtört und verklärt, was Wunder alſo, daß Juan in der Liebe die Sehnſucht, die ſeine Bruſt zerriß, zu ſtillen hoffte, und daß der Teufel hier ihm die Schlinge über den Kopf warf? —

In Juans Gemüth kam durch des Erbfeindes Liſt der Gedanke, daß durch die Liebe, durch den Genuß des Weibes, ſchon auf Erden das erfüllt werden könne, was bloß als himmliſche Verheißung in unſerer Bruſt wohnt, und eben jene unendliche Sehnſucht iſt, die uns mit dem Ueberirdiſchen in unmittelbaren Rapport ſetzt. Vom ſchönen Weib zum ſchönern raſtlos fliehend; bis zum Ueberdruß, bis zur zerſtörenden Trunkenheit ihrer Reize mit der glühendſten Inbrunſt genießend, immer in der Wahl ſich betrogen glaubend, immer hoffend, das Ideal endlicher Befriedigung zu finden, mußte doch Juan zuletzt alles irrdiſche Leben matt und flach finden, und indem er überhaupt den Menſchen verachtete, lehnte er ſich auch gegen die Erſcheinung auf, die ihm als das höchſte im Leben geltend, ſo bitter getäuſcht hatte.

Jeder Genuß des Weibes war nun nicht mehr Befriedigung ſeiner Sinnlichkeit, ſondern frevelnder Hohn gegen die Natur und den Schöpfer.“

Hier entſank das Buch meinen Händen, ein kalter Schauer durchbebte meine Fibern, in meinem Innern fing es an, auf eine furchtbare Weiſe zu tagen. Wie, rief ich mir ſelbſt zu, Unglücklicher! wenn auch Du in der Schlinge des ſchrecklichen Dämons ſchmachteteſt? — ſind es nicht die leiſeſten Gefühle deines Flammenbuſens, welche eine profane Hand hier niederſchrieb? — Eduard, Eduard! wenn du recht gehabt hätteſt? — Oft, guter Junge! ſagteſt du an meinem Herzen weinend, mit andern Worten zwar, mir ähnliches über einen Zuſtand, oft prophezeihteſt du mir ein einſtiges ſchreckliches Erwachen — wie, wenn der Augenblick jenes Erwachens jetzt ſchon gekommen wäre? vielleicht wäre es noch nicht zu ſpät!

Doch eine ſolch' erbärmliche Kreatur bleibt der hochgerühmte Menſch — ſchwach, zweifelhaft, der Macht des Momentes unterthan. Schon heute ſehe ich alles wieder aus einem andern Geſichtspunkte an: oft hörte ich, die ſtolzen Herren der Schöpfung alle ſeyen Sklaven ihres Magens; der Hunger mache ſchwach, empfindlich und ſo weiter. — Der böſe Traum wird vorübergehen und darf ich nur wieder ſatt mich eſſen und perlenden Nektar nippen, halte ich ſonder Zweifel Freund Epikur für den größten aller Philoſophen, welcher je gelebt.

Noch etwas, lieber Eduard; habe ich auf dem Herzen; denn du weißt wohl, bin ich einmal im Zuge, kann ich dir nichts verſchweigen. Vorige Woche, als ich mich in der Abſicht, ſchon die hungrige Kur zu gebrauchen, hieher verfügte, trat mir auf dem Flur der belle etage ein Mädchen entgegen — nein, ich ſage dir, ſolche reizende Huldgeſtalt habe nimmermehr geſehen, und nie machte eine Dame im erſten Augenblick dieſen Eindruck auf mich.

Mehr klein, als groß, gar zierlich und fein gebaut, das unſchuldvollſte Geſichtchen eines Engels, in der Haltung natürliche Würde und Majeſtät, welche ſichtlich kein Tanzmeimeiſter bisher verhunzte, ſo ſtand das liebliche Geſchöpfchen vor mir. Zum erſtenmale in meinem Leben hatte ich keine Worte, ein Mädchen anzuſprechen, ich verneigte mich ſtumm, ſie dankte dann eben ſo und wurde roth, noch einmal ſah ich mich nach der Grazie um, ich wußte nicht, wo ſie geblieben, ſie war verſchwunden. Der alte Emmerich mußte ſich nach dem Mädchen erkundigen. Sie iſt eines Predigers Tochter aus Winkelſee. — Du weißt ja, das Dorf gehört meinem Grenznachbar, und iſt nur vier Meilen von unſerm Hauptgute entfernt. — Ihr Vater iſt ſchon ſeit mehrern Jahren todt, ſeit jener Zeit lebte ſie mit ihrer Mutter im Geburtsorte, im Hauſe des neuen Predigers; doch eine verwickelte Prozeßgeſchichte führte Mutter und Tochter in die Hauptſtadt, wo ſie kurze Zeit erſt weilen.

Erſchrick nur nicht, guter Eduard! ich verſpreche es Dir, ſo wie ich geneſe, gebe ich dieſe Wohnung auf, gewiß ich will ſie nicht wieder ſehen! gewiß nicht! Der Gedanke, dieſe zarte Lilie zu pflücken, iſt mir noch nicht in den Sinn gekommen, ich hüte mich vor ihm, wie vor Hochverrath, allein ich kann der Huldgeſtalt Bild nicht los werden, immer umſchwebt es mich.

Gerade ruft mich Emmerich ins Bad. Ich muß ſchließen. Lebe wohl.

(Des Majors Jugendfreundes Antwort auf dieſen Brief iſt in meinen Händen, ich will ſie aber nicht abdrucken laſſen, weil ſie zur eigentlichen Geſchichtserzählung nicht gehört. Eduard ſchrieb an den genialen, aber leichtſinnigen Jüngling ſo, wie es von einem Manne vom feſten Character und moraliſchen Grundſätzen zu erwarten war. In der übrigen Korreſpondenz fand eine Unterbrechung von beinahe zwei Monaten ſtatt; endlich erhielt die liebenswürdige Fanny folgenden Brief.)

4.

Kätchen an Fanny.

Ich machte Dir, meine theuerſte Freundinn! neulich recht bittere Vorwürfe, über Deine Saumſeligkeit im Schreiben und ſiehe da — nun habe ich mich deſſelben Fehlers halber anzuklagen, den ich Dir Schuld gab, doch Väterchen ſagt: ſo pflege es dem Menſchen oft zu gehen.

Indeß, meine ſüße Fanny! wirſt Du mir, wie ich hoffe, gerne verzeihen, wenn ich Dir werde erzählt haben, welche, für meine kleine Perſon wichtige Begebenheit, in dem engen Zeitraume von wenigen Wochen nur, mich hinderten, meine Gedanken am Schreibtiſche zu ſammeln. Ich habe Dir ſo viel zu ſagen daß ich gar nicht weiß, wie und womit ich beginnen ſoll, und das beſte wird daher wohl bleiben, wenn ich mich in meinem Vortrage der hochbelobten Ordnung befleißige.

Ich empfieng Deinen letzten Brief gerade, als ich mit meinen lieben Eltern beim Mittagbrode ſaß, ich mußte ihn laut vorleſen, und nachdem ich geendet hatte, ſprach Väterchen: „welch' verſtändige, welch' fein fühlende und welch' eine zartſinnige Jungfrau iſt unſere Franziska doch; und du Käthchen!“ — fuhr er redend fort, indem er mir einen ernſten Blick zuwarf — „wie leichtſinnig und unbedachtſam mußt Du geſchrieben haben, da es der nachſichtigen Jugendfreun dinn ſelbſt auffiel?" —

Glaube mir gute Fanny! ich war auf das Lob, welches Dir mein Vater mit Recht zollte, gewiß nicht neidiſch, und mein Herz ſtimmte im vollen Maaße in daſſelbe ein, alle meine Fehler ſtanden in dieſem Augenblicke ſo grell vor mir, und ich fühlte ſo ſehr, wie wenig ich, mit Dir verglichen, bin, daß mir heiße Thränen aus den Augen ſtürzten.

Laut ſchluchzend ſank ich an des würdigen Greiſen Bruſt, indem ich ausrief: Ach, Väterchen! verzeihe mir nur, daß ich ſo dumm bin, aber ich liebe Dich dennoch ungemein und will Dich auch nimmermehr betrüben." — Nun wurde aber auch mein guter Vater weich, er ſtrich mir ſanft die Locken aus der Stirne, indem er höchſt gerührt ſprach: „Du biſt mein gutes Kind! mein liebes Kätchen! — und ich möchte nicht.

daß Du anders wäreſt, als Du einmal biſt.“

Doch indem ſich die Scene lebhaft meinem Geiſte darſtellt, muß ich ſchon wieder heftig weinen, ach wie gut iſt mein Väterchen doch! und er hatte Recht, ich bin ein leichtſinniges und einfältiges Mädchen. Aber, beſte Fanny! ich bin zur Erkenntniß gekommen, nein nimmermehr ſehne ich mich nach Eurer Hauptſtadt, denn das Gemälde, welches Du mir von dem hochſtädtiſchen Leben entworfen, hat mir die Augen geöffnet, und wie lieb, ach wie ſehr lieb iſt mir jetzt mein ſtilles Dörfchen.

Ich ſehe Dich lächeln, Du Loſe! und Du glaubſt ſicher nicht an die Aufrichtigkeit der ſchnellen Umwandlung meiner Denkart — aber nur Geduld! haſt Du erſt meinen ganzen Brief geleſen, wird Dir alles ſchon klar werden, indeß — ein wenig weit ausholen muß ich nothwendigerweiſe freilich.

Du weißt, ich habe Revierförſters nie wohl leiden mögen. Die Frau iſt eine Klatſche und ihr liebſtes Vergnügen blieb es ſtets, Unfrieden zu ſtiften. Der Förſter aber kann Niemanden frei in's Geſicht ſehen, und vermochte es nie mit Fröhlichen fröhlich zu ſeyn. Kam auf den Mann die Rede, ſchwieg mein Väterchen immer mäuschenſtill, und Du weißt, dieß thut er nur, wenn er von Jemanden gar nichts Gutes zu ſagen weiß.

Man ziſchelte ſich von Förſters ſchon lange im Dorfe dieſes und jenes in die Ohren, allein Väterchen ſprach: Man müſſe darauf nicht hören; nun iſt doch alles heraus. Stell Dir einmal vor, gute Fanny! der alte Förſter hat ſich an der herrſchaftlichen Kaſſe vergriffen, und im Forſte Holz zu ſeinem eignem Vortheile verkauft. Knall und Fall wurde er abgeſetzt und arretirt noch dazu, und die ganze unglückliche Familie befindet ſich ſeit mehrern Wochen nicht mehr im Dorfe. Dagegen kam gleich nach des Alten Abſetzung der neue Förſter nach Winkelſee. Er nennt ſich Wolf, war bisher Feldjäger in Deiner Hauptſtadt, und iſt ein recht feiner und hübſcher, kaum vier und zwanzigjähriger Mann.

Gleich den Tag nach ſeiner Ankunft machte Herr Wolf bei Väterchen ſeinen Beſuch. Ich hatte gerade ein paar Tage vorher Deinen lieben Brief erhalten, und da fiel mir dann die Beſchreibung ein, welche Du mir von Deinen jungen Herren der Hauptſtadt gemacht haſt. Nun dachte ich bei mir ſelbſt, das wird auch ſolch' ein Zeiſig ſeyn, der den armen Mädchen nur Herzleid zufügen mag, und ich beſchloß ſchon, ſo lange er gegenwärtig ſeyn würde, gar nicht in die Stube zu gehen, aber bald rief mich Väterchen, und Du weißt wohl, er verſteht in derlei Fällen keinen Spaß. Ich mußte dem Rufe folgen, aber ich zitterte dabei am ganzen Leibe.

Als ich in das Zimmer getreten war, wußte ich nicht, wie mir geſchah. Alle Angſt war plötzlich verſchwunden, und ich konnte mich vor dem Fremden gar nicht fürchten. Er blickte mich mit ſo ehrlichen Augen an, und ſprach dabei ſo höflich und beſcheiden, daß ich gleich meinen Kopf daran hätte wetten wollen, er gehöre nicht zu jenen jungen Großſtädtern, welche ſich, wenn die Komödie zu Ende, vor die Thür des Theaters ſtellen, um durch ihre Unverſchämtheit, meine gute Fanny in Verlegenheit zu ſetzen.

Du kannſt gar nicht glauben, liebe Fanny! wie mir das Herz im Leibe hüpfte, als ich Väterchen günſtig vom neuen Förſter urtheilen hörte, denn mir hatte der Mann vom erſten Augenblicke an recht gut gefallen. Er iſt recht klug, und dabei ſo ſanft und traulich, daß ich ihm gleich ſo gut ſeyn mußte, als ob er mein leiblicher Bruder wäre. Uebrigens ſchien ſich der Herr Förſter auch gerne mit mir dummen Landmädchen zu unterhalten; denn als er neulich, früher wie gewöhnlich, Nachmittags kam, und Väterchen gerade einen Kranken beſucht hatte, Mütterchen aber, emſig wie ſie immer iſt, in ihrem Haushalte beſchäftiget war, ging er zu mir in den Garten. Ich fragte ihn, da er auch gerade aus der Hauptſtadt komme, ob er dich kenne. Er verneinte es und verſicherte: in jener Stadt wohnten oft Menſchen lang in einem und demſelben Hauſe, ohne ſich anders als vom Sehen zu kennen. Ich erſtaunte nicht wenig darüber, daß die Menſchen ſo wenig umgänglich ſeyen; allein Herr Wolf lächelte und meinte, ein ſolch reines Naturkind, wie ich ſey, könne freilich von der Lebens- und Sittenweiſe der Großſtädter keine klaren Begriffe ſich machen. Ei da irren ſie ſich doch, mein lieber Herr Wolf! rief ich aus; ich weiß recht gut wie ſie es dort treiben, und mit dieſen Worten zog ich deinen lieben Brief, den ich beſtändig auf dem Buſen trage, hervor, und las ihm deine Schilderei der Großſtädter daraus vor. Wolf hörte ſehr aufmerkſam zu, und als ich geendet hatte, ſprach er: „Ihre Freundinn iſt eine ſehr ſinnige und ſcharfe Beobachterinn, denn das Bild, welches ſie von den Bewohnern der Hauptſtadt entwarf, iſt im Ganzen treu und richtig, wenn es ſchon auch dort gar brave und herrliche Menſchen gibt, wie man dagegen wieder mitten im Schooße der ländlichen Natur Unſittliche und Verbildete findet.“

Sie haben vernommen, nahm ich das Wort, daß meine gute Fanny von den Vornehmſten kein Urtheil zu fällen wagt, deſto begieriger aber bin ich, jetzt ein ſolches von Ihnen zu hören, da Ihre Verhältniſſe Ihnen doch Gelegenheit gegeben haben müßen, die Großen in der Nähe zu beobachten.

„Unſer König, mein Fräulein! hob Wolf an, iſt einer der beſten und hochherzigſten Menſchen. Er will nur das Gute, und der Unterthanen Glück, die er alle wie ſeine Kinder liebt, bleibt ſein eifrigſter Wunſch.

Dieſe hohe Rechtlichkeit und ein ſeltener Sinn für einfache Häuslichkeit bilden die Grundzüge zu des Monarchen Character; unſer Hof und Adel — ſie gehörten gewiß nicht zu den ſchlimmſten, indeß wiſſen Sie wohl daß der ſinnige Kleiſt ſchon ſang:

„Ruhm, Reichthum, Pracht, des Hofs Beſchwerde
Vom Volk verehrt,
Iſt Wahn und nicht des Herrn der Erde,
Des Weiſen werth."

Nun, mich freut nur — erwiederte ich — daß der König ein ſo herrlicher Mann iſt, denn vom Fürſten des Lands ganz allein — ſpricht mein Väterchen — hängt ja das Wohl des Volkes ab.

Wolf ſah mir mit einem ſeelenvollen Blicke ins Auge, legte ſeine Hand auf die meine, indem er bewegt ausrief: „Wie gut ſind Sie, mein theures Kätchen!“ Ich ſage Dir, liebe Fanny! mir wurde ganz wunderlich zu Muthe, als Wolf mich Kätchen nannte, und mein Geſicht glühte über und über. Väterchen oder die gute Mutter rufen mir des Tages hundertmal: Kätchen! allein noch nie bemächtigten ſich meiner, wenn ich den Namen nennen hörte, ſo ſonderbare Gefühle, als in dieſem Augenblicke.

Nach einer Pauſe drückte Wolf meine Hand, die ich, in der Zerſtreuung, noch immer in der ſeinigen gelaſſen hatte, an ſein Herz, und indem er mir wieder ganz abſonderlich in die Augen ſah, ſprach er: „Ach Sie liebes gutes Kätchen! wie glücklich wird einſt der Mann ſeyn, welcher Sie als Gattin in ſeine Arme ſchließt.“

Ich weiß wahrhaft nicht, beſte Fanny!

wie es kam, allein plötzlich brachen mir jetzt die Thränen aus den Augen und ich fieng an zu weinen, wie ein kleines Kind. Als Wolf dieſes ſah, ſtand er auf. „Betrüben, gutes Kätchen!“ — redete er mir ſanft zu, — „wollte ich Sie nicht, allein ſagen muß ich Ihnen noch: wäre Ihr Herz frei und könnten Sie mir ein wenig gut ſeyn, ich hielte mich für einen Seligen.“

Mit dieſen Worten verließ er mich und ging ſchnell nach dem Hauſe. Ich ſaß noch lange, wie eine Träumende, denn was ich eigentlich dachte, weiß ich ſelbſt nicht, bis endlich, als die Nacht einbrach, die Mutter mich abrief.

Wolf war bereits weggegangen, und Väterchen, nun ſchon gewohnt jeden Abend in ſeiner Geſellſchaft zuzubringen, wunderte ſich darüber; ich fühlte, daß meine Wangen wieder glüheten, wie Feuer, und als mich die gute Mutter über dieſes und jenes befragte und mir kleine häusliche Verrichtungen auftrug, gab ich ſolche konfuſe Antworten und machte ſolche dumme Streiche, daß ſie mich voll Verwunderung anſah und ein Paarmal fragte: „Aber Mädchen! was iſt dir denn heute?“ Des andern Tages war gerade Sonntag. Wolf erſchien in ſeiner neuen hellgrünen Uniform in der Kirche. Er nahm ſich recht ſtattlich aus; allein, ob er ſchon gerade mir gegenüberſtand, getraute ich mir doch kein Auge aufzuſchlagen, indeß merkte ich wohl, daß mein Geſicht bis an die Ohrenläppchen mit Scharlach überzogen ſeyn mochte.

Nach geendigtem Gottesdienſt kam der Förſter in unſere Wohnung und Väterchen ſchloß ſich mit ihm in ſeiner Studierſtube ein. Wohl zwei volle Stunden mochten ſie beiſammen geweſen ſeyn, und ich kann Dir nicht verhelen, daß ich während dieſer Zeit recht ängſtlich und unruhig war, denn eine geheime Ahnung flüſterte mir immer zu: „jetzt reden ſie gewiß von dir.“

Der Vater war bei Tiſche ſehr ernſt und nachdenkend und aß wenig, wie auch mir kein Biſſen munden wollte.

Mütterchen fragte: Vater! ich weiß gar nicht, wie du mir heute vorkömmſt, iſt dir Unangenehmes begegnet?

„Dieſes nun gerade nicht, erwiederte der Vater, aber ernſthafte Dinge beſchäftigen mich. Herr Wolf, unſer neuer Förſter, hat ſo eben um unſer Kätchen angehalten.“

Ich ſage Dir, Herzens Fanny! ich ſaß da, wie vom Blitze gerührt, und die ganze Stube drehte ſich mit mir im Kreiſe. Auch meine Mutter war ſichtbar überraſcht, ſie ließ die Gabel fallen, und ſaß einige Minuten unbeweglich, dann aber ſah ich, daß ſie recht behaglich lächelte — endlich ſprach ſie: Hm — von der Sache ließ ſich reden, wir behielten unſer Kind im Dorfe, der Förſter hat ſein gutes Brod, und gefällt mir überhaupt nicht übel.

„Hier, Mutter,“ — nahm der Vater das Wort — „kann aber nicht die Rede davon ſeyn, ob der junge Mann dir und mir gefällt; es kömmt lediglich nur darauf an, ob unſers Kätchens Herz für Wolfen ſpricht, und ob ſie glaubt an ſeiner Hand glücklich ſeyn zu können?“

Nun weißt Du wohl gute Fanny! daß mir, von Jugend auf, die häßliche Unart anklebte, bei allen ungewöhnlichen Vorfällen, ſie mögen nun freudiger oder trauriger Natur ſeyn, ſogleich weinen zu müſſen, und dieſes war denn auch jetzt der Fall — ich war nicht vermögend ein Wort vorzubringen. Sonſt pflegte mich Väterchen bei ſolchen Gelegenheiten meines kindiſchen Benehmens halber zu ſchelten — doch heute war es anders. Er legte ſeine Hand auf meine, indem er voll ſanften Ernſtes zu mir ſprach: „Liebes Kätchen! es iſt gar ein wichtiger Schritt, das Schickſal des ganzen Lebens an jenes eines Andern zu feſſeln, darum übereile dich nicht und prüfe genau dein Herz und den Mann, welcher darum wirbt. Ich rathe dir nicht ab, nicht zu — Du ſelbſt mußt entſcheiden. Heute aber mag ich deinen Entſchluß nicht hören, doch bereite dich, mir ihn in acht Tagen ſagen zu können.“

Mir war die Bruſt ſo enge, daß ich kaum Odem ſchöpfen konnte, und ich dankte meinem Gotte, als nun Vater ſogleich anfing, von andern Dingen zu ſprechen.

Abends kam Wolf, und es ſchien mir, als ob wir beide etwas verlegen geweſen wären, doch die alte Traulichkeit ſtellte ſich nun bald wieder her, und es war von der Sache nicht weiter die Rede.

Am folgenden Sonntage, als wir aus der Kirche gekommen waren, rief mich Vater in ſeine Stube. „Mein gutes Kind! hub er an, ſage nun deinem beſten, deinem väterlichen Freunde recht aufrichtig, haſt du dich geprüft, glaubſt du Wolfen gut, und als ſeine Gattinn dereinſt glücklich ſeyn zu können? — Es wurde mir, liebe Fanny! wohl ein Bißchen ſchwer, die Frage zu beantworten, aber lügen mochte ich nicht, und da ſprach ich denn ein ganz leiſes: Ja!

Jetzt ſchloß mich Väterchen recht liebevoll in ſeine Arme, indem er ausrief: Nun denn, mein Kind, ſo möge Gott deinen Entſchluß ſegnen.

Ich bat den guten Vater recht ſehr, es doch Herrn Wolf nicht zu ſagen, daß ich ihm ſo gut ſey, denn ich müßte mich ja ſonſt zu Tode ſchämen, aber Väterchen lächelte, und meinte: ich möchte mich nur beruhigen, es würde ſchon alles recht werden.

Allein Vater muß doch wohl geplaudert haben, denn als ich Nachmittags wieder im Garten war, um nach meinen gefüllten

Veilchen zu ſehen, kam plötzlich Wolf zu mir; ſein Geſicht glühte, ſeine ſchönen Augen funkelten und er ſagte: er fühle ſich zum Himmel erhoben, und er werde mich auf den Händen tragen.

Doch, theure Freundinn, wenn ich alles erzählen wollte, was der gute Fritz ſeitdem mir geſagt hat, und was ich ihm wieder ſagte, könnte ich bis Morgen früh ſchreiben, und ich ſehe wohl ein, daß ich mich nun kurz faſſen muß.

Wolf wollte mich gleich vom Flecke weg heirathen, und wenn es nun nicht einmal anders hätte ſeyn können, würde ich mich darein gefunden haben; allein Väterchen meinte, das ginge nicht an, wir müßten uns erſt genauer kennen lernen, und mit der Hochzeit habe es Zeit, bis der Sommer vorüber ſey, auch hat er neulich zur Mutter geſagt: er wolle erſt einem Jugendfreund in der Reſidenz ſchreiben, der ſoll ſich genau nach des Förſters frühern Lebensverhältniſſen und Aufführung erkundigen; auch ſpricht Mutter: ſie laße mich nicht aus dem Hauſe, bis eine feine Ausſtattung angefertiget wäre.

Nun iſt die Mutter wohl recht gut, und Väterchen ein kluger Mann, allein Wolf ſagt immer: mit der Ausſtattung hätte es gute Wege, ſo viel wir im Anfange an Geräthſchaften brauchten, habe er; und die weitläufigen Schreibereien halte ich ganz für überflüßig, denn das Leben wollte ich verwetten, daß mein Fritz ein guter Menſch iſt, und daß er gewiß in ſeinem Leben nicht Böſes gethan hat.

Du kannſt es glauben, liebe Fanny! ich bin recht glücklich, wenn mir ſchon oft alles vorkömmt, wie ein ſchöner Traum. Mein einziger Wunſch bleibt nur, daß ſich gleich ein hübſcher Junge melden möchte, dem Du ſo gut ſeyn könnteſt, wie ich Fritzen und der Dich dann mit mir zugleich an das Altar führen wollte; ach, das wäre eine Freude! — Wenn dich etwa ein Feldjäger heirathen will, liebe Fanny! dann beſinne Dich nur nicht lange, denn wenn ſie alle meinem Fritz gleichen, müßen ſie gar brave und charmante Menſchen ſeyn — die Herrn Feldjäger.

5.

Fanny an Kätchen.

Nicht eine Laune — eine Gunſt des Schickſals möchte ich es nennen, daß wir beide zu gleicher Zeit einer Beſtimmung entgegengehen, welche man nun einmal jene unſers Geſchlechts nennt.

Ueberraſchte mich die Nachricht, Du ſeyeſt Braut mit einem jungen, braven und hübſchen Manne in der That ungemein freudig, ſo kann ich dagegen erwarten, mein heutiger Brief werde nicht minder angenehm das gute Kätchen anregen. Aber haſt doch Du munteres Mädchen! mir Deine Geſchichte, ordentlich ſyſtematiſch, wie ein Juſtitiarius, vorgetragen — ſo muß ich mich nun ſchon auch in die Verfaſſung ſetzen, zuſammenhängend zu erzählen. Erinnerſt Du Dich wohl noch jenes Huſaren-Offiziers, von welchem ich Dir neulich ſchrieb, daß er mit uns in ein und demſelben Hauſe wohne und ſich krank befände.

Wahrlich — ſo ſeltſam und verwickelt iſt nun einmal der Sterblichen Loos — nicht träumen hätte ich es mir dazumal laſſen, wie wichtig der Name: Emil von „Heldernbuſch“ einſt durch meine Ohren bis zur Tiefe des Buſens klingen würde.

Der Major unterwarf ſich, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, einer gewiſſen jetzt ſehr gebräuchlichen Kurart, welche in nichts geringerem beſteht, als daß der Patient, außer täglich einer Taſſe Bouillon, während ſechs Wochen, durchaus keine Nahrungsmittel erhält.

Weißt Du es noch, liebes Kätchen, wie wir uns einſt in der Haide vergingen und erſt gegen Abend unſer Dörfchen wieder finden konnten — wie Du dazumal über Deinen kleinen ungeſtümen Magen klagteſt? — und nun ſtelle Dir einmal recht lebhaft vor, wie Dir wohl zu Muthe ſeyn dürfte, wenn man Dir ſolche lange Zeit nichts anders, als Fleiſchbrühe, reichen wollte? Schon — die Idee, freiwillig dem ſchrecklichen Hungertode zu trotzen, iſt an und für ſich ſelbſt ſo fürchterlich, daß nur feſte und muthige Männer das Wagſtück unternehmen, denn von einer Dame, welche ſich jener modernen Heilmethode vertraut hätte, iſt mir bis jetzt nichts zu Ohren gekommen.

Alle Bewohner des Hauſes, nahmen an dem unglücklichen Huſaren-Offiziere Antheil, und das will viel ſagen, und deutet auf Ungewöhnliches, denn in der Regel bekümmert ſich hier Niemand um ſeines Nachbars Wohl und Wehe.

Ließ ſich der alte Diener des Majors, ein ehrlicher Kauz, auf dem Flur oder auf der Treppe ſehen, gleich wurde er von allen Seiten mit Fragen über das Befinden ſeines Herrn beſtürmt; anfangs lauteten die Geſundheits-Bülletins des treuen Dieners ziemlich günſtig, aber bald fieng er an auf die Aerzte zu ſchimpfen und erzählte: Der arme Herr Major befinde ſich ſo ſchwach und übel, daß er gar nicht glaube, daß er mit dem Leben davon kommen werde.

Nun ging mich freilich der Huſaren-Offizier nichts an, aber man müßte ja doch kein menſchliches Herz im Buſen tragen, ſollten einen die Leiden eines armen Kranken ungerührt laſſen, und ich geſtehe es Dir aufrichtig, liebes Kätchen, ich mußte immer, ich mochte wollen oder nicht — an den ſchönen jungen Grafen denken, welcher, trotz ſeiner Reichthümer, auf ſolch' elende Weiſe umkommen ſollte.

Auch meine arme Mutter war dazumal gerade unpäßlicher, als jemals, und konnte das Bett gar nicht verlaſſen; nun habe ich aber oft gehört, der leidende Menſch fühle ſich aufgerichtet, wenn er von einem noch unglücklichern höre, als er ſelbſt iſt, und aus dieſem Grunde erzählte ich der Mutter von dem unglücklichen Huſaren-Offizier, welcher mit uns in demſelben Hauſe wohne. Der Name Heldernbuſch machte die arme Kranke aufmerkſam, und ſie ſagte mir: Der Major müße der einzige Sohn des verſtorbenen Grafen von Heldernbuſch ſeyn, welchem das herrliche Stammſchloß Heldernruh, vier Meilen von unſerm Winkelſee nur gelegen, gehört. Da der Vater des Offiziers ein großer Gönner, ja ein aufrichtiger Freund ſogar, meines ſeligen

Vaters geweſen ſeyn ſoll, nahm die Mutter von nun an gar groſſen Antheil an dem jungen Grafen, und ich mußte mich täglich nach ſeinem Befinden erkundigen laſſen, allein die Nachrichten lauteten immer ungünſtiger, und man fieng gar an zu zweifeln, ob der Patient groſſer eingetretener Schwächen halber, die böſe Kur bis zum Ende durchzuführen werde im Stande ſeyn.

Eines Morgens — der junge Graf mochte nun ſchon gegen fünf Wochen lang gehungert haben — ſaß ich vor der Mutter Bett, ihr ein halbes Stündchen aus einem Erbauungsbuche vorzuleſen, als plötzlich heftig an unſerer Thür gellingelt wurde. Ich öffnete; ſichtbar erſchrocken, und verlegen trat ein Mann, in die Uniform der Militerärzte gekleidet, in die Stube.

„Mag es ſchon ungeziemend ſeyn, in Ihre Wohnung zu dringen, Frau Predigerinn!“ — hub der Doktor an, ſo hoffe ich doch, daß Sie entſchuldigen werden, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſo eben meinen Patienten, den Grafen von Helderndbuſch, oben in einer tiefen Ohnmacht getroffen habe; der alte Diener muß weggegangen ſeyn; wenn ich Sie doch bitten dürfte, mir für den Kranken etwas Eſſig zu reichen.“

Mein Gott! rief die Mutter, Fanny! ſchließe doch den Sekretär auf! gleich rechts in dem kleinen Fache habe ich noch ein Fläſchen „vinaigre de quatre voleurs“ liegen. Sie werden wiſſen Herr Doctor —“ fuhr ſie geſchäftig redend fort — „welche herrliche Dienſte der köſtliche Eſſig zu leiſten vermag? eilen Sie, nehmen Sie — meine Fanny ſoll Sie zu den armen Kranken hinauf begleiten, Ihnen hülfreiche Hand leiſten, ab und zu laufen, wenn Sie noch etwas bedürfen.“ —

Ich ſelbſt war ſo erſchrocken, daß ich heftig zitterte; ich reichte dem Arzte die Flaſche.

Er nahm ſie, indem er ſprach: Frau Predigerinn von dem vinaigre mache ich dankbar Gebrauch, allein die Begleitung des Fräuleins muß ich verbitten; denn Sie haben wahrſcheinlich keinen Begriff davon, wie unangenehm der Aufenthalt in der Krankenſtube eines Hungerpatienten iſt — „und — fuhr der Doktor nach einer an mich gerichteten verbindlichen Verbeugung redend fort — wie dürfte man ſolch zarter Huldgeſtalt dergleichen zumuthen.“

Nun, liebes Kätchen, kennſt Du ja wohl meine gute wunderliche Mutter; ſchnell aufgeregt erzeugt ihre reizbare Seele oft die ſonderbarſten Ideen, und Widerſpruch vermag die arme Kranke nun einmal durchaus nicht zu ertragen.

„Ei, mein Herr Doktor,“ erwiederte ſie empfindlich, „was denken Sie von meinem Kinde, was von meiner Erziehung? Einem ſchwer Kranken beizuſtehen, iſt ein Werk der

Barmherzigkeit, jedes Chriſten Pflicht! Erkannten doch ſelbſt die edlen Ritter des heiligen Johannes dieſen hohen Beruf — ſah man nicht die erhabenſten Damen fromm und duldend in Hoſpitälern weilen? — und eine arme Predigers-Tochter ſollte ſich ſchämen an dem Krankenbette eines Unglücklichen hülfreiche Hand zu leiſten, deſſen Vater noch überdieß der innigſte Freund des ihrigen war?

Ich muß Dir geſtehen, mein gutes Kätchen! ich empfand nichts deſto weniger in meinem Herzen recht wohl die Unſchicklichkeit welche, unter allen Umſtänden, für ein junges Mädchen darin liegt, in die Stube eines kranken jungen Offizieres zu bringen, allein was ſollte ich thun? hätte ich Widerſtand geleiſtet, mußte ich befürchten, daß meine arme ſo ungemein reizbare Kranke von ihren gefährlichen Krämpfen befallen würde, und dann will ich es nicht läugnen — auch in meinem Herzen war großes Mitleid für den jungen

Grafen, und der Wunſch ihm helfen zu können, erwacht. Um mich kurz zu faſſen: ich war bereit, dem Arzt zu folgen, welchen zwar mein Entſchluß ſichtbar verlegener machte, der es aber unter ſolchen Umſtänden doch auch nicht mehr wagte, zu widerſprechen.

„Mein Gott!“ rief meine gute Mutter jetzt aus, „hier verſchwenden wir nun die Zeit mit eitel'm unnützem Wortkram, und oben liegt der unglückliche Graf ohnmächtig, mit dem Tode vielleicht ringend — fort, fort!“

Der Doktor ging — ich folgte ihm, bebend am ganzen Leibe. In der Küche ſprach der Arzt: „Mein Fräulein haben Sie wohl eine Kohlenpfanne bei der Hand?“

Ich reichte dem Manne das verlangte Geräth, er füllte es am Feuerheerde ſelbſt mit glühenden Kohlen, dann ſtieg er die Treppe vorauf — ich trippelte hinterher.

Vor des Grafen Stubenthüre angelangt warf der Doktor mehrere Hände voll Wachholderbeeren auf die Kohlen; das Gefäß ſchnell in weiten Kreiſen ſchwingend, öffnete er die Thüre, und in eine dichte Wolke gehüllt, traten wir beide in das Zimmer.

Der Graf lag, in einen weiten Schlafpelz gehüllt, noch immer ohnmächtig auf ſeinem Lager.

O Gott, Kätchen wie ſah der unglückliche Mann aus! — ich hielt den Kranken in allem Ernſte für eine Leiche. Nun weißt du wohl, welches Grauen mich ſonſt beim Anblicke der Todten erfaßte, allein der Himmel mag wiſſen, wie es kam — nicht Schauer nicht Furcht vermochte dieſe ſcheinbare Leiche in mir zu erwecken. Des Grafen Augen waren geſchloſſen, der Odem ſtockte, der ganze Kopf glich dem einer ſchönen Antinousbüſte von weißem Marmel, aber den feinen Mund ſchien ein wehmüthiges Lächeln zu umzücken, und mir fielen unwillkührlich die ſchönen Worte aus den Göttern Griechenlands bei:

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett der Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig ſenkt ein Genius
Seine Fackel.“

Der Doktor hatte indeſſen des Ohnmächtigen Schläfe mit eau de cologne, welches ich ebenfalls mitgebracht hatte, eingerieben, und ihm das Fläſchen mit dem vinaigre de quatre voleurs vorgehalten. — Jetzt fing der Graf endlich an, ganz leiſe zu athmen, dann ſtarrte er mich lange an, — plötzlich aber überflog eine leichte Röthe die blaſſen Wangen, und wie begeiſtert rief er aus:

„Engel des Lichtes! fliegſt du hernieder, meine Seele zu tragen auf roſigten Wolken in himmliſche Höhen?“

Mir wurde ſo wehmüthig, ſo ſonderbar zu Muthe — Thränen floſſen aus meinen Augen. Da lächelte der Kranke ſanft, indem er leiſe ſprach: „O, nun ſterbe ich gerne, ſie, ſie ja hat um mich geweint.“

Es flüſterte der Arzt mir in die Ohren: Sie ſehen mein Fräulein! er phantaſirt, ich bitte, entfernen Sie ſich jetzt.

Schnell verließ ich das Gemach, aber nimmermehr wollte das Bild des armen jungen Grafen aus meiner Seele weichen, es umſchwebte mich bei Tag und Nacht.

Nach einigen Tagen vernahmen wir, der Huſarenoffizier habe mit eiſerner Feſtigkeit die ſchreckliche Hungerkur bis zur letzten feſtgeſetzten Stunde ausgehalten, nun aber ſey auch die ſicherſte Hoffnung zu ſeiner gänzlichen Wiedergeneſung vorhanden. Wir beide, Mütterchen ſowol als ich, freuten uns aufrichtig darüber, daß die Leiden des armen jungen Mannes geendet.

Auch mit meiner guten Mutter Geſundheit fieng es nun, zu meinem höchſten Glücke, an, ſich allmählig zu beſſern. An einem herrlichen Maimorgen, als die junge Sonne durch die geöffneten Fenſter ſtrahlte, und wohlthätig das Gemach erwärmte, verlangte Mütterchen aufzuſtehen, nachdem ſie wochenlang das Lager nicht hatte verlaſſen können.

Ich kleidete die Kranke recht ſorgfältig und warm an, und ſetzte ſie auf den Sopha. Gerade hatte ich das Geſchäft geendet, da wurde an die Thür gepocht. Ich öffnete, und der Graf von Heldernbuſch in voller Huſaren-Uniform trat ein. Ehrerbietig verbeugte er ſich gegen die Mutter, artig zu mir.

Mütterchen nöthigte den Major, auf dem Sopha neben ihr Platz zu nehmen, und nachdem es geſchehen war, ließ ſich alſo der Offizier vernehmen: „Frau Predigerinn! Sie und ihr Fräulein Tochter haben mir während meiner Krankheit Theilnahme gezeigt und Hülfe geleiſtet, daher ich es, nun geneſen, für eine heilige Pflicht halte, Ihnen deßhalb zu danken.

Im Verfolge des Geſpräches klärte es ſich auf, daß Mütterchen keineswegs geirret hatte. Der Graf iſt Lehnsherr von Heldernruh', und der einzige Sohn des ehemaligen Jugendfreundes meines Vaters.

Oft hatte Mütterchen den Offizier noch als Kind auf ihren Armen getragen und als Knabe war der junge Graf mit ſeinem ſeligen Vater häufig bei uns in Winkelſee geweſen, deſſen er ſich nun auch noch äußerſt lebhaft erinnerte. Dieſer Umſtand entfernte ſchnell alle Fremdheit und die Unterhaltung machte ſich ſehr traulich. Der Graf blieb zwei volle Stunden, und ſich entfernend, bat er um Erlaubniß, uns recht oft beſuchen zu dürfen, welche ihm Mütterchen mit ihrer angebornen gutmüthigen Freundlichkeit auch ſogleich zugeſtand.

Dieſer Huſaren-Offizier iſt der ſchönſte, einnehmendſte und geiſtreichſte Mann, welchen ich bis jetzt habe kennen lernen.

Die Bläſſe des Geſichtes, eine Folge der böſen überſtandenen Hungerkur, machte ihn um ſo intereſſanter, und ich fühlte, daß noch nie ein Jüngling ſolchen Eindruck auf mich gemacht, daher ich mir gelobte, vorſichtig mein Herz zu bewahren. Von nun an beſuchte uns der Graf häufig, ja bald ſogar täglich.

Er ſchien ſeine ganze Lebensweiſe geändert zu haben und im ſtrengſten Sinne des Wortes ein ordentlicher Mann nun werden zu wollen. Mir blieb es ſtets ein Räthſel, daß dieſer ſanfte und gefühlvolle Jüngling einſt ein Wüſtling der ſchrecklichſten Art geweſen ſeyn ſollte.

Als der Offizier eines Nachmittags uns wieder beſuchte, ſchlief Mütterchen gerade im Nebenzimmer. Heldernbuſch ſchien mir heute ungewöhnlich weich und bewegt; aber denke dir, wie überraſchend es mir ſeyn mußte, als er mir ohngefähr in denſelben Worten, wie einſt Dein Wolf Dir im Garten, Liebe bekannte.

Meine Gefühle in dieſem Augenblicke, waren den Deinen ähnlich, doch was ſchreibe ich — Deine Verhältniſſe waren denen Wolfs gleich; aber welche Kluft trennt des armen Predigers Tochter von einem der reichſten Edelleute, aus einer der älteſten Familien des Landes!

Als ich mühſam meine Faſſung wieder erlangt hatte, war der Graf verſchwunden. Von der Stimmung in der er mich zurück ließ, ſchweige ich, denn leicht wirſt Du dieſelbe Dir begreiflich zu machen vermögen.

Des andern Tages gegen Mittag, der Zeit, zu welcher uns Heldernbuſch zu beſuchen pflegte, machte ich mir mit Vorbedacht in der Nebenſtube beim Stickramen Beſchäftigung, denn mir war der Gedanke peinlich, jetzt dem gefährlichen Manne entgegen treten zu müſſen.

Der Mutter hatte ich von Allem nichts ſagen wollen, aus Furcht, die unerwartete Nachricht möchte nachtheilig auf ihre noch immer ſehr ſchwache Geſundheit wirken.

Der Graf erſchien. Mütterchen befand ſich allein in der Vorderſtube; die Thür des Zimmers, in welchem ich ſaß, war nur angelehnt, ich konnte jedes Wort vernehmen.

„Gut, Frau Predigerinn," hub der Major an, „daß ich Sie allein treffe, ich habe wichtiges mit Ihnen zu ſprechen." Man nahm Platz.

„Viele Umſtände, Frau Predigerinn," ſprach nun der Graf, „mache ich in keiner Sache, und was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt mit wenigen Worten abgemacht. Ich liebe ihre Fanny unausſprechlich, und iſt auch ſie mir gut, ſo bitte ich nun um ihre Hand."

O Gott, Kätchen, wie flog mein Buſen beim Anhören dieſer Worte! doch gerade Du wirſt mich begreifen; denn erinnere Dich nur, wie Dir zu Muthe war, als dein Väterchen beim Mittagbrode ſprach: „Der Förſter will unſer Kätchen heirathen." Lange blieb meine Mutter dem Grafen die Antwort ſchuldig; Erſtaunen mochte ihre Zunge feſſeln. Endlich erwiederte ſie mit Würde: Herr Graf, ich traue Ihnen zu viel Edelmuth zu, als daß ich fürchten möchte, ſie wollten mit der Ruhe einer armen kleinen Familie ſpaßen, und doch wird es mir anderwärts wieder unmöglich, hier an Ernſt glauben zu können. Sie, der letzte Sprößling eines der edelſten Geſchlechter — „Eben darum, Frau Predigerinn,“ — unterbrach hier der Major meine Mutter lebhaft — eben darum halte ich es für Pflicht, meinen Namen mit einer der edelſten Töchter meines Landes fortzupflanzen, und eine ſolche iſt gerade Ihre liebe gute Fanny.“ —

Genug theures Kätchen! auch meine Sinne fiengen an, ſich zu verwirren und Stickramen und Stube ſchienen ſich auch mit mir im Kreiſe zu drehen.

Noch lange und viel ſprachen der Graf und meine gute Mutter, allein das meiſte iſt mir entfallen, nur ſo viel wurde mir klar, daß Heldernbuſch auf jeden denkbaren

Einwurf gefaßt war und ſichtbar in der ganzen Sache mit reifer Ueberlegung zu Werke ging. Endlich entfernte ſich der Graf. Meine gute Mutter kam zu mir in die Nebenſtube; laut ſchluchzend ſank ich in ihre Arme.

„Die Vorſicht, mein gutes Kind — ſprach ſie mit höchſt bewegter Stimme — ſcheint deine Tugend auf eine ausgezeichnete Weiſe belohnen zu wollen.“ —

Ich habe gehört, beſte Mutter, rief ich aus; aber bedenken ſie die Ungleichheit des Standes die frühern Ausſchweifungen des Grafen — läßt ſich hier für mich wohl wahres Glück erwarten? Sanft und ernſt ließ ſich Mütterchen vernehmen: „Höre mir aufmerkſam zu, mein Kind! — Allerdings ſah man wenige Ehen glücklich ausſchlagen, welche Vornehme mit bürgerlichen Mädchen geſchloſſen hatten. Allein welche Gründe pflegen ſolche Verbindungen in der Regel zu motiviren? — Größtentheils locken die Schäze ſolcher Mädchen nur verarmte Edelleute an. Hier iſt es anders. Der Graf iſt einer der reichſten Kavaliere des Landes, du eine arme Jungfrau.“

„Glaube mir, ich habe den Major durchſchaut, über die Vorurtheile ſeines Standes iſt er ganz erhaben, wie es auch einſt ſein würdiger ſeliger Vater war. Daß der junge Offizier früher ein Wüſtling war, läßt ſich freilich leider nicht bezweifeln, aber, mein gutes Kind, unſer Geſchlecht muß hier ſchon gewöhnlich gar große Nachſicht üben, die Verführung für Jünglinge dieſes Standes iſt zu lockend, zu groß — und gerade die von Natur am reichſten begabten erliegen zuerſt und im vollen Maaße. Was vor Abſchluß der Ehe geſchah, müſſen vernünftige Frauen vergeſſen lernen, und die Erfahrung hat es bewieſen, gerade die berüchtigſten Wildfänge — iſt nur der eigentliche Stoff ihres Herzens edel — ſie werden nicht ſelten die treueſten, die ſolibeſten Gatten. Sollte es Dir, dem ſinnigen Mädchen, entgangen ſeyn, daß unſerm Heldernbuſch eigentlich ein vortreffliches Herz — ein reges Gefühl für alles Edle, Große, Schöne und Gute im heißen Buſen wohnt?"

— Doch," fuhr meine Mutter nach einer Pauſe in ihrer Rede fort, „alle dieſe Anſichten können und dürfen dich nicht beſtimmen, wenn dein eignes Herz für den Mann nicht ſpricht."

Es hat bereits geſprochen — gute Mutter, liſpelte ich, indem ich mein glühendes Herz an ihrem Buſen verbarg.

Aber, theures Kätchen, deine neulich gemachte Erfahrung — ſie wird nun auch die meinige.

Es ſcheint, wir Mädchen alle können in Dingen, welche uns ſo nahe berühren, ſchwer ein Ende finden, und ich fühle nun wohl, daß auch ich mich kurz faſſen muß, wenn mein

Brief an die Freundinn nicht den Umfang einer diplomatiſchen Depeſche erhalten ſoll.

Heldernbuſch hatte ſich gar genau die Zeit gemerkt, in welcher meine gute Mutter Mittagsruhe zu halten pflegt, und erſchien des andern Tages genau zu jener Stunde. Ich trat dem Grafen anfangs mit niedergeſchlagenen Augen und nicht ſonder Verlegenheit entgegen, — allein er ergriff meine Hand, ſah mich mit ſeinen großen ſchönen Augen ſo treuherzig und bittend an; mit einem Worte, ich weiß nicht, wie es kam, plötzlich lag ich in ſeinen Armen und ſeine heißen Lippen brannten auf meinen Munde. Auch die Männer ſcheinen ſich in einigen Verhältniſſen zu gleichen; wie dein Wolf wollte nun der Graf ſogleich Hochzeit machen.

Meine gute Mutter ſchien geneigt, ſeinen glühenden Wünſchen nachgeben zu wollen, allein ich war es hier, welche ſich ernſthaft widerſetzte. Wichtigere und andere Rückſichten habe ich bei meiner vorhabenden Verbindung zu nehmen, als Du bei der Deinen gutes Kätchen! Mein Emil flatterte lange, ein leichtſinniger Schmetterling, von einer Blume zur andern, ich muß nun vorerſt zu der feſten Ueberzeugung gelangen, ob er fähig iſt, für immer in einem ſtillen Thale bei einem beſcheidenen Veilchen zu haften.

Doch bald hätte ich dasjenige vergeſſen, was gerade für dich das Wichtigſte ſeyn wird. Der Graf kennt deinen Wolf ganz genau; er ſtand in den letzten Kriegen gegen Frankreich, als reitender freiwilliger Jäger, bei des Majors Regiment und dieſer kann nicht genug zu ſeinem Lobe ſagen.

Wolf, ſpricht der Graf, gehört zu den wenigen Jünglingen, welchen, bei dem lebhafteſten Gefühle und der heißeſten Phantaſie, eine Conſequenz und Characterfeſtigkeit beiwohnen, welche ſie nimmermehr die rechte Bahn verlaſſen. — O Du glückliches, Du überglückliches Mädchen!

Ich habe meinem guten Emil, von deſſen aufrichtiger Liebe mich nun jeder Tag mehr überzeugt, verſprechen müſſen, auf jeden Fall im Spätjahre die Seine werden zu wollen. Dein ſchöner Traum, mein gutes Kätchen! ſoll Wirklichkeit werden; wir werden mit den Myrthenkränzchen in den jungfräulichen Locken zuſammen vor das Altar treten. Dein würdiger Vater ſoll uns in Winkelſee einſegnen, und dann ſoll die Doppelverbindung, wie der Graf dringend bittet, bei ihm auf Heldernruh gefeiert werden, wo wir künftig wohnen werden.

Noch Eins: meine Mutter hat ganz unerwartet ihren Proceß auf die glänzendſte Weiſe gewonnen, und ich muß mich ſchämen, daß ein Ereigniß, welches meine theure Mutter entzückt, mich ſelbſt beinahe ganz kalt läßt. Lebe wohl, meine kleine Braut u. ſ. w.

6.

Der Major von Heldernbuſch an ſeinen Freund Holm.

Deine Beſorgniſſe um mein pſychiſches und phyſiſches Wohl, theurer Eduard! waren für dießmal eitel, denn nie befanden ſich mein Leib und meine Seele geſünder, als jetzt.

Ich habe die Hungerkur glücklich überſtanden, und da Dich dieſe Heilmethode ſo ſehr zu intereſſiren ſcheint, will ich Dir in Kürze dasjenige von derſelben melden, was ich ſelbſt erfahren habe.

Der Menſch pflegt häufig ſich ſchwere Unternehmungen ſchwieriger vorzuſtellen, als er ſie dann in der That findet, allein an mir ſelbſt fand ich in dieſem Fall jene allgemeine Erfahrung nicht beſtätiget, denn ich hatte das Ausſtehen der Hungerkur für eben keine erhebliche Sache gehalten, und doch machte ſie mir mehr zu ſchaffen als ich gefürchtet hatte.

Die erſten vierzehn Tage — nun! da geht die Sache ſo ziemlich, denn mit Wenigem iſt die Natur zufrieden und Vieles vermag der Menſch auszuhalten, allein nach jenem Zeitraume, wenn erſt die, in der That fatalen Einreibungen beginnen, naht dem Patienten eine gräuliche Periode, welche mit jedem Tage furchtbarer ſich geſtaltet und entwickelt, der Körper ſcheint ſich auflöſen zu wollen; wie beim Scorput, verliert das Zahnfleiſch ſeine Feſtigkeit und ſonder Schmerz und Anſtrengung glaubt man ſich alle Zähne aus dem Munde nehmen zu können; man vermag nicht zu ſtehen, nicht zu gehen, nicht zu liegen, nicht zu ſitzen — alle Seelenkräfte weichen, und der ſtärkſte Mann gleicht gegen das Ende der Kataſtrophe ziemlich einem zweijährigen Kinde, oder einem ſchwachen hundertjährigen Greiſe. Und doch — wer vermag die

Geheimniſſe der menſchlichen Seele zu ergründen? — Gerade in jenen Momenten nahete mir eine Viſion, durch eine wirkliche Erſcheinung hervorgerufen — mit einer Lebhaftigkeit, wie ſie früher mir nicht die höchſte Fülle der Lebenskraft, nicht die äußerſte Spannung der Leidenſchaft, nicht der ſüßeſte Taumel eines Champagnerrauſches hervor zu zaubern vermocht hatten.

Ich lag in Ohnmacht; mein Arzt fand mich in dieſem Zuſtande. Als ich erwachte, wähnte ich hoch oben im Aether in einer roſigten Wolke zu ſchweben, getragen von einem weinenden wunderſchönen weiblichen Engel. Nimmermehr in meinem Leben weiß ich ſolch' ſüßer, wonniglicher Gefühle mich zu erinnern, als in dieſem Momente mich beſeelten; ich glaubte des Körpers entbunden, mit der Natur eines Gottes angethan zu ſeyn — ungemein feine aromatiſche Düfte umwogten mich, nie geahnete ſchmelzende Harmonien entzückten die freie glückliche Seele — aber dieſer ſchönſte Traume war auch der kürzeſte, ich verſank darnach in einen wohlthätigen, komplet aſtheniſchen Zuſtand der Bewußtloſigkeit, aus dem ich erſt nach einigen Tagen erwachte, nachdem die verhängnißvolle myſtiſche Kur geendet war und mir ſtärkende Mittel in ganz kleinen Doſen gereicht wurden.

Jetzt enträthſelte mir der Arzt jene Viſion, nach ſeiner Weiſe, auf eine ſehr natürliche Art. Er fand mich in bedenklichem, hülfloſem Zuſtande; mein alter Emerich war auf einen Augenblick weggegangen, und Horſt, ängſtlich wie er iſt, hatte die Hülfe der Hauseinwohner in Anſpruch genommen. Meine Roſenwolke hatte ſich durch eine Räucherung gebildet, welche der Doktor vorgenommen hatte; der weinende weibliche Engel war jene reizende und liebliche Predigerstochter aus Winkelſee, welche an meinem Lager ſtand, und alles übrige hieß Spiel der

Phantaſie. Ich habe über meine Viſion nachgedacht, und ſie erzeugte in mir eine Idee, die Du immerhin eine Hypotheſe nennen magſt, welche aber eben ſo viel, vielleicht noch mehr, für ſich hat, als manche andere ihrer Schweſtern. Einige ſuchten den Sitz der menſchlichen Seele im Blute, andere im Kopfe oder im Herzen, oder hier — oder dort. Wie, — wenn die Seele gar nicht dem Körper beiwohnte? — Könnte ſie ihn nicht als ätheriſcher Genius von der Zeit ſeiner Geburt an umſchweben, und mit ihm ſich bald in mittel-, bald in unmittelbarem Rapporte befinden? — Fußen wir auf dieſe Hypotheſe, mag es uns leichter werden, der Seele Unſterblichkeit darzuthun, und ſelbſt gewöhnliche Erſcheinungen des Lebens unterſtützen meinen Satz. Warum erreichen manche Menſchen einen hohen Grad der Seelenbildung, während andere auf der niedrigſten Stufe ſtehen bleiben? Ei, mein Syſtem löſt die Frage ſchnell: mancher Sterbliche wird durch Zufall, oder weil ſeine phyſiſche Organiſation nachtheilig einwirkt, ſeltener mit ſeinem pſychiſchen zweiten Ich in Rapport geſetzt, denn der andere. Doch ich ſehe — Du lächelſt — darum einſtweilen von etwas Anderm. Sieh, lieber Eduard! wer von dem: „Entbehre, um zu genießen,“ recht lebhaft überzeugt ſeyn will, der gebrauche die Hungerkur.

Unmöglich laſſen ſich das angenehme Gefühl und der pikante Hochgenuß beſchreiben, welche der Reconvalescent empfindet, indem er ſich allmählig wieder an die Bedürfniſſe der thieriſchen Natur gewöhnen darf. Nie in meinem Leben habe ich mit ſolchem Wohlbehagen und Appetite geſpeiſet, als jetzt; nie kitzelten die aromatiſchen und feurigen Beſtandtheile des güldenen Rebenſaftes ſo angenehm meinen Gaumen, und nimmermehr fühlte ich ſolche üppige Lebenskraft in mir, denn nun.

Jede einzelne Fiber meines Körpers ſcheint neue Elaſticität erhalten zu haben, und mein Gefühl überzeugt mich, daß friſches reines Blut leicht durch meine Adern fleußt.

Doch was iſt körperliches Wohlbehagen gegen Seelenglück? — ein Schattenbild nur. Eduard! der düſtere Schleier, welcher lange meinen Geiſt umnachtete; er iſt gefallen, — endlich habe ich es gefunden, das Ideal, nach welchem ich ſeit Jahren ſtrebte, ohne Hoffnung, es je erreichen zu können. Ja, ich liebe, ich liebe jenen weiblichen Engel, der mich ſanft und linde in höhere Sphären hob. Sie wurde die mittelbare Kraft, der es gelang, den Rapport meines phyſiſchen mit meinem pſychiſchen Ich herzuſtellen.

Platons Theorie der Liebe — klar ſehe ich es nun ein — ſie iſt keine Schwindelei. Ja, es gibt einen reinen, einen ausſchließlich pſychiſchen Bund, und gerade mein eigenes oben berührtes, neu erfundenes, philoſophiſches Syſtem rechtfertiget des hohen Weltweiſen, gemeinen Seelen, unbegreifliche, Theorie.

Ich glaube an eine Verbindung der Körper, bei der die Seelen ſich fremd bleiben, wie ich eine innige Verbindung zweier Genien annehme, von welchen die phyſiſchen Objekte, mit denen ſie allenfalls rapportiren könnten, nichts wiſſen.

Doch theuerer Eduard! laß uns das ſublime Reich verlaſſen, tritt mit mir in mein eröffnetes Paradies. Die reizende Predigers-Tochter — die holde Fanny — ſie iſt meine Braut.

Du ſtaunſt, warum? — Die Zeiten, — wohl mir! — in welchen Vorurtheile der grauſeſten Art herrſchten, ſie ſind ſo ziemlich verſchwunden; ich heirathe eine Bürgerliche — Die weitläufigen Vettern und Kouſinen, welche ſich Excellenzen nennen, werden die Naſen rümpfen: was kümmert es mich.

Mögen ſich die hochadelichen Ahnen im Sarge wenden, mir wohnt die Ueberzeugung bei; Fanny's angeſtammter Adel — er iſt älter, reiner, würdiger, denn der meine, der beim Turnier zu Nordhauſen ſchon glänzte, und glücklicher Weiſe bin ich mein eigener Herr.

O mein Freund! welch' Mädchen! — doch meine Feder erlahmt, denn das Glück der ächten Liebe läßt ſich fühlen allein — und es zu beſingen, will keiner Leyer, wäre es eine Göth'ſche auch, ſo ganz recht gelingen. Geſtern ſprach die Holde ſanft, aber doch ernſt: „Ich weiß es, Emil! mit vielen meines Geſchlechtes ſtanden Sie in Berührung, bevor Sie mich kennen lernten; ins Himmels Namen beſchwöre ich Sie, ſagen Sie mir, hat kein Mädchen frühere gerechtere Anſprüche auf Ihre Hand? — Es wäre ſchrecklich“ fügte ſie mit bebendem Tone bei, „wenn Sie mich auch betrügen könnten!“

Meine theuerſte Fanny! — erwiederte

ich — ein arger, ein gar böſer Wüſtling bin ich geweſen, allein glauben Sie mir: Mädchen, welche einem Mann vertrauen können, wie ich war, ſind in der Regel keines beſſern Looſes werth, denn betrogen zu werden, und Gold vermag unwürdige Kreaturen größtentheils zu tröſten, wenn von ihnen ſich der Verführer trennt, aber bei meiner Seele kann ich betheuern: kein weibliches Weſen hat gerechte Anſprüche auf mich, nimmer entweihte ein ſolcher Schwur meinen Mund, nie bin ich ein ſtörender Feind zwiſchen heilige Verhältniſſe getreten, Dich herrliches Weſen, betrügen? — dich Du Reine verrathen? — fuhr ich voll Enthuſiasmus fort — es iſt ein Ding der Unmöglichkeit, denn vor der ächten, vor der ſiegenden Tugend, verkriecht ſich das Laſter.

Die reizende Franziska ſah ſinnig und ſchweigend vor ſich hin; einigermaßen ſchien ſie wohl beruhigt, aber was in ihrem Innern vorgehen mochte erfüllte klar meine Seele.

Ach mein guter Eduard! warum kann ich nicht ſo ganz heitern Sinnes auf meine zurückgelegte Bahn ſchauen? — Wäre der Pfad, welcher hinter mir liegt, o wäre er ſo ſchuldlos doch, wie jener meines himmliſchen Mädchens! Doch Reue kömmt zu ſpät, und der hehre Shakeſpeare hat Recht! ja: „das Vergangene beklagen es iſt Arbeit eines Narrn.“

Mein höchſtes Glück beſteht in der Ueberzeugung, daß die ſüße Fanny mich in der That innig liebt, und ich darf es wagen, die engliſche als Gattin in meine Arme zu ſchließen, denn Dank ſey es der genialen Kurmethode! geläutert iſt meine Seele, geſund und friſch mein Körper.

Beinahe glaube ich, daß ich ein wenig unter den Pantoffel gerathen werde; nun es kann mir auch nicht ſchaden, und glücklich lebt es ſich unter einer linden und weiſen Oberherrſchaft; Republikenthum taugt in der Ehe, wie im allgemeinen Leben, wenig und führt zuletzt immer zur Anarchie.

Der Spätherbſt, hoffe ich, ſoll meine ſehnlichſten Wünſche krönen, der Prediger zu Winkelſee, meiner Fanny Pflegevater, ſoll uns trauen, nebſt einem andern Pärchen noch; eine glänzende Doppelhochzeit werde in Hëldernruh gefeiert, nimm Deine Maaßregeln, guter Eduard! — In Zukunft lebe ich in der Regel ausſchließlich bei Dir auf meinem Stammgute in den Armen der Liebe, der Freundſchaft und der ſchönen Natur.

Weiß man ſchon den eigentlichen Erfinder der Hungerkur nicht zu nennen, nichts deſto weniger wollen wir dem Namenloſen ein Denkmal im großen Schloßparke ſetzen, und einer meiner Freunde der ſich mit Schriftſtellerei befaßt, hat mir verſprochen, dem großen Manne zu Ehren, meine Heilungsgeſchichte dem gebildeten deutſchen Leſepublikum zu erzählen.

Jene einfache Kurmethode, ſie macht wahrſcheinlich eine Legion ſyſtematiſcher Mordtheorien zu Schanden, und du ſollſt ſie mir — verſteht ſich im beſten Sinne — auf allen meinen Gütern einführen. Mein Wort kann ein kompententes gelten, denn: experto creditur!

IV.

Der
gute Maler Bonifacius
und ſein
Schnupf-Tabak-Döschen.

Original-Feen-Märchen.

> — Malheureux siècle, où la vertu passe pour étrangère, et la malice pour une mode courante.
>
> *L'homme de Cour de Bal. Gracian* p. 153.

Es war einmal ein Maler und der hieß: Bonifacius — ein ſinniger, genialer, junger Künſtler.

Genies haben aber oft ſonderbare Kapricen im Kopfe; ſo wollte z. B. Herr Bonifacius in einem Lande wohnen, in welchem der Fürſt ſein Volk wie ein Vater, die Unterthanen ihn wie gute Kinder lieben ſollten; wo die Prieſter keine Heuchler, die Gelehrten keine Pedanten, die Dichter keine Narren, die höhern Staatsdiener keine Ränkeſchmiede und die Helden keine müſſiggehende Bramarbaſſe wären; ferner wollte der Maler einen Staat ſuchen, in dem weder Kaſtengeiſt noch Nepotismus, weder vornehme noch niedrige Gemeinheit, Rollen ſpielen würden; allein der edle Herr Bonifacius zog allerwärts umher und nirgend fand er irgend etwas ſeinem Ideale ähnliches, was wohl mit daher kam, daß er nicht genug geſtärkt war — im Glauben, beſonders wenn er Hof- und Staatszeitungen las.

Endlich wurde der Künſtler der Landreiſen ſatt; er ſetzte ſich auf ein zur Abfahrt bereites Schiff, ein günſtiger Wind ſchwellte die Segel und raſch flog das lüftige Waſſerhaus auf der Spiegelfläche dahin. Doch die Herrlichkeit dauerte nicht lange; es erhob ſich ein heftiger Sturm, das Schiff wurde gegen eine Inſel getrieben und ſcheiterte; unſern Bonifacius warf jedoch eine wohlthätige Welle, freilich nicht auf die allerſanfteſte Weiſe, an das Ufer.

Der Arme lag lange in tiefer Ohnmacht; allein der Sturm gieng vorüber und die wärmenden Strahlen der aufgehenden Sonne riefen ihn endlich in das Leben zurück.

Bonifacius wunderte ſich nicht wenig, als er die Augen aufſchlagend, überzeugt wurde: auf einem duftenden Raſenhügel geſchlafen zu haben, da er ſich doch bewußt war, in ein großes naſſes Bett zur Ruhe gegangen zu ſeyn. Er ſah um ſich und bald war er überzeugt, daß es eine blühende, von der Natur freigebig bedachte Inſel ſey, auf welcher er ſich befinde.

Die Gegend war reizend; das ſorgfältig bebaute Land zeugte von der Induſtrie der Einwohner und in der Ferne blinkten die Thürme und hohen Prachtgebäude der großen Hauptſtadt.

Bonifacius befand ſich noch in freudigem Staunen, da ſchritt eine lange männliche Geſtalt, mit hoch getragener Naſe und in eine Art türkiſcher Kleidung gehüllt, auf ihn zu und hub an zu reden.

Glücklicherweiſe hatte die Sprache des Mannes einige Aehnlichkeit mit einer dem Maler bekannten, alſo daß man ſich verſtändigen konnte.

Wer biſt du? — lautete die erſte Frage des Mannes mit der hohen Naſe.

Bonifacius. Ein unglücklicher Reiſender, welcher an der Küſte dieſer Inſel Schiffbruch litt. — Sag' mir Freund! wie heißt die Inſel und wie ihr Beherrſcher?

Der Mann mit der hohen Naſe. Die Inſel heißt: Bibi und ihr mächtiger Beherrſcher iſt der Sultan Mollmoll, ein Herr Vetter von der Sonne und cousin St. Germain des Monds. — Ich ſelbſt habe die Ehre der Herr v. Sikkerl zu ſeyn und wurde halt aus einer großen und berühmten deutſchen Reſidenzſtadt von Sr. Majeſtät dem Mollmoll extra beſchrieben, um deſſen neue hohe und niedere Polizei zu organiſieren. — Doch du biſt ein Fremder, wo iſt dein Paß?

Bonifacius. Lieber Freund! meinen Reiſepaß verwahrte der Kapitain im Schiffs-Archive und er ruht wahrſcheinlich im Grunde des Meeres, wenn ihn nicht etwa ein Haifiſch viſierte und verſchlang.

Herr v. Sikkerl. Du haſt keinen Paß? — dann mußt du ſogleich wieder hin, wo du hergekommen biſt.

Bonifacius. Du wirſt mich doch in's Himmelsnamen nicht in's naſſe Meer zurückjagen wollen, dem mich kaum ein glücklicher Zufall entriß?

Herr v. Sikkerl. Geht mich halt nichts an. Wer zu uns ohne Paß kömmt, geht wieder hin, wo er herkam — ſo lautet der Befehl, den ich halt ſelbſt gegeben. Du kamſt ohne Paß aus dem Waſſer, nicht meine Schuld. Bequeme dich alſo, wieder in's Waſſer zurück zu kehren.

Bonifacius. Bedenke aber doch —

Herr v. Sikkerl. Denken? — das

Wort ſteht nicht in meiner Inſtruktion! Zum Denken bin ich halt nicht angeſtellt. — Und nun, eile, ich habe mehr noch zu thun, als dich zu expediren.

Mit dieſen Worten machte der pünktliche Diener der Gerechtigkeit Miene, ſeinen Befehlen ausübende Kraft zu geben.

Der arme Maler blickte ängſtlich und verlegen um ſich — da gewahrte er ein kleines abgemagertes Kerlchen, welches ſo eben aus dem Gebüſche trat.

Das Kerlchen war ſonderbar anzuſchauen; ſeine Kleidung war von bunten Stoffen, phantaſtiſch genug, geordnet; den rechten Fuß hatte der kleine Mann in einem rothen, den linken aber in einem gelben Halbſtiefel ſtecken.

Das Benehmen des Männches gliech ganz ſeinem ſonderbaren Aufzuge; bald lief es, bald gieng es langſam, bald ſchaute es zur Sonne, bald in die Erde; jetzt lächelte es zufrieden, nun hielt es einen wüthenden Monolog und die kleinen Arme geſtikulirten dabei gewaltig.

Soll ich bei dem ſonderbaren Männchen Schutz ſuchen? — fragte ſich der geängſtigte Bonifacius. Zwar, fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, ſieht der Patron einem Narren ſo gleich, wie ein Ei dem andern; allein oft hörte ich: es ſey in der Welt zuweilen mit Narren mehr auszurichten, als mit ſogenannten klugen Leuten.

Muthig gieng nun der Maler dem kleinen Menſchen mit den doppelfarbigen Stiefeln entgegen und richtete folgende Worte an ihn, welche ihm ſein kleiner Vorrath Menſchenkenntniß eingab.

„Du, ohne Zweifel einer der Weiſeſten unter den Weiſen dieſes Landes! erbarme Dich eines Unglücklichen!“

Mit großen Augen ſah der Buntſcheckige den Fremdling an, dann ſtrömte, mit nicht geringem Pathos, folgender Redefluß:

O hehre Genialität und du göttliche Weisheit! — erhabene Milchſchweſtern! wie unverkennbar drückt ihr die Spuren eurer Abkunft auf das Aeußere eurer geliebten Kinder. Zum erſtenmale ſieht dieſer, wie es ſcheint über ferne Meere hergekommene Fremde mein Antlitz und dennoch begrüßt er in mir ſogleich den Begünſtigſten eurer Lieblinge. Ja, mein Sohn! — fuhr das Kerlchen in ſeiner Rede fort — Du haſt Dich nicht geirrt, ich bin der Weiſeſte dieſes Landes, heiße Schreiſpatz und habe die Ehre als Hof- und Theaterdichter, dann als Hiſtoriograph, in den Dienſten des mächtigen Vetters der Sonne zu ſtehen.

Der arme Bonifacius holte freier Odem; er unterrichtete den Weiſeſten aller Weiſen in Kürze von ſeinem Stande, ſeinen Schickſalen und ſeiner jetzigen Verlegenheit, worauf ſich der große Schreiſpatz ſogleich zum Herrn v. Sikkerl wendete alſo ſprechend: Hebe Dich von dannen Du, alles feſthaltender Diener der Gerechtigkeit! der Fremdling bleibe in meiner Obhut und alle entſtehende Verantwortlichkeit ſammle ſich auf des großen Schreiſpatzen Haupte.

Zu des Malers nicht geringem Erſtaunen gehorchte hier der Polizeimann dem Hiſtoriographen des Reichs und Erſterer entfernte ſich auf der Stelle.

Jetzt ließ ſich Schreiſpatz wieder vernehmen: Fremdling! Das Geſtirn Deines Glückes führte Dich nach dieſer Inſel; wir haben hier einen großen Ueberfluß an Farben, aber einen unbeſchreiblichen Mangel an Malern; ich werde Dich nun ſelbſt dem unüberwindlichen Mollmoll vorſtellen, Zittere nicht, denn dein Schutzpatron heißt — Schreiſpatz.

Mit dieſen Worten drehte ſich der Kleine pathetiſch auf dem rothen Abſatze des einen ſeiner kleinen Halbſtiefeln herum und ſchlug gravitätiſch den Weg nach der Bibi'ſchen Reſidenz ein.

Der Maler folgte ſeinem hohen Protector in beſcheidener Ferne.

* * *

Als Schreiſpatz und Bonifacius im Pallaſte des mächtigen Mollmolls angelangt waren, trat Erſterer ſogleich unangemeldet in das Gemach des Sultans; es dauerte auch nicht lange, ſo kehrte er wieder zurück, um unſern Maler bei dem Durchlauchtigſten einzuführen.

Bonifacius fand Se. Herrlichkeit hinter einer langen Tafel beſchäftiget, eine große Armee bleierner Soldaten manövriren zu laſſen.

Der Soffa und der Fußboden des Gemachs waren mit einer Menge Probe-Uniformen und Monturen bedeckt und es wollte plötzlich dem Maler bedünken, als ſey er gar nicht gereiſt.

Bonifacius faßte hierauf die geheiligte Perſon des Sultans aufmerkſamer in's Auge. Es kam dem Maler vor, als ob der Herr Vetter der Sonne eben nicht lichtvoll ſich darſtelle, allein das jetzt folgende Geſpräch überzeugte den Phiſiognomen vom Gegentheile.

Sultan. Ich habe gehört Fremdling! du ſeyeſt ein Maler — ſag mir doch: kannſt du auch kriegeriſche Gegenſtände auf die Leinwand zaubern? —

Bonifacius. Erhabener Vetter der Sonne! die Welt der Heroen war von jeher auch der Tummelplatz der bildenden Kunſt. Gebiete, und ich will verſuchen, den Kampf des Theſeus mit dem Minotaur —

Sultan. (Ihn unterbrechend.) Papperlapapp! Die Herrn Theſeus und Minotaur müſſen wenig berühmte Kriegsoberſten geweſen ſeyn, — habe in meinem ganzen

Leben nichts von ihnen gehört. Sollſt mir ſolche Narren auch gar nicht malen. Aber einen Grenadier von meiner Leibgarde, mit den engen langen weißen Beinkleidern, den langen ſchwarzen Kamaſchen und der hohen Bärenmütze — einen ſolchen will ich gemalt haben. Du kannſt ihn darſtellen, wie er das Gewehr ſtreckt; dieſe iſt die bildlichſte Situation; die Formen ſpringen hervor. Du biſt ein Fremder, darum trau ich gar vieles deiner Kunſt zu! wirſt Du ſolchem Meiſterwerke wohl gewachſen ſeyn? —

Der arme Maler verſprach dem Sultan, wiewohl etwas kleinlaut, den Grenadier zu malen und wurde in hochmächtiger Gnade entlaſſen. Als er die Treppe des Pallaſtes herniederſtieg, ſprach er zu ſich ſelbſt: Armer Bonifacius! Du kannſt immerhin Verzicht leiſten, auf dieſer Erde, das erſehnte Eldorado zu finden, wenigſtens dieſe Inſel iſt es nicht, denn hier giebt es Polizeibeamte, aufgeblaſene Poeten und einen Normal-Sultan.

Nun ermahnte der groſſe Schreiſpatz unſern Bonifacius, dem Premierminiſter des Sultans, genannt: „Paſcha Vitzlipuzli“ ſeine Aufwartung zu machen. Denn ſprach Schreiſpatz, dieſer Paſcha hat den Beinamen: „rechte Kopfſeite des Sultans,“ und gelingt es Dir, ihn zu gewinnen, ſo haſt Du alles gewonnen.

Mißmuthig gieng der Maler in des Paſchas Pallaſt und ließ ſich melden. Er wurde, gegen ſeine Erwartung, ſehr gütig aufgenommen, denn die muhamedaniſche Excellenz hatten eine entſchiedene Vorliebe für Ausländer. Der Paſcha Vitzlipuzl ließ ſich ſogar herzu, dem Fremden Einſicht in die bibinian'ſche Staatsverwaltung zu geſtatten, und ihn mit einem Plane bekannt zu machen, deſſen Tendenz keine andere war, als eine ungemein fein erdachte neue Steuer auf die Sonntagshoſen der Wibianer zu verlegen, durch welche Steuer der Wunſch jenes gutmüthigen franzöſiſchen Königs realiſirt werden ſollte, nach welchem jeder Einwohner des Landes Sonntags ſein Hühnchen ſpeiſen konnte.

Entzückt verließ Bonifacius den Miniſter, begeiſtert ausrufend: Zu voreilig war mein Urtheil, denn ein Land, worin der Steuermann ſo redlich ſich um das Wohl der Staatsbürger bekümmert, kann nicht unglücklich ſeyn! —

Der herrliche Park des Sultans Mollmoll, an welchem der Maler jetzt vorüber gieng, verlockte ihn.

Die Anlage war nicht minder geſchmackvoll, als die berühmteſten dieſer Art, und zwar in großbrittaniſchem Style angelegt.

Froh gemuthet ſchlenderte der ehrliche Bonifacius durch die dunkeln Laubgänge des Parkes, da begegnete ihm plötzlich ein Liebespärchen, welches ſonderbar genug anzuſchauen war.

Die Dame hatte den Buſen auf dem Rücken; in Deutſchland würde man das einen Doppelhöcker genannt haben; ihr Wuchs war klein, die Farbe der Augen meergrün und der Mund ein Naturwunder von Größe.

Das Aeußere des Begleiters der Dame blieb nicht minder orgienell; der gute Mann hatte eine Naſe, welche einem Storchſchnabel glich und der ganze Kopf ſchien ſchon zu anatomiſchen Verſuchen gedient zu haben; der Wuchs des Herrn war ſo anſehnlich, daß ihm ſeine Dame nicht ganz bis an die Hüften reichte, nur Schade, daß die Sichelbeine ihn auf eine Art Oval ſtellten und das Majeſtätiſche des Anſtandes verkümmerten. Uebrigens konnte Bonifacius aus dem feinen, koſtbaren und prachtvollen Anzuge des Pärchens leicht ſchließen, daß es der vornehmen Kaſte des Landes angehören mußte.

Als unſer Maler dem Pärchen näher kam zwang ihn eine gewiſſe Scheu vor vornehmen Herrſchaften, die jeder arme Teufel von Rechtswegen mit auf die Welt bringt, ſchnell auszuweichen. Er war unbemerkt geblieben, und nur durch eine leichte Gebüſchwand von dem Pärchen getrennt, wurde er ein unwillkührlicher Zeuge des folgenden Geſpräches:

Der Herr mit den Spindelbeinen ſprach: Holde, unvergleichliche Prinzeſſin Schnippſchnapp! Schweſter der Venus! und Tochter des Monds, noch ein Mal ſchwöre ich es Deiner Hoheit, nicht der Glanz des Thrones deſſen Erbe Du biſt, ſondern die hehre Schönheit und die ſinnige Liebenswürdigkeit der erhabenſten bibinianiſchen Jungfrau allein machten mich zu Deinem Sklaven.

Die Dame mit dem Doppelhäcker erwiederte: Geliebter Prinz Piribincker! und wärſt Du auch nicht der Sohn des mächtigen

Regenten der Meerſchweinchen Inſel, ja wärſt Du nur eines Stadtmuſikanten Sohn, ſo würde ich doch nur Dich zu meinem Gemahl erkieſen, Du Abglanz des Biederſinns, der Tugend und der männlichen Kraft.! —

Dieſes Geſtändniß, geliebte Schnippſchnapp! — ſchrie jetzt der entzückte Piribinker! — erhebt mich zu einem Gott.

Mit dieſen Worten erfaßte der Prinz die Dame und gab ihr, ſie hoch in die Lüfte haltend, einen gellenden Kuß.

Das Pärchen gieng vorüber. Bonifacius trat aus ſeinem Verſtecke hervor, ausrufend: Sollte es möglich ſeyn, ein ſolch' hohes Brautpaar und wahre uneigennützige Lieb'e? — geſegnete, glückliche Inſel Bibi, du warſt der Schauplatz einer Scene, die deine Bewohner hoch über die Bewohner des übrigen Erdballs erhebt.

Lange noch luſtwandelte Bonifacius, in Gedanken verſunken, in dem reizenden Parke und warf ſich endlich, ermüdet, auf eine Raſenbank — da hüpfte ihm ein höchſtens ſiebenzehnjähriges Mädchen entgegen, das den armen Maler beim erſten Anblick ſogleich bezauberte.

Die Kleine war ein non plus ultra weiblicher Niedlichkeit und Anmuth; freundlich blickte ſie mit ihrem großen blauen Augenpaare unſern Bonifacius an, und nahete endlich mit der Zuverſichtlichkeit der Unſchuld dem ruhenden Jüngling ihn alſo anredend: Guter Fremdling! Du biſt erſchöpft — warte, ich will Dich laben! und mit dieſen Worten hüpfte die Liebliche auch ſchon fort und kehrte bald wieder mit einer geſchmackvollen Vaſe voll ſüßer Milch, von der ein Paar Züge unſern Bonifacius wunderbar ſtärkten.

Ich danke Dir holdes Mädchen! ſprach

der Künſtler, Deine Milch erquickt mich, mehr aber noch Dein freundlicher Anblick.

Ach Fremdling! Du ſcheinſt ſo gut zu ſeyn — entgegnete traulich die Kleine — und Deine Stimme tönt ſo mild und ſanft — wie nennt man Dich, lieber Jüngling?

Ich bin der Maler Bonifacius, liebes Mädchen! verſicherte unſer Held.

Bonifacius? fragte ſie fröhlich, ei, das iſt ein näckiſcher, aber doch ein ſchöner Name — und ein Maler? Das ſollen ja recht liebe, gute, ſinnige Menſchen ſeyn? Ich heiße Hyacintha, bin die Tochter des Aufſehers dieſer Gärten und wenn Du Dich ausgeruhet haſt, lieber Bonifacius! ſo werde ich Dich umher führen und Dir die Gärten zeigen — dann wollen wir einander dort auf der Wieſe haſchen; willſt Du wohl Bonifazchen? und indem ſie alſo ſprach, legte ſie unbefangen die kleine runde Hand auf des Malers Schulter.

Liebe Hyacinthe! — ſtammelte Bonifacius — welches holdes, kindliches Geſchöpfchen biſt Du doch — mit Dir durch dieſes irrdiſche Jammerthal zu wallen, müßte Götterwonne ſeyn! —

Was biſt Du doch für ein ſonderbarer Menſch — ſcherzte Hyacintha lächelnd — die Welt iſt ſo ſchön, warum nennſt Du ſie ein Jammerthal? — und was hindert Dich denn, mit mir zu wandeln? Das kannſt Du ja lieber Fremdling! denn ich bin Dir ſo gut — ſo gut!

Bonifacius war ſonſt ein Weiberfeind geweſen, allein von der natürlichen, gutmüthigen Unſchuld des Mädchens wurde er bezaubert; er ſchäckerte lange und traulich mit ihm, da kam, als eben der Abend einbrach, der große Schreiſpaz, den Maler ſuchend, um ihn ins große Mollmollſche Hof- und National-Theater abzuholen.

Bonifacius verließ die freundliche

Hyacinthe, nachdem ſie bei dem Abſchiede, noch ſittſam und ohne alle Ziererei, den üppigen kleinen Mund zum Kuſſe dargeboten und ihn naiv genug gebeten hatte, recht bald wieder zu kommen, welche Bitte zu gewähren der Künſtler großmüthig verſprach.

* * *

Im Mollmollſchen Hoftheater wurde an dieſem Abende ein großes Trauerſpiel, genannt: „Der dummen Teufel ewiges Ahnen und Bahnen“ gegeben.

Die weiſen Bibinianer hielten die Tragödie für ein Meiſterſtück der dramatiſchen Kunſt, obwohl keineswegs einer aus ihrer Mitte, ſondern ein Meerſchweinchen-Inſulaner der Verfaſſer war. Zwar wandelte dieſer Meerſchweinchen-Dichter ſchon ſeit Jahrhunderten im Reiche der Schatten, allein während dieſer Zeit hatten nicht weniger als fünfzig bibinianiſche Dichter „der dummen Teufel ewiges Ahnen" ꝛc. nach dem Meerſchweinchen-Dichter bearbeitet und der große Schreiſpaß war gerade der ein und fünfzigſte neuere Poët, nach deren Ab-, Be- und Umarbeitung heute das Stück aufgeführt wurde.

Bonifacius mußte lächeln, als er auf dem gedruckten Anſchlagezettel die Namen ſämmtlicher Bearbeiter und ein und fünfzigmal das Wörtlein „nach" las.

Das Stück wurde mit rauſchendem Beifalle von dem bibinianiſchen Publikum aufgenommen, obwohl einige alte Herren behaupteten: Das Trauerſpiel habe nach jeder neuen Be- und Umarbeitung etwas von ſeinem urſprünglichen Gehalte und innern Schönheit verloren und ſey nach der gegenwärtigen ein und fünfzigſten Bearbeitung gar nicht mehr zu kennen.

Bonifacius durfte ſich kein Urtheil erlauben, denn er kannte ja die fünfzig frühern Bearbeitungen nicht, und dann deklamirten die bibinianiſchen Schauſpieler auch ſo undeutlich und extrapoſtmäßig, daß der arme Maler oft unter zehn Worten nicht ein einziges verſtand.

Nach geendetem Schauſpiele nahm der große Schreiſpatz unſern Bonifacius in ſein Haus, wo derſelbe einſtweilen wohnen ſollte; als das Abendeſſen abgetragen war, las Schreiſpatz ſeinem Gaſte ein neues Original-Luſtſpiel aus eigner Fabrik vor, bei welchem der Maler ſanft einſchlief und viel von Hyacinthen träumte.

* * *

Des andern Tags ſprach Schreiſpatz zu dem Künſtler: Freund! laß uns nach Hofe gehen, unſer allergnädigſte Sultan wird heute den Deputirten der Stockfiſch-Inſel, welche ſich ſeiner Oberherrſchaft erfreut, öffentliche Audienz geben.

Als Bonifacius mit Schreiſpatz in den Mollmolliſchen Pallaſt kam, trafen ſie den Herrn Vetter der Sonne ſchon in vollem Glanze und auf ſeinem Throne ſitzend; neben ihm ſtand der Herr Staatsminiſter Vitzliputzli in großer Galla und an den Stufen des Thrones lagen die Deputirten der Stockfiſch-Inſel auf den Knieen; tiefe Stille herrſchte im Saale und der Sprecher der Stockfiſch-Deputation ließ ſich jetzt alſo vernehmen: „Großmächtigſter unvergleichlichſter Vetter der Sonne und Couſin des Mondes! wir, Deine unwürdigen Sclaven, ſind von unſern Brüdern abgeſendet, um Dich unſerer knechtiſchen Ergebenheit auf's neue zu verſichern und zu bitten, Deinen allergnädigſten majeſtätiſchen Fuß ferner auf unſern Nacken zu ſetzen; zum Beweis unſers unverbrüchlichen Gehorſams bringen wir flugs hier die von uns allergnädigſt geforderten außerordentlichen Steuern mit der allerunterthänigſt treu gehorſamſten Bitte, bald mehr von uns zu verlangen, denn wir ſind noch lange nicht gänzlich zu Grunde gerichtet.

Hierauf entgegnete der große Vetter der Sonne in Huld und Gnade folgendes;

Meine guten Stockfiſchler geben mir durch ihre, bei dieſer Gelegenheit an den Tag gelegte Bereitwilligkeit neuerdings einen Beweis, daß der alte ſchöne Stockfiſchgeiſt noch, Gottlob! nicht aufgehört hat, derſelbe zu ſeyn. Wir bleiben dafür unſern treuen Stockfiſchlern in Gnaden gewogen und bekennen hiemit öffentlich, daß wir ihrer vorzüglich eingedenk bleiben werden, wenn wir etwa wieder einiges kleines oder vielleicht auch großes Geld und ſo anders gebrauchen ſollten.

Hier wurde unſerm Bonifacius ſchlimm, er war freie Luft gewöhnt und mußte ſie eilends ſuchen. Dort ward ihm bald beſſer — vergnügt wandelte er in die reizenden Gefilde hinein, zu ſich ſelbſt ſprechend: O glückliches Land, in dem die Unterthanen den Fürſten über alles lieben und ihm leidvoll und freudvoll den letzten Dreier darbringen.

In tiefen Gedanken verſunken, gelangte der Maler endlich an die Küſte des Meeres; er warf ſich hier nieder, hinausſtarrend in die weite See und gierig die reine Morgenluft trinkend. Bei einem plötzlichen ſonderbaren Rauſchen aber wendete er ſich und ſiehe da — eine reizende Dame von junoniſchem Wuchſe ſtand vor ihm.

Ein langes himmelblaues Gewand, mit ſilbernen Sternen beſtreut, bedeckte die majeſtätiſche Geſtalt und ein Gürtel von gediegenem Gold ſchlang ſich um ihre Hüften.

Der Anblick der Erhabenen erfüllte den armen Bonifacius mit einem unerklärbaren Schauer und einer tiefen Ehrfurcht;

er war nicht im Stande, eine Sylbe vorzubringen.

Jetzt bewegte die Hehre die Lippen und in melodiſchen Tönen erklang die folgende Rede:

Kurzſichtiges Menſchenkind! erkenne in mir — die Königin der Wahrheit; ich halte Dich für würdig, in einen Theil meiner Myſterien eingeweiht zu werden. — Dieſe Doſe, welche ich Dir hiemit zum Geſchenke mache, verſchließt annoch ein Reſtchen Zaubertaback, entſproßen den Gefilden des Reiches der Aufklärung. Kein Sterblicher widerſteht dem Zaubertaback; wittert er von weitem nur ſeinen magiſchen Duft, ſo iſt er durch nicht zu bekämpfende Mächte gezwungen, eine Priſe zu nehmen, eine Priſe welche ihn zwingt, ſeinen geheimſten Gedanken Worte zu geben.

Hier drückte die königliche Huldgeſtalt dem erſtaunten Bonifacius ein kleines elfenbeinernes Döschen in die Hand und war verſchwunden.

Unwillkührlich öffnete nun der Ueberraſchte die wunderbarliche Tabatiere; ein ſüßer aromatiſcher Duft reizte ſeine Geruchsnerven, gierig nahm er eine volle Prieſe, heftiges Nießen erfolgte und der Jüngling liſpelte: „Mein Herz iſt rein und unbelaſtet mein Gewiſſen!“ Zwei große Thränen drangen aus ſeinen Augen; er verſchloß behutſam ſein Döschen wieder und ſchlug, tiefſinnend, ſeinen Rückweg nach der Mollmoll'ſchen Reſidenzſtadt ein.

Auf dem halben Wege begegnete er dem großen Schreiſpatzen; ſogleich beſchloß der Maler die Kraft ſeines Zaubertabaks zu erproben.

Bonifacius präſentirte ſein Döschen; haſtig griff der Liebling der Muſen nach einer Prieſe und ſchrie hierauf aus vollem Halſe dem Künſtler folgendes Bekenntniß entgegen: „Sieh hier vor dir, den erbärmlichſten aller

Reimſchmiede, welchen je die Sonne beſchienen hat; ich bin eigentlich ein verunglückter Friſeur, wurde Comödiant und ließ mich in der Folge in dem Kriege, den unſer durchlauchtigſter Vetter der Sonne um die Stockfiſch-Inſel führte, als Spion brauchen. Nach beendigtem Kriege kam ich einmal am Geburtstage des Sultans auf die glückliche Idee, aus den Werken eines längſt verſtorbenen Dichters von der Meerſchweinchen-Inſel ein paſſendes Gedicht abzuſchreiben, unter welches ich meinen Namen ſetzte und es in allertiefſter Ehrfurcht Sereniſſimo überreichte. Da die Poeſie glücklicherweiſe von unverſchämten Schmeicheleien wimmelte, fand ſie Gnade vor den Augen des mächtigen Sultans und dieſer erſte gelungene literariſche Diebſtahl begründete nun meine ehrenvolle Laufbahn.“

Bonifacius wollte nicht mehr hören, er verließ lachend den kleinen Schreiſpatzen, der noch immer fortfuhr, ſein Sündenregiſter herzubeten und kehrte geraden Weges in den Mollmollſchen Audienzſaal zurück.

Noch ſaß der Herr Vetter der Sonne auf dem Throne, die Deputirten der Stockfiſch-Inſel lallten eben, auf den Knien liegend, zum Abſchiede die demüthigſten Floskeln.

Unvermuthet nahte ſich unſer Maler den Deputirten mit dem geöffneten Wunderdöschen; verſtohlen doch haſtig fuhr der Sprecher in die dargebotene Tabatiere, aber kaum hatte er die myſtiſche Priſe an die Naſe gebracht — da ſprang das demüthige Männchen plötzlich in die Höhe, das devot verzogene Antlitz färbte ſich kirſchbraun und wüthend ſchrie das Sprecherlein nun dem Sultan in die Ohren:

Tyrann! gieb uns unſere Kinder wieder, deren Blut um Rache gen Himmel ſchreiet. Despot! von dir fordern wir die Gerechtigkeit, welche deine feilen Knechte für Geld verkaufen! Du ſollſt uns Rechenſchaft geben für unſern verlornen Wohlſtand, der ein Opfer deines Ehrgeizes und deiner feilen Satrapen wurde. Und du Sohn der Hölle — alſo wandte ſich der Sprecher zum Miniſter — der du mit deiner Satansſtimme den ſchwachen Willen dieſes Fürſtleins regierteſt — dich, Elender! treffe der Fluch und die Rache der Nation.

Bebend erwiederte der nun auch ſchnupfende Miniſter:

Kinderchen! macht keinen Lärm, es iſt richtig, an mir iſt kein gutes Haar, allein gerne will ich mein Amt niederlegen und mich auf meine fetten Landgüter zurückziehen — was wollt Ihr mehr? ſtrenge pflegt man mit nichtswürdigen Miniſtern ja nimmermehr abzurechnen!

Heftig fuhr nun auch der Sultan Mollmoll mit der ganzen Hand in des Malers eröffnete Wunderdoſe — ſchnaubend und wüthend riß er ſogleich den Säbel aus der Scheide, furchtbar brüllend:

Sklaven! Hunde! ihr unterfangt Euch?

— ha! ſchrecklich ſollt ihr büßen, zu gnädig war ich euch, daß ich mich nicht täglich in eurem Blute badete — herbei Trabanten! — ſtoßt ſie nieder die Beſtien!

Wachen drangen in den Saal, auch ſie nahmen Prieſen und ein verwirrtes Geſchrei und Getümmel erhob ſich; erſchrocken floh Bonifacius und ſchlich, tief ſeufzend, ſeiner kaum bewußt in den Schloßpark. — Plötzlich ſtand er vor dem vornehmen zärtlichen Pärchen, welches er Tags zuvor ein wenig belauſcht hatte; verlegen nahte der Maler mit der Wunderdoſe — der Prinz und die Dame erhaſchten Prieſen und ſogleich ſchrie der wackere Piripinker:

Prinzeſſin! du biſt doch ein recht häßliches und unausſtehliches Geſchöpf, und ich ließe dich gewiß ſitzen, wollte ich mich nicht, auf dem bibinianiſchen Thron, neben dich ſetzen.

Darauf antwortete alſobald die zärtliche Schnippſchnapp:

Ey, glaubt Er denn, daß man Ihn mit ſeiner formloſen Hoheit aus Liebe nimmt? — Sehe Er ſich halt meinen Stallmeiſter an, wenn Er einmal einen Menſchen ſehen will; doch was kann ich dafür, daß man die unglücklichen Sultanstöchter nicht nach eigenem guten Geſchmacke die künftigen Lebensgefährten wählen läßt? —

Raſch ſuchte Bonifacius die dunkelſten Winkel des Parkes auf, um darüber nachzudenken, wie es ſich wohl pſychologiſch erklären laſſe, daß ſo Viele in der Hofluft ohne Herz leben können.

Unwillkührlich fiel des Malers Blick jetzt in eine halbfinſtere Grotte, ſiehe da — die liebenswürdige Hyacintha lag ſchlafend auf einem Moosſopha.

Lange ſtand Bonifacius, in dem Anblicke der jugendlich-üppigen Geſtalt verloren — das Mädchen lag ſo anmuthig, ſo unſchuldig und reizend — kaum konnte ſich der Jüngling enthalten, die Schlafende zu küſſen.

Nein, rief er aus, eine ſolche Geſtalt, dieſer Abglanz der Unſchuld kann nicht täuſchen. Du, Mädchen! ſollſt mich mit der Menſchheit verſöhnen! — Bei dieſen Worten hielt er der Schlafenden die Wunderdoſe unter die Naſe, ſie mußte heftig nieſen und erwachend ſprang Hyacintha auf. — Das unſchuldige Lächeln der Kleinen verwandelte ſich in ein freches Gelächter, der ſanfte Blick des Auges in ein wollüſtiges Blinzeln. Sie ſchlang raſch ihren Arm um des Malers Nacken, leichtſinnig ſprechend:

Gut, daß Du hier biſt, lieber Junge! ich habe Dich lange erwartet, und als ich Dich kommen ſah, warf ich mich hieher in eine ſtudirte maleriſche Stellung, und that, als ob ich ſchliefe. Ich habe gehört, daß Dir der Sultan gewogen iſt, ſicher erhältſt Du einen guten Gehalt als Hofmaler, und da ein ſchöner, junger Jagdjunker das Schloß an meiner Schlafkammer nicht allzufeſt gefunden hat, ſo brauche ich ſchnell einen Mann und mit einem Worte, Herr Hofmaler! es iſt einmal darauf angelegt — Sie müßen mich heirathen.

Schlange! ſchrie der Jüngling und ſchleuderte das erſchrockene Mädchen zu Boden, eilend den Park meidend.

Verzweiflungsvoll rannte der arme Bonifacius dem Meere zu; da entfiel ihm im Laufen die Doſe, er bückte ſich um ſie aufzuheben — und erwachte.

Bonifacius hatte in Frankfurt am Main unter guten Freunden weidlich gezecht, ſich mit ſchwerem Kopfe zu Bette gelegt und, als ein leidenſchaftlicher Tabacksſchnupfer, die offene Doſe auf das neben dem Bette ſtehende Tiſchchen geſetzt. — Im Schlafe war des Malers Naſe in die offene Doſe gerathen und dieſer Zufall war wahrſcheinlich die Urſache des poßirlichen Traumes, bei deßen Recapitulation er aber dennoch ausrief:

O hätte ich ſie auch wachend noch — dieſe Wunderdoſe!

V.

Grösseres
und
kleineres Dessert.

I.

Lebens- und Bildungsgeſchichte
des
einzigen Wiederherſtellers
der
Glasmalerkunſt
in
Deutſchland
Michael Sigmund Frank.

„Es gibt kein gefährlicheres Hinderniß zum Fortſchreiten auf
„dem Wege der Verdienſte, als da iſt der allgemeine
„Ruf, daß man ſich bereits viele Verdienſte erworben
„habe, und gegen große Männer iſt zuweilen die Nach-
„welt gerechter als die Zeitgenoſſen.“

Weſtenrieder Jahrb. B. I. Thl. 2. S. 247.

Wer es nicht ohnehin weiß, welche wichtige Stelle die echte und eigentliche Glasmalerei, nämlich die Glasſchmelzmalerei, im Gebiete der bildenden Kunſt mit Recht behauptet, den will man hierüber in dieſen Blättern keineswegs belehren, doch jeder nur halb Gebildete und mit der allgemeinen Kunſtgeſchichte, wenn auch nur durch das Converſations-Lexicon Vertraute wird ſich erinnern, daß M. S. Frank der Wiederherſteller der lange verloren geweſenen Glasſchmelzmalerei in Deutſchland iſt; daß es ihm hinſichtlich des Glanzes und der Durchſichtigkeit, dann glühenden Pracht ſeiner Einſchmelzung bis jetzt noch Keiner zuvor gethan; daß ſeine gelbe Farbe in jeder Hinſicht ganz die der Alten iſt; daß ſein Blau an Sättigung und Klarheit den ältern Flüßen keineswegs nachſteht; daß ſeine Einſchmelzungen, wie jene der Alten, vollkommen der Salzſäure widerſtehen. In der rothen Farbe aber, beſonders im Tone des Purpurs, der ſchwierigſten von allen, brachte es Frank in der That zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit, und ſein Roth übertrifft beinahe ſelbſt jenes der Altvordern.

Die nähern Lebensumſtände eines ſolchen Mannes aufzuzeichnen, um ſie der Nachwelt und der Kunſtgeſchichte zu erhalten, iſt Pflicht der Zeitgenoſſen, und daß dieſer Pflicht nicht immer Genüge geleiſtet wurde, darüber hört man Kunſtfreunde bittere Klagen führen.

Seit mehrern Jahren wurde M. S.

Frank von Journaliſten, Encyclopädiſten u. dgl. häufig und verſchiedentlich aufgefordert, ihnen die Materialien zu Entwerfung ſeiner Lebens- und Bildungsgeſchichte an die Hand zu geben, allein der ſchlichte und beſcheidene Mann lehnte ſolche Anträge ſtets mit Beſtimmtheit ab, und nicht ſonder große Mühe gelang es einem Vereine mehrerer enthuſiaſtiſchen Kunſtfreunde, den Herrn Frank zu bewegen, daß er endlich mir gewährte, was er Andern ſo oft verſagt hatte, wodurch ich mich nun in Stand geſetzt ſehe, die folgenden Mittheilungen zu liefern, welche ſich ſo manchem Kunſtfreunde in einem hohen Grade intereſſant darſtellen dürften.

Michael Sigismund Frank wurde am 1ſten Juni 1770 zu Nürnberg geboren; ſein Vater lebte in dieſer alten deutſchen Reichsſtadt als rechtlicher Bürger und Viktualienhändler*) in mäßigem Wohlſtande.

Der kleine Sigismund beſuchte die gewöhnliche deutſche Stadtſchule, und ſollte zu des Vaters Gewerben erzogen werden; allein gegen dieſe Beſtimmung zeigte der Knabe den entſchiedenſten Widerwillen, dagegen offenbarte der Kleine für die Zeichenkunſt eine ſolch' ſeltene und glühende Neigung, daß ſich ſeine Mutter bewogen fand, das Söhnlein, ohne des Vaters Wiſſen und Willen, die Stadt-Maler-Akademie beſuchen zu laſſen. In dieſer Anſtalt erhielten junge Leute wöchentlich zwei Mal Unterricht im Zeichnen, wofür quartaliter 15 kr. zu entrichten waren.

---

*) Die Viktualienhändler werden im ſüdlichen Deutſchlande an einigen Orten: „Melber,“ an andern Orten „Fragner“ genannt.

Der Unterricht war eben ſo dürftig als wenig koſtſpielig, allein des jungen Franks Eifer erſetzte alles, und es machte der Knabe Fortſchritte, die ſelbſt den Lehrern auffallen mußten. Der alte Frank ſtarb frühzeitig und unſer Sigismund kam nun zu ſeinem Taufpathen, dem Nürnberger Doſenlakirer Neubert, in die Lehre, in deſſen Kunſt der Kleine ebenfalls ſchnelle und bewunderungswürdige Fortſchritte machte, aber ſeinen Lehrer bereits nach Verlauf eines Jahres wieder verließ, und in der Mutter Haus zuruckkehrte.

Unſer Künſtler nahete ſich nun dem Jünglingsalter, allein die gewöhnlichen Freuden und Zerſtreuungen dieſes Alters vermochten ihn nicht im geringſten zu reizen oder zu feſſeln.

Sigismund entwickelte einen ſchweigſamen und verſchloſſenen Charakter, und ſein ganzes Leben und Streben weihte ſich der Zeichenkunſt, in welcher er ſich raſtlos zu vervollkommnen ſuchte; um aber mit ſeinem Stiefvater keine Verbindlichkeiten haben zu dürfen, arbeitete der Jüngling nebenher für verſchiedene Nürnberger Doſenmaler und erſchwang auf dieſe Art leicht die geringen Mittel, welche erforderlich waren, ſeine Subſiſtenz zu decken.

Es hatte Frank ſein ein und zwanzigſtes Lebensjahr erreicht, als ihm Stiefvater und Mutter, dringender als je, vorſtellten, wie denn doch die Kunſt einen dürftigen und nur zu ungewißen Erwerb gewähre, und endlich den jungen Mann überredeten, gegen eigene Neigung, ſeine Hand einer Wirthstochter, Namens: **Marie H. Blechkolb** vor dem Altare zu reichen, durch welche Verbindung der Künſtler zum Beſitze des noch heute in Nürnberg exiſtirenden Gaſthofes, genannt:

„Zur Himmelsleiter“ gelangte, und es wurde ihm dieſer Erwerb wenigſtens eine Leiter zur Kunſt, indem der junge Mann, frei von Nahrungsſorgen, ſich jener nun mit voller Liebe hingeben konnte, indem er die Sorgen der Wirthſchaft lediglich der Gattin überließ.

Der Umſtand, daß der geſchickte Porzellanmaler Troſt einige Zeit in ſeinem Hauſe wohnte, führte Franken in eine ihm bisher in ihren nähern Verhältniſſen unbekannt gebliebene Sphäre der Kunſt ein.

Unſer Sigismund fieng jetzt an auf Porzellan zu malen, und gewann dieſer Beſchäftigung Geſchmack ab; er wurde ein trefflicher Porzellanmaler.

Schon nach fünf Jahren trennte der Tod Franks erſte Ehe. Der Künſtler verkaufte die Himmelsleiter und errichtete eine Porzellanfabrike, für welche er mit Emſigkeit ſelbſt arbeitete, und ausſchließlich

Pfeiffenköpfe und jene eigenthümliche kleine Caffeetaſſen malte, welche damals unter dem Namen: „Türkenbecher“ ſehr gang und gebe waren.

Um ſeine Kunſtprodukte vortheilhaft an den Mann zu bringen, unternahm Frank, während dieſer Zeitperiode, verſchiedene Reiſen, vorzüglich nach Wien, Peſth und Ofen. Er trieb in Ungarn mit türkiſchen und griechiſchen Kaufleuten einen nicht unbedeutſamen. Tauſchhandel, indem er für ſeine Kunſtprodukte, an Zahlungsſtatt; Baumwolle, Türkiſch-Garn und Meerſchaum-Maßen annahm, und da der Künſtler dieſe Artikel in der Heimath mit Gewinn abzuſetzen wußte, befand er ſich bei dieſen Geſchäften ganz wohl.

Bemerkenswerth bleibt übrigens, daß in jener Zeit der jetzt noch zu Nürnberg lebende, berühmte und in jeder Beziehung höchſt originelle Inſektenmaler L. Geiſer unter Franks Schüler gehörte.

Bei mehrmaliger Anweſenheit in der Kaiſerſtadt fand F. Gelegenheit intereſſante Bekanntſchaften mit mehrern dazumal berühmten Künſtlern zu machen, ſich in der Kunſt immer mehr zu vervollkommnen und ſeine eigene gegen fremde Erfahrungen auszutauſchen.

In Folge allgemeiner kriegeriſcher Unruhen zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kam Frankens Porzellan-Geſchäft ziemlich ins Stocken. Um dieſe Zeit nun befand ſich der Künſtler eines Tages zufällig im Gewölbe des nürnberger Glaſermeiſters Wirth, als ein reicher reiſender Britte eintrat und dem Wirth für einige Scherben alter Glasgemälde eine namhafte Summe auszahlte. Dieſer Vorfall reizte Frankens Aufmerkſamkeit in einem hohen Grade und als der Glaſermeiſter, nachdem ſich der Engländer wieder entfernt hatte, die Worte hinwarf:

„Ja, Ja! wer in Deutſchland die verloren gegangene Kunſt der

> *Glasſchmelzmalerei wieder auffände, dem wäre Ruhm und Reichthum gewiß*“ (?) —

faßte *Frank* zur Stelle den kühnen Gedanken, um jeden Preis in der Welt dieſe wichtige Kunſt wieder zu entdecken.

Der ſeltene Mann ging zur Stelle an das große Werk; er ſtudierte emſig und brachte ſeine Tage und Nächte mit Verſuchen hin und zwar geſchah dieſes alles *ohne die geringſte fremde Hülfe und Anleitung*. Allein vergebens! es vergingen Jahre, *Franks* Vermögen, welches er in früherer Zeit bei ſeinem Porzellangeſchäfte im Schweiße des Angeſichtes erworben, ſchmolz über den koſtſpieligen Verſuchen, und da der Künſtler, ohne etwas zu erwerben, ausſchließlich von demſelben zehren mußte, mit jedem Tage mehr zuſammen, ohne daß jene unzähligen Verſuche Hoffnung zum gewünſchten Reſultate gaben.

Um ſein künftiges Schickſal und ſelbſt ſeinen Verſtand fing es nun an Frankens Freunden zu bangen, ſie riethen ihm dringend, von gänzlich unnützen Verſuchen endlich abzulaſſen und ſich wieder einem ſoliden Erwerbe zuzuwenden, aber wie einſt der große Colon bei ähnlichen Veranlaſſungen das Auge ſtets nach Weſten wendete, konnten keine Vorſtellungen Franken von der Ueberzeugung abbringen: Es müſſe früher oder ſpäter ihm dennoch gelingen, die verlorene Kunſt wieder aufzufinden, und ſiehe da — nach vier Jahren raſtloſen, den Mann beinahe aufzehrenden Strebens gelang es wirklich. Wenn auch etwas unvollkommen, ſo lieferte Frank doch bereits i. J. 1804 Glasgemälde welche jenen der Alten ſehr nahe kamen und das Erſtaunen aller Kunſtkenner erregten.

Der erſte weſentliche Nutzen, den Frank ſeiner bewieſenen eiſernen Standhaftigkeit zu verdanken hatte, war, daß ein Herr Graf

Schenk von Stauffenberg, Kammerpräſident zu Wetzlar, ihm auftrug, für die gräflich Schenk'ſche Schloßkapelle zu Greifenſtein in Franken nicht nur das gräflich Schenkſche Wappen, ſondern auch jene vieler verwandten und ritterſchaftlichen Familien in Glas zu ſchmelzen, eine Arbeit, welcher Frank zu ſeiner größten Ehre entſprach und für welche ihn der Herr Kammerpräſident ungemein großmüthig belohnte. Ein Landsmann Franks, der Kaufmannsſohn N. Rauh aus Nürnberg, welcher ſich ſeit geraumer Zeit in England aufgehalten hatte, reiſete nun für eine der reichſten und bedeutendſten Kunſthandlungen Londons. Auf einer Tour durch Franken betrat dieſer Rauh die gräflich Schenk- und Stauffenberg'ſche Schloßkapelle zu Greifenſtein und als der Kunſtkenner hier Franks Glasſchmelzereien erblickte, wollte er durchaus nicht glauben, daß dieſelben Arbeiten eines Zeitgenoſſen ſeyen, da R. in ihnen ohne

Schwierigkeit die wahre, ſo lange verloren geweſene Glasmalerei in allen ihren charakteriſtiſchen Beziehungen wieder erkannte.

Rauh gerieth in Extaſe, beſeitigte vor der Hand alle anderweitige Geſchäfte, nahm Extrapoſt, flog mit ſelber nach Nürnberg und beſtellte ſogleich bei Franken mehrere Glasgemälde.

Unſer genialer Künſtler verfertigte für jenen brittiſchen Kunſt-Commiſſionär nach und nach 150 Tafeln, zu denen die Sujets aus der Mythologie genommen, und die Zeichnungen von Rauh ſelbſt geliefert wurden. Ferner ſchmelz Frank für denſelben Beſteller in Glas: Napoleons und Nelſons Bildniſſe drei- und das großbrittaniſche Wappen zwölfmal, mehrerer kleinerer Arbeiten gar nicht zu gedenken. Einige dieſer Kunſtwerke giengen nach Nordamerika, nach Philadelphia und Baltimore nämlich, doch die meiſten befinden ſich in London.

Im Jahr 1807 verſchwand Rauh und kehrte nimmer wieder; wahrſcheinlich hatte er Schiffbruch gelitten, und ſeinen Tod in den Wellen des Ozeans gefunden. Mit dieſem Verſchwinden jenes kunſtſinnigen und ſpekulativen Reiſenden nahm aber auch Franks bisheriger glänzender Verdienſt wieder zur Stelle den Krebsgang und er ſah ſich gezwungen alle ſeine Gehülfen zu entlaſſen und nun wieder für ſich allein zu arbeiten.

J. Jahre 1808 verfertigte Frank für den königlich = bayeriſchen Hof deſſen Hauswappen und wurde für dieſes vorzüglich gelungene Meiſterwerk von dem höchſtſeligen König Maximilian von Bayern mit überſchwenglicher Municenz belohnt, denn es erhielt der Künſtler nicht nur eine anſehnliche Goldſumme, ſondern, zur Benutzung für die Glasſchmelzerei, auch ein eigenes vormaliges Staatsgebäude im ſogenannten Zwinger in Nürnberg. — Wo jenes in Glas geſchmolzene bayerſche Wappen geblieben, weiß man nicht anzugeben, doch ein dunkles Gerücht behauptete in jener Zeit, es ſeye das treffliche Meiſterwerk durch einen beklagenswerthen Zufall zerbrochen worden.

Sofort ſchmelz Frank nun ein großes und ſchönes Bild, Chriſti Beſchneidung nach Heinrich Golzius *), welches allgemeine Bewunderung erregte, es hätte indeſſen der beſcheidene Künſtler nicht gewagt auch dieſes Glasgemälde Sr. Majeſtät dem König Max von Bayern, von dem er bereits ſo ſehr ausgezeichnet worden war, ſchon wieder zuzuſenden, wenn ihn nicht der unlängſt

---

*] Er wurde 1553 im Jülichſchen geboren und ſtarb zu Harlem 1617. Heinrich ſtammte aus einer berühmten Künſtlerfamilie und wird öfters mit Hubert Golzius verwechſelt. Der erſtere hat das Verdienſt eine vorzügliche Schule gebildet zu haben und war auch ein trefflicher Kupferſtecher.

in Schottland verſtorbene königlich-bayeriſche Oberfinanzrath und Ritter von Yelin zu dieſem Schritte disponirt hätte.

Auch ſothane Beſchneidung nahm König Max aufs allerhuldvollſte auf und es ſah ſich Frank auch für dieſes Meiſterſtück durch ein wahrhaft königliches Geſchenk entſchädiget. Etwas ſpäter wurde unſerm Künſtler die Ehre, dem höchſtſeligen König Max abermals ein Glasgemälde, die Geburt Chriſti nach Bolzwerth, zu überreichen und es befinden ſich die beiden letztgenannten Bilder gegenwärtig in der ſogenannten reichen Kapelle zu München.

Im Jahr 1814 verließ Frank auf Einladung des ungemein kunſtſinnigen und trefflichen Fürſten Ludwig von Wallerſtein, Nürnberg, und nahm nun vorläufig ſein Domicilium in Wallerſtein, wo ihm von dem Fürſten ein genügender Jahresgehalt ausgeworfen worden war.

Der Fürſt beſaß eine Menge, größtentheils aber zerbrochener oder anderwärts beſchädigter alter Glasgemälde, dieſe alle ſetzte unſer Künſtler nach und nach in einen glänzenden Stand, auch fertigte Frank in Wallerſtein einige neue größere und kleinere Tableaux, unter welchen das Bildniß des als bayeriſcher Cavallerie-Offizier in der Schlacht bei Hanau gebliebenen Herrn Bruders des Fürſten Franz Ludwig vorzüglich bemerkenswerth bleibt.

Erſt i. J. 1818 löſten ſich Franks Verhältniſſe in Wallerſtein und er begab ſich nun mit einem indeſſen ausgeführten größern Glasgemälde, das Abendmal Chriſti nach A. Dürer (das Leiden Chriſti nach eben demſelben Meiſter bildet die Einfaſſung) darſtellend, nach München.

Auch dieſes Abendmahl brachte der bayerſche Hof käuflich an ſich und Frank wurde noch in demſelben Jahre als Glasmaler bei der königl. bayeriſchen Porzellan-Fabrik-Niederlage zu München mit 800 fl. Jahresgehalt förmlich angeſtellt.

Dienſtlich veranlaßt führte unſer Künſtler vorerſt nun die oben erwähnten beiden Bilder, nämlich die Beſchneidung Chriſti nach H. Golzius und die Geburt Chriſti nach Bolzwerth in erneuter Pracht und mit verdoppeltem Fleiße noch einmal aus und es kamen dieſe beiden Exemplare als Geſchenke des bayeriſchen an den ruſſiſchen Hof.

Neben der emſigen Erfüllung ſeiner Berufsarbeiten lieferte Frank, mehrerer weniger bedeutender Leiſtungen nicht zu gedenken, ſeit dem Jahre 1818 folgende größere und gelungene Glasſchmelzereien:

1) Das Leiden Chriſti, ſechs Tableaux nach Lukas Leiden.
2) Die Moſchee von Cordova.
3) Die heilige Barbara nach Holbein.
4) Die mehrmal erwähnte Beſchneidung in größerm Maaßſtabe und ſehr vervollkommt.

5) Salomons Urtheil nach Raphael und endlich

6) die heiligen drei Könige nach Rubens.

In der neueſten Zeit ſchmolz Frank auf ſpeciellen allergnädigſten Befehl Sr. Majeſtät des Königs Ludwig von Bayern für den altergrauen Dom zu Regensburg zwei Apoſtelbilder (beinahe in Lebensgröße) nach den Zeichnungen des Herrn Profeſſor Heß in Glas, welche Meiſterſtücke einige Zeit in der koniglichen Burg zu München aufgeſtellt waren und allgemeine ehrenvolle Anerkennung fanden; in dieſem Augenblicke iſt Frank mit noch mehreren Glasſchmelzereien für den Regensburger Dom beauftragt und beſchäftiget.

Indeſſen wer die Welt im Allgemeinen und wer insbeſondere die Kunſtwelt näher kennt, wird nicht ſtaunen, wenn wir verſichern, es habe der einzige und eigentliche Wiederauffinder der Glasſchmelzerei ſich von vielen Pfuſchern, Neidern, Ignoranten und Boshaften verſchiedentlich gefährdet und verkleinert ſehen müſſen. Wir begnügen uns aus vielen, zur Kräftigung dieſer Behauptung, ein einzelnes Beyſpiel auszuheben:

In einer berühmten alten und viel geleſenen deutſchen Zeitſchrift war unlängſt ein aus München datirter Aufſatz über die auf der Kaiſertreppe in der königlichen Burg ſtattgefundene Ausſtellung der Frank'ſchen für den Regensburger Dom beſtimmten Glasmalereien enthalten, der einen ſtarken Beweis liefert, wie, aufs bloße Hörenſagen hin, mancher Korreſpondent Dinge berichtet, welche keineswegs dazu beitragen — aufzuklären. In dem angeregten Aufſatze wurde unter anderm folgendes behauptet:

> „Unſer unſterblicher Fraunhofer hat auch hier wohlthätig gewirkt und Herr Frank, der, wie bekannt, ſeit einer beträchtlichen Reihe von Jahren an der

Wiedererweckung dieſer ſchweren und vortrefflichen Kunſt — der Glasmalerei — mit Beharrlichkeit und Erfolg gearbeitet hat, erkennt dankbar an, daß ohne ſeine Anleitung und Erfahrungen ihm nicht gelungen ſeyn würde, dieſen Theil der Farbengebung auf ſolche Weiſe auszubilden.“

Wenn der unſterbliche Fraunhofer noch lebte — wie denn echtes Verdienſt überhaupt ſtets beſcheiden iſt und ſich nimmermehr mit fremden Federn ſchmückt — würde er ohne allen Zweifel obiger gänzlich unrichtigen Behauptung ſogleich ſelbſt widerſprochen haben, und um die Manen des großen Mannes zu ehren, übernimmt man hier an des Todten Statt dieſes Geſchäft.

Herr Frank lieferte, wie wir bereits erzählt haben, vor einer langen Reihe von Jahren und bevor er den Herrn Fraunhofer kannte, ſeine nunmehrigen gänzlich analoge Leiſtungen. Herr P. Fraunhofer wurde zwar ſpäter in München Franks Freund, wie ſich denn eigentliche Genialität allerwärts aufſucht und findet; Frank ſchmolz ſeine größern Tafeln in Benedictbeuern und Profeſſor Frauenhofer bezeichnete ihm, Behufs dieſes Geſchäftes, die brauchbarſten Gehülfen in den Glashütten und freute ſich über deſſen gelungene Arbeiten, allein — an der Glasſchmelzerei ſelbſt nahm Profeſſor Fraunhofer nimmermehr, noch durch Rath noch That, weder direkten noch indirekten Antheil außer dem geringen gerade bezeichneten, und es kann Herr Frank daher unmöglich dankbar eine Anleitung anerkennen, die ihm nicht geworden und für Erfahrungen in ſeiner Sphäre danken, welche ihm nicht mitgetheilt wurden. —

Was der wackere und thätige Frank

gegenwärtig iſt, wurde er lediglich durch ſich ſelbſt, und ſeine heutigen Meiſterwerke ſind durchaus nur Früchte eigenen Nachdenkens, eigener Verſuche und Erfahrungen.

Was die Nebenbuhler Franks in der Wiederausübung der Glasmalerei betrifft, befinden ſich darunter einige, welche hinter Glas mehr oder weniger durchſichtig und andere die zwar durchſichtig malen, aber ſich dazu nur kolorirter Firniſſe z. B. des Lakes, Grünſpans ꝛc. bedienen, welche gegen Feuchtigkeit, Hitze, Zeit oder eine ſcharfe Meſſerſpitze, durchaus nicht aushalten; von ſolchen nutzloſen Spielereien kann hier nicht die Rede ſeyn. In der neu belebten Kunſt der eigentlichen Glasſchmelzerei hat Frank nur einen einzigen ſeiner einigermaßen würdigen Nebenbuhler und zwar in der Perſon des den 2ten November 1825 in dem Schloße Laxenburg bei Wien verſtorbenen K. K. Oeſterreichiſchen Glasmalers Gottlob Mohn*) gefunden, und wie dieſer von Franken dachte, mag deſſen eigenhändiges hier folgendes Schreiben beweiſen:

---

*) Von dieſem G. Mohn hier beiläufig einige Notizen einzuſchalten, hoffen wir, werde von den geneigten Leſern nicht für ein gänzlich unverdienſtliches Unternehmen gehalten werden.

Gottlob Samuel Mohn wurde i. J. 1789 zu Weißenfels in Sachſen geboren. In ſeiner Jugend beſuchte er die Gymnaſien zu Halle, Berlin und Stettin. Den erſten Unterricht in der Kunſt erhielt er von ſeinem eigenen Vater, der ein geſchickter Zeichner und Porzellanmaler war. Auf ſeinen großen Reiſen vervollkommnete ſich der junge Mohn in der Kunſt überhaupt und ſein Hauptſtreben blieb die enkauſtiſche Malerei auf Glas wieder zu entdecken.

Sein erſter etwas gelungener Verſuch in dieſer Art war ein Pokal mit dem Wappen Preußens, welchen er dem König Friedrich Wilhelm von Preußen überreichte. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin ließ von dem Künſtler mehrere Glasſchmelzereien für die neue Kapelle zu Ludwigsluſt verfertigen, unter welchen ſich die Wappen Rußlands

„Laxenburg, den 12 September 1825.

Werthgeſchätzter Herr Frank! Schon öfters, wenn ich von Ihren ſchönen Arbeiten etwas ſah, regte ſich in mir der Wunſch, Sie perſönlich kennen zu lernen, aber leider feſſeln mich meine Geſchäfte an Wien. Geſtern ſah ich wieder einige Ihrer gelungenen Arbeiten, wo ich nicht blos allein die richtige Zeich-

---

und Mecklenburgs auszeichnen. Später lebte G. S. Mohn in Berlin und beſuchte Klaprothˢ und Hermbſtädts Vorleſungen über Chemie, dann hielt er ſich abwechſelungsweiſe in Dresden und Leipzig auf, wo ſeine Verbindungen mit Chemikern und Künſtlern beitragen ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Im J. 1811 begab ſich Herr Mohn, nach Wien wo ihm ſein Talent den vorzüglichen Schutz, die gnädige Zuneigung und das Wohlwollen des Herzogs von Sachſen gewannen. Im J. 1815 verfertigte der Künſtler mehrere Glasgemälde für das Luſtſchloß zu Laxenburg; unter allen ſeinen Arbeiten verdienen aber die größte Beachtung des Kenners jene Schmelzereien, welche Mohn, der nun von dem Redemptoriſten eingenommenen Kirche zu Maria Stiegen in Wien lieferte.

nung, ſondern, welches den Chemiker bei weitem mehr anzieht, den Schmelz der Farben in dem glänzenden Colorit bewunderte.

Jeder Künſtler ſucht den möglichſt hohen Grad ſeiner Kunſt zu erreichen und ich erkenne Ihr Colorit für beſſer als das meine. Da ich meine Arbeiten nun ſo vollkommen wie möglich machen möchte, beſonders da ich ſeit zwei Jahren das Glück habe für den allerhöchſten Hof zu arbeiten, ſo wünſche ich ſohin, daß Sie mir das eine und das andere Ihrer Bereitungsart gegen Bedingungen, welche meine Kräfte nicht überſteigen, mittheilen möchten. Beſonders viele Verſuche hat mir das durchſichtige Roth, welches eben ſo durchſichtig, wie das Gelb und Silber ſeyn ſoll, gekoſtet, obgleich ich ein Recept aus England nebſt Farbe, welche ich chemiſch zerlegte und wieder zuſammenſetzte, hatte, deren Beſtandtheile Eiſen- und Silberoxyd waren, konnte ich doch kein genügendes

Reſultat erzwecken. Gewiß iſt nur eine kleine Nüance, die Sie kennen, noch nothwendig, allein ich habe die Verſuche nach allen Graden meines Feuermeſſers vergebens gebrannt. Mein Stiefbruder Scheldt war vor zwei Jahren bei Ihnen in München. Unter anderm hat er mir von einer Ihrer intereſſanten Bereitungsarten des Roths aus Braunſtein, vermittelſt der Sublimation mit Salmiak, woraus ich bisher nur ein Braun erhalten konnte, geſagt.

Mein Roth mußte mir bis jetzt lediglich, aber mangelhaft, das von mir erfundene rothe Glas, aus Eiſen und Kupfer bereitet, erſetzen, welches ich bei meinen größern Arbeiten, als Moſaikglasmalerei, mit Nutzen anwende. Ganz eigne und große Vorzüge haben aber beſonders Ihre Purpur und Fleiſchtöne.

Mein Bruder hat mir ſo viel Gutes von Ihnen geſagt, daß ich es wagen konnte, dieſe

Bitte an Sie zu richten, da mir ſehr wohl bekannt iſt, wie geheimnißvoll gewöhnlich Männer Ihrer Art und zwar mit Recht ſind: denn es iſt keine Kleinigkeit ſeine ganze Lebenszeit mit Erforſchung dieſer Wiſſenſchaft zugebracht zu haben, und wenn man denn am Ende zu einer hohen Stufe gelangt iſt, ſo darf man ſich darauf wohl etwas zu Gute thun. Jedoch Künſtler gegenſeitig ſollten weniger geheimnißvoll zum Beßten der Kunſt ſeyn und beſonders da wir in verſchiedenen Ländern wohnen und uns gegenſeitig nicht in Hinſicht unſerer Geſchäfte berühren, ſo hoffe ich, daß Sie meine Wünſche erfüllen werden.

Ich verharre ꝛc. ꝛc.

Gottlob Mohn,
Glasmaler im K. K. Luſtſchloſſe
Laxenburg bei Wien.“

Dieſen Brief geſchrieben vom fähigſten Nebenbuhler Franks wird uns vor dem kunſtkennenden Publikum rechtfertigen, da wir den Michael Sigismund Frank den einzigen Wiederherſteller der Glasmalerkunſt in Deutſchland genannt haben.

Franks Privatverhältniſſe betreffend haben wir nachträglich noch folgendes zu melden.

Der Künſtler vermählte ſich nach ſeiner erſten Gattin Tod noch zwei Mal, nämlich i. J. 1795 mit einer gebornen M. H. Hummer, und 1817 mit ſeiner jezt noch lebenden Ehefrau einer geb. Dittman aus Wallerſtein. Mit der erſten Frau erzeugte Frank drei und mit der zweiten eben ſo viele Kinder, allein ſeine dritte Ehe ſtellt ſich als die fruchtbarſte dar, und ob er ſich ſchon dem Winter des Lebens nahet, verſchönert dennoch nun ein Reigen herrlicher Knaben des Mannes Daſeyn, und es übertreffen die Reize dieſer Kinder jene der lieblichen Engelsköpfe alle, welche Frank je in Glas geſchmolzen.

Nichts deſto weniger iſt unſers Künſtlers Lage keineswegs ungetrübt; er hat ſein ganzes Vermögen in Verſuchen zur Wiederauffindung einer herrlichen Kunſt angewendet und 800 fl. fixer Gehalt reichen, ſelbſt bei der mäßigſten Art, nicht zu, mit einer zahlreichen Familie in einer großen Reſidenzſtadt ſorgenfrei zu leben, doch von der allerhöchſten Gnade und tiefen Einſicht des kunſtſinnigſten aller Könige läßt es ſich mit Zuverſicht erwarten, er werde die letzte Lebenszeit eines ſo ſeltenen Künſtlers durch eine beſſere Stellung in pekuniärer Hinſicht erheitern, und dereinſt voll Vatermilde für deſſen Familie ſorgen.

2.

Der Mann unterm Pantoffel.

„Dieſer oder Jener ſteht unter'm Pantoffel!" hört man tauſend Mal ſprechen; Jedermann kennt die Bedeutung, aber gewiß nicht den Urſprung des Sprichwortes welchen wir in Van Zuylens alter und ungemein ſelten gewordenen holländiſchen Chronik Cap. LXI. pag. 2013 auffanden, und ſomit hier mittheilen wollen, wobei man noch mit voller Beſtimmtheit verſichern kann, daß die folgende Anekdote aus der Sprache der Niederländer bisher niemals in eine andere übertragen worden iſt.

* * *

Vor mehr als dreihundert Jahren lebte zu Amſterdam ein artiger Junggeſelle, Namens: Jan van Hooſt, welcher ſehr frühe ſchon zu völliger Unabhängigkeit gelangt war und es mit einem, vom ſeligen Vater ererbten nicht unbeträchtlichen Fond und durch gewiſſenhafte Befolgung des alt holländiſchen Sprichwortes: „Ene onvertmoide Arbeid kommt alles teboven *), in wenigen Jahren dahin gebracht hatte, daß er unter den allerwohlhabendſten Kaufherren der alten ehrwürdigen Pfahlſtadt bei jeder Gelegenheit mitgenannt wurde.

Van Hooft beſaß eine ohnweit dem harlemer Holz gelegene ſehr große und weitläufige Lederfabrik und in der Stadt ſelbſt in der Nähe der St. Katharinenkerk, eine bedeutſame offene Lederhandlung, welche, als Wahrzeichen, einen koloſſalen Weiber-Pantoffel darſtellte, der in Mitte des Gewölbes an einer eiſernen Kette, gerade über dem Zahltiſche, hieng.

Seiner vielen wichtigern Geſchäfte hal-

---

*) Unermüdete Arbeit beſiegt alle Hinderniſſe.

der, welche Myn Herr Jan van Hooft ſtets auf der Börſe, in ſeiner großen Fabrik beim harlemer Gehölze und an andern Orten zu verrichten hatte, vermochte derſelbe nur zuweilen in ſeiner offenen Lederhandlung in der Stadt ſelber zum rechten zu ſehen und das Lederausſchneiden und Verkaufen war einem bewährten und treuen Ladendiener anvertraut welcher Jahr aus Jahr ein unter dem ungeheuern Pantoffel am Zahltiſche ſtand.

Herr Hooft war bereits in das vier und fünfzigſte Lebensjahr getreten, als ihm nachgerade einfiel, es ſey nicht wohlgethan, wenn der Menſch ſtets einſam und allein bliebe.

Gemächlich dachte unſer Fabrikant wohl noch fünf bis ſechs Jährchen wieder über dieſen ſeinen Einfall nach, da ſah Myn Herr ein gar reizendes und friſches achtzehnjähriges Mädchen, welches Maria Liefhoek hieß und, ſiehe da — plötzlich fieng das alte Leder Feuer.

Maria war arm, ſehr arm; der alte lederne Hageſtolz warb um der Jungfrau Hand und die Verwandten derſelben erwiederten in deren Namen ein freudiges Ja.

Nicht ohne Wehklagen und heimliche Seufzer mußte ſich Maria endlich doch dem Willen der Verwandten fügen und der Lederfabrikant führte das niedliche Bräutchen zum Altar.

Der ſonſt etwas ſteife und ungemein kalte Myn Herr Jan van Hooft ſchien, in dem nun ſchon erreichten ſechzigſten Lebensjahre plötzlich ſeine ganze Natur umwandelt zu haben, er zeigte ſich in ſeine junge Frau ganz kindiſch verliebt und bald gelangte der blödgewordene Alte dahin, daß er weder in ſeinem Hauſe, noch in ſeiner Fabrik, noch im Laden auch nicht das geringſte mehr zu befehlen hatte.

Nun ſtarb der alte Ladendiener, welcher ſo lange im Gewölbe an der St. Katharinenkerk unter dem großen Pantoffel Leder ausgeſchnitten und verkauft hatte, und Dame Maria war der Meinung, es gezieme ihrem lieben alten Eheherrn nun doch ein ruhigeres und bequemeres Geſchäft, als er ſeither betrieben und ſie hielt ferner dafür, es bleibe das erledigte unter dem großen Pantoffel im Ladengewölbe, ein gar paſſendes Plätzchen für ihr gutes Alterchen.

Allein das gute Alterchen, Myn Herr Jan van Hooft, verſpürte nicht die geringſte Luſt in ſich unter den Pantoffel zu wandern und wagte nach langer Zeit zum erſten Male, ſich der jungen Gattin Machtſprüche zu widerſetzen, allein Dame Maria weinte, ſchmeichelte, ſchmollte, lächelte wehmüthig, ſprach von ihrem nahen Tode, dann wieder von ſüßen Hoffnungen — trieb dieſes Unweſen unermüdet während mehreren Tagen, und das Ende vom Liede war, daß myn Herr Hooft einsweilen ſich unter den Pantoffel begab, doch ſollte dieſes nur eine proviſoriſche Verfügung bleiben, wie ſich der gute Mann ausdrücklich bedung.

Dame Maria brachte nun des Jahres größte Zeit in dem eleganten Landhauſe zu, welches ſich bei der Lederfabrike des alten Gatten neben ſeiner Lederfabrike befand.

Zur Beſorgung der Wechſel- und andern Geſchäfte, an und außer der Börſe, hatte Dame Maria einen jungen hübſchen Buchhalter, einen ihrer liebſten Jugendgeſpielen, engagirt, der nach beſorgten Geſchäften jeden Abend hinaus ans harlemer Hölzchen eilte, um zu der Fabrik und ſeiner reizenden Gebieterin zu ſehen, zu deren beſſeren Schutze der ſolide junge Mann billigerweiſe die Nächte auf der Villa zubrachte; indeſſen ſtand — oder wenn er ermüdete — ſaß Myn Herr Jan, von frühe Morgens bis ſpät Abends, unter dem öfters erwähnten Pantoffel, ſchnitt Leder aus und verkaufte es.

Anfangs fand Myn Herr Jan ſein neues Geſchäft etwas langweilig und er machte ſogar einige Male Miene demſelben entfliehen zu wollen, allein in ſolchen Fällen fuhr Dame Maria ſtets ſogleich nach der Stadt und myn Herr Jan kehrte dann nach angehörter Gardinenpredigt ſtets ſogleich wieder geduldig unter ſeinen Pantoffel zurück.

Wie endlich ſich der Menſch an jede — ſo gewöhnte ſich auch der alte gute Hooft an ſeine Pantoffelexiſtenz, ja er fand dieſelbe zuletzt ſogar behaglich und ſtand, ſaß, ſpeiste und ſchlief unter dem Pantoffel.

Myn Herr Jan erreichte ein hohes Alter; ſeit einer langen Reihe von Jahren war man gewohnt den Greiſen nur unter dem Pantoffel zu erblicken und ganz Amſterdam, Alt und Jung, nannte ihn den Pantoffelmann; man wußte auch recht gut, auf welche Art er an dieſes Plätzchen gelangt war und warum er es nicht mehr mied.

In ſeinem achtzigſten Lebensjahr wurde myn Herr Jan unter ſeinem Pantoffel vom Schlagfluſſe gerührt; man eilte zu ſeiner Hülfe herbei. Der Alte erhielt ſein Bewußtſeyn wieder; man wollte ihn aus dem Laden in eine bequemere Stube bringen, allein mit gewaltſamer letzter Anſtrengung aller ſeiner Kräfte, ſträubte ſich der Greis, indem er lallte: Nein, nein, nein, ich darf den Pantoffel nicht verlaſſen, bis es mein Mariechen das ſüße kleine Weib erlaubt; eilt hinaus nach dem harlemer Hölzchen und berichtet meinem Zuckerpüppchen was hier geſchah.

Das Zuckerpüppchen eilte zwar nach erhaltener Kunde ſogleich in die Stadt, allein als es dort ankam lag myn Herr Jan bereits tod unterm Pantoffel. Das ſüße Mariechen heyrathete in der Folge den ſchönen

Buchhalter, der neue Prinzipal aber hütete ſich klugerweiſe vor dem Pantoffel, indeſſen ſeit myn Herrn Jans Tod werden in Amſterdam, wie in der ganzen Welt, alle ſchnöden Weiberſklaven Pantoffelmänner genannt.

3.

Das Concert auf dem Rabenſteine.

Eine Criminalgeſchichte.

Jakob Dreier war der Sohn eines Dorfſchulmeiſters und erhielt von ſeinem Vater frühzeitig Unterricht in der Muſik, nämlich im Geſange und im Geigenſpiele vorzüglich.

Der kleine Jakob machte ungewöhnlich ſchnelle und bedeutende Fortſchritte, wurde, — zum Jüngling herangereift, um ſich in ſeiner Kunſt mehr noch zu vervollkommnen, — in die nahe große Hauptſtadt geſchickt und ſtellte ſich bald als enthuſiaſtiſcher ausübender Virtuos und genialer Componiſt dar, welcher Aufſehen erregte, aber auch, wie einſt der große Rameau, für nichts in der Welt, als für Muſik Sinn hatte und dieſelbe mit ſolcher Leidenſchaft trieb, daß er ſich kaum Zeit nahm, zu eſſen und etliche Stunden der nöthigſten Ruhe zu weihen.

Plötzlich erſchien in jener Hauptſtadt ein berühmter italieniſcher Violinſpieler Signor B..., der durch originelles und meiſterhaftes Spiel Kenner und Nichtkenner bezauberte und ſelbſt die vorzüglichſten heimiſchen Künſtler ganz und gar in Schatten zu ſtellen drohte.

Nichts war natürlicher, als daß die Eiferſucht und der Brodneid der letztern erwachten; man bildete Factionen um des Italieners Kunſt herabzuſetzen und durch Spott jeder Art verdächtig zu machen, allein alle dieſe Machinationen bezweckten nichts anderes, als die Triumphe des fremden Künſtlers zu vermehren annoch.

Der Held dieſer Anekdote, unſer Jacob, war zu ſehr unbefangener Neuling, um an den Umtrieben, welche gegen Signor B... angezettelt wurden, Theil zu nehmen, im Gegentheile bewunderte auch der junge Dreier des Welſchen außerordentliches Spiel; nur glaubte Jacob, daß ein ganz vortreffliches, in Cremona verfertigtes, Inſtrument, deſſen ſich der Italiener ſtets und ausſchließlich bediente, ungemein dazu beitrage, des Signors Talent zu verherrlichen.

Je öfter Dreier den Fremden ſpielen hörte, deſto feſter bildete ſich in jenem ſeine ſo eben berührte Meinung aus, und endlich gelangte der lebhafte, jugendliche Künſtler zu der fixen Idee, er würde auf des Italieners Inſtrument vermögen, gerade ſo ausgezeichnet zu ſpielen, wie dieſer, und ſothane lang genährte fixe Idee artete in eine kaum bezwingliche Manie aus, den Verſuch zu wagen. Allein Signor B... bewachte ſein Inſtrument mit derſelben characteriſtiſchen Aengſtlichkeit, wie ein eiferſüchtiger Alter die junge reizvolle Gattin, und war durch kein Flehen zu bewegen, die cremoneſer Geige irgend Jemanden in die Hand zu geben, und ſo ſchwer es ihm auch fiel, Jakob mußte der Hoffnung entſagen, den allerleidenſchaftlichſten ſeiner gegenwärtigen Wünſche in Erfüllung gehen zu ſehen.

So ſtanden die Sachen, als plötzlich ein furchtbarer Vorfall die ganze Hauptſtadt mit Entſetzen und Abſcheu erfüllte; man fand nämlich den Signor B... in dem Zimmer des Gaſthofes, in welchem er abgetreten war, eines Morgens in ſeinem Bette durch einen einzig glücklich geführten Stiletſtich ermordet und außer der cremoneſer Geige war von der bedeutſamen Baarſchaft und den vielen vorhandenen Pretioſen des Ermordeten auch nicht das Geringſte entwendet.

Der letztere Umſtand, der alleinige Abgang der Cremoneſerin vorzüglich, erregte bei Vielen den Gedanken, es dürfte die Mordthat durch einen mißgünſtigen Kunſtgenoßen des Signor, deren Zahl Legion war, vollführt worden ſeyn.

Die ſehr wachſame Polizeibehörde der Hauptſtadt richtete ihr Augenmerk auf mehrere Virtuoſen und ganz vorzüglich auf unſern Jakob, denn deſſen nicht ſelten an öffentlichen Orten mit unverkennbarer Leidenſchaft ausgeſprochener Wunſch, ein Mal Signors B... ſeltenes Inſtrument zu erproben, war kein Geheimniß geblieben. Man ſtellte in Geheim Haus- und Stubenviſitationen an und erſchöpfte ſich in ſogenannten polizeilichen Maaßregeln und Künſten, um dem Mörder des welſchen Virtuoſen auf die Spur zu kommen, aber alle angewendete Mühe blieb vergeblich — denn es wurde auch nicht das

Geringſte entdeckt, was Verdacht erregen oder beſtättigen konnte.

Jakob Dreier namentlich behielt ganz das ihm eigenthümliche unbefangene Weſen bei, bedauerte den ermordeten Signor herzlich und noch mehr aber die zu Verluſt gegangene Cremoneſerin. Uebrigens hielt ſich unſer Held noch geraume Zeit in jener Hauptſtadt auf, vervollkommnete ſich in der Kunſt zuſehends und mit Rieſenſchritten beinahe, ſo daß ſein Ruf immer höher ſtieg und mehr und mehr allerwärts ſeine genialen Compoſitionen geſucht und executirt wurden.

Von einem großherzigen für die Kunſt enthuſiasmirten Fürſten unterſtützt, trat der hoffnungsvolle deutſche Jüngling endlich eine Kunſtreiſe nach Italien an, um die letzte Hand an ſeine Ausbilduug zu legen.

* * *

Die bedeutſamſten und für den Tonkünſtler merkwürdigſten großen Städte Italiens hatte der deutſche Virtuos Dreier bereits geſehen und die ſonſt häufig in ſolcher Sphäre ungerechten Welſchen hatten dem ganz ungewöhnlichen und ausgezeichneten Talente des Ausländers allerwärts Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Jetzt — es waren ſeit Signor B...s Ermordung bereits drei Jahre verfloſſen — befand ſich unſer Held gerade in Venedig; er wollte von da über Trieſt und Wien nach der Heimath zurückkehren.

Dreier hatte — pour prendre congé — in der alten Dogenſtadt bereits ſein letztes öffentliches Conzert anſagen laſſen, denn am darauf folgenden Tage in aller Frühe gedachte er Venedig zu verlaſſen.

Ein zahlreiches Publikum drängte ſich herbei, den berühmten deutſchen Virtuoſen noch ein Mal zu hören; der Conzertſaal war bis zum Erſticken mit Hörluſtigen angefüllt.

Das Conzert begann; unſer Held erndtete

groſſen Beifall. Als aber zu guter Letzt Jakob ein Thema von eigner höchſt origineller Compoſition ſpielte, und dann beinahe eine volle Stunde lang über dasſelbe, die höchſte Meiſterſchaft bewährend, phantaſirte, und ſich, wie man zu ſprechen pflegt, ſelbſt übertraf; applaudirten die kunſtſinnigen Venetianer vollends wie die Tollen.

Der Virtuos hatte das Inſtrument bei Seite gelegt; das Conzert war zu Ende.

Der groſſe Haufen verlief ſich, allein vornehme Gönner und nähere Bekannte drängten ſich ins Orcheſter, um dem deutſchen Maeſtro noch einmal Lobſprüche zu zollen und ihm Glück zur Reiſe zu wünſchen.

Es hatte während des Conzertes, in der Nähe des Orcheſters, unbeweglich und einer Statue nicht unähnlich, tief in ſeinen Mantel gehüllt, ein hagerer langer Italiener an einer der Säulen des Saales gelehnt, den ſtechenden Blick unaufhörlich nach unſerm Helden gewandt.

Jakob hatte den Bewegungsloſen längſt bemerkt und ein kalter Fieberfroſt rüttelte den deutſchen Muſiker bei dem Anblick, denn hätte er nicht gewiß gewußt, es wandle Signor B.. nicht mehr unter den Lebenden, nothwendigerweiſe hätte er jenen Bewegungsloſen für denſelben halten müßen; wenigſtens blieb die Aehnlichkeit täuſchend genug, und unſer Held hatte Mühe ſich zu ermannen, um in ſeinem Spiele durch jenen Bewegungsloſen, der von ihm kein Auge verwendete, nicht verwirrt gemacht zu werden.

Während nun Dreier nach beendigtem Conzerte jenen erwähnten zudringlichen Höflichkeiten zu entgegnen ſich gezwungen ſah, verließ endlich auch der bis jezt Bewegungsloſe ſeinen bisherigen Standpunkt, trat ebenfalls ins Orcheſter, ergriff des deutſchen Maeſtros weggelegte Violine, betrachtete dieſelbe einen Augenblick lange ungemein aufmerkſam, legte das Inſtrument wieder auf die vorige Stelle, warf Dreiern noch einen ſonderbaren Blick zu und verließ ſofort mit ſchwankenden Schritten den Saal.

Auch unſerm Jakob wohnte, wie ſo manchen Virtuoſen, die Eigenheit bei, daß er ſein Lieblingsinſtrument nimmermehr in fremde Hände gab, als aber ſeine Geige jener geheimnißvolle hagere und lange Italiener ergriff, ſah man den deutſchen Künſtler erblaſſen, und als er bald darauf Unpäßlichkeit vorſchützte, glaubten ihm die zudringlichen Bekannten um ſo mehr und zogen ſich zurück.

Noch in derſelben Nacht verließ unſer Held Venedig.

* * *

Jakob Dreier traf nach Verlauf einiger Wochen wieder in ſeine Heimat und zwar in jener im Eingange dieſer Anekdote erwähnten groſsen Hauptſtadt ein, welcher der Künſtler ſeine erſte Ausbildung zu verdanken hatte.

Ein bedeutſamer Ruf war unſerm Helden vorausgegangen; man war dort auf den berühmten Landsmann ſtolz; man empfieng ihn mit Auszeichnung und die erſten Familien ſtritten ſich um den Vorzug, ihn bei ſich als Gaſt zu ſehen; doch in einer ſeltſamen Art änderte ſich nach wenigen Tagen die Scene.

Eines Morgens verbreitete ſich durch die ganze Stadt das Gerücht, es ſey in verwichener Nacht der berühmte Virtuoſe Dreier von Häſchern aus dem Bette geholt, und eines gräſslichen Verbrechens beſchuldiget, in das Criminal-Gefängniſs geführt worden.

Das Gerücht hatte nicht gelogen; ſchon des andern Tages wurde unſer Held vor ſeinen Richter geſtellt.

Auf dem ſchwarz behangenen Tiſche lag

Jakobs Lieblingsinſtrument. eine cremoneſer Geige, und dicht darneben ſtand jener lange hagere Italiener, deſſen Gegenwart und Benehmen unſern Helden bereits im Conzertſaale zu Venedig in Unruhe verſetzt hatte.

Dreier erblaßte und bebte ſichtbar, als er den Italiener erblickte; ein Umſtand, welchen die Richter ſogleich protocolliren ließen.

Der Italiener ſagte folgendes aus;

Ich heiße Antonio B..., bin Opernſänger und ein Bruder des berühmt geweſenen Violinſpielers B..., welcher vor drei Jahren in dieſer Stadt meuchlings ermordet wurde.

Mein Bruder beſaß eine wundervolle Geige, deren Ton und Bauart vielleicht nicht mehr ihres Gleichen hat.

Als vor einigen Wochen dieſer Maeſtro ſich in Venedig auf der Violine öffentlich producirte, beſuchte auch ich das Conzert, allein bei dem erſtem Striche, den Signor

Dreier auf ſeiner Geige ausführte, glaubte ich in derſelben ſogleich das mir genau bekannte Inſtrument meines ermordeten Bruders zu erkennen.

Ich wollte mir Gewißheit verſchaffen, und trat daher, als nach beendigtem Conzerte der Maeſtro das Inſtrument bei Seite gelegt hatte, in das Orcheſter, nahm die Geige in die Hand und — mir wurde Gewißheit.

Der Italiener ergriff bei den letzten Worten abermals das auf dem Tiſche liegende Inſtrument, drückte an einer unſichtbaren Feder an deßen Halſe und des ermordeten Signors B... Tauf- und Familiennamen wurde ſogleich an demſelben in zierlich eingelegter Silberarbeit ſichtbar.

Unſer Jakob erblaßte und erbebte hier neuerdings und wollte ſprechen — allein die Zunge verſagte ihm ihre Dienſte.

Der Vorſitzer des Gerichtes erhob nun ſeine Stimme und ermahnte den Angeklagten ſehr ernſt, genau anzugeben, auf welche Art er zum Beſitze der myſteriöſen Cremonenſerin gelangt ſey.

Es war indeſſen unſerm Helden gelungen ſich wieder zu ermannen und mit ziemlicher Ruhe gab er nun zu Protocoll: Er erkenne vorliegendes Inſtrument als ſein rechtmäßiges Eigenthum an und habe daſſelbe auf ſeiner Reiſe von Rom nach Florenz in einem kleinen Dorfe von einem ihm unbekannt gebliebenen Reiſenden erkauft.

Uebrigens wußte Dreier auf ferneres Befragen weder jenes Dorf noch den Namen des Verkäufers, ja ſelbſt nicht ein Mal den Vetturino, mit welchem er dazumal ſelbſt gegereiſt war, näher zu bezeichnen.

Den Richtern war nicht unbekannt geblieben, daß unſer Held ſchon vor drei Jahren unmittelbar nach der Ermordung des Signor B... als hochverdächtig beobachtet wurde. Dieſer Umſtand, vereiniget mit dem Entſetzen, welches den Angeklagten bei dem Anblicke des als Kläger aufgetretenen Bruders des Ermordeten befallen, dann der kurze und wenig bedeutſame Rechtfertigungsverſuch Dreiers zu guter Letzt — alle dieſe Thatſachen entſchuldigten die Verhaftnehmung des Virtuoſen und deſſen einſtweilige Feſthaltung gewiß in einem hohen Grade.

* * *

Ein ſehr berühmter Criminaliſt, der geheime Hofgerichtsrath v. L..., war ſpeziell mit der Unterſuchung gegen Dreiern beauftragt.

In Stellung der verfänglichſten Fragen und in Auffindung der ſeltſamſten Mittel, verdächtige Gefangene zum endlichen Selbſtgeſtändniß ihrer begangenen Verbrechen zu bringen, ſuchte Herr v. L... ſeinen Meiſter, doch bei dem Muſiker ſchien ſeine Kunſt ſcheitern zu wollen, denn Jakob war vorſichtig genug, ſich in keine weitläufigen Diskurſe einzulaſſen und wiech nimmermehr, auch mit keinem Jota, von ſeiner einmal gemachten erſten Ausſage ab.

Es war nahe daran, daß unſer Held, wegen Mangel zureichender Beweiſe, ab instantia abſolvirt und ſeiner Haft einsweilen entlaſſen werden ſollte, da wagte der Hofgerichtsrath v. L... noch einen Verſuch, in der dunklen Angelegenheit Licht herbei zu führen, welcher ſeinem pſychologiſchen Scharfblicke in der That zu großer Ehre gereichte.

Dreier hatte während ſeiner nun ſchon mehrere Wochen andauernden Gefangenſchaft öſters dringend gebeten, man möchte ihm zu ſeiner Zerſtreuung eine Geige in den Kerker geben, allein ſtets war ihm die Bitte abgeſchlagen worden.

Nun hatte unſer Held in der langen Einſamkeit, blos vermittelſt ſeiner lebhaften Phantaſie, ohne Inſtrument, ja ſelbſt ohne Notenpapier und anderen Schreibmaterialien, mehrere Thema und Variationen componirt, deren Effekt auf dem Inſtrument zu erproben der geniale Künſtler voll heißer leidenſchaftlicher Sehnſucht wünſchte.

Auf dieſen Umſtand gründete der Unterſuchungscommiſſär einen ganz eigenthümlichen Plan.

Ganz unvermuthet wurde Dreier eines Tages wieder vor ſeinen Richter geführt.

Die öfters erwähnte Cremoneſerin lag wie gewöhnlich auf der Tafel.

Der Hofgerichtsrath v. L... hub an: Mein Herr Dreier! vergebens fahren Sie fort Ihre unſelige That zu leugnen; glauben Sie mir innerhalb kurzer Zeit werden gegen Sie Beweiſe ſprechen, deren Aufbringung Sie vielleicht jetzt für unmöglich halten, zu Ihrem eigenen wahren Beſten ermahne ich Sie zum letzten Male — geſtehen Sie! — längſt haben Sie gewünſcht, ein Inſtrument in den Kerker nehmen zu dürfen, es ſey ihr Wunſch gewährt für den Fall, daß Sie heute die Wahrheit bekennen, anſonſt möchte es ſich fügen, daß Ihre Finger hienieden nimmermehr eine Saite berühren dürften.

Unſer Held hatte indeſſen beſtändig mit der Cremoneſerin geliebäugelt; ſeine Wangen glühten, ſeine Augen funkelten; unwillkührlich ſtreckten ſich ſeine Hände nach der lange, lange und ſchwer vermißten Geliebten aus — doch ſchnell zog der v. L... das Inſtrument zurück.

Voll leidenſchaftlicher Haſt fragte Jakob nun: Herr Hofgerichtsrath! wollen Sie ſich mir mit ihrer Ehre verpflichten, daß ich nach abgelegtem Bekenntniſſe bis zum letzten Odemzuge im ungeſtörten Beſitze der Cremoneſerin bleiben und ſtets auf derſelben werde ſpielen dürfen? —

Hier meine Hand — erwiederte der v. L..., wenn Sie ein befriedigendes Bekenntniß ablegen, ſollen Sie bis zum letzten Ihrer Augenblicke ungehindert auf dieſer Geige ſpielen dürfen.

Nun wohlan denn — rief hierauf Dreier — laſſen Sie protokolliren: Ich habe den Signor B... vor drei Jahren durch einen Dolchſtich ermordet und ihm dieſes Inſtrument hier geraubt.

Während die Richter den Unglücklichen noch anſtarrten, hatte dieſer ſich ſchon der Cremoneſerin bemächtiget und hub ſogleich mit einem Kunſtaufwande und einer Zartheit an auf dem Inſtrumente zu phantaſiren, daß alle Anweſende für den Augenblick an nichts anderes dachten, als mit offenen Ohren dieſen Göttertönen zu lauſchen.

Als man ſich wieder ermannte, wurde der Delinquent angehalten die nähern Umſtände der verübten Mordthat anzugeben, welche zu erzählen uns der geneigte Leſer wohl gerne erlaſſen wird, da dieſelben im weſentlichen nichts vorzüglich Intereſſantes enthielten und ſehr jenen Nebenumſtänden gliechen, welche in ſo vielen Criminalgeſchichten vorkommen.

Von nun an ſpielte Dreier Tag und Nacht in ſeinem Kerker auf der Cremoneſerin, ganz in ſich ſelbſt und in die Kunſt verloren, dem Anſehen nach gänzlich unbekümmert um die drohende nächſte Zukunft.

Er wurde unwillig, wenn man ihn ferner vor einen Richter führte, berief ſich in allen Theilen auf das einmal abgelegte Geſtändniß und brachte, ſelbſt auf die dringendſte Ermahnungen und Warnungen keine Sylbe zu ſeiner Vertheidigung vor.

Nichts deſto weniger wurde dem Künſtler, ex officio, ein Anwald beſtellt, welcher deſſen ſchlimme Sache führen mußte.

Dieſer Anwald, ein ſehr talentvoller, gewiſſenhafter junger Mann, gab ſich alle erdenkliche Mühe, wo möglich ſeinen Clienten zu retten.

Der ſinnige Defenſor ſtellte unter andern den Satz auf: es grenze der höchſte Kunſt-Enthuſiasmus bekanntlich an Wahnſinn*), eine im Wahnſinn vollbrachte That könne aber ſelbſt geſezlich nicht nach dem Buchſtaben des Geſetzes beſtraft werden und daß Jakob Dreier durch die Kunſt wirklich geiſtesverrückt geworden, geweſen und noch ſey, deute ſein ganzes Benehmen klar genug an.

Der gute Mann hatte gut ſprechen; man hörte ihn an, lächelte, ſchalt ihn am Ende ſelbſt einen Enthuſiaſten; der unglückliche Jakob Dreier aber wurde durch Urtheil und Spruch in optima forma verdammt, ſeine Schuld durch des Nachrichters Schwert auf dem Schaffotte zu büßen.

* * *

Mit unerhörter Kaltblütigkeit hörte unſer Held ſein Urtheil an, als es ihm in ſeinem Kerker verleſen wurde und kaum ſchwieg der zu dieſem Geſchäfte abgeordnete Commiſſarius, da fuhr Jakob fort mit voller Seele auf der Cremoneſerin zu phantaſiren, als ob er, wie man ſcherzweiſe zu ſagen pflegt, hundert Jahre nach der Ewigkeit noch zu leben hätte.

---

*) Viele Kunſtprodukte unſerer Zeit ſcheinen in der That die Anſichten dieſes Advokaten rechtfertigen zu wollen.

Der Hofgerichtsrath v. L... ſorgte dafür, daß das von ihm dem Delinquenten gegebene Wort pünktlich gehalten wurde; Jakob blieb in den letzten Stunden ſeines Lebens noch im Beſitze der Cremoneſerin, und die Hände durften ihm, auf dem Rabenſtein ſelbſt, nicht gebunden werden.

Der Delinquent wurde auf einem zweirädigen Karren nach dem Schaffot geführt; ein ehrwürdiger Vater Kapuziner ſaß neben ihm. Der Kapuziner verſchwendete eine Maſſe Ermahnungen und Troſtworte an den armen Sünder, dieſer aber phantaſirte fortwährend auf der Cremoneſerin, freundlich lächelnd und ſchweigend dem guten Pater zunickend, aber offenbar mehr den Tönen der Geige, als der Predigt Gehör ſchenkend.

Auf dem Rabenſteine angelangt, war Dreier kaum entkleidet, da griff er noch ein Mal nach der geliebten Cremoneſerin. Auf der armen Sünder Stühlchen ſitzend, executirte Jakob ein eignes von ihm für dieſen gräßlichen Moment erfundenes Thema — gleichſam ſeinen Schwanenſang.

Ungemein rührend, wehemüthig, originell klang die Weiſe — der Virtuos variirte auf dem Inſtrumente mit einem Kunſtaufwande, der alle Anweſenden bezauberte und beinahe die Situation des Künſtlers vergeſſen ließ; der Nachrichter lehnte, aufmerkſam lauſchend, auf ſein breites blankes furchtbares Schwert geſtützt; der rohe Spitzwürfel ſperrte weit den unförmlichen Mund auf; der mit erhobenem Kruzifixe auf den Stufen des Schaffots ſtehende Pater Kapuziner verſtummte, voll Erſtaunen nach dem kunſtfertigen armen Sünder hinſtarrend; doch während dieſer noch immer nicht zur Schlußpaſſage gelangen mochte, pfiff plötzlich des Nachrichters gräßliches Schwert durch die Luſt und hoch hielt Spitzwürfel des armen Sünders abgeſchlagenes Haupt, deſſen Augen noch begeiſtert zur Höhe ſich richteten, deſſen Mund wehmüthig noch lächelte.

Einige Sekunden blieb der Rumpf des armen Sünders in der alten Lage auf dem Stuhle ſitzen, die Arme hielten die Geige noch und einige Anweſende behaupteten ſogar, es habe, nach bereits getrenntem Haupte der rechte Arm des Rumpfes, vermittelſt des Fidelbogens, der trefflichen Cremoneſerin noch einen leiſen zitternden aber reinen Ton entlockt, eine Behauptung, deren Wahrheit wir um ſo weniger in Zweifel zu ziehen verſucht ſind, da wir ſelbſt mehrere kopfloſe Menſchen kannten, welche ganz vortrefflich auf der Geige ſpielten.

3.

Des Teufels Luſtſchlößchen
oder
Paul und Virginie.

Zu einer Zeit, in welcher man noch mehr an Gott und Teufel glaubte, als in unſern Tagen, gegen den Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts nämlich, lebte in einer deutſchen Reſidenzſtadt, ein junger Menſch, Namens **Paul Rundbart**, der im Hofſtalle des regierenden Fürſten als Reitknecht angeſtellt war.

Rundbart war ein hübſcher, blühender, und ſchlanker Jüngling, ſtets ſorgfältig gekleidet; und in der erhabenen Kunſt vom hohen Bocke herab die Pferde zu bändigen und zu lenken, that es unſerm jungen Reichtknecht kaum der hochberühmteſte Meiſter im Fache, **Jeremias Schnurwichſe**, Sr. Durchlaucht des Fürſten wohlbeſtallter erſter Leibkutſcher zuvor.

Nun hatte aber ſo eben erwähnter Jeremias ein achtzehnjähriges Töchterlein, Namens Virginie; ein dermaßen blankes und anmuthiges Jungfräulein, das auf dasſelbe der ganze fürſtliche Hofſtall, (vom erſten adelichen Stallmeiſter angefangen, bis herab auf den jüngſten Troßjungen, doch das liebe Vieh ausgeſchloſſen,) Blicke der heißeſten Sehnſucht wandte; Keinem aber wurden von Seite der Jungfrau Virginie ſothane Blicke freundlicher erwiedert, als dem holden Reit-Jünglinge Paul.

Die Thatſache zeugte von der Sinnigkeit der Leibkutſchers-Jungfrau, denn ohnſtreitig blieb der junge Rundbart für ſie einer der geeignetſten Eheſtandskandidaten, welchem die ſchönſten Hoffnungen winkten. Sereniſſimus kannten und ſchätzten die Talente Pauls und hatten bereits mehrere Male ſchon zu verſichern allergnädigſt geruht, wie ſolch ſeltenes Genie noch dereinſtens gewiß belohnt und erhoben werden würde, und es war nicht zu beſtreiten, daß Allerhöchſtdieſelben die Verdienſte Allerhöchſtdero Reitknechte und Schuhputzer beßer zu würdigen verſtanden, dann jene Allerhöchſtdero geheimen Räthe, welche Sereniſſimus ſchon öfters ſammt und ſonders dicke dumme Maſtochſen zu betiteln allerungnädigſt geruht hatten.

Enfin — Paul Rundbart machte Virginien ſo zierlich den Hof, als es von einem fein gebildeten fürſtlichen Hofſtallknechte in jener Zeit zu erwarten ſtand und die Jungfer Leibkutſcher ließ ſich das alles recht gut gefallen; als aber endlich darüber Jahr und Tag verſtrichen waren und Paul den längſt erwarteten förmlichen Heirathsantrag noch immer nicht von ſich geben zu wollen geneigt ſchien, verlor — wie gar ſehr zu entſchuldigen — das Mädchen die gute Laune und es fand zwiſchen den Pärchen ein Mal die folgende zärtliche und zartſinnige Erklärung ſtatt:

Virginie (Indem ſie *Pauls* Liebkoſungen unwillig abwehrt.) Laſſe mich der Monſieur Haſenfuß zufrieden; thut er nicht immer, man möchte meinen Wunder — was! wenn er mich denn gar ſo lieb hat, ſo heirathe Er mich — ſonſt weiß man ja gar nicht, wie man daran iſt.

Paul. Ach herzallerliebſter Schatz! nichts lieber als das, längſt hätte ich Ernſt gemacht, aber ich habe einen Fehler an mir, den, wie man ſpricht, *ſelbſt der Teufel nicht ſoll aushalten können* und nun gar ſolch' ein Engel wie *Sie* — ich fürchte nur, wenn die Jungfer von meinem Fehler hört, ſo wird Sie die Luſt verlieren; mich im *Ernſts* heirathen zu wollen.

Virginie. (Sehr erſchrocken) Nun das ſind mir ſaubere Geſchichten. Der Menſch hat einen Fehler, der ihm's heirathen verbietet! warum hat Er das nicht früher geſagt, ehe Er mich in der Leute Mäuler gebracht? — doch rede Er, was iſt es für ein Fehler?

Paul. (Das Geſicht mit den Händen bedeckend) Ach theuerſter Schatz! ich kanns nicht ſagen, ich ſchäme mich gar zu ſehr! —

Virginie. [Mit den Füßen ſtampfend] Ob Er jetzt gleich reden will, oder der Henker ſoll' mich holen, wir haben heute uns geſehen und dann nicht wieder.

Paul. Nun wenn es denn durchaus ſeyn muß, ſo höre die Jungfer: Ich ſchnarche im Schlafe ſo heftig und furchtbar, daß es ſelbſt die fürſtlichen Leibroſſe nicht vertragen können und unruhig werden, wenn ich in deren Nähe ſchlafe, deshalb bin ich auch verdammt worden, mein Nachtlager in einem der entfernteſten Winkel eines abgelegenen Heubodens aufzuſchlagen; aber nun bedenke die Jungfer —

Virginie. (Ihn unterbrechend und freudig) Beſter herzallerliebſter Paul! uns hat die Vorſehung für einander beſtimmt; ich ſchnarche ſelbſt im Schlafe, daß es kein Pferd und, was noch mehr ſagen will, daß es ſelbſt mein Vater nicht ertragen konnte, den ſonſt ſelbſt Kanonendonner nicht zu erwecken vermochten und dieſer Fehler hat mich zur Nachtszeit auch in die höchſte Bodenkammer in unſerm Hauſe verbannt. —

Genug! nach dieſen intereſſanten Eröffnungen verſtändigte ſich unſer Paar und es hub an ihm klar zu werden, daß es für einander geſchaffen. Paul warb beim fürſtlichen Hof-Leibkutſcher um Virginiens Hand und erhielt weder von Vater noch Tochter einen Korb.

Nachdem des Prieſters Einſegnung geſchehen war, ſtiegen Paul von ſeinem Heuboden, Virginie aus der Bodenkammer hernieder. Das junge Ehepaar hatte ſich eine freundliche eigene

Wohnung in einem belebten Theile der Reſidenz gemiethet, aber Hilf Himmel! nach wenigen Tagen ſchon führten ſämmtliche Bewohner der Straſſe, in welcher unſer Pärchen ſich eingemiethet hatte, Klage bei einer hochpreißlichen Local-Polizei-Behörde, ſintemalen Niemand mehr ſchlafen konnte, ob der entſetzlichen Schnarcherei, welche Paul und Virginie jede Nacht vernehmen ließen.

Die Sache machte Aufſehen und kam ſelbſt Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürſten zu Ohren, welche über Pauls und Virginiens ungemeines und ungezogenes Schnarchen dermaſſen zu lachen allergnädigſt geruhten, daß Allerhöchſt-Sie ſich veranlaßt ſahen, ſich den allergnädigſten Bauch halten zu müßen. Es lieben nicht die Großen, daß die Kleinen über ſie lachen, allein im Gegenſatze pflegt das Gelächter der Großen den Kleinen öfters erſprießliche Früchte zu tragen.

Unfern der Reſidenz befand ſich in einem anmuthigen Thale das ſehr ſchöne Landhaus, einſt das Eigenthum eines urſprünglich aus Italien ſtammenden alten Geſchlechtes, der Grafen Furioſo.

In einer echt hochpoetiſchen Weiſe hatten die Furioſo geendet; zwei Brüder — Zwillinge — blühten als letzte Sproßen des Stammes, da erſchoß der eine Herr Bruder den andern, aus Eiferſucht, im Walde und ſchnitt ſich ſofort ſelber, ganz verzweiflungsvoll, mit einem ſcharfen Raſiermeſſer den Hals ab.

Hab' und Gut der erloſchenen Furioſos fiel von Rechtswegen dem Landesherrn zu, allein es vermochte in oben erwähnten herrlichen Landhauſe Niemand auszuhalten, weil, ſeit dem Selbſtmorde des letzten Furioſo, in demſelben der Teufel ſelbſt ſein Weſen trieb, daher es auch nicht anders, als des Teufels Luſtſchlößchen genannt wurde.

Iſt es doch ein altes Sprichwort: „der

Kerl ſchnarcht, daß es der Teufel ſelbſt nicht aushalten kann!“ darum ſollen mir Paul und Virginie, die Schnarcherfamilie, den Teufel aus meinem Luſtſchlößchen vertreiben — alſo decidirte Se. Durchlaucht der regierende Fürſt allergnädigſt, indem ſie über allerhöchſtdero eigenen ungemein witzigen Gedanken abermals ganz unbändig zu lachen beliebten.

Paul und Virginie mußten des Fürſten Luſtſchloß beziehen und in der That ihrem vereinigten Schnarchen gelang es, den Teufel ſelber aus ſeinem bisherigen Reviere zu vertreiben.

Unſer Pärchen ſtieg mit jedem Tage höher in der Gnade Sr. Durchlaucht. Die reitzende Virginie wurde ſelbſt öfters zu geheimen Unterredungen in das Kabinet des Fürſten beſchieden, und Paul ſah ſich nach ſeines Schwiegervaters Tode zum geheimen erſten Leibkutſcher ernannt.

Nur eine einzige Frucht, ein holder Sohn, Amadaeus genannt, entſproß aus jener Ehe, welchem Se. Durchlaucht allerhöchſtdero allergnädigſte Gnade in einem ganz vorzüglich hohen Grade allergnädigſt zuzuwenden geruhten.

Es durfte Amadae nicht den hohen Thron ſeiner Väter, den Kutſchbock nämlich, beſteigen, ſondern er mußte ſtudiren. Der Knabe entwickelte ausgezeichnete Talente und zeigte Sinn für die Intrigue, daher man in der Folge wohl daran that, ihn dem diplomatiſchen Fache zu weihen.

Es ſtieg Amadae ſchnell von Stufe zu Stufe und wurde, als Freiherr v. Schnarcher, von Sr. Durchlaucht endlich in den Adelſtand ſogar erhoben; es verehrt das noch heutigen Tages im ***** lande blühende wackere und hochgeachtete Geſchlecht derer v. Schnarcher in jenem Amadae ſeinen

Stammvater und in des Teufels Luſtſchlößchen, anjezt Schnarcherburg genannt, ſein Stammſchloß.

5.

An Petrarca.*)

Zum 6. April 1827. **)

Che bel fin fa, chi ben amando more.

Petrarca.

Wohl ſind fünfhundert Jahre ſchon entſchwunden,
Daß Dir ein Paradies ſich aufgeſchloſſen
In Lauras Augen, als ſie, hingegoſſen
In Morgenandacht, ewig dich gebunden!

---

*) Dieſes und die zwei folgenden Sonette ſind eine freundliche Gabe, welche der geiſtreiche Ueberſetzer der Thomſonſchen Jahreszeiten Herr Fr. W. Bruckbräu der 3ten Skizzen-Sammlung ſpendete.

**) Am 6. April 1327 erblickte Petrarca, Italiens göttlicher Dichter, zum erſten Male Laura de Sades in der Kirche zur heil. Clara in Avignon; ſie ſtarb am 6. April 1348 als ein Opfer der Peſt. Da ſie ſchon vermählt war, konnte ſie die ſeine nicht werden; wohl aber durfte er ſie, nach jener Zeiten Geiſte, laut feiern als die Geliebte ſeines Herzens. Petrarca war ob Laurens Hinſcheiden untroſtlich, und wie er ſie im Leben an 20 Jahre gefeiert hatte, feierte er ſie auch noch viele Jahre nach ihrem Tode.

Die Seligkeit, die damals Du empfunden,
Da Sehnſucht-Thränen hoffnungslos gefloſſen,
Auch mein gebrochnes Herz hat ſie genoſſen,
In unvergeßlich-bitter-ſüßen Stunden!

Derſelbe Tag, der Dich emporgetragen
Zu reinſter Liebe unnennbaren Wonnen,
Hat auch die Todeswunde Dir geſchlagen!
Unſterblich aber lebſt Du in den Herzen,
Umſtrahlt von Liebes- und Geſanges-Sonnen:
„Wer ſchön in Liebe ſtirbt, fühlt keine Schmerzen!“ —

6.

Cannings 1) Tod.

Why wert thou ravish'd from our hope so soon?
What now avails that noble thirst of fame,
Which stung thy fervent breast? that treasur'd store
Of knowledge, early gain'd? that eager zeal
To serve thy country? — — — — —

---

1) Herr Georg Canning, erſter Miniſter Englands, wurde geboren 1770, und ſtarb am 8. Auguſt 1827 zu Chiswick, angeblich an einer Gedärmentzündung.

What now, alas! that life-diffusing charm
Of sprightly wit? that rapture for the Muse,
That heart of friendship, and that soul of joy,
Which bade with softest light thy virtues smile?
Ah! onlyschew'd, to check our fond pursuits,
And teach our humbled hopes that life is vain! 2)

I. Thomson.

O weine Albion! die blut'gen Zähren
Des Jammers, deine Säule iſt gefallen, —
Dein Canning, ja, Dein Herrlichſter von Allen,
Du ſahſt den großen Geiſt ſich groß bewähren!

---

2) „Warum wurdeſt du ſo bald unſerer Hoffnung entriſſen? wozu nun jener edle Durſt, nach Ruhm, der Deine heiße Bruſt durchglühte? die reichen Schätze der Wiſſenſchaft früh gewonnen? der Feuereifer, deinem Vaterlande zu dienen? — Was nun, ach! jener lebenſtrömende Reiz des muntern Witzes? — jene Begeiſterung für die Muſen, das Herz voll Freundſchaft, die Seele voll Freude, die deine Tugenden im mildeſten Lichte uns lächeln ließ? Ach, nur erſchienen, um unſere liebſten Entwürfe zu täuſchen und unſere gedemüthigten Hoffnungen zu lehren, daß das Leben eitel ſey!“

Wer dämmet nun das ſchwer verhaltne Gähren?
Verödend wird bald durch des Friedens Hallen,
Der Schlachtenruf empörter Völker ſchallen,
In Blut zu baden beide Hemiſphären!

Verzaget nicht, die ihr auf Gott vertrauet,
In der verhängnißvollen Prüfungsſtunde:
Die wahre Freiheit kann nie untergehen!
Sein Leib erlag; doch was er kühn gebauet,
Wird ſchirmend ſtets ſein Rieſengeiſt umwehen!

7.

An der entſeelten Hülle
der Frau
Klara Metzger-Veſpermann.*)

O Tag des Jammers mußteſt du erſcheinen
So früh, ſo raſch, wie auf des Blitzes Schwingen,
Das Machtgeboth des Todes zu vollbringen,
Den ſchweren Schlag, den Tauſende beweinen!

---

*) Dieſe hochberühmte königlich-bayeriſche Hof- und Kammerſängerin ſtarb den 6. März 1827 an einer Entzündungskrankheit in einem Alter von 27 Jahren 11 Monden.

O Muſe des Geſanges! weh! von deinen
Der Melodie geweihten Lippen dringen
Nie mehr die Zaubertöne! Sie verklingen,
Die alles Herrliche in ſich vereinen!

Gelähmet von der Bürde dieſer Klage,
Kann deinen Ruhm nicht nach Verdienſt verklären
Mein ſchwaches Lied, am Ende deiner Tage:

Doch in die Heimath biſt du fortgezogen,
In's güldne Wunderland der Himmels-Sphären,
Woher du kameſt auf Geſanges-Wogen!

8.

Die unverſchämteſten Lügner.

Ich verdanke folgende Anekdote einem franzöſiſchen Offiziere, deſſen Vater einſt viel mit dem berüchtigten Caglioſtro verkehret hatte und — den Betheurungen meines Gewährmannes zu Folge — befindet ſich dieſelbe bis jetzt nirgends abgedruckt.

* * *

Graf A. Caglioſtro ſaß eines Abends im Theater zu Paris in der Loge neben der alten, ungemein reichen, aber als etwas einfältig bekannten Gräfin St. S*m*n, als gerade Voltaires neues Trauerſpiel: „Mariamne" gegeben wurde.

Dieſe Mariamne*) war bekanntlich die unglückliche Gattin des Herodes, desſelben, der in den heiligen Büchern bei der Geburt Jeſu, die entſetzliche Rolle als Mörder einer Legion unſchuldiger Kinder ſpielt.

Nichts war natürlicher, als daß während

---

*] Auch der berühmte ſpaniſche Dichter Calderon hat den Stoff zu einem dramatiſchen Gedichte benützt. Merkwürdig aber bleibt übrigens annoch die Aehnlichkeit, welche die Geſchichte Mariamnens mit jener der Anna Bolen, Gattin Heinrich VIII. von England, hat. Unter dem Titel: *Mariamne, a tale of Palestina*, iſt i. J. 1826 in London ein höchſt anziehender Roman erſchienen, von welchem die E. Fockeſche Buchhandlung in Leipzig, vor kurzem erſt, nun auch eine deutſche Uebertragung geliefert hat.

den Zwiſchenacten die Unterhaltung auf jene graue Vorzeit fiel, in welcher ſich die Tragödie bewegte. Unſer Abentheurer und die Gräfin St. S*m*n führten unter andern folgendes ſeltſame Geſpräche:

Caglioſtro. Ich kannte den Herrn Jeſus Chriſtus recht wohl, er gehörte dazumal unter meine vertrautern Freunde und war ein beleſener Mann von viel Welt. Oft wenn er in Jeruſalem Morgens bei mir die Chocolade nahm, ſagte ich ihm im Vertrauen: Freund Jeſu! traut den Juden nicht, außer Euch ſind die andern alle gefährliche Canaillen — aber ach! meine Worte waren leider in den Wind nur geſprochen.

Die Gräfin. (ungemein erſtaunt.) Wie ſonderbar ſprechen Sie aber denn, Herr Graf! wenn Sie unſern Herrn und Heiland perſonlich zu kennen die Ehre gehabt hätten, wären Sie ja viele Jahrhunderte alt?

Caglioſtro. Mit dem geſtrigen Tage

habe ich das zweitauſend und ſechs und dreißigſte Lebensjahr zurückgelegt.

Die Gräfin. Das iſt nicht möglich.

Caglioſtro. Erlauben Ihro Gnaden — er pocht an die Logenthür, ſein Kammerdiener, ein junger gewandter Burſche tritt herein.]

Caglioſtro. Sage mir Grégoire! erinnerſt Du Dich nicht mehr an den Herrn Jeſus Chriſtus, der in Jeruſalem häufig bei mir frühſtückte? —

Grégoire. Verzeihen Ew. Gnaden, ich befand mich dazumal nicht in Jeruſalem; Hochdieſelben hatten mich in Bethlehem, im Gaſthof zum Hohenprieſter genannt, zurückgelaſſen, wo ich vom Nervenfieber ergriffen worden war.

Caglioſtro. Ah ganz recht, ich erinnere mich; wie lange biſt Du denn ſchon bei mir?

Grégoire. Ich habe die Ehre neunzehnhundert und drei Jahre in Ew. Excellenz Dienſten zu ſtehen.

Auf einen Wink Caglioſtros verließ der Herr Grégoire die Loge wieder und die bornirte St. S*m*n war — ganz und gar myſtifizirt. Der Abentheurer vertraute der Gräfin ſofort, er beſitze das Geheimniß, ein Elixir zu fabriziren, welches, wenn man davon regelmäßig alle Tage ein Tröpfchen auf Zucker zu ſich nehme, das menſchliche Leben ohne Anſtand ins unendliche zu verlängern geeignet ſey und veralteten Körpern ſehr bald die fraicheur der Jugend wieder verleihe.

Madame de St. S*m*n brachte für eine ſehr bedeutende Summe eine große Flaſche des köſtlichen Lebens-Elixires an ſich und bediente ſich desſelben mit ängſtlicher Pünktlichkeit, allein die Runzeln der Gräfin wollten ſich nicht glätten, das ehemalige Feuer des Auges nicht zurückkehren, die längſt ausgefallenen Zähne nicht wieder wachſen, und nach Verlauf eines Jahres entſchlief die leichtglaubige Dame ſanft in ihrem Herrn.

9.

Der ſchlaueſte Dieb.

Bei einem großen Kirchenfeſte in der Kathedrale zu Livorno wurden einſt von einer untern Altarbekleidung mehrere ſehr koſtbare Perlen abgeſchnitten. Jedermann ſtaunte über dieſen kühnen Frevel, der in Gegenwart einer ungeheuern Menſchenmenge vollführt worden ſeyn mußte, allein alle und ſelbſt die vorſichtigſten Maaßregeln, welche hätten dazu führen können, den Dieb auszumitteln, blieben lange fruchtlos. Endlich — es waren ſeit Vollführung jenes Diebſtahls bereits Jahr und Tag verſtrichen — bot ein wohlgekleideter Mann ſpät Abends einem Juwelenhändler eine koſtbare Perle zum Kaufe an, welche der Juwelier ſogleich für eine aus der Kathedrale geraubte erkannte.

Der Juwelenhändler war ein kluger und ſchnell beſonnener Mann, er ſchloß den Fremden in dem mit ſtarken eiſernen Gittern verſehenen Gemache ein, und machte Lärm. Die Polizeiwache eilte herbei; der Fremde wurde feſtgenommen und ſchnell deſſen Wohnung ausgemittelt. Da ſich nun unter den Effecten des verdächtigen aber unbekannten Mannes auch ſogleich alle übrigen in der Kathedrale geraubten Kleinode vorfanden, ſo zweifelte man nicht, den eigentlichen Thäter erhaſcht zu haben und brachte denſelben nebſt ſeinen ſämmtlichen Effecten ſogleich nach der Frohnfeſte der Stadt.

Der Oberaufſeher dieſer Frohnfeſte war ein alter und ſehr ehrlicher Mann, daher man ihm auch einſtweilen ſämmtliche bei den Gefangenen vorgefundene Effecten übergab, indem gegen dieſen des andern Tages in aller Frühe die peinliche Unterſuchung, im Gefängniſſe ſelbſt, vorgenommen werden ſollte.

Uebrigens war der Oberkerkermeiſter nebenbei auch ein etwas ſehr neugieriger Mann und er konnte daher nicht umhin, noch vor Schlafengehen, ſeinen neuen Gefangenen zu beſuchen. Es macht ſich zwiſchen dieſem und dem Gefängnißaufſeher folgende Converſation:

Gefängnißaufſeher. Alſo Er iſt wirklich der ſaubere Zeiſig, der die koſtbaren Perlen aus der Kirche geſtolen hat?

Gefangener. Es würde mich unter den ſtattfindenden Umſtänden wenig nützen, die Thatſache zu leugnen.

Gefängnißaufſeher. Hm, hm, — bei dem allem doch ein verflucht keckes Stück. Sag Er mir mein Freund! wie hat Er denn die Sache angefangen, daß Er, in Mitte der großen Menſchenmenge, während des Diebſtahls nicht entdeckt wurde?

Gefangener. Ha, ha, ha, — wenn Sie den kleinen Kleiderkoffer, der ſich unter meinen in Beſchlag genommenen Sachen befindet, auf einige Minuten hieher tragen laſſen wollten, möchte ich Ihnen gerne zeigen, in welcher ſeltſamen Art ich gewagt habe, mich der Perlen in der Kirche zu bemächtigen. Ich bin überzeugt, Sie werden ob des Spaſſes nicht wenig lachen.

Der Gefängnißwärter gieng, den erwähnten kleinen Kleiderkoffer ſogleich aufzuſchließen und zu durchſuchen.

Da ſich aber in demſelben weder Waffen noch andere Gefahr drohende Dinge befanden, nahm der Kerkermeiſter keinen Anſtand, das Trüchlein in das Gemach des Gefangenen bringen zu laſſen.

Der Dieb öffnete nun ſeinen Koffer; hüllte ſich in einen weiten ſchwarzen Mantel; ſtülpte eine groſſe, ſein ganzes Geſicht ſehr verändernde Perücke über den Kopf; heftete an ſeine Bruſt zwei von Wachs ſehr künſtlich geformte, wie zum Gebeth gefaltete, mit einem Paternoſter umwundene und großen

Spitzenmanſchetten verſehene Hände — und kniete ſofort nieder, ſprechend:

Sehen Sie gnädiger Herr Kerkermeiſter! wie nun vor Ihnen, alſo kniete ich dazumal vor dem Altar in der Kathedrale, und während nun Jedermann die wächſernen für meine wirklichen Hände und mich ſelbſt für einen gar innbrünſtigen Bether hielt, trennte ich mit meinen eigentlichen etwas flinken Händen, vermittelſt eines ſcharfen Meſſerleins, unter dem Schutze meines weiten Mantels die Perlen von der untern Altarbekleidung.

Der Gefängnißwärter lachte ob des Schwankes dermaßen, daß er ſich den dicken Bauch halten mußte und ergötzte ſich vorzüglich an den Augenverdrehungen ſeines Gefangenen, allein dieſer hatte inzwiſchen, mit ſeinen wirklichen in der That ſehr behenden Händen, den Bund ſchwerer Kerkerſchlüſſel, welcher auf einem nahe ſtehendem Stuhle lag, wegſtipitzt und ſchlug dieſelben dem nichts Böſes fürchtenden Gefängnißwärter plötzlich und dermaſſen nachdrücklich um dem Kopf, daß der Unglückliche augenblicklich beſinnungslos zu Boden ſtürzte.

Der Gefangene verſäumte keine Zeit, ſchloß den ohnmächtigen Kerkermeiſter ein und entfloh vermittelſt der Schlüſſel glücklich. Als der Gefängnißaufſeher nach einigen Stunden ſich wieder erholte, war der fromme Dieb bereits über alle Berge und nimmermehr wurde wieder von ihm weder gehört noch geſehen.

10.

Das zu verſchenkende Landhaus.

Der ungemein reiche Banquier K****h zu Br***n beſaß vor den Thoren der Stadt eine große Villa, welche ihrer reizenden Lage und königlichen Einrichtung halber berühmt war.

Plötzlich konnte man an der Thüre jenes

Landhauſes folgende Worte leſen: „Dieſes Schlößchen wird, wie es ſteht und liegt, mit dazu gehörigen Park und Grundſtücken und zwar aus freier Hand an denjenigen Sterblichen verſchenckt, der ſich rühmen kann, mit ſeinem Schickſale ganz und gar zufrieden zu ſeyn und durchaus keinen Wunſch mehr zu hegen.

K****d.“

Alle Einwohner Br***ns lachten ob dem ſeltſamen Anerbiethen, allein es meldete ſich lange kein Preißwerber, denn man kannte den Herrn K***d als einen Mann, der eben nicht geneigt war, vieles zu verſchenken; aber nichtsdeſtoweniger ſchon manchen abſonderlichen Schwank angegeben und ausgeführt hatte.

Endlich ließ ſich bei dem Banquier auf deſſen Villa ein fremder Handelsjude melden und wurde vorgelaſſen.

Was ſoll's Jude!? — fragte K****d

Herr! erwiederte das Kind Iſraels — als ich will verkrummen, wenn ich nicht bin ein ganz und gar zufriedener Menſch von Innen und von Außen, und als ich will verſauern auf dem Berge Seir oder im Lande Edom und nimmermehr ſchauen das Thal Joſaphat, wenn ich habe einen Wunſch auf dieſer elenden Welt; darum ſeyd jetzt ſo gut, haltet Euer Wort und laſſet mir ab aus freier Hand dies Häuſel nebſt Garten.

Elender Jude! — donnerte K*****d den Hebräer an — Du haſt falſch geſchworen, du verſicherſt keinen Wunſch zu hegen? — haſt du denn nicht gerade in dieſem Augenblick den Wunſch ausgeſprochen, meine Villa beſitzen zu wollen? —

Der überliſtete Jude ſchliech beſchämt von dannen, und erzählte Niemanden, wie es ihm bei dem Banquier ergangen.

Später nahete ein hungriger und lumpiger Recenſent, dem die ſchöne

Villa in die Augen ſtach, als der zufriedenſte und durchaus nichts wünſchende Sterbliche, dem Herrn K****d, wurde aber in gleicher Weiſe, wie ehevor der Jude, abgewieſen.

Der Recenſent wäre kein echter Recenſent geweſen, hätte er, klug wie der Iſraelite, geſchwiegen. Der Mann brachte neben vielen Schmähungen zur Kunde, wie der Banquier an ihm gethan, allein dieſer hatte die Lacher auf ſeiner Seite und obwohl Herr K****d nun ſchon ſeit vielen Jahren im Reiche der Todten wandelt, hat ſich dennoch dieſer Schwank bis heutigen Tags in Br***n erhalten.

11.

Ein intereſſanter Zug aus des Paſtellmalers Schröder Künſtlerleben.

Schröder, der, durch ſeine eigenthümliche Weiſe und ſein großes Glück im ſogenannten „Treffen“ als Portraitmaler, ſehr berühmte und hochgefeierte Künſtler in der zweiten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts ſollte einſt in Berlin das Bildniß der jungen und reizenden Gräfin v. G**z malen.

Schon in der erſten Sitzung zeigte Schröder eine ihm ſonſt nicht eigene Befangenheit, allein gleich beim Anfange der zweiten ſtand der Meiſter plötzlich vom Stuhle auf, indem er mit der Dame folgende Converſation entrirte:

Schröder. Verzeihung gnädige Gräfin! allein in Ihrem höchſt anmuthigen Antlitze iſt etwas — je ne sais quoi — aber es befindet ſich etwas in dieſen Zügen, was nicht Natur iſt und wenn Ihro Gnaden mir das Geheimniß nicht offenbaren, werde ich nimmermehr ſo glücklich ſeyn können, Sie zu malen, denn ein einziges mißlungenes Bild dürfte meine kleine mühſam erlangte Celebrität zerſtören.

Gräfin. (verlegen) Vielleicht leitet Sie die Schminke auf meinen Wangen irre; ich will ſie abwiſchen.

Schröder. Nein gnädige Gräfin! es iſt die Schminke nicht, es iſt etwas Anderes.

Gräfin. (Verſchämt) Lieber Schröder! ich ſehe wohl, ich muß Sie in ein Toilettengeheimniß einweihen, deſſen Kenntniß in Deutſchland gewiß ſehr ſelten, in den Harems des Orients dagegen allgemeiner iſt und ganz vorzüglich von den reizenden Zirkaſſierinnen und Georgierinnen benützt werden ſoll.

Schröder. Und dieſes merkwürdige Toilettengeheimniß beſteht?

Gräfin. (lächelnd) In nichts weiterem als einer ſehr feinen ſchwarzen Linie, welche vermittelſt echter chineſiſcher Tuſche und eines feinen Haarpinſels dicht unter dem Auge und den Augenwimpern auf die Haut gezeichnet wird. Dieſe ſchwarze Linie, deren Daſeyn Niemand, der nichts davon weiß, zu entdecken vermag, verleiht der weiblichen Phyſiognomie ein eigenthümliches Intereſſe und läßt das Auge ſelbſt feuriger erſcheinen, als es in der That iſt. Jedoch Sie müßen mir verſprechen, lieber Schröder! wenigſtens, ſo lange ich lebe, Niemanden mein Toilettengeheimniß zu entdecken.

Schröder. Verlaſſen ſich die gnädige Gräſin darauf, ich kann und werde ſchweigen — indeſſen muß ich ganz gehorſamſt bitten, daß Ihro Gnaden für ein Stündchen die zauberiſchen ſchwarzen Linien aus Dero anmuthigem Geſichte entfernen wollen.

Die Gräſin willfahrte dem Künſtler, allein Schröder mußte ſich geſtehen, daß mit den ſchwarzen Linien auch ein großer Theil des eigenthümlicher intereſſanten Typus aus der Dame Zügen entſchwunden war.

Das Bild der Gräfin war fertig und wurde dem Urtheile einer großen Abendgeſellſchaft preißgegeben. Jedermänniglich hob die Schultern und geſtand, daß ſeine ſonſtige große Kunſt für dieſes Mal den Künſtler verlaſſen und das Portrait durchaus keine Aehnlichkeit mit dem Originale theile; woran es aber eigentlich fehle, wußte Niemand zu ſagen.

Schröder entfernte ſich ſchweigend und lächelnd mit ſeinem Bilde in ein Nebenzimmer und verſah das Portrait, unter den Augen, mit zwei ähnlichen ſchwarzen Linien, wie ſie die Gräfin ſelbſt ſich in das eigne Geſicht zu zeichnen pflegte.

Nach einer Abweſenheit von wenigen Minuten kehrte der Künſtler in den Salon zurück und ſtellte daſelbſt ſein Bild zum zweiten Male auf. Allgemeines Staunen ergriff die Geſellſchaft, man preist der Gräfin Portrait jeẓt als eines der gelungenſten Kunſtwerke, welches je unter Schröders Meiſterhänden hervorgegangen und unverkennbar bleibt die täuſchende Aehnlichkeit zwiſchen Original und Konterfei; den Maler ſelbſt nennt man einen Zauberer und hält ihn in Verdacht, er ſtehe mit überirdiſchen Mächten im Bunde.

Uebrigens bewahrte Schröder redlich das Toilettengeheimniß der Gräfin G**z bis zu deren ſehr früh erfolgtem Tode.

Ich erlaube mir die beſcheidene Frage: ob wohl keine meiner anmuthigen Leſerinnen in Verſuchung kommen mag, die Wirkung des hier offenbarten Toilettengeheimniſſes näher zu erproben? —

12.

Scene

aus dem noch ungedruckten dramatiſchen Gedichte:

Maria Thereſia*) und ihr Hof.

> In Grenzen ſind die Großen eingeſchränkt, wie jeder Staat. Sie wachſen eine Zeit und ſtehen dann auf ihrer Stufe feſt: doch alles was beginnt, das endet auch.
>
> Friederichs II. W. VII. Bd. S. 265.

(Die Bühne ſtellt einen großen Saal in der kaiſerlichen Burg zu Wien dar.)

Maria Thereſia und Erzherzog Joſeph)**

Maria Thereſia.

— — —
— — — —
— — — —
— — — —

Eu'r Urtheil über dieſen Vorfall Joſeph!
Beſtätigt mir, was lange ich gefürchtet;
Ob welcher Ahndung oft mein Herz erbebt:

---

*) Maria Thereſia Kaiſerin von Oeſterreich.

**) Nachmaliger Kaiſer Joſeph II.

Eu'r Sinn, mein Sohn! er hat ſich zugewendet,
Den neuen Lehren, die, der Hydra gleich,
Geheim durch viele Länder langſam ſtreichen,
Und giftigen Saamen ſtreuen vielfach aus,
Der, ſollt' er einſt zu Früchten noch gedeihen,
Das Heil — der Menſchheit nimmer bringen wird:
Er lauert nur mit ſeinem Geiſt, dem frechen,
Der Könige angeſtammte Macht zu brechen,
Mit blutiger Hand — zu löſen heilig Band;
Der Hölle ſelbſt — zu weihen jedes Land.

Erzherzog Joſeph.

Ich achte Mutter! Euern hohen Geiſt,
Der ſtets beharrlich, das, was er erkannt,
Als gut und als erſprießlich für die Völker —
In's rege Leben einzuführen weiß;
Doch Fürſtin! daß ich über viele Dinge,
Schon etwas anderes denken mag als Ihr,
Ich kann, ich will in Abred' nicht es ſtellen.
Nur fremde Lehr', ob ſie nun neu, ob alt,
Vermag mich unbedingt nicht zu berühren.

Ich frage ſelbſt den eignen Kopf, das Herz
Um Rath, und was nach ſtrenger Prüfung beide,
Als hehre große Wahrheit dargeſtellt,
Ja daran halt' ich unverbrüchlich feſt,
Nein — davon weich ich keines Nagels breit.

Maria Thereſia.

Recht ſchön und gut — mein theurer lieber Sohn;
Nur Schade, daß der Jugend ſchwindelnd Haupt,
Und daß des Jünglings ſiedend heißes Blut
Für Wahrheit oft den eitlen Trug ergreift,
Dann der Erfahrung ſichern Stab verachtend,
Unrettbar in den tiefſten Abgrund ſtürzt.
Doch laßt ſie ſchallen Eures Geiſtes Stimme,
Zieht ihn hinweg den Schleier von dem Herz,
Auf daß der Mutter Aug' erkennen möge,
Ob ſie mit Fug', ob fruchtlos nur gefürchtet.

Erzherzog Joſeph.

Wohlan denn, Ihro Majeſtät ſoll wiſſen,
Welch' Stufe kühn mein Genius erſtiegen,
Und welch' Gefühl mein fürſtlich Herz bewegt.

Es iſt jedwelcher Menſch zum Glück geboren,
Die Wahrheit haftet in der Seele feſt,
Und Keiner noch iſt je ſo tief geſunken,
Daß er ſein Elend nimmermehr gefühlt:

Nun aber kann des Menſchen denkbar höchſtes Glück
Vernünft'ger Freiheit nur allein entſproßen.
Und beugen Tauſende dem Joch das Haupt,
Als ſcheinbar will'ge und geborne Sklaven —
Nein den geheimen Trieb nach jenem Gut,
In keines Menſchen Seele iſt er zu erſticken;
Doch wie die Keuſchheit und die heil'ge Unſchuld
Nur im Beſitze dieſer höchſten Güter,
Auch deren himmelgleichen Werth begreifen,
So kann den Sklaven Sehnſucht nur verzehren,
Weil er der Freiheit Glück gekoſtet nie!

Maria Thereſia.

Worin beſteht der Menſchen Freiheit Sohn!? —

Erzherzog Joſeph.

Die höchſte Tugend iſt die höchſte Freiheit!
Und in dem Sinn iſt freier oft der Knecht,
Denn jene ſtolze Herr'n mit offnem Helm.
Virtute et exemplo *) große Mutter!

---

*) Friederich Carl Freiherr v. Moſer ſagt in ſeinem trefflichen, leider zu früh in Vergeſſenheit ge-

So lang mit dieſen beiden nicht die Herrſcher
Als Sterne leuchten ihren Völkern vor;
So lange nur die Macht der Tugend huldigt,
Als ihr Vortheil und Politik es erlaubt;
So lange werden Keuſchheit-Ehrenrichte*)
Die Menſchheit wahrlich beſſer machen nicht.
Plinius ſchon, er reicht den Fürſten eine große
Lehre,
Als zum Trajan der Weiſe damals ſprach:
Der höchſte Gott, er gab der Menſchheit
Fürſten,

---

rathenem Werke: Ueber Regenten, Regierungen und Miniſter ꝛc. Frankfurt a. M. 1784. unter anderm pag. 390 folgendes: „Joſeph I. führte auf ſeiner Krönungsmünze den Wahlſpruch: „*amore et timore.*“ das hätte gedacht, aber nicht in Metall geprägt werden ſollen. Joſeph II. kündigte ſeinen Sonnenaufgang mit der Deviſe an: „*virtute et exemplo.*“ Dieſes durfte er denken und auch ſagen, denn bei dieſen Prämiſſen folgen *amor et timor* von ſelbſten nach. Die ſchnelle und allgemeine Verbreitung des Geiſtes, der Bildung, der Duldung und der Sparſamkeit in den öſterreichiſchen Staaten ſtellten dazumalen deutlich genug dar, daß und von wem der zweite Joſeph gefürchtet und geliebt wurde.

*) Maria Thereſia hatte in der That unter dem Kardinal Migazzi ein Keuſchheitsgericht zu Wien niedergeſetzt.

Um vor Tyrannen gnädig ſie zu wahren!“
Der wirklich’ freie Menſch, er iſt der beſte,
Doch in ſofern ſey er nur unterthan,
Als Aufrechthaltung der Geſetze dieſes heiſchen.
Frei iſt das Land, das Jedem gleich Geſetz
gewährt,
Untaſtend nicht das Recht, das ſchon Natur,
In gleichem Maaß Jedwedem ausgeſpendet.
Der beſte Patriot, es iſt der freie Mann;
Er denkt zu hoch des Andern feiler Knecht,
Und zu gerecht des Bruders Herr zu ſeyn.
Solch’ Bürger ſcheut von ſelbſt des Aufruhrs Geiſt,
Denn jenen leitet ledig das Geſetz,
Und ein Gedank’ erfüllt nur ſeine edle Seele,
Der heiße Wunſch fürs allgemeine Heil,
Und dieſem nur — er weiht ſein ganzes Streben,
Ihm gilt des Landes Glück noch mehr als
eigne Leben.

Maria Thereſia.

Mein Freund! es ſind mir dieſe Floskeln alle
So fremd geblieben nicht, als Ihr wohl denkt.
Den Helvetius — ja den — habt Ihr geleſen,
Den guten Schwärmer, der jed’ Königreich,
Mit ſeinen honigſüßen Wörtlein gleich,
In Roſengärten denket zu umwandeln,

In Schäfer das geſammte deutſche Volk.
Nun ſchwelget in dem anmuthsvollen Traume,
Erwachen werdet Ihr zur rechten Zeit,
Und eingeſeh'n, daß ſolche Hirngeſpinſte
Nicht auszuführen ſind in dieſer Welt.

Erzherzog Joseph.

Von keinem Traume, Mutter! iſt die Rede,
Der Menſchheit Heiligthum ſie kam zur Sprach.
Und deren Tabernackel wäre nur,
In lichtern Höhen, nicht im Erdenſtaub
Zu gründen und mit Würde einzuſetzen?
So wähnet Ihr die hohe Herrſcherin!? —
O prüfet das Getrieb der eig'nen Staaten,
Werft einen aufmerkſamen Blick um Euch!
Des Fehls, ob dem der Knecht am Beile blutet
Deſſelben Fehls *rühmt* hier der Edle ſich,
Und war's ein Ritter, der die Unſchuld hingemordet,
Um Rache ruft vergebens ſie den Richter an,
Denn Recht zu ſprechen wagt der Feile nicht,
Geſündet ja hat nur ſein gnäd'ger Herr.
Gerechte, hohe Richterin! was hindert Euch
Dem hochgebornen Schuft den Schild zu brechen,
Zur tiefen Schmach, zum Tod ihn zu verdammen?
Wagt es, o ruft' es aus das große Wort:

„Vor dem Geſetz iſt jeder — Jeder gleich!“
Stellt Eure Richter ſo, daß ſie der Furcht enthoben.
Euch unbedingt Erfüllung ihrer Pflicht geloben:
Zu Eures Volkes Glück und wahrem Heil,
Habt Ihr — bei Gott! — den erſten Stein gelegt.
— Pauſe. —
Schaut nach den fernen, nach den nächſten Staaten:
Des Volkes Bildung bleibt der Herrſcher Ziel
Dort an der Themſe und der Havel Strand;
Sie dringet in die Wälder ſelbſt der neuen Welt,
Die Blüthenoſa in der dürren Wüſte. — —
In Eurem hochgeſegnet ſchönem Lande,
Erdrückt den Geiſtesfunk man mit Gewalt,
Mit Leib' und Seele ſollen Sklaven ſeyn,
Die Ihr die Lieben und Getreuen nennt,
Das iſt Eur' Prinzip — und Eure Staatstendenz!
Und wagt ein ſeltner Geiſt mit kühner Fauſt,
Ein Mal an jenen Feſſeln keck zu rütteln,
In die — der höchſten Gottheit ſelbſt zum Hohn —
Ihr es gewagt den menſchlichen Verſtand zu ſchlagen:
O weh' den Armen weh! — als Hochverräther
Er wird nicht nur verfolgt von Eu'rer Herrſcherſchaar:

Nein jene wilde Raben ſelbſt — ſie ſchrei'n
ſich heiſer:
Zion iſt in Gefahr — o hilf uns großer Kaiſer!

— Abermalige längere Pauſe als zuvor. —

Nein, preist mir nicht den kaiſerlichen Schutz,
Den Ihr der Kunſt und den Gewerben ſchenket,
Die Sorgfalt nicht, die oft Ihr angewendet,
Den Handel Eurer Reiche hoch zu heben,
Zu fördern auch in vieler Art die Produktion.
Der dumpfe, tiefgebeugte, knecht'ſche Geiſt —
Er ſingt kein göttlich Lied; ſein ſtumpfer Meiſel —
Er zimmert wohl ein hölzern Heiligbild,
Der Donau plumpe Brücke zu verzieren —
Doch Hellas Muſter — nimmermehr erreicht er ſie.
Der Handel ſoll er über Krämerei ſich ſchwingen,
Es fordert auch ein freies denkend Haupt;
Das Sklavenvieh erfindet keinen neuen Schuh —

Maria Thereſia.

Mir wird ſo bang — beengt iſt meine Bruſt! —
Doch ſprecht — wenn auf den Thron Ihr einſt
erhoben,
Wollt nach Grundſätzen dieſer Art Ihr herrſchen?

Erzherzog Joſeph.

Der brave Mann — er handelt wie er denkt;
Doch brechet nicht den Stab, denn lange nicht

Habt Fürſtin! Ihr gehört die Sätze alle,
Die meinen ernſten Schritten als Regent,
Unwandelbar zur Richtſchnur dienen dürften.

Maria Thereſia.

(Den Erzherzog unterbrechend.)

Kein Wort der Art will ich mehr hören.
Wohl kann ein Mutterherz entſchuld'gen viel,
Doch nicht — bei Gott! — es ziemt der Kaiſerin,
Des Jünglings ſchnöden Tadel zu ertragen,
Der hohe wicht'ge Dinge keck berührt,
Die zu durchſchauen mehr Erfahrung heiſchen,
Als man berechtigt iſt von Euch zu fordern.
Es ſteht mit Euch viel ſchlimmer, als ich dachte;
Ihr habt mir einen tiefen Blick vergönnt,
In Euer Inneres und dieſer Stunde —
Ich weiß — es werden viele traur'ge folgen,
Die mir Eur wilder Sinn bereiten wird.
Vor jetzt mein Prinz! ich ſind mich nicht geſtimmt
Die Unterhaltung fortzuſetzen. — Geht!

Erzherzog Joſeph.

Eu'r Zorn, o Mutter! glaubt's, erſchüttert mich,
Denn Eu'r Gefühl vermag ich zu begreifen.
Das Vorurtheil — es ſtand an Eurer Wiege
Und an des Wahnes Bruſt erſtarktet Ihr;

Ja, ob ihr auch ein Weib mit rieſ'gem Geiſt —
Der Zeiten Einfluß haftet ſtets und immer,
Die Eure zarte Jugend einſt geſchaut.
Gleich mir hat inn'ger nie ein Sohn geliebt,
Verlangt mein Blut — Ich wills für Euch ver-
gießen;
Jedoch die Ueberzeugung kann ich nie vergeben,
Denn heil'ge Wahrheit — nicht ſie endet
mit dem Leben.

(Er geht ab.)

Maria Thereſia.

(Allein, nach einer langen Pauſe tiefen Sinnens)

Ein düſter Bild — mir taucht es aus der Ferne auf,
Ganz klar durchſchaut mein Blick, wie alles
kommen wird:
Des Sohnes wildem ungebänd'gtem Geiſt,
Genügen wird ihm nicht der eignen Staaten Bahn,
Die Welt — ſie umzuwandeln wird er ſtreben,
Und Hergebrachtes nicht noch Formen ſchonen,
Erzwingen wird er wollen ſeinen Will',
Der Zeit und dem Geſchicke nicht ſich beugen,
Mißkennen ſelbſt die Macht der Stola und
des Helms —
Doch ach! ſein Loos wird gleichen jenen aller
Fürſten,

Die einſt, in grauer Zeit, wie er gethan.*)
Mein Sohn wird ſich, er wird das Volk bethören,
Thereſens Schatten wird man dann beſchwören;
Ja — Joſephs Jammer wird erfüllen dieſe Räume,
Wenn ſich in Durſt gelöſet ſeine ſtolzen Träume.
Zu ſpät — dann bannet mich der Leichen Moderduft,
Ins Leben dringt kein Rath mehr aus der Todtengruft.**)

---

*) Maria Thereſia ſpricht hier als Seherin. Katharina, Kaiſerin von Rußland, aber ſchrieb i. J. 1790 nach Kaiſer Joſephs II. wirklich erfolgtem Tode an den Herzog von Würtemberg: „Ich beweine den unſchätzbaren Verluſt dieſes großen und liebenswürdigen Fürſten. Aber ſehen Sie, mein Freund: Dieſes iſt das Schickſal aller Fürſten, die ſelbſt gegen die Geſetze der Natur alle Begebenheiten erzwingen — alles durchſetzen wollten.

**) Die vollſtändige Tragödie „Maria Thereſia und ihr Hof" von welcher wir hier einſtweilen eine Probeſcene liefern, wird demnächſt im Verlage einer ausgezeichneten deutſchen Buchhandlung erſcheinen; es bewegen ſich in dieſem dramatiſchen Gedichte mehrere der merkwürdigen Wiener Zeitgenoſſen der Kaiſerin, als: Fürſt Eſterhazi, van Swieten, Freiherr von Holger, Abt Metaſtaſio, Ritter Noverre, Jamerai Duval u. a. m.

13.

Die Gräfinen von Schwarzburg und v. Hundt.

Es wird in einer alten Chronika erzählt, daß die alte Gräfin von Schwarzburg einſtens ſich zum Beſuch bei dem herzoglich ſächſiſchen Hofe, auf der Burg Grimmenſtein bei Gotha, eingeſtellt habe.

Die Gräfin litt an der Gicht, pflegte daher ſich Abends zeitig zu Bette zu legen, ehevor aber den ganzen Körper über und über mit Campherſpiritus tüchtig einreiben zu laſſen. Eine ſolche, jedoch ungewöhnlich ſtarke Einreibung hatte denn auch eines Abends auf dem Grimmenſtein ſtatt gefunden; als aber die Kammerfrau des andern Morgens in das Gemach der Gebieterin trat, ſchlug ihr ein dermaaßen ſtarker und ſeltſamer Geruch entgegen, daß ſie nicht im Stande war vorzuſchreiten bis zum Lager der Gräfin.

Die Zofe machte Lärm, allein man mußte vorerſt, um in der Stube aushalten zu können, einen ſtarken Luftzug herſtellen; doch jetzt zeigte ſich dem herbeigeeilten Hofgeſinde die ſaubere Beſcherung — man fand nämlich ſtatt der Frau Gräfin v. Schwarzburg lediglich ein Häuflein ſchmieriger Aſche im Bette, und die Metamorphoſe hatte der zu häufig angewendete Campehrgeiſt allein, während der langen Nacht, bewirkt.

Eine poßierliche Lüge in der That, und ſie verdient einer andern alten Sage an die Seite geſetzt zu werden, nach welcher eine Gräfin Hundt mit einem Male, nach Einigen zwei und vierzig, nach Andern zwei und ſechzig Knaben geboren haben ſollte, welche jungen Herren ſich aber dermaßen klein darſtellten, daß ſie, ſamt und ſonders auf einer mäßigen Silberplatte liegend, mit einem Guße die Taufe erhalten konnten; bei welchem ehrwürdigen Geſchäfte aber freilich ſehr vorſichtig zu Werke gegangen werden mußte, um nicht dem einen oder andern der holden Sprößlinge in den entſündigenden Fluthen zu erſäufen. Die Knaben erhielten einen und denſelben Namen: Kaſpar. Eine burleske Idee — zwei und ſechzig gräfliche Kaſparen, deren Territorialanſprüche ſich vorerſt auf den Raum eines Suppentellers beſchränkten.

14.

Merkwürdiger Beſchluß einer Theater-Direktion.

In der neueſten Zeit wurde bei einer Bühne das dramatiſche Gedicht: „Die Bräute von Arragonien“ einſtudiert. Bei der Probe äußerte die eine arragoniſche Braut, Madame L —, die Meinung, der Schluß des Stückes würde größere Wirkung hervorbringen, wenn ſie ſtatt als Bühnenheldin zu ſterben, als ſolche für dieſes Mal am Leben bliebe; es wurde lange über Leben und Tod geſtritten, die Direktion aber entſchied ſich für den letztern, nichtsdeſtoweniger aber hielt Madame L — für gut, Abends bei der wirklichen Darſtellung dennoch nicht zu ſterben. Am andern Morgen erhielt die Künſtlerin folgendes merkwürdige Schreiben.

„Da es der Madame L — beliebt hat, gegen den ausdrücklichen Befehl der unterfertigten Direktion geſtern Abends beim Schluße dennoch am Leben zu bleiben, ſo wird ihr dieſer ſträfliche Ungehorſam aufs ernſteſte hiemit, und zwar mit dem Beiſatze unterſagt, daß man ſie, wenn ſie am Sonntage Abends wieder nicht ſterben ſollte, reglementmäßig ohne Nachſicht zu einer Strafe von 5 fl. 24 kr. kondemniren wird."

Die Direktion der Schaubühne zu ******.
N. N."

15.

Ein Zug aus Theodor Körners Dichterleben.

Wenn dieſer zu erzählende Zug auch gerade nicht für einen charakteriſtiſchen gelten kann, ſo glauben wir doch, daß er manchem Leſer intereſſant werden dürfte, indem ſelbſt kleinere uns bisher unbekannt gebliebene Anekdoten aus dem Leben ſolcher Männer willkommen ſind, deren Andenken ſelbſt von ſpäten Nachkommen noch gefeiert zu werden verdient.

* * *

Während Theodor Körner als Theater-Dichter in Wien ſeine Tage verlebte, pflegte er häufig Abends ein Privathaus zu beſuchen, in welchem ſich gewöhnlich eine ſehr geiſtreiche Geſellſchaft verſammelte. Man ſuchte ſich abwechslungsweiſe durch Muſik, durch ſinnige Lektüre, durch feine Wortſpiele, durch ſogenannte Boutrimes u. dgl. zu unterhalten. Zwiſchen dem Hauptmann v. O. und Körnern geſtalteten ſich häufige Reibungen, aber dieſer galt das witzigſte, jener das geiſtesbefangenſte Mitglied des Cirkels, und ſo endeten die Wortfehden der Beiden ſtets damit, daß man auf Koſten des armen Hauptmanns lachte.

Eines Abends brachte Körner aus dem Stegreiſe eine niedliche Charade auf's Tapet, die ohne gerade jenen Hauptmann genau zu bezeichnen, ihn doch dermaßen perſiflirte, daß ſich die Geſellſchaft ob des Schwankes ungemein ergötzte.

Es dauerte lange, ehe dem Herrn Offizier gelang, die eigentliche Pointe des Sinngedichtleins zu faſſen, allein nun ergrimmte der Mann und ſchwur, am kommenden Abend ſeinen eigenen Pegaſus gegen den Körnerſchen in die Schranken zu führen. Ein Entſchluß —

zu welchem alle Anweſenden aufmunterten und ſich ſchon im Voraus auf den Spaß freuten, welchen der ungleiche Kampf zu gewähren verſprach.

Als des andern Morgens der Hauptmann erwachte, ſchickte er ſich in der That zur Abfaſſung einer poetiſchen Epiſtel an, welche gegen ſeinen Feind geſchleudert werden ſollte; als jedoch die Arbeit nicht ſo recht von Statten gehen wollte, beſchloß der Offizier ſich die Sache zu erleichtern. Er ſchrieb daher den Namen „Körner“ auf ein Blatt Papier, legte einen Kronenthaler dazu und befahl nun ſeinem Reitknechte, mit dem Zettel einen Poeten aufzuſuchen, welcher für beiliegendes Honorar auf den verzeichneten Namen eine Spottcharade dichten ſollte.

Der Reitknecht gieng, fragte hier und dort nach einem Poeten und wurde endlich unglücklicherweiſe zu Körnern ſelbſt gewieſen.

Man mag ermeſſen, daß dieſer ſich über

den Zufall freute. Der Dichter ſetzte ſich ſogleich an den Tiſch und ſchrieb, ohne ſich lange zu beſinnen, folgende Worte nieder:

Charade.

Mit Schlägeln dreſchen Flegel
Das Ding aus Stroh hervor;
Das Ganze iſt der Name
Von einem jungen Thor.

Abends verſammelte ſich die Geſellſchaft wieder. Man erinnerte den Offizier an ſein geſtern gegebenes Wort, heute eine Poeſie von eigener Fabrikation vortragen zu wollen. Herr v. O — ſtand auf, räuſperte ſich, allein — ſein Unſtern wollte es ſo — ſchon im Beginnen verſprach er ſich, denn er hub an:

Aus Körnern ſchlagen Schlägel
Das Ding — das Ding — das Ding —

Lachend fiel hier Theodor ein: Verzeihen Sie Herr Hauptmann! es heißt: Mit Schlägeln dreſchen Flegel u. ſ. w. und der

Charade Löſung iſt mein Name; übrigens iſt die Charade ſchlecht, denn dieſelbe war ja für Sie beſtimmt, weil Ihr Reitknecht irre gieng und das Gedicht bei mir ſelbſt beſtellte. Hier haben Sie das Blatt zurück auf welches Sie eigenhändig meinen Namen geſchrieben, auch Ihren Thaler empfangen Sie hiemit gefälligſt wieder, denn ich fertige für Geld keine Gelegenheits-Gedichte.

Welche traurige Rolle der Hauptmann bei ſothaner Cataſtrophe geſpielt haben mag, läßt ſich denken.

16.

Die verhängnißvolle Nacht in der Geiſterburg.

Mancher Leſer mag lächeln ob dieſer Geſchichte, welche er, freilich in ganz anderer Art, einſt ſchon vielleicht gehört haben dürfſe. Es galt eine Wette, die urſprüngliche Anekbote dermaßen zu umwandeln, daß ſie ſchicklicher Weiſe auch dem Drucke übergeben werden könnte, ohne deßhalb ihr Intereſſe zu verlieren; ich unterzog mich dem Wagniſſe und es ſprachen mir die Schiedsrichter den Preis zu.

* * *

An einem trüben Novemberabende zogen ſchwarze Regenwolken, vom Sturmwinde gejagt, über die hohen dunkeln Wipfel des th — er unermeßlichen Waldes hin. Aechzend dröhnten jetzt ſelbſt hundertjährige Eichen unter der Macht des über alle Maaßen ungeſtümen Elementes, dann beugten ſich ihre Aeſte wieder krachend hernieder, und ſchlugen brechend zuſammen.

Die trübe Nacht wurde alſo finſter, daß der einſame Wanderer ſeine eigene, dicht vor die Augen gehaltene Hand nicht zu erkennen vermochte — und in dieſer unheimlichen Nacht gerade trieb ſich in Mitte des erwähnten Forſtes ein einzelner Reiter, der Major von R—ſt—n auf Irrwegen umher. Der Offizier hatte den plötzlich erkrankten Diener zurücklaſſen müſſen und ſich daher gezwungen geſehen, allein ſeine Reiſe zu Pferde fortzuſetzen. Unſer Reiſender war bereits ganz und gar durchnäßt, dem armen Thiere fiengen an die Kräfte zu ſchwinden, es vermochte beinahe nimmer ſich durch die verwachſenen Pfade zu winden, und ſchon beſchloß der Major abzuſteigen und trotz des grauſigen Sturmes die Morgenſtunden unter dem Schutze einer Eiche, ſo gut es angehen möchte, zu erwarten; da leuchteten ihm mitten in dem dunkeln Walde plötzlich erhellte Fenſter entgegen, und grell kreiſchende einzelne Fideltöne miſchten ſich aus nicht großer Ferne in das Pfeifen des Sturmes.

Freudig und raſch ſprang Herr von R—ſt—n vom Pferde und daſſelbe am Zügel führend, eilte er, die Hellung zu erreichen.

Es dauerte auch nicht lange, da befand ſich der Offizier vor der Thüre des Gaſthöfleins eines unbedeutſamen, aber wirklich in der Mitte des th—er Waldes belegenen Dorfes.

Es wurde in dem Wirthshauſe gerade eine Bauernhochzeit gefeiert, und der herbeigerufene Wirth verſicherte dem Major, es könne der gnädige Herr wohl Speiſe und Trank erhalten, auch werde deſſen Pferd möglichſt gut verſorgt werden, allein ein eigenes Zimmerchen, wie es der gnädige Herr verlange, könne auf keinen Fall geräumt werden, da die zwei dürftigen Gemächer des Hauſes unwiederruflich bis zum frühen Morgen den Hochzeitgäſten überlaſſen worden ſeien.

Der Krieger, vorerſt froh nur unter Dach ſich zu befinden, zog ſein Pferd, in Ermangelung eines leeren Stalles, unter einen offenen Schupfen, ließ ihm Futter vorwerfen, und ihm ſelbſt behagte dann das dürftige Nachtmahl, das er in der von bäueriſchen Hochzeitgäſten überfüllten Stube einnahm, trefflich. Allein noch waren drei Stunden bis Mitternacht, und bald däuchte dem Major das Loos, die ganze lange Nacht in einer niedrigen Stube, in welcher die Luft äußerſt verdorben war, umgeben von einer Menge trunkener Bauern, zubringen zu müſſen, unangenehmer noch, als ein Lager im Freien unter Sturm und Ungewitter ſelbſt.

Mißmuthig trat der Offizier aus der Thüre des Hauſes, um nach ſeinem Pferde zu ſehen. Der Sturm ſchien vorerſt ziemlich ausgetobt zu haben, ja es erhellten ſogar einzelne Mondſtrahlen, welche auf Augenblicke die ſchwarze Wolkendecke durchbrachen, je zuweilen die Gegend.

In dieſer matten Beleuchtung nun gewährte Herr v. R—ſt—n, zu ſeiner nicht geringen Verwunderung, eine alte, aber wie es das Anſehen hatte, noch gut erhaltene Ritterburg, die ſich auf einer Anhöhe, gerade dem Dörfchen gegenüber, erhob; deren Zinnen aus der Mitte des ſchwarzen Föhrenwaldes mächtig zur Höhe ſtrebten und die tief hangenden dunkeln Sturmwolken zu berühren ſchienen.

Der jetzt gerade etwas weniger beſchäftigte Wirth erſchien auf dem Hofraume und der Major redete ihn an:

Major. Sag Er mir doch lieber Freund! wem gehört denn dort oben das Schloß und iſt es nicht bewohnt?

Wirth. Das Schloß gehört dem Herrn v. M—l—d, er war aber ſeit zwanzig Jahren nicht hier, alle Jahre zweimal kömmt der Verwalter, Gilt und Steuer für den Grundherrn zu erheben; allein übernachten mag ſelbſt der Verwalter im Schloſſe nicht, denn da droben, glauben Sie mir gnädiger Herr! hauſet der leidige, Gott ſey bei uns, und keiner der ſich in jenen alten Gemächern zur Ruhe legt, ſieht den Tag wieder.

Major. Poſſen! — Doch ſind denn

einige Gemächer des Schloſſes noch bewohnbar?

Wirth. Nun, ganz will die Grundherrherrſchaft die alte Burg doch nicht verfallen laſſen, man flickt zuweilen die Dächer etwas aus, damit Regen und Schnee nicht zu ſehr eindringen können; in einigen Stuben befinden ſich ſelbſt noch Betten und anderer alter Trödel — ich kann das wohl am beſten wiſſen, weil ſich die Schlüſſel zu der Burg in meiner Verwahrung befinden.

Major. Was, Er hat die Schlüſſel mein Freund!? herrlich! — Hör' Er, ich bin entſchloſſen, dort oben im Schloſſe dieſe ſchlimme Nacht ruhig zu verſchlafen.

Der Wirth verſicherte zwar, das könne nun und nimmermehr geſchehen, allein der Klang einer vollen Börſe, welcher ſowohl die Herzen der vornehmſten Aubergiſten in den Haupt- und Reſidenzſtädten, als auch jene der edelſten Kneippwirthe in analoger wunderbarlicher

Weiſe zu rühren vermag, verfehlte auch dieſes Mal ſeine Wirkung nicht, und nach einigen ſtattgefundenen Debaten ließ ſich der Wirth bewegen, in eine Laterne brennendes Licht zu ſtecken und die verroſteteten Schlüſſel zur Burg hervorzuſuchen.

Herr v. R — ſt — n ſah indeſſen nach ſeinen Piſtolen, fand dieſelbe aber durch Näſſe für den Augenblick gänzlich unbrauchbar, doch kümmerte ſich der Offizier ob dieſes kleinen Unfalls wenig, indem er lediglich ſeinem ſcharfen guten Schwerte vertraute,

Jetzt trat der Major in Geſellſchaft des Wirths die kurze Wanderung nach der Burg an. Der bäuriſche Kaſtellan ſteckte den groſſen Hauptſchlüſſel in das Schloß der maſſiven Pforte, welche ſich knarrend in ihren Angeln bewegte und mit großem Geräuſche aufſprang. Weiter wollte der Wirth nicht gehen, er bezeichnete ſeinem Gaſte noch eines der beſt' erhaltenſten Gemächer in der Burg, übergab ihm den dazu führenden Schlüſſel, nebſt der Laterne, und eilte ins Dorf zurück.

Wir hätten nun hier eine herrliche Gelegenheit das Innere einer alten Ritterburg, nebſt allen Vorhöfen, Zwingern, Verlieſen u. dgl., zu beſchreiben, und auf dieſe Art einige Seiten zu füllen, da wir aber mit Recht annehmen, daß ſolche weitläufige architectoniſche Deſcriptionen für den geneigten Leſer des Reizes der Neuheit entbehren dürften, ziehen wir vor, lieber ſogleich den Lauf der Erzählung ſelbſt zu verfolgen.

Herr v. R—ſt—n fand das ihm bezeichnete Gemach in der alten Ritterburg glücklich. In der einen Ecke deſſelben ſtand ein dick mit Staub bedecktes, aber dennoch, wenn auch vor vielen Jahren vielleicht zum letzten Mal, mit reiner Wäſche überzogenes Bett. Den überdieß noch vorhandenen großen und wackelichten Tiſch ſetzte der Offizier quer vor die Bettſtelle, und nachdem er auch noch die einzige Thüre des

Gemaches ſorgfältig verſchloſſen hatte, ſchickte ſich der ungemein ermüdete Reiſende zur Ruhe an. Wären des Majors Kleidungsſtücke nicht ganz und gar durchnäßt geweſen, hätte er wahrſcheinlich vorgezogen, dieſelben am Leibe behaltend, ſich auf das Lager hinzuſtrecken, allein im ſtattfindenden Falle konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen, ſich auszukleiden und ſich in ganz gewöhnlicher und bequemer Weiſe in das vorhandene, ehevor von ſeinem Staube befreite Bett hineinzulegen. Sein blankes Schwert legte Herr v. R— ſt—n auf den Tiſch, auch ſtellte er die Laterne daneben, indem er beſchloß das Licht in derſelben abbrennen zu laſſen; nach Verlauf weniger Minuten hatte bereits der ſanfte Schlummergott ſeine güldenen, betäubenden Körner auf den Müden hernieder geſchüttet.

Mitternacht mochte ungefähr vorüber ſeyn, da ließ ſich ein ſeltſames Geräuſch von Ferne hören; dieſes Geräuſch tönte bald graulicher und vernehmlicher; mit einem Male ſprang die wohl verriegelt geweſene Stubenthüre von ſelber auf; Moderduft erfüllte das Gemach und jetzt trat eine rieſenmäßige, in weite weiße Gewänder gehüllte, Greiſengeſtalt ein, deren Antlitz ganz jenem einer Leiche glich und von deſſen Kinne ein dichter ſchneeweißer Bart herniederfloß, der bis dicht an die Diele reichte. Das Geſpenſt winkte dem Major, ihm zu folgen, allein dieſer vermochte, ungemein erſchrocken, vor der Hand kein Glied zu regen; die weiße Geſtalt winkte dringender wieder, da ermannte ſich der tapfere Offizier; er ſprang vom Bette auf, erfaßte ſein Schwerdt, ergriff mit der andern Hand die Laterne, in welcher das Licht noch brannte, und alſo folgte er muthig ſeinem wunderſeltſamen Führer.

Nun gieng es, Treppen auf, Treppen ab, durch große Säle, lange Corridors und Zimmerreihen; — endlich in einer hohen runden

Halle, einer Art Gewölbe, blieb der geſpenſtige Greis ſtehen, immer mit der Rechten auf eine Stelle am Erdboden deutend. Unſer Abentheurer verſtand die Pantomime; er rief aus: Aha, du willſt mir zu verſtehen geben, es liege hier ein Schatz vergraben und ich ſoll die Stelle durch einen darauf zu legenden Gegenſtand bezeichnen, damit ich dieſelbe Morgen wieder zu finden weiß? — Der Weiße winkte beifällig und freudig mit dem Haupte. Allein nun befand ſich der Major dennoch in nicht geringer Verlegenheit; er war, vom Bette aufgeſtanden, lediglich nur mit ſeinem Hemde bekleidet; von ſeiner Waffe wollte er ſich nicht, und eben ſo wenig von der leuchtenden Laterne trennen, fürchtend — von einem verkappten Betrüger in einen gefahrdrohenden Hinterhalt gelockt zu werden. Das Geſpenſt gebehrdete ſich ungeduldig, da zog R—ſt—n, ſchnell gefaßt, das Hemdt vom Leibe und legte es auf die zu bezeichnende Stelle; nun gieng die Reiſe der Beiden weiter durch Stuben und Gänge wie zuvor. Endlich langte man in der Schloßkapelle an. Der grauliche Greis machte dieſelbe Pantomime wie zuvor, doch unſer Offizier, ſich ſchnell beſinnend, löste das Band vom Zopfe — denn dazumal gab es noch keine kopf= und zopfloſe Söldner — und legte es, fein vorſichtig, auf die vom Weißen abermals bezeichnete Stelle. Nach dieſer kurzen Raſt ſetzte man ſich wieder in Bewegung; bald bleibt das Geſpenſt zum dritten Mal ſtehen — das alte Geberdenſpiel von deſſen Seite beginnt, aber unwirſch ruft der Offizier aus: Hol's der Teufel, wenn ich Morgen früh deine andern beide Schätze finde, bin ich ſchon zufrieden, mag den dritten heben, wer da will. Doch plötzlich verändert ſich nun die Scene; das ohnehin rieſigte Geſpenſt verlängert ſich noch um ein anſehnliches; deſſen Augen rollen großen Feuerrädern gleich, ſein weit aufgeſperrter Mund gleicht einem geöffneten Höllenſchlund, es ſchreitet auf unſern armen Abentheurer los, dräut ihn zu verſchlingen, doch nicht ein Feigling will der Offizier enden; er erhebt das Schwert, führt einen gewaltigen Streich nach dem Geſpenſte — da klirrte es wie zerbrochenes Glas. —

Der Major öffnete in dieſem Augenblicke die Augen und ſchaute verwundert um ſich; er ſaß, faſelnackt, halb aufgerichtet, in demſelben Bette, in welchem er ſich vor einigen Stunden niedergelegt hatte; ſein abgezogenes Hemdt lag in Mitte der Stube; ſein Schwerdt, mit welchem R—ſt—n ſo eben des Wirths Laterne über den Tiſch geſchlagen hatte, hielt er in der rechten Fauſt und um die linke Hand hatte ſich das abgeſtreifte Zopfband geſchlungen.

* * *

Das geſtrige Unwetter zu verſöhnen, war einer der klarſten, ſonnenhellſten Morgen ins

Mittel getreten. Einen entzückenden Anblick gewährte die herrliche, weite Winterlandſchaft, welche man aus den Fenſtern der alten Ritterburg zu überſchauen vermochte. Der th—r übergroße Forſt glitzerte und flimmerte in kryſtallener Pracht; Alabaſter-Grotten wölbten ſich hier; und dort, im Hochwalde oben, ſchien ein heiliger, kühn gewölbter Dom, von reiſigen Demantſäulen getragen, ſich, Ehrfurcht erregend, zu erheben. — Schnell kleidete der Major ſich an — noch einen Blick warf er durch das Bogenfenſter ſeines Gemaches, dann eilte er hinab in's Dorf, nahm ein ſolides Frühſtück im Wirthshauſe zu ſich, beſtieg ſeinen Rappen und ſetzte, fröhlich ein Pfeifchen dampfend, ſeine Reiſe fort.

17.

Scene

aus dem noch ungedruckten Operntexte:

Der Judenkirchhof.*)

Gewöhnlicher Judenkirchhof. Im Vordergrunde zur Rechten des Zuſchauers ein offenes Grab. Im Hintergrunde eine große Stadt, welche man aber erſt erblickt, wenn die Feuersbrunſt ausgebrochen.

Nach einer charakteriſtiſchen Ouvertüre wird die Gardine aufgezogen. — Juden und Jüdinnen nahen aus dem Hintergrunde im feierlichen Trauerzuge, brennende Fackeln in den Händen, mit Ehſiers Leiche im offenen Sarge. — — Der Trauerzug bewegt ſich langſam nach dem Grabe zu.

Tragikomiſcher Chor.

Die Juden.

Au wai, au wai, au wai! — ein einziger rauher Stoß
Er wirft, au wai! in Abrahams Schooß
Zu früh, au wai! das junge Schickſel!

Die Jüdinnen.

Au wai! das junge Schickſel!

---

*) Ich traf zu Anfang des Jahres 1822 zu Prag mit dem unſterblichen C. M. Weber zuſammen, — deſſen Bekanntſchaft ich viele Jahre früher, als W. noch

Eine Jüdin.

Die Ehſter war ſo ſchön geſchmückt,
Und alle Welt hat ſie entzückt,
Nun hat ſie doch der Laud zerdrückt.
Es iſt auf Erden gar ein ſchlechter, lauſ'ger Wandel,
Und alles nimmt an End — der Schacher und der Handel
Bevor man noch die Hand umdreht,
Der Wind ſchon über's Grab uns weht.

---

mit Vogler, ſeinem großen Meiſter, reiſte — bereits in München gemacht und in Dresden erneuert hatte.

Zu Prag nun zeigte ich Webern die Expoſition zu zu dem Operntexte: „Der Judenkirchhof“ und die dazumal ſchon fertige und hier zum erſten Male abgedruckte Scene. Der Meiſter intereſſirte ſich ungemein für die Idee überhaupt und namentlich für die gegenwärtige Scene, aus welcher, ſeiner Verſicherung nach, der Tondichter ungemein Originelles zu ſchaffen vermögen würde. Ich mußte dem Herrn Muſikdirektor verſprechen, ihm den Operntext, ſogleich nach deſſen Beendigung, zuzuſchicken, und feierlich ſagte er mir zu, er wolle den Tonſatz deſſelben unternehmen. — Das Schickſal führte uns indeſſen weit auseinander, ich konnte lange nicht an die Beendigung des Textes kommen und inzwiſchen ſtarb Weber.

Dieſe Notiz allein wird hinreichen der Scene beim geneigten Leſer eine gute Aufnahme zu verſchaffen. — Sollte übrigens ein Tondichter von Ruf zur Compoſition der Oper Belieben tragen, möge er ſich deßhalb gefälligſt an den Verfaſſer wenden.

Chor.

Hand umdreht,
Wind ſchon weht!

Ein Jude.

Jehova iſt a' Gott, a grauſer,
Doch's dumme Leben iſt nicht kauſcher;
Drum macht mir nur kein ſolch Getos,
Die Ruh' in A' Abrahams Schoos,
So wahr ich leb' iſt gutes Loos.

Chor.

Getos! a Loos! A' A' Abrahams Schoos!

— Während des letzten Chors wird Ehlers Leiche in die Grube geſenkt, doch bevor noch Erde hinabgeworfen wird, hört man aus der Ferne dumpfen Lärm: Poſaunentöne, Geſchrei, Trommeln u. dgl. alles durcheinander — dazu paſſende Orcheſterbegleitung. Juden und Jüdinnen ſtehen bewegungslos und lauſchend in wohl berechneten komiſchen Attitüden. —

Zweiter Jude.

Gottes Wunder! — welch' Mirackel!
In der Nacht ſolch' grauß Specktackel!

Chor.

Specktackel! Mirackel!

Dritter Jude.

Au wai geſchrien — mir wird nicht gut,
In de Hoſen fällt der Muth.

Chor der Juden.

Au wai geſchrien — uns wird nicht gut,
In de Hoſen fällt der Muth.

Vierter Jude.

Was nur mag geſchehen ſeyn? —
Wenn nur nicht der Feind fällt ein,
Gott ſeis geklagt,
in die Stadt!

Verwirrter Chor der Juden und Jüdinnen.

Was hat er geſagt?
Gott ſeis geklagt!
Der Feind hat ers gewagt
Zu fallen in die Stadt?
Was hat er geſagt? —
Gottes Wunder nein —
Es kann, es darf nicht ſeyn!
Was hat er geſagt?

Dumpfer Chor aus der Ferne.

Hülfe, Hülfe! große Noth!
Hülfe, Hülfe! feurig roth?
Schlägt die Flamme aus dem Haus,
Dort beim Giebel ſchon heraus!

Chor der Juden und Jüdinnen.

Gottes Wunder! welch' ein Graus!

Was hat er geſagt?
Zum Haus hat er geſagt,
Schlägt einer raus — hat er geſagt!
Zum Haus — heraus — welch' ein Graus!

— Es geht eine plötzliche blendende Helle auf, man erblickt im Hintergrunde eine große Stadt in Flammen. —

Judenchor.

Au wai geſchrien! welche Noth!
Au wai geſchrien! blutig roth!
Schlägt die Flamme aus dem Haus —
Dort beim Giebel ſchon heraus.
Wai der Schreck macht uns taub,
Blutig roth! — welche Noth!

— Ein Judenjunge ſtürzt auf die Bühne. —

Judenjunge.

Es brennt; es brennt in der Jüden Quartier,
Und ihr Eſel! ſteht müßig — alle noch hier? —

Judenchor.

Au wai — es brennt, es brennt in unſerm Quartier,
Und wir Eſel ſtehen müßig noch hier.
Au wai — Zion gar
Iſt in Gefahr!
Es brennt in unſerm Quartier
Drum fort ihr Eſel! von hier.

— Juden und Judinnen fliehen nach allen Seiten. —

18.

Welche Eigenſchaften muß man haben, wenn man ſich Hoffnung machen will in den Orden der Jeſuiten aufgenommen zu werden.

Jetzt, wo der Orden der ehrwürdigen Väter aufs neue die friſcheſten und erfreulichſten Blüthen treibt und ſich hier und dort mehr und mehr verbreitet, kann die Beantwortung der vorſtehenden Frage in der That als ein verdienſtliches Werk angeſehen werden; übrigens muß man bemerken, daß die folgende Anekdote, einem alten, von einem Jeſuiten in lateiniſcher Sprache verfaßten, „Vade mecum“ entnommen iſt. Das Büchlein ſelbſt möchte wohl ſchwerlich je einem unſerer Leſer in die Hände gekommen ſeyn und enthält — wie die meiſten *alten* und *neuen* Sammlungen dieſer Art — neben mancher Ungereimtheit doch auch viele gute und echt witzige

Gedanken, von welchem in der Folge vielleicht noch einen oder den andern mitzutheilen man Gelegenheit finden wird.

* * *

Ein Jeſuit führte ſeine Schüler an einem heitern Frühlingsnachmittage zum Ballſpiele auf eine vor die Stadt belegene Wieſe. Unter Weges fragte einer der Zöglinge den Lehrer:

„Welche Eigenſchaften, hochwürdiger Pater Profeſſor! muß man haben, wenn man ſich Hoffnung machen will, in Ihren Orden aufgenommen zu werden?“

Mein Sohn! — erwiederte der Lehrer lächelnd — um Jeſuit zu werden, muß man es entweder hier haben — er deutete mit dem Zeigfinger in die Mitte der Stirne — oder aber man muß es — er ſchlug mit der flachen Hand auf die Geldtaſche — hier haben.

Der Schüler gedachte dem Lehrer auf ſeine Weiſe zu ſchmeicheln und ſprach, indem er auf ſeine eigene Geldtaſche klopfte: Nun, nun, ich wollte meinen Kopf verwetten, Sie hochwürdiger Herr Pater Profeſſor! gehören auch unter diejenigen, die es hier hatten.

Unſeres Dafürhaltens dürfte auch noch der Beſitz einer dritten Eigenſchaft den Eintritt in's Kollegium erleichtern, doch es bleibt nicht gerathen alles zu ſagen!

19.

Die Bergbeleuchtung zu Tegernſee.*)

Nach der C. M. Weberiſchen Melodie des Th. Körner'ſchen:
„Was glänzt dort vom Walde ꝛc.“

Nur Liebe darf der Liebe Blumen brechen.
Der ſchönſte Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann.

Fr. v. Schiller.

Was glänzt dort vom Hochland in Gluthenpracht?
Wer deutet die feur'gen Rahmen? —
Sie leuchten hinaus durch die finſtre Nacht,
Die bayriſchen Alpen ſind ja erwacht,
Zu zeigen durchlauchtige Namen:
Die prangen dort lodernd an Berges Wand,
Sie, ſie feiert das ganze bayriſche Land!

---

*) Die Bergbeleuchtung, zu welcher dieſer Sang gedichtet wurde, ſollte am Abende des 9. Septembers 1828 zur Vermählungsfeier des durchlauchtigſten Herzoges Maximilian von Bayern mit einer königlichen bayeriſchen Prinzeſſin an den Wänden des bayeriſchen Hochgebirges lodern.

Eingetretener Hinderniſſe halber mußte zwar die

Die Züge, noch heller als Sonnenlicht,
Kein Bayer kann ſie verkennen,
Kein Bayer gewiß verkennt ſie nicht,
Von Geſicht der Stamm ſich gleich zu Geſicht
Verſchmähet er — uns ſich zu nennen:
Dort prangt er lodernd an Berges Wand,
Ihn, ihn feiert das ganze bayeriſche Land!

Wie tobt dort im Hochland die Flammengluth?
Die Arme wagt ſie mächtig zu ſtrecken,
Und ob auch das Schwert und die Lanze ruht,
Es ſchlummert doch nimmermehr bayer'ſcher Muth,
Es ſchimmern die bayr'ſchen Wecken:
Sie ſchimmern dort lodernd an Berges Wand,
Sie, ſie feiert das ganze bayriſche Land!

Bergbeleuchtung ſelbſt unterbleiben, allein gegenwärtige Dichtung wurde nichts deſtoweniger von Ihro Majeſtät der verwittweten Königin Mutter Frierike, Wilhelmine, Karoline von Bayern allerhuldvolleſt und gnädigſt aufgenommen.

Die Ehrenſtelle, welche dieſem Gange — des Stoffes halber — gebührt, konnte er in gegenwärtiger Sammlung nicht erhalten, weil der Druck bereits zu weit vorgerückt war.

In der Flammengluth hellem Wiederſtrahl
Erglänzet von den Geſichten
Die Freude, — ſie waltet durchs weite Thal;
Sie leuchtet dem fröhlichen Hochzeitsmahl;
Die bayer'ſche Treue kann nicht verzichten:
Wie's feurig dort brennet an Berges Wand,
So, ſo lodern die Herzen im ganzen Land!

Und wenn dann in Bälde dem heil'gen Bund
Erlauchte Sproſſen erkeimen;
Dann macht es uns Frohen zur ſelben Stund,
Es machet die Flamme uns allen kund:
Die Freuden, die höchſten, die reinen!
Die Kunde, ſie brennt bald an Berges Wand,
Dann, dann jubelt das ganze bayriſche Land!

20.

Epilog.

Bunte Steine, ſchwarze Farben
Wechſelten in dieſem Band;
Hohe Palmen, ſchwache Garben
Keimen auch in gleichem Land.

Kleine Blumen, ſchmucke Blätter
Streuten wir mit leichtem Sinn,
Liebe Herren! hohe Götter!
Nehmt die Gaben gütig hin.

Ja als Göttin will jetzt walten
Jene Themis Ungebühr;
Nun man läßt ſie eben ſchalten,
Und man ſchreibt doch für und für!

Eure Stimme mag erſchallen,
Wenig kümmert mich der Hohn;
In der weiſen Duldung Hallen —
Winkt mir doch ein ſchöner Lohn!

Berichtigung der Druckfehler.

Seite 16 Z. 1 v. unten ſtatt: „gebeteten“ l. m. „angebeteten.“
— 19 Z. 6 v. u. ſt. „ohne weiteres“ l. m. „ohne weiter.“
— 32 Z. 6 v. u. ſt. „die Flur“ l. m. „den Flur“
— 66 Z. 1 v. oben iſt das Wörtlein „ſie“ zu ſtreichen.
— 77 Z. 8 v. o. ſt. „Maß“ l. m „man,“
— 81 Z. 10 v o. ſt. „ſaß“ l. m „daß“
— 91 Z. 4 v. o. ſt. „bezuhalten“ l. m. „beizuhalten.“
— 124 Z. 9 v. o. ſt. „Geſüchtchen l. m. „Geſchichtchen.“
— 177 Z. 1 v. o. iſt nach dem Worte: „verlaſſen“ das Wörtlein „läßt“ einzuſchalten.
— 181 Z. 2 v. o. ſt. „Traume“ l. m. „Traum.“
— 186 Z. 11 v. o. ſt. „Goth'ſche“ l. m. „Gothe'ſche.“
Auf dem Titelblatte der Erzählung IV. ſt. „Original-Feen-Märchen“ l. m. „Original-Feen-Mährchen.“
Seite 202 Z. 3 v. u. ſt. „Soſa“ l. m. „Sofa.“
— 236 Z. 8 v. o. ſt. „Gewerben“ l. m. „Gewerbe.“
— 238 Z. 4 v. o. iſt das Wörtlein: „mit“ zu ſtreichen.
— 240 Z. 1 v. o. ſt. „Pfeiffenkopfe“ l. m. „Pfeifenkopfe.“
— 253 Z. 1 v. u. ſt. „ſeine“ l. m. „ſeinen.“
— 257 Z. 2 v. u. ſt. „von dem“ l. m. „von den“
— 257 Z. 10 v. u. ſt. „beitragen“ l. m. „beitrugen.“
— 266 Z. 6 v. u. ſt. „blod gewordene“ l. m. „blödſinnig gewordene.“
— 267 Z. 7 v. u. ſt. „Machtſpruche“ l. m. „Machtſpruch.“
— 268 Z. 7 v. o. ſt. „bei der Lederfabricke“ l. m. „bei dem harlemer Hölzchen.“
— 276 Z. 2 v. o. ſt. „beſtättigen“ l. m. beſtätigen.“
— 282 Z. 1 v. u. ſt. „erſtem“ l. m. erſten.“

Seite 320 Z. 5 v. o. „verſchenekt" l. m. verſchenket."

— 326 Z. 1 v. v. ſt. „eigenthümlicher" l. m. „eigenthümlichen."

— 335 Z. 2 v. u. ſt. „den Armen" l. m. „dem Armen."

— 339 Z. 6 v. o. ſt. „in Durſt" l. m. „in Dunſt."

— 342 Z. 2 v. o. ſt. „um nicht dem" l. m. „um nicht den."

— 368 Z. 9 v. o. ſt. „der vorſiehrnden" l. m. „der vorſtehenden."

Die ſich eingeſchlichenen Druckfehler und die zuweilige Verſetzung der Unterſcheidungszeichen möge der geneigte Leſer mit der weiten Entfernung des Autors von dem Druckorte gefälligſt entſchuldigen.

Skizzen

in der Manier
des
ſeligen

A. G. Meissner;

nebſt
literariſchem Nachlaſſe
des
Dr. Wilhelm Hauff.

Herausgegeben
durch
Adolph v. Schaden.

Vierte und letzte Sammlung.

Augsburg und **Leipzig**,
in der v. Jeniſch- und Stage'ſchen Buchhandlung.

Seiner theuren und geiſtreichen
Freundin
der
Frau Baronin
Sophie von Deuring
gewidmet

vom Verfasser.

Bevorwortung.

Indem ich mit der gegenwärtigen vierten Sammlung die „**Skizzen in Meißners Manier**" ſchließe, halte ich es annoch für heilige Pflicht, den allerhöchſten Familiengliedern der **königlichen** ſowohl — als auch **herzoglich-bayerischen** Linie, welche das Werk mit allerhöchſt Ihrer Aufmerkſamkeit allergnädigſt beglückten, meinen ſchuldigſten allerunterthänigſt-gehorſamſten Dank hiemit abzuſtatten.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite
I. Das mitternächtliche Geſpenſt auf dem Augsburger Schrannenplatz 1

II. Größeres und kleineres Deſſert:

1. Einige wenig bekannte Züge zu Wallenſteins, des Herzogs von Friedland, Charakteriſtik 114
2. Die Brüder 118
3. Die erſte lateiniſche Komödie in Deutſchland 121

III. Einiges aus Dr. **Hauffs** literariſchem Nachlaſſe:

1. Spötting — die Schickſalsperücke — Converſation. 125
2. So wird der Fuchs ein Burſch . 192
3. Sr. Herrlichkeit tollſte Stunde . 285
4. Die Hexe von Truderung; oder: Junker Froſch und Comteſſe Wespe. Original-Feen-Mährchen 335

I.

Das mitternächtliche Gespenst

auf dem

Schrannenplatze zu Augsburg.

Romantiſches Nachtſtück.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſter Abſchnitt.

1.

Ein einziger aber hoffnungsvoller Sohn war die Frucht der zwanzigjährigen Ehe des alten, reichen meklenburgiſchen Amtmanns Treubild und ſeiner Gattin, eines guten deutſchen Hausmütterchens, geblieben.

Allmählig reifte Auguſt zum Jünglinge heran; er hieß Mütterchens Augapfel, und mit Recht, des Vaters Stolz. Mit ſeltener Güte hatte Natur den Knaben bedacht: ſein ſchlanker ebenmäßiger Wuchs; das große, reine, ſchwarze Auge; der üppige Fall der kaſtanienbraunen Locken; die Griechennaſe und das liebliche friſche Antlitz gewannen dem werdenden Jüngling ſchnell Aller Herzen bei dem erſten Anblicke ſogleich. Unverkennbar wohnten aber auch ausgezeichnete Geiſtesanlagen in dem jugendlichen ſchönen Körper.

Mit ungemeiner Leichtigkeit faßte Auguſt auf; ſeine Wißbegierde kannte keine Grenzen und Ernſt im Reden und Handeln, ſonſt Knaben dieſes Alters fremd, charakteriſirte den Hoffnungsvollen, und ſetzte nicht ſelten Eltern und Fremde in Erſtaunen.

Von großer Gutmüthigkeit gab Auguſt täglich Proben, allein gar heftig war der Knabe auch, und Ueberzeugungen, welche in dem jungen Buſen einmal Wurzel geſchlagen, bewahrte er mit ſolcher Konſequenz, die gar vielen reifen und — überreifen Männern zu wünſchen man ſich veranlaſſet ſieht.

Scharf beobachtende Pſychologen wollten in des angehenden Jünglings feſtem Blicke, in ſeiner Haltung und der Verläßigkeit des ganzen Weſens — eine ungewöhnlich raſche Entwickelung jenes, in des menſchlichen Seele liegenden Keimes wahrnehmen, welcher ſich allmählig zu einem ſogenannten Temperament geſtaltet und Auguſts pſychiſche Anlagen neigten ſich entſchieden zum melancholiſch-choleriſchen hin.

Von dem Paſtor des Dorfes, einem in der That gelehrten und äußerſt aufgeklärten Manne, erhielt des reichen Amtmanns Sohn den erſten Unterricht in den Wiſſenſchaften; Auguſt machte bei dieſem ſeinen Lehrer in den Sprachen der Alten, in Geſchichte, Mathematik u. ſ. w. allerdings Fortſchritte bedeutſamer Art: allein ſeine eigentliche Seelenkraft, ſeines Feuergeiſtes thätigſtes Wirken zeigten ſich ſiegend und leuchtend nur dann, wenn er, nach vollendetem ernſten Unterrichte bei dem Paſtor, Pater Anſelmos trauliches Hüttchen betrat.

Anſelmo war Maler — wenn gerade auch kein Correggio oder Raphael — doch auch nicht ein gewöhnlicher Sudler. In ſeiner Jugend war er in Italien geweſen; in Düſſeldorfs ausgezeichneter Gallerie hatte er lange nach den hehren Muſtern unſterblicher Künſtler ſtudirt, und in Kopenhagen den Unterricht eines ſeltenen Meiſters genoſſen, und war der gute Anſelmo ſchon mehr ein Talentmenſch, als eigentliches Genie, ſo konnte es beim Zuſammentreffen ſolch' günſtiger Umſtände, dennoch nicht fehlen, ſein Geſchmack mußte ſich läutern und ſeine natürliche Anlage die höchſte Stufe der Bildung erſteigen, deren ſie fähig blieb. Doch wie denn nur gar Wenige durch ausübende Kunſt güldene Früchte erwerben, ſo war dieſes auch Anſelmo's Fall, und nicht ſorgenfrei dürfte des Malers Alter geweſen ſein, wäre ihn nicht durch eine unvermuthete Erbſchaft im Meklenburgiſchen ein Bauerngütchen zugefallen.

Anſelmo zog nach dem Dorfe, in welchem ſein nunmehriges Eigenthum lag, nahm es in Beſitz und das Gütchen ſelbſt bewirthſchaftend, übte er nebenbei, zum Vergnügen und als Erholung, noch immer die ſinnige Kunſt.

Der alte Amtmann Treubild war ein recht guter Mann, aber ſonſt auch nicht viel mehr, als Alltagsmenſch. Bei der Landwirthſchaft aufgewachſen; bei derſelben Mann und Greis geworden — hatte er, ohne Welt- und Menſchenkenntniß, eben für nichts Sinn, als für Freuden und Leiden der lieben Oekonomie. Indeß meinte der gute Alte, ganz richtig, denn doch: „der Menſch könne nie zu viel lernen,“ und weil denn im Dorfe zufällig Gelegenheit gerade vorhanden war, ſollte Auguſt beim alten Meiſter Anſelmo auch zeichnen lernen, denn der Amtmann dachte: ſolche erlangte Fähigkeit könne dem künftigen Landwirthe nützlich werden, weil ſich der Greis von der Eigenthümlichkeit höherer Kunſt keine klare Begriffe bewahrte, ſondern dieſe freilich etwas ungereimt, mit Feldmeſſerei in ſeinem Sinne verwechſelte.

Anſelmo erkannte in ſeinem neuen Schüler gar bald den echten Beruf zur Kunſt und nach beſtem Willen und Wiſſen nährte der Maler die entſchiedenſte Neigung für dieſelbe in Auguſt's Bruſt: denn was wohl könnte den alten, echten Meiſter, am Rande der eigenen Vergänglichkeit mehr anziehen, als dem erkannten höchſten Heiligthume, neue würdige Prieſter und Jünger zu erziehen? Beinahe unglaublich raſch ſchritt Auguſt fort auf der mit Feuereifer betretenen Bahn, und oft kam es dem ehrlichen Anſelmo vor, ſein Schüler ſtehe bereits über ihm.

Vater Treubild ſah nun allmählig auch ein, daß das geliebte Söhnchen die Malerei mit gar ſeltener Leidenſchaft umfieng; die Bemerkung war dem Alten ganz erfreulich eben nicht, denn Auguſt ſollte ein tüchtiger Landwirth einſt werden, aber für dieſen Beruf ſchien das Söhnchen geradezu verdorben;

er ſaß oft über ſeinen Büchern, öfterer noch an der Staffelei und von der Landwirthſchaft hatte ſich August bis jezt weniger Einſichten noch erworben, als beinahe dem geringſten Knechte auf Vaters Gute eigen waren.

„Nun wirds mir aber doch zu toll" — pflegte der Alte oft zu ſprechen — „die bunte Leinwand und die Bücher obenein nehme ich dem Jungen weg; er ſoll ja kein Maler oder Gelehrter — ſondern Oekonom werden!"

Allein ſtets trat der vernünftige Paſtor, auf welchen der Amtmann großes Zutrauen ſetzte, bei ſolchen Gelegenheiten als Vermittler auf; Mütterchen bat denn auch, immer des Sohnes Parthei ergreifend, gar inniglich, und der Alte, ohnehin nicht kräftig in ſeinem Willen, ſtopfte brummend den großen Meerſchaum-Kopf, dampfte dichte Tabackswolken vor ſich hin, und gab ſich am Ende zufrieden. Unſer junger Held ſtudirte und malte fürder ungeſtört, wie zuvor.

Auguſts Lebenslenz konnte beneidenswerth genannt werden. — Anſelmo war längſt Wittwer, aber ihm lebte eine jetzt achtzehnjährige Tochter annoch.

Ein liebenswürdiges Naturkind ſtellte Emilie dar; ihr großes blaues Auge, das Antlitz, ein Abglanz der jungfräulichen Reinheit, die ſchwebende Haltung der zarten, ſchlanken Lichtgeſtalt — ſelbſt das Laſter hätte ſothaner ſeltener Konflict rühren müßen — und konnte er anders, als des kräftigen, feurigen, leidenſchaftlichen Jünglings Herz zu höheren Sphären heben? —

Auch Emilie übte des Vaters Kunſt; freilich vermochte ſie nicht dem Hochfluge der Phantaſie und Kraft zu folgen, den Auguſt ſo unverkennbar entwickelte; aber die Lauben und Myrthen, welche aus ihrem weichen Pinſel floßen, ihre zarten Cherubimköpfe — aus dieſen ſtrahlte anſprechende Gemüthlichkeit, auf jenen ſchwebte ein warmer, belebender Duft.

Jetzt ſaßen **Auguſt** und **Emilie** koſend und kindlich ſchäkernd beiſammen an der Staffelei, und ſchlug die Feierſtunde — weilte man im Gärtchen in der helldunkeln Laube am klar und ſanft dahin ſtrömenden Bächlein, in der reinen Luna Licht. Der alterſchwache **Anſelmo** mußte zeitig das Lager ſuchen; doch konnte er ruhig die lieben Kinder dem ſicher leitenden Genius ihrer Unſchuld überlaſſen: **Emilie** ſang mit ihrer zarten Silberſtimme gemüthliche Weiſen, **Auguſt's** reine Flöte begleitete dieſelben, der linde Zephyr ſäuſelte leiſe im Laube, wehmüthig klagte die Nachtigall im Buſche und die Glücklichen genoſſen, ohne es zu ahnden, die überſchwengliche Wonne der erſten Liebe.

2.

Nun hatte **Auguſt** das neunzehnte Lebensjahr zurückgelegt, da ſprach der würdige Paſtor **Enſius** eines Abends zu dem Amtmann: „Höre alter Freund! es iſt nun wahrhaft doch an der Zeit, ernſtlich daran zu denken, Auguſt's Beſtimmungsbahn zu brechen. Du biſt Willens aus ihm einen Landwirth zu machen? — Ich glaube nicht, daß der Jüngling für die Lebensweiſe taugt, doch ſey dem, wie ihm wolle — Thorheit bleibt es, das Kind in der Wiege zu dieſem oder jenem Stande zu beſtimmen. Willſt du meiner Erfahrung vertrauen — meinem wohlmeinenden Rathe folgen, ſende den Sohn vorerſt nach einer deutſchen Univerſität; daß er an Vorkenntniſſen reif genug iſt, die Bahn zu betreten, dafür ſtehe ich ein. Hat Auguſt was Rechtes gelernt, vorerſt Menſchen- und Weltkenntniß errungen, dann möge er immerhin ſich für einen Stand beſtimmen, und, iſt es ihm anders möglich, des Vaters Wunſch nicht unbeachtet laſſen bei der Wahl, doch jetzt — du haſt Vermögen, und bei Auguſt's Seelenſtimmung und ſeltener Charakterſtärke iſt nicht zu fürchten, er werde gemeiner Verführung Reize erliegen — ja, jetzt ſende ihn nach einer Hochſchule des Vaterlandes.“

Der Prediger war des Amtmanns Orakel; der gute Vater war auch nicht beſchränkt genug, um zu verkennen, daß des Freundes Rath der beſte war, und ſchnell, mit ſeltener Feſtigkeit, wurde beſchloſſen, Auguſt ſoll nach Jena reiſen!

Hoch wogte des Jünglings Buſen, glühend brannten ſeine Wangen, als er dieſe Beſtimmung erfuhr; denn längſt war ſeinem Feuergeiſt der Raum der väterlichen Hufen zu beſchränkt. Umſonſt floſſen des beſorgten Mütterchens Thränen — der Tag der Abreiſe des Lieblings war beſtimmt.

Hell leuchtete der Mond eben im reinen Aether. Morgen in aller Frühe ſollte Auguſt reiſen, da ſtürzte er nach Anſelmo's Hütte hin, um Abſchied von ſeinen Lieben zu nehmen. Feierlich ſegnend legte der Meiſter die welken Hände auf des Jüngers Haupt, indem er ſprach: „Jüngling! bleibe der Tugend treu und verfehle nicht deinen Beruf.“

O guter Vater! — antwortete Auguſt tief bewegt — nimmer laſſe ich von der himmliſchen Kunſt, eher vom Leben. —

Anſelmo war zu Bette gegangen, und unſer Jüngling ſah ſich nun mit Emilien allein. Das Mädchen weinte vor ſich hin; unwillkührlich ſchloß ſie Auguſt in ſeine Arme; ſeine glühenden Lippen brannten auf ihrem elaſtiſchen Munde, und plötzlich ſank der Schleyer von der Kinder Augen und ſie fingen an, das Geheimniß, jenes hehre und heilige der reinſten Liebe, zu begreifen.

Da der Raum mich beengt, muß ich es dem ſinnigen Leſer überlaſſen, die ſchöne Scene ausführlicher ſich auszumalen. Lange hielten die Glücklichen ſich umſchlungen; in himmliſchem Entzücken hatten ſich ihre Seelen vereint, und ewige treue Liebe ſchwur man ſich wechſelsweiſe, als endlich der Mitternacht Stunde deſpotiſch Trennung gebot.

Der gute alte Amtmann Treubild wußte wenig vom akademiſchen Leben; im Reiche der Wiſſenſchaften überhaupt war er ein Laie. Er mußte demnach ſich damit begnügen, den nach der Hochſchule reiſenden Sohn recht innig zu bitten: „er möge doch ja vorzugsweiſe lernen, was dem einſtigen Landwirthe von Nutzen ſein könne.“ Der gelehrte Paſtor Enſius dagegen hatte für den zeitherigen Schüler einen gar weitläuftigen Studienplan entworfen, welchen er dem Jüngling bei deſſen Abreiſe übergab und zugleich mahnte: man möge den wohldurchdachten Plan mit männlicher Konſequenz und heißem Eifer verfolgen. In Jena angekommen, hatte Auguſt längſt den väterlichen Rath vergeſſen, und nicht vermögen konnte er es über ſich, des ehrlichen Paſtors Manuſcript bis zum Ende durchzuleſen.

Oft hatte der vielerfahrne alte Meiſter Anſelmo mit dem genialen Jünger davon geſprochen, wie dem rechten Künſtler gerade wiſſenſchaftliche und äſthetiſche Bildung vorzüglich nöthig ſei; mit Sachkunde hatte der Alte die Mittel berührt, welche er zur Erreichung des Zweckes für die dienlichſten hielt, und tief ruhten des Meiſters Worte in Auguſts Buſen.

Nur der hehren Kunſt allein wollte er leben, nach ihr mit jugendlicher Rieſenkraft ſtreben; dies war und blieb des ſchönen ſinnigen Jünglings feſter Entſchluß. Mit Eifer ſtudierte er Geſchichte überhaupt und Archäologie der Kunſt; vertrauter und immer vertrauter machte er ſich mit den Dichtern des Alterthums, und bald hatte er ſich Kühnheit und Geſchick genug erzogen, ſelbſt Griffe in der Lyra güldene Saiten zu wagen. Doch genug; Künſtlers Bildung aufzufaſſen, liegt und kann für diesmal in meinem Plane nicht liegen.

Viel Rühmens von der Dresdner Galerie hatte Auguſt oft vernommen, keine Gemäldeſammlung im Großen war ihm bis jetzt zu Geſicht gekommen, und mit unwiderſtehlicher Gewalt zog ihn ahnungsvolles Kunſtgefühl hin nach der merkwürdigen Königsſtadt der geiſtreichen Sachſen. Mächtig ſtrebte des ſeltenen Jünglings Buſen zur Höhe — in dem Olymp ſelbſt wähnte er ſich aufgenommen, als er dort zum erſtenmal den Tempel der heiligen Kunſt betrat.

Der Aufenthalt in Jena hatte für ihn keinen Reiz mehr; ſelten und mit großer Selbſtüberwindung nur konnte er ſich jetzt von dem lieben Dresden trennen.

Einen herrlichen Grund hatte Auguſt in früheſter Jugend gelegt, und die Natur ſelbſt ſchien in das Heiligthum der Kunſt ihn beruſen zu haben; denn keine Eigenſchaft mangelte ihm von denen, welche den rechten Maler bilden. Das Mechaniſche der Kunſt hatte er längſt glücklich überwunden, und ſein Feuereifer unterſtützte die glühendſte Phantaſie, und die nimmer verſiegende Einbildungskraft. Nach den vortreflichen alten Muſtern ſeine Studien ordnend, und unterſtützt durch den freundlichen Rath erhabener Kunſtkenner und Meiſter, konnte es Auguſten nicht fehlen: er mußte in kurzer Zeit Großes und Ungewöhnliches leiſten, und ein würdiger Gegenſtand allgemeiner Theilnahme und Bewunderung im Kreiſe jener hehren Künſtler werden.

Nach zwei verfloſſenen Jahren wandelte der Jüngling, nun ſchon ein gar bedeutſamer und hoffnungsvoller Kunſtgeſelle, nach Thuiskons modernem Athen; ich meyne Berlin.

Muthig und raſch verfolgte er auch hier das hohe Ziel; täglich zeichnete er auch in

Monbijou nach der Antike, Abends vollendete er im Gebäude der Akademie Studien nach der Natur, und ſchon begann ſein erhabener Genius nun ſelbſt Großes zu ſchaffen. Im Jahre 1812 vollendete er ſein erſtes Meiſterſtück, eine Madonna. Der heiligen Jungfrau Geſtalt hatte der Künſtler aus der gemüthlichen Tiefe ſeines Buſens entnommen: Emiliens zarte Formen hatte ſein phantaſiereicher Pinſel auf die Leinwand gehaucht. Mit Recht ſtaunte man ob des jungen Künſtlers trefflich gelungenem Werke; zu hohen Erwartungen berechtigte ſinnige Kenner des Jünglings Leiſtung.

3.

Blos der Kunſt hatte Auguſt bis jetzt gelebt; gleichgültig betrachtete er die Außenwelt, doch gar wichtige Ereigniſſe nahten nun. Dem Phönix gleich hatte ſich der Genius Rußlands erhoben; weichen mußten die ſieggewohnten galliſchen Adler — wenn auch der Kälte nur.

Seines Landes herbe Schmach zu retten, rief der fromme königliche Ritter Friederich Wilhelm III. den treuen Völkern zu: „Kinder! uns mahnt der Himmel, muthig greift zum Schwerdte, zu ſterben oder Freiheit zu erringen.“ Der Glutfunke fiel in der braven Jugend Buſen, in hellen reinen Flammen gieng er auf und der ſchöne Feuergeiſt erwachte, ob dem ſpäte Generationen noch ſtaunen werden.

Im Brauſen des beginnenden Sturms erwachte auch unſers Jünglings Herz; in ſeinem Buſen tönten des braven Körners Worte wieder:

„Und Homer — er hätte nicht geſungen,
Doch ſein Griechenland war frey!“

Weit warf Auguſt den Pinſel von ſich nach der Heimath eilend: „Rüſte deine Sachen!“ — rief er dem, freudig ihn empfangenden Vater entgegen — „dies iſt kein Kampf um den die Kronen wiſſen, es gilt die Freiheit, die Ehre des Vaterlandes.“

Eiſern und verhängnißvoll drohte die Zeit — ſie war an Wundern reich. Es hatte das Alter ſeine Kälte, der letharge Egoismus ſeine Feſſeln abgelegt. Der Vater lobte den Sohn, gerührt ſchloſſen ihn die würdigen ernſten Lehrer Enſius und Anſelmo in die Arme; Emiliens reiner Kuß weihte den Jüngling der Seele zum Helden, der Mutter zitternde Hand ſegnete den Liebling, den ſie unterm Herzen getragen, aber gefaßt und ernſten Sinnes riß ſich Auguſt aus den Armen ſeiner Lieben, und auf dem jungen, Feuer ſprühenden Dänenroß, ſein gutes deutſches Schwerdt an der Seite, flog der Jüngling dahin.

Unter Boruſſiens heiligem Panier nahm er als freywilliger reitender Jäger Dienſte, und nach Verlauf weniger Wochen ſchon ſtand er dem Feinde gegenüber.

Leuchtete einſt in den Hallen der Kunſt Auguſts hehrer Genius eine reine, hochſtrebende Flamme, ſo ſtrahlte dagegen nun, im blut'gen Reigen des heiligen Kampfes, mächtiglich ſein junger Heldenmuth. „Freiheit und Vaterland! Sieg oder Tod!“ — hieß ſeine ſtete Loſung und immer ſtürzte unſer Jüngling wild vorauf gegen des Feindes Schaaren.

Das Glück ſteht mit dem Tapferſten im engſten Bunde, und nicht unbemerkt konnte des ſchönen jungen Meklenburgers Bravheit bleiben. In den Gefechten auf dem Montmartre rettete er, tollkühn wagend, einen verdienten Staabsoffizier das Leben und wohlverdientermaßen zierte die junge Heldenbruſt nun der bedeutſame Orden des eiſernen Kreuzes.

Doch mitten im wilden Getriebe des verhängnißvollen Krieges blieb Auguſt ein treuer Jünger der Kunſt, die ihm das Höchſte des Lebens, Verahnung hehrer Welten, war.

Orginelle Studien nach einer ganz eigenthümlichen Natur zu machen, bot jede Stunde beinahe Gelegenheit. Schon enthielt ſein Malertaſchenbuch, das er, ſein theuerſtes Heiligthum, auf der heißen deutſchen Bruſt verwahrte, manche gar intereſſante Skizze: ruhende Gruppen am Lagerfeuer, düſtere helldunkle Perſpektive, brennende Schlöſſer, Thierſtücke, Schlachtfragmente im Alt-Rugendas'ſchen Geſchmacke u. ſ. w. — Doch ein ſeltener Hochgenuß erwartete noch den Jüngling in den Mauern des modernen Babylons, nämlich in Paris, wo das Glück der Sieger vortreſliche Meiſterſtücke aus allen Winkeln der Erde zuſammengeſchleppt hatte, und während engherzige Kammeraden gewöhnlichen Schlages am grünen Tiſche weilten, oder feile Dirnen auf den Knien wiegten, ſchwelgte unſers Jünglings erhabene Seele in jenen Muſeen.

Das große Werk war vollbracht; der ſchönſte Sieg errungen; von dem Throne der ſogenannte Urſupator geſtürzt, geendet der Völkerkrieg — von Thuiskons Schaaren der heilige genannt.

Auch unſer Auguſt kehrte zurück zu den heimathlichen Laren, jubelnd empfingen ihn Eltern und Freunde,

Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen
Sah er die Jungfrau vor ſich ſteh'n.

Doch wer hätte dazumal nicht ähnliche Scenen geſehen, wo lebt der herzloſe Egoiſt, aus deſſen Augen bei der Rückkehr des vaterländiſchen Heeres nicht Thränen des Dankes und der Rührung gefloſſen wären?

Man betrachtete das heilige Zeichen des Kreuzes auf Auguſts Bruſt mit Ehrfurcht nicht minder beinahe den Beſitzer ſelbſt. Der ritterliche Helden-Jüngling reifte früh zum Manne; in edler und feſter Haltung ſchritt er einher, aber hoch über alle Maaßen entzückte ſeine Minne ihn, denn ſeine geliebte Emilie — ſie war ein Engel in jungfräulicher Hülle. Ohne Scheu ſprach Auguſt zum Vater: „Ich ſage es Dir rund und frey, ich tauge zum Landwirth nun einmal nicht, und nimmermehr, ſo lange ich athme, laſſe ich nicht von der Kunſt.“

Freilich konnte der Amtmann nicht umhin zu ſeufzen, allein der Greis mußte dem feſten Willen des verehrten Sohnes weichen; er erwiderte nach kurzem Sinnen mit Reſignation: „Nun wohlan denn, es ſey, beſſer doch Du wirſt aus Leidenſchaft und Vergnügen ein Maler, als wenn du ein ungerathner Wicht und toller Verbringer wärſt. — Mager zwar nährt die hochgeprieſene Kunſt, von welcher Du ſo eingenommen biſt, doch deßungeachtet, mein

Sohn! — es bleibt meine innigſte Beruhigung — darben wirſt Du nie; ſchließe ich und deine Mutter einſt die Augen — einen reichlichen Sparrpfenning findeſt Du vor. Mein alter Inſpektor und ſein Karl ſind tüchtige und brave Leute — getroſt kannſt Du die Führung der Wirthſchaft ihren Händen vertrauen; reichlich nähren die Renten des Guthes Dich, und würde der Himmel Dein Ehebett auch ſegnen, wie jenes des Patriarchen Jakobs einſt — wahrlich, Du hätteſt nicht nöthig zu zagen, und ſo folge denn in Gottes Namen einer Neigung, welcher Du nicht zu widerſtehen vermagſt.

Tief gerührt dankend beugte Auguſt ſich über des Vaters zitternde Hand. Der Amtmann war in der That der alte nicht mehr; ihm naheten die Schwächen des Alters mit Rieſenſchritten, ein hohes Muſter der Konſequenz war er ohnehin nie geweſen — überglücklich war er nur, den einzigen Sohn wieder unverſehrt in die Arme ſchließen zu können, und man ſah den Alten nun kalt und verſtändig Dinge beobachten, welche ihn ſonſt gleich in Harniſch brachten. Selten ſind ſolche Aenderungen des Temperaments — nicht des Charakters — aber doch ſtellen ſie ſich an Menſchen unfern des Grabes Rand zuweilen dar.

Das erfreute Mütterchen hatte zu des Lieblings Ehren ein Feſt veranſtaltet. Auguſts ehmalige Lehrer, Enſius und Anſelmo, waren geladen, und auch die züchtige Jungfrau Emilie gegenwärtig. Fröhlich ließ man den alten güldenen Familienpokal bis an den Rand mit perlenden köſtlichen Rebenſafte gefüllt, in der Runde kreiſen — Toaſte wurden ausgebracht, wie die Freunde und der vaterländiſche Sinn ſie eingaben.

Jetzt war das Mahl zu Ende, die Speiſen abgetragen, die Dienerſchaft entfernt; da erhob ſich feierlich der junge Ritter des eiſernen Kreuzes; und die hocherrothende Jungfrau bei der zarten Hand faſſend, trat er vor den Alten hin: „Vater!“ ſprach er feſt und langſam — „ich liebe dieſes deutſche Mädchen, ſie mich — ſegne — und auch du beſte Mutter! — ſegnet unſern Bund.“

Nun zog der Amtmann doch die Stirne kraus; Mütterchen hußtete verlegen — der alte Anſelmo konnte ſeinen Schreck nicht bergen, der würdige Enſius lächelte, Emilie zitterte und heftete das ſchöne Auge an die Erde. Auguſt ſtand ohne Verlegenheit, feſt auf den Vater blickend. Niemand ſprach, da unterbrach des Jünglings ſonore Stimme wieder die feierliche Stille. Sanft und gerührt hub er an: „Vater! verkümmere mir nicht das Feſt des Sieges und des Wiederſehens — Emilie iſt eine unbeſcholtene, edle Jungfrau, an Stand mir gleich — nicht arm bin ich durch Deine Güte und Deinen Fleiß, beſchränkt ſind die Lebensbedürfniſſe der wahren Kunſt. — Denke zurück an die Tage Deiner erſten Liebe — auch Deine Emma, meine gute Mutter.“

Schweig, ſchweig! — rief der Alte laut ſchluchzend, indem er das ſchöne jugendliche Paar ſegnend in ſeine Arme zog; Auguſt war es gelungen, die verwundbarſte Seite von Väterchens Herzen zu rühren — der Jubel war allgemein.

Nachdem der erſte Rauſch der erſten Freude ſich im Familienzirkel einigermaſſen gelegt, ließ ſich Enſius, der würdige Prieſter alſo vernehmen: „Kinder! auch mich regt das ſchöne Ereigniß recht lieblich an, allein nicht deſto weniger will es mich bedünken, als ob unſer Pärchen beiderſeitig noch zu jung — ein eheliches Band zu knüpfen?“

Ganz recht, werther Lehrer! — rief unſer ſeltener Jüngling auf — noch bin ich des köſtlichen Lohnes, Emiliens Hand, nicht werth. Der himmliſche Preis leuchtet mir in weiter roſigter Ferne, er möge erſt mein Streben entflammen, zu ſinnigem Wirken meine ganze Thatkraft rufen, bevor ich daran denken mag, ihn beſitzen zu wollen. Darum vernehmt nun vorerſt meinen Lebensplan: Italien iſt und bleibt die Wiege der Kunſt — Anſelmo nickte hier beifällig lächelnd mit dem ehrwürdigen Greiſenhaupt, und der Jüngling fuhr voll Enthuſiasmus in ſeiner Rede fort — ein heißes unwiderſtehliches Sehnen nach der hehren Roma brennt in meiner Bruſt, allein auch des Künſtlers hohe Weihe dort zu empfahen, fühle ich mich noch zu ſchwach, erſt will ich etliche Jahre im Vaterlande — zu Berlin, Dresden und Jena — durch eifrige Vorbereitungsſtudien ſtreben, mich des Hochgenuſſes der Kunſt würdig zu machen, dann fliege ich nach Italien, und fühle ich mich dem hohen Meiſterthume näher verwandt, kehre ich in die Heimath zurück, unüberſchwenglich ſüßen Lohn in der Liebe Armen zu erhalten. — August zog hier die jungfräulich erröthende Emilie ſanft an ſeine Bruſt, des Mädchen goldgelocktes Köpfchen ruhte an des glücklichen Jünglings heißem Buſen, und Thränen milder Wehmuth entſtrömten den ſchönen blauen Augen der ſittigen Magedein.

Größtentheils, geneigter Leſer! führte ich Dich bis jetzt durch roſigte Gefilde, und gerne räume ich Dir ein: nicht Seltſames, nicht eben Ungewöhnliches gab ich zu ſchauen — im ſanften Takte ſchritt die Erzählung fort — und doch, fragſt Du erſtaunt, haſt Du ein Nachtſtück verſprochen?

Geduld! — ſchon fällt der verhüllende Schleier — aus dumpfigen, giftigen Nebeln treten aus dem Hintergrunde düſtere Schatten, grauliche Erſcheinungen hervor und es bewegt ſich das ſo liebliche Schickſal freilich nicht — nein — ſondern nur die unnatürliche Tochter des blinden

Irrthumes, des ſchrecklichen Wahnes, und der ſtrenge Kritiker vermag es dem Sänger, mit Recht wenigſtens nicht zuzurufen:

„Der Poet iſt der Wirth und letzter Aktus die Zeche,
Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend
zu Tiſch.“

Zweiter Abſchnitt.

Einige Wochen noch verlebte August im Kreiſe ſeiner Familie und an der Seite der geliebten Jungfrau, dann kehrte er zurück nach Berlin, um dort den Geſchäften des frühern Berufes wieder zu folgen.

Mit heißem Eifer weihte der Jüngling ſich nach wie vor, der ſinnigen Kunſt; allein hatte er einſt, immer in ſich ſelbſt verſchloſſen, für die Außenwelt keinen Sinn, ſo war dieſes jetzt anders.

In einer zweiten Sphäre hatte August das Leben kennen gelernt; in Berlin weilten viele Jünglinge, an deren Seite er den heiligen Kampf fürs Vaterland beſtanden; einige Freundſchaft hatte er bei jener Gelegenheit mit wackern Brüdern geſchloſſen, in deren Geſellſchaft er jetzt, wenn die Feierſtunde ſchlug, gerne ſeine Zeit verbrachte, in trauliche Geſpräche der beſtandenen Gefahren ſich zu erinnern, und in ſchicklicher Fröhlichkeit ſich zu neuen Leiſtungen zu ſtärken.

Herrlich, heilig, einzig in ſeiner Art war der Geiſt geweſen, welcher Deutſchlands Jugend beſeelte, als es galt, das ſchwer drückende Joch der Tyrannei abzuſchütteln, und ſpäte Generationen werden ihn ehrfurchtsvoll und ſtaunend preiſen noch jenen erwachten Feuergeiſt der würdigen Ahnen, aber ach! es iſt der Lauf des menſchlichen Lebens: ein Uebel wird vom Guten oft erzogen.

Es wurde die muthige vaterländiſche Jugend in ihrem erſten Erwachen daran gewöhnt, Außerordentliches nur zu ſchauen und zu thun — da blieb in den Flammenherzen, als Alles ſich wieder nach alter Weiſe friedlich und ruhig im Kreiſe des bürgerlichen Lebens bewegte, eine Leere zurück, welche man auszufüllen ſtrebte. Die Tracht des Mittelalters wurde hervorgeſucht — eine Tändelei! man konnte ſie dem jugendlichen Sinne zu gute halten. *Man gieng weiter: die Sitten, die ritterlichen Uebungen jener Zeit wollte man ins Daſeyn rufen.* Gymnaſtiſche Uebungen ſind an und für ſich ſelbſt nicht zu tadeln: ſie ſtählen des Jünglings Sehnen, erheitern den Sinn. — Geſunkene religiöſe Gefühle, weichliche und verdorbene Sitten — man wollte ſie zu reiner Höhe erheben. Löbliches, edles Beginnen!

Doch allmählig fingen nun an zwiſchen herrlichen jungen Pflanzen giftige Pilze zu keimen und höher und höher zu ſproßen. Böſe, übelwollende P — —, im Beſitze des Vertrauens der Jugend, ſie ſäeten furchtbare Chimären in die argloſen jungen Herzen, und es geſtaltete ſich eine Hydra ſchrecklicher Art. Verſtatte mir, nachſichtiger Leſer, hier etliche Verſe aus einem Gedichte einzuſchalten, welches ich Parodie der Schillerſchen Reſignation überſchrieben, dazumal ſchon fertigte.

Die erwähnten Verſe lauten:

Den Feuergeiſt ſah ich zur Höhe fliegen,
Einſt war er göttlicher Natur;
In falſche Räume hat er ſich verſtiegen,
Dem böſen Teufel wird er noch erliegen,
Er wandelt auf des Irrthums Spur.

Den ernſten Vater höhnen ſchon die Kinder,
Es winkt ein ſchlimmer Genius.
Es weht ein neuer Wind, es iſt kein linder,
Denn er betäubt die armen jungen Sünder,
Und ihrer Hoffnung folget kein Genuß.

Die Freiheit wird dem Götzen: Wahn geſchlachtet,
Die Weisheit ſtürzt von ihrem Thron,

Wird erſt des böſen Schwärmers Rath geachtet,
Und wird das wohlgemeinte Wort verachtet,
Dann iſt er nah — der Hölle Lohn.

Ob ſonſt das Kind das Meſſer gleich begehrte,
Man gabs in ſeine Hände nicht;
Es war des Kindes Heil: daß es entbehrte,
Doch ſeit die neue Lehre — Neues lehrte,
Es hält der Knabe ſelbſt Gericht.

Durch Nacht es will kein heller Schimmer tagen,
Wo bleibt der Deutſchen lang erſehntes Glück? —
Ach leicht begegnet man ſolch irren Fragen —:
„Gewaltſam wollen wir das Glück verjagen,
Verwirrung wünſcht der Böſe ſtets zurück.“

2.

Unſer Auguſt nahm an jenem Beginnen Theil mit Seele und Leib.

Die Leiter des Ganzen hatten Menſchenkenntniß, und jener feine Blick war ihnen eigen, welcher die Jeſuiten einſt charakteriſirte;

recht gut verſtanden ſie die Fähigkeiten der Zöglinge zu durchſchauen, genau wußten ſie, was an Jedem war, und wozu er in der Folge vielleicht zu brauchen. Der junge exaltirte Mecklenburger ſah ſich bald genug ausgezeichnet; zum Vorturner wurde er ernannt.

Der große Haufen, der Plebs — leicht iſt er zu leiten, doch den rohen Demant nach Willkühr formen und ſchleifen — darin beſteht die Kunſt.

Auguſt war wie für die Kunſt, ſo nun auch im Getriebe des neuen Lebens und Strebens, ein Enthuſiaſt voll Willen und Kraft, und gerade bei alſo geſtalteten Verhältniſſen ſind die feurigen Fantaſten es, deren Verirrung Gefahr dräut, allein ſie ſind der Maſchine eigentliche Hebel und wie der Hebel gelenkt wird, bewegt ſich die ganze Maſſe. Alſo angethan war auch Sand, und darum ward der Jüngling, voll herrlicher Anlagen und glühender Phantaſie, ein verfluchenswerther Meuchelmörder.

Gar klüglich ward der Myſticismus, ohnehin ſchon ſeit langer Zeit eine Modethorheit, zur höchſten Potenz erhoben, denn forderſt du vom Menſchen dumme und raſende Thaten, ſo bringſt du nicht durch, haſt du nicht durch irgend ein Mittel den geſunden Verſtand getödtet, und künſtlich in Wahnſinn umwandelt.

Der junge Meklenburger hatte der Wartburgsfeier beigewohnt, ſie hatte ihn mächtig ergriffen, und von nun an ward er blinder Sclave — des ſogenannten Geiſtes der Zeit.

Viele Einladungen, dringende — erhielt er vom braven Elternpaar, doch endlich einmal wieder, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Heimath zu beſuchen, allein immer und immer lehnte er die freundlichen Einladungen ab, nicht, als ob in des Sohnes Herz die Liebe gegen die Eltern erkaltet wäre und die liebenswürdige Emilie aufgehört hatte, der Abgott ſeiner Seele zu ſein — nein, er wollte, an jenen Hiſpaniſchen Fabelritter mahnend, ſich als ein Held im Entſagen der liebſten Wünſche üben, und reiner, pſychiſcher glaubte er zu minnen, den Anblick des geliebten Gegenſtandes meidend.

Doch endlich rief ihn ein ernſter Brief des Vaters zu Anfang des Jahres 1819 dennoch nach Hauſe, und den Jüngling hier zu beobachten, wird das zweckdienlichſte Mittel bleiben, dem Leſer von ſeiner Seelenſtimmung und ſeiner ihm nunmehr eigenthümlichen, allerdings originellen Weiſe einen anſchaulichen Begriff beizubringen.

Der alte ehrliche Amtmann wußte ſich in ſeinen Sohn gar nicht mehr zu finden. Sonſt war Auguſt ein ſtiller, beſcheidener Jüngling geweſen, jetzt ſprach er ungemein viel und trat nicht ohne Anmaßung auf. Der geſpannte Vater hörte viele Worte, die deutſch zwar klangen, die ihm aber gänzlich unbekannt geblieben waren; von dem Sinn der Reden, welche der Sohn hielt, verſtand der gute Alte wenig oder nichts, oft aber überlief es dem Vater ſiedend heiß, denn Auguſt wagte zuweilen gar dreiſte Machtſprüche, ſo, daß der Amtmann ängſtlich um ſich ſah, ob auch kein Laurer vorhanden?

Das geiſtesſchwache Mütterchen, froh, den Liebling nur wieder um ſich zu ſehen, ſaß, in des blühenden, rüſtigen Jünglings Anſchauen vertieft, wie in der Kirche, mit gefalteten Händen, gar hoch erfreut ob des Sohnes hoher Gelehrſamkeit, für die ſie ſeine ellenlangen Tiraden wohlmeinend nahm.

Emilie, das ſüße natürliche Kind, erfüllte des Geliebten jetzige Weiſe bald mit gar großer Wehmuth, ach! ihr ſagte es des richtigen Gefühles Takt, der gute Auguſt ſei krank, recht krank an der Seele, und die ehemalige Traulichkeit wollte ſich nicht finden. Auch das Mädchen verſtand wenig von dem, was er ihr vorſchawatzte; einmal wagte ſie, dem Freunde zu ſagen: aber, lieber Auguſt! ſprich vernünftig doch und deutſch, ich verſtehe von dem Durcheinander ja kein Wort.

Da funkelten des Vorturners ſchwarze Augen fürchterlich, und heftig ſchrie er auf: „Wie du verſtehſt mich nicht — biſt du eine Magedein aus Teuts Gauen, oder eine Fränkiſche?“ — Das zartfühlende Mädchen erblaßte, es flohen ihre Sinne, es floßen ihre Thränen; und zornig ſchritt der junge Künſtler von dannen.

Der alte Anſelmo war ungemein geſpannt, ſich durch den Augenſchein zu überzeugen, wie weit der hoffnungsvolle Schüler nun in der hehren Kunſt gelangt? — Endlich rollte Auguſt ſeine Bilder auf; bedächtlich ſetzte der greiſe Meiſter die Brille auf die Naſe, er ſchaute und ſchaute — aber wer ſchildert des guten Mannes Erſtaunen? —

Vor ihm ſtanden ſonderbare, düſtere Perſpektive, in deren Hintergrunde allerlei ſchwach ausgeführte abentheuerliche Nebelgeſtalten ſchwebten; andere Tableaus ſtellten Heiligenbilder in Lebensgröße vor, das Fleiſch hatte die Farbe des geſchabten Elfenbeins, die Gliedmaßen hingen erſtaunlich ſteif, der Ausdruck der Phyſiognomien ſollte Einfalt ſeyn, allein dem guten Anſelmo erſchienen die Geſichter einfältig in einem andern Sinne. Keinen Faltenwurf, nicht Licht, nicht Schatten konnte das ſchärfſte Auge an den bunten Gewändern entdecken, ſie waren dafür mit güldenen und ſilbernen Sternlein bedeckt, und eine unverhältnißmäßig große blanke Glorie umſtrahlte gar poſſirlich die bleichen gemalten Häupter, welche an die Kunſtleiſtungen vor van Eyck's erinnerten. Anſelmo ſtand lange wie verſteinert, endlich aber rief er entrüſtet aus: aber Menſch! ſolche Zerrbilder gab es ja, als die Kunſt noch auf der niederſten Stufe ſtand, und dieſen Namen gar nicht verdiente.

Wohlgefällig lächelnd erwiederte August: „Ganz recht, mein theurer Meiſter; ſo malte man zur Zeit der erſten Chriſtenheit, allein gerade in dieſer kindlichen Einfachheit, der Anlegung und des Styls, ruht die höchſte Tiefe der ſinnigen Kunſt, zu welcher nun die deutſchen Künſtler, welche ſich ſelbſt und die Tochter des Himmels begreifen, zurückkehren, in fromm-deutſchem-echt-kindlichem Sinne.“

Wäre dieſes möglich — rief der alte wackere Meiſter entrüſtet aus — ſo mag die Narren alle ſammt und ſonders der Teufel holen.

Schnell rollte nun August die bunte Leinwand zuſammen, und nachdem er dem alten ehrlichen Lehrer einen Blick der Verachtung zugeworfen hatte, welcher dieſen tief in der Seele kränkte, verließ der arme verblendete Jüngling ſchnell und ſchweigend die Stube.

Der würdige Prediger Enſius allein durchſchaute Auguſten ganz, und wußte leicht ſich des Jünglings auffallende Umwandlung zu deuten. Enſius ſchritt fort mit der Zeit, er allein im Dorfe hielt Journale und Zeitungen; klar wußte er ſich die Stimmung eines Theiles der vaterländiſchen Jugend zu deuten und genau zu bemeſſen, in welcher Verbindung ſie mit den entdeckten demagogiſchen Umtrieben ſtand. Der brave meklenburgiſche Prieſter entſetzte ſich ob dem Uebelſtande der ſich zeigte, und beurtheilte anders Alles wohl, als der vormalige tugendhafte Profeſſor der Theologie Herr de Wette zu Berlin, welcher, ein Diener des Herrn, ſich nicht ſchämte, an Sands Mutter, des Sohnes Meuchelmord würdigend, zu ſchreiben: „Der Irrthum wird entſchuldigt, und gewiſſermaßen aufgehoben durch die Feſtigkeit und Lauterkeit der Ueberzeugung, und die Leidenſchaft wird geheiliget durch die gute Quelle, aus der ſie fließt. Daß beides der Fall bei Ihrem frommen und tugendhaften Sohne geweſen, bin ich feſt überzeugt.“

Pfui der Schande! der wahre deutſche Biedermann erröthet, wenn er bedenkt, daß es im neunzehnten Jahrhunderte in ſeinem Lande einen Lehrer der Gottesgelahrtheit gab, welcher ſothane ſchändliche — ja verfluchenswerthe Maximen in ſeinem Buſen hegen konnte.

3.

Euſius ſchauderte, wenn er einen Blick in den Abgrund warf, an deſſen Rande ſein geliebter, hoffnungsvoller Schüler ſtand. Der würdige Prieſter beſchloß, einen Heilungsverſuch zu wagen.

An einem ſchönen Sommermorgen lud er Auguſten zu einem Spaziergange nach einem ziemlich weit vom Dorfe, recht romantiſch, gelegenen verfallenen altem Schloſſe ein. Der Jüngling nahm die Einladung an. Der Einfluß der ſchönen Natur und das nachſichtige liebreiche Benehmen, des ſanften, älteren, Freundes machte Auguſt offen. Er ſprach zuvörderſt von jenem damals noch neuem Trauerſpiele: „Die Ahnfrau*)“ genannt, deſſen erſter Aufführung er in Berlin beigewohnt; die heilloſe, dem guten Geſchmacke und aller Moralität Hohn ſprechende Schickſalstragödie galt ihm ein Meiſterſtück und Herr Grillparzer der erſte jetzt lebende Dichter; J. wurde dem hehren Platon an die Seite geſetzt, und der Federheld A. — in deſſen Augen Boruſſiens unſterblicher zweiter Friedrich eine flache, proſaiſche

---

*) Ich habe eine Parodie dieſes Trauerſpieles im Verlage der Maurer'ſchen Buchhandlung zu Berlin vor mehrern Jahren ſchon, erſcheinen laſſen.

Natur nur iſt, welche das Intereſſe ihres Landes nicht aufzufaſſen vermöchte. — Dieſer poſſirliche A. hieß nun — freilich gar unpaſſend wohl — ein anderer Spartacus.

Jetzt leuchteten den Spaziergängern die Ruinen der alterthümlichen Ritterburg, das Ziel ihrer Wanderung, im Scheine der freundlichen Morgenſonne entgegen. Der Anblick verſetzte unſern jungen Fantaſten in Extaſe. „Wo!“ rief er aus — „wo ſind ſie geblieben, die Zeiten männlicher Kraft, echten deutſchen Biederſinnes und reiner Minne? — Doch — fügte er beruhigter bei — nur Geduld! ſie ſollen, ſie werden, ſie müſſen uns rückkehren nun!“

Sanften Ernſtes voll nahm Enſius das Wort: „Junger Freund! — hub er an — tief in der Natur des Sterblichen ſcheint die Neigung, die tyranniſche, begründet zu ſeyn, immer nur in der Vorzeit zu ſchwärmen und Pläne in die Zukunft zu entwerfen, ohne das uns Nächſte, ich meine die Reize und das Gute der Gegenwart, zu erkennen und zu genieſſen; ſtets iſt und war der rohe, wie der ſinnige Menſch: lauri temporis acti. Schon Roma's genialer Sänger Ovidius ſchrieb:

O utinam passem popules repare poternis
Actibus, atque unimos formare infundere terrae!*)

Und wahrhaft, Ovids Zeitalter war das kunſtloſeſte und unglücklichſte lange nicht.

In den Augen des Philoſophen, wie in jenen des Hiſtorikers, wird das Streben, vergangene Zeiten in die Gegenwart zurückrufen zu wollen, ein Unding bleiben für und für. A priori und a posteriori läßt ſich unwiderlegbar der Satz beweiſen: die ganze Natur,

---

*) Könnt ich doch wiedergeben mein Volk den Künſten der Väter,
Könnt ich der Vorfahren Muth der geordneten Maſſe verleih'n.

und alſo auch menſchliches Wirken, bleibt ſtets ſich konſequent; die fortſchreitende Zeit geht ihren Gang, und kurzſichtige Menſchen vermögen nicht, ihn zu hemmen. Nach der Schrift zwar folgte die Sonne ſelbſt Joſuas Gebot, allein wie des ſinnigen Pfeffels Schulmeiſterlein gar richtig bemerkt, in der Bibel ſteht nicht, das die Sonne ſich darauf wieder bewegte, das heißt: ſeitdem ſteht ſie ſtill, und dem Scharfſinn des Geſchlechtes gereicht es gerade nicht zur Ehre, daß der hehre Copernicus in ſpäten Jahren erſt von dieſer Wahrheit uns überführen mußte.

So wenig als bis jetzt Todte aus den Gräbern wiedererſtanden, eben ſo wenig ſind die wahren Eigenthümlichkeiten vergangener Zeiten zurückgekehrt, und glauben Sie mir nicht, ſo blättern Sie in der Weltgeſchichte: kein Cartago erſtand aus ſeinen

Trümmern wieder — es gab nur ein Athen — und ſie ſind geweſen.

Die Thorheiten des Mittelalters einigermaßen zu kopiren, möchte Euch gelingen — eine Art Fauſtrecht, Intoleranz und Aberglauben, allenfalls eine Vehme auch, obwohl unter andern Formen nur, könntet Ihr uns ſchenken, doch jener Keim, welcher dazumal unbeſtritten auch zu ſchönen Früchten gedieh, er iſt verſtorben und Staub. Warum denn nützt ihr lieber nicht die köſtlichen Keime, welche Eure Zeit Euch beſcheerte? — traun! heget ſie, dieſe Keime, und wer weiß, ob duftigere Sproſſen nicht gedeihen, denn in jenen ergrauten Zeiten.

Der ſinnige Redner war in Feuer gerathen, ſein Introitus war geendet; gerade wollte er zu den eigentlichen Materien übergehen, da blieb Auguſt plötzlich ſtehen, indem er in feierlichem Tone den Lehrer alſo unterbrach: „Prieſter! Dein Sinn iſt befangen, ſo wie jener des größten Theiles der Aeltern des jetzt lebenden Geſchlechtes; nur wenige Geweihte giebt es unter Euch, wozu ſpendeſt du ſchwülſtigen Wortkram, ohne den eigentlichen Sinn unſers Strebens begreifen zu können? Höre, was wir wollen: ein Volk, einen Glauben, einen Herrſcher.“

Enſius ſah gen Himmel und faltete die Hände — deutlich war der Sinn ſeiner Gedanken in den Zügen ſeines Geſichtes zu leſen, welche mitleidsvoll ſich geſtalteten. Der Prediger mochte denken: „Herr! verzeih ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie wollen.“

Nach einer langen Pauſe ſprach Enſius ſchmerzhaft bewegt: Armer, ach du armer Jüngling! wie ſehr muß ich dich bedauern, deinen geſunden Menſchenverſtand — gänzlich betäubt hat ihn der heilloſe Geiſt der Zeit. — Ein Volk? — ſind wir es denn nicht, haben wir denn nicht treu und herzinniglich zuſammengehalten, als die Selbſtſtändigkeit, die Freiheit der Nation der ſchnöde Feind ernſtlich bedrohte? Was denn begründet den Begriff des Wortes anders als: *Einigkeit, Freundſchaft, Erkennen und Verfolgen des gemeinſchaftlichen Intereſſe* — und ſind wir in dieſem Augenblicke und in dieſem Sinne denn nicht ſchon *ein großes und ein rechtes Volk* — haben die Ereigniſſe der neueſten Zeit gerade es nicht augenſcheinlich bewieſen, daß wir es ſind? — ſtudiert doch ins Himmelsnamen die Geſchichte Eures Vaterlandes, bevor ihr ans Reformiren denkt. Gab es denn nicht in der grauen Zeit, dazumal, als die *Germanen* gegen *Druſus* kämpften, unter ihnen auch ſchon eine Art Stämme? — *ſind wir es jetzt nicht, nein fürwahr, dann bildeten wir nie ein Volk.*

Einen Glauben nur wollt ihr dulden? — O Ihr kurzſichtigen Barbaren! — des Herzens reine Stimme — ſie allein baſirt die ſchönſte Religion; — ſie ſprach in des Menſchen Buſen, bevor noch Propheten erſtanden, ſie wird ſprechen, ſo lange Sterbliche athmen, und Toleranz — ſie gerade iſt die ſchönſte Frucht der vorgeſchrittenen aufgeklärteren Zeit. — Schurken und Biedermänner — ſie leben unter allen Zonen, unter allen Kaſten.

Wollt Ihr ſie zurückrufen, jene ſchrecklichen, die Menſchheit entehrenden Glaubenskriege, in denen der Vater den Sohn, der Bruder den Bruder mordete?

Einem Herrſcher wollt Ihr gehorchen? — O sancta simplicitas! Bedenkt reiflich und ernſtlich, was Ihr verlangt — erwägt, welche Folgen eine Realiſirung der korrupten Idee unwiderſprechbar herbeiführen würde. Wo lebt in dieſem Augenblicke der deutſche Fürſt — von den Seinen nicht hochverehrt? — Habt Ihr den Glauben an Treue bis in den Tod gänzlich verloren? Mit Gut und Blut würde jeder brave Unterthan die Rechte der Dynaſtie ſeines Fürſtenhauſes ſchützen wollen, und Schrecklicheres noch als Glaubenskampf würde entſtehen, wir würden die entſetzlichen Gräuel des Bürgerkrieges ſchauen: der Nachbar aus Oſten und Weſten würde herbei eilen, um Ruhe zu ſtiften und dann vielleicht würden wir aufhören zu ſein, was wir ſind, was ſeit Jahrtauſenden geweſen zu ſein, mit gerechtem Stolze wir uns brüſten.

Doch die Unmöglichkeit einmal angenommen, es gelänge — die unermeßlichen Reiche zu vereinen unter einem Hut, wie lange würde es dauern und das Bewußtſein ſeiner Macht erzöge einen Eroberungsſüchtigen Tyrannen — einen Macbeth, einen Nero, einen Napoleon meinetwegen? — ei, ſiehe da! die Hyder, die ihr mit Daranſetzung Eures Herzblutes, Eurer ganzen Kraft bekämpftet Jahre lang — dieſelbe hättet Ihr Euch ſelbſt erzogen, und wie nun gleich wieder die Flammen löſchen, wenn ſie im Innern Eures Gebäudes wüthen?

Nichts Menſchliches iſt ohne Fehl, wird es nimmerdar ſein. Gerne gebe ich zu, es wohnen Gebrechen im Vaterlande, allein die weiſeſten, zweckmäßigſten Maaßregeln beſtehen bereits, ihnen zu ſteuern nach Möglichkeit. *Jener heilige Bund,* er iſt uns ſicherer Bürge, daß einſeitiges Intereſſe nimmer das Wohl des großen Ganzen gefährde, der herrliche feſte Verein — er ſteht da, *ein kräftiger ſchützender Damm gegen jede Art der Willkühr und der Deſpotie.*

Schon haben mehrere deutſche Fürſten, gewiß edel und großmüthig genug, ſich freiwillig ihrer Rechte begeben und Repräſentanten aller Stände — ſie gründen neue Geſetze, ſie allein formen die Etats. In Staaten, wo dieſes noch nicht geſchah, ſtellten ſich der Ausführung des Werkes Hinderniſſe in den Weg, welche der ruhige, unbefangene Verſtand leicht und klar durchſchaut, allein allenthalben arbeitet man, emſig und des beſten Willens voll, an der Beſeitigung ſothaner Impedimenten, und unſere mächtigſten Herrſcher, ſie eifern unter ſich ſelbſt — das ihren Völkern gegebene Wort bald möglichſt zu löſen.

„Nun aber wirft ſich die ſehr natürliche Frage auf: iſt es von Euch, der kaum mündigen Jugend, welche heilige Pflichten verbinden, ausſchließlich nur an die Vorbereitung zum hehren künftigen Berufe zu denken, iſt es von Euch — bei ſolch' geſtalteter Lage der Dinge nicht die ſtrafbarſte Vermeſſenheit, Verhältniſſe zu beurtheilen, welche ihr nicht zu durchſchauen vermögt und Euch zu unterſtehen, Fürſten und Staaten reformiren zu wollen, bevor Ihr noch zu der

Fähigkeit gelangt ſeid, Euch als nützliche Glieder der großen Kette der Geſellſchaft anzuſchließen?“ — —

Der würdige Prieſter ſchwieg und Auguſt blieb ihm die Antwort ſchuldig, allein des Jünglings gerunzelte Stirne, ſein düſterer Blick und ein bitteres, recht widriges Lächeln überzeugten den braven Mann, daß er Worte in den Wind geredet habe.

Enſius dachte bei ſich ſelbſt: „tiefe Wurzeln hat in des Jünglings Seele die böſe Krankheit gefaßt, doch der Zeit und der Erfahrung — bittere Schulen ſie werden ihn einſt ſchon wieder geſunden laſſen.“ — Die Folge der Geſchichte wird es lehren, ob der ſinnige Menſchenkenner in dieſem Falle richtig geurtheilt habe oder nicht.

4.

Des andern Tages gleich fand der Prediger Gelegenheit, den Amtmann unter vier

Augen zu ſprechen. Er ſagte ihm: „Höre, alter Freund! mit unſerm Auguſt iſt's in der That im Oberſtübchen nicht ſo ganz richtig, ich dächte, du ließeſt ihn, wie er es wünſcht, jetzt nach Italien ziehen. Die Reiſe wird ihn zerſtreuen, ſeine überſpannten Ideen ſicher berichtigen, und was gilt die Wette, er kehrt uns ganz geneſen zurück?

In der That hatte unſer Jüngling den Vater beinahe ſtündlich angegangen, ihn nach Rom zu ſenden, allein der Alte war immer gar unſchlüßig geblieben; doch des Predigers Rath beſtimmte nun wie gewöhnlich ſchnell des Amtmanns Entſchluß.

Auguſt jubelte hoch auf, als ihm der Vater ankündigte, er möge nun immerhin gen Italien ziehen. Der junge Künſtler wollte aus der Heimath nach Rom, wie einſt Seume von Leipzig nach Syrakus, promeniren. Der Entſchluß des Sohnes machte den Vater zornig: „Du ſollſt mir nicht, rief er aus, wie ein Vagabunde durch das Land hinken; ſo viel Geld habe ich noch, um für mein Kind einen Plaz auf der Poſtkutſche zu bezahlen, und gienge es auch bis in die Hauptſtadt der Türken.“

Allein auch jezt legte ſich Enſius wieder vermittelnd für Auguſten ein. Er ſprach, als er mit dem Amtmann allein ſich befand: „Laß doch nur immerhin die Fußreiſe geſchehen; ſolch überſpannten Kunden, wie unſer Auguſt nun einmal iſt, wird die friſche Luſt und die Bewegung darneben heilſam bekommen.“ — Brummend willigte der Amtmann endlich ein.

Nach einigen Tagen ſchon, Morgens in aller Früh, ſtand unſer Held zur Abreiſe gerüſtet. Zu läugnen war es nicht, ſein Aufzug war etwas phantaſtiſch geordnet: ungemein weite Pantalons, von ungebleichtem Linnen, umſchlotterten die Beine; den ſchlanken Leib deckte ein gar kurzes altdeutſches Waffenröcklein mit einem Sammetgürtel verſehen; auf dem Kopfe ſaß ein Baret, vorne mit ſilbernem Eichenlaub verziert; den freien Hals beſchatteten die fliegenden üppigen Locken, welche weit über die Schultern herabhingen; aus dem Waffenröcklein ragte der Griff eines langen Dolches hervor, als Nothwehr gegen Italias böſe Banditen; den Rücken beſchwerte ein großer Torniſter, und in der rechten Fauſt endlich trug der Jüngling eine ungemein dicke und knorplichte Föhre, welche er Tags zuvor im Forſte geſchnitten, um ſich ihrer auf der vorhabenden Reiſe als Stock zu bedienen.

Lange und ſchweigend betrachtete der Amtmann den alſo vor ihm ſtehenden Sohn und kopfſchüttelnd ſprach er dann: „Auguſt! nimm es mir nicht übel, aber du ſiehſt doch aus — wie ein Narr, und wenn dir einer im dichten Walde ſo begegnet, rennt er — Gott ſtraf mich, davon.“

Auguſt verſchluckte die Pille. Alle Freunde des Hauſes waren gegenwärtig in des Jünglings Scheideſtunde. Bewegt ſchloß er die theuren Eltern und Freunde in die Arme; heftig weinend bot ihm die Verlobte, die holde Jungfrau **Emilie**, den roſigten Mund zum Abſchieds-Kuſſe. Nicht des Jünglings Herz war verderbt, ſein Geiſt nur verſchroben, — ungemein wirkte auf ihn die Feier des wichtigen Augenblickes. Plötzlich war er wieder der Ehemalige — die zart fühlende, kindliche, leicht erregbare Natur. Weinen konnte er nicht, aber ein wilder Schmerz drohte ſeine Bruſt zu ſprengen; heftig drückte er alle ſeine Lieben noch einmal an den hochfliegenden Buſen, dann ſchnell ſich ermannend, bedeckte er mit der Hand das Geſicht und ſtürzte ſtürmiſch aus der Stube.

5.

Haſt Du, mein geneigter Leſer! ſchon

einmal in deinem Leben eine einſame Fußreiſe unternommen, wäre es auch keine ſolch' bedeutſame, als aus dem Meklenburgiſchen nach Rom, geweſen, ſo wirſt Du dich gefälligſt erinnern, daß ſich Dein Geiſt nie ſo geſchäftig gezeigt haben mag, als zu jener Zeit, da Deine Fußmaſchine ſich in beſtändiger reger Bewegung befand. Alſo ergieng es unſerm jungen Helden ebenfalls; die Scenen ſeines vergangenen Lebens traten lebhafter und lebhafter vor ſeine Seele und endeten mit jenem Spaziergange, den er vor einigen Tagen erſt in des Predigers Geſellſchaft nach den Ruinen der Ritterburg unternommen hatte. Auguſt fing an, unwillkührlich über jene dazumal von ihm in ſtolzem Dünkel verachteten Worte des würdigen Prieſters nachzudenken, und es gab Augenblicke, in denen es ihm ſchien, als ob Enſius ſo ganz und gar Unrecht doch nicht haben möchte; allein ſothane lucida intervalla waren leider nie von langer

Dauer, im Gegentheil ſchalt der Jüngling in ſeinem Innern ſich immer bald ſelbſt, ob ſeines Wankelmuthes, und ſein zerrütteter Geiſt ſchwärmte dann nur wieder um ſo ausgelaſſener in den Regionen der myſtiſchen Chimären.

Raſch ſchritt Auguſt vorwärts; je tiefer er aber in die ſüddeutſchen Länder drang, um ſo mehr fiel ſein dort ungewöhnliches Koſtüm auf. In einem bayeriſchen Dörflein mußte er ſich weidlich ärgern. Ein Haufen Volkes umringte ihn und eine naive Bauersfrau ſtellte die ſonderbare Frage: „Wo hat er denn diesmal ſeine kurrigen Bären, und die luſtigen Aeffelein gelaſſen?“ — Die guten Leute verwechſelten nämlich die Perſon des genialen Künſtlers mit jener eines jungen Bärenführers, welcher neulich mit ſeiner kleinen promenirenden Menagerie das Dörſchen beſucht hatte.

Endlich blickten unſerm Wanderer aus weiter Ferne ſchon die ſtolzen ſtattlichen Thürme der alten, ſchönen, weltberühmten Stadt Augsburg entgegen.

Höher ſchwoll des Jünglings Buſen, es lag ausdrücklich in dem Plane ſeiner Reiſe die hehre Augusta Vindelicorum zu beſuchen, und ein paar Wochen dort zu weilen.

Auguſt hatte die von einem Augsburgiſchen Patrizier herausgegebenen Briefe der Elsbeth Rehlinger geleſen, in welchen des Mittelalters Weiſe und Geiſt ſo ungemein zart und richtig aufgefaßt ſind, daß man dieſe Erzeugniſſe einer lebhaften und glücklichen Phantaſie lange Zeit für in den Archiven der alten Reichsſtadt aufgefundene Originalbriefe aus jenen dahingeſchwundenen Tagen hielt.

Im eigentlichſten Sinne des Wortes hatte unſer Jüngling ohnlängſt die aus der Feder des genialen Verfaſſers der Phantaſieſtücke in Callots Manier gefloſſene Geſchichte eines Nürnberger Küper- (Kiefer-) Meiſters aus dem ſechzehnten Jahrhunderte verſchlungen; alle jene Bilder der patriarchaliſchen Sitten und gemüthlichen Lebensweiſe, welche der kindliche Fouque und Andere von den deutſchen Reichsſtädten hier und dort aufgeſtellt haben, lebten in Auguſts Seele auf; ſein romantiſcher, ſchwärmender Sinn verwechſelte Vergangenheit mit der Gegenwart, und mit Ehrfurcht erfüllt trat er über die modernen Brücken der unermeßlichen ausgemauerten Stadtgraben durch das rothe Thor in das Innere des imponirenden Romaniſchen Caſtrums.

Zu läugnen iſt es nicht: der groſe, eigenthümliche Styl der Bauart, die prächtigen Denkmale aus der Römerzeit, der Charakter der Alterthümlichkeit, und endlich die Rückerinnerung der wichtigen Begebenheiten, welche dieſe Mauern in einer Reihe von vielen Jahrhunderten ſahen — ſie erfüllen den Fremden in jener ſo merkwürdigen Stadt mit heiligem Schauer, und der Leſer wird demnach leicht begreifen, in welch' hohem Grade die Herrlichkeiten alle unſern jungen Phantaſten entzücken mußten.

Es war die güldene Frühlingsſonne ſchon in Weſten verſunken, als unſer Wanderer ſein hehres Ziel erreicht hatte, und ſo gerne er noch heute umhergeſchweift wäre in den weitläufigen Straßen; eine große Müdigkeit und Ermattung des Körpers, als Folge des ungewöhnlich ſtarken Marſches, nöthigten ihn in einem bequemen Gaſthofe ſogleich die Ruhe zu ſuchen.

Gar friſch und neu geſtärkt erhob ſich unſer Jüngling des andern Tages ſehr früh von ſeinem Lager. Er kleidete ſich an, frühſtückte raſch, und dann trat er hinaus in die Straßen.

Unfern des Gaſthofes, in welchem er wohnte, erhob der alte gothiſche Dom ſeine beiden ſpitzen Thürme. Der junge Künſtler ging ins Heiligthum: ein feierliches Todtenamt wurde ſo eben aufgeführt. Ungemein ergriffen den Enthuſiaſten die hohen Hallen des Tempels, die in bunten Farben verſchmolzenen Gläſer, der ſüße Weihrauchduft — und die ſchwellenden Molltöne der hohen Orgel, durch Meiſterhand hervorgerufen aus dem geheimnißvollen Reiche der Harmonie. — Die fromme Andacht der Gläubigen, die ernſten Züge der Kleriſei — die anſprechenden alten Gemälde, die koloſſalen Altäre und Monumente — bis zu Thränen rührten ſie den Entzückten, nicht ſatt konnte er ſich ſehen, an all den Herrlichkeiten.

Nun war der Gottesdienſt geendet; — Auguſt ſchritt hinüber nach der prächtigen biſchöflichen Pfalz. Seit der eble Wenzeslaus*) in beſſere Welten hinüber gegangen, ſtanden die fürſtlichen Gemächer öde und leer**), aber ein gutes Trinkgeld öffnete dem jungen Reiſenden die verſchloſſenen Thüren; manches betrachtungswerthe alte Gemälde in demſelben feſſelte die Aufmerkſamkeit des ſinnigen jungen Künſtlers. Von dem hohen Balkon herab ſah er, in tiefe Gedanken verſunken, auf den großen Platz der zwiſchen dem biſchöflichen Schloſſe und dem Dome ſich ausbreitet, und der Frohnhof, von Einigen aber unrichtig genug der Frauenhof genannt wird.

Dieſer große freie Platz war in der Vorzeit der Schauplatz der Turniere geweſen, und unſer phantaſiereicher Enthuſiaſt — er ſah, der

---

*) Clemens Wenzeslaus Fürſtbiſchof von Augsburg, und letzter Churfürſt von Trier.

**) Jetzt befinden ſich königliche Dikaſterien in dem Schloße.

Gegenwart entrückt, die gepanzerten jungen Herren ſiegen, er ſah auf den Emporbühnen die holden Edelfräulein im Schmucke jungfräulicher Schöne, um den Geliebten zagen — jetzt hörte er Trompeten ſchmettern, und in der That, der Poſaunenſchall war leere Täuſchung nicht geweſen, denn es nahete — herrliche Janitſcharenmuſik vorauf — der feierliche Paradezug der modernen Bayeriſchen Krieger vom Regimente Prinz Carl.

Auguſt, unwillig die ſüße Illuſion geſtört zu ſehen, verließ die Pfalz und ging die große, prächtige Hauptſtraße entlang, welche vom Dome bis zum altergrauen Tempel des heiligen Udalricus führt.

Auf dem Wege dorthin weilte der Wanderer voll Erſtaunen vor dem künſtlichen Waſſerwerke, auf deſſen oberſter Spitze die herrliche Bildſäule des großen Octavius Auguſtus in koloſſaler Geſtalt prangt. Wahrlich, ſo kühn und erhaben vermochten Roma's Künſtler nur zu formen und zu bauen! —

Dem Waſſerwerke gegenüber ſteht der hohe Perlachthurm. Auguſt beſchloß ihn zu beſteigen — jetzt hatte er ſeine höchſte Zinne erreicht. Ein leichter Nebel hatte die ganze Umgegend bedeckt, doch in der Mittagsſtunde mußte er der Macht der güldenen Sonnenkugel weichen. Langſam und allmählig zogen die Florwolken zur Höhe, nun war die Ausſicht frei, und, o Götter! in ſeliges Entzücken war unſer Jüngling verſunken.

Nie hatte er in ſolcher hohen Pracht die Natur erſchaut, kaum die heiligen Wunder derſelben in dieſem Maaße geahnt.

Ungemein liebliche und lachende Thäler dehnten ſich vor ihm aus, und in weiter Ferne ſchloſſen bläulichte, ſanfte Anhöhen den Horizont. Durch die grünen Matten des herrlichſten aller Thäler wand ſich in unzähligen

Krümmungen, einem ſchimmernden Silberbande ähnlich, der majeſtätiſche Lechſtrom hin; reinliche Dörfer mit ihren ſtattlichen Kirchthürmen, Luſtgehölze, weidende Heerden, eine Menge zerſtreuter Landhäuſer italieniſchen Geſchmackes, mit ihren engliſchen Anlagen, glänzende Schlöſſer und meilenlange Pappelalleen verliehen der ungemein romantiſchen Gegend eine ſeltene Mannigfaltigkeit; dort in der Ferne, rechts auf den Höhen, ragte aus dem dunkeln Föhrenwalde eine Kapelle, der Kobel genannt, der nahe Wallfahrtsort der gläubigen Augsburgiſchen Seelen, hervor, und links an den erhöhten Ufern des Lechs, mitten in einem freundlichen Lerchengehölze, prangte die alterthümliche ſogenannte Wöllenburg.

Die Strahlen der Sonne brachen ſich in den leichten Nebelwolken, welche, roſigten Flormaſſen gleich, noch im Aether ſchwebten, und eine magiſche Erleuchtung verlieh der

Landſchaft einen höhern — einen mit Worten unmöglich zu beſchreibenden Reiz.

Sonderbar kontraſtirte die hehre Auguſta mit ihren Tempeln, Prachtgebäuden und ungeheuren Gräben und Wällen in der nächſten Nähe mit jenen idylliſchen Gefilden; unſers Jünglings Seele ſchwebte in höhern Sphären, ihm erſchien ſelbſt in dieſem Augenblicke die Kunſt ſo kleinlich und arm — da brummte, dumpfend ſchreckhaft die koloſſale Glocke zwölfmal neben ihm, und nun erſchallten unter ihm die Glocken der feſten Stadt in bezaubernden feierlichen Harmonien.

Des Jünglings Haupt ſank auf die Bruſt — er legte die Hand auf den pochenden Buſen, indem er voll rührender Frömmigkeit die Worte ſprach: „O Herr, mein Gott! wie groß biſt Du — wie herrlich ſind deine Werke.

6.

Nicht ſonder Mühe trennte Auguſt ſich endlich von dem Anblicke jenes großen, herrlichen Panoramas. Er ſtieg zwar vom Thurme, nicht aber aus der Höhe ſeiner Träume hernieder, und gedankenvoll kehrte er in den Gaſthof zurück.

Schon ſaß man an der Table d'hôte — der Meklenburger nahm den ihm angewieſenen Platz an der Seite eines alten dicken Mannes, von gar behaglichem Sinne, ein. Des Jünglings Herz war ſo voll, es ſehnte nach Mittheilung ſich; er erzählte dem Nachbar, daß er dieſen Morgen den Perlach beſtiegen und nimmermehr die herrliche Ausſicht vergeſſen werde, welche er dort genoſſen.

Das Männchen erwiederte läuend, bin zwar ſchon ſechzig Jahre alt und nie weiter als nach Friedberg*) gekommen, allein auf unſerm Perlach bin ich noch nie geweſen, man kann hier die ſchönſte Ausſicht kommoder haben; draußen vor dem Steſinger Thörle befindet ſich ein hoher Berg, und ein nettes Wirthshäusle ſteht auf ſeiner Spitze, aus alten Zeiten her heißt's noch: Das Lueg in's Land. Na, Sie können mir's glauben, junger Herr! dort hat man eine prächtige Ausſicht auch, und's Beſte iſt, man kriegt dort recht gutes Bier und delikate Bratwürſtle.“

---

*) Eine kleine bayriſche Stadt eine Meile von Augsburg entfernt.

August hatte keine Luſt, die Unterhaltung weiter fort zu ſetzen, und kaum war die Tafel aufgehoben, griff er nach ſeinem Barret und entfernte ſich.

Zuvörderſt nahm er das Zeughaus, dem Fuggerſchen Pallaſte gegenüber, in Augenſchein; ein Meiſterſtück ziert das Frontispice dieſes ehrwürdigen Arſenals: der Erzengel Michael, von Bronce, in koloſſaler Geſtalt; Satanas krümmt ſich unter den

Füßen des ſiegenden Cherubims. Wenig hätte gefehlt, und unſer junger Enthuſiaſt wäre vor der imponirenden Statue in Staub geſunken, ehrfurchtsvoll.

Nach Beſichtigung des merkwürdigen Arſenals lenkte der Meklenburger ſeine Schritte nach der St. Ulrichskirche. Der Meßner*) zeigte ihm in der Sakriſtei den Ornat des heiligen Udalricus, die hölzernen Schüſſeln, aus welchen der genügſame Oberprieſter einſt geſpeißt haben ſoll, und eine Lanze, welche der ritterliche Biſchof auf dem Lechfelde gegen die Hunnen ſtreitend, im fünften Jahrhundert nach Chriſti Geburt eigenhändig, der Sage nach, erbeutet hat. Gläubiger Rührung voll, beobachtete unſer Phantaſt die heiligen Reliquien, und plötzlich begeiſtert ergriff er die Hunnenlanze und ſchwang ſie hoch über dem Haupte, indem er rief: „es triumphire und ſiege der allein ſelig machende chriſtliche Glaube, es unterliege das verfluchte Ketzerthum.“

---

*) Die ſüddeutſchen Katholiken pflegen ihre Küſter alſo zu nennen.

Erſchrocken flüchtete das arme Meßnerlein hinter den großen Kachelofen der Sakriſtei, allein der altdeutſche Fremdling beſann ſich bald wieder, lehnte den verroſteten Spieß ruhig an die Wand, und nachdem er ſeinen zaghaften Cicerone ein gutes Trinkgeld in die Hand gedrückt und noch das Grabmal der heiligen Afra beſucht hatte, verließ er den alterthümlichen Tempel.

Hatte unſer Held ſeinem proſaiſchen Nachbar an der Wirthstafel und deſſen alltäglicher Converſation ſchon keinen Geſchmack abgewinnen können, ſo beſchloß er, angelockt durch den herrlichen Frühlingsabend, nichtsdeſtoweniger das hochgerühmte Lueg in's Land zu beſuchen.

Unfern dem Stephingerthore fiel Auguſten ein an der Facade eines alten baufälligen Häusleins, ohnweit der Stadtmauer ſich befindendes Frescogemälde auf. Es ſtellte einen Menſchen vor, dem ein häßlicher Kerl, mit einem Bockfuße, mit aufgehobener Hand den richtigen Weg anzudeuten ſchien, und unter dem Bilde waren die Worte zu leſen: „Dahinab.“

Unſer Held blieb nachdenkend über eine mögliche Bedeutung vor dem Bilde ſtehen. Da kam ein blaſſes Weberlein, welche ausſchließlich in dieſer abgelegenen Stadtgegend wohnen und verkehren, gegangen.

„Mein Freund!“ — redete Auguſt den Weber höflich an — „vermögen Sie nicht mir dieſes Bild zu erklären?“

Sehen Sie, fremder, junger Herr! — erwiederte der Gefragte — der eine von dem Männern ſtellt den Martin Luther vor. Der ehrwürdige Doktor wurde, als er vor drei Jahrhunderten ſich eine Zeitlang hier in Augsburg aufhielt, hart verfolgt, und ſollte feſtgeſetzt werden. Da bekam der arme Herr Wind und wollte fliehen, allein alle Thore waren ſchon geſperrt, und als der Doktor nun ängſtlich hier an der Mauer wandelte, trat ihm das Männlein mit dem Bockfuße entgegen, und indem er die Worte: da hinab. ſprach, zeigte es dem Herren Martin ein kleines offenes Pförtlein, durch welches der Doktor auch wirklich entkam. Zum ewigen Wahrzeichen malte man die Geſchichte hier an dem Hauſe ab, und die Gegend wird ſeit jener Zeit: „zum Dahinab“ genannt.

Neigte ſich Auguſt ſchon entſchieden zum Katholizismus hin — bewahrte er doch nichts deſtoweniger eine große gerechte Achtung und Ehrfurcht gegen den energiſchen Reformator des ſechzehnten Jahrhunderts in ſeinem Buſen, und deſſen zu Folge rief er jetzt entrüſtet aus: „Aber iſt es möglich, daß man die Verſinnlichung eines ſolchen, über alle Maaßen abgeſchmackten Mährchens im neunzehnten Jahrhundert noch unvernichtet ſtehen läßt? —"

Ei, mein guter Herr! — verſetzte der Weber — Sie müſſen wiſſen, unſere Stadt iſt paritätiſch und die Lutheriſchen drangen ſchon, als wir noch frei und reichsunmittelbar waren, oft auf das Ausſtreichen dieſes ihnen anſtößigen Gemäldes. Ihnen wurde auch willfahrt und jenes Bild einigemal ausgemerzt, aber immer mußte es in der folgenden Nacht der Gott ſey bei uns wieder hergeſtellt haben. —

Unſer heftiger, junger Künſtler verlor hier Geduld. „Dummkopf! der du biſt" — brüllte er ſeinem allerdings unweiſen Archäologen entgegen, und das krummbeinigte Weberlein flog erſchrocken von dannen.

Eigentlich fiel Auguſt hier aus ſeiner Rolle, denn — er hatte es der modernen-myſtiſchen Schule, die er durchlaufen, zu danken — der Teufel und die hölliſchen Geiſter, Ahnungen, Viſionen, Träume, Somnambulismus, und wie der verrückte Kram ſich ſammt und ſonders nennt, ſtanden in hohem Anſehen bey ihm; indeſſen freilich muß man geſtehen, Konſequenz pflegt tolle Schwärmerey ſelten zu geleiten.

Ohne weitere Abentheuer erreichte unſer Fremdling das Lueg in's Land, und voll Entzücken luegte er hinaus in's ſchöne romantiſche Land, bis am fernen Horizonte die güldene Feuerkugel verſank.

7.

Der alte Maler Anſelmo hatte, als junger Künſtler, einſt ſich längere Zeit in Augsburg aufgehalten, und ihm lebte in dieſer Stadt jetzt noch ein vertrauter Jugendfreund, Namens Döbelein. Der Mann war bei dem Regimente der ehemaligen freien

Reichsſtadt geheimer Archivar geweſen, nun vegetirte der kinderloſe Greis mit ſeinem betagten Hausmütterchen ohne Geſchäfte in Ruhe und Frieden.

Unſer Auguſt hatte an Herrn Dödelein vom Vater Anſelmo Empfehlungsſchreiben abzugeben, und ſah ſich, wie einſt Zeus von Philemon und Baucis, gar gaſtfreundlich aufgenommen. Bald gewann unſer junger Enthuſiaſt den Alten ungemein lieb. Dödelein hatte, als ehemaliger geheimer Archivar, die beſte Gelegenheit gehabt, die merkwürdige Geſchichte der ehemaligen Reichsſtadt zu ſtudiren, und ſein einziges Steckenpferd war es, ſeine diesfallſigen Kenntniſſe auszukramen. Auf Kürze und ſtrenge Ordnung im Vortrage hielt der gute Mann gerade nicht, jetzt erzählte er von des Barbierers Bernauer ſchönem Töchterlein, der bekannten Agnes, welche, des bayeriſchen Prinzen Albrecht heimlich angetraute Gattin, gar ſchmählich bei Straubing in den Fluthen der Donau enden mußte; gleich darauf kam die reizende Philippine Welſer an die Reihe, dann wurde die Geſchichte des einſtigen Bürgermeiſters Ulrich Schwarz verarbeitet, der ſich von der tiefen Stufe eines Zimmergeſellen bis zu der erſten Würde eines erſten Conſuls und Diktators der mächtigen Reichsſtadt zu ſchwingen gewußt hatte; allein auf dieſem hohen Standpunkte ſich tyranniſchen Principien hingab, bis endlich der Freiheitsſinn und die Rache der reichsſtädtiſchen Republikaner erwachten und den kleinen Tyrannen Schwarz am 18. April 1478 an den Galgen brachten.

Die Geheimniſſe der alten Patrizierfamilien, die wichtigen anarchiſchen Epochen der Vorzeit, die großen Vorrechte der ehemaligen Reichsſtadt, die blutigen

Händel der Schneider mit den Webergeſellen. — Alles miſchte der geſchwätzige Alte bunt durcheinander, daher ihn ſeine Mitbürger ſcherzweiſe nur: die konfuſe Stadtchronik zu nennen pflegten. Anders verhielt ſich dieſes mit unſerm jungen Enthuſiaſten. Der ſchwärmeriſche und neugierige Jüngling fand gerade an der, in ihrer Art eigenthümlichen Erzählungsweiſe des Archivars Behagen, und lieh ihm ein immer aufmerkſames Ohr, was denn wieder dem guten Alten ſo ſchmeichelhaft war, daß er nimmer müde wurde, dem wißbegierigen Fremdlinge Mährchen der Vorzeit aufzutiſchen.

Döbelein bewohnte ein altes ödes Häuslein am Schrannenplatze.*) Dort beſuchte der meklenburgiſche junge Künſtler den Patriarchen täglich beinahe, ſich ergötzend in

---

*) Der Kornmarkt wird in Augsburg Schranne genannt.

Geſprächen mit dem immer muntern und redſeligen Alten. Im traulichen Stübchen eine Pfeife dampfend, ſaß man einſt ſpät noch beiſammen; Mütterchen war im alten ledernen Sorgenſtuhle hinter dem Ofen eingenickt, der Archivar erzählte mit beliebter Weitläuftigkeit von dem nunmehr gefürſteten Geſchlechte der Fugger, deren Aeltervater ein ſchlechtes Leinweberlein nur geweſen war, und unſers Jünglings große ſchwarze Augen hingen aufmerkſam an des Greiſen Munde.

Draußen hatte ſich ein furchtbarer Sturm erhoben. Gräulich heulte der Wind, der Regen ſchoß in Strömen hernieder, und eine Schaar ſchwarzer Wolken wurde in regelloſer Bewegung vom Sturme gejagt. Die Natur war erzürnt, alle Elemente ſchienen im Streite zu liegen, und eine dicke, undurchdringliche Finſterniß umfaßte die alterthümliche Auguſta.

Der Zeiger der Stubenuhr deutete auf die Zahl zwölf; — gräßlicher heulte der Wind — da drangen mitten durch das Toben des Sturmes von der Straße herauf entſetzliche winſelnde Töne — einer Menſchenkehle ſchienen ſie anzugehören, aber graulicher und ſchneidender waren dieſe Töne, wie das Miauen einer falſchen Katze.

Mütterchen erwachte — ſie lauſchte jener mitternächtlichen Stimme, Todtenbläſſe überzog das Geſicht der Matrone, und ſchnell ſich erhebend, ſprach ſie zitternd und ängſtlich: „Hörſt du, Alter! das iſt die Wehmutter einmal wieder.“ Der Greis ſchwieg und bließ dichte Rauchwolken von ſich — unſer Auguſt aber, von einem unwillkührlichen Grauen erfaßt, fragte leiſe: „Was iſt das, mit der Wehmutter?“

Hm — hub der Archivarius an — ſehen Sie, junger Freund! eine alte Volksſage unſerer Stadt berichtet: vor vielen Jahrhunderten habe hier auf dem Schrannenplatz eine Wehmutter gewohnt, die mit dem, Gott ſey bei uns, im Bunde — dafür, daß ſie im Beſitz magiſcher Künſte — dem Teufel ſich verbindlich gemacht, alle Jahre ſieben neugeborne Kindlein zu würgen — und für dieſe unfaßliche Bosheit von dem Allerhöchſten verdammt nun ſey, bis zum Tage des ewigen Gerichtes, zur Warnung und zum Schrecken der Sterblichen, verſchiedentlich hier auf Erden zu wandeln.

Zwar — fuhr der Alte in ſeiner Rede fort — mag ich nicht an das Mährchen glauben, es widerſtrebt den Grundſätzen unſers heiligen Glaubens, aber nichts deſto weniger muß ich auch geſtehen, daß ſeit meiner früheſten Kindheit ſchon mich oft in ſtürmiſchen Nächten jene Grauen erweckenden unnatürlichen und unerklärbaren Töne geſchreckt haben, welche Sie vorhin vernahmen.

Der Archivarius ſchwieg — unſer junger vom Myſticismus und Geſpenſterglauben befangene Enthuſiaſt aber ſprach nach einer langen Pauſe: „Freund! glauben Sie mir, Shakeſpeare hat Recht: es walten Dinge auf Erden, von denen unſere kurzſichtigen Philoſophen nichts träumen.“

Jetzt brummte die dumpfe Glocke auf dem hohen Perlach die zwölfte Stunde, Auguſt erhob ſich mit den Worten: „es iſt Mitternacht, wir hatten im Geſpräche uns vertieft, nun aber iſt es hohe Zeit zu ſcheiden.“

Aengſtlich ſprach die gute alte Frau Dödelein: Ach, lieber Herr! wagen Sie ſich nicht hinaus, in die ſtürmiſche Geſpenſternacht. Ein bequemes Kämmerlein, und ein reines Bette darin, ſteht in unſerm ſchlechten Hauſe zu Ihrem Befehl.

Auguſt ergriff gerührt die Hände der guten Matrone, indem er erwiederte: „Liebe Mutter! ich danke für das freundliche Erbieten, aber — nähme ich es an, würde der Verdacht der Zaghaftigkeit auf mir laſten, und deſſen macht ein echter Ritter des eiſernen Kreuzes ſich nimmermehr ſchuldig!“

Mit Würde nahm nun der Greis das Wort, er ſprach: Recht ſo, mein Sohn! Furcht bleibe fremd dem deutſchen Manne, und wie dem auch ſey, — dem, der reines Herzens iſt und Glauben im Buſen wahret, — ihm vermögen die Geiſter der Hölle ſelbſt nichts anzuhaben, und Dich überdies ſchützt vor jedem böſen Spuck das heilige Zeichen auf Deiner Bruſt.

„So iſt es!“ rief Auguſt aus, indem er ſich beurlaubte und, vom guten Hausmütterchen bekreuzt, das Haus verließ.

Längſt waren jene winſelnden Jammertöne verſtummt, und ruhig trat unſer Enthuſiaſt hinaus in die finſtere Nacht.

Noch immer heulte der Sturm und heftig

rauſchte der Regen. Auguſt hüllte tiefer in den Mantel ſich und ging feſten Schrittes dahin über den öden Platz.

Die Mitte deſſelben hatte er jetzt erreicht, da vertrat ihm eine Geſtalt den Weg; eine in der Nähe befindliche Straßenlaterne beleuchtete dieſes grauenſchaffende Phantom.

Es war ein kleines, bucklichtes altes Weib, mit einem zerriſſenen, alten ſchwarzen Matin bekleidet. Wenige graue aufgelöste Haare hingen in wilder Unordnung um das Meduſenhaupt, die tiefliegenden, triefenden Katzenaugen, das geiſterbleich runzlichte Geſicht und der zahnloſe, welke Mund gaben der Alten in der That ein ſchreckbares Anſehen.

Auguſt ſtand ſtill — ein kalter Schauer durchbebte ſeine Glieder. Jetzt fing das ſchreckliche Geſpenſt an, jenes grauliche Gewinſel zu erheben, welches vorher in des Archivars Wohnung alle Anweſenden mit Entſetzen ſchon erfüllt hatte.

Endlich ermannte ſich unſer Held, und mit feſter Stimme ſprach er laut: „Hebe Dich von mir Satanas! im Namen unſers Herrn und Heilandes!“ — Da fing die Alte an, hell auf zu lachen, und mit einer widerlich kreiſchenden, hellen Stimme zu ſchreien: „Haſt mein Milchen gemordet — Böſewicht! — mußt für mein blutiges Kindlein dein eignes Herzblut geben.“

Und mit dieſen Worten fiel die Schauergeſtalt den Jüngling an, ihn zu würgen. Den armen Auguſt verließ die Beſinnung — ohnmächtig ſtürzte er nieder.

8.

Ich hoffe nicht, geneigter Leſer: daß Du der Meynung ſeyn mögeſt, man wolle dir hier allen Ernſtes eine myſtiſche Träumerei im leidigen Zeitgeſchmacke auftiſchen, und ſo ſeltſam die Geſchichte ſich auch geſtaltete, ſo ſieh' nur kühn einer recht natürlichen, wenn ſchon tragiſchen Entwickelung entgegen.

Man erzählt ſich zwar zu Augsburg in der That jenes abgeſchmackte Ammenmährchen von der Wehmutter in derſelben Art, wie der kindliche Döbelein es vorgetragen hat, allein jenes ſchreckbare Geſpenſt, welches auf dem verhängnißvollen Schrannenplatz unſern Phantaſten in der Geiſterſtunde angefallen hatte, war nichts mehr und nichts weniger — denn ein wahnſinniges altes Weib, deren Geſchichte wir mit wenigen Worten nun berichten wollen.

Roſine Krall war ein beinahe ſechzigjähriges kränkliches und äußerſt dürftiges Weibchen. Ihr Mann, ein armes Weberlein, war ſeit mehrern Jahren ſchon todt und ſeit jener Zeit bewohnte die alte Roſine mit Emilien, ihrer einzigen Tochter, eine Dachſtube auf dem Schrannenplatz. Dieſe Emilie war ein reizendes, herzlich gutes Mädchen;

ſie ſah ſich genöthiget, die alte kranke Mutter einzig und allein durch Wolleſpinnen mühſam zu ernähren, allein die fromme Jungfrau arbeitete früh und ſpät, und erduldete ohne Murren die fatalen Launen der geiſtesſchwachen mürriſchen Alten, eingedenk des Gebotes: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebeſt, und es dir wohlgehe.“

Da lockten die entfalteten Reize der mündigen Jungfrau einen böſen Buben von guter Herkunft und Vermögen an; er plauderte dem unbefangenen ſchönen Mädchen viel von Liebe und Ehe vor, und fand leider ein nur zu aufmerkſames Ohr. Das gute Kind ſchwärmte in der Ausſicht, die letzten Tage der armen Mutter in der Folge noch verſchönen zu können, aber furchtbar erwachte Milchen aus jenen lieblichen Träumen, als jener herzloſe Schurke, nachdem er die Blume ihrer Unſchuld geknickt hatte, ſie treulos verließ.

Des unglücklichen Mädchens Temperament neigte ſich ungemein zur Schwermuth hin, ein trüber Geiſt des Orkus umnachtete ihre Sinne — da ſtürzte ſich die Unſeelige in einen Stadtkanal und zerſtörte auf dieſe Art ſchnell das eigne Seyn nebſt jenem zarten Keime, welcher unter ihrem gebrochenen Herzen bereits längſt angefangen hatte, ſich zur Reife zu bilden.

Emilie war die einzige Stütze und Freude der alten Roſine geweſen. Ihr ſchwacher, tief gebeugter Geiſt vermochte es nicht, dieſen letzten furchtbaren Schlag eines unerbittlichen Schickſals zu ertragen — Raſerei bemächtigte ſich der Alten. In jedem jungen Mann glaubte ſie den Verführer der verklärten Tochter zu ſchauen, jeden Jüngling von ſchöner Geſtalt fiel ſie, eine Wüthende, an.

Eine alte Muhme zog zu der unglücklichen Mutter und nahm ſich ihrer aus chriſtlicher Liebe ſo lange an, bis ſie in einer wohlthätigen Anſtalt würde untergebracht werden können. In jener furchtbaren ſtürmiſchen Nacht aber war die Muhme in einen tiefen Schlaf verſunken, Roſinens Raſerei erreichte den höchſten Grad, ſie ſtürzte hinaus auf die Straße und erfüllte durch ihr Gewinſel und Jammergeſchrei die Bewohner des Schrannenplatzes mit Grauen, indem abergläubiſche Seelen an die Geſchichte der Wehmutter und des Wandels ihrer Seele auf Erden gedachten.

Doch, es iſt Zeit, daß wir zurückkehren zu unſerm Phantaſten. Ohnmächtig lag der arme Jüngling an der Erde, gräßlich heulte der Sturm, und die Wahnſinnige tanzte um Auguſten umher, indem ſie mit heulender Stimme ſang: „ich habe gerächet — ich habe geſühnet — blutig Kindelein mein!“ —

Bald darauf kam mit ihrer brennenden Laterne eine Runde des Weges gegangen. Die Krieger, aufmerkſam gemacht durch das tolle Geſchrei der Alten, eilten herbei und fanden einen Jüngling in altdeutſcher Tracht ohnmächtig an der Erde liegen. Sie hoben Auguſten auf und trugen ihn nach der nächſten Wache. Eine polizeiliche Aufenthaltskarte, welche man in des jungen ohnmächtigen Mannes Taſche fand, gab Aufſchluß über ſeinen Namen und Stand, auch war in der Karte der Gaſthof bezeichnet, in welchem der Meklenburger abgeſtiegen war. Man ſchaffte den Kranken nach ſeiner Wohnung und Aerzte wurden herbeigerufen. deren Kunſt es auch bald gelang, Auguſts Ohnmacht zu bannen, aber ach! um des armen Jünglings Verſtand war es geſchehen. Er ſtarrte wild vor ſich hin und ſchrie dann furchtbar auf: „Wehe, wehe mir! hab' mein Milchen gemordet, ſeht Ihr dort 's blutige Kindelein? — Der Höllengeiſt hat wahr geſprochen — des Schickſals Macht hat mich beſiegt."

Nun wieder ein Wort zu Dir, verehrter Leſer! — wohnt nur einiges pſychologiſches Geſchick Dir bei, traun — Du wirſt die Ausführung des düſtern Bildes unwahrſcheinlich nicht ſchelten, bei deſſen Entwurf etwas mehr, denn bloßes eitles Spiel der Phantaſie meinen Pinſel leitet. Ich hege das gute Vertrauen zu Dir, daß Dein Verſtand geſund und nicht im geringſten verbrannt — aber dennoch ſage ich Dir: lege das Blatt einen Augenblick weg, und verſetze Dich einmal recht lebhaft in Auguſts Situation in jener ſtürmiſchen Nacht auf dem Schrannenplatz, und ich frage Dich, beherzter vorurtheilsfreier Mann! wärſt Du bei gleichem Zuſammentreffen ſeltſamer Umſtände — ganz kalt — ganz unerſchüttert geblieben? — Entgegneſt Du mir ein feſtes Ja, ſo ſchelte ich Dich einen Prahler, ſo gut, wie jenen Krieger, der behauptet, im hitzigſten Gewühle der blutigſten Schlacht ſey der Schlag ſeiner Pulſe ſich gänzlich gleich geblieben.

Und deſſen zu Folge möchte es ſich denn gar wohl begreifen laſſen, wie einem jungen Phantaſten — deſſen Geiſt der heilloſe myſtiſche Geiſt der Zeit ungemein verwirrt ſchon hatte — bei alſo geſtalteter Lage der Dinge komplette Tollheit umfangen konnte und mußte.

Der alte Döbelein wurde das Unglück zeitig inne, und ehrlich nahm er ſich des ihm empfohlenen jungen Fremden an. Zuförderſt wurde an Auguſts Vater, ins Meklenburgiſche, briefliche Nachricht geſendet und ihm mit möglichſter Schonung und Vorſicht das große Unglück gemeldet, welches ſeinen Sohn betroffen. Des Leſers eigene Phantaſie mag ſich den Schreck malen, welchen die Ankunft der Trauerpoſt in unſers Phantaſten Heimath verbreitete.

Der gute Amtmann Treubild — ſo alt und gebrechlich er auch ſchon war — machte ſich ſogleich auf, und reiſete mit Extrapoſt nach Augsburg hin. Der unglückliche Va-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ter fand größer noch das Uebel, als er erwartet hatte. Des armen Augusts Geisteszerrüttung — ſchnell hatte ſie eine gefährliche Höhe erreicht; die geſchickteſten und berühmteſten Aerzte zuckten die Achſeln und vermochten nur wenig Hoffnung und Troſt dem tief gebeugten Vater zu geben. Da ſtand nun der alte Mann an den Marken ſeiner Tage; ein ganzes Menſchenalter hatte er es ſich ſauer werden laſſen, Vermögen zu ſammeln für die Freude und Stütze ſeines Alters, für den ungemein geliebten, einzigen Sohn, und nun blieb ihm anders nichts übrig, als mit Schillers Octavio auszurufen:

„Auch mein Haus iſt verödet!“

Doch nicht bittere Klagen, nicht herber Schmerz vermögen ein unverſöhnliches, eiſernes Geſchick zu beugen, und auch Treubild mußte lernen, ſich zu faſſen.

Nicht nach der Heimath zurück wollte er den Wahnſinnigen führen, er reiſete mit ihm nach einer groſsen Norddeutſchen Stadt, und brachte ihn in eine, ihrer vortrefflichen Einrichtung halber, berühmte Irrenanſtalt.

In dieſem Inſtitute hatten die hohe Kunſt und die Seelenkunde eines weiſen und ſinnigen Arztes ſchon manchem Unglücklichen das theuerſte Gut des Menſchen, nämlich: die Geſundheit des Geiſtes und der Seele, wieder geſchenkt. Der Amtmann beſchwor mit rührenden Bitten den Doktor, den Jüngling zu heilen; den halben Theil ſeiner Habe ſetzte der Vater als Preis auf die Geneſung des Sohnes. Allein auch jener berühmte Arzt, nachdem er den Zuſtand des Kranken aufmerkſam geprüft, muſste traurig verſtummen, und mit gebrochenem Herzen kehrte der alte Amtmann nach Hauſe zurück.

9.

Vor einigen Wochen erſt, gerade in den letzten Tagen der Faſchingszeit, führten Geſchäfte mich nach Roſtock hin. Mir lebt in jener Stadt ein gar lieber Jugendfreund, in deſſen Geſellſchaft ich einen öffentlichen Ball beſuchte. Hier machte eine Dame meine Neugierde ungemein rege; die Erſcheinung gewann für mich ein hohes Intereſſe, und ſo lange ſie im Saale gegenwärtig war, vermochte ich den Blick nicht von ihr abzuwenden.

Aeußerſt zarte und liebliche Körperformen zeichneten meine, dem Anſcheine nach kaum zwanzigjährige intereſſante Blondine zu ihrem größten Vortheile aus; ihre Haltung war edel, allein das große blaue Auge blickte ſchwermüthig, das blaſſe Oval des reizenden Geſichtes ſprach rührend an und ein, beinahe krampfhaftes Lächeln des ſchönen, feingebildeten Mundes verlieh der verklärten Phyſiognomie etwas Ungewöhnliches aber ungemein Anziehendes.

Die Huldin nahm weder am Tanze noch an der Converſation Theil; ſtill ſaß ſie in einem Fenſter, gleichgültig hinſchauend auf das bunte Gewühl. Ein kugelrundes kleines Kerlchen war viel um die hehre Blonde beſchäftiget; jetzt kam er mit den ausgeſuchteſten Erfriſchungen an; dann ziſchelte er ihr freundlich ins Ohr — allein die Dame lehnte nicht nur die Erfriſchungen ab, ſondern ſchien überhaupt wenig auf den kleinen Dicken zu achten. Sehr zeitig verließ die Dame am Arme des widerlichen Liliputaners den Ball.

Ich blickte ihr, nachdem ſie ſchon lange verſchwunden war, immer noch ſinnend nach —

da tippte mich Jemand auf die Schulter, ich ſah mich um, und mein Freund ſtand hinter mir. „Frau Hilmer, hub er lächelnd an, ſchien dir zu gefallen?“ Wer iſt, fragte ich ſchnell entgegen, jene Hilmer?

„Eine ſehr unglückliche Dame — erwiderte mein Freund, und — fügte er bei — ihre Schickſale möchten einem Dichter reichlichen Stoff darbieten, denn rührendſten tragiſchen Roman zu formen.“ Meine Neugierde war auf's Höchſte geſpannt, ich zog meinen Freund in eine einſame Hinterſtube und bei einer dampfenden Punſchbowle erhielt ich von ihm die Materialien, aus welchen ſich mein Nachtſtück geſtaltete, doch bleibt einiges nachzutragen mir noch übrig.

Des Amtmanns Haus wurde eine verödete Stätte hoffnungsloſer Trauer. Auguſts Mutter erlag dem Gram; drei Wochen nach ſeiner Rückkehr ſchon beſtattete der unglückliche alte Treubild ihre irdiſche Hülle zu Grabe.

Auf Emilien machte des Geliebten Verluſt einen heftigen Eindruck, ſie wurde ſeelenkrank; doch nicht genug Jammer hatte bis jetzt den Zirkel der verbundenen Familien heimgeſucht. Eine heftige Feuersbrunſt machte den alten ehrlichen Anſelmo zum Bettler beinahe; doppelten Erſatz bot ihm ſein gebeugter Freund, der brave Amtmann, an, allein der betagte Künſtler — war zu ſtolz Almoſen zu nehmen, — da meldete ſich Herr Hilmer, ein reicher Fabrikant, um Emiliens Hand; der Jungfrau war der Gedanke allein ſchon ein Greuel, dem Jünglinge ihres Herzens, obwohl er unwiederbringlich für ſie verloren war — untreu zu werden, allein ſchon ſah ſie den greiſen Vater darben, nicht konnte ihr edles Herz den Anblick ertragen, und voll hehrer Reſignation wurde die hochherzige deutſche Maid die Gattin des höchſten proſaiſchen Fabrikanten.

Sie zog mit ihm nach Roſtock, und der alte Anſelmo begleitete das neue Paar; aber nur kurze Zeit genoß Emilie die letzte ihr vergönnte Wonne, den theuern Vater pflegen zu können; auch er ruht bereits im Frieden unter der Erde.

Die unglückliche zarte Huldgeſtalt gehört einem bornirten Menſchen an, der ſie und ihre Gefühle nicht zu faſſen vermag. Gutmüthige Dummheit bleibt Hilmèrs einziges Verdienſt. Selbſt die ſchöne Beſtimmung: Mutter zu werden, ſcheint die eigenſinnige Natur unſere arme Dulderin in den Armen ihres geiſtloſen Klotzes nicht erreichen laſſen zu wollen.

Emilie iſt beinahe in demſelben Grade, wie ihr unglücklicher Auguſt, phyſiſch todt. Möge der allbarmherzige Vater im Himmel bald die Seelen der Liebenden in jenen ſchönern Sphären vereinen, wo kein grauſer Wahn mehr die lichten Geiſter der Verklärten umnachtet, wo die geläuterten Seelen in himmliſcher Glorie ſtrahlen.

In einer wohlthätigen Lethargie vegetirend, wollte der alte Amtmann Treubild der Ruhe und des ewigen Friedens mehr und mehr entgehen; freundlich ſtützt den gebeugten Greiſen auf dieſem letzten Gange bewährter Freundſchaft Hand; denn jenes würdigen Prieſters Enſius ſeltene und feſte Seele, erſtärkt durch Philoſophie und Glauben, vermögen die Stürme des Lebens nicht zu beugen, und der Biedermann ſteht mitten unter ihnen aufrecht, wie der gigante Fels im Meere.

10.

Ich war zurückgekehrt in dieſelbe Stadt, in deren berühmten Irrenhauſe, der Angabe meines Roſtocker Freundes zufolge, Auguſt, der unglückliche Jüngling, ſich befinden ſollte. Nicht konnte ich dem Gelüſten, den Wahnſinnigen zu ſehen, widerſtehen. Jener ſchon früher erwähnte ſinnige Arzt, welcher dem Inſtitut e vorgeſetzt iſt, gehört zufällig unter die Zahl meiner Bekannten. Ich beſuchte ihn, und erbat es mir als einen Beweis ſeiner Freundſchaft, den ſeiner Kur anvertrauten jungen Meklenburger ſehen zu dürfen.

Sehr freundlich bewilligte der Doktor meine Bitte, und er ſelbſt erbot ſich mich zu dem Jünglinge zu führen.

Nicht läugnen will ich es, daß ich nicht ganz unvorbereitet hierher gegangen war;

ſtets war Seelenkunde mein Lieblingsſtudium geweſen, und ich war eitel genug, mir mit der Hoffnung zu ſchmeicheln, auf des Kranken zerrütteten Geiſteszuſtand vortheilhaft vielleicht wirken zu können.

Nun betraten wir des tollen Auguſts Stube. Ungemein rührte des armen Jünglings Anblick mich, den Kopf in die Hand geſtützt, ſaß er da, hinſtarrend auf einen Punkt, und die Todtenbläſſe des Geſichtes kontraſtirte ſonderbar mit dem tief liegenden ſchwarzen Auge und mit den üppigen dunkeln Locken, welche ungeordnet herab bis an die Herzgrube reichten.

Sanft und in der That ſehr bewegt redete ſich den Bedauernswürdigen an. Ich gab mich für einen Bekannten ſeiner Familie aus und prach mit Vorſicht von ſeinem alten Vater, dann von ſeiner geliebten Emilie auch. Der

Wahnſinnige ſtarrte mich, wie es ſchien, nicht ohne Theilnahme an. Ich leitete nach und nach das Geſpräch auf Reiſen und warf beiläufig hin: „auch in Augsburg bin ich geweſen“ — da fieng Auguſt an, furchtbar zu heulen, und mit herzzerſchneidenden Tönen wimmerte er: „Wehe, weh' mir — ſeht Ihr nicht dort das Höllengeſpenſt, ſeht Ihr's blutige Kindlein nicht?“ — Grauen und Schauder erfaßten mich, mein Begleiter zog mich aus der Stube.

Auf der Treppe fragte ich: „Doktor! liegt denn Hülfe hier gänzlich außer dem Reiche der höchſten Kunſt?“

Ernſt erwiderte der Arzt: Dieſen habe ich aufgegeben, denn alle erdenklichen pſychiſchen und phyſiſchen Mittel wurden bereits fruchtlos angewendet. Von unermeßlichen Höhen — fuhr des Hyppokrates Jünger in ſeiner Rede fort, — ließ ich Eimer eiſigen Waſſers herabſtürzen auf des Unglücklichen Haupt, ich ließ ihm auf dem ſogenannten Drehſtuhle feſtbinden, und mit Blitzesſchnelligkeit in wirbelnden Kreiſen winden, doch umſonſt — er iſt und bleibt unheilbar toll.

Seufzend verließ ich das Haus.

Wehe! Du grauſer Sohn der Hölle! welche unzählige Opfer ſchon ſind dir gefallen — und wie viele wirſt du deren erreichen, wenn noch lange ſich der träge Erdball um ſeine Achſe ſchwingt? —

Ihr lieben jungen deutſchen Brüder! — nun noch ein Wort zu Euch! ich bitte herzlich: ſchaut mit Bedacht in den Warnungs-Spiegel, den ich aufgeſtellt, und klar wird das hehre Ziel euch werden, nach welchem der Dichter geſtrebt. Blicket verſtändig in künftig zu betretende Bahnen und ſuchet vor Allem in den tiefen Sinn der Worte einzudringen, welche einſt ein genialer Sänger der blühenden Italia niederſchrieb; und dieſe Worte lauten:

„— Der Menſch, bald ein Verführer,
Und bald verführt, entſtellt, verderbt auch oft,
Das herrlichſte, das größte — die Vernunft,
Und ſo verkehrt er Arzenei in Gift.

II.

Größeres
und
# kleineres Deſſert.

1.

Einige wenig bekannte Züge zu Wallenſteins, des Herzogs von Friedland Charakteriſtik.

Mit Wallenſtein gleichzeitige Schriftſteller behaupten: Dieſer merkwürdige Kriegsheld habe ſich als Jüngling durch eifriges Studieren zu ſehr angegriffen, ſo daß ſich während ſeiner ganzen Lebenszeit öfters Spuren von Geiſtesverrücktheit an ihm hätten wahrnehmen laſſen.

Als Wallenſtein nur erſt gemeiner Reitersmann war und ſich eines Nachts ſchlaflos und unruhig auf dem Lager wälzte, fragte ihn ſein Kamerad, der mit ihm in demſelben Bette ſchlief: „Nun, Herr Bruder! was fehlt ihm?“ — worauf Wallenſtein geantwortet haben ſoll: er denke immer darüber nach, wie und auf welche Art er noch General werden könne. Lachend rief ſein Kammerad nun aus: „General wohl nicht, aber ein kompletter Narr wirſt Du noch werden!“ — Daher mochte es wohl kommen, daß viele Jahre nachher Dr. Hülſenau zu Leipzig auf öffentlicher Kanzel Wallenſtein den Schiefer-General nannte.

Als Wallenſtein durch den Collegialtag der deutſchen Churfürſten zu Regensburg im Jahr 1630 ſein Generalat verlor und die Freiherren von Weidenberg und Gunſtenberg ihm dieſen Beſchluß ankündigten, nahm der Friedländer ſchweigend ein Stück Kreide zur Hand und ſchrieb mit derſelben folgende Worte an die Thüre der Stube: —

„Der Pfarrer Reformation
Bringt den Kaiſer um Zepter und Kron,
Und mich um meine Reputation;
Die Churfürſten werden bekommen ihren Lohn.“

Von den *Jeſuiten* pflegte *Wallenſtein häufig* zu ſagen: „*Man ſollte ſie als Aufrührer und Friedensſtörer aus dem Römiſchen Reiche verjagen, und es wäre beſſer, wenn ſie ihre Naſen von Staatsſachen abhielten,* und ihren Kirchen und Kathedern allein vorſtünden.

Als der *Friedländer* einſt in *Schleſien* mit Schwediſchen und Sächſiſchen Generalen an der Tafel ſaß, wagte er folgende kühne Worte auszuſprechen:

„*Wenn der Kaiſer die projektirten Friedenspunkte nicht belieben will, muß man ihn zum Teufel jagen.*“

Nachdem *Ferdinand* II. des Herzogs von Friedland Ermordung erfahren hatte, rief er ſchmerzhaft aus: „ach mein Wallenſtein! mein armer Wallenſtein!“ —

Wallenſteins Leichnam wurde in der Schloßkirche zu Gitſchin beigeſetzt, die Jeſuiten aber ließen bei deſſen Gruft einen Altar errichten, auf deſſen Blatt der Streit des Erzengels Michael mit dem Drachen abgebildet war, mit der Innſchrift: „Monumentum ingratidudinis.“ Als aber des Herzogs nachgelaſſene Familie ſich hierüber bei dem kaiſerlichen Hofe zu Wien beſchwerte, mußten die Worte ausgelöſcht und an deren Stelle bloß das einfache: „Altare Privilegiatum“ geſetzt werden.

Nach Wallenſteins Ermordung fertigte zu Wien ein erbärmlicher H — ſch — e folgende erbärmliche Grabſchrift für den Helden:

„Hier liegt und fault mit Haut und Bein,
Der große Kriegsfürſt — Wallenſtein
Der groß Kriegsmacht zuſamm gebracht,
Doch nie geliefert recht ein Schlacht.

Groß Gut thät er gar Vielen ſchenken,
Dageg'n auch Viel unſchuldig henken.*)
Durch Sterngucken und lang tractiren,
Thät er viel Land und Leut verlieren.
Gar zart von ihm ſein Böhmiſch Hirn,
Konnt nicht leiden der Sporn Klirn.
Huhn, Hennen, Hund er bendiſirt,
Aller Orten, wo er loſchirt.
Doch wußt er gehn des Todesſtraßen,
D'Hahn krähen und d'Hund bellen laſſen.“

Ein kürzeres, wenn ſchon nicht minder poſſirliches Epitaphium hat Herr von Ziegler in ſeinem täglichen Schauplatze der Zeit dem Friedländer geſetzt. Es lautet:

„Der Hoffahrt liebſter Sohn, des Glückes Wechſelbalg,
Der Hoffnung Mißgeburt bedeckt hier Stein und Kalk,
Und bittet, ihm ja nicht die Ruhe zu verſtören:
Weil er ſo Hund als Hahn und Sporne nicht kann hören.“

---

*) Wallenſtein hielt auf ſtrenge Disciplin im Kriege ungemein; wurde ihm ein Verſehen im Dienſte gemeldet und angefragt: welche Strafe der Läſſige erleiden ſollte? — ſo hieß des Generals Antwort ſogleich: „ich will, daß die Beſtie henke.“

2.

Die Brüder.

Ich hörte die hier folgende Anekdote mehrere Male von meinem mir unvergeßlichen Freunde, dem vor einem Jahre verſtorbenen königl. bayeriſchen Hauptmann der Garniſons-Compagnie zu Nymphenburg, Carl Ziwni, Mitglied der königl. franzöſiſchen Ehrenlegion — einem der verdienteſten, mit Wunden bedeckten bayeriſchen Helden — erzählen und glaube, daß dieſelbe wohl verdient, im bayeriſchen Pantheon eine kleine Stelle einzunehmen.

Das ehemalige königl. 6te leichte Infanterie Bataillon Laroche*) ſtand im öſterreichiſchen Feldzuge 1809 beim Beginnen des Treffens ohnweit Znaim in Mähren, am

---

*) Der Einſender dieſer Anekdote hatte ebenfalls die Ehre, in demſelben Bataillon als Offizier zu dienen.

Rande eines Weinberges einen Moment unthätig mit „Gewehr bei'm Fuß“ auf Befehl zum Angriff harrend.

Vor der Fronte des Bataillons plänkelten Chevaux-legers vom Regimente Leiningen mit öſterreichiſchen Uhlanen; plötzlich ſinkt ein bayeriſcher Reitersmann, von einer feindlichen Kugel getroffen, vom Pferde — und in demſelben Augenblicke läßt ſich ein gellender doppelter Schmerzruf in den Reihen des 6ten leichten Infanterie Bataillons vernehmen; dieſer Ruf entwand ſich aus der beengten Bruſt zweier Schützen, Brüder des gefallenen Reiters. Die Brüder baten um die Erlaubniß den Getödteten beerdigen zu dürfen und erhielten dieſelbe. In vollem Laufe ſtürzten die Schützen nun zu der Leiche ihres älteſten Bruders, bedecken dieſelbe mit Küſſen und Thränen, welche reichlicher noch floſſen, als auf der Bruſt des Gefallenen der Mutter Bildniß gefunden wurde.

In Ermangelung anderer Werkzeuge eröffnen die Laroche'ſche Schützen vermittelſt ihrer Bajonnette und Hände dem Heldenbruder eine Grube, doch kaum nur iſt die Leiche mit Erde leicht bedeckt, da erſchallen die Hörner, das Bataillon hat den ſehnlich erwarteten Befehl zum Angriff endlich erhalten.

Unſre Schützen — ſie waren Söhne eines wohlhabenden Landmannes, ohnweit Nördlingen; leider hatte mein Gewährsmann deren Namen vergeſſen — eilen in die Reihen des Bataillons zurück, und voll Begierde den gefallenen Bruder zu rächen, hören ſie — beim Angriffe in zerſtreuter Ordnung — nicht auf den Ruf ihres Offiziers und ſtürzen tollkühn in die Reihen der Feinde — doch plötzlich wird der eine Schutze von einem öſterreichiſchen Uhlanen mit der Lanze durchbohrt und zu gleicher Zeit der Andere von einer feindlichen Kugel getroffen. Arm in Arm wanken die Schützen zurück auf den Grabhügel des zehn Minuten früher vor ihnen beerdigten Bruders; Mund an Mund, Bruſt an Bruſt verſchieden die Krieger und in einer Grube ruhen nun die drei Heldenbrüder.

3.

Die erſte lateiniſche Komödie in Deutſchland.

Am 31. Januar 1497, zu der Zeit, als Johannes von Dalberg, ein ſehr gelehrter Herr und vorzüglicher Beſchützer der Wiſſenſchaften und ſchöner Künſte, den biſchöflichen Stuhl zu Worms zierte, wurde, ihm zu Ehren, von ſeinem ehemaligen Lehrer, Johann Räuchlein eine lateiniſche Komödie aufgeführt und zwar — die erſte, welche auf Deutſchlands Bühnen erſchien.

In der ſächſiſch. kaiſerlich. Chron. Part. 11. Fol. 273 wird behauptet, die deutſchen Gelehrten jener Zeit hätten ſich vieles darauf zu Gute gethan, daß ihr Vaterland einen Dichter beſitze, welcher lateiniſche Komödien ſchreiben und aufführen könne. In der That, in unſern Tagen ſind Dichter, welche Aehnliches auszuführen im Stande wären, eine Seltenheit geworden.

III.

Einiges

aus dem literariſchen Nachlaſſe

des

Dr. W. Hauff.

1.

Spötting. — Die Schickſals-Perücke. — Converſation.

Spötting.

Das Wort: „Spötting" mahnet an Spott — wenn aber der geneigte Leſer ſchließen wollte: es werde in dieſem Büchlein viel und allerlei Spöttiſches aufgetiſcht werden und zur Sprache kommen, ſo dürfte ſich derſelbe einigermaßen denn doch täuſchen, ſintemal ſchon an und für ſich ſelbſt das Spöttiſche (Satyriſche bekanntlich keineswegs das

Lieblingsfach des Autors iſt und man überhaupt allhier großen Theils ungemein ernſte und tief philoſophiſche eng dahinſtreifende Gegenſtände abzuhandeln befliſſen ſeyn wird. — Doch wozu gleich Anfangs allotria? die Gelegenheit deren bei- und einzumengen, wird ſich uns leider im Verfolge dieſer ganz eigenthümlichen Geſchichte nur zu häufig aufdringen.

Spötting iſt nichts mehr und nichts weniger als ein einzeln beſtehendes Gaſthöflein, in welchem man zu Zeiten ein gutes, ſtarkes ſogenanntes Maltheſer-Braunbier trinkt.

Angeregtes Spötting iſt auf einer kleinen Anhöhe, kaum einen ſtarken Büchſenſchuß vor dem bayeriſchen Landſtädtchen Landsberg entfernt, belegen. Vor dem Gaſthöflein neben der Kugelbahn ſteht eine große grüne Linde, unter der ich manch' Pfeifchen ſchon ſchmauchte, denn man genießt von hier aus einer höchſt romantiſchen Ausſicht. — Es erheben ſich gerade vor uns, und zwar amphitheatraliſch, die altergrauen Gebäude des Städtchen Landsberg, und unter ihnen der herrlichſte Tempel der ehemaligen Maltheſer mit ſeinen impoſanten Nebengebäuden; zur Linken winken die Landauer Höhen, zur Rechten wälzen ſich die ungeſtümmen Fluthen des Lechs, jenes reißenden Waldſtroms zwiſchen hohen wild romantiſchen Ufern dahin, und man vernimmt das dumpfe Toſen des Cataracts. —

Nach jener grünen Linde, meinem Lieblingsplätzchen, ſpazierte ich neulich nun, doch ich fand dort bereits zwei Fremde ſitzen. Ich wollte mich ſchon wieder zurückziehen, allein der eine Fremde, ein freundliches und ſorgfältig gekleidetes Männchen, welches etwa ſchon fünfzig und einige Sommer auf dem Rücken tragen mochte, trat mir ſehr verbindlich entgegen, ſprechend: „Ei ſiehe da! Allercharmanteſter! Sie auch hier? — Doch ich glaube Sie erkennen mich gar nicht mehr — freilich, freilich der Hofrath **Berner** aus **Freilingen** wird täglich älter.

Die Wahrheit zu geſtehen, ſtellten ſich mir zwar die Geſtalt ſowohl als den Namen des Fremden als alte gute Bekannte dar, allein ich wußte dennoch nicht, wo ich jene geſehen und dieſen nennen gehört hatte, wie es den vielgereisten Leuten wohl ſchon zuweilen zu gehen pflegt und ich beſchied mich daher, vorerſt mit der in ſolchen Fällen eigenen Verlegenheit, welche oft ſogar der Albernheit gleicht, zu erwiedern: „Ach, der Herr Hofrath!? — nun ich muß geſtehen nicht darauf gefaßt geweſen zu ſeyn, den Herrn Hofrath in Landsbergs Fluren zu treffen.“

Ja, ja mein Guter! — alſo nahm das freundliche Männchen lächelnd, und ungemein redſelig wieder das Wort — unverhofft kömmt oft! — wir ſtehen hier gleichſam auf einem klaſſiſchen Boden, dort drüben iſt die ungeheure Ebene (das Lechfeld) belegen, auf welcher von einigen Jahren — wenn ich nicht irre, war es am 10ten Auguſt i. J. 955 — der heilige Augsburger Biſchof Udalerich, in Gemeinſchaft mit dem deutſchen Könige Otto mit dem Frankenherzoge Konrad und dem Führer der tapfern Bayern, Grafen Eberhard von Ebersberg das zahlloſe Heer der wilden Madſcharen, von Andern auch Ungarn genannt, aufs Haupt ſchlug und zernichtete. Oh mein Verehrteſter! — fuhr der Hofrath in ſprudelnder Suade fort — an dieſem kleinen Städtchen Landsberg ſelbſt haften gar denkwürdige, hiſtoriſche Reminiscenzen; ſie haben eine alte Chronika auf ihrem Rathhauſe, die habe ich durchgeſtöbert und mir auch einige intereſſante Excerpte gemacht. Hören ſie nur! (Aus einer hervorgezogenen Schreibtafel leſend:)

Anno Domini 1162 iſt Herzog Heinrich zubenamſet; der Leue, zu einem Hof= und Gerichtstage nach Phettin (dem heutigen Landsberg) gekommen.“

A. D. 1281. Umtaufe der Ortſchaft Phettine Pfetten*) in Landsberg (nova urbs Lechisberg aut Landewingsberg.)

A. D. 1315. Einäſcherung Landsbergs durch die Oeſterreicher unter Herzog Leopold, Bruder Friedrichs des Schönen.

A. D. 1349. Verſammelung der ſechs Söhne Kaiſer Ludwigs des Bayern in Landsberg zur Theilung des Bayerlandes.

A. D. 1362. Bündniß der Landsberger, Münchner und Waſſerburger zur Befreiung des nach Tyrol entführten Herzog Mainhard von Bayern.

A. D. 1372. Zerſtörung Landsbergs durch die ſchwäbiſche Städte-Bündtner.

A. D. 1415. Auszug und Einfall der Landsberger in das Augsburger Gebiet.

A. D. 1474—1485. Hofhaltung Herzog Chriſtophs von Bayern zu Landsberg.

A. D. 1493 Zuſammenkunft Herzog Chriſtophs von Bayern mit dem Prinzen Friedrich von Sachſen in hieſiger Stadt, zu einer gemeinſchaftlichen Wallfahrt nach Pal. —

---

*) Das alte Geſchlecht der Pfetten blüht noch heutigen Tages im Bayerlande.

Hier ſchlug der andere Fremde, welcher aufgeſprungen war, den hiſtoriſchen Hofrath etwas unſanft auf die Schulter, indem jener ausrief: Aber Werner! das iſt ja nicht auszuhalten, denken Sie doch an das Liedchen, das ich Ihnen ſo oft ſchon vorſang:

A' bißel ſchwarz und a' bißel weiß
A' bißel ungriſch und a' bißel deutſch
A' bißel weiß und a' bißel ſchwarz' —
Verwirrt bleib der Hiſtorien-Schatz!!

Eine lange Pauſe erfolgte und erſt jetzt faßte ich den zweiten Fremden etwas ſchärfer in's Auge. Er ſtellte eine große männliche noch ziemlich jugendliche Geſtalt dar, und war ganz ſchwarz gekleidet — Geſicht geiſterbleich — Haare und Augen kohlrabenſchwarz — letztere zeigten einen unheimlichen beinahe furchtbaren Ausdruck.

Der Hofrath wandte ſich nichtsdeſtoweniger ſogleich wieder freundlich zu mir, indem er auf den Schwarzen deutete, — ſprechend: Sie kennen doch den Herrn Grafen, Emil von Martiniz? —

Bevor ich mich von meinem neuen Erſtaunen einigermaßen erholen konnte, war das Hofräthchen verſchwunden — weiß nicht, wo es geblieben.

Emil comte de Martiniz? — Hub ich, mit dem Finger an der Naſe, bedachtſam fragend jetzt an — wenn ich nicht irre iſt dieſer Graf von Martiniz ja der Mann im Monde*). —

Ganz recht, fiel der Schwarze ein, jener ungemein reiche Rittmeiſter von der polniſchen Leibgarde, von welchem uns Herr H. Clauren ſo viel Erbauliches zu erzählen wußte.

---

*) Wohl die meiſten meiner Leſer werden den Mann im Monde kennen; den Andern rathe ich, deſſen Bekanntſchaft je eher je lieber zu machen. Dort findet man auch den Hofrath Werner wieder.

Ich. Verzeihen — einen Mann im Monde vermochte Clauren nimmermehr zu ſchaffen. Des guten Clauren Force iſt, Chriſtpüppchen und andere derlei Tändeleien aus Kraftmehl, Honig, Waſſer und leichtern Syrup zuſamm' zu leimen, wobei er in wirklich wunderlich ſeltſamer Weiſe das Mehl der Kraft zu ſparen verſteht. Nun ja — ich glaube es — ſolche Püppchen mögen guten Abſatz, auf dem Chriſtmarkt zumal, finden; was aber einen öfters erwähnten Mondsmann betrifft, ſo nennt ſich deſſelben Vater bekanntlich, Dr. W. Hauff, der wie ich glaube in Stuttgart lebte —

Der Schwarze. (Lächelnd:) Nun ja ſo muß ich es denn geſtehen; ich bin der Vater meines Sohnes, bin der Dr. W. Hauff in eigener Perſon.

Ich. Ihre Worte in Ehren — allein das ganze ſchöngeiſtig-gebildete teutoniſche Publikum weiß, daß der geniale Dr. W. Hauff unlängſt zu Stuttgart geſtorben iſt; ſelbſt die öffentlichen Blätter meldeten es.

Der Schwarze. Nun ja, wenn Sie wollen, ich bin — was man hienieden ſo nennt — ich bin wirklich geſtorben, darum gewöhnen Sie ſich mein Herr! in mir des Dr. Hauff verklärten Schatten zu ſehen.

Ich. Erlauben Sie —

Der Schwarze. Nun ja — Ihr Erſtaunen bleibt ſehr erklärbar. Hören Sie mich: Ich war gerade mit Skizzirung einer neuen höchſt ſeltſamen Novelle beſchäftiget, als mich der Tod, der unerbittliche, ganz unverſehens dahin raffte. — Im Reiche der Schatten hatte ich nirgends Ruhe, nirgend Raſt. Das Oberhaupt der Unterwelt verſicherte, mit Geizhälſen, welche Schätze, mit Fürſten, welche Kronen und leere Schatzkammern auf der irdiſchen Welt hätten verlaſſen müſſen, wäre noch eher ein Auskommen, als mit einem Dichter, der, mit irgend einer unausgeführten Idee ſchwanger, das Zeitliche geſegnet, und um ſolche Idee nun an dem Mann zu bringen, erhielt ich von der oberſten Polizeybehörde des Orkus einen Paß auf zweimal vier und zwanzig Stunden; ich erbat mir die Begleitung meines Freundes Werner, eines ſchon längern Bewohners der Unterwelt, und durch eine der nächſten Pforten ſtiegen wir ſomit dort durch den brauſenden Cataract des Lechſtromes noch einmal auf die Oberfläche des trägen Planeten, welcher genannt wird: Erde.

Ich. In den berühmten Katakomben bei Paris ſteht geſchrieben: „Qui dormiunt in terrae pulvere evigilabunt, alii in vitam aeternam, et alii in opprobrium*) — Das laſſe ich mir gefallen; allein, daß es Verſtorbenen, einer ſolch' unbedeutenden Sache halber, als der unverdaute Plan zu einer neuen Novelle denn doch unſtreitig in dieſer Anſicht immer bleibt, verſtattet ſeyn möchte, das Reich der Schatten zu meiden, eine ſolche Thatſache — ich geſtehe es, hätte ich nimmermehr für möglich gehalten.

---

*) Von denen, welche im Staube der Erde ſchlummern, werden einige zum ewigen Leben, andere zu ſteter Schmach auferſtehen.

Der Schwarze. Freund! erinnern Sie ſich gefällig an ein gewiſſes Sprüchlein, welches Hamlet ſchon verlauten ließ. Doch genug! ſoll ich Ihnen meine neue Novelle auftiſchen und wollen Sie mir verſprechen, dieſelbe baldmöglichſt drucken zu laſſen.

Ich. Oh mit dem allergrößten Vergnügen, wenn ich zu ſothaner — verzeihen Sie — wie es ſcheint hölliſchen Novelle, — denn es ſteigen die lieben Englein doch bekanntlich nicht durch brauſende Cataracte zu uns herauf — nur auch einen Verleger finden werde?

Der Schwarze. Sorgen Sie nicht — Produkte aus der Hölle werden in dieſer Zeit allerwärts gut aufgenommen.

Ich. Ich will es verſuchen. —

Der Schwarze. Wohlan denn — doch bevor ich mit der Erzählung meiner neuen Novelle beginne, habe ich noch einiges zu erinnern. Ich las, kurz ehe ich ſtarb, eine engliſche Erzählung, welche wohl werth wäre in's Deutſche übertragen zu werden. Der geiſtreiche brittiſche Schriftſteller lies ſich unter anderm alſo vernehmen:

„Der herrſchende Zeitgeſchmack der jetzigen ſchön-geiſtigen europäiſchen Literatur kann und will durchaus nicht mehr Dinge vertragen, die ſolchen ähneln, welche ſich in der That begeben haben oder doch begeben könnten. — Die Kritik nennt ſolche Dinge leeres Geſchwätz. — Der Zeitgeſchmack verlangt abſolute Unbegreiflichkeiten, Abentheuer, tugendhafte, boshaftige und ſchreckliche Handlungen, wie ſie nie ausgeübt worden ſind, Verbrechen, welche kunſtlich unter dem Mantel einer fein ausgeſonnenen Rache verſteckt werden. — Knalleffeckte — alle Wahrſcheinlichkeit muß mit Füßen getreten; alle Geſetze der Natur — wie ſie ſeit Jahrtauſenden im regelmäßigen Gange ſich darſtellten — müſſen durch Gauckeleien vernichtet werden; Beſonnenheiten unterliegen — die höchſten Potenzen der Albernheit ſiegen! Alles muß dem Bereich der Möglichkeit entrückt werden. Dazu gehören vor Allem Doppelgänger, Vampyre oder wenigſtens deutſche Fleder- und Spickmäuſe, etwas Räuber, Genien, Geiſter, Träume, Viſionen, Phantome u. ſ. w. dann —

Ich. Aber lieber ſeliger Herr Doktor! ich bitte Sie, kommen Sie doch Einmal auf die verſprochene hölliſche Novelle, denn dauert dieſer Dialog noch lange und laſſe ich ihn von Wort zu Wort abdrucken, ſo ſind wir von ſelbſt gleich Anfangs verloren; So oder anders iſt das Alles je ſchon oft geſagt worden und wird vergebens noch öfters geſagt und geſchrieben werden, indeß —

Der Schwarze. Nur noch eine ganz kurze Geduld — wenn ich bitten darf. Sie wiſſen, gegen den einmal herrſchenden Zeitgeſchmack — heißt nicht anders als gegen dem Strom ſchwimmen. Ich habe dieſe Wahrheit ſchon bei meinen Lebzeiten eingeſehen, und mich einigermaßen darnach gerichtet, denn Sie werden ſich doch ohne Zweifel noch erinnern, daß der junge Graf v. Martiniz, deſſen Hülle mein verklärter Schatten für jetzt anzunehmen beliebt hat, lange Zeit zur Mitternachtsſtunde unter ſchrecklichen Stürmen und Ungewittern nach dem alterthümlichen Dom zu Freilingen wanderte, ſich auf die Stufen des hohen Altars ſetzte, und weinte und ſtöhnte, während der ermordete Italiener Antonio auf einer Sturmwolke im vollen Galoppe um die Kirche herum ritt — und ſolche Fiction war trefflich, doch ich machte den Fehler, meine ſeltſamen Abentheuer immer ſich in ganz natürlicher Weiſe löſen zu laſſen und dadurch habe ich mir ſehr geſchadet — doch in der Unterwelt habe ich die Bekanntſchaft des Lords Byron gemacht und von dieſem bei einigen Bowlen Punſch wichtige Aufſchlüſſe erhalten, nach welchen ich im Orkus ſelbſt meine neuen Novellen vollends ausgearbeitet habe. Bin nur begierig, was dazu die jeniſche*) Literaturzeitung und andere kritiſche Blätter ſagen werden. Sie müſſen mir verſprechen die betreffenden Nummern in irgend einen brauſenden deutſchen Waſſerfall zu werfen, ich erhalte die Papiere dann richtig, Cerberus iſt gut abgerichtet und appertirt — comme il faut!

Ich. Ganz wohl, aber die Novelle?

Der Schwarze. Richtig meine neue

---

*) Vermuthlich: jenaiſche — denn das Wort: „jeniſch“ bezeichnet die Spitzbubenſprache.

Novelle — ich habe den intereſſanten Stoff zu derſelben aus den Annalen der ehemaligen freien Reichsſtadt Freilingen geſchöpft und — conditio sine qua non bei jetziger Zeit in ſothaner Sphäre — auf eigentlich hiſtoriſchen Grund fußend, gearbeitet.

Ich. Gut, gut — aber die Novelle — Ihre neue hölliſche Novelle? —

Der Schwarze. Sie gebehrden ſich ſo ungeſtümm, wie — — — — nun ja doch — meine neue Novelle. Sie wurde von mir überſchrieben:

Die Schickſalsperücke.

Einige Jahrhunderte mögen nun wohl ſchon verfloſſen ſeyn, als der Beſitzer einer berühmten Menagerie mit ſeinen, in großen eiſenbeſchlagenen Kaſten verwahrten, animaliſchen Schätzen nach dem Städtchen Freilingen kam, um den dortigen Naturforſchern und Naturfreunden einen nicht gewöhnlichen Genuß durch ſeine plaſtiſch-beſtialiſchen Ausſtellungen zu verſchaffen.

Es befand ſich unter jener Menagerie ein königlicher Löwe, neben deſſen Größe Schönheit, zahmer Verſtändigkeit u. ſ. w. der in unſern Tagen ſo berühmt gewordene Löwe des Herrn van Aken ſo wenig hätte zu beſtehen vermocht, als der Verfaſſer des Brambletye-Houſe (Horaz Smith) es vermag, ſich mit ſeinem Vorbilde, dem großen Unbekannten, zu meſſen.

Der Beſitzer der Freilinger Menagerie führte, unter den übrigen Kammerdienern ſeiner Beſtien, einen artigen Negerknaben von etwa ſechs und dreißig Jahren, ſechs Fuß Höhe, bei ſich.

Hatte ſich nun eine hinlängliche Zuſchauerzahl verſammelt, ſo ſtieg der kleine Mohrenknabe , gleichſam wie in einen Keller, durch den Rachen des Löwen in deſſen Körper hernieder, ſo daß von dem neckiſchen Mohren nichts mehr als deſſen ſchwarzer wolligter Kopf zu erblicken war, der aus dem weit aufgeſperrten Rachen des Leuen, wie aus einem geöffneten Kellerfenſterlein hervorluegte, und allerlei ſeltſame Grimaſſen zum Beſten gab. — Eine Gruppe, welche ſich poſſirlich genug ausgenommen haben ſoll.

Der Neger verweilte gewöhnlich länger als eine halbe Stunde in des Löwen Leib, wo es ihm dermaßen wohl gefiel, das er eine ellenlange holländer Pfeife bei Stumpen und Stiel ausrauchte, dann mehrere Gläſer Wein auf das Wohl des wirklich dirigirenden Herrn Bürgermeiſters, dann auf jenes der ganzen berühmten Stadt Freilingen, zur großen Beluſtigung der Zuſchauer, leerte, ohne daß bei dem Allem der Löwe muckſte.

Allein eines Tages dauerte dem Löwen der Spaß zu lange. Ein Schluck, ein Druck

— und des Mohren blutiges Haupt kollerte nebſt der Gipspfeife und der Weinflaſche dem ſehr verehrlichen Publikum vor die Füße.

Leicht wird der geneigte Leſer ermeſſen, in welch' hohem Grade, ob ſothaner Greuelſcenen, ſich die Freilinger entſetzt haben mögen und obwohl der Löwe nach verübter blutiger That ſich in den Kaſten niederſtreckte, um den Corſo des Negers con amore zu verdauen, ergriff nichtsdeſtoweniger die Zuſchauer ein dermaßen paniſcher Schrecken, daß alle über Hals und Kopf dem einzigen engen Ausgange der Bude zuſtürzten.

Bei dieſer Gelegenheit ergab ſich es nun, daß die Gattin eines Freilinger Rathsverwandten, die ſehr ehrſame Frau Felicitas Sabelbein, welche ſich bereits ſeit ſieben Monden in geſegneten Leibesumſtänden befand, unter die allerletzten gehörte, welche die ſchmale Thür der Bude erreichten, zwiſchen welcher die Unglückliche, ob ihrer Wohlbeleibtheit, förmlich eingeklemmt blieb, ſo daß ſie ſich weder vor noch rückwärts zu bewegen vermochte.

Außer dem ungemein beſtürzten Menageriewärter befand ſich in dieſem Augenblicke nur noch ein einziger Zuſchauer in der Bude; es war der ſehr achtbare Freilinger Schneidermeiſter, Jonathan Schnappauf, ein bleiches ungemein dürres und gelenkes Kerlchen. Man würde ſehr irren, wollte man von dem längern Verweilen des Schneiders am blutigen Schauplatze auf deſſen größern Muth ſchließen. Der vom Löwen abgebiſſene Negerkopf hatte unſern Jonathan, wo möglich mit bedeutſamem Schreck noch mehr als alle ſeine übrigen Mitbürger erfüllt, allein das Entſetzen hatte momentan alle Glieder des Schneiders in einer Art gelähmt, daß er ſich mit dem allerbeſten Willen nicht aus der Stelle zu bewegen vermochte. — Jetzt endlich gelangte Herr Schnappauf wieder zum Gebrauch ſeiner Gliedmaſſen, die er dazu benützte, ſich zur ſchleunigſten Flucht anzuſchicken, allein unglücklicherweiſe war gerade, wie wir ſchon gehört haben, der ſchmale Eingang der Bude durch die ungemeine Corpulence der Frau Felicitas geſperrt, — doch es faßte der Schneider den heroiſchen Entſchluß, einen Anlauf zu nehmen und mir nichts dir nichts, über die unbeholfene Rathsverwandtin wegzuſetzen. In der Ausführung gelang indeſſen ſothaner kühner Plan nur zur Hälfte, ſintemalen Jonathan auf den Rücken der Dame Felicitas ſitzen blieb, und dieſelbe von Hinten umhalste.

Die ohnehin ſchon zum höchſten geängſtigte arme Frau fühlte nun kaum das Gewicht des auf ihrem Rücken liegenden Schneiders und ſeiner dürren mit langen Nägeln ausgeſtatteten Finger an ihrem Halſe, da glaubte die Unglückliche nichts anderes, als es habe der grimmige menſchenfreſſende Leue nun auch ſie erpakt. Ohnmächtig ſank Frau Felicitas zuſamm', ſie wurde nach Hauſe gebracht, kreiſete und gebar vor der Zeit — was wohl glauben Sie, mein Lieber!?

Ich. Einen Mohren?

Dr. Hauff. Warum nicht gar.

Ich. Nun denn einen Schneider vielleicht?

Dr. Hauff. Fehlgeſchoſſen! — Frau Felicitas gebar einen ſieben-Monat-Löwen.

Ich. Nicht möglich!

Dr. Hauff. Wie ich Ihnen ſage. Die Hebamme entſetzte ſich nicht wenig; der neugeborne Leue ſchnitt Geſichter, und zeigte drohende Geberden.

Der Jammer war groß. Frau Felicitas erkaufte vorerſt der Hebamme Schweigen für ein kleines Sümmchen und betete innbrünſtig zu ihrem Schutzengelein, es möge abwenden ſolch große Noth und Schmach vom hochgeachteten Hauſe der Sabelbeine. Wer anklopfet dem wird aufgethan. In der folgenden Nacht erſchien der Frau Felicitas um die zwölfte Stunde ihr Schutzengel — und zwar um die Wöchnerin nicht zu ſchrecken — in Geſtalt eines preußiſchen Huſarenwachtmeiſters. Es ließ ſich der Brenne alſo vernehmen:

„Felicitas! ich bin dein Schutzengel, habe mich beim Schickſal, beim Allherrſchenden, für dich verwendet und erſcheine nun als deſſen vermittelnder Abgeſandter, doch merke wohl auf jedes Wort, das ich dir ſage, denn es hängt das Wohl deines jungen Löwen davon ab. Hier haſt du ein zierliches Ding, welches deine Zeitgenoſſen eine Perücke nennen, ſpätere Generationen aber Haartour benamſen werden. Setze ſothane Perücke auf deines jungen Leuen Haupt, und ſolange ſie dort ruhen wird, mag die Beſtie in allen Stücken einer civiliſirten Beſtie gleichen, id est: ſie wird eſſen, trinken, ſchlafen und Streiche machen ganz in der Weiſe anderer vernünftiger und unvernünftiger Leute, aber — höre! höre! ſchwindet die Perücke durch Zufall einſt vom Haupte deines Sohnes, oder reißt er ſie in der Dummheit oder genialen Zerſtreuung ab, dann wehe, wehe, wehe! es wird dein Sohn zur Stelle eine eigentliche, grimmige Beſtie, das heißt kein Fabellöwe, welche höchſt großmüthig ſind, ſondern ein wirklicher, eigentlilicher höchſt grober Löwe werden, er wird zerreißen und zerriſſen werden und die rückgelaſſene Perücke wird viele Greuel annoch anſtiften unter der dummen Neuheit, welche lediglich ſelbſt Schuld trägt, daß man ſie mit Recht die leidende nennen kann, denn in gar wunderſeltſamiglicher entgegengeſetzter Wirkung wird das Perücklein, deinen Sohn ausgenommen, jeden andern Eſel in einen wirklichen Leuen zur Stelle umwandeln.

Dixi im Namen des Schickſals. Der Wachtmeiſter ſprachs und ſchied."

Frau Felicitas trauerte lange, tief und innig, wie jede gebildete, zartſinnige Frau gethan haben würde, wenn ſie zu nachtſchlafender Zeit ein junger Huſar, welcher lediglich nur geſprochen, ſo ſchnell verlaſſen hätte, endlich aber gelangte unſere Dame zur Faſſung wieder; ſie ergriff die Schickſalsperücke, ſtülpte ſie muthig dem jungen Leuen über den Kopf, und ſiehe da — ein holder Knabe lächelte ſie nun an.

Der junge Herr erhielt in der heiligen Taufe den ſehr paſſenden und bedeutungsvollen Namen: „Leo" und wuchs ganz ſo auf wie die jungen Herren alle gewöhnlich aufzuwachſen pflegen. Leo zeigte Geiſtesanlagen, wenigſtens vermochte er bereits im zwölften Jahre ganz erträglich zu leſen, obwohl bei ihm nicht die Orthoepo-graphiſche Methode des Olivier oder Stephani ſondern lediglich der veraltete pädagogiſche Elementarſtiefel angewendet worden war; übrigens fraß Leo Aepfel, Nuß, und Mandelkern, wie alle fromme Kinder gern.

Zum Jüngling herangereift bezog unſer Held eine der berühmteſten Hochſchulen ſeines Vaterlands; er lernte dort ſehr Vieles: Bier trinken, etwas unſchön ſingen und tüchtig raufen. Bald gehörte Leo unter die hoffnungsvollſten angehenden Renomiſten der Univerſität, wie ſich es denn auch von einem maskirten Leuen nicht anders erwarten ließ, denn das mußte wahr ſeyn, unſer Held konnte ein lebendes Beyſpiel gelten, wie untrüglich Lavaters comparative Phyſiognomik iſt und ſtets bleiben wird. Stellten des Jünglings Züge bei'm erſten Anblick freilich nur Reinmenſchliches dar, ſo konnte man doch bei deren nähern Prüfung den aus ihren klar hervorſpringenden Prototyr den Leuencharakter nicht wohl verkennen, auch des Thieres Grimmigkeit entwickelte der Hochſchüler, beſonders, wenn er betrunken war, eine Lage in die ihn jeder Abend verſetzte. Uebrigens mochte Leo noch ſo kanonenvoll ſeyn, ſeine Perücke taſtete er nimmer an, denn die Frau Mutter hatte ihm ſehr frühe eingeprägt, welche ſchreckliche Bewandtniß es eigentlich mit dieſer Perücke habe.

Endlich hatte Leo abſolvirt und kehrte nach ſeiner Vaterſtadt Freilingen zurück. Es währte nicht lange und der junge gelehrte Mann wurde in den Stadtrath aufgenommen, denn Leo Sabelbein war ein geborner Freilinger Patrizier und gehörte demzufolge zu jenen wenigen beneidenswerthen Geſchlechtern, welche durch die göttliche Vorſehung von jeher authoriſirt ſchienen, das ganze übrige menſchliche Geſchlecht zu analyſiren, zu organiſiren, zu leutriren, zu reformiren, zu dismembriren, zu maltraitiren, und zu annulliren.

Nach Verlauf weniger Jahre wurde Leo zum rechtskundigen Bürgermeiſter ſeiner Vaterſtadt gewählt, denn es iſt zu wiſſen, daß in jener Zeit in der freien Reichsſtadt Freilingen immer zwei Bürgermeiſter zugleich regierten, ein rechtskundiger und rechtsunkundiger. Zwar den ſogenannten Geſchlechtern mußten beide entſproſſen, allein jener mußte ein tüchtiger Rabuliſt, dieſer konnte ein gutmüthiger Schöps ſeyn, und es ſchadete nicht, ob der Letztere nebenher eine Tabagie hielt, ein Horndrechsler oder ein Schneider war. Nichtsdeſtoweniger ſoll im langen Laufe der Zeiten öfter der Fall vorgekommen ſeyn, daß die ſehr dummen Freilinger den Kundigen für den Teufel, den Unkundigen dagegen für den Engel der Stadt gehalten, ſintemalen der Kundige der lieben Bürgerſchaft ſtets in den Beutel zu ſteigen und neben den ſchon beſtehenden Bierpfennigen, Biergroſchen, Viergulden und Vierlugedoren, allerlei andere Abgaben und Neuerungen einzuführen trachtete, denen ſich der Unkundige meiſt, wiewohl fruchtlos, zu widerſetzen pflegte.

Alſo ſtand die Lage der Dinge, als ſich ein Vorfall ereignete, deſſen bloße Erzählung noch die ſpäteſten Freilinger Geſchlechter jedesmal ſogleich mit einer Gänſehaut verſehen wird.

Unter des Bürgermeiſters Leo Sabelbein Regierung erblühte den Juden zu Freilingen ein herrliches Reich; ſie beſaſſen die ſchönſten Gärten, Häuſer und Equipagen und welcher chriſtliche Freilinger Geld bedurfte, der mußte pochen an den Pforten Iſraels.

Nun ergab es ſich, daß in der Stadtkaſſe Ebbe war, und da man bereits ſeit zwanzig Jahren vergebens auf die Zurückkunft der Fluth geharrt hatte und noch heutigen Tages harrte, machte der Herr Bürgermeiſter Sabelbein in voller Rathsverſammlung den Vorſchlag, wie als letztes und einziges Mittel, ſich momentanen gemeiſamen Verlegenheiten zu entziehen, nur übrig bliebe, das Stadtrathhaus ſelbſt, nebſt aller fahrenden und nicht fahrenden Habe deſſelben einer hochpreißlichen Judenſchaft zu verſetzen.

Dagegen nahm der ehrliche Wurſtmacher Fabian Darm, dermalen zweiter regierender unkundiger Bürgermeiſter in folgender Weiſe das Wort:

„Mein lieber Herr College! nehmen Sie mir nicht übel, das Rathhaus ſelbſt den Juden zu verſetzen, ſcheint mir doch nicht für einen hochlöbl. Stadtrath wohl ziemlich zu ſeyn, und ich bin der Meinung, es wäre erſprießlicher, ein Volk aus den Thoren der Stadt zu jagen, welches lediglich von unſerm Schweiße zehrt. Ich bin des Rechtes nicht, wohl aber der Worte Gottes kundig, warum den ſo viel Federleſens mit einem Geſindel machen, welches die heiligen Bücher ſelbſt mit Verachtung und Fluch belegen. Hören Sie einmal meine Herren!“ — mit dieſen Worten zog der Wurſtmacher eine Bibel unter ſeinen Mantel hervor und las aus derſelben die folgenden drei ſich auf das Volk Iſrael beziehenden Stellen mit lauter Stimme als:

1) Von der Fußſohle bis zum Scheitel des Kopfes iſt kein geſunder Flecken an ihnen; lauter Wunden, Striemen und Beulen, die nicht verbunden, nicht geheilt, nicht mit Oehl abgekühlet ſind.

Iſaias K. I.

2) Wehe Euch, die ihr Haus an Haus reihet, ein Feld nach dem andern an Euch bringet, bis kein Plätzchen mehr für Andere vorhanden ſeyn wird. — Wollt Ihr denn allein in des Landes Mitte wohnen?

Iſaias K. V.

3) Aber das Haus Iſrael wird dir kein Gehör geben wollen, weil es mir ſelbſt keines giebt,

denn das ganze Haus Iſrael iſt unverſchämt und hartherzig.

Echeziel K. III, 7.

Nachdem der Wurſtmacher mit Leſen geendet hatte, ſchäumte der Bürgermeiſter Leo Wuth, denn er gerade war ein enthuſiaſtiſcher Freund des Hauſes Iſrael und wußte ſchon — warum; die übrigen Magiſtratsräthe zitterten, bebten und klapperten ſämmtlich mit den Zähnen, ob welcher Erſcheinung man aber keineswegs zu ſtaunen nöthig hatte, denn als Pythagoras ſeinen bekannten Lehrſatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe*) Ochſen zum Opfer; ſeitdem zittern alle Ochſen ſo oft eine neue Wahrheit ans Licht tritt, oder eine alte der Vergeſſenheit entriſſen wird.

Genug — der kundige und der unkundige Bürgermeiſter geriethen heftig aneinander; Leo nannte den Darm einen Eſel und der Wurſtmacher dagegen den Herrn Kollegen einen jüdiſchen Schurken; jetzt trat der entſetzliche Augenblick ins Leben: der Kundige vergaß ſich ganz und gar und rieß die Schickſalsperücke vom Haupte; welch' ein Anblick' — im Nu ſaß an der Stelle des erſten rechtskundigen Herrn Bürgermeiſters ein wilder wirklicher afrikaniſcher Leue im Präſidial=Arm=Stuhle. Die Beſtie hielt nicht lange Ruhe, ſondern ſprang nach Verlauf einer Minute in Mitte der langen Rathstafel, ſtreckte die ſchreckliche rechte Branke nach dem Wurſtmacher aus, berührte bereits mit derſelben deſſen Jabot und keiner der erſchrockenen Anweſenden hätte mehr für das Leben des Herrn Fabian Darm einen öſterreichiſchen Einlöſungsſchein gegeben — doch anders war es dennoch im Buche des Schickſals beſchloſſen, der wackere Darm ſollte nicht enden unter den Klauen ſeines metamorphoſirten rechtskundigen Herrn Kollegen.

---

*) Hundert Stück Ochſen bildeten eine Hekatombe.

An der Decke des ungemein hohen Saals gerade über der Tafel um welcher der verſammelte hochpreißliche Magiſtrat Platz genommen hatte, befand ſich eine ſehr große und ſchwere Roſe von Zinn, welche einſt ein unkundiger Bürgermeiſter, ſeiner Profeſſion ein Zinngießer, dem allgemeinen Beſten zum Opfer gebracht hatte. Der ehrliche Mann wollte nämlich ſeine Herren Kollegen durch den ſteten Anblick der zinnernen Roſe ermahnen, daß deren ſämmtliche Verhandlungen „sub rosa“ bleiben müßten, und nicht in der nächſten halben Stunde ein Eigenthum ſämmtlicher alter und junger Weiber der Stadt ſeyn ſollten — eine ſehr löbliche Intention, welche aber lediglich dazu diente, unzählige pia desideria um ein Stück zu vermehren. Enfin — in jenem verhängnißvollen Momente, in welchem der in einen Leuen umwandelte kundige Bürgermeiſter den unkundigen in Stücke zu zerreißen im Begriffe ſtand, löste ſich, höchſt natürcherweiſe, die ſchwere zinnerne Roſe von der eiſernen Schraube in welcher ſie viele lange Jahre feſtgehalten hatte, ab, ſtürzte hernieder und zerſchmetterte dem grimmigen rechtskundigen Löwen das Haupt dermaßen, daß er zur Stelle ſeinen Geiſt aufgab. Der Wurſtmacher und alle Rathsherren erhoben ſich und jubelten freudetrunken: „Vivat, es lebe das Schickſal!“

Uebrigens gereichte es der Toleranz der freien Reichsſtadt Freilingen zur großen Ehre daß der todte Leo, nicht als Vieh, ſondern in allen Ehren und Würden, wie ſie einem verſtorbenen rechtskundigen Bürgermeiſter zukommen, zur Erde beſtattet wurde; es laſſe ſich in unſern Tagen einmal der Maire, oder ein Maireadjunkt zu Paris einfallen, ſich in einen Löwen zu umwandeln und als ſolcher zu ſterben — was gilt die Wette? der Pfarrer zu St. Sulpice würde nimmermehr zugeben, daß ein ſolch' Verruchter in geweihtes Erdreich eingegraben würde!“

Die Schickſalsperücke wurde zur ſteten Erinnerung im Rathhausſaale an einem Nagel aufgehangen.

* * *

Die ſo eben erzählte Geſchichte erhielt ſich in Freilingen durch Tradition von Geſchlecht zu Geſchlecht; man hatte ſich daran gewöhnt die im Rathhausſaale aufgehangene Perücke mit einer Art Schauer zu betrachten, denn Niemand zweifelte im geringſten an der Wahrheit der Sage, daß ſich jener Menſch ſogleich in einen reißenden Löwen umwandeln würde, der es wagen möchte, die altergraue beſtaubte Perücke aufs Haupt zu ſetzen.

Da begab es ſich nun, daß einſt — ein paar Jahrhundert und etwas darüber ſpäter — der unkundige Bürgermeiſter Kilian

Refus, ein ungemein reicher Rothgerber, ſein einziges reizendes und liebenswürdiges achtzehnjähriges Töchterchen, Margarethe benannt, an den ſiebzigjährigen, höchſt einfältigen und eckelhaften Stadtfiſchmeiſter Karpfenauge verheirathen wollte. Das niedliche Gretchen proteſtirte aus allen Kräften gegen die intentirte Verbindung, allein vergebens! Der harte Vater drohte die widerſtrebende Tochter bei den Haaren zum Traualtar ſchleppen zu wollen. Da faßte das Gretchen einen verzweiflungsvollen Entſchluß; es wollte lieber, wie ſo manch' ander Mädchen auch, ſeine Tage an der Seite eines Leuen, als an jener eines Eſels verleben, und in Folge dieſes Entſchluſſes ſtipitzte das unbeſonnene Kind die alte Schickſalsperücke, am Tage vor der Hochzeit, aus dem Rathhausſaale weg.

Die Braut ſchloß ſich mit der Perücke in ihrem Kämmerlein ein; akkommodirte und puderte dieſelbe und als am andern Morgen der dumme alte Fiſchmeiſter angewackelt kam, Gretchen zum Altar zu führen, ſetzte ihm das Beliaskind die Schickſalsperücke aufs zitternde Haupt, ob welcher Aufmerkſamkeit ſich Herr Karpfenauge nicht wenig freute.

Allein während des Trauungsaktes, gerade als die Ringe gewechſelt werden ſollten, ſtand plötzlich anſtatt des ehrlichen Fiſchmeiſters ein brennender Löwe an der Braut Seite.

Der erſchrockene Prieſter wußte ſich nicht anders zu helfen, als jene Verfluchungsformel auszuſprechen, mit welchem die Kirche hölliſche und andere Geiſter auch allerlei Gaukelbilder zu bannen, verſichert iſt; das Anathem verleugnete auch jetzt ſeine Kraft nicht, Löwe Karpfenauge ſtürzte entſeelt an des Altars Stufen nieder, und das loſe Gretchen war frei.

* * *

Wahrſcheinlich zu des geneigten Leſers nicht geringem Schrecken muß man bekennen, daß die Geſchichte leider noch nicht zu Ende iſt, doch will man zu einigem Troſt erwähnten Leſers dennoch bemerken, daß die Salbaderei gar nicht lange mehr fortwähren wird.

Dem durch das Anathem darnieder geſchmetterten Leuen war die Schickſalsperücke entfallen; der nebenſtehende funktionirende Küſter, Jeremias Heuchelmann — entweder ein ſehr ſtarker oder ein ſehr ſchwacher Geiſt — hatte ſich in der allgemeinen Verwirrung ſothaner Perücke bemächtiget, oder zu deutſch dieſelbe geſtohlen und vertauſchte ſolche beim nächſten großen Kirchenfeſte mit ſeiner alten Atzel, allein kaum befand ſich oft erwähnte Schickſalsperücke auf Heuchelmanns Haupte, da war der Küſter kein Küſter mehr, ſondern ebenfalls ein Löwe, der ſogleich ſich bereit zeigte groſſes Unheil zu ſtiften, allein Heuchelmann hatte zwölf Söhne, welche Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürſten als Grenadiere zu dienen die Ehre hatten, und ſich gerade ſämmtlich auf Urlaub im elterlichen Hauſe zu Freilingen befanden; dieſe tapfern Krieger nun fielen über den Herrn Vater Löwen her, bändigten und ſchlugen ihn in Feſſeln.

Der neue Löwe wurde dem Herrn Doktor Hahnemann zugeſendet, welcher ſich vermeſſen hatte, durch ſeine Homaeopatik aus dem Viehe einen Menſchen zu machen, allein die Kur ſchlug fehl, der Küſter blieb ein Vieh nach wie vor, und wurde als ſolches von ſeiner Familie an eine für Geld zu beſchauende Menagerie verhandelt. Der Herr von Acken aber kann durch glaubenswerthe Dokumente jedermänniglich, dem daran gelegen, beweiſen, daß ſein heutigen Tages noch lebender ſchöner Löwe in gerade Linie vor dem metamorphoſirten Küſter Heuchelmann abſtammt.

Die Schickſalsperücke ſelbſt ſcheint gänzlich zu Verluſt gegangen zu ſeyn, ſintemalen ſeitdem nimmermehr verlautete, es habe ſich ein Bürgermeiſter, ein Küſter, ein Karpfenauge, oder ein Eſel in ein löwenartiges Ungethüm verwandelt.

Converſation.

Dr. Hauff — (Indem er das Manuſcript bei Seite legt.) Nun ſagen ſie mir ein Mal, Lieber! was halten Sie von der, wie Sie dieſelbe vorhin zu nennen beliebten, hölliſchen Novelle, welche ich ſo eben die Ehre hatte, Ihnen vorzuleſen. Sprechen Sie aufrichtig — ganz friſch von der Leber weg.

Ich. Verehrteteſter Herr Doktor! es iſt eine arge Ironie, allein ihr Wiz iſt zu nakt und verſtändlich und keineswegs von der Art, welche unſere tonangebende Zeitgenoſſen anzuſprechen pflegt. Der Wiz eines Juvenal bis herab zum Voltaire macht nun nimmermehr Glück; für die beſten Gedanken gelten nur ſolche, welche unter tauſend Lehrern kein einziger und der Autor ſelbſt kaum verſtehen. Und was ſoll ich erſt über dieſe unkluge Ausfälle gegen die Juden und das ſchöne Geſchlecht ſagen? — Schon die berühmte Pompadour ſchrieb dem doch gewiß in vorzüglich gutem literariſchen Rufe ſtehendem Marmontel: Malheur à celui qui beaucoup attend de sa plume rien est plus casuel. L'homme qui ſait des souliers est sûr de son salaire; l'homme qui ſait un livre; n'est jamais sûr de rien.“ Wenn nun dieſer geiſtreiche Satz ſelbſt noch heutigen Tages im allgemeinen auf jeden Schriftner anzuwenden bleibt, welchen Erfolg dürfte ſich dann wohl jener verſprechen, der es mit den Mächten unbedingt verdorben hat; welche ſämmtliche Herzen, Köpfe und Beutel hienieden beherrſchen?

Dr. Hauff. Aber bedenken Sie doch,

ich bin ein Bewohner der Unterwelt, ein todter Schriftſteller demnach.

Ich. Gleichviel! die Kritik des Tages, ſo flach ſie ſich auch nur zu oft darzuſtellen pflegt, ſchmeichelt ſich dennoch mit der hehren Gabe, Himmel und Hölle erſchüttern zu können; und dann wird die Leſewelt, laſſe ich die hölliſche Novelle unter des ſehr verehrlichen Herrn Doktors Namen drucken, auch ſogleich Köhlerglauben bewähren? —

Dr. Hauff. Ueber dieſen Punkt würde ich mir an Ihrer Stelle nicht graue Haare wachſen laſſen. Was dem Einen recht, iſt dem Andern billig; ich konnte dereinſt nicht leugnen des gemüthlichen Claurens Namen uſurpirt zu haben, und wenn mir nun nach meinem Tode ähnliches begegnete, ſo wäre das auf jeden Fall nur „Wurſt wider Wurſt!“ Ob der Hinz oder Kunz einen Stiefel oder ein Buch gemacht, gilt im Ganzen gleich, wenn der Stiefel nur paßt und das Buch taugt.

Ich. Vortrefflich, allein ein neues literariſches impedimentum beunruhiget mich. Für einen Almanach taugt die hölliſche Novelle auf keinen Fall und dieſelbe inſonderheitlich drucken zu laſſen, dürfte des geringern Umfanges halber nicht wohl angehen.

Dr. Hauff. Sie haben recht, doch hören Sie — dieſen Einwurf habe ich vorausgeſehen und daher in den vielen Muſeſtunden, welche der Aufenthalt im Orkus gewährt, noch ein paar Novellen und einen ſeltſamen Schwank ausgearbeitet — (indem er ein Päckchen Manuſcripte aus der Rocktaſche zieht und mir dieſelben übergiebt) nehmen Sie! ſenden Sie alles zuſammen nebſt meiner höflichen Empfehlung nur getroſt durch die Druckerei, in die Leſewelt.

Ich. (Indem ich an den Manuſcripten rieche) Die Papiere haben einen infernaliſchen Geruch, man merkt es ihnen gleich an, daß ſie eine Ausgeburt der Hölle ſind.

Dr. Hauff. Mein Lieber! Sie ſind ſehr

aufrichtig. Ihr Urtheil hinſichtlich der hölliſchen Novelle lautete hart genug; aber welches Prognoſtikon ſtellen Sie denn jenen andern Arbeiten? — die Aeußerungen des Herrn **Martin Luther** verdanke ich dem Herrn **Philipp Melanchton**, mit dem ich zuweilen in der **Disharmonie des Orkus** eine Pfeife **Beſtelmaier mit Rippen** ſchmauche, welcher Taback in der Hölle, ſeines unausſtehlichen Geſtankes halber, ungemein beliebt iſt.

Ich. Der Herr Doktor! leiden, wie ich bemerke, an großer Zerſtreuung; dieſelben vergeſſen, daß Sie mein Urheil über Geiſtesprodukte verlangen, welche zu leſen und zu prüfen ich noch keine Gelegenheit fand.

Dr. **Hauff.** Sie haben recht, doch ſothanem Hinderniſſe iſt auf der Stelle abzuhelfen, denn es ſey zu wiſſen, daß wir doch auch einiges Andere als lediglich ſtinkenden Beſtelmaier Dampf und lichterlohe Flammen aus den weiten Naſenlöchern zu blaſen, verſtehen; wofür wären wir ſonſt hölliſche Geiſter? die Wirkung, welche man auf der Oberwelt, und zwar ganz und gar fälſchlich, den Nürnbergſchen Trichtern zuſchreibt, beſitzen lediglich die Trichter unſerer infernaliſchen Klempner. Attendez! — (Der Doktor zieht einen kleinen Trichter hervor, ſetzt deſſen Röhre in die Höhle meines linken Ohres und bläſt oben in den Trichter hinein.)

Ich. Das muß ich geſtehen, das Trichterlein bewährt Wunderkraft; Ich bin ganz und gar vertraut nun mit dem Inhalt der andern Novelle und des Schwankes: er iſt mir beinahe, als ob die Blümlein in meinem eigenen beſcheidenen Gärtlein gewachſen.

Dr. Hauff. Voyes vous! nun denn ich bitte noch ein Mal um deren Urtheil?

Ich. Es iſt nur fatal, daß der verehrliche Herr Doktor es nicht beſſer können, beinahe allen ihren Produkten Ironiſches und Satyriſches beizumiſchen.

Ihr Burſche da gemahnt hinſichtlich ſeiner Tendreſſe an einen jungen mürben Schafſchlegel und ſothanes Gerücht iſt vorzüglich in Norddeutſchland beliebt, einem echten Berliner füllt ſich ſogleich mit Waſſer der Mund, wenn von Schafſchlegeln die Rede iſt. Sie haben ausgezeichnetſter unter allen Doktoren! einen jungen Schöps, nein — verzeihen Sie, ich verſprach mich — einen Burſchen gezeichnet, wie nie einer exiſtirt hat, und ſicher nie einer exiſtiren wird. Solche und ähnliche Zeichnereien machen jetzt Glück; allein das Geſpräch im Reiche der Todten und Ihre langweilige Raiſonnements über Studentenunfug und Reformations-Verſchläge hätten füglich wegbleiben können — dergleichen ſind abgedreſchene Geſchichten, durch welche Sie in lauter Hummelneſter ſtöberten, deren Bewohner nicht unterlaſſen werden, Sie ſelbſt im Orkus noch zu verläſtern, denn die Studenten ſelbſt möchten noch gelten, allein die ſechzig-

und ſiebzigjährigen und noch ältern Gelehrten und Profeſſoren mit zwanzigjährigem Studentenſinn — ſie ſind die größten Schreier und die gefährlichſten Hummeln nicht ſelten.

Dr. Hauff. Solche Anſichten ſind mir neu, mais dites moi un peu — taugt auch Sr. Herrlichkeit tolleſte Stunde nicht?

Ich. Ei nun, dieſe Tollheit ſpricht mich ziemlich an. Bei Shakeſpeares Lear ſollen nach dem urſprünglichen Originale dem Unglücklichen die Augen ausgetreten werden. Die Execution dieſer theatraliſchen Vorſchrift hielt man bisher allerwärts für unziembar und unausführbar — aber eine Amputation auf den Brettern, und noch zumal im Luſtſpiele — traun! eine ſolche Idee nenne ich glücklich, kühn und originell! Geben Sie Acht; ſie bringen die Poſſe zu Berlin auf die königſtädter Bühne und mit Erfolg wird ſie dort beſtehen.

Dr. **Hauff.** Sie ſind maliziös mein Lieber! und Ihr Lob iſt bitterer, denn Ihr Tadel. Werden Sie denn auch dieſes unſer vertrauliches Geſpräch der Preſſe übergeben?

Ich. Und warum denn nicht?

Dr. **Hauff.** Bravo! wenn Sie ſelbſt grauſam genug, unſere Bäumlein entlauben, was denn bleibt für die langen Scheeren der Kritiker übrig?

Ich. Die Stämme.

Dr. **Hauff.** So wäre es denn ſelbſt in der Holle nicht mehr möglich anſprechende neue Ideen auszuhecken und auszufuhren?

Ich. A la bonne heure — hochverehrter Doktor! ich getraue mir Ihnen eine Idee anzugeben, welche wenn Sie von Ihnen richtig aufgefaßt und bei Ihrer helliſchen Muſe glücklich ausgeführt würde, ſicher auf die Oberwelt gebracht, die höchſte Senſation als achtzehn Kreuzer Auflage erregen müßte.

Dr. **Hauff.** Laſſen Sie hören.

Ich. Wohlan denn bilden Sie, im Vereine mit andern hölliſchen Geiſtern, aus der Univerſalgeſchichte einen Roman von einigen hundert Bänden.

Dr. Hauff. Wo denken Sie hin — auf welche Art wäre dieſe korrupteſte aller korrupten Ideen wohl je zu realiſiren?

Ich. Auf die leichteſte Weiſe in der Welt. Die Bearbeitung des eigentlich romantiſchen Skelets überlaſſen Sie im Orkus drunten immerhin einem der tolleſten aller gelehrten oder nicht gelehrten Schatten, etwa dem Geiſte des **Eulenſpiegels**; allein was man ſonſt für Nebendinge hielt, dieſe ſind mit ausſchließendſter Aufmerkſamkeit zu behandeln; ſo rathe ich Ihnen, ſuchen Sie ſich für jedes Jahrhundert eine Legion hölliſcher Schneiderſeelen aus, und beſchreiben Sie mit deren Hilfe jedes Jahrhundert und zwar bis zur einzelnen Nath und bis zum letzten Hoſenknopf; überhaupt halten Sie ſich an die ganze Fluth hölliſcher Handwerksburſche, denn wie die Schneider müſſen in gleicher Art Schuſter, Kammacher, Klempner, Wurſtmacher, Seifenſieder mit einem Wort ſämmtliche Profeſſionen dienen, deren Produktionen in den verſchiedenen Jahrhunderten bis zum letzten Jota abzukonterfeien ſind. Um aber in das ganze eine äſthetiſche und zarte Haltung zu bringen, rathe ich Ihnen die Pinſel Ihres hölliſchen Breughels des Fratzenmalers Callot, des Tenniers, Brauer u. a. dgl. Genien zu requiriren. Eine Hauptſache bleibt übrigens noch eine gedehnte bis ins kleinſte Kleinliche eingehende Schilderei der wildſchönen und der kindlich anmuthigen Gegenden und Landſchaften; in dieſer Sphäre darf von der giganten Firne bis zum Grashälmchen, vom Waſſerfalle bis zum Häufchen Unrath, welches die liebe Natur zuweilen hier und dort zu erzeugen für gut findet, durchaus nichts vergeſſen werden.

Dr. Hauff. Die ſeligen Schatten des

Salvator Roſa und des Claude Lorrain gehören unter den engern Ausſchuß meiner hölliſchen Freunde; der Rath dieſer Genien könnte manchen Vortheil gewähren.

Ich. Wo denken Sie hin, die artiſtiſchen Schatten würden zu ſehr profaniren. Um zu idealiſiren, um kindliche Idyllen zu zeichnen, müſſen ſie ſich an die hölliſchen Gänſe- und Schweinhirten, dann an die Schatten der Thurmwächter, Parforcejäger, Landboten, vor allen an jenen des höchſt poetiſchen wilden Jägers u. dergl. halten. Doch ich habe Ihnen die Rieſenidee nur in einigen rohen fragmentariſchen Umriſſen geliefert; das Ganze weiter auszuſpinnen und zu ordnen, ſetze die Sache Ihres eigenen Genius, mein hochgefeierter Herr Doktor! Ihnen ſtehen ja jetzt zu jeder Mitternachtſtunde die Hallen des Bremer Rathskellers offen, ſammeln Sie dort neue Ideen, berathen Sie ſich dort mit Ihren alten Freunden den zwölf Apoſteln, der zarten

Jungfrau Roſe, dem neckiſchen kleinen Bacchus, und dem groben Rolland.

Dr. Hauff. Ja, Ja — der Rath iſt nicht zu verachten.

Ich. Eine gute Idee erzeugt ſchon immer an und für ſich ſelbſt tauſend andere. Fügen Sie ſeiner Zeit dem hiſtoriſchen großen Univerſal-Romane die Selbſtbiographien ſämmtlicher hölliſchen Kaiſer, Könige und Feldherren bei, doch es müſſen die Herren, wie in Raffs Naturgeſchichte die Thiere, als ſelbſt redend eingeführt werden; haben Leute wie Cäſar Auguſtus, Ul. Trajanus, Al. Pertinax, C. Balbinus, C. V. Tribonianus, Val. Maximianus, Arnolphus, Conradus Salicus, Rudolphus Habsb., Rupertus Palatinus und tauſend andere Große aller Zeiten und Länder auf der Erde ſtets ausſchließlich und allein geſprochen; ſo können ſie nun auch in der Unterwelt den Mund allergnädigſt öffnen, und wie bei'm Raff die Vieher beginnen: Ich der Bock; Ich der Stier; Ich der Habicht u. ſ. w. mögen in analoger Weiſe die großmächtigſten Selbſtbiographen ausrufen: Ich der Heuchler; Ich der konſequente Inkonſequente; Ich der Wollüſtling, der Egoiſt u. ſ. w.

Dr. Hauff. Schon recht! aber ich ſehe wohl, ich werde dafür ſorgen müſſen, daß unſer allergnädigſter Landesherr Sr. Durchlaucht Fürſt Lucifer die allerdurchlauchtigſten Selbſtbiographen mit den ſtrengſten Mitteln zum Bekenntniß der Wahrheit anhält, ſonſt machen es die Großmächtigſten wie viele unſerer deutſchen Schriftſteller, welche, ihre erbärmliche Werke ſelbſt recenſirend, ſelbe der Leſewelt als die allervortrefflichſten anpreiſen.

Ich. Noch rathe ich Ihnen öfters erwähnte größmächtigſte Selbſtbiographen anhalten zu laſſen; ihren einſt auf der Oberwelt geführten Wahlſpruch an die Stirne ihrer Regierungs- und Lebensgeſchichten zu ſetzen, denn: *die gewählte Deviſe iſt der wichtigſte Paragraph einer Regierung.*

Dr. Hauff. Dagegen aber pflegt einer meiner infernaliſchen Freunde, der Schatten *Ruperts Kormanns**), ehemals Abt zu *Prieflingen* in Bayern, ſtets zu ſprechen: „Wären die Großen von jeher ihren ſchönen Deviſen und Wahlſprüchen getreu geblieben; würde die Welt in einer ſchönern Geſtalt beſtehen, und wir würden nicht ſo viele Kaiſer und Könige *in unſerer Hölle* zu verehren haben.“ Freilich iſt es nur zu wahr, daß häufig der Großen Wahlſprüche wohl auf deren Münzen aber keineswegs in deren Herzen prangen. Aber ſagen Sie mir mein Lieber! —

Ich. (Den Doktor unterbrechend:) Allerverehrteſter! dieſelben haben nun lange genug gefragt; mit Dero gnädigen Erlaubniß wollen wir nun auch ein Mal die Rollen troquiren. Sie haben ſich mein lieber Herr Doktor! bekanntlich einige Zeit in München aufgehalten; befanden ſich Dieſelben vielleicht in einer jener Perioden in Bavariens Hauptſtadt, zu welcher die Ständekammern ſich verſammelt hatten?

---

*) Dieſer *Rupert Kormann* iſt der Verfaſſer des anonym erſchienenen vortrefflichen Werkes: „*Die Sibylle der Zeit aus der Vorzeit.*“

Dr. Hauff. Allerdings.

Ich. Sagen Sie mir doch, was halten Sie von der bayeriſchen Konſtitution? ich höre über dieſe hochwichtige Sache gar zu gerne der Fremden Urtheil.

Dr. Hauff. Es iſt hier wohl nicht der Ort, an welchem ich mich auf eine eigentliche und weitläufige Kritik der bayeriſchen Staatsverfaſſung einlaſſen kann, allein im allgemeinen läßt ſich von der *bayeriſchen* daſſelbe ſagen, wie von ſämmtlichen andern deutſchen Konſtitutionen: *Das parlamentariſche Verfahren will erſtarken am ſtrotzen-*

den Buſen der Zeit; Deutſchlands Repräſentanten des Volks ſind im allgemeinen theils noch zu viel zu geringen Milchquantitäten gelangt, oder theils ſo ſehr überfluthet worden, daß ihnen vor der Hand das Geſchäft des Hören, Sehen, Sprechen, zuweilen ſelbſt jenes des Denken oft nicht ganz recht gelingen will:

Ich habe mehrern Verſammlungen Ihrer Stände beigewohnt und Gelegenheit gefunden, vieles Großartige, Ausgebildete und wahrhaft Hochſinnige zu bewundern, anderer Seits aber auch manchen Uebelſtand zu beklagen.

Etliche Gnomen mein Lieber! will ich Ihnen nicht vorenthalten, welche ich, hier und dort das Repräſentativ-Syſtem der neueſten Deutſchen prüfend, neben vielen andern in meiner Schreibtafel verzeichnete:

Erſte Gnome.

Mahnet Ihr uns doch gar häufig an die ehemaligen gallischen Frondeurs*). Keck und übermüthig ſchreit Ihr Stundenlang, doch wenn es gilt, zieht Ihr Euch ſachte zurück, und was bleibt des Liedes Ende?

Hm, — ob der Hund auch bellt; der Tiger auch brüllt,
Der Bär entſetzlich brummt und Schrecken rings verbreitet;
Das was der Leue will, es wird ja doch erfüllt!
So iſt es Thorheit nur, wenn man ſich lange ſtreitet.

Zweite Gnome.

Wollt ihr berathen der Völker Glück? —
Dem Türken ahmet nach — in einem Stück!
Des Korans Sprüche ſeine Wände ſchmücken,
Nur eines Spruches Geiſt mög' Euch durchzücken;

---

*) Fronde hieß bekanntlich jene Partei, welche während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. dem Kardinal Mazarin widerſtrebte.

Entlehnt iſt er vom kühnen Schweizer, Wilhelm Tell,
In gültner Schrift er prange Euren Augen hell!
Verflucht, wer dieſen hehren Spruch verletzt:
„Der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt!“

Dritte Gnome.

Anacharſis, der Philoſoph aus Scythien ſagte von den Nationalverſammelungen zu Athen; Hier machen die Weiſen den Vortrag und die Narren entſcheiden! — Bei Euch iſt es anders dennoch:

Viel Wahres zwar ſpricht auch der echten Weisheit Sohn;
Den Sieg trägt nicht der Narr; der Fuchs trägt ihn davon!

Ich. Hören Sie lieber Doktor! Ihre zweite und dritte Gnome will ich unter meinem ſcharfen Meſſer vor der Hand gnädig durchſchlüpfen laſſen, allein der erſten kann es ſo gut unmöglich werden. Dieſe erſte

Gnome iſt Ihrer Feder, als ein oft vorgebrachter Gemeinplatz, durchaus unwürdig. A posteriori iſt erwieſen, daß in den jungen konſtitutionellen Staaten Teutoniens gar Manches nicht erfüllt wurde, was die Leuen ſehr ſehnlich wünſchten und wollten; die edlen Leuen achteten die ehrenvollen Banden, die ſie ſelbſt und freiwillig über die ſtolzen Nacken geworfen. Glauben Sie mir, — und ich bin gewiß nichts weniger als ein feiler Schildträger der Ariſtokratie — es iſt nicht immer die ſchreiende Partei der ſogenannten Liberalen, welche ſich durch Ruhe und ſinnreiche, richtige Anſichten auszeichnet.

Dr. Hauff. Aha, ich merke wohl, Sie haben zu der Fahne der Gemäßigten geſchworen. Nun warten Sie, ich will Ihnen ein Geſchichtchen von einem unlängſt verſtorbenen b——ſchen Landſtande, dem geheimen Rath

C**u**i mittheilen, welcher deſſen Schatten mit in die Unterwelt brachte, und ich zweiſle nicht, es werden Ihnen die Anſichten des landſtändiſchen Geiſtes gefallen.

Ich. Wohl kannte ich den Herrn v. C**u**i als einen ſehr geiſtreichen Mann; nicht Unintereſſantes mag aus ſeiner Feder gefloſſen ſeyn.

Dr. Hauff. Nun wohl andem, hören Sie! — (Der Doktor zieht ein Blatt hervor und lieſt von demſelben folgendes ab:)

Abſchiedsempfindungen
eines b——ſchen Abgeordneten am Schluſſe der Ständeverſammlung im Jahre 18**.

(Nach der Melodie: „Auf, auf ihr Brüder und ſeyd ſtark ꝛc.")

Lebt wohl ihr Freunde! deren Werth
Das Volk mit Dank erkennt und ehrt,
Lebt wohl! wir reichten uns die Hand
Zum Beſten für das Vaterland!

Chor. Lebt wohl! u. ſ. w.

Wir kehren heim mit freier Bruſt
Erfüllter Pflichten uns bewußt,
Wenn der Erfolg nicht ganz entſpricht,
Verloren bleibt das Streben nicht!

Chor: Wenn der Erfolg u. ſ. w.

Gelöſt iſt doch der Feſſeln Zwang,
Womit Gewerb und Kunſtfleiß rang;
Des Königs Milde ſprach ſie frei,
Und freudig ſtimmten wir Ihm bei!

Chor; Des Königs u. ſ. w.

Wohl blüht in künftiger Zeiten Lauf,
Des Landmanns Wohl mit ihnen auf,
Ihm ſey der höchſte Schutz geweiht,
Von ſchwerer Laſt ward er befreit!

Chor: Ihm ſey u. ſ. w.

Ein tapfres Heer, zum Kampf bereit,
Harrt auf des Krieges blut'ge Zeit,
Doch es verbraucht, an Zahl zu ſtark
Im Frieden ſchon des Landes Mark.

Chor: Doch es verbraucht u. ſ. w.

Bricht einſt der Sturm des Kriegs herein,
Verſagt dem Halm Gott ſein Gedeihn,
Dann hat unweiſer Glanz verzehrt,
Was furchtbar ernſt die Noth begehrt.

Chor: Dann hat u. ſ. w.

Nie weichend von der Bahn der Pflicht,
Verbargen wir die Wahrheit nicht
Wir ſprachen laut, wir warnten treu,
Von Menſchenfurcht und Selbſtſucht frei.

Chor: Wir ſprachen laut u. ſ. w.

Doch ſpurlos reißt auch unſer Wort
Der Strom der Zeit nicht mit ſich fort;
Den Enkeln wird gewiß das Heil,
Um das wir rangen, einſt zu Theil.

Chor: Den Enkeln u. ſ. w.

Der König der Sein Volk ſehr liebt,
Das treu und kindlich Ihn umgiebt,
Der König ſoll der Leuchthurm ſeyn,
Dem wir Vertrau'n und Hoffnung weih'n.

Chor: Der König u. ſ. w.

Ich. Nun, nicht übel — doch laſſen ſich auch gegen die in dieſem Gedichtlein aufgeſtellten Sätze und Anſichten gar manche triftige Bemerkungen machen.

Hr. v. C**u**i war übrigens Abgeordneter zur zweiten Kammer in einem Lande, in welchem das Heer nicht konſtitutionell iſt, weswegen der Wehrſtand auch nicht aus Gliedern ſeiner Mitte in der untern Kammer vertreten wird, daher die beſtändigen Ausfälle auf die Armee. Möchten die Herren ſich doch an das alte aber treffende Gleichniß erinnern: Ein ſtehendes Heer iſt zu Friedenszeit im Lande daſſelbe, was ein Ofen im heißen Sommer in der Stube; der Ofen ſcheint überflüſſig, beläſtiget ſelbſt, allein im heizbaren Zuſtande erhalten, bewährt der Ofen dennoch ſeine Unentbehrlichkeit, wenn unverſehens Froſt und Stürme nahen. Das Gleichniß: „König und Leuchtthurm“

iſt dagegen weniger glücklich, denn ein Leuchtthurm iſt ein ganz und gar verſteinerter Herr, deſſen dürftiges Licht zur Nachtzeit leuchtet. Indeſſen ſehr verehrter Herr Doktor! iſt es der Converſationston, den wir gewählt haben, und welcher bekanntlich keinen Anſpruch darauf macht, eine Materie erſchöpfend behandeln, deren Höhen erklimmen und in deren Tiefen eindringen zu wollen; darum nun von etwas Anderm! wie gefiel es Ihnen in vielfacher anderer Beziehung in Bavariens Hauptſtadt?

Dr. **Hauff.** Mein Lieber! ich bedauere daß in wenigen Minuten mein Urlaub zu Ende geht, davon daher ein Ander Mal! — rufend: — Jako!

(Es erſcheint ein großer geſtiefelter Affe, welcher einen kohl-raben-ſchwarzen Streithengſt am Zügel führt. — Der Doktor ſchwingt ſich in den Sattel.)

Dr. Hauff. Leben Sie wohl mon chèr à revoir.

(Ich mache eine tieſe Reverenz; der Herr Doktor ſagen ventre à terre von dannen; Jako in den Sieben-Meilen-Stiefeln ſetzt in ſeltſamen Kabriolen nebenher. — Affe, Doktor und Roß verſchwinden plötzlich in den toſenden Fluthen des nahen reißenden Lechſtromes.)

2.

So wird der Fuchs ein Burſch!

Original-Novelle.

Nebſt einer ſchulgerechten Epiſode, betitelt: die Wartburg. Ein Geſpräch im Reiche der Todten zwiſchen M. Luther und Ph. Melanchton.

Salluſt ſchreibt von den letzten Zügen der Republick: „Wir haben die wahre Bedeutung der Wörter verloren. Man hat den Tugenden andere Erklärungen gegeben. Malorum rerum audacia heißt: fortitudo! — Bona aliena largiri, liberalitas etc. Cicero war derſelben Meinung.

Wäre es uns geſtattet, gleich im Eingange dieſer Erzählung den wahren Namen des alten Freiherrn von Palmenblüh' zu nennen, würden wir nicht zweifeln dürfen, das

Intereſſe des Leſepublikums in einem hohen Grade für uns gewonnen zu haben — denn Palmenblüh' gehörte unter jene deutſche Feldherren, welche in den langen Kriegen der neueſten Zeiten eine einflußreiche und bedeutſame Rolle ſpielten; er war es, der manchem heißen Schlachtentage den Ausſchlag gab; die vaterländiſche Clio hat längſtens die Sorge übernommen, ſeine Lorbeeren nimmermehr welken zu laſſen.

Allein beineben war Palmenblüh', was gerade nicht alle berühmten Feldherrn ſind: Er war ein tief wiſſenſchaftlich gebildeter, in allen pſychiſchen Sphären gar ſehr wohl bewanderter, ein gelehrter Mann im eigentlichſten Sinne des Wortes; ja es ſtellte ſich in des Greiſen ſpäteſtem Alter ſothane Gelehrſamkeit nicht ſelten als Pedanterei und Sentenzenſpeierei dar, welche nicht ganz zum Degen paſſen wollten, und dem veralteten Rector eines Gymnaſiums eher denn einem ergrauten Helden nachgeſehen wird — doch es iſt einmal ſo hienieden: Nirgend Licht ohne Schatten!

Palmenblüh' war nie Gatte geweſen, hatte nie das honigſüße Familienglück geſchmeckt, aber auch nie den Wermuth geleeret, welchen jenes Glück nebenbei in der Regel zuweilen zu reichen pflegt.

Alle ſeine nicht geringen Reichthümer und Ehren gedachte der General auf einen armen Neffen, eine vater- und mutterloſe Waiſe, überzutragen. — Eduard v. Bleinberg nannte ſich dieſer Neffe; es war ein Knabe ſeltſamer Art.

Eduard ſah blaß aus, ſein Körper ſchien ſchwächlich; der Junge zeigte ſich beinahe träge, galt für phlegmatiſch allgemein; doch üppige ſchwarze Locken umflatterten ſeine Schläfe, ein großes dunkles feuriges Auge zeichnete ihn aus.

Unter der unmittelbaren Leitung eines

ſoliden, in jeder Art bewährten Hofmeiſters, den der weiſe greiſe Oheim ſelbſt aufgefunden hatte, machte der junge Bleinberg ſeine Gymnaſialſtudien. Eduards Fortſchritte blieben hier im Steigen der Mittelmäßigkeit; es ſprachen die Lehrer dem Knaben ausgezeichnete Geiſtesfähigkeiten keineswegs ab, allein man klagte ob Mangel des Fleißes, dann zeigte man Befremden über Eduards ſeltſame Kälte und Verſchloſſenheit, über ſeine geringe Theilnahme an den gewöhnlichen höchſten Freuden des Knabenalters.

Dieſe Urtheile der Gymnaſiallehrer beſtätigte achſelzuckend und niedergeſchlagen der wackere Hofmeiſter, wenn ſich Palmenblüh' nach dem Neffen erkundigte; doch lächelnd pflegte dann der Feldherr jenen Mentor auf die Schultern zu klopfen, ſprechend: Thut getroſt Eure Pflicht — ſagt, was Ihr wollt, in dem Jungen liegt ein geſunder ein nicht gewöhnlicher Kern verborgen, der — ich bin meiner Sache gewiß — die ihn umgebende kalte, dicke und verſteinerte Schale ſprengen wird.

Des Greiſen Helden Blick war in der That für dieſes Mal der ſchärfere geweſen, denn: „So wie der menſchliche Geiſt „ſich in einem Augenblicke von der Erde „zum Himmel erheben. und ſich das Vergangene vergegenwärtigen kann, eben ſo ſehr „hat er zuweilen die Macht, in einem Momente mehr aufzufaſſen, als man gewöhnlicher Weiſe in vielen Jahren lernt, und „ſolche Momente ſtellen ſich nicht ſelten bei „der Jugend dar, welche man bereits ſo viel „als aufgegeben hat.“

Auch Eduarden nahete eine ſolche Weihe; den Impuls, welcher ſie herbeiführte, vermögen wir übrigens nicht genau anzugeben. — Ein gutes altes deutſches Denkſprüchlein lautet: „Wer in zehn Jahren nit

„redt, in zwanzig nit langet, in dreißig „nit ſtadtet, in vierzig nit weis wird, in „fünfzig nit reich, ſoll ſich wol vorwägen, „daß ihm Gott deren Keins mehr woll' geben.“

Nun, Bleinberg hatte noch nicht ganz das neunzehnte Jahr zurückgelegt, da fing er an zu langen. Sein bisher ſchwächlicher Körper erhielt Konſiſtenz und hub an ſich ſichtbar zu härten und zu ſtählen; ſein Geiſt reifte. Hatte der Jüngling die Sprachen der Alten bisher mechaniſch, wie tauſend andere Schüler, der Worte halber, erlernt, ſo ſprach ihn nun der Sinn ſelbſt in mächtiglicher Gewalt an, und er ſtrebte, mit Leidenſchaftlichkeit, jenen Sinn zu erfaſſen, ihn zu durchdringen, deſſen Mark und Blut zu vereinigen mit dem eigenen. Eduards ſcheinbare bisherige Ruhe nahm eine Art philoſophiſchen Charakters an, doch oft ſprangen plötzlich aus ſolchen ſcheinbar kaltem Kieſelſteine wilde, leuchtende, genialiſche Funken in Fülle und Hülle.

Lehrer und Hofmeiſter ſtaunten, man machte den Oheim auf die wunderſeltſamigliche Metamorphoſe aufmerkſam. Der General ſprach wieder ſarkaſtiſch lächelnd: „Habe ich es Euch wunderlichen Leuten nicht immer geſagt, es werde ſo und nicht anders kommen denn Herzen, Gemüther und Verſtandeseigenſchaften werden oft in einem Augenblicke geändert, da man ſich deſſen am wenigſten verſieht. Dieſe großen, oft plötzlichen Veränderungen ſetzen ſelbſt die Epikuräer in Verwirrung; ſo daß ſie am Ende ſelbe einer unbekannten Macht zuſchreiben. So wahr iſt es, ſpricht Lucrez L. V. v. 1232, daß eine gewiſſe verborgene Macht ein Wohlgefallen daran findet, alles Menſchliche umzukehren, und damit ihr Spiel zu treiben, und wer die angeführten Wahrheiten verkennt, der ſtrafe gleichwohl die Geſchichte der Myſtik des Menſchenthums Lügen; und wer die unſichtbare Hand im kleinen verkennt, die das: „Mane, Thecel, Phares!“ geſchrieben, der leſe wenigſtens ihre Buchſtaben an den Felſenwänden von St. Helena.

Ob und in wie fern dieſe ſeltſamen Citaten eines alten gelehrten Generals auf unſern Eduard paſſen mochten oder nicht — laſſen wir billigerweiſe dahin geſtellt ſeyn! —

* * *

Der hoffnungsvolle Jüngling Bleinsberg befand ſich jetzt bereits auf einer der berühmteſten deutſchen Hochſchulen. Das erſte Semeſter neigte ſich zum Ende, da erſchien der alte General in der Univerſitätsſtadt, den geliebten Pflegeſohn zu beſuchen.

Ein intereſſantes Zwiegeſpräch zwiſchen Oheim und Neffen gedenken wir jetzt zu liefern.

General. (Lächelnd:) Nun mein Sohn! Du biſt akademiſcher Bürger — wie gefällſt Du dir in der neuen Lebenslage? —

Eduard. Glauben ſie mir, lieber Onkel! ich erkenne die Wichtigkeit meines Berufes im volleſten Maaße; die Begeiſterung für das Höchſte, Schönſte und Größte in der Menſchen Leben, welche auf keiner Hochſchule ganz fehlt, thront auch in meinem Buſen, aber —

General. Vorerſt ſage mir, obſcurirſt*) Du? oder gehörſt Du irgend einer landsmänniſchen Geſellſchaft an? doch was frage ich, das dreifärbige Band hier auf deiner Bruſt ſetzt mich ja ſogleich in's Klare.

Eduard. In der That, ich habe die Ehre einer landsmänniſchen Geſellſchaft anzugehören, welche ſich Concordia nennt.

---

*) Obſcuranten werden ſolche Hochſchüler genannt, welche zwar inſcribirt ſind und in der Regel auch die Collegien fleißig beſuchen, allein an dem hochſchüleriſchen Treiben außerdeſſen nicht den geringſten Antheil nehmen.

General. Zur Eintracht? traun! die Wahl macht dir Ehre; herrſcht denn auch die hehre Göttin unbedingt in Eurem Geſellſchaftsſaale.

Eduard. Ach theurer Onkel! vieles will mir ſo recht doch nicht gefallen.

General. Was gefällt Dir? was nicht? ſprich frei von der Leber weg — Du weißt ich liebe das.

Eduard. Von Jünglingen, welche zur Hochſchule reif befunden werden, ſetze ich gehöriges Vorwiſſen jeder Art und eine gute Erziehung im Allgemeinen ohnehin voraus, aber dabei kann ich nicht begreifen und faſſen, wie unter ſolchen edlen Jünglingen ein Unterſchied, ein großer zumal, herrſchen ſoll, aus der einzigen Urſache nur, weil der eine etliche Monden länger als der andere auf der Hochſchule weilt. Man belegt die neu Zugehenden mit dem Spottnamen: „Penal oder Fuchs“ höhnet ſie nicht ſelten in roher, ungeeigneter

Weiſe, und muthet ihnen zuweilen Dinge zu wie etwa Schuhmachergeſellen dem armen Lehrjungen aufbürden.

General. Ei, ei, mein Freund! in allen Verhältniſſen der menſchlichen Geſellſchaft müſſen nothwendigerweiſe, zur Erhaltung des Ganzen, auf- und abwärts führende Stufen vorhanden ſeyn.

Ein Fuchs iſt eben Einer der noch nicht recht Beſcheid weiß, und den man zu ſeinem Beſten nur, mit Kolben lauſen zu müſſen glaubt; bei dem einen ſchlägt die Kur an, bei dem andern nicht. Im allgemeinen Begriffe muß jeder Sterbliche das Fuchſenthum durchmachen und glaube mir lieber Eduard! ich habe Menſchen kennen gelernt, welche mit vollen ſechzig und wohl mehreren Lebensjahren auf dem Rücken, noch rechte graſſe und erbärmliche Fuchſen waren, und die Zahl ſolcher

Schächer iſt groß genug, dagegen giebt es wieder Andere, die, noch unbärtige Jünglinge, rechte ehrenveſte und wackere Burſchen darſtellten. — Doch um wieder auf deine individuellen Verhältniſſe zu kommen, es giebt ja allerlei Mittel dem beſchwerlichen Fuchſenthum vor der geſetzmäßigen Zeit zu entrinnen, wenn ich nicht irre, kann man ſich ſelbſt zum Burſchen ſa——en; nun wie ſtehts, wagſt du deinen Stiefel zu trinken, biſt doch ein deutſcher, derber Bengel, den eine tüchtige Ladung nicht ſo ſchnell zu Boden zu werfen droht? —

Eduard. Jener rüde Gebrauch, auf welchen Sie lieber Oheim! gerade anſpielten, iſt meines Wiſſens längſtens von den deutſchen Hochſchulen entſchwunden, und dann womit habe ich es verdient, daß Sie es für möglich halten, ich dürfte ſo tief geſunken ſeyn, mich ſolcher Gemeinheit theilhaftig machen zu können? —

General. Nun, nun mein Söhnchen! nur nicht gleich ſo empfindlich — willſt du nicht mit dem vollen Humpen, ſo ſtrebe wenigſtens mit dem Schläger die Meiſterſchaft zu erreichen.

Eduard. In der That, lieber Oheim! ich muß es geſtehen, der Unverſtand und die Brutalität unſeres Seniors, eines Herrn v. *Holm*, haben mich öfters ſchon dermaßen indignirt, daß ich den Wunſch zu unterdrücken nicht vermochte, mit ihm *je eher je lieber los zu machen*[*]).

General. Ha, ha, ha — da haben wir's; zum Pokuliren nicht, aber zum Raufen neigt ſich der junge Herr alſo hin.

Eduard. Wie Onkel! wollen Sie den Zweikampf, den *ritterlichen*, den *alterthümlichen*, von Teutoniens Hochſchulen verbannen?

---

*) Studentenausdruck ſtatt — *Duelliren*.

General. In der Art, wie er in dieſem Augenblicke noch auf den deutſchen Univerſitäten gehandhabt wird — auf jeden Fall.

Eduard. Wohin würde es führen! iſt es zu tadeln, daß feurige Jünglinge, zu einerlei Streben, dem ſinnigſten, zu einerlei Berufe, dem höchſten, vereint, in ſich fühlen, ſich ſelbſten vorerſt zu genügen, Geſellſchaften, zum heilbringenden Ideenaustauſch unter ſich zu bilden? — Iſt es nicht rein menſchlich, wenn ſolche wilde, wackere Burſche, im Uebermaße muthigen Kraftgefühles, wohl zuweilen auch aufgeregt durch Leidenſchaftlichkeit und ſtarke Getränke hart an einander gerathen? — Nehmen Sie uns das einzige einmal angenommene Mittel, in ehrenvoller Weiſe rüde Beleidigungen zurückzuweiſen und zu verſöhnen — was wird daraus werden? Ein arges Uebel auf jeden Fall — ſollen wir uns katzbalgen und raufen wie ſtinkende Seifenſieder- und Hutmachergeſellen auf der Herberge? — Und glauben Sie denn überhaupt, es würden ſogenannte Duellmandate auf Hochſchulen ſo leicht und im ganzen Sinne des Worts zur ſtrengen Beachtung gebracht werden dürfen.

General. Schon *Tacitus* that den Ausſpruch: Pessima res publica plurimae leges und in der That die Uebelſtände gewiſſer Körperſchaften zu beſeitigen, dazu ſind bloße Geſetze unzulänglich und am wenigſten — ſagt *Schmid* in ſeiner Vorrede zur Geſchichte der Deutſchen — ſind es die *verbietenden Geſetze, denn man verbietet dem Kranken krank zu ſeyn.* In der oben angeführten Sphäre bleibt der Hauptübelſtand, daß modus in rebus gänzlich fehlt. Die Converſation auf den ſogenannten Kneipen und der dabei eingeführte Rhythmus der barbariſche, werden von den mehreren deutſchen Hochſchülern zur Hauptſache gemacht, während ſie doch billigerweiſe höchſtens Nebenſache bleiben ſollten — non se rebus sed sibi res subiicere mahnt der Lateiner, und ich muß geſtehen, daß es mir vorkommt, als ob in dieſem Punkte die Tendenz der allgemeinen Burſchenſchaft eine heilbringende geweſen, und zu einer erſprießlichen Reform geführt haben würde.

Eduard. Wie Onkel! haben Sie vergeſſen, daß viele jener jugendlichen Phantaſten, ſich nichts geringeres in die Köpfe ſetzten, als *Staate* zu reformiren und *Throne* zu ſtürzen, halten Sie ſolchen Wahnſinn nicht für weit gefährlicher, als einige Commerſche, bei denen es vielleicht einmal ein Bischen zu fidel hergeht, oder die Gefahr ſelbſt, bei irgend einem Skandal eine Schmarre wegzutragen? —

General. Verſtehe mich recht, junger Menſch! auch die Burſchenthümler überſchritten modum in rebus. Allein man lobe was zu loben, zu tadeln, was zu tadeln iſt, die Abſicht, ein männlicheres und geſitteteres, dem geſunden Menſchenverſtande mehr entſprechendes Weſen ins akademiſche Treiben überhaupt zu bringen, war auf jeden Fall eine höchſt lobenswerthe; was aber jenes von dir ſo eben berührte Streben betrifft; ſo iſt dieſes eine Sache für ſich und damit Du Dich überzeugſt, wie ich über dieſelbe dachte und noch denke, will ich dir einen Aufſatz leſen, welchen ich vor einigen Jahren bei Gelegenheit der berüchtigten Wartburgsfeier entwarf.

Eduard. Ich bin begierig lieber Onkel! Ihre dießfallſigen Ideen zu vernehmen.

Der General ſuchte ein Blatt hervor und trug von demſelben das Folgende mit würdevollem Anſtande vor.

* * *

Die Wartburg.

Ein Geſpräch im Reiche der Todten zwiſchen Doct. Martin Luther und Ph. Melanchton.

Melanchton.

So langſam ſchwebt *dein* Schatten mir entgegen,
Zufrieden ſcheinſt du nicht zu ſeyn, mein Freund!

Luther.

Wie könnt' ichs auch? — *ich komme von der Erde.*

Melanchton.

O Luther! ſchnell erzähl' mir neue Mähren.
Wie feirten ſie die Zeit — die Menſchenkinder,
Die wicht'ge Zeit, in der das Licht wir weckten,
Vor zwölfmal fünf und zwanzig langen Jahren? —

Dir glücklichſter der Schatten war's vergönnt
Die ſpäte ſüße Frucht des Baums zu koſten
Des feſten Stamms, den mühſam du gepflanzt? —

Luther.

Die ſpäte Frucht, ſie wurde mir zu ſehr vergällt,
Ich hab' an ihr genug — auf hundert Jahre.
Dort auf der feſten Burg im Sachſenlande,
In meinem Zufluchtsort vor wüth'gen Feinden,
Beſchloß ich ihn zu feiern — den Moment,
Der einem großen Werk das Daſeyn gab.
Mein Geiſt, er ſchwebte in die Mauern nieder,
Die einſt mein raſtlos thätig Mühen ſahen,
In den' ich meine ſchönſte Zeit verlebt,
Als ich von Gegnern fern, nach Höher'm ſtrebte.
Jetzt fand' ich die geliebte Burg geſchmückt,
Und feſtlich prangten ihre innern Wände
Im holden Schmuck der duft'gen Blumenkränze.

Ein Wonn'gefühl durchſtrömt mein geiſtig Weſen,
Ob ſpäterer Gaſchlechter Dankbarkeit.
Da ſchallte aus dem Thale in die Höhe
Der Hörner Schall, der Glocken dumpfer Klang —
Es nahte ſich der Burg ein Feierzug,
Gebildet von der raſchen Jugendſchaar,
Dem hohen Stolze unſers Vaterlandes,
Gekleidet ins Gewand der mittlern Zeiten.
Entblößte Schwerter trugen ihre Führer
Voraus, es wallten weite bunte Fahnen.
Ich ſah's — befremdet war ich nicht darob,
Ein wenig Tand, und etwas Hochgepränge.
Es zog die Jugend immer mächtig an;
Trieben's die Wittenberger Burſche beſſer,
Als Du und ich einſt ihre Lehrer waren?
Vergüldet immerhin der Frucht die Schale,
Wenn nur der innere Kern auch etwas taugt;

Und ob das Wamms ſchmal oder breit geſchnitten*).
Dem weiſen Denker gilt es wahrhaft gleich,
Deckt nur die äußere beliebte Hülle,
Ein edel deutſches Herz, ein rein Gemüth.
Umtauſcht den Hut meint'wegen mit Baretten,
Wenn nur der Kopf, mit ſolchem Schmuck bekleidet,
Verſtand auch birgt und zwar — vom echten, rechten.
Genug! — die Schaar — nun war ſie angelangt,
Und füllte ſchnell den Ritterſaal der Burg;
Es waren zarte Damen auch dabei,
Das Aug' zu laben — an den Kraftgeſtalten.
Nun nimmt man Platz — und tiefe Stille waltet;

---

*) Alſo denkt auch der jetzt regierende weiſe Bayernkönig. Die Hochſchüler zu München dürfen ſich ganz und gar nach ihrem eigenen Belieben kleiden; ſo phantaſtiſch, ſo toll als ſie wollen.

Sieh da — ein junger Redner haranguirt
Die Schaar. — Nun ja excentriſche Ideen,
Sie kleiden feur'ge Jugend nicht ganz ſchlecht';
Der beſte Rebenſaft — er braußt am ſtärkſten,
So lang er jung; — die Gährung geht vorüber —
Ein wärmend edel Feu'r — es bleibt zurück.
Geduld! — denn der Geſelle hat geendet,
Ein Meiſter wird den Rednerſtuhl beſteigen,
Bereitet Euch — der Wahrheit ernſtes Wort —
Die hohe reine Weisheit zu vernehmen;
Er räuſpert ſich — der Anfang iſt gemacht.
Wie hör' ich recht? — Der will ſich Meiſter loben? —
Wo bleibt die Salbung, wo der weiſe Sinn
In dieſer ſonderbar verworr'nen Rede? —
Sprecht — iſt der gute arme Mann verrückt? —
Doch ſtill! — er ſpricht von mir — von meinem Geiſte.

Bei Gott! ſchlecht hat er dieſen aufgefaßt,
Der Geiſt der Thorheit iſt's, der ihn beſeelt! —
Doch nein, jezt wirds zu arg, er und die Schüler
Ob Deutſchlands Fürſten halten ſie Gericht,
Den, welcher dreiſſig Hufen gouvernirt,
Zum Muſter ſtellen ſie der Fürſtenſchaar!! —
Die Zeiten will das Häuflein reformiren?
O glaubet mir ihr Herren allgeſammt!
Mit dieſer Arbeit bin ich auch vertraut,
Doch traun! ſie iſt ſo leicht nicht als ſie ſcheint,
Denn zarte Faden laufen durcheinander
Sie zu zerreiſſen iſt ein Kinderſpiel;
Zur rechten Zeit mit Klugheit ſie entwickeln —
Beinahe forderts eine Götterhand,
Mir ſelbſt wär' ſolch' ein Werk auch nicht gelungen,

Hätt' nicht des Höchſten Geiſt — durch mich
gewirkt.
Wer biſt du kühnes Männchen! denn dort oben,
Daß du dich ſolchem Werk gewachſen hältſt?
Glaubſt du — es ſey mit Schimpfen abgethan?
Noch ſchweigſt du nicht — noch immer nicht
genug!?
Und wenn wir's recht beim wahren Licht
beſehen,
Was iſts denn was du willſt, was iſt der
Rede Sinn? —
Wenn du's nicht weißt, ſo will ich dich bedeuten,
— Doch zitternd ſprech' ichs aus — das
grauſe Wort: —
Nur Aufruhr fördert ſolche freie
Lehre!
Suchſt du in ihm für Deutſchland Heil und
Segen —
Hat einmal ſchon die Menſchheit er beglückt?

Du Thor! mein Feuereiſer regt ſich wieder,
Hätt' ich ein Dintenfaß — ich würf' es dir
Wie dem Phantome an den Kopf zur Stelle,
Das mich der Wahrheit einſt entführen wollte. (Pauſe.)
So lang' der Orkan ſchwache Zweige beugt,
So lang', glaubt mir! hats keine arge Noth,
Doch wenn er ſelbſt den ſtarken Stamm erfaßt,
Ihn knickt und aus der feſten Erde hebt,
Dann iſts ein grauſer Sturm, ein Sturm voll Folgen!
Phantaſtiſch träume immerhin die Jugend,
Sie drehe ſich luſtig im Kreiſe des Traums,
Gewöhnlich naht die Klugheit mit den Jahren —
Wenn aber der Schwindel den Meiſter ergreiſt,
Wenn ſelbſt er unſicher die Flamme umkreiſt,
Dann iſt das Uebel zum Höchſten geſtiegen,
Dann ſchließet nur hurtig die Säle des Wiſſens,
Zertrümmert Katheder, zerreißet die Schriften,

Die Meiſterin Ordnung — ſie fliehe von dannen,
Zerſtört iſt ihr Tempel, geſturzt das Altar.
(Abermalige Pauſe.)

Melanchton.

Kaum wag' ich's jetzt noch nach dem End' zu fragen.

Luther.

Es gleicht dem ſchönen Anfang auf das Haar.
Der Redner ſchwieg, die Schaar — ſie mied den Saal,
Verſammelt ſich auf großen freien Plätzen,
Erſtaunt ſah ich ſie Burzelbäume ſchlagen,
Die Jünger in der Alten würd'gen Tracht;
Sie gaukelten; 's war eine Freud' das Feſt zu ſchauen;
Das dritte wicht'ge Dankfeſt ward gefeiert,
Durch Seiltänzerkunſt, erlernet vom ******** Meiſter.

Melanchton.

Das iſt mir zu ſublim — begreifs wer kann.

Luther.

Der Abend brach herein, mit ihm die tollſte Freude,
Denn große Feuer wurden angemacht,
Und jubelnd übergiebt man wilden Flammen,
Die Geiſteswerke weiſer deutſcher Männer.
Wahr iſts, manch' kleine Sünde wurde mit verbrannt,
Doch auch manch' wahres Wort und viel Vernunft
Beachtet bei Reformen ſelbſt von Fürſten —
Doch es ſey dem wie immerhin ihm wolle,
Ich frage, war die Handelsweiſe recht,
Von Leuten, die Denkfreiheit über alles preiſen?
Selbſt opfern ſie dem Götzen — dem Denkzwang;
Wo blieb die Konſequenz — wo weiſer Sinn?

Melanchton.

Schiltſt du mich noch, wenn ich die Welt beklage?

Luther.

Beklagen muß ich ſelbe wirklich auch;
Doch unverrückbar feſt ſteht auch mein Satz:
„Die Wahrheit, die hehre, die heil'ge muß ſiegen,
Ihr Reich begründen die Läuſe der Zeit;
Wahn, Thorheit, Chimäre — ſie müßen erliegen,
Aus Finſterniß dämmert der Göttin ſchimmerndes Licht.“

* * *

Der General legte das Blatt weg und ſprach: Auf poetiſchen Werth macht das Todtengeſpräche, welches ich dir gerade vorlas, nicht den geringſten Anſpruch und ſollte es in dieſer Beziehung vielleicht ſelbſt etliche

Schnitzer gegen die ſtrengſte Regel enthalten; ſo darf man es mit einem alten poetiſchen Degenknopfe ſo ganz genau nicht nehmen, indeſſen die darin ausgeſprochenen Ueberzeugungen ſind jene des beſſern, reifern und denkendern Theiles der männlichen Welt. Jene ſeltſame beabſichtigte politiſche Verſuche der ſtudirenden Generation, gewöhnlich demagogiſche Umtriebe genannt, ſind nicht minder belachenswerth, als das Streben eines angehenden Lehrjungen, welcher der geſammten Schuhmacherzunft beweiſen wollte, ſie habe bisher gar nicht verſtanden ſchulgerechte Stiefel zu machen und müſſe ſich bequemen die hohe Kunſt von ihm zu erlernen. Indeſſen machte vielleicht auch manches Gouvernement dadurch einen nicht geringen Mißgriff, daß es dieſe kindiſche Demagogik viel zu ſehr beachtete, hätte man ob ihr als eines jugendlichen Hirngeſpinnſtes gelacht, und nach Verdienſt ihrer geſpottet, ich glaube es wäre der Keim von ſelber in ſich erſtickt, indeſſen er im entgegengeſetzten Falle in ſeinem unnatürlichen Treiben das Lebensunglück manches wackern hoffnungsvollen Jungen herbeiführte, der ein beſſer Loos verdient hätte.

Eduard. Nun gut lieber Onkel! ich verehre Ihre über dieſen Punkt ausgeſprochenen Anſichten, als beherzigungswerthe, allein wir ſind darüber von unſerm urſprünglichen Chapitre ganz und gar abgekommen. Sie haben ſich gegen die Zweikämpfe oder ſogenannte Paukereien, wie ſie bis jetzt noch immer auf den mehrſten deutſchen Univerſitäten ſtatt finden, unumwunden ausgeſprochen, ſich aber zugleich — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — über verbietende Geſetze in ſolchen Sphären luſtig gemacht; wie wollen Sie ſich nun, um konſequent zu bleiben, hier durchhelfen?

General. Daß der Zweikampf in jeder Beleuchtung und jeden nur denkbaren Verhältniſſen eine der tollſten unter den unzählichen menſchlichen Tollheiten bleibt, dieſes iſt eine Wahrheit, welche die beſten Köpfe aller gebildeten Nationen längſt hergeſtellt haben, allein eine nicht minder anerkannte Wahrheit bleibt, daß Vorurtheile, welche im Laufe mehrerer Jahrhunderte feſte Wurzeln ſchlugen, nicht durch Machtſprüche und Gewaltſtreiche mit einem Male auszurotten ſind, und ſo lange ſelbſt die verſtändigſten Regenten den Zweikampf beim Militär in gewiſſen Fällen durch ſogenannte Ehrengerichte förmlich zu ſanktioniren glauben, gebe ich alle Hoffnung auf, dieſes Ueberbleibſel barbariſcher Zeiten vorerſt gänzlich verbannt und mit unbedingter Geſetzesſtrenge geahndet zu ſehen. Offenbare Ungerechtigkeit aber wäre es, wollte man den Offizieren allein geſtatten, ihre beſudelte Ehre mit Blut rein zu waſchen; wenn ſolch ſonderbare Wäſche ſchon ein Mal beliebt wird, hat jeder rechtliche und auf einer gewiſſen Bildungs-Stufe der Geſellſchaft ſtehende Staatsbürger ebenfalls das Recht, in dieſer Art zu waſchen, oder ſich waſchen zu laſſen, und man wird alſo auch nicht vermögen, ſothanes Recht den Muſenſöhnen abzuſprechen.

Eduard. Was behauptete ich denn?

General. Geduld! Ich ſtelle zuerſt die Frage auf: *was führt unter den Muſenſöhnen Duelle herbei? und wie ſtellen ſie ſich in der Ausführung dar?* — Die Veranlaſſung zu *ſolchen Skandalen* — wie Ihr ſie ſelbſt, treffend genug nennt, — ergiebt ſich in der Regel bei Euren S—fgelagen in den Kneipen; halb oder ganz benebelt trägt der Eine dem Andern an, einen *Doktor*, einen *Notar*, einen *Magiſter*, einen *Privatdocenten*, einen *Profeſſor*, einen *Papſten* zu trinken, oder was dergleichen läppiſcher Dinge — risum teneatis amici — mehrere ſind; der

Andere nimmt am Ende den Spaß übel, und der Skandal iſt fertig. Uebrigens hat es mit Euren Duellen ſo gar viel nicht auf ſich; gewöhnlich ſind ſie Scheingefechte nur; Ihr ſtreitet in der Regel eben nicht mit haarſcharfen Klingen; Augen, Hals, Unterleib und allerlei andere reſpektable Theile des Körpers werden förmlich ausgenommen und gedeckt; findet deſſenungeachtet zuweilen ein Todſchlag oder eine ſchwere Verwundung ſtatt, ſo tragen — bei dem ſogenannten Hau-Comment zumal — entweder die Tücke des hochſt ſeltenen Zufalls, oder eine ganz ungewöhnliche Ungeſchicklichkeit die Schuld; im Durchſchnitte kann man annehmen, es fließe entweder gar kein oder höchſtens ein Tröpfchen Blut; eine kleine Schramme im Geſichte des Gegners genügt, und ein Stückchen engliſch Pflaſter macht das ganze Unglück gut; welch' ein Triumph, welch' ein Glück: bleibt einmal eine kleine Narbe zurück! welche im Laufe des ganzen übrigen

Lebens, vermittelſt eines guten brittiſchen oder Frauenhofer'ſchen Vergrößerungsglaſes noch ſichtbar ſich zeigt. Verhielte ſich die Sache nicht anders, wäre der akademiſche Boden wahrlich gefährlicher, als jener des blutigſten Schlachtgefildes und von zehn Jünglingen kehrten nicht ſieben in die Heimath wieder, denn durchblättere, wenn du dazu Gelegenheit haſt, nur eines der ſogenannten Seniorenbücher du wirſt finden, daß auf jedem Tag im Jahre, bei jeder Landsmannſchaft, beinahe, ein ausgeführtes und verzeichnetes Skandal fällt; allein eben die Leichtigkeit, mit welcher dieſe Skandalen zu entriren ſind, dann die ſo gar geringe Gefahr, welche damit für einen nur mittelmäßigen Scholaren des Fechtbodens verbunden iſt, — dieſe vereinigten Umſtände erziehen unter Euch die ſogenannten Renomiſten, dann der Reiz für einen — S. V. V. — ganz verfluchten Kerl zu gelten, iſt im Jünglingsalter in ſothanen Sphären gar zu groß und allein um dieſen wenig beneidenswerthen Ruf zu erlangen, pflegt man nun — sans rime et sons raison — sine ira et sine studio — Skandale auf Skandale, um ſelbſt ſkandalös zu werden, zu häufen. Allein beleuchte ein Mal mit der Fackel nicht der Philoſophie, ſondern des geſunden Menſchenverſtandes nur, ſolchen Renomiſten, wie ſteht er vor Dir? der Vergleich mit einem Fleiſchergeſellen iſt für ihn viel zu ehrenvoll, denn wenn der Schlächter das Blut des Viehes mit Vorbedacht und ſyſtematiſch vergießt; ſo weiß er, was und warum er es thut, allein ſind Eure Renomiſten wohl ſolch' preiswürdigen Bewußtſeyns theilhaftig?

Eduard. Lieber Onkel! Sie tragen mit grellen, mit in der That viel zu grellen Farben auf, indeſſen will ich gerne eingeſtehen, daß Ihre Rügen leider nicht ganz grundlos ſind; allein ich hörte noch immer nicht, wie ſie ſolchen Uebelſtänden begegnen wollen?

General. Soll und muß der Zweikampf nun in unſern aufgeklärten Zeiten denn ein Mal fortbeſtehen, ſo iſt es für dieſe Zeiten doch gar zu ſchimpflich, wenn man ſich eines Maul voll Biers halber, alle Augenblicke die Hälſe zu brechen ſtrebt, darum thun den Muſenſöhnen vor Allem ebenfalls kompetente und unpartheiiſche Ehrengericht Noth, denen das jus de non appellando zu verleihen und welche vorerſt zu beſtimmen haben, ob der vor ihren Schranken gebrachte Fall ſo erheblich iſt, daß er nur mit Blut verſöhnt werden kann; erkennt das Ehrengericht auf den Zweikampf, ſo ſchlagt Euch ernſtlich, wie die Offiziere pflegen, denn mit ſothaner nur zu ernſten Sache Spiel zu treiben, will ſich nicht ziemen.

Eduard. Was die Ehrengerichte betrifft, haben die landsmänniſchen Geſellſchaften auf den deutſchen Univerſitäten längſt denſelben ganz analoge Inſtitute, denn es darf nie ein Skandal losgehen, ohne daß die älteſten und erprobteſten Mitglieder der Geſellſchaft — auf einigen Univerſitäten: „Chorburſchen“ genannt — dazu ihre Einwilligung gegeben, da ihnen obliegt, die jedesmalige Veranlaſſung und alle dabei obwaltende Umſtände vorerſt aufs genaueſte zu unterſuchen.*

General. Ha, ha, ha! eine ſaubere Aegide, das muß ich geſtehen! das kommt mir vor, als wenn ein Fuchs, nämlich kein akademiſcher ſondern ein Waldfuchs, angewieſen würde, ſich bei einem andern Fuchſen anzufragen, ob es wohl erlaubt, eine Henne zu zerreißen.

Eduard. Aber in welcher Art lieber Onkel! würden denn Sie ihre Ehrengerichte für die Muſenſöhne konſtituiren.

General. Der akademiſche Senat ſelbſt könnte das oberſte Ehrengericht darſtellen.

Eduard. Der akademiſche Senat zugleich unſer Ehrengericht? Ha, ha, ha! nehmen Sie mir nicht übel Oheim! Sie ſind unſtreitig ein ſehr gelehrter Mann, aber daß Sie deſſemungeachtet doch nie ein eigentlicher akademiſcher Bürger geweſen, — dieß beweist der von Ihnen ſo eben gemachte, in keiner Weiſe ausführbare Vorſchlag.

Der General ſchwieg und begnügte ſich dem Neffen einen langen Blick zuzuwerfen, welcher ſtrafende Befremdung ſprechend genug ausdrückte. Eduard erröthete und ſchlug die Augen nieder, denn es fühlte der wohlgeartete Jüngling, daß er ſich gegen den würdigen Oheim einer vorlauten und unziemlichen Aeuſſerung ſchuldig gemacht hatte. — Das Geſpräch wurde abgebrochen und hatte dieſelbe Folge, welche ſich gewöhnlich zeigt, wenn weiſes erfahrenes Alter unerfahrene Jugend belehren will. Jenes ermüdet ſeine Lungen, ohne dieſe zu überzeugen.

* * *

Man geſteht willig ein, daß der Epiſode, welche das vorſtehende Geſpräch bildet, keineswegs romantiſcher Charakter beiwohnt, allein man ſucht ſich mit der Hoffnung zu beruhigen, es werde jenen Theil des verehrlichen Leſepublikums, welchen ſolche oder ähnliche Materie nun einmal durchaus nicht zu intereſſiren vermögen, jene Epiſode von ſelbſt überſchlagen haben, und in dieſer gerechten Erwartung beeilt man ſich, den vorerſt nur leicht aufgenommenen Faden der eigentlichen ungemein rührenden und vortrefflichen Novelle weiter fortzuſpinnen.

Es hatte Eduard bereits eines ſeiner Commilitonen des Herrn v. Holm mißfällig erwähnt, und in der That, es blieb des jungen Bleinbergs dießfallſiges Urtheil kein ungerechtes.

Holm war ein zwar derber und langer allein nichts deſtoweniger höchſt mißgeſtalteter Jüngling. Die einzelnen plumpen Theile der Geſtalt ſtanden zu einander in einem höchſt unangenehmen auffallenden Mißverhältniſſe; den unförmlich großen Kopf deckten ſtruppige brennend rothe Haare; die aufgeworfenen Lippen eines unähnlich großen Mundes, Backen- und Ueberzähne, welche denen eines Ochſen nicht ungewöhnlich ſahen, eine kleine nach oben ſtrebende Stumpfnaſe und kleine Schweinsaugen vereinigten ſich eine höchſt wiederliche und hämiſche Phyſiognomie darzuſtellen. Der innere glich hier dem äußern Menſchen auf ein Haar, und es muß zur Ehre der gebildeteren menſchlichen Geſellſchaft zugeſtanden werden, daß man in ihr nur ſelten Jünglinge, deren Erziehung ſorgfältig geweſen, finden wird, welche ähnliche Rohheit, niedrige Geſinnungen, mehr Neid, Verſchmitzheit und Bosheit entwickeln dürften, als es bei jenem Holm der Fall war. Er ſchien die Univerſität blos des Kneipe-Comments wegen bezogen zu haben, denn Collegien beſuchte er ſelten oder nie und den höchſten Vorzug ſuchte er in einer Stentorſtimme, in Gladiatorengewandheit und der Fähigkeit einen Viertel Tonnen des ſtärkſten Bieres trinken zu können, ohne unter den Tiſch zu fallen; dieſe Vorzüge ſchienen ihn auch zum Senior der Landsmannſchaft erhoben zu haben; wenigſtens beſaß er keine andern.

Die Denk- und Benehmungsweiſe Eduard v. Bleinfelds und Holms war zu heterogen, als daß dieß hätten Freunde werden können, und der Senior machte ſich es zum recht eigentlichen Geſchäfte, den ſuperklugen Fuchſen, wie er Bleinfelden nannte, auf alle mögliche Art zu ſchrauben; allein Eduard war zum Jähzorn geneigt, er gerieth mit ihm, dem Senior, bei Gelegenheit eines Weincommerſches, hart aneinander und ob es ſchon etwas ungewöhnlich blieb — der Fuchs forderte den Senior. Dieſem ſchon recht — er gedachte ſeiner hämiſchen Rache zu genügen und als Meiſter im Fechten den tappiſchen Fuchſen dermaſſen anzu — en, daß derſelbe einen ſogenannten Fuchſer*) mit hinüber in's Philiſterium nehmen ſollte. Doch der Senior hatte die Rechnung dieſes Mal ohne den Kneipenvater gemacht. Palmenblüh' hatte den Neffen ſchon in deſſen Knabenalter einen Fechtmeiſter gehalten, und Holm erhielt von Bleinfelden über die widerliche Stumpfnaſe einen ſolch' tief eingehenden Hieb daß man deſſelben Spuren recht deutlich, ohne ein Fraunhofer'ſches Glas, für immerhin ſogleich bemerken konnte, und die halb geſpaltene Naſe machte ſein bereits häßliches Geſicht nun noch um ſo häßlicher. Der Senior wurde weidlich ausgelacht, daß er einem Fuchſen ſo derb aufgeſeſſen war, und es gönnten die Meiſten dem wilden Renomiſten die nachdrückliche Züchtigung. Dem Burſchengebrauche gemäß verſöhnte ſich Holm, nach vollendeten Zweykampf, zwar ſcheinbar mit dem Fuchſen, er unterließ auch denſelben ferner je wieder zu necken, allein heiſes Rachegefühl kochte in's Geheim im Buſen des wüſten Menſchen und der unauslöſchliche Haß welchen Holm gegen Bleinfelden hegte, erhielt bald eine neue nachträgliche Nahrung.

---

*) Lungenfuchſer, ein ſehr gewöhnlicher Studenten-Ausdruck, bedeutet ſo viel als Lungendefekt.

Eduard wohnte im Hauſe der verwittweten Hofräthin v. Skalden. Der Jüngling war eines Morgens im Begriffe auszugehen, als die Hofräthin vor ihm die Treppe hernieder ſtieg, da trat die Dame fehl, ſchwankte und fiel, mit einem aufgellenden Schrei, die Treppe hinab. Erſchrocken eilte Bleinfeld herbei, die Hofräthin aufzuheben; es gelang mit Mühe, allein ſie vermochte nicht zu ſtehen, vielweniger vorwärts zu ſchreiten, und klagte über heftige Schmerzen in der linken Hüfte. Unſer kraftvoller Hochſchuler nahm die Dame auf ſeine ſennigte

Arme und trug ſie, ſonder bedeutſame Anſtrengung, die Treppe hinan in ihre Appartements. Man brachte die Kranke zu Bette, und Eduard ſelbſt rannte, den berühmteſten Wundarzt der Stadt herbei zu holen, mit welchem er auch ſchon nach Verlauf einer halben Stunde zurückkehrte. Die Hofräthin war Mutter eines einzigen noch lebenden Kindes, einer achtzehnjährigen Tochter, Ida genannt. Das Fräulein, eine ſchlanke, feurige Brünette, ſtellte den üppig-ebenmäßigen Wuchs einer Hebe dar und ſein blühend-liebevolles Geſicht gemahnte an die edlen Formen einer alt-helleniſchen-plaſtiſchen-weiblichen Schönheit. Der plötzliche Schreck und die Angſt um die theure Mutter färbten das zarte Incarnat auf des reizenden Mädchens Wangen höher; Thränen zitterten in dem großen dunkelblauen Veilchenauge, es war Ida in dieſen Momenten noch um zehnmal mehr ſchön als gewöhnlich, und ſie galt für eine der bedeutendſten Schönheiten in der Stadt.

Man beachtete Bleinfelden in der erſten allgemeinen Verwirrung wenig, um ſo ungeſtörter aber vermochte er das liebe Kind in ſeiner daſſelbe ſo wohl kleidenden Beſorgtheit um die Mutter zu beobachten, und es regte ſich in des Jünglings Buſen ein ihm bisher gänzlich unbekannt gebliebenes wehmüthig-wonnigliches Gefühl, über welches er beinahe den Anſtand vergeſſen hätte, der ihm gebot, ſich nun zu entfernen.

Der Fall der Hofräthin hatte keine bedeutend ſchlimme Folgen und es ſah ſich die Dame nach Verlauf einiger Tage wieder gänzlich hergeſtellt; nun aber erinnerte ſich die Gnädige huldvoll an die Dienſte des theilnahmvollen Hausgenoſſen, die Hofräthin gab ohnehin wöchentlich ein paar Mal kleine Geſellſchaften, und Bleinfeld wurde für immer geladen, dieſelben zu beſuchen.

Die Hofräthin fand Gefallen an dem verbindlichen jungen Cavalier, und zeichnete ihn aus; Eduards Beſuche wurden häufiger und immer häufiger und bald blieben die Tage ungemein ſelten, an welchem er nicht bei Skaldens erſchien.

Wohl mag es der umſichtige Leſer ſchon errathen haben, daß ſich eine heftige Leidenſchaft für das Fräulein Skalden unſeres Helden bemächtiget; ja Eduard liebte, ohne es vorerſt ſelbſt zu wiſſen, dieſe Ida mit jener ganzen gluthvollen Heftigkeit, deren nur wenige Jünglinge überhaupt, und nur die gereinigtſten und gänzlich unverdorbenen fähig ſind.

Ida war ein Mädchen, wie man in großen Städten deren zu Hunderten findet. Das Fräulein plauderte ganz artig, ſprach ziemlich franzöſiſch, wußte ſteife Roſen und Vergißmeinnichte zu zeichnen, ſang erträglich, klimperte auf der Guitarre, ſpielte die neueſten Walzer auf dem Pianoforte, und galt daher für eine gebildete junge Dame. Nichtsdeſtoweniger blieb Idchen nichts mehr und nichts weniger als ein leichſinniges kopf- und hirnloſes Geſchöpf, dem ein eleganter neuer Kleiderbeſatz, ein glänzender Ball, eine Roſiniſche Oper und geſchmackvolle Equipage als der Güter einzige und höchſte hienieden erſchienen. Die Tochter hatte ſich — in nur zu oft vorkommendem Fall — ganz und gar in Mütterchens Lebensanſichten gefügt und ſich denſelben treu nachgebildet.

Bei den Schriftſtellern der Zeit und Mode finden wir ſtets Liebespärchen, deren Bildung, Neigungen und Gefuhle einen wunderſeltſammiglichen ſchönen Einklang darſtellen, doch im Leben wie es iſt — und dieſem wurde gegenwärtige Novelle nachgebildet — zeigen ſich freilich und häufig Phänomene ganz anderer Natur, und hier gilt es, ſich von der Wahrheit des: „De gustibus non est disputandum!“ täglich zu überzeigen, denn wie oft ſehen wir, in vollem Ernſte, fein gebildete, ſchöne junge Männer für rüde, gemeine, oft nicht einmal reizende Dirnen entbrennen, und Jahre lang ſothane unwürdige Feſſeln tragen; wie oft zeigen ſich Fälle der Art vice versa wieder! — Eine Liebe, welche ohne Reflexionen und Prüfungen ſich beim erſten Blick des Herzens bemächtiget, wird freilich von der Vernunft nicht gebilliget, aber man findet ſie häufiger, als man glauben möchte.

Idchen ließ ſich Bleinfelds Bewerbungen ſcheinbar ganz wohl gefallen, denn er war des berühmten und ſteinreichen alten Generals erklärter einziger Erbe, und die Mutter hatte mit lebhaften Farben dem für ſolche Gemälde höchſt empfänglichen Töchterlein ausgemalt, wie es dereinſt, an der Seite eines ſolch' reichen und ſchaafskopfigen Gatten, ſich den Himmel auf Erden ſchon zu ſchaffen vermögen werde, allein im Geheim war Eduard dem platten, leichtfertigen Geſchöpfe ganz und gar zuwider, denn es vermochte nicht den ſinnigen Jüngling zu begreifen, und in ſeine hehren Anſichten und Gefühle auch nur im entfernteſten Sinne einzugehen.

Der wüſte Holm war ein weitläufiger Vetter des Sklald'ſchen Hauſes und er gieng in demſelben, ſeit lange bereits, ein und aus. Freilich blieb es Eduarden nicht genehm, den Rohen hier häufig zu treffen, indeſſen zeigte ſich Holm gegen Bleinfelden nur ungemein höflich und räumte dieſem, ungemein gefällig, beinahe immer ſogleich das Feld, wenn er bei Skaldens erſchien, es lebte aber Holm mit Bäschen Ida längſt in einem geheimen nichts weniger als zartem Verhältniſſe, und das flache Mädchen hieng an dem wilden Burſchen mit ganzer Seele, inſoferne ihm eine ſolche beiwohnte — allein Holm war arm, jedoch nicht ganz ohne Lebensklugheit, in dem Sinne ſie die meiſten Menſchenkinder dafür halten; der Wüſtling ließ ſich in ſolcher Angelegenheit gern bedeuten, und wurde für ſothanes Opfer von Ida ſüß genug entſchädiget.

Dem alten ſcharfſichtigen Oheim vermochte es nicht lange ein Geheimniß zu bleiben, daß ſein hoffnungsvoller Vetter angefangen, ſich im Skaldeſchen Hauſe etwas ernſthaft mit dem jungen, reizenden Fräulein zu enfiliren; der Greis beobachtete mit der Erfahrung unbeſtechlichen Augen, und ihm wurde bald klar, wie leicht jenes Fräulein wog.

Indeſſen es verläugnete der weiſe General nie ſeine Konſequenz; wir haben bereits oben ſeinen Grundſatz vernommen, nach welchem ſtrenges Unterſagen, dem Kranken blos verbietet krank zu ſeyn! und ach! dieſe Wahrheit, wie ſehr paßt ſie auf Verliebte im allgemeinen. Es begnügte ſich der weiſe Palmenblüh' lediglich, dem Neffen zu ſagen: Höre Eduard! du haſt dich da ganz offenbar in das Fräulein Skalden verplempert; ſolche Univerſitäts-Connaiſancen taugen in der Regel den Teufel nicht, und führen höchſt ſelten zu einem erſprießlichen und vernünftigen Ziele. Indeſſen ſiehe zu, wie du fährſt — es iſt deine Sache; wir bleiben deshalb die Alten, ich betrachte Dich wie meinen Sohn, du wirſt dereinſt reich, allein ſchon Seneca ſagte: „Ein Schiff iſt nicht deswegen gut, wenn es koſtbar gemalt, einen goldenen Schnabel und Schutzgötter von Elfenbein hat; ſondern wenn es den Stürmen des Meeres trotzt, und dem Steuermanne gehorcht!“ — allein eine flache, eitle, elfenbeinerne Modepuppe paßt ſchlecht zum Steuermann im Lebensſchiffe eines wackern Mannes, und mit ſolchen Steuerleuten ſind die Eheweiber doch einigermaßen zu vergleichen. Indeſſen, wie geſagt, du haſt deinen freien Willen, Herzensangelegenheiten dulden nimmermehr Zwang, dieſes weiß ich, obgleich ein alter Hageſtolz nur. Vollende deine Studien mit Eifer und Frucht; haſt du erſt eine feſte und ehrenvolle Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft eingenommen, und denkſt Du noch wie heute, ſo heyrathe meinetwegen dieſe Skalden, allein früher keine Uebereilung, hörſt Du, auf keinen Fall eine Uebereilung, dieſes verſprich' mir feyerlichſt und Amen. Kein Wort weiter von der Sache — baſta!

Eduard erröthete und war ungemein befangen, als der Oheim jene zarte Saite berührte, doch verſprach er gerne, was der Onkel verlangte, zufrieden, daß derſelbe mehr nicht gefordert; wir haben kaum dem menſchenkundigen Leſer noch zu bemerken: Es habe der verliebte Jüngling keineswegs Acclamationen fehlen laſſen, welche bezwecken ſollten, den General über Idas ſeltenen Werth des Wahren zu belehren, allein es führte Palmenblüh', ſarkaſtiſch lächelnd, eine Prieſe Spaniel zur Naſe und — ſchwieg.

* * *

Alſo ſtanden die Sachen; — Eduard ſetzte leidenſchaftlich ſeine Bewerbungen um der ſchönen Ida Herz fort und zwar, wie es ſchien, nicht ohne Glück; jedermänniglich betrachtete das reizende Fräulein Skalden bereits als die künftige Braut des jungen freiherrlichen Erben, als plötzlich ein grauſes Ereigniß alles umwandelte und die ganze Stadt mit Schreck und Schauder erfüllte.

Eduard hatte einem großen glänzenden Balle beigewohnt, ſehr vergnügt die ganze Nacht durch beinahe ausſchließlich mit der ſchönen Ida getanzt und in der harmloſen Freude ſeines Herzens, nachdem Skaldens bereits weggefahren waren, noch mit dem Herrn v. Holm, deſſen Converſation doch ſonſt nicht ſeine Sache war, auf deſſen zudringliche Einladungen eine Flaſche Rheinwein geleert.

Gegen Morgen, kurz vor der einbrechenden erſten Dämmerung des Tages, verließ Bleinfeld das Ballhaus, um noch einige Stunden der Ruhe zu genießen. Schneller ſeine Wohnung zu erreichen, hatte Eduard ein enges langes ſogenanntes abſchneidendes Gäßchen eingeſchlagen, allein als einzelne arme Bewohner dieſes Gäßchens bald darauf aus der Hausthüre traten, um an ihre Tagesarbeiten zu eilen, fanden dieſelben unſern Hochſchüler beſinnungslos an der Erde liegen.

Es wurde Lärm; Polizeybediente, Aerzte und Wundärzte eilten gerufen herbei, man hob Bleinfelden auf, und trug ihn in's nächſte Haus. Der Jüngling war auf meuchelmörderiſche Weiſe durch einen Dolchſtoß von hinten, der unferne des linken Schulterplattes ſehr tief eingedrungen war, — ermordet und es blieben alle Belebungsverſuche vergeblich.

Sehr tief traf dieſer unvermuthete Schlag dennoch den alten General, wenn der würdige Greis ſchon früher in dem Rufe geſtanden hatte, es vermöge kein Unglück hienieden ihn tief zu erſchüttern.

Mit Anſtrengung und der ihr zuweilen eigenthümlichen feinen Umſicht ſuchte die Polizey die Spur des ruchloſen Meuchelmörders zu erlangen, allein alle dießfallſigen Bemühungen mißglückten und man vermochte ſelbſt auch nicht einen leiſen Verdacht aufzubringen.

* * *

Von ſeinen ſechs beſten Univerſitäts-Freunden wurde *Eduard von Bleinfeld* zu Grabe getragen. Hinter dem Sarge wankte gebeugt der alte General einher und ihm folgte der lange wogende Zug ſämmtlicher Hochſchüler, ſechszehnhundert an der Zahl. Mehr als Hundert ſogenannte Füchſe umgaben den Zug, lange lichterloh brennende Wachsfackeln tragend; es hatten ſich die Hochſchuler nach den beſtehenden ſechs Landsmannſchaften geordnet und jeder derſelben ſchritten vier Zugführer oder Chévaliers d'honneur voraus im ſogenannten *Burſchenwichſe*, das heißt: die

Zugkommandanten, waren in weiſſe hirſchlederne Beinkleider, ſteife, blanke und hohe Kanonenſtiefel, dann in ſchwarze Collets gekleidet; auf den Köpfen trugen ſie ungeheure ſchwarzbefiederte Dreimaſter, im linken Arme große blanke Schwerter, von den Schultern hernieder wallten lange und breite Florſchärpen. Herr von Helm befand ſich als Zugführer an der Spitze einer der Landsmannſchaften.

Jetzt hatte man den Friedhof erreicht. Die Hochſchüler alle ſchloſſen einen großen Kreis um das eröffnete Grab; Palmenblüh', der unglückliche Greis lehnte in tiefem Ernſte und mühesam nach Faſſung ſtrebend unfern deſſelben an einer Cypreſſe.

Der Prieſter ſegnete noch einmal in hergebrachter Weiſe die Leiche ein; nun raſſelte der Sarg in den Stricken mit dumpfem Geräuſche hinab in die tiefe Grube. Der General nahete mit ſchweren unſichern Schritten, ergriff den dargebotenen Spaten und warf mit ſichtbar zitternder Rechten die erſte Handvoll Erde auf die irdiſche Hülle des hoffnungsvollen, zu frühe hinüber gegangenen Junglings. Zwei große helle Thränen zitterten in den grauen Augenwimpern des greiſen Helden. —

Dicht an des Grabes einem Rande warfen die Fuchſen ihre brennenden Wachsfakeln alle zuſammen; eine die ganze Umgegend erleuchtende hohe Flamme praſſelte und eine dicke ungeheure ſchwarze Rauchſäule ſtieg hinan zu den Wolken. — Jezt naheten langſam und feierlich die vier und zwanzig Führer des Zuges, und ihre blanken blizenden Schwerter über dem offenem Grabe kreuzend ſangen der Jünglinge ſonore helle Tenorſtimmen ſolgende ruhrende Worte:

„Iſt einer unſ'rer Brüder auch geſchieden,
Vom blaſſen Tod gefordert ab,
So weinen wir und wünſchen Ruh' und Frieden
In unſers Bruders ſtilles Grab.“ —

Der vielhundertſtimmige Chor ſämmtlicher im weiten Cyclus verſammelten Hochſchüler fiel in tiefem ſchauerlich ſchallenden Ton ein:

„Wir weinen und wünſchen Ruhe hinab,
In unſers Bruders ſtilles Grab!“ (rep.)

Lange feierliche Pauſe — nur durch das Kniſtern des Fackelfeuers unterbrochen. Horch — ein dumpfer, anſtrengender Ton! Was war das? — nur einer entſetzlich bedrängten menſchlichen Bruſt konnte ſolcher Ton ſich entwunden haben. Hunderte dieſer Jünglingsgeſichter erblaßten; man blickte ſich, noch immer tief ſchweigſam aber bedeutſam, einander an. Horcht! ſchon wieder dieſer Ton entſetzlicher, herzzerreiſſender noch dann zuvor? — mehr bleichen ſich alle Geſichter, wilder ſtarren Aller Augen. Da erhebt ſich hinter dem Fackelfeuer, in Mitte des ſchwarzen Qualms, in rieſigter, geiſterhafter Weiſe des Feldherrn Geſtalt und mit ſchrecklicher Angſt verrathender hohler und krampfhaft bebender

Stimme ſchreit der Greis: Jeſus Maria! die Töne ſchallen aus dem Grabe, um Gotteswillen reißt den Sarg herauf, ſchlagt den Deckel entzwei!“

Jedermänniglich belebten dieſe Worte gleich wie ein Zauberſchlag. Die zunächſt an des offenen Grabes Rande ſtehenden Zugführer griffen ſchnell in die Stricke, im Nu war der Sarg zur Höhe gezogen, im Nu, vermittelſt der Schwerter, deſſelben Deckel geſprengt. — Da lag Eduard im blendend weißem Todtenhemde, die Hände über der Bruſt gefaltet, die einen noch blühenden Blumenſtrauß erfaßt hielten. Intereſſante Gruppe eines S. Roſas Pinſel, eines Canovas Meiſel wurdig. — Hunderte drängen und drücken ſich übereinander an den geöffneten Sarg hin; keiner wagt nun Odem zu holen — Alle Blicke ruhen ſtarr und in geſpannteſter Erwartung auf der Leiche. Seht! jetzt öffnen ſich ein wenig Eduards blaſſe Lippen; ein dritter Seufzer entwindet ſich denſelben; man richtet den unglücklichen Jüngling zur Höhe, jetzt ſchlägt er die Augenlieder auf — ein eintöniger viel hundertfältiger Triumphſchrei des Entzückens erſchüttert die alten Mauern des Friedhofes.

* * *

Wir haben bereits gehört, daß ſich der berüchtigte Holm als einer der Führer im groſſen Trauerzug befunden hatte; er ſtand, jetzt dem geöffneten Sarg zunächſt und als man den Scheintod-Geweſenen nun vollends aufrichtete und von allen Seiten geſtützt alſo erhielt, fiel Eduards erſter Blick auf jenen Holm gerade. Der Jüngling im Todtenhemde ſtarrte den Senior wohl eine Minute lang an, dann färbten ſich Eduards blaſſe Wangen plötzlich, wie in Fieberglut brennend roth; alle ſeine Kraft ſchien mit einem Male in die erſchöpften Glieder zurückgekehrt und der in dieſem Augenblick dem Grabe Entſtiegene, erfaßte mit einem wilden raſchen Griffe Holmen an der Gurgel. — „Schurke!“ ſchrie Eduard in einem gellenden, alle Anweſende tief erſchütternden Tone, allein dieſe heftige Seelenbewegung hatte nachtheilig auf den Todgeſchwächten gewirkt; er ſank zur Stelle und ohnmächtig wieder in die Arme der ihn ſtützenden Freunde zurück.

Die grenzenloſeſte Wuth erfaßte die Menge: „Der Mörder, der Mörder!“ ſchrien wieder hundert Stimmen wild durcheinander, man drang auf Holmen ein, und dieſer war in die augenſcheinlichſte Gefahr gerathen, zerriſſen oder geſteinigt zu werden, hätten nicht die übrigen beſonnenen Zugführer ihn zur Stelle umringt, und ihn mit ihren guten Schwertern gedeckt. „Zurück, ſchrien die Vernünftigſten von Allen, zurück — keine Unbeſonnenheit; es gehören die überwieſenſten Verbrecher ſelbſt der Gerechtigkeit an; ihr allein geziemt es dieſen zu richten und zu ſtrafen, wenn er ſchuldig.“ Dieſe Worte der klugen Ruhe wirkten, der tobende Haufe zog ſich, wenn ſchon noch immer drohend und brummend, zurück. — Während der ganzen Scene hatte Holm laut- und bewegungslos geſtanden; das Blut war auf ſeinen Wangen gewichen, er ſtellte ſich geiſterbleich zwar, aber weder bebend noch ziternd dar; ſeine Beine ſchienen feſtgewurzelt in der Erde und ſo glich er mehr der ſteinernen Statue eines böſen Geiſtes, als einem lebenden Schurken, in deſſen Bruſt ein ſchwarzes Herz ſchlägt. Die wackern Zugführer behielten Holm'en, vorſichtig genug, fortwährend in ihrer Mitte, und hatten ihre Schwerter über ſeinem Haupte gekreuzt, damit ihm von unbefugten und unberufenen Rächern auch nicht eines ſeiner ſtruppigen rothen Haare gekrümmt werden möge.

Man hatte indeſſen friſches Waſſer und Eſſig herbeigebracht und den armen Bleinfeld mit warmen Mänteln bedeckt, die Hände der anweſenden Heilkundigen waren aufs eifrigſte mit dem Scheintodten beſchäftiget. Nach Verlauf einer Viertelſtunde kehrte des Jünglings ganze Beſinnung wieder.

Feierlich und ernſt fragte der General: Vorerſt Eduard! ſprich, war es Holm, der den meuchelmörderiſchen Stoß nach dir geführt? — Die tiefſte Stille waltete, Aller Augen hingen wieder erwartungsvoll an unſers Helden Lippen. In tiefem, wichtigen Sinnen ſchien Bleinfeld, während einer langen Pauſe, verloren, dann ſchlug er liebvoll die Augen zum General auf, mit matter Stimme noch fragend: Was meinten Sie, lieber Oheim!? — Ernſt und vernehmlich nach denn zuvor ſprach der Greis: Du ſollſt bekennen, ob es dein alter Feind Holm geweſen, der verſucht, dich zu morden. —

Lächelnd und kopfſchüttelnd erwiederte der Jüngling: Holm hat mir nichts zu leid gethan. Holm iſt mein Freund.

Das höchſte Staunen ergriff bei dieſer Erklärung die geſammte anweſende Zuſchauermenge; der Reigen der Zugführer theilte ſich, man ſchob Holmen dicht an Bleinfelden hin.

Wie, fragte Palmenblüh', nun aufs dringendſte, dein erſtes Wort, welches du ins Leben wieder eingetreten vernehmen ließeſt, lautete: „Schurke“ und war an dieſen hier gerichtet, ja in wilder Wuth haſt Du dich vergriffen ſogar an ihm, und nun doch —

Wie, das hätte ich gethan? fragte Eduard, ſehr verwundert, ſo geſchah es noch in der dumpfen Sinnenbefangenheit, die mich gebunden, und Zufall iſt es lediglich, daß der Ausbruch dieſes Fieberanfalls den wahrſcheinlich gerade zunächſt Stehenden, dieſen armen Unſchuldigen, hier traf. Guter Holm! verzeihe, es iſt mir unlieb, ſehr unlieb, was geſchehen, ich bin Dir öffentliche Genugthuung ſchuldig, der erſte ſollſt Du im neugewonnenen ſchönen Leben an meiner Bruſt wieder liegen. — Es öffnete Bleinfeld die Arme, Holm ſtürzte an ſeine Bruſt; beide Jünglinge ſchluchzeten vernehmlich. „Das begreife, wer da kann!“ murmelten mehrere Umſtehende. — Jetzt erhob ſich Holm ſtolz und kühn, und mit lauter Stimme rief er gegen die größte Volksmenge gewendet aus: „Ihr ſeht lieben Leute! wie leicht man hienieden mit den beſten Willen den Schein mit dem Seyn zu verwechſeln vermag; ich ſchwieg, als der ſchreckliche Verdacht mich traf, wohl wiſſend, es lebe da oben ein allwiſſender und allmächtiger Richter, der das Laſter ſtraft, und die Unſchuld ſchützt.“ Holm hatte geſprochen, Niemand antwortete, es waltete tiefe Stille, da rief eine dumpfe Stimme das Wort: „Frevler!“ nur wenige vernahmen die Stimme, allein dieſe Wenigen ſchauten unwillkührlich zur Höhe, vermeinend, es habe aus den Wolken jene Stimme ſich hören laſſen. In demſelben Augenblicke waren Betten und eine Tragbahre angekommen; mit wilder Haſt drängte ſich Holm herzu, geſchäftig mithelfend, den ſchwachen Verwundeten in die Betten zu hüllen und auf die Tragbahre zu bringen unter deren Träger der rothe Senior die erſte Stelle zu vertreten es ſich nicht nehmen ließ, und ſo ſetzte ſich der Zug unter lautem Jubel des Volkes in Bewegung zurück nach der Stadt.

* * *

Die berühmteſten Aerzte der Stadt bothen, von dem alten Generale mit Gold überſchüttet, ihrer Kunſt Aeußerſtes auf, Eduarden zu heilen. Indeſſen es gieng mit dieſer Heilung denn doch viel langſamer von Statten, als man Anfangs gehofft hatte, und die Köpfe ſchüttelnd, verhehlten ſich die Aerzte untereinander nicht, es werde ſchwer ſeyn, den Verwundeten radical zu heilen.

Fräulein Ida v. Skalden benahm ſich in dieſem ſie, wie man hätte glauben ſollen, hoch bedeutſam anregenden Angelegenheiten, ganz anders, als zu erwarten ſtand, das heißt, als ein komplett einfältiges Gänschen und es entblödete ſich das Mädchen nicht, in Geſellſchaften zu erklären, ihr gelüſte keineswegs nach einem Bräutigam, der bereits im Grabe gelegen. War die Hofräthin mit ſothaner unbeſonnenen Erklärung ſchon höchlichſt unzufrieden, das Töchterchen ſezte ſich zum erſten Male über der Mutter

Rathſchläge und Willen leichtſinnig hinweg.

Langſam, ungemein langſam genas Eduard endlich, allein es ſtellte ſich der Jüngling nichts deſto weniger in einem hohen Grade umwandelt dar: Die Fülle der jugendlichen Geſtalt war gewichen, das friſche geſunde Roth den Wangen entſchwunden, das helllodernde Feuer der dunklen Augen erloſchen.

Jetzt konnte der junge Baron wieder ausgehen, doch das Haus der Hofräthin v. Skalden betrat er fürder mit keinem Fuße mehr. Der alte General, wähnend, es der Ehre ſeines Geſchlechtes ſchuldig zu ſeyn, hatte den Neffen ſchon früher von den obenerwähnten ſchnöden Aeuſſerungen des Fräulein Skalden mit Schonung unterrichtet, allein erſt nach langer Zeit wagte es Palmenblüh, erſt wieder dieſe zarte Saite zu berühren. Bleinfeld lächelte wehmüthig und ſprach:

„Oheim! ich habe des Lebens ſchönſten Traum nur kurze Zeit geträumt; glauben Sie mir, mein Erwachen war ſchmerzhaft — ſchrecklich! ich werde in dieſer Art hienieden nicht mehr träumen, darauf verlaſſen Sie ſich feſt, doch nun und nimmermehr ein Wort von — von — Sie verſtehen mich und werden meine Bitte erfüllen, denn Sie lieben mich ja mehr, als der beſte Vater den beſten Sohn.

Die Scene hatte den unglücklichen Jüngling demnach mächtiglich ergriffen; jetzt ſeiner nicht länger mächtig, ſtürzte er laut ſchluchzend in des Oheims Arme. Der rieſigte General drückte den Neffen ebenfalls tief bewegt, feſt und lange an die eherne Bruſt, ſorgſam auf ihn herniederblickend und wieder glänzte eine Thräne in den grauen Augenwimpern des greiſen Helden.

Es hatte ſich Bleinfeld dem Studium der Rechtswiſſenſchaften geweiht. Jetzt hatte er die vorgeſchriebenen Courſen alle vollendet, und ehrenvoll das examen rigorosum beſtanden. Palmenblüh' der rüſtige Greis entſchloß ſich dem geliebten kränklichen Neffen auf einer großen Reiſe durch Europas merkwürdigſte Staaten ſelbſt zu begleiten, indem er zuverſichtsvoll von dieſem oft bewährten Mittel ſich des Kranken gänzliche Herſtellung verſprach. Nicht ließ das Große und Erhabene, dort wo es ſich ſparſam vorfand, Eduarden kalt; er prüfte es mit Feuereifer, und erlabte ſich an demſelben in überſeliger Luſt, indeſſen er voll richtigen Tacktes, das Gewöhnliche, das Mittelmäßige, Graziöſe, welches allerwärts in Hülle und Fülle ſich in gleiſende Farben kleidet, überſah.

Nach Verlauf voller drei Jahre kehrten Oheim und Neffe in die Heimath zurück. Es wandelte der letztere nach wie vor in ſchweigſamer rührender Weiſe ergebungsvoll dahin, doch keine Spuren des kecken Jugendmuthes und der friſchen Lebensluſt zeigten ſich wieder; Eduards Wange blieb gebleicht, ſeine edle hehre Geſtalt ſtellte ſich fortwährend etwas gebeugt dar, nicht mehr wollte vom ehmaligen Feuer das große ſchöne Auge erglänzen; es klagte der Jüngling nie, doch unverkennbar kränkelte er für und für.

Die öffentliche Gerichtsbarkeit war im Lande eingeführt, und es beſchloß der junge Freiherr von Bleinfeld ſich dem Geſchäfte eines Rechtsanwaldes zu unterziehen. Nicht mochte der General den lieben Neffen durch Wiederſpruch kränken, doch war die neue Lebensbeſtimmung, welche Eduard nun erwählt hatte, dem Oheim dennoch nicht gar genehm, denn ein hergebrachtes Vorurtheil meinte, es zieme dem hohen Adel allerdings den Richterſtuhl zu beſetzen, allein keineswegs die Tribune der Plaideurs einzunehmen — nun fröhnte des Generals weiſer Sinn freilich keineswegs irgend einem Vorurtheile, allein der umſichtige Greis glaubte, man müße daſſelbe nicht ganz unbeachtet laſſen, wenn es ohne Gefährdung deutſcher Rechtlichkeit und des allgemeinen Beſten geſchehen könne, deſſenungeachtet ſchwieg er, und ließ den Neffen gewähren.

Nur einen Advokaten gewöhnlichen Schlages ſtellte Bleinfeld gerade auch nicht dar. Er diente ſeinen Klienten nimmermehr für Geld, denn es hatte der alte General den geliebten Neffen dermaßen mit verſchwenderiſcher Großmuth bedacht, daß dieſer bei ſeiner zurückgezogenen einfachen Lebensweiſe bei weitem nicht die Hälfte ſeiner Renten zu verzehren im Stande war, aber galt es eine unterdrückte Unſchuld zu vertreten, die Schande reicher und vornehmer Schurken zu entdecken, die ihre Geldſäcke und Ordensſterne für Monopole hielten, dem Laſter zu fröhnen und frech der Tugend zu höhnen, galt es dem Räuber im Scharlachroke oder gar im *e**l*** geſtohlenes Gut zu entreißen, oder der Menſchheit angeſtammten Freiheitsſinn zu vertheidigen, ja bei ſolchen und ähnlichen Gelegenheiten trat Bleinfeld als Sprecher vor die Schranken des öffentlichen Gerichtes. Stolz und kühn erhob ſich dann des jungen Mannes edle Geſtalt; ſeine blaſſen Wangen färbte ein plötzliches feines Roth, ein ſchönes Feuer ſtrahlte nun aus dem vorhin beinahe erloſchenen Auge, und es ſprach Eduard klug wie Solon oder Lykurg, gediegen wie Tacitus, kühn wie Pompejus, hochbegeiſtert, wie die echten Sänger der Freiheit, wie ein Rigas, ein Körner.

Es konnte nicht fehlen, der Baron Bleinfeld errang der leidenden Menſchheit in dieſer Weiſe manchen herrlichen Triumph, und es ſchloß nach ſolchen Siegen der alte General tief bewegt den Neffen in die Arme, ausrufend: „Siehſt du Eduard! das uns von Gott verliehene Talent wuchern laſſen — nach unſern Kräften und ohne Eigennutz der Menſchheit — an ſich ſelbſt zuletzt denken immerdar — darin beſteht des deutſchen Mannes wahre Ehre und durch ſolches Streben lediglich „wird der Fuchs ein Burſche!“ alles andere iſt Dummheit, eitle Chimäre — geboren in überſpannter Knaben verbranntem Gehirne.

Ja Oheim! pflegte unſer Held dann zu erwiedern, durch das ſtete Streben vollkommener mit jedem Tag zu werden — es wird der Fuchs ein Burſch! Doch ſchelten Sie mir theurer Onkel! das orginelle Burſchenleben auf den Hochſchulen doch nicht immer gar zu ſehr, denn ihm wohnen Eigenthümlichkeiten höchſt hehrer poetiſcher Natur dennoch dar. „Wie ſoll ich dich nennen, edles, rohes, barbariſches, liebliches, unharmoniſches, geſangvolles, zurückſtoßendes und doch ſo mild erquickendes Leben der Burſchenjahre?*) — alſo fuhr Eduard wie begeiſtert fort — wie ſoll ich euch beſchreiben; ihr güldenen Stunden, ihr Feierklänge der Bruderliebe? Welche Töne ſoll ich euch geben, um mich verſtändlich zu machen? welche Farben dir, du nie begriffnes Chaos! ich ſoll dich beſchreiben? — Nie! deine lächerliche Außenſeite liegt offen, die ſucht der Laie, die kann man ihm beſchreiben, aber deinen innern lieblichen Schmelz kennt nur der Bergmann, der ſiegend mit ſeinen Brüdern hinabfuhr in den tiefen Schacht. Gold bringt er herauf, lauteres Geld, viel oder wenig, 's gilt gleichviel. Aber dieſes iſt nicht ſeine ganze Ausbeute. Was er geſchaut, mag er dem Laien nicht beſchreiben, es wäre allzuſonderbar und doch zu köſtlich für ſein Ohr. Es leben Geiſter in der Tiefe, die ſonſt kein Ohr erfaßt, kein Auge ſchaut. Muſik ertönt in jenen Halln, die jedem nüchternen Ohr leer und bedeutungslos ertönt, doch dem, der mit gefühlt und mit geſungen, gilt ſie eine eigene Weihe, wenn er auch über das Loch in ſeiner Mütze lächelt, das er als Sympolum zurückgebracht."

---

*) Herr Dr. Hauff hat ſich hier eine kleine Wiederholung zu Schulden kommen laſſen, denn bekanntlich befinden ſich ſothane Aklamationen bereits in den Phantaſien im bremer Rathskeller — vielleicht des Dichters genialſte Schöpfung — vor. Doch augenſcheinlich blieb der Reiz jene Akklamationen dem Freiherrn v. Bleinfeld in den Mund zu legen, unwiderſtehlich und man wird den Verklärten um ſo eher entſchuldigen, wenn man bedenkt, daß dieſe die einzige eigentliche Reminiſcenz iſt, welche ſich in dem gegenwärtigen Büchlein vorfindet, und wenn man ſich ferner erinnert, daß ſich ſolcher Wiederholungen in unſern Tagen die allerberühmteſten Schriften ſehr häufig, aber leider nicht immer nur bei ähnlichen ſchicklichen Gelegenheiten allein erlauben.

Der Herausgeber.

* * *

Auch Holm hatte längſt nun ſeine ſogenannten Studien auf der Hochſchule beendiget. Nicht glänzend war des Wüſtlings Schlußtentamen zwar ausgefallen, doch es ſahen ſich die Examinatoren veranlaßt, wie man zu ſagen pflegt, den Stümper durchſchlüpfen zu laſſen.

Es hatte auch Holm ſich dem Dienſte der Themis als öffentlicher Sachwalter, aber freilich in ganz anderer Weiſe als der Baron Bleinfeld, geweiht.

Herr v. Holm war ein Advokat geworden, wie es deren leider nur zu viele giebt. Bei ſehr beſchränkten Geiſtesgaben und Geſchäftskenntniſſen ließ es der junge Herr um ſo weniger an Prahlereien und Rabuliſtenkniffen fehlen. Bornirte Klienten mit vollen Börſen waren ihm die liebſten, und an ihnen erprobte er dann recht nach Herzensluſt ein eigenthümliches Prellſyſtem; beiden Partheien zu dienen gehörte bei dieſem ſaubern Sachwalter zur Tagesordnung; durch Beſtechungsverſuche nach dem Ziele ſtreben, galt dieſem Herrn v. Holm eine ganz naturgemäße Liſt — doch warum ein Zerrbild genauer auszuführen, welches ſelbſt in ſeiner höchſten Vollendung, nur ein höchſt alltägliches bleiben müßte.

Fräulein Ida von Skalden war nach dem inzwiſchen erfolgten Tode ihrer Mutter Holms Gattin geworden, und hatte demſelben ein mäßiges Vermögen zugebracht. Uebrigens verwelkte Holms geldbringende Praxis eben ſo ſchnell, als ſie einſt erblüht war; der Mann trieb es einmal zu arg und gehörte bald unter jene berüchtigten Sachwalter, welche höchſtens nur noch von den berüchtigſten Klienten, welche wenig oder nichts zu geben haben, aufgeſucht werden. Holm blieb ein wüſter Verſchwender nach wie vor; ſein junges Weibchen hatte ſich mit Geſchäften des Haushaltens nimmermehr befaßt und liebte Putz und Zerſtreuungen leidenſchaftlich. Bei alſo bewandten Umſtänden gieng es wohl ſehr natürlich zu, daß unſer Pärchen in eine Lage gerieth, welche man im geſellſchaftlichen Leben gewöhnlich eine traurige zu nennen pflegt und mit genauer Mühe und ſpezieller Hülfe der Söhne Iſraels allein gelang es Holmen vorerſt noch aus dieſer Lage vor dem großen Publikum ein Geheimniß zu machen, zu deſſen langer Verwahrung übrigens ſich nur geringe Hoffnung zeigte.

* * *

Der Fürſt hatte einen äußerſt verdienſtvollen, wackern, und genialen jungen Manne dem Grafen v. Werthberg, die Porte-feuilles des Innern und der Finanzen anvertraut. Nun wurde durch einen Todesfall die ſehr einträgliche Stelle eines Hauptkaſſirers bei einer Staatsbehörde erlediget; die Zahl der Concurrenten um die Stelle hieß Legio. Daß Werthbergs Vortrag entſcheiden würde, das wußte man, indeſſen blieb Jedermann geſpannt, ob auf dieſen oder jenen der würdigſten Supplicanten die Wahl fallen würde, doch ſie fiel auf keinen, welcher die Wahrſcheinlichkeit der Vermuthung für ſich hatte, denn der bisherige Sachwalter, unſer Herr v. Helm war der Glückliche, der ſich zum allgemeinen Erſtaunen in die einträgliche Stelle berufen ſah.

Niemand wußte ſich ein Ereigniß zu deuten, welches keineswegs von der Art war, daß es vermocht hätte, des Staatsminiſters v. Werthberg Kredit zu befeſtigen.

Die Mittheilung eines Zwiegeſpräches, welches in jener Zeit zwiſchen dem alten General und ſeine Neffen ſtatt fand, wird ſchnell genug den geneigten Leſer enttäuſchen.

Eduard. Lieber Oheim! ich habe eine große Bitte in petto.

General. Fordere, mein Sohn!

Eduard. Ihre überſchwengliche Großmuth hat mich in Beſitz eines großen Vermögens zwar geſtellt; allein meine Fonds ſind nur in dieſem Augenblicke nicht diſponibel und dennoch benöthige ich ſchnell baarer achttauſend Thaler; wollten Sie die Summe mir vorſtrecken wohl?

General. Soll ich dir ſagen, lieber Eduard! wozu du des Geldes bedarfſt? —

(Bleinberg ſchweigt verlegen.)

General. — (Nach einer Pauſe.) Du ſollſt dich dennoch überzeugen, daß der alte Onkel Dinge weiß, welche zu durchſchauen gerade nicht Jedermanns Sache ſind. Der berüchtigte uns wohl bekannte wüſte Verſchwender, der Holm, befand ſich auf dem Hunde. Eine erledigte einträgliche Stelle im Staate konnte den Kerl vorerſt vom Verderben retten; du benützeſt allen Einfluß auf deinen vertrauteſten Freund den Grafen von Werthberg, um für Holmen die Stelle zu erringen und Werthberg, der Ehrenmann, bringt der Freundſchaft das große Opfer, kompromittirt ſich um den Staat auf Koſten des allgemeinen Beſten. Der ſaubere Holm nennt ſich nun fürſtlicher Hauptkaſſirer, hat ſeiner Frau Vermögen aber längſt verſchwelgt und aus Deinem Beutel fließt nun für den Lumpen zum Ueberfluſſe auch noch die erforderliche Caution? — Pauſe. Du ſchweigſt mein edler Sohn! weil du keiner Lüge fähig biſt. Höre ferner: Ich weiß, daß ein Mann deiner Art für ein altes Schätzchen von Idas Gelichter nicht alſo handelt; Dich leiteten höhere, Dich leiteten rein chriſtliche Motive: Wohl thun wollteſt du dem Feinde, retten und erhalten eine Familie, welche ſonſt unwiederbringlich verloren geweſen wäre. Eduard! die Handlungsweiſe macht deinem Herzen große Ehre, ſtolz drücke ich Dich an meine väterliche Bruſt, indem ich dir in jener Beziehung abermals zurufe: „So wird der Fuchs ein Burſch!“ Aber Eduard! Eduard! ſchon manchem gar wackern Burſchen hat das Herz auf anderweitige Koſten böſe Streiche geſpielt und wahrlich Kaiſer Theodoſius hatte Recht, als er ſeinem Sohne Leo zurief:

> „Durchwandere die Thaten und Ereigniſſe der Vorzeit! Du wirſt die Tugenden der Guten, die Laſter der Böſen erblicken. Du wirſt die Schickſale einzelner Menſchen und den Wechſel ganzer Staaten und Reiche finden. Du wirſt den Lohn des Tugendhaften und die Strafe des Böſewichts ſehen, und dich ſo zu verhalten wiſſen, daß du der Gerechtigkeit Gottes nicht in die Zügel greifeſt.„

Ja, Eduard! ich fürchte, du habeſt dieſes Mal der Gerechtigkeit Gottes tolldreiſt in die Zügel gegriffen, denn du wirſt ſehen, daß du die Strafe jenes Schurken, welche die göttliche Gerechtigkeit zu vollziehen bereits begonnen, nicht beſchworen, ſondern verzögert nur haſt, denn glaube mir, ein Menſch wie Holm bleibt unwiederbringlich den Mächten der Finſterniß verfallen. — Indeſſen die verlangte baare Summe ſoll innerhalb einer Stunde ſich in deinen Händen befinden. Der General verließ mit dem ihm eigenthümlichen Anſtande das Cabinet; Eduard aber ſtand lange noch tief in Gedanken verſunken.

* * *

Ein Seher hatte der alte Palmenblüh' geſprochen. Kaum war Holm in die Hauptkaſſirerſtelle eingeſetzt, ſah man die ſchöne Ida, welche in der letzten Zeit beſcheiden zu

Fuße gegangen war, wieder in glänzenden Caroſſen durch die Straßen der Hauptſtadt dahin brauſen, und in ihrem prunkvollen Salon verſammelte ſich die elegante Welt des In- und Auslandes. Holm ſelbſt unterhielt ſeiner ehemaligen Weiſe treu, Dirnen, ritt koſtbare Meklenburger Pferde lendenlahm, verbrachte ſeine Tage in Saus und Braus, und durchwachte halbe Nächte am grünen Tiſche. Wohl vier Jahre währte das Unweſen, da entdeckte ſich plözlich ein Deficit von ſechszigtauſend Thaler, welches der Hauptkaſſirer herbeigeführt hatte. Man kennt einen namhaften deutſchen Staat, wo man dereinſt ſolche und noch bedeutſamere Deficite niederzuſchlagen, d. h. zu ignoriren pflegte; doch anders war es in dem Fürſtenthum, von welchem hier die Rede. Herr v. Holm wurde verhaftet und ſeine Unterſchlagung auf das ſtrengſte unterſucht;

doch die ſchmale Koſt und die Kerkerluft wollten dem üppigen und verwöhnten Wüſtlinge nicht behagen; nach Verlauf weniger Wochen fand man den Betrüger todt auf ſeiner Matratze im Gefängniſſe.

Schön Idchen weinte ſich ein Bischen die Aeuglein roth, ſuchte aber bald genug Zerſtreuung und Troſt in den Armen eines derben Dragoner-Rittmeiſters, den ſie mit ihrem Händchen unglücklich machte auf immerdar.

* * *

Zu große Anſtrengung des phyſiſchen Vermögens öffnet eben ſo ſicher ein frühes Grab, als verſchwenderiſcher Mißbrauch phyſiſcher Kraft. In angeſtrengten Studien und ſteten intereſſanten Geiſtesarbeiten ſuchte Eduard Lethe für die grauſige Enttäuſchung, welche die reizenden Träume und die hehren Phantaſten ſeiner Jugend erfahren, doch der ohnehin durch die Folgen jenes Meuchelſtoßes geſchwächte Körper des jungen Mannes erlag.

Bald nach Holms traurigem Ende legte ſich der Freiherr v. Bleinfeld aufs Lager, welches er nimmermehr als geneſen verlaſſen ſollte.

Eduard fühlte ſein nahes Ende; der nun uralte General ſaß düſter vor ſich hinſtarrend, an des Neffen Krankenlager. Nach einem langen Schweigen hub jener fragend an: „Eines noch mein Sohn! geſtehe mir, und ich ſchwöre dir, nimmermehr dein Geſtändniß mißbrauchen zu wollen: War es nicht jener elende Schuft, der Holm, der in jener unſeligen Nacht, in Banditenweiſe rücklings Dich durchbohrte?“

Da verklärten ſich die im Tode noch ſanften und annehmlichen Züge Eduards; noch einmal belebte ein ſchönes Feuer das brechende

Auge, welches ſich zur Höhe wandte und leiſe liſpelte der Kranke: Allbarmherziger! Allgütiger! — ſüßes Lamm Gottes, welches dahin nimmt die Sünden der Welt, vergieb dem Unglucklichen.

O du edle, edle Seele! — rief der ſilberweiße Greis, indem ein Thränenſtrom aus ſeiner tieſen Augenhöhle ſtrömte — Ja, ja! ſo wird der Fuchs ein Burſch! doch nein, wie kann ich mich auch nur hier einer ſolchen trivialen Floskel bedienen, am Sterbebette des perſonificirten Ideals, des wirklichen Helden de imitatione Christi den der hehre Thomas a Kempis in ſeinem güldenen Büchlein dargeſtellt.

O du große, ſchöne Seele! dort im lichten Reigen winkt Dir die Siegespalme; tröſte Dich, daß du hienieden kein beſſer Loos geſunden, denn wohl hatte der große Livius Recht:

Periculosum est, in tot humanis erroribus sola innocentia vivere.“

* * *

In der Mark Brandenburg traten vor einigen Jahren jene Herren zuſamm', welche — wenn wir nicht irren — bereits in den Siebziger Jahren als Hochſchüler ſich zu Halle befunden hatten. Wie in der weiland luſtigen Zeit kommerzirten jene Herren die Hieber an der Seite; ſie hatten ſich Senioren erwählt und gefielen ſich ungemein in ſämmtlichen Reminiſcenzen jenes —„hohen, edlen, rohen, barbariſchen, lieblichen, unharmoniſchen, geſangvollen, zurückſtoßenden und doch ſo mild erquickenden Lebens der Vorzeit" — nur dagegen war nichts zu ſagen und der Spaß den alten fidelen Herren wohl zu gönnen. Allein ein edleres und erhabeneres Bild darzuſtellen, vereinigten ſich die ehemaligen Univerſitätsfreunde des in der Blüthe des männlichen Alters dahin geſchiedenen Freiherrn von Bleinfeld, denn ſie beſchloſſen den Comillitonen nach herkömmlicher Burſchenweiſe zur letzten Ruhe zu befördern; ergriffen von der ſinnigen Idee boten die eigentlichen Hochſchüler gerne die Hände zur Ausführung des Gedankens. So wie dereinſt nun gerade vor fünfzehn Jahren, wurden Eduards irdiſche Reſte zum Friedhof getragen. Alle jene Sechſe, welche damals den Sarg getragen — es waren nun ernſte Doktoren, Profeſſoren u. dgl. — verrichteten das traurige Geſchäft wieder, und wieder wankte der uralte General, aber nun am Krückenſtocke und ungemein tiefer gebeugt, hinter dem Sarge her, und ihm folgte der Zug jener nunmehrigen Herren Philiſter, welche zu gleicher Zeit dereinſt mit Bleinfelden die Hochſchule beſucht hatten; die Herren hatten ſich für dieſen Tag wieder die Zeichen und Farben des Burſchenthums, ganz wie ſie ſelbe damals getragen, angenommen und ihnen zunächſt hatten ſich die jetzigen akademiſchen Bürger ebenfalls in feierlichem Zuge angeſchloſſen; wieder umgaben die ſogenannten Füchſe das Ganze, lange lichterloh brennende Wachsfackeln tragend.

Jetzt loderten die von den Füchſen zuſamm' geworfenen Fakeln in heller Flamme auf, die Zugführer kreuzten wieder ihre blanken blitzenden Schwerter über dem offenem Grabe, und wie ehemals ſonore helle Tenors ſo ſangen nun tiefe Baſſtimmen die Worte:

„Iſt einer unſ'rer Brüder auch geſchieden,
Vom blaſſen Tod gefordert ab,
So weinen wir und wünſchen Ruh' und Frieden
In unſers Bruders ſtilles Grab.“ —

Der Chor fiel ein:

„Wir weinen und wünſchen Ruhe hinab,
In unſers Bruders ſtilles Grab!“

Horch! was war das? — ein dumpfer Seufzer, gerade wie dazumal — hat die jetzt feierliche Stille des ſtummen Gebetes der Menge unterbrochen.

Ach — es tönte der Seufzer dieſesmal nicht aus dem offenen Grabe, er kam von der Seite her und es war hinter dem Fackelfeuer, an einer Cypreße Fuß, der alte General zuſamm' geſunken.

Alle verließen das Grab um dem würdigen Greiſen beizuſtehen; man richtete den Feldherrn auf, noch einmal erhob Palmen=

blüh die gebrochnen Augen, und mit leiſer aber dennoch vernehmlicher Stimme ſprach der graue Krieger in feierlicher Weiſe die hochbedeutſamen Worte:

Die Scheibe iſt des Weiſen Bild,
Drei Kränze ſind für den gewunden,
Der nach dem Mittelpunkt gezielt —
Den Mittelweg gefunden.

Er ſprachs und — war nicht mehr.

3.

Seiner Herrlichkeit tollſte Stunde.

Original-Tragi-Comödia in zwei Akten.

Nach einer von Archenholz und Zſchokke erzählten Anekdote dramatiſch bearbeitet.

Perſonen.

Fräulein Gertrude v. Mavenſchön, eine junge reiche und unabhängige Erbin.
Calcraft, ein unermeßlich reicher Lord auf Reiſen.
Rittmeiſter v. Heilenburg.
Hennemayer, ein Wundarzt.
Leimer, ein Tiſchler.
Peel, Kammerdiener } in Calcrafts Dienſten.
James, Jockei } in Calcrafts Dienſten.
Lieschen, Kammermädchen des Fräulein Gertrude.
Friz, des Rittmeiſters Diener.
Kaſpar, Aufwärter im Gaſthofe.
Zwei Bediente des Fräulein Gertrud.

I. Akt.

Vorſaal zu ebener Erde im Gaſthof einer großen deutſchen Stadt mit einer Hinter- und einer Seitenthüre. Vor der Seitenthüre ſtehen, wie Schildwachen Gertrudens beide Diener. — Der Seitenthüre gegenüber ein Sopha. So wie der Vorhang zur Höhe rollt, treten Lieschen aus der Seiten- und Lord Calcraft mit Peel aus der Hinterthüre. — Peel bleibt anfangs beſcheiden im Hintergrunde unfern der Hauptthüre, ſtehen.

Erſte Scene.

Lord Calcraft, Lieschen und Peel.

Lord. God-dam! deines Fräulein Reiſewagen wird im Hofe gepackt, — was hat es zu bedeuten?

Lischen. Wir reiſen in der nächſten Stunde mit Eurer Herrlichkeit Erlaubniß.

Lord. God-dam! ich erlaube es nicht.

Lischen. (Lächelnd) Meine Gebieterin iſt von Niemanden abhängig.

Lord. Melde mich dem Fräulein.

Lieschen. Ich darf nicht.

Lord. God-dam! ich will nicht hoffen.

Lieschen. Belieben Ew. Herrlichkeit immerhin nicht und gar nichts zu hoffen; mein gnädiges Fräulein verzichtet auf Abſchiedskomplimente.

Lord. Kann nicht ſeyn. God-dam! ich bin im Stande und dringe unangemeldet in des Fräuleins Zimmer.

Lischen. Vor ſolchen Schritten muß ich Ew. Herrlichkeit pflichtſchuldigſt warnen; unſere Diener ſtehen hier, allenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Lord. Was — mir das? God-dam! das iſt ſtark! (indem er gegen die Seitenthüre ſchreitet) Platz da Burſche! —

Die Bedienten machen, etwas unbeholfen, Miene den Eingang vertheidigen zu wollen.

Lord. Wie Hallunken! ihr wollt Euch

unterſtehen? God-dam! das wollen wir ſehen! — Er pakt bebende die beiden Diener bei der Gurgel und ſchleudert ſie zu Boden.

Gertrude tritt raſch aus der Seitenthüre. Dem Fräulein fehlt das rechte Bein, darum muß es ſich nothwendiger weiſe der Krücken bedienen. Vermittelſt eines Schleppkleides wird eine gewandte, geniale, junge Künſtlerin vermögen in hohen Grade zu täuſchen, ohne den Anſtand zu verletzen.

Zweite Scene.

Gertrude und die Vorigen.

Gertrude. Sind Sie toll geworden, Mylord!? —

Lord. God-dam! ich befinde mich wenigſtens auf dem geraden Wege es zu werden.

Gertrude. Welch' Benehmen? — wie unartig, ſo auffallend die einer Dame ſchuldige Achtung zu verletzen — und doch verſicherten Sie ſo oft, mich unendlich zu ſchätzen? —

Lord. Was — Sie ſchätzen? Lady! — ich liebe Sie zum Raſendwerden, ich kann nicht leben ohne Sie; ich vermuthe, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig geblieben; nur ein Hinderniß, behaupteten Sie ſtets, mache eine ehliche Verbindung zwiſchen uns unmöglich. Allein alle Hinderniſſe in der Welt ſind zu beſiegen, darum will ich auch jenes unſelige Hinderniß endlich erfahren; bevor ſie ſcheiden; God-dam! eher weiche ich nicht vom Platze.

Gertrude. Vergebens! jenes Hinderniß zu beſiegen liegt außer dem Bereiche menſchlicher Macht, darum laſſen Sie mich!

Lord. Nein, nein, nein! ich muß alles erfahren. Lady! Sie müßen reden, God-dam! oder ich zünde dieſes Neſt an allen vier Ecken an.

Gertrude. Gott bewahre! nicht will ich eine zweite Helene eine andere Zerſtörung Trojas veranlaſſen. Wohlan denn, ich werde

— weil es denn doch ſeyn muß — reden; folgen Sie mir in mein Kabinet, Mylord! ab durch die Seitenthüre.

Lord. God-dam! das laſſe ich mir nicht zweimal ſagen. Endlich alſo dennoch einmal! — Ebenfalls durch die Seitenthüre ab.

Dritte Scene.

Lieschen und Peel.

Peel. Lieschen!

Lieschen. Was beliebt?

Peel. Auch ich muß reden.

Lieschen. Wer wehrt es dir?

Peel. (Seines Herrn Manieren parodirend.) Lieschen! ich liebe dich zum Raſend werden; ich kann nicht leben ohne dich; ich vermuthe auch daß ich dir nicht gleichgültig geblieben; nur ein Hinderniß — ſprachſt Du — mache eine Verbindung zwiſchen uns unmöglich. Alle Hinderniſſe in der Welt ſind zu beſiegen, darum will ich auch jenes unſelige Hinderniß erfahren. God-dam! eher weiche ich nicht vom Platze; God-dam! ſonſt zünde ich dieſes Neſt an allen vier Ecken an.

Lieschen. Wie ſchwer wiegſt du, mein Freund!?

Peel. Tolle Frage — indeſſen vermag ich dieſelbe genügend zu beantworten. Erſt vorige Woche wurde drüben beim Schlächter ein Maſtochſe geſchlachtet; nachdem derſelbe gewogen war, lies auch ich mich wägen und ſiehe da — ich wog gerade einen Zentner vierzig Pfund, zwei Lothe.

Lieschen. Tölpel! biſt ein Stück von einem Engländer und verſtehſt dich auf die edlen Nationalausdrücke ſo ſchlecht?

Peel. Aha, kommt der Wind von dorten her; du meinſt vielleicht, lieber Schatz! wie ſchwer mein Geldbeutel wäge?

Lieschen. Richtig.

Peel. Ja mein beſtes Zuckerherzchen!

ich muß geſtehen, daß ich in dieſer Beziehung leichter noch wäge, als manche unſerer heutigen Deutſchen Uebertragungen aus dem Engliſchen.

Lieschen. God-dam! das nenne ich: hoch geſchworen, doch Freund Peel! empfange für Dein offenherziges Geſtändniß eine nützliche Lehre: Reiche Narren findet man zuweilen erträglich, arme Narren aber ſtets unausſtehlich.

Peel. Danke ganz ergebenſt in meinem und meines Herrn Namen.: Aber —, um wieder auf das Hinderniß, welches unſerer Liebe entgegen ſteht, zu kommen; deine Herrin redet ſo eben mit meinem Herrn, eine wackere Zofe folgt der Gebieterin Beyſpiel, darum rede auch du mein Püppchen!

Lieschen. Wohlan denn ich werde, werde — weil es denn doch ſeyn muß — reden. Höre aufmerkſam mein Freund! und wiſſe demnach: Das einzige Hinderniß, welches deiner Liebe entgegen ſteht, iſt und bleibt daß du ein mir bis in den Tod unerträglicher Tölpel biſt.

Peel. Du ſcherzeſt mein ſüßes Zuckerherz!

Lieschen. Es mache Dich Dein Glaube ſelig Du ſaurer Peel! aber helfen wird Dir derſelbe ſchwerlich.

(Der Lord tritt aus der Seitenthür.)

Vierte Scene.

Lord und die Vorigen.

Lord. God-dam! das alſo war es nur. — Peel!

Peel. Zu Eurer Herrlichkeit Befehl.

Lord. Sende zu dem geſchickten Wundarzt, der drüben an der Ecke wohnt; der Mann ſoll flugs zu mir kommen und ſeinen Inſtrumentenkaſten mitbringen; Kaſpar dagegen ſoll mir ſogleich eine Bowle Punſch brauen aber guten und ſtarken, ſonſt werfe ich God-dam! Dich und Euch alle ſammt dem Punſch zum Fenſter hinaus.

(Peel verneigt ſich ehrerbiethig; der Lord geht durch die Hinterthür ab.)

Lieschen. Wozu laſſen denn Sr. Herrlichkeit den Wundarzt mit dem Inſtrumentenkaſten holen?

Peel. Wir pflegen uns bei einer Bowle Punſch nach jeder Alteration eine Ader öffnen zu laſſen.

Lieschen. Nun die Ader des Witzes wenigſtens risquirt der Wundarzt nicht bei Euch beiden zu verletzen.

Peel. God-dam! Mädchen! Du biſt boshaft wie eine Katze.

(Peel tritt durch die Hinterthür ab. — Lieschen lacht hell auf. — Fräulein Gertrude tritt durch die Seitenthüre ein.)

Fünfte Scene.

Gertrude und Lieschen.

Gertrude. (Auf dem Sopha Platz nehmend) Lieschen! ſiehe zu, ob mein Reiſewagen noch nicht gepackt iſt und ſorge, daß die Pferde vorgelegt werden. Ich kann kaum die Minute erwarten, welche mich dieſem zudringlichen und verrückten Engländer für immer entführen wird; nicht eine Stunde länger möchte ich mit ihm unter einem Dache wohnen.

Ein Poſthorn wird hinter der Couliſſe geblaſen.

Gertrude. Was iſt das?

Lieschen. *Nachdem ſie ans Fenſter getreten.* Ein Fremder mit Extrapoſt; er ſteigt beim Hauſe ab; 's iſt ein Offizier mit nur einem Beine.

Gertrude. Wie mit Einem Beine?

Lieschen. *Noch immer aus dem Fenſter ſehend.* Hilf Himmel! wenn mich meine Augen nicht trügen — wäre es möglich? —

Gertrude. Nun, was giebt es denn?

Lieschen. So wahr ich lebe, er iſt's der Herr von Heilenburg in Uniform!

Gertrude. *Mit bebender Stimme.* — Von

Hel — len — burg? aus dem Fenſter ſehend. Gott! — wahrhaft — er iſt es!

Lieschen eilt nach der Hinterthür.

Gertrude. Lieschen wo willſt du hin?

Lieschen. Nun nach Ihro Gnaden Befehl — die Pferde vor den Reiſewagen ſpannen laſſen.

Gertrude. Beſtelle die Pferde ab, ich befinde mich plötzlich unpäßlich.

Sie wankt durch die Seitenthüre ab.

Lieschen. Allein. — Ich muß nur gleich Erkundigungen einziehen, ob Herr v. Heilenburg auch ſeinen Kammerdiener, meinen blonden Fritz mitgebracht hat. — durch die Hinterthüre ſchnell ab.

Bühnenverwandlung.

Großes Zimmer des Lords im Gaſthofe, mit einer Seitenthür. — Im Hintergrunde ein ſogenanntes Himmelbett mit Gardinen. — An den Seiten Tiſche und Stühle.

Sechſte Scene.

Lord, Peel James, gleich darauf Kaſpar.

Peel hält ein Piſtol in der Hand; James ſtopft Pfeifen.

Lord. Er iſt in einem koſtbaren bunten aus perſiſchen Stoffen gefertigten Schlafrock gekleidet und trägt eine hohe ſeltſame Schlafmütze auf dem Kopfe. Peel haſt Du Deine Rolle gut aufgefaßt?

Peel. Zu Eurer Herrlichkeit Befehl.

Lord. Ich höre kommen. Fort! auf Deinen Poſten.

Peel ſtellt ſich mit dem geſpannten Piſtol neben die Thüre. Kaſpar tritt auf und bringt eine dampfende Punſchbowle nebſt Gläſern, welches alles er auf den Tiſch ſetzt.

Lord. God-dam! Kerl! Du läßt lange auf Dich warten — hurtig ſchenke ein!

Kaſpar füllt ein Glas und präſentirt daſſelbe dem Lord.

Lord. Nachdem er das Glas geleert. — God-dam! das Geſäufe taugt dem Teufel nicht. Kerl! Du verſtehſt nicht Punſch zu brauen.

Kaſpar. Ein Schelm macht ſeine Sache beſſer, als er es verſteht. Wenn mein Punſch der Herrlichkeit nicht behagt, ſo braue ſich die Herrlichkeit einen beſſern. Verſtanden Herrlichkeit!

Lord. God-dam! Kerl! Du biſt ein deutſcher Eſel!

Kaſpar. Ho, ho!

Lord. Was brummt der Schlingel!

Kaſpar. Ich meine nur, ein Kellner in einem großen deutſchen Gaſthofe bekomme täglich Gelegenheit ſich zu überzeugen, daß es im Auslande noch größere Eſel giebt als hier zu Lande. Verſtanden Herrlichkeit.

Lord. Laut lachend. God-dam! Kerl! Deine Grobheit iſt kühn, originell, einzig — hier nimm das Geldſtück für Deinen göttlich groben Einfall. — Giebt dem Kellner Geld, welches dieſer in die Taſche ſteckt.

Lord. God-dam! der Burſche dankt nicht ein Mal, wenn er beſchenkt wird.

Kaſpar. Wozu denn danken? Die

Herrlichkeit hat mir einen Eſel abgekauft, der Herrlichkeit gehört der Eſel und mir das Geld. Ein ſolider Viehhändler pflegt hier zu Lande niemals zu danken. Verſtanden Herrlichkeit.

Lord. Noch unmäſſiger lachend als zuvor. God-dam! Burſche! Du biſt ein Swift in deiner Art — ein Swift in der grünen Schürze.

Kaſpar. Thut nichts! man hat eher gehört, daß aus einem Stift ein Nagel geworden iſt. Verſtanden Herrlichkeit? —

Man hört Geräuſche in den Couliſſen.

Lord. God-dam! ich höre Lärm von draußen. James! ſieh' zu, was es giebt.

James. Nachdem er durch die Thüre geguckt. He, he, he — das iſt närriſch; ſie bringen einen roſenrothen Sarg und detto Krücken.

Lord. God-dam! das iſt gut, ich habe den Sarg und die Krücken ſelber beſtellt, Oeffne die Thüre James!

Lord. Nachdem der Jokei die Thüre weit geöffnet hat Nur hieher mit dem Geräthe. [illegible] ſchleppt einen roth angeſtrichenen Sarg und Krucken von derſelben Farbe auf die Bühne.

Siebente Scene.

Leimer und die Vorigen.

Leimer. Nachdem er den Sarg an die Erde geſetzt und die Krücken darneben gelegt hat. Hier Excellenz! ſind die beſtellten Sachen, aber das muß ich geſtehen, einen roſenrothen Sarg und derlei Krücken ſind nicht bei mir beſtellt worden, ſo lange ich denke.

Lord. Mein Sohn! der Sarg iſt für einen Liebeshelden beſtimmt, der entſchloſſen iſt aus purer Liebe zu ſterben; roſenroth iſt aber die Liebe und deren Farbe, darum dem todten Liebenden auch ein rother Sarg gebührt. God-dam! der Einfall war köſtlich. Hier dein Lohn!

Er giebt dem Tiſchler Geld.

Leimer. Das muß ich geſtehen, die fremde Excellenz bezahlt ſpentabel. Nun mir iſt's recht, wenn die Excellenz wieder n' Sarg braucht und wenn's auch ein blitzblauer wäre, — nur zum Meiſter Leimer geſchickt. Leimer wechſelt für Geld mit allen Farben; das hilft unter allen Umſtänden durch die Welt. Unterthänigſter Diener! Er wendet ſich gegen die Thüre um abzugehen; Peel hält ihm die Mündung des Piſtols vor und ſchreit: „Zurück!“

Leimer. Ja, was wäre denn das? wo bin ich hingerathen? mein Gott! Ihr werdet doch einen unſchuldigen geſchlagenen Konzeſſioniſten nicht ermorden wollen?

Lord. Beruhige Dich, mein Sohn! Du ſollſt bleiben, um den Todten in den Sarg zu legen und reichlich ſoll Deine Mühe noch insbeſondere belohnt werden.

Leimer. Aber wo iſt denn der Todte?

Lord. God - dam! der Todte bin ich ſelbſt.

Leimer. Wäre es möglich? Doch nein die Excellenz ſteht, geht, flucht und trinkt Punſch — das thun ja die Todten nicht.

Lord. God-dam! Menſch! Du biſt einſeitig wie die Konſtutitutionen ſo manchen Staates; verſtehe mich, Du ſollſt warten, bis ich geſtorben bin, und mich dann in den Sarg legen.

Leimer. Danke ſchönſtens! Ihre Excellenz könnten im Stande ſeyn noch zwanzig Jahre zu leben, derweilen verlöre ich alle meine Kunden und meine Frau wäre im Stande indeſſen einen Andern zu heirathen.

Lord. God-dam! Dummkopf! mache mich nicht toll — für alle deine Verſäumniſſe will ich Dich zehnfach entſchädigen, aber Du rührſt Dich nicht aus der Stelle. Kaſpar! reiche dem Burſchen Punſch und Kuchen, daß ihm die Zeit nicht zu lange wird.

Leimer. Nachdem er ein Glas Punſch erhalten und ſich mit demſelben auf den rothen Sarg geſetzt hat: Na, — Noth kennt kein Geboth; bin doch begierig, wie die Geſchichte ablaufen wird! —

Hennemair, den Inſtrumentenkaſten unter dem Arme, tritt auf.

Achte Scene.

Heynemair und die Vorigen.

Lord. Aha der Doktor!? — God-dam Ich erwartete Sie voll Sehnſucht; nun haben Sie auch alle zu einer Amputation erforlichen Inſtrumente bei ſich?

Heynemair. Euer Herrlichkeit ganz gehorſamſt zu dienen; aber wer ſoll denn eigentlich amputirt werden? —

Lord. God-dam! ich ſelbſt will mich amputiren laſſen.

Heynemair. Ew. Herrlichkeit ſcherzen — Hochdereſelbe Körpertheile ſind ja alle friſch, geſund und rüſtig.

Lord. God-dam! es iſt nicht wahr! Indem er heftig mit der geballten Fauſt gegen die Gegend unter welcher das Herz liegt, ſchlägt: Hier liegt der Hund begraben. — Hier ſitzt die Krankheit.

Heynemair. Aha nun verſtehe; wie man zu ſagen pflegt, ein zerbrochenes, ein ſchadhaftes, ein ſchlechtes Herz? — Freilich in unſern Zeiten ein häufig vorkommendes Uebel; aber Ew. Herrlichkeit permittiren, das Herz kann man doch nicht aus hochderſelben ſehr geehrten Leibe herausſchneiden.

Lord. God-dam! Sie ſind ein Theekeſſel Doktor! nicht das Herz aus dem Leibe aber hier dieſes Bein ſollen Sie mir vom Leibe ſchneiden. Hurtig packen Sie Ihre Inſtrumente aus; luſtig zum Werke. Kaspar! ſervire Punſch, daß der Doktor Kourage bekömmt.

Kaspar präſentirt Punſch.

Heynemair. Nachdem er getrunken: He, he, he! — delikat! wahrhaftiglich ein recht engliſches Gläschen Punſch! — nun Ew. Herrlichkeit haben gut gefrühſtückt, wollten ſich nun mit Dero gehorſamſten Diener ein bißchen Spaß machen. He, he, he! Heynemair verſteht auch ein Späßchen, beſonders von ſolch' ſplendiden Kunden wie Ew. Herrlichkeit; allein es giebt dieſen Morgen gar vieles noch zu thun, muß mich demnach ganz unterthänigſt empfehlen.

Der Wundarzt nimmt ſeinen Inſtrumentenkaſten wieder unter den Arm und will, Kratzfüße ziehend, abgehen; Peel hält auch ihm die Mundung des Piſtols vor und ruft: „Zurück!“

Heynemair. *Zurückprallend und ſehr erſchrocken:* Herr Jemine! was hat das zu bedeuten?

Lord. God - dam! es hilft alles nichts. Sie kommen nicht aus der Stube, bevor Sie mir nicht mein Bein abgeſchnitten haben. *Indem er dem Wundarzte eine Geldrolle in die Hand drückt:* Hier Doktor! ich zahle pränumerando — hundert franzöſiſche Louisdors Honorar und wenn die Operation glücklich von Statten gegangen, verdoppele ich den Preiß.

Heynemair. Wäre es möglich, alſo dennoch Ernſt? aber ein geſundes Bein abſchneiden? Die Zahlung iſt gut, indeſſen ich kann nicht, ich darf nicht, es ſtreitet gegen Gewiſſen und Pflicht, ich wollte ſelbſt dar=

über mich hinausſetzen — es geht dennoch nicht; Euer Herrlichkeit könnten ſammt Dero blühender Geſundheit — gewiſſes wiſſen wir Aerzte immer nichts — in Folge der Operation ſterben, da nähme Frau Juſtitia den armen unſchuldigen Operateur beim Kragen. Nein wahrhaft — es geht nicht.

Er ſteckt die Geldrolle in die Taſche.

Lord. God-dam! — Aufs Sterben bin ich gefaßt; kein Calcraft fürchtete je den Tod. Sehen Sie Doktor! dort ſteht mein Sarg; ſterbe ich während der Operation — gut! Meiſter Leimer legt mich dann ſogleich zu rechte, komme ich mit dem Leben davon, ſo liegen dort die Krücken, auf welchen ich hinfür roſenroth durch's Leben zu wandeln gedenke, und was die Frau Juſtitia betrifft — God-dam! hat denn die Dame darein zu reden, wenn ich für gut finde mir ein Bein abſchneiden zu laſſen? —

Heynemair. Ganz ſchön! alles trefflich! charmant ausgedacht! eine admirable Geiſtesgegenwart — indeſſen es geht dennoch nicht.

Lord. (Nimmt vom Tiſche ein Piſtol, ſpannt daſſelbe und ſetzt die Mündung des Gewehres gegen das eine Knie:) Sehen Sie her Doktor! God-dam! das Piſtol iſt mit drei Kugeln geladen; eine Minute gebe ich Ihnen Bedenkzeit, aber ſo wahr ich Ritter vom blauen Hoſenbande bin, wenn Sie ſich nicht in meinen Willen fügen, drücke ich los und zerſchmettere dieſe meine Knieſcheibe in tauſend Granatſtücke — dann werden Sie doch nicht Anſtand nehmen, das Bein zu amputiren? nun erklären Sie, Theekeſſel! wollen Sie mir unnütze Schmerzen machen und ſich die Amputation erſchweren?—

Heynemair. Aber wenn ſich Eure Herrlichkeit das Bein abſchneiden laſſen, wo und wie werden Hochdieſelben nachher das blaue Hoſenband tragen?

Lord. God-dam! wo anders als am Stelzfuße? haben Sie denn noch niemals ein Ordensband an irgend einem Blocke hängen ſehen?

Heynemair. Nun meinetwegen! wer kann den Menſchen aufhalten, wenn er ins Waſſer ſpringen will und was iſt ſelbſt eine großbrittaniſche Herrlichkeit am Ende dennoch anders, als ein Menſch? Aber das ſage ich zum voraus, ich muß auf alle Fälle geſichert ſeyn, ſchriftlich muß ich es haben, daß ich zur Amputation gewaltſam durch Punſch und Piſtolen gezwungen worden bin.

Lord. God-dam! welche Weitläufigkeiten; nun denn in's Henkers Namen, dort auf dem Tiſche finden Sie Dinte, Feder und Papier; schreiben Sie, was Sie wollen, ich unterzeichne.

Heynemair. Das laſſe ich mir gefallen! (Sezt ſich an den Tiſch und ſchreibt. Der Lord ſtößt, als er das Piſtol wieder auf den Tiſch legen will, an Kaſvarn, welcher mit ſeiner Platte voll Erſtaunen bisher bewegungslos geſtanden.

Lord. God-dam! Burſche! ſtehſt Du nicht hier wie ein Meilenzeiger — woran denkt der Schlingel wohl?

Kaſpar. An den Eſel, den mir die Herrlichkeit abgekauft.

Lord. Du biſt ein Eulenſpiegel. James! lege mir meine lange türkiſche Pfeife zurechte und zünde den Wachsſtock an; ich werde während der Operation ſchmauchen und das „God save de King“ ſingen und wenn mir die Pfeife ausgeht, God-dam! ſo nennt mich einen Schurken.

Heynemair. Iſt es Ew. Herrlichkeit gefällig nun zu unterzeichnen.

Lord. God-dam! das ſind dumme Weitläufigkeiten. Nun hurtig Doktor! alles hergerichtet, nun ſoll's losgehen. (Er unterſchreibt. Heynemair öffnet ſeinen Kaſten und legt ſeine Meſſer u. dgl. in Bereitſchaft.)

Lord. God-dam! nun ſind wir Gott=

lob! einmal ſo weit. Peel verſchließe die Thüre und hilf mir zu Bette.

Heynemair. (Noch immer mit dem Ordnen ſeiner Inſtrumente beſchäftiget:) Nur noch ein Wort permittiren Ew. Herrlichkeit — denken Hochdieſelben an mich. Ew. Herrlichkeit werden dieſer Stunde in der Folge oft noch fluchen.

Lord. God-dam! wenn ich je dieſer Stunde fluchen ſollte, ſo erlaube ich Ihnen Doktor, mich den größten Narren zu ſchelten, den Gottes Sonne jemals beſchienen.

Heynemair. Werde nicht ermangeln.

(Der Lord geht mit Peel nach dem Hintergrunde und legt ſich aufs Bett; die Gardinen deſſelben werden indeſſen vorgezogen.)

Leimer. — (Zu Kaſparn:) Sage mir der Herr, iſt denn dieß alles Spaß oder Ernſt.

Kaſpar. Ernſt, Meiſter Tiſchler! in der That blutiger Ernſt, wie denn überhaupt auf der Welt aus Narrheit nicht ſelten Ernſt und aus heiligem Ernſte die tollſte Narrheit ſich geſtaltet.

Leimer. Das verſtehe der Henker!

Lord. — (Indem er die eine Hälfte der Bettgardine zurückzieht, ſo daß man von nun an nur deſſen Oberleib erblickt: — God-dam! Doktor! wirds bald, wie lange ſoll ich noch harren? —

Heynemair. Sogleich Euer Herrlichkeit!

Lord. Nun denn James! die Pfeife —

(Der Jokei bringt eine ungeheure Pfeife, deren langes Rohr bis in Mitte der Bühne reicht. Der Pfeifenkopf ruht auf dem Boden; James knieet mit dem brennenden Wachsſtocke an der Erde um die Pfeife anzuzünden: der Lord ſchmaucht.)

Heynemair. (Zu Kaſparn:) Mein Freund! er wird ſo gut ſeyn, mir hülfreiche Hand zu leiſten und den Kaſten halten.

Kaſpar. Warum nicht? das trägt ein neues Trinkgeld!

(Heynemair naht ſich mit einem großen Meſſer dem Bette; Kaſpar trägt ihm den offenen Inſtrumentenkaſten nach.

Leiner. Alle Wetter auch — nun wirds Ernſt, das muß ich genau ſehen. (Er ſteigt auf

auf den Sarg, macht einen langen Hals und ſtarrt unverwendet nach dem Bette hin. Der Deckel des Sarges bricht ein; Leimer fällt in den Sarg, ſetzt ſich in demſelben aufrecht nieder und ſtarrt neuerdings ſehr aufmerkſam nach dem Bette hin.

Heynemair. (Mit dem Meſſer in der Hand:) Iſt's Ew. Herrlichkeit gefällig.

Lord. (Immer Taback ſchmauchend:) God-dam! Schneiden Sie zu — Peel! James! laßt uns ſingen Jungens! — (Er intonirt mit ſtarker Stimme das: „*God save the king!*“ ſeine Bedienten ſtimmen und das Orcheſter fällt ein; der Wundarzt hinter der Bettgardine ſcheint bereits zu operiren. Der Vorhang ſinkt langſam und nachdem er bereits herabgelaſſen, hört man hinter demſelben das engliſche Nationallied noch zu Ende ſingen.)

II. Akt.

Vorſaal im Gaſthofe wie Anfangs des erſten Aktes. — Gertrude und Heilenburg ſizen neben einander auf dem Sopha.

Erſte Scene.

Gertrude, Heilenburg, gleich darauf Lieschen.

Heilenburg. Aber mein angebetetes Fräulein! ſo entreißen Sie mich doch wenigſtens durch ein paar Worte der entſezlichen Ungewißheit, in der ich ſchwebe; vermag denn von dem allen, was ich die Ehre hatte, Ihnen zu ſagen, nichts Ihr edles Herz zu rühren?

Gertrude. Haben Sie Geduld mit mir lieber Heilenburg! Geduld mit einem ſchwachen Mädchen. Ihr plözlich ſo ganz unerwartetes Erſcheinen, der Anblick Ihrer Perſon dann Alles, was Sie mir ſagen, erſchüttert mich dermaßen, daß — ja, ja, ich habe alle Faſſung wahrhaftig verloren — indeſſen —

Heilenburg. (Mit Zärtlichkeit des Fräuleins Hand ergreifend, ſanft bittend:) Nun Geliebte? ſprechen Sie mein Urtheil, ſoll mein Leben oder mein Tod den Nachſatz zu dieſem verhängnißvollen „Indeſſen“ bilden!

(Lieschen ſtürzt durch die Hinterthüre auf die Bühne.)

Lieschen. (Ganz außer Athem:) Verzeihen Ihro Gnaden, daß ich unterbreche, allein ich muß Ihro Gnaden von der Sache benachrichtigen — es iſt zu ſeltſam — zu unglaublich —

Gertrude. Was iſt denn gar ſo Außerordentliches geſchehen, ſo ſprich doch —

Lieschen. Stellen ſich Ihro Gnaden zu Gnaden vor; der reiche Engländer, welcher hier im Gaſthofe wohnt, und ſich Lord Calcraft nennt, jener ſo oft von uns verwünſchte, zudringliche Narr, läßt ſich plötzlich einen Wundarzt rufen und ſich vor einer Stunde sans rime et sans raison ſein ganz geſundes rechtes Bein abſchneiden —

Gertrude. (Die Hände ringend:) Was ſagſt Du?

Heilenburg. Wäre es möglich die Tollheit ſo weit zu treiben?

Lischen. Ich kann Ihro Gnaden bei meinem Leben verſichern, ich war ſelbſt gegenwärtig, wie Sr. Herrlichkeit abgeschnittenes Bein ſo eben in einem roſenrothen Sarge in des Wirths Garten in die Erde geſenkt wurde.

Gertrude. Gott! was habe ich gethan — welche unſelige Folge führte mein Leichtſinn herbei!

Heilenburg. Wie ſoll ich Sie verſtehen, was iſt Ihnen mein Fräulein!?

Gertrude. Sie bedauern mich gewiß lieber Heilenburg! wenn Sie den Zuſammenhang dieſes ſeltſamen Ereigniſſes werden vernommen haben. Ein Familienproceß machte meine Gegenwart in dieſer Stadt auf einige Zeit nothwendig, ich laſſe mich hier im beſten Gaſthofe des Orts nieder und finde daſelbſt einen reichen Lord, Namens Calcraft, einen der bizareſten Charaktere, den die Phantaſie eines Dichters nicht ſtärker aufzutragen vermögen würde, als er ſich in der Wirklichkeit darſtellt. Sr. Herrlichkeit macht mir den Hof, bietet mir ſeine Hand an —

Heilenburg. Da ſoll ja dieſe Herrlichkeit gleich der —

Gertrude. Ruhig lieber Heilenburg! hören Sie mit Geduld. Der zudringliche Britte machte ſich mir ungemein zuwider, ich ſuchte ihn ſo viel als möglich von mir entfernt zu halten und meinem Schöpfer dankend, daß mein Prozeß ſich durch einen annehmbaren Vergleich plötzlich abſchneiden ließ, war ich dieſen Morgen eben im Begriffe auf das nahegelegene Gut meines Onkels abzureiſen, da dringt der unſinnige Lord gewaltſam bis zu mir, mit Ungeſtüm verlangend, ich möchte ihm das Hinderniß bekennen, welches mir unmöglich machte, ihm an den Altar zu folgen. In dieſer Verlegenheit nun, begieng ich die Unbeſonnenheit — (Sie ſtockt.)

Heilenburg. (Lebhaft:) Nun weiter, weiter mein gnädiges Fräulen!?

Gertrude. (Langſam.) Ja leider war ich unbeſonnen genug — doch welcher Lärmen erhebt ſich drauſen, Lieschen! ſiehe zu, was es giebt?

Lieschen. (Nachdem ſie nach dem Hintergrunde geeilt und durch die Thüre geſehen.) Gott! meine Güte — die amputirte Herrlichkeit in höchſteigner Perſon kömmt zu hinken.

Heilenburg. Da wollte ich ja doch, daß dieſer Narr —

Gertrude. Ruhig, lieber Hitzkopf! der

Knoten wird ſich nun ſchnell genug entwirren —

(Lord Calcraft, Heynemair, Peel und James treten durch die Hinterthür. — Der Lord iſt in ſeinem Schlafrock, wie zu Ende des erſten Aktes gekleidet und bedient ſich beider roſenfarbener Krücken.)

Zweite Scene.

Calcraft, Heynemair, Peel, James und die Vorigen.

Heynemair. (Im Eintreten und nachher immer um den Lord beſchäftigt:) Permittiren Eure Herrlichkeit, ich kann für nichts caviren und waſche wie Pilatus meine Hände in Unſchuld; was zu arg iſt, bleibt zu arg! kaum wenige Stunden ſind ſeit der Operation verfloſſen; Ew. Herrlichkeit ſollten ruhig und ſtill liegen, wie ein Lämmchen und nun belieben Höchſtdieſelben bereits umher zu marſchiren, als ob nichts vorgefallen; doch wie geſagt, ich präſervire — und ſtehe für keine Folgen ein.

(Während der Doktor ſprach, haben Hellenburg und Gertrude den Lord mit ſtummen Verbeugungen, welche er eben ſo erwiedert, bewillkommet; Peel und James bringen einen bequemen Lehnſtuhl, welcher dem Sopha gegenüber niedergeſetzt wird und zu welchem Calcraft mit des Wundarzt und ſeiner Diener Hülfe Platz nimmt.)

Lord. Halten Sie 's Maul Doktor! Sie wiſſen nicht, daß alle Calcrafts Naturen haben, gegen die jene der ſtärkſten pommerſchen Ochſen nichts iſt. God-dam! Was will das auch viel ſagen, ſich ſolch' ein Bein abſchneiden zu laſſen? —

Heynemair. In der That, es bleibt ganz admirable; nicht einmal das Wundfieberchen ſtellt ſich ein.

Gertrude. Aber Mylord!

Lord. Aber mein gnädiges Fräulein Braut! Sie ſehen das einzige Hinderniß, das unſerer Verbindung im Wege ſtand, mein rechtes Bein nämlich, iſt bei Seite geräumt. God-dam! nun will ich auch keine

Minute länger meines Lebens Glück verzögern. Peel! laufe, renne, hole den nächſten beſten Prieſter zur Trauung herbei.

Heilenburg. Donner und Wetter! —

Lord. God-dam! Was hat der fremde Sir gegen unſere Mariage einzuwenden?

Gertrude. Ruhig, mein Herr! ich bitte um's Wort.

Lord. God-dam! Ihre Schönheit Fräulein Braut redet ſich ſtets ſelber das Wort.

Gertrude. Sehr galant Mylord! indeſſen muß ich Sie bitten, mir nur ein aufmerkſames und geneigtes Gehör zu ſchenken. Ich war ein Kind von noch nicht vollen drei Jahren, da ſtürzte ich eine Treppe hinab, und brach das rechte Bein. Ich fiel in die Hände eines Stümpers und es mußte am Ende abgenommen werden. Fortuna hatte mich anderwärts ziemlich großmüthig bedacht, allein der Verluſt meines Beines ſchmerzte mich als erwachſenes Mädchen ungemein und die fixe Idee, ich würde dereinſt mit einem einbeinigten Gatten glücklich ſeyn können, bildete ſich bei mir zur feſteſten Ueberzeugung aus. Hier dieſer Herr v. Heilenburg war der Geſpiele meiner Jugend; er liebte mich innig und — (ſchalkhaft lächelnd) beinahe getrau ich mir zu ſchmeicheln, er ſey mir noch ein bischen gut. Nun leugnen will ich es nicht, ich hielt oft auf benannten Herrn v. Heilenburg damals ebenfalls ziemlich große Stücke und ſeine Feindin will ich mich heute noch nicht nennen. Heilenburg warb um meine Hand, aber ach! ich vermochte es nicht, ihm meine unſelige fixe Idee zum Opfer zu bringen. Der junge Mann gerieth einigermaſſen in Verzweiflung und zog in den Krieg. In der Folge warben viele Jünglinge und Männer, junge und alte, reiche und arme, ſchöne und häßliche, um meine Hand, doch — ich will aufrichtig ſeyn: unter den Freiern allen hat mir keiner alſo, wie hier — (indem ſie ihre Hand mit Grazie in jene des Rittmeiſters legt:) mein lieber Carl, gefallen. Ich ſpeiſete ſämmtliche Freier ſtets mit meiner öfters erwähnten fixen Idee ab, allein, da es keinem je in den Sinn kam, ſich mir zu Liebe amputiren zu laſſen, wurde ich von Tag zu Tag kühner und als in neueſter Zeit auch Mylord mir Anträge jener Art machte, bediente ich mich von Sr. Herrlichkeit hart bedrängt, meiner gewöhnlichen Kriegsliſt. Ich bedaure aufrichtig, mein theuerſter Lord! daß ich in Ew. Herrlichkeit den rechten oder beſſer geſagt, den unrechten Mann traf, allein ein Pärchen kann deſſenungeachtet aus uns nicht werden, denn hier des Rittmeiſters Anſprüche ſind älter und gerechter; auch er hat — und zwar auf dem Schlachtfelde — meiner verrückten Idee ſein Bein zum Opfer gebracht, und meine Hand lohne ihm endlich.

Heilenburg. O ich, glücklichſter der Sterblichen!

Gertrude. Nun Mylord! ſind wir im Begriffe auf meines Onkels Gut zu fahren; jetzt gielt es Lieschen! treibe, daß die Pferde vorgelegt werden. Kommen Sie Heilenburg! es begreift ſich, daß unſere Gegenwart Sr. Herrlichkeit wenig erfreuen dürfte. (Mit einer feierlichen Verbeugung) Leben Sie wohl Mylord!

Heilenburg. (Eben ſo) Ich verbleibe Ew. Lordſchaft ganz gehorſamſter Diener.

Gertrude und Heilenburg durch die Seitenthüre ab.

Dritte Scene.

Die Vorigen ohne Heilenbnrg und Gertrude.

Lord. God-dam! wache oder träume ich? — wofür habe ich mir denn mein ehrliches, geſundes Bein abſchneiden laſſen?

Lieschen. Es ſcheint beinahe — Ew.

Herrlichkeit hätten die heroiſche That vollbracht für nichts, um nichts und für wieder nichts.

Lord. God-dam! Schweige ſie nur ſtill, vorlaute Perſonage!

Heynemaier. Ja, ja — was ſagte ich denn gleich?

Lord. God-dam! Sie hatten Recht, ich war ein Narr, ein Eſel, ein dummes Rinoceros — doch ſie iſt vorbei die tollſte Stunde meines Lebens. Aber God-dam! nicht eine Viertelſtunde will ich mehr in dem verwünſchten Hauſe weilen. James! renne — vier Poſtpferde vor meinen Jagdwagen! in fünf Minuten will ich reiſen — Du Peel! packſt meine Garderobe und folgſt mir mit dem Reiſewagen.

(James ab.)

Peel. Wo treffe ich Ew. Herrlichkeit?

Lord. In Querfurt.

Heynemaier. Aber Ew. Herrlichkeit können in Hochdero Zuſtande unmöglich reiſen, wenn Hochdieſelben nicht dero ſehr theures Leben aufs Spiel ſetzen wollen.

Lord. God-dam! müſſen Sie ewig widerſprechen? was haben Sie ſich denn um mein Leben zu kümmern? Folgen Sie mir lieber; ich habe Ihnen noch die andere Hälfte des Honorars für das Beinabſchneiden auszuzahlen.

(Der **Lord** hinkt, vom **Heynemaler** geführt, durch die Hinterthüre ab.)

Vierte Scene.

Peel und **Lieschen**.

Peel. Nun mein theurſtes Mädchen! wie ſteht es mit uns beiden? — hat dieſe herzerſchütternde Scene nicht auch dein Herzchen günſtig für mich geſtimmt? —

Lieschen. Sir **Peel!** gehet hin und thut desgleichen; laſſet Euch von dem Bader eines Eurer ohnehin etwas ſchiefen Beine abſchneiden, dann kommet wieder und Ihr ſollt Beſcheid erhalten.

Peel. Mein hoch verehrte Mademoiſelle! das wollen wir fein bleiben laſſen. Tollheiten der Reichen pflegt man zuweilen originell zu finden, jene der armen Teufel aber nie.

Lieschen. Wohl geſprochen Sir Peel! man fängt nun doch an, ihm endlich anzumerken, daß er einige Wochen bei Lieschen in die Schule gegangen. Behalte er ſeine beiden, ſchiefen Beine und ſcher er ſich damit zum Henker. Verſtanden? —

Peel. God-dam! die Jungfer iſt gröber noch als die Recenſenten.

(Töne eines Poſthorns von Außen.)

Lieschen. Nun was giebts denn ſchon wieder? — (ſie eilt an's Fenſter und öffnet daſſelbe:) Ei du meine Güte! des Rittmeiſters Bagage und mein Fritz dabei — jetzt ſpringt er vom Bocke. (Aus dem Fenſter rufend:) Herr Friedrich Derblock! belieben Sie doch ſich umzuſehen, ſchauen Sie doch gefälligſt zur Höhe; kennen Sie mich nicht mehr?

(Eine Stimme von der Straße her.) Ei mein Herzenslieschen! wie führt denn Dich der Teufel hieher? nun warte, ſogleich bin ich bei Dir.

Peel. Nun den Herrn Friedrich Derblock bin ich doch neugierig von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.

(Fritz tritt durch die Hinterthüre ein und eilt Lieschen entgegen.)

Funfte Scene.

Fritz und die Vorigen.

Lieschen. Tauſendmal willkommen im Vaterlande, lieber Junge!

Fritz. In meine Arme Herzensmädchen!

(Sie umarmen und küſſen ſich.)

Peel. Das gefällt mir — wo bleibe denn nun ich?

Fritz. Wer iſt der Burſche — was will er hier? —

Lieschen. Ein unglücklicher verzweifelnder Liebhaber von mir.

Fritz. Alle Teufel auch — ich werde den Schlingel aus dem Fenſter werfen.

Peel. Erſpare ſich der Monsieur Derblock die Mühe, ich finde meinen Weg wohl durch die Thüre.

(Schnell durch die Hinterthüre ab.)

Lieschen. Aber lieber Fritz! du biſt entſetzlich grob geworden?

Fritz. Mein Kind! ich bin ein deutſcher Jüngling.

Lieschen. — (Lächelnd:) Freilich — und kehrſt ſo eben von Reiſen zurück. Doch bedenke nur, mein Fräulein und dein Herr befinden ſich dort in jener Stube; wir reiſen noch dieſe Stunde auf des Onkels Gut und heyrathen uns dort vom Flecke weg.

Fritz. Wie?

Lieschen. Ei ſeht doch, ich hoffe nicht — daß Du deinen Schwur vergeſſen.

Fritz. Das eben nicht — aber ehevor iſt zu fragen, biſt Du mir auch treu geblieben?

Lieschen. — (Schnell:) — O ſo treu, als man von einem klugen Kammermädchen bei dieſen Zeiten billigerweiſe erwarten kann; aber Du! biſt Du immer getreu geweſen dem Lieschen und Deiner Liebe? —

Fritz. — Gravitätiſch: — Wie kannſt Du zweifeln ſchwaches Weſen!? — ich bin eine Militärperſon und kehre aus dem Felde zurück.

Lieschen. Treffliche, allerliebſte Gründe — ich muß es geſtehen.

(Peitſchengeknall und Poſthorntöne von außen.)

Lieschen. Nun zum Guckguck! was iſt denn ſchon wieder los? der Herr Poſtmeiſter macht heute eine ſchöne Einnahme. (Beim Fenſter:) Ei ſiehe da — Mylord wird ſo eben in den Wagen gehoben. [Sie öffnet das Fenſter und ruft hinaus:] Ew. Herrlichkeit ganz unterthänigſte Magd, habe die Ehre glückliche Reiſe zu wünſchen.

[Des **Lords** Stimme von Außen.] God-dam! halte Sie das Maul leichtfertige Perſon! Fahrt alle zum Teufel — vorwärts Poſtillon!

[Wagengeraſſel — Hörnerſchall und Peitſchengeknall von Außen.]

Fritz. War das wieder ein unglücklicher verzweifelnder Liebhaber von Dir?

Lieschen. Von uns.

Fritz. Wie iſt das: „Von uns“ zu verſtehen?

Lieschen. Stille jetzt — auch unſer Wagen iſt angeſpannt. [Indem ſie an der Seitenthüre pocht, laut:] Ihro Gnaden, alles ſteht zur Abreiſe bereit.

[**Heilenburg** und **Gertrude** treten auf.]

Sechste Scene.

Heilenburg, Gertrude und die **Vorigen.**

Heilenburg. Ach Fritz! biſt du hier? ich ſtelle Ihnen mein gnädiges Fräulein

Braut in diſem wackern Burſchen meinen Lebensretter vor.

Gertrude. Er verdient Belohnung und iſt, wenn ich nicht irre, meinem Lieschen gut.

Heilenburg. Sie mögen ſich heyrathen; Fritz iſt für ſeine Lebenszeit bei mir verſorgt.

Gertrude. Ich ſtatte Lieschen reichlich aus.

Fritz und Lieschen. Unendlichen, tauſendfachen Dank, gnädige Herrſchaften.

Gertrude. Wie ſteht es mit dem Lord?

Lieschen. Er iſt abgereiſt und nennt die Stunde, in welcher er ſich amputiren ließ — die tolleſte ſeines Lebens.

Gertrude. Und welcher Stunde eilen Sie entgegen lieber Heilenburg!

Heilenburg. [Mit Feuer:] Der glücklichſten und heißerſehnteſten meines Lebens.

Gertrude, (Lächelnd und mit dem Finger drobend:] daß nur die Folge Ihr Wort nicht Lügen ſtrafen möge.

Heilenburg. O nimmermehr!

Gertude. Nun wir wollen es hoffen — doch kommen Sie! — zu Frizen und Lieschen: Folgt uns bald ihr Leutchen!

Lieschen. Im Augenblicke mein gnädiges Fräulein!

(Gertrude und Heilenburg durch die Hinterthüre ab.)

Siebente und lezte Scene.

Lieschen. Ach unſeres Lebens glücklichſte Stunden nahen endlich, Geliebter!

Friz. Ach du meinſt die Stunden der Ehe; überſpanne Deine Hoffnungen nicht, Mädchen! der Ehe erſten Stunden geſtalten ſich zuweilen ziemlich erträzlich, allein die vielen folgenden gewöhnlich toll oder langweilig genug.

Lieschen. Du haſt in der Galanterie von Deinem Herrn wenig profitirt.

Peel. (Indem er den Kopf durch das noch offene Fenſter außen in die Stube ſteckt.) Aber das muß ich, im Begriffe abzureiſen, dem Lieschen noch ſagen, daß Sie boshaft wie eine Katze und der Monſieur Friederich Derbbeck ein Grobian iſt.

Fritz. Ich ſchlage dem Burſchen den Schädel dennoch ein.

Lieschen. (Ihn zurückhaltend:) Nicht doch! den Narren geht ja vieles drein hienieden.

Peel. God-dam! mein chriſtlicher Wunſch heißt: Fahrt beide zum Teufel. — (Sein Kopf verſchwindet aus dem Fenſter.)

Fritz. Aber wenn er dennoch wahr geſprochen hätte und Du eine Katze —

Lieschen. (Das Köpfchen an Fritzens Bruſt legend:) Beruhige Dich Lieber! ich bin höchſtens ein Kätzchen! und ſiehe — in Deinen Armen zieht das Kätzchen die Pfötchen ein.

Fritz. (Indem er ſie küßt:) Du biſt eine liebe Schäkerin! doch laß uns eilen — den Herrſchaften nach!

Lieschen. Ich komme, doch vorerſt noch ein Abſchiedswort dieſem Hauſe:

Zum Publikum.

Der Welt gefällt die Tollheit nicht ſelten.
D'rum möge auf der Bühne auch ſie gelten!

Der Vorhang fällt.

4.

Die Hexe von Trudering;

oder:

Junker Froſch und Comteſſe Weſpe.

Original-Feen-Märchen.

Es giebt Inſekten, die im Innern die Pfeiler des Staates untergraben; während man nur beſchäftiget iſt, von den Thürmen in die Ferne zu blicken.

Ich habe während meines Aufenthaltes in München — wo es mir, beiläufig bemerkt, ſo wohl gefiel, daß ich des freundlichen hochſtrebenden neuen Athen auch noch in der Unterwelt nicht vergeſſen kann, und von Bavariens Hauptſtadt häufig mit dem hehren F. H. Jakobi und andern nord- und ſüddeutſchen großen Genien, welche einſt dort geweilt haben, welche aber in ihren Anſichten ſich noch immer nicht einigen können, plaudere — ich habe dazumal oft in volksthümlichen Zirkeln der Hexe von Trudering erwähnen hören; allein ich mochte Vornehme oder Geringe, Gelehrte oder Ungelehrte fragen, Niemand konnte mir ſagen, was es mit der Hexe von Trudering — einem Dörſchen in Münchens Umgebung — eigentlich für eine Bewandtniß habe oder dereinſt gehabt habe.

Anjetzt will es mich faſt bedünken, daß ſo mancher der Gefragten wohl hätte reden können, wenn er hätte wollen.

Meine Neugierde wurde reger. — Jeder gebildete Reiſende weiß, daß auswärtige Gelehrte und Schöngeiſter in München ſtets mit zuvorkommender Aufmerkſamkeit aufgenommen werden, obwohl Jakobis ſeliger Schatten oft behauptet, es habe ſich auch gar mancher Fremder *ſ** gerade derſelben Artigkeiten und am Ende wohl gar einer Ohneſorgen auf Zeitlebens zu erfreuen gehabt. Dem ſey nun, wie ihm wolle, der Vorliebe für die Fremden hat Monachia gar Manichfaltiges und der Zuvorkommenheit, mit der man einſt bereit war, die Gäſte in beſtaubten Handſchriften und altergrauen Urkunden wühlen zu laſſen, hat die deutſche Literatur ſelbſt ſeinen gelungenen bändereichen Ritterroman zu verdanken, den ein in Magdeburg geborner Schweizer Herr Zſchokke geſchrieben, und welchem Buche man ſogar die Ehre erweiſet, es eine bayeriſche Geſchichte*) zu nennen, ja was noch mehr ſagen will, derſelben Zuvorkommenheit verdankt das Leſepublikum ſelbſt die nachfolgenden höchſt wichtigen und intereſſanten Notizen über die Hexe von Trudering.

---

*) In wie fern des ſeligen Hauff Anſichten über Zſchokkes bayeriſche Geſchichte richtig ſeyn mögen, will ich hier nicht unterſuchen. Daß aber des Herrn Z.s Verdienſte in erzählenden und romantiſchen Sachen überhaupt unvergänglich bleiben werden, unterliegt keinem Zweifel. Er verdient in der That der deutſche Walter Scott zu heißen.

* * *

Die hohe Monachia wurde bekanntlich erſt im zwölften Jahrhunderte von dem welfiſchen Heldenſohne Heinrichen dem Leuen gegründet und zu bauen angefangen, allein eines bei weitem höhern Alters rühmt ſich das heutige Dörfchen Trudering, denn dasſelbe iſt bereits zur Zeit der Invaſion der Römer in Bojoarien, alſo vierzehn Jahre vor Chriſti Geburt, eine anſehnliche Stadt geweſen, welche damals anders geheißen und ſeinen heutigen, wahrſcheinlich etwas verſtümmelten Namen dem Umſtande zu danken hat, daß etwas ſpäter der Stiefſohn des groſſen Auguſtus nämlich Herr Druſus in dem noch heute ſtehenden Caffehauſe zu Trudering notoriſch ein Déjeuné à la fourchette eingenommen und dann mit dem Marqueur à la chasse geſpielt, demſelben aber ſchon bei der erſten Parthie die Queue um den Kopf geſchlagen haben ſoll. Das allerdings demnach ſehr alte und berühmte Geſchlecht derer v. **** verehrt in jenem von einem römiſchen Prinzen von Geblüt auf dieſe Weiſe zum Ritter geſchlagenen Marqueur ſeinen Stammvater.

Andere Hiſtoriker widerſprechen dieſer Angabe mit Beſtimmtheit und behaupten, der Name Trudering ſtamme von einem Kloſter oder Hoſpitium her, welches die ehrwürdigen Väter Druiden — man erinnere ſich, daß die alten Boyen keltiſchen Urſprungs waren — urſprünglich an dieſer Stelle inne gehabt haben ſollten.

Beide Meinungen wurden in unzähligen Folianten und verſchiedenen Sprachen, ſo wie in vielen hunderten Sitzungen der europäiſch wiſſenſchaftlichen Akademien mit dem höchſten

Aufwande nicht geringer Gelehrſamkeit in allen Seiten vertreten, allein welche Meinung die richtige? darüber konnte man bis auf den heutigen Tag nicht ſo recht in's Klare kommen.

* * *

Der franzöſiſche König Ludwig XIII. pflegte die ihm theuerſten Höflinge ſtets „cher ami“ zu nennen, aber dieſelben nichts deſto weniger über kurz oder lang, auf einen Wink des Richelieu, aufknüpfen zu laſſen. In ähnlicher Weiſe behandelten die Römer ihre unterjochten Völker; auch jene nannten dieſe: „liebe Freunde und Brüder,“ allein es waren die Urſurpatoren gerade — die beſten Brüder nicht.

Der Bojer Loos in jener Zeit ſtellt ſich als ein ſehr beklagenswerthes dar. Selbſt die Freien der Nation wurden zum niedrigen römiſchen Kriegsdienſt gezwungen, die Leibeignen aber zu den härteſten Arbeiten, zum Straſſen- und Bergbau, angehalten; bei Heereszügen mußten ſie, gleich den Laſtthieren, das Gepäke tragen, und es wurden die Unglücklichen von den römiſchen Troßknechten ſelbſt auf das willkührlichſte und grauſamſte mißhandelt.

Mit ſchlecht verhaltener Wuth und nutzloſem Widerſtreben trug das kühne und kriegeriſche Volk der Bojen, die ihm von der Deſpotie aufgelegte unerträgliche Schmach, allein die Polizei der römiſchen Statthalter in den unterjochten Ländern war nach denſelben Grundſätzen beinahe konſtituirt, wie heut zu Tage die Wiener. Man hatte allerwärts und unter allen Ständen römiſche Stranizerl (Naderer) oder geheime Auflaurer vertheilt, und nicht ein Mal das Wort blieb dem armen unterjochten Volke frei. Wer es wagte über die römiſche Tyrannei zu klagen, wurde beinahe immer verrathen und ſchwer gezüchtiget; wer Plane geſchmiedet hatte, das ſchmachvolle Joch zu brechen, ſtarb unter Henkers Hand nach vorausgegangenen erſchrecklichen Martern.

* * *

Nachdem die Römerherrſchaft in den keltoboyſchen Provinzen zu wanken anfieng und verſchiedene Umſtände auf ihren nahen Untergang deuteten, glaubten die Tyrannen, nicht mit Unrecht, ihre Wachſamkeit verdoppeln zu müſſen. — Um dieſe Zeit nun gerade hauſete eine vornehme römiſche Dame in Trudering; ſie hatte ſich dort eine herrliche feſte Burg gebaut, von welcher noch gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts bedeutſame Ruinen vorhanden waren, deren Wegſchaffung aber bereits mit dem 16. Februar 1799 begann, und bald glücklich vollendet wurde.

Die Römerin — von Einigen Gepuoſa von Andern Guapine genannt — hatte unermeßliche Schätze nach Bojoarien gebracht, und ſich mit denſelben bedeutende Ländereien angekauft.

Gepuoſa war nicht nur Herrin von Trubering, ſondern man vermochte ſelbſt nicht von der höchſten Zinne jener hohen Burg ihre weitläufigen Beſitzungen in der Runde umher, alle zu überſchauen. Die Dame war übrigens eine wahrer Hort der römiſchen Despotie — wie ſich denn überhaupt die Weiber zu allen Zeiten gerne in politiſche Angelegenheiten zu miſchen pflegten — und ſie war es, welche mehrere Verſchwörungen im Keimen entdeckte und dem Landpfleger der Römer verrieth. Da den dazumal noch ſehr abergläubiſchen Keltoboyen ſchlechterdings unbegreiflich blieb, wie es der Guapine gelingen konnte, beinahe die Gedanken des Volkes zu durchſchauen, brachte man übernatürliche Kräfte in's Spiel, und bald verbreitete ſich das ſeltſame Gerücht: Die Römerin vermöge es, ſich nach Belieben in eine Weſpe oder Fliege zu umwandeln, in welcher Geſtalt ſie dann unbemerkt die Geſpräche und geheimen Verhandlungen der keltoboyſchen Patrioten zu belauſchen nicht verabſäume. Dieſemzufolge nannten die Unterdrückten die Dame: „Hexe von Trudering“ — bei den Tyrannen aber hieß ſie „eine erleuchtete Seherin.“

Dieſe Notiz, die erſte nämlich, welche einigen magern Aufſchluß über die Heldin gegenwärtiger hochgelahrten hiſtoriſchen Abhandlung ertheilt, habe ich Dr. Hauſſius im Küchenbüchlein der ehemaligen Abtei Roggenburg nach unſäglichen Anſtrengungen aufgefunden.

Nun weiß jeder echte und wahrhaft gelehrte Hiſtoriker unſerer Zeit, daß die Küchen- Haushalt- Keller- und Garzenbüchlein der alten verfallenen Klöſter und Abteien annoch die einzigen lautern Quellen verbleiben, aus welchen neue Schätze und Aufſchlüſſe über Deutſchlands älteſte Geſchichte zu erholen, darum ließ ich, ein würdiger Schüler des wackern Zſchokke, mich keine Mühe verdrieſſen, alle jene in den Archiven und der k. Centralbibliothek der Monachia ſorgfältig verwahrte intereſſante Kloſterhaushaltbüchlein zu ſtudieren. Allein vergebens — ſchon lag die erſte Zeitperiode der keltoboyſchen Freiheit und Unabhängigkeit hinter mir; keine Ausbeute für meinen Zweck gaben die Agilolfinger, keine die Carolingen, keine die Luipolden; ſchon ſank mein Muth, ſchon hatte ich mich in's hochpreißliche Mittelalter hineingearbeitet — von dem unſere beſten Hiſtoriker bekennen, noch immer nicht zu wiſſen, mit welchem Jahrhunderte es zu eröffnen, da —

— O welche Wonne, welch' Entzücken
Wenn nach groſſer Sorg' und Müh'
Sich belohnt ſieht das Genie —

Da kam mir plötzlich das Pförtnerbüchlein des Theatinercollegiums zu München*) unter die Hand; ſchon wollte ich das alte graue opus bei Seite legen, wohl wiſſend, daß bisher keiner der Hyſtoriker Bayerns ein Pförtnerbüchlein citirte, als mir gerade beifiel, ich würde ein groſſes Lob verdienen, wenn es mir am Ende gar gelänge, eine ganz neue geſchichtliche Fundgrube zu entdecken, und immer nur voll lobenswerthen Ehrgeizes, dieſes hehre Ziel, wie Colon einſt die weſtliche Küſte, im Auge behaltend, ließ ich mir die ſaure Mühe nicht verdrieſſen, das ziemlich dickleibige Pförtnerbuch zu durchlauſen, denn der ehmalige Bruder Pförtner, benamſet Crispinus, hatte in nomini domini J. Chr. in einer etwas langweiligen Vorrede ſelbſt geſtanden, daß er in ſeiner Chronik viele Dinge aufgenommen, welche eigentlich gar nicht dahin gehörten, daß ihm aber dieſes als einem alten Manne, der lediglich die ſchlafloſen Nächte ſich zu verkürzen, die ſchriftſtellerlſche Feder ergriffen, zu gut gehalten werden müſſe und zwar um ſo mehr, als man alle von ihm berührten merkwürdigen vaterländiſchen Ereigniſſe und zwar ſyſtematiſch geordnet, in den nachgelaſſenen weitläufigen Werken der ſiebzehn hochwürdigen Patres Hiſtoriker patriae des Collegiums werde ausgeführt finden können; nun aber ſind die hochgelobten Manuſcripte der Herren Patres Hiſtoriker ſammt und ſonders dem Zahn der Zeit erlegen, indeſſen ſich das beſcheidene und gemüthliche Chronikenbuch des Bruders Pförtners ſich erhalten hat, welchen Umſtand ich wiederum dem Umſtand zuſchreibe, daß ſothanes vielmal erwähntes Pförtnerbuch mit durchaus keinen Spangen, weder mit kupfernen, noch ſilbernen noch gar etwa güldenen beſchlagen ſich darſtellt, anſonſten es bei *der allgemeinen bayeriſchen Kloſteraufhebungsgeſchichte* dem gelehrten Forſchungsgeiſte der *aufhebenden* Herrn Commiſſäre ſchwerlich dürfte entgangen ſeyn.

---

*) Ich vermag nicht mein Erſtaunen zu bergen, ob der argen Anachronismen, welche ſich der Herr Dr. Hauff in dieſer ſeiner ſogenannten hiſtoriſchen Abhandlung zuweilen erlaubt. Das Theatinerkloſter in München wurde erſt i. J. 1663 von dem Churfürſten Ferdinand Maria geſtiftet. Es will mich beinahe bedünken, es ſey die ganze Erzählung eine arge Satyre.

N. v. Sch.

Ich, nämlich *Wilhelm Hauff*, lebe der freudigen Ueberzeugung, daß dieſe meine originelle Erzählung in Deutſchland groſſes Aufſehen erregen werde, ſintemalen ich mich gleich Anfangs dermaſſen in literariſche Klatſchereien und Wiſchiwaſchi verwickelt habe, daß ich den Muth verliere, mich heraus zu finden und wenn dieſes hoffentlich auch dem Leſer gelingt, ſo iſt ja ohnehin das Glück der

Novelle gemacht; doch die Miene müſſen wir uns ja doch, des hergebrachten Gebrauchs halber, geben, das Ganze nicht in's Klare aber in ein beliebtes Dunkelhell — nicht Helldunkel, denn das iſt keineswegs einerlei — zu ſtellen, darum wenn mit ſchwerem Herzen auch — zur Ordnung zurück!

* * *

Des Bruders Criſpinus Chronika beginnt mit dem Jahre 1073 und endet mit dem Jahre 1087; ſie fällt demnach in jene Zeiträume, in welchen die Dynaſtie der Welfen über Bayern herrſchte. Gerne möchte man den ehrlichen Kloſterpförtner ſelber ſprechen laſſen, allein da man verſichert iſt, er würde von dem größten Theile des jetzigen Leſepublikums nicht immer ſo ganz recht verſtanden werden, ſieht man ſich veranlaßt, Criſpinus Dollmetſcher zu werden, bei welchem dankbaren Geſchäfte man ſich übrigens ſchwerlich wird verſagen können, je zuweilen eine oder die andere eigene Bemerkung einzuſtreuen.

Es iſt durchaus nothwendig, daß wir es wagen, vorerſt mit einigen kühnen Pinſelſtrichen anzudeuten, wie dazumal alle Verhältniſſe in Bayern beſchaffen waren.

Otto II. Herzog in Bayern, aus dem Hauſe Sachſen entſproſſen, wurde ſeiner Rechtlich- und Biederkeit halber, von dem bayeriſchen Volke herzlich geliebt, doch von der Ritterſchaft beinahe allgemein gehaßt. Man trieb es im allgemeinen dazumal in Bayern, wie zur Zeit des hochbelobten Mittelalters ſo ziemlich in ganz Deutſchland, jeder Landjunker betrachtete eben ſeine Grundholden als liebes Vieh, und wie viele Jahrhunderte ſpäter der galliſche vierzehnte Ludwig zu ſagen pflegte: „l'état c'est moi"; ſo beliebten wohl ſchon in jenen Zeiten die ritterlichen Grundeigner Deutſchlands lachend auszurufen: das Bauerngeſindel mag krepiren, es iſt ohnehin unſerhalber nur vorhanden." Otto II. dachte anders und voll echt ritterlichen und kühnen Sinnes nahm er ſich des hart bedrückten Volkes an, doch dieſer Edelmuth eben führte den Herzog zum Untergange. Der junge Deutſche Kaiſer Heinrich IV. war ein unbeſonnenes, gewaltthätiges oft grauſames Oberhaupt, ganz mit den Grundſätzen der Ritterſchaft verſtanden; und da ihm der wackere zweite Otto ein Dorn im Auge blieb, ſtieß er durch einen Machtſpruch den Sachſen vom bayeriſchen Throne, und erhob auf denſelben den Welfen, einen ſeiner Creaturen.

Der nunmehrige Bayernherzog Welf I. ſtellte einen keineswegs unbeſonnenen, dagegen verſchmitzten, höchſteigennützigen und hartherzigen Fürſten dar und die graſſeſte Selbſtſucht blieb die Achſe, um die ſich alle ſeine Handlungen drehten. Zu jener Zeit war ein ſolcher Herzog der bayerſchen Ritterſchaft der rechte ſchon, und Fürſt und Ritterſchaft ſaugten im ſchändlichſten Einverſtändniſſe am Blut und Mark des Volkes; war es dieſem unglücklichen Volke wohl zu verdenken, wenn es ſehnlich nach der Wiederherrſchaft ſeines geliebten, ſanften, ohne alles Recht vertriebenen zweiten Otto ſeufzete, und wenn es ſelbſt unverkennbar geneigt blieb, ſich zu deſſen Gunſten zu empören? — Dieſes Gelüſten nun ſuchten die Gutsherrſchaften den leibeigenen unglücklichen Sklaven durch eine verdoppelte Tyrannei zu vertreiben, allein die Grauſamkeit aller dieſer elenden Satrapen kam nicht jener gleich, wie ſie in der Gegend des heutigen Münchens an den Ufern der Iſar eine alte unverehlich-

Gräfin von Weſpenheim, Herrin von Trudering und Ramersdorf, und Ritter v. Quack auf Keferlohe und Perlach*) trieben.

Der Gräfin Aeußeres ſchon war im Stande Grauen zu erregen. Der Dame Körper ſtellte ſich bauchicht und zuſammengebogen und deſſen Taille in der That weſpenartig dar. Eine faltenreiche ſchwarze Haut überzog das mißgeſtaltete hagere Geſicht, aus welchem zwei kleine meergrüne Augen ſchauerlich hervorblitzten; ein zahnloſer ſpitzer Mund, eine eckle nur zu ſtarke nach oben gebogene Stulpnaſe, emporſtehende kohlſchwarze Bartſtoppeln auf der ſchmalen Oberlippe, dann dunkelrothe kurze Haupthaare, ſpindeldünne Arme und dieſen entſprechende Beine hatten ſich vereiniget ein Weſen zu geſtalten, in welchem man nur mit Mühe und Unwillen eine menſchliche Creatur zu erkennen vermochte; beſonders, da ihr unabänderliches Coſtüme der Gräfin zum Ueberfluſſe und wo möglich ein noch unheimlicheres und ſeltſameres Ausſehen verlieh, als deren körperliche Bildung ſchon an und für ſich ſelbſt hervorbrachte. Die Dame war ſtets in ſchwarzen oder dunkelblauen Sammt gekleidet; das grauſe Haupt bedeckte ein Barett von gleicher Farbe, auf welchem zwei ebenfalls ſchwarze Schwungfedern durch einen großen dunkelrothen und ſeltſam blitzenden Karfunkel feſtgehalten wurden, während die eingedrückte Bruſt eine Fraiſe von ziegelrother Farbe bedeckte.

---

*) Namen ſolcher Dörfer, welche ſich noch heutigen Tages auf der Iſar rechten Ufer vorfinden.

Trotz ihrer Häßlichkeit blieb die Gräfin von Weſpenheim am herzoglichen Hofe des erſten Welfen ungemein hoch geehrt, denn ſie war unermeßlich reich und der Dynaſtie des Deſpoten treu ergeben. Nicht zufrieden ihre eigenen Unterthanen bis aufs Blut zu ſchinden, wußte die Gräfin alle, ſelbſt noch ſo vorſichtig zu Gunſten des vertriebenen Otto angelegten geheimen Umtriebe zu entdecken, und hunderte Unglückliche förderte das entſezliche Ungethüm zur Folter und zum Schaffot.

Die Gräfin von Weſpenheim rühmte ſich von einem uralten römiſchen Geſchlechte abzuſtammen und nannte die obenerwähnte Guepine als Stammmutter. Doch wunderliche Dinge raunte ſich das Volk von der Gräfin, wenn auch mit der vorſichtigſten Aengſtlichkeit, in die Ohren. Wie einſt jene Aeltermutter hieß nun auch die ſpäte Ur-Urenkelin: „Hexe von Trudering" — ja Viele giengen ſo weit, geradezu zu behaupten, es ſeyen jene römiſche Guepine und die Gräfin v. Weſpenheim nur eine und dieſelbe Perſon, ſintemalen das geſpenſtige Weſen keinem gewöhnlichen irdiſchen Tode unterworfen. Darüber war man im Allgemeinen einig, es vermöge ſich die Dame nach Belieben und mit jeden Augenblick in eine

Weſpe zu umwandeln. Viele Augenzeugen ſchwuren hoch und theuer, der Gräfin Geſtalt oft plötzlich aus dem Sattel des ungeſtümen, wilden Rappen, den ſie gewöhnlich zu beſteigen pflegte, entſchwinden geſehen zu haben, in welchem Fall ſich die Hexe dann als Weſpe hinter des armen Thieres rechtes Ohr verbarg und die ſchwarze Beſtie zu tollen und entſetzlichen Sprüngen reitzte. Ferner meldete die Sage, es verfolge die Hexe von Trudering ihre wichtigſten Feinde ſtets als Weſpe und ihr Stich förderte die Unglückliche dann in's Tollhaus oder in den Sarg.

* * *

Der bereits aufgeführte Ritter Quack auf Keferlohe und Perlach war der Gräfin v. Weſpenheim nächſter Gutsnachbar und unzertrennlicher Freund oder Sclave vielmehr. Auch ſeine körperliche Geſtalt konnte eine ungewöhnliche gelten, und nahm ſich neben jener der Gräfin ſeltſam genug aus.

Ritter Quack war klein und mit einem ſolch ungeheuern Hängebauch ausgeſtattet, daß darob die kurzen, kleinen, dicken Beine kaum noch ſichtbar blieben; das koloſſale Haupt des Ritters ſteckte ſo tief in den breiten Schultern, daß kein Hals ſichtbar ward. Das Vollmondsgeſicht ſchien erdfahl gefärbt; die Wangen hiengen ſchlaff; der ungeheure Mund — treffender Maul genannt — reichte von einem zum andern der winzig kleinen Oehrlein; die kleinen grasgrünen Aeuglein ſtarrten gläſern und das wenige Kopfhaar hatte beynahe die Farbe und ganz die Form jenes dunkel-grün-braunen Mooſes, wie man es an der Teiche Ufer häufig findet; während des Ritters lange und dünne Arme ſonderbar gegen die übrige Geſtalt abſtachen, und eher thieriſchen Springgliedern denn menſchlichen Gliedmaſſen ähnelten.

Dieſer dicke Ritter änderte ebenfalls nimmermehr ſeine Garderobe; er trug einen kothfarbigen Waffenrock mit dunkelgrünem Gürtel; die kurzen Beine ſteckten in gelben Stiefeln und den dicken Kopf bedeckte ein braunes Barett mit gelben Federn, gehalten von einem ſeltſamen Steine, der dem Flußkieſel gleichte.

Hohe Geiſteskräfte zeichneten den Ritter keineswegs, wohl aber eine Aufgeblaſenheit und Arroganz ſonder gleichen aus — nichts deſto weniger war auch er am herzoglichen Hofe ſehr wohl gelitten, ja Welf I. nannte den geliebten Quack, der auf den vaterländiſchen hohen Adel bedeutſamen Impuls übte, endlich gar zu ſeinem Hofmarſchall.

Der Ritter war nichts anders als eine Maſchine, welche ihre Richtung lediglich von der Gräfin v. Weſpenheim erhielt, doch ſollte die Hexe v. Trudering — nach des Volkes Sage und feſtem Glauben — ihrem dicken Freunde dennoch die geheime und beneidenswerthe Kraft verliehen haben, ſich jeden Augenblick nach Belieben in einen Froſch zu verwandeln.

Es führten in jener Zeit nicht ſo viele herrliche Brücken über die Iſar, wie in unſeren Tagen, denn man wußte dazumal noch von Bierpfenningen*) nichts; wenn daher die Gräfin von Weſpenheim, und ihr Cicisbeo der Ritter v. Quack, Belieben trugen, die Gefilde des jenſeitigen Ufers zu beſuchen, pflegten ſie auf ihren ſtarken Roſſen — des Ritters Leibroß war ein ſogenannter Rothſchimmel — nebſt ihrem ſtarken Gefolge mitten durch die Fluthen zu ſetzen, allein — viele Urbewohner hatten es geſehen, und erzählten die Thatſache mit Grauſen — wenn der reißende Waldſtrom, die Iſar, durch Regengüſſe und herabſtrömendes Waſſer vom Gebirge zur ungewöhnlichen Höhe herangeſtiegen war, dann umwandelten — um den Pferden die ſchwere Arbeit zu erleichtern — ſich die Gräfin und ihre Zofen und Reiſigen alle in Weſpen, welche hinter der Roſſe Ohren, dieſe durch die ſchäumende Fluth ſprengten. Hinterdrein ſchwammen bedächtlicher auf ihren Kothſchimmeln der Ritter v. Quack und ſeine Waffenknecht, ſämmtlich in Fröſche verwandelt, und es ſoll einen poſſirlich-graulichen Anblick gewährt haben, zu ſehen, wie jene Fröſchlein auf den Sattelknöpfen ſitzend, und gar klug dareinſchauend, mit den kleinen dünnen Vorderſchenkeln gar behende und geſchickt die ſchweren Zügel führten und die ſich bäumende Streithengſte durch den Strom nach dem gegenſeitigen Ufer hinlenkten, welches erreicht, Weſpen und Fröſche ſogleich wieder ihre vorigen menſchlichen Geſtalten annahmen.

---

*) Die neue, ſchöne, große, ſteinerne bei München über die Iſar führende Brücke wurde von dem Magiſtrate der Hauptſtadt erbaut, und die Koſten des Baues aus den Revenuen des ſogenannten Bierpfennings beſtritten; eine Abgabe, welche viel einbringt und zu der Jedermann beſteuert, ohne es ſonderlich zu bemerken, denn in München wird die Maaß Bier mit einem Pfenning höher als anderwärts bezahlt und ſothane Pfenninge fallen alle in des Magiſtrats weiten Säckel.

* * *

Uebrigens wird man uns gerne glauben, wenn wir verſichern, es habe ſich Junker Quack für ein Mitglied jener eigenen vornehmen und privilegirten Froſchkaſte gehalten, von welcher nicht alle Naturforſcher berichten — und durchaus nichts ähnliches gehabt mit jenen hundsgemeinen Fröſchen, welche vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution die galliſchen Bauern mit Knüppeln, im Frohndienſte von Sonnenniedergang bis Sonnenaufgang Ruhe auferlegen mußten, damit die Nachtruhe der gnädigſten Gutsherrſchaft nicht durch gemeines Froſchgequacke gefährdet werden konnte.

Doch ſo groß die Vorzüge unſers Junkers Froſches auch in ihrer Art glänzen mochten, bei weitem wurden ſie dennoch überſtrahlt durch jene auſſerordentlichen ſeiner Freundin der Comteſſe Weſpe.

Spalanzi hat, neben mehrern andern berühmten Naturforſchern, die ſinnreiche Beobachtung gemacht, daß den Weſpen, trotz ihrer hervorſtehenden Beſtialität, dennoch ein eigenthumlicher kritiſcher und zuweilen ſelbſt ſogar ein produktiver Sinn beiwohne. Darum ließ auch der gutmüthige brittiſche Schriftner Swift ſeinen Reiſenden im Rieſenlande von einer erlegten Rieſenweſpe — welche ſo groß geweſen ſeyn ſoll wie eine deutſche Mutter Gans — den Stachel ablöſen und denſelben — einer ſehr verehrlichen Akademie der Wiſſenſchaften verehren.

Was nun aber die Fröſche, ſowohl vornehme als gemeine Fröſche, betrifft — man möge ſich bemühen, ſie in den Augen der vornehmen und gemeinen Canaille noch ſo hoch zu ſtellen, es werden doch immer nur dumme Fröſche bleiben, unvermögend ſelbſt zu denken, ſelbſt zu ſchaffen — und höchſtens dazu brauchbar das von Andern Gedachte nach Umſtänden zu be- oder aus- oder nachzuquackern.

Es habe der geneigte Leſer mit dieſer kleinen reflecktirenden — man geſteht es etwas umſtändlichen Epiſode Nachſicht, indem man bereits darauf bedacht iſt, den hiſtoriſchen Faden wieder aufzufaſſen.

* * *

Welf I. ſah ſich in beſtändige Fehden verwickelt und endlich im Begriffe gegen ſeinen eigenen höchſten Wohlthäter den Kaiſer

Heinrich IV. zu Felde zu ziehen, ernannte der Herzog den Hofmarſchall Ritter v. Quack, zu ſeinen Pfalzgrafen und es ſollte nun Junker Froſch Recht ſprechen und regieren im Lande während des Fürſten Abweſenheit.

Der Froſch zog deſſenzufolge nach Regensburg, allein die Weſpe begleitete ihn. Wir vermöchten nun allerdings von dem Interregnum der Inſekten ein Langes und Breites zu vermelden, allein — um den Leſer die Geduld nicht zu ermüden — werden wir ſtreben, uns in möglichſter Kürze zu faſſen.

Junker Froſch er paradirte, die Weſpe aber — ſie regierte.

Daß der Ritter die fetteſten erledigten Hof- und Staatsſtellen an die aufgeblaſenſten ſeiner Fröſche verlieh, war die einzige ſelbſtſtändige Handlung, welche er übte, und Comteſſe Weſpe gönnte ihm gerne dieſen Vorzug, ſintemalen die graßeſte Deſpotie es von jeher liebte, das Geſchlecht der Fröſche zu protegiren.

Indeß zu allen Zeiten und ſelbſt unter dem Drucke des furchtbarſten Joches der Tyrannei blieb es nimmermehr zu verhindern, daß ſich kühne, edle und freie Genien erhoben, welche da laut und geſcheut von gleichen Rechten der Menſchheit predigten, und die nicht begreifen wollten, daß viele Tauſende den Schweiß ihres Angeſichtes für einige privilegirte Faulenzer vergießen ſollten. Ja — wir können es nachweiſen — das uralte Sprüchlein:

„Als Adam grub,
Und Eva ſpann,
Da gab es — keinen Edelmann!“

es ſtammt von einem Keltoboyen jener Zeit.

Die Idee der Nationalvertretung iſt eine der älteſten und natürlichſten und ſie bildete ſich, nebſt den heftigen Gelüſten nach den

Attributen, ſtets bei den Völkern in jenem Momente aus, in welchem dieſelben die Gränzlinie der roheſten Barbarei überſchritten um hernieder zu wallen in die roſigten Gefilde der Cultur.

Gegen ſolche Apoſtel nun zog Comteſſe Weſpe mit Feuer und Schwert ein echtes hölliſches Ungeſtüm, nimmermehr ſeine Natur verleugnend — zu Felde. Neue drückendere Abgaben ſchüchterten das Volk ein, abermals fielen unzählige Opfer einem politiſchen Fanatiſ'm und es überlieferte die Oberſte aller Hexen, nämlich unſere Hexe von Trudering, alte verrückte Weiber als Hexen und blödſinnige Burſche als böſe Zauberer dem Scheiterhaufen.

Geraume Zeit dauerte dieſes Unweſen. Endlich brachte der erſte Welf dem Kaiſer Heinrich IV. bei Fladenheim (i. J. 1036.) eine entſchiedene Niederlage bei und es kehrte Bayerns Herzog in ſein Land und nach Regensburg zurück. Welf I. nahm nun aus des Froſches Händen die Zügel der Regierung wieder, und wohl bedankt und reichlich belohnt machten ſich Froſch und Weſpe auf, in Geſellſchaft heimzuziehen nach ihren Häuſern.

Nur noch zwei Stunden von Trudering entfernt wurde unſer edles Paar, indem es gerade einen dichten Wald durchzog von Landsleuten überfallen und — ehevor ſich die Gräfin noch in eine Weſpe, der Ritter aber in einen Froſch umwandeln konnten, wurden beide von den groben Bauern mit derben Knitteln todtgeſchlagen und das war gut, denn ſcharfe Waffen vermögen bekanntlich gegen Zauberei und Hexen wenig oder nichts.

* * *

Die Leichname der Gräfin Weſpe und des Junker Froſch wurden von ihren Mördern in einen Sack geſteckt und mit Steinen wohl beſchwert in eine Untiefe der Iſar verſenkt.

Da weder die Gräfin noch der Ritter Nachkommenſchaft hinterlaſſen hatten, fielen deren weitläufige Beſitzungen dem Herrn des Landes anheim.

Die menſchlichen Geſtalten der Dame und des Junkers waren freilich für immerdar entſchwunden, allein die geſpenſtigen Weſen blieben, beide ſtets thätig und ihren einmaligen Principen treu, das eine nur ausſchließlich als Weſpe, das andere als Froſch, mehr oder minder bis zu den neueſten Zeiten empfindliche Plagen des Landes.

Wehe denen, welche je den Weſpenſtich empfanden. Deſſen Wirkung ſtellte ſich ſtets in einer oder der andern Art als verderblich dar. Entweder gieng der Geſtochene ne ſelbſt in die höchſte Potenz der verruchten Weſpenideen ein, oder er wurde toll und bewegte ſich in wilden abentheuerlichen Sätzen wie dereinſt der Rappe der Gräfin v. Weſpenheim.

Von der Zeit der Welfen an fand ich in den oftbelobten Haushaltungsbüchlein der Abteien zwar unzähligemale die ſchädlichen Impulſe angedeutet, welche als Weſpe die Hexe v. Trudering übte, doch hier in's Detail einzugehen, würde zu weit führen. Auch beſtehen unter gewiſſen Geweihten Traditionen über dieſen Gegenſtand, welche beinahe eben ſo groſſen Glauben denn die klöſterlichen Haushaltsbüchlein verdienen.

Laut dieſen Traditionen zeigte ſich nach langer Ruhe die Hexe von Trudering als Weſpe beſonders thätig vom J. 1778 bis 1799. Während dieſer Zeit wagte es das verruchte Inſekt ſogar, ſich einem anſonſten edlen und weiſen Fürſten hinter's Ohr zu ſetzen; ſie jagte den Machthaber von München nach Mannheim und bethörte ihn dermaaßen, daß er bald mir nichts und dir nichts ſein ſchönes Land abgetreten hätte, wenn ſich nicht ein Stern erſter Größe, nämlich jener hehre nordiſche König, dazwiſchen gelegt hätte, deſſen mächtige Strahlen Weſpen und Fröſche nimmermehr zu ertragen vermochten.

In jener Zeit richtete die Weſpe des Unheiles vieles an. Der Philoſoph Weißhaupt wurde durch ſie von Ingolſtadt nach Gotha gejagt, und konnte dem Geſchick danken, mit heiler Haut entkommen zu ſeyn. Auch der Menſchheit edelſter Freund, der hehre Graf Rumford mußte dem Einfluſſe der Weſpe weichen; er ließ ſein lichtes ſo ſchön begonnenes Werk unvollendet, und kehrte ſeufzend nach ſeinen Kreidefelſen zurück.

* * *

Ihre tiefgebeugte und beinahe gänzlich gebrochene Macht wo möglich noch einmal zu feſtigen, wagte die Hexe v. Trudering i. J. 1818 noch einen verzweifelten Verſuch nachdem der hochherzige König Maximilian I. ſeinen treuen Bayern mit der Conſtitution ein hehres und unvergängliches Geſchenk gereicht hatte.

Und wenn von jenem angeregten Verſuche auch in öffentlichen Blättern keine Meldung geſchah, ſo hätte derſelbe dieſe Auszeichnung gewiß eher verdient, denn ein anderer kleinlicher Vorfall, welcher neulich im Saale einer deutſchen Ständeverſammlung ſtatt fand, und ſogleich allerwärts auspoſaunt wurde. Ein zu dieſer erhabenen Verſammlung Verordneter hatte eine Rede, aber er hätte beſſer das Maul gehalten, wie triviale Witzlinge ſich ausdrückten und als der Unglückliche geendet, ſetzte er ſich zwiſchen zwei Stühlen nieder, in welchem Zufalle ſeine Antagoniſten eine Strafe Gottes erkennen wollten. Doch zur Ordnung!

Es war im Jahr 1819 als die konſtituirte zweite Kammer der bayeriſchen Abgeordneten eines Tages beiſammen ſaß, eifrig debattirend über einen Gegenſtand höchſter Wichtigkeit, über Volksbildung und Volksſtimmung nämlich.

Des ſchwülen Wetters halber war im Saale ein Fenſter geöffnet worden, da ſummte durch dasſelbe plötzlich ein Weſpenſchwarm herein; die Hexe von Trudering an deſſen Spitze. Im erſten Momente verhielten ſich die Weſpen ruhig; es ſchloß ſo eben ein kräftiger Patriot voll Feuer und mit ſonorer Stimme in folgender Art:

„Anhänglichkeit an eine feſte, ſeinen eigentlichen Bedürfniſſen weiſe angepaßte Verfaſſung iſt das einzige ſowohl heiligſte als ſelbſt in politiſcher Hinſicht verläſſigſte Band, ſich des Volkes auf immerdar zu verſichern. Allein man ſchlinge das Band mit humaner Vorſicht und ich erlaube mir nur noch an Montesquieus Satz: (de l'esprit des lois L. chap.XVII. chap. 14.) zu erinnern: les peuples sont très attachés à leur coutumes, les leur ôter violemment, c'est les rendre malheureuse: il ne faut donc pas les changer: mais les engager à le changer eux-mêmes.“

Dieſer gemäßigte Rath, gerade weil deſſen genaue Befolgung ſtets des Volkes wahres Beſtes reſultiren dürfte, ſchien der Comteſſe Weſpe nicht zu behagen; ſie ſummte auf den Redner los und ſetzte ſich auf deſſen Stirne, allein kaum fühlte der Deputirte den verwundenden Stachel, da ſchlug er ſich mit der Konſtitutionsakte, welche er gerade in Händen hielt, vor dem Kopf und ſiehe da — die unheilbringende Weſpe lag getödtet zu ſeinen Füſſen, denn alſo war es im Buche des Schickſals verzeichnet, die Konſtitutionsakte allein vermochte dieſer Weſpe gänzlichen Untergang herbeizuführen.

Als die übrigen Weſpen wahrnahmen, daß ihre Königin und Meiſterin unwiederbringlich verloren, zogen ſie ſich erſchrocken ſogleich durch das offene Fenſter zurück, und in unordentlichem Schwarme eilten ſie nach den Harlachinger*) Bache, an deſſen Ufer Junker Quack, unſer wohlbekannter Froſch, den Ausgang der Expedition erwartete.

Wir müſſen hier bemerken, daß dieſer Harlachinger Bach derſelbe iſt, den der nun verſtorbene jüdiſche Banquier Weſtheimer, deſſen ſämmtliche Projekten zu Waſſer wurden, mit Gewalt und den unerhörteſten Geldaufwande nach München leiten wollte, wo es an Waſſer doch nimmermehr gebrach und ſich hinſichtlich dieſes Fluidums noch in dieſem Augenblicke nicht der geringſte Mangel zeigt. Es wurde dazumal über die Sache durch in- und ausländiſche Blätter groſſes Aufſehen gemacht. Viel Lärm um nichts! —

---

*) Harlaching, eine Schwaige nebſt Kirchlein auf dem rechten Ufer der Iſar, 3/4 Meilen von München entfernt; ein Punkt, von welchen man ſich einer herrlichen Ausſicht erfreut. Hier ſtand noch vor wenigen Jahren ein Schloß, in welchem einſt der berühmte Claude Lorain mehrere Jahre der Kunſt lebte.

Der Froſch erblaßte und zitterte heftig, als er den plötzlichen conſtitutionellen Tod ſeiner Freundin Weſpe vernahm. Nur einigermaſſen wieder zur Faſſung gelangt, ſtürzte ſich Ehre Quack in den Harlachinger Bach und ſammelte deſſen Bewohner, ein ſehr groſſes Froſchheer zur geheimen Sitzung um ſich her. Die Fröſche beriethen, in welcher Art ſogleich eine Revolution zu beginnen, allein als ſie ſo beiſammen ſaſſen, nahete ihnen ein baarfüſſiger Junge aus dem nahen Haidhauſen*) und patſch waren alle Fröſche ſammt ihrem Könige gefangen.

Nun geſchah es, daß des andern Tages ſich mehrere Abgeordnete im Gaſthauſe des Herrn Baumgartner, genannt zum Stachusgarten vor dem Karlsthore, zu einem freundſchaftlichen Faſtendiné verſammelten, bei welchem unter andern auch die Rathsverſammlung aus dem Harlachinger Bache nun gebacken aufgetragen wurde.

---

*) Ein in der allernächſten Umgegend Münchens gelegenes Dörfchen, welches gewöhnlich für eine ſeiner Vorſtädte gilt.

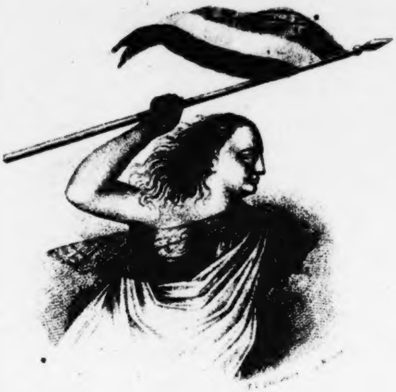
Ein poſſierlicher Zufall wollte, daß derſelbe Redner, welcher Tags zuvor die Comteſſe Weſpe mit der Konſtitutionsakte getödtet hatte, nun auch unſerm Quack den Froſchkönig verſpeiſen mußte und es verſicherte der Herr Landſtand, zeitlebens noch keinen feiſtern und wohlſchmeckendern Froſch genoſſen zu haben.

Dieſes als Mährchen von Froſch und Weſpe!

Noch heutigen Tages, wenn in München Trauriges, Unglückliches oder auch wohl Einfältiges zur Sprache kömmt, pflegen die Leute auszurufen:

„Das that die Hexe von Trudering!"

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



Mourant ensemble, ensemble ensevelis.
Au ciel encore nous resterons unis.

Die Franzoſen in Algier

und die

Pariſer Revolution

im Jahr 1830.

Hiſtoriſch-romantiſches Original-Gemälde

von

Adolph von Schaden.

Mit einem Titelkupfer.

München, 1831.
Mich. Lindauer'ſche Verlagsbuchhandlung.

201. D.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Seinem hochverehrteſten Freunde

dem

Herrn Karl Ehrenbert Freiherrn
von Moll,

königlich bayeriſchen geheimen Rath und Ritter des
k. Civil-Verdienſt-Ordens der bayeriſchen Krone ꝛc. ꝛc.

Euer Hochwohlgeboren

Seltener Bücherſchatz, der längſt und mit Recht eine europäiſche Celebrität erlangt hat, gab mir die ſchätzbareſten, zur Bearbeitung gegenwärtigen Werkes erforderlichen Materialien an die Hand und mir wurde nebenbei das Glück bei dieſem Unternehmen die Winke eines hoch gefeierten Neſtors deutſcher Literatur benützen zu dürfen — deſſenzufolge mögen Sie hochverehrteſter Herr und Freund! es nur als einen kleinen Beweis unverſiegbarer Dankbarkeit entnehmen, daß ich es wage, Ihnen, dem edelſten, freiſinnigſten Greiſen, meine drei verhängnißvollen Farben ganz gehorſamſt zu weihen.

Dachau im Oktober 1830.

Der Verfaſſer.

Vorwort.

Kühn ſpricht man hier die Hoffnung aus: es werde Niemanden beifallen, dieſes unſer Buch mit jenen vielen nichtsſagenden Zeitbroſchüren zu verwechſeln, welche ſtets rege Buchhändlerſpeculation in unſern Tagen in's Leben rief, ſich ſtützend auf das allgemeine Intereſſe, welches vorerſt der Occupation Algiers und dann der neueſten pariſer Revolution zu Theil wurde.

Die Verfaſſer der erwähnten Eintagsfliegen haben größten Theils, im Fluge und ohne Umſicht, die allergewöhnlichſten und unzuverläſſigſten Quellen (ſogenannte Eſelsbrücken) benützt, indeſſen wir ſelbſt aus den ſeltenſten und reinſten Bornen ſchöpfen, von welchen wir uns erlauben hier einige nur namhaft zu machen:

„Historie du Royaume d'Alger etc. par „Laugier de Tassy. Amsterd. 1772. 2 Tom. 8.“ „v. Rehbinders Nachrichten und Bemerkungen üb. d. algier. Staat 3. Thl. Altona „1798 — 1800.“ „Thom. Shaws Reiſen und „Anmerkungen verſchiedene Theile der Berberei „und Levante bet. (deutſch v. Merk.) 1765.“

„Strabo lib. XVI.“

„Niebuhrs Beſchr. v. Arabien ꝛc. ꝛc.“

Auch d'Arvieux, Seetzen, Dubuis, Larrey, Hartmann, Ritter u. a. m. gehören unter unſere Gewährsmänner und dieſe

Angabe muß wenigſtens unſern Nachrichten und Beſchreibungen der verſchiedenſten Art, Algier nämlich und die Berberei betreffend, einige gerechte Achtung verſchaffen.

Die Beurtheilung der Erfindung und Ausführung des rein Romantiſchen in unſerm Buche müſſen wir freilich der öffentlichen und allgemeinen Kritik allein anheim ſtellen, doch eine Bemerkung erlauben wir uns auch in dieſer Beziehung. Man dürfte uns vielleicht mehrere Anachronismen zur Laſt legen und z. B. fragen: „wie konnte Demoiſelle Bourmont ſich am 25. July (1830) in Paris befinden, da ſie doch, der Geſchichte zufolge, wenigſtens noch in den erſten Tagen desſelben Monats in Algier geweſen?“ Darauf erwiedern wir: „So gar ſehr bleibt die Wahrſcheinlichkeit nicht verletzt, wenn man annimmt, daß die Waſſerreiſe von Algier nach Toulon in 32 Stunden beendiget ſeyn kann; freilich um die Reiſe von Paris nach Algier zu Lande, mit Abzug der Ueberfahrt bei Gibraltar, zu machen, hätte man 580 Lieues zurückzulegen.

Dem ſey nun aber wie ihm wolle, was die Anachronismen betrifft, darf man es überall mit den Romanſchreibern ſo gar ſehr genau ſchon nicht nehmen, denn in dieſer Sphäre bleibt ſelbſt der europäiſche Romankönig W. Scott nicht gänzlich rein.

Der Verfaſſer.

Inhalt
zur erſten Abtheilung.

Seite

Vorwort V

1. General Bourmont. — Demoiſelle Bourmont. — Karl X. von Frankreich . 3

2. Kurze Betrachtungen über die Urſachen dann die Recht- und Zweckmäßigkeit der franzöſiſchen Expedition nach Algier. — Vater Pierre, ein Veteran der ehemaligen alten Kaiſergarde giebt beim Bivouacfeuer den jungen Kameraden ein intereſſantes Bruchſtück aus ſeinem zurückgelegten, ſturmbewegten Kriegerleben zum Beſten. — Folgen dieſer Unterhaltung 25

3. Ueberfahrt nach Algier. — Landung an der Küſte der Berberei. — Demoiſelle Bourmont recognoſcirt in Margats Luft-

Seite
ballon die nordafrikaniſche Küſte. — Seltſames hoch in Lüften beſtandenes Abentheuer. — Heftiges Gefecht der Franzoſen mit den Truppen des Dey und einer Horde Beduinen 50
4. Das Lager der Beduinen 70
5. Die Herrn Joſeph und Jakob Bakri zu Algier. — Almanſors Lebensgeſchichte . 100
6. Der Dey von Algier Huſſein Paſcha und Demoiſelle Bourmont einander gegenüber 110
7. Nachrichten des nächtlichen Telegraphen. — Demoiſelle Bourmont, Almanſor und Vater Pierre fliehen aus Algier. — Schluß der erſten Abtheilung . . . 137

Inhalt
der zweiten Abtheilung.

Seite

1. Seereiſe. — Abermaliger Beitrag zu Herrn von Bourmonts Charakteriſtik . 151
2. Die Reiſegellſchaft im Bicètre. — Margots Traum 160
3. Der 27. July. — Die Pforten des Bicètres werden geſprengt. — Demoiſelle St. Julien in St. Cloud . . . 172
4. Der 28. und 29. July 190
5. Leidensgeſchichte des Chevaliers St. Julien 202
6. Hymen vereiniget das Liebespärchen dieſer Geſchichte. — Ein Witz rettet den gefangenen, franzöſiſchen Ex-Miniſtern zu Vincennes — die Köpfe. — Ein kleiner Napoleon in Spe. — Viktoria! Viktoria! — Schluß der zweiten und letzten Abtheilung. 215

Die Franzosen in Algier.

Erſte Abtheilung.

Me focus, et nigros non indignantia fumos
Tecta juvant, et fons vivus et herba rudis.
Sit mihi verna satur, sit non doctissima conjux;
Sit nox cum sommo, sit sine lite dies.

MARTIALIS.

(Mir genüget ein Heerd, ein ſchwarz beräuchertes Obdach,
Waſſer friſch vom Quell, kunſtlos gewachſenes Gras.
Satt ſey mein Knecht, nicht allzugelehrt mein Weib; mir erſcheine
Mit der Nacht der Schlaf, ohne Prozeſſe der Tag.)

1.

General Bourmont. — Demoiſelle Bourmont. — Karl X. von Frankreich.

> Wenn du ein Eſel biſt, ſo biſt du'n Eſel, ob auch alle Eſel dich für einen Löwen hielten.
>
> Mathias Claudius ſämmtliche Werke B. 1. S. 111.

* * *

In einem nach der modernſten Mode dekorirten Salon zu Paris ſchritt ein langer, hagerer Mann, ziemlich gebeugt, und in tiefen Gedanken verſunken, ſchweigend auf und nieder.

Schwarzgelbe Hautfarbe, vorſpringende und ſpitze Backenknochen, graue tiefliegende Augen, eine Habichtsnaſe, langes Kinn und ein etwas unförmlicher Mund bildeten die Haupttheile einer unangenehmen und zurückſtoßenden Phyſiognomie, welche unſern Mann, wenig zu ſeinem Vortheil, auszeichnete.

Der Hagere trug eine Art Kutte von ſchwarzem Zeuge gefertiget, von oben herab geſchloſſen und mit hochſtehendem Kragen verſehen; auf dem Kopfe ein kleines, rundes, ſchwarzes und anſchlieſendes Sammetkäppchen. „Aha ein Jeſuit!" — werden Sie meine geneigte Leſer! ausrufen? — muß ſehr um Verzeihung bitten: Der Schwarze war General Bourmont, und das ungewöhnliche Hauskleid gehörte mit zu den vielen ſeltſamen Capricen, welche nun ein Mal dem großen Feldherrn eigen ſind.

Mit Tapiſſerieſtickerei beſchäftiget ſaß im Divan deſſelben Saales Demoiſelle Margot Bourmont, einzige Tochter des Generals in der ſchwarzen Kutte, welcher längſt Wittwer geworden war, dem aber außer dieſer Tochter annoch zwei Söhne lebten.

Demoiſelle, in ein ſchneeweißes, ungemein elegantes Négligé gekleidet, zählte der Lebensjahre zwanzig. Margots zarter, jungfräulicher Wuchs erinnerte an die liebreizende Pſyche; eine hohe, ſchöne Stirne beſchatteten, in üppiger Fülle, kaſtanienbraune Locken; zwei große, dunkle Augen ſprühten dermaßen Feuer und Flammen, daß man in Verſuchung gerieth denſelben die Eigenſchaften der Brennſpiegel des Archimedes zuzutrauen, welche bekanntlich ganze Flotten in Flammen zu ſetzen vermochten und hatten Margots Augen bisher nicht Schiffe, ſo hatten ſie nichtsdeſtoweniger Jünglingsherzen in lichterlohe Gluthen umwandelt; des Mädchens jungfräulicher Buſen glich zwei erblühenden Roſenknoſpen, ſein bildliches, weißes Hälschen einem elfenbeinernen Thürmchen und — das beſte blieb es — ſein eigentliches, edles und freiſinniges franzöſiſches Herzlein einem güldenen Hauſe.

Eine lange Pauſe des Schweigens herrſchte im weiten Saale, endlich entfuhr dem bekutteten General unwillkührlich ein tiefer Seufzer.

„Ach lieber Vater! — rief Margot und ein eigenthümliches, ſchalkhaftes Lächeln umſchwebte den kleinen, kußlichen Roſenmund des Mädchens, während es ſprach — Sie haben in der That große Urſache zu ſtöhnen, denn ſie ſtehen auf der dünnen Decke eines Vulkan."

„„Auf der Decke eines Vulkan? — fragte der Hagere — unverkennbar befangen und mit einer widerlich ſchnarrenden Stimme — wie verſtehſt du das?""

„Nun, erwiederte die Tochter, ſehen Sie nur gefälligſt vor ſich hin."

Ein koſtbarer Teppich, in welchen eine Abbildung des Aetna eingewirkt war, bedeckte den Fußboden des Saales und es hatte ſich in der That zufällig gefügt, daß Bourmont auf dem Gipfel ſeines Teppich-Vulkans ſtand, während er mit Margot ſprach.

„„Deine Bemerkungen tragen noch häufig den Charakter kindiſcher Bêtise an ſich mon enfant! — ſprach der ernſte Hagere unfreundlich, nachdem er den zufälligen Umſtand bemerkte, auf welchen die Tochter, wohl nicht ohne ſinnige Beziehung, angeſpielt hatte — und ſomit ſetzte der General wieder ſeinen ſchweigſamen Spaziergang durch den Salon fort.

Nach einer langen Pauſe rief Margot plötzlich, als wie heftig erſchrocken: „Ach ich Unglückliche! was habe ich gemacht!“

„„Nun was giebt es denn ſchon wieder?““ — fragte der Hagere, unwillig ſich in ſeinen Träumereien geſtört zu ſehen.

„Sehen Sie nur her cher papa! was mir begegnen mußte, ich wollte Lilien ſticken und die fertige Stickerei zu Pantoffeln für Sie benützen laſſen, allein allerlei Gedanken in meinem Köpfchen Audienz gebend, verzähle ich mich in meinen Nadelſtichen und aus meiner ſchönſten Lilie gerade iſt ein förmlicher und unverkennbarer Benêt *) geworden.“

„„Vorlaute Thörin! wie darfſt's du es wagen, in ſolch' ungebührlicher Weiſe, die heiligen Zeichen unſeres Königsthumes zu profaniren und zu perſiffliren?““

---

*) Benêt — fig. Schafskopf.

„Nun was die Heiligkeit betrifft, ſie hat je der Anſtöße ſo manche erhalten!“

„„Schweige unſinnig Kind! Se. Majeſtät der König ſind der frömmſte, edelſte und weiſeſte Monarch, welcher je gelebt — die Welt weiß es.““

„Nun da weiß die Welt Dinge, von denen Demoiſelle Bourmont nimmermehr etwas erfahren. Der zehnte Karl? nun ja —

Er iſt kein hochgefährlich Mann!
Trägt Treſſen auf dem Hut,
Mit einer crotte auch dran,
Und ein Gilet von drap d'argent,
Kurz alles ſo à l'avenant —

viel mehr aber läßt ſich von dem guten Herrn denn doch mit Wahrheit nicht ſagen.“

„„Es iſt entſetzlich, wie vermeſſen du ſprichſt — hüte dich, wenn Sr. Majeſtät ſo etwas zu hören bekäme, du würdeſt deinem Lohne nicht entgehen.““

„Oh — ich würde mir den Lohn für meinen Freimuth gleich ſelbſt erbitten.“

„„Du dir einen Lohn von Sr. Majeſtät dem König erbitten? — Ha, ha ha! doch um welche Gnade würdeſt du denn flehen, wenn man fragen darf?„„

„Um eine ähnliche, um welche einſt un certain Sieur Asmus, *) ein berühmter Reiſender, zu Jedo, der Reſidenz des japaniſchen Kaiſers, als er bei demſelben zur Audienz gelaſſen worden war, die japaniſche Majeſtät angieng.“

„„Nun und was denn endlich erbat der Voyageur von Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Japan?„„

„Asmus bat den Kaiſer, er möge ſeinem Hofmarſchall, der ein niederträchtiger Schurke und verſteinerter Dummkopf

---

*) Bekanntlich wurden die Werke des witzigen, alten Wandsbecker Boten ins Franzöſiſche überſetzt und Demoiſelle Bourmont ſcheint dieſelben geleſen zu haben.

war, ein Ohr abſchneiden laſſen; ich dagegen würde Se. Majeſtät den allerfrömmſten König anflehen, ſeinem Factotum Polignac beide Ohren abſchneiden zu laſſen, und dieſelben mir zu ſchenken. — Die großen, fürſtlichen Ohren würde ich mir ſofort in einem, mit Weingeiſt gefülltem Zuckerglaſe konſerviren und ſo oft mir nun das Zuckerglas mit den fürſtlichen Ohren zu Geſicht käme, würde ich darauf ſtolz ſeyn, dem geliebten Vaterlande einen großen Dienſt geleiſtet zu haben, denn Polignac ohne Ohren könnte fremden Einflüſterungen nicht mehr Gehör geben, und er ſelbſt wäre zu einfältig Plane zu hägen, deren Ausführung das Verderben der Nation, oder aber eine wohlthätige, wenn auch blutige, neue Revolution nothwendigerweiſe herbei führen müſſen.“

„„Diable m'emporte! das wird zu arg — was faſelt die junge, verlaute Thörin ins Gelage hinein? — weiſt du nicht, daß Polignac deines Vaters vertrauteſter Freund iſt? — was haſt du mit dem Fürſten zu ſchaffen? — womit hat er dich beleidiget, wodurch deinen kindiſchen Zorn gereizt?““ —

„Durch Geſinnungen und Plane, welche, wenn ſie offenkundig werden, jedes franzöſiſche Herz empören und zum kräftigen Gegenhandeln auffordern müſſen.“

„Unſre Flagge iſt beſchimpft; man rüſtet — die Nationalehre erfordert es — eine Expedition aus, jenen Raubſtaat der Barbarei zu züchtigen. Wohl! — allein die Feinde der Charte, die Abſolutiſten, unter deren Fahne leider auch Sie unglücklicher Vater! geſchworen haben, verbinden mit dieſem ſehr natürlichen, einen andern unnatürlichen Plan, den bis jetzt noch Niemand ahndet, der aber bezweckt, die Nation zu verrathen und mit der Charte deren höchſtes Gut, die Freiheit zu ſtürzen.“

„Erbleichen Sie immerhin mein Vater! ja ich weiß, was ich weiß. Man wird, großen Theils, jene Truppen in Toulon einſchiffen, deren Geiſt man aus dem Vaterlande verbannt zu ſehen wünſcht; vergebliche Mühe! — es wacht hier der Geiſt eines edlen, eines nimmermehr ſich dem Joche der Sklaverei und der Deſpotie beugenden Volkes."

„Algier wird fallen und der Sieg der fränkiſchen Waffen an der afrikaniſchen Küſte ſoll die Loſung zur Schmach, zur Schande im Innern Frankreichs geben; war es nicht alſo mein lieber, abſoluter Vater!?" —

„O geſtehen Sie es mir in dieſen vier ſtillen Mauern immerhin ein: die Zerſtörung der, mit ſo ſchweren Opfern errungenen Freiheiten unſres armen Frankreich iſt ſeit lange beſchloſſen von jenem elenden Polignac und ſeinen elenden Helfershelfern, welche dieſen unglücklichen zehnten Karl beherrſchen, dieſen von den Vorurtheilen der abſoluten Gewalt berauſchten und den Einflüſterungen der Congregation blindlings ergebenen Fürſten."

„Längſt ſind Eure Staats- Eure Gewaltſtreiche vorbereitet; ſchon liegen die unheilſchwangeren Ordonnanzen im Entwurfe fertig, welche die Charte ſtürzen ſollen."

„Leugnen Sie es nicht: man will ſich auf den gleich anfangs mit Ideen zur Unterdrückung verfaßten Artikel XIV. ſtützen, welcher durch die Auslegung dieſer ſataniſchen Miniſter, den Deſpotismus für immer feſt begründen ſoll?"—

„Unter das Schmachjoch der graſſeſten Tyrannei beabſichtiget man eine edle Nation wieder nieder zu drücken, welche, ſeit länger als dreiſig Jahren, ihr Blut für die Freiheit vergoſſen hat."

„Doch frohlocket nicht zu frühe und bildet Euch nimmermehr ein, Frankreich werde gelaſſen und ruhig ſich dem Sklavenjoche beugen; eine Hand voll Gendarmen werde hinreichen, die Unzufriedenen zu unterwerfen und mit Hülfe einiger auf das Volk abgefeuerten Musketen werde die Charte auf immer vernichtet ſeyn. — Wenn es zu ſpät iſt, dann erſt werdet Ihr Euren Wahn einſehen und der eigenen Thorheit fluchen."

„„Unglückliche! es kann nicht anders ſeyn, du mußt eine unberufene und unſichtbare Zeugin jener Konferenzen geweſen ſeyn, welche zu verſchiedenen Zeiten in dieſem Salon zwiſchen Polignac, Chantelauze, Peyronnet, Guernon de

Ranville, Capelle, dann mir und andern Staatsmännern ſtatt geſunden haben. Du haſt uns behorcht? — ich tödte Dich, wenn du plauderſt.“ “

„Ein bischen Neugierde iſt ein altes Vorrecht meines Geſchlechts. Uebrigens beruhigen Sie ſich; nicht gedenke ich, leichtſinnig und unbedacht, in das große Rad des Geſchickes zu greifen, welches Euch alle zeitig genug erreichen und zerſchmettern wird. Auch würde auf das Zeugniß eines ſchwachen Mädchens hin Niemand an dieſe beiſpielloſe Niederträchtigkeit und Schlechtigkeit unſerer Miniſter glauben wollen.“

„ „Du urtheileſt über Dinge, welche du nicht verſtehſt, nicht verſtehen kannſt kurzſichtiges Mädchen! — Die Kenntniß einer großen Verſchwörung dieſes Landes nöthiget uns zu Schritten, welche man Staatsſtreiche nennt und dieſe durch ganz Frankreich verzweigte Verſchwörung zwingt uns zu Wagniſſen, welche allein das Königthum retten können, wenn es anders zu retten iſt.“ “

„Mit Ihrer gnädigſten Erlaubniß eher papa! an dieſe Verſchwörung wird Niemand glauben wollen und Ihr Herrn glaubt daran ſelber nicht. Es bleibt ein abgedroſchener und ewiger Pfiff der Abſoluten von Verſchwörungen zu faſeln. Indeß, genug davon — wollen ſie lieber Vater! meinen guten Rath hören, den ich Ihnen hinſichtlich Ihrer eigenen Perſon ertheilen möchte?" —

„„Ein großer, alter Weiſer that den Ausſpruch zwar:

Ein Weib muß nicht zu Wort kommen,
Denn das iſt eine ſchreckliche Sache!

indeſſen — da ich mich ein Mal mit dir eingelaſſen habe — ſprich!""

„Die franzöſiſche Bürgerin intreſſirt ſich nicht im Geringſten für den General Bourmont, allein das Herz einer edlen Tochter ſoll und muß kindlich fühlen für den Vater und wenn dieſer auch in der That nicht der beſte Vater wäre, drum — hören Sie mich."

„Unter den Herren, welche jetzt am Ruder ſitzen, ſind Sie lieber Vater! — laſſen Sie es uns immer eingeſtehen — einer derjenigen, welche am wenigſten die Achtung, die Liebe und das Zutrauen der Nation und der Armee beſitzen? Wollen Sie — die Verhältniſſe möchten ſich auch geſtalten, wie immer — ſich erhalten, müſſen Sie etwas thun, die öffentliche Meinung zu verſöhnen; darum mein Vater! rathe ich, erflehen Sie von Ihrem gnädigſten Könige das Kommando über die zur Landung nach Algier beſtimmten Truppen; kämpfen Sie, als verſtändiger und tapferer Offizier, an der Spitze der Braven und unterwerfen Sie unſerer Krone jene Barbaren. Sie können durch ein ſolches Benehmen, jeden Falles, nur gewinnen. Beginnen hier die Gewalt-Streiche und ſiegt — was die Götter verhüten wollen — die ſchnöde Gewalt, bleiben die Abſoluten nichts deſteweniger dem Helden von Algier verpflichtet; behalten das Recht, Geſetz und die Freiheit die Oberhand, wird man Ihnen wenigſtens nicht verwerfen können, an dem Unterdrückungsverſuche directen Antheil genommen zu haben; man wird ob des Dienſtes, den Sie dann doch unwiderſprechbar der Sache des Vaterlandes geleiſtet haben, Ihre frühern Sünden vergeſſen und Sie wenigſtens mitkommen laſſen, indeſſen Ihre unwürdigen jetzigen Herrn Kollegen dann auf jeden Fall verkommen oder wohl gar umkommen dürften.“ —

Du reflecktireſt doch zuweilen ſo ganz übel nicht mon enfant! und ich geſtehe dir, dieſelbe Idee iſt mir ſelbſt ſchon durch den Kopf geflogen. Enfin-verrons. Bon jour mon enfant! — à revoir!“ “ —

Der General verließ mit dieſen Worten den Salon um ſich ankleiden zu laſſen.

In einem mit eitelm Prunk geſchmacklos überladenem Gemache der Tuilerien ſchritt an dieſem Morgen ebenfalls ein ſchon betagter, wohlbeleibter Herr auf und nieder.

Man nannte die Haltung des Greiſen eine gravitätiſche und majeſtätiſche, allein man hätte ſie richtiger eine ſteife nennen mögen, denn wenn man den alten Herrn alſo einher ſtolziren ſah, kam man unwillkührlich auf den Gedanken, es müſſe eine ſchwere, eiſerne Stange durch ſeinen Rückgrath laufen.

Der gute, alte Mann beſchäftigte ſich während ſeiner Zimmerpromenade mit dem von hohen Geiſtern ſtets geliebten Spiele, den Daumen der rechten Hand die große Tour um jenen der linken machen zu laſſen.

Uebrigens war der Greis ſtattlich genug herausgeputzt und ungemein zierlich, in alterthümlicher Weiſe, friſirt und gepudert. Auf dem Leibe trug er eine überlange Weſte von drap d'argent, darüber ein großes, langes und weites Hof-Kleid von dunkelblauem Sammet reich in Gold geſtickt und mit ungeheuren Brillantknöpfen verſehen; die etwas unförmlichen und dicken Beine ſteckten in Atlashoſen und ſeidenen Strümpfen; die Schuhe zierten gigante goldene Schnallen; auf der linken Bruſt flammte ein Komet; an der Seite prunkte ein ganz kleiner Degen, einem Lerchenbratſpieße keineswegs unähnlich.

Von den Geſichtszügen des alten Herrn können wir nichts ſagen und zwar aus dem ſehr natürlichen Grunde, weil es nichtsſagende Züge ſind, da es aber doch viele Liebhaber ſolcher Züge giebt, rathen wir dieſen Herrn die nichtsſagenden Züge unſeres Helden in der nächſten, beſten Bilderbude für zwei gute Groſchen zu erſtehen.

Der geneigte Leſer wird ohne Zweifel ſchon errathen haben, daß wir ſo eben bemüht geweſen ſind, die Außenſeite des zehnten Karl flüchtig zu zeichnen.

Jetzt trat der dienſtmachende Kammerherr, auch eine Carricatur der alten guten Zeit, ins Gemach und meldete unter den herkömmlichen, etwas weitläufigen Formalitäten den Kriegsminiſter von Bourmont an.

Der General wurde auf des Königs Befehl eingeführt und nachdem der Feldherr das Knie gebeugt und dem allerhöchſten Gebieter die dargebothene Hand geküßt hatte, machte ſich zwiſchen dieſen beiden Herrn die folgende Converſation.

Karl X.

Qu'est ce qu'y-a-til de noveau Monsieur de Bourmont!?

Bourmont.

Neuerdings ſind unwillkommene Nachrichten eingelaufen Sire! der unſelige Geiſt des Liberalismus nimmt mehr und mehr allerwärts überhand, hier in der Hauptſtadt, in den Provinzen und bei der Armee.

Karl X.

Tant pis! tant pis! Monsieur de Bourmont! aber was iſt dabei zu thun? ich meiner Seits halte es am beſten zu bethen; ich will ſelbſt bethen und einige Hundert Meſſen leſen laſſen.

Bourmont.

Bethen iſt ein gut Ding, allein ich zweifle Sire! ob wir dieſes Mal damit auslangen werden. Schenken mir Eure Majeſtät allerhöchſtdero allergnädigſte Aufmerkſamkeit: Nur das konſequente Feſthalten *eines* Grundſatzes kann Monarchien aufrecht erhalten und dieſer Grundſatz heißt:

„Des legitimen Fürſten, der auf dem Throne ſitzt, ſein Willen — bildet das Recht und ſeine Neigungen ſind eben ſo viele Winke der Gottheit.“

Karl X.

Oui, oui, oui Monsieur de Bourmont vous avez bien raison.

Bourmont.

Nach einer natürlichen Schlußfolge ſind die Unterthanen lediglich vorhanden — regiert zu werden, dem Fürſten zu Gebot zu ſtehen. Der Fürſt iſt in ſeinem Lande, was der Gärtner in ſeinem Garten, wo der eine gute Frucht findet und wäre es auch in einer andern, als in ſeiner Taſche, nimmt er ſie — und wo er eine ſchöne Blume ſieht, ſäße ſie auch bereits am Buſen eines Dritten, nimmt er ſie und geht weiter.

Karl X.

C'est joli, c'est bien charmant!

Bourmont.

Dieſe einfältige Charte paßt nicht zu dieſen Grundſätzen, ſie nimmt dem königlichen Gärtner in ſeinem eigenen Garten das pleine pouvoir — darum müſſen wir die Charte zu entfernen ſuchen, aber es muß mit Feinheit und großer Vorſicht geſchehen.

Karl X.

Oui, oui, oui Monsieur de Bourmont! vous avez bien raison, — partout raison.

Bourmont.

Wir beſchleunigen die Expedition nach Algier; es unterliegt keinem Zweifel wir werden den Raubſtaat unterjochen. Die ſchnelle und glänzende Waffenthat hebt den Credit des Königthumes und ſchüchtert die Nation ein; den gefährlichen Theil der Truppen ſchiffen wir nach Algier über, die verläßigen bleiben hier zurück. Die Schätze des Dey geben uns ebenfalls Mittel zum Zweck an die Hand — nun laſſen wir unſere Ordonnanzen erſcheinen und die Nation kömmt um die verdammte Charte, ſie muß gar nicht wiſſen wie. — Um Euer Majeſtät meinen allerunterthänigſten, treuen Dienſteifer zu beweiſen, erbiethe ich mich in eigener Perſon das Kommando über die algieriſchen Landungstruppen zu übernehmen.

Karl X.

Vous etes un excellent General! — Sie ſollen das Kommando haben. — Hé bien nehmen Sie immerhin dem Deſpoten in Afrika ſein Gold und ſchicken Sie es uns mit der nächſten algieriſchen Diligence hieher. Hélas Monsieur de Bourmont! wir bedürfen des Geldes — *die ehrwürdigen Väter und die Kundſchafter* verſchlingen ungeheure Summen; mais enfin — es ſind wackere, loyale, treuergebene Diener, wir ſpenden ihnen gerne mit vollen Händen. Oui, oui, oui Monsieur de Bourmont! vous avez bien raison — vorerſt *Algier* und dann die *Ordonnanzen* — ſo *muß* es gehen — n'est ce pas?

Bourmont. (Die Achſeln hebend.)

Mit den Ordonnanzen bleibt es bei allen dem ein Wagniß doch.

Karl X.

Was ein Wagniß? — ich kann das Wort nicht leiden; lieber laſſen wir alles beim Alten.

Bourmont.

Sire! dann ſind wir unwiederbringlich verloren. Wir müſſen etwas wagen und der Revolution zuvorkommen, wenn wir ſie vermeiden wollen.

Karl X.

Oui, oui, oui vous avez raison Monsieur de Bourmont! wenn es denn partout nicht anders ſeyn kann — nous voulons hasarder quelque chose — venez General! nous déjeûnons.

2.

Kurze Betrachtungen über die Urſachen, dann die Recht- und Zweckmäßigkeit der franzöſiſchen Expedition in Algier. — Bivouac der Expeditions-Armee bei Toulon. — Vater Pierre, ein Veteran der ehemaligen alten Kaiſergarde, giebt beim Bivouacfeuer den jungen Kameraden ein intereſſantes Bruchſtück aus ſeinem zurückgelegten ſturmbewegten Kriegerleben zum Beſten. — Folgen dieſer Unterhaltung.

„Sully widmete ſein Streben lediglich wohlberechneten Bemühungen, die innere Stärke des Reiches, die Agrikultur, die Bevölkerung und den Wohlſtand der Nation zu heben. Colbert wich von ſolchen Anſichten ganz und gar ab, ſuchte Größe und Reichthum im Handel, *in auswärtigen Beſitzungen*, in Fabriken und Manufakturen; erreichte auch zum Theil ſein Ziel, eröffnete aber damit auch die Quelle zu unaufhörlichen Seekriegen und der innern Armuth der Nation; ſeine Leiche wurde von dem erbitterten Volke mißhandelt."

Dieſer ſtaatsgeſchichtlichen Notiz fügte der gelehrte *Fr. Carl Freiherr von Moſer* folgende Bemerkung bei:

„Durch lange und traurige Erfahrungen iſt es erwieſen, daß *Colbert über dem geglaubten Guten das Beſſere* vernachläſſiget hat."

Mit welchem dieſer Herren meine ſinnigen und verehrlichen Leſer! halten Sie es — mit *Sully* und *Moſer* oder aber mit *Colbert*??? — —

Modus in rebus! — wir unſerer Seits ſind der Meinung, daß eine alle Verhältniſſe genau erwägende Verſchmelzung beider Syſteme *in* großen Staaten die erſprießlichſten Reſultate ins Leben rufen würde, und von andern als großen Staaten, die ihre Meere und Flotten haben, kann wohl hier nicht die Rede ſeyn.

Wo würde Großbrittanien bleiben, wenn es nicht mit Colbert fortführe, ſeine Größe im Handel, in auswärtigen Beſitzungen, in Fabriken und Manufakturen zu ſuchen? —

Es iſt nicht zu leugnen, auch Frankreich hat einen Theil ſeiner erworbenen Bedeutſamkeit in allen Zeiten dieſem Syſtem zu verdanken gehabt, allein eine große Wahrheit glauben wir auszuſprechen, wenn wir hiemit behaupten:

Es liege in der einzig richtig aufgegriffenen Staatstendenz des heutigen Frankreichs, es vorerſt wieder mit Sully zu halten.

Vieles Aufſehen wurde dadurch erregt, daß ſelbſt liberale Blätter in Frankreich ſich gegen die Expedition nach Algier ausſprachen, allein leicht wird man den Sinn jener Liberalen erfaſſen, wenn man ſich zu unſerer eigenen Ueberzeugung hinneigt; doch nun zur Sache ſelbſt:

Schon i. J. 1450 hatten die Franzoſen durch Kauf von den Arabern eine afrikaniſche Küſtenſtrecke an ſich gebracht und auf derſelben Niederlaſſungen gebildet. Dieſe ſogenannten afrikaniſchen Konzeſſionen wurden von der Pforte zu verſchiedenen Zeiten beſtätiget.

Stets legte Frankreich auf jene Beſitzungen an der afrikaniſchen Küſte großen Werth.

Die Lage derſelben iſt allerdings ſehr vortheilhaft und ſpendet einen großen Reichthum an Getreide, Vieh, Wolle, Wachs, Honig u. ſ. w. und auch die Korallenfiſcherei bleibt ſtets ſehr ergiebig. Die franzöſiſchen Kompagnien aber, welche ſich im Mutterlande verbunden hatten, den afrikaniſchen Küſtenhandel auszubeuten, fanden ſchon vor dem Ausbruche der erſten franzöſiſchen Revolution, in dem Unternehmen keineswegs mehr ihre gute Rechnung,*) obwohl die allgemeine Zeitung und andere Blätter das Gegentheil behaupten, wenn man anders Quellen, welche, in dieſer Hinſicht, gewiß verläßiger ſind, als z. B. den Berechnungen und Angaben berühmter See-Fahrer, europäiſcher Großhändler u. ſ. w., Glauben ſchenken will.

---

*) Trotz dieſer wohlbegründeten Behauptung weiß man recht gut: daß die Barbarei, dieſes

Es gieng übrigens damit ganz natürlich zu. Obwohl vorhandenen Traktaten zuwider, hatten

---

ſchöne, große nur durch ein Seebecken von unſerm Europa geſchiedene Land dem Völkerverkehr die unzähligſten Vortheile gewährte. Wahr iſt es: Seine Verbindung mit allen europäiſchen Küſtenländern findet ungleich leichter ſtatt, als die Verbindung eben dieſer Küſten mit ihren eigenen Hauptſtädten, und der Waarentransport iſt minder koſtbar von Marſeille und Genua nach Tunis und Algier, als nach Paris, oder ſelbſt nach Turin und Mailand. Ja — Cato zeigte dem römiſchen Senat friſche Feigen, die unter den Mauern von Carthago gepflücket waren, da doch dieſe Frucht in drei Tagen nicht mehr eßbar iſt. Allein das ſchöne Land fiel unter das Joch der Barbaren, und jene günſtige, den Handel- und Völkerverkehr ſo ſehr fördernde Verhältniſſe konnten ſothanem Verkehr ſeit drei Jahrhunderten ſchon — zu nichts mehr helfen.

nach und nach, vom Dey ſelbſt, dem ſie große Abgaben bewilligten, aufgemuntert und geſchützt, ſich fremde, von den Kompagnien unabhängige Speculanten in den franzöſiſchen Niederlaſſungen, auf der afrikaniſchen Küſte angeſiedelt, und dieſe Leute nun bemächtigten ſich bald der Korallenfiſcherei und des ſehr ergiebigen Handels in das Innere des Landes um ſo leichter, da gewiſſenloſe Beamte der franzöſiſchen Kompagnien ſelbſt nicht verſchmähten, mit den unbefugten Nebenbuhlern ins Geheim gemeinſchaftliche Sache zu machen, indeſſen ſich die großen Actionäre im Mutterlande ruinirt ſahen.

Lange ſchien Frankreich ſeine Beſitzungen auf der afrikaniſchen Küſte gänzlich abandonnirt zu haben, und erſt im J. 1817 wurde zwar der erwähnte alte Traktat mit dem Dey erneuert, allein das anderweitige zweideutige Benehmen desſelben hatte die franzöſiſchen Kaufleute großen Theils abgeſchreckt, in ſeine Nähe zurückzukehren.

Endlich vergaß ſich der Dey ſogar in der Art, daß er den franzöſiſchen Conſul inſultirte, indem er ihm den Flederwiſch um den Kopf ſchlug; bey welcher Gelegenheit der kleine Tyrann erklärte: „daß er nicht mehr geſtatten würde, daß eine einzige franzöſiſche Kanone auf dem Gebiete von Algier bleibe, und daß er nun nur jene allgemeine Rechte den Franzoſen in ſeinem Staate zugeſtehe, die auch die andern daſelbſt handelnden europäiſchen Kaufleute genöſſen.“

Uebrigens ließ es der Dey keineswegs bei Flederwiſchſtreichen und eiteln Worten bewenden, er ließ im Gegentheile ſogleich alle, Frankreich angehörende Forts der Erde gleich machen und zerſtörte die auf den Schutz derſelben gegründeten Handlungsniederlaſſungen.

Ob es nun in ſtaatsrechtlicher Hinſicht Frankreich zukam den meineidigen und das Völkerrecht mit Füßen tretenden Dey zu züchtigen, darüber konnte keine Frage entſtehen, ob es aber dem damaligen Gouvernement in der That mehr darauf ankam, die verletzte Ehre ſeiner Flagge zu reinen — welche Ehre ein Dey von Algier gar nicht verletzen konnte; — jene ſich kaum rentirende Handelsverhältniſſe auf der afrikaniſchen Küſte wieder herzuſtellen und überhaupt zum Heil der geſammten Chriſtenheit jenen Raub-Staat zu vertilgen — oder aber ob es durch die koſtbare Ausrüſtungen viel mehr nur jene Plane fördern wollte, welche im erſten Kapitel dieſer Erzählung, verſtändlich genug, angedeutet wurden; ſolche Frage wird der geneigte Leſer vermögen ſich ſelbſt zu beantworten.

Wir beeilen uns jetzt zu der eigentlichen Geſchichte zurückzukehren.

Die Ausrüſtung der nach Algier beſtimmten Flotte wurde emſiglich betrieben und hiebei keine Koſten geſcheut.

Schon in den letzten Tagen des April (1830) hatte Bourmont über die bei Toulon, theils in Kantonirungsquartieren theils in Bivouacen vereinigte algieriſche Landungsarmee das Oberkommando übernommen.

Am 4. Mai hielt der Dauphin über dieſe Armee Heerſchau. Das Wetter war prachtvoll und dem lieblichen Frühlingstage folgte eine nicht minder angenehme, lauwarme Nacht.

In dieſer Nacht bivouacirten ſämmtliche Truppen und einen herrlichen Anblick gewährte die an den Küſten des mittelländiſchen Meeres hinlaufende und endlos ſcheinende Kette der hell auflodernden Lagerfeuer.

Sämmtliche Truppen hatten nach ausgeführten Landungs- und andern Manövern doppelte Mundportionen, dann Wein und Brantwein erhalten.

Die muntern Krieger zechten bis tief in die Nacht hinein an den Lagerfeuern und ihr lauter Jubel erfüllte die Lüfte.

An einem von den übrigen etwas entfernten Bivouacfeuer ſaß unter den frohen Brüdern ein bereits vier und ſechzig Jahre alter Grenadier, beinahe der ganzen Armee bekannt unter dem Namen: Vater Pierre.

Pierre hatte vom Anfange der neunziger Jahre an, allen Feldzügen unter den ſiegreichen Panieren ſeines Vaterlandes beigewohnt. Narben deckten ſeinen Körper, ſchneeweiße wenige Haare nur noch das würdige Haupt, und des Veteranen Bruſt zierte das hundertmal verdiente rothe Band.

Trotz ſeines vorgeſchrittenen Alters hatte Vater Pierre nicht zurückbleiben wollen, als es nun endlich ein Mal wieder zu Felde gieng; er hätte, als ein gebildeter und ausgezeichnet tapferer Mann vor Jahren ſchon in höhere Chargen vorrücken können, hatte aber, ein anderer Latour d'Auvergne, ſtets vorgezogen, als gemeiner Grenadier zu dienen und zu ſtreiten. Uebrigens genoß auch Vater Pierre eine große Achtung in der Armee und behauptete bei der höchſten Anſpruchloſigkeit einen entſchiedenen Einfluß auf ſeine Kameraden, und oft, wenn die fliehenden Reigen nicht mehr auf das Kommando der Offiziere hörten, brachte Pierre's Zuruf jene dennoch zum ſtehen.

Vater Pierre nahm dieſen Abend durchaus keinen Antheil an der Fröhlichkeit ſeiner Waffen-Brüder; die gefüllte Weinflaſche ſtand unberührt neben ihm, und er ſelbſt ſtarrte, das graue Haupt in die geballten Hände geſtützt, unverwandt in die Flammen des hoch auflodernden Bivouacfeuers.

Endlich bemerkten die übrigen Brüder die melancholiſche Stimmung des geliebten Alten, und erfüllt von aufrichtiger Theilnahme, fragten ſie: „Warum ſo düſter, Vater! was fehlt Euch? — Ihr ſeyd doch nicht etwa krank?“

„„Unpaß meine guten, wackern Brüder! — erwiederte der Veteran — befinde ich mich nun zwar wohl nicht, indeſſen laſſen trübe Rückerinnerungen die Freude in meinem Herzen einmal wieder durchaus nicht aufkommen. Seht meine Freunde! — es ſind nun gerade dreiſſig und zwey Jahre verfloſſen, ſeit ich zum erſten Male an dieſen Küſten bivouacirte, denn es war am 8. Mai 1798 als der damalige Obergeneral Bonaparte, plötzlich und unvermuthet auf dieſer Stelle ſich in unſerer Mitte zeigte, um ſich mit uns einzuſchiffen.

Ich war dazu Mal ein junger und kräftiger Krieger und nur erſt einige Monate mit meiner geliebten und mir ewig unvergeßlichen Aliſon, einem trefflichen jungen Weibe, vermählt. Es war erlaubt, pr. Compagnie eine Frauensperſon zur Beſorgung der Wäſche u. dgl. mit einzuſchiffen, allein meine junge Gattin ſah ihrer Entbindung mit jedem Tage entgegen und der Oberſt des Regimentes, unter welchem ich damals diente, wollte deshalb ihre Einſchiffung durchaus nicht zugeben.

Bei einer Heerſchau erkannte mich der Ober-General zur Stelle wieder, denn ich hatte ſchon früher unter ihm gedient. Auf einen Wink des Feldherrn trat ich aus dem Gliede und präſentirte meine Waffe: „Pierre! — ſprach Bonaparte — ſtets haſt du wacker gefochten, du ſollſt avanciren!“ —

In beſcheidenem, aber feſtem Tone that ich auf jede Beförderung Verzicht und bat blos, meine in ihrer Schwangerſchaft weit vorgeſchrittene Gattin einſchiffen zu dürfen.

„Nun — erwiederte der General lachend — wenn dir denn dein Schätzchen lieber iſt als die Epaulette, ſo nimm es in Gottes Namen mit. Erliegt das Weib der Beſchwerde der Seefahrt und des Feldzuges, bleibt es deine eigene Schuld; beſchenkt ſie dich mit einem jungen Grenadier, ſoll der Rekrut mein Pathchen werden.“

Wer war glücklicher, als ich und Aliſen! — Schon auf Malta, am 13. Juni, gebar mir mein kleines Weibchen einen köſtlichen Jungen; der Oberfeldherr löſete ſein gegebenes Wort, und hielt meinen kleinen Napoleon über die Taufe, aber ach! in Aegypten ging mein Lebensglück zu Grabe.“ “

Der Alte ſchwieg hier und Thränen füllten ſeine Augen, die Kameraden aber ſchrieen:

„Erzählt weiter, erzählt weiter Vater Pierre!“

Da nahm nach einer langen Pauſe der Veteran mit ſchmerzhafter Stimme wieder das Wort und ließ ſich folgendermaßen vernehmen:

„ „Den Tag vor der bekannten Schlacht zwiſchen uns und Murad Bey bei den Pyramiden von Gizeh kampirten wir, 30,000 M. ſtark, denn in Alexandrien, Roſette und Abukir waren ſtarke Beſatzungen zurückgeblieben, in der Wüſte. Ich ſtand weit vor der Fronte unſeres Lagers bei einem Pikete unſerer Vorpoſten, ein enfant perdu, auf dem Poſten, als gegen Abend plötzlich eine ſtarke Horde wilder Beduinen im Rücken unſer Lager überfiel, in welchem ſich meine Aliſon mit ihrem Säuglinge befand. Ich hörte das Schießen und den Lärm des Kampfes und die Sorge um die Frau und Kind beklemmten mir die Bruſt, allein der brave Soldat darf, wie Ihr wißt, unter keiner Bedingung ſeinen Poſten verlaſſen.

Nach ungefähr einer Stunde wurde es wieder ruhig. Die Unſrigen hatten ſich von der Ueberraſchung, welche der plötzliche Ueberfall hervorgebracht, ſchnell erholt und ſofort mit leichter Mühe die wilden Feinde zurückgeſchlagen.

Man kam aus dem Lager uns abzulöſen. O Himmel! was mußte ich vernehmen. Meine Aliſon hatte mit dem Säugling fliehen wollen und war, vom Schrecken verwirrt, gerade den Feinden in die Hände gelaufen; ein rüſtiger Beduine hatte das ſchöne, junge Weib mit dem Kinde ergriffen, es auf ſein leichtes arabiſches

Pferd gehoben und war ſofort mit ſeinem Raube davon in die Wüſte hinein geſprengt, ohne daß es die Unſrigen zu verhüten vermochten. Mir wurde ſchwarz vor den Augen; Verzweiflung erfaßte mich; einer Bildſäule gleich ſtand ich ſtumm und unbeweglich.

In dieſem Augenblicke ſprengte der Obergeneral mit ſeiner Suite daher. Meine Arme verrichteten, ohne daß ich Herr meines vollen Bewußtſeyns geweſen wäre, der alten Gewohnheit folgend und mechaniſch ihre Dienſte; ich präſentirte das Gewehr.

Des Feldherrn Blick fiel auf mich. — „Was iſt dir Pierre! — fragte der gütige General — Thränen erfüllen deine Augen; du ſiehſt bleich wie der Tod — deine Glieder beben?“ —

Ich vermochte kein Wort vorzubringen. Die Kameraden erzählten, wie meinem Weibe geſchehen — da ſprang Bonaparte vom Pferde, ſchloß mich in ſeine Arme und ſeine heiße Thränen netzten meine Wangen: „Unglücklicher Gatte! armer

Vater — rief der menſchlich fühlende Held aus — warum kann ich nichts thun, als dich beweinen; doch nein — beruhige dich — ich kann dennoch mehr thun; es wurden mehrere Beduinen und unter ihnen ſelbſt ein mächtiger Scheich gefangen; alle dieſe Gefangenen will ich frei geben für Aliſon und mein Pathchen, ſelbſt Gold noch obendrein, wenn es verlangt wird. Ich werde ſogleich Unterhändler an die Horde abfertigen; einer der gefangenen Beduinen mag dieſelben geleiten.“

Mit dieſen Worten beſtieg der Obergeneral wieder das Pferd und ſprengte zurück in's Lager.

In der That unterließ Bonaparte kein Mittel, welches dazu hätte führen können, meine Aliſon und den Knaben wieder zu erlangen, aber alle angewendete Mühe blieb fruchtlos.

Die beſchickten Beduinen verſicherten und ſchwuren hoch und theuer, daß derjenige von ihnen, welcher das Weib mit dem Kinde geraubt, ſich gar nicht mehr zu der Horde gefunden habe; nicht die mindeſte Spur, wo Aliſon geblieben, kennte jemals entdeckt werden und die Götter allein mögen das Schickſal der Unglücklichen wiſſen.""

Vater Pierre ſchwieg und es herrſchte eine tiefe Stille um jenes Bivouacfeuer; mancher bärtige Krieger hatte ſich abgewendet, um im Auge eine Thräne zu zerdrücken.

Nach einer langen Pauſe nahm endlich der Veteran abermals das Wort und ſprach: „„Unter den vielen Gelehrten, welche uns damals nach Aegypten begleitet hatten, befand ſich ein beliebter Volksdichter, welcher mich wohl leiden mochte. Dieſer Herr nun fertigte ein Lied, welches meine Empfindungen über den Verluſt des geliebten Weibes ausſprach. Der Text des Geſanges wurde ſpäter unter dem Kaiſerthume etwas geändert und blieb lange das Lieblingsliedchen der Soldaten in der alten Garde; beſonders eine Stanze war meinem Herzen nachgeſchrieben. Wollt Ihr ſie hören, meine Brüder!?"" —

„Singt Vater Pierre! ſingt!" — riefen die Krieger alle, und der Veteran erhob ſeine kräftige, ſonore Baßſtimme und ſang:

„„Man riß das Weib mir von der Bruſt,
Mein Sohn er iſt dahin!
Entſchwunden iſt mir Erdenluſt,
Umnachtet ward mein Sinn:
Ein Troſt nur bleibt mir für und für,
Mein Kaiſer weint mit mir!““

Und als wie verabredet fielen die Stimmen aller Krieger ein; es wiederholte der Chorus den Refrain:

„Ein Troſt nur bleibt dir für und für
Dein Kaiſer weint mit dir!
Dein Kaiſer weint mit dir!“

Ein junger, feuriger Huſar, in ziegelrothen Beinkleidern und ſtahlgrünem Dolman ſteckend, ein geborner Elſaßer, rief aus:

„Das muß man eingeſtehen: ein Soldatenfreund war der große Kaiſer, wie es keinen mehr giebt und ein Feldherr wie es ſobald nicht wieder einen geben wird. Man hat oft eine Ungereimtheit darin finden wollen, den Verſtorbenen beim Glaſe Wein noch immer leben zu laſſen, allein gerade in ſolchen Toaſte liegt ein hoher Sinn, denn irgend ein unſterblicher Dichter that den Ausſpruch:

„Auch die Todten ſollen leben!“

Darum meine Brüder die vollen Gläſer zur Hand:

„„Vive l'empereur! vive Napoleon!““

Die ganze Geſellſchaft am Bivouacfeuer erhob ſich, und alle jubelten, mit den Weingläſern in den Händen:

„Vive l'empereur! vive Napoleon!“

In dieſem Augenblicke trat ein kleines, ſpindeldürres, in eine glänzende Uniform gehülltes Kerlchen in den Kreis unſerer Krieger; es war der Oberſt Graf v. Montmorenci, erſter Adjutant Bourmonts, ein ſtolzer, entſchiedener Ultra.

„Was beginnt ihr Leute!? — hub der Oberſte an — habt Ihr vergeſſen, daß dieſer Ruf von dem Oberfeldherrn bei Todesſtrafe verboten worden iſt?“

Die Geſichter der Krieger erbleichten, nur der

Veteran blieb ſich gleich, und trat mit großer Faſſung zu dem Oberſten:

„„Colonel! — ſprach Pierre — ich trage Schuld an dem Auftritte, den ich allein veranlaßte; haben Sie Mitleid mit dieſen verblendeten jungen Leuten und nehmen Sie ein Opfer für zwölf; ich bin Arreſtant.““

„Man kennt Euch — erwiederte der Ultra ſtreng — Ihr habt in der berüchtigten, alten Garde des Uſurpators gedient und bewahrt immer noch böſen Sinn — nun ich nehme Euren Vorſchlag an; Ihr ſeyd verhaftet und Morgen mit dem Früheſten ſollt ihr militäriſch gerichtet werden. He da Gendarmen! herbei!“

Kaum erblitzten die Knöpfe und Kreuze der Thürme Toulons am 4. Mai in den Strahlen der aufgehenden Sonne, als unfern der Stadt, auf der ſogenannten Kapernwieſe, ein franzöſiſches Grenadier-Bataillon Carré ſchloß.

Finſter ſahen die Krieger vor ſich hin; ein tiefes Schweigen waltete; in Mitte des Viereckes wurden Trommeln auf und neben einander geſtellt, hinter welchen ſich bald darauf ein Kriegsgericht verſammelte, um Standrecht zu halten.

Jetzt wurde Vater Pierre als Arreſtant vergeführt. — Der Offizier-Rapporteur ermahnte den Gefangenen, der Wahrheit getreu, die Vorfälle des geſtrigen Abends am Bivouacfeuer zu erzählen.

Der Veteran ſprach mit feſter Stimme, und berichtete furchtlos und offen, wie ſich an dem verhängnißvollen Abende alles ſo und nicht anders zugetragen und begeben, ja Pierre ging ſelbſt ſo weit, das uns wohlbekannte Geſetzlein aus jener ägyptiſchen Chanſon abzuſingen.

Als er geendet hatte, floß im Viereck manche Thräne hernieder über gebräunte Wangen verſuchter Krieger und die alten Grenadiere in Reih und Glied wiederholten traurig und halblaut den Refrain:

„Ein Troſt nur bleibt dir für und für
Dein Kaiſer weint mit dir!“

Die Offiziere hinter der Fronte drohten und polterten und hatten Mühe genug, die Ruhe wieder herzuſtellen.

Indeſſen hatte ſich das Kriegsgericht berathen und mit erhobener Stimme las nun der Offizier-Rapporteur die Schluß-Sentenz ab.

Der Veteran der alten Kaiſergarde war zum Tode verurtheilt und ſeine Kameraden, welche am Abende des vorigen Tages das: „Vive l'empereur!“ angeſtimmt hatten, ſollten mit ſechswöchentlicher, erſchwerter Priſon beſtraft werden. Das Todesurtheil ſollte, wie beym Standrechte üblich, zur Stelle vollzogen werden.

Die aufgeſtellt geweſenen Trommeln wurden hinweg geräumt; die hintere Seite des Viereckes öffnete ſich und dorthin wurde der Verurtheilte geführt.

Sechs Grenadiere wurden kommandirt vorzutreten und ihre Gewehre zu laden.

Pierre ſprach gleichmüthig: „Durch eine Kugel zu ſterben blieb längſt mein Wunſch, allein daß franzöſiſche Kugeln mich tödten würden — wahrlich das hätte ich nimmermehr gedacht. Nun wie Gott will! früher oder ſpäter — dem Krieger darf der Tod nie ein unerwarteter Gaſt ſeyn, und nun ſang der Veteran wieder:

„Ein Troſt nur bleibt mir für und für,
Ein Troſt bleibt mir allhier,
Der Troſt ja bleibt mir für und für
Mein Kaiſer weint mit mir!“

„Nun Schurken! werdet ihr endlich ſchießen?“ — rief Graf von Montmorenci, der Präſident des Kriegsgerichtes, denen zur Füſillade kommandirten Grenadieren zu — da ſchlugen die Krieger ſeufzend auf den Veteranen an, doch hundert Stimmen riefen jetzt plötzlich: „Setzt ab! um Gotteswillen ſetzt ab!“ — und Aller Blicke wandten ſich nach der Straße hin, welche zur Stadt führte, denn von daher kam mit verhängten Zügeln ein Reiter geſprengt, in der hoch erhobenen Rechten ein weißes Tuch ſchwenkend.

Nach Verlauf weniger Minuten ſprengte der Reiter in's Viereck. Es war der Lieutenant Bourmont vom 17ten Chaſſeur-Regiment.

„Herr Oberſt!" — rief der Offizier, eine feine, zart gebaute Geſtalt, dem Grafen v. Montmorenci zu — „mein Vater, der Obergeneral, hat, auf meine Fürſprache hin, den Grenadier Pierre begnadiget; empfangen Sie hiemit die ſchriftliche Ordre."

Mit gerunzelter Stirne ergriff der blutdürſtige Ultra das Papier, doch es war die Ordre bündig abgefaßt, und derſelben nicht zu widerſprechen.

Das Carré wurde gebrochen; das laut jubelnde Bataillon marſchirte zurück in's Lager; auch das Kriegsgericht brach auf, die Volksmenge folgte, und bald befanden ſich Vater Pierre und der Lieutenant Bourmont allein auf dem Platze.

Schweigend breitete der Veteran die Arme aus; der Lieutenant vom 17ten Chaſſeur-Regiment ſtürzte an des biedern Greiſen Bruſt; Worte wurden nicht gewechſelt.

Nach einer langen Pauſe endlich ſprach der junge Bourmont: „Vater Pierre! ich bitte

Euch, künftig ein bischen mehr Vorſicht; doch laßt Euch zum Troſte ſagen: nicht nur in Algier, auch hier zu Lande, wird es dieſes Jahr einen ſchwühlen, einen brennend heißen Sommer geben — die Lilien werden ſchlecht gedeihen; ſie werden vielleicht verwelken ſogar auf immerdar.“

Mit dieſen Worten wandte ſich der Lieutenant, beſtieg ſein Pferd und ſprengte von dannen.

In Gedanken verſunken ſah der Veteran ſeinem Lebensretter lange nach, dann zog Pierre ſein Pfeifenſtummelchen hervor, ſchlug Feuer, dampfte und ſang wieder:

»Ein Troſt nur bleibt mir für und für:
Mein Kaiſer weint mit mir!« —

3.

Ueberfahrt nach Algier. — Landung an der Küſte der Berberei. — Demoiſelle Bourmont recognoſcirt in Margats Luftballon die nordafrikaniſche Küſte. — Seltſames, hoch in Lüften beſtandenes Abentheuer. — Heftiges Gefecht der Franzoſen mit den Truppen des Dey und einer Horde Beduinen.

> — Ihn machte
> Der Helmbuſch kenntlich und das lange Haar,
> Vom raſchen Ritte war's ihm losgegangen —
> Zum Graben winkt er, ſprengt, der erſte, ſelbſt
> Sein edles Roß daruber weg, ihm ſturzt
> Das Regiment nach — doch — ſchon war's geſchehn!
> Sein Pferd, von einer Partiſan durchſtoßen, baumt
> Sich wuthend, ſchleudert weit den Reiter ab.
>
> Der ſchwediſche Hauptmann in Schillers Wallenſtein.

Der im vorigen Kapitel aufgeführte Lieutenant des 17ten Chaſſeur-Regiments (zu Pferd) war ein verkapptes Mädchen, nämlich die uns bereits wohl bekannte Demoiſelle Margot Bourmont. Die hochſinnige und kühne Jungfrau hatte nicht geruht, bis ihr der Vater endlich zugeſtanden hatte, in ſothaner Eigenſchaft der afrikaniſchen Expedition beizuwohnen.

In der Armee galt Margot für einen Sohn des Obergenerals, und ein weiter Capot half das Geſchlecht des ohnehin ſehr ſchlank gewachſenen Mädchens beſſer verbergen.

Endlich, nachdem ſie lange genug durch einen ſtarken Oſt-Süd-Oſt im Hafen zurückgehalten worden war, gieng die Touloner Flotte am 25. Mai mit einem guten Weſtwinde unter Segel.

Es ſey übrigens hier ein für alle Mal bemerkt, daß wir unſere geneigten Leſer, ſo wenig wie nur immer möglich, mit Zeitungsnachrichten zu behelligen gedenken.

Die Entfernung der afrikaniſchen Küſte von der franzöſiſchen beträgt 160 Lieus; ein gutes Dampfſchiff legt dieſe in 32 Stunden zurück.

Die Seereiſe unſerer afrikaniſchen Expedition gieng aber nicht ſo raſch von ſtatten.

Widrige Winde und andere unvorgeſehene Unfälle nöthigten das franzöſiſche Geſchwader in die Bucht von Palma einzulaufen und mehrere Tage daſelbſt vor Anker liegen zu bleiben.

Mehrere Fahrzeuge wurden durch Sturm ſtark beſchädiget; zwei ſogenannte bateaux boeufs gingen mit ihrer Mannſchaft zu Grunde.

Am 12. Juni endlich bekamen unſere modernen Argonauten die afrikaniſche Küſte zu Geſicht, und am 13. war man bei Tagesanbruch nur mehr zwei bis drei Stunden von Algier entfernt. Da der Wind von Oſten kam, entſchloß man ſich, in Weſten von Sidi Ferruch zu landen.

Sidi el Ferruch *) oder Turetta Chica iſt ein Vorgebirg, welches ſo weit in

---

*) In der trefflichen Erſch-Gruber'ſchen allg. Encyclopädie wird dieſes Vorgebirge »Seedi Fenje« genannt.

das Meer vorragt, daß es auf ſeinen beiden Seiten Buchten bildet.

Die Landung der Franzoſen gieng am 14. Juni glücklich und mit der größten Ordnung und Schnelligkeit vor ſich.

Ein auf Sidi el Ferruch befindliches Fort, dann einen daneben ſtehenden hohen, runden und einſt von den Spaniern erbauten feſten Thurm fand man unbeſetzt, und es wurde auf demſelben die weiße Fahne aufgepflanzt; Sidi el Ferruch iſt nur vier Lieus von der Stadt Algier ſelbſt entfernt.

Auf einer Anhöhe Sidi el Ferruch gegenüber ſtand die Armee des Dey, und dort war auch vieles ſchweres Geſchütz des Feindes aufgepflanzt, deſſen heftiges Feuer aber den Gelandeten vor der Hand wenig Schaden zufügte; in dem zwiſchen beiden Partheien belegenem Thale ſchwärmten zahlreiche Beduinen auf ihren flüchtigen Pferden umher.

Die franzöſiſche Flotte hatte mehrere Luftballone an Bord genommen, um ſich deren unter der Leitung des berühmten Aeronauten Margat auf der nordamerikaniſchen Küſte, wie ehemals bei Fleurus, zu bedienen.

Nun hatte ſich zwar das Fahrzeug, welches das zur Füllung der Ballone in Fülle bereitete Waſſerſtofgas an Bord hatte, in der Gegend der hyeriſchen Inſeln von ſelbſt entzündet und war verbrannt, allein glücklicherweiſe befand ſich Herr Margat ſelbſt mit dem größten der Luftballone und einer für den erſten Augenblick zur Noth genügenden Quantität Waſſerſtofgas an Bord des Linienſchiffes Provence, aus welchem der Aeronaut nebſt ſeinem Ballone nun auch an's Land geſetzt worden war, wo er auf Befehl des Ober-Generals Bourmont neben dem hohen Thurme auf Sidi el Ferruch oder Turreta Chica ſogleich anfieng, den geretteten, ungeheuren Ballon zu füllen.

Das Geſchäft gieng ungewöhnlich glücklich von Statten, und nach Verlauf weniger Stunden war die Füllung vollendet.

Vier ſtarke Taue wurden an den Ballon befeſtiget, an welchen er drei Thurm hoch in die Höhe gelaſſen werden ſollte. Die Gondel ſollte des Obergenerals erſter Adjutant, der ebenfalls ſchon aufgeführte Graf v. Montmorenci beſteigen, um die Stellung des Feindes und das Terrain des Landes zu recognoſciren.

Jener lebhafte Lieutenant des 17. Chaſſeur-Regimentes, Demoiſelle Marget Bourmont nämlich, beſtand darauf, mit dem Grafen aufzuſteigen, und da der Oberſt — in das Geheimniß eingeweihet — ein, wenn auch unbegünſtigter Liebhaber des Fräuleins war, ließ er ſich leicht bewegen — deren Begleitung in die obern Luft-Schichten anzunehmen, vor welcher Reiſe dem guten Herrn ohnehin ein bischen grauete.

Unſer Pärchen hatte die Gondel beſtiegen; langſam und majeſtätiſch erhob ſich der ungeheure Ball; jetzt wurden die Taue angezogen und hoch in Lüften ſchwebte die Rieſenmaſchine, beinahe unbeweglich, denn nur zuweilen brachte ſie an dem heitern Sommertage ein leiſes Lüftchen ein bischen zum Schwanken.

Demoiſelle Bourmont ſah um ſich, o Himmel! welche herrliche Landſchaft entzückte das leicht bewegliche Fräulein. — Man überſah aus jener Vogelperſpektive herab beinahe das ganze Gebiet des Staates Algier. — Es bildete eine ungeheure, von blühenden Hügeln hier und dort durchſchnittene, allein in der Hauptſache ziemlich ebene Landſchaft, in welcher ſich die lachendſten Thäler ausbreiteten.

Noch hatte in dieſem Jahre der alles verheerende nächtliche Südwind: „Simoom" auf Algier, ungeachtet der vorgeſchrittenen Jahreszeit, nicht gewehet, und es hatten daher dieſe, über alle Beſchreibung liebreitzende, den Gärten der Hesperiden gleichkommende Fluren nichts an ihrer urſprünglichen und eigenthümlichen, keiner Beſchreibung fähigen Pracht und Anmuth verloren.

Von Turetta Chica bis Algier war das Land mit der reichſten und üppigſten Vegetation bedeckt. Die feuchte Wärme des Klima's ertheilt hier den Produkten des glücklichen Bodens eine ungewöhnliche Kraft, Friſche und Ueppigkeit. Das ganze Land ſtellt ſich als ein unermeßlicher Blumen- und Früchtenteppich dar, welcher vom feinſten Aroma duftet, das die Sinne einwiegt und beinahe betäubt.

Der indiſche Feigenbaum und der hohe Wein-Stock dehnen ſich in prächtigen, langen Gewinden und umarmen ſich brüderlich; Granat-, Orangen- und Olivenbäume ſtellen die bildlichſten Gruppen dar, und das Farbenſpiel ihres Laubes giebt unnachahmliche, in einander verſchmelzende Nüançen und Schattirungen. Melonen, Gurken, Aloeen, Kohl, Artiſchoken, die verſchiedenſten und ſchönſten Cactus wachſen wild und wuchern, dem europäiſchen Unkraute gleich, am Erdboden. Allerwärts ſprieſen: die majeſtätiſche, pyramidiſche Cypreße, die göttliche Ceder, der ſüßduftende Mandelbaum, die Indigofera glauca, der Palmenbaum und Lotus, Cinerarien und wohlriechende Chiſten, dann weiße Roſen- und andere Gebüſche; das Zuckerrohr gedeiht trefflich; Majoran, Lavendel, Reſeden, Rosmarin, Thymian und eine Unzahl wohlriechender Pflanzen und Sträucher bedecken die Hügel und reinigen mit aromatiſchen Düften die Luft — und in Mitte dieſes Göttergefildes, der Mauretania cäſarenſis und des Numidien der Alten erhebt ſich die ſtolze Argel (Algier), nach Shaw das ehemalige Icaſium, die heutige Hauptſtadt des mächtigſten Staates der Berberei; ſie liegt ungemein romantiſch, auf der abhängigen Seite des ſich in's Land ziemlich tief hinein erhebenden Ufers des mittelländiſchen Meeres in amphitheatraliſcher Form, und zählt 80,000 Einwohner, worunter 10,000 Juden. Algier hat etwa 1½ engliſche Meile im Umfang; die 15,000 blendend weißen, meiſt von Ziegelſteinen erbauten und mit Ciſternen verſehenen Häuſer mit platten Dächern erheben ſich ſtufenweiſe über einander, ſo daß jedes die Ausſicht auf das Meer hat und ihr Enſemble gewährt, aus einiger Ferne erſchaut, einen imponirenden und prachtvollen Anblick. An Algiers Straſſenecken befinden ſich viele Brunen mit angeketteten Schöpfgefäßen, denen das Waſſer einer 1611 am Kaiſerſchloß, einem von

Carl V. angelegten Fort, entdeckten Quelle in gemauerten Röhren zugeführt wird. Unter den Gebäuden zeichnet ſich der Palaſt des Dey durch ſeinen anſehnlichen Umfang, durch eine über dem Thore der denſelben umgebenden Mauer angebrachten, großen ſchönverzierten Laterne und eine mit ungeheurem goldenen Knopf verſehene Flaggenſtange aus. Außerdeſſen ſind hier 10 große und mehrere kleine Moſcheen, 6 mahomedaniſche hohe Schulen und viele niedere Schulen für Knaben; 1 jüdiſche Synagoge; 1 von der franzöſiſchen Gräfin von Eguillon geſtiftete katholiſche Kirche und Franziskaner-Hoſpitium mit 10 Geiſtlichen und mehreren chriſtlichen Kapellen in dem Hoſpital, dann 5 Bagnes (Nachtbehältniſſe) der Chriſtenſklaven; 5 Fondakas (Magazine); 5 ſeit 1650 errichtete Caſernen für die türkiſche Miliz mit Springbrunnen; 1 Kanonengießerei; 12 öffentliche Bäder und ſehr viele Kaffeehäuſer und Tavernen, doch kein eigentlicher Gaſthof. Die Stadt iſt nach alter Art befeſtiget; außer dem Grabmale des 1718 im Geruche der Heiligkeit verſtorbenen Dey Ali, befinden ſich alle Grab-Stätten außerhalb der Stadt.

Nach dieſen vielleicht zur Zufriedenheit mancher der geneigten Leſer, mitgetheilten Notizen, welche wir den verläßigſten Quellen verdanken, beeilen wir uns zur eigentlichen Geſchichte wieder zurückzukehren.

Während Demoiſelle Bourmont in jener ſchwindelnden Höhe oben im Anblicke aller dieſer, tief unter ihr liegenden Herrlichkeiten ſchwelgte, überblickte der Graf v. Montmorenci mit kalt prüfenden Augen das Terrain und trug militäriſche Bemerkungen über dasſelbe in ſeine Schreib-Tafel ein; doch plötzlich ſahen ſich unſere Luftſchiffer durch einen ganz unerwarteten Zufall, in eine andere, aber ungemein kritiſche Situation verſetzt.

Die Truppen des Feindes hatten einige Zeit lang mit großem Staunen das ihnen ganz neue Schauſpiel eines hoch in Lüften ſchwebenden Ballons beobachtet; nachdem ſie aber von ihrer Verwunderung einigermaßen wieder zu ſich gekommen, wurde ihnen klar, es möchten die beiden dort oben eben keine Anſchläge zu des Deys Beſtem ausbrüten, und da die Feinde ferner bemerkten, daß durch ſtarke Taue der Ballon mit dem feſten Boden in Verbindung gehalten wurde, fiengen ſie an, das ſchwere Geſchütz allzumal auf die vier Soldaten zu richten, welche die Enden der Taue hielten. — Unglücklicherweiſe riß eine der erſten von der algieriſchen Artillerie nun abgefeuerten vierundzwanzigpfündigen Kugeln zwei dieſer Krieger mit einem Male hinweg; die beiden andern ergriff dermaßen ein paniſcher Schreck, daß ſie die Taue aus den Händen fahren ließen, und nun ſchwebte der entfeſſelte Ballon hinan zu unermeßlichen Höhen.

Dem Oberſten und dem Fräulein von Bourmont konnte das Geſchehene nicht entgehen. Montmorenci rief erblaſſend und bebend aus: „Bei allen Heiligen! wir ſind ohne Rettung verloren!“

Der weibliche Chaſſeur-Lieutenant fragte dagegen etwas höhniſch: „„Und Sie wollen des

Kriegsgottes Sohn ſeyn und verzagen ſo ſchnell? nein, noch ſind wir nicht verloren — der Gott, deſſen Sonne und Sternen wir uns jetzt nahen, und ohne deſſen Willen kein Sperling fällt, er kann uns erhalten.““

Kleinlaut und ſich doch ein bischen der eigenen Erbärmlichkeit, dem hochherzigen Mädchen gegenüber, ſchämend, erwiederte der Graf: „Wir ſind auf eine eigentliche Luftreiſe gar nicht eingerichtet; ſelbſt nicht einmal einen Anker führen wir bei uns.“

„„Mein Anker — verſetzte das heldenmüthige Mädchen ernſtgemeſſen — iſt feſte Zuverſicht in den allmächt'gen Gott; er hat Sterbliche größern Gefahren entriſſen, als die gegenwärtige iſt, und auch uns kann er retten, wenn es anders ſein allerhöchſter Wille bleibt.““

Der Oberſt ſchwieg, ſtreckte ſich verzweiflungsvoll am Boden der Gondel aus und bedeckte mit beiden Händen das Geſicht; das unerſchrockene Fräulein dagegen beachtete aufmerkſam die Richtungen des Fluges, welche der Ballon nahm.

In den höchſten Luftſchichten wechſelte der Wind immerdar. Anfangs führte er den Ball weſtwärts gegen die Gränzen des maroccaniſchen, dann ſchnell, in entgegen geſetzter Richtung, gegen jene des tuneſiſchen Gebietes; bald darauf ſchwebte das Luftſchiff mehr ſüdlich, ſo daß unſere Heldin die große Wüſte Sahra überſchauen konnte. Nicht lange dauerte es aber, da trug ein ziemlich heftiger Südwind den Ballon wieder gen Norden, über das algieriſche Gebiet hinweg, gerade dem mittelländiſchen Meere zu, und je mehr er ſich dem Ufer näherte, deſto mehr fieng der Ball nun an zu ſinken.

Dieſes ſchnelle Sinken weckte ſelbſt den Grafen; er richtete ſich auf, ſchaute über Bord des Luftſchiffchens, und nun ſchrie der ſchnöde Feigling wieder: „Heiliger Schutzpatron! keine zehn Minuten mehr — dann verſinken wir in den Wellen des Meeres.“

Selbſt die höchſte und nächſte Gefahr vermochte unſerer Heldin ſtarke Seele nicht zu beugen. Scherzend und boshaft genug erwiederte ſie: „„Wenn ein altes Sprichwort nicht trügt, lieber Graf! dann darf Ihnen nicht um ihr Leben bangen, denn in dieſem Falle ertrinken Sie gewiß nicht.""

Immer tiefer und ſchneller ſank jetzt der Luft-Ball; ſchon ſchwebte er über der Oberfläche des Meeres und nahm nun ſeine Richtung gerade nach der Rhede hin, auf welcher mehrere franzöſiſche Fahrzeuge der afrikaniſchen Expedition vor Anker lagen.

Jetzt ſtieß der Ballon an den Hauptmaſt des Linienſchiffes Provence, welches den Admiral Duperré ſelbſt an Bord hatte. Die vom Luftballe hernieder hängenden vier Taue ſtreiften über das Verdeck der Provence; die Matroſen erfaßten dieſe Taue und zogen an denſelben die rieſige Luftmaſchine glücklich abwärts auf das Verdeck des Linienſchiffes. — Fröhlich und leicht ſprang der Lieutenant des 17ten Chaſſeur-Regimentes aus der Gondel; der Graf von Montmorenci war ohnmächtig geworden und mußte herausgehoben werden.

An demſelben Tage, an welchem Demoiſelle **Bourment** das ſeltſame Abentheuer hoch in Lüften beſtanden hatte, waren die Geſchütze, das Material und dgl. der franzöſiſchen Expeditions-Armee vollends an's Land gebracht worden; auf den folgenden Tag war vom Obergeneral ein allgemeiner Angriff der feindlichen Poſitionen angeordnet worden.

Von ungefähr 2500 Cavallerie- und Artilleriepferden, welche die Eskadre an Bord gehabt hatte, waren während der Ueberfahrt die meiſten gefallen; man gab dem langen Stehen der Thiere in zu beſchränktem Raume, dann dem verdorbenen Futter die Schuld.

Nur ungefähr 500 Cavalleriepferde und ſämmtliche Maulthiere waren gerettet worden; man benützte die letztern zur Beſpannung des Geſchützes, und bildete aus den erſtern ein ſelbſtſtändiges Reuterkorps, bei welchem, auf ſein unaufhörliches Bitten, der uns wohl bekannte weibliche Lieutenant des 17ten Chaſſeur-Regiments angeſtellt wurde.

Am 15. Juni mit Tagesanbruch rückten die franzöſiſchen Linien, den wackern General Berthezène an ihrer Spitze, in ſchönſter Ordnung, getrotz des heftigen Geſchützfeuers der Algierer, gegen die feſten Poſitionen des Feindes vor; die franzöſiſche Reuterei blieb vorerſt in Reſerve ſtehen.

Nun ließ Berthezène ſeine geſammte Feldartillerie den algieriſchen Batterien gegenüber auffahren und dieſelben mit Erfolg beſchießen; zugleich wurden die Batterien des Feindes von den franzöſiſchen Kriegsſchiffen, die ſich öſtlich von der Halbinſel aufgeſtellt hatten, beſtrichen.

Die heftige Kanonade war länger bereits als zwei Stunden, ohne die mindeſte Unterbrechung, fortgeſetzt worden, da hub das Feuer der Algierer an, minder lebhaft zu werden; allein jetzt bemerkte General Berthezène, eine im Galop heranſprengende ſtarke Beduinenhorde, welche unverkennbar beabſichtigte, die franzöſiſche Stellung im Rücken anzugreifen.

Ungeſäumt ließ Berthezène ſeiner Reuterei den Befehl zukommen, ſich den Beduinen entgegen zu werfen. Die franzöſiſche Cavallerie ſetzte ſich in Bewegung; ihren Vortrab führte der weibliche Lieutenant des 17ten Chaſſeur-Regiments.

Demoiſelle Bourmont ritt ein treffliches, leichtes Brittenroß und tollkühn, nur den Feind im Auge, eilte die junge, feurige Heldin den Ihrigen weit voraus.

Vom raſchen Ritte war des Fräuleins hinaufgeſteckt geweſenes, langes und herrliches, kaſtanienbraunes Haupthaar losgegangen, und flatterte nun frei im Winde. Ein Graben nur noch trennte die Heldin von der Beduinen Vortrab, da ſpornt ſie kühn das Roß, doch der Britte, zu ermüdet ſchon, ſetzt zu kurz und ſtürzt jenſeits zuſammen, weit von ſich ſchleudernd ſeine Reuterin.

Ohnmächtig lag der franzöſiſche, weibliche Lieutenant, da ſprengt ein junger, bildſchöner Scheich, der Führer der Beduinen, zu ihm hin.

Hoch erhob der Scheich die Lanze, ſie ſeinem Feind in's Herz zu ſtoßen, ſchon holt er aus — doch plötzlich überzieht ein brennend Roth des Beduinen-Jünglings Antlitz; der Wurfſpieß zittert ſelbſt in ſeiner Hand, und ſtammelnd ruft er aus: „Allah! ein wunderſchönes, holdes Frauenbild!"

Beim heftigen Sturz vom Pferde hatte ſich des Lieutenants Uniform getrennt, und zur Hälfte ſichtbar war der milchweiſe, üppige Buſen der keuſchen Jungfrau vorgetreten.

Nicht beſann der Scheich ſich lange; er ſprang vom Pferde, hob das reitzende, ohnmächtige Mädchen zu ſich in den Sattel, und den Seinen gab er nun ein Zeichen.

Jetzt wendeten die Beduinen alle ihre Roſſe, und im nächſten Nu ſprengte die ganze Herde gen Süd, nach der Gegend hin, wo die Wüſte Sahra liegt.

Nach wenigen Augenblicken ſchon waren die wilden Reuter der Wüſte den erſtaunten Augen der Fränkiſchen entſchwunden, und nicht daran denken durften dieſe, den Beduinen nachſetzen zu wollen.

4.

Das Lager der Beduinen.

Er liegt und ſchläft an meinem Herzen,
Mein guter Schutzgeiſt ſang ihn ein;
Und ich kann fröhlich ſeyn und ſcherzen,
Kann jeder Blum' und jedes Blatts mich freu'n:
Nachtigall, Nachtigall ach!
Sing mir den Amor nicht wach!

C.

Die Beduinen, von dem arabiſchen Worte Baediah (Wüſte) alſo genannt, ſind bekanntlich kriegeriſche Nomaden, welche die verſchiedenen afrikaniſchen Wüſten durchziehen und ihren Urſprung von den zwölf Söhnen Iſmaels ableiten. Noch jetzt ſind die Beduinen, obwohl es ſelten iſt, daß einige unter ihnen zu leſen verſtehen, in der Bibel wohl bewandert, und bedienen ſich wenigſtens derſelben Traditionen zu ihrem Vortheil, ſowohl wenn ſie willkührlich die Hagar für eine rechtmäßige Frau Abrahams ausgeben, deren Sohne Arabien als das ſchönſte Erbtheil zugefallen, als wenn ſie mit ſtolzem Wohlgefallen jene Weiſſagung von Iſmael (Geneſ. Kap. 16) auf ſich anwenden, welche lautet:

„Er wird ein wilder Menſch ſeyn, ſeine Hand wider Jedermann“ u. ſ. w. (m. ſ. das bezeichnete Kap. in d. Geneſ.)

Die Beduinen beugten ſich nimmermehr einem Eroberer, und ſie traf kein Sturm barbariſcher Völkerzüge, denn keines Deſpoten Joch vermag die ſtets wandernden Söhne der Wüſte zu erreichen; zu ihnen leitet kein großer Strom, keine Waldung verbirgt feindliche Haufen; dabei kömmt ihnen ihre freie, unabhängige Stammes-Verfaſſung, welche durch große und kleine Scheichs aufrecht erhalten wird, ſehr zu ſtatten.

Keiner berührt je den Pflug, oder pflanzt einen Baum. Flucht iſt ihr ganzes Leben — ſagt Ammianus Marcellinus von den Beduinen, welche gleich den alten Deutſchen des Tacitus den Ackerbau für entnervend und der Freiheit gefährlich halten, und außer Fehde nur die Jagd lieben. Die letztere üben ſie mit Falken und einer beſondern Art wilder Katzen gegen die Antilopen und Gazellen der Wüſten.

Stolz auf ihre Freiheit — alſo bezeichnet Ferduſi Iſmaels Nachkommen — leidenſchaftliche Redner, freie Männer und Krieger, die das Land ihrer Feinde mit Blut färben, und mit ihren Lanzen, wo ſie ſich zeigen, in der Luft einen Rohrwald bilden.

Die Beduinen ſind ſehr ſchlank gebaut und mager, aber ihre Magerkeit, Folge der Sonnenhitze und einer großen Mäßigkeit, fällt nicht auf und unterſtützt ihre faſt unglaubliche Fertigkeit und Gewandtheit, womit ſie in allen Lagen, beſonders im Kampfe zu Pferd, ſich ihren Gegnern furchtbar und ſelbſt, nach einer raſchen Bewegung nach dem linken Steigbügel hin, unſichtbar machen.

Die freie, ſtolze Haltung und das Feuer ihrer dunkeln Augen zeichnen die Beduinen vor den ſchönſten Völkern des Erdballes aus.

Dieſe kühnen Söhne der Wüſte, welche die Karavanen ausrauben, oder von denſelben wenigſtens ein nicht kleines ſogenanntes Paſſagegeld (El-Haſſar) erheben und ſelbſt Städte und Dörfer brandſchatzen, betrachten das Plündern als ein nichts weniger dann ſchimpfliches Ritterſpiel, als eine Jagd und als ein Strandrecht.

Unter den charakteriſtiſchen Sitten der Beduinen ſtehen die Blutrache und die Gaſtfreiheit oben an. Dieſe kommen oft in einen ſonderbaren Streit. Einſt verbarg ſich ein flüchtiger Beduine, ohne es zu wiſſen, in der Hütte ſeines gerade abweſenden Feindes. Die Frau deſſelben nahm den Flüchtling, den ſie erkannte, wohl auf, aber rieth ihm, ſich bald zu entfernen. Als ihr Mann zurückkehrte, erklärte er in der Hitze ſeiner Leidenſchaft, daß er zwar vielleicht ſeinen Feind getödet, aber eben ſo wenig auch ſeiner Frau geſchont haben würde, wenn ſie die Pflicht der Gaſtfreundſchaft verſäumt hätte.

Die Beduinen rechnen es zu ihren drei größten Glücksfällen, wenn ſie Dichter-Beifall erhalten, wenn eine edle Stute wirft und wenn ihnen ein Sohn geboren wird, aber das letztere Glück wird bei eigennützigen Familienvätern jetzt durch die Geburt von Töchtern überwogen, weil dieſe Töchter, wie bei unſern Vorvordern, in der Regel, im eigentlichen Sinne gekauft werden; wodurch es auch geſchieht, daß die Beduinen ſich gewöhnlich mit einem Weibe begnügen. Von der Eiferſucht der Beduinen zeigt ſchon der Umſtand, daß auch bei ihnen Hörnerträger das entehrendſte Schimpfwort iſt.

Alle Eigenthümlichkeiten der Beduinen, der ganze Inhalt ihrer barbariſchen Tugenden drückt ſich in ihrer Poeſie aus: Großmuth, Ehrliebe, Stammes- und Familienſtolz, nicht ſelten mit gutmüthiger Satyre, Fehde, Blutrache, Jagd, Liebe, gehoben durch das Blau ihres reinen, herrlich geſtirnten Himmels und durchkreuzt durch die ſchmerzlichen Trennungen weiter ziehender befreundeter Stämme.

Wir hielten es für nöthig, den geneigten Leſer vorerſt mit jenem intereſſanten Volke etwas näher bekannt zu machen, bevor wir es wagen mochten, denſelben in eines der Lager der Nomaden einzuführen. Nun zurück zur Geſchichte!

Obwohl unabhängig von den türkiſchen Satrapen und Tyrannen, leihen die Beduinen, freilich zu ſehr hohen Preiſen, nichts deſto weniger zuweilen ihre ſehr erſprießlichen Dienſte jenen Deſpoten und helfen denſelben ihre Fehden ausfechten.

Der Scheich, in deſſen Gewalt unſere Heldin, Demoiſelle Bourmont, gefallen war, hieß Almanſor, und hatte ſich gleichfalls für den bevorſtehenden Feldzug gegen die Franzoſen mit ſeiner Horde an den Dey von Algier vermiethet.

Indeſſen überzeugten ſich die vorzüglich klugen Glieder dieſer Horde alsbald, daß hier nur Gefahren zu gewinnen und keine Beuten zu machen ſeyn würden. Als daher, einem ſchönen gefangenen Mädchen zu Liebe, Almanſor plötzlich und ganz unvermuthet den Kampfplatz verließ, folgten ihm die Seinigen laut jubelnd, wie ſich denn der Sohn der Wüſte überhaupt kein großes Gewiſſen daraus macht, dem ihm verhaßten Türken den geſchloſſenen Vertrag zu brechen.

Unſere Beduinen ritten ſo lange in voller Carrière, bis ſie das Schlachtfeld der Franzoſen und Algierer weit hinter ſich hatten. Nach einigen Stunden bereits langte man bei einer Dattel=Palmen=Gruppe an, welche die Gränze der Wüſte Sahra bezeichnet. Hier an dieſer Stelle hielten einige Kameele, welche der Horde das nöthigſte Gepäcke nachgetragen hatten.

Almanſor ertheilte Befehl, ſogleich die Schläuche mit friſchem Waſſer zu füllen und alle nöthigen Vorbereitungen zu der Reiſe in der Wüſte zu treffen, in deren Tiefe das ſtehende Lager der Beduinen aufgeſchlagen war.

Der weibliche Lieutenant des 17. Chaſſeur=Regiments befand ſich in einer mißlichen Lage.

Unſere Heldin war bei'm heftigen Sturze vom Pferde mit dem Kopfe auf einen Feldſtein gefallen, und hatte ſich, gerade in der Gegend des Schlafs, in höchſt gefährlicher Weiſe verletzt. Die Wunde blutete heftig; Margot war bewußtlos.

Auf Almanſors Anordnung verband ein alter, in der Heilkunde ungemein erfahrener, gutmüthiger Beduine die Wunden des Fräuleins äußerſt ſorgfältig, und voll zärtlicher Beſorgniß war dabei der junge Scheich geſchäftig.

Nachher wurde, auf dem größten und verläßigſten Kameele, der ſchwer Verwundeten eine Art bequemer Lagerſtätte bereitet, in welche ſie ſogleich gebracht wurde.

Nach Verlauf weniger Stunden waren alle Anſtalten zur Reiſe beendigt; auf ein Zeichen des Scheichs ſetzte ſich die Horde mit vieler Ordnung in Bewegung und trat ihren Marſch in das Innere der Wüſte Sahra an.

Almanſor ritt ſtets neben dem Kameele, auf welchem die todkranke Margot lag und neben welcher auf demſelben Thiere der alte Beduinen-Arzt ſaß. Der junge Scheich verwandte ſelten ſein Auge von dem kranken, reizenden, aber todtblaßen Chriſtenmädchen, und bot allem auf, die Lage der intereſſanten Unglücklichen möglichſt zu erleichtern; indeſſen ſchlug Demoiſelle Bourmont nur ſelten die ſchönen dunkeln Augen auf, und zu klarem Bewußtſeyn gelangte die Kranke während der ganzen Reiſe nicht; nur mit Mühe vermochte man ihr von Zeit zu Zeit etwas warme Stutenmilch einzuflöſen und ihr durch dieſe kräftige Erquickung das Leben zu friſten. Der Beduinenarzt zuckte auf häufiges Befragen Almanſors über den Zuſtand der Kranken die Achſeln und nahm ganz dieſelbe wichtige Miene an, welche in ähnlichen Fällen die gelehrten Aerzte des civiliſirten Europa's darſtellen.

Der junge Scheich ſah finſter, und ritt, in melancholiſches Brüten verſunken, Tage lang ſchweigend dahin, ohne ſich, gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, im geringſten um den Marſch und die anderweitigen Angelegenheiten ſeiner Truppe zu bekümmern.

Am ſiebenten Tage endlich erreichte die Beduinenherde ihr Lager in der Wüſte.

Nachdem unſere kranke Heldin die beſchwerliche Reiſe durch die Wüſte, obwohl in gänzlicher und unaufhörlicher Bewußtloſigkeit zurückgelegt hatte und nun zu anhaltender Ruhe gelangt war, hub ihre Krankheit an, in eine wohlthätige Kriſis überzugehen; zwar dauerte die Bewußtloſigkeit noch immer fort, doch ſie nahm bereits mehr den Charakter eines ſanften Schlafes an; die Pulſe gingen ruhiger; der reitzende, jungfräuliche Buſen hob ſich minder ungeſtüm; die zarten Lilienwangen röthete bereits wieder ein leiſes Incarnat.

Der Beduinenarzt gab einige Hoffnung; der junge Scheich beobachtete mit unausgeſetzter Aufmerkſamkeit den leiſeſten Odemzug ſeiner Gefangenen.

Am neunten Tage endlich, von jenem an gerechnet, in welchem der gefährliche Sturz auf dem Schlachtfelde im algieriſchen Gebiete ſtatt gefunden hatte, öffnete unſere Heldin zum erſten Male wieder mit dem klaren Bewußtſeyn ihrer ſelbſt die Augen. Mit Erſtaunen betrachtete das Fräulein ſeine Umgebungen. Margot lag, in die feinſten Leinen gehüllt, auf einem reinlichen und weichen Ruhebette, bedeckt mit einer leichten Decke, in einem großen, prachtvollen, türkiſchen Zelte; die köſtlichſten perſiſchen Teppiche verwehrten der Zugluft allerwärts, einzudringen, und ähnliche Teppiche bedeckten auch den Fußboden. Dieſe Geräthſchaften paßten alle ſo wenig in ein Beduinenlager, daß man wohl hätte auf die Vermuthung gerathen können, es möchten ſothane Mobilien irgend einer Karavane dereinſt abgenommen worden ſeyn.

Auf einem Nebentiſchchen befand ſich ein aufgeſtelltes Schachſpiel, welches Spiel, nach des unglücklichen Seetzen gewiß kompetentem Zeugniſſe, alle Araber ungemein lieben und trefflich ſpielen.

An der mittelſten ſtark vergoldeten Zeltſtange hing ein großer, herrlicher Venetianer-Spiegel, und unter demſelben eine kleine, ſeltſame Geige, deren Reſonanzboden aus einem verhärteten Ziegenfell beſtand. Es iſt ſothane Geige das einzige Saiteninſtrument der Beduinen und wird daſſelbe von ihnen Erbabe genannt.

Ein Geräuſch ſtörte plötzlich unſere Heldin in ihren Beobachtungen, und erſt jetzt bemerkte Margot, daß ſie ſich nicht allein im Zelte befinde.

Am obern Theile ihres Ruhebettes ſaß nämlich ein ſchon ziemlich betagtes Beduinenweib, wie es ſchien, zur Pflege der Kranken beſtimmt.

Dieſes Weib, eine hagere, braungelbe Geſtalt, trug nichts, als ein großes Stück Tuch auf dem bloßen Leibe, das von der Hüfte bis an die Kniee herabhing. Um die Hüften wurde das Tuch durch einen breiten Gürtel zuſamm gehalten. In Naſen und Ohren trug die Beduinendame Ringe und andere Zierathen; ihre Nägel waren mit Henna*), und ihre Augenbraunen mit Alkohol gefärbt.

Margot erſchrack im erſten Augenblicke über die abentheuerliche Geſtalt, allein aus den Zügen der Alten ſprach ſolche unverkennbare Gutmüthigkeit, und ſie liebkoſete unſere Heldin ſo ſanft und freundlich, daß ſich dieſe bald wieder beruhigte.

Das Fräulein empfand nach langem, unwillkührlichem Faſten jetzt Hunger, und gab ſein Verlangen nach Speiſen der Alten durch Zeichen zu verſtehen.

Sogleich eilte das Beduinenweib aus dem Zelte und in wenigen Minuten war ein improviſirtes Mahl ſervirt; es beſtand aus Butter, Käſe, Milch, kaltem Geflügel, Datteln und einem Gerichte Heuſchrecken und Eidechſen. **)

---

*) Henna — eine in der Berberei einheimiſche Wurzel.

**) Eidechſen und Heuſchrecken ſind in der That eine

Mit Grauen wieß Margot die letztere Schüſſel zurück, den übrigen dagegen ſprach ſie herzhaft zu.

Nach eingenommenem Mahle verſuchte das Fräulein aufzuſtehen; es ging — und unſere Heldin vermochte ſogar, von der Alten unterſtützt, aus dem Zelte zu treten.

Das Lager der Beduinen war auf einer jener lachenden, und mit Bäumen, Blumengebüſchen, aromatiſch duftenden Kräutern erfüllten, dann durch rieſelnde Quellen erfriſchten Stellen aufgeſchlagen, welche, wie einzelne glückliche Inſeln im Ozean, alſo in Mitte der brennenden,

---

Lieblingsſpeiſe der Beduinen, wie der durchaus verläſſige Seetzen berichtet. — Wir wiederholen noch einmal, daß Alles, was über Sitten, Kleidung, Gebräuche u. ſ. w. der Beduinen geſagt wird, keineswegs Erfindung, ſondern die lauterſte Wahrheit iſt. Die Quellen, aus welchen wir ſchöpften, ſind im Vorworte gewiſſenhaft angegeben worden.

afrikaniſchen Sandwüſten zuweilen auftauchen und Oaſen genannt werden.

Einen ſehr freundlichen Anblick gewährte das Beduinenlager. Die Hütten und Zelten *) der Söhne Iſmaels ſtanden keineswegs in Reihe und Glied nebeneinander, ſondern ſie lagen vielmehr zerſtreut und maleriſch gruppirt unter ſchattigen Bäumen, an kühlenden Quellen oder halb verſteckt im Gebüſche; Jedermann ſchien ſich, ganz ſeinem eigenthümlichen Geſchmacke überlaſſend, angeſiedelt zu haben.

Das türkiſche Zelt, welches Margot bewohnte, übertraf alle übrige an Glanz und Größe gleich bedeutend; es lag auch von dem eigentlichen Lager weit abgeſondert auf einer anmuthigen Anhöhe, jedoch war neben jenem prachtvollen noch ein kleineres, ziemlich unſcheinbares Zelt aufgeſchlagen.

---

*) Dieſe Zelten ſind meiſtens aus Zeuchen von Ziegenhaaren und der faſerigen Wurzel der Palmeta verfertiget.

Während unſere Heldin ſich noch an der Ausſicht in's ferne Lager erlabte und gierig die reine Luft trank — bemerkte ſie einen jungen, ſehr wohl gekleideten Beduinen, der kühn wie Mavors ſelbſt ſein edles arabiſches Roß tummelte und gerade auf den Hügel losſprengte, auf welchem Margot ſtand; das Fräulein zog ſich in das Zelt zurück und ließ ſich etwas erſchöpft wieder auf ſein Lager nieder.

Nach wenigen Augenblicken hörte Demoiſelle Bourmont außer dem Zelte einen Reiter halten und denſelben vom Pferde ſpringen.

Gleich darauf erſchien das Beduinenweib, nannte ſehr deutlich und verſtändlich das Wort: „Scheich“ und deutete dabei auf den Eingang des Zeltes.

Margot verſtand. Der Beduinenfürſt, deſſen Gefangene ſie geworden, und der ihr Geſchlecht bereits kannte, ließ ſich melden. Immer artig genug für einen Barbaren, und was konnte Demoiſelle in ihrer Lage anders thun, als bejahend mit dem Kopfe nicken? — indeſſen pochte trotz des ihm beiwohnenden Heroiſem dennoch das Herzlein des Mädchens etwas ungeſtüm unter dem reitzenden Buſen: „Welches" — fragte ſich die Jungfrau ſelbſt — „welches Schickſal wohl wird mir der furchtbare Fürſt der Wüſte bereiten?"

Jetzt wurde der Zeltvorhang in die Höhe gehoben, und ſich bückend trat der Scheich der Horde ein.

Almanſor zählte der Jahre bereits dreißig und zwei, allein ſelbſt der kundigſte Alterſchätzer würde ihn für einen Jüngling von höchſtens vier und zwanzig Jahren gehalten haben, denn Mäßigkeit und ſtete Kraftanſtrengungen in freier Luft erhalten den Menſchen ungemein lange friſch, geſund und jung.

Der Körperbau des jungen Mannes glich jenem des Raphaeliſchen Sonnengottes. Sein ſchwarzes Auge ſprühete Feuer, und die den Beduinen eigenthümlichen ſchönen Geſichtszüge wurden hier durch etwas gehoben, welches den Phyſiognomien jener wilden Menſchen durchaus fehlt, und es iſt dieſes nichts anderes, als der Typus der Menſchlichkeit und einer vorhergegangenen höheren Geiſtesbildung. — Almanſor kreuzte unmittelbar nach ſeinem Eintritte in's Zelt die Arme auf der Bruſt und verbeugte ſich mit unverkennbarem, natürlichem Anſtande.

Uebrigens blieb auch die etwas phantaſtiſche, berberiſch-arabiſche Kleidertracht ſehr geeignet, die männliche Schönheit des Scheichs und ſeine würdevolle Haltung mehr noch bemerkbar zu machen.

Almanſor trug heute weite, ſogenannte Pumphoſen von weißem Atlas, und an den Füßen zierliche Schnürſohlen; den Leib unmittelbar deckte eine Art kurzen, grünſeidenen Hemtes, welches kaum bis zu den Hüften reichte, den ſtämmigen Hals blos ließ und von einem reich mit Diamanten beſetzten koſtbaren Gürtel zuſamm gehalten wurde, an welchem der ebenfalls mit Edelſteinen überladene, krumme Sarazenenſäbel hing. Ueber das Seidenhemt war ein Oberkleid von dem feinſten Scharlach, reich in Gold geſtickt und mit köſtlichem Hermelin gefüttert, gezogen, welches ſich durch ungeheuer weite und bis zur Erde herabhängende Aermel auszeichnete, denn dieſe Aermel ſind in der Berberei nur erlaubt, von den Emirs und Oberſcheichs getragen zu werden; das Haupt endlich bedeckte eine ſeltſam zuſammengelegte Scharlachmütze, deren beide ſpitzige Ecken an den Schultern hernieder hingen; auch dieſe Mütze war reich in Gold und Perlen geſtickt und mit einer Agraffe von unſchätzbarem Werthe geziert.

Die in der That das Auge beſtechende Schönheit des jungen Kriegerfürſten, dann ſein feines Benehmen, welches hier am wenigſten zu erwarten geweſen war, verwirrten unſere Heldin, und es rötheten ſich höher die lieblichen Wangen, aber wie erſtaunte Margot erſt, als Almanſor in ſehr reinem Franzöſiſch ſie anredete und alſo ſprach:

„Zittern Sie nicht, mein Fräulein! beruhigen Sie ſich; ich bin kein Barbar — Sie ruhen in meinem Zelte ſo ſicher, als in der Mutter Schoos.“

Mit der den Franzöſinnen ſo recht eigenthümlichen lebhaften Unbeſonnenheit fuhr das Fräulein heraus: „„Mais mon dieu! — das iſt ja ganz charmant! Sie ſind kein Barbar; ſprechen die Sprache meines Vaterlandes und glauben doch wohl auch an einen Gott?““

Lächelnd, aber dennoch ernſt, fragte hierauf der Scheich ſeiner Seits, ſinnig genug: „Ich erkenne jeden Menſchen an den Fußſtapfen deſſelben im Sande, und ſollte an den Geſtirnen, an den Erzeugniſſen der Erde und an den Wellen des Meeres nicht Gott erkennen? — Bedarf, mein Fräulein! die Morgenröthe einer Fackel, um geſehen zu werden? — — doch, um Sie ganz zu beruhigen — fuhr der Beduine redend fort — ſo wiſſen Sie denn, ich glaube nicht nur an einen einigen Gott, ſondern — mein Vater war Franzoſe, meine Mutter Franzöſin — ich bin ein katholiſcher Chriſt“ — und mit dieſen Worten zog der Scheich ein Paternoſter hervor, welches er mit Ehrfurcht küßte, und überreichte unſerer Heldin ein kleines, ſehr vergriffenes katholiſches Gebetbuch, welches er das Erbtheil ſeiner Mutter nannte.

„„Sie ſetzen mich wirklich in Erſtaunen"" — rief nun wieder Demoiſelle Bourmont aus — „„Sie ſtammen von franzöſiſchen Eltern? — ſind Katholik? — aber wie um's Himmels Willen kamen Sie denn in die Wüſte und in Ihre jetzige Lage?""

„Meine Lebensgeſchichte ſollen Sie kennen lernen, mein gnädiges Fräulein!" — erwiederte der Scheich ſehr verbindlich, doch indem er weiter reden wollte, wurde er durch den alten Beduinenarzt unterbrochen, der ſo eben in's Zelt trat, um ſeine Patientin zu beſuchen.

Die Kopfwunde der Kranken — verſicherte der Arzt — beginne zwar zu heilen, allein des Fräuleins Organiſem befinde ſich nichtsdeſtoweniger annoch dermaßen angegriffen, daß vorerſt Ruhe und Enthaltſamkeit vom Sprechen dringend empfohlen werden müſſe.

Demzufolge mußte der junge Scheich das Zelt verlaſſen; doch ehevor verneigte er ſich tief und ſchweigend vor ſeinem weiblichen Gaſte.

Almanſors und Margots Augen begegneten einander, und des jungen Mannes wie der Jungfrau Wangen bedeckte ſchnell eine glühende Röthe.

Auch der Arzt entfernte ſich, nachdem er noch einige Anordnungen getroffen. Und nun befand ſich unſere Heldin mit ihrer ſtummen Wärterin wieder allein; indeſſen — Stoff zum Nachdenken war dem Fräulein in Hülle und Fülle geworden.

Es iſt hienieden nun ſchon ein Mal nicht anders, aus unſern wonniglichſten Träumen werden wir häufig in unangenehmer, oft ſogar in entſetzlicher Weiſe aufgerüttelt.

Am Abende deſſelben Tages brachte der Scheich ſeinem lieben, kranken Gaſte ein Ständchen.

Almanſor entwickelte in der Behandlung

der kleinen Erbabe eine ſolche ſeltene und originelle Kunſtmeiſterſchaft, daß ſie eines Paganini nicht unwerth geweſen wäre.

Margot lauſchte in ihrem Zelte mit Wohlgefallen. Endlich ſtimmte der Scheich auch ein arabiſches Liebchen an, deſſen einfache, aber tief ergreifende Melodie Demoiſelle Bourmont bis zu Thränen rührte.

Die Töne verklangen; das Lämpchen im Zelte glimmte matter; das Beduinenweib, Margots Wärterin, nickte ein, und endlich verſank auch das Fräulein in einen ſanften, ſtärkenden Schlummer.

Auch im Schlafe glaubte unſere Heldin immer noch die jetzt ſanft ſchmeichelnden, dann wieder wehmüthig klagenden Töne der Erbabe zu vernehmen und Almanſors lieblichem Tenore zu lauſchen.

Einige Stunden waren in dieſer Art verfloſſen und Mitternacht bereits vorüber, da weckte ein gellender Schrei Demoiſelle Bourmont aus dem Schlafe. Erſchrocken und gänzlich wach fuhr das Fräulein in die Höhe, da erhellte ein Blitz das Innere des Zeltes, welchem ſogleich ein Donnerſchlag folgte; Pulverdampf erfüllte den engen Raum, in welchem nun wieder plötzliche und dichte Finſterniß herrſchte.

Jetzt jedoch vernahm die bebende Margot des Scheichs Stimme; er rief: „Fürchten Sie nichts mehr, mein Fräulein! die Gefahr iſt vorüber!“ —

Das Beduinenweib ſchlug Feuer und entzündete die Lampe wieder. — O Himmel! welch gräßlicher Anblick bot ſich unſerer Heldin nun dar; dicht vor ihrem Ruhebette lag ein ungeheurer, gräßlicher Panther in ſeinem Blute.

Das furchtbare Raubthier der Wüſte hatte ſich durch eine Oeffnung im ſogenannten Sacke des Zeltes in daſſelbe eingeſchlichen und ſich der ſchlafenden Margot genaht; ſchon ſtreckte das Scheuſal die Verderben bringende, entſetzliche Tatze nach Demoiſelle Bourmont aus, da erwachte die Beduinin, und auf ihren Schrei ſtürzte der vor dem Eingange Wache haltende Almanſor in das Zelt. Schnell beſonnen drückte der Scheich ſein Feuerrohr auf den Panther ab; das Unthier ſtürzte, doch in demſelben Augenblicke erloſch die Lampe — hätte dieſes Erlöſchen eine Minute früher ſich ereignet, wäre es um die arme Margot geſchehen geweſen.

Als am andern Morgen das Fräulein dem Scheich innig und herzlich für die Rettung ſeines Lebens gedankt hatte, ſprach es unter andern: „Sie haben geſtern Abends vor meinem Zelte ein kleines, arabiſches Liedchen geſungen, deſſen ganz eigenthümliche Melodie zu meinem Herzchen ſprach; könnten Sie wohl das Liedchen nicht auch in franzöſiſcher Sprache geben?"

Almanſor erröthete, griff nach der Erbabe und begleitete auf derſelben pizzicato die folgende kleine Chanſon, welche er nun anſtimmte:

Lämmchen! dein Kleidlein iſt wolligter Schnee,
Es hauſet mein Thierlein auf grünender Höh' —

Tanze und ſpringe bald hol' ich dich ab,
Trag' dich zu meinem Feinliebchen hinab!

Lämmchen! erbarmſt mich, doch hilft es ja nicht,
Es flimmert die Fackel, es brennet das Licht;
Fließen es muß jetzt dein roſiges Blut,
Kömmt's doch meinem Feinliebchen zu Gut!

Lämmchen! o flöße doch morgen dein Blut,
Köſtlich und fröhlich es wär' mir zu Muth:
Tanze und ſpringe, bald hol' ich dich ab,
Trag dich, mein Lämmchen! zum Liebchen hinab!

„Recht artig" — rief Demoiſelle Bourmont aus — „aber ich geſtehe, daß ich nicht vermag, ſo recht eigentlich in den Sinn des allerliebſten Liedchens einzudringen?" —

„„Dieſes wird Ihnen alsbald gelingen, mein Fräulein!"" — erwiederte Almanſor ſchmerzlich lächelnd — „„wenn ſie mir anders auf einige Minuten geneigtes Gehör ſchenken wollen,"" und hiemit gab der Scheich folgende Aufklärungen:

„„Die Vielweiberei iſt nach dem türkiſchen Geſetze ein Vorrecht der Beduinen; doch begnügt bei Weitem die Mehrzahl derſelben ſich mit einem Weibe. Wenige nehmen zwei Weiber, und Niemand weiß von einem Beduinen, der vier Frauen zugleich in ſeinem Zelte gehabt hätte.““

„„Die Heirathsceremonien ſind bei uns äußerſt einfach. Wenn ein Mann ſich mit einem Mädchen zu verbinden wünſcht, ſendet er einen Freund an deren Vater, und die Unterhandlung wird mit Geſchenken und Verſprechungen eröffnet. Darauf werden die Wünſche des Mädchens ſelbſt erforſcht, und wenn dieſe mit den Abſichten des Vaters übereinſtimmen, der ſeiner Tochter nicht leicht eine Verbindung gegen ihre eigene Neigung zumuthet, ſagt der Freund, indem er die Hand des Alten ergreift: „Du erklärſt, daß du deine Tochter an — — zum Weibe giebſt?“ — der Vater antwortet bejahend. Jetzt wird der Tag zur Vollziehung der Ehe feſtgeſetzt; der Bräutigam kömmt *mit einem Lämmchen im Arme und einer brennenden Fackel in der Hand* zum Zelte des Vaters ſeiner Braut, ſchneidet hier vor mehrern Zeugen dem Lamme die Kehle ab und löſcht die Fackel. Sobald das Blut des Thieres ſtrömt, wird die Heirathsceremonie als vollendet betrachtet. Die Männer und Mädchen unterhalten ſich mit Singen, Tanzen und Schmauſen. Bald nach Sonnenuntergang zieht der Bräutigam ſich nach einem Zelte zurück, welches für ihn in ziemlicher Entfernung vom Lager aufgeſchlagen worden iſt; dort ſchließt er ſich ein und erwartet die Ankunft der Braut. Dieſe läuft indeſſen verſchämt von einem Zelte zu dem andern, bis ſie zuletzt gefangen und von ihren Jugendgeſpielinnen im Triumphe dem Bräutigam zugeführt wird. Dieſer empfängt ſie am Eingange ſeines Zeltes, und zieht ſie mit Gewal hinein?“ “

Nach einer langen Pauſe ſprach unſere Heldin wieder: „Ja, ja — ich verſtehe nun Ihr Liedchen recht wohl, aber“ — fragte ſie dann mit leiſer Stimme, ſtockend und erröthend — „was dann, mein Herr Scheich! — hält Sie, den mächtigen Gebieter, davon ab, Ihr Lämmchen — vor das Zelt Ihres Feinliebchens zu tragen?“

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

„„Ach““, erwiederte Almanſor, „„ich hatte bisher kein Mädchen gefunden, an deſſen Hand ich durch's Leben zu wallen, gewünſcht hätte; erſt vor wenigen Tagen, da ich, zum erſten Male in meinem Leben, in Algiers Gebiete dem Schlachtfelde den Rücken wandte, fand ich das Mädchen, welches mir theurer, als mein Leben iſt, allein dieſes Mädchen iſt mir an Geiſtesbildung und in jeder Hinſicht weit, weit überlegen — es wird nicht zugeben wollen, daß ich ihm mein Lämmchen opfere, und mir bleibt in dieſem Falle nichts mehr wünſchenswerth — als der Tod.““

Der junge Mann ſchwieg hier und Thränen ſtanden in ſeinen ſchönen, dunkeln Augen. Margots Wangen überzog ein höheres Roth, auch des Fräuleins Thränen floßen, und wir wiſſen nicht zu ſagen, wie es eigentlich kam — plötzlich lag die junge, liebenswürdige Franzöſin an des Beduinen Bruſt; zwei glühende Lippen fanden ſich und wurzelten feſt an einander; in langer, überſeliger Verſchlingung ſtand das Pärchen;

endlich riß ſich der Scheich los und ſtürzte mit dem Ausrufe: „ich bin der Glücklichſte aller Sterblichen!“ aus dem Zelte.

Nicht mehr vermochten Almanſor und Margot mit Fug und Recht fürder zu ſingen:

Nachtigall, Nachtigall ach!
Sing' mir den Amor nicht wach!

denn es ſchlief der kleine Gott in der That ferner keinen Augenblick in der Beiden beſeligter Bruſt, doch konnten ſie deshalb immer noch fröhlich ſeyn und ſcherzen, ſich jeder Blum' und jedes Blatts noch freu'n.

5.

Die Herrn Joſeph und Jakob Bakri zu Algier. — Almanſors Lebensgeſchichte.

Erſchüttert ſteh' ich — weiß nicht, ob ich ihn
Bejammern, oder preißen ſoll ſein Loos.
Schlußchor in der Braut von Meſſina.

* * *

Indeſſen war Algier gefallen, und der bisherige Dey, Huſſein-Paſcha, erklärte ſich bereit — abzudanken.

Der Umſtand, daß die geliebte Tochter in der Beduinen Hand gefallen, hatte den franzöſiſchen Obergeneral tief erſchüttert.

Von den vornehmſten Eingebornen heiſchte

Bourmont in dieſer Angelegenheit Rath und Hülfe, doch alle ſprachen, die Achſeln bedenklich hebend: „Wenn hier die Bakri nicht, vermag kein Anderer Rath zu ſchaffen!“ und mit dieſen Herren machen wir die Leſer nun in Kürze auch bekannt.

Man kann die Herren Joſ. und Jakob Bakri *) gewiſſermaßen als ein Geſchenk der göttlichen Vorſehung für das franzöſiſche Heer in Algier betrachten.

Vielleicht leben jetzt in der ganzen Okkupationsarmee kaum zehn Offiziere, welche von dieſem Hauſe nicht einen Dienſt oder Beweiſe innigen, freundſchaftlichen Antheiles erhalten haben.

Die langen Gänge und die Marmorſtufen des Palaſtes Bakri hallen beſtändig von den Schritten der franzöſiſchen Soldaten wieder, und

---

*) Was wir hier von den Herren Bakri (Vater und Sohn) erzählen, iſt ebenfalls — buchſtäbliche Wahrheit; man verdankt dieſe Notiz einer Zeitſchrift.

unaufhörlich treffen Poſten und Ordonnanzen ein, oder kreuzen ſich, um die verſchiedenſten Anliegen anzubringen. Die Herren Bakri, Vater ſowohl als Sohn, ſcheinen ſich zu vervielfältigen, um allen Anforderungen Genüge zu leiſten. Nicht allein die Verwaltung, die Generalſtäbe, die Corpskommandos ſelbſt wenden ſich an das Haus: vom gemeinen Soldaten bis zum Obergeneral weiß jeder, der irgend ein Bedürfniß, ja nur einen Wunſch hat, durch wen allein derſelbe befriediget werden kann, und geht mit der größten Zuverſicht zu Bakri.

Es iſt ein ſeltſames und imponirendes Schauſpiel zugleich, die Befehle eines betagten Großhändler, dem die alt franzöſiſchen Höflichkeitsformen zur andern Natur geworden ſind, auf das erſte Zeichen von Negern, Beduinen, Juden, Kabylen, und von allen nur möglichen Stämmen, die alle andere Sprachen ſprechen, befolgt zu ſehen. Dieſe oft halbnackten, oder nur mit einer alten Beurnouſe (Haarmantel) bekleideten Menſchen, mit ſonnverbrannter Haut, belagern jeden Morgen die Pforten des Palaſtes Bakri und erwarten die Aufträge, welche man ihnen zukommen laſſen dürfte. Hunderte von Dienern ſieht man hier in den Gallerien und auf den Treppen gelagert, welche die Befehle der Herren erwarten. In dieſer Dienermaſſe der Bakri liegt etwas, das an das Mittelalter mahnet. Man ſollte glauben, daß man ſich in der Burg eines altſchottiſchen Häuptlings oder in dem Palaſte irgend eines regierenden, italieniſchen Fürſten aus dem Mittelalter befände. Von allen dieſen Leuten, welche jetzt auf die Erde hingeſtreckt liegen, bleibt auch nicht einer den Tag über unbeſchäftiget. Der Gebieter hat ihm ſchon im Voraus ſeine Dienſtverrichtung beſtimmt. Jetzt z. B. ſiegelt der eine Bakri einen Brief und ſtößt einen kaum vernehmlichen, ſeltſamen Schrei aus. Einen Augenblick darauf wiederholen hundert Stimmen in den Corridors und an den Palaſtpforten denſelben Schrei, und ein junger Beduine erſcheint. Der Menſch hatte ganz den athletiſchen Körperbau und das kluge Geſicht, welches die Söhne des Gebirgs und der Wüſte in Algier kenntlich macht. Er ſollte nach Conſtantine abgehen; es war ein Eilbote. — Es nahm der Vorrath des Heeres an Schlachtvieh bedeutend ab. Man wußte kein Mittel mehr, welches zu ſchaffen, und man fing an, über den Mangel unruhig zu werden. Herr Bakri, der Vater, wurde nach der franzöſiſchen Intendantur berufen, und bald war Alles beruhiget; denn er hatte verſprochen, ſo viel Rindvieh zu liefern, als man nur von ihm verlangen würde. Zwanzig Araber waren in wenigen Minuten auf den verſchiedenen Straßen in Bewegung, und, 48 Stund ſpäter, ſtanden 600 Ochſen zur Dispoſition des Heeres in Algier.

Mit dieſen Herren Bakris nun berieth ſich der Obergeneral v. Bourmont über die Mittel, Margot, welche er den Großhändlern gegenüber ſeinen Sohn nannte, den Händen der Beduinen zu entreißen, und zwar mit Liſt oder Gewalt.

Bakri, der Vater, ſprach ſeine Meinung

alſo aus: „Ich kenne den Scheich der Herde, in deren Gewalt der junge Offizier gefallen; dieſer Scheich nennt ſich Almanſor und zeichnet ſich durch höhere Bildung und Sanftmuth vor allen ſeinen Geſpannen aus; es läßt ihn ſogar ein dunkles Gerücht von civiliſirten Europäern abſtammen. Almanſor, der junge Fürſt der Wüſte, iſt ein großmüthiger, ehrgeiziger und hochherziger Mann, und ich halte es für wahrſcheinlich, er dürfte durch eine eigene Geſandtſchaft, von Seite Euer Exzellenz abgeſendet, ſich in ſolcher Art geehrt und geſchmeichelt fühlen, daß der gefangene, junge, franzöſiſche Chaſſeur-Offizier von ihm, vielleicht ſelbſt ohne Löſegeld, entlaſſen werden möchte. Für verläſſige und tüchtige Führer, ſothane Geſandtſchaft nach der Wüſte Sahra zu geleiten, würde ich Sorge tragen.“

Herr v. Bourmont ging in des alten Bakri Anſichten ein und beſchloß deſſen Rath unbedingt zu folgen. Zwei Tage ſpäter traten zwei franzöſiſche Staabsoffiziere, als Parlementairs, welchen eine kleine, glänzende Eskorte beigegeben war, unter der Leitung zweier von Bakri beſtellten Arabern ihren Zug nach der Wüſte an, um das Lager der Beduinen zu erreichen. Laſſen wir die Herren einsweilen ihres Weges ziehen und eilen wir nach dem ihnen vorgeſteckten Ziele voraus.

In Mitte der lachenden, ſtillen Oaſe jener unermeßlichen Wüſte genoßen inzwiſchen, begünſtiget von traulicher Einſamkeit, Almanſor und Margoton in vollen Zügen — der erſten, jungen Liebe güldene Zeit.

Doch rein blieb es zwiſchen den Beiden, rein wie bei den lieben Engelein; kein ſicherer Schutzort hätte ſich der Jungfrau unentweihter Unſchuld in allen Welten öffnen können, denn das gaſtliche Zelt dieſes Beduinenfürſten.

Almanſor entwickelte, dem geliebten Mädchen gegenüber, ſolch' zarte Ehrfurcht und geſchämige Beſcheidenheit, wie in gleicher Lage wohl nur wenige, edle Söhne des hochgebildeten Europa dargeſtellt haben möchten.

Wie Minuten entflohen den ſeligen Liebenden die Tage unter kindlich-unſchuldsvollem Gekoſe und traulichem Geplauder. Die gänzlich wieder hergeſtellte Margot erlernte von Almanſor liebliche arabiſche Melodien, und des Naturſohnes Feuergeiſt bildete ſich mit kaum begreiflicher Schnelligkeit im Umgange mit der witzig-ſinnigen jungen Franzöſin.

Beim Einbruche der Nacht zog ſich der Scheich in ſein kleines, neben Margots dem ihrigen, aufgeſchlagenes Zelt zurück und wachte mit ängſtlicher Sorgfalt über die Sicherheit der Geliebten, denn man hatte das erlebte, nächtliche und gräuliche Abentheuer mit dem Panther noch nicht vergeſſen, und jene furchtbare Erfahrung gebot doppelte Vorſicht.

Eines Abends ſaßen die Liebenden im kühlen Schatten einer Dattelpalme vor Margotens Zelt, das herrliche Schauſpiel der untergehenden

Sonne belauſchend, da hub das Fräulein plötzlich an:

„Aber guter Almanſor! wann endlich wirſt du die eingegangene Schuld tilgen und mir deine Lebensgeſchichte mittheilen, welche zu vernehmen ich ungemein begierig bin?“ —

„„Deine Winke, ſüße, geliebte Margoton!““ — erwiederte der Scheich lächelnd — „„gelten mir Befehle. So höre denn:

„„Ich bin auf Maltha geboren. Mein Vater diente als Grenadier unter Napoleons Garde und machte vor zwei und dreißig Jahren den Feldzug in Aegypten mit; dazumal““ —

„Um Gotteswillen!“ — alſo unterbrach Demoiſelle Bourmont heftig zitternd hier den Beduinen — „ſchnell ſage an, wie nannte ſich dein Vater, deine Mutter?“

Hoch verwundert entgegnete der Scheich: „„Mein Vater hieß Pierre, meine Mutter Aliſon.““

„Jeſus Maria!“ — ſchrie jetzt Margot, indem ſie von ihrem Sitze aufſprang — „unter=

ferſchlich, allmächtiger Gott! ſind deine Wege" und mit dieſen Worten ſank die Jungfrau auf die Kniee, faltete die kleinen, niedlichen, runden Händchen und betete, die frommen Blicke der eben im Sandmeere verſinkenden Sonne zugewendet, ſtill und inbrünſtig zum Lenker des menſchlichen Schickſales."

Voll Erſtaunen betrachtete der Beduine ſeines geliebten Mädchen Treiben, doch nach kurzer Weile ſprang Demoiſelle Bourmont wieder auf, warf ſich an des Scheichs Hals, indem ſie, halb lachend in übermäßiger Freude und zugleich weinend in tiefer Rührung, ausrief: „Geliebter Almanſor! dein Vater lebt, lebt in Algier in dieſem Augenblicke, und ich Glückliche rettete ihm vor wenigen Wochen noch das Leben auf der Kapernwieſe bei Toulon" — und nun erzählte Margot dem Beduinen die dem verehrlichen Leſer bereits bekannte Geſchichte des Veteranen der ehemaligen alten Kaiſergarde.

Von ſelbſt wird man ermeſſen, daß des Fräuleins Erzählung auf die ungeſchwächte und lebhafte Phantaſie des feurigen Naturſohnes den heftigſten Eindruck machen mußte. Welch' ſchneller Wechſel der Dinge! des entfernt nie gehofften, des kaum geahnten Glückes, an eines edlen Vaters Bruſt zu liegen, ſollte Almanſor nun mit einem Male theilhaftig werden, und dieſer Gedanke erregte einen dermaßen wilden Sturm in des jungen Mannes Bruſt, daß er ſich, nachdem Demoiſelle Bourmont geendet hatte, in ſein eigenes, kleines Zelt zurückziehen mußte, um nur wieder einige Faſſung zu gewinnen.

Erſt am Morgen des folgenden Tages war der Scheich im Stande, ſeine Lebensgeſchichte fortzuſetzen. Almanſor ſprach wie folgt:

„Der Beduine, von welchem ich, damals noch ein zarter Säugling, nebſt meiner unglücklichen Mutter vor nun gerade zwei und dreißig Jahren bei den Pyramiden von Gizeh aus dem franzöſiſchen Lager geraubt worden war, hieß Mirza."

„Dieſer Mirza nun hatte eine heftige Leidenſchaft zu meiner Mutter gefaßt. Da er wohl vorausſah, die Feinde würden ein großes Löſegeld für die Geraubte bieten, und da er mit Recht befürchtete, der Eigennutz der Seinigen werde ihm das geliebte Weib entreißen, beſchloß er, die Herde zu verlaſſen und mit ſeiner Chriſten-Sklavin nach der Berberei zu einem dort umherziehenden verwandten Stamme zu entfliehen, von welchem Schutz zu erhalten und in deſſen Mitte aufgenommen zu werden er hoffen durfte.“

„Mirza ſetzte mit Hülfe etlicher Vertrauter, die ihm zu folgen verſprachen, ſeinen ein Mal gefaßten raſchen Entſchluß nicht minder ſchnell in's Werk, bemächtigte ſich etlicher Kamele und trat eiligſt die große Reiſe nach der Berberei an, wohin ihm meine arme Mutter mit ihrem Säuglinge, gewaltſam gezwungen, folgen mußte.“

„Um die Reiſe von Cairo nach Algier zu Lande zu machen, muß man den Weg längs der Wüſte von Libyen einſchlagen, der großen Syrte folgen, und dieſe lange Strecke beträgt nicht weniger als 860 franzöſiſche Lieues.“

„Mehr als die unbeſchreibliche Beſchwerlichkeit einer ſolchen Reiſe beugte meine unglückliche Mutter die Trennung von dem geliebten Gatten, und das eigene bejammernswerthe Loos, einem Wilden der Wüſte als Sklavin verfallen zu ſeyn, darnieder.″

„Nach unzähligen Mühſeligkeiten und Gefahren erreichten wir endlich dieſelbe Horde in dieſer Wüſte Sahra, deren Oberhaupt ich mich heute nenne.″

„Willig wurde Mirza aufgenommen. Auf der Reiſe hatte meine Mutter dem leidenſchaftlichen Manne, Kränklichkeit vorſchützend, glücklichen Widerſtand entgegengeſtellt, doch dieſes gieng nun nicht länger mehr. Der Raſende ſchwur beim Allah, ſich ſelbſt, die Mutter und mich zu tödten, wenn Aliſon ſich ihm nicht ergeben würde. Mutterliebe ließ Aliſon die Schmach, eines Beduinen Beiſchläferin zu werden, dem Tode verziehen.″

„Mirza war ein tapferer, ungemein umſichtiger Krieger, und nach den Begriffen ſeines

Volkes, ein biederer Mann. Dieſe Vorzüge erhoben ihn in kurzer Zeit zum Scheich dieſer Horde.“

„Alifons unſelige Ehe mit dem Beduinen — wenn eine ſolche Verbindung anders dieſen edlen Namen verdient — blieb eine kinderloſe; nichtsdeſtoweniger hörte Mirza nie auf, die Lebensgefährtin gleichſam auf den Händen zu tragen, und mich, den heranwachſenden Knaben, liebte er in der That nicht minder, denn einen leiblichen Sohn.“

„Bei der bekannten Lebensweiſe dieſer kriegeriſchen Nomaden hielten die gewöhnlichen, langwierigen Streifzüge den Scheich Mirza oft Mondenlang vom Lager fern.“

„In ſolchen Zeiten ſprach die Mutter nur franzöſiſch mit mir, unterrichtete mich in den heiligen Lehren der chriſtkatholiſchen Religion, und, ſelbſt eine fein gebildete Frau, gab ſie ſich die erdenklichſte Mühe, meine Fähigkeiten zu wecken und mein Herz zu veredeln.“

„Hauſete Mirza in unſerm Zelte, dann war Alles anders. Kein franzöſiſch Wort durfte ertönen; nur Allahs Name wurde gelobt; ich wurde der Geſellſchaft der Mutter ganz und gar entzogen, mußte wilde Roſſe tummeln, der Jagd obliegen, das Feuerrohr, das Schwert, den Wurfſpieß und den Falken auf der Fauſt handhaben lernen."

„Die Abwechſelung ergötzt; mich ſprach des Pflegevaters Erziehungsmethode nicht minder, denn jene der Mutter an; ich genügte beiden — war ich des langen Sitzens müde, wurde ich froh, wenn Mirza mit der Horde heimkehrte, und nicht ungerne ſah ich ihn ziehen, wenn die zu gehäuften ſtrengen Körperübungen anfingen, mich ein bischen zu ermüden."

„Nachdem ich das ſiebzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, mußte ich den Schmerz erleben, meine unglückliche Mutter dahin ſcheiden zu ſehen; ich hatte in die Hände der Sterbenden annoch einen feierlichen Eid geſchworen, dem Glauben meiner Väter in Geheim treu bleiben zu wollen."

„Wenige Jahre nach der Mutter Tod ver=

ler ich auch den Pflegevater; er war in einem hartnäckigen Gefechte mit einer bewaffneten Karavane getödtet worden, und die Herde ernannte mich für den Gefallenen zu ihrem Scheich.“

„Jene Karavane war von den Unſrigen, um das Oberhaupt zu rächen, bis auf den letzten Mann niedergemetzelt werden.“

„Unter dem Gepäcke der Karavane fand ſich auch eine ziemlich anſehnliche franzöſiſche Reiſebibliothek vor; ſie mochte einem galliſchen Gelehrten gehört haben, den ſein Unſtern in dieſe heiße Zone geführt hatte.“

„Gerne überließ man mir die Bücher, welche für die Uebrigen nicht den geringſten Werth hatten.“

„Ich fand in dieſer Bibliothek **Voltaires**, **Rouſſeaus**, **Molieres**, **Racines** ſämmtliche Werke neben vielen andern klaſſiſchen Schriften des Vaterlandes meiner wahren Eltern.“

„Schon früher erwähnte ich eines kleinen katholiſchen Gebetbüchleins, welches meine Mutter zufällig bei ſich ſtecken hatte, als ſie aus dem Lager bei den Pyramiden von Gizeh geraubt worden war.“

„Vermittelſt dieſes Betbüchleins hatte mich die ſelige Mutter leſen gelehrt, und ich vermochte mich nun in meinen vielen müßigen Stunden mit jener franzöſiſchen Bibliothek zu beſchäftigen, welche mir der Zufall in die Hände geſpielt hatte.“

„Ich verſchlang die Bücher und lernte ſie durch oftmaliges Wiederleſen immer beſſer verſtehen. Eine neue Welt gieng in mir auf: eine heiße Sehnſucht zog mich unaufhörlich zur civiliſirten Menſchheit hin, und doch vermochte ich es bisher nicht über mich zu gewinnen, das freie, wilde Leben in der Wüſte, in der ich aufgewachſen, und welches Leben mir dennoch durch Gewohnheit lieb und theuer geworden war, zu verlaſſen.“

Hiemit endete der Beduinenfürſt ſeine Erzählung, aus deren Schluß der ſinnige Leſer entnommen haben wird, daß ſich Almanſor in derſelben Lage befand, in welcher ſich der Sterb=

lichen Tauſende befinden, die da das Beſſere und Höhere erkennen und zu ſchätzen verſtehen, allein nicht hinlängliche moraliſche Kraft beſitzen, dem Höheren zu lieb, das einmal gewohnte Alltägliche, Flache, Gemeine und Erbärmliche zu meiden, in dem ſie ſich glücklich fühlen — und auf dieſe Menſchen paſſen ſo recht eigentlich des unſterblichen Schillers Worte: Man weiß wahrlich nicht, ob man dieſe Leute bejammern, oder preiſen ſoll ihr Loos.

6.

Der Dey von Algier Huſſein Paſcha und Demoiſelle Bourmont einander gegenüber.

> Könige und Fürſten ohne Kopf liefert die Geſchichte aller Länder und Zeiten: daß aber ein Regent über ſeinen leeren Kopf ſelbſt gejammert habe, bleibt ein nicht minder ſeltener, als merkwürdiger Fall.
>
> Fr. Carl v. Moſer in ſeinem Werke über Regenten, Regierung und Miniſters. S. 285.

* * *

Inzwiſchen waren General Bourmonts Abgeſandte glücklich im Lager der Beduinen angelangt; unſer Scheich ertheilte ihnen feierliche Audienz.

Die franzöſiſchen Offiziere brachten ihr Anliegen vor, und mit fürſtlicher Gravität und würdevoller Herablaſſung verſprach unſer Held, das Anſinnen des fränkiſchen Obergenerals mit ſeinem Staatsrath in Erwägung zu ziehen, und demnächſt den Geſandten gnädigen Beſcheid zu ertheilen.

Als Almanſor ſich mit ſeinem geliebten Mädchen allein ſah, fragte Margoton, ſchalkhaft lächelnd: „Nun mein theurer Freund! wie wirſt du über deine kleine, arme Gefangene verfügen — doch nicht wie jener wilde Mirza über die unglückliche Aliſon?“

„„Mädchen!““ — rief der Beduine begeiſtert — „„ich bleibe dein Sklave in alle Ewigkeit; ich folge dir bis an's Ende der Welt, und du ſollſt mich armen Wilden einführen in die Geſellſchaft civiliſirter Menſchen, aber““ —

Almanſor ſchwieg, doch deutlicher ſprachen ſeine großen, Feuer ſprühenden Augen. Margoton verſtand ſich auf dieſe ſtummen Idiome trefflich; ſie warf ſich in des geliebten Mannes Arme, indem ſie voll unwiderſtehlicher Grazie liſpelte: „Geliebter! dein auf ewig und treu bis in den Tod!“

Sofort verſammelte der Scheich die Horde. Er trat in deren Mitte und offenbarte den Seinigen, wie der unlängſt gefangene, franzöſiſche junge Offizier Niemand anders, als ein verkapptes Mädchen und des galliſchen Ober-Scheichs Tochter ſey; daß dieſer Ober-Scheich nun für die Gefangene ein großes Löſegeld habe bieten laſſen, und daß er, Almanſor ſelbſt, entſchloſſen ſey, das Mädchen nach Algier zu geleiten, das Löſegeld in Empfang zu nehmen, und, in's Lager zurückgekehrt, daſſelbe unter die Horde zu vertheilen.

Die argloſen und geldgierigen Beduinen jubelten und ſchrieen zuſamm: „Allah! ſegne und geleite dich, Herr und Gebieter!“ —

Almanſor ernannte annoch einen tapfern und allgemein geachteten Beduinen, der, an ſeiner Statt und während ſeiner Abweſenheit, das Regiment im Lager führen ſollte, und ſchon des andern Tags traten unſer Held und Demoiſelle

Bourmont, gefolgt von den franzöſiſchen Abgeſandten und deren Eskorte, die Rückreiſe durch die Wüſte Sahra nach Algier an.

Kurz erſchien den glücklich Liebenden die beſchwerliche und langweilige Reiſe durch die ſandige Wüſte; ſie hielten ſich ſtets zuſamm, etwas entfernt von den Uebrigen, und unterhielten ſich köſtlich in ihrer Weiſe, wie Liebesleutchen pflegen.

Ohne den geringſten Unfall zu erleiden, erreichte unſere kleine Karavane die ſtolze Argel.

Im Palaſte des Dey angekommen, den General Bourmont bereits bewohnte, wies man unſerer Heldin ein Gemach an, in dem ſie ihr ſämmtliches Gepäcke wieder fand. Der Obergeneral präſidirte ſo eben einem großen Kriegsrathe und war für den Augenblick daher nicht zu ſprechen. Almanſor war davon geflogen, den Vater aufzuſuchen.

Margoton ſchickte ſich an, ihre Toilette zu machen. Das Fräulein ſuchte ſeine weibliche Kleidung hervor; der männliche Putz und Alles Kriegeriſche begann Demoiſelle zu ekeln, denn wenn Weiber wahrhaft lieben, kehren ſie gerne und mit voller Seele zu ihrem natürlichſten Sinn, zu zarter Weiblichkeit zurück.

In zierlicher Damenkleidung hüpfte das Fräulein endlich aus dem Gemache; ihm begegnete des Vaters Kammerdiener. Der Obergeneral war noch immer nicht zu ſprechen, denn der ungemein wichtige Kriegsrath dauerte heute ungewöhnlich lange. „Doch" — ſprach der Kammerdiener — „treten Ihro Gnaden vielleicht gerne, pour passer le temps, einsweilen in den gemeinſchaftlichen Geſellſchaftsſaal; der Exfürſt dieſes Landes befindet ſich gerade dort."

Weibliche Neugierde trieb unſere Heldin an, jene gefallene räuberiſche Potenz von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, und es hüpfte Margoten in den bezeichneten Salon.

Hier ſaß Huſſein Paſcha mit unterſchlagenen Beinen, nach türkiſcher Sitte, am Erdboden auf einem Teppiche, und ſchmauchte Tabak.

Der Ex-Dey iſt ein großer, wohlgebauter

Mann in den beſten Jahren annoch; ſeine einnehmende Phyſiognomie ſtellt den erhabenen Typus morgenländiſcher, männlicher Schönheit im Allgemeinen dar, allein bei näherer Prüfung findet man in dieſen Zügen etwas, welches man ſelbſt in den Geſichtern ſchöner Männer in Deutſchland und andern Ländern häufig zu finden pflegt, und dieſes etwas iſt — Dummheit gepaart mit Ignoranz.

Nachdem das Fräulein eingetreten, erhob ſich der Ex-Dey, ſich mit auf der Bruſt gekreuzten Armen tief verbeugend. Folgendes Zwiegeſpräch leitete ſich ein, da Huſſein der franzöſiſchen Sprache ſo ziemlich mächtig iſt:

Huſſein Paſcha.

Wie nennt ſich das milde, glänzende Geſtirn, das mir armen Sterblichen jetzt ſtrahlet? —

Demoiſelle Bourmont.

Meinen Sie etwa mich, mein Herr! — das Geſtirn heißt Margot; ich bin die Tochter des General Bourmont.

Huſſein Paſcha.

Des Vaters ſiegende Sonne hat mein Herrſcherglück verſengt; der Tochter freundliches Geſtirn leuchtet mir tröſtend und wohlthätig; Allahs Segen geleite dich, reitzendſte der Houris!

Demoiſeille Bourmont.

Sehr gütig und galant, mein Herr!

Huſſein Paſcha.

Sie kennen mein Mißgeſchick, Demoiſelle! nicht wahr Ihr zart fühlendes, weibliches Herz fühlt Mitleiden? — nehmen Sie Theil an meinem Unglück? —

Demoiſelle Bourmont.

Ganz aufrichtig geſprochen — eben nicht ſonderlichen. Sie ſelbſt haben dieſes traurige Loos verwirkt, mein Herr! und — mit oder sans comparaison — Es iſt beſſer, daß ein Narr beherrſcht werde, denn daß er herrſche.

Huſſein Paſcha.

Bei'm Allah! Demoiſelle, das iſt ſtark!

— wie kann nur ein ſolch' liebreitzender Roſenmund derlei ſcharfes Gift ausſprudeln? Die Dichter, und es ſind doch hochverſtändige Leute, pflegten mich ſtets den Abgott und das Glück dieſes Landes zu nennen.

Demoiſelle Bourmont.

Gieb dem Narren Gift!
Das heißt: rühm ihn.

Die Dichter ſind in der Regel, in allen Zonen unverſchämte Lügner und feile Speichellecker; fragen Sie die Herren jetzt, wie ſie denken; das Urtheil wird anders klingen.

Huſſein = Paſcha.

Wenigſtens war ich kein Verſchwender.

Demoiſelle Bourmont.

Das Geld des Geizigen iſt wie eine untergehende Sonne; keine erſtarrte Fliege vermag ſie zu erwärmen.

Huſſein = Paſcha.

Oft ſchlug ich meine Feinde; perſönlicher Muth konnte mir nicht abgeſprochen werden.

Demoiſelle Bourmont.

Der Großprahler iſt wie ein gemaltes Schwert;

Beide können nicht gebraucht werden.

Huſſein Paſcha.

Allah ſelbſt hat mich zur Herrſchaft berufen.

Demoiſelle Bourmont.

Très bien Monsieur! mais — doch ſetzen wir uns, ich bin bei Laune mich über dieſen chapitre mit Ihnen einzulaſſen; ſchenken Sie mir ein aufmerkſames Ohr. Sehen Sie mein Herr! alle Menſchen ſind Brüder. Gott hat ſie alle gemacht, einen wie den andern, und räumte ihnen mit gänzlich gleichen Rechten ſeine ſchöne Welt ein, damit ſie ſich darin wie Brüder mit einander freuen, und lieb haben und glücklich ſeyn ſollten. Sie konnten ſich aber nicht vertragen und thaten ſich untereinander allerlei Unrecht und Herzensleid an; da wählte Gott, urſprünglich, die beſten, die edelſten unter ihnen aus, die demüthig, weiſe, gerecht, reinen Herzens, gütig, ſanftmüthig und barmherzig waren und verordnete ſie, bei den übrigen Vaterſtelle zu vertreten, und dieſe Landesväter nun mögen Sie Sultans, Könige, Scheichs, oder Deys nennen; der Name thut nichts zur Sache.

Huſſein Paſcha.

Aber ein Fürſt hat doch Recht und Macht über ſeine Unterthanen und ſie müſſen ihm gehorchen? —

Demoiſelle Bourmont.

Freilich ſollen und müſſen ſie ihm gehorchen, in allen Stücken, ohne Widerrede — allein eine höchſt natürliche Vorbedingung bleibt, daß auch der Regent ſeinen hohen und heiligen Pflichten nachkömmt und nimmermehr das Recht verletzt.

Huſſein Paſcha.

Wie kann aber ein Regent immer wiſſen und thun was recht iſt?

Demoiſelle Bourmont.

Ein guter Fürſt fürchtet Gott und fleht zu ihm um Erleuchtung des Geiſtes und dann verleiht ihm der Allerhöchſte Weisheit und ſtärket ſein Herz, dann aber kann ein Fürſt alles; er ſcheuet keine Arbeit, keine Mühe, vergißt ſich und ſein eigenes Intereſſe ganz und gar und lebt und webt nur für ſein Volk.

Huſſein Paſcha.

Aber was hätte man denn davon Fürſt zu ſeyn?

Demoiſelle Bourmont.

Fragen Sie die Sonne, was ſie davon hat zu leuchten? — Ein guter Fürſt ſoll und kann von Menſchen nicht belohnt werden; er ſitzt mit den Göttern zu Tiſche.

Huſſein Paſcha.

Sind denn in Europa die Fürſten alle ſo?

Demoiſelle Bourmont.

Ich weiß es nicht, aber ich weiß, daß es in *Europa* jetzt viele Fürſten giebt, welche meinem ſchönen Bilde gleichen. — Namentlich findet man in Deutſchland mehrere kleine Staaten, ſie heißen z. B. *Bayern*, *Würtem-*

berg und Baden, deren Fürſten ihren Unterthanen aus freiem Antriebe Konſtitutionen gaben und dafür vergöttert und wie gute Väter geliebt werden.

Huſſein Paſcha.

Konſtitutionen? — was iſt das, ich habe davon nie gehört.

Demoiſelle Bourmont.

Ihnen dieſes zu erklären, wird freilich etwas ſchwer halten, doch will ich den Verſuch wagen. Sehen Sie mein Herr! wenn ein Fürſt klug genug iſt einzuſehen, daß er und ſeine Miniſter allein den Verſtand nicht mit Vorlegelöffeln eingenommen haben können, wenn er bedenkt, daß kein einzelner Menſch von Leidenſchaften und falſchen Anſichten ganz frei ſeyn kann und Willkühr mit ungezügelter Macht verbunden, früher oder ſpäter, dem Gemeinwohl unerſetzlichen Schaden zufügen muß — dann giebt ein ſolcher Fürſt ſeinem Volke aus eigenem Antriebe eine Konſtitution, das heißt: er ſetzt ſich ſelber außer Stand menſchlich zu irren und zu ſchaden und behält ſich, als ein eigentlicher Erdengott, lediglich das herrliche Recht bevor — zu nützen und zu heilen. Ein ſolcher Fürſt nun beſchließt in keiner wichtigen Angelegenheit allein oder durch ſeine Miniſter, ſondern er ruft bei ſolchen Gelegenheiten die edelſten, weiſeſten, erfahrenſten Männer aus allen Ständen der Nation zuſammen, berathſchlagt mit ihnen und beſchließt nur, was dieſe Männer billigen.

Huſſein Paſcha.

Allein ein ſolcher Fürſt giebt ja das Heft aus der Hand und bleibt keinen Augenblick ſeiner Krone und ſeines Lebens ſicher.

Demoiſelle Bourment.

Eine echt algieriſche Anſicht, die man zuweilen auch anderwärts hegt. Im Gegentheil mein Herr! nichts Menſchliches bleibt unverletzlicher als ein konſtitutionelles Königsthum; keine Leibwache, noch ſo treu und ſtark, keine Burg noch ſo erhaben und feſt ſchützt mehr einen Fürſten dann ſeine konſtitutionelle Akte; die Erfahrung hat es gelehrt und wird es oft noch lehren.

Huſſein Paſcha.

Dieſe ſind ja ganz neue Dinge.

Demoiſelle Bourmont.

Nein mein Herr! es ſind alte, heilige und ewige Wahrheiten, welche unzähligmale niedergeſchrieben und ſelbſt gedruckt worden ſind, die aber nicht oft genug wiederholt werden können. Einer meiner Lieblinge, Monſieur Amus genannt, hat dieſe Wahrheiten vor vielen Jahren ſchon am japaniſchen Hofe zu Jeddo ausgekramt, allein die Japaneſer blieben eben Japaneſer wie zuvor und leider muß ich es eingeſtehen: ſothane heilige Wahrheiten fanden und finden, heutigen Tages noch ſelbſt, an manchem europäiſchen Hofe gerade ſo wenig Eingang, wie in Japan, allein es wird anders werden, es

Geh'n Viele da gebückt, und welken,
In Elend und in Müh',
Und Andre zerren dran und melken,
Wie an dem lieben Vieh.
Und iſt das nicht zu defendiren,
Und gar ein böſer Brauch;
Die Bauern geh'n doch nicht auf Vieren,
Es ſind doch Menſchen auch;
Und ſind zum Theil recht gute Seelen.
Wenn nun ein ſolches Blut
Zu Gott ſeufzt, daß ſie ihn ſo quälen,
Das iſt fürwahr nicht gut.

Aber freilich die Landbauern waren zum Theil auch, hier und dort, rechte übermüthige, unwiſſende und grobe Flegel, darum verſchloß Gott ihrem Flehen ſo lange ſein Ohr, doch nun ſteht die Welt am Vorabende wichtiger Ereigniſſe und Umwandlungen; allerwärts reifen die Völker ſchnell heran zur völligen Mündigkeit und glauben Sie mir, allerwärts, wo ſie noch herrſcht, wird die Deſpotie in den Staub ſinken, wie ſie in dieſer ſtolzen Argel bereits dahingeſunken.

Huſſein Paſcha.

Herrliches Mädchen! in meinem Kopfe beginnt es plötzlich zu tagen; deine Worte überzeugen, wie jene des Koran, und ich ſehe ein, daß ich ein großer Eſel und ein fluchwerther Deſpot geweſen.

Demoiſelle Bourmont.

Ich wünſche Ihnen Glück, mein Herr! denn Selbſterkenntniß iſt einer der ſicherſten Pfade zum Tempel der Weisheit. Ertragen Sie das ein Mal nicht zu ändernde Geſchick mit philoſophiſcher Reſignation und werden Sie ein beſſerer Privatmann, als Sie ein regierender Fürſt geweſen.

Huſſein Paſcha.

Tragen Sie dazu bei, mir das Privatleben in ein Elyſium zu umwandeln; werden Sie meine Gattin, Demoiſelle!? —

Demoiſelle Bourmont. (Lachend.)

Gemach, Herr Türke! das geht nicht. Doch ein Vertrauen iſt des andern werth, darum will ich Ihnen ein Geheimniß vertrauen, doch plaudern Sie es auch fein nicht aus: Ich habe mein Herz in der Wüſte Sahra gelaſſen.

Huſſein Paſcha.

Allah ſey gelobt! alſo wird es dennoch ein Mahomedaner ſeyn, der die reitzendſte der Houris heimführt; einem Chriſten hätte ich ſolches Glück mißgönnt. Hier, meine theuerſte Demoiſelle! empfangen Sie dieſe Demantenſonne, die ich, noch Dey von Algier, als Zeichen meiner Würde, an der Bruſt trug; ſchmücken Sie an Ihrem Ehrentage den ſchönſten, weiblichen Buſen mit dieſen edeln Steinen, und erinnern Sie ſich dabei gütig Ihres aufrichtigen Freundes, des unglücklichen Ex-Dey von Algier.

Demoiſelle Bourmont.

Das Kleinod iſt für eine Gabe der Freundſchaft von zu großem Werthe.

Huſſein Paſcha.

Nehmen Sie, oder ich gerathe in Wuth.

Demoiſelle Bourmont.

Sachte, mein Herr! verfallen Sie nicht

gleich wieder in eine Ihrer alten Launen und lernen Sie endlich den Tyrannen von Ehedem vergeſſen. Nun — wenn Sie denn durchaus befehlen, ſoll Ihre Demantenſonne an meinem Hochzeitstage meine Bruſt zieren. Meinen ſchönſten Dank, ſtets werde ich mich Ihrer mit Wohlwollen erinnern.

Huſſein Paſcha.

Ein Kuß wäre der ſchönſte Lohn, den Sie mir reichen könnten.

Demoiſelle Bourmont.

Den Lippen eines ehrlichen franzöſiſchen Mädchens hat nur der geliebte Verlobte zu gebieten. Hier haben Sie meine Hand.

Der üppige Deſpot bedeckte des Fräuleins weiches Händchen mit Küſſen und drückte dasſelbe ſehnſüchtig an ſeine Bruſt, indem er ganz abſcheulich die wollüſtigen, aſiatiſchen Augen verdrehte, da trat endlich der General **Bourmont** in voller Uniform in's Gemach, und der wilde Türke mußte die ſchöne Hand fahren laſſen.

Margoton eilte dem Vater entgegen, doch dieſer ſprach ziemlich ſtrenge: „Mädchen! du haſt mir viele Sorgen gemacht, doch wohl haſt du gethan, daß du jetzt die weibliche Kleidung wieder hervorgeſucht haſt; ich hoffe, die gemachten, traurigen Erfahrungen werden deinen abentheuerlichen Sinn einigermaßen geheilt haben.“

Unſere Heldin beugte ſich erröthend auf des Vaters dargebotene Rechte hernieder; der Ober-General wendete ſich hierauf zum Ex-Dey, und ganz ſachte ſchlich Margot aus dem Saale.

7.

Nachrichten des nächtlichen Telegraphen. — Demoiſelle Bourmont, Almanſor und Vater Pierre fliehen aus Algier. — Schluß der erſten Abtheilung.

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich ſtillen Thäler, lebet wohl!
Almanſor wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Almanſor ſagt euch ewig Lebewohl.

Die Scene, welche ſtatt fand, als ſich unſer Beduinenſcheich dem Veteranen der ehemaligen Kaiſergarde als Sohn zu erkennen gab und ihm die eigene Geſchichte und jene der unglücklichen, geraubten Aliſon mittheilte, dieſe Scene überlaſſen wir der lebhaften und glücklichern Phantaſie des geneigten Leſer zur beliebigen Ausfüllung und Ausſchmückung.

Uebrigens mußte auch Demoiſelle Bourmont dem ohnehin etwas argwöhniſchen Vater die Geſchichte ihrer Gefangennehmung und ihres Aufenthaltes im Lager der Beduinen mittheilen. Dieſe Mittheilung wurde zwar von unſerer Heldin nicht ohne feine, weibliche Vorſicht und Schlauigkeit bewerkſtelliget, dennoch fanden Se. Excellenz der Herr Obergeneral ſich veranlaßt, verſchiedentlich und zwar in mißbilligender Weiſe das Feldherrnhaupt zu ſchütteln.

Der großmüthige und galante Beduinenfürſt konnte zwar von Seite des Herrn v. Bourmont einige kalte Komplimente, welche ihm über die gaſtliche Bewirthung und uneigennützige Auslieferung des Fräuleins geſagt wurden, hinnehmen, übrigens aber wußte der Obergeneral, dem die ganze Sache denn doch nicht ſo recht geheuer ſchien, den jungen Scheich möglichſt fern von Margoton zu halten und Almanſor mochte jetzt mit vollem Fug und Recht, wie Schillers jüngerer Piccolomini, ſeufzen:

— — O goldne Zeit
Der Reiſe, wo uns jede neue Sonne
Vereinigte, die ſpäte Nacht nur trennte!

Da rann kein Sand und keine Glocke ſchlug.
Es ſchien die Zeit dem Ueberſeligen
In ihrem ew'gen Laufe ſtillzuſtehen.
O! der iſt aus dem Himmel ſchon gefallen,
Der an der Stunden Wechſel denken muß!
Die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen.

Eine ſchlau eingeleitete, geheime Correſpondenz vermochte allein unſere getrennte Liebende einigermaßen zu tröſten.

Ein Troſt anderer Art blieb nebenbei noch der liebreitzenden Margoton: der ihr ſo ſehr verhaßte Oberſt, Graf v. Montmorenci, vermochte das Fräulein vor der Hand nicht mit ſeiner Zudringlichkeit zu beläſtigen.

Die unwillkührliche Luftreiſe hatte auf des Ultras Geſundheit dermaßen ſtörend eingewirkt, daß er vorerſt von einem ſogenannten Manſchettenfieber befallen worden war, welches in der Folge einer noch bei weitem ſchlimmern Maladie, der cholera morbus nämlich, lediglich wich.

Allein unſerer Heldin ſeltene Liebenswürdigkeit hatte in der neueſten Zeit auch noch ein anderes männliches Herz gerührt und auf dasſelbe einen unauslöſchlichen Eindruck hervorgebracht und dieſes Herz gehörte Niemanden anderm, als dem jüngern der Herrn Bakris zu Algier an, deren Bekanntſchaft wir dem Leſer bereits verſchafft haben.

Füglich durfte es Bakri, der Sohn, wagen, die kühnen Blicke zu Demoiſelle Bourmont zu erheben.

Dieſer Bakri war ein edler, ſchöner und fein gebildeter junger Mann; ihm ſtanden Goldtonnen in ſolcher Zahl zu Gebote, daß er allenfalls in Europa ein nicht unbedeutendes Fürſtenthum hätte an ſich bringen können, ohne ſich von ſeinen Schätzen vollends entblößen zu müßen.

Es verſchmähete der Jüngling, in alberner Manier, zu ſchmachten und zu ſeufzen. In würdevoller, beſcheidener Weiſe eröffnete er dem Fräulein ſein Herz und fragte, was für ihn zu hoffen.

Nicht minder offen und edel entdeckte Margoten dem ehrenwerthen Freier das uns bereits bekannte Geheimniß des eigenen Herzens.

Der junge Bakri trauerte, in ſo fern ſothanes Trauern den Mann kleidet und beſchied ſich um des Fräuleins Freundſchaft zu bitten, indem er bei Gott ſchwur, demſelben nach allen Kräften treulich beiſtehen zu wollen in Noth und Tod.

Schnell fügte ſich die Gelegenheit, welche unſere Heldin in den Stand ſetzte, die Treue des neuen zärtlichen Freundes zu erproben.

Ziemlich weit entfernt von der algieriſchen Küſte lag in hoher See ein Schiff von Admiral Duperrés Flottille vor Anker, deſſen Beſtimmung es blieb, die von Toulon mit königlichen Depeſchen eintreffenden Fahrzeuge anzuhalten und den Hauptinhalt ſothaner Depeſchen durch einen auf dem Verdecke angebrachten Telegraphen zu notificiren.

Auf dem Vorgebirge Sidi el Ferruch befand ſich ein zweiter Telegraph, welcher die Zeichen vom Schiffstelegraphen abnahm und ſchnell wiedergab und durch dieſe Verrichtungen erhielt der Obergeneral in der Caſaubah zu Algier

Neuigkeiten vom Mutterlande ſtets mehrere Stunden früher, als das von Toulon nahende Schiff in der Bucht von Sidi el Ferruch einlief. Zur Zeit der Nacht waren die Telegraphen auf eine ſinnreiche und zweckmäßige Art beleuchtet und wenn ſie dann arbeiteten, gliechen ſie, aus der Ferne erſchaut, phantaſtiſchen, mächtigen Feuerrieſen, welche mit den ungeheuren, glühenden Armen in der Finſterniß fochten *).

Eines Tages bald nach Anbruch der Nacht regte ſich der mächtige Feuerrieſe einmal munter und luſtig wieder.

Unſere Heldin beobachtete genau und brachte des Feuertelegraphen Zeichen zu Papier, denn ſie war in das Geheimniß des Déchiffrements derſelben eingeweiht.

Der Telegraph gab folgende Nachricht:

„Am 26. July werden die bewuß-

---

*) Dieſe Angaben alle beruhen abermals auf wirklichen Thatſachen.

ten Ordonnanzen im Moniteur zuverläſſig erſcheinen.“

Margots Entſchluß war gefaßt. Glücklicherweiſe ſetzte ſich am folgenden Tage der Obergeneral ſelbſt an die Spitze eines Truppenkorps, um mehrere Haufen Kabylen, welche Algiers Mauern bedrohten, zu zerſtreuen und das Fräulein gewann durch des Vaters Abweſenheit größere Freiheit.

In einem unterirdiſchen Gewölbe des verlaſſenen runden, ſpaniſchen Thurmes (Turetta Chica) auf Sidi el Ferruch gab Margoton dem geliebten Almanſor, ſeinem Vater, dem Veteranen der ehemaligen alten Kaiſergarde, dann dem jungen Bakri ein Rendezvous.

„Meine Freunde! — hub unſere Heldin, nachdem man ſich im Geheim glücklich verſammelt hatte, redend an: — dieſer Mann — auf den Beduinen deutend — iſt vor Gott mein Verlobter, nimmermehr trenne ich hienieden mein Schickſal von dem ſeinigen. Nun aber wird

Almanſor von der entſetzlichen Blutrache der Horde, deren Scheich er war und die er aus Liebe zu mir verlaſſen hat, ſtündlich bedroht — darum muß mein Geliebter, ſein Leben zu retten, dieſe Küſten ſchleunigſt fliehen und nicht hoffe ich, wird Vater Pierre den ſeit ſo kurzer Zeit erſt wiedergefundenen Sohn verlaſſen wollen."

„Was mich betrifft, bin ich, wie ſchon angedeutet, feſt entſchloſſen mit dem Geliebten zu fliehen und mich nach Paris zu wenden. Gott der Allmächtige wird der unglücklichen Tochter verzeihen, daß ſie einen unwürdigen Vater verläßt, der, wie ich mit Gewißheit behaupten kann, mit den Feinden des Vaterlandes zu Paris gemeinſchaftliche Sache gemacht hat."

„„Ueber einen Punkt mein Fräulein! — alſo nahm jetzt der Veteran der alten Kaiſergarde das Wort — kann ich Sie beruhigen: Herr von Bourmont iſt Ihr Vater nicht.""

„Wäre es möglich — ſchrie freudig überraſcht Margoton auf — ſprich Pierre! wäre es möglich?“

„„Sie ſollen Ueberzeugung erhalten mein Fräulein! — entgegnete der Veteran — doch an geeigneterem Orte und zu gelegenerer Stunde; einſtweilen vertrauen Sie Vater Pierres Wort, der nimmermehr gelogen hat.““

„Nun denn — ſprach hierauf unſere Heldin gefaßter — ein Schritt, der ein Mal nicht zu unterlaſſen, iſt mir durch Pierres Mittheilung leichter gemacht worden. Nun Bakri! ein Wort zu Ihnen: Freundſchaft haben Sie mir gelobt, mir zugeſchworen, mich zu unterſtützen zu jeder Stunde mit Rath und That männiglich. Können, wollen Sie mir ein Fahrzeug ſchaffen? — der Wind weht günſtig; beſchleuniget muß meine Flucht werden, denn Uebermorgen ſchon vielleicht kehrt der Obergeneral von ſeinem Streifzuge zurück und dann wäre es zu ſpät. Sprechen Sie aufrichtig!“

„„Mein Fräulein! — erwiederte der junge Bakri — gerne ſetze ich mein Leben für Sie ein. Eines unſerer eigenen Schiffe liegt ausgerüſtet auf der Rhede; das Fahrzeug iſt ein Schnellſegler und harret meines Winkes nur, die Anker zu lichten. Wenn Sie befehlen, bringe ich Sie mit Ihrer Geſellſchaft noch in der folgenden Nacht an Bord meines Schnellſeglers und wenn alles glücklich geht, haben Sie, wenn der nächſte Morgen tagt, die Küſte dieſes Landes weit hinter ſich.‟ ‟

„Edler, großmüthiger Mann! — rief Margot, indem ſie den jungen Bakri umarmte — ich nehme Ihr Anerbiethen dankbar an; beim Einbruche der Nacht begleiten Sie uns an Bord ihres Schiffes.‟

Die Sitzung in den unterirdiſchen Gemächern der Turreta Chica war aufgehoben und die ganze Geſellſchaft erſtieg nun, nicht ohne Beſchwerden, die Zinnen des hohen, alterthümlichen aber ſehr baufälligen, ſpaniſchen Thurmes, um von jener Höhe des in jenen Zonen ausgezeichnet herrlichen Schauſpieles, welches die untergehende Sonne darbiethet, theilhaftig zu werden und die liebreizende, ſchon früher geſchilderte Landſchaft noch ein Mal zu überſchauen.

Almanſor deutete mit der Rechten nach Süden und ſprach nicht ohne Wehmuth: „dort liegen die Sandwüſten, in welchen ich heranwuchs; dort ruht meine unglückliche Mutter; ſtark ſind die Mächte der Gewohnheit und der erſten Eindrücke, welche man in früher Jugend empfängt; ich geſtehe, daß mich der Gedanke ſchmerzt, auf immer die geliebte Wüſte fliehen zu müſſen, und dieſelbe nie, nie wieder zu ſehen.“

Die ganze Geſellſchaft war gerührt und unſere Heldin ſprach mit würdigem Pathos die bekannten, hieher gar wohl paſſenden Worte der orleanſchen Jungfrau, auf den theuren Geliebten angewendet:

„Die Wieſen, die du wäſſerteſt; die Bäume,
Die du gepflanzet, grünen fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieſes Thals,
Die oft ihm Antwort gab auf ſeine Lieder,
Almanſor geht und nimmer kehrt er wieder.“

Bald, nachdem die Sonne hinunter war, brachte der junge Bakri ſeine Geſellſchaft in einem verſchloßenen, ſichern und bequemen Boote an Bord ſeines auf der Rhede vor Anker liegenden Schiffes; es hieß: „la resignation.“

Nachdem Bakri mit ſeinem Kapitaine die nöthigen Rückſprachen genommen hatte, trennte er ſich unter Thränen von unſerer dankbaren und tief gerührten Heldin und kehrte auf dem Boote an Argels blühende Küſten zurück.

Die Reſignation lichtete ſchleunig ihre Anker und bald nach Mitternacht ging man, mit dem allergünſtigſten Winde unter Segel.

Von keinem der franzöſiſchen Schiffe wurde die entwiſchende Reſignation bemerkt, doch hätte man wohl auch außerdeßen nicht daran gedacht, ein Fahrzeug zu unterſuchen, welches eigentlich einem Hauſe angehörte, dem die ganze franzöſiſche Occupationsarmee, vom komandirenden Obergeneral angefangen bis herab zum Tambour, ſolche große Verbindlichkeiten hatte.

Schluß der erſten Abtheilung.

Die Pariſer Revolution im Jahr 1830.

Zweite Abtheilung.

> Oui, vous, qui de l'Olympe usurpant le tonnere,
> Des éternelles loix renversez les autels,
> Lâches oppresseurs de la terre,
> Tremblez! vous êtes immortels!
>
> **Delille.**

1.

Seereiſe. — Abermaliger Beitrag zu Herrn von Bourmonts Charakteriſtik.

Pourquoi ces longs projets dans cette courte vie? —
De Boufflers.

⁂

Es geſchah was der junge Bakri vorher verkündet. Als der junge Morgen tagte, ſchwamm die Reſignation bereits in hoher See; die Küſten der Barbarei und der rieſige Atlas [*]) erſchienen den Augen unſerer Reiſenden annoch nur mehr als kleine Punkte in neblichter, blauer Ferne.

---

[*]) Die höchſten Gebirge, Zweige des Atlas, ſind im algieriſchen Staate das mit Schnee bedeckte Geb. Wannash-reeſe in der Prov. Mascara und Titeridosh in der

Man ſegelte fortwährend und ganz und gar vor dem Winde und nirgend, ſelbſt durch die ſchärfeſten Ferngläſer nicht, waren nachſetzende Schiffe zu entdecken.

Bei der Dinge ſothaner günſtiger Lage ſprach unſere Heldin zum alten Veteranen der ehemaligen Kaiſergarde: „Pierre! du haſt mir

---

Provinz Titeri unter 35° 55′ N. B., das Geb. Turjura (36° 45′ N. B.) und die Berge Sgawe, Woosgar, Zibbel Anreß, (Mons Audus) Konkou und Felicia. — Die Gebirgskette ſelbſt, welche man mit dem allgemeinen Namen Atlas bezeichnet, verbreitet ſich über den größten Theil von Nordafrika. Der große Atlas zieht ſich im Reiche Marocco bis zur Wüſte Sahra — von Andern auch Sahara genannt — herunter und mißt üb. 13,000 F. Höhe; der kleine Atlas ſtreicht aus Marocco gegen Nord-Oſten bis zur Küſte.

geſtern in der Turetta Chica das wichtige Geheimniß anvertraut, daß General v. Bourmont nicht mein eigentlicher Vater ſey, ſpanne nun meine Neugierde nicht länger auf die Folter und erzähle, was du weißt.“

Der graue Krieger nahm ſein glimmendes Pfeifenſtummelchen aus dem Munde und berichtete in folgender Weiſe:

„„Der General von Bourmont mein Fräulein! iſt ſo ein recht eigentlicher Zeitgenoße Napoleons geweſen, denn er wurde mit dieſem in der Militärſchule zu Brienne erzogen.““

„„Bonapartes Biographen bemerken, daß der große Kaiſer zu jener Zeit zwei Zöglinge der Kriegsſchule, und gerade ſehr beſchränkte Köpfe, zu täglichen Gefährten auserleſen habe, und einer dieſer beſchränkten Köpfe war — der heutige Obergeneral von Bourmont.““

„„Der junge Napoleon wußte die erwähnten beiden Bornés dermaßen an ſich zu feſſeln, daß ſie, in demüthiger Bewunderung ſeiner Ueberlegenheit ſich allerwärts zu blinden Werkzeugen ſeiner Abſichten gebrauchen ließen.““

„„In der Folge, als der außerordentliche Mann, wie durch Impulſe einer Zauberwelt, von Stufe zu Stufe, zur höchſten Macht erhoben ward, entfaltete ſich immer mehr der hohe Genius. Niemand wie er, wußte mit glücklicherm Takte aus ſeinen Umgebungen die brauchbarſten Werkzeuge zur Aufführung giganter Gebäude herauszufinden.““

„„Wie einſt Wallenſtein war Napoleon ein großer Rechenkünſtler; alles wußt' er zu berechnen; die Menſchen wußt' er, gleich des Bretſpiels Steinen, nach ſeinem Zwecke zu ſetzen und zu ſchieben. Bourmont galt dem Imperater wenig und darum nahm jener auch nur eine untergeordnete Stelle auf des Kaiſers großem Bretſpiel ein.““

„„Indeſſen — ein ungeheurer Dünkel, die gemeinſte Selbſtſucht und eine moraliſche Verderbtheit der höchſten Potenz, welche keines, auch das ſchlechteſte Mittel nicht verſchmäht, wenn es zu ſchändlichen Zwecken führt — dieſe ſind die Grundzüge eines Charakters, wie er vielen Verworfenen und wie er auch dieſem Bourmont eigen.""

„„Solche Leute fiſchen oft im Trüben und dienen zwei Partheien gern zugleich; ſo auch Bourmont: dem Scheine nach des Kaiſers unbedingter Diener mit Gut und Blut, hielt er es im Geheim mit den Emiſſairen der vertriebenen Bourbons.""

„„Der Chevalier St. Julien, ein entſchiedner Royaliſt, war, annoch als ein junger Menſch, mit den Bourbons in's Ausland auch geflohen.""

„„Dieſer Julien kehrte, unter angenommenem, anderm Namen wieder nach Paris zurück. Er führte, zum Schein, ein bürgerlich Gewerbe, doch in der That war er ein Spion des gefallenen Regiments und Bourmont blieb des Chevaliers Vertrauter.""

„„Indeſſen um bei Napoleon einen Stein im Brette zu erlangen, verrieth Bourmont an denſelben ſeinen Freund und um die Bourbon'ſche Parthei ſich zu verbinden, warnte er, annoch zur rechten Zeit, den Chevalier St. Julien und trieb dieſen an, über Hals über Kopf, zu entfliehen.""

„„St. Julien hatte ſich vor Kurzem nur erſt vermählt gehabt; die junge Gattin hatte ihm ein Mädchen geboren, allein dieſe Freude mit dem eigenen Leben bezahlt. Den Säugling auf der übereilten Flucht mit ſich zu führen blieb dem Chevalier nicht möglich und Herr von Bourmont vermochte den ſogenannten Buſenfreund, daß er ihm das Kindelein, das zarte, anvertraute, und dieſes Kindelein waren Sie ſelbſt mein Fräulein; Sie heißen Margot de St. Julien und Herr v. Bourmont beliebte in der Folge, Sie für ſeine eigene Tochter auszugeben.""

„„Der Chevalier war zu genau ſignaliſirt und durfte ſich nimmermehr auf franzöſiſchen Boden wagen, indeſſen forderte er in der Folge oft von Herrn Bourmont ſein Kind zurück, doch dieſer vermied ſtets die Auslieferung unter allerlei nichtigen Vorwänden; wollte er von der bourboniſchen Parthei dermal einſt ein hohes Löſegeld erpreſſen oder wollte er Sie mein Fräulein! an Napoleon verrathen, um demſelben in Ihnen eine Geiſel zu bieten; ich weiß es nicht, was der ſtets intriguirende Mann beabſichtigte, allein genug — Sie ſind nicht ſeine, Sie ſind des Chevalier St. Julien Tochter, der ſich in der Folge nach Süd-Amerika gewendet haben ſoll.""

„Aber Pierre! — fragte nun unſere Heldin, welche den Worten des Veteranen ein ungemein aufmerkſames Ohr gelehnt hatte — wer verbürgt mir die Wahrheit Deiner Erzählung?" —

„„Es ſind die Ausſagen — erwiederte der Grenadier — des älteſten und vertrauteſten Dieners jenes Bourmont; es war der Mann erkrankt und ich lag im Militärhoſpital in Algier zu gleicher Zeit mit ihm. Der Tod nahete Bourmonts Kammerdiener, da drückte das Gewiſſen ihn und er ſagte in des Prieſters und zweier Zeugen Gegenwart, von denen ſelbſt der eine ich geweſen, daſſelbe aus, was ich ſo eben offenbaret. Bourbons Diener nahm das Sakrament und ſtarb darauf, daß er die Wahrheit ausgeſprochen; das ſteht jeden Augenblick, jetzt noch, zu beweiſen.""

„Nun denn — rief Margot aus — ſo muß ich glauben — und indem ſie auf des Deckes Mitte trat, ſprach das Fräulein mit erhabener Stimme: — Höre mich mein Herr und Gott! ich ſage mich von dieſem Bourmont, der kühn vermeſſen und fälſchlich ſich meinen Vater nannte, ich ſage mich von dieſem Kinderräuber, von dem Meineidigen und Verräther los; — kein Band knüpft mich mehr an jenen Sünder doch ſey ſeine Strafe deiner Allbarmherzigkeit anheimgeſtellt."

Fräulein St. Julien — denn ſo werden wir ſie von nun an, nach dem ihr gebührenden Namen, nennen — hatte geſprochen, da ließ ſich plötzlich, bei ganz reinem, unbewölktem Himmel, in der Ferne das dumpfe Rollen eines Donners hören.

Der Veteran der alten Kaisergarde nahm ſein Mützchen ab und ſprach: „Deine Worte Tochter! hat der Herr der Heerſchaaren in ſeinen Himmeln oben ſchon vernommen; darob er gab ein Zeichen Dir.“

2.

Die Reiſegeſellſchaft im Bicètre. — Margots Traum.

Le temps ne peut rien sur un vrai sentiment.
Segur.

* * *

In einem der zahlreichen, jedoch anſtändigeren Gefängniſſe des bekannten Bicètre bei Paris ſaßen am 26. July drei Männer beiſammen am Tiſche, um ein gemeinſchaftliches Frühſtück einzunehmen.

Es waren: der Veteran der alten Kaiſergarde; ſein Sohn Napoleon — uns bisher als Scheich Almanſor bekannt — und ein ſchon betagter Fremder im ſchlichten, grauen Rocke; wohlwollende und edle Geſichtszüge charakteriſirten den Fremden, allein mehr ſchien ihn die Laſt eines tiefen Kummers, denn jene der verlebten Jahre, niedergebeugt zu haben.

Unſere Reiſegeſellſchaft war Tags vorher von Algier in Paris, gerade in dem Augenblick, eingetroffen, als der berüchtigte, unſelige Staatsſtreich ausgeführt werden ſollte und viele der in ſolchem Momente angekommenen Fremden hatte Mangin, ohne irgend einen rechtlichen und zureichenden Grund, verhaften und einsweilen nach dem Bicètre bringen laſſen.

Dieſer Unfall hatte auch den Veteranen, ſeinen Sohn und unſere Heldin betroffen, doch beobachtete man in ſo weit den Anſtand, daß dem Fräulein ein eigenes Gemach eingeräumt wurde; während die beiden Pierres, noch ſpät am Abende, in dem Manne mit dem grauen Rocke, einen Leidensgefährten erhalten hatten.

Wenn Franzoſen — zu Mal Franzoſen in bereits vorgerücktem Lebensalter —

müßig bei der Flaſche ſitzen, dann lenkt ſich gewiß ſtets, bald genug, das Geſpräch auf politiſche Gegenſtände. So geſchah es auch hier. Der Mann im grauen Rocke war gemäßigter Royaliſt, dagegen unſer Veteran Liberaler im ausgedehnteſten Sinne des Wortes.

Die beiden alten Herren tauſchten ihre Anſichten aus und ſchnell nahm die Konverſation einen etwas lebhaften, ja beinahe hitzigen Charakter an, wenn ſchon die Höflichkeit von keiner Seite verletzt wurde. Der civiliſirte Beduine blieb ein ſchweigender, aber nichtsdeſtoweniger aufmerkſamer Zeuge des Geſpräches.

Jetzt öffnete ſich eine Seitenthüre und in ein geſchmackvolles, blendend weißes, aber etwas phantaſtiſch arrangirtes Morgen-Négligé gekleidet, trat Margot aus ihrem Boudoir in den kleinen, gemeinſchaftlichen Verſammlungsſaal des Bicètre, in welchem die bezeichneten drei Herren beim Frühſtücke ſaßen.

Das Fräulein befand ſich unverkennbar in aufgeregter Gemüthsſtimmung: ſeine Züge glänzten wie verklärt und es leuchteten wunderſeltſam die zur Höhe gerichteten ſchönen, dunklen Augen des Mädchens, welches, die Geſellſchaft ganz ignorirend, leicht, wie von überirdiſchen Fittichen getragen, im Saale auf und nieder ſchwebte.

Des jüngern Pierres Blicke folgten, mit einem Gemiſche von Intereſſe, Erſtaunen und Ehrfurcht der Wandelnden; die beiden ältern Männer waren — zu ſehr mit ihrem politiſchen Streite beſchäftiget — geraume Zeit, das Fräulein nicht gewahr geworden, endlich fiel des Mannes im grauen Rocke Auge auf die Erſcheinung und leiſe fragte er nun den Veteranen: „Wie nennt ſich jene junge, reitzende Dame, welche dort auf und nieder wandelt?“

„„Es iſt — erwiederte der ältere Pierre — mein edler Schützling, Fräulein Margot de St. Julien.““

„Wie — liſpelte kaum vernehmbar der Fremde — plötzlich erbleichend und zitternd — Fräulein St. Julien? — doch nicht etwa —“

„„Die Tochter des geflüchteten Chevaliers

St. Julien; ſie wurde vom Herrn v. Beurmont erzogen"" — — ergänzte der Grenadier von der ehemaligen Kaiſergarde.

„Jeſus Maria!" — ſchrie der Fremde und wäre zuverläßig vom Stuhle geſunken, wenn nicht des jüngern Pierre Arme den Ohnmächtigen aufgefangen hätten.

Das hiedurch veranlaßte Geräuſch erweckte endlich das Fräulein aus ſeinen ungewöhnlichen und ſeltſamen Träumereien. Es trat näher und fragte, nachdem es den Fremden aufmerkſam in's Auge gefaßt hatte, mit ſanfter Theilnahme: „Wer iſt der Mann? was fehlt ihm? ſeine Züge ſprechen wohlwollend zu mir und rühren in geheimer Gewalt mein Herz!"

Die beiden Pierres, mit dem Ohnmächtigen beſchäftiget, blieben vorerſt die Antwort auf Margots Fragen ſchuldig; doch bald zeigte ſich auch unſere Heldin thätig; ſie beſtrich Stirne und Schläfen des alten Mannes mit Wein, flößte ihm etliche Tropfen durch die blaſſen Lippen und löſte deſſen Halsbinde — endlich ſchlug der Fremde die Augen wieder auf; ſeine wehmuthsvollen Blicke ruheten auf Margoton, dann ſprach er leiſe und mit dem Ausdrucke der tiefeſten und unbeſchreiblichſten Rührung: „Nein, hier waltet keine Täuſchung — dieſe ſind ganz und gar die Züge meiner ſeligen Amélie — Dank dir allgütiger Gott, daß du mich dieſe Stunde erleben ließeſt — umarme mich — meine Tochter!“

„„Was iſt das?““ — fragte freudig erſchrecken Margoton.

„Monſieur hier“ — erwiederte der ältere Pierre — „iſt ohne Zweifel Ihr Vater Demoiſelle! — der Chevalier St. Julien.“

„„Allmächtige Vorſicht!““ — ſchrie das Fräulein, indem es vor dem Greiſen niederſtürzte und deſſen Kniee umfieng — doch die Verſuche, ſolche Gruppen, mit Glück, wiederzugeben, ſcheitern nur gar zu leicht, darum darüber hinweg!

Es dauerte lange, ehe man nur zu einiger Faſſung wieder gelangte. Der Chevalier war zu ſehr angegriffen, er konnte vorerſt wenig nur ſprechen, allein Margot mußte erzählen und des glücklichen Vaters Augen hiengen an der ſo ſpät wieder gefundenen, reitzenden Tochter Munde.

In intereſſanter Unterhaltung waren auf dieſe Weiſe einige Stunden verfloſſen, als die Converſation plötzlich, in ganz unerwarteter Art, unterbrochen wurde.

Die Scheiben eines Fenſterflügels fielen klirrend und zertrümmert hernieder und in die Mitte des Saales flog, von Außen hineingeworfen, ein in Papier gehüllter Gegenſtand.

Der Veteran bückte ſich, das von fremder Hand geſpendete Geſchenk aufzuheben: Es war eine dreifarbige Fahne, gehüllt in ein Exemplar des neuen Moniteurs vom 26. July.

Margot bemächtigte ſich der Trophäe, indem ſie leidenſchaftlich ausrief:

„Das mir von Gott verheiß'ne Zeichen! —
Mein iſt die Fahne, mir gehört ſie zu.“

Die Männer waren indeſſen neugierig über das Zeitungsblatt hergefallen und bald hatten ſie die unheilſchwangern Ordonnanzen gefunden:

„Verflucht die Feder, welche die Worte ſchrieb“ — rief der Chevalier — „nun iſt alles dahin! — unglücklicher zehnter Carl! unglückliche Bourbons! jetzt, erſt jetzt bleibt Euer Spiel unerſetzlich verloren!“ —

„„Dachte ich doch es immer, ſie würden noch dumme Streiche machen“ — ſprach der Veteran — „längſt ſagte ich: Imbécilles giengen ſie; Imbécilles ſind ſie wieder gekommen und Imbécilles werden ſie bleiben in alle Ewigkeit — Amen!“ “

Mit nicht geringem Erſtaunen hatte der jüngere Pierre indeſſen die Geliebte beobachtet.

Mit hocherhobener Fahne ſtand die Jungfrau in Mitte des Saales und ihr Geſicht, ihre ganze Haltung ſtellte nun unverkennbar wieder den ſchon ehevor offenbarten Typus des Ueberirdiſchen und der Verklärung dar.

Endlich ſah ſich auch der Chevalier nach der Tochter um, indem er ſich derſelben nahete und beſorglich fragte: „Was iſt dir mein liebes, gutes Kind! was beginnſt du?!“ —

„„Mein theurer Vater!““ — erwiederte Margot — „„in verfloſſener Nacht nahete mir ein ſeltſamer Traum, nein, richtiger geſprochen, eine Viſion vielmehr, denn ich befand mich in ganz wachem Zuſtande beinahe.““

„„Ich ſah die Himmelsbraut. In ihrer Strahlenglorie ſchwebte ſie und redete mich liebreich an:

„Es nahen deinem Lande große Stunden
Und wie, in grauer Zeit, ſchon einſt, ein Weib,
Du ſollſt, ein ſchwaches Werkzeug hoher Mächte,
Dem Volke meine Oriflamme tragen,
Es führen in der Freiheit heil'gen Streit.
Ein ſicher Zeichen bleib auch dir verheißen,
Daß deine Sendung von den Göttern ſtammt.
Umwälzen wirſt du der Deſpoten Reich:
Errettung bringen Frankreichs Heldenſöhnen
Und einen neuen würd'gen König krönen.“

„„Nun Vater! frag' ich Sie, iſt mir ein ſicher Zeichen nicht geworden, daß die Erſcheinung mehr war als ein nur gewöhnlicher Traum? — ein ſicher Zeichen in der wundergleichen Art und Weiſe, wie ich Sie, den von Kindheit mir geraubten Vater, in dieſer Stunde gerade wieder fand, und wie dann dies Panier in meine ſchwachen Hände kam? — in den Farben dieſer Fahnen — glühet in ihnen nicht des heut'gen Frankreichs heil'ge Oriflamme? —

Gleich fern von Grauſamkeit und wilder Rache, —
Es gleicht dies Weiß der Reinheit ſeiner Sache;
Das Roth jedoch — es deutet nicht auf Blut,
In ihm — es flammt der Freiheit Gluth und Muth;
Im Blau — es ſpricht der Freiheit ſtete Dauer,
Die Farbe bleibt der Franken Hort und Mauer:
Die Farben drei — ſo treu, ſo neu!
Sie ſchreien: Frei! ja ewig frei!!! —

„„Doch genug! mich drängt der Geiſt, vorerſt das Irdiſche zu meiden und unwillkührlich muß ich folgen dieſem Zug. Leben Sie wohl mein theurer Vater! bald werden wir uns wieder ſehen, doch jetzt — will ich zum Allmächtigen mein Herz erheben.""

Unſere Heldin ſprachs und verſchwand mit ihrer Fahne durch die Seitenthüre, welche man ſie von Innen verriegeln hörte.

Der Gefängnißwärter des Bicétre zeigte ſich heute, im Gegenſatze der ſonſt finſtern, rauhen und verſchloſſenen Weiſe ſolcher Leute, gegen ſeine Gefangenen ungemein leutſelig und vertraulich.

Michon — ſo nannte ſich der Mann — erzählte unſerm Kleeblatte, wie die Ordonnanzen in dem nahen Paris eine große Gährung in den Gemüthern hervorgebracht habe.

„Ganz Paris — ſprach Michon — ſtellt ſeit heute Morgen ein anderes Leben und ein ungewohntes Treiben dar; auf den Straßen, in den Kaffeehäuſern und im Palais Royal iſt der Lärm des Tages einer unheimlichen und ſeltſamen Stille gewichen; die Manufakturiſten und Fabrikanten ſchließen ihre Werkſtätten und entlaſſen ihre Arbeiter; die Großhändler haben erklärt, nicht mehr discomptiren zu können; die Herren Deputirten und Redakteure der Journale haben Proteſtationen eingereicht."

„Schon" — alſo ſchloß der Kerkermeiſter ſeine beunruhigende Erzählung — „haben ſich Gruppen von neugierigen Menſchen hier und dort auf den Straßen verſammelt, doch läßt es ſich die Gendarmerie ſehr angelegen ſeyn, ſie zu zerſtreuen; deſſenungeachtet ſoll es auf dem Boulevard der Kapuziner bereits zwiſchen dem Volk und den königl. Garden zu Thätlichkeiten gekommen ſeyn und man fürchtet, es dürften Morgen ernſthaftere Auftritte noch beginnen."

Unſere drei männliche Gefangenen legten ſich ſpät Abends erſt zur Ruhe. Demoiſelle St. Julien war im Laufe dieſes Tages nicht mehr ſichtbar geworden.

3.

Der 27. July. — Die Pforten des Bicétre werden geſprengt. — Demoiſelle St. Julien in St. Cloud.

> Celui, qui croit pouvoir trouver en soi-même de quoi se passer de tout le monde, se trompe fort; mais celui, qui croit, qu'on ne peut se passer de lui, se trompe encore davantage.
>
> De la Rochefoucault.

* * *

Vorerſt glauben wir auf den Umſtand aufmerkſam machen zu müſſen, daß unſere Geſchichts-Erzählung der Ereigniſſe in den vier wichtigen Julytagen zu Paris, von Zeitungs- und andern Relationen bedeutſam abweicht. Nichtsdeſtoweniger befürchten wir keineswegs dadurch das Zutrauen der ſinnigen Leſer zu verſcherzen, welche recht gut wiſſen: daß die Zeitungsſchreiber vieles berichten, was nimmermehr geſchehen und dagegen noch Mehreres verſchweigen, was ſich ereignet hat.

Dumpfer Kanonendonner weckte am Morgen des 27. July die Schläfer in Bicétre.

Nach einer Stunde kam Michon, etwas bleich und zerſtört, zu unſerer gefangenen Reiſegeſellſchaft gerannt.

„Meine Herren!“ — ließ ſich der Kerkermeiſter vernehmen — „in der nahen Hauptſtadt iſt der Teufel los; das Volk iſt mit dem Militär bereits handgemein; wer ſiegen wird, das mag der Himmel wiſſen. Schon bin ich benachrichtiget, daß ein Volkshaufen ſich gegen das

Bicétre in Anmarſch befindet; in einer halben Stunde werden Sie frei ſeyn, und die Wache des Hauſes iſt zu ſchwach, um an einen kräftigen Widerſtand denken zu dürfen.“

„Wie ich höre, beabſichtiget das verſtändige, franzöſiſche Volk keineswegs die in dieſem Hauſe eingeſchloſſenen eigentlichen Spitzbuben *) zu retten, ſondern nur die unſchuldigen Opfer der Willkühr des tollen Mangin, die Polizeigefangenen nämlich, will man befreien und daran thut man Wohl und Recht; nun ich hoffe, die Herren werden mir bezeugen, daß ich ſie

---

*) Außer den Polizeigefängniſſen befindet ſich im Bicétre auch ein ſogenanntes maison de force (Zuchthaus) in welches überwieſene und bereits verurtheilte Verbrecher geſteckt werden. Dieſe Gefangenen werden in Glasſchleifereien und anderen Werkſtätten auf eine nützliche Weiſe beſchäftiget. Auch die Galeeren-Sklaven werden, bis ſie nach den Orten ihrer eigentlichen Beſtimmnng abgeführt werden, hier eingeſperrt. Außerdeſſen findet man in Bicetre auch noch ein großes Hoſpital und eine Irrenanſtalt.

mit Anſtand und Loyalität behandelt habe und mich vor unverdienten Mißhandlungen ſchützen?“

Unſere Freunde beruhigten den ängſtlichen Kerkermeiſter, ſo gut ſie vermochten und nach Verlauf weniger Minuten ſchon vernahm man aus der Ferne das Geſchrei der herbei wogenden Menge.

Jetzt trat auch Margot wieder mit ihrer Fahne aus der Thüre des Boudoirs in den gemeinſchaftlichen, kleinen Verſammlungsſaal:

„Napoleon!“ — ſprach die Jungfrau zu dem geliebten, civiliſirten Beduinen — „du wirſt im Freiheitskampfe an meiner Seite fechten; aber Sie mein theurer Vater! und du guter Pierre! — Ihr ſeyd zu alt, um die Arme im Streite zu erheben, den Frankreichs feurige Jugend allein ſchon mit Ehre zu beendigen wiſſen wird; Dir aber, würdiger Veteran der alten Kaiſergarde! mache ich insbeſonders noch zur Pflicht für die Sicherheit meines Vaters zu wachen!“

„„Sorgen Sie nicht edle Lebensretterin!““

— erwiederte der alte Krieger — „„ich will den Chevalier ſchützen und bewahren, wie den Apfel in meinen Augen.““

Noch wollten der Chevalier und der jüngere Pierre ſprechen, aber ſchon vernahm man heftiges Geräuſch; die feſten Pforten des Bicêtres fielen und nach wenigen Minuten öffneten ſich die Thüren des kleinen Saales; viele Stimmen riefen: „Ihr ſeyd frei; folget uns!“

Jetzt trat mit würdevollem Anſtande unſere Heldin vor, die dreifarbige Fahne ſchwingend.

„Was iſt das?“ — fragten die Stürmer — „welch' liebreitzendes Frauenbild? — ſtill, die Jungfrau will ſprechen.“

Demoiſelle St. Julien erhob in der That die ſtarke aber dennoch melodiſche Stimme und rief, in mehr als irdiſcher Begeiſterung, mit funkelnden Augen und hochgerötheten Wangen:

„Hört Franken! — es hat mich der Herr geſendet,
Euch ſeine Oriflamme vorzutragen,
Und Euch zu führen in den heil'gen Streit:

Umwälzen ſoll ich der Deſpoten Reich:
Errettung bringen Frankreichs Heldenſöhnen:
Und einen neuen würd'gern König krönen.“

Ein wilder Enthuſiaſ'm kam nun über die Menge. Man ſchrie durcheinander: „Ja! Gottgeſandte! du ſollſt uns führen — folgt der Jungfrau — fort! zurück nach Paris! — Gott iſt mit uns — fort! in die Schlacht — auf zum Kampfe!“

Margot ſetzte ſich mit ihrer Fahne an die Spitze und jubelnd folgte ihr der ganze Zug.

Dicht vor den Thoren des modernen, unermeßlichen Babylon machte die Jungfrau Halt. Sie fragte:

„Wo weilt der zehnte Karl?“

„„In St. Cloud““ lautete die hundertſtimmige Antwort.

„Nun wohlan“ — ſprach entſcheidend die Jungfrau — „dorthin ruft mich der Geiſt vorerſt; geht in die Stadt meine Freunde! Beſänftiget die Gemüther, bald kehr ich wieder.“

Ein in der Nähe ſtehender Omnibus

wurde herbeigeführt; die Jungfrau beſtieg das Geſpann und zugleich mit ihr der jüngere Pierre und mehrere Bewaffnete, die Gottgeſandte mit dem eignen Blut zu ſchützen — und im Galopp ſchlug man die Straße ein, die nach jenem Luſtſchloß führet.

In denſelben verhängnißvollen Mauern, in welchen, zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution, das Direktorium geſtürzt und die Conſularregierung eingeführt wurde; in jenen Mauern, wo im Jahr 1814 der kaltbeſonnene Schwarzenberg hauſete und i. J. 1815 der wackere Haudegen Blücher etwas toll und burſchikos es trieb; in demſelben unheilſchwangern Saale des Schloſſes zu St. Cloud, in welchem (am 2. Auguſt 1589) der unglückliche dritte Heinrich von der Hand des ſchwärmeriſchen Meuchelmörders Clement fiel — in dieſem Saale alſo befand ſich am Morgen des 27. July der zehnte Karl, in Geſellſchaft des Dauphin, des Fürſten Polignac und mehrerer anderer Höflinge.

Deutlich war von Paris her der Kanonendonner zu vernehmen; der König gieng unruhig im Saale auf und nieder und es machte ſich folgendes, kurzes Geſpräch:

Karl X.

Hätten wir doch lieber alles beim Alten gelaſſen; daß es doch immer und ewig nach dem Sinne meiner Miniſter gehen muß. Nun haben wir die Beſcherung! Hört Ihr, wie ſie ſchießen? — ich habe das abſcheuliche Schießen in meinem Leben nicht leiden mögen! es wird doch keine Kugel bis hieher in's Schloß reichen?

Polignac.

Beruhigen Sie ſich Sire! es ſind unſere Kanonen allein, welche knallen und man ſchießt nur blind, um das bischen Geſindel in Reſpekt zu halten. Wir haben geſiegt, bevor wir kämpfen.

Dauphin.

Ja Sire! die Nation iſt myſtiphicirt, jetzt ſind ſie unſer dieſe Elenden, jetzt erſt vermögen ſie unſer nicht mehr zu entbehren; den giftigen Zahn haben wir dem Drachen ausgebrochen! —

Karl X.

Croyez vous? — nun, mir ſolls lieb ſeyn — doch ſeht zu, was es giebt, ich vernehme Geräuſch vom Vorſaale her.

Ein Höfling eilte nach der Thüre, allein ſchon ſprangen die Flügel derſelben auf und mit langſamen Schritten, voll majeſtätiſchen Anſtandes, trat Demoiſelle **St. Julien** in den Saal und blieb gerade vor dem Könige ſtehen.

„Mais mon dieu! quel' personage? und was ſoll der drapeau mit jenen abſcheulichen Farben?“ — fragte wimmernd und zitternd der **zehnte Karl.**

„„Sind denn keine Wachen im Vorſaale, wie konnte die Wahnſinnige bis hieher dringen? — Wer ſeyd Ihr? was wollt Ihr?““ rief **Polignac.**

„Wie könnt Ihr nun fragen?“ — ſchrie wüthend der Dauphin — „ein Trugbild iſt's! eine elende Betrügerin!“ —

Doch die Jungfrau ließ ſich durch nichts irre machen und begann nun mit ernſtem Nachdrucke folgende emphatiſche Rede unmittelbar an den König zu richten:

„O frevle nicht! Dir nahet kein Betrug,
Des Himmels Gunſt — ſie ſendet Warnung dir;
Erbarmen fühlet ſie mit deiner Schwäche,
Dich, dein Geſchlecht zum letzten Mal zu retten,
Ein ſchwaches Werkzeug wurde ich geſandt!

„Unzählige der Jahre ſind verſtrichen,
Da ſah dies Land ein Wunder einz'ger Art:
Ein Mädchen kam des Volkes Feind zu ſchlagen,
Zu heben hoch des Reichs Palladium.

„Ja der zu Moſen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Buſch ſich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharao zu ſtehen,
Der einſt den guten Knaben Iſais,

Den Hirten, ſich zum Streiter auserſehen,
Der ſtets den Frommen gnädig ſich bewies,
Er ſprach zu ihr aus ſeines Baumes Zweigen:
Geh' hin! du ſollſt auf Erden für mich zeugen.

„Doch Wunder — ſie geſchehen noch — der Gott,
Der eine reine Taube damals ſandte,
Zu brechen kühn der fremden Feinde Macht,
Er hat, zum andern Mal, ein Weib erleſen,
Zu bringen ſeinem theuern Volk das Heil;
Jetzt gilt es nicht den Fremden zu beſiegen,
Wir müſſen gegen unſern König kriegen;
Es gilt, die Nacht, die ſeinen Geiſt befangen,
Die Höllenbrut, an die er ſich gehangen
Zu tilgen nun mit hoch erhab'nem Sinn.

„Ja Fürſt! erlaucht ſind dein Geſchlecht und Name,
Doch leider längſt haſt Du entwürdigt ſie.
Die Allmacht wollte Euch durch Noth bekehren,
Umwandeln den verdorb'nen Herrſcherſinn. —
Das eig'ne Land — Ihr habt es lang gemieden,
Gebettelt an der fremden Fürſten Thron! —
Verſöhnet ward des Allerhöchſten Zorn,

Erhoben ſah man Euch zu einſt'gen Würden,
Doch hat gereinet nicht die Schmach den Geiſt;
Verſtockt und dumm — wie ſonſt — ſeyd Ihr geblieben,
Die alte Selbſtſucht habt Ihr treu bewahrt,
Zum Spielball ſeyd Ihr neuerdings erkieſen,
Zum Spielball einer arg verworf'nen Schaar;
Doch keiner hat es weiter noch getrieben,
Als Du, ein ſchlechtberath'ner Fürſtenſohn!
Dein Wort, den heil'gen Eid, haſt Du gebrochen,
Geraubet Deinem Volk das höchſte Gut,
Denn Freiheit gilt noch mehr als — leben:
Die neue Aera ſeines einz'gen Heils
Dem tapfern Gallier iſt ſie geblieben —
Und dieſe Aera willſt Du frech zerſtören,
Erheben hoch die grauſe Deſpotie!
In's Leben haſt den Bürgerkrieg gerufen,
Den Krieg, das höchſte Elend der Nation!
Still! horche auf — wie die Geſchütze donnern,
Zerreißt ihr Knall Dir nicht das kalte Herz? —
Auf Deinen Wink — es fließet Bürgerblut,
Und losgelaſſen iſt der Zwietracht Wuth —
Doch leichten Kaufes hoffe nicht zu ſiegen:
Wenn Völker um ihr theurſtes Kleinod kriegen,

Dann unterliegt der Knecht der Tyrannei,
In Staub getreten wird die Despotie!

„Noch iſt es Zeit; hör' mich, den guten Geiſt,
Durch mich es fleht Dein unterdrücktes Volk:
König! Karl! ſprich' ein Wort — ein Wort nur ſprich'
O ſäume nicht — und widerrufe! noch
Iſt's Zeit — o widerruf' zu Deinem Heil,
Es drängt die Stunde, bald iſt es zu ſpät,
Und dann — es fällt die Krone Dir vom Haupt:
Verloren bleibt ſie Dir auf immerdar!
Sieh' mich zu Deinen Füßen — widerruf!
Wenn Deiner Seele Heil Dir werth und theuer —
Unſel'ger Bourbon! ſprich' das große Wort,
Das inhaltſchwere, das Dich retten kann!"—

Die Jungfrau ſchwieg jetzt — Polignac aber ſprach: „Die Unglückliche hat die Majeſtät geläſtert, verhaftet ſie!"

„„Was verhaften die Aufruhrpredigerin!?"" — ſchrie der Dauphin — „„ſtoßt ſie nieder!""

„Vous avez bien raison Dauphin!“ — erwiederte ſtammelnd der zehnte Karl — „niederſtoßen!“

Mit Mitleid mehr, als mit Verachtung maß Demoiſelle St. Julien ihre Gegner, dann rief ſie denſelben zu:

„„Nun denn Verſtockte! folgt dem böſen Sinn
Und fahrt dahin! —
Es ruft der Kampf; es ſiegt die heil'ge Sache!
Und Euch — erreicht des Himmels ſichre Rache.““ —

Nachdem unſere Heldin alſo geſprochen, wandte ſie ſich und verließ den Saal. Langſamen Schrittes wandelte die Jungfrau mit ihrer, an dieſem Orte ſchwer verpönten Fahne durch die Doppelreihen der Schweizergarden, welche in den Vorgemächern und Corridoren zu St. Cloud aufgeſtellt waren, um mit ihren furchtbaren Partiſanen Wache zu halten, allein dieſe feilen Söldlinge ſtanden alle, nach wie vor, wie von Gottes Donner gelähmt und nicht einer hatte den Muth, die Jungfrau anzutaſten.

Auf dieſe Weiſe erreichte Margot den Schloßhof, vor welchem der Omnibus mit ihren Getreuen hielt; die Jungfrau beſtieg abermals den leicht gebauten Geſellſchaftswagen und mit verhängten Zügeln gieng es ſofort zurück nach Paris.

Uebrigens hatten am 27. July in der Hauptſtadt nur einige theilweiſe Kämpfe ſtatt gefunden. Gegen Mittag wurde es ruhig; die Gendarmen hatten einige Straßen geſperrt; in den Umgebungen des Palais-Royal, dann den Straßen St. Honoré, Richelieu, Valois u. a. m. ſtanden Volksmaſſen und Theile der Militärmacht, ſtill drohend, einander gegenüber, ohne daß von der einen oder andern Seite etwas unternommen worden wäre.

Gegen drei Uhr Nachmittags erſchien plötzlich in Mitte der dichteſten Volksmaſſen unſere Jungfrau mit der dreifarbigen Fahne, an ihrer Seite der jüngere Pierre.

Eine allgemeine, angenehme Senſation erregte Margots Erſcheinen; lauter Jubel empfieng ſie.

Unſere Heldin ſchwang die Fahne, da ſchrieen Alle: „Still! die Jungfrau will ſprechen!“

Nun erhob Demoiſelle St. Julien die Stimme und ließ ſich alſo vernehmen:

„Meine Freunde! ich komme von St. Cloud. Glücklich drang ich bis zu dieſem zehnten Karl und kühn habe ich dem verblendeten Fürſten in's Gewiſſen geredet — vergebens! Die Verſtocktheit dieſer Menſchen iſt, eine hienieden unverbeſſerliche und uns bleibt nur eine Wahl, nämlich: geduldig das uns aufgebürdete Sklavenjoch anzunehmen, oder die Freiheit mit dem Degen in der Fauſt zu erringen. Wählt!“

Voll Begeiſterung ſchrie die Menge: „„Freiheit! Sieg! oder Tod!““

„Schön meine edle Freunde!“ — nahm die Jungfrau wieder das Wort — „Der Entſchluß iſt edler Franzoſen würdig. Allein was geſchehen ſoll, geſchehe mit Bedacht! denn Ordnung iſt aller großen Dinge Seele zu allen Zeiten geweſen. Geizet mit den Stunden der kommenden Nacht. Es müſſen Diſpoſitionen für die folgenden Tage entworfen, die unordentlichen Maſſen in regelmäßige Korps gebildet und vor allem fähige Führer gewählt werden. Als einen ſolchen kann ich Euch hier den jungen Mann empfehlen; er heißt Napoleon, iſt ein Sohn Pierres, des bekannten Veteranen der alten Garde und ihn den Sohn hat der Kaiſer ſelbſt zu Maltha, als er nach Aegypten ſegelte, über die Taufe gehalten. Hier dieſer Napoleon hat den Krieg, den kleinen, liſtigen und verhängnißvollen, in den afrikaniſchen Wüſten erlernt und gute Dienſte werden Euch ſeine Erfahrungen und ſein wilder Muth leiſten. — Ich ſelbſt werde im Kampfe keinen Augenblick von Euch weichen und Euch treu die Fahne des Vaterlandes, die heilige Oriflamme Frankreichs, vortragen."

Abermals ertönte lauter und wilder Jubel; tauſend Stimmen riefen: „Wir folgen der Jungſrau Fahne bis in den Tod und Pierre Napolen ſoll unſer Führer ſeyn!"

Und nun organiſirte ſich am Abende desſelben Tages noch jenes in der That bewunderungswürdige Vertheidigungs-Syſtem, welches die Bevölkerung von Paris der regulirten Macht willkührlicher Deſpotie entgegenſetzte, wie wir nun bald des Näheren vernehmen werden.

Sothane Rüſtungen wurden mit ungemeiner Ordnung und Ruhe vollzogen und nahmen die ganze Nacht vom 27. auf den 28. July dahin.

4.

Der 28. und 29. July.

Resolution et success reciprocally produce each other *).
S. Johnson.

In der bezeichneten Nacht waren bereits vom Volke ſämmtliche Straßenlaternen zerſtört worden; Jedermann hatte ſich zweckmäßig bewaffnet und war mit Munition hinlänglich verſehen.

Kriegserfahrene Führer hatten ſich zu den Volkshaufen gefunden; man entwarf im Kleinen vollkommene Opperationsplane und recognoscirte die Stellungen des Feindes, wie im förmlichen Kriege.

---

*) Entſchloſſenheit und günſtiger Erfolg bringen gegenſeitig eines das andere hervor.

Das Pflaſter war aufgeriſſen und quer über die Straßen ungeheure Balken gelegt worden, um die Kavallerie in ihrer furchtbaren Thätigkeit zu hindern. Solche Balken bildeten die Grundlagen zu jenen bekannten Barrikaden, welche ſo viel beitrugen der Sache der Patrioten einen günſtigen Erfolg zu ſichern.

Endlich begann die aufgehende Sonne, blutigroth, den verhängnißvollen 28. July zu beleuchten.

Ganz Paris glich einem ungeheuren Lager. Alle Kaufgewölbe, Thüren und Laden an den Häuſern blieben dieſen Morgen verſchloſſen.

Auf verſchiedenen Punkten und in verſchiedenen Straßen hatten ſich die k. Garden, die Linientruppen, Schweizer und Gendarmen aufgeſtellt; andere Gegenden hielten die bewaffneten Volkshaufen beſetzt, zu denen ſich ausgediente ehemalige kaiſerliche Krieger, die Schüler der polytechniſchen Schule, der Rechtswiſſenſchaft und Arzneikunde dann viele der angeſehenſten Einwohner geſellt hatten.

Ein kurzes, feierliches Schweigen ſchwebte über jenen tauſenden zum Metzeln gerüſteten Unſeligen, allein plötzlich, als wie auf ein gegebenes Zeichen, wurde von allen Seiten die Furie des Bürgerkrieges losgelaſſen; allerwärts wurde der Kampf regelmäßig und allgemein; die Sturmglocke tönte ohne Unterlaß; Leichname deckten bereits die Straßen, Schwerverwundete wurden nach den Hoſpitälern getragen.

Unfern des Palais-royal, auf den Boulevards und den öffentlichen Plätzen, dann in der Gegend des Louvre und auf andern Punkten wurde heftig gefochten, allein der Sieg ſchwankte und ſchien ſich bald auf dieſe bald auf die andere Seite neigen zu wollen.

In der Vorſtadt Saint-Antonie hatte das Volk die Dächer abgedeckt und ließ einen Steinhagel auf die Köpfe der vordringenden k. Truppen regnen, welche ſtets wieder zurückgeſchlagen wurden; nicht beſſer gieng es denſelben auf dem Boulevard St. Martin. Die Gendarmeriekaſerne wurde von dem Volke mit Sturm genommen.

Als einer der wichtigſten Punkte in dem allgemeinen Bürgerkampfe ſtellte ſich das große Stadthaus dar; es wurde während dem furchtbarſten Gewehr- und Kanonenfeuer mehrere Male genommen und wieder verloren.

Hier leitete, voll Umſicht und mit unerſchütterlichem Muthe, der jüngere Pierre die Angriffe der Patrioten; unſere Jungfrau, Demoiſelle St. Julien, erhob neben dem ehemaligen Beduinen-Scheich die dreifarbige Fahne und wagte ſich ins heftigſte Feuer; endlich Nachmittags gegen drei Uhr war es dem jüngern Pierre gelungen, ſich im Stadthauſe zu halten; doch um dieſe Zeit entfuhr plötzlich ein Schrei des Entſetzens der Bruſt der Patrioten, denn man ſah auf dem Thurme von Notre-Dame die weiße Fahne flaggen und die Schwächern im Volke hielten dieſen Umſtand für ein Zeichen gänzlicher Niederlage und wurden muthlos.

„Wir ſind verloren“ — ſchrie eine Stimme auf dem Stadthauſe — „wenn nicht eine kühne Fauſt jene weiße Fahne ſtürzt und ſtatt ihrer die National-Zeichen aufpflanzt.“

„Mir nach, ich ſetze die dreifarbige Fahne auf Notre-Dame, oder ich ſterbe!“ — rief, das Banner ſchwingend, begeiſtert Demoiſelle St. Julien — und jubelnd folgte der Jungfrau ein Haufen der tapferſten und entſchloſſenſten Männer.

Dieſe kühne Schaar machte ſich Bahn in Mitte der Feinde und erreichte glücklich Notre-Dame.

Die Pforte zum Thurme bewachte ein Haufen Kohlenbrenner, die — im Gegenſatze zu Italiens Carbonaris — es mit dem abſoluten Königsthume hielten, und in dem Führer dieſer königlichen Kohlenbrenner erkannte Margot, zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, Herr v. Bourmonts Adjutanten, den Oberſten Montmorenci. Der Graf, von ſeiner Krankheit einigermaßen geneſen, war auf einem Schnellſegler vom Obergeneral unſern Flüchtlingen nachgeſendet werden, hatte aber nicht vermocht, dieſelben noch auf der See einzuholen.

Auch Montmorenci war, gerade zur rechten Stunde, in Paris eingetroffen, um Zeuge der ausgebrochenen Revolution zu ſeyn. Der Graf wollte ſich durch Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit an das Königsthum Ruhm und Lohn erwerben und übernahm das ehrenvolle Kommando über eine Rotte Kohlenbrenner, wahrſcheinlich weil er hoffte, auf dieſem ſchwarzen Poſten den geringſten Gefahren ausgeſetzt zu werden.

Bourmonts Adjutant erkannte ſeiner Seits ſogleich unſere Heldin. „Ergreift die Dame" — rief er ſeinem rußigen Cortège zu — „mir iſt an deren Habhaftwerdung viel gelegen!"

„„Gieb Raum Unglücklicher!"" — erwiederte die Jungfrau — „„oder Du biſt des Todes"" — und als Montmorenci keine Miene machte, vom Platze zu weichen, entrieß Demoiſelle St. Julien dem ihr zunächſt ſtehenden Patrioten ein Piſtol und feuerte es gegen den Kohlenbrennerkommandanten ab. Die

Kugel war durch des Grafen Bruſt gedrungen; er ſtürzte und wälzte ſich in ſeinem Blute.

Ihres edlen Anführers beraubt wurden nun die Kohlenbrenner mit leichter Mühe zerſtreut und über Montmorencis Leiche ſtürmte die Jungfrau die ſteilen und ſchmalen Treppen hinan zu den Zinnen des Thurmes von Notre-Dame.

Tollkühn ſchwang ſich unſere Heldin ſofort hinaus auf ſothane Zinnen; in unermeßlichen Höhen und unverkennbarer Todesgefahr ſchwebend, ergriff die Jungfrau die Fahne der Bourbonen und ſtürzte ſie hinab in die Tiefe; im nächſten Augenblicke entfaltete ſich eine dreifarbige Fahne auf Notre-Dame und ein dumpfes Jubelgeſchrei drang aus Paris Straßen hinauf bis in die ſchwindelnde Höhen, in welchen Margot hieng.

Uebrigens erreichte unſere Heldin mit ihrer auserleſenen Schaar glücklich das Stadthaus wieder, wo indeſſen Napoleon Pierre, ob der Angſt um die kühne Geliebte, ungemein gelitten hatte.

Indeſſen war der Abend hereingebrochen und der heiße Kampf in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen der Hauptſtadt wurde allmählig eingeſtellt, die Volksparthei dachte aber daran, denſelben des andern Tages mit Sicherheit und Erfolg aufs neue beginnen zu können.

Man hub an, in den wichtigſten Straßen unerſteigliche Barrikaden zu errichten. Man hatte ſich bis jetzt, wie ſchon oben erwähnt wurde, darauf beſchränkt, ungeheure Balken quer über die Straßen zu legen, allein nun gieng man weiter: große Fäſſer wurden, mit Steinen gefüllt, über einandergelegt und über ſie hin Wägen, Fiacker, Omnibus, — kurz alles was nur einigermaßen geeignet war, aufzuhalten, über und durcheinander geworfen und ſelbſt die Alleen auf den Boulevards mußten ſolchen Zwecken fallen.

Die Truppen, von der Unmöglichkeit überzeugt, ſich länger in den volkreichen Stadtvierteln halten zu können, benützten die Finſterniß der Nacht, um ſich unter deren Schutz in das Viertel der Tuilerien zurückzuziehen. Uebrigens litten die Soldaten nach dem anſtrengenden langen Kampfe beinahe gänzlichen Mangel an Lebensmitteln und waren es beinahe überdrüſſig ihre Brüder zu tödten; nur die Fremdlinge, die feilen Schweizer nämlich, dürſteten, nach wie vor, nach dem Herzblut der Nation.

Am 29. July wurde mit Tages Anbruch der unſelige, aber unvermeidliche Bürgerkrieg fortgeſetzt, allein heute charakteriſirte die Operationen des Volkes bereits jenes Feſte und Syſtematiſche, welches ihm am vorigen Tage einigermaßen noch gefehlt hatte.

Der berühmte General Gerard hatte das Kommando über die Volks-Kolonnen übernommen, welche ſich nun anſchickten, den von den Truppen beſetzten Louvre und die Tuilerien zu erſtürmen.

Der vorderſten dieſer Kolonnen, welche der jüngere Pierre führte, trug unſere Heldin auch heute die dreifarbige Fahne vor. Schon kannten bereits beinahe die Streiter alle die heldenmüthige Jungfrau und ihre kühnen Thaten, in deren Gelingen das Volk den Finger des Himmels erkennen zu müſſen glaubte und ſich von höherer Zuverſicht durchdrungen fühlte.

Jetzt wirbelten die Trommeln und laut jubelnd bewegten ſich die ſtürmenden Volkskolonnen vorwärts; ſchon hatte die vorderſte beinahe die Gitter des Louvre erreicht, da wurde der muthige Pierre von einer Schweizerkugel in die Bruſt getroffen; er wankte, drohte zu ſinken — und die Kolonne ſtutzte und drückte nach Hinten — noch eine Minute und ſie würde die Flucht ergriffen und alle übrige in Verwirrung gebracht haben, da eilte die Jungfrau mit ihrer Fahne an die Spitze und indem ſie den erbleichenden Geliebten mit ihren Armen ſtützte, rief das heldenmüthige Mädchen: „Verzage nicht mein Freund! nimm die letzte Lebenskraft zuſamm; vorwärts! — nimmermehr weiche ich von Dir:

Mourant ensemble, ensemble ensevelis,
Au ciel encore nous resterons unis!“ —

Auch der jüngere Pierre ermannte ſich wieder, er drückte das Taſchentuch auf ſeine Bruſtwunde, ſchwang den Degen und mit einem: „Vorwärts meine Freunde!“ ſetzte er den Siegeslauf fort.

Im nächſten Augenblicke wurden die Gitter geſprengt, man drang ein und in einigen Minuten bereits flaggte die dreifarbige Fahne auf dem Louvre.

Während dieſes vorgieng, fielen alle übrige Theile in die Hände der Patrioten und endlich wurden auch die Tuilerien erſtiegen.

Nun erklärte Marmont, der Feldhauptmann der königl. Truppe, endlich, er ſey bereit ſich zu unterwerfen. Ein Theil dieſer Truppen ergab und vermiſchte ſich mit dem Volke; der Reſt zog ſich, unter dem Schutze einer letzten Artillerie-Decharge, nach den Höhen von St. Cloud.

Alſo endigte, ohne daß von Seite des Volkes die mindeſte Unordnung vorgefallen wäre, jene dreitägige Revolution der Franken, welche in der Geſchichte als eine an's Fabelhafte grenzende Denkwürdigkeit glänzen wird, eine Revolution, welche der franzöſiſchen Nation vielleicht erſprießlichere Reſultate bringen dürfte, als durch deren altergraue Schweſter dereinſt geſchehen.

5.

Leidensgeſchichte des Chevaliers St. Julien.

Ji optime miserias ferunt, qui abscondunt; nec ulla est tam familiaris infelicibus patria, quam ſolitudo et status prioris oblivio. *).

Curtius.

* * *

Die Jungfrau hatte ihre Sendung vollbracht. Zum andern Mal legte ſie — und nun für immer — die Rüſtung ab und ſie war jetzt wieder ganz das ſanfte, anmuthige und liebende

---

*) Die tragen das Unglück am beſten, welche es verbergen; und nirgend gehört der Unglückliche mehr zu Hauſe, als in der Einſamkeit und in der Vergeſſenheit ſeiner vorigen Lage.

Mädchen, welches nimmermehr ahnden ließ, es habe auch ihm dereinſt heroiſcher Sinn beigewohnt.

Der alte Veteran der Kaiſergarde hatte treulich ſein Wort gelöſt und während den wenigen Schreckenstagen Margots würdigen und betagten Vater vor jeder Unbill geſchützt.

Jene unſelige Kugel war zwar nicht tief in des jüngern Pierre Bruſt gedrungen und kein edler Theil unmittelbar verletzt, dennoch empfahlen die Aerzte dem Verwundeten Ruhe und den Genuß reiner, freier Landluft.

Es ſtand gerade in dieſem Sommer in dem herrlichen Thale von Montmorency, unfern Paris, jenes freundliche Häuschen leer, welches dereinſt Vater Rouſſeau bewohnt hatte; unſere kleine Doppelfamilie miethete und bezog ohne Zeitverluſt die Einſiedelei des unſterblichen Philoſophen.

Mit der ihr ſo ganz eigenthümlichen weiblichen Zartheit pflegte hier die liebreitzende Margoton den verwundeten Geliebten und die zwei Greiſe.

Eines Abends ſaß die Geſellſchaft behaglich um des jüngern Pierres Krankenlager, da ſprach unſere Heldin: „Aber lieber Vater! noch immer ſind Sie uns die Geſchichte Ihres Lebens ſchuldig — halten Sie doch dieſelbe nicht länger der theilnehmenden Neugierde ihrer Freunde und Ihrer Tochter bevor!“

„„Mein Kind!““ — erwiederte der Chevalier — „„die Geſchichte eines Mannes, der während ſeines Lebens ſtets nur mit Unglück und Leiden zu kämpfen hatte, mag des Erfreulichen wenig, doch zuweilen vielleicht einiges Intereſſante biethen, darum gehe ich nun gerne in deine Aufforderung ein; ſchenket mir daher meine Freunde! auf ein halbes Stündchen ein aufmerkſames Ohr.““

„„Ihr wißt bereits meine Guten!““ — alſo hub St. Julien zu erzählen an — „„daß ich vor ungefähr zwanzig Jahren in Paris, wo ich mich im Intereſſe der vertriebenen Prinzen damals befand, eine geliebte Gattin durch den Tod verlor und bald darauf durch die Intriquen eines falſchen Freundes, des Herrn von **Bourmont**, zur ſchleunigſten Flucht gezwungen wurde.""

„„Ich kehrte nach England zu den Prinzen zurück, ſah mich aber nur von denſelben vernachläſſiget, da ich, trotz aller gebrachten Opfer, nach ihrer Meinung, meiner Sendung nicht entſprochen hatte. Dieſe unverdiente Zurückſetzung ſchmerzte mich tief, noch mehr aber drückte mich dein Verluſt liebe **Margot!** darnieder, die ich als Säugling in **Bourmonts** Händen hatte zurücklaſſen müſſen. Da alle Verſuche ſcheiterten wieder in deinen Beſitz ſowohl mein armes Kind als auch in den Beſitz der ehemaligen Gunſt der Prinzen zu gelangen, ſchiffte ich mich verzweiflungsvoll bereits i. J. 1813 nach **Südamerika** ein.""

„„Längſt hatte dort die Hauptſtadt **Caracas** in **Venezuela** die Fahne der Freiheit aufgeſteckt und der Bürgerkrieg wüthete. Ich nahm bei den Spaniern Dienſte und focht Anfangs unter **Monteverde** und dann — vom

April 1815 angefangen — unter Don Morillo. Unter den Fahnen dieſes Generals wohnte ich der Belagerung Cartagenas bei und zog dann mit demſelben in das Innere von Neugranada. Später drangen wir am Magdalenenfluß hinauf gegen Ocana und ſchlugen bei Cachiri das Heer des Congreſſes der Inſurgenten; leider aber mußte ich auch Zeuge der Grauſamkeiten ſeyn, welche der blutdürſtige Morillo nach der Einnahme von Santa Fé de Bogota — im Juni 1816 — verübte.""

„„Unſere Unternehmung auf die Inſel Margarita, im Juli 1817, mißglückte gänzlich; ſelbſt die Weiber leiſteten eine wüthende Gegenwehr und ich erhielt bei dieſer Gelegenheit eine ſolch' bedeutſame Verwundung, daß ich auf einige Monden zum Dienſte untauglich blieb.""

„„Erſt im Dezember desſelben Jahres trat ich wieder unter Morillos Fahne. Wir lieferten den Inſurgenten bis zum Juni 1818 zwölf geordnete Treffen mit abwechſelndem Glücke, in welchen Ströme Blutes floßen; in einem der letztern Gefechte wurde ich abermals ſchwer verwundet.“ “

„„Von nun an wandte die kriegeriſche Viktorie dem General Morillo den Rücken und i. J. 1820 kam es endlich ſo weit, daß der ſtolze Spanier, von dem tapfern Bolivar mehrere Male aus dem Felde geſchlagen, zu Truxillo die neue Republik Colombia vorläufig anerkennen mußte; worauf ſich jener Alba unſerer Zeit nach Spanien einſchiffte.“ “

„„Meine mehrjährige den Spaniern treu geleiſtete Dienſte waren übrigens ſchlecht belohnt worden. Nimmermehr hatte ich vermocht die Grade eines ſubalternen Offiziers zu überſpringen; mit Wunden bedeckt war ich beinahe ſo arm geblieben, als ich jene Küſten betreten hatte.“ “

„„Meine bisherigen politiſchen Grundſätze hatten, während meiner in Südamerika zurückgelegten Feldzüge, dennoch auch einen mächtigen Stoß erlitten.“ “

„„Von früheſter Jugend an war ich gewohnt geweſen, das abſolute Königsthum als das einzige Vehikel zu betrachten, durch welches die Menſchheit zur möglichſt erreichbaren Vollkommenheit und Glückſeligkeit gelangen dürfte. Jedes Anſtreben gegen dieſes Prinzip hielt ich für das ſchwärzeſte Verbrechen, deſſen Sterbliche ſich ſchuldig zu machen vermöchten. — Seit ich aber in *Südamerikas* paradiſiſchen Fluren mit Entſetzen geſehen hatte, wie tief die Menſchheit zu erniedrigen, mißbrauchte, monarchiſche Willkühr vermag und wie Völker von hoher Geiſtescultur, die ihre Ueberwinder in intellektueller Hinſicht ſowohl als in moraliſcher bei weitem überragten, durch den Abſolutismus, d. i. *abſolute Tyrannei*, dermaßen in den Staub getreten wurden, daß ſie endlich in einen Zuſtand der Geiſtesſtumpfheit zurückſinken mußten, der ihnen kaum noch einen Vorzug vor Gottes liebem Viehe übrig ließ, da — ich geſtehe es — wurde ich in meinem bisherigen Köhlerglauben ſelbſt irre.“

„„Ich gab im k. ſpaniſchen Dienſte meine Entlaſſung. — Viel und verſchiedentlich hatte ich von dem glücklichen und ruhigen Zuſtand gehört, in welchem die Bürger der kleinen ſüdamerikaniſchen Republik Paraguay unter dem bekannten Dr. Gasparo Francia ſich befinden ſollten und ich beſchloß in jenes Eldorado zu wallen, um dort unter guten Menſchen, im Schooße einer herrlichen Vegetation, das Unglück meines Lebens, ſo viel möglich, zu vergeſſen, denn mit Recht wird Paraguay der Garten von Südamerika genannt.‟‟

„„Glücklich erreichte ich Aſſumption, die Hauptſtadt der Republik. Nun ja, es bleibt wahr, Paraguays Bürger befinden ſich, nicht mit großen Auflagen beſchwert, bei der noch immer vorherrſchenden Art einer jeſuitiſch-patriarchaliſchen Verfaſſung leidlich glücklich, wie denn auch in ihrer Weiſe ſolche Menſchen glücklich ſeyn können, deren ſchwache Augen nicht vermögen das Licht zu ertragen und die es da bequem finden, andere Köpfe für ſich denken zu laſſen, indeſſen den Fremden ſtellte ſich jener Francia als ein recht eigentlicher, ſelbſtſüchtiger

Deſpot entgegen; er behandelte ſothane Fremde alle als Gefangene, in deren Willkühr es nicht mehr ſtand, die engen Grenzen der Republik nach Belieben zu verlaſſen und auch mich traf dieſes traurige Loos.““

„„Meine geringe Baarſchaft war bald aufgezehrt und ich mußte daran denken, ein Mittel aufzufinden, meine Subſiſtenz zu ſichern. Im Beſitze chemiſcher Kenntniſſe gründete ich in Aſſumption eine Apotheke, die mir Unterhalt gewährte. Indeſſen fühlte ich mich, ein Gefangener und ausgeſchieden von der ganzen Welt, dennoch fortwährend unglücklich, denn aller Verkehr Paraguays mit der Auſſenwelt gieng durch des Tyrannen Francia Hände; er öffnete alle abgehende, alle ankommende Briefe und außer ihm und einigen wenigen Vertrauten bekam Niemand ein fremdes Zeitungsblatt in die Hand.““

„„Zwar hatte ſich Francia einen Staatsrath von zwei und vierzig Volksrepräſentanten gewählt, allein dieſe Repräſentanten waren, was hier und dort ſolche Repräſentanten ſo häufig ſind — Nullen, welche nicht zählen; ſie hatten nicht mehr zu dictiren, als einſt die andern Conſulen neben dem erſten Conſul Bonaparte in Frankreich.""

„„Mit mir zu gleicher Zeit befand ſich ein junger Schweizerarzt, Namens Rengger, als Staatsgefangener in Aſſumption und unſer wechſelſeitiges Verhältniß, nämlich jenes eines Doktors zum Apotheker, machte uns bald bekannt; wir wurden vertraute Freunde.""

„„Rengger war ein ſehr gewandter und weltkluger Mann. Ihm gelang es das Vertrauen des ſonſt ungemein argwöhniſchen Dictators in einem hohen Grade zu gewinnen; der Schweizer wußte den kleinen Tyrannen immer ſicherer zu machen und bereitete dabei ſeine Flucht aus Paraguay mit ſolch' großer Umſicht und Feinheit vor, daß ein günſtiger Erfolg kaum noch zweifelhaft blieb *). Ich war in das Ge-

---

*) Ein Schweizerarzt dieſes Namens hat ſich in der

heimniß eingeweiht und ſollte den Schweizer auf ſeiner Flucht begleiten. Um uns an dem Deſpoten Francia zu rächen, beſchloßen wir einige Exemplare der köſtlichen Paraguaytheeſtaude *) mit uns zu nehmen und dieſelbe auf anderweitigen, ſüdamerikaniſchen Boden zu verpflanzen.“ “

„„Unſere Flucht gelang. Wir wandten uns vorerſt nach Buenos-Ayres und die Plata-Union **) zahlte uns unſere wohlerhaltene pa-

---

That ſelbſt aus ſeiner Gefangenſchaft in Paraguay befreit.

*) Dieſe Staude (nach Auguſte de St. Hilaire: „Ilex Mate“ genannt) aus Paraguay — ſie iſt das Haupterzeugniß des Landes — auszuführen, um ſie anderwärts anzupflanzen, war von Francia bei Todesſtrafe verboten. — Der Paraguaythee iſt ſie der erſte und unentbehrlichſte Luxusartikel für ganz Südamerika.

**) So nennt ſich der neue Freiſtaat (Republica argentina) in Südamerika, der ſich aus dem ehemaligen Vizekönigreich Rio de la Plata gebildet und ſeine Verfaſſung i. J. 1819 geſetzlich begründet hat.

raguay'ſchen Theeſtauden dermaßen großmüthig, daß wir für unſer ganzes übriges Leben geborgen waren.““

„„Ich ſchiffte mich nun nach England ein und in London angekommen las ich in öffentlichen Blättern von den Fortſchritten der franzöſiſchen Expeditionsarmee unter Bourmont auf der nordamerikaniſchen Küſte.““

„„Bei der notoriſchen Abweſenheit meines Feindes glaubte ich nach Paris eilen zu müſſen, um über meiner Tochter Leben und Schickſale Erkundigung einzuziehen und dieſelbe vor des zehnten Karls Thron zu reklamiren.““

„„Ich traf wenig Stunden beinahe nur vor der improviſirten neuen Revolution in Galliens Hauptſtadt ein, erſchien aber — der Himmel mag wiſſen aus welchem Grunde — dem Monſieur Mangin verdächtig und wurde nach dem Bicêtre gebracht und wie die göttliche Vorſicht mich in dieſem Gefängniſſe das verlorene, geliebte Kind, herrlich herangewachſen und üppig erblühend, in gar wunderſeltſamiglicher Weiſe wieder finden ließ, iſt Euch meine lieben Freunde! ohnehin bekannt.""

Hiemit endete der Chevalier St. Julien ſeine Erzählung, indem er Margoton in ſeine Arme ſchloß und einen herzlichen, våterlichen Kuß auf die ſchöne, hohe Stirne des liebreitzenden Mädchens drückte.

6.

Hymen vereiniget das Liebespärchen dieſer Geſchichte. — Ein Witz rettet den gefangenen, franzöſiſchen Exminiſtern zu Vincennes — die Köpfe. — Ein kleiner Napoleon in Spe. — Viktoria! Viktoria! — Schluß der zweiten und letzten Abtheilung.

> Verse du vin, jette des roses
> Ne songeons, quà nous rejouir!
>
> Chaulieu.

* * *

Die balſamiſche Luft des Thales von Montmorency und Margotons zärtliche Pflege in Rouſſeaus Siedelei wirkten ungemein vortheilhaft, die Geneſung des verwundeten jüngern

Pierre zu beſchleunigen; nach Verlauf weniger Wochen ſchon erhob ſich der ehemalige Beduinen-Scheich friſch und geſund vom Lager.

Nun warb der junge Mann bei dem Herrn v. St. Julien um der Geliebten Hand und gerne gab der Chevalier ſeine Einwilligung, denn in der Leiden großer Schule hatte der ehemals ſtolze Edelmann das unſelige Wörtlein: „mésalliance“ ganz und gar vergeſſen.

Unter Thränen lächelnd ertheilte der ehrliche Veteran der ehemaligen Garde ſeinen Kindern den väterlichen Segen.

Im Tempel von Notre-Dame zu Paris wurden Napoleon Pierre und Demoiſelle St. Julien getraut.

Unſere Heldin legte bei dieſer Gelegenheit jene dreifarbige Fahne, die ſie den patriotiſchen Kämpfern in den denkwürdigen Julytagen vorgetragen, im Heiligthume nieder und es wurde ſothanes Banner, zum ewigen Andenken, am hohen Altar auf der Evangeliums-Seite befeſtiget.

In allen Stücken ſtets ihren Verſprechungen treu trug Demoiſelle St. Julien an ihrem Ehrentage jene Demantenſonne an der Bruſt, welche ſie zu dieſem Zwecke vom algieriſchen Ex-Dey zum Geſchenke erhalten hatte und der koſtbare Schmuck reizte den Neid ſelbſt der vornehmſten und reichſten Pariſerinnen, denn keine regierende, europäiſche Fürſtin hat ein ähnliches Kleinod aufzuweiſen.

Uebrigens fügte es der Zufall, daß die junge Madame Pierre, ganz gegen ihren Willen, noch ein Mal öffentlich auf die Stimmung des pariſer Volkes bedeutſamen Impuls zu üben ſich gleichſam gezwungen ſah.

Madame promenirte, an des Gatten Arm, am Abend des 18ten Oktober in den Gärten des Palais-Royal, als plötzlich dort jene bekannten Volksaufläufe entſtanden.

Unſer Pärchen war, ohne ſelbſt zu wiſſen wie, in die dichteſte Volksmaſſe gerathen und als nun die Nationalgarden naheten, dieſelbe zu verdrängen, ſahen ſich Napoleon Pierre und ſein junges Weibchen gezwungen, unfreiwillig den Spatziergang nach **Vincennes** mitzumachen, welchen anzutreten ſothane Volksmaſſe beliebte.

In **Vincennes** angekommen forderte das Volk ungeſtüm **die Köpfe der gefangenen Exminiſter.** Die Vorſtellungen, Bitten und endlich ſelbſt die emphatiſchen Drohungen des Kommandanten, des wackern **Daumesnil**, wollten nicht mehr fruchten und ſchon machte die Menge Miene zum Aeußerſten zu ſchreiten, da trat unſere Heldin, von einem höhern Geiſte getrieben, noch ein Mal in des Volkes Mitte, mit kräftiger Stimme rufend: „Freunde! gönnt mir das Wort!"

Man wurde aufmerkſam. Viele riefen: „„Es iſt die hochherzige Dame, welche in den Julytagen uns die Fahne vorgetragen; laßt ſie ſprechen — hört! hört! hört!""

Eine plötzliche Stille trat ein und **Margot** fragte: „Sagt mir Freunde! kann man überhaupt in dieſer Welt etwas verlangen, was gar nicht mehr vorhanden?"

Zur Antwort erſchallte: „„Nein, nein, nein! doch weiter — wozu die ſeltſame Frage?""

„Nun denn" — erwiederte unſere Heldin — „da ihr dieſes zugebt, könnt Ihr, verſtändiger Weiſe, auch nicht die Köpfe Polignacs und ſeiner Kollegen verlangen, denn dieſe Herren haben notoriſch, bereits im July d. J. als ihre Pläne ſcheiterten — die Köpfe ſammt und ſonders verloren und der Kopf iſt bekanntlich ein Ding, welches man Hienieden, jeden Falls, nur einmal verlieren kann."

„„Sie hat Recht!"" riefen tauſend Stimmen; ein allgemeines, wieherndes Gelächter erſchallte und die Unruheſtifter giengen auseinander.

Witze, welche vermögen, Miniſtern ihre Köpfe zu aſſekuriren, ſind wahrlich echte Witze; Reſpekt vor ihnen, nicht leicht dürfte ſothanen Witzen eine Cenſur, oder ein Preßgeſetz feindlich entgegen treten.

* * *

Semper aliquid haeret! — dem ehemaligen Beduinenſcheich war das Leben in der freien Natur zur andern Natur geworden; er konnte ſich in dem Treiben einer Hauptſtadt daher unmöglich gefallen.

Bei dem in der Nähe von Paris ſich befindenden kleinen Städtchen St. Denis liegt ein großes Oekonomiegut, zu dem ein wohnliches und in ſeiner Art herrliches Schlößchen gehört; die Beſitzung wird — ſeltſam genug — la ratissoire genannt.

Napoleon Pierre brachte die ratissoire käuflich an ſich und gerne folgten ihm dahin die liebende Gattin und die beiden alten Herren.

Die Veräußerung ſeines mit den koſtbarſten Steinen beſetzten Gürtels gab dem ehemaligen Beduinenſcheich mehr noch als die erforderlichen Mittel an die Hand, den vollſtändigen Kaufſchilling für la ratissoire zu erlegen.

Unſere Leutchen leben dort ſo glücklich und vergnügt, als Sterbliche nur immer leben können.

Der jüngere Pierre treibt mit Liebe und Leidenſchaft die Landwirthſchaft im Großen; er beginnt eine große Stuterei zu etabliren, welche nichts geringeres beabſichtiget, als dereinſt die franzöſiſche Reuterei mit Pferden von den edelſten Raçen zu verſehen.

Auch Madame Pierre findet Gefallen an der Landwirthſchaft und dem ihr, als Hausmutter, hier eröffneten großen Wirkungskreiſe, doch noch ein Mal: Semper aliquid haeret! die geborene Pariſerin fährt, wenigſtens wochentlich ein Mal, nach der Hauptſtadt in die große Oper um die Demantenſonne des Ex-Dey von Algier glänzen zu laſſen, auch blättert Madame wohl auch zuweilen ein bischen im Modejournal.

Die beiden alten Herrn, der Chevalier St. Julien und der Veteran der ehemaligen Kaiſergarde ſind dicke Freunde geworden, doch zum dritten Male müſſen wir leider bemerken: Semper aliquid haeret! der Chevalier kann ſich nimmermehr ganz von den Ultra-Ideen trennen und der napoleoniſche Krieger ſteht ihm häufig als Widerſacher gegenüber, doch wenn die guten, alten Herrn lange genug, wie die meiſten Politiker, um des Kaiſers Bart geſtritten haben, vergleichen ſie ſich, nehmen am Marmortiſche Platz, dampfen ihr Pfeifchen und ſpielen eine Partie Domino.

Margoton lebt bereits in ſüßen Hoffnungen. Daß es ein Knabe ſeyn wird, der die Familie um ein Haupt bereichern wird, darüber ſind die Männer einig geworden und nach langen Debaten wurde beſtimmt, daß der erwartete kleine Erdenbürger den Namen Napoleon erhalten ſoll.

Sein melankoliſches:

„Ein Troſt nur bleibt mir für und für,
Mein Kaiſer weint mit mir!“

läßt der alte Pierre nun nie mehr ertönen, doch ein Veteran der alten Garde muß nun ein Mal ſchon ſingen — jetzt hat der wackere Krieger bereits ein Wiegenlied, für den kleinen Napoleon in Spe, in petto und neulich ſprach er ungemein ernſthaft und wehmüthig zu unſerer Heldin:

„Ach liebe Tochter! ich zerbreche mir, Tag und Nacht, den Kopf, um ein Liedchen auf den erſten Zahn des kleinen Napoleon in Spe zuſamm zu bringen und die Sache geht nicht.“

„„Beruhigen Sie ſich guter Vater!““ — erwiederte Margoton lächelnd — „„Ich will Sie ein Liedchen der Art lehren und nun ſang das liebliche, junge Weibchen, mit der ihm ſo ganz eigenthümlichen Grazie die folgende kleine Chanſon:

„Victoria! Victoria!
Der kleine weiße Zahn iſt da.
Du Vater! komm' und Groß und Klein
Im Hauſe! kommt, und kuckt hinein,
Und ſeht den hellen, weißen Schein.

Der Zahn ſoll Philipp Ludwig heißen,
Du liebes Kind! Gott halt ihn dir geſund,
Und geb' dir Zähne mehr in deinen kleinen Mund,
Und immer was dafür zu beiſſen!“

Das Lied gefiel unſerm Veteranen der Kaiſergarde ungemein wohl und wo er von nun an gieng und ſtand, ſummte er ſein:

„Victoria! Victoria!
Der kleine weiße Zahn iſt da!“

Wenn der kleine Napoleon in Spe wirklich ins Leben tritt, werden wir es Dir ſehr verehrliches Publikum! pflichtſchuldigſt anzuzeigen nicht verfehlen. Bis dahin lebe wohl und zufrieden; ſchließlich geben wir uns die Ehre Dir zu melden, daß wir geſonnen ſind Dich unſer liebes Publikum! nächſtens mit einem neuen Geiſtesprodukte zu beglücken, welches ſich nennen wird:

„Partheyenwuth.“
Hiſtoriſch-Romantiſches-Originalzeitgemälde dem belgiſchen Bürgerkriege nachgebildet.

Wenn unſer Verleger in Spe die Koſten nicht ſcheut, gedenken wir ſothanem neuen Geiſtesprodukte in Spe das wohl getroffene Portrait des Juan v. Halen beizufügen. — Semper aliquid haeret!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Neue Werke der Mich. Lindauer'ſchen Verlagsbuchhandlung zu München.

Zeitſpiegel

Wöchentliche Lieferungen aus dem Gebiete der Romantik, der Kunſt, der Geſchichte und des Lebens.

Herausgegeben
von
C. Spindler
1831.

Preis des Jahrgangs von 52 Heften à 3 Bogen gr. 8. in Petitſchrift auf Velinpapier 12 Rthlr. oder 18 fl.

Inhalt der Hefte: I. Gideon, an das Neue. Duller, die goldene Schüſſel. Spindler, ein Tag Ludwigs XI. die Glyptothek zu München 1. Spindler, das Feſt aller Seelen. Hufnagl, Neues. II. Bechſtein, Maravi. Glyptothek. 2. Hufnagl, Zauberlaterne. Spindler, Münchner Feſtkalender. Neues. III. Duller, an König Ludwig. Balzac, Liebeswunder. Glyptothek 3. Neues. IV. Zoller, die Puritanerin. Glyptothek 4. Hufnagl, Spruch Salomonis. Neues. V. und VI. Daxenberger, Ritter Oedipus. Spindler, die Schlange. Duller, der Pförtner. Glyptothek 5 u. 6. Neues VII. Spindler, Saragoſſa. Glyptothek 7. Manie des Selbſtmordes. Neues. VIII. Bechſtein, der Maler Sebaldus. Glyptothek 8. Neues. IX. Duller, Marokkane, Mond und Policinello. J. Kant, Polen, Ruſſen, Türken und die Civiliſation. Chézy, der Beter von Palermo. Neues.

Herbſt-Zeitloſen
außer Deutſchlands Gränzen erſproſſen.
(Gedichte.)
Von
Carl de la Porta.
Mit Anhang
Kriegslieder.
gr. 12. Velinp. geb. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 12 kr.

Kurzgefaßte Erzählungen eines Großvaters
aus der
bayeriſchen Geſchichte
als
Preisbuch und Leitfaden beim Elementarunterricht
der vaterländiſchen Jugend.
Von
A. v. Schaden.
2 Bände mit 2 Kupf. 8. Preis 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr. gebund.
illum. 1 Rthr. 8 gr. od. 2 fl. 12 kr.
(Unter der Preſſe.)

Alpenblumen
von
D. Th. Mörtl.
8. geb. 12 gr. od. 48 kr.

Almanach der Jahreszeiten
oder
Etui der Grazien.
Herausgegeben
von
M. G. Saphir.
4 Bändchen mit Kupfern. gr. 16.
2 Thlr. 18 gr. oder 4 fl. 36 kr.
I. Abth. Carnevals- und Maskenalmanach.
II. Abth. Blumen und Blüthenalmanach.
III. Abth. Frucht- und Erntealmanach.
IV. Abth. Abend- und Sophaalmanach.
Eine jede Abth. koſtet 20 gr. oder 1 fl. 21 kr.
(Unter der Preſſe.)

Der Bazar
für München und Bayern.
Ein Frühſtücksblatt
für
Jedermann und jede Frau.
Humoriſtiſch-ſatiriſche Zeitſchrift.
Juni bis December. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr. 2 fl.

Bayeriſche Sagen
mitgetheilt und geſchichtlich beleuchtet
von
H. F. Maßmann.
I.
Der Untersberg bei Salzburg.
(Unter der Preſſe.)

Literariſcher Almanach für 1831.

So nützlich und angenehm, als unterhaltend
und luſtig zu leſen.
Von
L. S. Ratzeberger, dem Jüngſten.
5r Jahrgang.
Auch unter dem Titel:

Literariſches Taſchenbuch für 1831.

1r Jahrgang.
8. elegant broſchirt 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Briefe des Barons von Frauendorf
an
Seine Majeſtät

den König von Preußen.

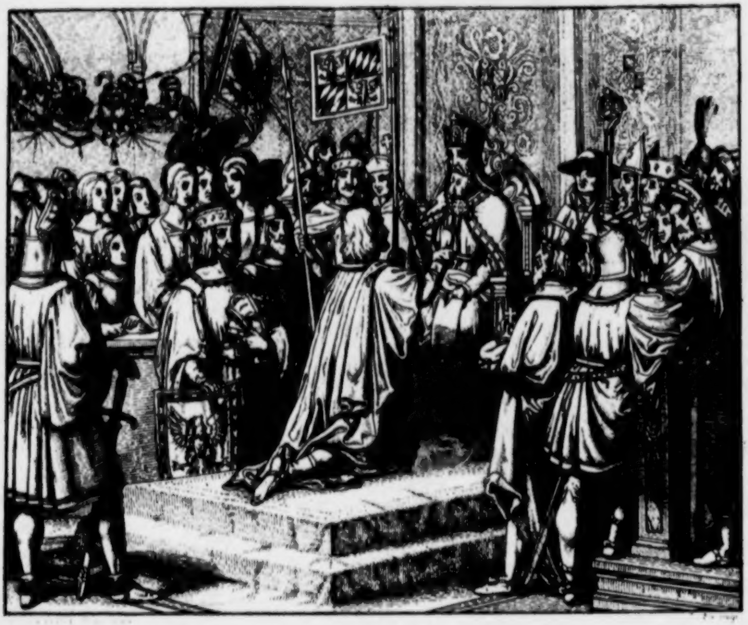
Aus dem Franzöſiſchen neu überſetzt
von
Dr. K. T. Pinkert.
gr. 8. geheftet 10 gr. oder 40 kr.

Geſchichte von Bayern.

Aus archivaliſchen und andern handſchriftlichen
Quellen bearbeitet
von
Dr. A. Buchner.
5s Buch.
Auch unter dem Titel:

Neuere Geſchichte von Bayern

unter den Regenten aus dem Hauſe Wittelsbach.
1r Bd. von 1180—1347.
gr. 8. 2 Thlr. oder 3 fl. 12 kr.
(1 bis 4r Bd. in derſelben Verlagshandlung 8 fl. 36 kr.)



Pfalzgraf's Otto von Wittelsbach Belehnung mit dem Herzogthume Bayern
1180.

Kurzgefaßte Erzählungen
eines
Großvaters
aus der
Bayeriſchen Geſchichte,
als
Preisbuch und Leitfaden beim Elementarunterricht
der vaterländiſchen Jugend.

Herausgegeben
von
Adolph von Schaden.
(Verfaſſer der in der Cabinetsbibliothek abgedruckten
Geſchichte von Bayern.)

Erſter Band.

Mit einem Titelkupfer.

München, 1831.
Mich. Lindauer'ſche Verlagsbuchhandlung und Hof-
Buchdruckerei.

BIBLIOTHECA
R
MONACENSIS.

Erzählungen
eines
Großvaters.

Inhalt
des erſten Bandes.

Seite

Erſtes Kapitel. Bayerns alleräIteſte Geſchichte 1

Zweites Kapitel. Es wird erzählt, wie die boshafte Lüge eines leichtfertigen Mädchens einem heiligen Manne das Leben koſtet . . . 9

Drittes Kapitel. Unſelige Folgen der Wortbrüchigkeit und Falſchheit 13

Viertes Kapitel. Die Karlingen 17

Fünftes Kapitel. Die Luitpolden 21

Sechstes Kapitel. Die Heinriche oder bayeriſche Regenten aus verſchiedenen fremden Stämmen entſproſſen. — Unruhige Auftritte in Bayern 27

Siebentes Kapitel. Die große Ungarnſchlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg 31

Seite

Achtes Kapitel. Traurige Folgen der Zankſucht 35

Neuntes Kapitel. Edle Aufopferung für das allgemeine Beſte des Vaterlandes. 38

Zehntes Kapitel. Die Welfen 41

Eilftes Kapitel. Peſt, Hungersnoth, Zeichen am Himmel. — Kreuzzüge. 47

Zwölftes Kapitel. Heinrich X. und Heinrich der Löwe 50

Dreizehntes Kapitel. Erbauung der Haupt- und Reſidenzſtadt München 54

Vierzehntes Kapitel. Strafe des Geizes . 56

Fünfzehntes Kapitel. Die Wittelsbacher. — Zeitraum vom Jahre 1180 bis 1253, nämlich von den Zeiten Otto des dritten bis zu jenen des ſtrengen Ludwig 61

Sechzehntes Kapitel. Die gemalten Ritter als Zeugen 71

Siebzehntes Kapitel. Schreckliche Folgen des Jähzornes und der Rachſucht 74

Achtzehntes Kapitel. Die Zeiten Ludwig des Strengen. Zeitraum von 1253 bis 1294. . . 78

Neunzehntes Kapitel. Schaudervolles Ende der jungen oberbayeriſchen Herzogin von Brabant 88

Seite

Zwanzigſtes Kapitel. Schickſale des unglücklichen jungen Konradin von Hohenſtaufen . . 92

Ein und zwanzigſtes Kapitel. Rudolph I. und Ludwig IV. in Oberbayern und Otto V. mit ſeinen Brüdern in Niederbayern. — Zeitraum von 1294 bis 1313. 96

Zwei und zwanzigſtes Kapitel. Ludwig der Bayer als deutſcher Kaiſer. — Große Feldſchlacht bei Ampfing und Mühldorf. — Zeitraum von 1314 bis 1347 106

Drei und zwanzigſtes Kapitel. Ein Beiſpiel bayeriſcher Tapferkeit und ſeltener Großmuth. — Der Zweikampf des bayeriſchen Ritters Stephan von Gumppenberg mit dem öſterreichiſchen Ritter Heinrich Schweinkenriſt i. J. 1318 122

Vier und zwanzigſtes Kapitel. Die Söhne Ludwigs des Bayern. — Theilung der Geſammtlande. — Schickſale der bayeriſchen Herzoge bis zu Stephans II. Tod. — Zeitraum von 1348 bis 1375 127

Fünf und zwanzigſtes Kapitel. Des zweyten Stephan Söhne. — Abermalige Ländertheilung. — Zeitraum von 1376 bis 1396 . . 136

Sechs und zwanzigſtes Kapitel. Geſchichte des Urſprunges der Münchner Jakobidult . . 142

Seite

Sieben und zwanzigſtes Kapitel. Es wird erzählt von den Schickſalen und dem Erlöſchen der Linie Straubing-Holland. — Theilung des Erbe von Straubing 145

Acht und zwanzigſtes Kapitel. Bayern-Ingolſtadt 151

Neun und zwanzigſtes Kapitel. Bayern-Landshut 154

Dreißigſtes Kapitel. Bayern-München. — Herzog Johanns Tod. — Gemeinſchaftliche Regierung ſeiner Söhne, der Herzoge Ernſt und Wilhelm. — Zeitraum von 1394 bis 1435 157

Ein und dreißigſtes Kapitel. Tod der Agnes Bernauer im Jahr 1435 151

Zwei und dreißigſtes Kapitel. Herzog Ernſt ſegnet das Zeitliche. — Die Tage Albrechts III. — Zeitraum von 1436 bis 1460. — Schluß des erſten Bandes 164

Erſtes Kapitel.

Bayerns allerälteſte Geſchichte.

In altergraue, dunkle Sagen,
Wir wollen einzudringen wagen.

Nicht wahr lieben Kinder! deſſen was geſtern geſchehen iſt, erinnert Ihr Euch noch recht lebhaft und genau? — Ihr wißt wohl auch noch was vor einer und mehreren Wochen vorfiel, allein die Ereigniſſe des vorigen und vollends früherer Jahre ſtehen gewiß nicht mehr ſo ganz klar vor Euch, und jener Zeit, wo Ihr noch in der Wiege und den Windeln laget, vermöget Ihr ganz gewiß nicht mehr zu gedenken?? —

Seht lieben Kinder! wie es Euch mit der Geſchichte Eures kurzen Lebens, alſo ergeht es den Völkern mit der langen Geſchichte ihres Landes und die Geſchichte unſeres Landes iſt eine der längſten, die es giebt, weil wir Bayern unter die älteſten und edelſten Nationen Deutſchlands gehören.

Doch erſchreckt nur nicht meine kleinen Freunde! verlaßt Euch darauf, ich werde Euch die langen Geſchichten unſeres Vaterlandes ſo kurzweilig vertragen, daß Euch deren Anhörung gewiß mehr beluſtigen ſoll, als jene Geſchichten, welche Euch zuweilen die alte Grete, oder wie ſie ſonſt heißt Eure Kindsmagd, in den langen Winterabenden bei'm warmen Ofen erzählt hat. Hört mir nur recht aufmerkſam zu und es wird Euch ſicher nicht gereuen!

* * *

In dem Lande, wo heut zu Tage die Franzoſen wohnen, drüben über dem Rhein, lebte viele Jahrhunderte früher, bevor Euer liebes, heiliges Chriſtkindlein, zum Heil und Seligmachung der Menſchen, geboren wurde, ein mächtiger Fürſt, welchen man den König Ambigat hieß.

In Ambigats Land wurden nach und nach ſo viele Leute geboren, daß das Erdreich nicht mehr genug Getreid lieferte, aus welchem man hätte Brod backen und die Leute ſättigen können.

Da nun das Uebel immer größer und der Menſchen, welche hungern mußten, immer mehr wurden, traten eines Tages, zwei junge wackere Vettern des Königs, welche ſich Bellowes und Sigowes nannten, und leibliche Brüder waren, zum Ambigat und ſprachen: „Lieber Vetter und König! die Sache geht nicht mehr gut und da es dahin kommen würde, daß ſich die Leute am Ende in Deinem Lande ſelber aus Hunger angreifen würden, ſo ſchlagen wir Dir vor, uns an die Spitze der Jüngern und Kräftigern zu ſetzen, und ſie in weit entfernte Gegenden nach Mittag und Morgen zu führen, wo, dem Vernehmen nach, noch nicht ſo viele Leute wohnen ſollen, als in Deinem Lande, und wo ſich auch ein ſehr ergiebiger Boden vorfinden ſoll; wir werden in jenen Ländern durch Arbeit und Fleiß Brod gewinnen und in Deinem Lande wird das Brod auch weniger ſelten werden, wenn Du auf ein Mal viele tauſend Koſtgänger verlierſt und auf dieſe Art wäre Allen geholfen."

Ambigat fand den Gedanken ſeiner Vettern trefflich und ertheilte zu deſſen Ausführung ſeine königliche Zuſtimmung.

Jetzt ſammelten ſich ganze Schaaren rüſtiger Jünglinge und junger, munterer Mädchen unter den Fahnen des Sigowes und Bellowes und an einem ſchönen guten Morgen zogen die Haufen der fernen Fremde zu. Wohl mochten viele bittere Thränen fließen, als ſich Söhne und Töchter nun, und zwar für immer, von den lieben Ihrigen und dem theuren Vaterlande trennen mußten, allein: Noth kennt kein Geboth! und Ihr ſelbſt kleinen Freunde! werdet leider! in Eurem künftigen Leben noch oft Gelegenheit finden, Euch von der herben Wahrheit dieſes uralten Sprichwörtleins zu überzeugen.

Der größte Theil der Auswanderer gehörte einem Volksſtamm an, deſſen Söhne ſich Buyen oder Boyen nannten, daher der Name: „Bayern“ der ſich bis auf unſere Zeiten erhalten hat und uns alſo mit vollem Rechte nennen zu dürfen bleibt unſere Freude — unſer höchſter Stolz.

Bald bildeten unſere Auswanderer zwei große, jedoch getrennte, Haufen. Bellowes zog mit den Seinen nach dem heutigen Italien; Sigowes mit der andern Schaar nach Böhmen, und nannte das von ihm beſetzte Land: Boyenheim oder kürzer Böheim (Böhmen) wie es jetzt noch heißt.

Die Belloweſer ſetzten ſich in Italien, jenſeits des Fluſſes Po, feſt und erbauten dort viele große, noch heutigen Tages blühende Städte und ſelbſt die alten Römer, von denen Ihr meine kleinen Freunde! ſchon oft gehört habet und noch ferner hören werdet, konnten den tapfern Fremdlingen nichts anhaben, allein endlich wurden unſere Belloweſer dennoch von dem alt-römiſchen Feldherrn Scipio geſchlagen und aus dem ſchönen Italien vertrieben.

Nach dieſem erlittenen Unglücke ſiedelten ſich des wackern Bellowes Nachkommen in den Gegenden vom Nabfluſſe bis zum Inn neuerdings an und jene Boyen ſind es, von denen abzuſtammen wir uns mit Zuverläſſigkeit rühmen können.

Nicht ſo gut war es indeſſen den Sigoweſern in ihrem Böhmen geworden; der von ihnen beſetzte Boden zeigte ſich weniger ergiebig als der italieniſche, viele Sigoweſer verließen denſelben daher bald wieder und ſtreiften, nach einer alten Sage, ſelbſt bis in das ferne Aſien. Der Sigoweſer Hauptſtamm aber behauptete ſich dennoch länger als dreihundert Jahre in Böhmen, doch dann wurde er von der alt-römiſchen Allgewalt bezwungen und die ſpäten Enkel des Sigowes zerſtreuten ſich in alle Welt; ungewiß bleibt, wohin die einzelnen Theile ſich gewendet.

Die Belloweſer dagegen hatten ſich in dem Land, welches heutigen Tages noch zum großen Theil unſer herrliches Königreich Bayern bildet, immer mehr ausgebreitet, doch auch hier wurden ſie endlich von ihren unruhigen und eroberungsſüchtigen Nachbaren, den alten Römern, überfallen, deren ſiegreiche Schlachthaufen ſich von den bereits bezwungenen Alpen in die fruchtbaren Ebenen der Iller, der Donau, des Lechs, der Iſar, des

Inn und der Ens herniederwälzten und unſere Aelteſtvordern unterjochten.

Unſere Väter ſchmachteten nun beinahe zwei hundert Jahre lang unter der Oberherrſchaft ihrer Unterdrücker, welche im Bayernland herrliche Städte, Feſtungen, Brücken und Straßen erbauten und es iſt gewiß, daß die Boyen unter den Römern in jenen Zeiten ſich mit Handel, Wiſſenſchaft und Kunſt vertrauter gemacht haben, allein unſern Vätern fehlte das höchſte Gut des Menſchen — die Freiheit nämlich, lieben Kinder! jenes erhabene Gut, deſſen wir uns jetzt in einem höhern Grade, als irgend ein anderes Volk, erfreuen.

Doch kleine Freunde! kein irdiſch Glück iſt beſtändig, die Tugend allein grünt ewig in den ſtillen Thälern des Friedens in andern Welten, wohin ſie zuverläſſig leitet — allein wie jeder Menſch ſtirbt, alſo ſinkt auch nur zu häufig die Allgewalt der mächtigſten Staaten endlich dahin in Staub.

Auch die ſcheinbare Allmacht der Römer wurde endlich gebrochen. Zahlreiche fremde, wilde und kriegeriſche Stämme überſchwemmten, einer reißenden und unaufhaltſamen Fluth gleich, nach und nach alle deren Länder und es fiel — das alte Rom nach langen und ſchweren Kämpfen.

Dieſen Zeitpunkt benützten unſere Urväter mit weiſer Umſicht, ſich, ſo viel möglich, fremder Sklaverei zu entziehen; neugeſtaltet und frei, mit eigenthümlichen Fürſten und Geſetzen ſich dem langen Reigen ſelbſtſtändiger Völker anzuſchließen.

Die Bayern hoben eines ihrer älteſten und edelſten Geſchlechter auf den neu errichteten Thron. Es heißen die Sproſſen ſolchen Geſchlechtes — Agilolfingen und ſie herrſchten als Herzoge mit königlichem Anſehen, größtentheils mild und kräftig zugleich, länger als zweihundert Jahre (von 555 bis 788) über unſer Vaterland. Gelehrte Männer haben bewieſen, daß unſeres jetzt regierenden Königs, des gerechten und beharrlichen Ludwigs Geſchlecht — die Luitpolden — eigentlich von den alten Agilolfingen ſeine Abſtammung herleitet.

Die Namen der edlen Agilolfingen, welche in ununterbrochener Reihenfolge Bayern beherrſchten, lauten wie folgt:

1) Garribald.
2) Taſſilo.
3) Garribald der andere.
4) Theodo.
5) Theodo der andere.
6) Theodobert und Grimoald.
7) Hugibert.
8) Odilo und endlich
9) Taſſilio der andere.

Euer Faſſungsvermögen lieben Kinder! iſt bis jetzt noch zu ſchwach, als daß man demſelben zumuthen könnte, die eigentliche Regierungsgeſchichte aller bayeriſchen Fürſten aufzunehmen, wenn Ihr aber erſt älter geworden ſeyn werdet und die Erzählungsweiſe Eures redlichen Großvaters lieb gewonnen habet, wird es ſich derſelbe zur heiligen Pflicht machen, Euch in die erwähnte Regierungsgeſchichte ſelbſt einzuführen, um aber in Euch im Voraus ſchon eine recht heiße Sehnſucht zu erwecken, die Geſchichte Eures lieben Vaterlandes recht genau kennen zu lernen, will ich Euch vor der Hand aus derſelben einige einzelne, ſchöne, unterhaltende und rührende Erzählungen mittheilen.

Ich möchte übrigens nicht dafür ſtehen, ob nicht einige der ungedultigſten unter Euch kleinen Leuten ausrufen werden: „Oh das erſte Kapitel war langweilig!" Nun gebt Euch nur zufrieden: „es wird ſchon beſſer kommen!"

Zweites Kapitel.

Es wird erzählt, wie die boshafte Lüge eines leichtfertigen Mädchens einem heiligen Manne das Leben koſtet.

Iß dein Fleiſch wenn es gar
Und rede ſtets nur wahr.

Alter Kalenderſpruch.

Es war zur Zeit der Agilolfingen bereits unter unſern Voreltern die chriſtliche Lehre verbreitet worden, allein die guten, ehrlichen Bayern vermiſchten dazumal noch dieſelbe mit heidniſchen Gebräuchen und gaben ſich allerlei Aberglauben hin, daher es die agilolfingiſchen Herzoge häufig für gut fanden, aus dem Auslande würdige Religionslehrer nach Bayern kommen zu laſſen, um das Volk beſſer zu belehren.

So erſchien unter der Regierung Theodo des erſten zu Regensburg, der damaligen Reſidenz der Agilolfingen, ein gar würdiger Prieſter, Namens: Heimeran, den ſeines gottesfürchtigen

Lebenswandels und ſeiner Sanftmuth halber Jedermann liebte und beſonders liefen die Kindlein dem guten Vater Heimeran zu, wo ſie ihn nur erblickten, denn der edle Menſchenfreund verſtand ſo recht die Kunſt, die Herzen der Jugend zu gewinnen.

Auch an Theodos Hofe war Vater Heimeran ungemein geliebt und geachtet und der heilige Mann ließ es ſich dagegen ganz vorzüglich angelegen ſeyn, die Kinder des Herzoges, Uta und Landpert, in den Lehren der chriſtlichen Religion und allerlei nützlichen Kenntniſſen zu unterweiſen.

Nachdem der edle Heimeran lange in Regensburg ſich aufgehalten und in Bayern überhaupt durch ſeine Lehren viel Gutes geſtiftet hatte, nahm er endlich Abſchied, um dem heiligen Vater in Rom einen Beſuch abzuſtatten.

Allein kaum nur hatte der gute Heimeran Regensburg verlaſſen, da gieng die Prinzeſſin Uta, ein ſehr bösartiges und leichtfertiges Mädchen, zu ihrem Vater dem Herzoge und beſchuldigte den abgereiſeten Prieſter, ganz grundlos, eines ſchweren Verbrechens.

Schaudert Euch nicht die Haut lieben Kinder! ob Utas Undankbarkeit, der größten Schändlichkeit, die der Menſch ſich ſchuldig machen kann? —

Der wackere Herzog erſchrack und wollte nicht glauben, allein die böſe Uta vergoß Thränen und bekräftigte mit hohen Schwüren ihre Ausſage, ſo daß ſich ihr Bruder Landpert von deren Wahrheit überzeugt hielt.

Landpert war ein wilder, jähzorniger junger Menſch und nachdem er die falſche Ausſage ſeiner Schweſter vernommen hatte, rannte er ſogleich hinab in den Stall, zog aus demſelben den ſchnellſten Renner hervor, warf ſich auf dieſes Pferd, und ſprengte, wie ein Unſinniger, aus dem herzoglichen Schloſſe.

Bei dem Dorfe Helfendorf, drei Tagreiſen von Regensburg, holte Landpert, den würdigen, ruhig ſeine Straße ziehenden Vater Heimeran ein. Der Prinz hielt den Mann Gottes an und überhäufte ihn, in roher Weiſe, mit Schimpfworten. Der erſtaunte Prieſter wollte ſich vertheidigen, allein jetzt riß der wüthende Prinz ſein Schwert aus der Scheide und ſtieß den Stahl dermaßen heftig in ſeines ehemaligen Lehrers edles Herz, daß dieſer ſogleich entſeelt zu Boden ſtürzte. —

Wer wohl meine lieben, kleinen Freunde! — wer wohl blieb mehr zu beklagen der getödtete Heilige oder aber ſein Mörder?

„Der Mörder“ — ſtammelt Ihr und Thränen füllen Eure Augen — „ja wohl der Mörder, denn ein ſchuldbelaſtetes Gewiſſen iſt auf dieſer Welt das größte Unglück der Menſchen.

Des heiligen Heimeran Leichnam wurde nach Regensburg gebracht. Der tiefgebeugte Herzog Theodo, ſein ganzes Hofgeſinde und die geſammte Prieſterſchaft mit unzähligem Volke, zogen aus den Thoren der Hauptſtadt dem Sarge entgegen und umringt von flatternden Fahnen, Rauchgefäßen und brennenden Kerzen, ward derſelbe zur Georgenkirche getragen, wo ehemals der Heilige oft im Gebete an des Hochaltares Stufen gelegen.

An der Stelle, wo Heimeran ermordet worden war, wurde ein Betkirchlein erbaut.

Die bösartige Uta und der unbeſonnene Landpert mußten ins Ausland flüchten und ſtarben dort verachtet im Elende.

Seht meine lieben Kinder! ſolche traurige und entſetzlichen Folgen vermag eine einzige Lüge hervorzubringen; o hütet Euch während Eures ganzen Lebens — ich Euer redlicher Großvater bitte Euch herzlich — hütet Euch ſorgfältig vor jeder und auch vor der kleinſten Lüge.

Drittes Kapitel.

Unſelige Folgen der Wortbrüchigkeit und Falſchheit.

Recht thun ſtets überall, das iſt des Menſchen Pflicht; wer Unrecht liebt und thut, erwirbt den Himmel nicht.

Der letzte bayeriſche Herzog aus agilolfingiſchem Blute, Taſſilo der andere, war am Hofe ſeines gegen ihn ſehr gütig geſinnten Oheims, des fränkiſchen Königs Pipin, erzogen worden.

Nachdem Taſſilo fünfzehn Jahre alt und, nach fränkiſchen Geſetzen, mündig geworden war, ſchwur er über den Gebeinen des Landesheiligen:

„treu zu bleiben dem ſelbſt erwählten „Lehnsherren und König Pipin, wie „auch deſſen beiden Söhnen, Karl und „Karlmann, und denſelben mit ganzer „Seele ergeben zu ſeyn nach wahrer „Lehnmannspflicht.“

Einer Eurer Lehrer lieben Kinder! wird — wenn Ihr ihn recht ſchön bittet — wohl ſo gütig ſeyn, Euch zu erklären, was man eigentlich unter Lehnmannspflichten verſteht.

Der junge Taſſilo hätte überhaupt einen ſolchen Schwur nicht leiſten ſollen, denn die Agilolfingen hatten ſeit einer langen Reihe von Jahren als freie und unabhängige Fürſten Bayern beherrſcht; die Freiheit iſt der Menſchen überhaupt ſo wie der Fürſten höchſtes Gut und ein rechter Mann geht lieber zu Grunde, ehe er ſolchem Gute entſagt, allein nachdem der unglückliche Schritt ein Mal geſchehen und Taſſilo geſchworen hatte, hätte er auch ſeinen Schwur treu halten ſollen, denn die Schwüre der Sterblichen hört Gott und wer ſein Wort nicht hält iſt kein Mann, darum meine lieben, kleinen Freunde! gewöhnt Euch zeitig daran, nicht leichtſinnige Verſprechungen zu machen, aber was Ihr ein Mal verſprochen, müßt Ihr dann auch heilig halten, wenn Ihr von der Welt geachtet ſeyn und wenn Ihr ſelbſt Euch ehren wollt.

Nur zu bald vergaß Taſſilo ſeinen Schwur und heimlich verließ er Pipins Hoflager, nachdem er den Oheim auf einem Kriegszuge gegen deſſen Feinde begleiten ſollte.

So lange Pipin lebte wurde Taſſilos Treubruch wenig gerügt und noch weniger geahndet, anders gieng es aber, als, nach des Königs Tod, die fränkiſche Krone auf das Haupt deſſen Sohn Karl übergieng.

Dieſer Karl war ein willenſtarker, hochbegabter Fürſt, der ſich beinahe den ganzen Erdenball zu unterwerfen wußte und den Beinamen: „der Große" errang; Ihr werdet von ihm meine jungen Freunde! in der Folge oft hören.

Bayerns zum Theil noch erhaltene Unabhänglichkeit war dem Eroberer ein Dorn im Auge, er wollte Taſſilo'n demüthigen und dieſer mußte ſich gefallen laſſen, zum Reichstage nach Worms zu reiſen, um dort aufs neue den Vaſalleneid in Karls Hände zu ſchwören. Bald darauf erſchlugen Taſſilos Krieger einen fränkiſchen Statthalter zu Trient, mit welchem ſich Grenzſtreitigkeiten erhoben hatten. Der große Karl forderte den bayeriſchen Herzog zur Rechenſchaft abermals nach Worms, Taſſilo aber, ſich nichts gutes verſehend, rüſtete ſich zum Krieg, wurde aber von des fränkiſchen Königs herbeigeeilten Schaaren an den Ufern des Leches überfallen und ſah ſich gezwungen abermals den Eid der Unterwerfung zu ſchwören.

Nichtsdeſtoweniger ließ ſich Taſſilo ſpäter wieder mit Taſſilos Feinden in geheime Verſtändniſſe ein, welche entdeckt wurden.

Der bayeriſche Herzog wurde ſammt ſeiner Familie von des großen Karls Kriegern verhaftet und vor eine Reichsverſammlung geſtellt, um gerichtet zu werden; zwiſchen Tod und Kloſter ließ man dem unglücklichen und ſchlecht berathenen Taſſilo die Wahl.

Der Herzeg wurde Mönch. Das Schickſal ſeiner Familie iſt nicht bekannt worden; wahrſcheinlich verſeufzeten auch ſeine Söhne und Töchter ihre Tage in den einſamen Mauern eines Kloſters.

Alſo endeten die Agilolfingen in Folge der Wortbrüchigkeit und Falſchheit Taſſilos.

Viertes Kapitel.

Die Karlingen.

Des Dieners Aug' macht nicht die Pferde fett, und ſein Fuß düngt den Acker ſchlecht. — Frage nicht, was Andre machen, ſieh' auf deine eigne Sachen.

Der große Karl hatte nun die Herrſchaft über unſer Vaterland ſich angeeignet und hundert zwei und zwanzig Jahre (von 788 bis 911) herrſchten ſeine Nachkommen über Bayern und zwar in folgender Ordnung:

1) Karl der große.
2) Ludwig I.
3) Lothar.
4) Ludwig II.
5) Karlmann.
6) Ludwig III.
7) Karl genannt der dicke.
8) Arnulf.
9) Ludwig IV. genannt das Kind.

Unſer liebes Bayern war unter dieſen Karlingen wenig glücklich.

Die neuen Herrſcher waren immer zugleich auch deutſche Könige und hatten als ſolche über zu vieles zu ſorgen, als daß ſie hätten ſich das Wohl unſeres lieben Vaterlandes gehörig zu Herzen nehmen können, deſſen Verwaltung ſie daher größten Theiles vornehmen Beamten überließen, welche mehr auf ihren eigenen Vortheil als auf jenen des Landes dachten.

Man kann nur einem Herrn dienen! — merkt Euch dieſes goldene Sprichwort meine kleinen Freunde! und fangt in Eurem künftigen Leben nie zu Vieles auf ein Mal an, was Ihr aber thut, geſchehe recht; den ein Mal gewählten Beruf muß man mit Anſtrengung verfolgen und ſtets muß unſer eifrigſtes Beſtreben dahin gehen, es in unſerm Fache weiter zu bringen, als darin es je vor uns ein Anderer gebracht.

Außerdeſſen wirkte ſtörend auf Bayerns Wohl ein, daß ſeine Regenten ſtets in Familienzwiſten lebten.

Kinder! keine Zwiſte ſind unheilbringender und leider auch häufiger als Familienzwiſte gerade, o hütet Euch je zu ſolchen Veranlaſſung zu geben. Ehret und achtet dankbar, nach Gottes Geboth, Eure lieben Eltern, welche Euch ſo viele Opfer bringen, auf daß es Euch wohl gehen möge auf Erden; liebet Eure Geſchwiſter und vertragt Euch mit ihnen, denn Feindſchaft unter Geſchwiſtern bringt nimmermehr Segen.

Die Folgen der ſteten Abweſenheit und der Hauszwiſte der Regenten, dann des unumſchränkten Regiments der vornehmen Beamten — nun Pfalzgrafen genannt — zeigten ſich in unſerm Vaterlande bald genug.

Die Beamten und der Adel wurden reich auf Koſten des Ackerbauern und Bürgers; die ſchändliche Leibeigenſchaft — laßt Euch von Eurem freundlichen Herrn Lehrer erklären, was man unter dieſem Worte verſtehet — nahm mehr und mehr überhand. Roh waren die Sitten der Zeit; ſtatt der hohen und heiligen Lehre Chriſti huldigte man ſchnöden Aberglauben; die Wiſſenſchaften wurden ſparſam und nur in den Klöſtern getrieben und nicht viel beſſer gieng es der Kunſt.

Zwar wurden unter den Karlingen in Bayern, in mehrern der größten und vortheilhafteſt gelegenen Orte, regelmäßige Jahrmärkte eingerichtet; allein deſſenungeachtet wollten der Handel und Gewerbe nicht gedeihen.

Ein trauriges Bild allgemeiner Verwahrloſung, welche ihren Urſprung von Oben hatte, gewährte in jener Zeit unſer armes, beklagenswerthes Vaterland und um das Unglück voll zu machen, fielen zuletzt auch noch die Madſcharen oder Ungarn, zu jener Zeit ein wildes und barbariſches Volk, in Bayern ein, verheerten das Land und ſchleppten eine groſſe Zahl der Einwohner mit ſich fort in die Sklaverei.

Laßt uns meine kleinen Freunde! die Geſchichte jener ſo unglücklichen Zeiten, welchen dazumal unſer gebeugtes Vaterland beinahe unterlag, ſeufzend mit einem-ſchwarzen Schleier bedecken.

Fünftes Kapitel.

Die Luitpolden.

Edel macht der Kopf und das Gemüth,
Aber nicht der Stand und das Geblüt.

Schon unter Arnulf, dem vorletzten der Regenten aus dem Stamme der Karlingen in Bayern, that ſich daſelbſt ein edler Ritter, aus uraltem Geſchlechte und Luitpold genannt, als Kriegsheld ungemein hervor. Er übte in Lehnsform eine Art Statthalterſchaft in unſerm Vaterlande aus und von ihm ſtammt der nunmehrige königliche Herrſcher Bayerns in gerader Linie ab.

Dieſer edle Luitpold fand ſeinen Heldentod unter Ludwig dem Kind bei Preßburg in der Feldſchlacht gegen die wilden Ungarn.

Nachdem auch der letzte Karlinge das Zeitliche geſegnet hatte, übte Bayern ſein von alter, grauer Zeit ihm angeſtammtes Wahlrecht aus, indem es den hoffnungsvollen Sohn des ſo eben erwähnten, bei Preßburg erſchlagenen, edlen Luitpold, unter dem Namen Arnulf II. als König ausrief.

Die Luitpolden herrſchten dazumal über Bayern nicht länger als dreißig und ſechs Jahre (von 911 bis 948) in folgender Ordnung:

1) Arnulph II. und nach ihm ſein Bruder
2) Berthold I.

Arnulf II. war ein verſtändiger Regent; er verweigerte den Ungarn die Entrichtung des ſchimpflichen Tributes, welchen ſie der bayeriſchen Nation auferlegt hatten und ſchlug dieſe Barbaren in der Feldſchlacht- bei Oetting am Inn aufs Haupt.

Indeſſen hatten ſich die Deutſchen, in der Perſon Konrads v. Fritzlar, einen neuen König gewählt. Unſer Arnulf II. verſchmähete, einem Fremdling dienſtbar zu ſeyn und gerieth deshalb mit König Konrad in Streit und Fehde; Arnulf mußte fliehen und wurde von Konrad geächtet, doch des Königs Tod machte dieſem Streite ein Ende.

Arnulf II. kehrte in ſeine Reſidenz nach Regensburg zurück, welche Stadt er ſtark befeſtigte und ſich zum Kampfe rüſtete. Die nächſte Folge belohnte dieſe Vorſicht. Die Sachſen und Franken hatten einen ſächſiſchen Prinzen, Heinrich I. (der Finkler oder Vogelfänger genannt) zu ihrem König gewählt; auch dieſer ſogenannte Vogelfänger zeigte ein Verlangen, ſämmtliche deutſche Länder unter ſeiner jungen Krone zu vereinigen und erſchien deſſenzufolge mit ſeiner Armee plötzlich vor Regensburgs Thoren; indeſſen der tapfere zweite Arnulf, dieſer ungerufenen Gäſte gewärtig, ſchlug des Vogelfängers Stürme alle ab, doch kam endlich ein gütlicher Vergleich zwiſchen Heinrich und Arnulf zu Stande, vermöge welchem Bayerns Herrſcher zwar dem Titel eines Königs entſagte, aber dennoch alle königliche Vorrechte beibehielt. Nach Heinrich des Finklers Hinſcheiden wurde deſſen Sohn Otto deutſcher König und auch mit dieſem lebte Arnulf II. im beſten Einverſtändniſſe. Nachdem aber auch unſer Arnulf II. mit Tod abgegangen war, empörten ſich deſſen drei Söhne Eberhard, Arnulf und Herman gegen König Otto, der Bayern mit Krieg überzog und die drei jungen Luitpolden in einer Feldſchlacht ſchlug. Eberhards und Hermans fernere Schickſale ſind gänzlich unbekannt geblieben, ihr Bruder Arnulf III. aber verſöhnte ſich mit König Otto und wurde von demſelben in der Folge zum Pfalzgrafen ernannt.

Dieſer dritte Arnulf nun erbaute Wittelsbach die ehrwürdige Stammburg unſeres vielgeliebten jetzt regierenden König Ludwig. An der Stelle, wo dieſe denkwürdige Burg geſtanden, wird nun nächſtens ein herrliches Nationaldenkmal errichtet werden und wenn ihr meine kleinen Freunde! nur erſt ein bischen älter und größer geworden und Euren lieben Eltern durch Fleiß und anſtändiges Betragen Freude gemacht haben werdet, können dieſelbe, wenn Ihr recht ſchön bittet, Euch ſicher das Vergnügen nicht verſagen, dereinſt, zur Zeit der Ferien, nach dem Wittelsbacher Nationaldenkmal pilgern zu dürfen, denn gute Eltern kennen keine ſüßere Freude als billige Wünſche guter Kinder zu erfüllen.

Uebrigens wurden die Luitpolden, von ihrem urſprünglichen Stammhauſe Schyren im Houſigau, gewöhnlich Scheyren oder Schyren benamſet und werden häufig, ſelbſt heutigen Tages noch, alſo genannt, daher ſind denn auch unſer guter König und ſeine lieben, hoffnungsvollen Prinzen — edle Schyren und wir wollen Gott den allmächtigen bitten, er möge den alten Stamm der Schyren blühen laſſen — bis zum Ende der Welt.

* * *

Nachdem König Otto den Eberhard und ſeine Brüder geſchlagen und geächtet hatte, belehnte er mit dem Herzogthume Bayern deren Onkel, Bertholden I., den Bruder Arnulfs II. nämlich, allein freilich mit ſehr verringertem Anſehen und ungemein beſchränkter Macht.

Auch Berthold I. war ein weiſer und tapferer Fürſt, er ſchlug die wilden Ungarn, welche ein Mal wieder in Bayern eingefallen waren und ſtarb, nachdem er ehevor vieles Große und Gute vollbracht hatte.

Berthold I. hinterließ einen zweijährigen Prinzen, Namens: Heinrich, ſeines Kindesalters wegen auch Hezilo (der kleine Heinrich) genannt; allein weder dieſer noch ein anderer edler Schyre ſah ſich vom deutſchen König, Otto I., zur bayeriſchen Herzogwürde berufen.

Sechſtes Kapitel.

Die Heinriche oder bayeriſche Regenten aus verſchiedenen fremden Stämmen entſproſſen. — Unruhige Auftritte in Bayern.

Handle niemals ſchlecht,
Laß nicht von deinem Recht.

Mit großer Willkühr größtentheils giengen von nun an die deutſchen Könige, oder Kaiſer, wie ſie nachher genannt wurden, bei Ländervertheilungen zu Werke.

Nach des Luitpolden, Bertholds I., Tode wurden, beinahe immer, dem Lande ganze fremde Herrn und Fürſten mit dem Herzogthume Bayern belehnt und ſie herrſchten über daſſelbe hundert und zwei und zwanzig Jahre (vom J. 948 bis 1070) in dieſer Stufenfolge:

1) Heinrich I. (Ein Sachſe.)
2) Heinrich II. genannt: der Zänker.
3) Otto I. der Schwabe.
4) Heinrich III. (Hezilo.)

5) Heinrich IV. genannt: der Heilige.
6) Heinrich V. (Ein Luxenburger.)
7) Heinrich VI. (Ein Rheinfranke.)
8) Heinrich VII. (Ebenfalls ein Luxenburger.)
9) Konrad I. (Graf v. Züphen.)
10) Heinrich VIII.
11) Konrad II.
12) Herzogin Agnes und endlich
13) Otto II. (Noch ein Sachſe.)

Wenn einer bürgerlichen, ſchlichten Haushaltung alle Augenblicke ein anderer, mit den eigenthümlichen Verhältniſſen derſelben gänzlich unbekannter Hausvater vorſtehen ſollte, dann würde in einen ſolchen Haushalt nie eine rechte Ordnung kommen können — nicht wahr lieben Kinder! Ihr begreift dieſe einfache Wahrheit? nun ſeht wie einer ſolchen Haushaltung im Kleinen ergeht es ganzen Reichen und Staaten im Großen.

Jene Länder ſind, in der Regel, am glücklichſten, welche ſtets und immerdar von einer und derſelben Regentenfamilie beherrſcht werden. Seht das iſt ganz natürlich, unſerer Könige Söhne wachſen in Eurer Mitte auf, ſie theilen mit Euch gleiche Sprache, gleiche Sitten, gleichen Glauben und wenn nun die Prinzen mit Euch dereinſt Männer werden, ſo wiſſen ſie recht wohl, und am beſten, was Euch und dem Lande noth thut, denn ſie ſelbſt ſind, in gewiſſer Beziehung, was Ihr ſeyd — nämlich eingeborene und wackere Bayern, doch anders verhält es ſich, wenn auswärts geborene und erzogene Prinzen die Regierung des Landes erhalten; ſolche fremde Prinzen bringen fremde Sprachen und andere Sitten mit, welche ſie dann auch in das neuerworbene Land verpflanzen wollen, ein Verſuch, welcher freilich mißglücken muß.

So brachten jene fremden Fürſten dann auch kein rechtes bayriſches Herz mit in's Bayerland und darum vermochten ihnen die Bayern auch kein rechtes Zutrauen zu ſchenken; wo aber das Zutrauen und die Liebe der Unterthanen zum Regenten fehlen, kann nimmermehr Heil erwachſen.

Außer denen gerade angegebenen Urſachen, traten auch noch andere Umſtände ein, welche dazu beitragen mußten, des Bayerlandes Wohl unter der Regierung der, fremden Stämmen entſproſſenen Fürſten zu gefährden.

Das Anſehen der bisherigen höchſten Würde in der Chriſtenheit, jenes der deutſchen Könige und Kaiſer nämlich, fieng an zu wanken; die Herzoge, durch die Willkühr dieſer Kaiſer nur auf den bayeriſchen Thron erhoben, mußten ſich mit in fremde Händel und namentlich in jene der unruhigen Ungarn und ſelbſt der wilden Sarazenen miſchen, wodurch veranlaßt wurde, daß vieles bayerſche Blut, fruchtlos, auf fremden Boden, verſpritzt und das Mark des Landes, zwecklos, vergeudet wurde; das Anſehen und der Reichthum des Adels nahmen ungebührlich überhand, ſo daß die Ritterſchaft nicht mehr den Herzogen und dann dieſe nicht mehr den Kaiſern gehorchen wollten. Eintracht und Ordnung flohen und ohne dieſe beiden bleibt kein irdiſches Wohl denkbar.

* * *

Nach dem öfters erwähnten Tode Bertholds I. hatte König Otto das Herzogthum Bayern ſeinem leiblichen Bruder Heinrich von Sachſen ertheilt.

Die edlen Geſchlechter Bayerns, vor allen die Luitpolden, waren mit Recht unzufrieden, weil ſie ſich hintangeſetzt und der Oberherrſchaft eines Fremden unterworfen ſahen.

Die erſte ſchickliche Gelegenheit das verhaßte fremde Joch abzuſchütteln wurde ergriffen.

Der Pfalzgraf Arnulf III., der Erbauer des Stammſchloſſes Wittelsbach und Luitpolds kühner Enkel, bemächtigte ſich, in Herzog Heinrichs Abweſenheit, plötzlich der Hauptſtadt Regensburg und Heinrichs I. zurückgelaſſene Familie wurde vertrieben; ſein gutes Recht gedachte der hochherzige Schyre geltend zu machen und ſich mit Gewalt in des Herzogthumes Beſitz zu ſetzen. Anfangs gieng auch alles gut; ganz Bayern griff zu den Waffen und huldigte Luitpolds geliebtem Enkel, allein bald genug verließ dieſen das Glück; er wurde von Heinrichs Bundesgenoſſen geſchlagen und mußte ſich in das feſte Regensburg zurückziehen und hier belagert, fiel er bei einem Ausfalle mit dem Schwerte in der Fauſt.

Der dritte Arnulf hatte ein des Helden würdiges Ende gefunden und zu tadeln blieb er nicht; ihm hatte nach des Vaters und der Brüder Tod die Erbfolge in Bayern geſetzmäßig gehört; des Volkes freie Wahl hatte ihn beſtätiget und ſein gutes Recht meine kleinen Freunde! darf jeder Menſch vertheidigen und ehe ein rechter bayeriſcher Mann von ſeinem guten Rechte läßt, wagt er Gut und Blut. Merket Euch das und handelt darnach ein Mal wie immer.

Siebentes Kapitel.

Die große Ungarnſchlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg.

Der braven Alten Rath, der Jungen wack're That, der Männer Kraft und Muth, ſie bleiben immer gut.

Nur ſterbend war der dritte tapfere Arnulf, wie wir ſo eben gehört haben, beſiegt worden und es herrſchte nun Heinrich I. wieder als Herzog über Bayern zu Regensburg, doch auch ihm blieb nicht lange Ruhe vergönnt.

Plötzlich erſchienen an den Grenzen unſeres Vaterlandes die öfters ſchon erwähnten wilden Ungarn, zwar nicht zum erſten Male, allein nun mit einem Heere, wie ſie früher es nie aufgebracht.

Nicht weniger als hundert tauſend dieſer Barbaren drangen vorwärts bis zum Lechſtrome, nach ihrer Gewohnheit, ſengend und brennend, alles vor ſich her zerſtörend und endlich ſelbſt die ſchöne, große

Handelsſtadt Augsburg bedrohend, welche der eben ſo fromme als tapfere Biſchof Udalrich (Ulrich) bis auf den letzten Mann heldenmüthig zu vertheidigen beſchloſſen hatte.

Recht gut hatten die furchtbaren Barbaren die Zeit ihres Angriffes gewählt, denn der deutſche König Otto I. war gerade mit ſeinen Kriegsvölkern gegen die Slaven nach Sachſen gezogen und todtkrank lag der bayeriſche Herzog Heinrich I. in ſeiner Burg zu Regensburg darnieder; doch ehe man ſich verſah, eilte der deutſche König mit ſeinen Schaaren zur Hülfe herbei.

Auf jener unüberſehbaren, unfruchtbaren Ebene, welche ſich aufwärts von Augsburg, zehn Stunden Wegs lang, ausbreitet und Lechfeld genannt wird, ſollte der große entſcheidende Völkerkampf beginnen.

Ottos Heer zählte kaum fünfzig tauſend Streiter und war in acht Heerhaufen eingetheilt, welche aus Bayern, Franken, Sachſen und Schwaben zuſammen geſetzt waren; die Böhmen bildeten die Nachhut, den gefährlichſten Poſten erhielten, wie beinahe immer in den Kämpfen aller Zeiten, die Bayern.

Der zehnte Auguſt d. J. 955 war der Tag der Schlacht. Die Ungarn griffen mit ungeſtümer Wuth die Böhmen zuerſt an, metzelten dieſelben großen Theils nieder und plünderten das Gepäcke.

Schon ſchienen Verwirrung und Flucht im Heere der Verbündeten allgemein werden zu wollen; ſchon neigte ſich der Sieg auf die Seite der Heiden, da traten die, in ihrer hohen Tapferkeit unerſchütterlichen **Bayern**, unter ihrem wackern Führer, dem Grafen **Eberhard** von **Ebersberg**, vor, ſtellten die Ordnung der Schlacht, durch beinahe übermenſchliche Ausdauer im Kampfe, wieder her und gegen Abend war die gänzliche Niederlage der Ungarn entſchieden.

Jene wenigen Barbaren, welche der bayeriſchen Blutrache zu entfliehen vermochten, wurden bei Thierhaupten und anderwärts von den Bauern erſchlagen und die Gefangenen größten Theils hingerichtet, was eben nicht zu loben iſt, denn gegen gefangene Feinde ſoll man Großmuth üben.

Seit der großen, verhängnißvollen Schlacht auf dem **Lechfelde** bei **Augsburg** wagten die **Ungarn** niemals mehr einen **allgemeinen** Streifzug nach Deutſchland zu unternehmen.

Die bayeriſche Tapferkeit meine lieben, kleinen Freunde! iſt ſprichwörtlich geworden und dieſe Tapferkeit unſerer Landsleute ſicherte ihnen auch die hohe Achtung und unantaſtbare Selbſtſtändigkeit, deren ſie ſich bis auf unſere Tage zu erfreuen haben, denn der **wahrhaft tapfere** iſt in der Regel auch ein braver und rechtlicher Mann, während der **Feigling** ſich häufig zu ſchändlichen Laſtern hinneigt.

Auch in Eurer Bruſt Kinder! ſchlägt ein bayeriſches Herz und ich bin überzeugt, Ihr werdet zu tapfern Männern heranwachſen, und muthig kämpfen, wenn es wieder gälte die Ehre und die Freiheit unſeres lieben Vaterlandes zu vertheidigen. Wenn ich deſſen nicht ſo ganz feſt überzeugt wäre, würde ich Euch gar nichts mehr erzählen, denn Euer Großvater, der ehedem ſein gutes Schwert auch in der Feldſchlacht verſuchte, mag mit Feiglingen nichts zu ſchaffen haben.

Achtes Kapitel.

Traurige Folgen der Zankſucht.

Lieber ein kleines Unrecht gelitten,
Als ewig gezankt, ewig geſtritten.

Heinrichs I. Sohn, welcher nach des Vaters Tod, unter dem Namen: Heinrich II., gleich nach der Schlacht auf dem Lechfelde, den bayeriſchen Thron beſtieg, war ein junger Fürſt, der ſich durch ein ſehr gefälliges Aeußere und viele Geiſtesgaben, ſehr zu ſeinem Vortheile, auszeichnete, allein er hatte einen Fehler, den leider viele junge Leute haben: Heinrich II. konnte ſich mit Niemanden vertragen und war mit den benachbarten Fürſten daher in beſtändige Zänkereien und Streite verwickelt, durch welche große Verwirrungen entſtanden.

Seine Zeitgenoſſen nannten Heinrichen II. deſſenzufolge: „den Zänker" und unter dieſem Namen iſt dieſer Herzog durch die Geſchichtbücher auf die Nachwelt ſelbſt gekommen.

Kleine Freunde! hütet Euch vor Zänkereien. Leicht gewöhnt man ſich an die ſogenannte ſtete

Rechthaberei, welche die Mutter aller Zänkereien iſt; ein Zänker aber iſt ſich und allen ſeinen Mitmenſchen zur Laſt und man kann ſein gutes Recht auf anſtändigere Weiſe behaupten, als dadurch, daß man ſich in kleinliche Zänkerei und Streiterei einläßt.

Nach König Ottos I. Tode wollte der Zänker das neu erwählte Oberhaupt des deutſchen Reichs Otton II. als ſolches nicht anerkennen, ſondern ſelbſt nach der deutſchen Königswürde lüſtern, ließ er ſich von dem freiſing'ſchen Biſchofe Abraham, zu Regensburg, als deutſchen König krönen; allein die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Des nunmehrigen Königs oder Kaiſers, wie er ſich nannte, Otto II. Heere erſchienen und Heinrich II., er mochte zanken ſo viel er wollte, wurde nun ſelbſt der herzoglichen Würde entſetzt und mußte nach Böhmen fliehen. Kaiſer Otto II. aber ernannte ſeinen Vetter den Schwabenherzog Otto zum Herzog von Bayern.

Kurze Zeit nach dieſen Vorfällen brach Heinrich, der geächtete Zänker, mit verſtärktem Anhange aus den böhmiſchen Schluchten hervor, beſetzte Paſſau, Neuburg und andere Orte und entflammte, fortwährend zankend, aufs neue den Bürgerkrieg, allein der Zänker wurde von des Kaiſers Schaaren abermals geſchlagen, fiel in deren Hände und wurde nach Utrecht in gefänglichen Gewahrſam gebracht.

Zwar gelangte Heinrich II. durch Herzog Hezilos Großmuth, wie wir ſogleich hören werden, ſpäter noch ein Mal auf den bayeriſchen Thron und er verdiente nun den häßlichen Beinamen: „der Zänker“ nicht mehr.

Seinen ſtarren Sinn bitter bereuend, entſagte er allen ehemaligen ſtolzen Entwürfen, lebte friedfertig, ſtrebte Bayern nach Möglichkeit zu beglücken und ſtiftete zu Gandersheim ein Frauenkloſter.

Späte Reue liebe Kinder! iſt beſſer als gar keine Reue, aber noch beſſer iſt, wenn man ſtets ſo handelt, daß man gar nicht nöthig hat zu bereuen.

Neuntes Kapitel.

Edle Aufopferung für das allgemeine Beſte des Vaterlandes.

— Es iſt kein leerer Schall
Der Name **Vaterland**, der edle Herzen
Wärmt und entzündet wie ein himmliſches Feuer.

Als treuer Anhänger ſeines Kaiſers begleitete der ehemalige **Schwaben**- und nunmehrige **Bayernherzog Otto I.** jenen mit einem aus **Bayern** und Schwaben zuſammengeſetzten Heere nach **Kalabrien**, um gegen die Saracenen zu fechten, welche bereits **Rom** bedrohten. Viele tapfern **Bayern** fielen unter den kurzen und krummen Schwertern der Ungläubigen und unter dieſen auch ihr Herzog **Otto I.**; er ſtarb an den Folgen der erhaltenen ſchweren Wunden zu **Lukka**.

Nach mehr als dreißig verlaufenen Jahren zierte nun endlich ein Mal wieder, wenn auch nur auf kurze Zeit, einen edlen **Schyren Bayerns** herzogliche Krone.

Hezilo, Sohn des Luitpolden Berthold, wurde nach Herzog Ottos I. Tod von den bayeriſchen Landes-Ständen als Regent gewählt.

Früher war Hezilo gegen den Kaiſer geweſen und er ſaß ſogar als deſſen Gefangener, dennoch hielt Kaiſer Otto II. für gut, Hezilo frei zu geben und die Wahl der bayeriſchen Landesſtände zu beſtätigen.

Kurz darauf ſtarb Kaiſer Otto II.; allein ſein bereits zum deutſchen König erwählter Sohn war noch ein Kind und die Obervormundſchaft über dasſelbe, ſo wie die Reichsverweſung waren deſſenzufolge erledigt.

Dieſe Lage der Dinge wußte der zänkiſche Heinrich mit vielem Glücke zu benützen. Er entfloh aus ſeinem Kerker zu Utrecht, raubte den jungen König Otto III., ließ ſich ſelbſt zu Quedlinburg als deutſcher König krönen und eilte an Bayerns Grenzen, um in dieſem Lande zu ſeinen Gunſten, neuerdings den Bürgerkrieg anzufachen.

Die Bayern, mit ihrem Hezilo, einem ihnen ſo theuern Schyren ungemein vergnügt und zufrieden, bezeigten wenige Luſt in die Abſichten des alten, wohl bekannten Zänkers einzugehen; dieſer aber fand dennoch einigen Anhang und machte Miene, ganz Deutſchland in Aufruhr zu bringen und zu verwirren.

Um dem geſammten deutſchen Vaterlande einen langwierigen, blutigen Bürgerkrieg zu erſparen, trat jetzt Hezilo hervor und erklärte ſich, voll Hochſinn, ſelbſt bereit, gegen das von ihm ſchon früherhin beſeſſene Herzogthum Kärnthen, das ſchöne Bayern an den Zänker abzutreten und die deutſchen Fürſten nahmen, um Ruhe und Frieden zu erhalten, das edle Anerbiethen Hezilos an.

Der Zänker verzichtete ſofort feierlichſt auf die deutſche Königskrone, lieferte den unmündigen, kleinen Otto aus und wurde dagegen als Herzog von Bayern wieder eingeſetzt.

Es war ein ſchönes und großes Opfer, welches der hochherzige Schyre dem Gemeinwohle des Vaterlandes gebracht hatte!

Die Selbſtſucht meine lieben, kleinen Freunde! iſt leider in unſern Zeiten ein nicht ſelten vorkommendes Laſter, welches darin beſteht, daß man ſich nur um das eigene Wohlbefinden und nicht im geringſten um jenes des Vaterlandes und ſeiner Mitbrüder bekümmert. Haltet ſie fern von Euch dieſe häßliche und gemeine Leidenſchaft, welche alles Erhabene und Edle in des Menſchen Bruſt, ſchon im erſten Erkeimen, erſtickt.

Zehntes Kapitel.

Die Welfen.

Und eine Macht auch noch ſo feſt begründet,
Sie ſinkt Hienieden einſtens doch in Staub,
Der langen Zeiten Raub!

Der letzte Herzog, entſproſſen aus jenen fremden Stämmen, deren wir im ſechſten Kapitel Erwähnung thaten, Otto II., war ein geiſtvoller, aber auch ein höchſt leidenſchaftlicher und ungebändigt ehrgeiziger Fürſt, der ſtets zu ſehr Sachſe blieb, für Bayerns Wohl nie ein recht warmes Herz hatte, ſich in allerlei fremdartigen Entwürfen verlor und demnach alle jene Uebelſtände in ſeiner Perſon vereinigte, welche fremde Herrſchaft mit ſich bringt und von welchen Uebelſtänden zu ſprechen, wir ſchon früher Gelegenheit genommen haben.

Der in jener Zeit regierende deutſche Kaiſer Heinrich IV. war ebenfalls ein junger, jähzorniger und nicht ſehr würdiger Fürſt; er und Herzog Otto II. in Bayern mochten ſich nie recht wohl leiden, und auf dem letztern haftete der dringende Verdacht, er halte es im Geheim mit den aufrühreriſchen Sachſen, ja es wurde der Herzog endlich gar beſchuldiget, einen Meuchelmörder gedungen zu haben, um den Kaiſer tödten zu laſſen.

Otto II. leugnete und wies, ſtolz wie er war, den ihm zugemutheten Zweikampf mit ſeinem Ankläger zurück, weshalb ihn Kaiſer und Reich als ſchuldig erklärten und ſeiner Würde entſetzten, wodurch der herzoglich-bayeriſche Thron erledigt war.

* * *

Es hatten ſeit undenklichen Zeiten die Welfen, ein altes hochgeachtetes in Schwaben, am Lechrain und im Ammergau vorzüglich reich begütertes Geſchlecht geblüht, doch der letzte Sproſſe dieſes Geſchlechtes in Deutſchland war unvermuthet in jungen Jahren dahingeſchieden, worauf die Mutter des verſtorbenen Jünglings einen ihrer Enkel aus Welſchland berief, der, unter dem Namen Welf I., das Geſchlecht ſeiner Vettern in Deutſchland fortpflanzen und deren herrliche Güter erben ſollte.

Es wallte in des jungen Italieners Adern, durch ſeine Mutter zwar, der Welfen altes Blut, aber deſſenungeachtet war ihm keineswegs derſelben deutſche Biederkeit eigen, ſondern vielmehr und unverkennbar die bekannte Falſchheit und Tücke des welſchen Landes. Uebrigens war dieſer Welf I. ein ſchöner und gewandter Mann. Beinahe immer ſtellte er ſich undankbar und ſchlecht, aber nie feig noch unverſtändig dar; er handelte leidenſchaftlich zwar, aber nicht blind in's Gelage hinein; reiflich waren ſeine Entwürfe, größten Theils, erwogen, bevor er an deren Ausführung dachte.

Wir müſſen lieben Kinder! an unſern Mitmenſchen ſtets die guten Seiten aufſuchen und ſchätzen, aber auch deren ſchlechte erforſchen, damit uns durch die letztern nicht Schaden zukommen möge.

Welf I. war des bayeriſchen Herzogs Otto II. ſcheinbar innigſter Freund, ſo lange dieſem das Glück lächelte, ja Welf verheirathete ſich ſogar mit Ethelinden, des Herzogs Tochter; allein es hatte nur kaum Frau Fortuna dem Sachſen den Rücken gewendet, als auch ſchon unſer Welf in gleicher Weiſe verfuhr; er trieb ſogar die Niederträchtigkeit ſo weit, die eigene Gattin, lediglich wegen ihres Vaters Mißgeſchick, zu verſtoßen. Pfui der Schande! —

Welf begab ſich hierauf an Kaiſer Heinrichs Hof; der verſchmitzte und ränkevolle Italiener verſtand zu ſchmeicheln, zu heucheln und ſein Geld dahin zu werfen, wo es Früchte trug. Dieſe wohlberechneten Künſte gelangen und das ſchon früher erwähnte alte Wahlrecht des bayeriſchen Volkes umgehend, belehnte der Kaiſer den erſten Welfen mit dem Herzogthume Bayern.

Die Welſen herrſchten in Bayern vom Jahre 1070 bis 1179, doch wurde ihre Regentenreihe vom Jahre 1139 bis 1156 durch zwei oſtbayeriſche Markgrafen unterbrochen und die Zeit ihres eigentlichen Regiments beträgt daher nur neunzig und zwei Jahre; ſie löſen ſich in folgender Ordnung auf dem Throne ab:

1) Welf I.
2) Welf II.
3) Heinrich IX. genannt: „der Schwarze“ (Welfs II. Bruder.)
4) Heinrich X. — Heinrich IX. Sohn — genannt: „der Stolze.“
5) Leopold I. v. J. 1139 bis 1141.
6) Heinrich XI. Leopolds I. Bruder, genannt: „Jaſomirgott“ vom Jahr 1141 bis 1156.
keine Welfen.
7) Heinrich XII. genannt der „Löwe“ Heinrichs X. Sohn.

Groß war das Anſehen, unermeßlich der Reichthum der Welfen; unter ihnen nahm Bayern an Umfang in höchſt bedeutſamer Art zu.

Heinrichs X. Herrſchaft dehnte ſich vom Mittelmeere bis an die Oſtſee aus.

Bittet einen Eurer freundlichen Herrn Lehrer liebe, kleine Freunde! daß er Euch auf der Landkarte den Strich bezeichne und Ihr werdet darob ſtaunen, wie groß dazumal Euer Vaterland war. Ueberhaupt rathet Euch der Großvater, bei Durchleſung dieſer Erzählungen, die Landkarte bei der Hand zu behalten, und Euch darin, dort wo es nöthig, von den lieben Eltern oder dem Herrn Lehrer zurecht weiſen zu laſſen.

Auch während der Regierung der Welfen währte in Deutſchland und Bayern die allgemeine Verwirrung in kirchlichen und weltlichen Dingen fort, und erzeugte fortwährend Bürgerkriege, Unordnungen, blutige Privathändel und Gräuel aller Art. Am heftigſten bekriegten ſich die Welfen und das mächtige Geſchlecht der Hohenſtaufen; dieſe wurden Gieblingen, von einem Dorfe, in welchem ein Hohenhaufen auferzogen worden war, genannt und errangen ſpäter, im Wettſtreite mit unſern Welfen, die deutſche Kaiſerkrone. Welf von der einen, Giebling von der andern Seite hieß die Loſung in den mörderiſchen Schlachten, und von den Welfen und Gieblingen werdet Ihr noch viel erfahren, wenn Ihr meine kleinen Freunde! reif genug ſeyn werdet, ſtatt Erzählungen, die ganze lange Geſchichte Eures lieben Vaterlandes zu leſen und zu ſtudiren.

Trotz dieſen unſeligen Unruhen und ſteten Kriegen, dann den Kreuzzügen — wir werden von ihnen bald ein Mehreres hören — welche die Bevölkerung erſchöpfen zu müſſen ſchienen, zeigten ſich, unter der Regierung der Welfen, in Bayern doch nicht ganz jene traurige Folgen, welche eigentlich hätten nicht befremden können — im Gegentheile nahm die Bevölkerung zu und zwar in demſelben Maaße, wie die abſcheuliche Leibeigenſchaft mehr und mehr in Abnahme kam; der Boden wurde ſorgfältiger gebaut; Gewerbe, Handel, Kunſt und Wiſſenſchaften fiengen an zu blühen und den allgemeinen Wohlſtand zu befördern, zu deſſen Emporhebung die Klöſter in jenen Zeiten viel beitrugen und das Regiment der Welfen blieb demnach im allgemeinen für Bayern kein unglückliches.

Eilftes Kapitel.

Peſt, Hungersnoth, Zeichen am Himmel. — Kreuzzüge.

Erzittre nicht vor Peſt und Finſterniſſen,
Doch nicht mit Schuld belade dein Gewiſſen.

Zu den von beſtändigen Fehden und Kriegen dennoch unzertrennlichen Leiden und Schrecken geſellten ſich in jenen Zeiten — gegen das Ende des erſten Jahrtauſend nach Chriſti Geburt — auch noch Peſt und Hungersnoth; am Himmel zeigten ſich Kometen und Nordlichter. Der allgemein herrſchende Aberglaube hielt ſich für überzeugt, es nahe der Welt Ende, und die Furcht trieb die Menſchen zur Buße und in die Kirchen, in welche uns aber edlere Gefühle leiten ſollen.

Eine unzählige Menge Menſchen beiderlei Geſchlechtes in Bayern und allen deutſchen Ländern entſagten den weltlichen Gütern; neue Klöſter und Abteien ſtifteten und erbauten allerwärts die Reichen und der Adel; vor allen Bußübungen aber ward, als die verdienſtlichſte, gehalten, nach dem gelobten Lande, nach Paläſtina zu reiſen, wo einſt Chriſtus, unſer Herr und Seligmacher, als Gottmenſch gewandelt.

Die Menſchen, welche dahin zogen, um am heiligen Grabe zu bethen oder es gegen die Ungläubige zu ſchützen, hießen Kreuzfahrer und wenn ſich viele ſolche Leute zu einer Reiſe dieſes Zweckes vereinigten, nannte man es einen Kreuzzug; alle Kreuzfahrer trugen auf der Bruſt ein Kreuz.

Schon im Jahre eintauſend vier und ſechzig war ein großer Zug auf dieſe Weiſe geſchehen und als i. J. eintauſend ſechs und neunzig ein noch zahlreicherer der Art durch Bayern zog, ſchloßen ſich demſelben viele tauſend unſerer Voreltern an.

Allerwärts wo dieſe bewaffneten Pilger, vom Rhein zur Donau, Juden antrafen, zerſtörten ſie deren Synagogen und mordeten unzählige der Unglücklichen. Daran thaten die Kreuzfahrer großes Unrecht liebe Kinder! wir müſſen diejenigen unſerer Mitmenſchen, welche die heilige Lehre Chriſti nicht erkennen, herzlich beklagen und bemitleiden, allein es kann Gott, dem Allbarmherzigen, nicht gefallen, wenn wir denſelben Schaden zufügen.

Als gerade der Krieg zwiſchen den Welfen und Gieblingen am heftigſten wüthete, verkündete im Jahre eilf hundert und ſechs und vierzig Papſt Engen III. einen neuen Kreuzzug.

Nach vielen blutigen Kämpfen nämlich war Paläſtina von den Kreuzfahrern erobert und Jeruſalem, die Hauptſtadt, in die Hände der Chriſten gefallen; allein die Ungläubigen wollten denſelben keinen ruhigen Beſitz geſtatten.

Fromme Begeiſterung erfaßte die ganze Chriſtenheit; es endeten ſogleich alle Fehden und Kriege in Deutſchland und die heftigſten Feinde eilten ſich zu verſöhnen und ſich zu einem gemeinſchaftlichen Kreuzzug zu rüſten.

Der deutſche Kaiſer, der Bayernherzog, die Biſchöfe von Freiſing, Paſſau, Regensburg, dann eine unzählige Menge Großer und Kleiner ſchmückten die Bruſt mit dem Kreuze und zogen nach Paläſtina, wo viele der neuen Kreuzfahrer ihren Tod fanden, wie ihn dort auch die ältern gefunden.

Allerdings mag es verdienſtlich geweſen ſeyn zum heiligen Grabe zu wallen, allein nicht minder verdienſtlich und gottgefällig iſt, wenn man zu Hauſe den Pflichten ſeines Berufes treulich nachlebt, denn bethen und handeln, wie es einem echten Chriſten ziemt, kann man allerwärts. Dieſe Ueberzeugung lieben Kinder! iſt jene der weiſeſten Lehrer unſerer heiligen Religion.

Zwölftes Kapitel.

Heinrich X. und Heinrich der Löwe.

So ſchön ſteht jungen Leuten doch nichts an,
Als Handeln wie ein ſchon gereifter Mann.

Herzog Heinrich X. genannt: „der Stolze“ nnd dem Welfengeſchlechte entſproſſen gehörte unter die weiſeſten und ſtrengſten Herzoge, welche über Bayern geherrſcht hatten. Seine Vermählung mit der Tochter des deutſchen Kaiſers Lothar, ſeines Freundes, mehrte des Herzogs Anſehen und Macht, allein Heinrich X. legte das Schlachtenſchwert beinahe, von nun an, nicht mehr aus der Hand. Er begleitete den Kaiſer auf allen ſeinen Zügen und wilder entbrannte der unauslöſchliche Haß zwiſchen den Hohenſtaufen und Welfen.

Nach Kaiſer Lothars plötzlichem Tode, wurde zu des ſtolzen Welfen größtem Unglück, ein Hohenſtaufen unter dem Namen Konrad III. auf den deutſchen Kaiſerthron erhoben und dieſer Konrad begann damit, ſeinen Todfeind, den bisherigen

Bayernherzog, aufs härteſte zu verfolgen, demſelben Bayern zu entreißen und ihn ſogar zu ächten.

Heinrich X. flog zu den, ihm günſtigen Sachſen und ſammelte ein Heer, allein des ſtolzen Welfen plötzlicher Tod hemmte alle Unternehmungen.

Einen zehnjährigen Sohn, ebenfalls Heinrich genannt, hatte der Welfe zwar hinterlaſſen, allein dieſer wurde durch den Kaiſer, willkührlich und ungerechter weiſe, von der bayeriſchen Thronfolge ausgeſchloſſen und Konrad III. beeilte ſich ſeinen Stiefbruder Leopold, den oſtbayeriſchen Markgrafen, mit dem Herzogthume Bayern zu belehnen und nachdem dieſer bald darauf, kinderlos, das Zeitliche ſegnete, folgte ihm ſein Bruder unter dem Namen: Heinrich IX., genannt: „Jaſomirgott" als Herzog in Bayern.

* * *

Im Norden Deutſchlands, unter den kriegeriſchen Sachſen, war indeſſen der junge, kühne Welfe Heinrich — nachher genannt: „der Löwe" — (des unglücklichen Heinrich X. zurückgelaſſener Sohn) zum Heldenjüngling herangereift. — In den Kriegen gegen die wilden Wenden und Frieſen hatte ſich der junge Heinrich die goldene Ritterſporn verdient.

Dieſer Welfe war in der That kein Jüngling gewöhnlichen Schlages; ſeines kraftvollen Körpers majeſtätiſche Haltung flößte Jedermänniglich Achtung ein; männlich ſchöne und ernſte Züge zeichneten ſein Antlitz aus; üppige, kaſtanienbraune Ringellocken umwallten den ſtolzen Nacken; aus dem großen, ſchwarzen Auge ſtrahlten Muth und Entſchloſſenheit. Der junge heldenmüthige Welfe kannte keine Furcht; mit gemeſſenem Anſtande benahm er ſich gegen Mächtigere, als er ſelbſt war, ſanft und theilnehmend gegen Geringere und der Verein ſolcher echt adelicher Eigenſchaften verſchaffte ihm den Beinamen: „der Löwe," deſſen Bild er liebte.

Als dieſer von Mutter Natur ſo herrlich ausgeſtattete, edle Welf nun zwei und zwanzig Lebensjahre zählte, erſchien er auf dem regensburger Reichstage und forderte mit kühner Beſtimmtheit das Herzogthum Bayern, von deſſen Beſitz man ihn, allerdings mit Hinterliſt, ausgeſchloſſen hatte, zurück. Man ſuchte den jungen Löwen mit höflichen und glatten Worten abzuweiſen. — Da ſegnete der Welfen unverſöhnlichſter Feind, Kaiſer Konrad III., plötzlich das Zeitliche und gänzlich umwandelte dieſer Todesfall die Lage der Dinge. An Konrads III. Statt erwählten die Deutſchen zwar abermals einen Hohenſtaufen, den Schwabenherzog Friedrich I., genannt: „den Rothbart" — zu ihrem Kaiſer.

Friedrich I. war aber ein eroberungsſüchtiger

Kaiſer, er ſchätzte in dem Löwen den Helden und wurde deſſen Freund und Beſchützer.

In der Lombardei und Italien war Aufruhr ausgebrochen. Der Rothbart zog mit einem Heere dahin, um die Rebellen zu unterwerfen und der tapfere Löwe begleitete ſeinen Kaiſer auf dieſem Zuge. Der kühne, junge Welfe war ſo glücklich dem Kaiſer, vor Roms Thoren, das Leben zu retten, welche Hochthat der Rothbart dem Löwen nie zu vergeſſen verſprach.

Aus Italien zurückgekehrt belehnte der dankbare Friedrich I. den Löwen mit dem Herzogthume Bayern, das derſelbe in der Folge als Heinrich XII. beherrſchte.

Heinrich Jaſomirgott verweigerte anfangs des Landes Abtretung, allein es kam dann ein Vergleich zu Stande, nach welchem Jaſomirgott Bayerns öſtliche Mark als ſelbſtſtändiges Herzogthum erhielt und zu Wien ſeinen Sitz nahm.

Es konnte ſich Heinrich XII., genannt der Löwe, den erlittenen Verluſt leicht gefallen laſſen, denn als Bayerns und Sachſens Herzog blieb er dennoch mächtiger als ſeine Väter geweſen und es ſchuf ſein weiſer und thätiger Geiſt vieles Neue und Großartige an der Oſtſee, wie an der Donau Geſtaden; es herrſchte nämlich dazumal der Löwe über nicht minder als 2600 Quadratmeilen.

Dreizehntes Kapitel.

Erbauung der Haupt- und Reſidenzſtadt München.

Erblühe deutſches Athen!
Ja blühe herrlich und ſchön;
Zum Himmel ſtrebe Du hinan,
Und trotze kühn der Zeiten Zahn.

Für jeden Bayern — und alſo auch für Euch meine lieben Kinder! — iſt es wichtig zu erfahren, wer unſere berühmte und prachtvolle heutige Haupt- und Reſidenzſtadt zu bauen angefangen und welche Ereigniſſe zu deren Gründung und nachherigem Glanze die erſte Veranlaſſung gegeben haben — darum leihet auch dem gegenwärtigen Kapitelchen ein aufmerkſames Ohr.

Des bayeriſchen Herzogs, Heinrichs XII., nächſter Grenznachbar, Biſchof Otto von Freiſing, hatte in der, von dem dazumal ſehr unbedeutenden Dörflein München eine ſtarke Stunde entfernten und auf dem rechten Ufer der Iſar höchſt anmuthig belegenen Ortſchaft Vöring — wohin an ſchönen Sommertagen die Münchner noch heutigen Tages luſtzuwandeln pflegen — eine große Salzniederlage errichtet und über die Iſar eine Brücke geſchlagen, bei der ein Zoll entrichtet werden mußte. Dieſe Einrichtung nun wurde dem freiſingiſchen Salzhandel, auf Koſten des bayeriſchen, ungemein förderlich und einträglich; nach einigen mißglückten Verſuchen dieſem Uebelſtande zu ſteuern, überfiel Heinrich XII. einſt in einer finſtern, ſtürmiſchen Nacht mit einer überlegenen Waffenmacht die Ortſchaft Vöring, zerſtörte und verbrannte (i. J. 1158) Salzniederlage, Brücke und anderweitige Gebäude und legte nun, ſeiner Seits, bei München Salzniederlagen und Brücken an, ſtiftete Jahrmärkte und erhob Zölle.

Von dieſem wichtigen und verhängnißvollen Augenblicke an erhob ſich unſer München ſchnell zu einer bedeutenden Stadt, als deren Gründer mit Recht der Löwe angeſehen wird.

Freilich laſſen ſich die Willkühr und rohe Gewaltthat, welche Heinrich XII. bei dieſer Gelegenheit gegen einen hohen Geſalbten des Herrn verübte, nicht vertheidigen, allein dieſes Benehmen lag eben im Geiſte jener rüden Zeit und mit dieſem Geiſte lieben Kinder! ſehen wir uns gezwungen, manche nicht lobenswerthe Handlung unſerer Voreltern — zu entſchuldigen.

Vierzehntes Kapitel.

Strafe des Geizes.

Geiz macht ſich ſelbſt Kreuz; dem Armen mangelt viel, dem Geizhalſe alles.

Kein Licht ohne Schatten! — Bei ſo vielen und großen Vorzügen, welche Heinrich den Löwen auszeichneten, liebte er ſeine großen, erworbenen Schätze mit einer Zärtlichkeit, welche nicht ſelten den Charakter eines nicht minder unklugen, als ſchmutzigen Geizes annahm.

Dem Löwen lebte noch ein alter, kinderloſer Vetter, Welf III., der in Italien und Deutſchland große Güter beſaß. Dieſer Vetter war ein luſtiger Herr und gerieth in Schulden, daher er beſchloß, um dieſelben zu tilgen, alle ſeine Güter zu verkaufen; jedoch bot er dieſelben, um ſie dem welfiſchen Geſchlechte zu erhalten, vorerſt ſeinem Neffen, Heinrich XII., zum Kaufe an.

Der Löwe ſchlug zwar ein, zögerte aber, geizig wie er war, mit Erlegung des Kaufſchillings immer fort, hoffend, es werde der alte Oheim inzwiſchen ſterben, in welchem Falle ihm, dem Löwen, die weitläufigen Güter, als nächſtem Erben ohnehin anheimfallen würden.

Allein die Sache kam anders: Welf III. verlor die Geduld und verkaufte nun, zu einem weit höhern Preiſe, ſämmtliche welfiſche Güter an Kaiſer Friedrich den Rothbart, der ſie auf der Stelle in Beſitz nahm.

Dieſes und andere Ereigniſſe veranlaßten zwiſchen den ehemaligen vertrauten Freunden, dem Kaiſer und dem Löwen, eine unſelige Spannung, welche ſich in der Folge als unheilbar darſtellte.

Im Jahre 1171 pilgerte auch der Löwe nach Paläſtina, kehrte aber ſchon nach Jahresfriſt in die Heimath zurück.

Der ſtets unruhige Rothbart ſchickte ſich bald nachher an, die wieder aufrühreriſchen Einwohner der Lombardei zu paaren zu treiben; er forderte als Kaiſer von den deutſchen Fürſten Hülfstruppen, aber vergebens und ſelbſt der ehemals, Friedrichen I. ſo treue Löwe verſagte dem neuen Feldzuge ſeine Theilnahme und Unterſtützung, worauf der Kaiſer gegen die Aufrührer eine Schlacht verlor.

In ſeiner nun in der That ſehr mißlichen Lage lud Friedrich I. den Löwen zu einer Unterredung nach Chiavenna ein, wo der Rothbart den Bayernherzog auf den Knieen um Verſöhnung und Beiſtand anflehte. Der immer nur auf ſeinen Vortheil bedachte Heinrich glaubte dieſe Gelegenheit, ſich für den Verluſt der welfiſchen Familiengüter entſchädigen zu können, benutzen zu müſſen und verlangte als Preis der zu erneuernden Freundſchaft mit dem Kaiſer von demſelben die reiche Stadt Goslar.

Ueber dieſe Eigennützigkeit entrüſtet brach der Kaiſer die Unterhandlung ab. Kaum war die Spannung, in welcher ſich der Bayernherzog mit dem Reichsoberhaupt befand, weltkundig geworden, da erhoben ſich, nun kühner geworden, des ſtolzen Löwen zahlreiche Feinde.

Auf dem nächſten Reichstage klagten viele deutſche Fürſten den Herzog von Bayern ſträflicher Willkühr und muthwilliger Verletzung der Reichsgeſetze halber an; der ſtolze zwölfte Heinrich, zur Verantwortung geladen, verſchmähte zu erſcheinen.

Dennoch mochte Kaiſer Rothbart den Lebensretter und ehemaligen Buſenfreund ſo ſchnell nicht fallen laſſen; er veranſtaltete mit dem Löwen eine geheime Zuſammenkunft in Haldensleben, verſprach die Sache mit den Reichsfürſten zu vermitteln und zur Erreichung dieſes Zweckes und als Schadenerſatz forderte der Kaiſer, billig genug, nicht mehr als 5000 Silbermark.

Ein leichter Griff in die übervollen Geldſäckel und Heinrich XII. wäre gerettet geweſen, allein dazu eben vermochte ſich der Geizige nicht zu entſchließen; er hatte es zu bereuen — denn bald darauf ſah ſich der Löwe mit Reichsacht und Bann belegt.

Euer freundlicher Herr Lehrer meine kleinen Freunde! wird Euch deutlich machen, wie ſchwer ſolche Strafe dazumal ſelbſt Fürſten traf.

Zwar verſuchte der unerſchütterliche, tapfere Löwe, durch der Waffen Gewalt, ſich wenigſtens im Beſitze Sachſens zu behaupten; allein ſein Glück war gewichen; er ſelbſt mußte der Feinde Uebermacht weichen!

Liebe Kinder! in Verwaltung ihres großen oder kleinen Vermögen verſtehen die wenigſten Menſchen hohen oder niedern Standes die goldene Mittelſtraße zu halten. Die Meiſten ſind Geizhälſe oder Verſchwender; beide Theile ſind zu bedauern: der Verſchwender iſt immer leichtſinnig, doch oft nicht ohne edle Anlagen; häufig zeigt der Verſchwender Sinn für Großes und Nützliches; er denkt mitleidig und menſchenfreundlich und ſchadet in der Regel ſich ſelbſt am meiſten; der Geizige dagegen iſt beinahe immer ein fühlloſes Ungeheuer und der Geldſäckel bleibt der einzige Gott, den er erkennt. Ein altes Sprichwort ſagt: „Der Verſchwender betrügt ſeine Erben, der Geizige ſich ſelbſt.“ — Man muß das Seine zu Rathe halten, denn Wohlſtand giebt Unabhängigkeit, der

Güter höchſtes; allein, wo es gilt, Anſtand, Ehre und Wohlthätigkeit darzuthun, iſt Knauſern am unrechten Platze. Darum meine kleinen Freunde! haltet Euch in Eurem künftigen Leben gleich fern von der Verſchwendung, wie vom Geize und Ihr werdet wohl berathen ſeyn.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Wittelsbacher. — Zeitraum vom Jahre 1180 bis 1253, nämlich von den Zeiten Otto des dritten bis zu jenen des ſtrengen Ludwig.

Gott ſchütze Wittelsbach!
Stets rege und ſtets wach,
Ein feſter Hort, ein ſchirmend Dach,
Es pranget Wittelsbach.

Siebzig und drei Jahre bilden demnach einen Zeitraum, von welchem zu erzählen wir uns jetzt anſchicken.

Die drei erſten Herzoge aus wittelsbachiſchem Stamme, welche nacheinander Bayern in dem angeregten Zeitraume beherrſchten, hießen:

1) Otto III. genannt: „der Größere, oder Aeltere.“
2) Ludwig I.
3) Otto IV. genannt: der Erlauchte.

* * *

Zwei Buſenfreunde hatten dem mächtigen und großen Kaiſer Friedrich dem Rothbart gelebt, Heinrich der Löwe und Otto der Wittelsbacher.

Beide waren in einer langen Reihe von Jahren von des Kaiſers Perſon unzertrennlich geweſen; beide hatten an des Rothbarts Seite gekämpft, beide ſich mit unſterblichem Ruhm bedeckt; doch der Löwe wurde treulos, des Wittelsbacher Anhänglichkeit dauerte aus.

Ein eigenes Buch müßte man ſchreiben, wollte man alle die Heldenthaten aufzählen, welche der Wittelsbacher, während vollen dreißig Jahren, in Kaiſers Dienſt, vollbrachte; nur einer einzigen will man hier zur Probe erwähnen.

Als Kaiſer Friedrich I. von ſeinem erſten ſogenannten Römerzug nach Deutſchland zurückkehrte, verſperrten ihm die feindlich geſinnten Veroneſer jene engen Schluchten, zwiſchen dem reißenden Etſchſtrom und ſchroffen Bergwänden, namentlich den Engpaß von Chiuſa. Mit fünfhundert bewährten Kriegern hatte Alberich, ein veroneſiſcher Edelmann, die Höhen beſetzt. Große Baumſtämme und ungeheure Felsblöcke lagen bereit, unfehlbar Mann und Roß zu zerſchmettern, die den Eingang berühren würden.

Das deutſche Heer ſchien verloren — da ſprach der kaiſerliche Rothbart: „An Euch iſt es Pfalzgraf Otto! dieſe Schmach zu rächen“ und das Unglaubliche vollbrachte der heldenmüthige Wittelsbacher. Mit zweihundert tapfern Bayern umgieng er die Felſenwand; ließ die ſieggewohnte Fahne in ſeiner Fauſt wehen und der erſte im blutigen Kampfe tödtete er die beſtürzten Veroneſer oder ſchleuderte ſie hinab in bodenloſe Abgründe. Gerettet war das Heer der Deutſchen.

Nichts war natürlicher, als daß der Kaiſer, nach des Löwen Fall, den treu gebliebenen Freund, Otto von Wittelsbach, auf Bayerns erledigten Herzogſtuhl erhob.

Er, Arnulfs und Luitpolds Nachkomme, der edle Schyre Otto iſt der ſpätere Stammvater unſers jetzt regierenden königlichen Hauſes und die Schyren wurden von nun an häufiger: „Wittelsbacher,“ von ihrer zweiten Stammburg, genannt. — Seitdem hat nimmermehr ein anderes Scepter als jenes der Wittelsbacher über unſer ſchönes Bayern geherrſcht.

Am 10. Oktober i. J. 1180 wurde Otto von Kaiſer Friedrich I. zu Altenburg in Sachſen, in Gegenwart der verſammelten Reichsſtände mit dem Lande Bayern, ſo wie es ehevor der Löwe beſeſſen, belehnt, nachdem dieſelbe Feierlichkeit bereits im July desſelben Jahres in Regensburg ſtatt gefunden hatte.

Das Titelkupfer zum erſten Bande dieſer Erzählungen verſinnlichet jene wichtige und feierliche Handlung. Das Kupfer iſt nach einem der herrlichen Fresco-Gemälden geſtochen, welche auf den Ruf Sr. Majeſtät unſeres hochgefeierten Königs Ludwigs I. mehrere wackere Künſtler in den Bogengängen des königlichen Hofgarten zu München i. J. 1829 ausgeführt und vollendet haben.

Da der Großvater aber nicht nur für die münchner, ſondern für alle bayeriſche Kindlein ſeine Erzählungen niedergeſchrieben hat, glaubt er mit dem ſchönen Bildlein vorzüglich demjenigen Theile ſeiner kleinen Leſer, welcher noch nicht Gelegenheit gehabt hat, die Frescogemälde im k. Hofgarten zu bewundern, ein angenehmes Geſchenk zu machen.

* * *

Otto III. von Wittelsbach, von einigen Geſchichtſchreibern der Größere, von andern der Aeltere genannt, ſchien von der Vorſehung recht eigentlich dazu auserſehen, die Selbſtſtändigkeit und Macht des edlen Schyrenhauſes aufs neue und feſteſte zu begründen, auf daß es unerſchütterlich ſtehen möge bis zum Verfall aller Zeiten.

Feierlichſt wurde, in dieſem Wittelsbacher, ſeinem ganzen Stamme das ewige Erbrecht auf Bayern zugeſprochen, mit dem beſtimmten Zuſatze, daß beim Erlöſchen adelicher Geſchlechter im Mannsſtamme ſtets deren Güter dem Herzoge zufallen und von dem Kaiſer künftig nicht als erledigte Reichslehen betrachtet werden ſollen. Deſſenzufolge gebührte von nun an jedem Bayernherzoge das Recht der Belehnung im ausgedehnteſten Sinn des Wortes; Otto III. übte die höchſte Voigtſchaft über Kirchen und Klöſter, konnte willkührlich ſeine Markgrafen ernennen und nach Gefallen Zölle und Münzſtätten anlegen, wo es in ſeinem Lande ihm beliebte. Das alte Wahlrecht der alten Stände ſtellte ſich von ſelbſt, von nun an, als erloſchen dar; des Herzogthumes innere Verwaltung des Landes gewann an Selbſtſtändigkeit, echtem Gehalte und Feſtigkeit.

Ueberhaupt war Otto III. ein weiſer Regent, ſtrenger Richter und umſichtiger Haushalter; ohne Gewaltthaten wußte er ſein Bayern zu vergrößern; er brachte die reiche Herrſchaft Dachau, ohnweit München, dann den anſehnlichen Ramingau käuflich an ſich. Dieſer Wittelsbacher war es auch, der die Stadt Landshut und Kelheim zu bauen anfieng.

Zu des Landes großem Leidweſen ſtarb der tapfere und beſonnene Otto III. bereits im dritten Jahre ſeiner Regierung.

Bei Ottos III. Tod zählte deſſen Sohn und Nachfolger Ludwig I. kaum neun Lebensjahre. Die Regierung und des unmündigen Prinzen Erziehung lenkte deſſen Stiefmutter, die Herzogin Agnes, eine geborene Gräfin v. Waſſerburg, unterſtützt von weiſen Männern.

Der freiſinger Biſchof Otto überzog Bayern mit Krieg, doch die vaterländiſchen Ritter eilten der verwittweten Herzogin zu Hülfe und ein neuer Kreuzzug, den Kaiſer Rothbart unternahm, endete die Fehde. Der Kaiſer kehrte nicht wieder, er ſtarb in Paläſtina.

Ludwig I. wurde i. J. 1191 mündig erklärt, und wehrhaft gemacht, worauf er die Regierung übernahm.

Mit unruhigen Großen und Nachbaren ſogleich in blutige Fehden verwickelt, mußte Ludwig I. fliehen und das unglückliche Bayern ward abermals von wilden, feindlichen Rotten verwüſtet.

Uebrigens war auch Ludwig I. ein würdiger Regent, der allen Widerwärtigen ſeiner Zeit ſtandhaft trotzte, viele Beſitzungen alter ausgeſtorbener Geſchlechter, nach Kraft der Otton III. verliehenen Vorrechte, mit Bayern vereinigte und endlich ſogar auch die Pfalzgrafſchaft am Rhein erbeigen an Bayern brachte.

Indeſſen hatten, zu des Landes Nachtheil, in

Bayern die Fehden unter den mächtigen und vornehmen Geſchlechtern fortwährend gewüthet. Es war dem rechtlichen Ludwig I. nicht möglich, dieſe großen Uebelſtände vorerſt gänzlich zu heben, aber deren traurige Folgen möglichſt zu beſeitigen, daran dachte er für und für. Deſſenzufolge beſchloß der Herzog vorerſt, den Gewerbfleiß dadurch am ſicherſten aufzumuntern, daß er ihm Schutz verlieh; er zog daher nicht nur um Straubing, Landau, Abach, Reichenhall, Braunau, Aichach und mehrere ſeiner leibeigenen Maierhöfe Mauern und verſah dieſelben mit Thürmen und Thoren, ſondern er vollendete auch den Bau der Stadt Landshut mit dem Schloſſe. — Dieſer war der Anfang des ſtädtiſchen Lebens in Bayern, durch welches ſich, in neuer Weiſe, Kunſt, Wiſſenſchaft, Handel und Gewerbe entwickelten, ob ſchon freilich der Zuſtand der Städte in jener Zeit nur einem ſchwachen Schattenriſſe gegen das vollkommenere Bild zu vergleichen war, welches jene in ſpäterer Zeit darſtellten.

Auch einem Kreuzzuge nach Aegypten wohnte Ludwig I. bei. Auf ſeiner Rückreiſe traf der edle Wittelsbacher zu Meſſina mit dem neuen Kaiſer, Friedrich II., zuſammen. Hier übergab der Kaiſer ſeinen Sohn Heinrich, dem Bayernherzog, der allerwärts für den weiſeſten und ſtaatsklugſten Fürſten ſeiner Zeit galt, zur Erziehung, allein Heinrich, ein aufgeblaſener und charakterſchwacher Jüngling, ſchmiedete alsbald Pläne den eigenen Vater zu verrathen und ſich der Kaiſerkrone zu bemächtigen. Der tapfere Bayernherzog widerſetzte ſich ſolch' ſträflichem Beginnen und als man auf ſeine Worte nicht hören wollte, verließ er alsbald den Hof des elenden Zöglings und zog ſich auf die Burg nach Kelheim zurück.

Des jungen Heinrichs Stolz fühlte ſich tief gekränkt und als nun Ludwig I. eines Tages mit einigen ſeiner Hofleute bei Kelheim auf der Donaubrücke hin und wieder luſtwandelte, trat ihm ein von Heinrichen, des Kaiſers Sohn, geſendeter Eilbote mit einem Schreiben entgegen; während der Herzog las, wurde er von dem Unbekannten meuchlings durchbohrt. Ein alſo trauriges Ende nahm der edle Ludwig I. nach vieljähriger glorreicher Regierung.

Ludwigs I. Sohn und geſetzmäßiger Reichserbe hatte bereits ſeit vier Jahren der Rheinpfalz als Statthalter vorgeſtanden; nun folgte er i. J. 1231 Ludwigen I., als Otto IV., auf Bayerns Thron.

Die Geſchichte nennt dieſen Regenten den Erlauchten, weil ſeine Regierung in ſehr ſtürmiſchen Zeiten fiel, in denen der Fürſt ſich ungemein klug und gemäßiget benahm.

Es fiel König Heinrich, Ludwigs I. Mörder, in Bayern ein und verwüſtete das Land und nach ihm trieb es in gleicher Weiſe Friedrich, der Streitſüchtige, Herzog von Oeſterreich, der ebenfalls Bayern mit Krieg überzogen hatte. Doch im nächſten Jahr trieb der Erlauchte die überlegene Macht des Streitſüchtigen über die Grenze zurück, und der ſchändliche Heinrich wurde von ſeinem mit Recht erzürntem Vater, Kaiſer Friedrich II., aller Würden entſetzt und feſtgenommen; der Verräther ſtarb in ſeinem Kerker zu Neapel.

Auch Otto IV. gerieth mit dem freiſinger Biſchofe in Grenz- und andere Streitigkeiten und mußte, nach des Kaiſers Spruch, demſelben Entſchädigungen bezahlen, indeſſen vereinigten ſich dennoch viele glückliche Umſtände des Erlauchten Habe zu mehren und ſeine Länder zu vergrößern. Zu der rheiniſchen Pfalz waren die Herrſchaften Mosbach, Waldorf und Siezheim, die Hälfte der Grafſchaft Katzenellenbogen und die Vogtei über das Kloſter Lorch gekommen; mit Bayern aber vereinigten ſich die erledigten Lehen der letzten Grafen von Valey, von Bogen und Waſſerburg, dann die von Friedrich II. als Reichslehen ertheilten Grafſchaften Schärding, Neuburg am Inn u. a. m.

Leider aber geriethen ſpäter der Herzog und Bayern in den päpſtlichen Bann. Dieſer unſelige Umſtand drückte ſchwer das fromme, gläubige Land und verwickelte den Erlauchten in mancherlei Verdrießlichkeiten und Fehden.

Uebrigens blieb Otto unter allen Verhältniſſen des bayeriſchen Volkes zuverläſſiger Schirm und Hort, führte weiſen und beſcheidenen Haushalt, ließ ſich das Emporkommen der Städte angelegen ſeyn und erweiterte das von ihm ſelbſt erbaute Dingolfing. Aus dieſem ſchönen Wirkungskreiſe rief ihn i. J. 1253 ein plötzlicher, durch Schlagfluß herbeigeführter Tod ab.

Während dieſe drei erſten Regenten aus wittelsbach'ſchem Stamme herrſchten, wurde in Bayern die Leibeigenſchaft noch ſeltener und das Loos der Leibeigenen milder und weniger drückend. Dadurch gewannen Bevölkerung und Landbau. Auf gehaltreiche Münzen wurde geſehen, geringe kamen in ſchlechten Ruf. — Die Baukunſt rief jene herrlichen, im ſogenannten gothiſchen Geſchmacke aufgeführten Tempel in's Leben, deren Anblick meine guten Kinder! uns heute noch mit Ehrfurcht erfüllt. Die Tonkunſt wurde nach feſtern Regeln geübt und die Sternkunde fleißiger getrieben — überhaupt kamen Kunſt und Wiſſenſchaften immer mehr empor.

Sechzehntes Kapitel.

Die gemalten Ritter als Zeugen.

Es liegt die Liſt in der Natur der Schlange,
Sie macht dem guten Menſchen weh
und bange.

Als der Bayernherzog Ludwig I. aus dem Hauſe Wittelsbach — von deſſen Thaten und Schickſalen ich Euch meine kleinen Freunde! im vorigen Kapitel Einiges erzählt habe — ein junger Fürſt noch war, ritt er einſt zur Kurzweil nach dem Schloſſe Bogen, welches ohnweit Straubing gar anmuthig an den Ufern der Donau belegen war, wo auch heutigen Tages noch ein ſchöner, großer Marktflecken ſteht und daneben auf einem hohen Berge die berühmte Wallfahrtskirche.

In jenem Schloſſe hauſete Ludmilla, die junge, geiſtreiche und ungemein ſchöne Wittwe des Grafen Adelbert von Hohenbogen; ſie war eines böhmiſchen Königs Tochter.

Der Herzog fand großes Gefallen an Ludmillen, welches dieſe recht wohl bemerkte.

Eines Tages ſaß Ludwig I. in freundlichem Geſpräche mit der jungen Gräfin im Prunkſaale auf Hohenbogen. Es ſtand, wie zufällig, im Saale eine ſogenannte ſpaniſche (tragbare) Wand, auf welcher drei Ritter in Lebensgröße gemalen waren.

Plötzlich unterbrach die Gräfin, wie im Scherze, das Geſpräch mit den Worten: „Wohlan denn Herr Herzog! wenn Ihr es denn gar ſo gut und ehrlich mit mir vermeinet, wie Ihr immer ſprecht, ſo gelobet mir vor dieſen drei edlen Rittern hier, daß Ihr mich heim führen wollet in Eure Fürſtenburg als Euer eheliches Gemahl.“

Der Herzog ſchwur, aber alsbald traten hinter der hohen ſpaniſchen Wand drei lebende edle Ritter hervor, welche ſich als gültige Zeugen vor ihrem fürſtlichen Gebieter neigten.

Ludwig nahm zwar den kühnen Scherz nicht zum beſten auf, dennoch aber führte er, ſeinem Worte treu, bald darauf die böhmiſche Königstochter, den Schmuck der Frauenwelt jener Zeit, als ſein eheliches Gemahl nach Kehlheim.

Ludmillas Wunſch des tapfern und edlen Bayernherzogs Gemahlin zu werden, war nun an und für ſich kein ſtrafbarer, allein die Art und Weiſe, wie die Gräfin ſolchen Wunſch in Erfüllung zu bringen ſuchte, bleibt nicht lobenswerth. Denn ein Mal wurde dadurch das Zartgefühl verletzt und dann darf man keine Liſt anwenden, um die Menſchen zu bewegen, in unſere Wünſche einzugehen. Ehrlich, offen und gerade lieben Kinder! muß man in allen Dingen zu Werke gehen; bei dem ſogenannten ſchönen und ſchwachen Geſchlechte, wie man die Frauen zuweilen nennt, läßt ſich derlei noch eher entſchuldigen, allein der Mann von echtem bayeriſchen Schrott und Korn macht ſich nimmermehr eines liſtigen oder ränkevollen Betragens ſchuldig.

Siebzehntes Kapitel.

Schreckliche Folgen des Jähzornes und der Rachſucht.

Des Feuers rothe Glut,
Des grauſen Mordes Blut,
Bricht ſelbſt des Mannes Muth.

Ein Vetter unſeres Ludwig I., Pfalzgraf Otto VIII. von Wittelsbach, war der innigſte Freund des deutſchen Kaiſers Philipp, der kühnſte und glücklichſte Streiter für deſſen Sache, allein dabei ein ungemein heftiger und jähzorniger Mann.

Philipp hatte verſprochen ſeine Tochter Kunigunde dem Wittelsbacher zu ehelichen, allein der Kaiſer wurde wortbrüchig und vermählte Kunigunde mit Wenzeslaw, Böhmens König.

Wüthend über die ihm widerfahrene Beleidigung mochte Otto nicht länger an des falſchen Philipp Hof weilen, und gedachte, denſelben verlaſſend, um die Hand einer polniſchen Fürſtin zu werben; zu welchem Zwecke er ſich vom Kaiſer Empfehlungsſchreiben an den polniſchen Hof erbat und dieſelben auch erhielt.

Der Wittelsbacher trat ſeine Reiſe an; er hatte des Kaiſers Brief unter ſeinem Bruſtharniſche verwahrt, allein vom raſchen Ritte hatte ſich deſſen Siegel gelöſet. Otto, wohl nicht mit Unrecht gegen den Kaiſer Mißtrauen hegend, warf einen Blick in das Pergamentblatt, welches der Zufall geöffnet hatte — o Himmel! es war kein Empfehlungs- ſondern ein ſchnöder Verläumdungsbrief.

Des Wittelsbachers Wuth kannte keine Grenze; nach Rache dürſtend wendete er ſein Pferd und jagte mit verhängten Zügeln nach Bamberg zurück, wo Kaiſer Philipp gerade Hof hielt.

Ohne Waffen und unaufgehalten drang Otto in die kaiſerliche Burg, denn man kannte in ihm ja bisher nur Philipps treueſten Freund und kräftigſte Stütze.

Der Wittelsbacher hatte im Vorgemache einem Söldner von der Leibwache das kurze Schwert entriſſen und dasſelbe über dem Haupte ſchwingend trat er in Philipps Gemach.

Der Kaiſer befand ſich mit ſeinem Kanzler und zwei andern Hofherrn gerade beim Brettſpiele und über des Wittelsbacher unvermutheten Eintritt und drohende Gebehrden erſchrocken, fragte er ſtammelnd: was dieſes zu bedeuten?

Mit furchtbar erhobener Stimme ſchrie Otto: „Die Stunde hat geſchlagen, welche deine Falſchheit ſtrafen wird" — und ein entſetzlicher Hieb mit dem Schwerte, geführt von des Wittelsbachers rieſenſtarker Fauſt, ſtreckte den unglücklichen Philipp ſogleich todt zu Boden.

Der feige Kanzler verkroch ſich unter den Tiſch, allein der gegenwärtige Truchſes von Waldburg eilte nach der Thüre um Lärm zu machen, aber auch dieſer treue und beſonnene Diener ſank, von des wüthenden Otto Schwerte getroffen, lautlos zu Boden. Der Wittelsbacher warf ſich auf einen flüchtigen Renner und entfloh.

Philipps Ermordung erfüllte die ganze Chriſtenheit, ſelbſt ſeine Feinde, Hohe und Niedrige, mit Abſcheu. Der Pfalzgraf ward von dem neuen Kaiſer in Acht und Oberacht erklärt; Herzog Ludwig I. von Bayern aber, der ſtreng rechtliche Fürſt, übernahm — die Schmach, welche das edle wittelsbacher Geſchlecht befleckt hatte, zu ſühnen — ſelbſt die Vollſtreckung eines Theiles der Acht, verbrannte und zerſtörte ſeines Vetters Schlöſſer.

Der unglückliche Otto von Wittelsbach irrte lange flüchtig umher, bis ihn endlich Heinrich Kalatin, unweit der wittelsbachiſchen Burg Niederſtrang zu Oberndorf überraſchte, in Folge der kaiſerlichen Oberacht ungeſtraft ermordete und deſſen abgeſchlagenes Haupt bei Abach in die Donau werfen ließ.

Otto von Wittelsbach war früherhin ein redlicher, biederer und allgemein hochgeſchätzter Ritter geweſen, allein der an Philipp verübte Meuchelmord hat ihm die Achtung der Welt für immerhin geraubt. Mit Otto war die Nebenlinie der Wittelsbacher ausgeſtorben.

Laſſet nimmermehr in Euch den Zorn über Hand nehmen guten Kinder! und wenn Ihr das Unrecht, welches Euch je zugefügt werden ſollte, auf erlaubtem und rechtmäßigem Wege nicht beſeitigen könnt, ſtellt Eure Sache Gott anheim, denn in der That bleiben die Folgen ſchrecklich und ſind nicht mehr zu berechnen, wenn wir uns dem blinden Jähzorn und der Rachſucht überlaſſen, Leidenſchaften, welche Menſchen, leider nur zu häufig! herabwürdigen zum unvernünftigen Geſchlecht der Thiere.

Achzehntes Kapitel.

Die Zeiten Ludwigs des Strengen. Zeitraum von 1253 bis 1294.

Man kennt den Hahn an ſeinem Kamm,
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Dieſer Zeitraum umfaßt deſſenzufolge ein und vierzig Jahre.

Otto IV. hinterließ zwei mündige Söhne. Als der Erlauchte hinüberging in ein beſſeres Leben, befand ſich nur Ludwig, der Erſtgeborene, an des trefflichen Vaters Sterbbette. Heinrich, der Jüngere, weilte gerade bei ſeinem Schwiegervater dem Ungarnkönig Bela.

Heinrich begab ſich nach erhaltener Trauerkunde in die Heimath zurück und beide Brüder übernahmen die Regierung Bayerns gemeinſchaftlich, denn die Erſtgeburt gab dazumal noch keinen Anſpruch auf die Alleinherrſchaft.

Die Brüder waren, wie wir noch des Näheren vernehmen werden, ſehr ungleicher Gemüthsart, und da ſie ſich demnach nicht wohl mit einander vertragen konnten, entſchloſſen ſie ſich nach zwei Jahren, Bayern untereinander zu theilen.

Ludwig der ältere erhielt die Pfalzgrafſchaft am Rhein, dann München und Ingolſtadt u. m. a.; er nannte ſich Herzog von Oberbayern und wählte München zu ſeinem Sitze. Heinrichen fiel Landshut, Burghauſen, Reichenhall, Oetting, Kelheim, Cham u. a. zu; er hieß Herzog in Niederbayern und Landshut wurde ſeine Reſidenz; er nannte ſich auch Heinrich VIII.

Es hatte ſich demnach in Bayern vor der Hand eine doppelte Regentenreihe gebildet, welche ſich in dem angegebenen Zeitraume alſo darſtellte:

Oberbayern.	Niederbayern.
1) Ludwig II. der Strenge.	1) Heinrich XIII. und nach ſeinem i. J. 1290 erfolgten Tode deſſen Söhne.
	2) Otto V., Ludwig und Stephan I.

Herzog Ludwig hatte ſich gleich in den erſten Jahren ſeiner Regierung einer ſchaudererregenden That ſchuldig gemacht, von welcher Euch gute Kinder! der Großvater im nächſten Kapitel erzählen wird, nachdem aber ſchmerzliche Erfahrung und reiferes Alter ſein wild brauſendes Blut etwas abgekühlt hatten, wurde der Herzog einer der weiſeſten, gerechteſten und tugendreichſten Regenten ſeiner Zeit. Er herrſchte in Recht und Frieden, Niemanden mehr furchtbar als den Feinden der Ruhe und öffentlichen Sicherheit. Fünfzig Raubritter ließ er an einem Tage hinrichten, deshalb hieß man ihn den Strengen, während er nur gerecht war. Weltliche und geiſtliche vornehme Herren unterwarfen ſich willig des Herzogs ſtets weiſem und gerechten ſchiedrichterlichen Spruche.

Seine Haupt- und Reſidenzſtadt brachte der ſtrenge Ludwig ungemein empor. Er erbaute ſich daſelbſt in der heutigen Fürſtenfelder Straße eine ſchöne Burg, beförderte Handel, Gewerbe und Bevölkerung und errichtete Kirchen und Krankenhäuſer.

Heinrich XIII., Herzog in Niederbayern, war dagegen ein argwöhniſcher, verſchwenderiſcher, unruhiger und unbeſtändiger Fürſt. Eiferſüchtig ob des Anſehens, welches ſein Bruder, der ſtrenge Ludwig, genoß, glaubte Heinrich ſtets bei der Ländertheilung verkürzt worden zu ſeyn; er ſuchte daher ſeinen edlen Bruder ſtets zu necken und zu ärgern und dieſer unlöbliche Geiſt gieng dann leider auch auf die wechſelſeitigen Unterthanen über.

Plötzlich verlangte Ottokar, König von Böhmen, der unruhigſte Fürſt ſeiner Tage, von dem Herzoge in Niederbayern, ohne allen Fug und

Recht, Neuburg am Inn und Schärding zurück, mit denen nach der Andechſer Tode das Haus Wittelsbach belehnt worden war. Nachdem man dieſes unbillige Anſinnen zurückgewieſen hatte, fiel Ottokar in Niederbayern ein und verwüſtete das Land. Doch nun ſtanden die ſtets tapfern Bayern in Maſſe auf, der ſtrenge Ludwig eilte mit bewährten Schaaren zu des bedrängten Bruders Hülfe herbei und Ottokar zog ſich zurück, doch von den, Rache dürſtenden Bayern verfolgt, erlitt er bei Mühldorf eine empfindliche Niederlage; viele tauſend Böhmen fanden ihr Grab in den Fluthen des Inn und Ottokar mußte den Herzog von Niederbayern entſchädigen.

Der alſo gewarnte Heinrich benützte den darauf folgenden Frieden, ſeine Grenzen gegen den wilden Ottokar mehr zu ſichern und Braunau zu befeſtigen.

Nichtsdeſtoweniger griff der Böhmenkönig i. J. 1266 Niederbayern von Neuem, im Vereine mit den Biſchöfen von Salzburg und Paſſau, von mehreren Seiten an. Ottokar drang bis Regensburg, hatte aber das Land dermaßen verwüſtet, daß er dem Hunger weichen und ſeine Schaaren nach Böhmen zurückführen mußte.

Viele Opfer fielen noch der wechſelſeitigen Rachſucht; Städte und Klöſter loderten in Flammen auf, bis es endlich dahin kam, daß zwiſchen Ottokar und Heinrich XIII. ein Frieden vermittelt wurde.

Inzwiſchen war der deutſche Kaiſer Richard i. J. 1271 mit Tod abgegangen und es erfolgte ein zweijähriges Interregnum oder Zwiſchenreich.

Euer freundlicher Herr Lehrer, meine kleine Freunde! wird ſo gütig ſeyn, Euch zu erklären, was man eigentlich unter einem Zwiſchenreich verſteht.

Die Churfürſten konnten lange nicht darüber einig werden, wen ſie zum Kaiſer erwählen ſollten und überließen endlich die Entſcheidung dem ſtrengen Ludwig II., Herzog von Oberbayern, der, als Pfalzgraf am Rhein, bisher ruhmwürdig die Verwaltung Deutſchlands, während des Zwiſchenreichs nämlich, geführt hatte.

Der Strenge erhob nun durch ſein Wort i. J. 1273 Rudolphen, Grafen von Habsburg zu Frankfurt auf den erhabenen Thron der Deutſchen und vermählte ſich mit des neuen Kaiſers Tochter Mathilde.

Nach dem bereits Erzählten hätte man nicht glauben ſollen, Herzog Heinrich in Niederbayern würde je mit dem Böhmenkönig gemeinſame Sache machen und dennoch geſchah dem alſo.

Ottokar, welcher ſelbſt nach der deutſchen Kaiſerkrone geſtrebt hatte, verſchmähte die Anerkennung des Habsburger und wußte durch Spendung großer Geldſummen und noch größerer Verſprechungen den ſchwachen Herzog Heinrich in ſein Intereſſe zu ziehen, der ohnehin jede Gelegenheit gerne ergriff, ſeinen edlen Bruder Ludwig zu necken und zu ärgern, gegen deſſen Anſehen im Reich er unaufhörlich mißgünſtig blieb.

Sowohl der Böhmenkönig als der niederbayeriſche Herzog weigerten ſich ſofort hartnäckig den neuen Kaiſer anzuerkennen und ihm den gewöhnlichen Huldigungseid zu ſchwören.

Gegen beide widerſpenſtige Fürſten wurde die Reichsacht erkannt und der Habsburger ſetzte ſich an die Spitze eines ſtarken Reichsheeres um dieſelbe in Perſon zu vollſtrecken; der ſtrenge oder vielmehr, gerechte Ludwig ſah ſich gezwungen gegen den eigenen Bruder zu Felde zu ziehen.

Mit Macht wurde vorerſt Niederbayern angegriffen und der ſchwache Heinrich XIII., von Ottokar im Stiche gelaſſen, mußte unterliegen. Schlecht möchte es dem Herzog gegangen ſeyn, wenn nicht ſein großmüthiger Bruder bei dem Kaiſer für ihn Vorbitte gethan, ſo aber ließ es Kaiſer Rudolph bei Heinrichs Schwur, mit Ottokaren brechen zu wollen und dann mit Erlegung eines ſtarken Darlehens bewenden. — Zur feſtern Beſiegelung des Bundes erhielt Otto, Heinrichs XIII. älteſter Sohn, die Hand Katharinens, des Habsburgers Tochter.

In der Folge mußte ſich auch der Böhmenkönig dem Kaiſer Rudolph beugen, doch ergriff der nimmer raſtende Ottokar noch ein Mal die Waffen, verlor aber in einer unglücklichen Schlacht gegen den Habsburger Krone und Leben.

Es wurde offenbar, daß Heinrich XIII. ſich abermals mit Böhmens König in einem geheimen Verſtändniſſe befunden, doch erlangte Niederbayerns Herzog, nachdem er einige Opfer gebracht, von dem Kaiſer wieder Verzeihung.

Die Herzoge in Ober- und Niederbayern vermehrten indeſſen beiderſeits durch Kauf, Erbſchaft und Lehnfälle ihre Hauslande verſchiedentlich und ſehr anſehnlich; beſonders kam aber die Erbſchaft zu Statten, welche ihnen nach dem Tode des unglücklichen Konradin von Hohenſtaufen zufiel, von der zu erzählen der Großvater im zwanzigſten Kapitel Veranlaſſung nehmen wird.

In den alten wie in den neuen Ländern bewahrten die Herzoge treulich die alten Rechte und Gebräuche und reiſeten von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg, um die Verwaltung und Treue ihrer Diener zu prüfen; der ſchwache dreizehnte Heinrich aber blieb gegen den edlen Bruder gehäſſig bis an ſein Ende. Der niederbayeriſche Herzog ſtarb am 4. Hornung i. J. 1290 auf ſeinem Bergſchloſſe zu Burghauſen.

Heinrich XIII. hatte drei Söhne hinterlaſſen;

ſie nannten ſich: Otto V., Ludwig III. und Stephan I.; ein vierter Prinz, Heinrich, war ſchon früher geſtorben, auch Ludwig wurde in des Lebens Blüthe dahingerafft und es bleibt uns daher nur von Otto und Stephan Einiges zu erzählen übrig.

Der ſterbende Vater hatte den Söhnen befohlen Niederbayern, wenigſtens die erſten vier Jahre nach ſeinem Tode, nicht zu theilen und ſie ehrten ſeinen Willen. Otto — unter den bayeriſchen Herzogen dieſes Namens der fünfte *) — übernahm vorerſt allein die Regierung, aber ja wohl paßte auf ihn das häufig anwendbare Sprichwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm" denn der junge Herzog war ganz ſeines Vaters Ebenbild: er ſtrebte immer nach hohen Dingen, aber ihm fehlte die Kraft ſie zu erreichen und dem oberbayeriſchen Hauſe blieb er abhold und gehäſſig, wie demſelben Heinrich XIII. geweſen.

Jener feindſelige Geiſt der Herrſcher hatte ſich immer mehr und mehr auch wechſelſeitig den Herzen der Unterthanen mitgetheilt. Ober- und Niederbayern hatten vergeſſen, daß ſie Zweige desſelben

---

*) Die meiſten bayeriſchen Geſchichtſchreiber nennen ſeltſam genug dieſen Otto, den dritten, da doch ſchon deſſen Großvater Otto (der erlauchte) der vierte geheißen hatte.

Stammes waren. Die Beamten bedienten ſich der trotzigen Sprache des Herrn und begünſtigten die Blutrache der Unterthanen.

Dieſer Uebelſtand bewog gleich nach ſeines Bruders Tod den weiſen und ſtrengen Ludwig ſich mit ſeinem Neffen, dem nunmehrigen Herzog von Niederbayern Otto V. freundlich zu benehmen und die alten Händel zu ſchlichten.

Indeſſen war Kaiſer Rudolph der Habsburger geſtorben. Ludwig der Strenge hatte während des Zwiſchenreiches wieder die Verwaltung zu übernehmen und legte deſſenzufolge die Zügel der Regierung über Oberbayern in ſeines älteſten Sohnes Hände, welcher ebenfalls Rudolph hieß. Dieſer unerfahrene erſt ſiebenzehnjährige Jüngling gerieth ſogleich mit der nahen Stadt Augsburg in Streit und während er ſich anſchickte dieſelbe zu bekriegen, kündigte ihm ſein Vetter Otto V. in Niederbayern Fehde an.

Der junge Rudolph wußte ſich nicht mehr zu helfen, da eilte der ſtrenge Ludwig vom Rheine herbei, vermittelte den Streit mit den Augsburgern und ſchüchterte die niederbayeriſchen Vettern durch ſein Anſehen ein.

Jetzt zog der unbeſonnene Otto V. gegen Albrecht von Oeſterreich, den Sohn des verſtorbenen Rudolph von Habsburg, doch ſchimpflich mußte der niederbayeriſche Herzog die Flucht ergreifen und Ludwig der Strenge hatte neuerdings zu vermitteln.

Bei der Kaiſerwahl ſtimmte Ludwig, aus alter Anhänglichkeit zum Hauſe Habsburg für den jungen Albrecht von Oeſterreich, doch er wurde überſtimmt und Adolph von Naſſau wurde Kaiſer. Dieſer war deshalb anfangs dem Herzog zu Oberbayern gram, doch der kluge Ludwig wußte ihn zu verſöhnen. Der Naſſauer lud endlich den ſtrengen Ludwig ſogar zu einem freundſchaftlichen Beſuche ein, allein der Herzog erkrankte unter Weges und ſtarb auf der Burg zu Heidelberg mit der frommen Ruhe eines wahrhaft edeln und weiſen Mannes.

Neunzehntes Kapitel.

Schaudervolles Ende der jungen oberbayeriſchen Herzogin Maria von Brabant.

Das Leben iſt der Güter **höchſtes** nicht,
Der Uebel **größtes** bleibt — die **Schuld**.

* * *

Ludwig der **Strenge** war zu Anfang ſeiner Regierung, kaum zwei Jahre lang, vermählt mit **Maria**, Tochter des **Herzogs von Brabant**, einer ungemein reitzenden und liebenswürdigen Dame.

Es zog zu jener Zeit der Strenge an den Rhein; während deſſen weilte **Maria** in dem damals noch hohenſtaufiſchen Schloſſe **Werd** — dem heutigen **Donauwörth** — bei der verwittweten Kaiſerin **Eliſabeth**, einer Schweſter des ſtrengen **Ludwig**.

Der jungen Herzogin wurde in dem einſamen Schloſſe bald Zeit und Weile lang und ſie ſchrieb daher ihrem fürſtlichen Gemahl und bat denſelben, zurückzukehren vom Rhein und zu eilen in ihre Arme.

Im Gefolge Ludwigs befand ſich aber Heinrich von Hirſchau, des Herzogs Feldhauptmann, ein gar feiner, tapferer und ſtattlicher Ritter und daher von der Herzogin mit Recht hochgeachtet und wohlgelitten von allen Dienern ihres Herrn.

Auch an den Ritter Hirſchau ſandte Maria zugleich einen freundlichen Brief, in welchem ſie ihm aufgab, den Herzog zur Rückreiſe zu bewegen. Roth war das Schreiben an den ſtrengen Ludwig, ſchwarz jenes an den Ritter geſiegelt, damit der des Leſens unkundige Bote die Brieſe nicht verwechſeln ſollte.

Dennoch gerieth das für Hirſchau beſtimmte Blatt in des Herzogs Hände, neugierig las er, deutete der Gemahlin Worte an den Feldhauptmann falſch und ein ſchrecklicher Argwohn ſtieg in des Fürſten Seele auf; bald hielt er es für zweifellos, daß ſeine Gattin eines ſchweren Verbrechens ſchuldig ſey. Jetzt bemächtigte ſich eine Art Wahnſinns des Herzogs; er ſtieß dem unſeligen Boten das Schwert in die Bruſt, warf ſich auf ſein ſchnellſtes Pferd und jagte Tag und Nacht die Straßen lang:

Daß Kies und Funken ſtoben
Und Roß und Reiter ſchnoben.

Endlich erreichte Ludwig die Burg Werd; der ihn empfangende Burgvogt mußte von ſeiner Hand ſterben; die erſte auf der Schloßtreppe ihm begegnende Kammerfrau der Herzogin traf ein gleiches Schickſal; vier andere Zofen ließ er von den Zinnen des Schloſſes herniederſtürzen und endlich die unglückliche junge Herzogin durch Henkershand im Schloßhofe enthaupten.

Nicht wahr Kinder! Euch hat die Anhörung dieſer ſchrecklichen Geſchichte mit Entſetzen erfüllt? — ſeht — abermals ein Beiſpiel, wohin Jähzorn ſelbſt treffliche Menſchen führen kann.

Dieſer war der einzige aber freilich ein Grauſen erregender Fehler, den ſich der ſtrenge Ludwig, während ſeiner Regierung, zu Schulden kommen ließ. Aber Kinder! ſchreibt Euch die folgende große Wahrheit in die Seele: ein einziger grober Fehler reicht hin uns um die Achtung der Jetzt- und Nachwelt zu betrügen und eine einzige verübte Schandthat pflanzt einen ſchmerzlich nagenden Wurm in unſer Herz, von dem nur der Tod befreit und nach dieſem Leben noch harrt unſer die Strafe am höchſten Richterſtuhle des Allmächtigen.

Ludwig fand bald Gelegenheit ſich von der höchſten Unſchuld ſeiner grauſam hingemordeten Gattin zu überzeugen. Des Fürſten Schmerz war grenzenlos; er vergoß unzählige Thränen der Reue; ſein Haar bleichte ſich in einer einzigen Nacht und nimmermehr konnte der Unglückliche recht von Herzen fröhlich ſeyn.

Papſt Alexander ſprach den Herzog von der

Blutſchuld ledig und Marias Schatten zu verſöhnen erbaute der ſtrenge Ludwig das ſchöne Karthäuſerkloſter Fürſtenfeld nächſt München und vollbrachte noch mehrere andere preißenswerthe Werke ſtrenger und verdienſtlicher Buße.

Zwanzigſtes Kapitel.

Schickſale des unglücklichen jungen Konradin von Hohenſtaufen.

Nur kurz, doch unbefleckt es war ſein Erdenwallen,
Der wilden Rache Opferlamm — iſt er gefallen.

Es iſt ſchon abermals wieder eine traurige Geſchichte meine guten Kinder! welche der Großvater im Begriffe ſteht Euch mitzutheilen, wie denn überhaupt die ganze Weltgeſchichte mehr düſtern als muntern Stoff darbiethet, denn die Weltgeſchichte iſt nichts anderes als ein fortlaufendes Regiſter wilder und aufgeregter menſchlichen Leidenſchaften, die bei weitem öfter Schlimmes als Gutes ſtiften.

Am Hofe Ludwigs des Strengen lebte ſeine ſchon im vorigen Kapitel erwähnte Schweſter Eliſabeth, Wittwe des Kaiſers Konrad von Hohenſtaufen. Mit der Sorgfalt einer zärtlichen Mutter erzog ſie ihren einzigen Sohn Konradin, den rechtmäßigen Erben der beiden Kronen Neapel und Sicilien und auch der ſtrenge

Ludwig ließ ſich die nach Ritterſitte eingerichtete Erziehung ſeines Neffen angelegen ſeyn.

Er war aber auch ein herrlicher Knabe dieſer Konradin; voll Geiſtesanlagen, dabei unermüdet fleißig, ſanft, beſcheiden, fromm und im höchſten Grade wahrheitsliebend — daher den jungen Hohenſtaufen Jedermann liebte! wie auch Euch kleine Freunde! gewiß Jedermann lieben wird, wenn Ihr alſo thut wie Konradin.

Während Konradins Minderjährigkeit hatte ſich, ganz und gar widerrechtlich, Karl von Anjou, der Bruder des Königs von Frankreich, des Thrones von Neapel und Sicilien bemächtiget, allein kaum hatte der edle junge Hohenſtaufen ſein ſechzehntes Lebensjahr angetreten, da erſchienen Botſchafter aus Neapel am bayeriſchen Hofe und forderten ſehnſuchtsvoll ihren rechtmäßigen jungen König und Herrn; die Städte der Lombardei ſicherten Hülfe zu, ſo daß Ludwig der Strenge und ſeine Schweſter Eliſabeth nicht länger den Bitten der Neapolitaner zu widerſtehen vermochten und den blühenden Jüngling über die Alpen nach Italien ziehen ließen. Von Verona aus verfolgte Konradin an der Spitze einer muthigen Schaar ſeinen Marſch durch die Lombardie; der junge Prinz, Friedrich von Baden, wich, als treuer Jugendfreund, dem rechtmäßigen Thronerben Neapels nicht von der Seite.

Jubelnd und freudevoll empfiengen Italiens

Völker den liebenswürdigen Hohenſtaufen, Sicilien erhob ſich in ſeinem Grimme gegen die Tyrannei des übermüthigen Anjou und ſelbſt Roms Bürger ſchloſſen mit Konradin ein Bündniß.

In der Ebene von Tagliacozzo kam es zur Schlacht und Karl von Anjou blieb Sieger; der unglückliche Konradin wurde gefangen und vom Tyrannen zum Tode verdammt.

Auf dem Blutgerüſte warf der junge Hohenſtaufen den Mantel von ſich und rief, nachdem er gebethet, wehmüthig aus: „Arme Mutter! welcher Schmerz wird über dich kommen, wenn du deines Sohnes Schickſal vernehmen wirſt" — hierauf zog Konradin den Handſchuh von ſeiner Rechten und ſchleuderte ihn unter das weinende Volk; mit Faſſung und frommer Ergebung in des Allerhöchſten unerforſchlichen Willen erduldete der beklagenswerthe Jüngling den Tod durch Henkers Hand.

Alſo endete der letzte der Hohenſtaufen, deſſen Väter länger als hundert Jahre die deutſche Krone getragen.

Nur ſein gutes Recht hatte Konradin verfolgt, keines Verbrechen ſich ſchuldig gemacht; rein wie ein fleckenloſer Spiegel lag ſein kurzes Leben vor ihm, darum ſtarb der Jüngling auch mit hoher Ruhe, denn ein gutes Gewiſſen allein verleihet Kraft mit Gleichmuth dem Tode in die Augen zu ſchauen.

Weihet dem Schickſale des armen, guten Konradin immerhin eine Thräne lieben Kinder! eine ſolche Thräne fließt als Eures unverdorbenenen jungen Herzens Bürge.

Vor ſeinem Abſchiede aus Bayern hatte Konradin ſeinem Oheime von mütterlicher Seite, dem ſtrengen Ludwig nämlich und Heinrich XIII., auf den Fall zu Erben ſeiner Güter und Lehen in Deutſchland eingeſetzt, daß er nicht mehr wiederkehren ſollte.

Heinrich erhielt die Herrſchaften Floß, Parkenſtein, Weiden und Adelnburg; der ſtrenge Ludwig dagegen die Stadt Amberg, das Schloß Hohenſtein, die Vogteien Vilseck, Auerbach, Hersbruck, Neumarkt, Weiden u. a. m.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Rudolph I. und Ludwig IV. in Oberbayern und Otto V. mit ſeinen Brüdern in Niederbayern. — Zeitraum von 1294 bis 1313.

Die junge Krone fiel von ſeinem Haupte,
Als ſich der arme Fürſt geborgen glaubte.

Da die Aufſchrift dieſes Kapitels ohnehin andeutet, wer in dieſem Zeitraume, der nur neunzehn Jahre in ſich begreift, über die verſchiedenen Länder unſeres Vaterlandes herrſchte, vermögen wir lieben Kinder! nun ſogleich zur eigentlichen Erzählung überzugehen, welches in ähnlichen Fällen immer ſo und nicht anders gehalten werden ſoll.

Der ſtrenge Ludwig hatte zwei Söhne hinterlaſſen und der eine, Rudolph I., übernahm vorerſt allein die Regierung über Oberbayern, da ſein Bruder Ludwig, bei des Vaters Tode noch nicht viel älter war, als Ihr ſelbſt meine lieben Enkel! ſeyd — und daher noch unmündig blieb.

Die Mutter der beiden Prinzen, Herzogin Mathilde, wie Ihr Euch noch erinnern werdet, eine Tochter Kaiſer Rudolphs von Habsburg ſendete ihren Liebling, den kleinen Ludwig, nach Wien, wo er an ihres Bruders Albrechts, Herzogs von Oeſterreich Hof, eine ſtandesgemäße, treffliche Erziehung erhielt. Hier ſchloß Ludwig IV. mit Friedrichen, Albrechts Sohn, jene Jugendfreundſchaft, von deren merkwürdigen Folgen ich Euch liebe Kinder! noch Manches werde erzählen können.

Oberbayerns nunmehriger Herrſcher, Rudolph I., war leider ein junger Mann, den mancher gerechte Vorwurf traf; der Herzog zeigte ſich ſtets als ein unruhiger, ſchwacher, argwöhniſcher, verſchwenderiſcher und oft ſelbſt als ein grauſamer Fürſt.

Gleich im erſten Augenblicke ſeiner Regierung nahm Rudolph I. die Fehde gegen die Augsburger wieder auf, die ihm keinen Gewinn, dem Lande dagegen großen Schaden brachte und mächtige bayeriſche Geſchlechter entzweite, deren langer Streit neues, großes Unheil förderte.

Gegen ſeine Frau Mutter, die Herzogin Mathilde, benahm ſich der neue Regent ſehr unehrerbiethig und ſtolz; er entfernte ſie von ſeinem Hofe und wies ihr ein eigenes Gebieth an der Donau ein.

Herzogin Mathilde war, wenn auch eine etwas ſtolze, aber dennoch eine großmüthige, rechtliche und kluge Fürſtin. Sie wirkte viel Gutes, begabte die Klöſter Fürſtenfeld und Polling reichlich und ſtellte in dem reichen Kloſter Dieſſen die unterbrochen geweſene gute Ordnung in der Verwaltung wieder her. Gerne hätte die hochſinnige Habsburgerin eine gleiche gute Ordnung in allen Dingen und in ganz Bayern eingeführt geſehen, aber nur ſelten durfte ſie wagen deshalb ihrem regierenden Sohne, dem hochfahrenden Rudolph I., Vorſtellungen zu machen, dennoch gelang es der klugen Fürſtin den Herzog von den Verbrechen und dem Lande ſo ſchädlichen Eigenmächtigkeiten zu überzeugen, deren ſich deſſen Kanzler und bisheriger Günſtling, Otto Krondorfer, ſchuldig gemacht hatte. Gräßlich war Krondorfers Strafe; ihm wurden zu Dachau, auf des grauſamen erſten Rudolphs Befehl, die Augen durchbohrt und die Zunge ausgeſchnitten.

Rudolph I., Herzog in Oberbayern und Schwiegerſohn des nunmehr regierenden deutſchen Kaiſer, Adolph von Naſſau, machte mit ſeinem Schwiegervater gemeinſchaftliche Sache und führte deſſen Fahnen ein bayeriſches Heer zu, als Albrecht der Habsburger, Herzog von Oeſterreich, ſich gegen den Kaiſer empört hatte.

Kaiſer Adolph fiel in der großen Schlacht bei Gelheim. Albrecht von Oeſterreich blieb Sieger und wurde deutſcher Kaiſer.

Bald darauf forderte der neue Kaiſer von Rudolph I. und den übrigen am Rhein begüterten Reichsfürſten die einträglichen Rheinzölle zurück, welcher ſich dieſe unter des erſchlagenen armen Kaiſers Adolph von Naſſau ſchwacher Regierung bemächtigt hatten. Ueber ſolche Willkühr des Habsburgers, wie man es nannte, höchlich erbittert, verbanden ſich die Rheinfürſten mit Rudolph von Oberbayern und rüſteten ſich gegen den Kaiſer zum Krieg, allein die Fürſten, und mit ihnen Oberbayerns Herzog, wurden von Albrecht einzeln angegriffen und geſchlagen. Rudolphs I., Städte und Länder wurden verheert; er mußte ſeinen Stolz beugen und durch ſeine Mutter, die verwittwete Herzogin Mathilde, den Frieden vermitteln laſſen. Es war ein theurer Frieden; Rudolph mußte große Abſindungsſummen ſpenden, verlor ſeine Stadt Donauwörth mit andern Gerechtſamen und mußte überdies von nun an ſeinem Bruder Ludwig IV. Antheil an der Regierung der oberbayeriſchen Lande gönnen.

Dieſer Ludwig zählte nun bereits zwanzig Lebensjahre und ſtellte ſich in jeder Beziehung als einer der herrlichſten und ausgezeichnetſten Jünglinge ſeiner Zeit dar. Er war der rüſtigſte Jäger, der gewandteſte Schiffer, der kühnſte Kämpfer und Streiter; bei welchen Verrichtungen ihn ein ſchlanker und kräftiger Körperwuchs ungemein unterſtützte. Proben ſeines Muthes und kriegeriſchen Scharfſinnes hatte der hoffnungsvolle Prinz in den Waffenzügen am Rhein gegeben, auf welchen er bereits ſeinen kaiſerlichen Oheim, Albrechten von Oeſterreich, begleitet hatte. Jetzt weilte Ludwig IV. vorerſt bei ſeiner Mutter, der verwittweten Herzogin Mathilde, welche durch des Sohnes Recht, an der Regierung über Oberbayern Theil nehmen zu dürfen, vermöge ihrer Erfahrungen und ihres überwiegenden Geiſtes, wohlthätig auf die künftige Verwaltung des zerrütteten Landes zu wirken hoffte.

Indeſſen fühlte Rudolph I. tief die Demüthigung, welche ihm bei'm neulichen Friedensſchluſſe mit Albrecht geworden und kleinlichem Rachendurſt folgend, ließ er ſeine Frau Mutter, die Herzogin Mathilde, deren treuen und klugen Kanzler Konrad von Oettlinger dann den ganzen Hofſtaat der verwittweten Fürſtin Mutter verhaften und zu ſich nach München bringen. Ein von Rudolph I. beſtalltes Gericht verurtheilte den weiſen, armen Oettlinger zum Tode; er wurde enthauptet.

Der Herzogin Mutter wurde zugemuthet das ganze Gebieth, welches ihr früher zugewieſen worden war, an Herzog Rudolph I. zurückzugeben und ſich mit einem kleinen Jahrgehalt zu begnügen. Die ſchlaue Frau verſprach was man wollte, allein kaum wieder frei, eilte ſie an ihres Bruders Albrechts Hof und ſchrie über Gewaltthat. Der Kaiſer zwang hierauf Rudolphen ſeiner Mutter das Entriſſene zurückzugeben und ihn ſelbſt auf einem Kriegszuge nach Böhmen zu begleiten. Oberbayern wurde indeſſen, mit Einwilligung beider herzoglichen Brüder einer eigenen Verwaltung übergeben, deren Hauptmerk bleiben ſollte die Landesſchulden nach und nach zu tilgen.

Es wird nun Zeit liebe Kinder! daß wir uns auch einmal nach Niederbayern und deſſen Herzogen umſehen.

Die Ungarn hatten plötzlich den älteſten Herzog von Niederbayern zu ihrem König erwählt und Otto V. war in der That zu Stuhlweißenburg gekrönt worden. Allein dieſer Fürſt, den wir bereits zu Ende des achtzehnten Kapitel haben kennen lernen, war keineswegs dazu geeignet, ein großes, fremdes Volk mit Erfolg zu beherrſchen. Schon im zweiten Jahre ſeiner ungariſchen Regierung wurde Otto V. in Siebenbürgen vom Fürſten Ladislaus feſtgeſetzt, doch gelang es dem Herzog, verkleidet, ſeiner Haft zu entrinnen und nach Schleſien zu entkommen, wo er ſich mit Agnes, der Tochter des glogauiſchen Herzogs verlobte und dieſelbe dann als ſein fürſtliches Gemahl nach Niederbayern führte, welches Kaiſer Albrecht der Habsburger indeſſen ſchrecklich verheert hatte. Die Ungarn von Kaiſer Albrecht überliſtet und durch große Summen gewonnen, wählten nach des bayeriſchen Ottos Entfernung einen andern König und jenem blieb von ſeinem ungariſchen Königsthum auch nicht ein Spahn übrig.

Inzwiſchen war Albrecht von Habsburg

ermordet worden und Rudolph I. in Ober= dann die Herzoge Otto und Stephan in Niederbayern hielten zu dem neu erwählten Kaiſer Heinrich von Luxenburg. Haß gegen Oeſterreich im Herzen griffen die niederbayeriſchen Herzoge das von demſelben beſetzte Neuburg an und nahmen es weg. Des erſchlagenen Albrechts Sohn eilte herbei, belagerte Ried und verheerte die bayeriſchen Lande, allein auf der Herzoge Aufgebot ſtand das Landvolk auf und am Innſtrom wurden die Oeſterreicher aufs Haupt geſchlagen, worauf in Paſſau der Friede zu Stande kam, doch hatte früher noch den Herzog Stephan von Niederbayern eine anſteckende Krankheit, welche in Folge der Kriegsbeſchwerden wüthete, dahin gerafft.

Nun regte ſich in Herzog Otto V. ein Gelüſten mit ſeinen bewährten und tapfern Bayern einen Feldzug nach Ungarn zu unternehmen, um die verlorene Königskrone wieder zu gewinnen, allein große Schuldenlaſt drückte zu jener Zeit die bayeriſchen Lande und um Geld zu erhalten, veräußerte er, höchſt unbeſonnen, einen weſentlichen Theil ſeiner fürſtlichen Hoheit, das will ſagen: viele adelige Geſchlechter, Städte und Märkte in Niederbayern erkauften von ihrem Herzoge das Recht, in ihren Höfen und Marken über alles zu richten, was nicht Todesverbrechen war, oder Eigen und Lehen angieng; ferner erhielten dieſe für etwas Geld ſo hoch begünſtigte Geſchlechter und Städte Steuer=

freiheit und andere große Vortheile in Bezug auf Anſehen, Gewalt und Vermögen.

Die Urkunde, welche dieſes alles beſagt und beſtätiget, wird die Otton'ſche Handveſte genannt und wie wichtig dieſe Handveſte in ihren Folgen für Bayern wurde, davon liebe Kinder! werdet Ihr Euch überzeugen, wenn einſtens ein reiferes Alter Euch erlaubt, tiefer in die vaterländiſche Geſchichte einzudringen, als Euch in dieſelbe einzuführen des Großvaters Abſicht vor der Hand ſeyn kann.

Bald nach Ausſtellung jener ſeiner denkwürdigen Handveſte warf eine bedenkliche Krankheit den fünften Otto aufs Lager und er konnte ſich ſelbſt nicht länger verhehlen, er ſtehe an den Grenzen ſeiner Tage.

Otto hatte ein einziges Söhnlein, Namens Heinrich — ſpäter von dem Schloſſe, in welchem es ſeine Erziehung erhielt: „Der Natternberger" benannt — welches jetzt nur erſt ein Säugling war. Auch die beiden Söhne des bereits in Gott entſchlafenen Herzogs Stephan waren noch unmündig; der eine, ebenfalls Heinrich genannt, zählte der Lebensjahre nur acht, der andere kaum fünf.

Deßhalb verordnete der Sterbende, daß die Verwaltung Niederbayerns und die Vormundſchaft über die drei Prinzen Niemanden andern, als dem Herzog Ludwig IV. in Oberbayern anvertraut werden ſollte und eigens hiezu berufenen Abgeordneten der Städte Landshut und Straubing wurde die Vollſtreckung dieſes letzten Willens zur Pflicht gemacht. Es war dieſe vielleicht die weiſeſte Anordnung, welche Otto V. je getroffen.

Indeſſen ſich dieſes in Niederbayern begeben, ſtand es auch in Oberbayern ſchlimm genug. Die beiden Brüder Rudolph I. und Ludwig IV. konnten ſich nicht wohl vertragen, dieſer hieng dem Hauſe Habsburg, jener dem Luxenburgiſchn an. Endlich ſchritt man gar zu einer Theilung Oberbayerns. München fiel an Rudolph, Ingolſtadt nebſt allem Lande links der Iſar an Ludwig. Dennoch war des Haders kein Ende, beide Brüder griffen zum Schwerte und verheerten ſich, in unſeligem Bürgerkriege, wechſelweiſe ihre Beſitzungen. Alſo währte es zwei Jahre lang, dann gab, wie immer, der Klügere nach; Ludwig both die Hand zur Verſöhnung und die Gemeinherrſchaft der Brüder in Oberbayern ward wieder hergeſtellt.

Während Rudolph und Ludwig in Oberbayern noch alſo unterhandelten, war Otto V. in Niederbayern geſtorben und die Städte Landshut und Straubing überantworteten Herzogen Ludwig IV., nach des Erblichenen letzten Willen, die Vormundſchaft über die drei unmündigen Prinzen zu Landshut, von welchen ſich des Landes hoher Adel ausgeſchloſſen ſah. Dieſes ungewöhnliche Ereigniß empörte die alten Geſchlechter. Sie traten zu Linz in einen Bund zuſammen die Zurückſetzung zu rächen und Friedrich den Schönen von Oeſterreich zum Vormünder der niederbayeriſchen Prinzen zu erklären. Ludwig IV. trug ſeiner Seits auf eine freundliche Unterredung mit Herzog Friedrich, ſeinem Jugendfreunde, an. In Landau ſprachen ſich beide Fürſten, es fielen harte Worte, ſie trennten ſich unfriedlich und der ſchöne Friedrich ſchwur, übermüthig genug, Bayern zernichten zu wollen. Ludwig IV. rüſtete ſich zum unvermeidlichen Kampfe und ſammelte bei München ſeine tapfern Schaaren; auf den Höhen zwiſchen Iſareck und Gammelsdorf hatten ſich die Oeſterreicher gelagert, wähnend, der oberbayeriſche Herzog habe noch keine Streiter geſammelt, doch plötzlich überfiel (am 3. Nov. 1313) der eben ſo ſchnelle als tapfere Ludwig, begünſtiget durch einen dichten Nebel, die Wagenburg des Feindes bei Gammelsdorf. Die Schlacht begann; die Oeſterreicher wurden aufs Haupt geſchlagen, vierthalbtauſend Gefangene wurden gemacht und das ganze reiche Lager der Gegner fiel in die Hände der Sieger. Der ruhmvolle Tag von Gammelsdorf lenkte die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland auf den jungen oberbayeriſchen Herzog und ſchon dazumal verſah man ſich — nicht mit Unrecht — großer Dinge von dem vierten Ludwig.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Ludwig der Bayer als deutſcher Kaiſer. — Große Feldſchlacht bei Ampfing und Mühldorf. — Zeitraum von 1314 bis 1347.

Keine Krähe hemmt des Adlers Flug,
Wenn er nimmt zur Sonne ſeinen Zug.

* * *

Abermals war der deutſche Kaiſerthron erlediget. Friedrichs des ſchönen von Oeſterreichs ſehnlichſter Wunſch blieb es Kaiſer zu werden und er beeilte ſich daher mit Ludwig dem Bayern Frieden zu ſchließen.

Die Fürſten kamen in Salzburg zuſammen nnd lebten hier wieder traulich und friedlich miteinander wie in ihrer Kindheit ſchönen Tagen. Doch der mehr verſteckte Friedrich, in Geheim immer den Jugendfreund als einen Nebenbuhler um die Kaiſerkrone fürchtend, ſuchte dieſen auszuholen, wie man zu ſprechen pflegt.

Der ſo ganz offene, gerade und beſcheidene Ludwig verſicherte, daß ihm bisher nicht im Traume eingefallen ſey nach der deutſchen Kaiſerkrone zu ſtreben und daß er dieſelbe von ganzem Herzen ſeinem lieben Jugendfreunde wünſche.

Schon glaubte der ſchöne Friedrich gewonnenes Spiel zu haben, doch er irrte.

Der tapfere bayeriſche Ludwig hatte durch ſeinen Sieg bei Gammelsdorf die Meinung der Fürſten und des Volkes für ſich gewonnen und als es nun endlich wirklich zur Kaiſerwahl kam, ſtimmten fünf Kurfürſten für ihn und nur zwei für Friedrichen.

Als die Boten der Kurfürſten nach München kamen um unſerm Ludwig Glück zu wünſchen, erſtaunte dieſer nicht wenig; er wollte die Kaiſerkrone ablehnen und die Boten zum ſchönen Friedrich ſenden, allein jene Geſandten brachten dermaßen triftige Gründe vor, daß drr Bayer endlich nachgab und ihnen nach Frankfurt folgte.

Am 26. November 1314 wurden Ludwig der Bayer zu Aachen als deutſcher Kaiſer und ſeine Gemahlin Beatrice als Kaiſerin unter glänzenden Feierlichkeiten gekrönt.

Der ſchöne Friedrich von Oeſterreich hatte ſich dagegen durch ſeinen ſchwachen Anhang, an deſſen Spitze Herzog Rudolph von Bayern, Ludwigs unnatürlicher Bruder ſtand, ebenfalls zu des deutſchen Reiches Oberhaupt wählen und zu Bonn krönen laſſen.

Der Großvater liebe Kinder! hat ſchon im vorigen Kapitel Gelegenheit gewonnen, Euch von Ludwigs trefflichen Eigenſchaften und Fähigkeiten zu erzählen und Ihr werdet deren immer mehrere in der Folge an ihm zu bewundern Veranlaſſung finden; was aber das Aeußere des jungen Kaiſers betrifft, macht von demſelben ein bayeriſcher Geſchichtſchreiber folgende treffende Schilderung:

„Ludwig war von ſtattlicher Geſtalt, breiter Bruſt, ſtarken Gliedern; in Gebehrden voll Güte und Hoheit; dunkelbraune Locken bedeckten ſein Haupt und beſchatteten die hohe, ſchöne Stirne. Freundlichkeit ſchwebte um den Mund, zu welchem ſich ſpitz die etwas flache Naſe ſenkte. Aus den redlichen und glänzenden Augen aber ſprach ein leutſeliger Geiſt.“

Nicht wahr meine kleinen Freunde! der hochherzige, kaiſerliche Herr ſteht nun wie lebendig vor Euch und Ihr habt ihn recht lieb und möcht ihm Euer ganzes Zutrauen ſchenken?

Uebrigens unterlag es wohl keiner weitern Frage, daß das Recht zur deutſchen Kaiſerkrone offenbar auf Ludwigs Seite war, nichtsdeſtoweniger entſtand deshalb zwiſchen ihm und dem ſchönen Friedrich von Oeſterreich ein blutiger Krieg, der während acht Jahren über die Rheingegend, Elſaß, Schwaben, Bayern, Franken und Oeſterreich Schrecken und Verwüſtung brachte.

Herzog Rudolph von Bayern verſöhnte ſich endlich nach langer ſtattgefundener Feindſchaft i. J. 1317 mit ſeinem Bruder, dem Kaiſer, und überließ demſelben die Alleinherrſchaft in Bayern und der Pfalz, doch ſchon zwei Jahre nach zu Stande gekommener Verſöhnung ſegnete Rudolph das Zeitliche und zwar im Auslande.

Nach langem fruchtloſen Kampfe gedachten Ludwig der Bayer und Friedrich der ſchöne — man nannte ſie Gegenkönige, weil beide die deutſche Kaiſerkrone in Anſpruch nahmen — um jeden Preiß eine endliche Entſcheidung herbeizuführen.

Die Biſchöfe von Salzburg und Paſſau hatten jetzt Friedrichen mit bedeutenden baaren Summen unterſtützt; der König von Ungarn hatte ihm viele treffliche Hülfstruppen geſendet und alſo gelang es dem Oeſterreicher ein überlegenes Heer auf die Beine zu bringen.

In's Herz von Bayern lenkte der unverſöhnliche Friedrich ſeinen furchtbaren Angriff; über Salzburg zog er gen Mühldorf am Inn, während ſein Bruder, der mannliche Herzog Leopold mit einer ebenfalls auserleſenen Schaar durch Schwaben an den Lech vorrückte, um ſich in Bayern mit Friedrichs Heer zu vereinigen. Die Oeſterreicher verhehreten das Land und ihre Hauptleute theilten, in Gedanken, bereits Land und Leute.

Doch auch Ludwig blieb nicht unthätig. In Bayern griffen Alt und Jung zu den Waffen und der Kaiſer ſammelte in den Gefilden Dachaus ſein Heer, welches der böhmiſche König Johann, einer der trefflichſten Ritter jener Zeit, mit auserleſenen Truppen verſtärkte.

Es fehlte den Bayern an Geld und ſelbſt an den nothwendigſten Lebensmitteln, doch nicht verzagte der unerſchütterliche Ludwig, der auch mit geringen Mitteln — nach Art aller großen Männer — wichtige Zwecke zu fördern verſtand.

Noch bevor Herzog Leopold von Oeſterreich ſeine Streitkraft mit jener ſeines Bruders des Gegenkönigs Friedrich, welcher unentſchloſſen ſich an den Ufern des Inn verweilte, vereiniget hatte, erſchien Ludwig der Bayer mit ſeinem Heere in Ampfings Ebenen.

Als der Böhmenkönig Johann des Feindes weit überlegene Macht gewahrte, ſprach er betroffen zu Ludwig: „Sagt mir mein Bruder! wie werden unſere ſchwache Häuflein vermögen, jenes ungeheure Heer dort drüben zu beſiegen? —“

„„Mit Gott, mit Gott nur getroſt““ — erwiederte der Kaiſer, deſſen kühne Zuverſicht auch den Verzagteſten zu ermuthigen vermochte.

Der ſtets beſcheidene Ludwig übergab die oberſte Führung ſeines Heeres dem vielerfahrenen Feldhauptmann Seyfried Schweppermann aus Nürnberg und am 28. September 1322 begann die Schlacht.

Es wurde den ganzen Tag über auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit und abwechſelndem Glücke gekämpft, als aber gegen Abend die Kräfte der Streiter anfiengen zu erſchlaffen, gab der beſonnene Schweppermann ein verabredetes Zeichen, auf welches der jenſeits des Iſen dem Feinde bisher verborgen gebliebene Burggraf Friedrich von Nürnberg, Kaiſer Ludwigs treuer Anhänger mit 400 ſtattlichen Reitern hervorbrach. Den Feind dadurch täuſchend, daß ſie eine öſterreichiſche Fahne führten, ſchwammen dieſe ausgeruhten und erprobten Helden durch das Flüßlein Iſen und näherten ſich, von der Seite, des Gegners Stellung. Des ſchönen Friedrichs Krieger jubelten, denn ſie vermeinten nichts anderes, als es kämen ihnen nun die längſt erſehnten Schaaren Herzog Leopolds endlich zu Hülfe, doch bald gewahrten die Unglücklichen zu ihrem größten Schrecken den Irrthum, als die vermeintliche Hülfsſchaar wüthend eindrang und die Ermüdeten zu Hunderten niederſäbelte; nirgend war Rettung, den ſelbſt der Rückweg zur Mühldorfer

Brücke war den Oeſterreichern abgeſchnitten; die Bayern hatten einen entſcheidenden Sieg erfochten, denn Friedrich der ſchöne ſelbſt war in ihre Hände gefallen, doch auch Ludwig, der rechtmäßige Kaiſer, hatte während der Schlacht oft in groſſer Gefahr geſchwebt und hatte ſeine Rettung ein Mal lediglich der Tapferkeit der Münchner Bäckerknechte zu danken, welche mit zu Felde gezogen waren.

Ludwig begrüßte den gefangenen Friedrich lächelnd und ohne Spott, indem er ſich begnügte an ihn die Worte zu richten: „Es freut mich Vetter! Euch zu ſehen;“ der Gefangene wurde hierauf nach der Veſte Traunitz in ſichern Verwahr gebracht.

Des Kaiſers Heer übernachtete auf dem Schlachtfelde. Großer Mangel war im Lager, man fand kaum einige Eier um lediglich nur mit denſelben die kaiſerliche Tafel beſetzen zu können. Ludwig ſelbſt theilte den magern Inbiß mit ſeinen Getreuen; jeder der anweſenden Ritter erhielt ein Ei, da blieb nach geſchehener Vertheilung noch ein Ei übrig — dieſes reichte der Kaiſer ſeinem Feldherrn Schweppermann mit den denkwürdigen Worten:

„Jedem ein Ei, dem wackern Schweppermann zwei!“

Ludwig, der dankbare und hochherzige Bayer, obwohl vor der Hand ſelbſt nicht im Beſitze großer Schätze, wußte dennoch Mittel und Wege zu machen, um nach der Ampfinger Schlacht ſeine Getreuen mit wahrhaft kaiſerlicher Großmuth belohnen zu können. Uebrigens erkannten die Städte des deutſchen Reiches, dann Fürſten, Grafen und Edle in dem Bayer jetzt ohne Anſtand ihren einzigen Herrn und König.

Indeſſen war die ergiebige Mark Brandenburg, das Land an den weidereichen Ufern der Elbe, Havel und Spree, eines der bedeutendſten Reichslehen, erlediget worden. Kaiſer Ludwig glaubte mit Recht ſich den mächtigen Geſchlechtern der Habsburger und Luxenburger nur dadurch einigermaßen gleichſtellen zu können, wenn er dieſes Reichslehen ſammt der Lauſitz, dann der Anwartſchaft auf Anhalt und andere Bezirke an der Oſtſee und in Polen ſeinem zwölfjährigen Sohne Ludwig verlieh und dieſer Landeserwerb war in der That für den Stamm der Wittelsbacher die herrlichſte Siegesfrucht nach dem heiſen Tage bei Ampfing.

Länger als zwei Jahre hatte der ſchöne Friedrich als Gefangener auf der Trausnitz geſeſſen. Er war nicht mehr ſchön; der Gram hatte ſeine blühenden Wangen gebleicht und die glatte Stirne gefurchet. Friedrichs Gattin weinte ſich ob des fürſtlichen Gemahles die Aeuglein roth und wurde blind, doch vergebens! — Des Habsburgers Bruder, Herzog Leopold, both Menſchen, Himmel und Hölle auf, Friedrichen zu befreien — vergebens! und war es wohl dem Bayer zu verdenken, daß er ſich eines ſo gefährlichen Feindes, als ihm der ehemalige Jugendfreund geworden, verſichert halten wollte? — Doch endlich gelang es Gottfrieden, dem Abte zu Murbach und des gefangenen Friedrichs Beichtvater, das ohnehin großmüthige und edle Herz Ludwigs zu rühren. Der Kaiſer, plötzlich einen hochherzigen Entſchluß erfaſſend, eilte nach der Veſte Trausnitz, verkündete Friedrichen ſeine Freiheit und zwar ohne Löſegeld.

Am 6. März 1325 beſchwor der ſchöne Friedrich die Verſöhnungsurkunde, leiſtete in offenen Briefen und feierlichſt für immer Verzicht auf die deutſche Kaiſerkrone und mahnte ſeinen Bruder Leopold zum Frieden.

Von nun an blieben Ludwig und Friedrich treu liebende Freunde, während der bösartige Herzog Leopold damit umgieng, die deutſche Kaiſerkrone dem König von Frankreich zuzuwenden. Das Projekt mißlang ſo wie der Verſuch Ludwigen, als er i. J. 1325 Burgau belagerte, gefangen zu nehmen.

Noch in demſelben Jahre erheiſchten die in der Mark Brandenburg ausgebrochene Unruhen, durch den

Einfall der heidniſchen Litthauer herbeigeführt, des Kaiſers Gegenwart in jenen vorerſt ſeinem Sohne übergebenen Ländern. Der hochherzige Ludwig vertraute bei ſeiner Abreiſe Friedrich dem ſchönen die Sorge für Gattin, Kinder, Land und Leute; der Habsburger ſollte Bayerns Verwaltung, während des Regenten Abweſenheit, führen und entſprach dem großen und ſeltenen in ſeine Perſon geſetzten Zutrauen vollkommen. Kaum bewahrt die Weltgeſchichte ein ähnliches Beiſpiel edler Treue von Seite eines tief gedemüthigten Feindes.

Leopold von Oeſterreich verfolgte ſeine feindliche Plane gegen Bayern, bis ihn i. J. 1326 ein ſchneller Tod dahinraffte; auch Friedrich der ſchöne ſtarb bereits i. J. 1330 aufrichtig beweint von ſeinem Buſenfreunde, dem großen Ludwig.

Am 4. Auguſt i. J. 1329 errichtete Kaiſer Ludwig der Bayer den merkwürdigen Vertrag zu Pavia, mit ſeines verſtorbenen Bruders Rudolph I. Söhnen, nämlich Rudolph II., Rupert I., dann ihres verſtorbenen Bruders Adolph Sohn, Ruprecht dem jüngern.

Dieſer Vertrag bildet das wichtigſte Hausgeſetz des wittelsbachiſchen Stammes und nach ihm wurde dem Kaiſer Ludwig ganz Oberbayern nebſt einigen Ländern im Nordgau, den drei rudolphiſchen Prinzen aber die ganze Rheinpfalz, nebſt dem größten Theil des bayeriſchen Nordgaus zu Theil, welcher leztere Bezirk von dieſer Zeit an den Namen: „Oberpfalz“ erhielt. Hinſichtlich der Churſtimme — Euer freundlicher Herr Lehrer liebe Kinder! wird ſo gütig ſeyn, Euch zu erklären, welchen Begriff man mit den Worten Chur und Küren verbindet — wurde beſchloſſen, daß ſelbe zwiſchen beiden Linien wechſeln, und nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes der einen auf die andere übergehen ſollte, zugleich ward ewige Unveräußerlichkeit wittelsbachiſchen Landes und Gutes an Fremde feſtgeſetzt und Pfalzgraf Rudolph II. ſollte zum erſten Mal die Chur des Reiches üben.

Nun meine kleinen Freunde! wollen wir doch auch ein Mal wieder einen Blick nach Niederbayern werfen. Ihr werdet Euch ohne Zweifel noch vom vorigen Kapitel her erinnern, daß Otto V. ein unmündiges Söhnlein, Heinrichen, genannt der Natternberger, hinterlaſſen hatte und daß auch noch zwei junge Sproſſen des früher verſtorbenen Herzogs Stephan vorhanden waren, welche drei Prinzen insgeſammt gleichen Anſpruch an Niederbayern zu machen hatten und für deren Rechte unſer edler Ludwig der Bayer ſo tapfer bei Gammelsdorf gefochten hatte? —

Als dieſe drei Prinzen nun ins männliche Alter getreten waren, gab es unter ihnen vielen Streit. Heinrich XV., Herzog Stephans älterer Sohn, hätte Niederbayern gern für ſich allein behalten und ſeinen jüngern Bruder Otto, ſo wie ſeinen

Vetter, den Natternberger, von der Regierung ausgeſchloſſen. Dieſes konnte nun der gerechte, kaiſerliche Oheim Ludwig der Bayer nicht zugeben und er nahm daher eine Theilung Niederbayerns vor, nach welcher jeder der drei Prinzen ſeinen ihm ziemenden Theil erhielt. Doch auch damit war die Sache noch nicht abgethan; der unruhige Heinrich XV. war mit nichts zufrieden, dagegen vereinigten ſich ſein Bruder Otto und der Natternberger gegen ihn und nun war beſtändige Fehde. Die Vettern machten dem Kaiſer vielen Verdruß, doch endlich ſchlichtete der Tod die blutigen Händel. Zuerſt ſtarb der Natternberger, dann Otto, zuletzt — i. J. 1339 — auch Heinrich XV. — Der letzte hatte zwar einen minderjährigen Sohn, Namens Johann, hinterlaſſen, doch auch dieſen jungen Prinzen raffte ein Jahr ſpäter eine Krankheit dahin und mit ihm war die niederbayeriſche Linie erloſchen.

Kaiſer Ludwig vereinigte jetzt, nach dem Willen der Stände, ganz Nieder- mit Oberbayern und alſo ward unſer ſchönes Bayern wieder ein eigenes, ungetheiltes Land.

Des Kaiſers Sohn, Ludwig, Markgraf von Brandenburg, hatte ſich mit der Fürſtin Margaretha, genannt: „Maultaſche" vermählt und durch dieſe Heirath kam die ſchöne Grafſchaft Tyrol wieder an Bayern, denn ſchon unter den Agilolfingen hatte das Alpenland unter deren

Hausgüter gehört. Der Kaiſer ſelbſt erwarb, nach ſeiner erſten Gattin Tod, durch Heyrath, herrliche und ergiebige Provinzen, nämlich: Hennegau, Holland, Seeland und Friesland. Die wichtigſten und größten Mächte Europas hielten nun mit Liebe oder Furcht zu dem mächtigen Bayern-Ludwig, welcher überdieß noch, nach und nach, durch Erbſchaft oder Kauf die Beſitzungen der erloſchenen Geſchlechter Lechsgemünd, Graisbach, Leonsberg, Schaumberg, Weilheim und andere in Niederbayern an ſich gebracht hatte.

Der Großvater liebe Kinder! könnte Euch noch manche Großthat von Kaiſer Ludwig dem Bayern berichten; er könnte Euch viel erzählen von deſſen Beſtrebungen Italien mit dem Reiche zu vereinigen, von Ludwigs ſogenanntem Römerzuge, von ſeinen Mißhelligkeiten mit den Päpſten und von der Art wie er einen zweiten Gegenkönig, Karl IV., demüthigte.

Doch die nähere Auseinanderſetzung aller dieſer Dinge würde zu weit uns führen, ſind auch, großen Theils, geeignet erſt in reifern Jahren vernommen zu werden und der Großvater zieht daher vor Euch von den Verhältniſſen der Zeiten, wie ſie unter Ludwigs des Bayern Regierung in unſerm Vaterlande im allgemeinen beſchaffen waren, zu unterhalten.

Kaiſer Ludwig hatte die alten Geſetze des Landes, meiſt noch aus den Tagen der Agilolfingen, ſammeln laſſen und gab ſelbe, als bayeriſches Rechtsbuch, in des Volkes Mundart geſchrieben, zu jedermänniglicher Kenntniß heraus. Er ließ in des Landes Städten die Handwerker in Zünfte zuſammen treten, wodurch die Gewerbe ehrenhafter und vollkommener wurden. München übertraf an Umfang, Bevölkerung und Wohlſtand bald die übrigen bayeriſchen Städte, denn der Kaiſer wollte ſeine Reſidenz blühend ſehen; er gewährte ihren Bürgern beſondere Freiheiten und Vorrechte, die ſich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten haben; auch Amberg, die Hauptſtadt der Oberpfalz brachte er in Flor, und nicht minder väterlich und großmüthig ſorgte der kaiſerliche Herr für das Wohl ſeiner übrigen Städte, Märkte und Gemeinden.

Edle und Knechte warben jetzt um Bürgerrechte und aus den Klöſtern, der bisherigen Wiege der Gewerbe und Künſte, zogen Männer, welche den eigenen Werth fühlten, gerne hinter die friſch aufgeführten Mauern, Thürme und Zwinger der Städte, wo größere perſönliche Freiheit und reichlicher Lohn ihrer wartete. Mit der Vermehrung und Veredlung der Gewerbe begann auch der Handel allmählig üppiger zu blühen und zu ſproſſen.

Alſo in unausgeſetzter, preißwürdiger Thätigkeit hatte Ludwig der Bayer das ein und ſiebenzigſte Jahr ſeines Lebens zurückgelegt; als Kaiſer herrſchte er bereits im drei und dreißigſten.

Eines Tages überfielen während der Mittagstafel Ludwigen heftige Schmerzen in den Eingeweiden; durch tüchtige Bewegung hoffte er das Uebel, welches er für ein vorübergehendes hielt, zu entfernen. Der Kaiſer beſtieg ſein Roß und ritt zur Bärenjagd, doch in der Gegend von Fürſtenfeld ſank er vom Pferde und verſchied in den Armen eines herbeigeeilten Landmannes. Die Stelle, wo Ludwig ſtarb, heißt, heutigen Tages noch, die Kaiſerwieſe und unſer höchſtſeliger Vater Max ließ i. J. 1808 dort einen Denkſtein ſetzen.

Ludwigs Andenken bleibt immerdar Bayerns ſtrahlender Ruhm. Schon als Knabe zu Wien hatte dieſer ſeltene Fürſtenſohn ganz ungewöhnliche Fähigkeiten geoffenbaret und war bald Meiſter aller Wiſſenſchaften und Künſte damaliger Zeit geworden. Stets blieb er ein Freund der Gelehrten und Künſtler, welche Verſorgung und ehrenvolle Auszeichnung an ſeinem Hofe fanden. Ihm wohnte eine jener ſchönen Seelen bei, die den Frieden und desſelben Früchte über alles lieben und dennoch leuchtete er in Mitte unaufhörlicher Stürme als eine glänzende Sonne und legte den erſten Grundſtein zur feſten deutſchen Reichsverfaſſung.

Kaiſer Ludwig war freigebig und machte einen ſeinem höchſten Range entſprechenden Prachtaufwand, aber wenn es die Umſtände erheiſchten, genügten ihm Rüſtung und Nahrung eines gewöhnlichen Reiſigen. Er neigte ſich freundlich zum Gruße gegen Jedermänniglich und lieblich floß die Rede von ſeinen lächelnden Lippen. Für Recht und Tugend erglühte ſein hoher Sinn; die Pflichten der Freundſchaft und Dankbarkeit blieben ihm unter allen Umſtänden heilig. Er war ein zärtlicher Gatte und liebevoller Vater. Man nannte ihn den Bürgerfreund und er fand in dieſer Benennung ſeinen höchſten Stolz.

In der Metropolitankirche zu unſerer lieben Frau in München iſt die Aſche Ludwigs des Bayern beigeſetzt. In dieſem Tempel ließ dem großen Kaiſer ſein würdiger Enkel, Kurfürſt Maximilian I., i. J. 1622 ein merkwürdiges und prächtiges, in Erz und Marmor ausgeführtes Denkmal errichten, welches zu beſuchen meine lieben Enkel nicht unterlaſſen werden, wenn ſie ihr gutes Geſchick nach des Vaterlandes herrlicher Haupt- und Reſidenzſtadt führt.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Beiſpiel bayeriſcher Tapferkeit und ſeltener Großmuth.

Nicht es fechten brave Bayerndegen,
Nicht ſie kämpfen kühn und ſo verwegen,
Für 'ne Handvoll Lauſegold;
Dort der Schweizer dient um Sold.

* * *

Nicht wahr meine kleine Freunde! Ihr habt die Tage recht gut in Eurem Gedächtniſſe, auf welche das Namens- und Geburtsfeſt des lieben Vaters und der guten Mutter fällt und wohl ſchon lange vorher habt Ihr den Herrn Lehrer gebeten, Euch ein ſchönes, dem Tage angemeſſenes Gedichtlein aufzuſetzen, welches Ihr denn, zierlich und fehlerfrei, abſchreibet? —

Wenn nun der feierliche, lange erſehnte Tag erſchienen iſt, dann tretet Ihr, reinlich angezogen, in der einen Hand einen lieblich duftenden Blumenſtrauß, in der andern die zierliche, mit einem glänzenden Atlasbande umwundene Abſchrift des Gedichtes haltend, vor die lieben, gerührten Eltern hin, verbeugt Euch ehrerbiethig und ſagt mit Anſtand Eure ſchönen Verslein her.

Ein ſolch' Benehmen liebe Kinder! iſt ſehr lobenswerth, denn dankbar ſeyn gegen Jedermann ſteht Kindern und Erwachſenen gar wohl an, allein Dankbarkeit gegen die Eltern bleibt heilige Pflicht, welche uns eines der Gebothe unſeres Gottes und Herrn ſelbſt einſchärfet; nur folgſamen und dankbaren Kindern hat der Allmächtige langes Leben und Wohlergehen auf Erden verſprochen.

Was das Deklamiren ſelbſt betrifft ſo iſt dasſelbe in der That für Kinder eine recht ſehr nützliche und erſprießliche Uebung. Dadurch bilden ſich mehr unſere Sprachorgane aus; wir gewöhnen uns unſere Gedanken vor Zeugen mit Faſſung und in der reinen Sprache der Gebildeten vorzutragen und auch eine freiere und ungezwungenere Haltung gewinnt dadurch unſer Körper.

Um Euch daher zum öftern Deklamiren Veranlaſſung zu geben, hat der Großvater einige hiezu geeignete Züge aus der vaterländiſchen Geſchichte in leicht faßliche Verſe gebracht und wenn Ihr dieſelben hübſch fleißig auswendig lernen wollt und den Eltern vorſagen könnt, werdet Ihr ihnen ohne Zweiſel eine recht angenehme Ueberraſchung bereiten. Hier habt Ihr nun vorerſt eine Probe:

Der Zweikampf des bayeriſchen Ritters Stephan von Gumppenberg, mit dem öſterreichiſchen Ritter Heinrich Schweinkenriſt im Jahre 1318.

Zur Kaiſerkrone glaubten ſich erkohren,
Ludwig und Friedrich, beide hochgeboren;
Da gab es vielen Zank und blut'gen Streit,
Man focht und kämpfte in der Näh' und Weit.

Die Heere ſtanden am Nekar im Lager,
Dort ritt hervor ein kühner Held und Wager,
Ein Mann aus Friedrichs Schaar, Herr Schweinkenriſt.
Der Ritter war wohl nicht der beſte Chriſt,
Hohnlächelnd ſchrie er auf: „Wer wagt zu fechten?
Herbei Ihr Bayern! Ihr ſeyd mir die rechten,
Auf Euch ich habe lange einen Zahn,
Und habt Ihr Muth, ſo reitet friſch heran! —"

Herr Stephan ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen,
Er hatte kühne Luſt den Strauß zu wagen:
„Will ſehen, ob Du zu beſiegen biſt?"
Rief er — und ſprengt hinan zum Schweinkenriſt.

Die Ritter fechten wie grimmige Tieger,
Lange ward keiner der Kämpfenden Sieger,

Aus Stephans Wunden ſchon ſtrömet das Blut,
Doch nimmer wanket der bayer'ſche Muth.
Durch Gegners Roß weiß er den Speer zu bohren,
Es ſinkt — der ſtolze Heinrich ſcheint verloren,
Erbittert rennen ſchnell die Knechte bei,
Zu rächen ihren lieben Herren treu.

Herr Stephan ruft: „Nein, nein — er ſoll nicht ſterben,
„Nicht will ich ſeinen Tod, nicht ſein Verderben! —"
Des Ritters Degen ſchützt des Feindes Bruſt,
Denn Großmuth bleibt des edlen Bayern Luſt.
Doch Heinrichs wilder Streithengſt war durchſtochen,
Ein Bein es hat der Ritter ſelbſt gebrochen,
Und ſchnell der Gumppenberg verjagt den Troß,
Er ſpringt herab von ſeinem eig'nen Roß;
Behend ſah Schweinkenriſt ſich nun erhoben,
Und ſaß jetzt in des Feindes Sattel oben:
„Zeuch' hin" — rief Stephan — „'s iſt ein gutes Thier,
„Sammt Löſ'geld bring mein Freund! zurück es mir."

Es fühlte Heinrich ſich beſchämt, bezwungen,
Und als der Völkerkampf ſchon ausgerungen,
Es ritt nach Bayern, als ein guter Chriſt,
Nun längſt geheilt, der Ritter Schweinkenriſt.
Er kam zu Stephans feſter Burg gezogen,
Hoch haltend eine Börſe, wohl gewogen —
Und munter ſchrie der Held: „Herr Stephan! hier —
„Ich bringe dir das Geld und auch dein Thier."
Der Bayer ſpricht: „Du haſt dein Wort gehalten,
„Doch Friede iſt, du magſt das Pferd behalten,

„Auch will ich nicht das Geld, den ſchnöden Lohn,
„Mit Gott! zieh' du nach Haus mein guter Sohn! —"

Als dieſe Mähr' der Kaiſer ſelbſt erfahren,
Rief er entzückt: „Bei meines Bartes Haaren!
„Ich kenn den Gumppenberg an dieſer That,
„Brav iſt ſein Herz und weiſe ſtets ſein Rath!"

Dem Ahnherrn gleich ohn' Furcht und ohne Zagen,
Des Stephans Enkel, noch in unſern Tagen,
Sie dienen treu dem Fürſten und dem Land:
Ein Gumppenberg, es iſt uns wohl bekannt,
Des Königs Marſchalk wird er heut genannt.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Die Söhne Ludwigs des Bayern. — Theilung der Geſammtlande. — Schickſale der bayer'ſchen Herzoge bis zu Stephans II. Tod. — Zeitraum von 1348 bis 1375.

Zum Exempel! da hack' mir einer von den
fünf Fingern die ich hab',
Hier an der rechten den kleinen ab.
Habt ihr mir den Finger blos genommen?
Nein beim Kuckuk! ich bin um die Hand
gekommen!
Siſt nur ein Stumpf und nichts mehr werth.

Schillers Wachtmeiſter in Wallenſteins Lager.

Ludwig der Bayer hatte in zweimaliger Ehe eilf Sproſſen, nämlich ſechs Prinzen und fünf Prinzeſſinnen, gezeugt.

Die Söhne hießen:

1) Ludwig, genannt: der Brandenburger.

2) Stephan II. mit der Haſte — von den vielen goldenen Häftlein und koſtbaren Spangen, welche er auf ſeinen Kleidern zu tragen pflegte, alſo genannt.
3) Ludwig, der Römer — alſo benamſet, weil er in Rom geboren.
4) Wilhelm I.
5) Albrecht I.
6) Otto VI.

Mit gutem Vorbedacht hatte der Kaiſer verordnet, daß, wenigſtens innerhalb zwanzig Jahren nach ſeinem Tode, keine Theilung der geſammten, dem bayeriſchen Scepter nun unterworfenen Länder vorgenommen werden ſolle und daß während dieſer Zeit ſolche Geſammtlande von den ſechs Brüdern in guter Eintracht gemeinſchaftlich regiert werden möchten.

Guten Kindern meine liebe kleine Freunde! iſt weiſer Eltern Wille ſelbſt noch heilig, wenn dieſe längſt im kühlen Grabe ſchlummern. Solcher zartfühlender Gehorſam bringt Gottes Segen, das Gegentheil nicht ſelten Fluch und Verderben, wie es leider auch hier geſchah.

Nicht bedenkend, welch' Unheil über Ober- und Niederbayern in jenen Zeiten gekommen war, als dort mehrere Herren geherrſcht hatten und den Umſtand überſehend, daß Karl IV., der Luxemburger, ſich nach des großen Ludwigs Tod unbeſtritten deutſcher Kaiſer nannte und daß er ſeine Macht mißbrauchen würde, dem nun getrennten und ihm verhaßten wittelsbachiſchen Hauſe zu ſchaden, ſchritten Ludwigs des Bayern Söhne, ſchon zwei Jahre nach des Vaters Tod, zu einer unſeligen Ländertheilung.

In Folge dieſer ſtattgefundenen, jedoch bald wieder geänderten Theilung entſtand endlich eine feſtſtehende vierfache bayeriſche Regentenreihe, welche ich Euch, nebſt deren einzelnen Beſtandtheilen, meine liebe Kinder! hiemit in ihrem Hauptgrundriſſe vor Augen ſtelle:

I. Ober-Bayern mit Tyrol.	II. Brandenburg.	III. Nieder-Bayern oder Bayern-Landshut.	IV. Straubing-Holland.
Ludwig der Brandenburger, geſtorben 1301. Deſſen Sohn Mainhard, geſt. 1363. (Mit Mainhard iſt dieſe Linie erloſchen; Ober-Bayern fiel an Nieder-Bayern; Tyrol an Oeſterreich.)	Ludwig der Römer, geſt. 1365 und deſſen Bruder Otto VI. Brandenburg mußte, wie erzählt werden wird, an Karl IV., deutſchen Kaiſer, in der Folge abgetreten werden, wodurch auch dieſe Linie ſchon i. J. 1373 erloſch.	Stephan II. mit der Hafte. geſt. 1375.	Wilhelm I. und deſſen Bruder Albrecht I.

Wenn Ihr meine kleinen Freunde! im Verfolge der Erzählung über den einen oder andern Umſtand in Zweifel gerathen ſolltet, ſo möchte ein Blick auf dieſe bequeme Eintheilung denſelben ſogleich berichtigen können.

Die dargeſtellten vier Linien führten alle das gleiche, altbayeriſche Wappen und behielten ſich, nach dem Vertrage von Pavia, den Rückfall gegenſeitig bevor.

Nun will der Großvater, der Reihe nach, erzählen, welche Schickſale jene vier bayeriſche Linien hatten.

Ludwig der Brandenburger war ein verſtändiger, rechtlicher, biederer und friedliebender Fürſt, der verzog den ihm angefallenen kleinen Landestheil väterlich zu pflegen und ſo wenigen Antheil als möglich an den verwirrten Welthändeln ſeiner Zeit nahm; viele Tugenden ſeines großen Vaters hatte der Brandenburger ererbt. Den hochfahrenden Adel wußte er in gehörigen Schranken zu halten, gegen die Kirche zeigte er ſich freigebig, half den Städten empor, verbeſſerte ihre Ordnung und Verwaltung, verband ſich mit ſeinen Brüdern, ſchlechte, und leichte Münzen abzuſchaffen, beförderte den Bergbau und verlich Tyrol jene Freiheitsbriefe, welche die Alpenſöhne, als ihr köſtlichſtes Kleinod, bis in die ſpäteſten Zeiten zu erhalten wußten.

Viele ſchöne Früchte huben an unter des Brandenburgers weiſer und ſanfter Regierung in Oberbayern zu erblühen, als ihn am 18. Sept. 1361 zu Zorneding, ohnweit München, ein plötzlicher Tod dahin raffte.

Des Brandenburgers einziger Sohn, Namens Mainhard, folgte dem Vater in der Regierung Oberbayerns. Es war dieſer Mainhard ein achtzehnjähriger, ſchwacher und unbeſonnener Jüngling, der ſich ganz von dem hohen Landesadel leiten ließ, welcher, um den jungen Landesherrn nach Belieben gängeln zu können, ſogar unter ſich einen eigenen Bund geſchloſſen hatte, Jeden verdrängte, der ihm mißfiel und im übrigen ganz nach Willkühr regierte — daher Mißvergnügen, Unfrieden und Klage allerwärts im Lande.

Herzog Stephan II. in Niederbayern, ein kluger, ordnungsliebender und charakterfeſter Fürſt, den ſein Volk liebte, vermochte es nicht, lange dem Unweſen im benachbarten Oberbayern unthätig zuzuſchauen. Plötzlich brach er auf, ſprengte den Bund des Adels und zwang ſeinen leichtſinnigen Vetter Mainhard ſich allein nach München zu begeben und ſich dort der Regierungsgeſchäfte anzunehmen.

Doch dieſes alles ſagte keineswegs dem Geſchmacke des jungen Herrn zu, er langweilte ſich, verließ ſeine Hauptſtadt und begab ſich in Geheim zu ſeiner Mutter, der Margaretha Maultaſche, nach

Tyrol, dort ſich wieder leichtſinniger Zerſtreuung überlaſſend. Durch einen kühlenden Trunk nach erhitzendem Tage, den ihm Margaretha ſelbſt, unbeſonnen genug, gereicht hatte, ſtürzte ſich der Jüngling in ſein frühes Grab, daher die abgeſchmackte Sage, es habe die Mutter den Sohn vergiftet. Herzog Mainhard war am 13. Jan. 1363 geſtorben.

Margaretha, dem Hauſe Wittelsbach ſtets abgeneigt, beſtimmte, gegen die frühern heiligen, von ihr unterzeichneten Verträge, das Haus Habsburg zum Erben von Tyrol und ſtellte, bereits am zwölften Tage nach des Sohnes Tod, die diesfallſige neue Schankungsurkunde zu Botzen aus. Der öſterreichiſche Prinz Rudolph eilte im härteſten Winter nach dem Lande der Alpen und kletterte mit den Händen über die Eisberge, um ſich des Beſitzes von Tyrol zu verſichern. Um ſein gutes Recht zu behaupten, griff Herzog Stephan zu den Waffen, doch Bayerns Kräfte waren durch die unſelige Ländertheilung zerſplittert und Stephan focht nicht glücklich. Am Ende mußte man es auf den Schiedſpruch des deutſchen Kaiſers ankommen laſſen und Karl IV., in Geheim vergnügt, daß ihm die Macht geworden, dem ihn verhaßten wittelsbachiſchen Stamme zu ſchaden, entſchied zu deſſen Nachtheil. Tyrol war für Bayern verloren, und Kufſtein, Kitzbühl und Rattenberg, ohnehin altbayeriſches Land, wurden dem Hauſe Wittelsbach nebſt einigen tauſend Gulden, als Entſchädigung zu Theil. Unbeſtrittener Erbe von Oberbayern blieb übrigens Stephan mit der Hafte.

Doch war es Tyrol leider nicht allein, welches den Schyren in jenen Tagen verloren gieng; es ſollte das große Herrſcherhaus, welches der weiſe Ludwig der Bayer den Nachkommen, müheſelig genug, aufgeführt hatte, allmählig und ſchnell wieder verfallen durch Zwietracht der herzoglichen Brüder und durch Verkennen ihres wahren Intereſſe.

Ludwig der Römer und ſein Bruder Otto VI. hatten die Mark Brandenburg bisher in Ruhe und Eintracht beherrſcht. Das Staatsruder lenkte eigentlich Ludwig allein, denn Otto überließ ſich ſinnlichen Lüſten und mochte ſich wenig mit ernſten Sachen befaſſen.

Nach ihres Neffen, des jungen Herzog Mainhards Tod, waren Ludwig und Otto gewiſſermaßen unzufrieden, daß ihr Bruder, Stephan mit der Hafte, ſich ſogleich Oberbayerns bemächtiget hatte und geſpornt durch kleinliche Eiferſucht war die Linie Wittelsbach = Brandenburg unbeſonnen genug, im erſten Verdruſſe, mit dem falſchen Kaiſer Karl IV. einen Erbvertrag abzuſchließen, nach welchem Brandenburg an Luxemburg=Böhmen fallen ſollte, wenn Ludwig und Otto ohne Leibeserben ſtürben.

Otto vermählte ſich hierauf mit Katharinen, Kaiſer Karls IV. Tochter, führte nach wie vor ein leichtſinniges und verſchwenderiſches Leben und ſtürzte ſich in — eine große Schuldenlaſt.

Ohne Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen war Ludwig der Römer verſtorben und Otto blieb nun Alleinherrſcher in der Mark Brandenburg, ſah ſich aber bald darauf in Krieg mit dem Herzoge von Pommern verwickelt.

Stephan mit der Hafte ſendete ſeinen jungen und feurigen Sohn Friedrich mit einer zahlreichen und tapfern bayer'ſchen Schaar dem ſchwer bedrängten Otto zu Hülfe. Dieſer zeigte ſich dankbar und wollte dem Neffen die Regierungsnachfolge in Brandenburg zuwenden, welche, nach dem Vertrag von Pavia, ohnehin der bayeriſchen Linie gebührte, allein Kaiſer Karl IV. beorderte nun auch ſeiner Seits ein ſtarkes Heer in die Mark, machte ſeine ſogenannten Anſprüche geltend und nöthigte den ſchwachen Otto, Brandenburg an ihn, den Kaiſer nämlich, abzutreten; die verheiſene Abfindungsſumme wurde nimmermehr bezahlt, Otto zog ſich nach Bayern zurück, führte in Wolfſtein bei Landshut ein ruhm- und thatenloſes, aber höchſt üppiges Leben und ſtarb endlich kinderlos i. J. 1379; mit ihm erloſch die Linie Wittelsbach-Brandenburg.

Alſo war ſchon der ſchönſte Theil der Früchte vergeudet, welche Kaiſer Ludwig der Bayer ſorg- und mühevoll ſeinem Hauſe geſammelt hatte. Die Herzoge geriethen in neue Schulden, es fehlte ihnen an Achtung und Kraft, die reichen Städte, Augsburg und Regensburg vorzüglich, verweigerten den Gehorſam mit gewaffneter Hand. Raub, Mord und alle Gräuel der Privatrache walteten allerwärts im Lande, bis endlich auf des wackern Stephans mit der Hafte Antrieb die Herzoge, Ritter, Städte und Marktflecken in Bayern ſich verbanden um einen allgemeinen Landfrieden zu beſchwören; Räuber und Mordbrenner ſollte Jeder das Recht haben zu verhaften und keine Freiſtätte ſollte ſie ſchützen. Bald nach dieſer vollbrachten That ſegnete Stephan II. das Zeitliche i. J. 1375.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Des zweyten Stephan Söhne. — Abermalige Ländertheilung. — Zeitraum von 1376 bis 1393.

Drei Brüder hegen dreifachen Sinn,
Ein jeder neigt ſich zu Anderm hin.

Wie die zwei Linien: Oberbayern mit Tyrol und Wittelsbach-Brandenburg erloſchen, hat Euch liebe Kinder! der Großvater ſo eben erzählt und die Geſchichte der Linie Straubing-Holland wird Euch zur rechten Zeit auch mitgetheilt werden.

Herzog Stephan II. von Bayern-Landshut hinterließ drei Söhne, welche ſiebzehn Jahre lang Ober- und Niederbayern, neben den andern mit denſelben vereinigten Gerichten, in brüderlicher Eintracht regierten, obwohl die ihnen angebornen Neigungen ſehr verſchieden waren.

Herzog Friedrich, des ſeligen zweiten Stephan Erſtgeborner, übertraf die Brüder bei weitem an wahrhaft fürſtlichen und löblichen Eigenſchaften; reifer Verſtand, Kenntniſſe und raſtloſe Thätigkeit zeichneten ihn aus. Sein Bruder, Stephan III., wegen der kleinen und zierlichen Geſtalt des Körpers Knäufel — von dem Worte Knauf — genannt, gieng gerne zierlich aufgeputzt einher, liebte den Krieg und Thurniere und war freigebig bis zur Verſchwendung. Der jüngſte der Brüder endlich, Herzog Johann, ſtellte ſich als gewaltiger Jäger und leidenſchaftlicher Vogelfänger dar; von ſchlichter und rauher Sitte zog er beſtändig, von einer Menge Waidmänner und Hunde begleitet, im Lande auf und nieder.

Indeſſen war Kaiſer Karl IV. ebenfalls verſtorben und ſein Sohn Wenzeslaus von Böhmen nach des Vaters Tod zum Oberhaupte des deutſchen Reichs erwählt worden.

Die bayeriſchen Herzoge hatten von Böhmens König noch die verheißenen Entſchädigungen für die Abtretung der Mark Brandenburg zu fordern, allein Wenzel zahlte nun nicht einmal die Zinſen mehr und auch die aus wittelsbachiſchem Blute entſproſſenen Pfalzgrafen waren durch Böhmen ſehr beeinträchtiget worden, denn Karl IV. hatte ihnen nach und nach unter allerlei nichtigen Vorwänden beinahe die Hälfte der obern Pfalz entriſſen.

Solch' Unrecht wollten ſich nun die bayer'ſchen Herzoge und ihre Vettern die Pfalzgrafen vom Rhein nicht länger gutwillig gefallen laſſen, ſie machten Miene ſich mit andern Feinden des Luxemburgiſchen Hauſes zu verbinden und Kaiſer Wenzeslaus Lande mit Krieg zu überziehen.

Die Städte des Reiches verſahen ſich, bei dem nahenden Sturm, nicht erſprießlicher Dinge und ſchloſſen, zwei und ſiebenzig an der Zahl, unter ſich einen Bund, den rheiniſchen genannt, welchen Kaiſer Wenzel begünſtigte; dagegen bildete ſich gegen den rheiniſchen, ein Löwenbund, welcher letztere die Fürſten vereinigte.

Die bayeriſchen Herzoge und die Pfalzgrafen forderten nun förmlich von Kaiſer Wenzel die Summen und Länder zurück, welche er ihnen vorenthielt und da dieſes nicht fruchtete, drangen ſie mit gewaffneter Hand in ſein Gebieth; vom Rhein bis Böhmen ward Mord und Brand.

Die erbitterten Augsburger fügten Herzogen Stephan, dem Knäuſel, vielen Schaden zu; Kaufbeuern belagerte er ohne Erfolg; auch vor Regensburg erlitten die Bayern große Niederlage und erſt der eintretende Winter machte dem Gemetzel ein Ende.

Jetzt wurde unterhandelt. Der feige Kaiſer Wenzel hob den Bund der Städte wieder auf und ließ den Wittelsbachern die von denſelben eroberten Orte, wogegen dieſe den gehemmten Handel und Wandel wieder frei gaben.

Die drei herzoglichen Brüder hatten, wie ſchon oben erwähnt wurde, während einer langen Reihe von Jahren, die bayeriſchen Länder gemeinſchaftlich beherrſcht, doch eigentlich galt dieſes nur von Stephan und Friedrich, denn der jagdluſtige Johann hatte ſich bisher wenig in die Regierungsgeſchäfte gemiſcht und war ſchon zufrieden, wenn man ihm nur das Nothdürftigſte zu ſeinem Unterhalte verabreichte. Doch jetzt änderte ſich die Lage der Dinge. Herzog Johann hatte ſich mit einer Gräſin von Görtz vermählt und war Vater geworden; nun zum Nachdenken kommend und mehr ſeine Zufriedenheit am häuslichen Heerde, als in dichten Forſten ſuchend, begehrte er, und zwar nicht mit Unrecht, Theilnahme an der Verwaltung und Nutznießung des Landes. Nach einigem Zögern mußten die Brüder dem billigen Anſinnen Gehör ſchenken und es kam abermals zu einer Landestheilung, durch welche ſich nach den drei Brüdern auch drei neue Linien bildeten, welche mit der noch blühenden von Straubing-Holland nun eine vierfache wittelsbachiſche Regentenreihe darſtellten.

Die Linien Ingolſtadt, Landshut und Straubing-Holland ſah man nach und nach, und zwar ſehr bald, erlöſchen. Die Linie München regierte dagegen und ſetzte den wittelsbachiſch-bayeriſchen Mannsſtamm bis zum Jahre 1777 fort, in welchem auch ſie endete und das geſammte Bayern an den wittelsbachiſch-pfälziſchen

Mannsſtamm fiel, der jetzt noch glorreich über unſer Vaterland herrſcht.

Der Großvater liebe Kinder! liefert Euch nun hiemit eine allgemeine Ueberſicht der bay-

I. Bayern-Ingolſtadt.	II. Bayern-Landshut.	III. Bayern-München.
Stephan, gen. der Knäuſel, geſt. 1413. Ludwig, der bartige, geſt. 1447, nachdem ſchon früher deſſen Sohn verlebte, nämlich: Ludwig, der Höckerichte, geſt. 1445. Mit Ludwig dem bartigen war die Linie erloſchen und es fielen die Länder derſelben an Bayern-Landshut.	Friedrich, geſt. 1392. Heinrich der Reiche, geſt. 1450. Ludwig, der Reiche, geſt. 1479. Georg, der Reiche, geſt. 1503. Mit Georg, dem Reichen, war die Linie erloſchen und es fielen die Länder derſelben an Bayern-München.	Johann, geſt. 1397. Ernſt I., geſt. 1438 und Wilhelm III., geſt. 1435. Albrecht III., der Fromme, geſt. 1460. Albrecht IV., der Weiſe, geſt. 1508. Wilhelm IV., der Standhafte, geſt. 1550. Albrecht V., der Großmüthige, geſt. 1579. Wilhelm V., der Fromme, geſt. 1626. Maximilian I., geſt. 1651. Ferdinand Ma-

eriſchen Regentenfolge, welche bis auf den heutigen Tag reicht, und bey welcher Ihr Euch ſtets Rathes erholen könnt, um beſſer in den Geiſt der noch folgenden vielen Erzählungen einzudringen.

---

ria, geſt. 1679.
Max-Emanuel, geſt. 1726.
Karl Albrecht (unter dem Namen „Karl VII.,“ deutſcher Kaiſer), geſt. 1745.
Maximilian Joſeph III., geſt. 1777.

Aus dem wittelsbach-pfälziſchen Mannsſtamme:
Karl Theodor, geſt. 1799 (ohne leibliche Nachkommen.)
Maximilian Joſeph I., König, geſt. 1825.
Ludwig Karl Auguſt, König, (der gerechte u. beharrliche.)

IV.

Straubing-Holland.

Wilhelm I. geſt. 1377. (ohne Nachkommenſchaft.)

Albrecht I. geſt. 1404. nach ihm ſeine Söhne:

Wilhelm II., geſt. 1417.
Jacobäa, geſt. 1436. (Holland und ganz Niederland ergreift Philipp von Burgund.)

Johann, geſt. 1425. (durch Gift.) Mit Johann war die Linie erloſchen; von der Theilung des Straubinger Antheiles geſchieht ſpäter Meldung.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Geſchichte des Urſprunges der Münchner Jakobidult.

Viel Gewerb' und luſt'ger Handel
Machen einen regen Wandel.

Nicht wahr meine gute Kinder! — der Großvater ſpricht nämlich jetzt zu denjenigen unter Euch, welche in München wohnen — Euch lacht immer das Herzlein im Leibe, wenn Ihr an der Seite der lieben Eltern in der Dult umher wandelt, und Ihr ruhet wohl nicht, bis man an die Buden tritt und Euch erlaubt, von den kleinen Herrlichkeiten Einiges auszuwählen und zu kaufen. Doch nicht nur Euch ſondern auch denjenigen Enkeln, welche noch nie Gelegenheit gehabt haben, eine Münchner Dult zu bewundern, hoffe ich ein beſonderes Vergnügen zu bereiten, wenn ich jetzt erzähle, welcher merkwürdigen Begebenheit ſolche Dulten ihre Entſtehung zu verdanken haben.

Unter der Regierung der Herzoge Friedrich, Stephan und Johann, von welchen im vorigen Kapitel erzählt wurde, ereignete ſich, wie die Jahrbücher der Kirche melden, folgendes:

Ein frommer Prieſter Namens: Jakob Dachauer las im Chorſtifte zu Andechs — auf dem heiligen Berge am Amerſee — die Meſſe, da brachte ihm ein Mäuschen einen Zettel, welcher ein Verzeichniß mehrerer Reliquien *) enthielt. Man verfolgte die Spur des Thierchens, grub in der Erde und fand in der That die auf dem Zettel verzeichneten Gegenſtände.

Die Reliquien wurden nach München gebracht und Se. Heiligkeit, Papſt Bonifaz IX. bewilligten der Stadt ſofort ein Indultum, das will ſagen: Wer nach München reiſete, ſieben Tage dort verweilte, täglich vier Mal die Kirchen beſuchte und etwas Almoſen ſpendete, empfieng Vergebung ſeiner Sünden.

Fünf Monate dauerte das Feſt und aus allen deutſchen Landen wogten unzählige fromme Schaaren nach München; an manchem Tage weilten

---

*) Man verſteht unter dieſem Namen vorzüglich alle jene theuern Ueberreſte, als: Knochen, Haare, Nägel, Kleidungsſtücke u. ſ. w., welche die katholiſchen Chriſten von geheiligten Perſonen z. B. den Märtyrern des Glaubens, aufbewahren.

mehr als ſechzigtauſend Pilger in der Stadt und vierzig Beichtväter waren ohne Unterlaß beſchäftiget.

Es geſchah dieſes i. J. 1392, welches das Gnadenjahr geheiſſen wurde.

Zum ewigen Andenken an dieſe Begebenheit erfreut ſich München, noch heutigen Tages, zweier großer Jahrmärkte, welche Dulten genannt werden.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Es wird erzählt von den Schickſalen und dem Erlöſchen der Linie Straubing=Holland. — Theilung des Erbe von Straubing.

Der Männer Wahnſinn und der Weiber eitler Sinn —
Sie führen allzeit zum Verderben ſicher hin.

Der ganze Zeitraum, während welchem die am Schluſſe des fünf und zwanzigſten Kapitels aufgeführten, nutzgetheilten Linien neben einander herrſchten, bis zur Einführung des Rechtes der Erſtgeburt, von welcher wir in der Folge hören werden, ſtellte ſich höchſt traurig und unglücklich dar.

Es geſtalteten ſich in jenem Zeitraume unter den bayeriſchen herzoglichen Brüdern und ihren Vettern in der Rheinpfalz, ohne Unterbrechung, ſchwer zu löſende Mißverſtändniſſe, Verwickelungen und leider blutige Fehden, in welchen ſich die Kinder des einen und desſelben Vaterlandes bis zur Erſchöpfung bekämpften nnd zerfleiſchten.

Der Großvater glaubt kleinen Freunde! Eurem dermaligen Faſſungsvermögen dadurch am beſten zu Hülfe zu kommen, wenn er nun von den Schickſalen der nach und nach erloſchenen drei Linien Euch, von jeder einzelnen überhaupt, das Wiſſenswertheſte erzählt.

Wenn dieſes geſchehen, haben wir es mit der dann alleinherrſchenden Linie: Bayern-München lediglich zu thun und unſere Erzählungen werden dadurch nicht nur eine feſtere Ordnung gewinnen, ſondern, da ſich dieſelben mehr unſern Zeiten nahen, ſich immer intereſſanter geſtalten und immer beſſer und anmuthiger ſich anhören laſſen.

Doch gute Kinder! ſchenket auch jetzt dem Großvater Eure volle Aufmerkſamkeit.

[illegible]

Wir wiſſen, daß nach Kaiſer Ludwig des Bayern Tod, ſeine Söhne Wilhelm I. und Albrecht I. die Linie Straubing-Holland bildeten.

Der Prinzen Mutter, die verwittwete Margaretha, durch welche die ſchönen Länder Holland, Seeland, Friesland und Hennegau an Bayern fielen, begleitete ihren Sohn Wilhelm I. nach Holland, um dort mit ihm gemeinſchaftlich zu herrſchen, Albrecht I. aber blieb in Straubing zurück, um die ſeiner Linie bei der Theilung in Altbayern zurückgefallene Herrſchaften zu regieren.

Wilhelm I. war ein Fürſt von ſtörriſchem und undankbarem Charakter, er konnte ſich mit ſeiner leiblichen Mutter nicht vertragen und gerieth mit derſelben in blutige Fehde. In Folge des hierauf zu Stande gekommenen Vergleiches behielt Wilhelm I. Holland, Seeland und Friesland; ſeine Mutter aber bekam Hennegau, welche Provinz, nach der Kaiſerin Tod, wieder an Wilhelm zurückfiel.

Bald darauf wurde Wilhelm I. wahnſinnig; man verwahrte ihn auf dem Schloſſe Quesnoy, in welchem er, nach neunzehn Jahren erſt, in Raſerei ſtarb. Sein Bruder Albrecht I. hatte, während Wilhelms Irrſinn, die Regierung der niederbayeriſchen Provinzen übernommen, und dieſelbe nach deſſen Tode fortgeſetzt; er führte während ſeines ſieben und dreißigjährigen Herrſcherthums viele blutige Kriege mit den Frieſen und bürgerliche Unruhen im eigenen Lande machten ihm viel zu ſchaffen.

Nach Albrechts I. Tod folgte ihm ſein älteſter Sohn, als Wilhelm II., in der Regierung, der in ſeiner Ehe mit Margaretha von Burgund eine Tochter, Namens Jacobäa, zeugte und ſehr zeitig, ohne männliche Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen, ſtarb.

Als Wilhelm II. die Augen geſchloſſen hatte, entſagte deſſen jüngerer Bruder Johann dem bisher inne gehabten Bisthume Lüttich und bemächtigte ſich der Regierung der Niederlande, welche ihm aber i. J. 1418 ſeine Nichte Jacobäa ſtreitig machte.

Dieſe Jacobäa war eine etwas leichtſinnige Dame, welche viele höchſt ſeltſame Abentheuer beſtand. Kaum den Kinderſchuhen entwachſen hatte ſie ſich mit dem Herzoge Johann von Brabant, dem Neffen Philipps des Guten von Burgund vermählt, welche ſie nun gegen ihren Oheim Johann, den ehemaligen Biſchof von Lüttich, kräftig und mit gewaffneter Fauſt unterſtützten, obwohl denn doch nicht zu läugnen blieb, daß ſeine Anſprüche keineswegs grundlos waren, denn Johann hatte bisher noch keine prieſterliche Weihen erhalten und konnte daher um ſo freier dem Bisthume entſagen, dann ſchloß bekanntlich das wittelsbachiſche Hausgeſetz Prinzeſſinen in ſolange von der Erbfolge aus, als noch männliche Sproſſen vorhanden waren.

Nach langem blutigen Kampfe zwiſchen Onkel und Nichte, mußte endlich dem Prinzen Johann von Bayern, wie er ſich nun nannte, dennoch geſtattet werden, noch drei Jahre lang die Grafſchaften zu verwalten und Beſitzer von Südholland, nebſt mehreren Städten und Gebiethen zu bleiben, welche er zum Lehen empfieng; Jacobäa wurde vorerſt in den Beſitz von Hennegau eingeſetzt.

Dieſe unbeſtändige Fürſtin trennte ſich bald hernach eigenmächtig von ihrem bisherigen Gemahl Johann von Brabant und vermählte ſich mit des brittiſchen Königs Bruder, Humfred, Herzog von Gloceſter.

Doch bald begann abermals blutige Fehde zwiſchen Jacobäen und ihrem Oheim, dem Herzog Johann, der einmal gar zu gern über Straubing-Holland unumſchränkt und allein geherrſcht hätte, da wurde dem herrſchſüchtigen, unglücklichen Fürſten plötzlich durch ſeinen Haushofmeiſter Van Vliet, der beſtochen worden war, Gift beigebracht. Johann ſtarb kinderlos.

Jacobäa ward von ihrem zweiten Gemahl, dem Herzog von Gloceſter, verlaſſen, nachdem dieſer im Kampfe für der Gattin Rechte beſiegt worden war und nun vermählte ſich die ſchlecht berathene und unbeſonnene Fürſtin heimlich zum dritten Male und nun zwar mit einem ihrer Offiziere, genannt: Frank von Borſelen, den der Burgunder Herzog heimlich fahen und in die feſte Burg Riblemont ſetzen ließ.

Um Borſelen zu befreien verzichtete Jacobäa auf Holland, deſſen ſich Philipp von Burgund ſogleich bemächtigte und ſo waren durch eines Weibes Schwäche alle jene herrlichen Provinzen der Niederlande mit einem Male verloren, welche der große Ludwig der Bayer erworben hatte, um den Stamm der Wittelsbacher großmächtig zu machen in Europa. Jacobäa ſtarb bereits im fünf und dreißigſten Jahre ihres ſturmbewegten Lebens kinderlos.

Um das Erbe von Straubing entſpann ſich großer Hader und Streit, bis endlich nach drei Jahren ein Reichsgericht entſchied, daß jedem der gleichverwandten Herzoge zu Bayern gleicher Theil an demſelben gebühre.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Bayern-Ingolſtadt.

Der Bart — er iſt des ſtolzen Mannes Zierde,
Doch nicht verleiht er ſeiner Seele Würde.

Als Herzog Friedrich in Landshut geſtorben war, maßte ſich Herzog Stephan der Knäufel ausſchließlich die Vormundſchaft über des ſeligen Bruders unmündigen Sohn Heinrich an, welches Beginnen ſich Herzog Johann zu München, zu gleichen Rechten befugt, nicht wollte und konnte gefallen laſſen; es entſtand Zank und wieder rüſteten ſich die Wittelsbacher zum unſeligen Bruderkrieg.

Da Herzog Stephan auf einer Reiſe nach Frankreich abweſend war, eröffnete ſein Sohn Ludwig der bartige, auf eigene Fauſt, die Feindſeligkeiten gegen ſeinen Oheim, den Herzog Johann.

Dieſer Ludwig, ſeines üppigen Bartwuchſes halber nach demſelben benamſet, war ein ſchöner und gewandter, aber leider auch ſtolzer, trotziger und verſchwenderiſcher junger Mann. Er begann damit, Neuſtadt an der Donau zu überrumpeln und zu zerſtören, wogegen Herzog Johann und ſein Sohn Ernſt, ein tapferer Jüngling, das zu Bayern-Ingolſtadt gehörige Friedberg verwüſteten und einäſcherten.

Alſo bekriegten ſich Oheim und Neffe bis der mit Stephan dem Knäufel nach Deutſchland gekommene Herzog von Burgund vermittelte und vorläufig zwiſchen den Schyren wieder Frieden herſtellte.

Kaum aber hatte Herzog Johann zu Bayern-München das Zeitliche geſegnet, lagen ſich die Fürſten von Ingolſtadt — der Knäufel und ſein Sohn der Gebartete — dann des ſeligen Johannes Söhne — Wilhelm und Ernſt zu München — ſchon wieder in den Haaren. Die erſte Veranlaſſung dazu hatte gegeben, daß Herzog Ernſt den Pienzenauer, einen feilen Günſtling ſeines Onkels Stephans des Knäufel, mißhandelt hatte. Der junge Heinrich in Landshut hielt es mit Ernſt und Wilhelm und nach vielem Streite wurde endlich abermals vermittelt.

Ludwig der bartige hatte ſich an den franzöſiſchen Hof begeben und ſich mit Anna von Bourbon, welche ihm die Grafſchaft Mortain zugebracht hatte, vermählt. Nach mehrjährigem Aufenthalt zu Paris kehrte Ludwig, nach ſeines

Vaters Stephan des Knäufel Tod, mit ſeiner Gattin nach Ingolſtadt zurück, um die Regierung zu übernehmen.

Der ſtolze Bartige hatte große Schätze mit aus Frankreich gebracht und machte nun in Ingolſtadt einen Aufwand, der jenen der andern regierenden deutſchen Fürſten verdunkelte, mit welchen allen beinahe er durch ſeinen, jede Grenze überſteigenden Uebermuth in blutige Fehden gerieth.

Ludwig mußte häufig ſehr nachtheilige Friedensbedingungen eingehen und verlor in ſolcher Art auch die ſchöne Stadt Donauwörth. Am Ende entzweite ſich der Bartige mit ſeinem eigenen Sohne Ludwig dem höckerichten, der zu Neuburg an der Donau den Vater drei Monate lang belagerte, die Stadt eroberte und dieſen ſeinen Vater in Kerker warf.

Der Höckerichte ſtarb jählingen Todes, allein der bärtige Ludwig erlangte dadurch keineswegs ſeine Freiheit, wurde nach Burghauſen abgeführt, und ſtarb im dortigen feſten Schloſſe als Gefangener, worauf die Länder von Bayern-Ingolſtadt an die Linie Bayern-Landshut übergiengen.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Bayern=Landshut.

Den Menſchen macht ſein Wille groß und klein; arm und reich.

Friedrich, dieſer Linie Stammvater, war in jeder Beziehung ein ausgezeichneter Fürſt. Jener Theil von Bayern, welchen er beherrſchte, hatte unter ſeinem milden Scepter wahrlich nicht Urſache zu klagen; es erblühte im Stillen viel des Guten im Lande und Friedrich ſuchte den Frieden möglichſt zu erhalten.

Herzog Heinrich, ſein Sohn, verſprach anfangs des Guten nicht viel; er umgab ſich mit nichtsnützigen Hofſchranzen, lieh ihrem ſchlechten Rathe ſein Ohr und vergeudete, zu des Landes höchſtem Verderb', ungeheure Summen in leichtſinniger Weiſe. Als aber der Unterthanen Mißvergnügen den höchſten Grad erreicht und Heinrich ſich in ungeheure Schulden geſteckt hatte, gieng er plötzlich in ſich, jagte die Hofſchranzen von dannen und beſchloß ein verſtändigeres Leben zu beginnen.

Mit männlicher Feſtigkeit blieb Heinrich dem einmal gefaßten Entſchluſſe treu. Er ſchwur in ſo lange ſich ſelber ernähren zu wollen, bis der letzte Pfenning ſeiner gemachten Schulden bezahlt ſeyn würde, dann trat er in fremde Dienſte und focht um Sold ritterlich und Jahre lang.

Als Heinrich wieder nach Landshut zurückkehrte, waren die frühern Schulden nun in der That getilgt. Der Herzog ehelichte Margarethen von Oeſterreich und ihm waren Zucht und Sparſamkeit nun zur andern Natur geworden. Gerechtigkeit handhabte Heinrich mit unerbittlicher Strenge, er war durch Schaden klug, durch Klugheit reich geworden und hinterließ ſolch' bedeutſame Schätze, daß von ihm ſein Sohn und Enkel den Namen: „die reichen" ererbten. Doch leider zeigt ſich nun ſchon hienieden nirgend Licht ohne Schatten. Der ſonſt ſo verſchwenderiſche Heinrich trieb es nun mit der Sparſamkeit bis zur Knauſerei. Er kannte keine andere Wonne mehr als Geld zählen und die Jagd, ja ſelbſt in ſeinen weiten Aermeln verbarg der überreiche Fürſt das Gold und Heinrichs Geiz und das in Ueberzahl gehegte Wild wurden nun des Landes Noth, wie es ehedem des Herzogs Verſchwendung geweſen. Unermeßliche Schätze hinterließ Heinrich ſeinem Sohne Ludwig.

Auch Ludwig war ein kluger und wirthlicher Fürſt, ohne jedoch den ſparſamen Sinn zu weit auszudehnen. Sein erſtes Geſchäft blieb, das überhand genommene Wild, des Landmanns Plage, zu verringern, einer zweiten, noch größeren Landesplage, dem Wucher nämlich, zu ſteuern, die Staatsverwaltung einfacher zu ordnen, den Land- und Bergbau dann das Münzweſen zu heben. Ferner gebührt dem reichen Ludwig das Verdienſt der Stiftung der Ingolſtädter Hochſchule, welche Jahrhunderte lang blühte, in der neueſten Zeit nach Landshut und jetzt nach München verſetzt, noch blühet und ſich zu allen Zeiten eines bedeutſamen Rufes erfreute.

Ludwig hinterließ ſeinem Sohn, Georg dem Reichen, volle Säckel und einen wohl geordneten Staatshaushalt. Georg verſah die von ſeinem ſeligen Vater geſtiftete Hochſchule zu Ingolſtadt mit zweckmäßigen, neuen und bedeutenden Stiftungen; übrigens errichtete dieſer Herzog ein unſeliges Teſtament, durch welches er, das urſprüngliche bayeriſche Hausgeſetz gänzlich umgehend, die Linie von Bayern-München ausſchloß und ſeinen Tochtermann, den Pfalzgrafen Rupert, als Erben einſetzte, durch welche Handlung, nach Georgs Tod, viel Unheil und blutiger Krieg entſtand, worauf wir ſeiner Zeit zurückkommen werden.

Dreißigſtes Kapitel.

Bayern=München. — Herzog Johanns Tod. — Gemeinſchaftliche Regierung ſeiner Söhne, der Herzoge Ernſt und Wilhelm. — Zeitraum von 1394 bis 1435.

Des Bürgers Fehl', oft kühn und arg vermeſſen —
Ein fürſtlich' Herz — es weiß ihn zu vergeſſen.

Herzog Johann — der erſte unter den Regenten dieſer Linie, welche am längſten in Bayern ſich behauptete — war ein beſcheidener Fürſt, einfach und herablaſſend, von den Unterthanen daher auch ungemein geliebt.

Nach Johanns Tod herrſchten, nach des ſeligen Vaters Willen, deſſen beide Söhne, Ernſt I. und Wilhelm III., ungemein wackere Herren, gemeinſchaftlich und in großer Eintracht über Bayern=München.

Sie wurden, wie der Großvater ſchon im acht und zwanzigſten Kapitel andeutete, von ihren Vettern in Ingolſtadt gewaltſam in Fehden gegen ihr eigenes Blut verwickelt, denn Ludwig der Bartige wurde nicht müde ſie zu necken. Durch ihn wurde ſelbſt die Stadt München gegen ihre rechtmäßige Herren aufgewiegelt und es kam ſo weit, daß die Münchner ihre, den Herzogen Ernſt und Wilhelm geneigten Mitbürger aus der Stadt verbannten und den Herzogen ſelbſt die Thore ſchloſſen, ſich anſchickend, die Wälle mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen.

Der weiſe Burggraf Friedrich von Nürnberg vermittelte und brachte es dahin, daß die Münchner in ſich giengen, ihren, die Vergangenheit gütig vergeſſenden Herzogen i. J. 1403 die Thore der Stadt öffneten, ſie jubelnd empfiengen und die verbannt geweſenen vornehmen Mitbürger in ihre alte Würden einſetzten.

Bald darauf waren die Herzoge zu Bayern-München in eine kleine Fehde mit der mächtigen Stadt Augsburg verwickelt worden, doch ſah man dieſen Streit beigelegt und die Augsburger feierten die Verſöhnung mit glänzenden Feſten und Thurnieren auf ihrem Frohnhofe, bei welchen die bayeriſchen Fürſten gegenwärtig waren.

Auch einen ſchwachen Verſuch, das verlorene und ſchwer verſchmerzte Tyrol wieder zu gewinnen, machten die Herzoge, die Unzufriedenheit einzelner Ritter der Alpen in den Plan verflechtend, doch krönte kein glücklicher Erfolg das Unternehmen.

In den Jahren 1430 bis 1432 unternahmen die Huſſiten Streifzüge in die obere Pfalz und nach Bayern, wurden aber über die Grenzen zurückgetrieben, denn von jeher waren wir Bayern, wenn es galt, für das geliebte Vaterland, für Haus, Hof und Heerd zu fechten — unüberwindlich.

Laßt Euch meine gute Kinder! von dem lieben Vater oder Eurem freundlichen Herrn Lehrer erzählen, wer Johann Huß geweſen, und welche Bewandtniß es mit ſeinen Anhängern gehabt.

Herzog Wilhelm III., ein weiſer, frommer und geliebter Fürſt, ſtarb bereits i. J. 1435 und da ſeine Söhne vor ihm ſchon das Zeitliche geſegnet hatten, fiel die Herrſchaft über Bayern-München nun ganz und gar an ſeinen Bruder den Herzog Ernſt.

Auch Ernſt I. war ein würdiger Regent, gefürchtet von den Laſterhaften, geliebt von den Guten, mit welchen letztern er alſo freundlich verkehrte, als ob ſie ſeines Gleichen. Dieſer Fürſt ergriff wirkſame Maaßregeln um der allgemeinen Schwelgerei, der Unſittlichkeit und dem überhand genommenen Kleiderluxus in ſeinen Staaten möglichſt zu ſteuern.

Dem erſten Ernſt lebte ein hoffnungsvoller Sohn, welcher Albrecht hieß. Der Prinz, am Hofe ſeiner Tante, der böhmiſchen Königin Sophie, aufgewachſen, ſtellte ſich als Muſter ritterlicher Vollkommenheit dar und wurde von Jedermänniglich geliebt und geachtet. Er wohnte jetzt als Statthalter ſeines Vaters auf der Burg zu Straubing und herrſchte in deſſen Namen gütig und mild. Wie es Albrechts erſter Gattin, der liebenswürdigen Agnes Bernauer ergangen — dieſe traurige Begebenheit liebe Kinder! hat der Großvater wieder für Euch in leicht faßliche Verslein gebracht und es folgt alſo hiemit zu Euren Gunſten eine zweite Redeübung.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Tod der Agnes Bernauer im Jahr 1435.

Der Mädchen beſtes lernte Albrecht kennen,
Als er in Augsburg weilt beim Speererennen;
Es lächelt Agnes lieblich, ſanft und hold,
Der Jungfrau Herz — es gleichet lauterm Gold.

Des hohen Fürſten Sinn ward ſchnell gefangen,
Ja nach der milden Maid fühlt er Verlangen,
Und da er nun nicht anders kann und will,
Entführt die Jungfrau er in aller Still,
Läßt ſich als Gatte mit ihr förmlich trauen,
Und mag ſein Weib mit froher Luſt erſchauen;
Er ſchwur ihr fei'rlich Treue bis zum Tod,
Drum iſt ſie ſeine Freude, ſein Kleinod.

Als Vater Ernſt die raſche That vernommen,
Ein heft'ger Zorn den Fürſten überkommen:
„Trennt ſchnell“ — rief er — „das Weib von meinem Sohn,
„Wenn Ihr mich liebt und ehret meinen Thron.“

Des Mächt'gen Wort gewinnet leichte Flügel,
Und ſeinem Zorn es wehrt kein ſtrenger Zügel;
Die feilen Diener rennen ſchnell und flink,
Befehl ſchon gilt des Fürſten leiſer Wink.

Die ſchöne Frau, voll ahnungsvollem Bangen,
Sie ward in Straubing plötzlich nun gefangen;
Man ſtellt ſie vor ein nur zu ſtreng Gericht,
Doch eine Schuld — bekennet Agnes nicht.
Sie ſprach: „Es führte mich zu Vohburgs Pforten
„Fürſt Albrecht ſelbſt — ich bin ſein Weib geworden.
„In aller Zucht und nicht durch Zauberkunſt,
„Errang ich meines lieben Gatten Gunſt.
„Ich glaube meine Herren! nichts zu wagen,
„Denn Wahrheit darf man frei und offen ſagen:
„Drum — nicht von Euch, von Fürſten ganz allein,
„Will ich, die Fürſtin, nur gerichtet ſeyn.“ —

Man ließ die arme Agnes eben ſprechen,
Und that den Stab ihr dennoch grauſam brechen,
Ihr Urtheil fällt der Richter blinde Wuth,
Ja — enden ſoll ſie in der Donau Fluth. —

Man ſchleppt das Opfer zu des Stromes Brücken,
Nicht kann es ihrem milden Flehen glücken,
Zu rühren dieſer Henker hartes Herz,
Man höhnet ſie und ihren herben Schmerz.

Von roher Hand es wird das Lamm ergriffen,
Der zarte Leib muß in den Wellen ſchiffen;
Man ſtößt der Armen nach mit einem Stab,
Und enden muß ſie in dem naſſen Grab. —

Vergebens mochte Albrecht wüthen, toben,
Sein Engel weilet in den Sternen oben,
Ihn führt von dort kein Bitteruf zurück,
Vernichtet bleibt des Gatten irdiſch Glück.
Man ſah nun wohl Albrechten herrſchen, richten,
Erfüllen eines Fürſten heil'ge Pflichten,
Doch nimmer ſchwieg der Hohn in ſeiner Bruſt,
Ihm brachte nur der Tod verlorne Luſt.
Zu ſeiner Agnes nach den Sternen oben,
Es ward durch ihn der Glückliche erhoben,
Und an des Allerhöchſten Strahlenthron,
Es findet ſolche Treue ihren Lohn.

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Herzog Ernſt ſegnet das Zeitliche. — Die Tage Albrechts III. — Zeitraum von 1436 bis 1460. — Schluß des erſten Bandes.

Es brach der Pfeil; der Stachel blieb zurück;
Geſchehen war es um des Fürſten Glück.

Der Schmerz, welcher ſich des Prinzen Albrechts nach dem gewaltſamen Ende ſeiner unglücklichen Gemahlin bemächtigte, grenzte in der That an Wahnſinn. Albrecht wüthete gegen ſich ſelbſt, indem er, an der Spitze ſeiner Anhänger, des Vaters Länder verheerte; doch war die Verirrung des fürſtlichen Jünglings nur von kurzer Dauer, er gieng bald genug in ſich und ſchloß ſeinen Frieden mit Vater Ernſt, der die vorſchnelle, blutige That, leider zu ſpät, bereute.

Indeſſen wurde der arme Albrecht ſeines Lebens nimmermehr recht froh, ob er auch in der beſchwichtigenden Zerſtreuung, welche die Tonkunſt der Seele weichgeſchaffener Sterblichen biethet, gewiſſermaßen Troſt und Linderung ſeiner Leiden fand.

Uebrigens vermählte ſich der Prinz, bald nach der Bernauerin Tod, nach dem Wunſche ſeines Vaters, mit Annen von Braunſchweig. Deſſen froh, entſchlummerte Herzog Ernſt i. J. 1438 in einem hohen Alter und Albrecht trat, ſeines Namens der dritte, die Regierung über Bayern-München an.

Albrecht III. zeigte ſich als ein für das Rechte und beſonders für unſere heilige Religion erglühender Regent, daher ihn auch ſeine Zeitgenoſſen: „den Frommen" nannten.

Nach des böhmiſchen Königs Albrechts II. Tod i. J. 1440 wurde dem Herzog von Bayern-München Böhmens Krone angetragen. Der rechtliche Fürſt lehnte das Anſinnen ab, indem er zu dem böhmiſchen Abgeordneten ſprach: „Die Krone, die ihr mir biethet, gebührt dem unmündigen Ladislaus, Eurem rechtmäßigen Thronerben; fremdes Gut an ſich zu reißen, bringt nimmermehr Segen."

Um den unheilbringenden Bürgerkrieg, wenigſtens ſeiner Seits, zu vermeiden, ließ Albrecht III. es geſchehen, daß ſich i. J. 1447 Herzog Heinrich von Bayern-Landshut, nach dem Erlöſchen der ingolſtädtiſchen Linie, ſämmtlicher Länder dieſer Linie bemächtigte, weil er dennoch wußte, daß ſolche Provinzen dem Geſammthauſe Wittelsbach nicht verloren waren. Vieles hatte Bayern-

München dem dritten Albrecht zu verdanken. Er erweiterte und verſchönerte Städte und Märkte und verſah ſie zum Theil mit neuen urſprünglichen Freiheiten; dann ſtellte er in ſeinen Landen gleiches Maas und Gewicht her und wehrte dem Straßenraube, ſo wie dem jüdiſchen Wucher.

Ein ganz vorzügliches Augenmerk richtete Albrecht im allgemeinen auf die nach und nach in Verfall gerathene Gerechtigkeitspflege und mit unerbittlicher Strenge wurden nachläßige und gewiſſenloſe Richter beſtraft; auch geſtalteten ſich unter ſeiner Regierung die Stände in Bayern.

Bei der Erziehung ſeiner Prinzen ſtellte der fromme Fürſt den Grundſatz auf:

„Zuerſt gebildet für Gott und wegen Gott dann erſt für die Welt; meine Söhne ſollen vor allem andern zu Chriſten erzogen werden.“

Von den großen Nachtheilen der Ländervertheilungen unter mehrere Brüder, durch die Geſchichte ſeiner Ahnen, überzeugt, verordnete der dritte Albrecht, daß nach ſeinem Tode nur ſeine zwei älteſten Söhne, und zwar gemeinſchaftlich und ohne Theilung, das Scepter über Bayern-München führen ſollten. Dadurch legte dieſer verſtändige Herzog den erſten Grund zu der nachmaligen wichtigen und folgenreichen Einführung des Rechtes der Erſtgeburt.

Friede, Ruhe und Eintracht herrſchten unter Albrechts Regierung in ſeinen Staaten; Wiſſenſchaften, Künſte und Wohlſtand huben an, mehr und mehr zu erblühen.

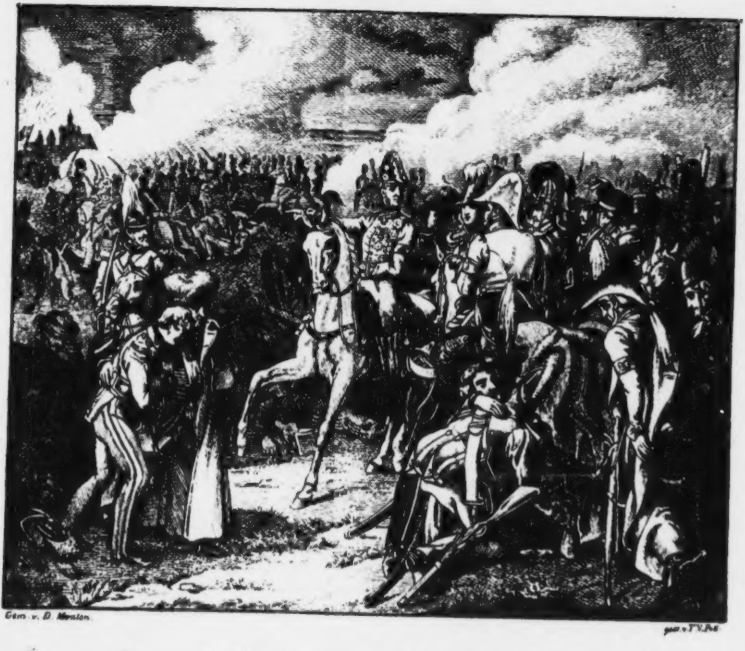
Im Februar d. J. 1460 ſegnete Albrecht III. das Zeitliche und mit ſeinem Tode meine Kinder! beſchließen wir den erſten Band dieſer Erzählungen; der Großvater iſt aber feſt überzeugt, daß jene des zweiten Bandes Euch mehr noch erfreuen und unterhalten werden.

Ende des erſten Bandes.

Bemerkungen.

Wegen der übergroßen Subſcribentenzahl, konnten deren verehrliche Namen dem Werke nicht wohl vorgedruckt werden.

An mehreren Stellen dieſes Bandes iſt
ſtatt: „meine lieben Kinder“ zu
leſen: „meine liebe Kinder!“



Gem. v. D. Monten

gez. v. T.V.Be

Bayern schlagen die Entscheidungs-Schlacht bey Arcis sur Aube mit
1814.

Kurzgefaßte Erzählungen

eines

Großvaters

aus der

Bayeriſchen Geſchichte,

als

Preisbuch und Leitfaden beim Elementarunterricht
der vaterländiſchen Jugend.

Herausgegeben

von

Adolph von Schaden.

(Verfaſſer der in der Cabinetsbibliothek abgedruckten
Geſchichte von Bayern.)

Zweiter und letzter Band.

Mit einem Titelkupfer.

München, 1832.
Mich. Lindauer'ſche Verlagsbuchhandlung und Hof-
Buchdruckerei.

Erzählungen
eines
Großvaters.

Inhalt
des zweiten Bandes.

Seite

Erſtes Kapitel. Die Söhne Albrechts III. — Regierung der Herzoge Johann und Sigmund. — Es wird erzählt, wie Herzog Albrecht IV. — in der Folge der Weiſe genannt — vorläufige Alleinherrſchaft in Bayern behauptet. — Zeitraum von 1460 bis 1472. 1

Zweites Kapitel. Erbauung der großen Metropolitankirche zu U. L. Frau in der Haupt- und Reſidenzſtadt München 6

Drittes Kapitel. Herzog Chriſtophs Kampffertigkeit. — Neue Mißhelligkeiten zwiſchen den herzoglichen Brüdern. — Ermordung des unglücklichen Grafen von Abensberg. — Albrecht

Seite

der Weiſe abermals als Selbſt- und Alleinherrſcher in Bayern. — Zeitraum von 1473 bis 1485 11

Viertes Kapitel. Zweite Regierungsperiode Albrechts IV. — Regensburg für Bayern gewonnen und bald wieder verloren. — Die Löwenritter. — Des reichen Georgs unheilbringendes Teſtament. — Landshuter Erbfolgekrieg. — Ueberblick der von dem weiſen Albrecht vollbrachten Thaten. — Stiftung der Untheilbarkeit Bayerns. — Albrechts IV. Tod. — Zeitraum von 1486 bis 1508 15

Fünftes Kapitel. Des vierten Albrecht Nachkommenſchaft. — Vormundſchaftliche Regierung in Bayern. — Gemeinſchaftliche Regierung der Herzoge Wilhelm IV. und Ludwig X. — Hieronymus von Stauf. — Zeitraum von 1509 bis 1519 26

Sechstes Kapitel. Krieg gegen Würtemberg. — Die Reformation. — Der Bauernkrieg. — Johann Turmayr, genannt Aventin. — Zeitraum von 1519 bis 1529 29

Seite

Siebentes Kapitel. Staatshaushalt, Landeszucht und Landesordnung; Handel, Sitten und Künſte in Bayern unter der Regierung der Herzoge Wilhelm IV. und Ludwig X. — Herzog Ludwigs Tod. — Schmalkaldiſcher Krieg. — Herzog Wilhelms Tod. — Zeitraum von 1530 bis 1550. 33

Achtes Kapitel. Herzog Albrecht V. — Zug des Kurfürſten Moriz von Sachſen durch Bayern. — Paſſauer Vertrag. — Des Herzogs Licht und Schattenſeiten — ſein Tod. — Zeitraum von 1550 bis 1579. 37

Neuntes Kapitel. Wilhelm V. — Charakter und Temperament des Herzogs. — Fehde mit Gebhard Truchſes von Waldburg. — Prachtvolle und koſtſpielige Bauten. — Gänzliche Zerrüttung des Staatshaushaltes. — Der Erbprinz Maximilian übernimmt die Regierung. — Eigenthümliche, nunmehrige Lebensweiſe des fünften Wilhelm. — Zeitraum von 1580 bis 1598. . 43

Zehntes Kapitel. Maximilian I. — Sein Wirken beim erſten Auftreten als Regent. — Damalige allgemeine Verhältniſſe in Deutſchland. —

Seite

Maximilians Zug nach Donauwörth. — Union und Liga. — Kurzer Krieg gegen Salzburg. — Zeitraum von 1598 bis 1617. 49

Eilftes Kapitel. Das Beginnen des dreißigjährigen Kriegs. — Kurfürſt Friedrich von der Pfalz als böhmiſcher König. — Ereigniſſe in Oberoeſterreich. — Die Schlacht auf dem weißen Berge. — Zeitraum von 1618 bis 1620. . . 56

Zwölftes Kapitel. Fortgang des dreißigjährigen Kriegs. — Bayern erwirbt die Oberpfalz eigenthümlich nebſt der Kurwürde. — Zeitraum von 1621 bis 1628. 63

Dreizehntes Kapitel. Guſtav Adolphs, des Schwedenkönigs, Landung in Deutſchland. — Leipziger Schlacht. — Erlöſchen des heiligen Bundes. — Die Schweden in Bayern. — Guſtav Adolphs Tod. — Zeitraum von 1629 bis 1633. 67

Vierzehntes Kapitel. Die Schweden abermals in Bayern. — Bauernaufſtand. — Peſt und Hungersnoth. — Einbruch der Franzoſen und Schweden in unſer Vaterland. — Ulmer Waffenſtillſtand. — Zeitraum von 1633 bis 1647. . 73

Seite

Fünfzehntes Kapitel. Türenne und Wrangel zum letztenmal in Bayern. — Weſtphäliſcher Friede. — Maximilians Ende. — Zeitraum von 1647 bis 1651. 80

Sechzehntes Kapitel. Ferdinand Maria und ſeine Gemahlin Adelheide. — Der Kurfürſt lehnt die deutſche Kaiſerkrone ab. — Herſtellung des Kloſterweſens in der Oberpfalz. — Zeitraum von 1651 bis 1669. 86

Siebenzehntes Kapitel. Würdigung verſchiedener Verhältniſſe. — Erſter Gebrauch des Rauch- und Schnupftabacks in Bayern. — Furchtbarer Schloßbrand zu München. — Ferdinand Marias und Adelheidens Tod. — Zeitraum von 1669 bis 1679. 90

Achtzehntes Kapitel. Maximilian Emanuel. — Seine erſten Heldenthaten. — Der Kurfürſt als Statthalter der ſpaniſchen Niederlande. — Spaniſche Thronfolge. — Glänzende Verſprechungen Frankreichs. — Zeitraum von 1679 bis 1701. . 95

Neunzehntes Kapitel. Spaniſcher Erbfolgekrieg. — Wegnahme der Stadt Ulm. — Maximilian Emanuel im Tyrol. — Schlacht bey Höchſtädt. — Zeitraum von 1701 bis 1704. . . . 102

Seite

Zwanzigſtes Kapitel. Treffen am Schellenberg und Schlacht bey Blindheim. — Folgen der Schlacht. — Die Oeſterreicher als Herren in Bayern. — Die verhängnißvolle Chriſtnacht. — Zeitraum von 1704 bis 1706. 108

Ein und zwanzigſtes Kapitel. Bayerns und ſeines rechtmäßigen Herrſchers fernere traurige Schickſale. — Kaiſer Joſeph I. Tod. — Des Kurfürſten Heimkehr. — Damaliger Zuſtand Bayerns. — Maximilian Emanuels Ende. — Zeitraum von 1706 bis 1726. 120

Zwei und zwanzigſtes Kapitel. Karl Albrecht. — Beginnen und Fortgang ſeiner Regierung. — Bayerns Widerſpruch gegen die oeſterreichiſche Erbfolgeordnung. — Kaiſer Karls VI. Tod. — Zeitraum von 1726 bis 1740. . . . 128

Drei und zwanzigſtes Kapitel. Oeſterreichiſcher Erbfolgekrieg. — Karl Albrecht als König von Böhmen und römiſcher Kaiſer — Zeitraum von 1740 bis 1742. 135

Vier und zwanzigſtes Kapitel. Fortgang des oeſterreichiſchen Erbfolgekriegs. — Bayern hart bedrängt. — Beſſere Ausſichten. — Kaiſer Karls VII. Tod. — Zeitraum von 1742 bis 1745. . . 141

Seite

Fünf und zwanzigſtes Kapitel. Maximilian Joſeph III. — Der Friede von Fueſſen. — Rechtspflege, Staatshaushalt, Handel, Gewerbe und Landbau. — Abermaliger Brand im kurfürſtlichen Schloſſe. — Der ſiebenjährige Krieg. — Zeitraum von 1745 bis 1763. 149

Sechs und zwanzigſtes Kapitel. Beförderung der Volksbildung. — Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften. — Schöne Künſte. — Hungersnoth. — Aufhebung der Jeſuiten. — Maximilian Joſephs III. letzte Thaten und Tod. — Zeitraum von 1763 bis 1777. 156

Sieben und zwanzigſtes Kapitel. Der bayeriſche Erbfolgekrieg. — Erſte Zeiten der Regierung Karl Theodors in Bayern. — Friedensſchluß zu Teſchen. — Stiftung einer Maltheſerzunge in unſerm Vaterlande. — Zeitraum von 1778 bis 1782. 162

Acht und zwanzigſtes Kapitel. Karl Theodors ferneres Herrſcherthum. — Der Volksbildung Stilleſtehen. — Projektirte Vertauſchung Bayerns gegen die oeſterreichiſche Niederlande. — Die Illuminaten. — Staatshaushalt. — Des Grafen Rumford Walten in Bayern. —

Seite

Des Kurfürſten Mißhelligkeiten mit ſeiner Hauptſtadt. — Zeitraum von 1783 bis 1791. . . . 167

Neun und zwanzigſtes Kapitel. Ausbruch der franzöſiſchen Revolution. — Bayerns Theilnahme am Reichskriege gegen Frankreich. — Fortdauer des Krieges. — Friede von Campo-Formio. Karl Theodors plötzlicher Tod. — Zeitraum von 1791 bis 1790. 175

Dreißigſtes Kapitel. Maximilian Joſeph als Kurfürſt und König. — Zeitraum von 1799 bis 1825. 181

Ein und dreißigſtes Kapitel. Ludwig Karl Auguſt der gerechte und beharrliche, König von Bayern ſeit 1825. — Genealogie oder Geſchlechtsregiſter des königlichen Hauſes Bayern. 194

Erſtes Kapitel.

Die Söhne Albrechts III. — Regierung der Herzoge Johann und Sigmund. — Es wird erzählt, wie Herzog Albrecht IV. — in der Folge der Weiſe genannt — vorläufige Alleinherrſchaft in Bayern behauptet. — Zeitraum von 1460 bis 1472.

Ein großer lichter Stern in ihm iſt aufgegangen,
Denn er begriff der Zeiten dringendes Verlangen.

* * *

Albrecht III. hinterließ fünf Söhne. Sie hießen: Johann, Sigmund, Albrecht, Chriſtoph und Wolfgang.

Die drei letzten waren bei des Vaters Tod noch unmündig, die beiden ältern übernahmen die Regierung gemeinſchaftlich.

Johann war ein muthiger, ehrbegieriger, verſtändiger und thatenluſtiger Jüngling und nahm ſich vorerſt beinahe allein der Regierungsgeſchäfte an, da ſein Bruder Sigmund, wenn gleich auch von Natur hinſichtlich der Fähigkeiten keineswegs ſtiefmütterlich bedacht, dennoch an ſolchen Geſchäften weniges Behagen fand, und lieber die Jagd oder andere Zerſtreuungen aufſuchte.

Doch ſchon nach Verlauf zweier Jahre begann eine anſteckende Ruhr in Bayern zu wüthen und Johann wurde ein Opfer derſelben.

Nothgedrungen mußte ſich nun freilich Sigmund mehr mit der Regierung des Landes befaſſen, als ſeither geſchehen war, als aber ſein Bruder Albrecht endlich das mündige Alter erreicht hatte, gab ihm Herzog Sigmund, den letzten Verordnungen des ſeligen Vaters gehorchend, gerne Antheil an der Regentſchaft; es geſchah i. J. 1465.

Albrecht IV. hatte nun das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt und war ein Jüngling nicht gewöhnlicher Art. Eine treffliche wiſſenſchaftliche Bildung hatte er mit ſeinen zwei jüngern Brüdern in Pavia und auf andern italieniſchen Hochſchulen erhalten, wo ſich Prinz Albrecht durch angeſtrengten Fleiß und ſchnelle Faſſungsgabe, bis zu der Lehrer höchſtem Erſtaunen, vor allen ſeinen Mitſchülern ungemein ausgezeichnet hatte.

An Selbſtbeherrſchung, Geiſtesreife, Tapferkeit, ritterlicher und wiſſenſchaftlicher Ausbildung thaten es ſchon jetzt dem fürſtlichen Jüngling Albrecht ſelbſt wenige der ausgezeichnetſten Männer zuvor und mit jedem Tage gewann er an Einſicht im allgemeinen und an Kenntniß deſſen, was ſeinem theuren Vaterlande noth that.

Des Bruders überlegenen Geiſt anerkennend, überließ der gutmüthige Sigmund dem vierten Albrecht bereits i. J. 1467 die Alleinherrſchaft über Bayern und zog ſich in die Ruhe des Privatlebens zurück und nun erſt verfolgte Albrecht ungehindert, langſamen aber ſichern Schrittes, den Weg zu jenen tiefliegenden Planen, welche Wittelsbachs Macht und Selbſtſtändigkeit erheben und auf ewige Zeiten befeſtigen ſollten.

Indeſſen waren auch Albrechts zwei jüngere Brüder zu Jünglingen herangereift. Wolfgang, der jüngſte, ſtrebte nicht nach hohen Dingen und vergnügte ſich gerne bei Tanz- und Trinkgelagen, allein Chriſtoph, ſein Bruder, war ein ehrgeitziger und kühner junger Mann und forderte nun Theilnahme an der Regentſchaft, welche Albrecht IV. zu gewähren nicht geſonnen und, ſelbſt nach des Vaters letztem Willen, auch nicht zu bewilligen ſchuldig war, indem nach demſelben nur dann ein jüngerer Prinz dieſe Theilnahme erhalten ſollte, wenn einer der zwei ältern Brüder mit Tod abgehen würde; allein Sigmund lebte noch.

Nichtsdeſtoweniger verband ſich Chriſtoph mit einem Theil der unzufriedenen Ritter des Unterlandes gegen ſeinen Bruder Albrecht, Bayerns rechtmäßigen, nunmehrigen Regenten. Die rebelliſche Geſellſchaft nannte ſich: „Bund der Bökler des Einhorns,“ allein bevor die Verſchworenen noch zu eigentlichen Unternehmungen ſchritten, wurden ſie von dem wachſamen Albrecht überfallen, zerſtreut oder vernichtet.

Der Bund wurde zerſtöret, die öffentliche Ruhe blieb ungefährdet, allein Chriſtoph erhob vor den Ständen des Landes und auswärtigen Fürſten laute Klagen über das vermeintliche Unrecht, welches ſeiner Perſon durch Ausſchließung von der Regierung von Seite Albrechts IV. geſchehen.

Endlich wurde die Entſcheidung der Angelegenheit dem Herzog Ludwig zu Bayern-Landshut und mehreren bei ihm verſammelten Fürſten übertragen; ſie ſprachen zu Chriſtophs Gunſten.

Dennoch gelang es dem weiſen Albrecht, ſeinen wilden Bruder Chriſtoph, im Wege der Güte, dahin zu bringen, daß er, unter vortheilhaften Bedingungen, für die fünf nächſten Jahre der Theilnahme an der Regierung feierlichſt entſagte; der jüngſte Bruder, Herzog Wolfgang, verzichtete ſogar auf zwölf Jahre.

Seines Wortes uneingedenk, verſuchte indeſſen Chriſtoph bald wieder auf's Neue, in Bayern den Aufruhr zu entflammen und trieb es ſo weit, daß ſich i. J. 1471 Albrecht IV. gezwungen ſah, den unruhigen Bruder feſtnehmen und in der neuen Beſte zu München gefangen ſetzen. zu laſſen. Herzog Wolfgang, welcher ſich hatte in Chriſtophs Umtriebe verwickeln laſſen, war nach Augsburg entflohen.

Erſt nach langen zwanzig Monaten, i. J. 1472, erhielt Herzog Chriſtoph ſeine Freiheit wieder, nachdem ſich die Pfalzgrafen und andere Ritter für ihn verbürgt hatten. Ob Chriſtoph dieſer Bürgſchaft Ehre machte, oder nicht — werden wir in nächſter Folge vernehmen.

Zweites Kapitel.

Die Erbauung der großen Metropolitankirche zu U. L. Frau in der Haupt- nnd Reſidenzſtadt München.

Die Rieſenthürme ragen ſtolz empor,
Das Heiligthum verſchließt ein herrlich Thor.

* * *

Nicht wahr, liebe Kinder! diejenigen unter Euch, welche in München geboren wurden und daſelbſt aufgewachſen ſind, haben ſich gewöhnt, die alten Frauenthürme wie zwei ernſte aber dennoch liebe Freunde täglich zu betrachten? —

Diejenigen meiner Enkel dagegen, welche zwar in andern Theilen des Königreiches zu Hauſe, aber dennoch vielleicht ſchon einmal in Geſellſchaft der guten Eltern nach der Hauptſtadt gekommen ſind, werden ſich jener Rieſenthürme auch noch ungemein deutlich erinnern, denn der Anblick ſolcher altergrauen, merkwürdigen Bauwerke läßt in den Seelen der Alten und Jungen einen unauslöſchlichen Eindruck zurück und der Großvater hofft daher, es allen recht zu machen, wenn er jetzt erzählt, zu welcher Zeit man mit der Erbauung der Frauenkirche begonnen und welche Bewandtniß dabei es gehabt hat.

Nachdem ſich Albrechts IV. Bruder, der wackere Herzog Sigmund, wie ſchon oben erzählt wurde, in den Privatſtand zurückgezogen hatte, wohnte er bald in dem romantiſch belegenen — in den neueſten Zeiten leider größtentheils abgetragenen — Bergſchloſſe zu Dachau; oder zu Grünenwald am rechten Ufer der Iſar; oder zu Neuenhof, oder aber zu Menzing an der Würm. In jenen anmuthigen ländlichen Fluren führte Sigmund das Leben eines Weiſen, welcher den Prunk der Städte leicht entbehren kann. Künſtler und Gelehrte fanden bei ihm freundliche Aufnahme; Dürftige Hülfe. Wie alle gute Menſchen, war Herzog Sigmund auch ein vorzüglicher Kinderfreund, doch liebte er nur gute, fleißige und reinliche Kinder, andere durften ſich ihm nicht zeigen, und für gute Kinder blieb es eine rechte Luſt ſich dem ländlichen Aufenthalte des Fürſten ein bischen zu nahen, denn die Vorhöfe ſeiner Schlöſſer waren immer mit ſeltenen Thieren des Auslandes, mit weißen Tauben, Perlhahnen, Pfauen und anderm bunten Geflügel bevölkert.

Zuweilen aber begab ſich Herzog Sigmund doch auf einige Tage nach München, denn er liebte die biedern Bewohner der Hauptſtadt ungemein, und dieſe wieder den leutſeligen Fürſten; wo er ſich nur zeigte, lief ihm Jung und Alt entgegen und er ſchüttelte Allen treuherzig die Hände, als ob er nur ihres Gleichen wäre.

Die Liebe der Hauptſtädter rührte den Fürſten und er dachte dann in ſeiner ländlichen Einſamkeit oft darüber nach, wie er ſeinen guten Münchnern eine recht große, lange bleibende Wohlthat erweiſen könne, und da kam der Herzog endlich auf den Gedanken, ihnen ein tüchtiges und ſchönes Gotteshaus zu erbauen und traun! es hätte Sigmund keinen glücklichern Einfall haben können, denn an einer ſolchen Kirche fehlte es in der That zur Zeit noch in der Reſidenz.

Der Herzog gieng mit tüchtigen Baumeiſtern zu Rath und nachdem er ſich erſt für einen viel verſprechenden Plan entſchieden hatte, ſchritt man raſch zum Werke.

Auf dem Platze, auf welchem jetzt der berühmte, große Tempel zu unſer lieben Frau ſteht, befand ſich ſchon vor dem Jahre 1271 ein Bethhaus, welches ſpäter zur Pfarrkirche erhoben worden war.

Das alte Bethhaus wurde eingeriſſen. Männer und Weiber, ſelbſt kleine Knaben und Mädchen legten Hand an und nach zehn Tagen bereits war der Schutt hinweggeräumt. Nun wurde i. J. 1468 von Herzog Sigmund der Grundſtein zu der heute, und wahrſcheinlich nach Verlauf vieler Jahrhunderte noch, ſtehenden Frauenkirche gelegt. Der Bau dauerte zwanzig Jahre und ward i. J. 1488 vollendet. Bau- und Maurermeiſter des Tempels war Meiſter Georg Gankoffer von Haslbach; der Name des Zimmermeiſters iſt unbekannt geblieben.

Zwanzig Jahre! — nicht wahr, dieſe iſt eine lange, lange Zeit? — ja meine liebe Kinder! es iſt nun ſchon ein Mal nicht anders, gut Ding will Weile haben! — aber dagegen bringen unausgeſetzte menſchliche Anſtrengungen und nicht zu ermüdender Fleiß am Ende auch Großes zu Stande.

Darum, meine gute Enkel! erbebet nicht, wenn weitläufige Arbeiten Euch aufgeleget werden, nur friſchen Muth — und zur Hälfte ſchon iſt das Werk vollendet; nur durch Ausdauer kann der Menſch den großen Bau ſeiner geiſtigen und ſittlichen Ausbildung zu Stande bringen, aber nichts gleichet auf Erden der Wonne, als wenn man, nach langem Mühen, etwas geſchaffen, von dem man ſich zu hoffen getraut, es werde unſern Mitmenſchen wenigſtens einigen Nutzen bringen.

Glaubet nur, liebe Kinder! der Großvater hat die Erzählungen aus der vaterländiſchen Geſchichte auch nicht in einem Tage zuſamm' geſchrieben; er mußte viele Tage und Nächte, Wochen und Monate daran wenden, um das Werk zu fördern, aber ihn verdrießt weder Mühe noch Zeitverluſt, wenn die Erzählungen Euch gefallen und Euer wahres Beſte zu fördern beitragen. Doch nun zurück zu unſerer Frauenkirche.

Der Tempel wird unter die ſchönſten ehr- und merkwürdigſten gezählt, welche deutſche Baukunſt je ſchuf. Die Länge der Kirche beträgt 336 Fuß, die Höhe der Thürme 333. Sie hat fünf große Pforten (Thüren) von ſchön mit erhobener Arbeit geziertem Eichenholze.

Herrlich geſchmolzene Glasfenſter, bibliſche und ſtädtiſche Geſchichten in brennenden Farben darſtellend, zieren den Tempel. Ludwigs des Bayern Grabmahls hat der Großvater ſchon im erſten Bändchen dieſer Erzählungen Erwähnung gethan. Die Höhe des Choraltars reicht beinahe an das Gewölbe der Kirche. In ſeiner gegenwärtigen prächtigen Geſtalt iſt er von Maximilian I. neu hergeſtellt worden. — In der Frauenkirche giebt es eine Stelle, von welcher aus man kein einziges Fenſter im Tempel erblicken kann. — Außerhalb des Chorgitters bezeichnet ein Marmelſtein den Ort der ehemaligen bayeriſchen Fürſtengruft. — Die rieſigen Frauenthürme ſind faſt auf allen hohen Punkten im Iſarkreiſe (dem ehemaligen alten Bayern) deutlich zu unterſcheiden und man pflegt ſie gerne altergraue Dioskuren (Zwillinge) zu nennen.

Drittes Kapitel.

Herzog Chriſtophs Kampffertigkeit. — Neue Mißhelligkeiten zwiſchen den herzoglichen Brüdern. — Ermordung des unglücklichen Grafen von Abensberg. — Albrecht der Weiſe abermals als Selbſt- und Alleinherrſcher in Bayern. — Zeitraum von 1473 bis 1485.

Nicht in der ſtarken Fauſt das gute Schwert,
Verleiht allein dem Fürſten hohen Werth.

* * *

Der wilde Chriſtoph verhielt ſich vor der Hand ruhig und mit Segen und Erfolg regierte der weiſe Albrecht in Bayern; die Vorzüge dieſer ſeiner Regierung in ein gedrängtes Gemälde zu faſſen, behält ſich der Großvater für die nächſte Folge bevor.

In löblicher Eintracht zogen Albrechts III. noch lebende Söhne, die vier herzoglichen Brüder: Sigmund, Albrecht IV., Chriſtoph und

Wolfgang i. J. 1475 gen Landshut, um dort der Vermählung ihres Vetters, des reichen Georgs, mit einer polniſchen Prinzeſſin beizuwohnen, welche mit einem ungeheuren Prachtaufwande gefeiert wurde.

Unter anderm fand ein glänzendes Turnier ſtatt, bei welchem ein rieſiger polniſcher Edelmann, in koſtbarer Rüſtung, erſchien, und voll Hohn die bayeriſche Ritterſchaft herausforderte zum Kampf auf Leben und Tod. Herzog Chriſtoph nahm die Ausforderung an und hob den fremden Prahlhanſen aus dem Sattel, daß er zehn Schritte weit flog. Sterbend ſchrie der rohe Pole noch: „Daß es ſeinem Gegner nur mit des Teufels Hülfe habe gelingen können, ihn zu beſiegen" — ſeit jenem Tage nannte man Herzog Chriſtoph „den Kämpfer" und es wäre zu wünſchen geweſen, daß dieſer männliche und glückliche Kämpfer nimmermehr ſein Schwert erhoben hätte, als nur im preiswürdigen Streite.

Indeſſen hatte Chriſtoph ſeinem weiſen Bruder Albrecht bei dieſer Gelegenheit die Alleinherrſchaft wieder auf zehn neue Jahre überlaſſen; dafür waren ihm Schloß und Stadt Landsberg, Schloß Paal und Stadt Weilheim überlaſſen worden.

Der jüngſte herzogliche Bruder, Wolfgang, hatte gegen billige Abfindung, dem Beiſpiel des Herzogs Sigmund folgend, bereits der Mitherrſchaft für immer entſagt, doch dazu war der unruhige

Chriſtoph nicht zu bewegen geweſen und doch bewies er durch die drückende und rohe Art, in welcher er die wenigen ihm zugefallenen Unterthanen behandelte, ſattſam, wie wenig er verdiene, mehrere zu beherrſchen. Jeder Bayer ſah ein, daß nur unter des weiſen Albrecht mildem Scepter dem Lande Heil erwachſen könne und Albrecht ſelbſt traf wohl überlegte Maaßregeln, ſich die Alleinherrſchaft zu ſichern.

Als i. J. 1485 jene Friſt abgelaufen war, für deren Dauer der Kämpfer der Theilnahme an der Regentſchaft entſagt hatte, ritt Albrecht an der Spitze bewährter Krieger nach Landsberg und bemächtigte ſich ohne Schwertſtreich der Stadt und des Schloſſes. Herzog Chriſtoph, ohne Geld und zur Gegenwehr zu ſchwach, hatte ſich nach Augsburg zurückgezogen. Der Kämpfer dürſtete nach Rache. Mit dem Bruder wollte er vor Kaiſer und Reich rechten, allein Albrechts vertrauteſte Freunde und Räthe ſollten das furchtbare Schwert des erbitterten Chriſtoph fühlen.

Alſo legte der Herzog dem von München zurückkehrenden Grafen, Nikolaus von Abensberg und deſſen Gefolge einen Hinterhalt, in Folge deſſen der unglückliche Graf, der letzte ſeines Stammes, nebſt mehreren Begleitern deſſelben i. J. 1485 ermordet wurde.

Zur endlichen Beilegung des Streites zwiſchen

Albrechten IV. und dem Kämpfer wurden Schiedrichter aus der Landſchaft zuſamm' berufen, aber während dieſelben ſich noch beriethen, wußte der weiſe Albrecht den wilden Bruder, abermals im Wege der Güte, dahin zu bringen, daß dieſer für immer, aufs Feierlichſte, der Theilnahme an der Regentſchaft entſagte, wodurch die Alleinherrſchaft wieder Albrechten verblieb.

Viertes Kapitel.

Zweite Regierungsperiode Albrechts IV. — Regensburg für Bayern gewonnen und bald wieder verloren. — Die Löwenritter. — Des reichen Georg unheilbringendes Teſtament. — Landshuter Erbfolgekrieg. — Ueberblick der von dem weiſen Albrecht vollbrachten Thaten. — Stiftung der Untheilbarkeit Bayerns. — Albrechts IV. Tod. — Zeitraum von 1486 bis 1508.

Sein Wort — es bringt noch ſpätern Zeiten Heil;
Stets iſt das Ganze beſſer als ein Theil.

* * *

Trotz aller ihm beiwohnenden Regententugenden fühlte ſich der weiſe Albrecht doch, hinſichtlich der ihm zu Gebote ſtehenden Streitkräfte, zu ſchwach, als daß er hätte daran denken mögen, die unſerm Bayern in der jüngſten Vorzeit verloren gegangenen herrlichen Länder, als Tyrol, Holland, Brandenburg, wieder zu gewinnen. Dagegen richtete der Herzog ein Hauptaugenmerk auf die Wiedererringung der Stadt Regensburg, der altergrauen bayeriſchen Haupt- und Reſidenzſtadt.

Es lebten Albrechten in Regensburg ſo viele einflußreiche Bürger als Anhänger, daß ihm die bisherige freye Reichsſtadt i. J. 1486 ſelbſt durch Abgeordnete die Oberherrſchaft anbiethen ließ.

Albrecht IV. ließ ſich huldigen und begann in Regensburg einen Schloßbau, welcher aber nicht vollendet wurde. Indeſſen zerfiel der Herzog über die Beſitznahme Regensburgs ernſtlich mit dem deutſchen Kaiſer, Friedrich III., mit deſſen Tochter, der ſchönen Kunigunde, er ſich, ohne des Vaters Wiſſen, i. J. 1487 vermählt hatte. Jedoch war die Vermählung im Einverſtändniſſe mit dem Erzherzoge Sigmund von Tyrol, Kunigundens Vetter, vollzogen worden, der kinderlos war und Tyrol dereinſt an Kunigunden vererben wollte.

Friedrich III. both aber den ſchwäbiſchen Bund gegen Albrechten auf und belegte die Regensburger i. J. 1490 mit der Reichsacht, weil ſie auf ſeine Vorladungen nicht erſchienen waren, Rechenſchaft wegen ihres eigenmächtigen Abfalles vom Reiche zu geben.

Eine perſönliche Zuſammenkunſt zwiſchen dem Kaiſer und Herzog Albrecht zu Linz, welche der römiſche König Maximilian, Friedrichs Sohn und Albrechts Freund, veranſtaltet hatte, erhöhte nur die wechſelſeitige Erbitterung, weil Albrecht von dem ihm ſo theuern Regensburg durchaus nicht laſſen wollte. Nun belegte der Kaiſer auch den Herzog mit der Reichsacht.

Allerwärts thürmten ſich ſchwarze Gewitterwolken, Albrechts VI. Sicherheit und ſchönen Wirkungskreis feindlich zu bedrohen.

Durch des Herzogs Herrſcherkunſt und unerſchütterliche Willenskraft ſah der vornehme Adel ſeine Macht und das eigene Anſehen gefährdet, und er war daher dem Landesherrn nicht hold. Als aber die Landſchaft zur Errichtung eines ſtehenden Heeres, zu des Herzogthums Sicherheit, eine Steuer bewilliget hatte und Albrecht dieſelbe ohne Unterſchied von Weltlichen und Geiſtlichen erheben wollte, fiengen die Freiherrn an, über Verletzung der Ottonſchen Handveſte zu ſchreien, von welcher der Großvater ſchon im erſten Bande Meldung gethan hat. Die Unzufriedenen ſtifteten ſogleich wieder einen eigenen Bund, nannten ſich Löwenritter und einer der angeſehenſten Männer des Landes und ſeiner Zeit, Bernhard von Stauf, geſellte ſich zu ihnen.

Der Bund geſtaltete ſich für Albrechten mit jedem Tage gefährlicher, denn ſein Anhang wuchs bedeutſam, der Kaiſer ſchüzte ihn und endlich wurden ſelbſt des Herzogs eigene Brüder, Chriſtoph, der wilde Kämpfer und der ſchwache und leicht lenkſame Wolfgang — Löwenritter.

Doch auch der weiſe Albrecht legte nicht die Hände in den Schooß; er rüſtete, ohne Geräuſch zwar, aber alle ſeine Maaßregeln waren mit gutem Vorbedacht genommen.

Im Wintermonat d. J. 1491 endlich eröffneten die Löwenritter die Feindſeligkeiten und verwüſteten mehrere Dörfer Albrechts. — Des Herzogs furchtbare Wiedervergeltung hatte Flügel. Innerhalb dreiſig Tagen lagen die Burgen und Dörfer der bedeutſamſten Bundesglieder in Trümmern; allerwärts hatten Albrechts Schaaren die Löwler, wie ſie ſich nannten, geſchlagen; der Bund war eingeſchüchtert und ſeine böſe Kraft gelähmt.

Eine eingetretene Waffenruhe wurde, von beiden Seiten, zu neuen Rüſtungen benüzt, um den Kampf mit geſteigertem Nachdrucke beginnen zu können.

Schon ſtanden die Heere bei Kaufring am Lech einander ſchlagfertig wieder gegenüber, da eilte der römiſche König Maximilian herbei, den Herzog zur Sühne und Nachgiebigkeit zu ermahnen. Mehr als Maximilians Worte bewegte den weiſen Fürſten — Bayerns Jammer, denn in des vorigen Jahres Trockenheit war das Getreid verkümmert und der darauf folgende harte Winter hatte des Landmannes Elend vollendet; grauſe Hungersnoth waltete bereits.

Mit ſchwerem Herzen trat Albrecht IV. Regensburg wieder ab an Kaiſer und Reich und brachte noch einige andere, minder ſchwere Opfer.

Endlich wurde des Kaiſers hartes Herz erweicht; zum erſten Mal empfieng er den Eidam, deſſen Gattin Kunigunde und deren junge Sproſſen liebevoll zu Linz; gerührt ſchloß Friedrich die längſt vermißte und doch ſtets geliebte Tochter in die väterlichen Arme. — Der Bund der Löwenritter zerfiel in ſich ſelbſt; viele ſeiner Glieder ſuchten und fanden ihr Heil in des weiſen Albrechts verzeihender Großmuth.

Herzog Georg von Bayern-Landshut ſtand an des Lebens Gränzen, doch hatte er ſich nimmermehr glücklich gefühlt, denn zu ſeinem großen Jammer war der einzige Sohn, welchen ihm die Gattin geboren hatte, ſehr frühzeitig geſtorben und nur zwei Töchter blieben dem unglücklichen Vater. Die jüngere, Margarethe, eine ſtille und ſanfte Jungfrau, hatte den Schleier genommen, der ältern Schweſter Eliſabeth dagegen wohnten Stolz und männlicher Sinn bei und der reiche Georg beklagte täglich, daß aus dieſer Tochter kein Jüngling geworden.

Eliſabeth hatte ſich bereits i. J. 1500 mit Ruprecht, dem Sohne Philipps, Churfürſten von der Pfalz, vermählt und als der reiche Georg ſich i. J. 1503 ſeinem Ende nahe fühlte, verlieh er, gegen Bayerns Hausgeſetze, im letzten Willen die Erbfolge in Bayern-Landshut und Ingolſtadt ſeinem Schwiegerſohne, dem Pfalzgrafen Ruprecht.

Gegen dieſe offenbare Ungerechtigkeit riefen Albrecht IV. und ſein Bruder Wolfgang den Schutz des nunmehrigen deutſchen Reichsoberhauptes, Kaiſer Maximilians an und dieſer belehnte den weiſen Albrecht mit den erledigten Beſitzungen der landshuter und ingolſtädter Linie, indem er zugleich dem Pfalzgrafen Ruprecht und den niederbayeriſchen Ständen ernſtlich unterſagte, Schritte zu unternehmen, welche mit dem deutſchen Reichs- und Lehengeſetze im Allgemeinen, ſo wie mit den bayeriſchen Hausverträgen insbeſonders, nicht vereinbar ſeyn würden.

Deßungeachtet hatten Ruprechts Schaaren und Anhänger für ihn das Schloß zu Landshut beſetzt und der ungeheure Schatz Georgs des reichen, beſtehend aus gemünztem und ungemünztem Gold und Silber, Juwelen, herrlicher Perlen und vielen andern köſtlichen Kleinodien, wurde, als angemaßtes und ungerechtes Eigenthum des Pfalzgrafen Ruprecht, aus den feſten Thürmen Burghauſens, auf ſiebzig ſechsſpännigen Wagen, nach Neuburg an der Donau gebracht.

Uebrigens brach Ruprecht den Landfrieden und bemächtigte ſich, außer Landshut, auch noch der Städte Amberg und Burghauſen, mit den Waffen in der Hand.

Nach dieſen von dem Pfalzgrafen verübten Gewaltſtreichen ſprach Kaiſer Maximilian i. J. 1504 auf dem Reichstage zu Regensburg die erledigten bayer'ſchen Länder abermals dem Herzoge Albrecht IV. und ſeinem Bruder Wolfgang zu und belegte Ruprechten mit der Reichsacht.

Ein verwüſtender Erbfolgekrieg, der landshuter genannt, begann nun zwiſchen beiden Theilen und deren Bundesgenoſſen in Bayern und der Rheinpfalz.

Albrecht IV. ward vem Markgrafen Friedrich von Brandenburg, vem Landgrafen Wilhelm von Heſſen, vom Herzoge Ulrich von Würtemberg, vom ſchwäbiſchen Bunde, der Stadt Nürnberg und andern, der Pfalzgraf aber von dem mächtigen Böhmen unterſtützt; doch nach dem plötzlich erfolgten frühzeitigen Tod Ruprechts — am 19. Auguſt 1504 — und ſeiner Gemahlin, der Pfalzgräfin Eliſabeth — am 14. September desſelben Jahres — erklärten ſich Albrechts IV. Bundesgenoſſen für neutral, d. heißt: keiner Partei mehr angehörend und huldigend, obgleich der Churfürſt Philipp von der Pfalz, als Großvater von Ruprechts hinterlaſſenen Söhnen, Otto, Heinrich nnd Philipp, den Krieg fortſetzte.

Kaiſer Maximilian hatte während des Erbſtreites ſtets nur getrachtet im Trüben zu fiſchen und den eigenen Vortheil zu fördern, wie die Folge lehrte. Er vereinigte ſich im J. 1504 mit Albrechts Schaar bei Schönberg, unweit Regensburg, wo die Pfälzer mit ihren Alliirten — am 12. September desſelben Jahres — eine gänzliche Niederlage erlitten und es ſehnten ſich endlich die kriegführenden Mächte nach Ruhe und Frieden.

Durch Schiedsrichter ward i. J. 1505 auf dem Reichstage zu Köln beſtimmt, daß die Söhne des Pfalzgrafen Ruprecht einen Landesſtrich in Bayern an der Donau und Naab, mit der Hauptſtadt Neuburg, zu einem jährlichen Ertrage von 20,000 Goldgulden, erhalten ſollten. Die übrige Erbſchaft ward Albrechten IV. zugeſprochen, doch ſollte auch der keineswegs uneigennützige Kaiſer Maximilian, wegen Mühewaltung und geleiſteter Hülfe, etliche fette Grafſchaften und ſchöne Schlöſſer erhalten. Der Vergleich kam endlich i. J. 1507 in wirklichen Vollzug und man nannte die Länder, welche durch denſelben die Pfalzgrafen in Bayern erhalten hatten, von nun an: „die junge Pfalz oder das Herzogthum Neuburg.“ Des reichen Georgs Schätze hatten die Koſten des Krieges größtentheils verſchlungen.

Chriſtoph, der wilde Kämpfer, ſchlief bereits längſt in der kühlen Erde des fremden Auslandes. Er war in das gelobte Land gezogen uud während ſeiner Heimreiſe i. J. 1493 auf der Inſel Rhodus geſtorben. — Wolfgang, Albrechts noch lebender Bruder, wiederholte ſein feierliches Verſprechen keinen Antheil an der Landesregierung anſprechen zu wollen und endlich alſo, — nach hundert acht und fünfzig Jahren — ſolche lange Zeit war ſeit des großen Ludwig des Bayern Tod verfloſſen, während welcher unſer Vaterland ſtets getrennt geweſen — wurde dem weiſen Albrecht das Glück, ſein längſt vorbereitetes, wichtiges Werk zu vollenden und alle Bayern, von den Alpen bis zum Donauſtrand und vom Lechſtrome bis zum Inn, zu einem Volke zu verbinden. Er ſtiftete durch Urkunden und aufs Feierlichſte, für ewige Zeiten, die Einheit und Unzertrennlichkeit des Hauſes Bayern, ſo wie das Recht der Erſtgeburt in der Erbfolge vom Vater auf den älteſten Sohn.

Die jüngern Brüder des jedesmaligen Landesherrn ſollten nur Grafen heißen und ſich, nach erlangter Mündigkeit, mit einem Jahresgehalt von viertauſend Gulden begnügen müſſen.

Dieſe Einrichtung war von der größten Wichtigkeit und mit ihr beginnt eine neue merkwürdige Epoche in der vaterländiſchen Geſchichte.

Ueberhaupt gehört Albrecht der weiſe unter jene Regenten auf welche Bayern mit Recht ſtolz iſt.

Der Herzog vereinigte alle Tugenden eines guten Herrſchers in ſeiner Perſon, ohne ſich gewöhnlicher Fehler ſchuldig zu machen.

Albrecht beſaß viele Kenntniſſe und ſeine unermüdliche Thätigkeit zog von denſelben den beſten Nutzen. Er war ſtreng und gerecht, allein mäßig dennoch und niemals jähzornig; er war ferner tapfer und dennoch friedliebend; ſparſam und dabei großmüthig, dann ſich unter allen Verhältniſſen gleich und ſtets nur das wahre Beſte ſeiner Bayern, die er wie ein Vater die eigenen Kinder liebte, im Auge behaltend.

Vor allem ließ ſich der Herzog die Verbeſſerung der Kirchenzucht, dann der Gerichts- und Landespflege angelegen ſeyn. Den Wiſſenſchaften und Künſten, die er als Jüngling in Italien liebgewonnen, blieb er auch zugethan als Mann und er übte ſie mit Erfolg in ſeinen, der Erholung geweihten Stunden, beſonders die Tonkunſt, welche gerade in jenen Zeiten anfieng, ſich zu vervollkommnen.

Handel, Gewerbe und des Landes Wohlſtand wurden durch zweckmäßige Mittel gehoben; der Bergbau befördert und das Forſtweſen zweckmäßig eingerichtet. In Mitte des Friedens war der weiſe Monarch ſtets auf den Krieg vorbereitet; die ſtreitbare

Mannſchaft der Landgerichte blieb gerüſtet und wurde fortwährend zu Muſterungen verſammelt; das Reich reinigte man ſorgfältig von fremdem lüderlichen Geſindel und ſorgte für die nächtliche Sicherheit der Städte, Märkte und Dörfer. Nur die Kunſt der Aerzte lag noch in der Wiege; man wußte häufig ſich zeigenden und ganz neuen Krankheiten nicht recht zu begegnen und viele Menſchen wurden dahingerafft; die Bevölkerung befand ſich in auffallender Abnahme.

Unter ſteter Sorge für das Wohl Bayerns hatte der weiſe Albrecht das drei und ſechszigſte Jahr ſeines Lebens und das vierzigſte ſeiner Regierung angetreten, da entſchlief er i. J. 1508 zu einem beſſern Leben; das ganze Land wehklagte über ſolch' großen, beinahe unerſetzlichen Verluſt.

Fünftes Kapitel.

Des vierten Albrecht Nachkommenſchaft. — Vormundſchaftliche Regierung in Bayern. — Gemeinſchaftliche Regierung der Herzoge Wilhelm IV. und Ludwig X. — Hieronymus von Stauf. — Zeitraum von 1509 bis 1519.

Ein allgemeines, noch ſo herrlich' Gut,
Bekämpft der ſchnöden Selbſtſucht Uebermuth.

* * *

Albrecht IV. hatte drei Prinzen und mehrere Prinzeſſinnen hinterlaſſen. Die Söhne nannten ſich: Wilhelm, Ludwig und Ernſt.

Da Wilhelm, der älteſte, kaum ein Alter von fünfzehn Jahren erreicht hatte und mithin noch unmündig war, mußte einsweilen deſſen Vormund und Oheim, Herzog Wolfgang, ſich Geſchäften unterziehen, die er nie geführt hatte, indeſſen, obwohl nicht durch beſondere Ereigniſſe ſich auszeichnend, ſtellte ſich dieſe kurze vormundſchaftliche Regierung dennoch als eine milde und erſprießliche dar, denn Herzog Wolfgang wurde durch ſechs ihm beigeordnete, tüchtige und gewiſſenhafte Räthe unterſtützt.

Im J. 1511 übernahm, nach des weiſen Albrechts letzten Verordnungen, der mündig gewordene Wilhelm IV. die Alleinherrſchaft über Bayern, allein die Sache that vor der Hand nicht gut.

Schon nach Jahr und Tag verlangte Wilhelms zweiter Bruder, Ludwig, mit feſter Zuverſicht, Nutztheilung des Gebietes, wie ſelbe, von alten Zeiten her, in Bayern gebräuchlich geweſen. Der jüngſte Bruder, Prinz Ernſt, dagegen hatte ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet und verhielt ſich ruhig.

Die verwittwete Herzogin Mutter, die ſtolze Kunigunde, dann der Prinzen Schwager, Herzog Ulrich von Würtemberg und mehrere bayeriſche Großen unterſtützten Ludwigs unbilliges Anſinnen und ſchon fieng der gutmüthige Wilhelm an zu wanken.

Allein Kaiſer Maximilian, der des weiſen Albrecht letzte Verordnung gebilliget hatte, erklärte ſich gegen eine Verletzung derſelben, und mehr noch als das kaiſerliche Wort beſtimmten den jungen Wilhelm ſeines weiſen Hofmeiſters, des Hieronymus von Stauf, eindringliche Ermahnungen, den Anmaßungen des Bruders einen ernſten Widerſtand entgegen zu ſetzen, doch bewilligte er Ludwigen, die Fürſprache der herzoglichen Mutter achtend, ſtatt vier, ſechstauſend Gulden Jahrgehalt, und ſtatt des Grafen= den Herzogtitel.

Doch der ungeſtüme Ludwig war weder damit, noch mit des Kaiſers Schlußentſcheidung, daß er von Bayern den vierten Theil erhalten ſollte, zufrieden, und in Ermangelung anderer Mittel wagte Ludwig auf des ſanften Bruders Herz einen Hauptſturm, der alſo glücklich ausfiel, daß ſich die beiden Brüder vollkommen verſöhnten und zur gemeinſchaftlichen Regierung Bayerns vereinigten, welche auch fürder nicht mehr durch Hader geſtört wurde und wenigſtens das Gute hatte, Kaiſer Maximilians zweideutigen Abſichten auf das Land kräftig entgegen wirken zu können. Am ſchlimmſten bei dieſer Löſung der Dinge fuhr Herzog Wilhelms Hofmeiſter, der erwähnte Hieronymus von Stauf. Herzog Ludwig wußte den treuen Diener dem Bruder zu verdächtigen und Feinde und Ankläger erhoben ſich nun von allen Seiten gegen den unerſchütterlich rechtlichen und furchtloſen Stauf, den hohe Fürſtengunſt nicht länger ſchützte. Der Unglückliche wurde plötzlich zu Ingolſtadt verhaftet, von partheiiſchen Richtern mit ängſtlicher Haſt gerichtet und zum Tode geführt. Hieronymus hatte erfahren, wie es nicht rathſam, mit großen Herrn Kirſchen zu ſpeiſen.

Sechstes Kapitel.

Krieg gegen Würtemberg. — Die Reformation. — Der Bauernkrieg. — Johann Turmayr, genannt Aventin. — Zeitraum von 1519 bis 1529.

Das graue Mittelalter weicht den neuen Zeiten;
Der grauſe Aufruhr wüthet in der Näh' Weiten.

* * *

Sabina, eine Schweſter der bayeriſchen Herzoge, war vermählt an Ulrich, Herzog von Würtemberg. Allein dieſer Ulrich war ein böſer Mann, der, bald genug, ſich nicht ſcheute, ſelbſt die eigene Gemahlin zu mißhandeln, daher ſich die unglückliche Sabina gezwungen ſah, nach München zu ihren Brüdern zu flichen.

Die herbe Schmach der Schweſter zu ſühnen, ſtellte ſich Herzog Wilhelm IV. an die Spitze ſeiner kriegeriſchen Bayern, vereinigte ſich mit dem ſchwäbiſchen Bunde und zog gegen Ulrich zu Felde, welcher, in Folge dieſes Krieges, Land und Leute verlor.

Uebrigens ſiel die Regierung der Herzoge Wilhelm und Ludwig in ungemein kritiſche Zeiten. Ein Auguſtinermönch, Dr. Martin Luther, hatte mehrere Sätze unſerer heiligen Religion angegriffen, viele Anhänger gefunden und mit Hülfe derſelben, eine Umformung der bisherigen Glaubenslehre, zum Theil, zu Stande gebracht. Man nannte dieſes unſelige Unternehmen, welches große Verwirrungen und blutige Kriege herbeiführte, dann die Kraft des deutſchen Geſammtvolkes zerſplitterte, — wie der Großvater in der Folge umſtändlicher erzählen wird — die Reformation.

Mit Feſtigkeit erklärten ſich die bayeriſchen Herzoge für die Beibehaltung des alten, guten Glaubens der Väter und man nannte deshalb auch Wilhelmen IV. — den Standhaften.

Die nächſte Folge der verſuchten allgemeinen Religionsveränderung blieb ein Aufruhr der deutſchen Bauern. Allein während dieſer Aufruhr an unſeres Vaterlandes Gränzen — in den Gebieten von Salzburg, Bamberg und Eichſtädt, — ſchrecklich wüthete, widerſtanden die bayeriſchen Unterthanen jeder Verſuchung und hielten treu an ihrem rechtmäßigen Fürſten.

Dieſer blieb Bayerns Stolz in altergrauen Zeiten und iſt es heutigen Tages noch, daß kein Ereigniß ſeine Treue erſchüttern kann. Die halbe Welt, meine gute

Kinder! iſt jetzt in unheilbringender Gährung begriffen, aber uns kann nichts in unſern Pflichten wankend machen und wie es Eure Väter gehalten, alſo werdet Ihr, zu Männern herangereift, ebenfalls handeln, denn uns geht nichts über Gott, Vaterland, König und bayeriſche Treue.

Ein merkwürdiger bayeriſcher Mann, welcher, während Wilhelms und Ludwigs Regierung lebte, verdienet wohl von Euch, liebe Kinder! gekannt zu ſein. Dieſer Mann hieß: Johann Turmayr und nannte ſich, im Geſchmacke der damaligen Zeiten, nach ſeinem Geburtsorte, dem Städtchen Abensberg — Aventinus.

Turmayr, ein liebenswürdiger und gründlicher Gelehrter, war Lehrer der Prinzen Ludwig und Ernſt geweſen und hatte dieſelben auf einer Reiſe nach Italien begleitet.

Nachdem die Prinzen mündig geworden waren, ſprachen ſie dankbar ihrem ehemaligen lieben Lehrer einen kleinen Jahresgehalt aus, welcher Turmayren in den Stand ſetzte, ohne drückende Nahrungsſorgen ſich ganz und gar den Wiſſenſchaften zu widmen.

Aventinus benützte die ihm nun gewordene Muße dazu, mit eiſernem Fleiße und vaterländiſcher, hoher Begeiſterung, in acht Büchern, eine bayeriſche Geſchichte zu ſchreiben, welche alſo gehaltvoll und trefflich iſt, daß ſie bis jetzt durch keine ſpätere Arbeit der Art übertroffen wurde, und es wird Euch, meine kleine Freunde! wenn Ihr dereinſt mit den nöthigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet, Aventins Bücher zur Hand nehmt, einen köſtlichen Genuß gewähren, Euch mit dem Vater der bayeriſchen Geſchichte näher bekannt machen zu können.

Siebentes Kapitel.

Staatshaushaltung, Landeszucht und Landesordnung, Handel, Sitten und Künſte in Bayern unter der Regierung der Herzoge Wilhelm IV. und Ludwig X. — Herzog Ludwigs Tod. — Schmalkaldiſcher Krieg. — Herzog Wilhelms Tod. — Zeitraum von 1530 bis 1550.

Zaudern in Gefahres Tagen,
Nützt oft mehr als tolles Wagen.

* * *

Schon der landshuter Erfolgekrieg, dann die Rüſtungen gegen Ulrich von Würtemberg und endlich die Ausſtattungen mehrerer bayeriſchen Prinzeſſinen hatten einen bedeutſamen Aufwand nöthig gemacht und da man in jenen Zeiten überhaupt in der Staatshaushaltungskunſt noch ſehr zurück war, gieng es ſehr natürlich zu, daß der Staatshaushalt ſelbſt, d. i. die Berechnung und Ausgleichung der Staats-Einnahmen und Ausgaben, zur Zeit jener Herzoge, ſich nicht ganz entſprechend darſtellte.

Wahrhaft muſterhaft dagegen blieben Zucht und Ordnung im Innern des Landes und man ſah um ſo mehr auf deren ſtrenge Aufrechthaltung, als man ſich überzeugt hatte, daß gerade Vernachläſſigung derſelben in den Nachbarlanden die traurigſten Unordnungen hervorgebracht hatte. Beſonders und mit Recht verfolgte man arbeitſcheues, fremdes Geſindel.

Ein eigentlicher bedeutſamer Handelsſtaat war unſer Bayern nie, jedoch bewirkte die Nähe der großen Reichsſtädte, wie Augsburg, Nürnberg u. ſ. w. einen rüſtigen Verkehr im Lande, der aber auch mit dem Verfall jener Städte in der Folge fühlbar abnahm; jedoch brachte die damals namhafte Weinausfuhr, dann der Handel mit Getreide und Holz, wie heutigen Tages noch, manchen ſchönen Kreuzer und Thaler ins Land.

In den Volksſitten jener Zeit zeigte ſich, vor allem, eine Neigung zu übertriebenem Kleideraufwande, welchem man von Seite der Regierung zweckmäßige Gränzen ſetzte.

Die Ton-, vorzüglich aber Maler- und Baukunſt machte erhebliche Fortſchritte.

Uebrigens geſtalteten ſich die Unruhen, welche durch die Reformation herbeigerufen worden waren, immer bedenklicher. Die Herzoge fuhren mit unerſchütterlicher Feſtigkeit fort, die neue Lehre zu bekämpfen, gegen ihre Bekenner in Bayern wurden entſcheidende Maaßregeln genommen und der Herzoge Kanzler, Leonhard v. Ek, zu Ingelſtadt, Luthers entſchiedenſter und gefährlichſter Feind, gieng in dieſer Beziehung beinahe oft zu weit.

Der nunmehrige deutſche Kaiſer, Karl V., hub nun auch an ſich mächtiglich gegen jene Fürſten und Städte zu rüſten, welche ſich für Luthers Lehre erklärt hatten und dieſe Fürſten und Städte dagegen traten gegen des Reiches Oberhaupt zuſammen in einen Bund, welcher der ſchmalkaldiſche genannt wurde.

Während man ſich zum großen Kampfe rüſtete, ſtarb i. J. 1548 Herzog Ludwig von Bayern, und Wilhelm IV. blieb nun wieder Alleinherrſcher.

Bald ſtanden die kaiſerlichen Heere und jene des Bundes einander bei Ingelſtadt gegenüber. Wilhelm IV. vermied, ſich mit Beſtimmtheit für den einen oder andern Theil zu erklären, und wie man ihn auch deshalb tadelte, er gewann durch ſolches Zaudern, „denn“ — bemerkt ein neuer bayeriſcher Geſchichtenſchreiber ſehr richtig — „Staatsklugheit rieth den Bund gegen Oeſterreichs gefährliche Ueberlegenheit zu unterſtützen; aber die Religion verboth den Anhängern der neuen Lehre zu helfen“ — und einen andern Ausweg gab es hier beinahe nicht als — Zaudern und darum nahm Herzog Wilhelm vor der Hand keinen offenen Antheil am Kriege.

Die Angriffe der Truppen des ſchmalkaldiſchen Bundes auf die feſten Stellungen des kaiſerlichen Heeres mißlangen und jene zogen ſich gen Neuburg zurück, mehr auf eigene Vertheidigung bedacht, als in der Abſicht, dem Kaiſer zu ſchaden.

Schlimmer noch ergieng es dem mit dem ſchmalkaldiſchen Bunde vereinten Augsburg. Nach Karls V. vollſtändigem Sieg, bei Mühlberg an der Elbe, i. J. 1547, mußte es des Kaiſers Verzeihung mit wahrlich zu theuren Opfern erkaufen und auch unſerm Wilhelm IV., wegen Aufſtellung ſeines Beobachtungsheeres am Lech, zwanzigtauſend Gulden bezahlen.

Was Wilhelms IV. eigentlichen Charakter betrifft, zeichnete ſich derſelbe durch Leutſeligkeit und Gerechtigkeitsliebe aus, doch blieb des Herzogs Fehler, daß er zu wenig der eigenen Kraft vertraute und ſich von Andern, vorzüglich ſeinem Kanzler Ek, zu willig lenken ließ. Die Beamten, beſonders die Forſtdiener, hatten zu freie Hand und erlaubten ſich gegen den armen Unterthanen manche willkührliche Bedrückung.

Der vierte Wilhelm ſtarb in ſeinem ſieben und fünfzigſten Jahre, als man ſchrieb 1550.

Achtes Kapitel.

Herzog Albrecht V. — Zug des Kurfürſten Moriz von Sachſen durch Bayern. — Paſſauer Vertrag. — Des Fürſten Albrechts merkwürdigſte Thaten. — Des Herzogs Licht- und Schattenſeiten; — ſein Tod. — Zeitraum von 1550 bis 1579.

Wenn die Jäger hetzen, wenn ſie jagen,
Hört man bitter oft den Landmann klagen.

* * *

Wilhelm IV. hinterließ einen Prinzen, der, als Albrecht V., ſogleich nach des Vaters Tod, die Regierung übernahm.

Albrecht V. hatte mehrere Jahre auf der Hochſchule zu Ingolſtadt ſtudirt, dann belehrende Reiſen durch Italien unternommen und ſich bereits i. J.

1546 mit der reitzenden **Anna von Oeſterreich** vermählt. Der Herzog war ein verſtändiger und ſchöner junger Mann, auf deſſen gute Eigenſchaften das Land große Erwartungen gründete.

Die erſte Zeit der Regierung **Albrechts V.** wurde ſogleich durch bedenkliche Verfälle bezeichnet und getrübt. Kurfürſt **Moriz von Sachſen**, ein leidenſchaftlicher Anhänger der neuen Lehre, brach mit einem ſtarken Heere und mehreren Bundesgenoſſen aus Thüringen hervor und drang über die **Donau** nach Schwaben. **Augsburg** mußte ſich ihm unterwerfen.

Wie ſein höchſtſeliger Vater trug jetzt auch **Albrecht** Bedenken, die Sache des Kaiſers zu ergreifen, oder aber mit deſſen Feinden Gemeinſchaft zu machen und er mußte ſich daher begnügen den Sachſen um Schonung zu erſuchen, doch dieſer hauſete mit ſeinen wilden Völkern, auf dem Zuge durch **Bayern** nach **Insbruck**, in unſerm Vaterlande übel.

Durch **Albrechts** Vermittelung kam zwiſchen den kriegführenden Partheien zu **Paſſau** i. J. 1552 jener berühmte **Vertrag** zu Stande, nach welchem den Anhängern der neuen Lehre von ihren Widerſachern große Berückſichtigungen zu Theil wurden. — In dem königlichen Poſtamtsgebäude zu **Paſſau** zeigt man heutigen Tages noch den großen Saal, in welchem dieſer Vertrag geſchloſſen wurde.

Von denen durch Albrecht V. vollbrachten und für unſer Vaterland vorzüglich denkwürdigen Thaten meldet der Großvater folgende:

Im Jahr 1557 bewilligte der Herzog der bayeriſchen Ritterſchaft die wichtige Edelmannsfreiheit, welche vorzüglich in noch größerer Ausdehnung der Gerichtsbarkeit und Jagdfreiheit, dann bei Sterbfällen in dem ſogenannten Mannsvortheil beſtand, nach welchem die Töchter eines adeligen Hauſes von allgemeinen Erbſchaftsanſprüchen an die Verlaſſenſchaft der Väter, Mütter und Brüder ausgeſchloſſen blieben.

In demſelben Jahre ließ der fünfte Albrecht auch mehrere Väter aus dem neu erſtandenen Orden der Jeſuiten nach Bayern kommen, welche ſich um die Erziehung der Jugend und die Aufrechthaltung des alten Glaubens in unſerm Vaterlande große Verdienſte geſammelt haben.

Im Jahr 1561 ſendete der Herzog Abgeordnete zur großen Kirchenverſammlung nach Trient, welche zweckmäßige Vorſchläge, den Abfall von der römiſch-katholiſchen Kirche zu hemmen, überbrachten, welche Vorſchläge aber wenig berückſichtiget wurden.

Nach dem Tode des letzten Grafen von Haag, i. J. 1567, fiel die erledigte Grafſchaft Haag und die dazu gehörige Grafſchaft Hohenſchwangau, durch des Herzogs zweckmäßige Vorkehrungen, an Bayern.

Das wichtige und folgenreiche Recht der Erſtgeburt im bayeriſchen Hauſe ſicherte auch Albrecht V. ſeiner Seits und neuerdings durch eine i. J. 1573 erlaſſene kräftige und weiſe Verordnung.

Schon i. J. 1569 hatte der Herzog eine reiflich erwogene allgemeine Schulordnung erlaſſen; im J. 1574 ließ er den bürgerlichen Jünglingen, und i. J. 1578 den Söhnen des Adels herrliche Schulgebäude errichten.

Uebrigens ſorgte Albrecht auch angelegentlich für die innere und äußere Sicherheit ſeines Landes und die Verbeſſerung der kirchlichen Angelegenheit, indeſſen, meine liebe Kinder! es iſt einmal der Menſchheit Loos, alle, ſelbſt die beſten und höchſt geſtellten Sterblichen haben neben Tugenden auch ihre Fehler. Man nennt jene Licht-, und dieſe Schattenſeiten, und dieſe zwei verſchiedene Seiten wollen wir nun auch an unſerm fünften Albrecht beleuchten, doch, wie es ſich gebührt, mit dem Guten beginnen.

Albrecht V. erfreute ſich eines hellen, den Vorurtheilen ſeiner Zeit weit vorausgeeilten Geiſtes; er war ein leidenſchaftlicher Freund und Beſchützer der Gelehrſamkeit und ſchöner Künſten, zu deren Beförderung er eine, durch ſeltene Bücher und Handſchriften ſich auszeichnende, koſtbare Bibliothek in München anlegte. Er beſoldete das glänzendſte Orcheſter in Deutſchland, welchem der berühmteſte Tonkünſtler jener Zeit, Orlando Laſſo, als erſter Kapellmeiſter vorſtand; mit königlichem Aufwande ermunterte er Gelehrte, Dichter, Künſtler jeder Art, Maler, Baumeiſter und Bildhauer; er belohnte ſie mit Huld und Freigebigkeit, daher man ihn den „Großmüthigen" nannte. München ſelbſt erhob der Herzog zu einer der ſchönſten und berühmteſten Städte im ſüdlichen Deutſchland.

Jagd- und Prachtliebe dagegen blieb Herzog Albrechts Schattenſeite. Das Wild that zu einer Zeit, in welcher ohnehin große Noth in Bayern waltete, den Bauern ungeheuren Schaden, allein der Herzog war nicht zu bewegen, dieſem Uebelſtand, auf Koſten ſeines Lieblingsvergnügens, einigermaßen abzuhelfen. Auch ſeine zu große Prachtliebe verſchlang große Summen und ſetzte Albrechten nicht ſelten in große Geldverlegenheiten, welche zu heben dem Lande ſchwere Opfer koſtete. Dieſer Herzog unterhielt einen zahlreichen und glänzenden Hofſtaat, erſchien mit ſeiner fürſtlichen Gemahlin nie anders als in prachtvollem Aufzuge, unterhielt auf dem Starnberger See eine förmliche kleine Flotte, ließ fremde Thiere, als Löwen, Leoparden u. dgl. füttern und verſchwendete vieles Geld mit ſolchen Spielereien, dennoch liebte das bayeriſche

Volk ſeinen Landesvater aufrichtig, denn Albrechts gute Seiten waren ſolch' bedeutender Art, daß man darüber die ſchwachen gerne vergeſſen mochte.

Albrecht V. mußte bereits im ein und fünfzigſten Jahre ſeines Lebens, gegen das Ende des Jahres 1579, ſterben; er beklagte ſich auf ſeinem Todebette, viele ſeiner Pläne und Entwürfe nicht mehr ausführen zu können.

Neuntes Kapitel.

Wilhelm V. — Charakter und Temperament des Herzogs. — Fehde mit Gebhard, Truchſes von Waldburg. — Prachtvolle und koſtſpielige Bauten. — Gänzliche Zerrüttung des Staatshaushaltes. — Der Erbprinz Maximilian übernimmt die Regierung. — Eigenthümliche, nunmehrige Lebensweiſe des fünften Wilhelm. — Zeitraum von 1580 bis 1598.

Zu Gott allein gewendet war ſein frommer Sinn,
Den Prunk der Welt, ihn gab er für den Himmel hin.

* * *

Nach Albrechts V. Tod beſtieg deſſen älteſter Sohn, als Herzog Wilhelm V., den bayeriſchen Thron.

Wilhelm zählte ein und dreißig Lebensjahre und war bereits i. J. 1568 mit Renata von Lotheringen vermählt geworden.

Ein ſchöner, feſter Körperbau zeichnete den neuen Herzog aus, allein in dieſem Körper wohnte eine ſanfte, eine faſt kleinmüthige Seele, welche durch eine beinahe zu ſtrenge Erziehung noch mehr niedergehalten worden war.

Doch hatte Wilhelm V. von ſeinem ſeligen Vater die Prachtliebe und die Luſt am Waidwerke ererbt, welchen er, im Anfange ſeiner Regierung wenigſtens noch, ziemlich leidenſchaftlich ergeben war. — Uebrigens widmete der Fürſt, auch ſchon zu jener Zeit, mehrere Stunden des Tages dem Gebete; ſeine liebſten Freunde waren ihm die Jeſuiten, welche, nebſt einigen Räthen, größten Theils die Regierungsgeſchäfte beſorgten.

Waffengeräuſch war dem regierenden Herzog ein Gräuel, dennoch ſah er ſich i. J. 1583 gezwungen, ein wohlgerüſtetes bayeriſches Heer, befehliget von ſeinem zweiten Bruder Ferdinand, nach Köln zu entſenden, um den jüngſten herzoglichen, vom dortigen Domkapitel zum Erzbiſchof und Kurfürſten gewählten Bruder Ernſt gegen den entſetzten Gebhard Truchſes von Waldburg zu beſchützen, der zu der neuen Lehre übergegangen und, nach des Pabſtes Ausſpruch, Fürſtenthum und Biſchofswürde verloren hatte.

Die ſtets tapfern Bayern eroberten die Feſte Godesperg und ſpäter die Stadt Bonn, ſchlugen Heinrichen, Herzog von Braunſchweig bei Burg und vertrieben Gebhards Anhänger gänzlich aus dem Lande Köln.

Vom Anfange ſeiner Regierung an bis zum J. 1596 unternahm und vollendete Wilhelm V. ſowohl in München als auch an andern Orten des Herzogthumes verſchiedene große und zum Theil ſehr koſtſpielige Bauten. Das heute noch unter dem Namen „Max-Palais“ ſtehende, weitläufige Gebäude iſt ſein Werk und wurde von ihm bewohnt, zeichnet ſich aber in ſeiner Eintheilung und Ausführung nicht ſehr zu ſeinem Vortheile aus. In Ingolſtadt wurde ein Convict, in Regensburg und Altenötting den Jeſuiten ein Collegium hergeſtellt; auch die Klöſter zu Ebersberg, Biburg und Münchsmünſter wurden dem Orden eingeräumt. Ferner errichtete der wohlthätige Herzog in München Kranken-, Verſorgungs-, Findel- und Waiſenhäuſer — doch, hinſichtlich kühner Großartigkeit und rückſichtsloſen Aufwandes, mußten alle dieſe Unternehmen weit dem Baue des Jeſuitencollegiums und des damit verbundenen herrlichen, dem heiligen Michael geweihten Tempels nachſtehen. Kirche und das ehemalige Collegium bilden noch heutigen Tages eine Hauptzierde der königlichen Haupt- und Reſidenzſtadt; in letzterm befinden ſich jetzt die Univerſität, die Hof- und Centralbibliothek, die Akademie der Wiſſenſchaften u. m. a. Die heiligen Gebäude wurden in Gegenwart einer ungeheuren Menſchenmenge, welche aus der Nähe und Ferne zuſammen ſtrömte, auf das Feierlichſte eingeweiht und die frommen Väter Jeſuiten ließen durch ihre Schüler bei dieſer Gelegenheit auf offenem Platze ein großes Theaterſtück mit Geſang, betitelt: „Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Teufel,“ verherrlichet durch unerhörten Prachtaufwand, darſtellen, welcher alle Anweſende höchlich entzückte.

Der Thurm der Michaelskirche ſtürzte, noch nicht ganz vollendet, zuſamm, es ſoll aber jetzt die Rede von ſeiner Wiedererbauung nach dem urſprünglichen Plane ſein, in welcher Geſtalt derſelbe unſere Hauptſtadt trefflich ſchmücken würde.

J. J. 1585 hatte Wilhelm V. auch eine Wallfahrt nach Loreto zum wunderthätigen Marienbilde unternommen und dem dortigen Gotteshauſe köſtliche, zum Theil noch vorhandene Geſchenke hinterlaſſen.

Allein jene koſtſpieligen Bauten, Stiftungen und Reiſen, dann die, von dem nur zu großmüthigen fünften Albrecht, hinterlaſſene Schuldenlaſt vereinigten ſich mit mehreren, andern Umſtänden eine furchtbare Zerrüttung im Staatshaushalte herbeizuführen; die herzoglichen Kaſſen waren leer, die Unterthanen verarmt, Handel und Wandel ſtockten — der ſanfte aber ſchwache Wilhelm fühlte ſich nicht ſtark genug dieſe Laſt zu tragen und überließ die Regierung zu Anfang des Jahres 1598 ſeinem älteſten Sohne, dem Erbprinzen Maximilian, einem der hoffnungsvollſten Fürſtenſprößlinge, welche je gelebt haben.

Herzog Wilhelm zog ſich mit ſeiner ihm gleich geſinnten Gemahlin, der Herzogin Renata, in die Einſamkeit der von ihm erbauten Burg, welche mit dem Jeſuitencollegium zuſammen hieng, zurück, und es war in der That eine eigenthümliche Lebensart, welcher ſich von nun an das hohe Paar ergab.

Man hatte allem fürſtlichen und weltlichen Prunke entſagt. Der Herzog, die Herzogin und deren ganzer Hofſtaat erſchienen nimmermehr anders als einfach und ganz ſchwarz gekleidet. Goldene und ſilberne Geſchirre waren verſchwunden; man ſpeiſte mit hölzernen Löffeln von irdenen Tellern. Wie ein Bruder lebte Wilhelm V. mit ſeinen Freunden den Jeſuiten; er theilte die täglichen Andachtsübungen mit ihnen. Nicht ſelten ſah man den Fürſten, den man mit vollem Rechte „den Frommen“ nannte, in den von ihm geſtifteten Krankenhäuſern die Leidenden pflegen, ihnen eigenhändig Arzeneien reichen, Troſt einſprechen und vorbethen; väterlich ſorgte er auf ſeine kleinen Waiſen.

Zu Fuß, im Pilgerkleide und den hölzernen Wanderſtab in der Rechten, wallfahrtete der Herzog häufig nach Altötting, Andechs und nach andern geheiligten Orten. Er faſtete ſtreng und geiſelte ſich ſogar — dennoch erreichten Wilhelm V. und ſeine Gemahlin, die ebenfalls ſehr fromme Fürſtin, Renata, ein hohes Alter. Renata ſtarb i. J. 1602, der Herzog erſt i. J. 1626.

Zehntes Kapitel.

Maximilian I. — Sein Wirken bei'm erſten Auftreten als Regent. — Damalige allgemeine Verhältniſſe in Deutſchland. — Maximilians Zug nach Donauwörth. — Union und Liga. — Kurzer Krieg gegen Salzburg. — Zeitraum von 1598 bis 1617.

Ein Stern nicht nur, er leuchtet eine Sonne,
Und ward der Bayern Stolz und Wonne.

* * *

Der Großvater war im Stande, meine gute Kinder! Euch die unter den Herzogen Wilhelm IV., Albrecht V. und Wilhelm V. in unſerm lieben Vaterlande ſtattgefundenen denkwürdigſten Ereigniſſe in einigen wenigen und kurzen Kapiteln mitzutheilen, allein da wir uns nun allmählig Zeiten nähern, welche unter die wichtigſten gehören, welche je die Welt geſehen hat, wird der Großvater veranlaßt, etwas weiter auszuholen und um Eure verdoppelte Aufmerkſamkeit zu bitten.

* * *

Maximilian hatte kaum das fünf und zwanzigſte Lebensjahr erreicht, als er zur Regierung gelangte; er war bereits mit Eliſabeth von Lothringen vermählt. Des jungen Herzogs Geſtalt ſtellte ſich ſehr einnehmend dar; Würde wußte er mit Anmuth und Gefälligkeit zu vereinigen.

Eine ſehr ſorgfältige Erziehung hatte der mit ſeltenen Fähigkeiten ausgerüſtete, fürſtliche Jüngling erhalten. Er vollendete ſeine Studien auf der damaligen ſehr berühmten Hochſchule zu Ingolſtadt gleichzeitig mit ſeinem Freunde, dem Erzherzoge von Oeſterreich, nachherigen deutſchen Kaiſer, Ferdinand II. — Die Jeſuiten begründeten in den empfänglichen Herzen der Fürſtenſöhne die innigſte Anhänglichkeit für die alte und die entſchiedenſte Abneigung gegen — die neue Religionslehre, und dieſer erhaltene Eindruck blieb vorherrſchend im ganzen folgenden Leben der nachherigen Regenten.

Nach vollendeten Studien erweiterte Prinz Max ſeine Anſichten, Länder- und Menſchenkenntniß auf

Reiſen an die Höfe nach Prag, Rom und Nancy in Lothringen.

Als Menſch ſtrebte Maximilian nach innerer Vollkommenheit; als Fürſt nach Macht, Gerechtigkeit und Aufrechthaltung des Glaubens der Väter. — Dieſe edlen Grundſätze hielt der Herzog mit unerſchütterlicher Feſtigkeit umfangen; unter allen Verhältniſſen blieb er ſich gleich.

Wir haben gehört, daß eine unerhörte Schuldenmenge das Land zu jener Zeit drückte. Maximilian drang mit ſcharfem Blicke in die Bedürfniſſe des Staates; er ſelbſt entwarf und prüfte die Mittel zu deſſen Rettung. Ohne die herkömmliche Pracht des Hofes zu ſchwächen und ſeinem Eifer, Wiſſenſchaften und Künſte zu fördern und großmüthig zu unterſtützen, Schranken zu ſetzen, beſeitigte der weiſe Fürſt lediglich Verſchwendungen und Ueberfluß; er vermochte ſelbſt die Staatsdiener beſſer zu beſolden, um ihren Eifer anzuſpornen und ihr Pflichtgefühl aufrecht zu erhalten.

Der Herzog rief ſofort die Stände des Landes zuſamm'; ſie übernahmen, an der Landesſchuld eine Million Gulden zu bezahlen.

Die Ausgaben und Einnahmen wurden feſtgeſetzt und miteinander in Einklang gebracht; Maximilians richtige Sparſamkeit, welche aber nie in

Knauſerei ausartete, minderte die Abgaben und er bildete ſich einen bedeutenden Privatſchatz zu großen Unternehmungen. Herrliche neue Landſtraßen, Landespoſten und ein eigener Handelsrath wurden errichtet, der Verkehr durch die zweckmäßigſte Freiheit gehoben; nur den Alleinhandel mit Salz und weißem Bier behielt ſich der Herzog bevor.

In der Folge erſchien, zur ſehr nöthigen Verbeſſerung der Juſtiz, ein neues Landrecht, Gerichts-Landespolizei- und Forſtordnungen. Auch dem Heerweſen weihete der zum Helden berufene Maximilian die größte Aufmerkſamkeit. Aus der trefflich und neu gebildeten allgemeinen Landwehr zog er einen Kern beſtändig beſoldeter Kriegsmannſchaft, welcher den Namen der „Ausgewählten“ führte, auch nicht unter bürgerlichen Gerichten, ſondern unter dem Spruch ſeiner Hauptleute ſtand.

Dieſe Ausgewählte waren bereits förmlich in Regimenter, Bataillons und Compagnien eingetheilt und hatten ihre Oberſten, Stabsoffiziere, Hauptleute, Lieutenants und Unteroffiziere, mit einem Worte, ſie bildeten das erſte eigentliche ſtehende Heer in Bayern, nach dem Begriffe der jetzigen Zeiten nämlich.

Mit Tonkunſt, und ſelbſt Malerei, füllte der ſinnige Herzog die wenigen zu ſeiner Erholung von ernſten und wichtigen Geſchäften beſtimmten Stunden aus. Er war es auch, der den berühmten niederländiſchen Maler Candid nach München berief, deſſen ausgezeichnete Kunſt viele Paläſte und öffentliche Gebäude mit herrlichen Gemälden ſchmückte.

* * *

Ganz Deutſchland befand ſich im Zuſtande furchtbar drohender Gährung. Im Norden herrſchte, ziemlich ausgebreitet, die neue Lehre, während in Süden die alte aufrecht erhalten wurde.

Der erſte öffentliche Ausbruch der heftigen Feindſchaft zwiſchen beiden Partheien erfolgte in der freien Reichsſtadt Donauwörth. Hier gab es, ſeit dem Jahr 1552, viele Lutheraner, obgleich auch dem alten Glauben eine bedeutende Anzahl der Einwohner treu geblieben war.

Nach vielen vorhergegangenen Reibungen wurden die Katholiken, als ſie i. J. 1606 eine Prozeſſion hielten, von dem lutheriſchen Pöbel auf offner Straße angegriffen, beſchimpft, geſchlagen und deren Kirchenfahnen zertrümmert.

Auf geſtellte Klage berechtigte der Reichshofrath den Herzog Maximilian von Bayern, eine Unterſuchungscommiſſion nach Donauwörth zu ſenden, allein nachdem ſelbſt die Mitglieder dieſer Com=

miſſion von den aufgeregten lutheriſchen Bürgern beleidiget worden waren, wurde die Stadt im Jahr 1607 mit der Reichsacht belegt und deren Vollſtreckung dem Herzoge von Bayern überlaſſen. Maximilian I. nöthigte am 16. Dezember desſelben Jahres die erſchrockene Donauwörther zur Uebergabe ihrer Stadt und behielt dieſe als Erſatz für die erlaufenen Executionskoſten.

Dieſe und ähnliche Vorfälle erregten unter den Proteſtanten und ihren Fürſten große Beſorgniſſe, und ſolche Fürſten traten gegen die katholiſchen i. J. 1608 in einen Verein zuſammen, der ſich Union nannte, und deſſen Haupt, der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, ein leidenſchaftlicher Lutheraner, wurde.

Der Union ſtellten ihrer Seits i. J. 1609 auch die regierenden, katholiſchen Fürſten einen Bund entgegen, welcher „die Liga“ hieß. Zu ſolcher Liga gehörten die drei geiſtlichen Kurfürſten, die Biſchöfe von Würzburg, Augsburg, Paſſau, Conſtanz, Straßburg und andere Stände des Reichs; Oberhaupt des Bundes war Maximilian I. von Bayern und überdieß wurde die Liga auch vom Papſte und der Krone Spanien kräftig unterſtützt.

* * *

Unter Maximilians I. entſchiedenſte Feinde gehörte Dietrich von Reitenau, Salzburgs Herr und Gebiether. Der vielen Neckereien von Seite des Reitenaus müde, ſammelte unſer mannlicher Herzog bei Burghauſen zehn tauſend Bayern, drang an der Spitze dieſer tapfern Schaar i. J. 1611 in das ſalzburgiſche Gebieth und beſetzte, nachdem er nur geringen Widerſtand erfahren hatte, bereits nach fünf Tagen, mit ſeinen Truppen die Hauptſtadt Salzburg ſelbſt.

Reitenau war flüchtig gegangen, wurde aber im Gebirge von bayeriſchen Kriegern eingeholt und gefangen eingebracht; er mußte auf Salzburg verzichten und das Erzſtift an Maximilian große Summen bezahlen.

Der ſchnelle und günſtige Ausgang, welchen ſeine Züge nach Donauwörth und Salzburg für ihn genommen, verſchafften dem bayeriſchen Herzoge in ganz Deutſchland den Ruf eines tüchtigen und furchtbaren Kriegshelden.

Eilftes Kapitel.

Das Beginnen des dreißigjährigen Krieges. — Kurfürſt Friedrich von der Pfalz als böhmiſcher König. — Ereigniſſe in Oberoeſterreich. — Die Schlacht auf dem weißen Berge. — Zeitraum von 1618 bis 1620.

Seit ihn der Krone falber Glanz geblendet,
Hat ſich des Lebens Glück von ihm gewendet.

* * *

Der neu erwählte Kaiſer, Ferdinand II., glaubte mit Feuer und Schwert die Anhänger der neuen Lehre verfolgen und vertilgen zu müſſen, doch dieſes Schreckenſyſtem wollte ſich nicht ſogleich recht bewähren. Das Land unter der Ens, die oeſterreichiſchen Stände, Mähren und Böhmen verſagten dem neuen Herrn die Huldigung; der Aufruhr wurde allgemeiner und die Union ſendete ihren Glaubensgenoſſen Hülfe.

Böhmen verlieh dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz ſeine Krone. Vergebens ermahnte der weiſe Maximilian I. ſeinen jungen Vetter, das gefährliche Geſchenk auszuſchlagen; der fürſtliche Jüngling war nicht ſtark genug, das Opfer zu bringen; im Oktober des Jahres 1619 hielt er ſeinen Einzug zu Prag.

Ferdinand II. kam nach München und beſchwur ſeinen Jugendfreund Maximilian, die oberſte Leitung der Liga, welche dieſer aus guten Gründen abgegeben hatte, wieder zu übernehmen und ihm beizuſtehen gegen Böhmen und die Ketzerei.

Wohl war es für Bayerns Herzog hart, einen nahen Verwandten, einen Wittelsbacher, zu bekriegen, um ihm eine Krone vom Haupte zu ſtoßen, welche außerdeſſen als einſtiges Gemeingut des wittelsbachiſchen Stammes zu betrachten geweſen wäre; wohl blieb es bedenklich für Bayern, Plane zu unterſtützen, welche von Oeſterreichs Seite auf Erringung der Uebermacht und Vergrößerung berechnet waren, allein Maximilian I. hatte gelobt, den Glauben der Väter aufrecht zu halten, es ſprach die heilige Pflicht, nur ihre Stimme hörte der hochherzige Bayernfürſt und alle andern Rückſichten blieben vorerſt unbeachtet; Maximilian ſagte Ferdinanden ſeinen Beiſtand zu und ſchloß mit ihm dahin abzweckende Verträge. Oberoeſterreich wurde dem Herzog ſür die aufzuwendenden Kriegskoſten verpfändet.

Die Liga bildete ſich gegen das Ende des Jahrs 1619 neuerdings und Herzog Maximilian I. wurde wieder des heiligen Bundes Haupt.

Die Union trennte zu Ulm am 3. Juli 1620 ihr Intereſſe von dem der Böhmen, worauf Maximilian I. mit ſeinem Heere gegen Linz vorrückte, ſich das aufrühreriſche Oberöſterreich mit leichter Mühe unterwarf, die katholiſche Religion dort wieder herſtellte und die Landeshuldigung empfing.

Nachher vereinigte ſich Maximilian I. in Niederöſterreich mit Kaiſer Ferdinands II. Truppen und drang in Böhmen vor. Bei Pilſen kam es zu heftigen Gefechten, doch nach Prag ſelbſt blieb des Herzogs Augenmerk gerichtet; den Erfolg der großen Schlacht aber, welche in den Gefilden der böhmiſchen Hauptſtadt verfiel, ſteht der Großvater nun im Begriffe, meine liebe Kinder! Euch in der Form einer Redeübung mitzutheilen:

Die große Feldſchlacht auf dem weißen Berg bei Prag am 8. November 1620.

Vor Prag auf jenen Hügeln, jenen Höhen,
Die man zuſamm' den weißen Berg benennt,
Stand wohl verſchanzt der junge König Friedrich,
Ihm gegenüber Max, der Bayerfürſt.
Die trägen Böhmen hatten feiſte Bäuche,
Doch von des harten Winters Froſt erſtarrt,
Und ausgehungert war das Bayernheer;
Auch eine Sucht verzehrte ſeine beſten Kräfte:
Eh'vor der heiße Schlachtenkampf begann,
Es nahm der Tod ſich manches Opfer hin.

In ſeiner Hauptleut' Mitte ſaß Fürſt Max,
Er fragt: „Soll eine kühne Schlacht man wagen?—
„Soll man bedacht auf Rückzug ſein? — nun ſprecht!"
Der tapfern Herren Meinung war getheilt,
Da hob ſich Dominik *), der Mönch, vom Sitze,
Und hoch begeiſtert rief der greiſe Mann:
„Wir ſtreiten für des höchſten Gottes Ehre,
„Zu ſchützen ſeine heil'ge, alte Lehre;
„Drum Freunde! laßt uns nimmermehr verzagen,
„Und kühn den Kampf auf Tod und Leben wagen!"—

---

*) Dominik, ein ſpaniſcher Carmelit, befand ſich, als Abgeſandter des Papſtes, bei Maximilians Heer. Auf dem Knopfe ſeines langen Wanderſtabes trug der ehrwürdige und feurige Greis ein Kreuzlein; auf ſeiner Bruſt das Bild der heiligen Jungfrau Maria.

„Nein, nein — wir wollen nimmermehr verzagen,
„Und kühn den Kampf für unſern Glauben wagen!“
Den Ruf hört man im Lager wiederhallen,
Zur Schlacht es rüſtet ſich der Bayern Schaar,
Im Siege will ſie ihre Noth vertilgen,
Sie will der reichen Böhmen Schätze erben
Und lieber durch das Schwert als Hungers ſterben.

Man ſieht des Heeres Banner ſich entfalten,
Es ſtrahlt das Bild der heil'gen Gottesbraut;
Der dumpfe Donner jener zwölf Apoſtel —
Er hallt aus nahen Thälern ſchon zurück,
Verkündend nun die Stunde blut'gen Streites. *)

Hell ſchmettert die Trommete, Paucken wirbeln;
Der Streithengſt haut mit ſeinem Huf die Erde:
„O heilige Maria! ſteh' uns bei!“ **)
Erſchallt es durch der Bayern tapf're Reihen,
Und muthig ſtürzt man in den heißen Kampf.

Nicht lange ſchwankt der Sieg; es flieht der Feind —
Des Bayern Muth vermag er nicht zu ſtehen,
Und auch der Spanier kämpft ritterlich; ***)

---

*) Das Hauptbanner (oder die größte Fahne), welches Maximilian I. von Bayern vorgetragen wurde, war mit dem Bildniſſe der Mutter unſers Heilandes geziert. Zwölf eherne Feuerſchlünde, die Apoſtel genannt, gaben in der That das Zeichen zum Aufbruch.

**) „Heilige Maria!“ hieß das Loſungswort der Verbündeten.

***) Der ſpaniſche Oberſt Wilhelm Verdugo kommandirte die Wallonen im verbündeten Heere

Nicht minder Bucquoi *), jener tapfre Ritter,
Dann Tilly **) ſelbſt, der kalte, greiſe Held;
Doch alle überſtrahlet an der Spitze
Des Heeres — Herzog Maximilian.

Herr Friedrich ſaß zu Prag noch bei der Tafel,
Und kämpfte friſch — mit einem böhmiſchen Faſan;
Befohlen war, es ihm ſogleich zu ſagen,
Wenn ſeine Feinde aus dem Feld geſchlagen.
Jetzt ſtürzt Fürſt Anhalt ***) in den Speiſeſaal;
Er ſchreit: „Es iſt die Schlacht verloren —
flieht!“
Des Königs Fauſt entfällt nun der Pokal;

---

und hielt, gleich anfangs der Schlacht, einen wüthenden und überlegenen Angriff der feindlichen Reiterei ſtandhaft aus, bis ihm bayeriſche Geſchwader zu Hülfe eilten.

*) Bucquoi war der General der Kaiſerlichen; er befehligte in der großen Feldſchlacht auf dem weißen Berge den rechten Flügel.

**) Johann Tſcherclaes Freiherr von Tilly war unlängſt erſt als Feldhauptmann in Maximilians Dienſte getreten, er war in ſpaniſchen und öſterreichiſchen Kriegsdienſten ergraut und einer der vorzüglichſten und merkwürdigſten Generale im dreißigjährigen Kriege, von dem wir öfter noch hören werden. Auf dem weißen Berge kommandirte Tilly die Macht des heiligen Bundes auf dem linken Flügel. Maximilian I. ſelbſt hielt im Mittelpunkte. Die Schlacht dauerte nicht länger als drei Stunden. Die Flucht der Thurniſchen Schaar, der älteſten, erfüllte die Böhmen mit paniſchem Schrecken; ſie flohen und ihre Schanzen wurden von Maximilians Völkern erſtiegen.

***) Herzog Chriſtian von Anhalt.

Er taumelt auf und folgt dem weiſen Rath:
„Das Winterköniglein †) — es iſt geweſen!“
So konnt' man in der nächſten Zeitung leſen.

In Prag es zogen nun die Bayern ein;
Sie ſangen: „Herr Gott! dich preiſen wir,
Allmächt'ger! Dich loben wir,
Wir Bayern, für und für!“
Die zwölf Apoſtel ſangen drein,
Mit ihrem Donner hell und rein:
„Allmächt'ger! Dich loben wir,
Wir Bayern, für und für!“

---

†) Friedrich wurde der Winterkönig genannt, weil er nur einen vollen Winter die böhmiſche Krone getragen; beim Beginnen des zweiten wurde er verjagt; er floh vorerſt nach den Niederlanden.

Zwölftes Kapitel.

Fortgang des dreißigjährigen Krieges. — Bayern erwirbt die Oberpfalz eigenthumlich nebſt der Kurwürde. — Zeitraum von 1621 bis 1628.

Der Zwietracht Furie iſt losgelaſſen,
Und Brand und Mord — ſie folgen
ſolchem Haſſen.

* * *

Nachdem Kaiſer Ferdinand II. die Flucht des Winterkönigs und den großen Sieg ſeines Verbündeten vernommen, erklärte er den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich in die Acht, der ſpaniſche Heerführer Spinola ſollte dieſelbe in der Rhein-, Maximilian I. in der Oberpfalz vollſtrecken.

Vergebens fochten einige der neuen Lehre ergebene Fürſten noch für den vertriebenen Pfalzgrafen; ſie mußten erliegen und die beklagenswerthe Rheinpfalz wurde vorerſt verwüſtet und dann die Beute der Sieger.

Die obere Pfalz wurde von Maximilian I., ohne Blut zu vergießen, beſetzt; die Stände des Landes mußten dem Bayernherzoge ſo wie dem Kaiſer Treue geloben und ſtarke Beſatzung blieb in der Provinz zurück, welche wie eine, im Kriege unterworfene, betrachtet wurde.

An Statt des geächteten Friedrich belehnte der Kaiſer i. J. 1623 den Herzog Maximilian I. von Bayern mit der Kurwürde, doch anfangs nur für deſſen Perſon, ohne Ausdehnung auf die Wilhelmeniſche Linie.

Oberöſterreich blieb dem bayeriſchen Kurfürſten fortwährend für jene vierzehn Millionen Gulden verpfändet, welche Maximilian I. zur Führung des Krieges dem Kaiſer nach und nach vorgeſchoſſen hatte, daher hielten auch bayeriſche Truppen fortwährend Oberoeſterrich beſetzt und des Kurfürſten Statthalter, Graf Herberſtorf, hatte ſeinen Sitz zu Linz.

Allein die Oberoeſterreicher waren zu jener Zeit großen Theils der lutheriſchen Lehre zugethan, verſagten plötzlich den bayeriſchen Behörden Gehorſam und erregten einen allgemeinen Aufſtand. Achtzigtauſend Menſchen hatten die Waffen ergriffen und hielten den tapfern Herberſtorf in Linz eingeſchloſſen, wo er endlich von Heinrich von Papenheim, einem der Feldherrn des heiligen Bundes, am 4. Januar 1626, entſetzt, und aus ſeiner mißlichen Lage befreit wurde.

Sogleich vereinigte Herberſtorf ſeine Völker mit den kaiſerlichen und in Mitte des Winters zog man gegen die Aufrührer aus; ſie leiſteten verzweifelte Gegenwehr, ganz Oberoeſterreich wurde verwüſtet und gliech einem einzigen Schutthaufen, endlich wurden die Inſurgenten bezwungen; tauſende bluteten auf dem Rabenſtein; viele entflohen nach Böhmen und Mähren.

Gerne nahm der ſinnige Maximilian ſtatt Oberoeſterreich, welches ſich nun in ſolchem traurigen Zuſtande befand, die Oberpfalz als Eigenthum, an Zahlungsſtatt für das dem Kaiſer gemachte, bedeutende Darlehen. Am 22. Februar 1628 ward der Kauf förmlich geſchloſſen; dazu erhielt Maximilian auch noch eines der vier Aemter in der Rheinpfalz, nebſt Mannheim und Heidelberg, dann die Kurwürde erblich in ſeinem Geſchlechte.

Der Kurfürſt löſete in der Oberpfalz die landſchaftliche Verfaſſung auf, und nur mit großer Mühe und Hülfe der frommen Väter Jeſuiten, Kapuziner und anderer ehrwürdiger Orden gelang es ihm, nach und nach, die neue Lehre in der Oberpfalz gänzlich zu vertilgen und das Volk zurückzuführen zum heiligen, alten Glauben der Väter, deſſen Sache und Waffen übrigens um dieſe Zeit ſich allerwärts des Sieges erfreuten, denn Mansfeld, einer der glücklichſten und furchtbarſten Kämpfer auf der Seite der Gegner, war geſtorben, Tilly ſtand mit einem vollzähligen und ſiegreichen Heere an den Gränzen des niederſächſiſchen Kreiſes; die kaiſerliche Macht war durch die neu geworbenen Schaaren des glücklichen Feldhauptmanns, Albrecht von Wallenſtein, anſehnlich vermehrt worden und zudem allem kam noch der vollſtändige Sieg, welchen Tilly bei Luther am Barenberge, über den König von Dänemark, errungen hatte, welcher in der Folge verſprechen mußte, ſich nie wieder in deutſche Reichsangelegenheiten zu miſchen.

Dreizehntes Kapitel.

Guſtav Adolphs, des Schwedenkönigs, Landung in Deutſchland. — Leipziger Schlacht. — Erlöſchen des heiligen Bundes. — Die Schweden in Bayern. — Guſtaph Adolphs Tod. — Zeitraum von 1629 bis 1633.

Es iſt der Feind im Land,
Befehlt Euch Gottes Hand.

* * *

Der heilige Bund herrſchte ſiegreich von den Ufern der Donau bis an die hohen Geſtade des Meeres, allein zu vieles Glück fieng an, den deutſchen Kaiſer Ferdinand II. ſtolz und übermüthig zu machen; er behandelte die Ueberwundenen ſchonungslos, nicht ſelten ſelbſt ſeine Freunde, denen er alles zu verdanken hatte, und namentlich den hochherzigen erſten Maximilian von Bayern — undankbar.

Dagegen erfuhr Ferdinand auf dem regensburger Reichstage i. J. 1630 von den Bundesgenoſſen zum erſten Male nicht geahneten Widerſpruch, und er mußte ſich bequemen, vorzüglich auf Maximilians I. ernſte und eindringliche Vorſtellungen, den Feldherrn Wallenſtein, der die ihm verliehene Gewalt häufig mißbraucht hatte, vom Oberbefehl zu entfernen und denſelben dem bayeriſchen Feldhauptmann Tilly zu verleihen.

Noch in demſelben Jahre landete Guſtav Adolph, der Schwedenkönig, in Pommern. Er ſey gekommen, ſprach er, zum Schutze der bedrängten Anhänger neuer Lehre. Raſch breitete ſich der fremde König in den meklenburgiſchen Landen aus und leitete Unterhandlungen und Allianzen mit Brandenburg und Sachſen ein.

Guſtav Adolph war ein verſtändiger und willensſtarker Fürſt, dabei ein trefflicher Feldherr.

Inzwiſchen belagerte, eroberte und zerſtörte Tilly i. J. 1631 Magdeburg und wendete ſich darauf nach Sachſen, beſetzte Merſeburg und Leipzig und beförderte dadurch die Beſchleunigung des Bündniſſes, welches der Kurfürſt von Sachſen mit dem Schwedenkönig ſchloß.

In der hierauf folgenden großen Feldſchlacht bei Leipzig am 3. September 1631 wurde der gewaltige Tilly, nachdem er in ſechs und dreißig Schlachten Sieger geblieben, von Guſtav Adolph aufs Haupt geſchlagen.

Maximilian I. berief den heiligen Bund nach Ingolſtadt, doch die wenigſten Glieder erſchienen und bald löſete ſich die erſchrockene und zerrüttete Liga zum andern Male auf. Ein mit Frankreich geſchloſſenes Schutzbündniß blieb in dieſer mißlichen Lage des Kurfürſten von Bayern einziger Troſt.

Ferdinand II. übertrug, gegen Maximilians Rath und Willen, dem Albrecht von Wallenſtein neuerdings den Oberbefehl über das kaiſerliche Heer.

Wallenſtein jagte zwar Guſtav Adolphs Alliirten, die in Böhmen eingefallenen Sachſen, wieder aus dieſem Lande und das Korps des ſchwediſchen Feldherrn Horn wurde am 8. März 1632 von Tilly in Franken geſchlagen, nichtsdeſtoweniger rückte Guſtav Adolph ſelbſt, mit Adlers Schnelle, durch die Rheinlande nach Bayern, welches nun der Schauplatz eines grauſenvollen und verderblichen Krieges wurde. Im Gefolge des Schwedenkönigs befanden ſich mehrere mit ihm verbundene, der neuen Lehre ergebene deutſche Fürſten und unter dieſen auch der geächtete, böhmiſche Winterkönig, Friedrich von der Pfalz.

Guſtav Adolph bemächtigte ſich am 2. April 1632 der Stadt Donauwörth und zog hierauf mit ſeinem Heere an den Lech, an deſſen rechtem Ufer, zwiſchen Rain und Thierhaupten, Tilly mit den Bayern ſtand. Maximilian I. begab ſich ſelbſt zu ſeiner Armee, an deren Spitze Tilly tödtlich verwundet wurde, als die Schweden den Lechübergang bewirkten. Tilly ſtarb bald nachher an den Folgen der erhaltenen Wunden.

Nun zog Guſtav Adolph nach Augsburg. Die Anhänger der neuen Lehre öffneten ihm triumphirend die Thore ihrer Stadt.

Die bayeriſchen Krieger hatten ſich in die Mauern Ingolſtadts geworfen; der Schwedenkönig kam, die feſte Stadt zu belagern, mußte aber unverrichteter Sache abziehen. Dagegen beſetzten die furchtbaren Feinde Landshut und am 17. Mai 1632 kam der Schwedenkönig nach München; zwar wurde in der Hauptſtadt vom Feinde Mannszucht gehalten und die herrlichen, öffentlichen Gebäude vor Verheerung geſchützt, nichtsdeſtoweniger wurde der unglücklichen Stadt eine ſehr hohe Brandſchatzung auferlegt, daß ſie dieſelbe nicht erſchwingen konnte, worauf mehrere der angeſehenſten Bürger und Beamte als Geißeln abgeführt wurden.

Der Schwedenkönig war erſtaunt, eine ſolche ſchöne Stadt, wie München, in einer gerade nicht ſehr fruchtbaren Gegend zu finden, daher verglich er die bayeriſche Hauptſtadt mit einem goldenen Sattel auf einem ſchlechten Pferde; das ſchöne kurfürſtliche Schloß wünſchte er auf Rollen nach Schweden transportiren zu können.

Inzwiſchen hatten auch die Städte Nördlingen, Memmingen und Kempten ihre Thore den Schweden öffnen müſſen. Ganz Bayern beinahe und ſeine nächſte Umgebungen wurden von dem Feinde in ſchrecklicher Art verwüſtet und viele ſchöne Flecken und Dörfer in Schutthaufen verwandelt.

Die Armee des Kurfürſten Maximilian I. ſtand um dieſe Zeit bei Regensburg und erſt nach langem Zaudern vereinigte Wallenſtein ſeine Völker mit den Bayern, denn dieſer ſtolze kaiſerliche General — nun Herzog von Friedland und Fürſt zu Sagan genannt — konnte es dem bayeriſchen Fürſten nimmermehr vergeſſen, daß er auf dem Reichstage zu Regensburg ſeine Abſetzung veranlaßt hatte.

Guſtav Adolph verfolgte das vereinigte kaiſerlich-bayeriſche Heer in die Gegend von Nürnberg, wo er zwei Angriffe auf Wallenſteins ſtark verſchanztes Lager wagte, aber beide Angriffe wurden abgeſchlagen.

Maximilian I. gieng nach Bayern zurück, nachdem der ſtets grollende Wallenſtein ihn verlaſſen und das kaiſerliche Heer nach Sachſen geführt hatte. Der kaiſerliche Generaliſſimus drang in Sachſen vor, der Schwedenkönig eilte ſeinem Feinde nach und fand in der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632 den Sieg aber auch ſeinen Tod.

In Bayern war eine ſtarke ſchwediſche Schaar zurückgeblieben, vollends alles zu verwüſten; endlich brachte, aber ziemlich ſpät, der mit einer Heeresabtheilung herbeieilende kaiſerliche Feldherr Aldringer dem Lande Hülfe; es war gegen Ende des Jahres 1632.

Vierzehntes Kapitel.

Die Schweden abermals in Bayern. — Bauernaufſtand. — Peſt und Hungersnoth. — Einbruch der Franzoſen und Schweden in unſer Vaterland. — Ulmer Waffenſtillſtand. — Zeitraum von 1633 bis 1647.

Mord, Brand und Gräuel ringsumher —
Der Leiden Laſt — ſie wird zu ſchwer.

* * *

Nicht lange blieb es dem unglücklichen Bayern vergönnt, von dem erlittenen großen Ungemache zu verſchnaufen; es ſollten neue, noch gräßlichere Stürme nahen.

Ungeachtet ihr großer König den Heldentod gefunden, verließen die Schweden dennoch Deutſchland nicht; der weiſe Kanzler Oxenſtirna leitete nun die Staatsgeſchäfte und die gewandten ſchwediſchen Feldherrn ſetzten, grauſamer als zuvor, den Krieg fort.

Die Generale Bernhard von Sachſen-Weimar, Torſtenſohn und Horn drangen mit der ſchwediſchen Macht abermals, über Donauwörth und Rain, in das ſchwach beſetzte Bayern ein.

Horn nahm ſeinen Zug nach der Oberpfalz; Torſtenſohn gen Landsberg. Die Landsberger fochten wie Helden, allein ſie mußten im Mai 1633 der Uebermacht unterliegen. Die Schweden nahmen die Stadt und hauſeten in derſelben als gefühlloſe Barbaren; das Kind an der Mutter Bruſt blieb nicht verſchont.

In der Oberpfalz nahm Horn die Stadt Neumarkt; Bernhard von Weimar belagerte Regensburg; vergebens ſandte Maximilian I. Boten über Boten an Wallenſtein, um Hülfe zu erflehen; der ſtolze, unverſöhnliche, kaiſerliche Generaliſſimus ſendete keinen Mann.

Regensburg mußte ſich den Schweden ergeben und die Wütheriche zogen, alles vor ſich her verwüſtend, an beiden Donauufern nach Beute aus. Cham, Burglengenfeld, Velburg, Straubing und Deggendorf fielen in ihre Hände; das Schloß Donauſtauf wurde in die Luft geſprengt.

Der Gräuel kamen zu viele. In Traunſtein und Miesbach und an andern Orten zwiſchen Inn und Iſar ſtanden, zum Anfang des Jahres

1634, wieder die Bauern bewaffnet auf, entſchloſſen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und Freund und Feind von ihren Gränzen fern zu halten. Einem verſtändigen Rathe Maximilians I. gelang es endlich, den größten Theil der Aufrührer zu beſänftigen und zur Ordnung zurückzuführen, allein beim Kloſter Ebersberg mußte gegen einen Haufen dieſer Unglücklichen Gewalt gebraucht werden und die mehrſten fielen unter den Schwertern der gegen ſie ausgerückten bayeriſchen Reiterei.

Maximilians I. gerechte Beſchwerden über Wallenſtein und mehr noch ein dringender Verdacht, daß er das Haus Oeſterreich an den Feind zu verrathen gedenke, bewirkten deſſen Ermordung zu Eger am 25. Februar 1634. — An deſſen Statt erhielt des Kaiſers Sohn, der junge ungariſche König Ferdinand, den Oberbefehl über das oeſterreichiſche Heer, welcher ſich vorerſt zu Regensburgs Befreiung mit dem Kurfürſten von Bayern vereinigte.

Während aber beide Fürſten vor Regensburgs Mauern lagen, erſchien der furchtbare Horn mit erleſenen ſchwediſchen Truppen vor Landshut. Vergebens ſchickte Maximilian I. ein oeſterreichiſches Korps unter Aldringer den Landshutern zu Hülfe; die Stadt fiel; der General Aldringer ſelbſt verlor bei'm Sturm das Leben und die Schweden behandelten die beſiegten Landshuter mi gewohnter Grauſamkeit. Regensburg unterhandelte erſt am 26. July 1634.

Die Schweden zogen nach Schwaben und Franken, ihnen nach eilten die Alliirten. Die Oeſterreicher führte Ferdinand; die Bayern Herzog Karl von Lotheringen, des Kurfürſten Schwager und der Feldherr Johann von Werth.

Bei Nördlingen kam es am 6. Sept. 1634 zur Schlacht; die Schweden erlitten eine entſcheidende Niederlage; General Horn wurde gefangen und Bernhard von Weimar ſelbſt entkam nur mit genauer Noth.

Mit unerhörter Hartnäckigkeit vertheidigte übrigens noch eine ſchwediſche Beſatzung Augsburg und erſt nachdem das menſchliche Elend in den Mauern der unglücklichen Stadt den höchſten Grad erreicht hatte, öffneten, am 18. März 1635, die Schweden den bayeriſchen und kaiſerlichen Truppen die Thore. Einen großen Theil der Bürgerſchaft hatte der Tod dahingerafft, ein anderer wanderte aus und die herrliche Stadt war gänzlich ruinirt.

Der Feind hatte nun endlich Bayern geräumt, allein nun nahete anderer furchtbarer Jammer. Hungersnoth und Peſt waren im Lande ausgebrochen, in manchen Gegenden nährten ſich die Menſchen nur noch von eckelhaftem Gewürme — es ſchaudert dem Großvater die Haut, indem er den Gräuel erzählt — und von dem Fleiſche der bereits verhungerten Brüder.

Auch die Kurfürſtin Eliſabeth, von Lothringen war i. J. 1635 als ein Opfer der Seuche geſtorben. Maximilian I. vermählte ſich noch in demſelben Jahre mit Maria Anna von Oeſterreich, der Tochter Kaiſer Ferdinands.

Bayern und des Kurfürſten Schatzkammern waren gänzlich erſchöpft, dennoch wankte der ſeltene, hochherzige Fürſt keinen Augenblick in ſeinem Vertrauen auf Gott und in ſeiner Pflicht; wo alle verzagten, wußte ſtets er wieder Rath zu ſchaffen und die zweckmäßigſten Maaßregeln, dem allgemeinen Elend und den eingeriſſenen Unordnungen möglichſt zu ſteuern, giengen immer unmittelbar von ihm aus.

Indeſſen wüthete der Krieg in den Rheingegenden fort und wurde mit abwechſelndem Glücke geführt. Die Franzoſen hatten ihr Heer mit dem ſchwediſchen vereiniget. Den Kaiſer Ferdinand II. hatte i. J. 1637 der Gram getödtet; als Ferdinand III. erbte ſein Sohn des Vaters Kronen und Sorgen.

Mit dem Anfange des Jahres 1641 näherte ſich der Kriegsſchauplatz wieder den bayeriſchen Gränzen, Die Schweden befehligte jetzt der Feldherr Banner, die mit ihm vereinigten Franzoſen General Guebriant.

Regensburg war bedroht, doch ein bayeriſches Heer eilte zur Donau, geführt von dem kühnen und talentvollen Feldherrn Mercy, einem Lothringer, der ſeit Kurzem erſt in Maximilians Dienſte getreten war, und Banner mußte, über Hals und Kopf, durch die böhmiſchen Wälder gen Zwickau nach Sachſen fliehen.

Alſo war Bayern abermals auf einen Augenblick des Feindes ledig geworden und es wurde nun wieder in Schwaben, den Rheinlanden, Sachſen und Schleſien gekämpft.

Im Jahr 1643 rückte der Marſchall Guebriant an der Spitze der franzöſiſchen Armee in Franken und Schwaben ein, doch der bayeriſche General Mercy überfiel, nachdem Guebriant in einem Gefechte war getödtet worden, die Franzoſen bei Duttlingen in Schwaben, ſchlug und zerſtreute ſie.

Nun übernahm Turenne den Oberbefehl über das franzöſiſche Heer, deſſen Vordringen nach Bayern Mercy ſtandhaft zu vertheidigen ſuchte.

Am 3. Auguſt 1645 wurde der tapfere Mercy in der Schlacht bei Allersheim in Schwaben getödtet, in welcher beide ſtreitende Theile geſiegt zu haben behaupteten. Ein oeſterreichiſch-bayeriſches Truppenkorps ward dagegen bei Jankowitz von Torſtenſohn geſchlagen.

Turenne bewirkte bei Gießen ſeine Vereinigung mit Wrangel und drang unaufhaltbar gegen Bayern vor.

Nach abermaligen ſchrecklichen Verwüſtungen, welche unſer Vaterland erleiden mußte, ſchloß Kurfürſt Maximilian I., ohne Beziehung des Kaiſers, mit den Franzoſen und Schweden am 16. März 1647 zu Ulm einen Waffenſtillſtand, in welchem er denſelben Neutralität, den freien Durchzug ihrer Truppen durch Bayern und die Zurückberufung der eigenen Kriegesſchaar von des Kaiſers Heer verſprach.

Ferdinand III. gerieth in heftigen Zorn, als er von dem Abſchluſſe dieſes Waffenſtillſtandes Kunde erhielt und vergaß ſich ſo ſehr, Maximilians Krieger zum Treubruch aufzufordern. Der bayeriſche General, Johann von Werth, wurde ein Verräther und wollte die ihm anvertraute Armee des Kurfürſten zum Kaiſer überführen, allein ſein Vorhaben ſcheiterte an der unerſchütterlichen Treue der Bayern, die zu allen Zeiten lieber den Tod als den Treubruch wählten. — Werth mußte ins kaiſerliche Lager fliehen, um nicht von den erbitterten, redlichen Bayern ermordet zu werden.

Fünfzehntes Kapitel.

Türenne und Wrangel zum letzten Mal in Bayern. — Weſtphäliſcher Friede. — Maximilians I. Ende. — Zeitraum von 1647 bis 1651.

Tod und Friede, holde Himmelsboten!
Seid willkommen, ſeid gegrüßt. —

* * *

Keineswegs brachte der *ulmer* Waffenſtillſtand die gehofften erſprießlichen Folgen; die *alten Feinde* waren dadurch nicht *Maximilians Freunde*, wohl aber ein *alter Freund*, der deutſche Kaiſer nämlich, *plötzlich ſein erbitterter und rachedürſtender Feind* geworden.

Um am Ende nicht bei dem in nächſter Zeit abzuſchließenden Frieden aller errungenen Vortheile verluſtig zu gehen, verſöhnte ſich der ſtaatskluge *Maximilian* mit dem *dritten Ferdinand* von *Oeſterreich*, und kündigte bereits wieder im

September 1647 den Schweden den Waffenſtillſtand auf; mit Frankeich zwar wünſchte er denſelben beizubehalten, aber es gelang nicht.

Nun vereinigten ſich die bayeriſchen Truppen unter Gronsfeld ſchleunigſt mit den kaiſerlichen und jagten zuſammen die Schweden unter Wrangel aus Böhmen und Deutſchland.

Wrangel befand ſich zu jener Zeit in einer mißlichen Lage und wäre zweifelsohne verloren geweſen, wenn er hartnäckig verfolgt worden wäre, allein der nunmehrige kaiſerliche Feldherr Holzapfel unterließ dieſe Verfolgung, um kleinlicher Privatrache ein Opfer zu bringen und die Staaten der heſſiſchen Landgräfin zu verwüſten, in deren Dienſte er früher geſtanden und von deren Hand er dereinſt eine Ohrfeige erhalten hatte.

Dadurch gewann Wrangel Zeit ſich zu erholen und im Frühlinge d. J. 1648 drang er, mit Türenne vereiniget, vier und zwanzig tauſend Mann ſtark, durch Franken und Schwaben vor.

Holzapfel ſtand mit dem kaiſerlichen und bayeriſchen Heere bei Zusmarshauſen in der Gegend Augsburgs. Am 17. Mai desſelben Jahres kam es dort zur Schlacht und Holzapfel wurde geſchlagen; die Kaiſerlichen ſowohl als die Bayern verloren ungemein viele Leute und der Reſt ihrer Armee wurde ganz und gar verſprengt. Holzapfel ſelbſt war getödtet worden.

Gronsfeld ſammelte zwar einige Tauſend der Verſprengten und ſetzte ſich hinter dem Lech, allein als der Feind nahete, verlor Gronsfeld den Kopf und lief davon.

Ueber Bayern kam nun wieder neuer großer Jammer; die Franzoſen und noch mehr die Schweden zerſtörten die letzte Hoffnung dieſer oft verwüſteten Fluren. Die Bauern flohen mit Weibern und Kindern weinend in das Dickicht der Wälder; ihre Häuſer wurden verbrannt und der Kurfürſt ſelbſt mußte mit ſeiner Familie nach Salzburg flüchten.

Graf Hunolſtein übernahm vorerſt den Oberbefehl über die Trümmer der bayeriſchen Armee, mit welchen er ſich hinter dem Inn aufſtellte und allerwärts, tapfer kämpfend, den Schweden und Franzoſen den Uebergang verwehrte.

Das bayeriſche Heer ſtellte ſich nach und nach wieder her und vereinigte ſich dann mit dem Truppenkorps des kaiſerlichen Feldherrn Piccolomini. Die Bayern und Oeſterreicher giengen nun gegen die Schweden und Franzoſen angriffsweiſe zu Werke, allein die letztern wichen einer Schlacht aus, da ihre Abſicht lediglich blieb, das Land zu zerſtören.

Bei Dachau nahm Wrangel eine neue Stellung, doch hier wurde er auf der Jagd von den bayeriſchen Soldaten überraſcht und wäre beinahe gefangen worden. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte die ſchwediſchen Bluthunde bald darauf, im Oktober 1648, Bayern, das unglückliche und gänzlich zu Grund gerichtete Land, nebſt den Franzoſen zu verlaſſen.

* * *

Inzwiſchen wurde zu Münſter und Osnabrück, im weſtphäliſchen Kreiſe, zwiſchen den kriegführenden Theilen, ein Friede unterhandelt, welcher der weſtphäliſche genannt wurde, endlich am 24. October 1648 zu Stande kam und dem dreißigjährigen Blutvergießen ein Ende machte.

In dieſem Frieden wurden unſerm erſten Maximilian die Kurwürde nebſt dem Erztruchſeſſenamte, ſo wie der rechtmäßige Beſitz der Oberpfalz und der Grafſchaft Cham aufs Neue beſtätigt; doch ward dem pfälziſch-wittelsbachiſchen Hauſe die Nachfolge in Bayern und dieſen Würden, nach dem Erlöſchen der wilhelmiſchen Linie, zugeſichert. Kurfürſt Maximilian trat darauf die Unterpfalz an Karl Ludwig von der Pfalz, Sohn Friedrichs V., des bereits verſtorbenen böhmiſchen Winterkönigs ab, und verzichtete abermals auf Oberoeſterreich und Erſtättung der unermeßlichen Kriegsköſten. Frankreich und Schweden mußten leider mit deutſchen Ländern belohnt werden.

Unſer Vaterland ſtellte nach Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens ein Bild des gränzenloſeſten Elends dar. Peſt, Hunger, Mord, Brand und alle erdenkliche Gräuel und Leiden hatten ſich vereiniget, Leben und Wohlſtand zu vertilgen. Im ganzen Lande lagen Gewerbe und Handel darnieder, die Hälfte der ehemaligen Bevölkerung beinahe war dahin gerafft; Dörfer und Märkte ſtanden öde, mehrere waren verſchwunden und nur traurige Ruinen bezeichneten noch ihre ehemalige Stelle. Kein Pflug hatte längſt mehr gearbeitet; Aecker und Wieſen waren mit wildem Geſträuche bedeckt; Räuber, Wölfe und Landſtreicher machten die verwahrloſeten Straßen unſicher; die Staatsſchuld war zu einer nimmermehr vorhanden geweſenen Größe angewachſen.

Von allen jenen hochberühmten Helden, Fürſten, Königen und Kaiſern, welche bei'm Beginnen des dreißigjährigen Krieges geſtritten und gelitten hatten, lebte Maximilian I., der einzige noch, doch auch den kurfürſtlichen Greiſen hatten die Sorgen niedergebeugt; er war lebensmüde und ſein Haupthaar ſilbern geworden.

Man ſtaunte oft, wie es möglich geweſen, daß der Kurfürſt die ungeheuren Koſten eines dreißigjährigen Krieges erſchwingen und dennoch viele bedeutſame Herrſchaften an ſich kaufen konnte. Das Geheimniß lag in ſeinem Alleinhandel mit Salz und weißem Bier, welcher vieles Geld einbrachte, dann in ſeiner weiſen Sparſamkeit verborgen.

Noch einmal beſuchte der acht und ſiebenzig jährige Kurfürſt Ingolſtadt, welches, ſtets unbeſiegt, den Feinden getrotzt, und wo er die ſchönſten Tage ſeiner Jugend verlebt hatte. In wehmuthsvollen Erinnerungen verſunken, betrachtete er die Wälle dieſer guten Stadt, zog ſich aber eine Erkältung zu, die ihm nach ſechstägigem Krankenlager am 27. September 1651 den Tod brachte.

Des großen Kurfürſten irdiſche Hülle wurde, wie es der höchſtſelige ausdrücklich verordnet hatte, ohne alles Gepränge, zu München in der Kirche der Jeſuiten beigeſetzt.

Maximilians I. großartig ausgeführte Bildſäule zu Pferd wird in der Folge den wittelsbacher Platz zu München zieren und den großen Ahnen alſo geehrt zu haben, dieſes unſterbliche Verdienſt wird die Geſchichte dem König Ludwig, Karl, Auguſt von Bayern, dem Gerechten und Beharrlichen, zuwenden.

Sechzehntes Kapitel.

Ferdinand Maria und ſeine Gemahlin Adelheide. — Der Kurfürſt lehnt die deutſche Kaiſerkrone ab. — Herſtellung des Kloſterweſens in der Oberpfalz. — Zeitraum von 1651 bis 1669.

Der Sanftmuth und der frommen Ruhe Ebenbild,
War Er, zum Herrſchen, zu gefühlvoll und zu mild.

* * *

Seine zweite Gemahlin, Maria Anna von Oeſterreich hatte den Kurfürſten, Maximilian I., mit zwei Prinzen beſchenkt. Der ältere oder Erbprinz hieß Ferdinand Maria, der zweitgeborene war Max Philipp genannt und wurde in der Folge mit Mauritia Febronia de la Tour, einer Tochter des Herzogs von Bouillon, vermählt; er erhielt die Landgrafſchaft Leuchtenberg nebſt der Herrſchaft Mindelheim und ſtarb ohne Erben zu hinterlaſſen.

Ferdinand Maria zählte bei ſeines Vaters Tod erſt fünfzehn Lebensjahre. Die vormundſchaftliche Regierung führten, weiſe und mild, Herzog Albrecht, Ferdinand Marias Oheim und deſſen Frau Mutter, die verwittwete Kurfürſtin Maria Anna.

Es hatte ſich Ferdinand Maria bereits im Jahr 1652 mit Adelheide Henriette, einer Tochter des Herzogs Victor Amadäus I. von Savoyen, vermählt und i. J. 1654 übernahm der junge Kurfürſt, nun mündig geworden, die Regierung über Bayern.

Wie ehedem ſein großer Vater zeichnete ſich auch Ferdinand Maria durch Herzensgüte und Frömmigkeit aus, allein die Charakterſtärke und andere glänzende Eigenſchaften eines erſten Maximilian beſaß der junge Kurfürſt nicht.

Seine erſten Beamten, ein Adlzreiter, Kurz, Haslang u. a. waren dieſelben zwar, welche ſich des unbedingten Zutrauens des höchſtſeligen Maximilians I. zu erfreuen gehabt hatten, allein leider hörte Ferdinand Maria nur zu häufig weniger auf den Rath dieſer weiſen Männer, als auf die Einflüſterungen ſeiner Gattin, einer jungen, ungemein reitzenden und geiſtreichen, aber nichtsdeſtoweniger unerfahrenen und zuweilen ſehr leidenſchaftlichen Dame.

Adelheide zog auch den Kurfürſten, weil ihre Mutter eine franzöſiſche Prinzeſſin war, von der nähern freundſchaftlichen Verbindung mit dem Hauſe Oeſterreich ab, um ihn dem franzöſiſchen Intereſſe zu gewinnen, deſſenungeachtet gieng Ferdinand Maria nicht in Frankreichs Plane ein, als ihm dasſelbe, nach Kaiſer Ferdinands III. Tod, i. J. 1657 die deutſche Kaiſerkrone zuwenden wollte. Der Gedanke, in der Folge Kaiſerin zu heißen, ſchmeichelte der jungen, eitlen Adelheide, allein Ferdinand Maria wollte die Kaiſerkrone nicht als Schützling auswärtiger Mächte tragen, auch fürchtete er mit König Leopold, Ferdinands III. Sohn, der des Vaters Würde anſprach und in der Folge auch erlangte, in Krieg verwickelt zu werden, wodurch das ohnehin verwüſtete Bayern noch tiefer hätte herabkommen müſſen.

Der Kurfürſt Ferdinand Maria genoß fortwährend zwei Drittheile von den Einkünften aller oberpfälziſchen Klöſter, wie ſchon ehemals ſein Vater Maximilian I., und welche die Päpſte bewilligen mußten, weil es ſonſt Bayerns Fürſten nicht möglich geworden ſein würde, ſich von den Drangſalen des dreißigjährigen Krieges wieder zu erholen.

Vorzüglich durch den Bezug dieſer Kloſtergefälle hatte ſich bei weiſer Sparſamkeit die Landeskaſſe wieder einigermaßen gefüllt, allein nun wollte der fromme Ferdinand Maria nicht länger von geiſtlichem Gute zehren, und er ließ daher am 17. July 1669 die Wiederherſtellung des Kloſterweſens in der Oberpfalz durch gänzliche Verzichtleiſtung auf deſſen Einkünfte verkünden. Jetzt belebten ſich dort die verlaſſen geweſenen Abteien und Klöſter ſchnell wieder, ja es entſtanden mehrere neue ſelbſt.

In dieſer Beziehung that Ferdinand Maria überhaupt vieles. Er ſtellte den Karmeliten, die ſchon Maximilian I. nach München berufen — als ihn einſt Vater Dominik, von dem Euch der Großvater, liebe Kinder! an der geeigneten Stelle erzählt hat, auf dem Zug nach Böhmen begleitet hatte — ein neues Kloſter und ſchöne Kirche her, welche beide, das erſtere zu anderm Zwecke nun verwendet, noch in der Hauptſtadt ſtehen. Die noch köſtlicher und kunſtreicher unter dieſem Kurfürſten erbaute Theatinerkirche bildet ebenfalls heute noch eine der vorzüglichſten Zierden Münchens.

Siebenzehntes Kapitel.

Würdigung verſchiedener Verhältniſſe. — Erſter Gebrauch des Rauch- und Schnupftabacks in Bayern. — Furchtbarer Schloßbrand zu München. — Ferdinand Marias und Adelheidens Tod. — Zeitraum von 1669 bis 1679.

In wilden Sturmes Nacht hab' acht,
Daß man auf Feu'r und Licht wohl wacht.

* * *

Dem Anſcheine nach waren in Bayern nun wieder die Uebel ziemlich alle geſchwunden, welche der dreißigjährige Krieg hinterlaſſen hatte. Dörfer waren aus den Schutthaufen erſtanden und das verwilderte Feld war wieder bebaut, — in der That aber befand ſich unſer armes Vaterland noch ſehr fern von dem einſtigen Wohlſtande.

Am Hofe zwar herrſchten Glanz und Ueberfluß, allein Handel und Gewerbe ſtockten; beim Anbau der Felder beſchränkte man ſich aufs Unentbehrlichſte, der ſonſt ſo einträgliche Flachs- und Hanfbau hatte ganz aufgehört und um die Viehzucht ſah es erbärmlich aus.

Der edel denkende und, nicht nur in Worten, ſondern in Thaten fromme Ferdinand Maria bewirkte übrigens alles Erdenkliche, um ſeinen ſo tief herabgekommenen Unterthanen wieder einigermaßen auf die Beine zu helfen; er verwandelte die drückende Frohndienſte und das beſchwerliche und erniedrigende Schaarwerk in mäßige Geldleiſtungen, unterſtützte in Mißjahren den Landmann mit Getreide aus den wohlgefüllten landesherrlichen Speichern, minderte die Abgaben und führte ſeiner Seits einen muſterhaften Haushalt, denn wenn auch jetzt noch, zu des Bauern Schaden, vieles Wild gehegt wurde, ſo war dieſer Uebelſtand mehr ein Gebrechen jener Zeiten, als der Regierung Ferdinands Maria.

Vor allem hütete ſich der Kurfürſt in Krieg verwickelt zu werden; zum Wohle des erſchöpften Landes gelang dieſes auch, jedoch zuweilen nicht ohne große Mühe. Aufrichtig liebte Ferdinand Maria ſein Volk; er unterhielt ſich mit dem geringſten der Unterthanen herablaſſend und dieſe fürſtliche Theilnahme allein erleichterte das Schickſal ſeiner nicht ſehr glücklichen Zeitgenoſſen im Vaterlande.

Nicht unbemerkt glaubt der Großvater laſſen zu dürfen, daß unter Ferdinand Marias Regierung, nämlich ſeit Beendigung des dreißigjährigen Krieges, der Gebrauch des Tabackes in Bayern ſehr in Aufnahme kam und bald allgemein wurde. Man fand es anfangs gar ſeltſam, Leute den Dampf eines angebrannten Krautes aus Röhren trinken zu ſehen, wie man es damals nannte, doch Neugierde leitete zur Nachahmung, und bald fand man im ſogenannten Tabacktrinken einen Genuß und ein Bedürfniß beinahe. Der Kurfürſt verpachtete den Verſchleiß des Tabackes an Privatperſonen und dieſe neue Pachtverträge brachten manchen ſchönen, harten Thaler in die Landeskaſſen.

Der Münchner Hof war weit und breit berühmt, denn die Kurfürſtin beſaß Geſchmack und liebte Aufwand. Sie beſchützte Kunſt und Künſtler und brachte viele Ausländer (meiſtens Italiener) nach Bayern, deren Enkel zum Theile noch im Lande leben.

Auch ſchon eine italieniſche Oper unterhielt Adelheide, und ihren Gemahl bewog ſie zur Erbauung des ſchönen, eine Stunde von München entfernten Luſtſchloſſes Nymphenburg, deſſen Bau aber erſt unter dem nachfolgenden Kurfürſten Maximilian Emanuel vollendet wurde.

Wie auch anderwärts wieder neue ſchreckliche Kriege, größten Theils durch die Eroberungsſucht des franzöſiſchen Königs Ludwig XIV. herbeigeführt, die Länder verwüſteten, Bayern blieb ruhig und es kehrte dort allmählig das ehemalige gemüthliche Frohleben zurück, doch traf Hof und Land 1674 ein großes Unglück, denn in dieſem Jahre brannte das herrliche, kurfürſtliche Schloß zu München ab und alle jene bedeutſame, ſeltene und unerſetzliche Kunſtſchätze, welche ſich in den Mauern der Reſidenz befunden hatten, waren unwiederbringlich verloren.

Das Feuer war zur Nachtszeit durch die Fahrläſſigkeit des Fräuleins von La Perouſe, einer Hofdame, ausgebrochen, welche über ihrem Nachtgebete eingeſchlafen war und das Kerzenlicht zu löſchen unterlaſſen. Ferdinand Maria befand ſich gerade in Braunau, die Kurfürſtin Adelheide aber mußte mit ihren Kindern und Kammerfrauen im bloßen Hemde der Flammengluth entfliehen. — Ein in dieſer Nacht heftig wüthender Sturm machte die Rettung des Schloſſes unmöglich. Eilboten riefen den Kurfürſten herbei, doch trotz ihres unermeßlichen Verluſtes, waren er und ſeine Gemahlin dennoch großmüthig genug, das Fräulein von La Perouſe zu tröſten, welches ob des angerichteten großen Unglückes verzweifeln wollte.

Der ausgeſtandene Schreck hatte der Kurfürſtin Adelheide Geſundheit tief erſchüttert und als ihr ein Jahr ſpäter ein geliebter Bruder ſtarb, ward die Fürſtin dermaßen erſchüttert, daß auch ſie im Jahr 1676 durch einen frühzeitigen Tod dahingerafft wurde.

Der Verluſt der inniggeliebten Gattin traf auch den gefühlvollen Ferdinand Maria ſo hart, daß er ſofort alle Luſt am Leben verlor; er verſank in unheilbare Schwermuth, hielt ſich großen Theils in ſeinem einſamen Landſitze Schleißheim auf und folgte bereits, noch nicht volle drei und vierzig Jahre alt, im Mai 1679, ſeiner Adelheide nach in die Ewigkeit.

Achtzehntes Kapitel.

Maximilian Emanuel. — Seine erſten Heldenthaten. — Der Kurfürſt als Statthalter der ſpaniſchen Niederlande. — Spaniſche Thronfolge. — Glänzende Verſprechungen Frankreichs. — Zeitraum von 1679 bis 1701.

Er hat Geiſt mit ſelt'nem, kühnen Muth verbunden,
Und um ſeine Stirne Lorbeeren friſch gewunden.

* * *

Da nach den beſtehenden Geſetzen des Landes Maximilian Emanuel erſt einige Monate nach ſeines Vaters Tod mündig geſprochen werden konnte, weil er das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollends erreicht hatte, führte während dieſer kurzen Zeit ſein Oheim Maximilian Philipp die Geſchäfte der Regierung.

Maximilian Emanuel war ein ſchöner und in jeder Beziehung ungemein hoffnungsvoller junger Mann; er ſprach und ſchrieb einige Sprachen, beſonders die franzöſiſche, ſehr fertig und hatte ſich mehrere andere, dem Regenten ungemein förderliche Kenntniſſe erworben. Dabei beſaß der jugendliche Kurfürſt das beſte und gefühlvollſte Herz und perſönliche Tapferkeit, welche an's Tollkühne grenzte, aber leider verdunkelten dieſe trefflichen Eigenſchaften auch hier wieder Schattenſeiten. Es neigte ſich Max Emanuel nämlich zur ungemeſſenſten Prachtliebe und Verſchwendung hin; auch wohnte ihm ein unbeſtändiger und jähzorniger Charakter bei, deſſen ſchädlichen Einfluß oft das Land empfindlich fühlen mußte.

Gleich zu Anfang ſeiner Regierung i. J. 1681 hatte Max Emanuel eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Leopold von Oeſterreich in dem berühmten Wallfahrtsorte Altötting.

Der Kaiſer zeichnete den jungen Kurfürſten ungemein aus, überhäufte ihn mit Artigkeiten und Geſchenken und wußte ſo des leicht beweglichen Emanuels Herz vor der Hand ganz und gar zu gewinnen.

Im Jahr 1683 drangen die Türken bis in das Herz von Oeſterreich und belagerten Wien. Augenblicklich eilte Maximilian Emanuel mit einem Heere ſeinem ſchwer bedrängten Freunde, dem Kaiſer Leopold, zu Hülfe und entſetzte, vereint mit dem Polenkönig, Johann Sobiesky, die Hauptſtadt Oeſterreichs.

Von jetzt an kämpfte Bayerns Kurfürſt als kaiſerlicher Generaliſſimus und als unerſchütterlicher, allgemein angeſtaunter Held gegen die Türken in Ungarn. Er vermählte ſich mit Marie Antonie von Oeſterreich, der Tochter Kaiſer Leopolds i. J. 1685 und entſetzte noch in demſelben Jahre Gran, eroberte Ofen, entſchied im Jahr 1687 den Sieg bei Mohacz und erſtürmte endlich 1688 die wichtige Feſtung Belgrad.

Maximilian Emanuel opferte in dieſen Kriegen den von Ferdinand Maria geſammelten Schatz, der nicht weniger als dreißig Millionen Gulden betrug, und dreißig tauſend tapfere Bayern dem Intereſſe Oeſterreichs, ohne dafür je den geringſten Erſatz zu erhalten.

Nun entzündete die Vergrößerungsſucht des Königs von Frankreich, Ludwigs XIV., der unbefugterweiſe den Beſitz eines Theiles der Rheinpfalz in Anſpruch nahm und die Wahl Joſephs Clemens, eines Bruders Maximilian Emanuels, welcher als Erzbiſchof von Köln berufen ward, nicht anerkennen wollte, einen allgemeinen Reichskrieg.

Sogleich entſchied ſich Max Emanuel, trotz der Bemühungen Frankreichs, ihn zu gewinnen, für die Sache des deutſchen Reichs, kämpfte i. J. 1689 am Rhein, wo er die Belagerung von Mainz leitete und eilte dann nach Augsburg, wo Joſeph I. von Oeſterreich, Kaiſer Leopolds Sohn, zum römiſchen König gewählt wurde; bei welcher Gelegenheit ſich der Kurfürſt durch ungeheuren Prachtaufwand im allgemeinen, und insbeſondere durch den koſtbaren Prunk ſeiner Equipagen, Leibwache und Pagen auszeichnete.

Als Oberbefehlshaber der Reichsarmee wurde Max Emanuel i. J. 1690 durch den Marſchall von Luxenburg in der Schlacht bei Fleurus geſchlagen, wogegen er ſich im folgenden Jahre in Savoien bei der Eroberung von Carmagnola auszeichnete.

Um ſich von den Beſchwerlichkeiten des Feldzuges zu erholen, verweilte der Kurfürſt im Winter des Jahres 1691 gerade in dem herrlichen Venedig, als ihm Eilboten die Nachricht überbrachten: Karl II., Spaniens mächtiger König, wolle ihn zum Statthalter in den Niederlanden mit unbeſchränkter Vollmacht ernennen. Max Emanuel eilte ſogleich nach München, ordnete dort eine Verwaltung Bayerns an und hielt bereits im März 1692 ſeinen feierlichen Einzug in Brüſſel.

Obwohl nun der Kurfürſt als Statthalter der Niederlande von der Krone Spanien monatlich fünf und ſiebenzigtauſend Thaler bezog, ſo verſchlang doch ſein Aufwand ſolche hohe Summen, daß ſelbſt in Bayern neue Auflagen angeordnet werden mußten, um dieſelben zu decken.

Um dieſe Zeit ſtarb auch Maria Antonia von Oeſterreich (i. J. 1692), Max Emanuels erſte Gemahlin, und derſelbe vermählte ſich bald darauf zum andern Male mit Thereſe, Tochter des berühmten Sobiesky, Königs in Polen.

Der Kurfürſt hatte in der Ehe mit Maria Antonia, ſeinen Kurprinzen, Joſeph Ferdinand erzeugt, und dieſem nun beſtimmte Karl II. in ſeinem Teſtamente die Thronfolge in der ſpaniſchen Monarchie.

Der junge Prinz, der reiche Erbe Spaniens und beider Indien, war nach ſeiner Mutter Tod von Wien nach München gebracht worden, um daſelbſt mit großer Sorgfalt erzogen zu werden. Gegen Ende des Jahres 1698 befahl Max Emanuel, den nun ſechsjährigen Fürſten von Aſturien — alſo wurde Joſeph Ferdinand als berufener Thronfolger Spaniens genannt — nach Brüſſel zu bringen.

Schon lag die prachtvolle Flotte vor Anker, mit welcher der jugendliche Fürſt von Aſturien nach Spanien ſegeln ſollte, da erkrankte das zarte Kind und ſtarb plötzlich am 5. Februar 1699.

Max Emanuel war in Verzweiflung und fiel von einer Ohnmacht in die andere, denn mit des Sohnes frühem und unverhofften Tode, wurden die ſtolzeſten und kühnſten Hoffnungen des Kurfürſten ſelbſt zernichtet.

* * *

Der ſpaniſche König, Karl II., ſtarb am 1. November 1700, nachdem er kurz vor ſeinem Tode noch den Herzog Philipp von Anjou, den Enkel des franzöſiſchen Königs, Ludwigs XIV., zu Spaniens Thronfolger ernannt hatte. — Solche Ernennung beſtimmte das zurückgeſetzte und eiferſüchtige Oeſterreich zu jenem Kampfe mit Frankreich, welcher in der Geſchichte der ſpaniſche Erbfolgekrieg genannt wird und von dem nun der Großvater zunächſt erzählen wird.

Max Emanuel, welcher Oeſterreich ſeinen ganzen Schatz geopfert und es durch ſeine Tapferkeit aus den Händen des Feindes ſelbſt gerettet hatte, war der leeren Verſprechungen müde, die ihm von dorther ſtets nur gemacht wurden, und ſchien ſich dieſes Mal auf Frankreichs Seite wenden zu wollen.

Der Hof zu Paris gab die feierliche Zuſicherung, daß die Statthalterſchaft in den ſpaniſchen Niederlanden dem Hauſe Bayern erblich bleiben, auch Franken nebſt Schwaben zu Bayern kommen und aus dem Ganzen ein Königreich gebildet werden ſollte.

Dieſes alles dahin geſtellt ſein laſſend, öffnete Max Emanuel den franzöſiſchen Truppen die feſten Plätze der ſpaniſchen Niederlande und gab zu, daß in dieſen Provinzen allerwärts der Herzog von Anjou unter dem Namen: „Philipp V." als König von Spanien ausgerufen wurde, dann reiſete der Kurfürſt von Bayern mit ſeiner Familie zurück nach München.

Neunzehntes Kapitel.

Spaniſcher Erbfolgekrieg. — Wegnahme der Stadt Ulm. — Maximilian Emanuel im Tyrol. — Schlacht bei Höchſtädt. — Zeitraum von 1701 bis 1704.

— Frohlocket nicht zu früh',
Denn eiferſüchtig ſind des Schickſals Mächte;
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte;
Den Samen legen wir in ihre Hände,
Ob Glück, ob Unglück aufgeht — lehrt das Ende.

Schiller.

* * *

Nichtsdeſtoweniger konnte Maximilian Emanuel, wie er nun ſchon ein Mal war, lange zu keinem feſten Entſchluß gelangen, bis wieder ein neuer franzöſiſcher Botſchafter nach München kam, deſſen abermalige triftige Vorſtellungen und n glänzendere Verſprechungen den Kurfürſten zum endlichen Handeln bewegten.

Im Herbſte des Jahres 1702 verſammelte Max Emanuel ein ſchönes und tapferes Heer auf dem Lechfelde.

Die feſte Stadt Ulm, der Schlüſſel des ſchwäbiſchen Kreiſes, ſollte vorerſt durch Ueberrumpelung genommen werden und von hier aus die Verbindung des bayeriſchen mit dem franzöſiſchen Heere bewerkſtelliget werden, welches über den Rhein und den Schwarzwald vordringen würde.

In aller Stille brach eine bayeriſche Reuterabtheilung auf. Unbemerkt kam ſie in Ulm's Nähe und hielt ſich in Waldungen verborgen. Eines Morgens führte der Oberſtlieutenant v. Pechmann einige der Seinen in die Stadt. Sie waren wie Bauern und Bäuerinnen gekleidet, und trugen Körbe mit Früchten, Gemüſen und drgl., doch verborgene Waffen auch; andere verkleidete bayeriſche Krieger hatten ſich ſchon Tages vorher in die Stadt geſchlichen. Man vereinigte ſich, übermannte die Thorwache, andere bayeriſche Haufen drückten nach, und ob nun auch die Beſatzung zu den Waffen eilte, es war zu ſpät, ſie wurde übermannt und die Stadt genommen, in welcher bald darauf der Kurfürſt ſelbſt ſeinen feierlichen Einzug hielt.

Auch die Stadt Memmingen mußte ſich den bayeriſchen Waffen ergeben und nun ward großer Lärm; Leopold, der deutſche Kaiſer, wüthete und alles harrte ängſtlich der Dinge, die da kommen würden.

Fruchtloſe Unterhandlungen wurden gepflogen; der Kurfürſt erhielt bedeutende Summen aus Frankreich und nahm ſeine Sicherheitsmaaßregeln, in Mitte des Winters, mit großer Umſicht.

Indeſſen war gegen Frankreich und Bayern der Reichskrieg, auf Oeſterreichs Antriebe, beſchloſſen worden. Die Oeſterreicher überſchritten den Inn und andere ihrer Schaaren ſielen in die Oberpfalz ein, doch allerwärts ſetzte Max Emanuel einen kräftigen Widerſtand entgegen und beinahe immer blieben des fürſtlichen Helden Waffen Sieger.

Endlich nach langem Harren nahete, unter dem Marſchall von Villars, ein franzöſiſches Heer, die Operationen des Kurfürſten kräftiglich zu unterſtützen.

Am 10ten May 1703 vereinigten bei Riedlingen der Kurfürſt und Villars ihre Armeen; die Freude des erſtern war groß.

Nach einigen Zwiſtigkeiten kam man über den bevorſtehenden Feldzug endlich mit folgendem Plane zu Stande. Maximilian Emanuel wollte mit der einen Abtheilung des Heeres im Tyrol vordringen, um denen jenſeits der Alpen ſtehenden

Völkern in den Rücken zu kommen und eine Vereinigung mit dem von Italien aus eindringenden Marſchall Vendome zu Stande zu bringen, während Villars zwiſchen Lauingen und Gundelfingen gelagert, den Feind beobachten und Bayern decken ſollte.

Man ſchritt zur Ausführung. Der Kurfürſt rückte mit ſechzehntauſend Bayern und Franzoſen ins Tyrol ein, nahm Kuffſtein und drang bis nach Innsbruck, des Landes Hauptſtadt, vor.

Rattenberg und Ehrenberg waren in Max Emannuels Händen; er hatte, wegen der alten Anſprüche Bayerns auf dieſe Länder, bereits den Titel eines gefürſteten Grafen von Tyrol angenommen, doch vergebens! — Die Vereinigung mit Vendome konnte nicht zu Stande gebracht werden, die Tyroler ergriffen, in offenem Aufſtande, die Waffen, unzählige Bayern und Franzoſen wurden getödtet; es half alles nicht — man mußte auf den Rückzug bedacht ſeyn, und Max Emanuel entgieng während desſelben dem Tode nur durch die edle Aufopferung des Grafen Ferdinand von Arco.

Auf dem Wege von Innsbruck nach Zierl lauerte an der ſogenannten reiſſenden Wand ein tyroler Schütze im Gebüſche, in der Hoffnung, den Kurfürſten tödten zu können. Graf Arco ritt in reich geſticktem Kleide und vor ſeinem Pferde giengen zwei junge italieniſche Läufer, die gewöhnlichen Begleiter des Kurfürſten. Der Tyroler durch die koſtbare Kleidung des Reiters und ſeine Läufer irregeleitet, brannte ſeinen Stutzen ab und Graf Arco ſtürzte entſeelt vom Pferde; ganz Tyrol glaubte, Max Emanuel ſey getödtet worden, der in ganz ſchlichter Kleidung hinter dem Grafen geritten war.

Tyrol ward gänzlich geräumt und nur in der Feſtung Kufſtein blieb eine kleine bayeriſche Beſatzung.

Maximilian Emanuels in Tyrol erfahrenes Unglück gab allen an den Gränzen unſeres Vaterlandes aufgeſtellten kaiſerlichen Völkern die Loſung, in Bayern einzubrechen; das Unterland und die Oberpfalz wurden von ihnen beſetzt und durch das Tyrol ſelbſt brach ein Heerhaufen hervor, welcher Murnau und andere ſchöne Orte grauſam verwüſtete.

Durch fünf verſchiedene feindliche Armeen ſah ſich der Kurfürſt zu gleicher Zeit bedroht und er befand ſich in der That in einer ſehr mißlichen Lage, obwohl es ihm glücklich gelungen war, ſich mit Villars Heerhaufen zu vereinigen.

Als aber der öſterreichiſche Feldherr Styrum Donauwörth bedrohte, ward er am 20. September 1703 von dem Kurfürſten und dem Marſchall Villars bei Höchſtädt aufs Haupt geſchlagen.

Nichtsdeſtoweniger entzweite ſich Max Emanuel bald darauf mit dem Marſchall Villars dermaßen, daß dieſer das Heer verließ; der König von Frankreich ſandte, um ihn im Kommando zu erſetzen, den Grafen von Marſin.

Uebrigens hatte der große und entſcheidende Sieg, welchen Maximilian Emanuel bei Höchſtädt erfochten hatte, ſeine Feinde in ſolch einem hohen Grade erſchreckt, daß viele ſich ſogleich aus Bayern zurückzogen, andere, vor der Hand ängſtlich, dem Gefechte auswichen. Dadurch bekam der Kurfürſt Luft; es mußte ſich ihm am 14. Dezember 1703 die Stadt Augsburg ergeben, welche einen neuen Magiſtrat erhielt; auch Kempten und Paſſau fielen in die Hände des glücklichen Siegers.

Alſo endete das Jahr. Des Kurfürſten Truppen lagerten nebſt den franzöſiſchen Hülfsvölkern größten Theils auf fremden Boden und beinahe gänzlich war Bayern von den Feinden geräumt.

Zwanzigſtes Kapitel.

Treffen am Schellenberg und Schlacht bei Blindheim. — Folgen der Schlacht. — Die Oeſterreicher als Herrn in Bayern. — Die verhängnißvolle Chriſtnacht. — Zeitraum von 1704 bis 1706.

> Ob Fürſten, noch ſo hoch geſtellt, auf Erden wallen,
> Sie ſehen Tage doch, die ihnen nicht gefallen.

* * *

Die Franzoſen waren ſiegreich am Rhein; Regensburg ward von den Bayern beſetzt; die Ungarn hatten ſich unter Ragoczy empört und um ſie zu zähmen mußte Oeſterreich ſeine Macht zerſplittern, indeſſen Marſins Schaaren unter Max Emanuel anſehnliche Verſtärkungen erhalten hatten.

Dieſe Umſtände berechtigten den Kurfürſten allerdings zu den ſchönſten Erwartungen, indeſſen wurde doch alles anders, als man in Bayern hoffte.

Mächtige Feinde unſeres edlen fürſtlichen Helden vereinten zumal ihre Gewalt ihn zu verderben. Es zog heran Ludwig von Baden mit der Reichsarmee; Herzog Marlborugh mit dreißig tauſend Engländern, Holländern, Preußen und Heſſen. Fürſt Eugen von Savoien mit einem großen kaiſerlichen Heere ward ſtündlich erwartet, ein ſtarkes oeſterreichiſches Streifkorps war wieder aus den Schluchten der tyroler Alpen hervorgebrochen und hatte Kelheim genommen.

Maximilian Emanuel hoffte mit Sehnſucht auf das Eintreffen einer großen ihm verſprochenen franzöſiſchen Hülfsarmee; er ſelbſt ſtand mit Marſin und dem Kern der Truppen in einem feſten Lager bei Lauingen; Graf Arco aber — des im Tyrol getödteten Vetter — hatte ſich mit einem nicht unbedeutenden franzöſiſch = bayeriſchen Korps auf dem Schellenberg bei Donauwörth verſchanzt.

Doch plötzlich, am 2. July 1704, erſchienen Marlboroughs und Ludwigs von Baden Heere vor dem Schellenberg und fiengen ſogleich an denſelben zu ſtürmen. Löwen gleich vertheidigten ſich die Bayern; der kaiſerliche General Styrum wurde getödtet, der Fürſt von Baden verwundet — allein vergebens! die Uebermacht ſiegte und die Schanzen wurden erſtiegen. Man triumphirte in Wien; Marlborugh wurde in den deutſchen Reichsfürſtenſtand erheben, Maximilian Emanuel wollte verzweifeln, denn es war allerdings eine empfindliche Niederlage, die er ſchon hier erlitten.

Indeſſen führte der franzöſiſche Marſchall Tallard ſchon im Auguſt desſelben Jahres dem Kurfürſten von Bayern ein herrlich ausgerüſtetes und zahlreiches Hülfsheer zu und deſſen Erſcheinen erfüllte Max Emanuels gebeugte Seele mit neuen Hoffnungen.

Indeſſen hatte auch Eugen von Savoien ſeine Völker mit jenen Marlboroughs vereiniget und es beeilten ſich dieſe Verbündeten ſehr ihre Feinde aufzuſuchen.

Maximilian Emanuel und Tallard hatten ihre Macht beinahe auf demſelben Platze, ohnweit dem Städtchen Höchſtädt, aufgeſtellt, auf welchem der Kurfürſt im vorigen Jahre den groſſen Sieg über Styrum erfochten hatte.

Die Stellung der Bayern und Franzoſen an und für ſich ſelbſt bot große Vortheile dar. Die Fronte deckte ſumpfiger Boden; der rechte Flügel lehnte ſich an das Dorf Blindheim, der linke an Lutzingen an, nur waren das ſchwere Geſchütze und die Reiterei nicht glücklich poſtirt. Am 13. Auguſt 1704 erſchienen Marlborugh und Prinz

Eugen in Blindheims Gefilden. Die Schlacht begann. Die Bayern bildeten den linken Flügel und fochten mit gewohnter unerſchütterlicher Tapferkeit, ſo daß ſie alle, auch die ungeſtümſten Angriffe der Gegner zu Schanden machten. Anders aber war es in der Mitte und auf dem rechten Flügel; dort wankten die Franzoſen zeitig und als endlich Tallard ſelbſt in Gefangenſchaft gerieth, übermannte ſeine Krieger ein paniſcher Schreck und in wilder Flucht löſten ſich ihre Reihen auf. Die Bayern fuhren fort verzweiflungsvoll zu kämpfen, allein ſie vermochten ſolcher ganz unverhältnißmäßigen Uebermacht am Ende doch nicht Stand zu halten; man fand allein zehn tauſend bayeriſche aber wenige franzöſiſche Leichen auf dem Schlachtfelde; die Verbündeten hatten 20,000 Gefangene, größtentheils Franzoſen, gemacht, ringsumher loderten Dörfer in Flammen.

Das unglückliche Bayern wurde nun von den grauſamen Siegern rückſichtslos verwüſtet. Maximilian Emanuel ſammelte bei Ulm ſeine Kriegsvölker und zog die Beſatzungen der feſten Plätze an ſich, dann gieng er über Straßburg nach Brüſſel. Ludwig XIV., Frankreichs König, bewilligte nämlich ſeinem tiefgebeugten Bundesgenoſſen, bis auf beſſere Zeiten, ſtatt des verheißenen Königreiches 200,000 Thaler Jahresgehalt und den Titel eines Herzogs von Brabant.

Die Verwaltung der Regierungsgeſchäfte in Bayern hatte der Kurfürſt vorerſt ſeiner zurückgebliebenen liebenswürdigen und geiſtreichen Gemahlin Thereſe übertragen. Der ritterliche Maximilian Emanuel hoffte, Kaiſer Leopold werde das Unglück der an allem Vorgefallenen unſchuldigen Tochter des großen Sobiesky und ihrer fürſtlichen Kinder ehren, jenes Sobiesky, der Wien gerettet hatte; — doch auch hierin irrte der Kurfürſt.

Thereſe ſah ſich genöthiget, am 17. November mit Oeſterreich ein Uebereinkommen zu treffen, nach welchem ſie ſich anheiſchig machte, alle Feſtungen des Landes, Zeughäuſer, Artillerie, Munition u. dgl. zu übergeben, alle Truppen zu entlaſſen, dann alle Gefangene frei zu laſſen. Die beklagenswerthe Kurfürſtin ſelbſt reiſete nach Venedig, um ihre Mutter zu beſuchen, ward aber ſpäterhin von den Oeſterreichern nicht mehr nach München zurückgelaſſen.

Indeſſen war (am 5. May 1705) Kaiſer Leopold geſtorben, allein ſein Erbe und Nachfolger, Kaiſer Joſeph I., dachte keineswegs beſſer für Bayern; er ließ ſich widerrechtlich in unſerm Vaterlande als alleiniger Landesherr huldigen, disponirte nach dem ſogenannten Eroberungsrechte, zertheilte und verſchenkte die herrlichſten Ländereien und Herrſchaften.

Das oeſterreichiſche Militär und die kaiſerlichen Beamten handelten in Bayern ganz und gar willkürlich und erlaubten ſich die ſchändlichſten Grauſamkeiten und Erpreſſungen; die Unterthanen kamen an den Bettelſtab.

Am Ende ſollten noch zwölftauſend bayeriſche Jünglinge ausgehoben werden, um unter Kaiſer Joſephs I. Fahnen in Italien und Ungarn zu dienen; dieſer Befehl machte das Maas der Verzweiflung voll. Kein bayeriſcher Mann wollte dem Banner der Unterjocher ſeines Vaterlandes folgen; das Volk ſtand auf, der Sturm brach los! — **„Lieber bayeriſch ſterben als oeſterreichiſch verderben!“** Dieſe Loſung erſchallte im ganzen Lande. Von Dorf zu Dorf rannten Lärmboten, die herzhaften Männer zu ſammeln, zu denen ſich ehemalige gediente bayeriſche Krieger geſellten; ein Verbündniß wurde feierlich beſchworen, eher vom Leben als vom über Alles theuern und geliebten Hauſe Wittelsbach zu laſſen.

Die Fahnen der bayeriſchen Landesvertheidiger erhoben ſich raſch und muthig an der Schwarza, der Iſar, der Vils und dem Inn. Uebrigens mangelte leider dem Ganzen dieſer hochherzigen Landesvertheidigung eine feſte Haltung; es fehlten Feldherrn von bewährtem Ruf und Erfahrung und dreißig tauſend tapfere bayeriſche Männer, welche geſchworen hatten zu ſiegen oder zu ſterben, ſchwärmten in einzelnen Haufen, zum Theile planlos, ohne gemeinſames Haupt und nur, vom Geiſte gerechter

Rache geleitet, im Lande umher; endlich mißglückte leider auch das kühne, aber zweckmäßige Unternehmen, die Hauptſtadt Bayerns in der Chriſtnacht zu befreien und die jungen Prinzen, Maximilians Emanuels Söhne, den Händen der Unterdrücker zu entreißen. Doch dieſes Ereigniß, liebe Kinder! wird der Großvater jetzt wieder in der Form einer Redeübung mittheilen.

Die Chriſtnacht im Jahre 1705.

Von Tölz herab es zog in düſtern Reihen
An unſ'rer wilden Iſar Ufer hin,
Das aufgeregte bay'rſche Volk in Waffen:
Es wollte nicht mehr länger fürchten, zagen,
Und kühn den Feind aus Münchens Mauern jagen;
Frei will das brave Volk die jungen Prinzen ſehen,
Ja — ſiegen will es, oder ſelbſt zu Grunde gehen.

Die Bürger Münchens waren einverſtanden,
Das Hofgeſinde und die Schüler auch; *)
Sie wollen, wenn des Kampfes Stunde ſchlägt,
Die Waffen in der Hauptſtadt ſelbſt erheben,
Und mit dem Volk vereint nach Freiheit ſtreben.

Es tönen dumpf die Glocken von den Thürmen,
Zum Tempel rufen ſie in heil'ger Nacht;

---

*) Es war verabredet, daß die Studenten in München, ungefähr ſechshundert an der Zahl, bei dem erſten Kanonenſchuß bewaffnet auf dem Anger ſtehen ſollten, die Bürger der Hauptſtadt wollten ſich vor dem Auguſtinerkloſter und die Hofbediente vor dem kurfürſtlichen Schloſſe verſammeln; alle zur tapfern Unterſtützung des Angriffes von Außen.

Horch was war dies? — — Kanonendonner rollt,
Und nun beginnt der blut'gen Thaten Werk.
Das Volk es hat die Iſarbrück' gewonnen,
Der feſte rothe Thurm *) ſchon iſt er ſein:
Der Heldenmuth behauptet ſeine Rechte,
Und heulend fliehen des Tyrannen Knechte.

Der Morgen tagt — doch fehlt der Münchner Hülfe,
Ein ſchändlicher Verrath hält ſie zurück; **)
Umſonſt es fließt der wackern Bauern Blut,

---

*) Der rothe Thurm ſtand am Ende der Iſarbrücke und wurde erſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts vollends abgebrochen.

**) Sehr treffend bemerkt Zſchokke: „die oeſterreichiſche Beſatzung in München, unter Befehl des Oberſt Wendt, obgleich fünftauſend Mann ſtark, und in der Nähe von einem Heerhaufen unterſtützt, welchen der Oberſtfeldhauptmann Kriechbaum zu Anzing befehligte, war in Gefahr das Opfer dieſer, wenn auch übel bewaffneten, aber hochbegeiſterten Menſchen zu werden, hätte nicht Verrätherei gerettet. Dem Pfleger Etlinger zu Starnberg nämlich, der ſich, nur gezwungen, mit den Landesvertheidigern vereiniget hatte, war gelungen zu entkommen, nachdem er die treuherzigen Bauern ausgekundſchaftet hatte. Er verrieth an Graf Löwenſtein-Wertheim, — den oeſterreichiſchen Statthalter in Bayern — das Geheimniß der Anſchläge. Sogleich ward die ganze Einwohnerſchaft zu München noch einmal entwaffnet; in den entſcheidenden Stunden das Verlaſſen der Häuſer bei Todesſtrafe verboten; jede Straße bewacht.“ — Kriechbaum erhielt durch Eilboten den Befehl, mit ſeiner Macht ſogleich nach München zu eilen; er kam zur rechten, für die bayeriſchen Patrioten zur unglücklichen Stunde.

Von Anzing her es nahen Kriechbaums Reiterſchaaren,
In Rücken fallen ſie dem bay'rſchen Volk,
Es weicht der Uebermacht — doch fechtend ſtets,
Erreicht es endlich Sendlings nahe Höhen,
Und hier — es ſtellen ſich die Tapfern feſt;
Sie ſchwören es dem braven Gauthier *) zu,
Mit ihm zu kämpfen und zu ſterben.

Und Mann an Mann, und Fuß an Fuß und Bruſt an Bruſt —
Begeiſtert kämpft der Bay'r voll ſel'ger Heldenluſt;
In eiſ'gen Winters frühem Abendroth,
Es fand der letzte Kämpfer ſeinen Tod:
Doch ewig glänzen ſolcher Helden Namen,
In Vaterlands Geſchichten heil'gem Rahmen.

In ſpäter Zeit, ja noch in unſern Tagen,
Es führt der Bay'r den Jüngling, ſeinen Sohn,
Zur Wahlſtatt hin, nach Sendlings ſanften Höhen,
Und ernſt es ſpricht der würd'ge Greis:
„Die That der Väter ſtrahlet ewig neu,
„Bewahre du, wie ſie — die bay'rſche Treu!"

---

*) Ein franzöſiſcher Hauptmann Namens Gauthier war der Führer der Bauern; Gauthier fiel bei Sendling in Mitte ſeiner Tapfern.

* * *

Zwar war mit dem unglücklichen Tage bei Sendling der Krieg, welchen die bayeriſchen Patrioten mit den Unterdrückern führten, noch keineswegs beendiget, allein als die Landesvertheidiger bald darauf bei Aitenbach eine zweite große Niederlage erlitten und nun von allen Seiten, gleichzeitig, kaiſerliche, würtembergiſche, pfälziſche, fränkiſche und andere Kriegsvölker in Bayern eindrangen, mußte wohl der Braven Muth ſinken; weinend giengen die Patrioten auseinander, nachdem tauſende in ruhmwürdiger Treue für Thron und Vaterland gefallen waren. Unmenſchliche Urtheile, wie ſie die Geſchichte nur unter Attila, dem wilden Hunenkönig, ſchildert, wurden an den unglücklichen gefangenen Bauern und Bürgern der Landesvertheidigung von den feindlichen Fremdlingen vollzogen.

In unſern Tagen hat ein geſchickter Künſtler die Schlacht bei Sendling i. J. 1705 *) auf den

---

*) Soeben iſt auch in der Mich. Lindauer'ſchen Verlagshandlung zu München eine ſehr intereſſante und empfehlungswerthe kleine Schrift unter dem Titel erſchienen: „der Heldentod der bayeriſchen Landesvertheidiger bei Sendlingen in der Chriſtnacht des Jahres 1705. gr. 8. geh. 2 gr. od. 6 kr.

Mauern der dortigen Dorfkirche durch ein gelungenes Gemälde verſinnlicht, auch war die Rede davon, daß den gefallenen Vaterlandsvertheidigern auf dem Kirchhofe Sendlings ein großartiges Denkmal von Gußeiſen geſetzt werden ſoll.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Bayerns und ſeines rechtmäßigen Herrſchers fernere traurige Schickſale. — Kaiſer Joſephs I. Tod. — Des Kurfürſten Heimkehr. — Damaliger Zuſtand Bayerns. — Maximilians Emanuels Ende. — Zeitraum von 1706 bis 1726.

Ob ſolches Elend einſt wird enden?
Ob ſich der Götter Zorn wird wenden? —
Es frägt, voll Angſt, der Bayern Volk.

* * *

Nach den unglücklichen Tagen bei Sendling und Aitenbach wurde das unglückliche Bayern von ſeinen Unterdrückern mit verdoppelter Härte und Ungerechtigkeit behandelt und es erreichte die herzloſe Willkühr der Tyrannen ihren höchſten Grad.

Maximilians Emanuels vier ältere Prinzen und unter ihnen der Kurprinz, Karl Albrecht, wurden als Gefangene auf oeſterreichiſches Gebieth, nach Klagenfurt in Kärnthen, abgeführt, dort ſtreng bewacht und nicht als Fürſtenſöhne, ſondern lediglich als Grafen von Wittelsbach, erzogen. Die drei jüngeren Prinzen blieben in München zurück und wurden einer Freifrau v. Weichs in ärmliche Koſt gegeben; die eine Prinzeſſin, des Kurfürſten einzige Tochter, wurde daſelbſt im Frauenkloſter am Anger eingeſperrt.

Nachdem ein großer Theil der oeſterreichiſchen Truppen zu den Hauptheeren nach Italien und dem Rhein abgegangen war, wagten zwar, noch i. J. 1706, die bayeriſchen Patrioten einen neuen Aufſtand, allein Uneinigkeit und Verrath ließen das Unternehmen ſchon in ſeinem Entſtehen mißglücken und es fanden wieder viele hochherzige Bayern ihren Tod, ohne dadurch einen Zweck zum Wohl des Vaterlandes zu fördern.

Des leidenſchaftlichen deutſchen Kaiſers, Joſephs I., Rache war noch immer nicht geſättiget; er gieng — am 10. May 1706 — ſelbſt ſo weit, ſeinen Feind, den unglücklichen Maximilian Emanuel, und deſſen Bruder, den Kurfürſten von Köln, ohne Zuſtimmung und Vernehmung des Reichs, förmlich in die Acht zu erklären und jene fürſtliche Leben jedem Schuften und Meuchelmörder frei zu geben.

Seine Ehre zu wahren rechtfertigte der Kurfürſt, von Brüſſel aus, ſein bisheriges Benehmen vor Europa und deſſen Machthabern, indem er, in kräftiger und überzeugender Weiſe, die Undankbarkeit und Falſchheit auseinanderſetzte, in der er vom Kaiſer behandelt worden war und auf die Geſetzloſigkeit der Form aufmerkſam machte, in welcher man gegen ihn verfahren.

Allein es war dieſe Klage das einzige, was Maximilian Emanuel, in ſeiner troſt- und hülfloſen Lage, gegen den rachedürſtenden Kaiſer unternehmen konnte und der Schritt ſelbſt führte ebenfalls zu keinem Zweck.

So tief als Maximilian war kaum je ein Herrſcher Bayerns gedemüthiget worden. Getrennt von dem geliebten Gatten weinte die Kurfürſtin Thereſe zu Venedig; die fürſtlichen Kinder ſchmachteten in feindlicher Haft und Maximilian ſelbſt friſtete ſein Daſein im Solde einer fremden Macht. Um Frankreichs ihm nun noch allein gebliebene Gunſt und deſſen Schutz nicht zu verlieren, übernahm der bayeriſche Kurfürſt, neben dem franzöſiſchen General Villeroi, den Oberbefehl über das bayeriſch-franzöſiſche Heer in den Niederlanden gegen die Britten und Holländer unter Marlborugh, allein Bayern und Franken wurden am 23. May 1706 bei Ramillies aufs Haupt geſchlagen und Brabant nebſt einem großen Theil

Flanderns von dem ſiegreichen Marlborugh erobert. Der hämiſche Villeroi wälzte die Schuld der Niederlage auf den unglücklichen Maximilian von Bayern und dieſer hatte nun von Seite der ſtolzen franzöſiſchen Großbeamten der Vernachläſſigungen noch mehrere zu erdulden als ehevor.

Von dem deutſchen Kaiſer Joſeph I. waren die Kurwürde, nebſt dem Erztruchſeſſenamte, die Oberpfalz und die Grafſchaft Cham auf Johann Wilhelm von der Pfalz übertragen und derſelbe i. J. 1708 damit belehnt worden.

Auch Brüſſel war in Folge der Schlacht von Ramillies für Frankreich verloren gegangen, daher hielt ſich nun unſer Maximilian vorerſt in Mons, dann in Namur auf; endlich begab er ſich nach Paris, um den König von Frankreich an ſein gegebenes Wort zu erinnern und Erſatz für Bayern zu fordern.

Frankreich, weniger treulos und wortbrüchig als dereinſt Oeſterreich, wußte Spanien zu bewegen, daß es dem Kurfürſten — im Jannar 1711 — das Herzogthum Luxenburg, die Grafſchaft Namur nebſt den Feſtungen Charlerol und Neuport mit voller Souverenität abtrat. Maximilian ſollte ſo lange im vollen und ungeſtörten Beſitze dieſer Länder bleiben, bis es ihm gelingen würde, ſein Bayern wieder zu erringen.

Inzwiſchen war Joſeph I. — am 17. April 1711 — geſtorben und deſſen Bruder errang, troz der Proteſtationen Frankreichs und Maximilians Emanuel, als Karl VI., die deutſche Kaiſerkrone. Nichtsdeſtoweniger erfolgte nun eine Aenderung der bisherigen Politik Englands; Frankreichs Staatsklugheit errang bei den Unterhandlungen zu Utrecht bedeutſames Uebergewicht und es kam endlich — am 7. September 1714 — zu Baden im Aargau ein Friede zu Stande, durch welchen Maximilian Emanuel als rechtmäßiger Herrſcher ſeine geſammten bayeriſchen Länder zurück erhielt, von welchen aber Oeſterreich ſchon manche veräußert und vergabt hatte.

Die Statthalterſchaft in den Niederlanden gieng, mit der Abtretung dieſes Landes von Spanien an Oeſterreich, für Bayern auf immer verloren.

Die Oeſterreicher räumten, nach langem Zögern, nachdem das Land zehn Jahre unter ihrem harten Joche geſeufzet hatte, endlich im Januar 1715 Bayern wieder. Treue Diener übergaben ihrem zurückkehrenden Kurfürſten am 8. April desſelben Jahres den Hausſchaz, den ſie nach der Schlacht bei Höchſtädt für ihn gerettet und bis jezt verborgen gehalten hatten. Ein freudiges Dankfeſt ward im ganzen Lande gefeiert. Thereſia, die Kurfürſtin, eilte von Venedig und die kurfürſtlichen Kinder kamen von Gräz, wohin ſie von Klagenfurt ſpäter geführt worden waren, nach München, um dem geliebten Gatten und Vater in die Arme zu eilen; kaum noch erkannten ſich die Langgetrennten.

Schlimm ſah es übrigens, nach Maximilians Emanuels Heimkehr, in unſerm Vaterlande aus, ſelbſt nicht viel beſſer, als dereinſt nach Beendigung des alles verheerenden dreißigjährigen Krieges; des Volkes dritter Theil zum wenigſten war dahin gemordet, Märkte und Dörfer ſtanden leer und verödet, kein Feld war bebaut, nichts war übrig geblieben als die nackte Erde, auf welcher eine Legion Bettler ſein Daſein verwünſchte.

Maximilian war beſonnener geworden und entſagte für immer ſeinem kriegeriſchen Ehrgeize; ernſtlich ließ es ſich der Kurfürſt von nun an angelegen ſein, das Zerſtörte wieder herzuſtellen, wofür ihn ſein dankbares Volk ſegnete.

Die trefflichen alten Landesordnungen wurden in Bayern und der Oberpfalz wieder hergeſtellt und die von den Oeſterreichern eingeführten, unerſchwenglichen Auflagen abgeſtellt; auch entſagte die Regierung dem Alleinhandel mit Tobak.

Ferner ermunterte Maximilian zu reger Gewerbſamkeit, zur Kultur des Bodens, Urbarmachung öder Gründe, Benutzung der Haiden und errichtete, die Induſtrie der Niederländer in dieſem Stücke nachahmend, eine große Landtuchweberei. Nichtsdeſtoweniger hob ſich in Bayern der Wohlſtand nur ſehr langſam, denn mit dem Aufbauen geht es ſtets langſamer als mit dem Einreißen.

Anhaltender Friede that dem ſehr herabgekommenen Bayern vor allem Noth und treulich unterließ der Kurfürſt nichts, was zu deſſen Erhaltung und Befeſtigung beitragen konnte. Staatsklug ſetzte er die Freundſchaft mit dem franzöſiſchen Hofe auch nach dem, am 1. September 1715, erfolgten Tode Ludwigs XIV. fort und als deſſen Nachfolger, König Ludwig XV., ſpäter ſeine Vermählung feierte, reiſeten der bayeriſche Kurprinz, Karl Albrecht, und deſſen Bruder Ferdinand, dem Feſte beizuwohnen, nach Paris. Auch mit Oeſterreich verſöhnte ſich Maximilian Emanuel wieder und bei wieder ausgebrochenem Türkenkriege i. J. 1717 ſendete er dem Kaiſer Karl VI. Hülfstruppen, welche die Prinzen Karl Albrecht und Ferdinand führten. Wie ſtets und allerwärts bedeckten ſich auch bei dieſer Gelegenheit die tapfern Bayern mit Lorbeeren und um das Freundſchaftsband der beiden Länder feſter noch zu ſchließen wurde Karl Albrecht i. J. 1722 mit Wilhelmine Amalie, der Tochter des verſtorbenen Kaiſers Joſephs I., vermählt.

Mit Churpfalz ſchloß Bayern i. J. 1724 einen Unionstractat, das heißt: eine Uebereinkunſt, nach welcher in allen kommenden Zeiten das Reichsverweſeramt von beiden Theilen zugleich geführt und bei dem Erlöſchen des einen wittelsbachiſchen Hauſes, nach den frühern Hausverträgen, das andere die Erbfolge antreten ſollte.

In demſelben Jahre ſtarb mit Ferdinand Lorenz von Tilly das Geſchlecht jenes großen Feldherrn des dreißigjährigen Krieges aus, von welchem der Großvater in einigen Kapiteln dieſes Bandes Euch, liebe Kinder! manches Merkwürdige erzählt hat, durch welchen Todesfall die oberpfälziſche Lehenherrſchaften Freiſtadt, Holnſtein und Hohenfels an Bayern fielen.

Uebrigens blieb Kurfürſt Maximilian Emanuel, den ſein Volk aufrichtig liebte, großmüthig, aber auch pracht- und genußſüchtig, bis an ſein Ende; er ſtarb am 26. Februar 1726.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Karl Albrecht. — Beginnen und Fortgang ſeiner Regierung. — Bayerns Widerſpruch gegen die oeſterreichiſche Erbfolgeordnung. — Kaiſer Karls VI. Tod. — Zeitraum von 1726 bis 1740.

Ein guter Vorſatz nicht allein,
Kann ſchon für uns erſprießlich ſein.

* * *

Nicht volle neun und zwanzig Lebensjahre hatte **Karl Albrecht** zurückgelegt, als ſeines Vaters Tod ihn zur Regierung rief.

Auf dem Todbette ſchon hatte **Maximilian Emanuel** ſeinen Nachfolger, in feierlicher und rührender Weiſe, beſchworen, des Vaterlandes Wohl zu beachten, die große Schuldenlaſt, welche nicht weniger als vier und dreißig Millionen Gulden betrug, nach Möglichkeit zu tilgen und ſich ſtets der Treue des edelſten aller Völker zu erinnern.

Die Bitten des ſterbenden Vaters hatten auf das zarte Herz des fürſtlichen Jünglings einen tiefen Eindruck hervorgebracht; der junge Kurfürſt faßte die edelſten Entſchlüſſe und traf auch in der That vorerſt Maaßregeln, dieſelben zu verwirklichen.

Unzählige und höchſt überflüſſige Hofdiener wurden entfernt; der kurfürſtliche Marſtall verringert, eine Legion Jagdhunde verabſchiedet, die koſtſpielige Marſchallstafel eingeſtellt, die Armee reduzirt. Das ungeheure Schuldenweſen ſah man baldigſt, ſo weit es möglich, geordnet und zu deſſen allmähliger Tilgung hatten die Stände des Landes bedeutſame Summen bewilliget.

Karl Albrechts Regierungsantritt hatte überhaupt große Aehnlichkeit mit jenem viel ſpätern unſeres jetzt regierenden Königs, allein leider war Albrecht kein Ludwig, ihm fehlte — die Beharrlichkeit.

Dem jungen Kurfürſten war von der Mutter Natur eines jener weichen Gemüther zu Theil geworden, in welchen äußere Eindrücke eben ſo ſchnell wieder verſchwinden, als ſie darin entſtanden und die ohne Halt ſind gegen die Verſuchungen des Lebens.

Bald fieng die eingeführte weiſe Sparſamkeit an, die leeren Kaſſen wieder zu füllen, und von jenem Zeitpunkte an lieh der Kurfürſt jenen ſchlauen Höflingen ein nur zu williges Ohr, welche vorſtellten, daß die zu großen Einſchränkungen nicht vereinbar ſeien mit der angebornen Würde eines bayeriſchen Herrſchers; nicht lange dauerte es und alles war wieder bei'm Alten. Der Glanz des albrechtiſchen Hofſtaates, ſeine Feſte, Opern und Jagden übertrafen jene ſeiner Vorfahren ſogar. Koſtbare Bauten wurden im kurfürſtlichen Schloſſe vorgenommen, allein dasſelbe Unglück, wie einſt unter Ferdinand Maria, trat wieder ein; in der Nacht des 14. Dezember 1729 verzehrten Flammen der Reſidenz ſchönſten Theil und Millionen waren dahin; die kurfürſtliche Familie vermochte ſich mit genauer Noth und nur in Nachtkleidern zu retten.

Uebrigens war Karl Albrecht ebenfalls ein ſehr frommer Fürſt; er wallfahrtete bald nach Eichſtädt zur heil. Walpurga, bald nach Altenötting und nach Loreto, auch ſtiftete er im Jahr 1729, unſerer heiligen Mutter Gottes zu Ehren, den heute noch beſtehenden hohen Ritterorden St. Georgs.

Indeſſen war es nach neunjähriger Regierung des Kurfürſten dahin gekommen, daß die Staatsſchulden eher zu als abgenommen hatten und man mußte, um ſich zu retten, zu außerordentlichen Maaßregeln ſeine Zuflucht nehmen.

Es wurde die unſelige Zahlenlotterie der Italiener eingeführt und am 14. July 1736 geſchah die erſte Ziehung in München. Liebe Kinder! euer Großvater warnt Euch recht ernſtlich vor dieſem, wie vor allen Glücksſpielen, ſie haben kaum je unter Tauſenden Einen Glücklichen gemacht, aber Millionen um Ehre, Vermögen und gutes Gewiſſen gebracht. Kenntniſſe, Rechtlichkeit und ausdauernder Fleiß ſind die große Quaterne, welche nimmermehr betrügt.

Ferner prägte man leichte Scheidemünze und eröffnete neue Schulden — doch nirgend fand man Heil, denn nur zu wahr iſt, daß es größern Segen bringt auf Erden, hungerig zu Bette zu gehen, als einen Groſchen nur am Abend ſchuldig zu bleiben.

Zum größten Glücke kamen auch in dieſen Zeiten durch Todfälle ſchöne Beſitzungen an das Haus Bayern, a. z. B. die Grafſchaft Hohenwaldeck, die Herrſchaften derer von Wartenberg und Wolfſtein, als Ober- und Unter-Sulzburg, Mühlhauſen, Bieberbach u. m. a.

Zwanzig Jahre waren nun ſeit jenen unglücklichen Tagen von Sendling und Aitenbach verfloſſen und trotz der großen Abgaben, welche das Volk annoch fortwährend zu entrichten hatte, ſtellte Bayern dennoch wieder ein blühendes Land voll

Wohlſtandes dar und kaum waren noch Spuren der gräulichen Verwüſtungen hier und da zu bemerken, welche vor noch kurzer Zeit dieſe herrlichen Fluren und Felder in öde Steppen, dieſe lachende Dörfer in Schutthaufen verwandelt hatten, denn unſer Vaterland iſt reich an nicht mehr verſiegenden Hülfsquellen und unter dieſen ſtehen der fleißige Anbau des Ackers, die ergiebige Viehzucht und der Gewinn durch das Salz oben an. Doch alles hienieden iſt einem ewigen Wechſel unterworfen und ſchon wieder waren Tage des Unglückes und des Elendes nicht ferne.

Seit zwei Jahrhunderten ſchon waren die oeſterreichiſchen Herrſcher ſtets ernſtlich bedacht geweſen, ihre Lande ungetheilt auf ihre Nachkommen zu bringen, die Prinzeſſinen blieben vom Erbe ausgeſchloſſen und dasſelbe überkam lediglich nur des Hauſes älteſter Sohn.

Oeſterreichs nunmehriger Fürſt, Kaiſer Karl VI., erfreute ſich keiner Söhne, wohl aber lebte ihm in Maria Thereſia eine innig geliebte, geiſtreiche und ungemein hoffnungsvolle Tochter, zu deren Gunſten ihr Vater eine neue Erbfolgeordnung zu errichten brabſichtigte.

Indeſſen auch des ſechsten Karls Bruder, der höchſtſelige Kaiſer Joſeph I., hatte zwei Töchter hinterlaſſen, von welchen die eine, Maria Joſepha, mit dem Erbfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt, die andere aber, Maria Amalia, — wie bereits früher erzählt wurde — mit unſerm Karl Albrecht vermählt war.

In förmlichen Urkunden war Joſephs Töchtern, hinſichtlich der oeſterreichiſchen Erbfolge, zwar ausdrücklich der Vorrang vor Maria Thereſien geſichert, allein nichtsdeſtoweniger hatte Kaiſer Karl VI. jene Prinzeſſinnen bei ihren Vermählungen dahin zu bewegen gewußt, daß ſie ihren diesfallſigen Vorrechten entſagten.

Als Karl VI. ſich dem Ende ſeiner Tage näherte, verlangte und erhielt er von den meiſten bedeutenden europäiſchen Staaten Gewährleiſtung ſeiner, zu Maria Thereſias Gunſten errichteten, neuen Erbfolge für Oeſterreich, nur Bayern und Sachſen verſagten aus Gründen, die ſich wohl hören ließen, die auch von ihnen erheiſchte diesfallſige Gewährleiſtung, worüber ſich Kaiſer Karl nicht wenig erzürnte.

In der Folge, i. J. 1733, gelang es Oeſterreich, Sachſen dadurch für ſeine Anſichten zu gewinnen, daß es Friedrich Auguſten zu der erledigten polniſchen Krone verhalf; allein Karl Albrecht verharrte feſt auf ſeiner einmal ausgeſprochenen Weigerung und ſchien ſich, als es zwiſchen Oeſterreich und Frankreich zum

Krieg zu kommen drohte, auf des letztern Seite wenden zu wollen.

Die genannten zwei großen Mächte unterzeichneten i. J. 1735 einen Vergleich und die Ruhe blieb vorerſt ungeſtört, deſſenungeachtet dauerte die Spannung zwiſchen Oeſterreich und Bayern fort. Es kam zwar i. J. 1738 zu einer Art Verſöhnung und Karl Albrecht lieh ſogar dem Kaiſer achttauſend Mann bayeriſche Hülfstruppen gegen die Türken, als aber i. J. 1740 das Bisthum Augsburg erlediget wurde, welches der Kurfürſt ſeinem Bruder Theodor verliehen ſehen wollte und deshalb, jedoch vergeblich, den Kaiſer um deſſen mächtige Fürſprache erſuchte, fieng der alte Hader von Neuem an.

Noch in demſelben Jahre ſegnete Karl VI. das Zeitliche; Bayern und Rheinpfalz traten, vertragsgemäß, gemeinſchaftlich das Reichsverweſeramt an und ſuchten neuerdings und nachdrücklich ihre Anſprüche auf das oeſterreichiſche Erbe geltend zu machen, mit welchem Erfolge aber — das werden wir in nächſter Folge ſehen.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Oeſterreichiſcher Erbfolgekrieg. — Karl Albrecht als König von Böhmen und römiſcher Kaiſer. — Zeitraum von 1740 bis 1742.

Den Kampf mit edlem Feind magſt kühn du wagen,
Doch Freundes Treuebruch — er macht verzagen.

* * *

Von beinahe allen europäiſchen Mächten war, in Folge der von ihnen früher eingegangenen Gewährleiſtung, die an den Großherzog Franz von Toskana vermählte Maria Thereſia, als Königin von Ungarn und Böhmen und rechtmäßig regierende Fürſtin über Oeſterreich bereits anerkannt; um die gerechte Sache der Wittelsbacher ſchien es ſchlimm zu ſtehen, als ein ganz unerwartetes Ereigniß derſelben plötzlich eine andere Wendung gab.

Seit wenigen Monaten erſt hatte in Preußen König Friedrich II. — der ſich in der Folge den Beinamen des Großen erwarb — den Thron ſeiner Väter beſtiegen, und dieſer junge Herrſcher war es nun, welcher plötzlich mit ſeinem Heere eine der blühendſten Provinzen Oeſterreichs, Schleſien nämlich, beſetzte, um alſo in der kürzeſten Weiſe die allerdings gegründeten Anſprüche ſeines Hauſes auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau geltend zu machen. Der von den Preußen am 10. April 1741 über die Oeſterreicher bei Molwitz erfochtene große Sieg belebte den Muth der Gegner Thereſias und machte mehrere ihrer vormaligen Freunde treulos.

Marſchall Belle-Isle erſchien in München, nachdem er vorher ſchon mehrere Höfe gegen Oeſterreich eingenommen hatte, und am 18. Mai 1741 kam im Luſtſchloſſe Nymphenburg, bei München, ein Bund zwiſchen Bayern, Frankreich und Spanien zu Stande. Hier theilte man bereits ſämmtliche, Maria Thereſiens Scepter im Augenblicke noch unterworfenen Staaten, doch geſchah dieſes vorerſt freilich nur in Gedanken. Bayern ſollte Oberoeſterreich, Böhmen, Tyrol und Breisgau; Spanien einen großen Theil von Italien; Sachſen Mähren und Oberſchleſien erhalten; Frankreich ſchmeichelte ſich mit den allerglänzendſten Hoffnungen, wenn auch nur in Geheim und ſah ſich bereits als tonangebender Alleinherrſcher in Europa; vor der Hand wollte es ſich mit den Niederlanden begnügen und dieſelben erobern; dem Könige von Preußen, deſſen Genie und Kriegsglück Achtung und Scheu eingeflößt hatten, wollte man gleichwohl das von ihm bereits eroberte Niederſchleſien belaſſen, doch Maria Thereſien ſelbſt ſollte, außer Wien, mit Unteroeſterreich, Kärnthen, Krain, Steyermark und Ungarn, nichts verbleiben.

Frankreich und Spanien ſchloſſen mit Bayern noch beſondere Verträge, in welchen ſie verſprachen, Karl Albrechten mit bedeutſamen Summen und Hülfsvölkern zu unterſtützen und ihm zur Kaiſerkrone zu verhelfen. Auch die Kurfürſten von Köln und der Pfalz und zuletzt der König von Preußen traten dem Bunde gegen Oeſterreich förmlich bei.

Die franzöſiſchen und ſpaniſchen Goldſtücke füllten Karl Albrechts Kaſſen; dreißigtauſend ſeiner tapfern Krieger ſtanden gerüſtet und rückten bereits am 31. July 1741 gegen Oeſterreichs Gränzen vor; ſchnell bemächtigte ſich ein bayeriſches Korps unter dem General Minuzzi der Stadt Paſſau.

Zu gleicher Zeit waren fünf und zwanzig tauſend Franzoſen unter ihrem Marſchall Belle-Iſle dem Kurfürſten von Bayern zu Hülfe geeilt, über welche dieſer, als ſie an der Donau angekommen, den Heerbefehl übernahm. Zur Deckung Bayerns ſtellte Karl Albrecht ein Korps an der böhmiſchen Gränze auf und mit vierzigtauſend Mann marſchirte er, die Donau lang, in das Herz von Niederoeſterreich; Linz, die Hauptſtadt dieſes Landes, ergab ſich und die Stände huldigten ihm.

Die Lage der jungen, geiſtreichen, königlichen Thereſia war in dieſem Augenblicke die unglücklichſte und troſtloſeſte, welche man ſich denken konnte; die Fürſtin hatte auf die Unterſtützung ihrer Alliirten, nämlich Rußland, England und Polen gerechnet, allein Rußland ſah ſich, auf Frankreichs Anſtiftung, plötzlich mit Schweden in Krieg verwickelt, die engliſche hannöveriſche Armee, vereint mit Dänen und Heſſen, wurde von einer zweiten großen franzöſiſchen Armee in Schach gehalten; König Auguſt von Polen wurde abtrünnig, trat dem nymphenburger Vertrag bei und ließ Truppen marſchiren, um das ihm zugedachte Mähren zu beſetzen; die Spanier bedrohten Italien — Feinde ringsum!

Die beklagenswerthe Maria Thereſia ſchmerzte am meiſten die Treuloſigkeit der falſchen Freunde und ſie ließ in dieſer Beziehung unſerm Karl Albrecht Gerechtigkeit widerfahren, der zwar ihr Feind, allein ſtets offen und ohne Hinterliſt zu Werke gegangen war; allein unterhandeln wollte Niemand mit der tief gebeugten Fürſtin, welche unwiederbringlich verloren ſchien.

Schon ſtanden Karl Albrechts Schlachthaufen in dem nur zehn Meilen von Wien entfernten St. Pölten; die Kaiſerſtadt, wie ſie ſchon damals ſich nannte, zitterte; Vornehme und Reiche flehen.

Alſo war die Lage der Dinge, als Maria Thereſia, ihren kleinen Prinzen Joſeph auf den Armen, zu Preßburg unter die ungariſchen Großen trat und von ihnen Schutz und Hülfe erflehte. Das Elend der unglücklichen, jungen, reizenden fürſtlichen Mutter machte auf die edlen Herzen der ritterlichen Ungarn einen tiefen Eindruck und ſie ſchwuren feierlichſt, Maria Thereſiens Rechte zu verfechten mit Gut und Blut.

Mit jedem Augenblicke erwartete man die Nachricht von Karl Albrechts Einzug in Wien doch dieſer, in der Begierde ſich des Königreiches Böhmen zu verſichern, brach plötzlich mit ſeines Heeres größtem Theile nach Prag auf und ließ kaum fünfzehntauſend Mann unter Segur in Oeſterreich zurück um die eroberten Länderſtriche zu behaupten. Der Kurfürſt von Bayern hatte daran nicht gut gethan und ſich ſelbſt den Untergang bereitet, denn durch Trennung ſeiner Streitkräfte ſchwächte er dieſelben, die Ungarn gewannen Zeit und Raum ſich zu ſammeln und zu handeln, dann blieb Maria Thereſia in dem wichtigen Beſitz der Hauptſtadt und vermittelſt dieſes Beſitzes in

Verbindung mit mehreren ihrer übrigen deutſchen Hausſtaaten.

Die Bayern und Franzoſen erſtürmten nebſt zwei und zwanzig tauſend Sachſen, welche ſich mit ihnen vereiniget hatten, Prag am 26. November 1741 und die oeſterreichiſche Beſatzung mußte ſich ergeben; Karl Albrecht wurde als Böhmens König ausgerufen.

Hierauf reiſete der Kurfürſt von Bayern über Dresden und Regensburg nach München, traf hier einige nothwendige Maaßregeln in Bezug auf die Landesverwaltung und verfügte ſich ſofort mit der Kurfürſtin nach Manheim.

Am 24. Januar 1741 ward unſer Karl Albrecht von denen zu Frankfurt am Main verſammelten Kurfürſten, als Karl VII., zum deutſchen Kaiſer erwählt und noch an demſelben Tag empfieng er zu Manheim die wichtige Nachricht.

Am 31. Januar desſelben Jahres hielt der neu gewählte Kaiſer unter großem Pomp zu Frankfurt ſeinen Einzug und am 12. Februar ward daſelbſt die Kaiſerkrönung ſelbſt vollzogen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Fortgang des oeſterreichiſchen Erbfolgekrieges. — Bayern hart bedrängt. — Beſſere Ausſichten. — Kaiſer Karls VII. Tod. — Zeitraum von 1742 bis 1745.

Das falſche Glück iſt kugelrund,
Und wechſelt oft in einer Stund'.

* * *

Die Wahrheit dieſes alten Volksſprichwortes bewährte ſich jetzt leider nur gar zu ſchnell und zwar in hohem Grade.

Die Anhänglichkeit und ſchnelle Rüſtungen der tapfern Ungarn dann die von Karl Albrecht — unverzeihlicher Weiſe — unterlaſſene Wegnahme Wiens hatten in der That nicht nur Maria Thereſia gerettet, ſondern ſie umwandelten ſelbſt, gar bald, dieſe noch vor Kurzem gänzlich niedergebeugte Fürſtin in eine glückliche, furchtbare und ſtolze Feindin.

Maria Thereſia war nach Wien zurückgekehrt; hier ſtellten ſich ihr ſogleich ſieben tauſend ungariſche Krieger zu Geboth, zehntauſend hatte ſie aus Italien, dreitauſend aus Breisgau an ſich gezogen und große baare Summen waren ihr aus England, Flandern, Venedig und den Niederlanden zugefloſſen.

Nun ſendete die mit Zuverſicht erfüllte Fürſtin ihren *wohl erfahrenen*, beherzten und klugen Feldmarſchall, Ludwig Andreas Khevenhüller, mit einem überlegenen und wohl eingerichteten Heere gegen die Schaaren Segurs und Minuzzis, deren Korps nicht einmal in Verbindung mit den in Böhmen ſtehenden Armeen des neuen Kaiſers ſtanden. Segur bewies ſich als Feigling, und floh gleich bis Linz, der tapfere bayeriſche General Minuzzi konnte ſich allen nicht halten; Khevenhüller ſchloß mit fünfzehntauſend Oeſterreicher Seguren in Linz ein und ſchickte ſeinen Unterfeldherrn, den Baren von Bärnklau, mit des Heeres anderm Theil gen Bayern und es war demnach auf dieſe Art für Maria Thereſia Oberoeſterreich, ſchnell genug, wieder gewonnen.

Nun drang Bärnklau vor; er nahm Ried und Scherding und dadurch war, unheilverkündend genug, die Verbindung Bayerns mit Linz unterbrochen. Zwar flog mit Adlers Schnelle der wackere Obergeneral Törring-Jettenbach mit einem bayeriſchen Truppenkorps in Eilmärſchen durch Böhmen nach Paſſau, ſeinem ſchwer bedrängten Vaterlande, auf bisher von Kriegern nie betretenen, höchſt ſchwierigen Pfaden, zu Hülfe; er erreichte am 16. Januar 1742 Paſſau und eilte bereits in des Morgens erſter Früh' dem Feinde entgegen gen Scherding. Es kam zum Treffen; wie immer — es fochten die Bayern auch hier, erbitterten Löwen gleich, doch Törring war zu ſchwach, der franzöſiſche General Piosaque, welcher ihn zu unterſtützen aus Böhmen nachbrechen ſollte, blieb aus, die Bayern wurden geſchlagen, größtentheils getödtet und zerſtreut.

Bärnklau nahm Paſſau und die dasſelbe deckende Feſte Oberhaus und das unglückliche Bayern lag nun dem Feinde offen; es verbreitete ſich großer Schrecken im Lande, denn zu deſſen Vertheidigung und Schutz waren keine, auch gar keine zweckmäßige Maaßregeln getroffen worden.

Allerwärts, am Inn, der Donau und Iſar walteten nun bald Oeſterreichs ſiegreiche Waffen. Unzählige feindliche Schaaren zogen, nach Beute lüſtern, aus Ungarn an der Donau herauf, Heyducken und Tolpatſchen, Slavonier und Kroaten, dann die rohen Panduren unter ihrem wilden und unmenſchlichen Oberſten Franz von Trenk. Schnell nacheinander fielen die bayeriſchen Orte Deggendorf, Braunau, Burghauſen, Landau und Dingolfing in die Hände dieſer Völker, deren Anblick allein ſchon genügte, Entſetzen zu erregen; es waren ſchwarze, mit Lumpen, Koth und Blut bedeckte Mannsgeſtalten, bewaffnet mit Säbel und langer Flinte, im Gürtel Piſtolen tragend. Dieſe Unmenſchen hauſeten in unſerm unglücklichen Bayern eingefleiſchten Teufeln gleich. Alle Greuel des dreißigjährigen Krieges rieſen die gräßlichen Raubrotten wieder ins Leben; es wurde gebrannt und geplündert; Greiſe, Weiber und Kinder wurden niedergehauen; Säuglinge in den Wiegen erſchlagen und Frevelthaten verübt, vor welchen menſchliches Gefühl ſchaudert und ſelbſt Bärnklau zeigte die kalte und plumpe Grauſamkeit des wilden Thieres, dem er namenverwandt war. — Den unermeßlichen Raub aus Bayern führte man auf Flößen nach Wien.

Kaiſer Karl VII. war nach Frankfurt geflohen. Durch Englands Vermittelung ward zwiſchen Oeſterreich und Preußen i. J. 1742 ein Friede geſchloſſen, in welchem Maria Thereſia Schleſiens größern Theil der letzten Macht überließ, nur um Bayern mit größerm Nachdruck bekriegen zu können; auch Sachſen machte Frieden und erneuerte ſeine Anerkennung der oeſterreichiſchen Erbfolgeordnung.

Karl von Lothringen, Thereſiens Schwager, fiel in Böhmen ein, wo Bayerns

Verbündete, die Franzoſen, unter Belle-Isle und Broglio, noch immer Prag beſetzt hielten; die Franzoſen mußten dieſe Hauptſtadt räumen und die Oeſterreicher zogen am 26. Dezember 1742 in dieſelbe ein.

Zwar hatte der in oeſterreichiſchen Dienſten hart und undankbar behandelte und hierauf in bayeriſche Dienſte getretene Feldmarſchall Sekkendorf, ein tapferer, edler und verſtändiger Greis, mit ſeiner kleinen wackern Schaar das verwüſtete Bayern von dem oeſterreichiſchen Raubgeſindel inzwiſchen gereiniget und Karl VII. war im April 1743 nach München zurückgekehrt, allein als bald darauf, nämlich am 9. Mai desſelben Jahres, die bayeriſchen Truppen unter Minuzzi eine empfindliche Niederlage bei Simbach erlitten, mußte der Kaiſer neuerdings nach Frankfurt flüchten.

Die Franzoſen, nun unter dem Oberbefehl des Grafen von Sachſen, zeigten ſich jetzt als ſehr laue Verbündete der Bayern und ſahen deren Unglück gelaſſen und unthätig an, endlich zogen ſie ſich ganz an den Rhein zurück.

Karl VII. war in Verzweiflung und ſah ſich gezwungen ſeiner ſtolzen Gegnerin Maria Thereſia Waffenſtillſtand anbiethen zu laſſen. Am 27. Juni 1743 kam deſſenzufolge im Kloſter Niederſchönfeld zwiſchen dem oeſterreichiſchen Feldherrn

Khevenhüller — nach Andern, dem Fürſten Karl von Lothringen — und Seckendorf ein Vertrag zu Stande, vermöge welchem des Kaiſers Truppen alle feſten Plätze und ganz Bayern räumen, und ſich als neutrale Zuſchauer nach Schwaben, Franken und an den Rhein zurückziehen mußten, wodurch unſer geſammtes, beklagenswerthes Vaterland wieder den Oeſterreichern in die Hände fiel, welche nun in demſelben mit gewohnter Barbarei hauſeten.

Maria Thereſia behandelte Bayern wie eine eroberte Provinz. Sie ließ ſich, trotz aller Proteſtationen Karls VII., von den Ständen Bayerns und der Oberpfalz, im September 1743, förmlich huldigen und ſetzte zu München einen oeſterreichiſchen Landesverwaltungsrath ein.

Da nun im Sommer des Jahres 1743 auch Georg II. am Rhein die Franzoſen geſchlagen hatte und den Kurfürſten von der Pfalz, des Kaiſers Verbündeten, zur Neutralität gezwungen hatte, wünſchten Karl VII. und Frankreich den Frieden, allein die ſtolze Siegerin wollte davon nicht hören, doch jetzt endlich ſchien das Glück auch dem deutſchen Kaiſer einmal lächeln zu wollen.

Friedrich II., Preußens großer König, in gerechter Furcht, bei Oeſterreichs immer ſteigender Macht, ſich Schleſien wieder entriſſen zu ſeben, und dem Entſchluſſe treu, den ſiebenten Karl nicht gänzlich ſinken zu laſſen, ſchloß am 22. Mai 1744 mit dem Kaiſer, dann mit Karl Theodor, dem jungen Kurfürſten von der Rheinpfalz, und dem König Friedrich von Schweden, als Landgrafen von Heſſen, zu Frankfurt am Main einen Verein, welcher eigentlich nichts anderes als eine Demüthigung des bereits zu übermüthigen Oeſterreichs bezweckte.

Nun drang der Preußenkönig ohne Zeitverluſt in Böhmen ein, eroberte Prag und den größten Theil dieſes Königreichs. Dadurch ward Fürſt Karl von Lothringen, der als Sieger im Elſaß ſtand, genöthiget, ſich nach Böhmen zu wenden, und der Kampf hier ſowohl, als jener in Schleſien, durch welche Oeſterreichs Kräfte zerſplittert wurden, machte es dem wackern Feldherrn Seckendorf möglich, Bayern zu erobern und mit Hülfe des aufgeſtandenen Volkes das Land abermals gänzlich von Feinden zu reinigen; doch hatten die Franzoſen bei dieſem Unternehmen keine weſentliche Hülfe geleiſtet.

Karl VII. hielt am 23. Oktober 1744 den Einzug in ſeine Haupt- und Reſidenzſtadt München. Er würde aber bei dem folgenden Wechſel der Heeresbewegungen und der zu beſorgenden Wiederkehr der Oeſterreicher, wohl aber zum dritten Mal die Flucht haben ergreifen müſſen, wenn er nicht plötzlich, erſt im acht und vierzigſten Jahre ſeines Lebens, am 20. Januar 1745, in Folge einer zurückgetretenen Gicht, das Zeitliche geſegnet hätte.

Der greiſe Sekkendorf gelobte dem ſterbenden Kaiſer, den jungen Erbprinzen Maximilian Joſeph mit Rath und That zu unterſtützen und ihm einen ehrenvollen Frieden ſchließen zu helfen.

Fünfzehntes Kapitel.

Maximilian Joſeph III. — Der Friede von Fueſſen. — Rechtspflege, Staatshaushalt, Handel, Gewerbe und Landbau. — Abermaliger Brand im fürſtlichen Schloſſe. — Der ſiebenjährige Krieg. — Zeitraum von 1745 bis 1763.

Es blieb ſein Wille edel, bieder, rein,
Drum wurden alle Herzen ſein.

* * *

Kaiſer Karl VII. hatte aus ſeiner Ehe mit Maria Amalia, Tochter Kaiſer Joſephs I., außer mehreren Töchtern, nur einen einzigen Sohn hinterlaſſen, welcher nun, als Kurfürſt Maximilian Joſeph III., Bayerns Thron beſtieg.

Maximilian Joſeph III. zählte damals kaum achtzehn Lebensjahre, allein die göttliche Vorſehung hatte den fürſtlichen Jüngling zum liebenswürdigſten aller Herrſcher ſeiner Zeit geſchaffen. „In zarter, edler Leibesgeſtalt — alſo ungefähr ſchildert den Prinzen ein würdiger unter den neueſten Geſchichtenſchreibern — wohnte ein menſchenfreundlicher Geiſt, voll Sehnſucht eine Welt zu beglücken. Streng gegen ſich, gütig gegen Alle, redlich, herablaſſend und bieder wurde Maximilian Joſeph ein Muſter der Sittlichkeit für ſein Volk, welches er zärtlich liebte. Seine Worte ſtrömten aus einem echten deutſchen Herzen, von deſſen Güte der offene, große Blick ſeiner ſchönen Augen zeugte; er ward die Zuverſicht und Freude des Volkes; man hieß ihn allgemein nur — den guten Max.“

Es mangelte dabei Maximilianen keineswegs an trefflichen Geiſtesgaben, an Wißbegierde und ausdauerndem Fleiße; in der Rechtskunde, der Mathematik und der Geſchichte hatte er ſich vorzüglich bedeutſame Kenntniſſe erworben. Er liebte die Eingezogenheit und führte fortwährend ein bürgerliches, ſtilles und, was noch mehr ſagen will, liebe Kinder! — ein Gott ergebenes Leben.

Sich zu erholen trieb der junge Kurfürſt wohl auch die Jagd, doch ohne Leidenſchaft; auch war er ein guter Muſiker und trefflicher Kunſtdrechsler.

Da durch ſeines Vaters Tod vorerſt der deutſche Kaiſerthron erlediget war, führte der junge Kurfürſt

Maximilian Joſeph das ihm zukommende Reichsverweſeramt, doch treu den eben nicht immer verläſſigen damaligen Verbündeten des bayeriſchen Hauſes, behielt er, ſeine Anſprüche und Rechte zu behaupten, einsweilen noch den Titel eines Erzherzoges von Oeſterreich bei.

Dieſer Umſtand und die Hoffnung, aus der Beſtürzung, welche Kaiſer Karls VII. früher und plötzlicher Tod in Bayern hervorgebracht hatte, Nutzen ziehen zu können, bewogen Maria Thereſien, alle ihre Truppenmaſſen neuerdings gegen das unglückliche Land ziehen zu laſſen.

Bald ſah man Bayerns größern Theil abermals Oeſterreichs rückſichtsloſer Barbarei preisgegeben; am 16. April 1745 ſchlug Graf Bathyany bei Pfaffenhofen die mit den Pfälzern vereinigten Franzoſen.

Solche mißliche Lage der Dinge brachte am Hofe des jungen Kurfürſten zu München Verzagtheit und Zwieſpalt hervor; der alte Sekkendorf und einige wenige ihm Ergebene mahnten dringend zum Frieden, andere und unter dieſen vorzüglich die Geſandten der bisherigen Verbündeten zur Fortſetzung des unſeligen Krieges.

Frankreichs geringer Eifer, Bayern kräftig zu unterſtützen, hatte dieſes Land tief ſinken laſſen;

Preußen war nur auf ſeinen Vortheil bedacht; Churpfalz und Heſſen hatten ſich neutral erklärt — da entſchied ſich der ſanfte Maximilian Joſeph, dem Zwang der Verhältniſſe weichend, endlich für den Frieden mit Oeſterreich, welcher am 22. April 1745 zu Fueſſen im Allgau zu Stande kam.

Bayerns Kurfürſt entſagte allen Anſprüchen auf die oeſterreichiſche Erbfolge, indem er in dieſer Beziehung die neu aufgeſtellte Ordnungen anerkannte, dann verſprach er Maria Thereſiens Gatten, dem Großherzoge Franz von Toskana, bei der bevorſtehenden Kaiſerwahl ſeine Stimme, wogegen er alle von den Oeſterreichern eroberten bayeriſchen Provinzen zurückerhielt. In der That empfieng auch Franz von Toskana am 4. Oktober 1745 zu Frankfurt am Main die deutſche Kaiſerkrone.

Nach glücklich hergeſtelltem Frieden weihete der edle Maximilian Joſeph nun ſeine ganze Thätigkeit dem Wohle Bayerns, deſſen Bewohner ſehr herabgekommen waren.

Vorerſt wurden in kluger Weiſe locker gewordene Freundſchaftsbande zwiſchen Bayern und den benachbarten Höfen, vorzüglich mit Sachſen, wieder angeknüpft und am 30. Juni 1747 verehelichte ſich Maximilian Joſeph mit der liebenswürdigen, neunzehnjährigen Prinzeſſin Mariane Sophie, Tochter Auguſts III., Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen.

Im geheimen Rathe führte Bayerns unermüdlicher Kurfürſt ſtets perſönlich den Vorſitz; Kanzler desſelben war Baron von Unertl, ein Mann mit großen Geiſtesgaben ausgeſtattet; gleich verehrungswürdig blieb der Freiherr v. Kreitmayr, vielleicht der gründlichſte Rechtsgelehrte ſeiner Zeit, ein Mann von ſtrengen Grundſätzen und ernſten Sitten; durch ihn erhielt Bayern, auf Maximilians Befehl, neue und treffliche Geſetze, die ſich bis zu unſern Tagen erhalten haben.

Auch auf Herſtellung eines beſſern Staatshaushaltes richtete Maximilian ſeinen aufmerkſamen Blick. Bayern drückte nach Karl Albrechts Tod noch immer die alte, große Schuldenlaſt von mehr als vierzig Millionen Gulden; der nunmehrige Kurfürſt dachte auf Mittel, dieſelben zu mindern und allmählig zu tilgen, allein Maximilian war in dieſer Beziehung minder glücklich als in Verbeſſerung der Rechtspflege, ein Uebelſtand, welcher aber nicht ihm, ſondern der Gewiſſenloſigkeit und Fahrläſſigkeit ſeiner Finanzbeamten, an deren Spitze ein eigennütziger und beſtechlicher Mann, der Freiherr von Berchem ſtand, zur Laſt gelegt werden muß.

Eben ſo ließ es ſich Maximilian ſehr angelegen ſein, Handel, Gewerbe und Landbau zu heben. Man ſuchte dem Handel und der Induſtrie durch Anlegung neuer Fabriken und Manufakturen, dem Feldbau durch Beſchränkung der Brache und Einführung des Klee- und Hopfenbaues unter die Arme zu greifen, allein nichtsdeſtoweniger wollte die beabſichtigte Förderung des Wohlſtandes doch nicht recht gedeihen und es kam ſelbſt dahin, daß viele Bauernfamilien unter dem Oberſtlieutenant Joſeph Kaſpar Thürriegel, einem unternehmenden und verſtändigen bayeriſchen Halbbauernſohne, aus ihrem Vaterlande nach Spanien auswanderten, um dort, unter annehmbaren Bedingungen, die öde Sierra Morena zu bevölkern und anzubauen — doch an dem allem hatte wohl Niemand weniger Schuld, als der Kurfürſt ſelbſt, denn ſeine Meinung war ſtets edel und rein, allein häufig wurden ſeine Befehle falſch verſtanden und ſchlecht ausgeführt, auch kannten zu jener Zeit ſämmtliche europäiſche Fürſten das große Geheimniß noch nicht, den Feldbau, Handel und die Induſtrie ihrer Länder zu heben, denn die Blüthe und der Flor derſelben, liebe Kinder! können nicht durch künſtliche Mittel, ſondern nur dadurch herbeigeführt werden, daß man ihnen geſtattet, ſich freier zu bewegen.

Obwohl es dem guten Max fortwährend gelang, den Frieden ſeinem Lande zu erhalten, hatte doch auch er große Prüfungen und Mißgeſchicke zu beſtehen. Alſo gieng ihm auch in dieſer Zeit ein großer Theil ſeines köſtlichen Hausſchatzes verloren, als, i. J. 1750, die Feuersbrunſt im Schauſpielhauſe den anſtoßenden Flügel ſeines kurfürſtlichen Schloſſes ergriff; es wurden bei dieſer Gelegenheit der von Karl Albrecht erbaute Georgenſaal und viele andere prachtvolle Gemächer der Reſidenz in Aſche gelegt.

Indeſſen wurde, unter Maximilian Joſeps III. Regierung, Bayern dennoch auch durch Zuwachs an Herrſchaften bereichert, welche durch Kauf oder Heimfall, nach dem Ausſterben edler Geſchlechter, gewonnen wurden. Auf dieſe Weiſe erwarb Wittelsbach i. J. 1757 die ſchwäbiſche Reichsherrſchaft Illerdieſſen, dann 1759 die Herrſchaften Werting, Hohenreichingen u. a. m.

Indeſſen war zwiſchen Preußen und Oeſterreich der ſogenannte ſiebenjährige Krieg ausgebrochen; das Reichsheer wurde aufgeboten und Maximilian mußte, um ſeinen Pflichten als Reichsſtand zu genügen, ein Kontinent zu Oeſterreichs Fahnen ſtoßen laſſen. Die Bayern kämpften während dieſes Krieges, allerwärts wo ſie verwendet wurden, tapfer, wenn auch nicht immer glücklich, bis endlich i. J. 1763 der Friede von Hubertsburg dem ſiebenjährigen Blutvergießen ein Ende machte.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Beförderung der Volksbildung. — Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften. — Schöne Künſte. — Hungersnoth. — Aufhebung der Jeſuiten. — Maximilian Joſephs III. letzte Thaten und Tod. — Zeitraum von 1763 bis 1777.

Im Lande tagt ein herrlich Morgenroth;
Die Finſterniß — ſie findet ihren Tod.

* * *

Wenig geiſtig ausgebildet ſtellte ſich in dieſen Tagen das bayeriſche Volk dar, denn ungemein vernachläßiget blieb bis jetzt der Unterricht der Jugend. Oft fand man in einem ganzen Landgerichte nur eine einzige Schule; der Lehrer derſelben war größtentheils ein dürftiger Mann ohne Fähigkeiten und Kenntniſſe.

Dieſem über alle Maßen großen Uebelſtande beſchloß der menſchenfreundliche Maximilian abzuhelfen; in Ausführung dieſes Entſchluſſes begünſtigte ihn das Glück und die erfreulichſten Erfolge belohnten ſeine Bemühungen.

Maximilian erklärte mit Recht eine zweckgemäße Volksbildung als erſtes Bedürfniß zur Gründung eines allgemeinen Landeswohl; die Schulen wurden vermehrt und erhielten nach und nach eine treffliche Einrichtung.

Leſen, Schreiben, Rechnen, Geſang, Natur- und Länderkunde wurden Gegenſtände des Unterrichts in den Bürger- und Landſchulen, um welche ſich viele wackere Männer ſehr verdient machten, vor allen Heinrich Braun von Troßburg, welcher ſehr brauchbare deutſche Sprachlehren und andere gute Schul- und Unterrichtsbücher herausgab.

Es war überhaupt eine Zeit gekommen, in welcher ſich ein beſſerer Geſchmack im Gebiethe der Wiſſenſchaften, der Dichtkunſt und anderer ſchöner Künſte nun eine gewaltige Bahn brach. Dieſer beſſere Geſchmack erkeimete im Norden Deutſchlands unter dem Scepter jenes weiſen Königs, den man Preußens großen Friedrich nannte und verbreitete ſich durch beinahe alle deutſche Länder. Bald wurden die Geſänge eines Gellert, Kleiſt, Hagedorn, Uz, Haller, Gleim u. a. auch einheiheimiſch an den Ufern der Iſar, des Inn, des Leches und der Donau.

Bayerns ausgezeichnete Geiſter: ein Linbrun, Lori, Kreitmayr, dann die Grafen von

Törring und Haimhauſen und viele andere bildeten zu München einen gelehrten Verein, den Nationalgeiſt und die Volkserziehung zu heben, ſchlummernde Kräfte zu wecken, ſchüchterne zu ermuntern und dgl. m.

Der hochherzige Maximilian hatte bereits am 28. März 1759 dieſen Privatverein zu einer kurfürſtlichen Akademie der Wiſſenſchaften erhoben, welche aber erſt in den ſechziger Jahren anfieng ihre beſſere Kräfte ſo recht eigentlich zu entwickeln und vom Jahre 1763 an ließ die Akademie ununterbrochen ihre intereſſanten Abhandlungen erſcheinen.

Freilich ſuchten die Feinde des wahrhaft Guten, Edlen und Schönen dieſem Aufſtreben allerlei Hinderniſſe in den Weg zu ſtellen und dasſelbe dem Volke zu verdächtigen, vergebens! — „im mehrjährigen Streite und öffentlichen Austauſch der Gründe und Gegengründe machten ſich unvermerkt, wie immer, die Rechte der Vernunft geltend!" urtheilt bei dieſer Gelegenheit ſehr treffend und wahr ein bayeriſcher Geſchichtſchreiber.

Für die eigentlichen ſchönen Künſte ſorgte Maximilian durch den Bau eines herrlichen Schauſpielhauſes zu München und durch Errichtung einer ausgezeichneten Kapelle; auch wurden unter ſeiner Regierung eine Maler- und Zeichnungsakademie, dann das Kadetenkorps geſtiftet.

Heutigen Tages noch werden die Statuen des Bildhauers Roman Boos, dann die Gemälde Knollers, Winks u. a. geprieſen; der Kurfürſt ſelbſt vermehrte den Saal der Alterthümer und die Gallerien zu Schleißheim und München mit vielen ausgezeichneten Kunſtwerken.

In den Jahren 1771 und 1772 brach in Bayern eine große Hungersnoth aus. Man ſuchte dem Kurfürſten den hohen Grad der Volksnoth möglichſt zu verheimlichen, als er aber eines Tages aus der heil. Meſſe vom Herzogſpitale nach Hauſe fahren wollte, umringten unglückliche und ausgemergelte Menſchen ſeine Caroſſe und flehten: „Hülfe! gnädigſter Herr! wir müſſen Hungers ſterben.“ Der Kurfürſt war tief erſchüttert, er reichte den Unglücklichen all' ſein Geld und rief ihnen unter Thränen zu: „Arme Kinder! Euch ſoll geholfen werden!“ — Maximilian, der edle und mitleidige Landesvater, ließ ſofort eine Menge Getreide aus Italien nach Bayern führen und verwendete mehr als zwei Millionen Gulden auf Mittel, der ſchrecklichen Hungersnoth zu ſteuern.

Auch für den Bergbau geſchah unter dieſes Kurfürſten Regierung vieles; die Salinenanſtalten wurden verbeſſert und dem verderblichen Müßiggange ſuchte man durch verſchiedene Armenmandate zu begegnen.

Ein merkwürdiges Weltenereigniß fiel durch die Aufhebung der Jeſuiten i. J. 1773 in die Tage

Maximilians; die dem Staate anheim gefallene reichen Beſitzungen des Ordens mußten die Mittel liefern, neue und zweckmäßige Lehranſtalten zu errichten. Im Oktober 1774 erſchien eine allgemeine Schulreform, welche ſpäter noch mehr verbeſſert wurde.

Mit tiefer Wehmuth erfüllte den edlen Kurfürſten der Umſtand, daß ſeine Ehe kinderlos geblieben. Maximilian fürchtete, es möchte nach ſeinem Dahinſcheiden das geliebte Bayern vielleicht einem Fürſten anheimfallen, der das Land nicht glücklich zu machen verſtünde; er befürchtete ferner und in der That nicht ohne Grund, ein abermaliger Erbfolgekrieg dürfte Bayern dereinſt wieder an den Rand des Verderbens führen.

Dieſe Beſorgniſſe veranlaßten einen am 19. Juni 1774 zwiſchen Bayern und dem Kurfürſten von der Pfalz vollzogenen gegenſeitigen Schankungsvertrag, vermöge welchem ein Theil dem andern, im Ausſterbungsfalle, unbedingte Erbfolge und ſelbſt ſchon für den Augenblick Mitbeſitz geſammter, beiderſeitiger Lande gewährleiſtete; welchem geheimen Hausvertrage in der Folge auch ein dritter wittelsbacher Sproſſe, nämlich Herzog Karl von Zweibrück, beitrat.

Man gieng gerade damit um, den Schutz und die Gewährleiſtungen dieſes wichtigen und für Bayern heilſamen Hausvertrages an Frankreichs und Preußens Höfen zu bewerkſtelligen, als der gute Max gegen das Ende des Jahres 1777 plötzlich erkrankte. Sein Leibarzt verkannte die Krankheit; es waren die Kinderpocken und bald fühlte der edle, fromme Fürſt, er befinde ſich am Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn; er nahm Abſchied von der geliebten Gemahlin ſprechend: „Lebe ewig wohl — und auch Ihr, meine Bayern! meine gute Kinder! lebet wohl! — betet für mich, wie ich flehen werde am Thron des Allerhöchſten für Euer Wohl!“

Nur erſt fünfzig Jahre alt, ſtarb Maximilian am 30. Dezember 1777. Das ganze Land weheklagte wie nimmermehr beim Tode eines Landesherrn geklagt worden iſt, denn der gute Max war allgeliebt, wie je kaum ein Fürſt geweſen.

Mit Maximilian Joſeph III. war am altergrauen Stamm der Wittelsbacher der Zweig der Ludewingen abgeſtorben. Sogleich ward der Antritt der Herrſchaft des Kurfürſten von der Pfalz, Karl Theodor, über Bayern durch Herolde in München verkündet und Eilboten ſprengten aus den Thoren, die Kunde des Ereigniſſes nach allen Richtungen zu tragen.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Der bayeriſche Erbfolgekrieg. — Erſte Zeiten der Regierung Karl Theodors in Bayern. — Friedensſchluß zu Teſchen. — Stiftung einer Maltheſerzunge in unſerm Vaterlande. — Zeitraum von 1778 bis 1782.

Wenn ſich der hohen Fürſten Augen
ſchließen,
Sieht man oft Streit und Kriegeskampf
erſprießen.

* * *

Stets war es ein geheimer und ſehnlicher Wunſch Oeſterreichs geblieben, das ihm ſo bequem belegene, ſchöne und fruchtbare Bayern zu beſitzen; zwar die ehemals ſo ſtolze Maria Thereſia entſagte bei herannahendem Alter eroberungsſüchtigen Träumereien ſo ziemlich, allein ihr Sohn, Kaiſer Joſeph II., ein gluthvoller und ruhmgieriger Jüng=

ling zeigte ſich deſto lüſterner, die bequemſte Gelegenheit zu benützen, den herrlichen Nachbarſtaat zu verſchlingen.

Schon während Maximilian Joſephs III. letzter Krankheit hatten ſich oeſterreichiſche Truppenkorps zuſammengezogen und an Bayerns Gränzen aufgeſtellt, und es hatte der Kurfürſt nur kaum die Augen für immer geſchloſſen, da drangen dieſe Truppen ſogleich vor und beſetzten bereits am 2. Januar 1778 Niederbayern.

Ungeſetzlich und widerrechtlich, ſich lediglich auf eine nie in Gültigkeit übergetretene Urkunde des fünfzehnten Jahrhunderts berufend, nahm Oeſterreich nicht nur allein Niederbayern, ſondern auch mehrere böhmiſche Lehen in der Oberpfalz, dann die Herrſchaft Mindelheim in Anſpruch, und ſelbſt die Landgrafſchaft Leuchtenberg erklärte Joſeph II. für ein erledigtes, ſeiner weitern Verfügung verfallenes Reichslehen.

Die bayeriſche Nation war empört, der neue Kurfürſt aber erkannte die oeſterreichiſche Anſprüche an jene Theile Bayerns unterm 14. Januar 1778, zu des Volkes höchſter Betrübniß, als gültig an.

Allein eine hochherzige Fürſtin, Maria Anna, Herzogs Klemens von Bayern Wittwe und Karl Theodors Schwägerin flehte durch Eilboten ihren fürſtlichen Freund, den großen Preußenkönig Friedrich II. an, ſich des unterdrückten Landes anzunehmen und Oeſterreichs unerſättlicher Habſucht Schranken zu ſetzen.

Solches Anſinnen kam dem großen Friedrich gerade gelegen; als Mitglied des deutſchen Reiches und Gewährleiſter des weſtphäliſchen Friedens erklärte ſowohl er, als der muthmaßliche Erbe der Pfalz, Herzog Karl von Zweybrücken, ſich gegen die Beſitznahme Niederbayerns durch die Oeſterreicher, allein nichtsdeſtoweniger ſuchte nun auch Sachſen und Mecklenburg angebliche alte Forderungen an Bayern geltend zu machen.

Da die zwiſchen den Höfen zu Wien und Berlin über die bayeriſche Sache eingeleiteten Unterhandlungen ohne Erfolg blieben, begann am 3. Juli 1778 der bayeriſche Erbfolgekrieg, mit dem Einmarſche zweier preußiſchen Armeen von Glatz und der Lauſitz her in Böhmen.

Das bayeriſche Volk flehete den Himmel an, die preußiſchen Waffen zu ſegnen und nur Karl Theodor war ungehalten, daß fremde Mächte ſich ohne ſeine Aufforderung einmiſchten.

Uebrigens war dieſer bayeriche Erbfolgekrieg ein durchaus nicht blutiger, denn es kam gar nicht zu ernſthaften Auftritten.

Sachſen hatte ſich mit Preußen verbündet; Frankreich blieb unthätig; die ruſſiſche Kaiſerin, Katharina II., endlich erklärte, daß ſie ihren Verbündeten, den König von Preußen, mit einer hinlänglichen Armee unterſtützen würde, wenn der Frieden nicht zu Stande kommen ſollte.

Solche Lage der Dinge führte die Beendigung eines Krieges herbei, in welchem man ſich nicht geſchlagen hatte; der Friede wurde zu Teſchen am 13. Mai 1779 geſchloſſen. Bayern behielt ſeine Länder ausgenommen das Innviertel, welches an Oeſterreich abgetreten werden mußte; Sachſen erhielt eine Entſchädigungsſumme, Mecklenburg eine andere Abfindung; Preußen wurde der dereinſtige Beſitz der Markgrafſchaften Bayreuth und Ansbach zugeſichert; Zweibrücken trat vor ſich beſonders bei und Rußland und Frankreich leiſteten Gewähr.

Nun waren nach fünfthalbhundertjähriger Trennung die alten Hauptlande vom Stamme Wittelsbach wieder unter einem Haupte vereiniget, weshalb die eine Kurwürde erloſch.

Die Sache ſchien nicht nach Karl Theodors Sinne ſich beendiget zu haben, wenigſtens wurden mehrere bayeriſche Patrioten als z. B. Andre, Lori und Obermaier, welche gegen Oeſterreichs Anmaßungen geeifert und denſelben entgegengewirkt hatten, verbannt oder eingekerkert.

Im Jahre 1781 führte Karl Theodor auch den Maltheſerorden in Bayern ein, welchem er die ehemaligen Jeſuitengüter überließ; erſter Großmeiſter dieſer ſogenannten bayeriſchen Zunge wurde der dem Kurfürſten nah' verwandte Karl Auguſt, Fürſt von Bretzenheim.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Karl Theodors ferneres Herrſcherthum. — Der Volksbildung Stilleſtehen. — Projektirte Vertauſchung Bayerns gegen die oeſterreichiſchen Niederlande. — Die Illuminaten. — Staatshaushalt. — Des Grafen Rumford Walten in Bayern. — Des Kurfürſten Mißhelligkeiten mit ſeiner Hauptſtadt. — Zeitraum von 1783 bis 1791.

Das Alter ſelbſt iſt eine Krankheit ſchon,
So in der Hütte, wie auch auf dem Thron.

* * *

Karl Theodor hatte, noch lediglich Kurfürſt von der Pfalz, unter den Herrſchern Deutſchlands, welche ſeine Zeitgenoſſen waren, als ein Stern erſter Größe geglänzt. Er war ein geiſtreicher, aufgeklärter und gebildeter Fürſt, dem es Ernſt blieb, die ihm von der Vorſehung anvertrauten Unterthanen glücklich zu machen, und in der That hatte er auch viel des

Guten und Erſprießlichen in ſeinen Staaten am Rhein in's Leben gerufen. Ihm wohnten dazumal treffliche Eigenſchaften bei; er war vertraut mit den Geſchäften des Staates und erledigte die wichtigſten ohne fremde Beihülfe.

Einen ſolchen Regenten überkommen zu haben, mochte ſich Bayern Glück wünſchen; er berechtigte zu ſchönen Erwartungen, die er aber leider nicht im vollſten Maaße erfüllte.

Die Gleichgültigkeit, mit welcher Karl Theodor, gleich im Anfange ſeiner Regierung über Bayern, des Landes ſchönſte Theile einem habſüchtigen Nachbarſtaate überlaſſen wollte, machte das bayeriſche Volk mißtrauiſch, den Kurfürſten kränkte ein ſolches Mißtrauen, er konnte keine rechte Liebe für die Nation und dieſe keine für ihn gewinnen.

Nachdem Karl Theodor das bayeriſche Erbe übernommen, hatte er ſchon volle fünf und dreißig Jahre am Rhein regiert und in der Zeit, von welcher jetzt geredet wird, zählte er bereits ſechzig Lebensjahre.

Ja liebe Enkel, das Alter ſelbſt iſt eine Krankheit! unſere Körper- und Geiſteskräfte laſſen nach; wir ſind nicht mehr das, was wir waren; nur der Augenblick iſt unſer, der folgende ungewiß! — Darum gute Kinder! benützt die Zeit

Eurer Lebensblüthe, um nützliche Kenntniſſe zu erwerben; dieſe Zeit kehrt nimmermehr wieder!

Wenn er auch ſcheinbar noch rüſtig und geſund, übte dennoch die Macht des herannahenden Alters auf Karl Theodor frühe ihren Einfluß; er wurde kälter und bequemer und überließ ſich mehr und mehr der Leitung ſeiner größtentheils nicht edlen Umgebungen. Dazu kam, daß ſich der Kurfürſt keines ehelichen Leibeserben erfreute, ein Umſtand, der ihm das Betrachten der Zukunft weniger angenehm machte.

Das Jeſuitengut war von dem guten Maximilian Joſeph III. den Schulen des Landes gewidmet, weil aber nun dieſes Gut der neu errichteten Zunge des Maltheſerordens angewieſen ward, mußten die übrigen Klöſter das Erziehungsweſen im ganzen Lande übernehmen. Dieſe Klöſter hatten ſich dazu nur bequemet, um der Erlegung großer Summen zu entgehen, welche von ihnen zur Gründung der Maltheſerzunge gefordert worden waren. Sie betrachteten das ungewohnte Geſchäft, wie eine Bürde, die ſie nur im Drang der Noth auf ſich geladen hatten und das Schulweſen ſowohl, als auch die begonnene Volksbildung im Allgemeinen geriethen bald wieder ganz und gar in Verfall; es kehrte um ſo mehr die ehemalige Finſterniß mit Rieſenſchritten zurück, als auch die Preßfreiheit ungemein beſchränkt und die Mitglieder der neu geſtifteten Akademie der Wiſſenſchaften in ihrem Wirkungskreiſe beengt, oft ſogar verfolgt wurden.

Geleugnet kann übrigens nicht werden, daß Karl Theodor auch in Bayern ſehr viele an und für ſich ſelbſt gute Einrichtungen traf, welche den Nutzen und das Wohl der Nation zu fördern berechnet waren und auf welche wir ſpäter zurückkommen werden, allein nichtsdeſtoweniger blieb der gehoffte Nutzen, ſehr oft, zum Theil, oder auch ganz aus und ein neues ſeltſames Ereigniß beunruhigte wieder das Land in einem hohen Grade.

Maria Thereſia war nicht mehr und ihr Sohn, der kühne Kaiſer Joſeph II. verfolgte mit Feuereifer die großartigſten Plane.

Längſt ſchon hatte Oeſterreich mit Luſt den Gedanken gehegt, ſeine entfernte Niederlande gegen das ihm ſo nahe gelegene Bayern zu vertauſchen. Dieſe alte Idee faßte nun der zweite Joſeph neuerdings mit Leidenſchaft auf und both, im tiefſten Geheimniß, dem alterſchwachen Karl Theodor ſeine Niederlande — mit Ausſchluß Luxenburgs und Namurs — in Form einer Königskrone gegen das geſammte Bayern an; die Herzoge von Zweibrücken ſollten mit baaren Summen abgefunden werden.

Der Kurfürſt gefiel ſich in der Vorſtellung, künftig König von Brabant zu heißen; ſchon waren Frankreich und Rußland für den Tauſch gewonnen, allein als man nun auch die Fürſten zu

Zweibrück mit großer Feinheit in das Geheimniß einweihte, erklärten dieſe mit Feſtigkeit: „Sie würden ihr altväterliches Erbland nie und um keinen Preis vertauſchen noch vertauſchen laſſen.“

Bayeriſche Landſtände und Abgeordnete der Hauptſtadt eilten mit dringenden Vorſtellungen gegen dieſen projektirten, dem Lande die größte Gefahr drohenden Tauſch, an Karl Theodors Thron; Friedrich II., der große Preußenkönig, widerſetzte ſich ebenfalls und ernſthaft dem beabſichtigten Tauſch und erklärte denſelben geradezu für eine Verletzung des teſchener Friedens und bei ſolcher Geſtaltung der Dinge ſah ſich der Kurfürſt, wohl mit geheimem Aerger, gezwungen, unterm 13. Februar 1785, das Ganze für ein leeres Gerücht zu erklären. König Friedrich von Preußen aber errichtete noch in demſelben Jahre, zur Aufrechthaltung und Befeſtigung des Reichsſyſtems nach dem weſtphäliſchen und den übrigen Reichsfriedensſchlüſſen, gegen alle Veränderungen in den deutſchen Haus- und Erbfolgeverfaſſungen — den deutſchen Fürſtenbund, welchem der Kurfürſt von Mainz, der Landgraf von Heſſenkaſſel, die Herzoge von Zweibrücken, Braunſchweig, Weimar, Mecklenburg u. m. andere Reichsfürſten beitraten.

Ungefähr um dieſelbe Zeit wurde in Bayern das Daſeyn einer geheimen Verbindung entdeckt, deren Glieder ſich Illuminaten nannten und deren Zweck man für gefährlich der Landesreligion und dem Throne anerkannte. Karl Theodor zerſtörte deſſenzufolge den Bund; ſein Oberhaupt, der Profeſſor Adam Weißhaupt, und andere mußten Bayern verlaſſen, allein man gieng auch hier zu weit, denn die perſönliche Sicherheit verſchwand im Lande; Furcht und Schrecken verbreiteten ſich.

Uebrigens hatte Karl Theodor koſtbare Sammlungen von Gipsabgüſſen, Handzeichnungen und Kupferſtichen veranlaßt und die koſtbare manheimer Gemäldegallerie nach München kommen laſſen, auch den Bücherſchatz der bayeriſchen Hauptſtadt ungemein bereichert — doch dieſe Thaten, welche im Grunde nur ſeiner eigenen Prachtliebe ſchmeichelten, vermochten ihm die Herzen der Nation nicht zu gewinnen; auch ſtellte ſich dagegen der Staatshaushalt ſehr zerrüttet dar und die Schulden wuchſen eher an, als ſie ſich minderten; das Volk konnte eben ſeinen guten Max nicht vergeſſen.

Um die Verſchönerung, Sicherheit, Ordnung und Bequemlichkeit der bayeriſchen Haupt- und Reſidenzſtadt erwarb ſich, unter der Regierung Karl Theodors, ein Fremdling große Verdienſte; er hieß Benjamin Thompſon und war in Rumford, einer kleinen Stadt Amerikas, geboren; ſpäter wurde er vom Kurfürſten zum Grafen von Rumford ernannt und er iſt derſelbe, welcher in

München die der Armuth ſo wohlthätige Suppenanſtalt gründete und den herrlichen engliſchen Garten anlegte.

Auch in der Armee leitete Graf Rumford ſehr erſprießliche Verbeſſerungen ein; es geſchah vieles für Urbarmachung öder Gründe, für beſſern Anbau des Landes und Hebung der Gewerbe und des Handels; er ſchaffte den läſtigen Straßen- und Hausbettel ab und öffnete den Dürftigen Erwerbsquellen, doch kamen alle dieſe Einrichtungen freilich größten Theils nur der Hauptſtadt zu Nutzen und in den Provinzen herrſchten Elend, Noth und häufig auch Unzufriedenheit nach wie vor.

Dieſe Unzufriedenheit äußerte endlich die Stadt München, welche wohl gerade am wenigſten dazu Urſache hatte, i. J. 1788 am lauteſten. Die verwöhnten Bürger ſchrieen über unziemliche Beeinträchtigung ihrer Gewerbe und verlangten ſtürmiſch vom Stadtrathe, ihnen bei Hofe Abhülfe zu verſchaffen. Es wurde von demſelben eine Deputation an den Kurfürſten geſendet und ein Mitglied dieſer Deputation bediente ſich vor des Landesherrn Thron bei ſolcher Gelegenheit ſehr kühner und ungeeigneter Ausdrücke.

Der Kurfürſt ſchwieg, reiſete aber bald darauf mit ſeinem ganzen Hof von München nach Mannheim ab. Nun erfüllte Unmuth und Schrecken die Hauptſtadt; Mitglieder des Stadtraths wurden an den Rhein geſendet, Karl Theodors Gnade und Rückkehr reuig zu erflehen.

Dieſer Schritt bewirkte, daß der Kurfürſt i. J. 1789 wirklich wieder nach München reiſete, doch ſchon i. J. 1790 erheben ſich zwiſchen dem Landesherrn und dem Magiſtrat der Hauptſtadt neue Mißhelligkeiten und es kam ſelbſt ſo weit, daß der Stadtrath einsweilen aufgehoben und durch kurfürſtliche Verordnete erſetzt, am Ende aber durch neue Wahlen, welche auf andere Glieder fallen mußten, wieder hergeſtellt wurde.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Ausbruch der franzöſiſchen Revolution. — Bayerns Theilnahme am Reichskriege gegen Frankreich. — Fortdauer des Krieges. — Friede von Campo-Formio. — Karl Theodors plötzlicher Tod. — Zeitraum von 1791 bis 1799.

Weißt den Schaden nicht zu meiden,
Mußt ihn leiden.

Alter Kalenderſpruch.

* * *

In vielen Ländern Europas fieng in dieſen Tagen an ſich Aufruhr zu regen; die Menſchen lehnten ſich gegen, ſeit Jahrhunderten ſchon, beſtehende Geſetze und Ordnungen auf und nahmen für ſich ſelber allerlei Rechte in Anſpruch; nirgends zeigten ſich auffallendere und verhängnißvollere Erſcheinungen der Art, als in Frankreich. Dieſes Land wollte das Königsthum entfernen und ſich zu einem ſogenannten Freiſtaat geſtalten.

Inzwiſchen war, i. J. 1792, Leopold, der deutſche Kaiſer, geſtorben und unſer Karl Theodor übernahm nach deſſen Tode die ihm zuſtehende Reichsverweſerſchaft. Der Kurfürſt beurtheilte die franzöſiſche Revolution mit großer Weisheit und erklärte ſich laut gegen einen zu unternehmenden Reichskrieg: „denn — ſprach er — „iſt die Regierungsveränderung den Franzoſen wohlthätig, miſche ſich keine fremde Macht ein. Iſt ſie ihnen verderblich, werden ſie früh oder ſpät das Königsthum von ſelbſt wieder herſtellen. Krieg aber wird alle Partheien Frankreichs unter einer Fahne verſammeln. Man ſperre lieber die Gränzen und laſſe keinen Franzoſen auf deutſche Erde, möge er geſinnt ſein, wie er immer wolle. Nähere ſich Keiner dem Vulkan, er dürfte ſich dann wohl in ſich ſelber verzehren.“

Hätten die deutſchen Fürſten dieſen Rath beachtet, ſie würden wohl gethan haben. Indeſſen war noch in demſelben Jahre (1792) Franz II., aus dem Hauſe Habsburg-Lothringen, zum deutſchen Kaiſer erwählt worden. Die Franzoſen tödteten im Anfange des Jahres 1793 ihren König, den unglücklichen Ludwig XVI., wie einen Verbrecher und nun griffen beinahe alle europäiſchen Herrſcher zu den Waffen gegen Frankreich und auch der junge deutſche Kaiſer, Franz II., erklärte den Reichskrieg, an welchem der Kurfürſt, als deutſcher Reichsſtand, mit dem herkömmlichen Kontingente Theil zu nehmen hatte.

Karl Theodor hielt, wie immer, treu ergeben, zu dem Hauſe Oeſterreich und als ihm (1794) ſeine Gemahlin, Maria Eliſabeth Auguſte, des Pfalzgrafen Joſeph Karl zu Sulzbach Tochter, durch den Tod geraubt wurde, vermählte ſich der nun ſchon ein und ſiebzig jährige fürſtliche Greis, am 15. Februar 1795, zum andern Mal mit der neunzehnjährigen Erzherzogin von Oeſterreich, Maria Leopoldine. Die verwittwete Frau Kurfürſtin lebt heutigen Tages noch und reſidirt zu München im Max-Palais.

Im Herbſte des Jahres 1795 fand auch zu München ein, jedoch nicht bedeutſamer, Bürgeraufſtand ſtatt. Eine Volksmenge ſtrömte nach dem kurfürſtlichen Schloſſe und erbath von dem Landesherrn wegen drohendem Mangel der nöthigſten Lebensmittel Getreideſperre. Karl Theodor gewährte die Bitte freundlich und die Ruhe wurde ſchnell wieder hergeſtellt. Hierauf erhielt die Stadt eine neue und zweckmäßige Verfaſſung durch den ſogenannten Wahlbrief.

Von den eigentlichen Verheerungen des Krieges blieb Bayern bis zum Jahr 1796 verſchont, indeſſen deſto mehr die rheiniſche Pfalz zu leiden hatte. Allein im genannten Jahre breitete ſich eine ſtarke franzöſiſche Armee unter General Moreau in Bayern an der Donau und Iſar aus; im Monat Auguſt beſetzten die Franzoſen München.

Der Kurfürſt floh mit ſeiner jungen Gemahlin nach Sachſen und ließ mit Moreau einen Waffenſtillſtand für ſeine diesſeits des Rheins gelegenen Länder abſchließen, in deſſen Folge er, außer großen Lieferungen an Lebensmitteln, Tüchern und dgl. zehn Millionen Livres zu bezahlen verſprach, doch bald nöthigte die große Niederlage, welche der franzöſiſche General Jourdan am 3. September 1796 bei Würzburg erlitten hatte, auch Moreau, ſeinen Rückzug nach dem Rhein zu nehmen. Oeſterreicher und Franzoſen, Freunde und Feinde, hatten in der grauſamen und wenig ehrenvollen Arbeit gewetteifert, unſer unglückliches Vaterland zu verheeren, deſſen Schaden nur in dieſem Jahre auf mehrere Millionen Gulden geſchätzt wurde.

Während nun am Rhein der Krieg gegen den franzöſiſchen neuen Freiſtaat fortgeführt wurde, vernichtete der bekannte und berühmte Napoleon Bonaparte, der kühnſte, glücklichſte und geiſtreichſte der Feldherrn Frankreichs, in zahlreichen Schlachten auf italieniſchem und tyroler Boden, alle gegen ihn angerückten Armeen des deutſchen Kaiſers und es drang der Sieger des Freiſtaates nun durch Friaul, Krain und Kärnthen vor. Schon zitterte Wien ob des Feindes Nähe, als, noch zur guten Stunde, ein Waffenſtillſtand zu Stande kam. Zu Leoben, in Steyermark, wurden die Hauptgrundſätze eines Friedens zwiſchen Oeſterreich und Frankreich feſtgeſtellt und am 17. Oktober 1797 kam ſolcher Friede endlich ſelbſt zu Campo-Formio zu Stande, welcher aber freilich von keiner langen Dauer war.

Für alle große Opfer, welche Bayern in dieſem Reichskriege, zu Gunſten Oeſterreichs, gebracht hatte, forderte dasſelbe nun nichtsdeſtoweniger von ſeinem treuen Verbündeten als Entſchädigung jene Theile Bayerns, welche die Salzach, Tyrol und den Inn umgeben, dann einen andern Landesſtrich in der Oberpfalz zur beſſern Deckung der Gränzen Böhmens, auch ſollte das arme Bayern für ſeine in der Rheinpfalz erlittenen Verluſte keineswegs mit Provinzen, ſondern nur durch Geld entſchädigt werden; dazu kamen noch mehrere Bayerns Wohl ſchwer gefährdende Bedingungen.

Trotz dem allem blieb Karl Theodor mit Oeſterreich in den traulichſten Verhältniſſen; ja er ſchickte ſich, zu des Landes großem Nachtheile, ſogar an, ſein Heer bis auf dreißigtauſend Mann zu vermehren, um Oeſterreich in der Folge kräftiger unterſtützen zu können; zwei von der Nation geachtete Großbeamten, Stephan Freiherr von Stengel und Graf von Rumford wurden vom Hofe entfernt und durch Herren erſetzt, von denen man mit Recht wenig Gutes erwartete; die in Bayern fortwährend in großer Zahl einlagernden oeſterreichiſchen Krieger erlaubten ſich fortwährend die ärgſten Bedrückungen, ohne daß man von Seite der

Regierung daran dachte, denſelben wirkſam zu begegnen; endlich nahm die Willkühr der Verfolgungen und Verhaftungen der Einheimiſchen von Tag zu Tag zu.

Dieſe und andere Verhältniſſe waren wenig geeignet, dem greiſen Landesherrn die Liebe ſeines Volkes in höherm Grade zu gewinnen.

Gegen Ende des Jahres 1798 verbreitete ſich durch ganz Bayern das Gerücht: Karl Theodor ſtehe neuerdings mit Oeſterreich in wichtiger, geheimer Unterhandlung, welche eine oeſterreichiſche Landesverwaltung herbeiführen dürfte; darob war das gute bayeriſche Volk ſehr bekümmert, da traf den Kurfürſten eines Abends bei'm Kartenſpiel plötzlich ein Schlagfluß, der ſeinem Leben am 16. Februar 1799 ein Ende machte.

Dreißigſtes Kapitel.

Maximilian Joſeph als Kurfürſt und König. — Zeitraum von 1799 bis 1825.

Es brach — doch ohne Schmerzen,
Das beſte aller Herzen.

* * *

Des Großvaters Erzählungen, liebe Kinder! haben nun allmählig jene Zeiten erreicht, in welchen bereits Eure Eltern gelebt haben und an deren Schluß Ihr ſelbſt, kleine Leſer! lebet. Wenn die Geſchichtſchreiber und Erzähler erſt ſo weit gediehen ſind, pflegen ſie gewöhnlich die Feder niederzulegen, indem ſie es aus guten Gründen lieber ſpätern Erzählern überlaſſen, das Fehlende zu erſetzen.

Nichtsdeſtoweniger kann ich es keineswegs über mich gewinnen, Euch nicht Einiges von dem edlen und guten Vater Max, dem höchſtſeligen Herrn Vater Sr. Majeſtät des jetzt regierenden Königs zu ſagen.

Ihr werdet, liebe Kinder! Eure guten Eltern noch oft mit Rührung und Thränen in den Augen von dem guten Vater Max ſprechen hören, bei deſſen Andenken ſich auch des Großvaters Augen mit Thränen füllen, denn der edle Fürſt war, was er vielen Tauſenden, ſo auch mir — ein liebender Vater und unvergeßlicher Wohlthäter geweſen.

Maximilian Joſeph war geboren zu Mannheim am 27. Mai 1756 und verlebte ſeine Jünglingsjahre als Oberſt in franzöſiſchen Kriegsdienſten. Durch den am 1. April 1795 erfolgten Tod des Herzogs Karl von Zweibrücken erbte Maximilian Joſeph, als deſſen jüngerer Bruder, mit Pfalz-Birkenfeld, das Herzogthum Zweibrücken und, vier Jahre ſpäter, die geſammten Pfalz- und Bayerlande.

Am 12. März 1799 hielt Maximilian Joſeph in München mit ſeiner erhabenen Familie den feierlichen Einzug. Mit ihm kamen: die Kurfürſtin Friderike Wilhelmine Karoline, aus dem alterlauchten Hauſe Baden und Hochberg, eine der ſinnigſten und anmuthigſten Fürſtentöchter dieſer Zeit, dann der älteſte Prinz aus Maximilian Josephs erſter Ehe, Ludwig Karl Auguſt, unſer nunmehr regierender König, dazumal ſchon ein vielverſprechender, geiſtvoller, blühender Fürſtenſohn von dreizehn Jahren, die Prinzeſſinnen Auguſte Amalie und Charlotte Auguſte und der jüngſte, liebenswürdige vierjährige Prinz Karl Theodor, auf welche alle wir zurückkommen werden.

Maximilian Joſeph nahete ſeinem Bayern nicht wie ein ſtreng gebiethender Herr und Fürſt den anererbten Unterthanen, ſondern als ein zärtlicher, theilnehmender Vater; lauter, inniger Jubel empfieng den Kurfürſten und die Seinigen und bald nannte die ganze Nation den Herrſcher beinahe nimmer anders, als den guten, lieben Vater Max.

Mit dem Beginnen der Regierung Maximilian Joſephs gieng Bayern eine heilbringende Morgenröthe auf. Plan und Zweck dieſer Erzählungen erlauben dem Großvater leider nicht, alle Großthaten dieſes edlen Fürſten zu verzeichnen und wir müſſen uns daher begnügen, nur von dem Merkwürdigſten Einiges zu berichten.

In trauriger Lage hatte Maximilian Joſeph Bayern getroffen, als er die Regierung antrat. Das ganze Land hatten Oeſterreichs Kriegsvölker überſchwemmt; unſer Heer war ſchwach, und nicht im beſten Zuſtande überhaupt, die Kaſſen waren leer, die Staatsverwaltung verwahrloſt, die Erziehung der Jugend zumal ungemein vernachläßiget.

Den Staat ganz neu zu ordnen, Kunſt und Wiſſenſchaft zu pflegen, die Erziehung des Volkes zu beſſern, die Armee im Kriege achtbar, im Frieden das Land blühend darzuſtellen und den Nationalwohlſtand zu fördern — dieſe ſchwere Aufgaben hatte ſich Maximilian Joſeph vorgeſetzt und es gelang ihm, unter des Allmächtigen Schutz, ſo wie mit Hülfe treuer und fähiger Diener, dieſelben in der That zu löſen.

Uebrigens mußte der Kurfürſt vorerſt am Kriege gegen Oeſterreich Antheil nehmen; um ſeinem Lande die Laſten möglichſt erträglich zu machen, veranſtaltete er, daß England für zwölf tauſend bayeriſche Krieger den Sold bezahlte.

Nichtsdeſtoweniger wurde Bayern jetzt des Krieges blutiger Schauplatz und unſere Truppen erlitten, wie tapfer ſie auch fechten mochten, im Vereine mit den Oeſterreichern, i. J. 1800 bei Hohenlinden eine Niederlage; im Februar 1801 kam der Friede von Lüneville zu Stande, durch welchen Bayern ſeine jenſeits des Rheins gelegenen Länder verlor, wogegen es aber Würzburg, Bamberg, Augsburg, dann viele andere Bisthümer, Abteien und Städte mit dazu gehörigen Ländern erhielt.

Bei dem im Jahre 1805 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich neuerdings ausgebrochenen Kriege forderten es Politik und die Erhaltung der Selbſtſtändigkeit, daß Bayern ſeine Waffen mit jenen Napoleons vereinigte. Die bayeriſche Tapferkeit bewährte ſich in dieſem Kampfe auf eine glänzende Weiſe, welchem Kampfe aber der Friede von Preßburg ein Ziel ſetzte. Bayern erhielt nebſt der Königswürde, Tyrol und die Oberherrſchaft über viele vormals ſogenannte reichsunmittelbare Fürſtenthümer, Graf- und Herrſchaften; ſeine Macht und ſein Gewicht fingen an zu ſteigen. Gegen die neuen Erwerbungen wurde Würzburg abgetreten.

Auch das Fürſtenthum Ansbach kam an Bayern, wogegen dasſelbe ſein Herzogthum Berg an Frankreich überließ; auch trat Maximilian Joſeph i. J. 1806 dem rheiniſchen Bunde bei und erhielt die Stadt Nürnberg nebſt Gebieth.

Als Mitglied des rheiniſchen Bundes nahm der König von Bayern an dem i. J. 1806 zwiſchen Frankreich und Preußen ausgebrochenen Kriege, zu Gunſten des erſten, Theil. Die Bayern zeigten bei der Belagerung und Eroberung der ſchleſiſchen Feſtungen: Glogau, Breslau u. m. a. ſo wie in mannichfaltigen Gefechten, dann, unter den Befehlen des damaligen Kronprinzen Ludwig Karl Auguſt, in Polen ausgezeichnete Ausdauer und Tapferkeit.

Der Friede von Tilſit machte dieſem Kriege ein Ende, allein Bayern ſah durch denſelben ſeine Lande um kein Dorf vermehrt.

Im Jahre 1809 brach ein neuer Krieg gegen Oeſterreich und in Tyrol ein blutiger Aufruhr aus. Die tapfern Bayern ſiegten in den großen Schlachten bei Abensberg, Schierling, Eckmühl u. ſ. w. und nahmen ſpäter an der Rieſenſchlacht bei Wagram Theil, bei welcher Gelegenheit der bayeriſche Feldherr Wrede verwundet wurde; am 14. Oktober desſelben Jahres wurde Friede geſchloſſen, der tyroler Aufruhr aber erſt ſpäter gänzlich gedämpft.

Bayern erhielt durch den Wiener Frieden Salzburg und Berchtesgaden, das Innviertel mit Braunau und das Hausruckviertel, dann die Fürſtenthümer Baireuth und Regensburg, dagegen trat es durch Vertrag vom 28. Februar 1810 das ſüdliche Tyrol an Italien und die tyroler Landgerichte Silian und Lienz an das franzöſiſche Illyrien, ſo wie an Würtemberg und den Großherzog von Würzburg, in gegenſeitigen Verträgen, mehrere nicht unbedeutende Diſtricte ab.

Als der nimmer ruhende Welterorberer Napoleon i. J. 1812 Rußland mit Krieg überzog, ſendete Bayern ſein Bundeskontingent mit 30,000

Mann zur franzöſiſchen Armee. Unſere wackern Landsleute bedeckten ſich bey Polozk an der Düna mit friſchen, unvergänglichen Lorbeeren; der alte, tapfere Feldherr Deroy ſtarb mit dem Degen in der Fauſt auf dem Felde der Ehre. Doch konnten auch die Bayern dem allgemeinen Mißgeſchicke, welches die franzöſiſchen Heere in dem eiſigen Rußland traf, nicht entgehen und nur eine kleine Zahl unſerer Krieger kehrte in die geliebte Heimath wieder.

Indeſſen war die Tyrannei Napoleons ihrem Sturze nahe; wenn er auch früher ſo manchen kleinern deutſchen Staat gegen die Eroberungsſucht gieriger Nachbarn in edler Weiſe beſchützt hatte, übernahm er ſich dagegen bald in ſeinem Glücke und verſuchte ſeine treue Alliirte, Vaſallen gleich, zu behandeln. Die Deutſchen, ihres Werthes ſich bewußt, vermochten ſolche Anmaßung nicht länger zu ertragen und es kam dahin, daß ſich ihre Herrſcher vereinigten, das verhaßte fremde Joch abzuſchütteln.

Auch Bayern ſchloß ſich am 8. Oktober 1813 durch einen zu Ried unterzeichneten Vertrag mit Oeſterreich an die Verbündeten an, erklärte dadurch zuerſt den Rheinbund als aufgelöst, trennte die Streitkraft Frankreichs von Italien und vermied dadurch, daß unſer Vaterland ſelbſt der Kriegsſchauplatz wurde, was außerdeſſen ſehr zu befürchten geweſen wäre.

Es ſiegten die Deutſchen in der denkwürdigen Völkerſchlacht vom 18. Oktober 1813 und Wrede, der tapfere Feldherr der Bayern, eilte bey der erſten Kunde von der Niederlage der Franzoſen mit 40,000 Mann ſchlagfertiger Truppen vom Inn dem untern Main zu und verſuchte in den blutigen Schlachttagen bey Hanau vom 29. bis 31. Oktober 1813 Napoleons Flucht zu hindern und ſeine letzte Heeresmacht zu vernichten; es entkamen die Franzoſen zwar über den Rhein, doch anſehnlich war ihr Verluſt bey Hanau geweſen, allein auch unſer kühner Wrede war ſchwer verwundet worden.

Nachher rückten die Bayern mit den übrigen Alliirten in Frankreich ein und nahmen Antheil an den großen Kriegsereigniſſen des Jahres 1814. Der von ſeiner Wunde geneſene Wrede ſtand ſchon wieder an der Spitze unſerer tapfern Krieger und mit ihnen ſiegte er bei Bar ſur Aube und bald darauf bei Arcis ſur Aube, welche letztere Schlacht das Titelkupfer dieſes Bandes darſtellt; es iſt ebenfalls nach einem der Frescogemälde in den Bogengängen des königlichen Hofgarten zu München geſtochen worden. — Auch unſer königl. Prinz Karl Theodor kämpfte als bayeriſcher Feldherr in Frankreich und zeigte jenen hohen ritterlichen Muth, der allen Wittelsbachern angeboren.

Am 5. April 1814 entſagte Napoleon zu Fontainebleau der Herrſchaft über Frankreich und Italien und zog ſich auf die Inſel Elba zurück.

Der Pariſer Friede war erkämpft, Ludwig XVIII. beſtieg den Thron ſeiner Väter, allein die Anſprüche der Staaten ſollten erſt auf dem Congreſſe zu Wien hergeſtellt und ausgeglichen werden.

Noch ſaßen die Souveraine berathend zu Wien, als die Kunde erſcholl, daß Napoleon ſein Elba verlaſſen, und am 1. März 1815 in Frankreich gelandet, dort als Kaiſer wieder anerkannt worden ſey. Nun wurde ſchnell aufgebrochen und gerüſtet, allein ſchon am 18. Junius desſelben Jahres verlor Napoleon mit der entſcheidenden Schlacht von Waterloo auf immer ſeine Kaiſerkrone.

Bei dem nach ſeinem Sturze erfolgten Ausgleichungen unter den großen Mächten fand, in Bezug auf unſer Vaterland, folgender großer Länderwechſel ſtatt: Bayern trat an Oeſterreich — Tyrol, Voralberg, das Inn- und Hausruckviertel und den größten Theil von Salzburg ab; dagegen erhielt es Würzburg und Aſchaffenburg, dann viele Beſitzungen auf der rechten und linken Rheinſeite, im Departement Niederrhein und mehrere Aemter von Heſſen-Darmſtadt ꝛc. ꝛc.

Nachdem wir nun die großen Weltbegebenheiten berührt haben, welche in die Regierung Königs

Maximilian Josephs fielen und wichtigen Einfluß auf unſer Vaterland äußerten, halten wir es für unerläßlich, auch in Kürze unſern lieben Enkeln zu erzählen, in welcher Weiſe der treffliche König im Innern ſeines Landes alles umgeſtaltete und zu des Volkes höchſtem Wohl verbeſſerte: Vorzügliche Sorgfalt wurde vorerſt dem Landbau, der Quelle des bayeriſchen Nationalwohlſtandes, gewidmet; eine Muſterwirthſchafts-Schule wurde errichtet und es bildete ſich ein eigener landwirthſchaftlicher Verein, der heute noch ungemein großen Nutzen ſtiftet; alle Forſtrechte u. dgl. wurden, als bisheriges Hinderniß der Landescultur, zur Ablöſung freigegeben und eine eigene Forſtſchule eingerichtet; eine allgemeine Brandverſicherungsanſtalt trat ins Leben; das Schulweſen wurde aufs zweckmäßigſte organiſirt; es entſtanden auch Schullehrerſeminarien und die wohlthätigen Feiertagsſchulen; neue herrliche Landſtraßen, zur Beförderung des Handels und der Gewerbe, wurden angelegt, das Armenweſen geordnet; der Maltheſerorden wurde aufgehoben und deſſen Vermögen, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäß, wieder den Unterrichtsanſtalten zugewendet; auf Sicherheit und Ordnung hatte die neuorganiſirte Gendarmerie zu wachen — doch würde es uns zu weit führen, wollten wir alle weiſe Maaßregeln aufführen, welche Bayern endlich zu einem deutſchen Muſterſtaat erhoben, nur eine Großthat dürfen wir nicht unerwähnt laſſen, und zwar gerade diejenige, welche am glänzendſten ſtrahlet und ewig ſtrahlen wird in der Regierungsgeſchichte des trefflichſten aller Könige.

Unterm 26. Mai 1818 gab Maximilian Joſeph ſeinen treuen und von ihm ſo heiß geliebten Bayern — eine Konſtitution oder landesſtändiſche Verfaſſung und erſt in reifern Jahren, meine lieben Enkel! werdet Ihr euch von der Größe und Bedeutſamkeit dieſes königlichen Geſchenkes, ſeinem ganzen Umfange nach, würdige Begriffe zu machen vermögen.

Maximilian Joſeph genoß nun die Segnungen des Friedens in Mitte ſeiner geliebten Familie und im Schooße eines dankbaren und treuen deutſchen Volkes.

Des Königs älteſte Prinzeſſin aus erſter Ehe, die liebreitzende Auguſte Amalie war, bereits am 14. Januar 1806, an Eugen, Italiens Vizekönig, nachherigen Herzog von Leuchtenberg und Fürſten von Eichſtädt, vermählt geworden, an jenen erhabenen Helden, den Rußlands großer Kaiſer Alexander nie anders als den Muſterprinzen (modèle des princes) nannte, und der, viel zu frühe, i. J. 1824 das Zeitliche ſegnete; die zweitgeborne königliche Prinzeſſin Charlotte Auguſte hieß, ſeit dem Jahre 1816, Kaiſerin von Oeſterreich.

Die ſinnreichen und liebenswürdigen Prinzeſſinnen aus zweiter Ehe wurden allmählig an die höchſten und edelſten deutſchen Fürſtenſöhne (m. ſ. die dem folgenden Kapitel beigefügte Genealogie des königlichen Hauſes) vermählt und der gute Vater Max pflegte bei ſolchen Gelegenheiten, in rührender Weiſe, zu ſprechen: „die edlen Reiſer löſen ſich vom Stamm und auch dieſer wird bald dahin ſinken in Staub.“

Ach! leider — bewährte ſich die traurige Ahnung des königlichen Greiſes nur zu bald. Vater Max hatte i. J. 1825 am 12. Oktober ſeinen ſiebenzigſten Geburtstag gefeiert; Abends 9 Uhr fuhr er von einem Balle, den der ruſſiſche Geſandte zu des Königs Ehren gegeben hatte, zurück nach ſeiner Sommerreſidenz Nymphenburg, doch am Frühmorgen des andern Tages war der königliche Maximilian nicht mehr. Sein Haupt ruhte in der flachen Hand; lächelnd war er hinüber geſchieden:

Es war gebrochen — ohne Schmerzen
Das beſte aller Fürſtenherzen!

Die verwittwete Königin Mutter, Friederike Wilhelmine Karoline lebt in ſtiller Rückgezogenheit und reſidirt im Winter im Marpalais zu München; im Sommer aber weilt ſie in dem freundlichen Tegernſee, dem Lieblingsaufenthalte des königlichen Gemahls, während den letzten Jahren ſeines verhängnisvollen und heilbringenden Lebens. Die ſinnige, königliche deutſche Frau trocknet, im Stillen, manche Thräne des Unglücks:

Gott der allmächtige wird ihr lohnen! —

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Ludwig Karl Auguſt der gerechte und beharrliche, König von Bayern ſeit 1825. — Genealogie oder Geſchlechtsregiſter des königlichen Hauſes Bayern.

Des Landes weiſer Vater, Troſt und Rath,
Vereinigt Er das Wort auch mit der That.

* * *

Sogleich nach dem Ableben Maximilian Josephs beſtieg Ludwig Karl Auguſt den Königsthron.

Noch als Kronprinz hatte er, bis 1804, die Hochſchulen Landshut und Göttingen beſucht, dann als Feldherr in Südpreußen (Polen) tapfer und glücklich gefochten, ſpäter aber Italien, Frankreich, die Schweiz rc. bereist. Im Feldzuge des Jahres 1809 erndete der unerſchrockene Fürſtenſohn aus dem wittelsbacher Heldengeſchlechte neue Lorbeeren und vermählte ſich am 12. Oktober 1810 mit Thereſe Charlotte Louiſe, der liebenswürdigen herzoglichen Prinzeſſin von Sachſen-Hildburghauſen, nunmehr Sachſen-Altenburg.

Als Generalgouverneur des Inn- und Salzachkreiſes bewies Se. königliche Hoheit der Kronprinz, daß er zu der ſchweren Kunſt zu regieren geboren.

Später lebte Ludwig in Würzburg, wie einſt Preußens großer Friedrich als Kronprinz zu Rheinsberg, in philoſophiſcher Zurückgezogenheit den Künſten und Wiſſenſchaften; er beobachtete unausgeſetzt die Gebrechen des Staates und dachte den Mitteln nach, ihnen dereinſt abhelfen zu können.

Als die Vorſehung Ludwigen zur Regierung rief, ergriff er das Staatsruder mit frommer Zuverſicht und lenkt es ſeitdem mit unerſchütterlicher Feſtigkeit.

„Gerecht und beharrlich!“ bleibt des Königs Wahlſpruch, dem er nimmermehr zuwider handelt.

Vereinfachung des Geſchäftsganges im Staatsdienſte, Ordnung des Staatshaushaltes und weſentliche Verbeſſerungen im Heere bezeichneten Ludwigs erſte Schritte als Regent.

Dieſer ſeltene Herrſcher war auch ſeit des großen Friedrichs von Preußen Zeiten, der erſte deutſche regierende Fürſt, welcher als Dichter eine eigenthümliche Genialität darſtellte. Ludwig Karl Auguſts, Königs von Bayern Gedichte gewannen im ganzen gebildeten Europa die größte Bewunderung und ſind bereits in mehrere todte und lebende Sprachen übertragen worden.

Zur größten Förderung und Erleichterung höherer Ausbildung verſetzte der König die bisherige bayeriſche Hochſchule von Landshut in die Haupt- und Reſidenzſtadt München.

Unter Ludwigs Regierung ſieht man Rieſenbaue entſtehen, welche annoch die ſpäte Nachwelt in Staunen ſetzen werden, als z. B. der neue Königsbau, Walhalla, die Pinakothek, die Hofkirche, die Ludwigs- und proteſtantiſche Kirche u. ſ. w.

Doch genug! obwohl man bereits mit Ludwig Karl Auguſts Thaten Bände füllen könnte, zieht man vor abzubrechen, weil dieſes hohe und echte Fürſtenverdienſt lediglich der Nachkommenſchaft zukömmt zu würdigen.

Laſſet uns liebe Enkel! täglich zu Gott dem Allmächtigen flehen: er möge noch lange Ludwigen den gerechten und beharrlichen erhalten und das ganze königliche Hauſes zu unſeres Vaterlandes Heil und Wohlfahrt. —

Genealogie
des königlichen Hauſes Bayern.

Ludwig Karl Auguſt, König, geboren den 25. Auguſt 1786; ſuccedirte ſeinem Herrn Vater, Maximilian Joſeph, König von Bayern, den 13. Oktober 1825.

Gemahlin.

Thereſe Charlotte Louiſe Friderike Amalie, herzogliche Prinzeſſin von Sachſen-Altenburg, geboren den 8. July 1792, vermählt am 12. Oktober 1810.

Kinder.

1) Maximilian, Kronprinz von Bayern, geboren den 28. November 1811.
2) Mathilde Caroline Wilhelmine Charlotte, königl. Prinzeſſin von Bayern, geboren den 30. Auguſt 1813.
3) Otto Friderich Ludwig, königl. Prinz von Bayern, geboren den 1. Juny 1815.
4) Theodelinde Charlotte Louiſe Marie Anne Thereſe, königliche Prinzeſſin von Bayern, geboren den 7. Oktober 1816, geſtorben den 12. April 1817.

5) **Luitpold Carl Joſeph Wilhelm Ludwig**, königlicher Prinz von Bayern, geboren den 12. März 1821.

6) **Adelgunde Auguſte Charlotte Caroline Eliſabethe Amalie Sophie Marie Louiſe**, königl. Prinzeſſin von Bayern, geboren den 19. März 1823.

7) **Hildegarde Louiſe Charlotte Thereſe Friderike**, königliche Prinzeſſin von Bayern, geboren den 10. Juni 1825.

8) **Alexandra**, königliche Prinzeſſin von Bayern, geboren den 26. Auguſt 1826.

9) **Adalbert Wilhelm Georg Ludwig**, königlicher Prinz von Bayern, geboren den 19. Juli 1828.

a) Geſchwiſter des Königs, aus der erſten Ehe ſeines Herrn Vaters.

Auguſte Amalie, königliche Prinzeſſin von Bayern, geboren den 21. Juni 1788, vermählt zu München am 14. Januar 1806 mit dem Prinzen Eugen, Herzog von Leuchtenberg, und Fürſten von Eichſtädt; Wittwe ſeit dem 21. Februar 1824.

Charlotte Auguſte, königliche Prinzeſſin von Bayern, geboren den 8. Februar 1792, vermählt zu München am 29. Oktober 1816 durch Procuration, und am 10. November zu Wien, mit

Franz I., Kaiſer von Oeſterreich, König von Ungarn und Böhmen ꝛc. ꝛc.

Carl Theodor, königlicher Prinz von Bayern, geboren den 7. Juli 1795, Großprior des hohen Johanniterordens, Oberſt-Inhaber des k. 3. Linien-Infanterie- und 1. Cüraſſier-Regiments ꝛc. ꝛc.

b) Geſchwiſter des Königs, aus der zweiten Ehe des verſtorbenen Königs.

Maximilian Joſeph Friderich, Pfalzgraf bei Rhein, und Herzog in Bayern, geboren den 27. Oktober 1800, geſtorben den 12. Februar 1803.

Eliſabetha Ludovike, vermählt zu München am 16. Nov. 1823 durch Procuration, und am 29. Nov. 1823 zu Berlin, mit **Friderich Wilhelm**, Kronprinzen von Preußen.	Königliche Prinzeſſinnen von Bayern.	Zwillinge, geboren den 13. Novbr. 1801.
Amalie Auguſte, vermählt zu München am 10. Nov. 1822 durch Procuration, und am 21. Nov. 1822 zu Dresden, mit dem königlichen Prinzen **Johann Nepomucen** von Sachſen.		

Friderike Sophie Dorothee, vermählt am 4. November 1824 zu Wien mit **Franz Carl**, Erzherzog von Oeſterreich. **Marie Anne Leopoldine.**	Königliche Prinzeſſinnen von Bayern.	Zwillinge, geboren den 27. Jänner 1805.

Ludovike Wilhelmine, königliche Prinzeſſin von Bayern, geboren den 30. Auguſt 1808, vermählt zu Tegernſee am 9. September 1828 mit **Maximilian**, Herzog in Bayern.

Maximiliane Joſephine Caroline, königliche Prinzeſſin von Bayern, geboren den 21. Juli 1810, geſtorben den 4. Februar 1821.

Verwittwete Königin Mutter.

Friderike Wilhelmine Caroline, Prinzeſſin von Baden und Hochberg, geboren den 13. Juli 1776, vermählt am 9. März 1797 mit König **Maximilian Joſeph** von Bayern, Wittwe ſeit dem 13. Oktober 1825.

Muhme des Königs.

Marie Amalie, königl. Prinzeſſin und Herzogin von Sachſen, geboren den 26. September 1757, vermählt am 12. Februar 1774 mit **Carl II.**, Herzog von Pfalz-Zweybrücken; Wittwe ſeit dem 1. April 1795.

Groß-Muhme des Königs.

Marie Leopoldine, Prinzeſſin und Erzherzogin von Oeſterreich, geboren den 10. December 1776, vermählt am 15. Februar 1795 mit **Carl Theodor**, Churfürſten von Pfalz-Bayern; Wittwe ſeit dem 16. Februar 1799.

Herzogliche Linie.

Wilhelm, Herzog in Bayern, geboren den 10. November 1752, vermählt am 30. Jänner 1780 mit

Marie Anne, Herzogin in Bayern, Prinzeſſin von Pfalz-Zweybrücken, geboren den 18. Juli 1753, geſtorben den 4. Februar 1824.

Kinder.

1) **Marie Eliſabethe Amalie**, Herzogin in Bayern, geboren den 5. May 1784, vermählt am 9. März 1808 mit dem Fürſten **Alexander von Wagram**; Wittwe ſeit dem 1. Juni 1815.

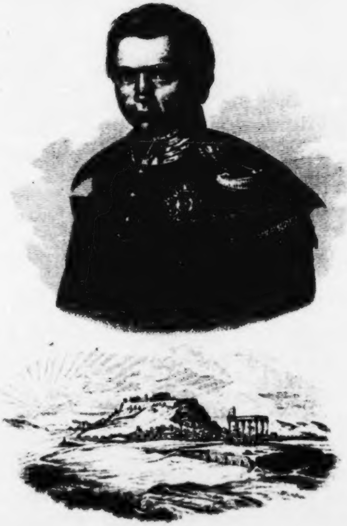
2) **Pius Auguſt**, Herzog in Bayern, geboren den 1. Auguſt 1786, vermählt am 26. May 1807 mit

Amalie Louiſe Julie, Prinzeſſin von Aremberg, geboren den 10. April 1789, geſtorben den 4. April 1823.

Deſſelben Sohn.

Maximilian Joſeph, Herzog in Bayern, geboren den 4. December 1808, vermählt am 9. September 1828 mit Ludovike Wilhelmine, königliche Prinzeſſin von Bayern.

Ende des zweiten und letzten Bandes.



OTTO I

König von Griechenland.

Der

Bayer in Griechenland,

ein

Handbuch für Alle,

welche nach Hellas zu ziehen gedenken,

oder

daſſelbe in jeder Beziehung näher kennen zu lernen wünſchen.

Von

Adolph v. Schaden,

charakteriſirten königlich bayeriſchen Oberlieutenant.

Nebſt

der Uebertragung bayeriſch=militäriſcher Kommandowörter
und vieler deutſcher Geſpräche ins Neugriechiſche, einer
Anleitung zur Ausſprache u. a. m.

Πᾶσιν γὰρ εὐφρόνουσιν συμμαχεῖ τύχη.
Frag. vet. Poet.

Mit einem Titelkupfer.

Erſtes Bändchen.

München, 1833.
Verlag der Mich. Lindauer'ſchen Verlagsbuchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Bei den ſtattfindenden Verhältniſſen war ein Werk gegenwärtiger Tendenz ein in Bayern dringend gefühltes Bedürfniß; ob meine anſpruchsloſe Leiſtung geeignet iſt, ſolchem Bedürfniſſe einigermaßen abzuhelfen, darüber mag unpartheiiſche Kritik urtheilen, allein verſichern kann ich, daß nicht nur die beſten bekannten und weniger bekannten Quellen des In- und Auslandes mit Auswahl benützt, ſondern auch Rathſchläge von Männern gehört wurden, welche in Griechenland gelebt und gekämpft haben.

Jene die neugriechiſche Sprache behandelnden Aufſätze gehören keineswegs mir an, doch bin ich im Stande über dieſelben folgende Aufſchlüſſe zu ertheilen. Die Uebertragung der militäriſchen Kommandowörter ins Neugriechiſche iſt reines Original und das Werk eines gebornen, um die Literatur ſeines Vaterlandes hoch verdienten, gegenwärtig in München lebenden Griechen; eben ſo verhält es ſich mit mehreren der Geſpräche, einige andere aber ſind aus einem bisher noch nicht ins deutſche übertragenen Werke entnommen, welches den Titel führt:

> „Familiar dialogues preceded by Some Easy
> „Phrases, and followed by several Dialogues
> „from Fenelon, in French, English and Greek.
> „Paris 1827. 8.“

Die Aufſätze über Ausſprache, Accente ꝛc. endlich ſind nach W. v. Lüdemann bearbeitet.

Das zweite, hinſichtlich der Bogenzahl etwas ſtärkere Bändchen folgt innerhalb vier Wochen; wenn das Ganze Anerkennung findet, wird die Verlagshandlung vielleicht, in Form eines dritten Bändchen, eine kurzgefaßte, aber dennoch vollſtändige neugriechiſche Grammatik und ein kleines Handwörterbuch nebſt einem Kärtchen von Griechenland folgen laſſen.

A. v. Schaden.

I.

Des bayeriſchen Kriegers Abſchied.

Melodie: Bertrands Abſchied.

Mein Bayern! Deine Fluren muß ich meiden,
Leb' wohl mein theures, liebes Vaterland!
Des edel'n Otto Fahne heißt mich ſcheiden,
Doch Bayern lieb' ich bis an Grabes Rand:
Dem Hauſe Wittelsbach hab' ich geſchworen,
Den treuen Dienſt, das Leben ſelbſt zu weihn;
Ein König iſt der Otto nun erkohren, *)
Sein Hort, ſein Schutz es müſſen Bayern ſeyn.

Leb' wohl du hohe Stadt am Iſarſtrande,
Leb wohl du zweites, herrliches Athen!
Vereinen doch nun feſte, heil'ge Bande,
Das alterthümliche mit Neuathen:
Sie haben ew'ge Treue ſich geſchworen,
Als lieb entbrannte Schweſtern zart und rein;
Ein König iſt der Otto nun erkohren,
Sein Hort, ſein Schutz es müſſen Bayern ſeyn.

---

*) Der Refrain: „Ein König iſt der Otto nun erkohren" u. ſ. w. wird im Geſange jedesmal wiederholt.

Lebt wohl Ihr meine theure Lieben alle!
Mein ſüßes Mädchen noch ein Küßchen gieb —
Und nun Trommete luſtig, fröhlich ſchalle!
Leb' wohl mein Kind! du meine treue Lieb!
Leb' wohl du ſchönes Land! das mich geboren,
Die Lieb' zum Prinzen ruft mich fern von hier;
Ein König iſt der Otto nun erkohren,
Sein Hort, ſein Schutz es müſſen Bayern ſeyn.

Für ihn den theuern König Blut und Leben!
Ja allerwärts iſt dies des Bayern Wort,
Für Wittelsbach wir freudig uns hingeben,
Es blüh' das Königshaus hier hoch wie dort!
Wir haben ew'ge Treue ihm geſchworen,
Und auf ſein Wohl wir trinken Griechenwein;
Ein König iſt der Otto nun erkohren,
Sein Hort, ſein Schutz es müſſen Bayern ſeyn.

II.

Verſuch einer Beantwortung der wichtigen Frage:

Was haben bayeriſche Krieger, Gelehrte, Künſtler, Kaufleute, Handwerker und Ackerbauer in Griechenland zu erwarten und welche Hinderniſſe zu beſiegen, müſſen dieſelben gefaßt ſeyn?

Νεανίαν γὰρ ἄνδρα χρὴ τολμᾶν ἀεί.
Οὐδεὶς γὰρ ὢν ἄθυμος εὐκλεὴς ἀνήρ.
Ἀλλ' οἱ πόνοι τίκτουσι τὴν εὐδοξίαν.
Euripides.

(Ein junger Mann muß wagen; Feige nennt man nicht.
Arbeit und Trübſal nur allein gebiert den Ruhm.)

Einleitung.

Es kann nicht in unſerer Abſicht liegen, irgend einen Theil der Leſer myſtificiren, das heißt: zum Beſten haben zu wollen, daher müſſen wir im voraus bemerken, daß der freundliche Theil unſeres Gemäldes von Griechenland in dieſem Augenblicke wenig nur der Wahrheit entſpricht, indem wir Hellas ſchildern, wie es vor circa zwölf Jahren noch geweſen. Jetzt ſind Städte und Dörfer zerſtört und verbrannt; der Boden wurde ſeit Jahren nicht bebaut; wild und ohne allen Unterricht iſt die Jugend aufgewachſen; ſelbſt von den ehemaligen Landſtraßen ſind nur undeutliche Spuren zurückgeblieben (man ſehe die Randgloſſen am Schluſſe dieſes Bändchens), und was beinahe das Schlimmſte von allem iſt, mehrere der ehemaligen einheimiſchen tapfern Volksanführer haben ſich in Räuberhäuptlinge verwandelt, die mit, durch den langen Krieg, verwilderten Horden die Gefilde durchſtreifen, einander ſelbſt aufreiben und des Landes letztes Mark verzehren.

So troſtlos dieſe Thatſachen auch immer lauten, können ſie doch nur denjenigen einſchüchtern, der nicht die ſeltene innere Kraft jenes Bodens und die unverwüſtlichen Hülfsmittel des Landes kennt. Wahr bleibt es indeſſen, daß *einen ſolchen Staat zu ordnen nichts anderes iſt, als ein rieſiges, feſtes Gebäude ganz neu vom Grunde aus aufzuführen*; *des Starken* Luſt bleibt es, bei ſolch' ſchwerer, aber ſich ſelbſt belohnenden und des *echten Kosmopoliten würdigen* Arbeit beſchäftiget zu werden, doch der Schwächling taugt nicht dahin.

Ja — dieſen Hellenen Charakter, Geſittigung und echte Geiſtescultur anzuerziehen, dazu werden allerdings Jahrzehnte erforderlich ſeyn; doch ihren Fluren die ehemalige üppige Blüthe wieder zu verleihen, die Bewohner zurückzuführen in die Gewohnheiten heimiſcher Verhältniſſe und den Handel einigermaßen wieder in Gang zu bringen — dazu ſind einige Monate nur erforderlich; *erforderlich* nur im erſten Augenblicke ein energiſches Durchgreifen und vielleicht ein gänzliches Entfernen der unruhigen Häuptlinge der Faktionen aus ihrem eigenen Vaterland; die Fruchtbarkeit *einer ſolchen Erde* und den wohlthätigen Einfluß *einer ſolchen Sonne* vermögen Raſerei und Bosheit der Menſchen nicht zu Nichte zu machen, und wenn *dieſer lange ausgeruhte Boden* aufgeriſſen und mit Samenkorn beworfen wird, ſpendet er ergiebigere Ernten als jemals; eben ſo verhält es ſich mit der Kultur aller andern einheimiſchen und unzähliger herrlichen Naturprodukte. Erſt wenn dem Hunger und der dringenden Noth geſteuert und jene verwilderten Menſchen wieder einigermaßen in den Zuſtand geſellſchaftlicher Ordnung zurückgeführt ſind, dann erſt läßt ſich an die Realiſirung höherer Zwecke denken.

1.

Krieger.

Wer, auch angetrieben durch die edelſten und achtungswertheſten Beweggründe, ſein urſprüngliches Vaterland mit einem zweiten vertauſchen will, ſoll in des Lebens Frühling ſtehen, oder wenigſtens im Sommer deſſelben noch nicht weit vorgerückt ſein und ſich einer dauerhaften Geſundheit erfreuen. Es gehört immer ein großer, ein männlicher Entſchluß dazu, ein zweites Vaterland zu ſuchen und *nur der Leichtſinnige* faßt ſolchen Entſchluß ohne ſich und alle ſtatt findende Verhältniſſe *genau zu prüfen*, allein wer ſich einmal als Mann, als Krieger entſchieden, folgt ſeinem Beruf mit Luſt und wie immer ſich alles geſtalten möge, ihm bleibt der geringſte Wankelmuth — *fremd* und *fern*. Dieſe ſo nöthige Bemerkung, meine lieben Freunde und Kameraden! habe ich geglaubt, hier voraus ſenden zu müſſen. In einem Lande, wo es gilt, die von Haus aus zwar tapfere, aber an keinen ſyſtematiſchen Kampf und an nur geringe Disciplin gewöhnte Bewohner in kunſtgerechte und geregelte Reihen zu ſchaaren, ohne deren Stolz und nicht ganz geringe Eitelkeit zu kränken; wo es gilt, zahlloſe Partheien zu beſchwichtigen, zur Ruhe zu bringen und deren Kräfte zu einem Gemeinzweck dauernd zu vereinen — dort wo eine Grenze im Norden unausgeſetzt zu bewachen und ein ſtets unruhiger Nachbar in Reſpect zu halten, dann die Ehre weit ausgedehnter Ufer zu bewahren iſt; — in einem neuen Reiche endlich, welches ſich nach dem Geſetze der Wahrſcheinlichkeit, unter ausgezeichneter Verwaltung bedeutſam heben und vielleicht wohl auch in ſeinen Grenzen in der Folge ausdehnen dürfte — dort, ſagen wir — wird und muß der *gebildete*, *wackere* und *tapfere bayeriſche* Krieger *Beſchäftigung vollauf; er wird und muß Ehre, Ruhm und Lohn finden!*

Daß das Land, von welchem hier die Rede, kein anderes als das nun dem *erſten Otto* unterworfene griechiſche Königreich iſt, wird Niemand bezweifeln.

Allein, nach den Verhältniſſen, liebe Kameraden! wie ſie Euch mit wenigen aber ſtreng wahren Grundzügen ſo eben geſchildert worden ſind, wird es Jedem von ſelber klar werden, daß des bayeriſchen Kriegers Berufsleben, in Griechenland vorerſt eine Kette von Anſtrengungen, Beſchwerlichkeiten und Entbehrungen bilden wird; an Euch iſt es, den Eingebornen des neuen Vaterlandes mit erhabenem Beiſpiele voranzugehen und darum wird es unerläßlich ſeyn, die Bande der ſtrengſten Mannszucht in Euren Reihen feſter noch zu ziehen, als es ehevor der Fall geweſen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß es des edlen Königs Otto ſehnlichſter Wunſch ſeyn wird, Jedem von Euch baldmöglichſt nach Verdienſt zu lohnen, aber bedenkt, es iſt die Rede davon, dieſe eines beſſern Looſes werthe Länder dem Uebelſtande in moraliſcher und anderer Hinſicht zu entreißen, in welchen ſie durch jahrhundertlange Sclaverei, durch die blutigen Befreiungskriege der neueſten Zeit und leider ſelbſt durch Bürgerkämpfe gerathen; bedenkt, daß ſich anfangs aus dieſem unglücklichen, ausgeſogenen Lande keine Früchte ziehen laſſen, und daß die gegebenen Mittel, verhältnißmäßig, nur kaum hinreichende ſind, die unerläßlichſten Bedürfniſſe zu beſtreiten — und Ihr werdet dann wohl einſehen, daß es unpaſſend wäre, die eigenen Hoffnungen zu hoch zu ſpannen; ſelbſt der König und im erſten Augenblicke an ſeiner ſtatt die Regentſchaft werden — wir wollen es uns ehrlich geſtehen — Prüfungen zu beſtehen haben — doch der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt! und jeder echte Bayer, der mit Waffen in der Hand nach Griechenland zieht, wird für all' ſein Bemühen ſich einzig und allein hinlänglich belohnt fühlen durch das Bewußtſein, Theil genommen zu haben an dem großen Werke, Wittelsbachs Banner auf Hellas altklaſſiſchen Boden feſt zu pfanzen, und ruhig wird er erwarten, was in der Folge für ihn geſchehen kann. Wer alſo von Euch, Kameraden! denkt, der ziehe nach Hellas und der Segen des Mutterlandes wird ihn begleiten, wer anders denkt und hofft, der bleibe fern von einem Geſchäfte, wo er nur ſchaden, aber keines Falles nützen könnte; mit Selbſtſüchtlingen wäre dieſer großen Sache ſchlecht gedient! —

2.

Gelehrte und Künſtler.

„Und Homer, er hätte nicht geſungen, doch ſein Griechenland war frei!" rief der begeiſterte Theovor Körner aus und eine tiefe Wahrheit liegt dennoch in dem poetiſchen Satze.

Frei aber iſt ein Land nur, in welchem geſetzliche Freiheit, in welchem Ruhe, Zufriedenheit und Wohlſtand walten, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums in keiner Weiſe gefährdet ſind. In dieſer Beziehung iſt unſer Bayern frei, frei wie wenige Staaten nur in Europa, allein Griechenland ſoll es erſt werden; die echte, die verſtändige, die einzige haltbare Freiheit, nach der denkende Weſen ſtreben ſollen, die geſetzliche nämlich, wird ihm unſer Otto ſchenken.

Wenn es dahin erſt gediehen, wird in Hellas unter den Königen aus wittelsbachiſchem Blute den Wiſſenſchaften und Künſten eine neue Aera erblühen, allein bis es dahin gekommen, werden hochweiſe deutſche Stubengelehrte und ſinnige Künſtler wohl thun zu Hauſe zu bleiben, es müßte denn der Fall ſein, es ſtünde ihnen ein erkleckliches Vermögen zu Gebote, nicht nur die Reiſe beſtreiten, ſondern in Griechenland ſelbſt auf eigene Fauſt und geraume Zeit leben zu können, denn wahrlich von der Regentſchaft werden ſie ſich vorerſt keiner Unterſtützung zu erfreuen haben, und es läßt ſich von der Weisheit dieſer höchſten Behörde noch insbeſondere erwarten, daß ſie ſich wohl hüten wird, in Hellas ſchlechten*) deutſchen Journaliſten und aufgeregten hirnloſen Sektirern den Aufenthalt zu geſtatten, denn dieſe Herren gleichen dem giftigen Ungeziefer, welches jede ſchöne Blüthe im Erkeimen benagt und durch ſeinen Peſthauch tödtet.

Einige wenige ausgezeichnete Architekten werden genügen den Bau jener Gebäude zu leiten, welche allerdings in König Ottos künftiger Reſidenz ſchon im erſten Augenblicke aufgeführt werden müſſen, den Hof, die Regierungsbehörden und die Truppen aufzunehmen.

---

*) Wir ſagen ſchlechten Journaliſten, denn die Gründung eines guten deutſchen Blattes in Griechenland wird unumgänglich nothwendig werden, um ein ſchönes Band zwiſchen unſern Landsleuten auf Hellas und dem Mutterlande anzuknüpfen und zu erhalten. Ein ſolches Blatt würde nicht nur in Bayern, ſondern in ganz Deutſchland mit hohem Intereſſe geleſen werden; es würde die Reſultate des Wirkens der neuen Regentſchaft ins hellſte Licht ſetzen und jungen, hoffnungsvollen Deutſchen, welche in der Folge nach Griechenland zu ziehen gedenken, den richtigſten Maaßſtab geben, ihre Plane zu entwerfen und zu verfolgen.

Außerdeſſen iſt zu wünſchen, es möchten ſich bayeriſche Pädagogen und viele Elementarlehrer baldmöglichſt mit der neugriechiſchen Sprache und zwar ſehr gründlich bekannt machen, denn dieſer Herren wird man in Ottos Hellas bedürfen, wo es vor allem darauf ankömmt, unter der heranwachſenden Generation Geiſteskultur und Sinn für Ordnung, ſtrenge Rechtlichkeit und Thätigkeit zu erwecken und zu verbreiten. Jene würdigen Männer, welche zur Erreichung dieſes erhabenen Zweckes mitwirken, verdienen den Dank und die ausgezeichnetſte Anerkennung ihres neuen Vaterlandes gewiß im höchſten Grade, denn ſie ſind diejenigen, welche ſich um Griechenlands wahres Heil vorerſt am verdienteſten machen und ſich ſelbſt ein unvergängliches Denkmal ſetzen.

Gern wird man dieſer Ueberzeugung beipflichten, wenn man hört, wie bis jetzt der Unterricht und die Erziehung in Griechenland beſchaffen war.

Man ſchickte die heranwachſenden Knaben in die Schule eines Daskalos, oder öffentlichen Lehrers. Dieſer ſitzt gewöhnlich, ganz in der unanſtändigen Stellung eines Berauſchten, und ausgerüſtet mit einem langen Stabe, womit er nach Laune Prügel austheilt, auf einer Bank; — die Knaben ſtehen um ihn her und brüllen, alle zuſammen, ihr Penſum, und da der Lehrer natürlich den Einzelnen nicht verſtehen kann, erlauben ſich die boshaften Kleinen ſehr häufig dem verhaßten Daskalos die ärgſten Schmähungen ſeiner Perſon ins Geſicht zu ſchreien, was poſſierlich genug anzuſehen ſeyn mag, allein bei ſolcher Lehrmethode bleibt es faſt unbegreiflich, wie die Kinder nur die Buchſtaben kennen lernen und weiter bringen es in der That auch die meiſten nicht; der Schreib- und Religionsunterricht iſt keineswegs geeignet mehr zu erbauen, denn beim letztern beſchränkt ſich der Lehrer darauf, den Knaben anzudeuten, wie ſie den Arm ausſtrecken müſſen, um das Zeichen des Kreuzes zu machen, dabei verſichert er ſeine Schüler unzählige Mal, alle Türken ſeien Hunde und zum hölliſchen Feuer verdammt, indeſſen die frommen Kinder der Griechen in das Paradies eingehen würden.

Dieſes Bild paßt freilich nur auf die Schulen des Volkes, wie ſie beim Ausbruche des jüngſten großen Aufruhrs geſtaltet waren, allein man kann ſich vor demſelben leicht genug überzeugen, wie hier vor allem eine Verbeſſerung nothwendig iſt. Für die Kinder der Vornehmen in den Städten, wie z. B. in Athen ſind freilich in neuerer Zeit Gymnaſien und Lycäen angelegt worden, allein wie jene Griechen, welche im Auslande eine treffliche Ausbildung erhalten haben, verſichern, blieb auch bei jenen Unterrichtsanſtalten noch vieles zu wünſchen und zu beſſern übrig.

3.

Kaufleute.

Der Handel Griechenlands oder jener der Levante — wie die Kaufleute lieber ſprechen — ſtellte ſich von jeher höchſt bedeutſam *) dar, und war derſelbe auch in der neueſten Zeit durch den allgemeinen, langen Aufſtand des Landes beinahe ganz und gar unterbrochen, ſo wird es nach hergeſtellter, allgemeinen Ruhe einer weiſen Verwaltung unſchwer werden, denſelben zu ſeinem einſtmaligen hoben Flor zurückzuführen, welcher den Venetianern Tonnen Goldes ſpendete.

Griechenlands mancherlei Producte ſind von ganz vorzüglicher Güte, geſchätzt und geſucht weiter noch als auf dem halben Erdballe; ſeine geringe Entfernung von Afrika, Aſien und Europa, dann ſeine vielen geräumige und bequem belegenen Hafen erleichtern den ſchnellen und großartigſten Verkehr.

Gerade die nun der neuen Souverainität des erſten Otto unterworfenen Provinzen eignen ſich zum ergiebigſten Handel, denn Elis und Achaja liefern einen unerſchöpfli-

---

*) Er wurde früher gewöhnlich jährlich auf 5 Millionen Piaſter berechnet, von denen 2 Millionen durch Waaren gedeckt und 3 Millionen baar von Wien aus durch griechiſche Hände giengen.

chen Ueberfluß an Korn (man ſ. d. Randgl.), Oel, Wein *), Baumwolle, Flachs und Hanf; Corinth ſpendet, in nicht minder ergiebigen Fülle, Citronen, Pomeranzen, Granaten, Mandeln, Kermes **) und die beliebten, zuckerſüßen, kleine Feigen und Corinthen ***); Attika iſt zwar bergicht, allein ſeine Ausbeute an ſchönem, ſchweren Korne und Oliven †) war ſtets ſehr bedeutend, und ſein Honig, jener vom Berge Hymettus bei Athen, blieb im Handel der berühmteſte, der mit Geld aufgewogen wurde; Maina endlich bietet Oel, Baumwolle, köſtliche Seide, Honig, Galläpfel und Nüſſe, dann Scharlachbeeren. Dagegen giebt es eine Menge von Artikeln, mit welchen ſich aus dem Innern Europas die größten und belohnendſten Geſchäfte nach Griechenland und den Inſeln des Archipelagus machen laſſen.

Der gelehrte Sonnini, welcher auf Befehl Ludwig XVI. eine Reiſe nach Griechenland unternahm und deren Reſultate der Oeffentlichkeit übergab, hat ein Verzeichniß der verſchiedenen Waaren, die mit Vortheil aus Europa nach Griechenland und deſſen Inſeln verſchickt werden können, hinterlaſſen. Jene Handlungsverhältniſſe haben ſich nun ſeitdem freilich einigermaßen geändert, allein ein mit dem jetzigen merkantiliſchen Verkehr ſeines Vaterlandes ſehr vertrauter Grieche hat mir die Sonini'ſche Tabelle revidirt und ſolcher Reviſion zufolge werden heutigen Tages noch folgende Artikel in Griechenland eingeführt und daſelbſt zu der Unternehmer größter Zufriedenheit abgeſetzt werden können, als:

Roher und verarbeiteter Stahl;
Näh- und Stecknadeln aller Art in großer Menge;
Glänzende Ringe von nicht großem Werthe;
Leinene Strümpfe in großer Menge;
Battiſt;
Küchengeſchirre von Eiſenblech;

---

*) Aus Morea wurden allein jährlich 78,000 Gouzas Malvaſier ausgeführt.

**) Kermes wurden aus dem Negroponte und Morea jährlich 10,000 Oka ausgeführt.

***) Aus Morea wurden jährlich 10 Millionen Pfund ausgeführt.

†) Morea führte 21,000 Faß zu 128 Pfund aus; die ſüßeſten Oliven heißen in Athen Colimbaden, in Morea Cotreiches.

Bier; *)
Wollene Mützen, ſowohl rothe als auch andere;
Spiegel und alle Arten von Glaswaaren;
Tücher jeder Art und in großer Menge;
Knöpfe und Armbänder von geringerm Werthe;
Quincailleriewaaren in großer Menge;
Bunte Bänder von den lebhafteſten Farben in Menge;
Spielkarten, jedoch wenig neue, ſehr viele aber, mit welchen ſchon ein Mal geſpielt worden;
Leinwand der verſchiedenſten Art, vorzüglich hänfene;
Alle Arten ſeidener Zeuge, vorzüglich die der ſtärkern Gattung, als
Grosdetours u. dgl.;
Sammet;
Hüte;
Barchent;
Goldene, ſilberne und ſeidene Treſſen;
Gaze;
Moore von allen Arten;
Starke eichene Bretter;
Kämme jeder Form und Art;
Fingerhüte;
Taſchenuhren, in neueſter Zeit beſonders die ſogenannten Cylinderuhren:
Meſſer, Scheeren und Meißel jeder Art;
Thaue, Stricke und Schnüre;
Zuſammengeſetzte Arzneiwaaren;

---

*) Die vornehmen Griechen lieben ſehr den Genuß des engliſchen Porters, welche auch die einzige Biergattung war, welche früher eingeführt wurde; kurze Zeit vor Griechenlands Wiedergeburt machte ein Armenier zu Tripolitza die mit dem glücklichſten Erfolge gekrönten Verſuche Bier zu brauen. Dieſe Thatſache und das Zeugniß meines zuverläßigen Gewährmannes machen es mir nicht zweifelhaft, daß es kaum mit großen Schwierigkeiten verknüpft ſein dürfte, in Hellas gutes bayeriſches Sommer- und Winterbier zu brauen; der Hopfen müßte unter jenem Himmel herrlich gedeihen und der ungemein richtig ſpeculirende bayeriſche Withbread, Hr. Pſchorr in München, mag nur gleich daran denken, ein Paar ſeiner Söhne mit dem nöthigen Perſonale und den erforderlichen Utenſilien zum Bierbrauen nach Griechenland zu ſenden, wo gute Geſchäfte zu machen ſein werden. Wenn unſere Landsleute in Griechenland ihr Nationalgetränke wieder finden, werden ſie ſich dort ſchnell einbürgern und ſich nicht übel gefallen. (Man ſehe die Randgloſſen.)

Rohes und verarbeitetes Eiſen; — Eiſenblech;
Eiſen- und Meſſingdraht;
Blei in Stücken, und endlich:
Pergament; Schreib- und Packpapier, beſonders farbige Papiere in großer Menge und Pappe (Pappendeckel).

Beim erſten Ueberblicke muß es erſcheinen, daß bei dem übergroßen Reichthum der rohen Stoffe in Griechenland, die Gründung mehrerer Fabriken dort großen Gewinn abwerfen würde, allein in der Wirklichkeit würde man dabei ſeine Rechnung wohl ſchwerlich finden und traun! wohl eher iſt es den Griechen als den Deutſchen zu verzeihen, daß ſie lieber ihre rohen Stoffe aus dem Lande gehen und in anderer Geſtalt wieder zurückkehren ſehen, um dieſelben mit Gold aufzuwiegen. Ein ſolcher Uebelſtand dürfte nun, wenigſtens in erſter Zeit, ſchwerlich zu hindern ſein, allein von ſelbſt wirft ſich die Frage auf:

„Könnte wohl nicht von Bayern in nächſter Folge ein unmittelbarer Handelsverkehr mit Griechenland eingeleitet werden und zwar zu beider Länder großen Nutz' und Frommen? —“

Man glaubt die Frage mit Ja beantworten zu können; man glaubt, daß ein ſolcher, beiden Ländern ſehr erſprießlicher Handelsverkehr zu Stande kommen könnte, und zwar ohne daß von Seite der griechiſchen Regentſchaft dem dortigen Handel Zwang angelegt würde, oder derſelbe — das Schlimmſte was geſchehen könnte — Monopol der Regierung werden dürfte.

Wer das oben gegebene Verzeichniß der auswärtigen Handlungsartikel, welche in Griechenland vorzüglich geſucht werden, mit Aufmerkſamkeit durchlaufen hat, dem kann unmöglich entgangen ſein, daß ſich unter denſelben gar viele befinden, welche gerade der Kunſtfleiß Nürnbergs und anderer bayeriſcher Städte in ungemeiner Menge, vorzüglicher Güte und ſpottwohlfeil zu liefern vermag.

Würden nun mehrere reiche Kaufleute und Großhändler in Augsburg, Nürnberg, München u. a. O. einen bayeriſch-griechiſchen Handelsverein ſtiften; würden ſie ihre eigenen Söhne und ihre fähigſten und zuverläßigſten Faktoren mit groſſen Lagern unſerer Kunſtprodukte nach Griechenland ſenden; würde dort, nur unter dem beſondern Schutze der Regentſchaft, jener Verein in Tripolitza, Athen, Nauplia, Coron u. a. a. O. Niederlagen errichten; würde er ſich mit dem vortheilhafteſten Einkaufe der griechiſchen Naturprodukte bekannt machen; würden die Griechen erſt bayeriſche Rechtlichkeit und Solidität näher kennen lernen; — wäre dann nicht etwa anzunehmen, daß ſie, das eilte Volk, ihren Stolz darin ſetzen würden, lieber mit den Landsleuten ihres Königs als mit Fremden zu handeln?

Doch man verſtebe uns ganz, wir beabſichtigen keines Weges — was auch wie Unſinn lauten würde — zu behaupten, Bayern könne ſich des levantiſchen Handels bemächtigen, aber eines Theiles des Vortheiles, den er gewährt, können wir habhaft werden; unſere Abſicht kann nicht ſein Griechenland mit Zucker und Caffee zu verſorgen, allein wir können unter den gegebenen Verhältniſſen die uns eigenthümliche Kunſtprodukte gegen levantiſche Waaren mit Vortheil umzutauſchen hoffen; unſere Kauffahrer können ihre Ballen bequem durch das joniſche und adriatiſche Meer nach Trieſt bringen, von wo aus der Transport auf der Achſe auf geradem Wege weder ſchwierig noch verhältnißmäßig zu koſtſpielig fallen dürfte, und ſind München, Augsburg und Nürnberg wohl nicht geeignet zu Stappelplätzen der levantiſchen Waaren, wenigſtens — wir wollen beſcheiden ſein — für den Weſten und Norden Deutſchlands — und eröffnet ſich nicht hier endlich ein Mal eine Ausſicht unſern geſunkenen Handel, unſere tief herabgekommene Gewerbe plötzlich zu heben, und verlohnte dieſe gegründete, ſchöne Ausſicht ſelbſt nicht einiger Opfer, welche dem Erblühen Griechenlands vorerſt zu bringen wären?

Unter den europäiſchen Einfuhrartikeln nach Griechenland nimmt Tuch eine der erſten Stellen ein; die Griechen bekommen durch die Franzoſen und Engländer ſtets ſchlechte Waaren und müſſen ſie theuer bezahlen; welch' weites Feld eröffnete ſich hier dem Spekulationsgeiſte unſerer Wevelds, Utzſchneider u. A., welche in der neueſten Zeit hinlänglich bethätigten, was ſie in dieſer Sphäre zu leiſten vermögen.

Niemals war es übrigens vielleicht leichter mit Griechenland vortheilhafte Handelsverbindungen anzuknüpfen als in dieſem Augenblicke, denn ſein Aktivhandel war ehedem in den Händen einiger franzöſiſchen und italieniſchen, zu Patras, Nauplia und Coron etablirten Handelshäuſer; allein da die meiſten dieſer Häuſer während des Freiheitskampfes auf Morea zu Grunde gegangen ſind, oder gleich Anfangs ſich auflöſeten, iſt der Großwaarenhandel aus der erſten Hand nun in die Hände der Griechen ſelbſt gekommen, mit welchen wir in dieſem Handel beſſer zu fahren hoffen dürfen, als mit Fremden, beſonders wenn wir vermögen, die gefährlichen Zwiſchenhändler zu umgehen. Uebrigens miſchten ſich ſonſt auch die türkiſchen Agas in den Handel, und ihrer Habgier mußten Käufer und Verkäufer zollen; nun, dieſe Herren haben dieſe Gegenden verlaſſen, um nie wieder zu kehren.

Unter dem neuen Regimente wird es bald kund und offen werden, welche ungemeine intenſive Kraft Griechenland in jeder Beziehung beiwohnt und wie leicht es demſelben ſein wird die höchſte Stufe des Wohlſtandes zu erſteigen. Stets überſtieg die Summe, welche Hellas für ſeine ausgeführten Artikel einnahm, ſeine Auslage für die eingeführten beinahe um den vierten Theil; die Fremden bezahlten den Ueberſchuß in baarem Gelde, allein dieſes floß als Tribut und unter anderer verſchiedener Benennung ganz und gar in die Kaſſe des Großſultans nach Konſtantinopel, nachdem vorher an den Händen deſſen Satrapen ein Erkleckliches kleben geblieben war, ſo daß davon faſt nie einige Goldſtücke im Lande blieben, welche zu Erhöhung der Kultur des Bodens und Vermehrung der Wiedererzeugung hätten verwendet werden können, deſſen zufolge dann freilich leicht erklärbar blieb, daß Morea ſo lange einen äußerſt vortheilhaften Handel trieb, ohne ſich zu bereichern. Bald wird nun Alles anders werden! —

Ich bin nicht Kaufmann weder hoher noch niederer Potenz, allein meines Erachtens macht geſunder Menſchenverſtand allein ſchon zu ſolchen Reflexionen, die ſo ſehr nahe liegen, kompetent; wenigſtens verſicherten mir Männer vom Fache, mehr vertraut mit jenen Verhältniſſen, daß dieſe Anſichten wenigſtens keine Hirngeſpinnſte ſeien, indem — noch ein Mal ſei es wiederholt, — nicht dahin getrachtet werden ſoll, dem levantiſchen Handel im Allgemeinen eine neue und vielleicht unnatürliche Richtung zu geben, ſondern vielmehr nur die Rede davon iſt, eine directe Verbindung beider Saaten zu merkantiliſchen Geſchäften ſecondairer Gattung zu benützen, die um ſo weniger die Eiferſucht großer Mächte zu reizen vermögen würden, da durch ſie den großartigen Handelsſpeculationen jener Staaten ohnehin nicht wohl Eintrag geſchehen könnte, und da es erwieſenermaßen im Intereſſe der höhern jetzigen Politik liegt, ſolche Verhältniſſe eher zu fördern, als zu hindern. — Indeſſen kömmt es darauf an, Verſuche zu machen, welche auch nicht ausbleiben werden.

4.

Handwerker und Ackerbauer.

Wenn die Anwendung des in unſern Tagen ſo viel beſprochenen und ſelbſt in Deutſchland ſo beliebt gewordenen phyſiokratiſchen Syſtems, das heißt: der unbedingten Gewerbefreiheit einem Lande erſprießlich werden kann, ſo muß dieſes Land Griechenland ſein, denn der tägliche Verkehr mit den verſchiedenſten Nationen, welche die anſtoßenden Meere fortwährend mit emſiger Beharrlichkeit beſchiffen und in allen Richtungen durchſchneiden, ein ſolcher Verkehr muß dem geſchickten und fleißigen Handwerker einen ſolchen Abſatz ſichern, daß er ſelbſt große Concurrenz nicht zu ſcheuen hat, ſo daß dieſelbe ihm nur ein wohlthätiger Sporn werden kann, tüchtige und geſchmackvolle Waare zu liefern.

Vor dem Freiheitskriege ſchon waren die Griechen in den meiſten, ſelbſt den gewöhnlichſten Handwerken, ſehr weit zurück, ja es fehlte ſogar an tüchtigen Schuſtern und Schneidern, denn es iſt Thatſache, daß ſelbſt ſchon angefertigte Kleider für Leute jeden Standes und Geſchlechtes, dann Sandalen für die Männer und geſtickte Schuhe für die Frauen vom Auslande häufig eingeführt wurden.

Der Zimmermann und Tiſchler (Schreiner) dagegen ſcheinen geboren zu werden; mit einer geraden Säge, deren Blatt an einem einzelnen Griffe allein befeſtiget, mit einer Axt und einem Hammer erbauten die Griechen ganz anſehnliche Gebäude, ſelbſt geräumige Badehäuſer und hohe Gottestempel; um die Gewölbe ihrer Dome zu bilden, bedienten ſie ſich einer Art von Winkelmeſſer, womit ſie die Krümmungen beſtimmten und ihre Geſchicklichkeit vertrat die Stelle ordentlicher Werkzeuge, denn ſelbſt den Meißel, um ein Zapfenloch hervorzubringen, kannte man nur in großen Städten, oder in hen, dem Meere nächſtgelegenen Orten.

Die Färbereien der Griechen verdienten der Lebhaftigkeit und Haltbarkeit der Farben halber Aufmerkſamkeit, wogegen ſich aber die Seidenweberei noch beinahe auf der unterſten Stufe ihrer Ausbildung befand. Die Bewohner von Miſtra arbeiteten etwas in Eiſen und zeichneten ſich im Auslegen der Waffen aus; in Tripolitza aber verfertigte man ſchöne Seife.

Die griechiſchen Sattler und Riemer allein übertrafen in ſchöner und kunſtvoller Arbeit alle ihre Handwerksgenoſſen. Ihre Sättel, Zäume, Gurten, Bruſt- und Schwanzriemen waren ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung; nirgend in der Welt verſtand man zierlicher und geſchmackvoller auf den herrlichen Maroquin, den die Türken verfertigten, zu ſticken. Dieſen Zweig der Induſtrie pflegten die Griechen auch mit beſonderer Vorliebe zu betreiben, und wenn man ihnen ausgezeichnete neue Muſter und ſchöne Zeichnungen vorlegte, vertauſchten ſie dieſelben mit großer Bereitwilligkeit ſogleich gegen ihre alten.

Andere Gewerbe, als die ſo eben bezeichneten, wurden vor dem langen Freiheitskampfe von den Griechen nicht mit Auszeichnung betrieben, und ſelbſt dieſe ſind während jenes Kampfes ſo ganz und gar zu Grunde gegangen, daß die heutigen Hellenen, obwohl beinahe alle ihre anſehnlichen Gebäude in Trümmern liegen, kaum mehr verſtehen, erbärmliche Hütten zu zimmern; von jenen hochgefeierten herrlichen Sätteln und Pferdedecken erblickt man noch hie und da erbärmliche Rudera, allein in dieſem Augenblicke lebt vielleicht auf der ganzen Halbinſel nicht ein Mann, der im Stande wäre einen brauchbaren Sattel zuſammen zu ſtellen.

Man wird nun leicht begreifen, warum nach Griechenland ſo viele, ſelbſt geringfügige Kunſtprodukte eingeführt wurden, für welche namhafte Summen in's Ausland giengen, und die man doch ſo leicht und nur bei einiger Gewerbeinduſtrie hätte in der Heimath verfertigen können, da die rohen Stoffe von erſter Hand und vorzüglicher Güte vorhanden waren.

Bei ſolcher unläugbaren Lage der Dinge bleibt wohl nichts natürlicher und klarer, als daß man wird vor allem daran denken müſſen, unſerer Expedition nach Griechenland junge und geſchickte Handwerker jeder Gattung einzuverleiben; hier öffnen ſich plötzlich unſern vielen troſtloſen, ſogenannten Conceſſioniſten Hoffnungen und Ausſichten, und das Mutterland kann ſich anderwärts Glück wünſchen bei dieſer Gelegenheit einer Menge übrigens ganz wackerer Leutchen los zu werden, mit denen man aber am Ende doch nicht mehr recht gewußt hätte — wohin.

Maurer, Schloſſer, Schuſter, Schneider ꝛc. ꝛc. ſind die wahren Gelehrten, deren Griechenland vor der Hand bedarf, und der nun mit jedem Tage erwartete Aufruf der Regierung wird zweifelsohne, dieſen Zwecken entſprechenden, Handwerkern die nähern Mittel und Wege zur Auswanderung an die Hand geben. Wir würden rathen nur junge Leute anzunehmen, und aus denſelben vorerſt bewaffnete Ouvrierscompagnien, nach dem Muſter der bei unſerer Artillerie beſtehenden, zu bilden.

Trotz ſeines gebirgigen Charakters erzeugte der fruchtbare Boden Griechenlands, noch kurz vor dem Ausbruche des Freiheitskrieges, Getreide in ſolcher Menge, daß mehr noch als der Bedarf des Inlandes gedeckt blieb, denn es iſt erwieſene Thatſache, daß aus Morea allein alljährlich acht bis zehn ſchwere Schiffsladungen Getreides nach Trieſt, Venedig, Ancona und Genua abgiengen.

Dieſe Fruchtbarkeit muß um ſo mehr in Erſtaunen ſetzen, wenn man die Art und Weiſe kennt, in welcher die Griechen das Feld zu bebauen pflegten.

Der Pflug, das erſte Inſtrument, berechnet den Bedürfniſſen des Menſchen zu genügen, als er gelernt hatte ſeine Nahrung der Erde abzugewinnen, ſtellte ſich bei unſern Griechen nicht minder einfacher dar als in den erſten Zeiten des Alterthums.

Die Pflugſchar war von Holz, in der Form eines Schiffankers gearbeitet, und nur an beiden Enden ihrer Krümmungen mit Eiſen beſchlagen, ſo daß man beide Zacken abwechſelungsweiſe gebrauchen konnte.

In dem leichten Boden Meſſeniens zogen ein Pferd oder ein Paar Eſel die Pflugſchar ohne Pflug und eines Menſchen Arm war hinreichend, dieſelbe ohne viele Mühe zu lenken. In dem feſtern und thonartigen Boden von Elis und Argolis wurde die Pflugſchar an einem Pfluge befeſtigt, deſſen Räder nicht durchbrochen waren und grob abgerundeten Mühlſteinen glichen. Man ſpannte daran bald Eſel, bald Ochſen, bald Büffel und nur ſelten Pferde. Uebrigens wurde in ganz Griechenland, ſo wie auf den Inſeln der Acker nur ein Mal gepflügt, ehe man ihn beſäete; der Säemann gieng unmittelbar hinter dem Pfluge her und ſtreute den Samen rechts und links aus. Den Gebrauch der Egge kannten die Griechen gar nicht, daher ward aber auch ein großer Theil des ausgeſtreuten Samens wieder eine Beute mehrerer Arten von Vögel, beſonders der Holztauben, die ſämmtlich zur Zeit der Ausſaat, das heißt im November, ſich regelmäßig einſtellten.

Da man bei der Auswahl des Samens ſehr nachläßig zu Werke gieng, ſchoß ſtets eine Menge Unkraut zugleich mit demſelben auf und es ward hierdurch nicht nur die Erndte erſchwert, ſondern das Getreide ſelbſt durch dieſe Beimiſchung fremder Subſtanzen der Geſundheit oft ſehr nachtheilig.

Es glaubten die Griechen indeſſen die Nachläßigkeit, mit welcher ſie ihre Feldarbeiten verrichteten, durch abergläubiſche Gebräuche wieder gut machen zu müſſen und dieſe beobachteten ſie in der That mit gewiſſenhafter Aengſtlichkeit. Der erſte Tag der Ausſaat war gewöhnlich ein Feſttag für den Eigenthümer des Grund und Bodens, auf welchen geſäet wurde; er zog an demſelben ſeine ſchönſten Kleider an, lud alle ſeine Freunde zu ſich ein und verlebte mit denſelben den Tag in Saus und Braus. So lange die Ausſaat dauerte, durfte keinem Nachbar weder Feuer gegeben, noch ihm erlaubt werden, welches aus dem Hauſe zu holen; dieſes war die einzige Vorſichtsmaaßregel, durch welche die Griechen ihr Getreide gegen Fäulniß zu ſchützen hofften.

Unter den bei den Griechen bekannten Getreidearten verdient diejenige einer beſondern Erwähnung, welche ſie *Diminiti*, d. h. die *zwei monatliche* nannten, weil dieſe Fruchtgattung vom Tage der Ausſaat an, wirklich nur zwei, höchſtens drei Monate bis zu der vollkommenſten Reife bedarf. Das *Diminiti* ward in der ganzen Levante ungemein hoch geſchätzt, wie es denn auch in der That verhältnißmäßig bedeutſam mehreres Mehl als anderes Getreide ſpendete und das daraus bereitete Brod ſehr angenehm mundete. Dieſes alſogenannte *Diminiti* ward im März oder zu Anfang Aprils geſäet, ward nur halb ſo hoch als andere Getreidearten, ſein Stroh aber ſollte, nach dem Dafürhalten der Griechen, den Thieren ſehr ſchädlich ſein.

Bei der Erndte bediente man ſich in Griechenland der Sicheln; die Garben wurden ſogleich auf eine in der Mitte des Feldes zugerichtete Tenne getragen, und dort von Ochſen und Eſeln mit Füßen getreten, um die Körner von den Aehren zu trennen. Hierauf wurde das Getreide zuſammen geleſen, geſchwungen und vierzig bis fünfzig Tage in beſonders dazu bereitete Löcher in der Erde vergraben; es ſollte dann dem Kornwurm nicht mehr ausgeſetzt ſein, und dieſe Procedur — ſie erinnert an die bekannten *Silos* der Alten — ſoll auch in der That ihrem Zwecke ſehr entſprochen haben.

Der Ackerbau bildet bei allen Völkern die reichſte Quelle des Wohlſtandes, allein dort, wo die Menſchen in Sklaverei und unter einer willkührlichen, gewaltſamen Verfaſſung ſeufzten, mußte, trotz dem herrlichſten Klima und Boden, derſelbe unfehlbar vernachläßiget werden — indeſſen wird ſich dem denkenden Landwirthe, nach aufmerkſamer Durchleſung vorſtehender Darſtellung, von ſelbſten die Ueberzeugung aufdringen, daß der Ackerbau in Griechenland, *in den Händen der Bayern*, der höchſten Vervollkommnung fähig iſt und die reichlichſte Ausbeute ſpenden wird, denn es iſt auch noch zu bemerken, daß die Griechen endloſe Strecken des mit leichteſter Mühe urbar zu machenden Bodens öde liegen ließen, und hier in der That ließe ſich ein Kulturſyſtem unter ganz andern Verhältniſſen anwenden, als im bayeriſchen Donaumooſe und in jenem bei Freiſing; die Idee liegt nahe, in *Griechenland deutſche Kolonien* zu gründen, und ſo lange ein Mal die Auswanderungsmanie der Deutſchen fortdauert, dürfte ſie in *Hellas* ein belohnenderes Ziel finden, als in *Spanien*, *Amerika* oder *Algier*, allein freilich darf man ſich nicht verleugnen, daß, wie in Algier durch die Beduinen, in neueſter Zeit auch anfänglich in Griechenland deutſche Niederlaſſungen durch räuberiſche Horden, welche in den Gebirgen vorerſt noch ihr Weſen treiben, beunruhigt werden dürften, und will man daher in Hellas Kolonien gründen, ſo müßten es militäriſche ſein, deren Glieder ſelbſt im Stande wären, Gewalt mit Gewalt zu begegnen und ihre Anlagen mit gewaffneter Hand zu ſchützen.

III.

Das neue,
dem Scepter König Ottos I.
unterworfene
Königreich Griechenland;

in topographiſcher, ſtatiſtiſcher, geographiſcher, geſellſchaftlicher und vielfach anderer Beziehung noch,
gewürdiget und dargeſtellt.

Kennt Ihr das Land, wo die Citronen blühen,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühen? —
Dorthin, dorthin, laßt uns jetzt ziehen!

1.

Lage, Geſtalt, Grenze und nächſte Umgebungen (Inſeln) des Königreichs. — Meere, Meerbuſen, Meerengen und Vorgebirge (Caps). — Provinzen, Hauptorte, Städte, Gebirge, Flüſſe und Landſeen. — Producte und Klima. — Einwohnerzahl. — Landesreligion und Landesſprache. — Land- und Seemacht. — Münzenfuß und Gewichte.

Bevor wir dieſen, wie wir uns ſchmeicheln, für unſere verehrliche Leſer gewiß intereſſanten Aufſatz beginnen, müſſen wir dieſelben erſuchen ſich mit irgend einer Karte Griechenlands zu verſehen, weil, zum Verſtehen des Ganzen, die Einſichtnahme einer ſolchen Karte durchaus unerläßlich bleibt.

Vermöge des neuen Londoner Traktates iſt als nördliche Grenze (gegen die Türkei) des dem Scepter Ottos I. unterworfenen Königreiches Griechenland hier oben die Linie von Arta nach Volo *) angenommen worden, und das nun, dieſſeits dieſer Linie, gegen Süden zu belegene, zuſammenhängende Land ſtellt das neu gebildete Königreich dar.

Dieſes Königreich, eines der ſchönſten Länder des ſüdlichen Europas, iſt eine Halbinſel und wird gegen Abend vom joniſchen, gegen Mittag vom mittelländiſchen und endlich gegen Morgen vom ägäiſchen oder weißen

---

*) Arta liegt an der äußerſten ſüdlichen Spitze von Epirus oder Albanien, Volo aber auf der öſtlichen Küſte Theſſaliens. — Auf andere Einzelnheiten der projektirten Grenzen kann hier nicht eingegangen werden, da bekanntlich in dieſer Hinſicht das Ultimatum noch nicht zu Stande gekommen iſt.

Meere oder dem Archipelagus *) umfloſſen. Es befinden ſich in dieſen Meeren eine Menge Inſeln, allein bis jetzt iſt noch nicht mit voller Beſtimmtheit entſchieden, welche von denſelben unter des erſten Otto Botmäßigkeit fallen werden.

An den Küſten des neuen Königreiches zeichnen ſich mehrere Meerbuſen und Vorgebirge aus; die vorzüglichern ſind:

a) In Weſten.

Der Golf von Patras und deſſen Fortſetzung, der ſehr lange und breite, tief ins Land eingreifende Meerbuſen von Lepanto oder Corinth, dann der Meerbuſen von Arcadien.

b) In Süden.

Der Meerbuſen von Coron und jener von Kolokythia, dann das Cap Matapan — die äußerſte Spitze von Maina — und das Vorgebirg St. Elias.

c) In Oſten.

Die Golfe von Nauplia oder Anaboli und Egina oder Athen; die Canäle von Egribos, von Talanti und Trikeri, endlich der Golf von Zeitun oder der maliakiſche Meerbuſen.

Jene das neue Königreich Griechenland umgebende Inſeln heißen:

a) Im joniſchen Meere, an der Weſt- und Südſeite des feſten Landes.

1. Corcyra; (Corfu); 2. Cephalonia; 3. Aſteris; 4. Ithaka (Teaki); 5. Zakynthos (Zante; St. Maura iſt die ehemals mit dem feſten Lande von Akarnanien zuſammenhängende Halbinſel Leukadien); 6. Cythera (Cerigo); 7. die Inſelgruppe des argoliſchen Meerbuſens; 8. die Pelopsinſeln beim Gebiete von Trözen, unweit derſelben Sphäria, Kalauria (Poro); 9. Aegina; 10. Salamis (Coluri) und mehrere umliegende; 11. Kreta (Kandia).

---

*) Durch die Dardanellenſtraße hängt er mit dem Marmormeere zuſammen.

b) **Im ägäiſchen Meere an der Süd- und Oſtſeite des feſten Landes oder im ſogenannten Archipelagus.**

1. Karpathos (Scarpento); 2. Rhodus; 3. Cyprus; 4. die Cykladen, d. i. Delos umliegende Inſeln, die weſtlichen, und 5. die Sporaden, d. i. zerſtreut liegende, die öſtlichen des Archipelagus. Zu den Cykladen gehören Delos (Sdilli), Rhenäa; Mikonos; Tenos (Tine); Andros; Gyaros; Keos (Zia) Syros; Kyihnos (Thermia); Seriphos; Siphnos; Kimolis (Argentiere); Melos (Milo); Thera (Santorin); Jos, wo Homer begraben liegen ſoll; Naxos (früher Dia); (Paros (Pario), u. a. m. Zu den Sporaden gehörten: Kos (Stanchio, Stingo); Parmakuſä; Patmos (Palmo, Palmoſa); Samos; Chios (Schio), mit mehreren kleinern umliegenden Inſeln; Leſbos (Mitylene), wo die umliegenden kleinere Inſel Hekatonnyſoi, d. i. hundert Inſeln heißen; Tenedos (Bokthſcha Adaſſi); Lemnos (Stalimene); Imbros (Lembro); Samothrake; Thaſos, und der Küſte Griechenlands näher Skyros.

Nachdem wir nun einige Blicke auf die Umgebungen geworfen, wird es Zeit das Feſtland ſelbſt, welches das neue Königreich bildet, mit Aufmerkſamkeit zu betrachten.

Dieſes Königreich umſchließt, mit Ausnahme eines Theiles Theſſaliens, ſämmtliche Länder des eigentlichen alten Griechenlands. Sothanes neue Reich zerfällt deſſenzufolge — durch den langen Meerbuſen von Lepanto, der natürlichen Grenze, getrennt — in zwei, der Größe nach ſich ziemlich gleiche Theile, nämlich:

I. In Obergriechenland*) (einſt Peloponnes, jetzt Morea genannt) und

II. In Untergriechenland, nämlich das eigentliche Hellas (Livadien) nebſt einem kleinen (dem ſüdlichen) Theile von Theſſalien.

Schmachvoll und gänzlich ungeeignet würde es mit Recht genannt werden, wollten wir hier lediglich nur angeben, in welcher Art und Weiſe dieſe Länder von den Osmannen in Ejalets und Sandſchaks eingetheilt waren und wir glauben hier um ſo mehr und zweckmäßig die ehemaligen Beſtandtheile des alten Griechenlands zugleich aufführen zu müſſen, da es wahrſcheinlich iſt, daß dieſe geſchichtlich hoch gefeierten Benennungen auch von der Regentſchaft werden beibehalten werden.

---

*) Wir nennen es alſo aus denſelben Gründen, nach welchen das gebirgige, ſüdliche Bayern, das Ober-, das mehr nördlich belegene, flache aber das Unterland genannt wird.

Obergriechenland oder Morea umfaßte: 1. das Gebiet von Korinth (nordöſtlich) mit der Stadt gleichen Namens, früher Ephyra genannt; 2. das kleine Gebiet von Sikyon (gegen Norden) mit der alten Stadt gl. Namens; 3. Achaia (gegen Norden und Weſten) vorerſt Aegialos, dann Ionia genannt, hatte in ſeiner Ausdehnung längs des korinthiſchen Meerbuſens bis zum Fluſſe Melas zwölf Städte; 4. Elis, von dem Alpheos durchſtrömt, erſtreckte ſich von Achaia ſüdweſtlich an der Meeresküſte hin. Vor Elis und Kyllene iſt Olympia berühmt; 5. Meſſenia (gegen Weſten und Süden) mit dem Fluſſe Pamiſus, unterhalb Elis an der Meeresküſte bis zur Landſpitze hinreichend, mit der Stadt Meſſene und den Grenzfeſtungen Ithome und Ira; 6. Lakonia oder Lacedämon (gegen Süden und Oſten), ein Gebirgsland — in welchem der bekannte, ſehr hohe Taygetos — vom Eurotas durchſtrömt, wird von dem meſſeniſchen (coron'ſchen), lakonſchen (kolokythia'ſchen), und argoliſchen (nauplia'ſchen) Meerbuſen von drei Seiten beſpült. In dem alten Lacedämon befinden ſich auch die Ruinen von Sparta; 7. Argolis (ſüdlich und öſtlich), wo das alte Mycenae, und endlich 8. Arkadien, in der älteſten Zeit Pelasgien (der Mittelpunkt des Peleponnes), in welchem die Flüſſe Styx, Erymanthus u. a., jenes in der Poeſie der Alten ſo paradieſiſche Land, das es in der Wirklichkeit nie geweſen; jetzt beinahe gänzlich verödet.

Obergriechenland oder Morea hängt mit Untergriechenland oder dem eigentlichen Hellas durch die ſieben Viertel Stunde breite und horizontalflache Landenge von Korinth zuſammen.

Untergriechenland oder Hellas (jetzt Livadien) enthält: 1. einen kleinen (den ſüdlichſten) Theil Theſſaliens; 2. Akarnanien (weſtlich), es hatte rohe, kriegeriſche Einwohner, keine bedeutenden Berge und Flüſſe; 3. Doris*) oder Doris Tetrapolis (ehemals Dryopis); 4. Lokris, mit dem berühmten Paß von Thermopylä; — eine Meile lang und höchſtens 300 Fuß breit; wörtlich der Paß oder die Pforte der warmen Quellen, welche ſich in der Nähe befinden. Dieſer Engpaß, der einzige, der aus Theſſalien durch das Gebirge Oeta nach Hellas führte, erhielt ſeine hiſtoriſche Celeberität durch den heldenmüthigen Tod des Leonidas und durch das Amphiktyonengericht; bei der nunmehrigen Art Krieg zu führen hat dieſes Défilé nur geringe militäriſche Bedeutſamkeit; 5 Phocis, vom Cephiſſus bewäſſert. Hier erhob ſich der Parnaſſus, unter welchen Delphi lag; 6. Böotien, mit dem alten Theben und Platäa; unter ſeinen Bergen ſind merkwürdig: der Helikon, der Sphinxberg, der Taumeſſus, Libethrus und Petrachus. In Böotien befindet ſich auch der Kopaſee (copais lacus), der größte unter den Landſeen Livadiens. Die Böotier waren kräftig, aber träg und plump, doch war Böotien das Vaterland des großen Feldherrn Epaminondas und vieler berühmten Künſtler und Dichter, als des Heſiod, Pindar, der Corinna u. a.; 7. Attika (in Oſten), eigentlich eine Halbinſel, welche nur gegen Norden mit Böotien und gegen Abend ein wenig mit Megara zuſammen hängt. Athen, die Hauptſtadt dieſer kleinen Provinz des alten Hellas, war einſt der blühendſte Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften, die Wiege der Humanität, der Sammelplatz der berühmteſten Männer Griechenlands, und eine lange Zeit das Haupt der griechiſchen Städte; gegenwärtig iſt ſie zu einem unbedeutenden Orte herabgeſunken, und von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit ſeiner Tempel und Paläſte zeugen nur noch einzelne Ruinen. Dem Vernehmen nach wird König Otto I. vielleicht in Athen ſeine Reſidenz aufſchlagen, und es könnte in dieſem Falle die merkwürdige Stadt nach Jahrhunderten ſich abermals allmählig zu der Stufe erheben, von der ſie dereinſt hernieder geſtürzt. Nordöſtlich von Athen iſt das alte Marathon und ſüdlich der Berg Hymettus belegen; der berühmte Hafen Piräeus, jetzt Porto Leone, wurde wegen ſeiner Sicherheit gern von den Schiffern beſucht, iſt aber jetzt gänzlich vernichtet, da ſich die See zurückgezogen hat; 8. Megaris, mit der Stadt Megara, die kleinſte aller griechiſchen Landſchaften, in deſſen Nähe das alte Eleuſis. Zu Untergriechenland gehört auch noch die fruchtbare und lange Inſel Euboea, welche, nordöſtlich, Böotien und Attika gegenüber liegt und nur durch die ſchmale Meerenge Euripus vom feſten Lande getrennt iſt; Euboea heißt heutigen Tages Negropont, worauf wir in nächſter Folge zurückkommen werden.

---

*) Es reihen ſich die nun folgenden Beſtandtheile Livadiens, in der Richtung von Weſten nach Oſten an einander.

Nachdem wir nun mit der alten Eintheilung Griechenlands im allgemeinen vertrauter geworden ſind, wird es dazu beitragen, uns näher mit dem neuen Königreiche bekannt zu machen, wenn wir auch jene Eintheilung des Landes betrachten, wie ſie in der neueſten Zeit, bis zur Abwälzung des türkiſchen Joches, Statt fand.

Bei den Türken bildete Morea, oder der ganze ſonſtige Peloponneſus, ein eigenes, ſogenanntes Ejalet (Morea), und zerfiel in zwei beſondere Sandſchake, nämlich in den

a. Sandſchak Tripolitza

mit der Hauptſtadt Tripolitza in der Mitte Moreas in Arkadien mit etwa 10,000 Einwohnern, 6 griechiſchen Kirchen und 4 Moſcheen. Die Städte Kordos, Gereme und Korinth am Iſthmus gleichen Namens, Fort mit 360 Thürmen, 2 Hafen (Lecheo und Kechre). Archos (Argos) 4000 Einw., feſtes Schloß am Ende des Buſens Anaboli, vormals befand ſich hier eine Schule, wo nach der lancaſterſchen Methode gelehrt wurde; in der Nähe das Dorf Karia, wo einſt Mycene ſtand und wo man noch das Grab des Agamemnon und die Quelle des Eruſino ſieht. Anaboli, Nauplia, Naplia oder Napoli di Romania, auf einer Halbinſel am Meerbuſen gl. N., Hafen und Synagoge, der Sitz der vormaligen griechiſchen Regierung, ſonſt ſtarker Seehandel; Coron, Fort am Meerbuſen gl. N., Hafen, Seehandel; Modon, Fort auf der Südweſtſpitze der Halbinſel, Handel, unfern davon die Inſel Sapienza mit dem Hafen Porta longa; Mavromathi, einſt Meſſene; Navarin, guter Hafen, berühmt durch die in neueſter Zeit dort gelieferte Seeſchlacht. Arcadia, Londar (Londari) einſt Leuſtra; Kalaverta, in der Nähe der Lago di Feneo, der Styx und das feſte Kloſter Megaſpileon, dort befand ſich ein Wunderbild der heiligen Jungfrau, welches dem heiligen Lucas zugeſchrieben, in der neueſten unruhigen Zeit aber geraubt wurde. Caſtel Torneſe. — Belvedere (Elis) in der Nähe Miraka am Ryfo, wo einſt Olympia ſtand und die berühmten Spiele gefeiert wurden. Paolitza, auf dem Berge Kotylias in Arkadien, Trümmer des Tempels des Apollo Epikurios (des Erretters, nach der von Thucydides geſchilderten Peſt); Patras am Golfo di Lepanto, beinahe gänzlich eingeäſchert, vorhin ſtarker Handel; Voiſtitza (einſt Egea), Hafen; Gaſtuni, dabei eine der fruchtbarſten Ebenen in Europa; Lala, der Wohnſitz der berüchtigten räuberiſchen Lalioten; Schloß Karak Morab beim Cap Ria, verſchließt den Buſen Ainabachti; das Dorf Kironiti, ſonſt Epidaurus, iſt Aeſculaps Geburtsort.

b. Der Sandſchak Miſtra

umfaßte mehr die ſüdlich gelegenen Länder Moreas. — Miſtra, die Hauptſtadt — das Wort bedeutet ſo viel als weicher Käſe — zählte ſonſt 6000 Einwohner, worunter ſehr viele Juden; unweit Miſtra fällt der Eurotas (jetzt Waſſili Potamo, der königliche Fluß, in den Meerbuſen, deſſen weſtliche Erdzunge das Cap Matapan (Tenaros) endiget. Hier bei der Stadt Tenaros, dem jetzigen Dorfe Kaihwares, war eine berühmte Höhle, welche die Alten den Eingang zur Wohnung des Pluto nannten. Am Weſtufer des genannten Fluſſes Eurotas erblickt man die merkwürdigen Ruinen des alten Sparta, der Hauptſtadt Lakoniens. Ihr Umfang betrug 48 Stadien (1¼ Meile). Sparta war nicht regelmäßig und zuſammenhängend gebaut, ſondern beſtand aus fünf einzelnen Bezirken, die noch in der 120. Olympiade durch keine gemeinſchaftliche Mauer eingeſchloſſen waren. Die ſchönſte Zierde des Marktplatzes der Stadt machte der berühmte Säulengang (Perſike) aus, welcher von der, den Perſern abgenommenen Beute erbaut worden, und deſſen Dach, ſtatt gewöhnlicher Säulen, von den Standbildern vornehmer Perſer aus weißem Marmor getragen ward; ferner gehörte unter die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten Spartas der Chor, ein Ort auf dem Markte, der mit den Bildſäulen Apollos, Dianens und Latonens prangte und auf welchem an den Gymnopädien die Epheben ihre Tänze aufführten.

Napoli di Malvaſia, Stadt, in deren Nähe köſtlicher Wein (Malvaſier) wächst, Hafen; in der Nähe Trümmern der Stadt Epidaurus Limera. — Kalamatta, Hafen, große Fiſcherei. — Boronia, Wohnſitz der Kokulioten, der gefährlichſten und gefürchtetſten griechiſchen Seeräuber. — Die Gebirgsgegend Maina, welche die Buſen von Kolokythia und Koron umſchließen, und die im Cap Matapan ausläuft; Wohnſitz der 60.000 tapfern Mainoten, die ſich für Nachkommen der alten Spartaner halten und von den Türken nie ganz überwältigt werden konnten. Das Land der Mainoten iſt in 15 Diſtrikte eingetheilt; jeder derſelben hat einen Kapitano unter Oberherrſchaft eines ſelbſt gewählten Bey oder Bek. In großen Volksverſammlungen (Synoden) werden allgemeine Angelegenheiten, z. B. Beförderung des Handels, des Ackerbaues u. ſ. w. verhandelt. Der Hauptort heißt Citries (Chitrie) und iſt die Reſidenz des Mainotenbey, der unmittelbar die Seehafen Amyros, Maudinies ꝛc. beſitzt. Zaruta iſt der fruchtbarſte und bevölkertſte Diſtrikt.

Das eigentliche Hellas, von uns Untergriechenland genannt, gehörte bei den Türken größten Theils zu dem Ejalet Dſcheſair und bildete zwei Sandſchaks desſelben:

a. Sandſchak Ainabachti,

wovon der Meerbuſen zwiſchen dem Feſtland und Morea bis zum Iſthmus von Corinth den Namen führt (auch Meerbuſen von Lepanto genannt) umfaßte das mehr weſtlich gelegene Livadien, als Aetolien, Theile von Locri, Doris ꝛc. mit der Hauptſtadt Ainabachti, Ennebeck, ital. Lepanto, einſt Naupactus, am Meerbuſen gleichen Namens, deren Eingang durch Kaſtelle, die kleinen Dardanellen genannt, geſchützt wird; es hatte 2000 Einwohner, Kaſtell und Hafen. — Hier ſchlugen einſt die Athener die Spartaner und Don Juan 1571 die türkiſche Flotte. — Das Schloß Romeli Kapak, das auf dieſer Seite den Buſen von Lepanto vertheidigt.

b. Sandſchak Egribos

beſteht aus einem Theile vom eigentlichen Griechenland und den Inſeln Egribos ꝛc. Das feſte Land umfaßte das alte Attica, Böotien, Phocis, Locris und Doris oder das öſtliche Livadien. — Von Athen haben wir bereits oben Gelegenheit genommen zu ſprechen; bei den Türken hieß die Stadt Setines, am Buſen von Aegina und an dem nun ausgetrockneten Fluſſe Iliſſus; ſie hatte ungefähr 1300 Häuſer und 10.000 Einwohner, wovon ein Drittel Türken geweſen, Citadelle (Arkrpolis mit den Trümmern der Propyläen und dem Tempel des Erechtheus); es zählte 39 griechiſche Pfarrkirchen, über 80 Kapellen, Klöſter, eine katholiſche Kirche mit Kloſter, 5 Moſcheen, Lyceum, 2 griechiſchen Schulen, Geſellſchaft der Muſenfreunde, mit einer ähnlichen Geſellſchaft zur Aufklärung der Griechen in Wien und und mit der griechiſchen Anſtalt zu München verbunden; Bibelgeſellſchaft; ehemals guter Ackerbau, Seifenſiederei, Safian- und Baumwollenzeugfabrik, ſonſt großer Handel mit Oel, Honig, Baumwolle, Seide, Färbwurzeln, Wein ꝛc.; Ruinen des Tempels des Theſeus, der Viktoria, der Minerva, des Jupiter, des Odeon ꝛc. — Die Athenienſer genoſſen noch unter der türkiſchen Regierung einen Schatten von Freiheit und wählten ſich jährlich vier Archenten (Magiſtratsperſonen) und andere Beamte. Eigenthümer der Stadt war das Haupt der ſchwarzen Verſchnittenen zu Konſtantinopel, welchem jährlich 30,000 Kronen Tribut entrichtet werden mußten. Die chriſtlichen Kirchen ſowohl als die Minarets und ein großer Theil der Häuſer Athens ſind während des Befreiungskrieges verbrannt und zerſtört worden, und wie beinahe allerwärts in Griechenland, liegt nun auch hier der Handel darnieder. — Niſäa (Megara) am Meerbuſen Engia, Hafen, Geburtsort des Euklid. — Zeiton (Zituny) am Fluſſe Achelous und eine halbe Meile von dem nach ihr benannten Meerbuſen; Meſſe, Handel; 2 Meilen ſüdwärts das Gebirge Kumayta, ſonſt Oeta, mit dem Paſſe von Thermopylä, von welchem bereits Meldung geſchah. — Salona, das alte Amphiſſa; Baumwoll- und Tabakhandel, über der Stadt der Liakura (Parnaß). — Thiwa, Stiva, das alte Theben, am Fluſſe Ismenus. — Platäa. — Die D. Kaſtri, einſt Delphos, mit dem altgriechiſchen Kloſter St. Lucas; vormals mit dem Tempel des Apollo, der Höhle der Pythia, der pythiſchen Spielen und der caſtaliſchen Quelle. — Levſina, vormals Eleuſis; Hafen am Buſen von Egina, Ruinen der Propyläen, des Tempels der Ceres und der Diana Propyläa. — Marathon, Schlacht.

Die lange Inſel Egribos oder Negroponte, ſonſt

Euboea, hat 76 Quadratmeilen Flächeninhalt und die Einwohnerzahl wurde ſonſt auf 60,000 geſchätzt; ſie iſt gebirgig aber fruchtbar an Getreide, Wein, Oel, Holz, Marmor; mit der feſten Hauptſtadt Egribos (Chalcis), durch eine Brücke mit dem feſten Lande verbunden, 16,000 Einwohner, Citadelle, Hafen, der an 400 Schiffe faßt, wo gewöhnlich die türkiſche Galeerenflotte lag. — Caryſto (Caſtello roſſo), Felſenſchloß, Hafen. — Kavaleri. Aſturi. Petali. — Koluri, ſonſt Salamis, vom Feſtlande getrennt durch einen Kanal, in dem Themiſtokles die perſiſche Flotte ſchlug, vormals mit 500 Einwohner, meiſtens albaneſiſchen Chriſten, und dem Städtchen Koluri. — Dorf Ambelachi mit Trümmern des alten Salamis. — Ania oder Engia (Aegina), im Meerbuſen gleichen Namens, ſonſt 4000 Einwohner, lauter Griechen, fruchtbar an Korn, Oliven, Mandeln, Feigen, Wein, Krapp, Baumwolle, Tauben und Repphühner, mit der Stadt gleichen Namens; Ruinen eines Jupitertempels. — Die lange Inſel Egribos ſelbſt iſt durch die ſehr fiſchreiche Meerenge Euripus vom feſten Lande (Livadien) getrennt; dieſe Meerenge iſt berühmt und merkwürdig wegen der unregelmäßigen Bewegung des Waſſers, da man auf in derſelben angelegten Mühlen bemerkt, daß das Waſſer in denſelben vom Neumond bis zum erſten Viertel und vom Vollmond bis zum letzten Viertel zwei Mal auf und abſtrömt; indem die Räder zu dieſen Zeiten des Tages zwei Mal auf die eine und zwei Mal auf die andere Seite laufen; zur Zeit der andern Mondsviertel iſt die Fluth und Ebbe dieſer Meerenge ungleich; das Waſſer fließt in einem Tage nicht nur 7mal, ſondern 11, 12, 13 bis 14mal auf und ab; und verändert in einem Tage wohl 20mal ſeinen Lauf.

Von des heutigen Hellas Landes- und Kunſtprodukten haben wir bereits früher geſprochen; auf das Klima aber werden wir zurückkommen bei dem Verſuche der Beantwortung der Frage: „Auf welche Art und Weiſe kann der Bayer in Hellas rüſtig und geſund bleiben, und ſich unter jenem herrlichen Himmel ein langes Leben verſprechen?“

Unter dem ſchweren Drucke des türkiſchen Tyranenjoches hat die Bevölkerung Griechenlands bedeutend abgenommen, und der lange Kampf in der neueſten Zeit trug natürlicherweiſe nur dazu bei, ſie tiefer noch herabzuſtimmen. Das von uns bezeichnete neue Königreich mag in dieſem Augenblicke etwas über eine Million Einwohner zählen, wobei aber die Bevölkerung keiner anderen Inſel als jene von Negroponte eingeſchloſſen iſt; doch läßt ſich leicht vorausſehen, daß die vielen unter türkiſcher Botmäßigkeit zurückgebliebenen griechiſche Familien alles anwenden werden, um in König Ottos Reich auswandern zu können, und es läßt ſich kaum glauben, daß die türkiſche Regierung ſolchen Auswanderungen große Schwierigkeiten in den Weg zu legen verſuchen wird, denn es haben die Herren Osmanen zu gut erfahren, wie ſchwer es halten dürfte, in der Folge die mündig und zur Freiheit reif gewordenen Hellenen länger noch im ſchmachvollen Joche der Tyrannei zu erhalten. Uebrigens bleibt es eine längſt erkannte Wahrheit, daß das Wohl und Wehe eines Landes keineswegs von einer größern oder mindern Bevölkerung abhängig iſt.

Die Hellenen bekennen ſich zu der ſogenannten chriſtlich-griechiſchen Kirche *) und dieſelbe Religion haben auch die Servier, Raizen, Walachen und ein Theil der Bosnier, Kroaten, Morlaken, Arnauten und Bulgaren. Ihr kirchliches Oberhaupt war früher der vom Großſultan ſelbſt gewöhnlich für 100,000 Thlr. ernannte Patriarch zu Konſtantinopel, mit dem Rang eines Paſcha von zwei Roßſchweifen und mit dem Titel „der Allerheiligſte", der auch als Oberhaupt der griechiſchen Patriarchen von Antiochien, Jeruſalem und Alexandrien anerkannt wurde, ſich Erzbiſchof von Stambul nannte und mit einer Synode von zwölf Biſchö-

---

*) Griechiſche Kirche nennt man denjenigen Theil der Chriſtenheit, welcher in ſeinen Glaubenslehren, Gebräuchen und kirchlichen Einrichtungen der im ehemaligen griechiſchen Kaiſerthume gegründeten und vom fünften Jahrhunderte an unter den Patriarchen von Konſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem eigenthümlich ausgebildeten Anſicht und Ausübung des Chriſtenthums folgt. Es giebt in der griechiſchen Kirche verſchiedene in ihren Meinungen von einander abweichende Parteien, allein die griechiſche Kirche unter türkiſcher Hoheit war, ſo viel es der Druck, unter dem ſie litt, erlaubte, ganz der älteſten Verfaſſung treu geblieben, jedoch war die Religionsfreiheit der Griechen in der That ungemein beſchränkt: ſie durften keine neuen Kirchen bauen und keine Thürme und Glocken führen, ja auf Morea durfte man ſogar nur Nachts Meſſe leſen. Aus der unter Ottos I. Regierung natürlich eintretenden, unbeſchränkten Religionsfreiheit und den allgemeinen Fortſchritten der Geiſtesbildung wird und muß die griechiſche Kirche große Vortheile ziehen.

ſen das Kirchenweſen faſt unbeſchränkt regierte. Ueberdieß hatten die griechiſchen Gemeinen 20 bis 30 Metropoliten, 18 bis 20 Erzbiſchöfe, 120 Biſchöfe (gewöhnlich Deſpoti genannt und vornehmſte Obrigkeiten ihrer Religionsverwandten). Uebrigens hat die griechiſche Kirche auf Hellas, wie in Rußland, ihre Archinandriten, Igumenen, Papas oder Liturgen, Diakonen, Mönche und Nonnen, Hegumenen oder Kloſtervorſteher, Xeniologiten oder Mönche, welche die Befugniſſe zum Beichteſitzen und Abſolviren haben. — Zweifelsohne wird König Otto I. für das neugebildete Königreich einen eigenen Patriarchen nebſt Synode ernennen.

Die neugriechiſche Sprache oder das ſogenannte „Romaik“ hat ſiebzig Dialekte, wovon der atheniſche der ſchlechteſte iſt, zum Unterſchied von dem Hellenik der altgriechiſchen Sprache, welche ſich allein einigermaßen in den epirotiſchen Gebirgen, in den Thälern der Kaſſiopier, obgleich mit vielen fremden Wörtern und Redensarten angefüllt, erhalten hat.

Man ſieht ſich unwillkührlich gezwungen dem Wohllaute und der Annehmlichkeit des Romaik Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, da demſelben vielleicht noch die ganze Melodie der alten, ſchönen Sprache eigen iſt. Belauſcht man die Pronunciation eines Griechen unſerer Zeit, der die neue Sprache mit dem glücklichen Rhythmus des Altgriechiſchen vereiniget, läßt ſich ſehr wohl begreifen, wie dadurch der Redner ein ganzes Volk, das ihm zuhörte, mit ſich fortreißen und feſſeln konnte.

Indeſſen iſt die Ausſprache unter den neuern Griechen ſehr verſchieden. Klima und Gegend ſcheinen hier Einfluß zu üben. Der Mainote dehnt die Worte und Sylben ſehr lang; der Athenienſer verkünſtelt die Ausſprache; die Zunge des Albaneſers bekundet ſeinen rauhen und harten Charakter.

Thatſache aber bleibt es, daß der Deutſche, bei nur einigem Fleiße, das Neugriechiſche mit großer Leichtigkeit erlernt und daß ſeine Ausſprache jener der Eingeborenen zum nächſten kömmt.

Keinem Zweifel kann es unterliegen, daß die Sorge der ottonſchen Regierung bald wird dahin gerichtet werden müſſen, in dem griechiſchen Königreiche aus den Eingeborenen eine ſtehende Armee zu errichten und die zu organiſirende Flotte mit griechiſchen Seeſoldaten und Matroſen zu bemannen.

Im letzten Befreiungskampfe haben es die Griechen bewieſen, daß ihnen die Tapferkeit der Altvordern noch beiwohnt und namentlich ſind die Gebirgsbewohner, vorzüglich die Mainoten, geborene Krieger; es wird einige Schwierigkeit machen, die Hellenen an bayeriſche Militärdiſciplin und Ordnung zu gewöhnen, allein iſt es nur erſt ſo weit gediehen, kann man mit Sicherheit annehmen, es werde die griechiſche Landmacht hinter keiner andern europäiſchen zurückbleiben.

Die griechiſchen Matroſen zumal ſind ihrer Trefflichkeit halber von der ganzen nautiſchen Welt geſchätzt und werden ſelbſt den engliſchen an die Seite geſetzt und oft denſelben vorgezogen.

Nachdem ſich Griechenland in neueſter Zeit für einen Freiſtaat erklärt hatte, der aber bekanntlich von Europa nicht anerkannt wurde, ſtand ſeiner damaligen Regierung lange eine wohl bemannte Flotte von 400 Seefahrzeugen (das größte von 26 Kanonen), Briggs, Cutters und Scampiavios (Schnellſegler) zu Gebote. Gegenwärtig freilich ſoll ſich die Flotte in ſchlechtem Zuſtande befinden, allein ſo viel iſt gewiß, alle Mittel ſind vorhanden dem neu organiſirten, militäriſch ſo ungemein vortheilhaft ſituirten Königreiche eine reſpectable und treffliche Land- und Seemacht zu bilden und heranzuziehen.

Bald werden wir blanke, griechiſche Ottothaler erblicken und es wird die Regentſchaft den Fuß der Münzen, der Maaße und Gewichte, neu und weiſen Anſichten entſprechend, reguliren. Bis jetzt aber herrſcht in Griechenland in dieſer Beziehung noch das gewohnte türkiſche Syſtem und bei der nächſten Nachbarſchaft der Osmanen bleibt es auf jeden Fall unerläßlich, ihre Münzen und Gewichte näher kennen zu lernen.

Zum Maaßſtabe aller türkiſchen Münzen dient der eigentliche türkiſche Thaler, den man in dem europäiſchen Handel unter dem Namen des türkiſchen Piaſters kennt und der nach dem gewöhnlichſten Wechſelcours nicht ganz volle 12 Groſchen Sächſiſch (alſo etwa 54 bayeriſche Kreuzer) gilt. Der Pare, deren vierzig einen Piaſter ausmachen, hat folglich den Werth von 3 bis $3\frac{1}{2}$ Pfenningen Sächſ.; nach franzöſiſchem Gelde wurde ein Piaſter gewöhnlich berechnet zu 1 Livre, 8 Sols, 5 bis 6 Deniers. Hundert türkiſche Aſper machen einen Piaſter.

Die türkiſchen Gewichte ſind der Cantaar, die Oke und die Dragma. Der Cantaar wiegt vier und vierzig Oken, und die Oke hat vierhundert Dragmen. Die Dragma, die das Element des türkiſchen Gewichtes iſt, kommt ganz unſerm Quentchen gleich und beträgt den achten Theil einer Unze. Der Cantaar wiegt folglich 137 Pfund 8 Unzen und die Oke 3 Pfund 2 Unzen.

2.

Der Bewohner des alten Hellas. — Die Griechen und Griechinnen unſerer Tage.

Patriarchaliſche Kindlichkeit und wahre Seelengröße zeichneten die alten Griechen aus; echten, unverdorbenen Kindern der Natur gleich blieben Freiheit und Selbſtſtändigkeit ihnen die höchſten Ideale, nach denen ſie ſtrebten; männlicher Stolz und kühne, unternehmende Thätigkeit ſchienen dem Hellenen der Vorzeit angeboren, aber freilich in der Liebe ſowohl dann im Haſſe kannte er keine Grenzen, allein die ausgedehnteſte Gaſtfreundſchaft war ihm heilig. Wie immer wirkte auch hier die Grundlage des Charakters auf die Sitten, auf religiöſe, politiſche und philoſophiſche Anſichten und Ueberzeugungen der Bewohner des Landes. Die Religion der alten Griechen charakteriſirte ein ungemein freundlicher und lachender Typus:

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel ſenkt ein Genius.

Selbſt des Orkus ſtrenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers ſeelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.“

„Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elyſiens Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker ſeine Bahn.
Linus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alceſtens Arme ſinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Oreſtes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.“

Alſo unſer unſterblicher Schiller von den Göttern des alten Griechenlands. Uebrigens war, neben dem hoch Poetiſchen, dieſer Religion doch auch ſehr vieles rein Menſchliches und Sinnliches beigemiſcht. Gegen den Feind erlaubte ſie Liſt und Rache und keines ihrer Geſetze befahl Keuſchheit. Deſto reiner und ſinniger aber lautete, in geiſtreichen Sinnſprüchen, die Moral einzelner hochbegabten alten Griechen; wer hätte nie gehört von den ſieben Weiſen Griechenlands und vom erleuchteten Sokrates? — Die Freiheits- und Vaterlandsliebe der alten Griechen kannte keine Grenzen und ließ am allerwenigſten perſönliche Selbſtſucht aufkommen; jener Patriotismus war es, der kleine Heere unüberwindlich machte, der jene unerreichte, muſterhafte kleine Freiſtaaten und in dieſen Lykurge, Solone und Timoleone ſchuf; er war es, welcher den Leonidas, Themiſtokles, Demoſthenes und Phocion zu unſterblichen Thaten begeiſterte. Das alte Griechenland war in jeder Beziehung ein glückliches Land, allerwärts blühten Handel, Schifffahrt, Ackerbau und Gewerbe, allein wie immer erkeimte endlich auch neben der höchſten Kultur orientaliſche Ueppigkeit; übrigens gab es nie ein Volk, welches höhern Sinn für geiſtige und körperliche Schönheit entwickelt hätte, als die Hellenen des Alterthums; dieſer Sinn ſchuf jenes hehre Ideal des Schönen, welches ſtets allen Zeiten und civiliſirten Nationen zum unumſtößlichen Maaßſtab gedient hat und ſelbſt heutigen Tages noch dient.

Indem wir nun im Begriffe ſtehen von den heutigen Bewohnern des neu gebildeten griechiſchen Königreiches zu ſprechen, glauben wir dem ſchönen Geſchlechte den Vorzug geben und mit deſſen Würdigung beginnen zu müſſen, welche unſere hoffnungsvolle Jünglinge, die nach Hellas zu ziehen gedenken, ohne Zweifel mit Gier verſchlingen werden.

Heute noch gebühren mit vollem Rechte den Griechinnen der Preiß der Schönheit und die Palme der Tugend. Den erſtern Vorzug verdanken ſie phyſiſchen Urſachen, welche nahe genug liegen. In den meiſten Gegenden dieſes Reichs erwärmt den größten Theil des Jahres hindurch die Sonne eine Luft, welche von feuchten Dünſten gereiniget und mit erquickenden Blumendüften geſchwängert iſt; die ſanfte Temperatur, der heitere Himmel, gleich dem zu Memphis, dann die mäßige Arbeit und das geordnete Leben, welches die helleniſchen Weiber führen — alle dieſe günſtige Umſtände vereinigen ſich und ſind unſtreitig die Quelle der Schönheit, welche die Frauen des Peloponneſes zu allen Zeiten ausgezeichnet hat.

Die Muſter, welche einen Apelles und Phidias begeiſterten, finden ſich noch heutigen Tages unter den Griechinnen. Größten Theils von hohem Wuchſe ſtellen ſie edle Formen dar; ein dunkel glühendes Auge und ihr kleiner roſiger Mund, mit den ſchönſten Perlenzähnen geziert, laden zum feurigſten Kuſſe ein. Indeſſen unterſcheiden ſich Hellas Töchter untereinander beinahe eben ſo auffallend wie jene Landſchaften, welche von ihnen bewohnt werden. Die Spartanerin iſt blond, ihr Wuchs ſchlank, der Gang edel; das Mädchen aus den Gebirgen des Taygetes beſitzt die Figur und den Anſtand einer bewaffneten Pallas; die Meſſenierin iſt klein, hat viel Embonpoint, aber ungemein anmuthsvolle Züge, große, blaue Augen, lange ſchwarze Haare, und wenn ſie mit ihren zarten bloßen Füßen den Boden berührt, könnte man ſie für Floren in Mitte ihrer ſchönen Kinder halten; die Arkadierin endlich, in etwas grobe Leinwand gehüllt, läßt kaum die Regelmäßigkeit ihres Wuchſes bemerklich werden; ihr Kopf iſt untadelich und ihr Lächeln jenes rührende der reinſten Unſchuld.

Nicht köſtliche Stoffe gerade ſind es, womit ſich die Griechinnen ſchmücken, ausgenommen die koſtbaren indiſchen Shawls, die jedoch nur wohlhabende Frauen tragen. Gewöhnlich kleiden ſie ſich in ſelbſt genähte oder gewebte aber ſehr geſchmackvoll zugeſchnittene Kleider und flechten in der ſchönen Jahreszeit duftende Blumen in's Haar.

In jenem glücklichen Klima vollendet der Menſch viel ſchneller als in unſern nördlichern Gegenden ſeine körperliche Ausbildung und beide erreichen weit früher ihre vollkommene Reife. Es iſt in Griechenland nichts ſeltenes Mädchen zu ſehen, die ſchon mit dem zehnten Jahre mannbar und mit dem dreizehnten körperlich vollkommen ausgebildet ſind. Sehr natürlich muß dieſe frühzeitige Reife des Körpers auch auf die moraliſchen Anlagen des weiblichen Geſchlechtes Einfluß haben; die Griechinnen alle haben ein höchſt lebhaftes und feuriges Temperament; ſie ſind ſehr empfänglich für die Liebe und hängen mit der glühendſten Leidenſchaft an dem geliebten Gegenſtande; kein Opfer iſt ihnen zu theuer um ſich deſſen Zärtlichkeit zu erhalten und ſie ſind in dieſem Stücke wahre Heldinnen. Allein man würde ſich ſehr irren, wenn man dieſe hohe Energie des Gefühles für eine Quelle von Verirrungen der Sinne und Ausſchweifungen halten wollte; dieſe zärtlichen und leidenſchaftlichen Geſchöpfe beſitzen im Gegentheil einen außerordentlichen Grad von Zurückhaltung. Wenn ihre Seele noch ſo heftig erſchüttert iſt, behält doch das Aeußere immer einen Anſtrich von Ruhe und Würde bei, und die ängſtlichſte Beſcheidenheit leitet alle ihre Handlungen. Befinden ſie ſich aber dagegen mit dem Geliebten unter vier Augen, überlaſſen ſie ſich deſto heftiger dem Sturme der lang verhaltenen Leidenſchaft, und nur hier allein genießt der Mann das Glück in einem Grade geliebt zu werden, wie er es nirgends anders auf der Welt zu werden hoffen darf.

Mit zarten Organen begabt, und empfänglich für die Melodie ſingen die Griechinnen unter Begleitung eines Inſtruments, welches ihre Stimme hebt. Nicht was ſo gern die Liebe gönnt iſt der Stoff ihres Geſanges; ſie beklagen ſich nicht über die Untreue oder den Kaltſinn des Geliebten; nein, es iſt vielmehr immer ein Jüngling, der vor Liebe verſchmachtet, wie das Gras der Dächer, der ſich beſchwert über die Grauſamkeit ſeines unerbittlichen Mädchens, der ſich vergleicht mit Vögeln, die ihre Gattung verloren, mit der einſamen Turteltaube, welche die ganze Natur einladet, ihren Gram und ihre Trauer zu theilen. Bei dieſer langen Erzählung von Leiden werden die aufmerkſamen Gefährtinnen der

Sängerin immer im Innerſten gerührt, ſie weinen, und freuen ſich am Ende des herrlichen Genuſſes, der ihnen zu Theil geworden.

So wie aber dieſe Mädchen mit der bezauberndſten Liebenswürdigkeit Amors reiner Fackel folgen, ſo treten ſie auch mit aller weiblichen Würde an Hymens Altar. Die Bande, die ſie dort knüpfen, ſind unauflöslich, und in dieſen geheiligten Verbindungen, die ſie für unverletzlich halten, zeigen ſie ganz die nämliche Energie der Gefühle, das nämliche Feuer einer glühenden Seele und die nämliche grenzenloſe Hingebung für den Gatten, die ſie je für den Geliebten hegen konnten; ſie verſtehen im höchſten Grade die Kunſt, den Tempel Hymens mit Roſen der Liebe zu beſtreuen. Selten ſieht man eine Griechin nach dem Tode des Gatten, der ihres Herzens Wahl war, ſich zum andern Mal vermählen; ſelten vermag eine ſolche gefühlvolle, zärtliche Seele den Verluſt deſſen mit Faſſung zu tragen, den ſie liebte und häufig verleben griechiſche Wittwen den Reſt ihrer Tage einſam und unter Thränen.

Indeſſen kein Licht ohne Schatten! — Wenn die griechiſchen Frauen von Mutter Natur die Gabe der Schönheit empfiengen und die unüberwindliche Neigung mit Feuer und voll Innigkeit zu lieben, ſo haben ſie auch, wenigſtens in den höheren Ständen, den Fehler, ſehr *ehrſüchtig* und *eitel* zu ſeyn.

Die Griechinnen haben von Natur eine friſche und blühende Geſichtsfarbe, allein dennoch ſuchen ſie die Lebhaftigkeit des Colorits noch durch Kunſt zu erheben, c'est tout comme chez nous! — Die rothe Schminke aber, deren ſich die Griechinnen häufig bedienen, wird aus einer ſehr ſchönen *Irisart* bereitet, die aus Hellas, wo ſie in den ödeſten Gegenden wild wächſt, längſt auch nach Deutſchland gebracht worden iſt, und unter die Zierden unſerer Blumenbeete gehört. Die Griechen nennen dieſe Pflanze Agrio crino, oder *wilde Lilie*, weil ſie in der That ein lilienartiges Gewächs iſt, ohne jedoch eine wirkliche Lilie zu ſeyn. Uebrigens hat die *griechiſche* vor allen übrigen Schminken den großen Vorzug, daß ſich durch ſie die Wangen mit dem lieblichſten, jenem der Natur vollkommen gleich kommenden Roth färben, welches weder durch Erhitzung bei'm Tanze noch durch andere Zufälligkeiten verwiſcht werden kann, denn es beſteht nicht in einer blos an der Oberfläche der Haut ſich anhängenden Materie, ſondern z dringt dieſe Schminke ſelbſt in die Poren ein, ohne deßhalb der Geſundheit im geringſten ſchädlich zu werden. Auch hat man nicht nöthig das Schminken ſelbſt oft zu wiederholen, denn das ſchöne Incarnat erhält ſich mehrere Tage lang auf den Wangen und man kann ſich waſchen, wie man will, ohne es zu verwiſchen. (M. ſ. d Randgloſſen am Schluſſe des Bändchens).

Ein anderer Fehler des ſchönen Geſchlechtes in Griechenland iſt es, daß daſſelbe ſehr wenig auf reine Wäſche hält. Selbſt vornehme Damen beſitzen ſelten mehr als zwei Hemden, von denen ſie das eine, ohne zu wechſeln, oft vierzehn Tage bis drei Wochen auf dem bloßen Leibe tragen, und obwohl ſie häufig baden, wird dabei die Wäſche nur ſelten gewechſelt. Nun es ſoll zuweilen auch in andern Ländern vorkommen, daß reitzende, junge Frauenzimmerchen unter koſtbaren Shawls und ſeidenen Kleidern, beſchmutzte oder zerriſſene Hemden tragen.

Im Allgemeinen ſind die Griechinnen, da der Unterricht in der Jugend ſo ungemein mangelhaft bleibt, etwas unwiſſend, allein dennoch fühlt man ſich von dieſen liebenswürdigen Ignorantinnen ungemein angezogen. „Der Ausdruck der Lebhaftigkeit (alſo läßt ſich das Septemberheft v. Jahr 1831 einer ſehr beliebten engliſchen Zeitſchrift, „Neu Monthly Magazine“, verlauten) verläßt nie die griechiſchen Mädchen. Das Feuer des Genius und der Natur erſetzt bei ihnen die Erziehung. Die Spuren der Eloquenz in der Unterredung, durch welche die Alten ſo berühmt waren, finden ſich noch am meiſten bei den Weibern, und die zärtlichſten Liebkoſungen ihrer Worte, die ſtets auf ihren Lippen ſchweben, geben ſelbſt ihren trivialſten Unterhaltungen Leben und Intereſſe. „Meine Augen“ — „mein Herz“ — „meine Seele“ — ſind bei ihnen nichts weiter als die gewöhnlichen Ausdrücke eines warmen und gefühlvollen Herzens.“

Was nun die Männer betrifft, ſo haben häufig ungemein ſinnige und unpartheiiſche Menſchenkenner aller Nationen, an Ort und Stelle, zwiſchen den heutigen Griechen und den alten Hellenen Vergleichungen angeſtellt, und ungeachtet des tiefen Abgrundes von Jahrhunderten und traurigen Ereigniſſen, der ſich zwiſchen „Einſt“ und „Jetzt“ gebildet, in guten wie in böſen Eigenſchaften die ſprechendſte Aehnlichkeit zwiſchen ſo unendlich weit aus einander gelegenen Generationen gefunden und gerade die Befreiungskämpfe unſerer Zeiten haben es bewieſen, daß die jetzt lebende Griechen keineswegs das durch lange Knechtſchaft ſo tief geſunkene und erniedrigte Volk ſind, wie man ſie oft, und zwar nicht ohne Vorbedacht und Nebenabſichten, von gewiſſen Orten her, uns dargeſtellt hat.

Die Griechen zeichnen ſich durch einen ſtarken und ungemein wohl gebildeten Gliederbau im allgemeinen aus, ihre Phyſiognomien aber tragen das Gepräge klaſſiſcher Regelmäßigkeit, des lebhafteſten Ausdruckes und ſinnigſten Ernſtes unverkennbar an ſich. Sie ſind zwar immer voll Lebendigkeit und Geiſt, häufig etwas pfiffig und ſtets ſehr eitel. — Dieſe Eitelkeit wurde, ſelbſt als das türkiſche Joch die Nacken der Griechen am ſchwerſten drückte, unglaublich weit getrieben. Mancher Familienvater gab ſein letztes mit Piaſtern gefülltes Beutelchen dahin, um von den Tyrannen einen leeren, nicht einen halben Aſper eintragenden Titel, oder aber die Auszeichnung zu erkaufen, gelbe Sandeln und eine andere Mütze, als die im Lande gewöhnliche, tragen zu dürfen. Eine Folge dieſer Eitelkeit iſt es auch, daß die Griechen mit Vergnügen von den Ruinen ihrer alten, hoch gefeierten Denkmale ſprechen, ſobald nur ein noch ſo geringer Unterricht ihnen einige Kenntniß von der Geſchichte ihres Vaterlandes beigebracht hat, und wie denn Prahlerei und Eitelkeit leibliche Schweſtern ſind, ſo nennen ſich viele Griechen, lediglich nach dem Klange ihrer eigenen Namen, bald Abkömmlinge des Beliſars, oder der Codrus, Miltiades, Epaminondas, Themiſtokles u. a. Mit einer feurigen und blühenden Phantaſie im vollſten Maaße begabt, lebhaft, zu ſinnlichen Freuden geneigt, überladen ſie gern die Rede mit Vergleichungen und Figuren, in welche ſich nicht ſelten die Lüge miſcht; in allem neigen ſie ſich zu einiger Uebertreibung hin; ihr Charakter iſt im allgemeinen aufbrauſend und dem Geiſte der Intrigue blieben ſie nicht ganz entfremdet. Die unſelige Eiferſucht, welche bisher die Griechen unter ſich ſelbſt entzweite, war urſprünglich ledizlich das Werk der türkiſchen Tyranei, und dieſe Tyranei, ausgeübt durch jene elende Inſtrumente der Bedrückung, die Codja-Bachis, blieb das größte Hinderniß für die fortſchreitende Geiſtesbildung des Volkes.

Der heutige Grieche neigt ſich weder zur Unmäßigkeit noch zur Trägheit; ſeine Lebensart war äußerſt einfach, denn der Luxus konnte unmöglich aufkommen, da die Tyrannen ununterbrochen auf Spuren eines beſſern Wohlſtandes bei jedem Einzelnen lauerten. Die mehreren Griechen, beſonders in kleinern Orten, gaben ſich daher auch nur in Geheim mit Handelsſpeculationen ab, und ſobald dieſe nur einigermaaßen glückten und anfiengen in's Große zu gehen, ſo mußten ſie befürchten, ihr Vermögen und auch oft ihr Leben zu verlieren. Eben ſo würde ein reichlicher Ertrag der Ländereien einen gewiſſen Wohlſtand haben ahnden laſſen; dieſen mußten die Griechen auf das allerſorgfältigſte zu vermeiden ſuchen, und daher lag ein ſo großer Theil der Aecker unbebaut.

Uebrigens ſind kaum drei Viertel von den Einwohnern Livadiens und Moreas eigentliche Griechen oder echte Nachkommen der alten Hellenen, die übrigen ſind ein Gemiſch von Griechen, Türken, mohamedaniſchen Albaniern, Juden, Italienern, Zigeunern u. a. — Dieſe Miſchlinge ſind in der Regel die verworfenſten Menſchen, und da ſie nur zu häufig mit den Hellenen ſelbſt verwechſelt werden, tragen ſie mit die Schuld, daß das griechiſche Volk ſo oft zu ungünſtig und leidenſchaftlich beurtheilt wurde.

3.

Großer Aberglauben der Griechen. — Seltſame Gebräuche bei Geburten, Taufen, Leichenbegängniſſen. — Spiele, Tänze, Cotſakias, Geſang und Muſik der Griechen.

Schon die Griechen des Alterthums beſchuldigte man eines großen Hanges zum Aberglauben, und es bleibt begreiflich, daß dieſer Hang, gegen den ehemals die ausgedehnteſte Verbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften nicht zu ſchützen vermochte, den heutigen Hellenen um ſo mehr eigen ſeyn muß, da unter ihnen nur ſehr geringe Intelligenz heimiſch iſt.

Gleich bei ſeinem erſten Eintritt in die Welt umringt den Griechen das ganze Gefolge des Aberglaubens und begleitet ihn nun durch ſein ganzes Leben hindurch. Erblickt ein Kind das Licht der Welt, ſo beſtreicht man vorerſt ſeine Stirne mit einer Menge Koth, um von ihm den Einfluß der Hexen abzuwenden.

Nach Verlauf einiger Tage iſt man mit dem Empfange der Feen oder Miren beſchäftiget; man ſchmückt nämlich die Stube mit Tapeten, die Wiege des Kindes aber mit Shawls, Pretioſen und blanken Münzen, um die Ankunft der vier unſichtbaren, wohlthätigen Feen zu erwarten, welche das neugeborene Kind in ihren beſondern Schutz nehmen ſollen; mit Aengſtlichkeit werden viele ſeltſame Vorkehrungen getroffen, damit durch keinen Zufall der Zorn der Feen gereizet werde möge. Nach dieſen Anordnungen ſetzen ſich die Frauen, Baſen und Freundinnen der Wöchnerin ſchweigend in einen Kreis und verhalten ſich unbeweglich, ſo lange man die Feen bei der Wiege des Kindes beſchäftiget glaubt. Endlich iſt dieſe Feierlichkeit vorüber und nun wird der junge Erdenbürger in die Kirche getragen, um die Taufe zu empfangen.

Dieſe heilige Handlung beſteht nicht wie bei uns in einer einfachen Benetzung des Scheitels des Kindes, ſondern dieſes wird ohne Rückſicht auf die Jahreszeit, in ein großes, mit eiskaltem Waſſer angefülltes Becken eingetaucht, wo es, ohne ſeiner Schwäche zu achten, oder auf ſein Geſchrei zu hören, gewachſen, gebadet und grauſam gerieben wird, denn ohne ſolche Procedur würde die Erbſünde, das Werk des Teufels, — nach der Meinung der Griechen — nicht vertilgt werden können.

Unaufhörlich durchziehen alte häßliche Weiber — größten Theils Zigeunerinnen — den Peloponnes. Geachtet, gefürchtet, geliebt, geſchmeichelt — werden dieſe vermeintlichen Zauberinnen bei allen wichtigern Unternehmungen und Planen des Lebens zu Rath gezogen.

Empfindet z. B. ein junges reitzendes Mädchen plötzlich eine ihr unbekannte Regung beim Anblicke eines Jünglings, der ſie nicht zu bemerken ſcheint — was beginnt die Jungfrau? — Sie läuft ſogleich zu einer jener Zauberinnen und dieſe bereitet ihr gegen reichlichen Lohn einen Liebestrank, als untrügliches Mittel, Gegenliebe zu erlangen. Iſt das junge Mädchen begütert und kann die Wahrſagerin eine gute Belohnung erwarten, ſo iſt auch der Erfolg unfehlbar, denn ſie wird nun ihre Unterhändlerin (Proxenetta). In Geheim entwirft ſie eine Menge von Intriguen, die ſo gut berechnet ſind, daß ſie am Ende zum Ziel führen müſſen. (M. ſ. die Randgloſſen.)

Ferner glauben die Griechen an einen, alles Glück haſſenden Dämon, deſſen Erwähnung ſelbſt die Muthigſten in Schrecken ſetzt. Ihrer Meinung zufolge ärgert ſich dieſer Geiſt über das Wohlergehen der Menſchen und reichliche Erndten; er beneidet die Fruchtbarkeit der Heerden und zürnt ob der Anmuth und Schönheit der Mädchen. Dieſer ſeltſamen Idee Sklave, vermeidet man Jemanden Glück deshalb zu wünſchen, weil er hübſche Kinder hat; man hütet ſich des Freundes Pferde zu loben, denn ſogleich würde der unſichtbare Hexenmeiſter den Kindern Krankheiten ſenden und den Pferden auf andere Weiſe ſchädlich werden. Dieſer böſe Genius erſtreckt ſeine Gewalt ſogar ſo weit, daß er den Reichen ihre Schätze raubt. Allein, wenn man des Freundes Eigenthum dennoch loben will, darf man dabei nur von Knoblauch reden, oder ausſpucken und ſogleich iſt der Zauber gelößt und der Hexenmeiſter gefeſſelt.

Ueberhaupt ſpielt der Knoblauch bei den Griechen eine wichtige Rolle; ſie halten ihn nämlich für einen untrüglichen Talisman jeden Spuck oder Zauber zu bannen, daher wird in neugebauten Häuſern und Schiffen ſogleich Knoblauch aufgehangen, um durch ihn böſen Geiſtern den Eintritt zu wehren.

Die Furcht vor der Hexerei vergiftet bei dieſem Volke ſogar die Freuden der Liebe. Man glaubt allgemein, daß böſe Mächte und Zauberer die Neigung der Gatten zu ändern und deren phyſiſche Kraft zu lähmen vermöchten. Daher trifft man den Tag vor der Hochzeit ſeine Vorkehrungen dagegen, macht der Zauberin ein Geſchenk, von der man vielleicht etwas fürchten zu müſſen glaubt und verſöhnt ſich mit ſeinen Feinden.

Unter denen in Griechenland gebräuchlichen Verwünſchungszeichen iſt das fürchterlichſte der Anblick der zugleich ausgeſtreckten und erhobenen fünf Finger. Die Zahl fünf iſt auch dermaßen verrufen, daß man ſogar im Geſpräche ſie nicht erwähnt, ohne deßhalb eine Entſchuldigung vorzubringen.

Wenn eine Frau nach ihrer Niederkunft zum erſten Mal das Bett verläßt, muß dieſelbe, ehe ſie die Füße auf die Erde ſetzt, ſich ehevor auf ein Stück Eiſen ſtellen, damit ſie, wie es heißt, ſo ſtark werde wie dieſes Metall. Auch darf ſie in kein anderes Haus gehen, ohne einen Schlüſſel oder ein anderes Stückchen Eiſen auf die Thürſchwelle zu legen und darauf zu treten, weil ſie ſonſt alle die verderblichen Einflüſſe, die ſie umringen, mit ſich in dieſes Haus bringen würde.

Leicht begreift es ſich, wie in der Folge eine verſtändige und energiſch durchgeführte Volksbildung, welche mit einer beginnenden Generation vorgenommen werden muß, genug zu ſchaffen haben wird, um mit kräftiger Hand jene düſtern Schleier des Truges und Wahnes zu zerreißen.

Eines der neueſten Hefte des ſchon oben citirten trefflichen engliſchen Journals „Neu Monthly Magazine“ äußerſt ſich über die Leichenbegängniſſe der heutigen Hellenen alſo:

„Ich wohnte“, ſchreibt der Referent, „während meines Aufenthaltes in Griechenland in neueſten Zeiten einem für mich ſehr intereſſanten Leichenbegängniſſe bei, das nicht nur von allen Ceremonien begleitet war, wie ſie uns die Alterthumskunde berichtet, ſondern die wehklagenden Geſtalten des Zugs bildeten wahrhaft Gruppen, die ein klaſſiſcher Meißel geſchaffen, und dann durch den prometheiſchen Funken mit Leben und Bewegung beſeelt zu haben ſchien. Nichts wird den Eindruck verlöſchen, den insbeſondere die gedungenen Klageweiber auf meine Seele machten, die der mit Blumen begränzten Leiche voranſchritten, indem ſie auf ihre Brüſte ſchlugen und das Haar zerrauften und den Namen des Verſtorbenen riefen. Ich ward in Erſtaunen geſetzt über die Lebendigkeit, in der eine griechiſche Seele auflodern kann, obgleich ich auch das Volk des ſüdlichen Italiens und Siziliens kennen gelernt hatte, dem Niemand Phlegma vorwerfen wird. Bei allen Aeußerungen ihrer Leidenſchaft war es indeſſen die plaſtiſche, oder, um mich eines andern Wortes zu bedienen, die klaſſiſche Schönheit in jeder Bewegung und Stellung dieſer Griechinnen, was mich bezauberte. Eine der gewöhnlichſten Bewegungen ihres Schmerzes war, die in einander geſchlungenen Hände über dem Kopf zu erheben und in dieſer Stellung zu bleiben, gerade ſo wie wir auf alten Basreliefs und Vaſen die Frauen bei Leichenbegängniſſen und dergleichen abgebildet ſehen; alle vorkommenden Gebehrden und Worte erinnerten mich mächtig an Homer und die griechiſchen Trauerſpieldichter; über alle Beſchreibung erhaben und rührend aber waren jene letzten Momente, bevor die Leiche dem Schooſe der mütterlichen Erde zurückgegeben wurde; da faßten die Verwandten noch ein Mal die theure Hülle des Entſeelten, ſchloſſen ſie in ihre Arme, und weinten und ſchwelgten gleich Andromache in dem Uebermaaße des Schmerzes — ich ſah das homeriſche „*Ἵμερος γοοῖο*“. — Aber ſelbſt im leidenſchaftsloſen Zuſtande iſt die Haltung und das Wort der griechiſchen Frauen voll Leben und Beredſamkeit; man kann auf ſie anwenden, was Gibbon von Petrarca ſagt: „In ihrer Bruſt wird jedes Gefühl zur Leidenſchaft!“

Unter den verſchiedenen Spielen, welche die reifere, griechiſche Jugend erfreuen, zeichnet ſich insbeſondere das Laufen aus, welches vorzüglich in Arcadien bei ſchöner Jahreszeit ſehr häufig geübt wird. Die Alten oder ein Prieſter führen dabei den Vorſitz und der Sieger erhält einen Preiß.

Es giebt aber auch bedeutendere Spiele, welche nur von Erwachſenen vorgenommen werden können, dieſe ſind u. a. das Ringen und der Diskus, Spiele, welche ſchon dem Alterthume angehörten. Das Ringen iſt noch ganz daſſelbe, wie es bei den olympiſchen Spielen oder bei jenen auf dem Iſthmus herkömmlich war.

Unter großem Zuſtrömen des Volks erſcheinen die Ringer beinahe ganz nackt und paarweiſe. Sobald die Muſik das Zeichen gegeben, ſchreiten ſie in gemeſſenen Schritten, den Takt ſchlagend, vor, und nehmen Stellungen, denen unſerer Fechtmeiſter nicht unähnlich; nachdem ſie in die Hände geklaſcht, begeiſtern ſie ſich durch Geſang, fordern ſich heraus und greifen an. Mit den Händen, welche ſie zuerſt einander auf die Schultern legen, ſuchen ſie einander niederzudrücken, wiewohl gewöhnlich fruchtlos; dann faſſen ſie ſich um die Hälſe und dieſer iſt der entſcheidendr Augenblick, in welchem Gewalt mit Liſt wechſelt, den Gegner zu beſiegen — bis endlich einer der Ringer auf den Rücken liegt. Der Sieger empfängt den Preiß, der Beſiegte aber ſchleicht beſchämt davon und verbirgt ſich im dichteſten Volkshaufen.

Das alte Spiel des Diskus, wozu eine große Stärke der Arme erforderlich iſt, blieb bis jetzt noch in Griechenland im Schwunge. Es beſteht darin, daß man einen Stein von wenigſtens zwanzig Pfunden in der flachen Hand eine ganze Zeit lang über dem Kopfe hält und ſofort denſelben nach einem angegebenen Punkte wirft.

Unter den heute noch in Hellas üblichen Tänzen zeichnet ſich der durch junge Mädchen ausgeführte ſogenannte „candiotiſche" durch bildliche Stellungen und unzählige artige Verſchlingungen ſehr zu ſeinem Vortheile aus. Neben dem candiotiſchen wird, ſeiner ungemeinen Raſchheit halber, vorzüglich der wallachiſche Tanz von den jungen Leuten geliebt und getrieben. Der pyrrhichiſche iſt ein gravitätiſcher Waffentanz, denn die Theilnehmer ſchwingen blanke Dolche in der Fauſt.

Außer den genannten charakteriſtiſchen Tänzen werden in Griechenland noch mehrere andere geübt, von welchen wir uns begnügen des anmuthigſten von allen, der Romaika nämlich, zu erwähnen. Er wird zugleich von vielen Männern und Frauen getanzt und hat einige Aehnlichkeit mit unſerer tempête. Die Romeika fängt mit einer langſamen und ernſten Bewegung an, welche jedoch immer ſchneller und ſchneller wird, daß ihr am Ende kaum mehr das Auge zu folgen vermag. Geſänge, von den Tänzern im Einklange mit Inſtrumenten angeſtimmt, geben Takt und Maaß.

Uebrigens wird man einem ſo lebhaften und fröhlichen Volke, wie die Griechen ſind, es zutrauen, daß ſie gern und viel tanzen. Der Tanz iſt bei ihnen das Lieblingsvergnügen jeden Alters; er darf weder bei öffentlichen Feſten noch in Privatzirkeln fehlen.

Es bewohnen die freundlichen Muſen längſt den Helikon nicht mehr und mit den übrigen haben auch die Götter des Geſangs und der Dichtkunſt Griechenland gemieden und leiſe Spuren nur ihres güldenen Reichs hinterlaſſen.

Im Allgemeinen iſt man in Griechenland mit den Hauptgrundſätzen, auf welchen Poeſie und Muſik fußen, jetzt gänzlich unbekannt, allein dieſer Umſtand hindert die Griechen nicht in der Sphäre dieſer ſchönen Künſte ſich als Improviſatoren zu zeigen. Ihre ſogenannte Cotſaklas aus dem Stegreife, ſind oft ſehr witziger Natur und folgen bei Leuten von nur einiger Bildung Schlag auf Schlag. Es haben ſolche Impromptus eine große Aehnlichkeit mit unſern Charaden und dgl. und vor dieſen noch den Vorzug, daß ſie geſungen werden, aber freilich in etwas langweiliger und monotoner Weiſe.

Der eigentliche Geſang iſt übrigens in Griechenland an allen Orten, unter allen Ständen und bei jedem Alter gewöhnlich; allein immer begleiten ſich die Griechen mit einem Inſtrumente.

Die Hellenen haben einen Sang, der ihnen daſſelbe, was dem Schweizer ſein Kuhreigen iſt. Er iſt die Lieblingsweiſe des Hirten im Thale und des Matroſen im Maſtkorbe und ſelbſt unter fernen Zonen erinnert er den Griechen an ſein geliebtes Vaterland.

In Arkadien und an den Küſten ertönen noch zuweilen Geſänge, welche dem Alterthume angehören; nach dem Beiſpiele der Altvordern beſingen dieſe Leute kriegeriſche Thaten vaterländiſcher Helden.

Mehrere angenehme Melodien kommen aus den joniſchen Inſeln nach Griechenland und ſind beinahe immer italieniſchen Urſprunges, wegen des großen Verkehres jener Inſulaner mit Italien.

Mit der Inſtrumental- iſt es in Griechenland nicht viel beſſer als mit der Vokalmuſik beſchaffen. Die am gewöhnlichſten vorkommenden Inſtrumente ſind eine Art antiker Lyra, die baskiſche Trommel, verſchiedene Gattungen von Sackpfeifen u. dlg. m.

4.

Faſten. — Oſter- und andere Feſte. — Küche und Lebensweiſe der Griechen. — Meubeln und Gefäße.

Nirgend in der Chriſtenheit wurden je die Faſtenzeiten, namentlich jene vor dem Oſterfeſte, gewiſſenhafter gehalten, dann jenes Feſt ſelbſt prunkvoller gefeiert als in Griechenland.

Die Verletzung der Faſtengebote betrachten die Griechen wie die unverzeihlichſte aller Sünden, und dieſe Gebote ſind bei weitem ſtrenger als in der katholiſchen Kirche, denn ſelbſt Wöchnerinnen und Kranke halten ſich nicht vom Faſten dispenſirt.

Am grünen Donnerſtage wird in den Kirchen unter großer Andacht von Jedermänniglich das heilige Abendmahl eingenommen und daſelbſt in ſtillen Betrachtungen die Nacht vollbracht; am Charfreitage aber enthalten ſich die Griechen jeder Nahrung und begnügen ſich, ſpät Abends, etwas Waſſer und Brod zu ſich zu nehmen; die Nacht wird ebenfalls wieder betend und wachend zugebracht.

Am Sonnabend vor Oſtern färben ſich die bleichen Geſichter der Griechen; Freude und Hoffnung beginnen die düſtern Züge zu beleben. Tauſende von Händen ſind geſchäftig Kuchen zu backen und Eyer hart zu ſieden, welche, wie bei uns, auf die mannichfaltigſte Weiſe gefärbt werden; die zarten Oſterlämmchen werden mit bunten Bändern geziert und deren Hörner ſogar vergoldet; auch ſucht man bereits die Feierkleider hervor; die Weiber reinigen die Häuſer und putzen die Stuben mit ängſtlicher Sorgfalt heraus. Endlich wirft man auf ein gegebenes Zeichen alle Töpfe aus der Küche zum Fenſter hinaus, deren man ſich während der Faſtenzeit bedient hat, und das nennt man die Faſten zum Fenſter hinauswerfen.

Man bringt noch die Nacht vom Sonnabend bis zum Oſterſonntag in der Kirche zu, allein ſo wie die erſte zarte Morgenröthe den Horizont färbt, erheben tauſend Stimmen ein lautes Freudengeſchrei; das Halleluja erſchallt und der Biſchof verkündiget aus dem Innern des Heiligthums, das ſich in dieſem Augenblicke öffnet, die große Begebenheit der Auferſtehung; neues Freudengeſchrei ertönt, die Schießgewehre knallen und alle Gläubige umarmen ſich mit den Worten: „Χριστος ανιστη“ (Chriſtus iſt erſtanden!).

Die großen Kirchenceremonien am Oſterſonntage werden unter freiem Himmel gehalten, dann eilt alles zum reichlichen Frühſtück nach Hauſe. Die den Tag zuvor eingeſegneten Lämmchen werden nun zum feierlichen Mahle bereitet, welches ebenfalls unter freiem Himmel ſtatt findet. Der Wein ſtrömt, Geſänge erſchallen, Pfeifen und der wilde Ton der baskiſchen Trommel fallen ein; das Schlemmen, Schmauſen, Tanzen nimmt während der nächſten acht Tage kein Ende.

Ueberhaupt halten die neuen, ſo wie ehemals die alten Griechen ungemein viel auf reichliches Trinken und eine gut beſetzte Tafel. Das Feſt des heiligen Georg (bald nach Oſtern) und mehrere derlei andere wurden in dieſer Art gefeiert und bei ſolchen Gelegenheiten vergaß ſelbſt der noch unter dem drückenden Joche der türkiſchen Tyrannei ſeufzende Grieche ganz und gar ſeine unglückliche Lage. Die Osmanen zeigten ſich in-ſolchen Tagen auch nachſichtig, allein zuvor mußten die gebeugten Hellenen die Erlaubniß, ihre Freude ein Mal laut werden laſſen zu dürfen, bei den Paſchas und Agas durch drückende Geſchenke erkaufen.

Die Griechen unſerer Tage halten es für heilige Pflicht gegen die bürgerliche Geſellſchaft ſich jung zu verheirathen und man findet unter ihnen nur ſehr wenige — alte Hageſtolzen. Ihre Verbindungen werden in der Regel aus Liebe geſchloſſen und nur äußerſt ſelten knüpft der Eigennutz eheliche Bande. Daher finden Eheſcheidungen, obwohl bei den Griechen erlaubt, kaum anderwärts ſtatt, als in größern Handelsſtädten unter der reichern Klaſſe der Einwohner. Es gehört dieſe unter die achtungswerthen Tugenden der neuen Griechen.

Am eigentlichen Hochzeitstage wird das junge Paar mit großem Gefolge und Gepränge in die Kirche geführt. Der Zug bewegt ſich ſehr langſam und feierlich vorwärts; man ſucht ihn aber durch Geſänge und Tänze zu beleben, auch werden brennende Fackeln, jene des Amors und Hymens andeutend, voraufgetragen. So wie das Brautpaar das Haus verläßt, wird es von allen Seiten mit einer Menge Baumwollkörner beworfen; dieſes geſchieht noch ein Mal in der Kirche vor der prieſterlichen Einſegnung, denn man will damit den jungen Leuten eine glückliche Ehe uud ſo viele Lebensjahre wünſchen, als man Körner geworfen hat. Wohlhabende und beſonders dem Brautpaare gewogene Hochzeitsgäſte miſchen unter die Körner kleine Silber- zuweilen ſogar Goldmünzen.

Der Bräutigam wählt ſich einen Pathen und die Braut eine Pathe, und beide werden ſofort von dieſen nicht mehr verlaſſen, bis die Ceremonie beendiget iſt. An der Thüre der Kirche wird der Zug von dem Popen empfangen, der zwei Blumenkränze, die mit Bändern und Spitzen verziert ſind, einſegnet und den jungen Leuten auf die Köpfe ſetzt; in gleicher Weiſe ſegnet er auch zwei Ringe, einen von Gold, den andern von Silber, und ſteckt ſie ihnen an die Finger. Während der Feierlichkeit vertauſcht er jedoch häufig die Kränze und die Ringe und giebt wechſelweiſe jedem den Kranz und den Ring des andern, doch ſo, daß der goldene Ring am Ende dem Manne und der ſilberne der Frau bleibt. Nach dem Popen werden die Umtauſchungen vorerſt von den Pathen und dann auch von allen Verwandten verrichtet, ſo daß man ſehr lange in der Kirche bleiben muß. Endlich beſchließt der Pope die Ceremonie damit, daß er ein Brod nimmt, es in kleine Stücke zerſchneidet und dieſe in einen großen Becher voll Wein legt; hievon genießt er zuerſt ſelbſt einen Löffel voll und dann theilt er auch an das Brautpaar und an alle Anweſende davon aus. Hierauf kehrt man in derſelben Ordnung wieder in das Hochzeithaus zurück, wo indeſſen ein großer Schmaus zubereitet worden iſt; die Verwandten und beiderſeitigen Freunde der jungen Leute ſchicken dazu alle Arten von Lebensmitteln, und da die Griechen, wie ſo eben erwähnt wurde, große Freunde von ſolchen Gelagen ſind, bringen ſie gewöhnlich bei einer Hochzeit mehrere Tage zu.

Auch bei Verheirathungen zeigt ſich der Aberglauben der neuen Griechen im grellſten Lichte, allein da wir dieſes eben nicht ſehr intereſſante Kapitel ſchon hinlänglich berührt haben, übergehen wir die vielen tollen Gewohnheiten mit Stillſchweigen, welche bei Hochzeiten geübt werden und die alle darauf berechnet ſind, das junge Paar und deſſen ganze Nachkommenſchaft vor dem Teufel und ſeinen Tücken zu bewahren. Am leichteſten wird es der Braut eine untrügliche Probe ihrer unentweihten Jungferſchaft zu geben, denn, wenn ſie nur, bevor man zu Bette geht, ein ſchwaches Haarſieb entzwei tritt, zweifelt an deren Reinheit Niemand mehr.

So üppig übrigens bei beſondern Gelegenheiten die Tafeln der neuen Griechen ſervirt waren, eben ſo frugal gieng es in der gewöhnlichen Lebensweiſe her; der ärmere Theil des Volkes, und er war immer der bei weitem größere, behielt, nach Entrichtung der übertriebenen Abgaben an die Türken, kaum ſo viel übrig, daß er zur Noth ſeinen Hunger mit geeinigen Früchten ſtillen konnte und dieſen Leute floß ſelbſt der Wein nur ſparſam troß der Fülle ſeines Vorhandenſeyns auf Hellas.

Zur ungünſtigen Jahreszeit ließen die Wohnungen der heutigen Griechen keine große Geſellſchaften zu, und es konnte ſich der Frohſinn in jenen engen Räumen nicht ungezwungen äußern, denn längſt ſind jene prächtigen Paläſte und Säulhallen der Privaten, wo Spiele und Künſte wetteifernd glänzten, geſchwunden und man baute nur mehr in Eile für die Bedürfniſſe des Augenblicks.

Auch die Hausgeräthe der neuen Griechen ſtellen nur zu ſehr deren Herabwürdigung zur Schau. Hingeſtreckt auf ein unbildliches und ziemlich roh gearbeitetes Sopha laſſen ſie ſich auf runden, höchſtens einen Fuß über der Erde erhöhten Tiſchen bedienen, und der Mangel an allem, was Sinn für verfeinerten und verſtändigen Lebensgenuß und gereinigten Geſchmack andeutet, iſt bei den Vornehmen weit auffallender als bei den Geringern, denn in der That findet man unter den Landleuten Arkadiens Gefäße, welche ganz jenen des Alterthums gleichen, z. B. die kleinen metallenen Trinkgeſchirre, in welchen der Wein auf den Tiſch geſetzt wird, dann die antik gebildeten hölzernen Kannen, die ſie um die Schultern gehangen tragen, aus Olivenholz gearbeitet mit zierlich eingelegten Figuren u. dgl. m.. — aber freilich auf die vornehmen Griechen in Stambul leidet das Geſagte keine Anwendung, denn in ihren Paläſten fand man zwar orientaliſche Pracht, vereint mit dem feinen Geſchmacke und der Eleganz des civiliſirten Europas, aber dagegen waren auch ſie gerade die entartetſten ihres Volkes.

Wir glauben übrigens dieſem Kapitel noch die folgenden hieher gehörigen und nicht unintereſſanten Notizen beifügen zu müſſen.

Das Waſſer, jenes erſte und nothwendigſte Mittel zum menſchlichen Lebensunterhalte, iſt in einem großen Theile des Königreiches, von welchem wir hier ſprechen, keineswegs von vorzüglicher Güte. Flüſſe, Bäche und ſelbſt Quellen enthalten meiſtens während des Sommers ein ſehr ſchlammiges und unreines, und ſelbſt nur im Winter und Frühling etwas beſſeres Waſſer, welches der Fremde, ohne es mit Wein zu vermiſchen, kaum zu trinken vermag. Nur in Arkadien und Meſſenien entſtrömt den Quellen, am Fuße der Gebirge, lauteres und köſtliches Waſſer.

Durch ihre Religion zu langen Faſten genöthiget trifft man auf den Tafeln der Griechen den größten Theil des Jahres hindurch nur ſehr magere Gerichte, nämlich eigentliche ſogenannte — Faſtenſpeiſen, von welchen wir daher zu ſprechen billigerweiſe vorziehen.

Die Griechen bereiten viele ſolche Faſtenſpeiſen lediglich aus Kräutern und Küchengewächſen. Ihre Zwiebel, Lauch und Gurken ſind von ganz ausgezeichneter Art; alle Speiſen werden mit Oel und Butter zugerichtet und ſtark mit Pfeffer, Fenchel, Origan u. dgl. gewürzt; auch von Schnecken und Knoblauch ſind die Hellenen große Liebhaber. Geſalzene Fiſche, Makrelen, Meeraale, die Xiphias und viele andere Sorten werden häufig verſpeißt; auf den Tafeln der Vornehmern auch Macaroni mit geriebenem Käſe von Baſilico (Sicyon).

Milchſpeißen werden viele genoſſen, die Schaafmilch iſt die gewöhnlichſte. Unter den Käſen hat, außer jenem gerade genannten von Baſilico, der von Miſtra den größten Ruf, doch ſind ſie alle zu ſtark geſalzen und ſagen daher dem Gaumen des Fremden nur ſelten zu. Käſe und Butter werden, und zwar etwas unreinlich, in Schläuchen aus Ziegenleder aufbewahrt.

Schwarze geſalzene Oliven von Coron und der von den Ruſſen ſonſt häufig eingeführte Caviar gehörten ebenfalls zu den Alltags- und Lieblingsgerichten der Griechen. — Ein Hauptnahrungsmittel des Volkes ſind Früchte, vorzüglich köſtliche Zuckermelonen, Waſſermelonen, Kaſtanien und eßbare Kürbiſſe.

Zur Zeit, wo das Fleiſcheſſen erlaubt iſt, traktiren ſich die Griechen meiſtentheils mit Braten. Sie ſtecken immer ein ganzes Lamm an den Spieß, nachdem ſie es ehevor geſpickt und mit Gewürzen beſtreut haben; ſo eſſen ſie auch das Schwein- und Ziegenfleiſch, welches wie das Schöpſenfleiſch faſt das einzige gebräuchliche iſt, denn die Griechen hielten ſelbſt in neueren Zeiten noch das Rindfleiſch für der Geſundheit ſchädlich, daher früher im ganzen Peloponnes jährlich nicht ſechstauſend Ochſen und Kühe conſumirt wurden; in der allerneueſten Zeit ſcheinen die Hellenen zwar von dem berührten Vorurtheile zurückgekommen zu ſeyn, allein leider ſind während des Befreiungskrieges ihre Ochſen und Kühe ſo ziemlich verſchwunden und ſie mußten ſich daher vor der Hand den Appetit nach Rindfleiſch ſchon vergehen laſſen. Außer den Ragouts von Schöpfen- lieben die Griechen auch jenes von Haſenfleiſch, doch wird Geflügel ſelten oder nie und der Salat nur gekocht genoſſen; die brennende Pfeiffe zu ſtarkem, ſchwarzen Caffee vertritt meiſtens die Stelle des Deſſerts; ihre Gepäcke ſind unverdaulich, und erhalten durch zu vielen beigemiſchten Hönig einen widerlichen Geſchmack, beſſer dagegen ſchmecken die Confitüren auf den Tafeln der Reichen.

Die Griechen trinken ihren Wein unvermiſcht und je mehr je lieber; ihre Brantweine taugen wenig.

Poßierlich-tragiſch rief ein in Griechenland reiſender Franzoſe, als er ein Gaſtmahl verließ, aus: „O Verfall der Künſte! Grab des Talents! Sturz des Genies! was würde Apicius ſagen, wenn er bei dieſen neuen Griechen eine Torte mit rothem Mohn, Fenchel und Salat vermiſcht erblicken könnte!“

(Fortſetzung und Schluß dieſer Aufſätze folgen im zweiten Bändchen.)

IV.

Das neugriechiſche Alphabet*)

beſteht aus folgenden vier und zwanzig Schriftzeichen:

Geſtalt		Ausſprache.
der großen — Buchſtaben des Alphabets.	der kleinen	
A	α	Alpha
B	β	Bita
Γ	γ	Gamma
Δ	δ	Delta
E	ε	Epſilon
Z	ζ	Zita
H	η	Ita

---

*) Statt β, γ, ϑ, π und τ bedienen ſich die Neugriechen auch zuweilen noch anderer Schriftzeichen.

Geſtalt:		Ausſprache:
Θ	ϑ	Thita
Ι	ι	Jota
Κ	κ	Kappa
Λ	λ	Lambda
Μ	μ	My
Ν	ν	Ny
Ξ	ξ	Xy
Ο	ο	Omicron
Π	π	Pi
Ρ	ρ	Rho
Σ	σ, ς	Sigma
Τ	τ	Taf
Υ	υ	Ypſilon
Φ	φ	Phi
Χ	χ	Chi
Ψ	ψ	Pſi
Ω	ω	Omega.

Von der Ausſprache, dem Accent, dem Spiritus, dem Apoſtrophen und den Interpunctionen.

A. Von der Ausſprache.

Das griechiſche Alphabet beſteht aus ſieben Vocalen und ſiebzehn Conſonanten mit Hinzurechnung der untrennbaren Doppelconſonanten und mit Ausſchluß der trennbaren ϛ (στ), χ (σχ) und ϑ (σϑ).

Die Ausſprache dieſer Schriftzeichen iſt folgende:

1) die Vocale.

α (Alpha) lautet in der Ausſprache wie unſer a — z. B. in den Worten: lang, bang, Malz und wird nur mit halb geöffnetem Munde ausgeſtoßen.

ε (Epſilon) klingt wie das helle deutſche e in den Worten: ſtreben, heben.

η, υ, ι (Ita, Ypſilon, Jota) unterſcheiden ſich nicht in der Ausſprache und ſind unſerm i, je nachdem es kurz oder lang iſt, in Liſt und Liebe völlig gleich. In gewiſſen Verbindungen mit andern Vocalen nimmt υ (Ypſilon) den Ton von unſerm f oder v an, wovon weiterhin die Rede iſt.

ο (Omicron) und ω (Omega) klingen wie unſer o in Lob, loben.

Noch iſt zu bemerken, daß die beiden Vocale η und ω — was beim Accent von Wichtigkeit iſt — ihrer Natur nach für lang, ο für kurz, die übrigen α, ε, υ, ι aber für zweifelhaft angeſehen werden.

2. Die Diphthongen.

Der Diphthongen giebt es acht: αι, αυ, ει, ευ, ηυ, οι, ου und υι. Von dieſen klingt αι wie das deutſche e in Spende oder Ende, oder wie ä in älter.

αυ, ευ und ηυ haben den Ton von af, ef und if, oder von av, ev und iv, je nach der Beſchaffenheit des darauf folgenden Buchſtaben. Das υ lautet nämlich wie β oder wie unſer w vor allen Vocalen; z. B. εὐαγγέλιον (ſprich Ewangellion), die gute Botſchaft, εὐειδής (ſprich Ewidis), ſchön, εὐήθης (ſp. ewithis), gutgeartet, εὐΐατος (ſp. ewiatos), leicht zu heilen, καλὸν κατευόδιον (ſp. catewodion), gute Reiſe, εὐωδία (ſp. ewodia), Wohlgeruch, εὔυδρος (ſp. ewidros) waſſerreich. Denſelben Ton hat υ vor den weichen Conſonanten β, γ, δ; ferner vor ζ und vor λ, μ, ν, ρ; z. B. εὔβουλος weiſe, αὐγό das Ey, εὐδαιμονία das Glück, εὔζωνος leicht, εὐλαβής fromm, εὔμορφος reizend, εὔνοια Wohlwollen, ηὗρα ich fand. — Den Ton des φ oder f dagegen hat es vor κ, π, τ und vor den Hochlauten χ, φ, θ, vor den doppelten ψ und ξ oder vor σ; z. B. εὔκολος leicht, εὐπαθής empfindlich, αὐτός er, προς εὔχομαι ich bete, εὐφήμει ſchweig ſtill, ἡ ἐλευθεριότης die Freigebigkeit, εὔψυχος muthig, εὐσεβής fromm.

ει und οι klingen ganz wie i: z. B. εἶναι ſie ſind, οἱ ἄνθρωποι die Menſchen.

ου wie unſer u: z. B. δοῦλος der Diener.

υι hat den Ton von zwei auf einander folgenden i oder von y in Hyäne: z. B. υἱός (ſp. iyos) der Sohn.

Sonach kennt die neugriechiſche Sprache ſechs Töne in i, als: η, ι, υ, οι, ει und υι; zwei in e, als ε und αι; und zwei in o, als: ο und ω.

Sollen die Töne, welche den Diphthong bilden, getrennt ausgeſprochen werden, wie z. αι in πυρκαϊά Feuersbrunſt, τὸ γαϊδοῦρι das Saumthier, ſo bezeichnet man den zweiten Vocal mit zwei Punkten. Kommt υ in dieſen Fall, nimmt es ſtatt des Tones f den von i wieder an.

3) Von den Conſonanten

haben nur die vier aſpirirten (τὰ δασία σύμφωνα), von denen zwei, γ und χ, Kehllaute, und zwei, δ und ϑ, Zungenbuchſtaben ſind, beſondere Laute.

Der Ton des γ und χ wird in der Kehle gebildet und entſpricht unſerm g vor e in geben und unſerm g in Sache ziemlich genau; γ iſt das gemilderte χ und umgekehrt. Dieſelben Beziehungen finden zwiſchen δ und ϑ ſtatt. Wer das engliſche th bilden kann, hat keine Schwierigkeit ϑ und δ gut auszuſprechen, da er den Ton deſſelben nur noch etwas zu verſchärfen braucht, um ϑ, und zu mildern, um δ auszuſprechen. Wer an dieſen Ton nicht gewöhnt iſt, verſuche die Aſpiration mit der Zungenſpitze hervorzubringen, indem er dieſe zwiſchen die Zähne drängt, den Körper der Zunge aber gegen die obere Zahnreihe drückt. Geſchieht dieſer Druck leiſe und ohne Gewalt, ſo bildet ſich δ; wird dagegen die Luft mit einiger Kraft und in der ganzen Breite der Zunge herausgeſtoßen, ſo kömmt der Ton des ϑ znm Vorſchein.

Alle andere Conſonanten ſind leicht und können durch deutſche Schriftzeichen dargeſtellt werden.

β klingt wie unſer w in walten.

ζ wie unſer z in Stanze, oder wie das franzöſiſche z zu Anfang.

κ wie unſer k. Vor τ jedoch nähert es ſich dem Ton des χ: z. B. κτίστης (ſp. Chtiſtis) der Maurer u. a. Nach ν aber gewinnt es den Ton unſeres g vor a: z. B. τὸν κόλπον (ſp. ton golpon) der Hafen.

λ gleicht unſerm l vollkommen. Es macht dabei keinen Unterſchied im Ton, ob es doppelt ſey oder nicht, z. B. ἄλλος (ſpr. alos) der andere.

μ und ν wie unſer m und n. Die heutige Sprache macht einen ſtarken Gebrauch vom ν ἐφελκυστικόν, wie man das zur Vermeidung des Hiatus eingeſchobene ν nennt;

z. B. λέγουσιν ὅτι für λέγουσι ὅτι, ἔγινεν ἕνας ꝛc. für ἔγινε ἕνας u. ſ. w.

Ξ hat den Ton unſeres chſ in einheimiſchen und des x in fremden Wörtern, wie z. B. in Alexander.

ρ iſt völlig unſer r, ſowohl mit dem Spiritus aſper, als dem lenis verſehen, der in der Ausſprache keinen Unterſchied hervorbringt.

σ lautet wie unſer ſſ in laſſen, ſcharf und ziſchend, wo es auch ſtehen mag, ſelbſt zwiſchen zwei Vocalen: z. B. φιλόσοφος (ſp. philoſſophos) der Weiſe. Nur wenn ein μ darauf folgt, verliert es ſeinen ſcharfen Ton und lautet wie z: z. B. χορτασμένος geſättiget, διαβασμένος geleſen.

τ klingt wie unſer t. Nur hinter ν hat es den Ton des deutſchen d: z. B. ὄντασ (ſp. ondas) ſeyend, τὸν τόπον (ſp. ton dopon) den Ort. — Die Griechen bedienen ſich dieſer Zuſammenſetzung, um den Buchſtaben d, der ihnen fehlt, in fremden Wörtern zu bilden: z. B. Ντάνζιγ Danzig, ὁ ντολμᾶς, der Kloß.

π lautet wie unſer p. Aber auch dieſer Conſonant mildert ſich nach μ und klingt dann wie unſer b: z. B. πέμπω (ſp. pembo) ich ſchicke, τὴν πόλιν (ſp. tin bolin) die Stadt. Mit dem vorigen hat er das gemein, daß er zur Herſtellung des b in fremden Wörtern von den Griechen, denen dieſer Buchſtabe abgeht, gebraucht wird: z. B. Μπάσρα Baſſora.

φ gleicht unſerm f ganz und gar.

ψ iſt das pſ in Pſalter u. dgl.

Eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienen γ und χ vor ſich ſelbſt und vor κ. In dieſer Verbindung erhält γ einen Naſenlaut, der am meiſten dem Ton des italieniſchen gn in degno, bagno u. dgl. gleicht. Das darauf folgende γ oder κ verlangt dem Ton des deutſchen g in Gabe: z. B. ἄγγελος (ſpr. Aanguelos) der Engel, ἀναγκαῖος (ſp. anagnkeos) nöthig. — Das χ bewahrt indeß auch in dieſer Verbindung ſeine Ausſprache: z. B. ἄγχω (ſp. agncho) ich würge.

Im Allgemeinen verhält es ſich mit der Ausſprache der Coſonanten, in Hinſicht der Verdoppelung, wie im Italieniſchen: die doppelten werden wie einfache ausgeſprochen und die einfachen erfahren eine Art von Verdoppelung, die darin beſteht, daß der Conſonant ſchon beim Ausſprechen der erſten Sylbe leiſe mit anklingt: z B. Ἑλλάς Griechenland, κομμάτι wenig (ſp. Elas, comati) und ὅλα alles, und καλός gut (ſp. ohl-la, cahl-los.)

Obgleich als erſte Bedingung zur Erlernung der Sprache angeſehen werden muß, daß der Anfänger alle dieſe vorbezeichneten Töne richtig und mit Leichtigkeit bilde und obgleich mit Erlangung dieſer Fertigkeit ſchon ungemein viel gewonnen iſt, bleibt doch noch eine große, die Ausſprache betreffende Schwierigkeit zurück, nämlich der richtige Gebrauch des Accents, von dem der charakteriſtiſche Wohlklang der Sprache abhängt.

B. Vom Accent.

Es iſt der deutſchen Sprache vor vielen andern möglich, einen anſchaulichen Begriff von dem zu geben, was die Griechen τόνος, Accent, nennen. Wenn wir z. B. das Wort außerordentlich ausſprechen, ſo erheben wir die Stimme bei der Sylbe „ord" dergeſtalt, daß ſie über die vorhergehenden und nachfolgenden, welche gleichſam zu ihr hinaufſteigen und von ihr herabfallen, zu herrſchen ſcheint. Der Accent, den wir dieſer Sylbe geben, gleicht vollkommen dem ſcharfen Accent (´) der Griechen. Etwas ähnliches wird bemerkt, wenn wir das Wort gelungen ausſprechen. Die Stimme ruht auf der Sylbe „lun" länger, als auf der andern, indem ſie dieſelbe zugleich merklich hervorhebt. Dieſer Accent gleicht wieder vollkommen dem griechiſchen Circumflex (῀). Es ergiebt ſich hieraus, daß der τόνος der Griechen eine Erhebung der Stimme in mehrſylbigen Wörtern iſt, die eine von den Sylben dem Ohre vernehmlicher macht als die andere, wodurch die ganze Sprache Modulation und Articulation gewinnt. Die Griechen haben bloß die Gewohnheit beibehalten, den Accent zu ſchreiben, um Ausländern das muſikaliſche Maaß ihrer Sprache beim Unterricht anſchaulicher zu machen, denn für die Griechen ſelbſt war und iſt noch jetzt der Accent in der Schrift völlig unnöthig. Der junge Grieche lernt das Wort, das er aufnimmt, ſogleich mit dem richtigen

Accent ausſprechen; und er lieſ't aus einem Buche, in dem die Accente fehlen, eben ſo richtig, als aus einem andern, in dem ſie ſich finden. Für uns aber iſt dieſer Gebrauch (denn man findet ſie in allen gedruckten Büchern) ein großer Gewinn, da wir ohne die Accentzeichen den richtigen Ton des Griechiſchen nur mit der größten Mühe erlernen könnten.

Aus alter Gewohnheit bedient man ſich zur Bezeichnung des Accentes eines dreifachen Zeichens: des ſcharfen (´), des ſchweren (`) und des Circumflexes (῀); die heutigen Griechen ſprechen alle drei Accentzeichen auf gleiche Weiſe aus.

In Abſicht der Stelle, welche dem Accent zukömmt, iſt zu bemerken, daß er in der Regel nie weiter vorwärts treten kann, als bis auf die dritte Sylbe vom Ende des Wortes. Der ſcharfe Accent betrifft ohne Unterſchied dieſe drei letzten Sylben. Der Circumflex kann nur auf den beiden letzten ſtehen und der ſchwere nur auf der letzten Sylbe des Wortes.

Mit Ausnahme mehrerer ſogenannten Monoſyllaben hat jedes Wort einen Accent, oder eine beſonders betonte Sylbe. Von noch einigen ſublimen Ausnahmen kann hier die Rede nicht ſeyn.

Des Apoſtrophes (᾿) bedient man ſich, um das Wegwerfen einer Sylbe zu Anfang oder zu Ende eines Wortes anzudeuten: z. B. ᾿ϛὸ *Παρίσι* für *εἰς τὸ Παρίσι* zu Paris.

Die beiden Spiritus, der weiche (᾿) und der harte (῾) ſind aus Ehrfurcht vor dem Alterthume beibehalten worden, doch ſtehen ſie, wo ſie ſich finden, völlig müßig, da alle Vocale jetzt auf gleiche Weiſe und ohne alle Aſpiration (das Ausſprechen mit einem Hauche) ausgeſprochen werden.

Die verſchiedenen Unterſcheidungszeichen (Interpunctionen) ſind folgende:

a) das Punktum, deſſen Stelle, wie im deutſchen, nach einem vollendeten Satze iſt.

b) die *ὑποστιγμή* (·), welche unſerm Kolon gleich gilt.

c) das Komma, das, wie im Deutſchen, zur Trennung der Glieder einer Phraſe gebraucht wird.

d) das Fragezeichen, das die Geſtalt (;) unſeres Semikolon hat;

und

e) das neuerdings eingeführte Ausrufungszeichen (!).

V.

Die
bayeriſch-militäriſche
Kommandowörter
ins
Neugriechiſche
übertragen,
mit
genauer Bemerkung der Ausſprache und Betonung.

	Bayeriſch-militairiſche Kommandowörter.	Uebertragung derſelben ins Neugriechiſche.	Deren Betonung und Ausſprache.
1.	T'Achtung!	προσοχή!	Proſochi!
2.	Rührt euch!	πάβλα!	Pabla!
3.	Augen rechts!	ὄμματ᾽ ἐπὶ δεξία!	Ommat epi dexia!
4.	G'rad' aus!	εὐθυτενῶς!	Efthytenos!
5.	Augen links!	ὄμματ᾽ ἐπ᾽ ἀριστερά!	Ommat ep ariſtera!
6.	Rechts um!	στραφῆτ᾽ ἐπὶ δεξιά!	Straphit epi dexia!
7.	Links um!	στραφῆτ᾽ ἐπ᾽ ἀριστερά!	Straphit ep ariſtera!

Die mit einem Strich (————) unterzogenen Commandoworte werden laut und vernehmlich, jedoch ohne beſondere Dehnung ausgeſprochen.

Die mit Punkten (. . . . .) verſehene Commandoworte werden gedehnt, und müſſen beſonders deutlich ausgeſprochen werden.

Jene aber, welche mit doppelten Strichen (════════) bezeichnet ſind, werden kurz, raſch und hellklingend commandirt.

	Bayeriſch-militäriſche Kommandowörter.	Uebertragung derſelben ins Neugriechiſche.	Deren Betonung und Ausſprache.
8.	Kehrt euch!	Ἡμίστροφον! oder ἀντίθετος στροφή!	Himiſtrophon oder antithetos ſtrophi!
9.	In's Achtel rechts!	ὀκτημόριον ἐπὶ δεξιά!	Oktimorion epi dexia!
10.	In's Achtel links!	ὀκτημόριον ἐπ' ἀριστερα!	Oktimorion ep ariſtera!
11.	Herſtell't euch!	ἐπαναστραφῆτε!	Epanaſtraphite!
12.	Vorwärts Marſch!	πρόσω ἄγετε!	Proſo agete!
13.	Ordinärſchritt-Marſch!	βῆμα σύνηθες ἄγετε!	Bima ſynithes agete!
14.	Geſchwindſchritt - Marſch!	βῆμα ταχύ - ἄγετε!	Bima tachi agete!
15.	Halt!	στάσις!	Staſis!
16.	Rückwärts Marſch!	'σ τὰ ὀπίσω, ἄγετε!	Sta opiſo agete!

	Bayeriſch-militäriſche Kommandowörter.	Uebertragung derſelben ins Neugriechiſche.	Deren Betonung und Ausſprache.
17.	Zieht euch-rechts!	λοξοβατεῖτ’ ἐπὶ δεξιά!	Loxobatyt epi dexia!
18.	Zieht euch-links!	λοξοβατεῖτ’ ἐπ’ ἀριστερά!	Loxobatyt ep ariſtera!
19.	G’rad aus!	εὐθυτενῶς!	Efthytenos!
20.	Rechte Schulter vor!	ὦμον δεξιὸν εμπρός!	Omon dexion empros!
21.	Linke Schulter vor!	ὦμον ἀριστερὸν εμπρός!	Omon ariſteron empros!
22.	Richtpunkte! drei Schritte vorwärts-Marſch!	ἐυθὺνσεως σημεῖα! τρία βὴματα πρὸσω-ἄγετε!	Efthynſeos ſimya tria bimata proſo agete!
23.	Rechts-richt’t euch!	πρόσωπον ἐπὶ δεξιά!	Proſopon epi dexia!
24.	Links-richt’t euch!	πρόσωπον ἐπ’ ἀριστερά!	Proſopon ep ariſtera!
25.	Steh’t!	ὀρθά!	Ortha!

	Bayeriſch-militäriſche Kommandowörter.	Uebertragung derſelben ins Neugriechiſche.	Deren Betonung und Ausſprache.
26.	Schultert-'s G'wehr!	ἀναβαστάσατε ὅπλα!	Anabaſtaſate opla!
27.	In Arm-'s G'wehr!	ἐπὶ βραχίονος ὅπλα!	Epi brachionos opla!
28.	Beim Fuß-'s G'wehr!	παρὰ πόδ' ὅπλα!	Para pod opla!
29.	Präſentirt-'s G'wehr!	παραστήσατε ὅπλα!	Paraſtiſate opla!
30.	Hoch!-'s G'wehr!	ἐπ' ὤμων ὅπλα!	Ep omon opla!
31.	Bajonnet vom-G'wehr!	ἐκβάλετε λόγχας!	Ekbalete longchas!
32.	Bajonnet an-'s G'wehr!	ἐνδέσατε λόγχας!	Entheſate longchas!
33.	Fäll't-'s G'wehr!	κλίνατε ὅπλα!	Klinate opla!
34.	Ladſtock in-Lauf!	'σ τὸν σωλην' ὤστρα!	Ston ſolin oſtra!
35.	Zum Nachſeh'n-'s G'wehr!	εἰς θεώρησιν ὅπλα!	Is theoriſin opla!

	Bayeriſch-militäriſche Kommandowörter.	Uebertragung derſelben ins Neugriechiſche.	Deren Betonung und Ausſprache.
36.	Ladſtock an ſein-Ort!	ʼς τὰς ϑὴκασ ὥστρα!	ʼStas thikas oſtra!
37.	Flach-ʼs Gʼwehr!	πλαγίως ὅπλα!	Plagios opla!
38.	Schließʼt-dʼPfann!	κλείσατε ἑστίας!	Klyſate heſtias!
39.	In zwölf Tempos!	δωδεκαχρονον!	Dodecachronon!
40.	1. Ladʼt-ʼs Gʼwehr!	γεμίσατε ὅπλα!	Gemiſate opla!
41.	2. Oeffnet-dʼPfann!	ἀνοίξατε ἑστίας!	Anyxate heſtias!
42.	3. Ergreift-dʼPatron!	πιάσατε τὸφυσέκι!	Piaſate to phyſeki!
43.	4. Oeffnet-dʼPatron!	σχίσατε τὸ φυσέκι!	Schiſate to phyſeki!
44.	5. Pulver auf-dʼPfann!	πυρόκονιν ʼς τὰς ἑστίας!	Pyrokonin ſtas heſtias!
45.	6. Schließt-dʼPfann!	κλείσατε ἑστίας!	Klyſate heſtias!

	Bayeriſch-militäriſche Kommandowörter.	Uebertragung derſelben ins Neugriechiſche.	Deren Betonung und Ausſprache.
46.	7. Zur Ladung-'s G'wehr!	εἰς γέμισιν ὅπλα!	Ys gemiſin opla!
47.	8. Patron in-Lauf!	φυσέκε σ' τὸν σωλῆνα!	Phyſeki 'ſtou ſolina!
48.	9. Zieht aus den Ladſtock!	ἐκβάλετ' ὤστρα!	Ekbalet oſtra!
49.	10. Stoß't die-Ladung!	κτυπήσατε τὸ γέμισμα!	Ktypiſate to gemiſma!
50.	11. Ladſtock an ſein-Ort!	σ' τὰς θήκας ὤστρα!	'Stas thikas oſtra!
51.	12. Schultert-'s G'wehr!	ἀναβαστάσατε ὅπλα!	Anabaſtaſate opla!
52.	Nach Commando ladt-'s G'wehr!	κατὰ προσταγήν γεμισατε ὅπλα!	Kata proſtagin gemiſate opla!
53.	Zwei!	δύο!	Dyo!
54.	Drei!	τρία!	Tria!

	Bayeriſch-militäriſche Kommandowörter.	Uebertragung derſelben ins Neugriechiſche.	Deren Betonung und Ausſprache.
55.	Vier!	τέσσαρα!	Teſſara!
56.	Lad't-'s G'wehr!	γεμίστε ὅπλα!	Gemiſte opla!
57.	Ton!-Fertig!	ἕτοιμοι!	Hetymy!
58.	Ton!	σκοπός!	Skopos!
59.	Feuer!	πῦρ!	Pyr!
60.	Lad't!	γεμίσατε!	Gemiſate!
61.	Rechts!	δεξιά!	Dexia!
62.	Links!	αριστερα!	Ariſtera!
63.	G'rad aus!	εὐθυτενῶς!	Efthytenos!
64.	Setz't-ab!	ὀρθώσατε!	Orthoſate!

	Bayeriſch-militäriſche Kommandowörter.	Uebertragung derſelben ins Neugriechiſche.	Deren Betonung und Ausſprache.
65.	Hahn in die Ruh!	στερεώσατε τὸν πετεινὸν!	Stereoſate ton petynon!
66.	Hoch-an!	πρὸς τ' ἄνω!	Pros t' ano!
67.	Tief-an!	πρὸς τὰ κάτω!	Pros ta kato!
68.	Mit Sectionen rechts ſchwenk't-euch!	κατά τμήματα δεξιά μεταταχθῆτε!	Kata tmimata dexia metatachthite!
69.	Mit Sectionen links ſchwenkt-euch!	κατὰ τμήματ' ἀριστερά μεταταχθῆτε!	Kata tmimat' ariſtera metatachthite!
70.	Geſchwindſchritt-Marſch!	βήματαχύ ἄγετε!	Bima tachy agete!
71.	Mit Zügen rechts ſchwenkt-euch!	κατὰ στίφη δεξιά μεταταχθῆτε!	Kata ſtiphi dexia metatachthite!

	Bayeriſch-militäriſche Kommandowörter.	Uebertragung derſelben ins Neugriechiſche.	Deren Betonung und Ausſprache.
72.	Mit Zügen links ſchwenkt-euch!	κατὰ στίφη ἀριστερά μεταταχθῆτε!	Kata ſtiphi ariſtera metatachthite!
73.	Geſchwindſchritt Marſch!	βῆμα ταχὺ ἄγετε!	Bima tachy agete!
74.	Rechts-richt't euch!	πρόσωπον ἐπὶ δεξιά!	Proſopon epi dexia!
75.	Links-richt't euch!	πρόσωπον ἐπ' ἀριστερά!	Proſophon ep' ariſtera!
76.	Steht!	ὀρθά!	Ortha!
77.	In Sektionen rechts-brecht ab!	κατὰ τμήματα δεξιά μερισθῆτε!	Kata tmimata dexia meriſtthite!
78.	In Sektionen links-brecht ab!	κατὰ τμήματα ἀριστερά μερισθῆτε!	Kata tmimata ariſtera meriſtthite!

	Bayeriſch-militäriſche Kommandowörter.	Uebertragung derſelben ins Neugriechiſche.	Deren Betonung und Ausſprache.
79.	In Rotten rechts-brecht ab!	κατὰ στοίχους δεξιά μερισθῆτε!	Kata ſtychus dexia meriſtthite!
80.	In Rotten links-brecht ab!	κατὰ στοίχους ἀριστερά μερισθῆτε!	Kata ſtychus ariſtera meriſtthite!

VI.

Geſpräche und Redensarten, welche im geſellſchaftlichen Leben häufig vorkommen. *)

1.

Sprechen Sie griechiſch?	Ομιλεῖτε ῥωμαΐκ; (γραικικά);
Ein wenig; ein kleines wenig.	Ὀλίγον, κομμάτι, κομματάκι.
Seit wann haben Sie es angefangen?	Ἀπὸ πότε τὰ ἀρχίσετε;
Es ſind etwa ſechs Monate.	Ε ἶναι περίπον ἰξ μῆνες.
Wer iſt Ihr Lehrer? — iſt er geſchickt?	Ποῖος εἶναι ὁ διδάσκαλός σας; Εἶναι προκομένος;
Ich glaube es, indeß bin ich nicht im Stande es zu beurtheilen. — Wie ſcheint Ihnen, daß ich ſpreche?	Στοχάζομαι, δὲν εἶμαι ὅμως ἱκανὸς νὰ κρίνω. Πῖος σᾶς φαίνεται νὰ ὁμιλῶ;

---

*) Wer die Anweiſungen über die Ausſprache und die Accente fleißig ſtudirt und mit denſelben die angegebene Betonungen der Kommandowörter verglichen hat, wird nur mit einiger Anſtrengung im Stande ſeyn, das Neugriechiſche zu leſen. Jedoch dürfte es eine gute Uebung ſeyn, ſich Anfangs die Betonung jedes einzelnen Wortes mit deutſchen Buchſtaben zu bezeichnen.

Für die Zeit, gut genug; indeß Sie haben noch Mühe die aſpirirten Conſonanten auszuſprechen, und fehlen noch häufig in den Accenten, und machen, wie das Volk ſagt, Paroxytona.	Ὡς πρὸς τὸν καιρὸν, ἀρκετὰ πλὴν δυσκολεύεσθε, ἀκόμη νὰ προφέρετε τὰ δασία σύμφωνα, καὶ σφάλλετε συχνὰ περὶ τοὺς τόνους, καὶ κάμνετε παροξύτονα, καθῶς λέγουν οἱ χυδαῖοι.

2.

Guten Tag.	Καλημέρα σας (καλή σας ἡμέρα.)
Ich bin Ihr Diener.	Εἶμαι δοῦλός σας.
Ich freue mich Sie zu ſehen.	Χαίρομαι κατὰ πολλὰ ὁποῦ σᾶς βλέπω.
Ich grüße Sie.	Σᾶς χαιρετῶ.
Ich empfehle mich Ihnen.	Σᾶς προσκυνῶ.
Wie befinden Sie ſich dieſen Morgen?	Πῶς ἔχετε σήμερον τὸ πρωΐ;
Ziemlich wohl, und Sie?	Ἀρκετὰ καλά — Σεῖςδέ;
Ich befinde mich nicht recht wohl.	Δὲν εἶμαι τόσον καλά.
Wie geht es in Ihrem Hauſe?	Πῶς ἀπερνοῦν;
Was ſagt man Neues?	Τί νέον λέγουν;
Ich weiß nichts Neues.	Δὲν ἠξεύρω κανένα καινούριον.
Ich miſche mich nicht in öffentliche Angelegenheiten.	Ἐγὼ δὲν ἀνακατώνομαι εἰς πολιτικαῖς ὑποθέσεις.
Sprechen wir von Privatangelegenheiten.	Ἄς ὁμιλήσωμεν διὰ νέα μερικά.

3.

Es iſt Zeit zum Schlafengehen.	Εἶναι καιρὸς νὰπλαγιάσωμεν.
Wie viel Uhr iſt es?	Τί ὥρα εἶναι;

Wie viel Uhr glauben Sie wohl, daß es ſey?	*Τί ὦρα στοχαζεσαι νὰ εἶναι;*
Es wird bald acht Uhr ſeyn.	*Δὲν εἶναι μακράν ἡ ὀγδόη.*
Wir wollen uns ein Mal dieſen Abend vor acht Uhr zu Bette legen.	*Απόε ϑὰ πλαγιάσωμεν πρὶν τῶς ὀκτώ ὥρπν.*
Auf, auf! erheben Sie ſich! — haben Sie nicht die Uhr ſchlagen gehört?	*Ορϑῶς, ὀρϑῶς, σήκου, σήκου — Δὲν ἤκουσες τὸν κώδευνα;*
Iſt es möglich, daß es ſchon ſo ſpät iſt? ich will nun zur Stelle aufſtehen.	*Εἶναι δυνατὸν νὰ ἦναι τόσον ξώρας;* *Σηκώνομαι ἀμέσως.*
Eilen Sie ſich anzukleiden.	*Τάχυνον νὰ ἐνδυϑῇς.*
Gehen wir in den Garten.	*Ἄς πηγαίνωμεν εἰς τὸ περιβόλι.*
Wie Ihnen beliebt.	*Καϑῶς σᾶς ἀρέσει.*
Sie gehen ſehr ſchnell, zu ſchnell.	*Περιπατεῖτε πολλὰ ὄγλήγορα.*
Gehen Sie etwas langſamer, ich kann Ihnen nicht folgen.	*Πηγαίνετε ὀλίγον ἀγαλιώτερα, δὲν ἠμπορῶ νὰ σᾶς ἀκολουϑήσω.*
Ich bin ſehr müde, ruhen wir uns ein wenig aus.	*Εἶμαι πολλα κουρασμένος, ἆς ἀναπαυϑοῦμεν ὀλίγον.*

4.

Kaufen wir etwas.	*Ἄς ἀγοράσωμεν τίποτε.*
Was befehlen Sie?	*Τί ὀρίξετε; —*
Wie theuer verkaufen Sie die Elle von dieſem Seidenzeuch, von dieſem Tuch, von dieſer Leinwand, von dieſem wollenen Zeuch? wie viel koſtet's? —	*Πόσον πουλεῖς τοῦ λόγου σου τὴν πήχην αὐτὸ τὸ μεταξωτόν, αὐπὴν τὴν τζόχαν, αὐτὸ τὸ πανὶ, τὸ ῥοῦχο; πόσα ἔχει; —*
Dieſe Leinwand iſt grob und ſchlecht; ich will ſie feiner, doch ſtark und gleich.	*Αὐτὸ τὸ πανὶ εἶναι χοντρὸν καὶ ἄχαμνον, τὸ ϑέλω πλέον ψιλὸν,*

	ὅμυς δύνατὸν καὶ ὁμαλόν.
Nehmen Sie von dieſer, welche ſehr weiß, feſt und trefflich iſt.	Πάρετε ἀπὸ τοῦτο, τὸ ὁποῖον εἶναι λευκότατον, πυκνώτατον καὶ ἐξαίρετον.
Sie iſt theuer, darum meſſen Sie gut und geben Sie Acht, daß Sie ſich nicht irren.	Εἶναι ἀκριβὸν, διὰ τοῦτο μετρήσετέ τὸ σωστὰ, καὶ κυτάξετε νὰ μὴν κάμετε λάθος.
Vergeben Sie mir, Sie haben dieſe Waare vielmehr wohlfeil gekauft.	Συμπα θήσετέ με, αὐθέντη ἠγοράσετε εὐθηνὰ του το τὸ πρᾶγμα.
Ihre Rechnung iſt richtig; hier iſt Ihr Geld. Leben Sie wohl.	ʼΟλογαριασμόσσας εἶναι σωστὸς, ἰδοῦ τὰ ἄσπρα πολλαταίτη σου.

5.

Willkommen, bemühen Sie ſich hinein; haben Sie Appetit?	Καλῶς ὁρίσετε, κοπιάσετε μέσα· ἔχετε ὄρεξιν;
Ich hungere, ich habe großen Hunger.	Πεινῶ, ἔχω μεγάλην πεῖναν.
Eſſen Sie einen Biſſen.	Φάγετε μίαν βοῦκαν.
Mich dürſtet, ich bin ſehr durſtig.	Διψῶ, εἶμαι πολλὰ διψασμένος.
Trinken Sie doch.	Πίετε λοιπόν.
Ich habe genug getrunken, mein Durſt iſt gelöſcht.	Ἔπια ἀρκετὰ ἐξεδίψασα.
Sprechen Sie ernſtlich?	Ομιλεῖτε μὲ τὰ σωστά σας;
Scherzen Sie vielleicht?	Χωρατεύετε κατὰ τύχην;
Ich wette, was Sie wollen.	Βάλλω στίχημα ὅ, τι θέλετε.
Ich wiederſetze mich dem nicht.	Δὲν ἀντιστέκομαι εἰς τοῦτο.
Sie haben recht.	Ἔχετε δίκαιον, ἔλετε λόγον.

Es iſt wahr, ſehr wahr.	Εἶναι ἀλήθινον, ἀλήθιστατον.
Es iſt eine Lüge.	Αὐτὸ εἶναι ψευδές.
Was rathen Sie mir zu thun?	Τί μὲ συμβουλεύετε νὰ κάμω;
Es iſt gar kein Zweifel.	Δὲν εἶναι ποσῶς ἀμψιβολία.
Deſto beſſer.	Τόσον καλλήτερον.
Haben Sie mir etwas zu befehlen?	Ἔχετε τίποτες νὰ μὲ προστάξετε;
Ich erwarte Ihre Befehle.	Προσμένω τὰς προσταγάς σας.
Ich bitte Sie mich mit Ihren Befehlen zu beehren.	Παρακαλῶ νὰ μὲ τιμήσετέ με τὰς προσταγάς σας.
Genug der Complimente, der Artigkeiten.	Φθάνουν αἱ περιποίησεις (αἱ φιλοφροσύναις).
Auf fröhliches Wiederſehen!	Καλαῖς ἀντάμωσεις!

(Fortſetzung und Schluß der Geſpräche folgen im zweiten Bändchen; auch wird daſſelbe eine Auswahl einzelner, im gewöhnlichen Leben am häufigſten vorkommender neugriechiſcher Worte enthalten, als z. B. Fleiſch, Brod, Butter, Käſe ꝛc. ꝛc.

Randgloſſen

zum erſten Theil des Schaden'ſchen „Bayern in Griechenland“,

entworfen

von einem deutſchen Offizier,

welcher in Perſon dem Befreiungskampfe der Hellenen beiwohnte.

Zur Seite 3. — An hinlänglichen und guten Land- und Verbindungsſtraßen fehlte es in Griechenland ſchon unter dem türkiſchen Regimente immer, und auf ihre Herſtellung muß ſogleich gedacht werden, wenn man bezwecken will, Handel, Wandel und Wohlſtand im Innern des Landes zu fördern.

Zur Seite 10. — Von Weizen allein kennt Griechenland 8 Arten, von Oliven 10, von Trauben 43. Uebrigens gehörten, außer den hier aufgeführten, zu Griechenlands Exporten auch noch folgende: Tabak, Haſenfelle, Reis, Maſtix, Safran, Käſe, dann mehrere Apothekerartikel.

Zur Seite 11. — Nicht nur engliſcher Porter wurde in Griechenland eingeführt, ſondern auch ein aus wildem Hopfen in Neapel gebrautes Bier; obwohl dieſes neapolitaniſche Gebräude ſehr gehaltlos war, fand es nichtsdeſtoweniger bedeutenden Abſatz.

Zur Seite 40. — Zufälligerweiſe habe ich die Zuſammenſetzung der Schminke, von welcher der Verfaſſer hier ſpricht, kennen lernen, und ich halte es, die Neugierde der Leſer zu befriedigen, nicht für unzweckmäßig, das Verfahren mitzutheilen.

Die griechiſche Schminke wird aus den *Zwiebeln* jener *Iris*, und zwar auf folgende Art bereitet: Man reiniget ſie zuerſt von der äußern Schale, und die Zwiebel erſcheint nun ganz weiß von Farbe; ſie wird hierauf fein gerieben, das Mark aber ins Waſſer gelegt und dreimal in immer friſchem Waſſer gewaſchen, wobei es jedesmal durch ein äußerſt feines Stück Leinwand durchgetrieben werden muß. Wenn dieſes zum dritten Mal geſchehen, werden die Treſtern weggeworfen und man läßt dieſes letzte Waſſer zwölf bis fünfzehn Stunden ſtehen, damit es ſich ſetze; nachher wird das Waſſer mit Vorſicht abgegoſſen und nun findet man am Boden des Gefäßes einen äußerſt feinen Satz. Dieſer wird getrocknet und zu feinem Pulver zerrieben, dann in wohl verſchloſſenen Fläſchchen aufbewahrt, in denen er ſich ſehr lange hält. Wenn die Damen Gebrauch davon machen, nehmen ſie eine Meſſerſpitze voll von dem Pulver und reiben es etliche Minuten lang mit der flachen Hand ſanft ein.

Zur Seite 44. — Hierher gehört auch die Geſchichte des ſogenannten *geheimen Waſſers*, mit der es ſich alſo verhält. Die helleniſchen Mädchen wenden mehrere Mittel an, um mit Gewißheit zu erfahren, ob der Gegenſtand ihrer Liebe ihr Gatte werden wird, oder, wenn ihr Herz noch frei iſt, um den Mann kennen zu lernen, den das Schickſal ihnen beſtimmt hat. Der heilige Johannes iſt in dieſem Punkte der Schutzpatron aller Griechinnen, an ihn wenden ſie ihre Bitten und Gelübde, um durch ſeine Vermittlung eine baldige Veränderung ihres Zuſtandes zu erwirken. Den Abend vor dem Feſte dieſes Heiligen kommen ſie zuſammen, um ſich ausſchließend mit dieſem intereſſanten Gegenſtande zu beſchäftigen. Zuerſt laſſen ſie Waſſer aus der Ciſterne holen; die Perſon aber, welche dieſes Geſchäft beſorgt, darf durchaus dabei keine Sylbe verlieren, die Veranlaſſung mag auch noch ſo dringend dazu ſeyn. Dieſes Waſſer heißt daher auch das *geheime Waſſer*. Mit demſelben wird ein großes Gefäß angefüllt, welches ſo eingerichtet ſeyn muß, daß der Deckel mit einem Schlüſſel verſchloſſen werden kann, und jedes Mädchen legt in daſſelbe einen Apfel, den ſie ſorgfältig bezeichnet, um ihn für den ihrigen wieder zu erkennen; hierauf wird es ſorgfältig verſchloſſen und auf die Teraſſe des Hauſes oder an einen ſonſtigen hochliegenden Ort getragen, wo es die Nacht hindurch unter freiem Himmel ſtehen bleiben muß. Den andern Morgen, das heißt am Feſte des heiligen *Johannes* ſelbſt, verſammeln ſich die ſchönen Kinder abermals. Das

Gefäß wird unter großen Feierlichkeiten herbei gebracht, geöffnet und von jedem Mädchen eine kleine Quantität von dem geheimen Waſſer nebſt ihrem Apfel, der aber beſtimmt der ihrige ſeyn muß, in ein zweites, kleineres Gefäß gebracht. Hierauf wird folgendes ſonderbare Gebet geſprochen: „Großer heiliger Johannes, gieb, daß wenn ich den (hier wird eines Jünglings Namen genannt) heirathen ſoll, dieſes Gefäß ſich rechts umdrehe, daß es ſich aber links umdrehe, wenn er mein Gatte nicht werden ſoll.“

Dasjenige Mädchen, welche dieſes Gebet verrichtet hat, faltet hierauf die Hände, ſo daß die Daumen in die Höhe und von einander entfernt ſtehen; eine von ihren Freundinnen ſtellt ſich vor ſie und faltet die Hände auf die nämliche Art. Hierauf wird auf die in ſolcher Weiſe in die Höhe ſtehenden vier Daumen das Gefäß geſtellt, und dieſes ſoll dann nie verfehlen, ſich von freien Stücken rechts oder links umzudrehen und dadurch zu beſtimmen, ob der bezeichnete Mann der Gatte des mit Sehnſucht harrenden Mädchens werden wird oder nicht. Alle übrigen Mädchen befragen hierauf dieſes ſeltſame Orakel wechſelweiſe auf die nämliche Art. Man würde bei den Griechen übel wegkommen, wenn man behaupten wollte, der heilige Johannes habe an dieſem Herumdrehen keinen Theil, ſondern es ſey eine natürliche Folge von der ſchwankenden und beweglichen Stütze, worauf das Gefäß ruhe, und wovon nur ein einziger Theil, nämlich nur ein Daumen, ſich im geringſten verrücken dürfe, was doch bei dem aufgeregten Zuſtande, in welchem ſich die Mädchen befinden, ſo ſehr wahrſcheinlich iſt, und wovon nun freilich das Gefäß in eine ſchwache Bewegung nach Rechts oder Links kommen muß.

Ende des erſten Bändchens.

Inhalt des erſten Bändchens.

Seite:

I. Des bayeriſchen Kriegers Abſchied . . . 1

II. Verſuch einer Beantwortung der wichtigen Frage: Was haben bayeriſche Krieger, Gelehrte, Künſtler, Kaufleute, Handwerker und Ackerbauern in Griechenland zu erwarten und welche Hinderniſſe zu beſiegen, müſſen dieſelben gefaßt ſeyn? 5

III. Das neue, dem Scepter Königs Otto I., unterwerfene Königreich Griechenland; in topographiſcher, ſtatiſtiſcher, geographiſcher, geſellſchaftlicher und vielfach anderer Beziehung noch, gewürdiget und dargeſtellt . . 23

IV. Das neugriechiſche Alphabet 56

V. Die bayeriſch-militäriſchen Kommandowörter ins Neugriechiſche übergetragen, mit genauer Bemerkung der Ausſprache und Bedeutung 66

VI. Geſpräche und Redensarten, welche im geſellſchaftlichen Leben häufig vorkommen . 77

Randgloſſen zum erſten Theil des Schaden'ſchen **Bayern in Griechenland** entworfen von einem deutſchen Offizier, welcher in Perſon dem Befreiungskriege der Hellenen beiwohnte . . . 83

Druckfehlerverbeſſerung.

S. 77. Z. 10. ſtatt **geſchick** leſe man **geſchickt**.

Der
Bayer in Griechenland,

ein

Handbuch für Alle,

welche nach Hellas zu ziehen gedenken,

oder daſſelbe

in jeder Beziehung näher kennen zu lernen
wünſchen.

Von

Adolph v. Schaden,

charakt. k. bayer. Oberlieutenant.

Zweites Bändchen.

München und Nauplia.
Bei George Jaquet.

Der

Bayer in Griechenland,

ein

Handbuch für Alle,

welche nach Hellas zu ziehen gedenken,

oder

daſſelbe in jeder Beziehung näher kennen zu lernen wünſchen.

Von

Adolph v. Schaden,

charakteriſirten königlich bayeriſchen Oberlieutenant.

> Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
> Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
> Schiller.

Zweites Bändchen.

München, 1833.
Verlag der Mich. Lindauer'ſchen Verlagsbuchhandlung.

I.

Marſchlied der nach Hellas ziehenden Bayern.

Nach der Melodie des Schubart'ſchen Kapliedes: „Auf, auf! ihr Brüder und ſeyd ſtark ꝛc."

Friſch auf! ihr Bayern wohlgemuth't —
Der Abzugstag iſt da.
Wir ſchiffen froh und ohn' Beſchwer'
Hinüber dort durch jenes Meer
Ins alte Attika.

Ein bay'riſch Herz verzaget nicht,
Es dämpft den Muth kein Meer;
Mit Bayern eint ein ewig Band,
Ja unſer neues Vaterland,
Der Abſchied fällt nicht ſchwer.

Ein Otto ziehet mit uns aus,
Des Königs lieber Sohn;
In Griechenland ja gründen wir,
Wir Bayern gründen für und für
Des Bayern hohen Thron.

Ein ſchöner Lohn erwartet uns,
Es ſchlägt das Herz nicht bang
Wir gründen unſers Königs Sohn,
Jetzt einen neuen feſten Thron,
Er blühe friſch und lang!

Wenn ſich der alten Hellas Strand
Aus blauen Düften hebt;
Dann ſtrecken wir empor die Hand:
Es lebe 's neue Vaterland
Juhe! es lebt, es lebt!

Ein gutes Blut, ein bay'riſch' Blut
Sich allerwärts gefällt;
Der Bayer bleibt ſich immer gleich,
Im alten, wie im neuen Reich —
Das weiß die ganze Welt!

Wir fürchten ſelbſt den Teufel nicht,
Denn unſer Herz ſchlägt frei;
Und kühn es iſt des Bayern Muth
Zum Herzen ſtrömt ſein deutſches Blut
Dem lieben König treu!

Und wenn Soldat nnd Offizier
Geſund an's Ufer ſpringt;
Dann jubeln wir, ihr Bayern, ha!
Nun ſind wir ja in Gräcia —
Ganz ſtolz der Name klingt.

Wir leben drauf in fernem Land
Als Bayern brav und gut;
Und ſagen ſoll man weit und breit,
Die Bayern ſind doch brave Leut'
Sie haben Herz und Muth.

Und trinken an der Hellas Strand
Wir ihren Götterwein;
So denken wir im neuen Reich,
Ihr fernen Freunde dann an Euch:
Ja, ja, ſo ſoll es ſeyn!

Noch ein Mal Bayern! wohlgemuth't
Iſt auch der Abſchied nah' —
Er macht das Herz uns doch nicht ſchwer,
Wir ſchiffen muthig durch das Meer
In's ſchöne Attika!

II.

Das neue
dem Scepter König Ottos I.
unterworfene
Königreich Griechenland;

in topographiſcher, ſtatiſtiſcher, geographiſcher, geſellſchaftlicher und vielfach anderer Beziehung noch, gewürdiget und dargeſtellt.

(Fortſetzung und Schluß des im erſten Bändchen begonnenen Aufſatzes.)

5.

Pflege der eigentlichen Wiſſenſchaften. — Arzneikunde und deren bisherige gewöhnlichſte Heilmittel in Griechenland. — Mittel gegen den Schlangenbiß. — Noch ein Blick auf die heutige Landesſprache dann auf die Literatur der Neugriechen und ihre beſten Schriftſteller in den neueſten Zeiten. — Neugriechiſche Sprichwörter.

Solange Griechenland noch unter dem Joche der Türken ſeufzete, wurden eigentliche Wiſſenſchaften dortſelbſt nur von ſolchen Hellenen gehegt und gepflegt, welche vorerſt außer Landes, im civiliſirten Europa nämlich, ſich ſelbſt jene wiſſenſchaftliche Bildung angeeignet hatten, die ſie in ihrem eigenen Vaterlande nicht erlangen konnten, allein viele dieſer gebildeten Griechen zogen dann vor, ſich im freien Auslande anzuſiedeln und dadurch, daß ſie die Sklaverei ihres Vaterlandes fürchteten, giengen demſelben die Vortheile verloren, welche es in geiſtiger Beziehung durch jene Genien hätte gewinnen können.

Von Seite der Geiſtlichkeit, beſonders jener in den Klöſtern, geſchah zwar wohl Einiges für die Pflege der Wiſſenſchaften, aber die Früchte dieſes Strebens kamen wieder nicht der erniedrigten Nation, ſondern nur jener eigenen Kaſte zu gute.

Bei dem bisherigen niedern Stand der Volksbildung im nunmehrigen neugebildeten Königreiche Griechenland kann man es wohl glauben, wenn behauptet wird, es habe ſich dortſelbſt die Arzneikunde kaum ihrer Kindheit entriſſen; der ſo ſehr abergläubiſche gemeine Mann in jenen Ländern ſuchte in allen Leibesnöthen beinahe immer Hülfe bei außerordentlichen und übernatürlichen Kräften und er vermochte es nicht ſich einen geſchickten Arzt anders dann als Zauberer zu denken.

Uebrigens befand man ſich ehevor in Griechenland im allgemeinen, aber freilich nur hinſichtlich der phyſiſchen Geſundheit, ſo wohl daß man ſelten nur des Arztes bedurfte, und eigentliche Aerzte, wie wir ſie kennen, gab es ſelbſt in neueren Zeiten wenige nur.

In gewöhnlichen Krankheiten wendete man ſich an alte Weiber, welche empiriſche Heilmittel verordneten, die häufig nicht ohne guten Erfolg gebraucht wurden. Wir machen einige dieſer Heilmittel in der Abſicht namhaft, um wenigſtens zu zeigen, in welchem Zuſtande ſich in neuern Zeiten die Arzneikunde in einem Lande befand, in welchem ſie dereinſt von großen und unſterblichen Männern des Faches getrieben werden.

Auf das Aderlaſſen wird in Griechenland ſehr viel gehalten und unſere moderne deutſche Aerzte werden daher dort ein leichtes Spiel finden, allein am Arme darf nur im höchſten Nothfalle ein Aderlaß vorgenommen werden, weil die Hellenen der feſten Ueberzeugung leben, daß der erſte Aderlaß am Arme in der ſchwerſten Krankheit noch im Stande ſey, ſie vom Tode zu retten; deſto häufiger laſſen die Griechen am Fuß zur Ader und es hält ſchwer, ſie davon abzubringen.

Die alten Aerzte im Orient hatten bekanntermaßen häufig Salbungen mit Oel verordnet; dieſer Gebrauch hat ſich jedoch bei den neuen Griechen nicht erhalten und es iſt ein äußerſt ſeltener Fall, daß ſie in ihren Krankheiten zu dieſen Salbungen ihre Zuflucht nehmen. Auch mit dem heil. Sakramente der letzten Oelung verbinden die Griechen keine andere Idee als wir Katholiken; man ſieht an der Art wie das heil. Sakrament gereicht und an der geringen Quantität Oels, welches verbraucht wird, daß ſie die Idee eines natürlichen Heilmittels nicht damit verbinden.

Gegen die Kinderpocken wird Hirſchhorn in Waſſer aufgelöſt, und gegen Unterleibskrankheiten werden äußerliche Ueberſchläge, von Doſten oder Wohlgemuth, in Wein gekocht, und zwar beides mit gutem Erfolge angewendet;

der Doſten wird in vorzüglicher Güte auf der Inſel Siphanto gefunden.

Um das Reifen der Geſchwüre zu fördern und um alle Arten von Geſchwulſten zu zertheilen, bedient man ſich in Griechenland der Blätter der Opuntie, welche eine Viertelſtunde lang in der glühenden Aſche geröſtet und dann ſo heiß auf den leidenden Theil gelegt werden, als es der Patient ertragen kann. Auch bei dem Podagra bedient man ſich dieſer Blätter mit dem auffallendſten Erfolge. —

Vippern und andere giftige Schlangen werden mehr auf den griechiſchen Inſeln, als auf dem Feſtlande getroffen. Die Mittel deren ſich die Griechen gewöhnlich gegen den Biß der Schlangen bedienen, beſtehen in Cataplasmen von erweichenden und die Eiterung befördernden Pflanzen. Beſonders ſchreiben ſie der Gänſediſtel oder dem Haſenkohl eine ſpecifiſche Kraft gegen dieſe Art von Gift zu. Die Aerzte des civiliſirten Europas dagegen heilten den Schlangenbiß im Orient mit ſchnellerm und beſſerm Erfolg ehemals durch Eau de Luce, innerlich und äußerlich angewendet, welches treffliche Mittel aus flüchtigem Laugenſalz und Bernſteinöl zuſammengeſetzt iſt.

In neueſten Zeiten waren in Griechenland mehrere Buchdruckerpreſſen in Gang gebracht worden, welche aber während des Befreiungskrieges ins Stocken geriethen; die otton'ſche Regierung wird bald genug ihre Wirkſamkeit in reges Leben zurückzurufen wiſſen.

Ohnſtreitig werden zweckmäßige Ueberſetzungen guter Volks- und anderer Schriften des gebildeten Europas weſentlich dazu beitragen, ſchnell die Volksbildung in Griechenland zu fördern. Früherhin wurden ſolche Ueberſetzungen in Venedig veranſtaltet und gedruckt, allein es konnten freilich größten Theils nur erbärmliche Verſtümmelungen zu Stande kommen, denn es unterlagen ſolche literariſche Verſuche nicht nur dem unſinnigen Scheermeſſer der venetianiſchen Inquiſition, ſondern endlich auch jenem noch der griechiſchen Prälaten, denen es gerade nicht ſehr darum zu thun ſchien, das Volk aufzuhellen. — Wir werden weiter unten auf einige vorhandene der angeregten Ueberſetzungen zurückkommen.

Auf die allgemeine Frage: zu welcher Zeit ſich das Neugriechiſche dergeſtalt von dem Altgriechiſchen geſchieden, daß die eine Sprache ſelbſtſtändig neben der andern hergieng, kann Niemand mit Beſtimmtheit antworten, indeſſen zeigt der lange Zeitraum der Bildungsperiode; wie allmählig die Umwandlung erfolgte. Mit dem ſechzehnten Jahrhundert begann eine neue Periode in der neugriechiſchen Literatur. Außer den vielen neuen Wortfügungen italieniſchen Urſprunges, die nun in die Sprache kamen, wurden die Neugriechen erſt jetzt auch mit dem Reim bekannt; doch kennt man mehrere neugriechiſche Gedichte aus dieſer Periode nur aus Manuſcripten, wobei noch bemerkt werden muß, daß der Geſchmack der Küſtenbewohner und jener der Einwohner des Innern des Landes ein ganz verſchiedener iſt.

Noch heutigen Tages durchziehen häufig blinde bettelnde Barden mit der antiken Lyra (echte Söhne der alten Rhapſoden) in allen Richtungen das Land, beſuchen die Inſeln, die Küſten und die wild romantiſchen Schluchten der Klephten, ſammeln Geſänge und dichten neue, mit denen ſie als Improviſatoren, immer in einer eigens dazu erfundenen Melodie und unter Begleitung der Lyra ihre Zuhörer bei irgend einem Volksfeſte entzücken. Selten wird ein Name in Griechenland häufiger genannt, als der allgemein bekannte des alten Barden Gavoyannis von Amplekia in Theſſalien.

Aus der gerade angegebenen Quelle entſpringt die große Zahl der hiſtoriſchen Romanzen, zum Preiſe der Thaten irgend eines Pallikarichefs oder zum Andenken an irgend eine andere Begebenheit. Aber auch die gewöhnlicheren Ereigniſſe des gemeinen Lebens als Hochzeiten, Todesfälle, Abſchiede u. dgl. gehen in Griechenland nicht ohne ein poetiſches Andenken vorüber. Andere im Munde des Volks lebende Gedichte ſind ganz ideal, allegoriſch, epigrammatiſch, didaktiſch.

Die jetzt folgenden ſind die Namen der ausgezeichnetſten neugriechiſchen Schriftſteller, Dichter und Ueberſetzer und ihrer Werke in der neueſten Zeit:

Daniel Philippides — Geographie von Griechenland; Ueberſ. der Aſtronomie von Lalande, der Logik von Condillac und Verf. mehrerer Kinderſchriften. (Lebt gegenwärtig in München.)
Konſtantas — Philoſophie von Soave (nach Kant).

Kabbnras — Naturlehre und Arithmetik.

Spiridon Blandi — Ueberſ. des Cornelius Nepos und des Magazin ꝛc. der Frau von Beaumont.

Demetr. Pamperes von Moskopalis — Commentar zu Heſiods Schild des Hercules.

Chriſtodulos — Naturgeſchichte.

Athan. Pſalida von Jannina — Ueber wahre Glückſeligkeit. 2 Bd. Wien 1791.

Steph. Perdzoula aus Kleiſura — Franz. Grammatik. Wien 1815.

Chriſtaris — Trauerſpieldichter.

Kommitas — Encyklopädie helleniſcher Prieſter und Dichter.

Darbaris — Deutſche Sprachlehre, Naturlehre, Chreſtomathie.

Athanaſios von Stagira — Geſchichte und Geographie von Epirus, Leben des Pyrrhos, Miltiades u. a., helleniſche Trophäen.

Die Gebrüder Kapetanaki — Ueberſ. von Gaſparis Lehrbuch der Erdkunde und Bertuchs Bilderbuch.

Nikeph. Theotoki aus Korfu — Phyſik 2 Bde. Erklärung der Evangelien.

Villiarios — Campes Geſchichte der Entdeckung von Amerika.

Rhygas aus Veleſtinos in Theſſalien — Dichter mehrerer begeiſternder Kriegslieder und Hymnen; Verfaſſer einer griechiſchen Charte; — er war erſt Profeſſor zu Bukareſt, wanderte aus und wurde in der erſten Entwickelungsperiode des griechiſchen Freiheitskrieges 1797 zu Belgrad enthauptet.

Adamanthios Korays — Herausgeber der helleniſchen Bibliothek, Ueberſetzer von Beccaria: üb. Verbrechen und Strafen; Verfaſſer eines franz. griechiſchen Wörterbuches, Vertheidiger des Syſtems die reine Volksſprache zur Schriftſprache zu erheben.

Jakobakis Rhizos — des vorigen Gegner und Verf. des ſatyriſchen Luſtſpiels *Κορακιστικά*, Dichter der Trauerſpiele Aſpaſia und Polyxena, mehrerer Elegien, Hymnen und Satyren, einer helleniſchen Grabſchrift auf Marko Botzaris u. a. Werke.

Athanaſ. Chriſtopulos — Dichter von Trink- und Liebesliedern in anakrontiſchem Geiſte, ſo wie des Dramas Achilles und Verf. einer Sprachlehre.

Sakellarios — Dichter mehrerer Epiſteln u. dgl.

Joh. Pappadopulos — Ueberſetzer der Iphigenia von Göthe. Jena 1818.

Perdikaris — Dichter mehrerer Satyren und Verf. einer helleniſchen Archäologie.

Kalvos von Zante — Verf. der patriotiſchen Leyer.

Koluthus — Dichter; Raub der Helena.

Georg Bentotis — Geſchichte von Amerika, franzöſiſches Wörterbuch und Sprachlehre.

M. D. Salomos — Gedichte, große Hymne an die Freiheit.

Theopilos von Andros und ſeine Schweſter Evanthia — erſterer über Mathematik und Phyſik; letztere Ueberſetzerin der Conseils à ma fille.

Papa Chariſis — Verf. moraliſcher Charaktere u. a.

Balū Kebapi — Ueberſetzerin von Malby's Entretiens de Phocion.

Wambas aus Chios — jetzt Profeſſor auf Korfu — Rhetorik und Moral.

Wardolachos — Experimentalphyſik.

Benjamin von Lesbos — Mathematik und Philoſophie, Anfangsgründe der Methaphyſik. Wien 1810.

Chriſaphis Perrhåbos — Geſchichte des Suliotenkriegs. Venedig 1812.

Spiridion Trikupis — Geſchichte des jüngſten Freiheitskampfes der Hellenen; Leichenrede auf Lord Byron.

Meletios — Geographie von Griechenland.

Eugen Bulgari von Korfu — Logik und Mathematik; Ueberſetzer des Virgil ins Helleniſche.

Balano und Chriſtari — Mathematik und Algebra.

Kavra — Ueberſetzer der Arithmetik von Euler und der Weltgeſchichte von Millot.

Conſtan. Kumas aus Lariſſa — Chemie und Naturlehre. Ueberſ. von Krugs Syſtem der Philoſophie, und Wielands Agathon und Abderiten dann Riemers Wörterbuch.

Anthimos Gazis — Herausgeber der Ἑρμῆς ὁ λόγιος, Schneiders Wörterbuch.

Theokl. Pharmakides — Encyklopädie; Nachfolger des vorigen beim Hermes.

Demet. Gobdelas — Geſchichte und Lehrbuch der Algebra; Ueberſ. von Fenelons Telemach; über Ackerbau; Geſchichte Alexander des Großen aus dem Arabiſchen.

Muſtoxidi von Korfu — Geſchichte der Inſel.

Joan. Zampelios von St. Maura — Dichter der Tragödien: „Timoleon, Scanderbeg und Conſt. Paläologus, in Verſen.

G. Sakellarios — Dichter der Dramen: Eurydice, Kalypſo, Ulyſes — Geſchichte von Griechenland.

Conſt. Oikonomos — Rhetorik nach Ariſtoteles; Ueberſetzung des Geizigen von Moliere.

Steph. Oikonomos — Ueberſ. von Buttmanns Grammatik.

Pikkolos — verſchiedene Poeſien; philoſophiſche Abhandlungen.

Koletti, vormals Kriegsminiſter — Ueberſ. der Geometrie von Legendre, und der Arithmetik von Biot.

Demet. Alexandrides aus Tornovo — helleniſche Geſchichte nach Goldſmith, Grammatik und Wörterbuch des Türkiſchen; Herausgeber des Telegraphen.

Polyzois — Verſchiedene patriotiſche Gedichte.

Demetr. Gutzeli — Ueberſ. des befreiten Jeruſalem. Wein 1807.

Spirid. Aſani — Ueber Kugelſchnitte.

Demetr. Ariſtomenes — Ueberſ. einiger Werke von J. J. Rouſſeau.

Athanaſios von Paros — Rhetorik.

M. Georgios — Kinderencyklopädie.

Eläon aus Theſſalien — Ueberſ. des Cleomenes von Lafontaine.

Paruſſa — Encyklopädie.

Spirid. Kondos aus Korfu — Allgemeine Geſchichte.

Außerdeſſen gibt es mehrere Ueberſetzungen von **Rollins** alter Geſchichte, von Tauſend und einer Nacht, von des jungen **Anacharſis** Reiſe, **Lichtwers** Fabeln, **Voltaire'ſcher** und **Kotzebue'ſcher** Werke, ein Trauerſpiel **Erophile**, **Polyſſois** großes Lobgedicht auf **Napoleon**, von welchem die Griechen lange ihre Befreiung aus dem türkiſchen Joche erwarteten u. dgl. m.

Auch an ſinnigen Sprüchwörtern iſt die griechiſche Literatur ſehr reich; hier nur einige wenige Proben:

„**Man muß nicht die Schlange treten, welche ſchläft!**"

„**Laſſet uns die Hand küſſen, welche wir nicht abhauen können.**"

„**Geſchenkter Weineſſig iſt ſüßer als gekaufter Honig.**"

„Nach unfruchbaren Bäumen wirft man nicht mit Steinen."

„Der Hund bellt und die Karavane zieht vorüber."

„Ergreife die Hand des Strauchelnden und Gott wird dich halten."

6.

Das Thier- und Pfanzenreich in Griechenland. — Hausthiere. — Heerden und Viehzucht. — Gartenbau. — Geſträuche, Berg- und Feldblumen und Pflanzen. — Die verſchiedenen Baumgattungen und Naturerzeugniſſe des Königreichs. — Gehölze und Waldungen. — Thiere der Gebirge und Wälder. — Vögel. — Bienen und Kermes. — Kriechende Thiere (Schlangen). — Fluß- und Seefiſche. — Fiſchfang und deſſen Wichtigkeit. — Schildkröten, Auſtern und Schaalthiere. — Seeigel. — Polypen. — Seeneſſeln. — Schwämme.

Griechenlands Thier- und Pflanzenreich zeichnet ſich durch wuchernde Reichhaltigkeit aus; wie dieſe glücklichen Regionen denn überhaupt von Natur nicht ſtiefmütterlich, ſondern **überſchwenglich freigebig** bedacht worden ſind.

Die Ochſen in **Morea** und **Livadien** ſind von kleinem Wuchſe und haben weißes langes Haar. Da man bisher nur wenig die Kunſt verſtand, ſie zu mäſten, ergab es ſich, daß ſelbſt die wohlbeleibteſten ſelten über drei- oder vierhundert Pfund wogen.

Die Kühe ſpenden nicht ſehr viele Milch und hören, wenn die Kälber entwöhnt werden, gewöhnlich ganz auf, ſolche zu geben. Auch werden den Kühen häufig die Eiter durch Schlangen ausgeſaugt oder ihnen dieſelben gar durch die ſchädlichen Schakals zerriſſen.

Auf Morea gab es viele Büffel, welche zur Feldarbeit benützt wurden. Dieſe Büffel ſind ſehr ſchöne und ſtarke Thiere mit feinen und dichten Haaren und werden erſt, wenn ſie nicht mehr arbeiten können, geſchlachtet. — Nach Herodot beſaß Griechenland — vorzüglich aber Epirus — coloſſale häusliche Thierarten; Pferde und Ochſen waren beſonders kräftig und vorzüglicher als in allen übrigen damals bekannten Ländern.

Die Schafe ſind klein und haben ſehr große Hörner. Ihre in Menge ausgeführte Wolle gilt unter der orientaliſchen für jene zweiter Güte, könnte aber bei größerer Sorgfalt leicht zur erſten Potenz erhoben werden. Die arkadiſche Wolle bleibt die vorzüglichere, weil die Schafe hier, faſt das ganze Jahr hindurch, in freier Luft leben. Die Ziegen ſtellen noch ihre urſprüngliche Schönheit und Munterkeit dar. — Die Schweine ſind klein und größten Theils von ſchwarzer Farbe.

Die Pferde von Morea ſind unanſehnlich, ſcheinen aber dennoch von arabiſcher und thraciſcher Race zu ſtammen. Voll Feuer, Kraft und Muth laufen ſie ſehr ſchnell und in den Gebirgen ſo ſicher, daß ſie niemals ſtraucheln. Jenen aus Achaia und Argolis gebührt der Vorzug.

Die Mauleſel und Eſel allein verdienen geringe Beachtung und ſind häufig ſo elend, daß man ſich verwundern muß, wie ſie im Stande ſind, auch nur irgend eine Laſt zu tragen.

Unter den Hunden ſtehen die moloſiſchen oben an, deren Race ſich in Albanien erhalten hat und welche vorzüglich in Arkadien häufig gehalten werden. Dieſe treuen und herrlichen Thiere begleiten die Hirten und bekämpfen, ſtets ſiegreich, die furchtbaren Wölfe, die Schakals und Füchſe; es zeigen die moloſiſchen Hunde einen bewunderungswerthen Verſtand, Muth und unermüdlichen Eifer; ſie vermiſchen ſich nie mit den übrigen in Griechenland ſehr faulen und dummen Haus- und Straſſenhunden. Indeſſen gibt es auf Hellas auch noch andere Racehunde, welche Lacouni heißen; es ſind in Miſtra heimiſche Windſpiele und beſonders geſchickt bei der Haſenjagd.

Von Katzen findet man die auch im übrigen Europa gewöhnlichen Arten.

Die Lage Griechenlands begünſtiget die edelſten tropiſchen Früchte in Thälern und Ebenen, während die Wolkengipfel der Berge mit den Pflanzen der Polarländer bedeckt ſind. Die Fruchtbarkeit iſt eben ſo groß als mannigfaltig. Selbſt da, wo der Boden zum Ackerbau weniger tauglich iſt, treibt er von ſelbſt Thymian, Majoran und eine Menge aromatiſcher Kräuter, die eine reiche und köſtliche Weide geben.

Uebrigens iſt der Gartenbau in Griechenland bei dem allem und im Ganzen noch übel beſtellt. Den Spaten (die Schaufel) kennen die Griechen gar nicht und ſie bedienen ſich ſtatt deſſelben durchgehends der Hacke.

Spinat und Artiſchoken, welche hier ſelbſt wild gedeihen, ſind von ganz vorzüglicher Güte. Alle Kohlarten, insbeſondere der Blumenkohl (Karifiol) erlangen eine bewunderungswürdige Größe und Stärke und zeichnen ſich, wie alle übrigen Gemüſe, durch den feinſten Geſchmack aus. Ferner pflanzt man in den Gärten Möhren, und eine Menge Krauſemünze, Fenchel, Peterſilie, Tolläpfel und Gombo. Die welſchen Bohnen, die aber kleinere und ſchmackhaftere Körner haben als die unſrigen, findet man in ſolcher Menge, daß man ſie füglich zu einem Ausfuhrartikel erheben könnte. Die Salate ſind klein und der Sellerie, welchen man ſich nicht ein Mal die Mühe nimmt, auseinander zu pflanzen, gedeiht nirgend herrlicher und ſchmackhafter als in griechiſchem Boden.

Die Tolläpfel, ausgezeichnet durch einen angenehm ſäuerlichen und pickanten Geſchmack, eine Menge eßbarer Kürbiſe und die außerordentlichſte Verſchiedenheit aromatiſch duftender Melonen, ſo roth und ſüß, wie in Egypten, laſſen dem eigenſinnigſten Wohlſchmecker nichts zu wünſchen übrig. Indeſſen erlangten alle dieſe Pflanzen und Gewächſe bei weitem noch lange nicht jenen hohen Grad der Vollkommenheit, die ſie bei einer künſtlichen und ſorgfältigen Pflege nothwendigerweiſe erreichen müßten und wie werden durch dieſen Boden dereinſt unſere bamberger und andere fleißige und geſchickte, fränkiſche, ſchwäbiſche und bayeriſche Kunſtgärtner ihr Mühen belohnt ſehen! —

In den Baumgärten erblicken wir den Mandel-, Orangen-, Citronen-, Cedrat-, Pfirſchen-, Birnen-, Quitten-, Aprikoſen-, den hohen Kirſch-, Erdbeer-, Granat-, Sperber-, Miſpel- und endlich den Johannisbrodbaum; Kinder der verſchiedenſten Gegenden und Klimate, welche wahrhaft paradiſiſche Früchte ſpenden; die ungeheuerſte Ausbeute ſpenden die Granatbäume; den Pfirſchen, Aprikoſen, und allen Arten Pflaumen wohnt nirgend in der Welt ein feinerer Geruch und würzigerer Geſchmack bei als hier.

Die Feigen von Athen waren im Alterthume ſehr berühmt und die Ausführung derſelben blieb durch ein Geſetz ſtreng verbothen. Auch heute noch gehören die Feigen der Moreaiten zu den erleſenſten, daher die Einwohner auch den Feigenbaum mit unermüdeter Sorgfalt pflegten; in den Gärten von Argolis und der Gegend von Nauplia findet man die allerköſtlichſten, nämlich die Paradies- oder Bananasfeigen. — Man bereitet aus den Feigen auf Morea eine Art Paſteten und treffliche kleine Würſte, welche mit Mandeln vermiſcht werden. Man verkauft die Feigen getrocknet und zieht auch einen Branntwein davon ab.

Indeſſen ſieht auch die Obſtbaumzucht bedeutſamer Vervollkommnung entgegen, da ſelbſt das allergewöhnlichſte Mittel derſelben, nämlich das Propfen, Occuliren und Copuliren den Griechen bis jetzt ſo gut als fremd geblieben iſt.

Ferner gehört der Maulbeerbaum unter die von der Natur am meiſten begünſtigſten Bäume Griechenlands. Die Pflege der Seidenwürmer war bisher ausſchließlich dem weiblichen Geſchlechte anvertraut und in Elis gedeiht die Seide am beſten.

Die Baumwollenſtaude gedieh vorzüglich in Meſſenien, in den Gegenden von Londari, Sinano, Caritene und Magna.

Erfahrene Sachkenner ſind der Meinung, man würde auch den Indigo mit beſtem Erfolge an den Ufern des Alpheus und Eurotas anpflanzen können, wo ſchon der indiſche Feigenbaum, die Baumwolle und ſo viele Pflanzen fortkommen, welche ein gleiches Klima lieben.

Morea iſt ferner unbeſtreitbar das Land, welches die ſchönſten Olivenbäume in der Welt erſprieſen ſieht. Die Achtung des Volkes gegen dieſe Bäume iſt ſehr groß und wenn ſie mit Früchten beladen ſind, betrachtet man ſie als eine Art von Heiligthum.

Erſt von den Venetianern, als dieſelben im Beſitze dieſes Landes waren, lernten die Morcaiten erkennen, welchen großen Schatz ſie in ihren unermeßlichen Olivenwaldungen beſitzen. Sie lernten wenigſtens dieſe Bäume propfen, wodurch ſie Oliven der trefflichſten Gattung erzielten; auch fiengen ſie an mit dem glücklichſten Erfolge Baumſchulen anzulegen. Es giebt wenige Felder und Weinberge, welche nicht mit Olivenbäumen eingefaßt ſind, die von der Kultur des Bodens Vortheil ziehen. Die griechiſchen Olivenbäume ſind nicht wie in Italien und der Provence den Verheerungen der Raupen ausgeſetzt, allein der Oſtwind des Monats Mai macht oft ihre Blätter welk und die Blüthen abfallen. Die Früchte empfinden dann auch den Einfluß dieſer ungünſtigen Einwirkungen, indem ſie nicht zu ihrer vollkommenen Entwickelung gelangen. Die Oliven blühen meiſtens im Monat März. Man ſammelt die Früchte aber erſt im Oktober und November, indem man die Bäume mit langen Stangen zu ſchlagen pflegt.

Das griechiſche Oel iſt ein wenig grün, allein von köſtlichem Geſchmacke und ohne allen Geruch; jenes von Magna wird im europäiſchen Handel am meiſten geſchätzt.

Die Gerſte und der Mais ſind von trefflicher Art, aber Hafer und Roggen bringen im Handel nur geringen Vortheil. Der Reis von Argolis iſt, nach jenem von Damiette, eine der beliebteſten Sorten im Handel nach Conſtantinopel. — Vom griechiſchen Wein haben wir ſchon im erſten Bändchen Gelegenheit genommen zu ſprechen.

Kaſtanien und Miſpeln (Meſpeln) ſind die augenblickliche Nahrung des Volkes; die halbwilden Bewohner auf dem Berge Pholoe eſſen faſt das ganze Jahr nichts anderes.

Eine Flora Livadiens und des Peloponneſes iſt bisher nicht gedruckt worden und das große Verdienſt eine ſolche vollkommen herzuſtellen, wird in der Folge zweifelsohne ein gelehrter bayeriſcher Botaniker erringen.

Ein vollſtändiges ſyſtematiſches Verzeichniß aller Feld- und anderer Blumen, Geſträuche, Futterkräuter, offizineller und anderer Pflanzen wird und kann man in dieſem beſcheidenen Büchlein nicht erwarten, doch glauben wir einiger der am meiſten in die Augen fallenden Erſcheinungen dieſer Art erwähnen zu müſſen.

Im Eurotas findet man jenes lange, ſchöne und berühmte Schilf, welches ſchon das fernſte Alterthum kannte. Den herrlichen Oleander trifft man in beinahe allen Flüſſen und Sümpfen. Die Bäche und Quellen ſind eingefaßt mit rothgeſtreiften, liebreizenden, weißen Lilien, mit brennend rothen Tubaroſen, Hyazinthen, Narziſſen und Jonquillen.

Häufig erblickt man ferner an den Ufern der Flüße den ebenfalls wild wachſenden Rosmarin, Salbei und Lavendel, dann dichte Lorbeer- und wilde, dunkle Olivengebüſche.

Auf trockenem Boden findet man das Wollkraut, den Hibiſcus ſyracus, die Scabioſa argentea, die Campanula romeika, von einem herrlichen Blau, das dem Taubenhalſe ähnlich iſt, inwendig mit einem purpurrothen Trichter, deſſen Stiel ſich an der Erde fortwindet — das Abſynthium, den Origan, den falſchen Diktan, endlich die Wolfsmilch und Lerchenfüße von den lebhafteſten und mannichfaltigſten höchſt anmuthigen Farben.

In mehr fetter Erde bewundert man eine Art von Heleotrop, deſſen Stengel nicht höher als zwei Fuß wächſt; die Blätter dieſer ſchönen Blume ſind von Außen umgebogen und ihre Blüthen wohlriechend. Auf den Wieſen trifft man die Lychnis mit ihren Maltheſerkreuzen, die Mahoms-Levkoie, das Bärenohr, die Meerzwiebel, das Scammoneum und endlich den Safran.

Auf mehreren Bergen, vorzüglich auf dem Menale wachſen: das ſchwarze Elleborum, die gelbe Levkoie, die rothe Nelke, die Hepatica, die Althea und die Pononie. Der

Berg Ithome iſt außerdeſſen mit Pfeffermünze beinahe ganz bedeckt, welche ſorgfältig eingeſammelt wird.

In den Wäldern findet man vorzugsweiſe drei Gattungen von Eichen und außer dieſen noch die Stecheiche, die Galläpfeleiche, Platanen, die Azerolen, den Lerchen- und edlen Kaſtanienbaum, die Erle und jene köſtliche Eſche, welche Manna ſpendet, das jedoch die Griechen nicht zu ſammeln verſtehen.

An den Ufern der Bäche, an feuchten Orten, namentlich neben den Landſeen, gedeiht die italieniſche und die weiße Pappel. Die Fichte und Terebinthe — von welcher man das Harz und Schiffpech gewinnt — oder der wilde Piſtazienbaum beſchattet die Ufer an den Meeresbuchten, wo ſie mit Lorbeeren, Myrthen, Lentiſken, Agnus caſtus u. ſ. f. vermiſcht ſtehen; auch bedecken dichte Fichtengehölze die kalten und unfruchtbaren Höhen.

Die Buche befindet ſich in den Hochwäldern des Pindus, die aus Cedern, Meleſen, Tannen und andern Harzbäumen beſtehen, die Schnee und Kälte ertragen können.

In einigen Landſchaften Griechenlands trifft man auf große Wälder von eigenthümlichen immergrünen, edlen und eine Art Aepfel tragenden Eichen, die treffliches Bauholz liefern; ſeltener ſind der Ahorn, die Zitterpapel und ſelbſt der Hollunder.

Die Platane, die man bei der Geburt männlicher Kinder pflanzt, und die von den Dichtern des Orients ſo oft beſungene Cypreſſe erhebt ſich in den Städten um Häuſer, Grabmäler, auf öffentlichen Plätzen u. dgl.

Die Wälder ſind voll Hirſche, Damhirſche, Rehe, Füchſe, Haſen u. ſ. w. und auf den hohen Bergen findet man viele Gemſen und Alpenſteinböcke. Da man auf ſie nur wenig Jagd macht, würden ſie ſich außerordentlich vermehren, wenn nicht die Wölfe ihre ſteten Feinde wären.

Die wilden Schweine leben hordenweiſe in Mitte der dichten Wälder, um die Seen, Ströme, Quellen und Sümpfe.

Die Bären hauſen vorzüglich in den ſteilſten Gegenden des Pindus; ihr Lager verlaſſen ſie aber nicht eher, als bis die Vorräthe ausgegangen ſind, die ſie im Sommer zuſamm getragen haben. Ohne Noth ſind ſie aber nie blutdürſtig und fallen Menſchen nur dann an, wenn ſie von ihnen angegriffen oder vom Hunger zum Aeußerſten gebracht werden. Sie ſind von rothbrauner Farbe und kleiner Geſtalt.

Wölfe trifft man zwar in mehreren Gegenden Griechenlands ſehr viele, weil es aber viel Wildpret giebt, greifen ſie die Heerden ſelten, viel ſeltener noch Menſchen an.

Von den Schackals haben wir bereits geſprochen; auf die Füchſe, welche ebenfalls in großer Zahl vorhanden ſind, wird wegen ihres ſehr geſchätzten Pelzes Jagd gemacht. Uebrigens ſind, von den Mardern und Wieſeln an, faſt alle europäiſche kleinern vierfüßigen Thiere des Waldes und Feldes in Hellas heimiſch.

Zu den ausgezeichnetſten Zugvögeln, welche im Frühjahr ſtets wieder nach Griechenland zurückkehren, gehören: der Storch, der Kranich und die ägyptiſche Weihe. Unter den beſtändigen oder ihren Wohnſitz nicht ändernden Vögeln ſteht der große Adler, von den Griechen Stavr' Aëtos, wegen ſeiner kreuzartigen Form bei ausgebreiteten Flügeln, genannt, oben an; übrigens trifft man, außer einigen eigenthümlichen, auf Hellas die meiſten unſerer Sing-, Wald-, Gebirge-, Teich- und Sumpfvögel.

Die Meliſſe, die Blumen auf den Gebirgen, die wohlriechenden Bäume in den Thälern geben dem Honig der Bienen Griechenlands einen ganz beſondern Wohlgeruch und würzigen Geſchmack. Uebrigens wurden die Bienen bisher beinahe gar nicht gepflegt; ſie niſteten in hohlen Baumſtämmen und kaum ſchützte man ſie von oben her mit einer Steinplatte, welche die obere Oeffnung verdeckte. Auf dieſe Weiſe lebten dieſe nützlichen Inſekten, ſich ſelbſt überlaſſen und den Anfällen verſchiedener vierfüßiger Thiere und Vögel ausgeſetzt und nur erſt in neuern Zeiten haben namentlich die Morealten angefangen. den Bienen kleine viereckigte Hüttchen, die man jedoch auch nur wenig gegen den Einfluß rauher Witterung zu ſchützen ſucht, zu erbauen. Trotz dieſer unverzeihlichen Vernachläßigung der Bienenzucht iſt der Ueberfluß an Honig auf Hellas ungeheuer und der Handel, welcher mit dieſem Naturproduckte ſowohl als auch mit dem aus demſelben gewonnenen Wachs getrieben wird, verdient ſehr bedeutend genannt zu werden. Fleißige und umſichtige deutſche Landwirthe würden die Bienenzucht in Griechenland, und zwar zu ihrem größten Vortheile, in kurzer Zeit ſehr in die Höhe zu bringen vermögen.

Die immergrüne Eiche dient dem Kermes zum Aufenthalt, der größtentheils die Cochenille trefflich erſetzt. Obſchon der Baum ſelbſt durch ganz Griechenland verbreitet iſt, ſo findet ſich das nützliche Inſekt niemals in einer größern Entfernung als fünf und zwanzig Stunden von dem Meere — eine eben ſo richtige, als merkwürdige Erfahrung!

Wir haben ſchon oben bemerkt, daß gefährliche Schlangen ſich mehr auf den Inſeln als auf dem Feſtlande Griechenlands aufhalten, jedoch trifft man auch auf dieſem unter andern den Coluber rutilus; gr. Ὄχενδρα; dieſe Schlange iſt von außerordentlicher Größe, verfolgt das Hofgeflügel und greift ſelbſt Menſchen an, doch kann man ihr mit nur einiger Vorſicht leicht entgehen. Außer ihr kommen weniger gefährliche Colubern, Vipern, Scorpionen und Taranteln vor.

Der Fiſchfang iſt an Griechenlands Küſten und auf den Inſeln von großer Wichtigkeit; er bildet einen Handelszweig und ernährt, beinahe ausſchließlich und allein, viele Menſchen.

Das Meer an den Küſten Griechenlands und um die Inſeln erhält eine unerſchöpfliche Menge zum Theil ſehr großer und köſtlicher Fiſche; es ſind jene Gewäßer den Fiſchen auch ganz beſonders zuträglich, denn ſie ſind nicht zu tief, der Grund beſteht aus Sand und Steinen und an den vielen vorragenden Inſeln und Felſen finden die Fiſche einen ſichern Aufenthalt und Ueberfluß an Nahrung. Allein nichts deſtoweniger iſt auch die griechiſche Fiſcherei noch großer Vervollkommnung fähig und ſo wohlfeil die Fiſche an Ort und Stelle auch immer ſeyn mögen, ſind ſie doch hinſichtlich der ſtatt findenden natürlichen Verhältniſſe noch immer zu theuer.

Es wäre nicht mit unſerm feſt ſtehenden Plane vereinbar, mehrere Gattungen von jenen unzähligen Fiſchen aufzuführen, welche in jenen Meeren gefangen werden und wir müſſen uns damit begnügen nur einige der merkwürdigeren auszuzeichnen.

Die Scaren, eine Art von Seebrachſen, die bei den Alten ſchon berühmt waren, ſind in Ueberfluß vorhanden. Die Zurichtung derſelben in der Küche iſt noch immer die einſtige; die Alten behaupteten nämlich, daß ſelbſt auf die Tafel der Götter keine Scaren ohne die Eingeweide aufgetragen werden dürften und noch heutigen Tages werden dieſe Fiſche nie ausgenommen; ihre Eingeweide ſind aber auch in der That äußerſt wohlſchmeckend und theilen ſogar dem Fleiſche einen ſehr angenehmen und pickanten Geſchmack mit. — Auch viele Seebarſchen werden, vorzüglich im Archipelagus, gefangen, ſind aber weniger geſchätzt als die Seebrachſen. — Die Geißbraſſen werden ſehr zahlreich im mittelländiſchen Meere von den Fiſchern, vermittelſt der Harpune, getödet. — Ein anderer, zu dem Geſchlechte der Braſſen gehöriger Seefiſch, der Sackflößer, wird bei vielen Inſeln unfern der griechiſchen Küſte im mittelländiſchen Meere gefangen. Sein Fleiſch iſt weiß, fett, und hat einen trefflichen Geſchmack; die Alten behaupten ſogar, daß er alle andern Arten von Fiſchen an Wohlgeſchmack überträfe. — Einer der allerköſtlichſten aber auch der ſeltenern Seefiſche in den griechiſchnn Gewäſſern iſt der ſogenannte Rothfederkönig. Sehr häufig dagegen fängt man den gewöhnlichen Rothfeder, auch einen trefflichen Fiſch, der in dem alten Rom auf den Tafeln ſelbſt, unter großen Gläſern bei langſamen Feuer, gekocht wurde, damit die Gäſte ſchauen konnten, wie die prächtige rothe Farbe dieſes Fiſches allmählig in verſchiedenen Farbennüancen erloſch.

Ein Gegenſtand großer Handelsſpeculationen bleibt der Fiſchfang auf den Küſten von Elis und dem corinthiſchen Meere. Jedes Jahr ſalzt man dort ganze Maſſen Makrelen und Sardellen ein, welche großen Theils ausgeführt werden. Von den eingeſalzenen Fiſchen der neuen Griechen haben wir bereits auch Gelegenheit genommen — im erſten Bändchen S. 54 — zu ſprechen.

Die Seen von Stymphale (Boulſi) und von Achomene — eigentlich nur ſehr große Teiche — ſind mit einer Menge ungeheurer Fiſche — vorzüglich Karpfen — angefüllt, deren Genuß die Einwohner für ſchädlich halten; es verdienten dieſe Fiſche die nähere Aufmerkſamkeit der Naturforſcher.

Viele Flüße Griechenlands ſind ebenfalls ungemein fiſchreich und unter denſelben vorzüglich der Baſilipotamos, der Rouſia, der Atſicolos, die Pirnazza und die Planizza; man fängt dort Forellen, Seekrebſe, Aale und Barben. In den meiſten andern Flüſſen findet man aber nichts als Krebſe in großer Anzahl. Einige Seen des Berges Taygetes ſpenden köſtliche Forellen.

Meerſchildkröten ſind auf allen Küſten Griechenlands und beſonders auf denen von Morea ſehr häufig vorhanden, auch werden daſelbſt ergiebige Auſternbänke, jedoch nicht allerwärts, getroffen.

Obgleich die großen Seepolypen weniger ſchmackhaft und auch nicht ſo geſund ſind, wie die Fiſche, haben ſie doch für die Hellenen einen entſchiedenen Werth, weil dieſelben während der eigentlichen Faſtenzeit ſelbſt nicht dieſe, wohl aber jene eſſen dürfen. Man findet an den Küſten alle Arten von Seepolypen, vorzüglich aber den Tintenfiſch. Nichts deſtoweniger werden den Griechen jährlich von den Küſten der Barbarei große Ladungen von Tintenfiſchen zugeführt, welche vorher der Länge nach entzwei geſchnitten und an der Sonne getrocknet worden; es müßen daher die Griechen dieſe ihnen nöthige Faſtenſpeiſe, die ſie in ihren eigenen Gewäßern beſitzen, von Außen mit ſchwerem Gelde ankaufen; ein neuer Beweiß wie ſehr ihre Induſtrie noch zurück iſt.

Des ſehr weichen und ſich leicht zerreibenden Rückenknochens vom Tintenfiſch bedienen ſich die griechiſchen Damen als eines Nadelkißchens. In einigen Gegenden machen die Schönen aber auch noch einen andern Gebrauch von jenem Rückenmark; ſie laſſen es nämlich verkalken, zerreiben es zu einem ſehr feinen Pulver und färben ſich mit demſelben die Augenbraunen ſchwarz.

Noch durch eine Menge von Schaalthieren wird der Reichthum der Nahrungsmittel vermehrt, die das Meer in jenen Gegenden dem Menſchen darbiethet. Neben dem

Auſtern findet man in großer Menge: Stein-, Glen- oder Breitmuſcheln; Trompetenſchnecken; Mies- oder gemeine Küchenmuſcheln; Tellmuſcheln und noch viele andere; beſonders aber eſſen die Griechen ſehr viele Seeigel, die auf den Küſten ihrer Inſeln häufig gefunden werden. Es giebt deren faſt von allen Farben, ſchwarze, violette, purpurfarbene, röthliche und weiße, allein alle dieſe Sorten haben, eine wie die andre, ſafrangelbes Fleiſch. Sie ſind weit fetter im Winter und vorzüglich, wie man behauptet, zur Zeit des Vollmondes; die letztere Bemerkung iſt ſchon von den Alten gemacht worden, wie wir im Plinius und Aulus Gellius leſen und die Meinung hat ſich bis auf unſere Zeiten erhalten.

Die Seeneſſeln, mit denen die Felſen, an welche die Wellen des Meeres häufig anſchlagen, oft ganz überdeckt ſind, werden von den Bewohnern der griechiſchen Küſten und Inſeln, beſonders zur Faſtenzeit, in Menge verſpeißt und ſollen keineswegs übel ſchmecken.

Im Frühjahr durchziehen die griechiſchen Fiſcher den ganzen Archipelagus, um Schwämme aufzuſuchen. Dieſe Zoophyten (Thierpflanzen), welche die letzte Stufe der lebenden Weſen ausmachen, werden an den Felſen, die ſich unter der Oberfläche des Meeres befinden, häufig angetroffen und bilden einen eigenen Handelszweig. Entweder tauchen die Fiſcher ins Meer, um ſie von den Steinen, woran ſie wie angeleimt ſitzen, loszureißen, oder dieſes geſchieht mit Hacken, die auf langen Stanzen befeſtiget ſind. In beiden Fällen aber kann dieſe Fiſcherei nicht anders betrieben werden, als wenn der Himmel helle und das Meer durchaus ruhig iſt, weil man ſonſt die Schwämme unter dem Waſſer nicht ſehen kann.

Aus dem allem wird der ſinnige Leſer unſchwer entnehmen, daß der griechiſche Inſulaner und Küſtenbewohner weit weniger in den Fall kommen kann, hungern zu müßen, als der Binnenländer. Ein langer, heftiger Kampf kann die Weinberge, Olivenpflanzungen, Kornſaaten und Fruchtbäume ganzer Provinzen in kurzer Zeit vernichten, allein die Wunder der Meeresabgründe vermögen der Sterblichen blutige und boshafte Waffen ſo leicht nicht zu zerſtören.

Nachtrag.

Aus Vorſatz mochte ich, an der hiezu geeigneten Stelle im erſten Bändchen, mich über die Größe des neugebildeten Königreiches Griechenlands, nämlich des Feſtlandes, nicht ausſprechen. Der Flächeninhalt dieſes neuen Königreiches beträgt nach meines Freundes, des im topographiſchen Bureau des königl. Generalquartiermeiſterſtabes kommandirten, rühmlich bekannten Herrn Lieutenants Klein Berechnungen etwa 900 □Meil., deſſenzufolge ungefähr 700 □Meilen *) weniger als unſer Königreich Bayern.

A. v. Sch.

---

*) Der Flächenraum Bayerns beträgt beiläufig 1600 □M. (M. ſ. des bayeriſchen Kreisſchulraths F. X. Müller Geographie Bayerns 2te Aufl. S. 28 u. a.

III.

Klima. — Temperatur. — Winde. — Beſchaffenheit der Luft. — Jahreszeiten. — Verſuch einer Beantwortung der Fragen: Wie leben wir in Griechenland und auf welche Art und Weiſe kann der Bayer in Hellas rüſtig und geſund bleiben, und ſich unter jenem herrlichen Himmel ein langes Leben verſprechen?

> Nicht im Getümmel, nein, im Schooße der Natur,
> Am Silberbach, in unbelauſchten Schatten,
> Beſuchet uns die holde Freude nur,
> Und überraſcht uns oft auf einer Spur,
> Wo wir ſie nicht vermuthet hatten.
>
> **Wieland.**

Im Allgemeinen iſt der Himmel, welcher in Griechenland ſo viele wundervolle und herrliche Talente zur Blüthe brachte, noch derſelbe, wie zu den Zeiten von dieſes alten Landes Ruhm und Wohlſtand. Uebrigens zeigen die Provinzen des Königreiches eine eben ſo große Verſchiedenheit in ihrer Temperatur, wie in den örtlichen Geſtaltungen. Bald von kahlen Gebirgen, oder himmelan ſtrebenden Felſengruppen und Höhen unterbrochen, welche mit ewigen Schnee oder mit prächtigen Waldungen bedeckt ſind, bald liebreizende Thäler und romantiſche Landſchaften darſtellend, die allen üppigen Reichthum der Kultur und des Bodens zeigen, erfährt Hellas nach ſeinen verſchiedenen Einzeltheilen auch des Himmels verſchiedenen Einfluß.

Das vorherrſchende Klima überhaupt hält zwiſchen dem brennend heißen Aegyptens und jenem der gemäßigten Zone die Mitte. Die Luft iſt rein und geſund; periodiſche Nordweſtwinde entführen die ungeſunden Theile derſelben und verleihen der untergehenden Sonne einen bezaubernden Glanz. Ein wohlthätiger Thau befruchtet die Erde in den erſten Tagen des Frühlings und dichte Wolken gießen Regenſtröme aus, oder bedecken die Erde mit Schnee, je nachdem es die Jahreszeit erheiſcht. Allein die Trauer der Natur iſt nur von ſehr kurzer Dauer und jede Nacht enthüllt dem Auge den Glanz des Firmaments, mit den herrlichſten Sternbildern geſchmückt.

Jedoch darf nicht geläugnet werden, daß mit dem Verfall der Städte und Denkmäler einige Veränderung in der Atmoſphäre und dem Klima Griechenlands bemerkbar werden mußte. Wenn man erwägt, daß das Urbarmachen des Landes die Strenge der Jahreszeiten in Nordamerika verändert und die zum Theil ſehr ungeſunde Luft desſelben ungemein verbeſſert hat; mußte Griechenland im Gegenſatze mit ſeiner allmähligen Entfernung von bürgerlicher Kultur nothwendigerweiſe an Geſundheit des Klimas verlieren, allein aus analogen Gründen wird das Verlorene mit der Aufnahme der Kultur wiederkehren.

Mehrere Flüße Griechenlands, deren Beete ſich verſtopften, bildeten große Sümpfe, und das Andenken an verſchieſchiedene Landſeen, welche in Arkadien ganze Thäler verſchlungen haben, lebt noch unter den dortigen Einwohnern.

Die Wälder, welche den Regen hernieder lockten und einſt der Gebirge größten Theil bedeckten; jene Wälder, geheiliget durch die Religion der Altvorden, ſind nur noch theilweiſe vorhanden und wurden häufig durch die Hirten verwüſtet. Deſſenzufolge wurden mehrere Thäler unfruchtbar und die Gebirge, vorzüglich jene von Argolis, ihres lieblichen Grüns beraubt, ſandten im heißen Sommer die ſchädlichen glühenden Ausdünſtungen ihrer erhitzten Seitenwände hinab in die Ebene.

Indeſſen erhob ſich doch die Sonne noch immer in aller Herrlichkeit und Majeſtät über das berühmte, alte Land, obgleich der Verluſt geſetzlicher Ordnung und der Nationalfreiheit die ewig feſte Ordnung der Natur geſtört hatte. Nun ſtehen wir im Begriffe über den gegenwärtigen Wechſel der Jahreszeiten in Griechenland zu ſprechen.

Der Winter kündigt ſich durch häufig fallenden Regen an. Erſt im Dezember folgt einige Kälte, welche jedoch vor Anfang Januars kaum bemerklich wird. Die Erndten aller Art ſind vorüber; der Wein gährt in den Schläuchen; das Olivenöhl, welches beinahe alle Provinzen in Ueberfluß erzeugen, iſt längſt gepreßt. Nord- und Oſtwinde ſtellen ſich ein, endlich folgt etwas Schnee, von welchem die Spitzen der Gebirge erglänzen. Der Lauf der größern Flüße wird nur äußerſt ſelten, und oft mehrere Jahre hintereinander nicht, durch Eis gehemmt und die Kälte übt auch geringere Macht über jene Gegenden, welche unmittelbar an's Meer grenzen; ſo fühlen Elis und Meſſenien die Strenge eines ungewöhnlich härtern Winters bei weitem in geringerm Grade, als Arkadien, Achaja, Sicion, und die erhabenere Landſchaft von Corinth und Lakonien.

Die Heerden werden in dieſer Jahreszeit in den Ställen gehalten und die Landleute drängen ſich um den wärmenden Feuerherd und ſuchen ſich die langen Abende durch Wundermährchen zu verkürzen, während Außen der hungrige Wolf heult und Stürme toben.

Der Januar geht nun zu Ende. Die Tage wachſen, der Schnee ſchmilzt, die Ströme ſchwellen majeſtätiſch auf; Elis ſteht ganz unter Waſſer wie Aegypten. Zwar folgen noch Regenſchauer, allein immer nur Vormittags, denn der Nachmittag iſt gewöhnlich heiter. Die Nächte werden milder, und die Natur ſcheint während denſelben ſelbſt eines ſüßen Schlummers zu genießen.

Der Februar kündiget der Natur erſtes Erwachen an. Die duftende Narciſſe und das liebliche beſcheidene Veilchen kriechen unter dem Schnee hervor; weit hin im Winde verſtreut der Mandelbaum das Silber ſeiner Blüthen; die weiße Pappel, die Haſelſtaude, die Cypreſſen, der Juden-, Sperber-, Eiben-, Pfirſchen-, Aprikoſen-, Kirſch- und Pflaumenbaum zieren mit ihren duftigen Blüthen die Gehölze, Gärten und Wälder; die Flüße treten in ihre regelmäßigen Ufer zurück und der Seidelbaſt, die Anemonen, der Weißdorn, der ſpaniſche Flieder und Primeln aller Art ſchmücken die Gefilde.

Um dieſe Zeit verſpürt man auch gewöhnlich leichte Erſchütterungen der Erde, vor welchen aber Niemand zittert, da ſie keinen Schaden verurſachen, ſondern im Gegentheil ein fruchtbares Jahr verkünden. Schon vertraut man der Erde den Saamen der Gerſte, des Hafers und anderer Früchte. Gegen Ende des Monats läßt ſich der im Winter ganz ſchweigſame Donner in den Thälern von Elis und Arkadien wieder brummend vernehmen.

Die Hirtenflöten verkündigen die Rückkehr der Morgenröthe und die Küſtenbewohner rüſten ſich zum Fiſchfange; ſie beſſern ihre Netze aus und kalfatern die kleinen Fiſcherbarken, welche ſie nun bald wieder in die See führen werden. Der Landmann ſetzt ſeinen Pflug und die Ackergeräthſchaften zurecht.

Die feurige Jugend, der kurzen Ruhe überdrüſſig, benützt die letzten Wintertage den feigen Wölfen mit den gewandten und kühnen moloſiſchen Hunden den Krieg zu machen.

Mit dem März beginnt der eigentliche Frühling; ſchon ſind Störche und Schwalben aus dem heißen Afrika an Hellas wirthliche Küſten zurückgekehrt. Die Tage wachſen nun ſehr bemerkbar und der Himmel kleidet ſich wieder in ſein herrliches, tiefes Blau. Die Natur, geſchmückt mit den Reizen unſterblicher Jugend, erwacht gleich einer jungen, liebreizend-anmuthigen Braut. Die rollenden Lavinen und der ſchmelzende Schnee auf den Gebirgen ſchwellen alle jene unzähligen Waldſtröme und Giesbäche an, die während des Sommers gänzlich vertrocknet waren. Die Ufer der Flüße und Bäche bedecken ſich mit herrlichen Blumen; der Oleander ſchießt ſchnell empor und der Unſchuld Bild, die zarte Lilie, erhebt ſich ſtolz neben der ſprudelnden Quelle. Der Donner läßt ſich jetzt ſeltener vernehmen und nur gegen Abend führt er zuweilen einige Regenſchauer herbei, welche ſehr wohlthätig und befruchtend ſind; die ganze Natur haucht neues Leben und nur ſelten mehr berührt der Nordwind die grünenden Gipfel der Wälder.

Die Nachtigall, welche gewöhnlich ſchon Mitte März ſich in jenen glücklichen Gefilden einſtellt, ſtimmt nun ihren liebeſchmachtenden Sang an und die andern unzähligen Singvöglein antworten in denen ihnen eigenthümlichen Weiſen.

Der Landmann ſäet Baumwolle, beſchneidet die Reben und ergreift ſeinen antiken Pflug, einfach wie der des Triptolemus war und mit ſeinem Ochſengeſpan bearbeitet er den leichten, lockern Boden.

Es erblühen die Akazien und unzähligen Roſengebüſche des Königreiches und erfüllen mit ihren aromatiſchen Düften den reinen Aether. Die Bienen verlaſſen die Baumſtämme und ſaugen Honig ans den geöffneten Blumenkelchen.

Die Hirten ſehen ihre Heerden ſich mehren. Im März werfen die Schaafe und jeden Abend kehren die Schäfer jubeld mit zarten, jungen Lämmchen nach Hauſe zurück. In den zunächſt folgenden Zeitläufen erſt wird endlich der Grieche ſich ſeines Wohlſtandes herzlich freuen können, denn unter dem ſchweren Joche der Sklaverei konnte er desſelben nie ſo recht eigentlich froh werden.

Im Monate März beginnen auch die Therabinthen, die Platanen, Feigen, der Weinſtock und Nußbaum ſich zu belauben. Die Birn-, Aepfel-, Quitten- und Granatbäume blühen nnd es entfalten ſich die Blätter des Maulbeerbaumes. Indeſſen erreicht die Hitze des Sommers nun auch einen hohen Grad und zwingt den Griechen, gleich andern Südländern, nach eingenommenen Mittagsmahle Sieſté zu halten. Der anhaltende Südwind erzeugt eine feucht-warme Luft und an den Bäumen läſtiges Ungezieſer.

Mit dem April erreicht die Vegetation bereits die höchſte Stufe ihrer Vollkommenheit. Myrthen, Lorbeeren, Wermuth, Wolfsmilch, Salbey und Güldenklee, dann andere wild wachſende Blumen und Pflanzen verbreiten einen durchdringenden Duft, der aber unerträglich wird, wenn ihn nicht Winde etwas zerſtreuen.

Der Guckuk ruft und die Wachteln von Lybiens Küſten ſtatten in ungeheuerer Menge Beſuche auf Hellas ab. Nicht geſtört von ungezogenen Jungen wie in Deutſchland bauen die Vöglein Neſter und verrichten das Brütungsgeſchäft; allerwärts niſten Störche und Schwalben und der ſtolze Adler horſtet einſam auf dem Gipfel des Taygetes und anderer hohen Gebirge. Die Hühner- und weißen Geier, die Sperber und Bienenfreſſer nahen ſich kühn und ungeſtört den Wohnungen der Menſchen.

Vor Sonnenaufgang und nach ihrem Niedergang pflegt es im April ſtark zu thauen. Gewitter, aber ſtets ohne Hagel und Verwüſtung, nähren Ströme und Flüße. Korn und Gerſte ſteigen in die Aehren und blühen gegen Ende des Monats. — Die Hitze wird unerträglich; die Winde wehen fortwährend von Süden und laſſen bei Sonnenuntergang eine gewiſſe Bewegung in der Luft zurück, welche ſich, ſelbſt nach Aufgang der Geſtirne, nicht ſogleich ganz legt.

Der Sommer fängt in unſerm neugebildeten Königreiche mit dem Monat May an, und endiget ſich mit dem Monate Oktober.

Immer trockner wird die Luft, immer heftiger die Hitze. In dem großen Becken von Lacedämon zeigt das Thermometer gegen Mittag nicht ſelten 36 Grade; die Flüße verſiegen.

Die Griechen ſchlafen des Sommers im Freien; alle Abende werden ihre Bette in die geräumigen Höfe, welche ſich neben ihren Häuſern befinden, gebracht; unzählige Feuer werden entzündet, weil man glaubt durch die Flammen die Athmeſphäre von ſchädlichen Dünſten zu reinigen. Ganze Heere glänzender Inſekten, welche die Griechen καλοφοτια nennen, erfüllen die Luft und gleichen geflügelten, hellleuchtenden Diamanten, welche in vielfachen Formen durcheinander flinkern.

Die Luft von Tripolitza wird vorzugsweiſe von den ſcharfen und ungeſunden Dünſten der Wolfsmilch erfüllt, welche auf dem Berge Roino wuchert und ehemals den nervenſchwachen Weibern der türkiſchen Harems Schwindel und Ueblichkeiten verurſachte, daher der Paſcha, regelmäßig jeden Sommer, die Griechen requirirte, jene narkotiſchen Pflanzen auszuraufen und zu verbrennen.

Färberröthewurzel, Krauſemünze und Fenchel bedecken die Gefilde. Mayenblümchen und Jasmin duften in den Gebüſchen; die Peonie und die einfache Nelke zieren die Gebirge, indeß die durch Argolis verbreiteten Mohnfelder viereckigen Schneeflecken, in Mitte der Reisfelder, gleichen. Die nördlich belegenen Sümpfe und Teiche ſind mit den Blättern der Nenufar bedeckt, welche großen auf der Waſſerfläche ſchwimmenden Schilden ähnlich ſehen.

Die harzigen Bäume geben Gummi in Menge und ſpaniſche Fliegen in großer Zahl umſchwärmen die Eſchen; die Griechen kennen heutigen Tages noch die Brauchbarkeit und den Werth dieſer Inſekten nicht.

Gegen Ende May hört die Nachtigall auf zu ſchlagen und man ſchneidet das Korn, welches ſogleich nach der (Bändchen I. S. 19) angegebenen Art, von Thieren ausgetreten wird.

Jetzt blühen der Fenchel, der falſche Diptam, der Origan, der Taback und die Baumwolle.

Die Umgebungen von Caritene, und der Norden Arkadiens ſind die angenehmſten und geſündeſten Gegenden während der heißen Jahreszeit, und Coron bleibt der geſündeſte Ort der ganzen ſchönen Gegend und daher vielleicht einer der geeignetſten Punkte zur Erbauung einer Sommerreſidenz für den Monarchen.

Wenn in der Gegend von Tripolitza vierzehn Tage lang kein Regen fällt, ſtellen ſich verderbliche Fieber ein, allein die Spitzen der Gebirge ziehen die Wolken an und bewirken größten Theils bald deren Auflöſung in Regen. Nichts deſtoweniger müſſen die Bewohner der Stadt während des ganzen Sommers das ungeſunde Waſſer der Ciſternen trinken. (Man ſehe das erſte Bändchen S. 53 und 54.)

Die im July und Auguſt verbrannten Gefilde ertönen nicht mehr von dem lieblichen Sange der Vöglein, ſondern bloß von dem kreiſchenden Geſchrei der Heuſchrecken, indem ſich die erſtern in die dichteſten Wälder geflüchtet haben, in welchen erquickende Quellen ſprudeln und Kühle ſpenden.

Der Genuß der herrlichſten, mannichfaltigſten und aromatiſch duftenden Früchte entſchädiget die Landleute, die Hirten und Städtebewohner hinlänglich für den Druck der Hitze, deren ſie ein Mal gewöhnt und die ſie überhaupt wenig beachten. Die köſtliche Kühle des Abends und die heitere Luft des Morgens laſſen der Mittagshitze vergeſſen. Die Kleinen laufen im bloſſen Hemdchen, verbrannt wie die Araber, einher und man bemerkt unter ihnen keine von den ſcrophulöſen Krankheiten, welche in deutſchen Ländern ſo häufig ſind. Die Kinder ſind an den Genuß des Weins gewöhnt und üben ſich durch einen natürlichen Inſtinkt geleitet im Laufen und Tanzen.

Alſo geht der Sommer hin. Man nimmt endlich die Früchte von den Bäumen, die Köner fallen aus den Pflanzen, die Natur ſcheint der Ruhe zu bedürfen; jene des Safrans iſt die letzte Blume, welche die Flur ſchmückt.

Im Oktober iſt Weinleſe, welche auch in Griechenland Gelegenheit zu fröhlichen Feſten giebt. Bald aber verſammeln ſich die Zugvögel zur Abreiſe, welche ſie gegen Mitte Novembers, wenn die Nordwinde zu wehen beginnen, bewerkſtelligen. Die Windſtöße werden heftiger und die Flüße ſchwellen von häufigerem Regen an. Der Alpheus kann den Zufluß der Giesbäche nicht mehr faſſen, welche ſeine Waſſermaſſe vermehren; er bedeckt das alte Olympia und die nächſten Dörfer an ſeinem Ufer. Auch der Eurotas erhebt ſich aus ſeiner Niedrigkeit und wächſt zu ſchwellenden Fluthen. Die Landſeen gleichen dem Meere und reißende Waldbäche ſtürzen von den Gebirgen hernieder. — Der Herbſt geht zu Ende und allmählig erſcheinen die langen Nächte. In Livadien wird es etwas früher Winter als in den ſüdlichen Gegenden Moreas.

Das plötzliche Verſetzen in fremde Zonen bekömmt in der Regel ſo dem Menſchen wie dem Thiere und den Pflanzen nicht zum beſten und ſchwer zu überwindende gefährliche Krankheiten, allmähliges Dahinſiechen und endlich zu früher Tod ſtellen ſich häufig als unabwendbare Folgen dar, allein dieſe allgemeine Regel paßt durchaus gar nicht auf jene Fremde, welche nach Griechenland ziehen, denn hundertjährige Erfahrungen haben es erwieſen, daß Franzoſen, Britten, Deutſche — mit einem Worte Europäer jeden Alters, Geſchlechtes und Standes, wenn ſie nach Hellas überſetzt werden, auf jenem herrlichen und köſtlichen Boden ſogleich ſich ungemein wohl befinden und dort, denen Eingebornen gleich, das gar nicht ungewöhnliche Alter von hundert und mehreren Jahren erreichen.

Daß der derbe Bayer mit ſeinem eben nicht überfeinen Nervenſyſteme ebenfalls ſich ſchnell an die Luft jenes angenehmen und geſunden Klimas gewöhnen werde — unterliegt zwar keinem Zweifel, allein nichts deſtoweniger ſind einige Vorſichtsmaaßregeln nothwendig, ohne deren Befolgung der Fremde in Griechenland dann dennoch Anfangs leicht und zwar zuweilen gefährlich erkranken kann.

Die Griechen ſelbſt kennen außer dem Fieber wenige Krankheiten und erliegen gewöhnlich nur hohen Alters Schwächen; ſelbſt das Fieber iſt nur in einigen wenigen Gegenden und nur zu gewißen Jahreszeiten heimiſch, allein der Fremde kann es in Griechenland Anfangs leicht und zwar in ziemlich anhaltender und gefährlicher Weiſe, jedoch ſtets nur durch Unmäßigkeit, Diätfehler und Verwahrloſung bekommen.

Die mannichfaltigen, köſtlichen und aromatiſchen Früchte, deren wir gedachten, ſind für den Deutſchen auf Hellas ein Gegenſtand der Verführung, welchem etwas ſchwer zu widerſtehen iſt, allein gerade im Genuße dieſer Früchte iſt unſern Bayern Anfangs die höchſte Vorſicht und Mäßigkeit zu empfehlen und obwohl der eingeborene Grieche ſelbſt die köſtlichen Früchte ſeines Landes ſehr mäßig genießt, wird der Bayer Anfangs doch wohl thun, ihn in dieſer Beziehung nicht als Vorbild zu nehmen, ſondern zu ſuchen denſelben an Selbſtbeherrſchung und Mäßigkeit noch zu übertreffen.

Nicht mindere Vorſicht und Mäßigkeit iſt dem Einwandernden beim Genuſſe der griechiſchen Weine zu empfehlen; dieſe Weine ſind in der Regel ſehr feurig und doch dabei geſund, allein bis man ſich an dieſelben einigermaßen gewöhnt hat, kann ſelbſt ein kleines Uebermaaß dem Fremden entzündliche Krankheiten zuziehen. Von dem ſchlechten Gehalte des Waſſers hat man ſchon Veranlaſſung genommen zu ſprechen und es bleibt rathſam, daſſelbe, außer dem höchſten Nothfalle, nie unvermiſcht zu trinken, was um ſo leichter zu bewerkſtelligen, da die köſtlichen und ungemein ſaftreichen Früchte ſchon im Stande ſind, den Durſt trefflich zu ſtillen.

Selbſt was die Leichtigkeit in der Kleidung betrifft, werden unſere Landsleute wohl fahren, wenn ſie Anfangs keinen Stolz darein ſetzen, es hierin den einzelnen Griechen gleich thun zu wollen. Beſonders kann ſich der Fremde am leichteſten ſchaden, wenn er ſich unvorſichtig den Einflüſſen des Morgenthaus ausſetzt, welche ſchon die Alten vorzüglich im Monate Februar fürchteten.

Die Beobachtung dieſer wenigen Vorſichtsmaaßregeln genügt vollkommen, unſere Landsleute in Griechenland geſund zu erhalten und ihnen ein langes Leben zu verbürgen; wer übrigens ein Mal jene paradiſiſche Länder näher kennen gelernt hat, verſpürt kein Verlangen mehr ſie je wieder zu verlaſſen, denn in jenen herrlichen Gefilden vereiniget ſich alles, was den gefühlvollen und den für Naturſchönheiten und häusliches Wohlergehen empfänglichen Menſchen zu beglücken und zu erfreuen geeignet iſt.

IV.

Auswahl einzelner, im gewöhnlichen Leben am häufigſten vorkommender neugriechiſcher Worte*).

Waſſer	νερὸν	neron
Bier	μπίῤῥα	mpirra
Brod	ψωμὶ	pſomi
Fleiſch	κρέας	kreas
Salz	ἅλας	alas
Pfeffer	πιπέρι	piperi
Löffel	χουλιάρι	chuliari
Gabel	πηροῦνι	piruni
Meſſer	μαχαίρι	machári
Eſſig	ξῦδι	xydi
Oel	λάδι	ladi
Wein	κρασὶ	kraſi

---

*) Die Erfahrung hat es erwieſen, daß die Kenntniß vieler einzelner ſolcher Worte in einem fremden Lande, deſſen Sprache man erſt ſyſtematiſch lernen will, vorerſt große Erleichterungen und Bequemlichkeit gewährt. Uebrigens würde es den nach Griechenland ziehenden bayeriſchen Kriegern, auf ihren Märſchen z. B., einen angenehmen und nützlichen Zeitvertreib verſchaffen, wenn ſie ſich nach dieſem Verzeichniß einander ſelbſt ausfragten: „Was heißt: Waſſer, Bier, Wein, Kreide ꝛc. auf Neugriechiſch?“ und Jeder würde ſich dann, gleichſam ſpielend, alle dieſe Worte ins Gedächtniß prägen und mit deren Ausſprache immer vertrauter werden.

Früchte	πωρικά	porika
Butter	βούτυρον	butyron
Käſe	τυρί	tyri
Frühſtück	πρόγευμα	progeſma
Mittageſſen	γεῦμα	geſma
Nachteſſen	δεῖπνον	dipnon
Eyer	αὐγά	afga
Honig	μέλι	meli
Oliven	ἐλαία	eläa
Kaſtanien	κάστανα	kaſtana
Schüßel	πίατο	piato
Teller	ταλέρι	taleri
Flaſche	φιάλα	phiala
Glas (zum Trinken)	ποτῆρι	potiri
Kleiderbürſte	βοῦρτζα διὰ φορίματα	burtza dia phoremata
Wäſche (Weißzeug)	πανιὰ	pania
Nachttopf (Nachtgeſchirr)	κατουρο κάνατον	katuro kanaton
Spiegel	καϑρέπτης	kathreptis
Handtuch	χειρομάνδυλον	chiromandylon
Kreide	τεμπεσῆρι	tempeſiri
Wachs	κηρίον	kirion
Stiefeln	ὑποδήματα	ypodimata
Schuhe	παπούτζια	paputzia
Beinkleider	βρακί	braki
Rock	φόρεμα	phorema
Weſte	γελέκι	geleki
Mütze	σκούφια	ſkuphia
Pulver	μπαροῦτι	mparuti
Blei	μολύβι	molybi
Kugel	μπάλλα τοῦ τουφεκιοῦ	palla tu tuphekiu
Schrott	σατζαμάδες	ſatzamades
Kugelzieher	ἐργαλεῖον μὲ τὸ ὁποῖον ἐβγάζουν τὴν μπάλλαν	ergalion me to opion ebgazun tin pallan
Flinte	τουφεκι	tupheki
Säbel	σπαϑί	ſpathi
Trommel	τύμπανον	tympanon
Tabak	καπνὸς	kapnos
Feuer	φωτία	photia
Taſche	σακκοῦλα	ſakkula

Küſſen	φιλῶ	philo
Tanzen	χορεύω	choreſo
Spielen	παίζω	pázo
zu Bette gehen	πηγαίνω να κοιμηθῶ	pigáno na kimitho
Schlafen	κοιμουμαι	kimumá
Stall	ἀχοῦρι	achuri
Heu	ξυρὰ χόρτα	xira chorta
Stroh	αχυρα	achyra
Hafer	βρόμι	bromi
Hufeiſen	πέταλον τοῦ ἀλόγου	petalon tu alogu
Futter	τροφὴ	trophi
Eſſen	τρωγω	trogo
Trinken	πίνω	pino
Gehen	περιπατώ	peripato
Stehen	στέκωμαι	ſtekomá
Sitzen	κάθομαι	kathomá
Liegen	κεῖμαι	kimá
Laufen	τρέχω	trecho
Schreien	φωνάζω	phonazo
Lachen	γελῶ	gelo
Weinen	κλαίω	kláo
Hitze	ζέστα	zesta
Froſt	παγωσιὰ	pagoſſa
Kälte	ψυχρὰ	pſychra
Seife	σαπούνι	ſapuni
Brantwein	ῥακί	raki
Sporen	πτερ̀νιστήρια	pternistiria
Steigbügel	σκάλα τῆς σέλλας	ſkala tis ſellas
Sattel	σέλλα	ſella
Zaum	χαλινάρι	chalinari
Bothe	μηνυτής	minytis
Wegweiſer	ὁδηγὸς	obigos
Stunde	ὥρα	ora
Haus	ὁσπήτιον	oſpition
Stube	ὀνδᾶς	ondas
Stuhl	σκαμνί	ſkamni
Tiſch	τραπέζι	trapezi
Geld	ἄσπρα	aspra
Ehrenmann	τιμημένος ἄνδρας	timimenos andras
Dummkopf	ἀνόητος	anitos

Freund	φίλος	phillos
Feind	ἐχθρὸς	echthros
Schweigen	σιωπῶ	ſiopo
Reden	ὁμιλῶ	omilp
Morgen	πρωὶ	proi
Mittag	μεσημέρι	meſimeri
Abend	βράδυ	brady
Nacht	νύκτα	nykta
Fahren	πηγαίνω μὲ τὸ ἀμάξι	pigáno me to amaxi
Reiten	ἱππεύω	ippefo
Geflügel	πουλιά	pulia
Schnecken	χαρίζω	charizo
Schlagen	κτυπῶ	ktypo
Gehorchen	ὑπακούω	ypakuo
Kind	παιδὶ	pädi
Mann	ἄνδρας	andras
Frau	γυναικα	gynäka
Knecht	δοῦλος	dulos
Magd	δούλα	dula
Leben	ζωή	zoi
Tod	θάνατος	thanatos
Krank	ἄῤῥωστος	arroſtos
Geſund	ὑγιής	ygiis
Freude	χαρά	chara
Schmerz	πόνος	ponos
Luſtig	χαρούμενος	charumenos
Traurig	λυπημένος	lypimenos
Heyrathen	ὑπανδρεύομαι	ypandrefomä
Singen	τραγουδῶ	tragudo
Pfeifen	αὐλῶ	aſlo
Borgen	δανείζω	danizo
Karten	χάρτα	charta
Würfel	ζάρια	zaria
Rauſch	μέθη	medi
Elend	ταλαιπωρία	taläporia
Tuch	ῥοῦχον	ruchon
Leinwand	πανι	pani
Schuſter	παπουτζῆς	paputzis
Schneider	ῥάπτης	raptis
Sattler	σελλάρης	ſellaris
Schreiben	γράφω	grapho
Leſen	ἀναγινώσκω	anaginosko
Rechnen	λογαριάζω	logariazo

Zählen	ἀριθμῶ	arithmo
Bezahlen	πληρώνω	plirono
Weiß	ἄσπρος	aſpros
Blau	γαλάζιος	galazios
Roth	κόκκινος	kokkinos
Schwarz	μαῦρος	mafros
Grün	πράσινος	praſinos
Gelb	λίτρινος	kitrinos
Grau	λευκόφαιος	lefkopháos
Blumen	ἄνθη	anthi
Papier	χαρτί	charti
Dinte	μελάνη	melani
Schreibfeder	κονδύλι	kondyli
Siegellack	βούλλωκὲρι	bullokeri
Brief	γράμμα	gramma
Nägel	καρφία	karphia
Leder	πετζί	petzi
Bleiſtift	μολυβοκόνδυλον	molybokondylon
Bindfaden	σπάγος	ſpagos
Stricke	σχοινία	ſchinia
Hammer	σφυρί	ſphyri
Bohrer	ἀρίδα	arida
Zange	τζιμπίδι	zimpidi
Meißel	γλυφεῖον	glyphion
Feuerſtahl	ρζακμάκι	zakmaki
Feuerſtein	πυροβολόπετρα	pyrobolopetra
Zunder	ἴσκα	iſka
Waſchſchwamm	σφουγγάρι	ſphuggari
Zahnbürſte	βοῦρτζα διὰ τὰ δόντια	burza dia ta dontia
Zahnpulver	σκόνη διὰ τὰ δοντια	ſkoni dia ta dontia
Uhr	ὡρολόγιον	orologion
Uhrſchlüßel	κλειδι τοῦ ὡρολόγιου	klidi tu orologiu
Monate:	μῆνες	mines
Januar	ιανουάριος	Januarios
Februar	φεβρουάριος	Phebruarios
März	μάρτιος	Martios
April	απρίλλιος	Aprillios
May	μάϊος	Máios
Juni	ιούνιος	Junios
Juli	ιούλιος	Julios

Auguſt	αὔγουστος	Afguſtos
September	σεπτέμβριος	Septembrios
Oktober	οκτώβριος	Oktobrios
November	νοέμβριος	Noembrios
Dezember	δεκέμβριος	Dekembrios
Wochentage:	ἡμέρα τῆς ἑβδομάδος	imera tis ebdomados
Sonntag	κυριακή	kyriaki
Mondtag	δευτέρα	deftera
Dienſtag	τρίτη	triti
Mittwoch	τετράδη	tetradi
Donnerſtag	πέμπτη	pempti
Freitag	παρασκευή	paraſkefi
Sonnabend (Samſtag)	σάββατον	ſabbaton
Hoher Feſttag	ἑορτή	eorti
Gottesdienſt	θεολατρεία	theolatria
Gebäude	κτίριον	ktirion
Stadt	πόλις	polis
Dorf	χωρίον	chorion
Kirche	ἐκκλησία	ekkliſia
Rathhaus	κριτήριον	kritirion
Badhaus	λουτρόν	lutron
Gaſthof	ξενοδοχεῖον	xenodochion
Heute	σήμερον	ſimeron
Geſtern	ἐχθές	echthes
Vorgeſtern	προχθές	prochthes
Morgen	αὔριον	afrion
Uebermorgen	μεταύριον	metafrion
Suppe	σοῦπα	ſupa
Mehl	ἀλεῦρι	alefri
Gerſte	κριθάρι	krithari
Kerze	κηρὶ	kiri
Leuchter	κηροπήγιον	kiropigion
Lichtſcheere	ψαλιδοκίρι	pſalidokeri
Nähnadel	βελόνη	belori
Zwirn	κλωστή	kloſti
Knöpfe	κομβια	kombia
Schere	ψαλίδι	pſalidi
Schuhbürſte	βοῦρτζα διὰ τα παπούτζια	burtza dia ta paputzia
Bader (Wundarzt)	χειροῦργος	chirurgos
Aufwecken (vom Schlafe)	ἐξυπνῶ	exypno

Ende	τέλος	telos
Zahlen:	ἀριθμοι	arithmi
Nulle	μηδέν	miden
Eins	ἕν, ἕνα	en, ena
Zwei	δύο	dyo
Drei	τρεῖς, τρία	tris, tria
Vier	τέσσαρες	teſſares
Fünf	πέντε	pente
Sechs	ἕξ	ex
Sieben	ἑπτα	epta
Acht	ὀκτώ	okto
Neun	ἐννέα	ennea
Zehn	δέκα	deka
Eilf	ἕνδεκα	endeka
Zwölf	δώδεκα	dodeka
Dreizehn	δεκατρεῖς	dekatris
Vierzehn	δεκατέσσαρες	dekateſſares
Fünfzehn	δεκαπέντε	dekapente
Sechzehn	δεκαέξ	dekaex
Siebenzehn	δεκαεπτά	dekaepta
Achtzehn	δελαοκτώ	dekaokto
Neunzehn	δεκαεννία	dekaennea
Zwanzig	εἴκοσι	ikoſi
Dreißg	τριάντα	trianta
Vierzig	σαράντα	ſaranta
Fünfzig	πενῆντα	peninta
Sechzig	ἑξῆντα	exinta
Siebenzig	ἑβδομῆντα	ebdominta
Achtzig	ὀγδοῆντα	ogdointa
Neunzig	εννίανῆντα	enneaninta
Hundert	ἑκατόν	ekaton
Tauſend	χίλια	chilia

Ordnungszahlen.

(Man läßt bei denſelben die deutſche Betonung weg, da dieſe aufzufinden wieder als lehrreiche Uebung, nach den vielen bereits gegebenen Beiſpielen, dienen dürfte und hier dieſes Auffinden um ſo leichter fallen muß, als oben ſchon die Betonung der Zahlwörter angegeben wurde.)

Der, die, das erſte	πρῶτος, πρώτη, πρῶτον
„ „ „ zweite	δεύτερος, δευτέρη, ον
„ „ „ dritte	τρίτος, η, ον
„ „ „ vierte	τέταρτος, τέταρτη, τέταρτον
„ „ „ fünfte	πέμπτος, η, ον
„ „ „ ſechſte	ἕκτος, η, ον
„ „ „ ſiebente	ἕβδομος, ἑβδόμη, ἕβδομον
„ „ „ achte	ὄγδοος, ὀγδόη, ὄγδοον
„ „ „ neunte	ἔννατος, ἐννάτη, ἔννατον
„ „ „ zehnte	δέκατος, η, ον
„ „ „ eilfte	ἐνδέκατος, η, ον
„ „ „ zwölfte	ϑωδέκατος, η, ον
„ „ „ dreizehnte	δέκατος τρίτος, δεκάτη τρίρη, δέκατον τρίτον
„ „ „ vierzehnte	δέκατος τέταρτος u. ſ. w.
„ „ „ zwanzigſte	εἰκοστὸς, ὴ, ὸν
„ „ „ dreißigſte	τριακοστος, ὴ, ὸν
„ „ „ vierzigſte	τεσσαρακοστὸς. ὴ, ὸν u. ſ. w.
„ „ „ hundertſte	ἑκατοστὸς, ὴ, ον.

V.

Wichtigſte Momente der Geſchichte Griechenlands

von den älteſten Zeiten an bis auf unſere Tage.

> Οἵη περ φύλλων γενεὴ, τοιήδε καὶ ἀνδρῶν,
> φύλλα τὰ μέν τ'ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλλα δέ θ'ὕλη
> τηλεθόωσα φύει, ἔαρος δ'ἐπιγίγνεται ὥρη.
> ὣς ἀνδρῶν γενεὴ, ἡ μὲν φυει ἡ δ'ἀπολήγει.
>
> Homer.

> (Gleich wie Blätter im Walde, ſo ſind die Geſchlechte der Menſchen:
> Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
> wieder der knospende Wald, wenn neu auflebt der Frühling:
> der Menſchen Geſchlecht, dieß wächſt und jenes verſchwindet.)

Griechenlands Geſchichte läßt ſich füglich in ſechs Hauptperioden eintheilen. Die erſte erſtreckt ſich von dem früheſten Urſprunge der Griechen um 1800 vor Chriſtus bis auf Lykurg, 875 vor Chr.; die zweite geht bis zur Unterjochung durch die Römer, 146 vor Chr.; die dritte ſtellt uns die Hellenen als ein überwundenes Volk in ſchnell zunehmendem Verfall unter römiſcher Herrſchaft dar, bis zum J. 395 nach Chr. Theodoſius der Große das römiſche Reich unter ſeine zwei Söhne Arkadius und Honorius theilte, ſo daß jener die öſtliche, dieſer die weſtliche Hälfte erhielt; die vierte fängt an mit Arkadius dem erſten griechiſchen Kaiſer und endet mit dem Aufhören des griechiſchen Kaiſerthums durch türkiſche Ueberwältigung unter dem griechiſchen Kaiſer Conſtantin XI. und Sultan Mahmud II. i J. 1453 (nach Andern 1454); die fünfte läuft von der gänzlichen Unterjochung der Griechen durch die Türken bis zu den Befreiungskriegen (1821); und die ſechſte Hauptperiode endlich hat in unſern Tagen durch Hellas Wiedergeburt und die Anerkennung des jungen edlen Schyren Otto, als König von Griechenland, begonnen.

Die Stammväter der Bewohner Griechenlands wanderten theils zu Lande, theils zur See ein. Unter dieſen erſcheinen vorerſt die Pelasger unter Inachus. Die älteſte Geſchichte derſelben iſt, wie bei allen Völkern, welche die Schreibkunſt noch nicht verſtanden, in dunkle Sagen eingehüllt, bei welchen wir uns nicht lange zu verweilen gedenken. Von den Söhnen des Inachus gründete, an der nördlichen Seite der ſüdlichen Halbinſel, der ältere, Phoroneus, die Stadt Argos und der jüngere, Aegialeus, (der Küſtenbewohner) die Stadt Sicyon. — Die Pelasger waren übrigens wilde Leute; von Baumfrüchten und rohem Fleiſche lebend, kleideten ſie ſich in Thierfelle, wohnten in Höhlen, kannten kein Eigenthum und keine geſetzmäßige Ehe. Des

Inachus genannten Söhne ſuchten dieſe Völker einigermaßen zu bilden, während zu gleicher Zeit Pelaſgus in Arkadien gleiche Zwecke verfolgte; die cykopiſchen Mauern waren das Werk des letztern. Kleine Reiche entſtanden ſchon dazumal wie z. B. Sparta und Athen. Von den Nachkommen der erſten pelasgiſchen Volkshäupter, von Theſſalus, Gräkus u. a. erhielten einzelne Stämme und Landſchaften ihre Namen.

Durch eine ungeheure Ueberſchwemmung der ſüdlichen Halbinſel ſah ſich Deukalion um 1514 vor Chr. gezwungen, mit ſeinen Schaaren weiter nach Norden, über die Landenge, welche das ſüdliche mit dem übrigen Lande verbindet, zu wandern. Eine noch größere und wichtigere Veränderung bewirkte die Einwanderung der Hellenen, eines ſehr mächtigen, kultivirtern, aus Aſien kommenden Volksſtammes. Sie breiteten ſich in Griechenland aus und die Pelasger giengen in ihnen politiſch unter.

Es gaben die Hellenen dem Lande ihren eigenen Namen; doch wanderten auch phöniciſche und ägyptiſche Stämme ein, welche, im Vereine mit den Hellenen, anfiengen das Land kräftig zu heben. Etwa ein halbes Jahrhundert nach der großen deukalioniſchen Ueberſchwemmung ließ ſich der Phönizier Kadmus in Theben nieder und brachte die Schreibekunſt dahin. Ceres aus Sicilien und Triptolemus aus Eleuſis lehrten den Ackerbau; Bachus pflanzte die Rebe. — Jetzt entſtand das berühmte und romantiſche Zeitalter der Heroen, zu denen Hercules, Jaſon, Peleus, Heracles, Telamon, Theſeus, Caſtor und Pollux, Pirithous und viele andere noch gehörten, ſo wie jenes der alten Weiſen und Naturſänger wie Amphion, Thamyris, Orpheus, Linnus, Chiron ꝛc.

Ein abentheuerlicher kriegeriſcher Geiſt beſeelte die ganze Nation, und zu jedem großen Waffenwerke pflegten ſich daher immer die vorzüglichſten der Heroen alle zu vereinigen, wie z. B. zum ſogenannten Zuge der Argonauten.

Dieſe Argonauten entlehnten ihren Namen von dem Schiffe Argos, welche ſie, auf dem ſchwarzen Meere, nach Colchis verſetzte. Die Veranlaſſung dieſer Seefahrt war ein koſtbares Widderfell. Von dem Thiere, welchem dieſes merkwürdige Fell eigen war, ſtürzte Helle in die, Europa von **Aſien** ſcheidende Meerenge, die dann den Namen **Helleſpont** (Dardanellenſtraße) erhielt. **Helle** war die Tochter **Athamas** geweſen, welche er, nebſt ihrem Bruder **Phrixus**, auf Antrieb der Stiefmutter **Ino**, tödten ſollte; die unglücklichen Geſchwiſter aber ſuchten ſich auf dem Widder **Chryſomalis** zu retten. **Helle** gieng zu Grunde; **Phrixus**, der **Colchis** glücklich erreichte, ſchenkte das Fell des Widders, den er dem Jupiter opferte, dem König **Aetes** und dieſes Fell wollten jetzt Griechenlands edle Söhne dem Vaterlande wieder erobern. **Jaſon** ward zum Ober-, **Heracles** zum Unterbefehlshaber erwählt.

Nach vielen höchſt ſeltſamen Abentheuern und Gefahren, welche die **Argonauten** zu beſtehen hatten, gelang es dem **Jaſon**, durch **Medea**, die Tochter des **Aetes**, das in einem von ſieben Mauern eingeſchoſſenen Hain und von einem ſchrecklichen Drachen bewachte Widderfell glücklich zu erbeuten. Die Mythologen haben die Fahrt der Argonauten und beſonders das Schickſal des Heracles auf derſelben mit einer Menge Wundergeſchichten ausgeſtattet.

Weniger märchenhaft erſcheint des **Theſeus** Unternehmen, ſein Vaterland **Athen** von dem ſchrecklichen aus Menſchenopfern beſtehenden Tribut, welchen ihm König **Minos** von **Creta** auferlegt hatte, zu befreien. Auch ihm half die Königstochter **Ariadne** das Opfer verſchlingende Ungeheuer, den **Minotaurus** im **Labyrinth**, zu erlegen, ſiegreich beſtehen. Aber **Theſeus** bewies ſich gegen ſeine Retterin eben ſo undankbar, als **Jaſon** gegen die **Medea**. Dieſe wurde von der **Creuſa** verdrängt, und die **Ariadne** überließ **Theſeus** auf der Inſel **Naxos** ihrem Schickſale.

Viele der heroiſchen Fürſtenſöhne des damaligen Griechenlands, welche kriegeriſchen Abentheuern ſo leidenſchaftlich nachjagten, vereinigten ſich endlich zu dem großen Kriegszug gegen **Troja**. Den Ausbruch dieſes Krieges führte der Raub der **Helene** herbei. Sie, die reizendſte Fürſtentochter ihrer Zeit, die Schweſter der Dioskuren, **Caſtor** und **Pollux**, um deren Hand die vornehmſten Fürſten vergebens gerungen hatten, ward endlich die Gemahlin des **Menelaos**, der, nebſt ſeinem ältern Bruder, **Agamemnon**, über den größten Theil des Peloponnes herrſchte. Doch der trojaniſche Königsſohn mißbrauchte das Recht der Gaſtfreundſchaft, die ſchöne **Helena** zu entführen und vergebens begab ſich Menelaus nach **Troja**, um ſeine Gemahlin zurückzuholen. Der treuloſe **Paris** irrte abſichtlich mit ihr in aller Welt umher. Da entbrannte der Zorn der Pelopiden und ſie beſchloſſen Trojas Untergang. **Agamemnon**, der, nebſt ſeinem Bruder, über eine anſehnliche Seemacht geboth, beredete die mächtigſten Fürſten der Griechen, mit ihren Schaaren ſich ihm anzuſchließen. Es befanden ſich unter jenen fürſtlichen Heroen: der würdige, greiſe **Neſtor**, **Odyſſeus** der Beherrſcher **Ithakas**, der jugendliche **Achilles**, mit ſeinem Freunde und Erzieher **Patroclus**, **Diomedes**, **Ajax**, König der Inſel **Salamis**, nach dem **Achill'**, der ſchönſte, jüngſte und tapferſte der Helden u. a. m.

Die Seemacht, welche die vereinigten Fürſten verſammelten, zählte faſt 1200 Schiffe, die mit 100.000 Kriegern beſetzt waren. Dieſe brachten mit der Einſchließung und Erſtürmung der Stadt **Troja** (**Ilion**) zehn Jahre zu, und nach Verlauf dieſer langen Zeit endlich gelang das Werk und vollſtändig war die Rache der Griechen.

Nach dem trojaniſchen Kriege hatten auf das Schickſal der Griechen die Unruhen der Heracliden den lebhafteſten Einfluß. Die Söhne des **Heracles** hatten ſich nach dem Tode ihres Vaters, um ſich den Verfolgungen des **Euryſtheus** zu entziehen, von **Micenä** erſt nach **Theſſalien** und dann nach **Athen** begeben. Von den Athenern unterſtützt, ſiegten zwar die Heracliden über ihren Feind, den **Euryſtheus**, aber dennoch gelang es ihnen, von den Dorern unterſtützt, erſt nach ungefähr einem halben Jahrhundert, oder darüber, ſich der väterlichen Beſitzungen im Peloponnes zu bemächtigen. Sie theilten ſich durch das Loos in die Gebiete von **Argos**, **Meſſene**, **Sparta** und **Elis**. Durch die von den Heracliden bewirkte Staatsveränderung wurde der Zuſtand des Peloponnes mächtig erſchüttert. Die Argiver wanderten, aus **Argos** und **Laconien** verdrängt, nach der, den korinthiſchen Meerbuſen umgebenden Küſte. Die von ihnen vertriebenen Jonier dagegen ſiedelten ſich nun in Kleinaſien an.

Mit den Unruhen der Heracliden ſchließt ſich übrigens die mythiſche Heroenepoche, jene Zeit der dunkeln und nicht zu verbürgenden Sagen und die Geſchichte der Griechen gewinnt nun eine zuverläſſigere Geſtalt.

Es bildeten ſich ſofort auf Hellas Freiſtaaten, wie in Phocis, in Theben, in den aſiatiſchen Colonien, endlich auch in Athen u. ſ. w., ſo daß in den nächſten 400 Jahren das ganze ſüdliche Griechenland meiſtens mit kleinen Republiken ſich anfüllte. In den aſiatiſchen Colonien vorzüglich blühten Künſte, Wiſſenſchaften, Geſetzgebung, Handel und Schifffahrt, welche letztere hohen Wohlſtand erzeugten; dort auch glänzten Homer und Heſiod. Doch blieb Griechenland noch bei der alten Einfachheit der Sitten und entfremdet dem gefährlichen Luxus. Wurde Uebervölkerung fühlbar, ſtiftete man Colonien, wie z.B. im 7. und 8. Jahrhunderte jene von Rhegium, Syrakus, Sybaris, Croton, Tarent, Gela, Lokris und Meſſana in Sicilien und Unteritalien. Die gemeinſchaftlichen Bande, welche die Staaten des eigentlichen Griechenlandes zuſammenhielten, waren — die Tempel zu Delphi, das Amphiktyonengericht und die feierlichen Kampfſpiele, unter denen die olympiſchen ſich auszeichneten, deren Haupterneuerung 776 J. vor Chr. den Griechen zur Zeitrechnung diente. Von dieſer Zeit an erhoben ſich vor den übrigen Staaten durch Macht und Anſehen Sparta und Athen, denen wir nun unſere nähere Aufmerkſamkeit ſchenken wollen.

Die Urſache, welche die Einigkeit der Griechen ſo oft ſtörte, war, außer der Verſchiedenheit des Volkscharakters, vorzüglich in den ſo verſchieden gebildeten Staatsverfaſſungen zu ſuchen und in dieſer Hinſicht zeichnete ſich Sparta vor allen übrigen aus. So ſehr die Gewalt der Volksoberhäupter auch ſchon beſchränkt war, hielt es Lykurg dennoch für nöthig, ſeinem Vaterlande eine Verfaſſung zu geben, durch welche dem Drucke, dem die Vornehmen und Begüterten ihre ärmern Mitbürger unterwarfen, kräftig entgegengearbeitet werden konnte. Die Haupturſache der Unzufriedenheit der gemeinen Bürger zu entfernen, durfte, nach Lykurgs Dafürhalten, keiner vermögender ſeyn, als der andere. Das ſämmtliche Grundeigenthum wurde daher, nach der Zahl der Familienväter, in gleich große Theile abgeſondert. Durch die Entfernung des Reichthums und der dadurch erzeugten Ueppigkeit, ſollte der Charakter der Spartaner eine ernſte, kriegeriſche Stimmung erhalten und dieſe wollte L. durch ſein eiſernes Geld, durch die ſchwarze Suppe, durch ſchlechtes Hausgeräthe und ſtrenge Knabenzucht hervorbringen und erhalten.

Der kriegeriſche Charakter, welchen L. den Spartanern einprägte, äußerte ſich beſonders in dem Ausbruche des Nationalhaſſes gegen ihre Nachbaren die Meſſener, welche ſie beſiegten und unterjochten. Uebrigens waren Lykurgs Geſetze gar nicht nach dem Geſchmacke der Vornehmen; um daher die Spartaner zur Beobachtung derſelben zu verpflichten, entlockte er ihnen das Verſprechen, ſeinen Statuten treu zu bleiben, bis er vom delphiſchen Orakel zurückgekehrt ſeyn würde; aber er mied ſein Vaterland für immer.

Auch in Athen herrſchten Streitigkeiten und Verwirrungen; die gemeinen Bürger glaubten die vornehmern zu ſehr von den Archonten begünſtiget und es kam endlich dahin, daß man dem Solon, einem der gebildetſten und rechtlichſten Bürger, die Entwerfung eines neuen, den Bedürfniſſen des Staates angemeſſenen Geſetzes übertrug. Je mehr Lykurg bei ſeinen Verordnungen auf das gleiche Verhältniß des Vermögens gedrungen hatte, um ſo ſorgfältiger nahm Solon bei den Klaſſen, in welche er die Bürger vertheilte, auf den Unterſchied des Einkommens Rückſicht. Er ſuchte das ariſtokratiſche mit dem demokratiſchen Prinzip zu verſchmelzen, ließ für die Aufrechthaltung der neuen Staatsverfaſſung ſich den Senat auf hundert Jahre verbürgen und verließ hierauf für einige Zeit ſein Vaterland; er ſoll auf Cypern geſtorben ſeyn.

Nach Solons Entfernung fieng Piſiſtrates in Athen Unruhen an und behauptete, durch ſeine Söldner unterſtützt und Solons Geſetze umgehend, die Herrſchaft; er entſchädigte die Athener für ſeine Herrſchſucht durch verſchiedene zweckmäßige Anordnungen und durch den eifrigen Betrieb des Getreides und Olivenbaues.

Des Piſiſtratos Sohn, Hipparch, übte nach des Vaters Tod die Herrſchergewalt mit kluger Mäßigkeit aus, allein er wurde vertrieben und ſuchte hierauf Hülfe bei dem perſiſchen Statthalter in Kleinaſien. So entſpann ſich ein Krieg, welcher das geſammte Griechenland der Gefahr, der perſiſchen Herrſchaft zu unterliegen, nahe brachte.

Die Gelegenheit kam dem, ganz Kleinaſien beherrſchenden Darius, König der Perſer, erwünſcht und unter dem Vorwande, dem Hipparch zu helfen, hoffte er ſich Griechenland zu unterwerfen.

Die ganze Macht, welche die Athener den Hunderttauſenden der Perſer entgegen ſtellen konnten, überſtieg nicht die Zahl von 10,000, an welche ſich die wenigen Krieger der böotiſchen Republick anſchloſſen. Auf der nordöſtlich von Athen belegenen Ebene von Marathon kam es zur Entſcheidungsſchlacht. Miltiades, dem die Griechen die Leitung des Kampfes überließen, erfocht einen herrlichen und vollſtändigen Sieg und hinderte durch einen ſchnellen Zug die Perſer an der Verbrennung Athens. Der Undank ſeiner Landsleute ſchlug den glücklichen Feldherrn in Feſſeln und er ſtarb im Gefängniſſe.

Xerxes, der Nachfolger des Darius, erneuete den Krieg gegen die Athener. Den Uebergang nach Europa vollführte ſeine ungeheure Landmacht, auf einer über den Hellespont geſchlagenen Brücke. Mit der Flotte von 1207 Schiffen zählte die ganze Heereskraft der Perſer — mehrere Millionen.

Unter den angeſehnſten und klügſten Männern Athens zeichneten ſich damals Ariſtides und Themiſtokles aus. Jener war, was man heut zu Tage einen Ultra nennt; Themiſtokles dagegen zeigte ſich als enthuſiaſmirter Liberaler. Jeder machte es zu einem Hauptgegenſtand ſeiner Sorgfalt allem demjenigen, was ſein Gegner in Vorſchlag brachte, lebhaft zu widerſprechen. Endlich mußte Ariſtides weichen; er wurde auf zwei Jahre aus dem Vaterlande verbannt.

Themiſtokles ließ durch das delphiſche Orakel den Athenern den Rath ertheilen, ihre Sicherheit auf ihren zahlreichen Schiffen zu ſuchen. Während ſich jedoch die griechiſche Flotte ſammelte, um der großen Seemacht des Xerxes zu begegnen, wollte man das Vordringen ſeiner ungeheuern Landarmee durch 6000 Mann, die den Engpaß bei Thermopylä vertheidigen ſollten, verhindern. Dieſe kämpften auch, vom ſpartaniſchen König Leonidas angeführt, mit ſo unerſchütterlicher Tapferkeit, daß nur die Verrätherei des Theſſaliers Ephialtes des perſiſchen Monarchen Abſicht in Attika einzudringen, beförderte. Leonidas weihete ſich hierauf mit den wenigen Hunderten Lacedämoniern, Thebanern und Theſpiern (aus Boeotien), die ihm treu geblieben waren, dem Tode für's Vaterland. Athen nebſt der Akropolis fielen den Perſern in die Hände und wurden zerſtört.

Griechenlands Freiheit wurde aber durch den Seekampf gerettet und den glücklichen Erfolg deſſelben verdankte man vorzüglich der Klugheit und Schlauheit des Themiſtokles. Die große perſiſche Flotte wurde bei der Inſel Salamis geſchlagen und der Mangel an Lebensmitteln, eine Folge der Zerſtreuung der Flotte, nöthigte den Xerxes, ſein großes Heer einen ſchnellen Rückzug antreten zu laſſen. Jedoch ließ X. 300,000 Mann unter Mardonius in Theſſalien zurück, welchen die Griechen 100,000 M., das größte Heer, welches ſie jemals zuſammen gebracht haben, entgegenſtellten.

Die griechiſche Armee unter dem Befehle des ſpartaniſchen Königs Pauſanias verſammelte ſich auf der korinthiſchen Landenge und rückte von hier den Perſern bis in die Nähe von Platää (nicht weit von Theben) entgegen, wo es zur Schlacht kam, allein der Tod ihres Befehlshabers beugte den Muth der Perſer ſo gewaltig, daß ſie den Sieg der Griechen durch ihren ſchleunigſten Rückzug beförderten.— In der Folge wurde Pauſanias des Verrathes am Vaterlande überwieſen und in einen Tempel geſperrt, wo ihn der Hunger tödete.

Indeſſen hatten es auch die Feinde des Themiſtokles dahin gebracht, daß er trotz ſeiner großen Verdienſte um das Vaterland aus demſelben verbannt wurde. Nach mancherlei Verfolgungen und Widerwärtigkeiten kam Th. endlich nach Aſien, wo er ſich die Gunſt des Königs Artaxerxes in ſolch hohem Grade erwarb, daß ihn dieſer mit Geſchenken und Ehrenbezeugungen überhäufte. Die Zumuthungen, an dem Kampfe gegen ſein eigenes Vaterland Theil zu nehmen, ſollen den Themiſtokles bewogen haben, ſich denſelben durch Gift zu entziehen.

Nach der Verbannung des Themiſtokles führte Ariſtides nebſt Cimon den Oberbefehl über die atheniſche Kriegsmacht, allein nach bald erfolgtem Tode des Ariſtides ſtand Cimon allein an deren Spitze; er war ein herrlicher Mann, unerſchrocken wie Miltiades und ſcharfſinnig wie Themiſtokles; er war es, der ſich um die atheniſche Seemacht die größten Verdienſte errang und ſeinem Vaterlande den Beſitz der thraciſchen Halbinſel verſchaffte; zum Dank ward auch er verbannt, doch als er während des Bürgerkrieges der Athener gegen Sparta ſich ungerufen in dem Treffen bei Tanagra ſtellte und ſich bei dieſer Gelegenheit auszeichnete, wurde er zurückgerufen. Cimon fiel auf Cypern bei der Belagerung von Cition.

Nach Cimons Tod hatte in Athen Perikles die Herrſchergewalt an ſich geriſſen; glückliche Faſſungsgabe, Gleichmuth und ein trefflicher Vortrag zeichneten ihn aus; er hielt ſich dadurch, daß er den gemeinen Bürgern ſchmeichelte und ihre Anmaßungen begünſtigte. Er führte herrliche öffentliche Gebäude auf und übertrug die Aufſicht über dieſe Bauten ſeinem Freunde, dem berühmten Bildhauer Phidias. Der neue Tempel der Athenä, die Vorhallen (Propyläen) zu der Akropolis, das Odeon und mehrere andere Prachtgebäude waren ſein Werk; der öffentliche Schatz wurde zwar dadurch erſchöpft, aber für ſeine Perſon war Perikles uneigennützig. Auf ſeine Handlungsweiſe hatte ſeine Geliebte, Aspaſia von Miletos, eine der ſchönſten und gebildetſten Frauen ihrer Zeit, großen Einfluß. Als Feldherr zeigte P. viele Vorſicht, die ihn auch nicht eher ein Treffen liefern ließ, als bis er des beſten Erfolges gewiß war. Zu kriegeriſchen Unternehmungen bot das fortwährende Beſtreben der Ahener und Lacedämonier, den gegenſeitigen Staat nicht zur Uebermacht gelangen zu laſſen, häufige Gelegenheit dar. Endlich vollendete Perikles die Unterwerfung der Inſel Euböa und die Spartaner fühlten nun die atheniſche Uebermacht ſo ungemein, daß ſie in einen 30jährigen Frieden willigten. Allein das eigenmächtige und gewaltſame Verfahren, welches ſich Athen gegen Megara, Korinth und Potidäa erlaubte, diente endlich den Lacedämoniern, die es für eine Verletzung der Rechte aller Griechen erklärten, zum Vorwande, zur Einſchränkung des herrſchſüchtigen Uebermuths der Athener, abermals die Waffen zu ergreifen und ſo begann der peloponneſiſche Krieg.

Den Namen des peloponneſiſchen erhielt der Krieg, von welchen wir nun erzählen wollen, durch den Umſtand, daß ſich mit den Spartanern, außer Argos und einem Theil von Achaja, alle Staaten des Peloponnes verbanden. Außer dem Peloponnes ſchloſſen ſich an die Spartaner — Megarä, Phocis, Lokris (zwei kleine theſſaliſche Staaten), Böotien, Ambracia, (in Epirus) u. a. m. An die Athener reihten ſich die von den Spartanern vertriebenen Meſſener, die ſie nach Naupactos (Lepanto) verſetzt hatten, ingleichen die Akarnanier, die aſiatiſchen Carer, Dorer und Joner, die thraciſchen Küſtenſtädte Korcyra, Zazynthos (Zante) und alle zwiſchen Griechenland und Aſien liegenden Inſeln, bis auf Melos und Thera, an.

Dem Rathe des Perikles zufolge, beſchloſſen die Athener auf den Seekrieg ſich zu beſchränken und nur ihre Hauptſtadt mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit zu vertheidigen. Außer der zahlreichen Beſatzung Athens betrug die Landmacht 32,000 M.; die Flotte beſtand aus 300 Schiffen.

Die Athener begannen damit, der großen Landmacht der Peloponneſer, welche nach Attika rückte, auszuweichen und Rache an Aegina, Megara u. a. zu üben.

Doch den Uebermuth der ſo mächtig ſich zeigenden Athener drückte plötzlich eine unter ihnen ausgebrochene anſteckende und tödtliche, aus Aſien gekommene Krankheit gewaltig nieder. Die Seuche richtete in Athen gräuliche Verwüſtungen an, ſo viele einzelne Opfer ihr auch ſchon der berühmte Hippokrates entreißen mochte.

Perikles hatte indeſſen durch eine Flotte den Rückzug der Spartaner aus Attika bewirkt und belagerte Potidäa, allein nun ergriff die Seuche auch den wackern Helden und ſein Tod war für Athen ein unerſetzlicher Verluſt.

Der Krieg wurde noch einige Zeit mit wechſelndem Glücke geführt, dann aber auf 50 Jahre Friede geſchloſſen, aber der Krieg brach ſchon nach ſieben Jahren wieder aus und die Haupttriebfeder des wichtigen Ereigniſſes war Alkibiades, ein Neffe des Perikles. Dieſer Alkibiades, welcher mit ausgezeichneter körperlicher Schönheit viele Kenntniſſe und eine hinreißende Beredtſamkeit, aber auch eine ausgezeichnete Verſchlagenheit vereinigte, wünſchte den allgemeinen Tadel, den er ſich wegen ſeiner ſchwelgeriſchen und unſittlichen Lebensart zugezogen hatte, durch glänzende Kriegesthaten vergeſſen zu machen; er übte mächtigen Einfluß und hatte großen Anhang und weil der wilde junge Mann Krieg wollte, mußte Athen wieder die Waffen ergreifen.

Vorerſt unterſtützten die Athener den ſiciliſchen Staat Egeſta, der von Syrakus bedrängt wurde, mit einer Flotte, über welche Alkibiades mit den Oberbefehl führte. Seine Entfernung aber benützten Feinde, ihn durch Beſchuldigungen ſo ſtrafbar darzuſtellen, daß Alkibiades, kaum in Sicilien angelangt, zur Verantwortung zurückberufen wurde. Doch A. gieng, der ihm drohenden Gefahr ausweichend, nach Sparta, wo er, vor der Hand die Vaterlandsliebe ſeiner Rachſucht opfernd, die lakedämoniſche Regierung aufmunterte, die Entfernung eines beträchtlichen Theils der atheniſchen Kriegsmacht zur glücklichen Erneuerung des Krieges gegen Athen zu benützen.

Die Spartaner vertrauten dem Alkibiades in der That eine kleine Flotte an, mit welcher er nach der aſiatiſchen Küſte ſteuerte, wo er, von dem perſiſchen Statthalter Tiſſaphernes unterſtützt, die joniſchen Staaten zur Theilnahme an dem Krieg gegen Athen aufforderte.

Nach allerlei geſpielten Intriguen und Machinationen nahm Alkibiades am Ende wieder die Partie ſeines Vaterlandes Athen und leiſtete jetzt demſelben wichtige Dienſte. Von ihm angeführt ſiegten die Athener bei Abydos (an der Küſte von Kleinaſien) über eine ſtärkere peloponneſiſche Seemacht, und durch einen zweiten noch glänzendern Sieg brachte er es dahin, daß die Peloponneſer und ihre perſiſchen Bundesgenoſſen ganz aus der Nähe des Helleſponts entfernt wurden.

Jetzt kehrte Alkibiades mit 200 eroberten Schiffen, mit einer großen Anzahl Gefangenen und mit einer äußerſt reichen Beute nach Athen zurück, wo er ſein früheres Verfahren ſo gut zu rechtfertigen wußte, daß man alle gegen ihn gefaßte Beſchlüße für ungerecht erklärte und ihn zum unumſchränkten Oberbefehlshaber der ganzen Kriegsmacht ernannte.

Allein jetzt naheten Zeiten, in welchen das Kriegsglück den Athenern wieder den Rücken both. Sie erlitten verſchiedene Niederlagen und die Bürgerverſammlung entſetzte den Alkibiades der Oberbefehlshaberſtelle und vertheilte dieſe unter zehn andere Befehlshaber. Einem derſelben, dem

Konon, den Oberbefehl mit großem Gleichmuthe übergebend, zog ſich Alkibiades ſofort nach Thracien zurück.

Konon kämpfte mit dem lacedämoniſchen Feldherrn Lyſander einige Zeit lang mit abwechſelndem Glücke, ließ ſich aber endlich von Lyſandern bei der thraciſchen Halbinſel überfallen und wurde dermaßen geſchlagen, daß er von der ganzen großen Flotte nicht mehr als neun Schiffe nach Cypern brachte. Unaufgehalten bemächtigte ſich Lyſander aller atheniſchen Seeſtädte und ſchloß die Stadt Athen ſelbſt, während ſie König Agis zu Land belagerte, von der Seeſeite ein. Durch Mangel an Lebensmittel gezwungen mußte ſich Athen unter ſehr harten Bedingungen ergeben.

Lyſander, dem die Spartaner die Vollziehung dieſer Bedingungen übertrugen, legte Athens Regierung einem Rathe von dreißig Mitgliedern in die Hände. Dieſer Rath erlaubte ſich von einer lacedämoniſchen Beſatzung unterſtützt, und von Kritias geleitet, ein höchſt grauſames und willkührliches Verfahren; es wurde eine Art Schreckenſyſtem eingeführt und viele der rechtlichſten Bürger endeten unter des Nachrichters Hand.

Endlich faßte ein hochherziger Athener, Namens: Thraſybul den heldenmüthigen Entſchluß, ſein Vaterland von der ſchändlichen Herrſchaft der Dreißiger zu befreien. Mit einer Hand voll Patrioten ausziehend, bemächtigte er ſich der in der Nähe von Athen liegenden Burg Phyle und nun ſah er ſeine kleine Schaar durch Vaterlandsfreunde allmählich ſo vergrößert, daß er bis in den Piraios (Hafen) von Athen eindringen konnte. Vergebens verſuchten es die Kriegsleute der Dreißiger, ihn aus demſelben wieder zu vertreiben. Selbſt Kritias ward getödet. Die atheniſchen Bürger wagten es nun die Dreißiger fortzujagen, aber die Zehner, welche an ihre Stelle kamen, verfuhren nicht beſſer als jene. Die ſpartaniſche Regierung zeigte deutlich die Abſicht Athen alle Selbſtſtändigkeit zu rauben; aber auch jetzt rettete der edle Thraſybul ſein Vaterland, durch einen mit König Pauſanias geſchloſſenen Vergleich.

Nun kaum erſt wieder independänt geworden lud Athen die unvergängliche Schmach auf ſich, ſeinem edelſten Weiſen, dem bekannten Sokrates, den Giftbecher zu reichen.

Die Peloponneſer waren durch ihren Krieg gegen Athen perſiſche Alliirte geworden. Sie ſtellten zu dem Heere, mit welchem Cyrus ſeinem Bruder Artaxerxes II. den Thron entreißen wollte, 13,000 Mann, über welche Xenophon, ein geborener Athener, den Oberbefehl erhielt. Mit dieſem kleinen Heere führte Xenophon, nach der für den Cyrus verderblich ausgefallenen Schlacht bei Kunara, ſeinen bekannten meiſterhaften und denkwürdigen Rückzug, auf dem äußerſt langen Wege und durch viele, von wilden Völkern bewohnte Länder, ſo glücklich aus, daß er 10,000 Mann rettete.

Der mehrmal ſchon erwähnte atheniſche Befehlshaber Konon machte ſeine früheren Verſehen dadurch wieder gut, daß er ſeinem Vaterlande die cykladiſchen Inſeln und Kythere, die größte Inſel im lakoniſchen Buſen eroberte. Die große, durch ſeine Eroberungen ihm zu Theil gewordene Beute widmete Konon der Wiederherſtellung der atheniſchen Feſtungswerke, zu deren ſchnelleren Aufführung Theben und viele andere Städte Arbeiter ſendeten.

Nicht gänzlich mit Stillſchweigen dürfen wir umgehen den korinthiſchen, den thebaniſchen und den ſogenannten heiligen Krieg.

Den erſten veranlaßte ein Bündniß Athens, mit Corinth, Theben und Argos gegen Sparta. Die Lacedämonier erfochten bei Korenea in Böotien über ihre Feinde einen der glänzendſten Siege. Die Corinther fühlten ſich hierauf wenig mehr geneigt ferner an dieſem Kriege Theil zu nehmen, nichts deſtoweniger wurde die Stadt Corinth ſelbſt von den Spartanern zu Waſſer und zu Land belagert, aber vom Iphikrates, einem der einſichtsvolleſten Feldherrn befreit. So endete ein nicht ſehr bedeutender Krieg, welchen die Griechen den korinthiſchen nannten.

Im thebaniſchen Kriege ſchmeichelten ſich die Thebaner eine Zeit lang mit der Hoffnung den vereinigten Athenern und Lacedämoniern die erſte Stelle unter den griechiſchen Staaten ſtreitig machen zu können Zwei junge vornehme Männer mit herrlichen Eigenſchaften ausgerüſtet, Epaminondas und Pelopidas ſtanden an der Spitze der thebaniſchen Macht. — Die Böotier hatten ſich ebenfalls auf die Seite der Athener und Lacedämonier geſchlagen. Epaminodas und Pelopidvs kämpften bei Leuktra mit 6000 Mann gegen das 18,000 Mann ſtarke Heer der Allirten, allein Epaminondas entriß ihnen durch ſeine von überlegener Kriegskunſt unterſtützte, unerſchütterliche Tapferkeit den Sieg. — Die Lacedämonier verſchanzten ſich hierauf auf der peloponeſiſchen Landenge, wurden aber auch hier von Epaminondas angegriffen und geſchlagen. Zum dritten Male ſiegte E. in der großen Schlacht bei Mantinea; er ward jedoch tödtlich verwundet, ſtarb aber freudig, denn ſeine Thebaner behaupteten das Schlachtfeld. Pelopidas hatte ſeine Rolle ſchon früher ausgeſpielt. Uebrigens war auch Epaminondas von ſeinen Landsleuten undankbar behandelt und ſogar der oberſten Feldherrnwürde entſetzt worden. Mit Epaminondas und Pelopidas ſchwanden die Hoffnungen und das Anſehen der Thebaner.

Der heilige Krieg erhielt dieſen Namen, weil er durch eine Beeinträchtigung des Orakeltempels zu Delphi von Seite der Phocier entſtanden war, welche, unter dem Vorwande ihrer ehemaligen Schutzherrſchaft über dieſen Tempel, gewagt hatten, die demſelben gewidmete Ländereien als ihr Eigenthum zu benutzen. Da ſie auf keine Warnung hörten, erklärten die Amphiktyonen die Phocier für Feinde der Gottheit, deren Gebieth von den Griechen weggenommen werden ſollte. Von einem ihrer vornehmſten Männer, dem Philomelos ermuntert, machten ſich die Phocier zum Widerſtand mit den Waffen in der Hand bereit; endlich aber unterlag Philomelos der vereinigten Macht der mit Theben verbundenen Böotier ſo ſchrecklich, daß er ſich verzweiflungsvoll von einem hohen Felſen herniederſtürzte. Anomarchos, der nun als Heerführer der Phocier auftrat, ließ ſich ſpäter von Lykophron, dem Beherrſcher von Pherä, bewegen, ihm gegen den König Philipp von Macedonien Beiſtand zu leiſten. So näherte ſich die Zeit, wo die Griechen der macedoniſchen Herrſchaft anheim fielen.

Bis zum perſiſchen Kriege hatte Griechenland ſchon eine bedeutende Stufe der Ausbildung erlangt. Außer der Dichtkunſt finden wir die Anfänge der Philoſophie, dann kamen auch die Bildhauerkunſt und Malerei in Flor, allein von jener Zeitperiode, zu welcher wir nun in unſerer hiſtoriſchen gegenwärtigen Skizze gelangt ſind, kann man ſagen, daß ſie diejenige war, in welcher Griechenland zu der höchſten Stufe ſeiner Ausbildung und zwar in jeder

Beziehung gelangte. Es hatte ſich um dieſe Zeit in das ſchönſte Land Europas umwandelt. Groß war die Zahl ſeiner herrlichen Städte, allein Athen und Theben überſtrahlten in Mittelgriechenland alle übrigen. Auf der Landenge behauptete das prächtige Korinth den Mittelpunkt des Handels zwiſchen Griechenland und Italien. Im Peloponnes nahm Argos die nächſte Stelle nach Sparta ein; auch Epidaurus war mit vielen Kunſtwerken geſchmückt; vorzüglich aber glänzte Olympia, der Schauplatz der den Göttern geweihten Spiele. Elis, welches erſt nach des Xerxes Ueberfall erbaut worden war, bedurfte, als geheiligte Stadt, keiner Mauer. Ein hoher Grad von Ausbildung herrſchte auch auf den griechiſchen Inſeln; Samos beſaß früher ſchon ſolche anſehnliche Seemacht, daß es gegen die lydiſchen und perſiſchen Beherrſcher ſeine Unabhängigkeit behaupten konnte. Von den griechiſchen Inſeln kam viele künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Cultur auf das helleniſche Feſtland. — Unter den Künſten glänzte vornehmlich die Baukunſt. Die großen viereckigten Plätze der griechiſchen Städte zeigten die geſchmackvollſten Tempel, Gymnaſien, Bäder. Die Bildhauerkunſt hob ſich erſt ſeit der perſiſchen Kriege, durch welche manches Kunſtwerk aus Aſien nach Griechenland kam. Die Bildhauer bearbeiteten erſt Marmor und dann Metall; die berühmteſten Sculpturiſten der Griechen waren außer Phidias: Alkamenes und Agorakritos, zwei Schüler deſſelben, ferner Polykletos von Sicyon, der mit ſeinem Zeitgenoſſen Myron wetteiferte, dann Skopas, Praxiteles und Lyſippus.

Als den älteſten Beweis griechiſcher Malerei führt man man das vom Polygnatos, zur Zeit des Miltiades geſchmückte Poikile — eine mit Bildniſſen berühmter Männer verſehene Gallerie — an. Zu Athen ſtiftete Parrhaſius von Athen eine eigene Malerſchule. Er war ein Zeitgenoſſe des Zeuxis von Herakleia in Ionien, der die Kunſt außerordentlich verbeſſerte; aber den größten Ruhm erwarb ſich dennoch Apelles von der Inſel Kios.

Auch die Kunſt des Stempelſchneidens zu Münzen wurde in Griechenland mit großer Vollkommenheit getrieben. Zu Solons Zeiten war das geprägte Silbergeld in den griechiſchen Städten ſchon allgemein bekannt.

Die Tonkunſt machte einen Hauptgegenſtand der Erziehung aus. Thales (Thaletes), den Lykurg von Kreta nach Sparta brachte, ſang herrliche Lieder, welche ihn lange überlebten. Die Vereine der Tonkünſtler ließen ſich in dem Odeon hören. Auch die Geſänge ſchaffende Dichtkunſt kam von Aſien nach Griechenland. Nach der Behauptung Vieler war Homer 300 Jahr nach Trojas Zerſtörung auf der Inſel Chios geboren, deſſen Rhapſodien zu Athen bei den Panathenäen abgeſungen wurden. Nicht lange nach Homer mag Heſiodos, von Askra in Böotien, gelebt haben. Solons Zeitgenoſſin war die berühmte Sappho und durch ſeine Oden ſo wie durch das herrlichſte Flötenſpiel entzückte, zur Zeit des Miltiades, der Thebaner Pindaros. Die lieblichſten Lieder dichtete Anakreon am Hofe des Polykrates von Samos. Aus mimiſchen, mit Geſang begleiteten Vorſtellungen entwickelten ſich die theatraliſchen Schauſpiele. Theſpis gab ſeine Vorſtellungen auf einem Wagen. Der eigentliche Schöpfer der Tragödien war Aeſchylos. Nach ihm zeichneten ſich als Trauerſpieldichter Sophokles und Euripides und als Luſtſpieldichter Ariſtophanes aus.

Die Griechen, die in den bildenden Künſten eine ſo hohe Stufe erreicht hatten, behaupteten, auch in Hinſicht auf ernſte Wiſſenſchaften, vor allen andern Völkern unſeres Erdtheils den Vorzug. Die vornehmſten Philoſophen dieſes Zeitalters waren unter den aſiatiſchen Griechen geboren. Die Verehrer des Thales von Miletos ſtifteten die joniſche Philoſophenſchule. Andere treffliche Philoſophen waren: Anaxagoras, Pherekydes, Pytagoras, Zeno, Ariſtoteles u. a. Die Prinzipien des herrlichen Sokrates kennen wir aus den Schriften ſeines Schülers Plato.

Die Mathematik und Sternkunde fanden unter den Griechen ſchon frühzeitig Verehrer. Anaximander förderte bereits die Sternkunde durch künſtliche Himmelskugeln und die Geographie durch förmliche Landkarten; Lacedämon erhielt durch ihn die erſte Sonnenuhr. Seinen Schüler Anaximenes hält man für den Erfinder des Quadranten und der oben erwähnte Anaxagoras war der erſte, welcher die Mondsfinſterniſſe zu erklären vermochte.

Unter Griechenlands Geſchichtſchreibern ſteht Herodot oben an; Thukydides lieferte eine treffliche Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges und der ſchon früher erwähnte Xenophon zeichnete ſich als gewandter Erzähler aus.

Wir beginnen nun einen neuen Zeitabſchnitt, indem wir erzählen werden, wie es den Griechen unter macedoniſcher Herrſchaft ergieng.

Macedonien hatte ſich, ſeit der Entfernung der perſiſchen Herrſchaft, bis an den Strymon ausgedehnt. Sein Herrſcher Philipp war mit dem jungen Epaminondas in Theben erzogen worden und dieſem an ausgezeichneten Fähigkeiten ähnlich, genoß er mit demſelben den Unterricht eines pythagoräiſchen Philoſophen und erwarb ſich höhere Kriegswiſſenſchaft. Bei ſeinem Regierungsantritt zeigte Philipp einen ſehr energiſchen Charakter; er gewann die Liebe und das Vertrauen ſeines Volkes und übte ſeine Krieger unausgeſetzt in den Waffen und in zweckmäßigen, zum Theil neuen Manöuvern. Bald fieng Philipp an, ſein Reich nach allen Seiten hin auszudehnen und ſeinem Wunſche, Gelegenheit zur Einmiſchung in die Händel der Griechen zu bekommen und ſich dadurch den Weg zur Herrſchaft über dieſelben zu bahnen, war die Aufforderung des theſſaliſchen Pherä, ihm zur Befreiung von dem Tyrannen Lykophron behülflich zu ſeyn, ſehr willkommen. Der oben erwähnte Onomarch, Lykophrons Alliirter, ſtellte den 20.000 macedoniſchen Infanteriſten, eben ſo viele entgegen, aber Philipps, den phociſchen ſechsmal überlegene Reiter entſchieden den Ausgang der Schlacht zu ſeinem Vortheile. Onomarch ſelbſt lag unter den Todten.

Nach der Beſiegung des Onomarch wurde Philipp von dem Eindringen in Mittelgriechenland nur durch die atheniſche Beſatzung des Engpaſſes bei Thermopylä aufgehalten, welche bei der Bürgerverſammlung zu Athen der berühmte Redner Demoſthenes zuwege gebracht hatte. Seinen Vorſtellungen folgend beſetzten die Athener nicht allein Thermopylä, ſie ſchickten auch dem von Philipp bedrängten Olynth bewaffnete Hülfe, aber zu ſpät. Nachdem Philipp Methone, bei deſſen Beſtürmung er durch einen Pfeilſchuß ein Aug verlor, ſeiner Herrſchaft unterworfen hatte, gieng auch, durch Verrath, Olynth an ihn über.

Die atheniſche Regierung ließ ſich von Phokion zu einem Vergleich mit Philippen bereden. Kaum aber war dieſer Vergleich abgeſchloſſen, als Macedoniens Beherrſcher auch ſchon durch den Engpaß von Thermopylä ungehindert vordrang und ſofort unter ſehr drückenden Verhältniſſen die Phocier ſeiner Perſon unterwarf.

Bald warf Philipp die Maske völlig ab und ſein bebeſtimmter Entſchluß ſich ganz Griechenland unterwerfen zu wollen, blieb nicht länger zu verkennen. Nun verbreiteten ſich Schrecken und Beſtürzung; die Athener, Thebaner, Böotier und andere Griechen vereinigten ſich bei Chaironeia und begegneten dort dem macedoniſchen Heere. Der Kampf wollte ſich lange nicht entſcheiden, bis Alexander, Philipps Sohn, von den beſten Feldherrn unterſtützt, in die ihm gegenüberſtehenden Thebaner ſo wüthend und unaufhaltſam eindrang, daß ſie die Flucht ergriffen, welche bald allgemein wurde. Die Uneinigkeit der griechiſchen Staaten unter ſich ſelbſt und die Halbheit ihrer Maaßregeln gaben Philippen Gelegenheit, ſeine herrſchſüchtigen Pläne auszuführen und die Schlacht bei Chaironeia (i. J. 338 vor Chr.) verſchaffte Macedonien die Oberhand über ganz Griechenland.

Nach dem Siege bei Chaironeia ſchickte ſich Philipp an die Perſer zu bekriegen, da übereilte ihn der Tod; er hatte ſeine erſte Gemahlin verſtoſſen und wollte ſich gerade mit der jungen Kleopatra vermählen, allein einer ſeiner eigenen Offiziere ermordete ihn und der junge Alexander beſtieg den väterlichen Thron.

Alexander übertraf an trefflichen Eigenſchaften, aber auch an Eroberungsſucht ſeinen Vater ſelbſt. Seinen Regierungsantritt hielten die Griechen für einen günſtigen Zeitpunkt, ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen, aber Alexander kam ihnen zuvor und als er mit einem ſtarken Heer in Böotien einrückte, ſandten ihm die Athener eine Geſandtſchaft und ſeine Oberherrſchaft wurde zu Korinth von den verſammelten Bevollmächtigten der griechiſchen Staaten feierlichſt anerkannt.-

Nun unternahm Alexander einen Kriegszug nach Thracien, von wo ihn aber der Abfall der Thebaner. ſchnell zurückrief; er züchtigte ſie grauſam und Theben wurde mit Ausnahme des, dem großen Dichter Pindar gehörigen Hauſes ganz und gar zerſtört.

Jetzt zog Alexander gegen Darius Commanus, König der Perſer, und Griechenland mußte ihn mit einem ſtarken Hülfskorps unterſtützen. In der Schlacht am Granikos in Phrygien fochten die Griechen ſo tapfer, daß der Macedonier den Gefallenen eine eherne Säule ſetzen ließ. Neue Hoffnungen der Griechen ihre Unabhängigkeit zu gewinnen, wurden abermals vereitelt und Alexander beſiegte den Darius mit ſeinen Perſern abermals bei Iſſus. — An der merkwürdigen Belagerung der Stadt Tyrus nahmen Schiffe von Rhodos und Cypern Theil; auch halfen Baumeiſter von Cypern die ungeheuern Maſchinen, mit welchen Alexander die Stadt beſtürmte, aufführen Bei Gaugamela beſiegte der Macedonier die Perſer zum dritten Mal.

Auf Antrieb ſeines Königs Atis II. empörte ſich Sparta, doch Alexanders Statthalter, Namens Antipater, rückte mit einem ſtarken Heere in den Peloponnes ein und beſiegte bei Megalopolis die Spartaner; mit Wunden bedeckt und ſchon auf ein Knie geſunken vertheidigte ſich König Atis auf dem Schlachtfelde ganz allein und ſolange bis er den Tod fand.

Nachdem auch Alexander geſtorben war und nur einen unmündigen Sohn und einen blödſinnigen Stiefbruder hinterlaſſen hatte, ordneten die Großen des Reichs eine Regentſchaft an und dem bisherigen Statthalter von Macedonien und Griechenland, jenem Antipater, wurde die Verwaltung dieſer Reiche ferner noch belaſſen. Jetzt wagten die Griechen einen abermaligen Verſuch ihre Freiheit zu erſtreben. Die Leitung des Aufſtandes übertrugen ſie den Athenern, die alle Männer unter vierzig Jahren zur Ergreifung der Waffen aufforderten und eine Flotte von 240 Schiffen ausrüſteten. Anfangs kämpften die Griechen glücklich und Antipater mußte ſich nach Lamia in Theſſalien — daher dieſer Krieg der lamiſche genannt wird — zurückziehen, wo ihn Leoſthenes, der Feldherr der Athener einſchloß, aber bei einem Ausfalle tödtlich verwundet wurde. Der neue atheniſche Feldherr Antiphilos hob die Belagerung von Lamia auf, um den Leonnatus, der mit einem zweiten Heere zu Antipaters Befreiung aus Aſien herbeieilte, von der Vereinigung mit demſelben abzuhalten. Die Griechen trieben die Reiterei des **Leonnatus** in einen Sumpf, wo ſie eine gänzliche Niederlage erlitt, ſo daß **Antipater**, der am andern Tage dennoch ſeine Vereinigung mit Leonnatus zu Stande brachte, für gut hielt ſich eiligſt mit dem geſammten Heere nach Macedonien zurückzuziehen. Zur See dagegen hatten die Griechen weniger glücklich gekämpft und an der **akarnaniſchen** Küſte zwei Treffen verloren.

Indeſſen rückte aber **Antipater** wieder aus **Macedonien** nach **Theſſalien** vor und **Kraterus** führte ihm abermals ein zweites Heer aus Aſien zu. Die Griechen waren ſchon großen Theils auseinander gegangen, kämpften deſſenungeachtet bei **Kranon** tapfer, erlitten aber eine gänzliche Niederlage und mußten ſich abermals unterwerfen. **Demoſthenes** mochte die Schmach ſeines Vaterlandes nicht länger überleben und endete durch Gift.

Nach **Antipaters** Tode ſtritten ſich deſſen Sohn **Kaſſander** und **Polyſperchon**, ein alter würdiger Feldherr, um die Herrſchaft in Griechenland. **Polyſperchon** erklärte die griechiſchen Staaten, um ſie für ſich zu gewinnen, für unabhängig; dann wurde die von Antipater eingeführte oligarchiſche Verfaſſung abgeſchafft und durch eine demokratiſche erſetzt, die Anhänger der Oligarchie aber wurden verfolgt und ſelbſt zum Theil verbannt.

Da aber **Polyſperchons** Flotte von der Seemacht **Kaſſanders** ganz überwältiget wurde, wagten es **Athen** und verſchiedene andere griechiſche Staaten, des letztern Partei zu ergreifen. Zu **Athen** wurde aus der Bürgerſchaft durch Looſen ein Oberhaupt erkohren und der Zufall verlieh die Stelle dem **Demetrius** von **Phaleron**, einem nicht reichen, aber ſehr klugen und wackern Manne, der viel Gutes zu Stande brachte und dem die Athener nicht weniger als 200 Bildſäulen ſetzten.

Indeſſen wollte der ſehr mächtige **Antigonus** in Aſien **Kaſſandern** die Herrſchaft über die Griechen entreißen und ſandte ſeinen Sohn **Demetrius Poliorcetes** mit einer großen Land- und Seemacht nach **Hellas**. Vor **Athen** angekommen erklärte **Poliorcetes** daſſelbe für einen unabhängigen, fortwährend demokratiſchen Staat, mit dem er ein Freundſchaftsbündniß ſchließen wolle. Ob dieſer Erklärung geriethen die ſeltſamen Athener in eine unbändige Freude, verehrten dem Demetrius und deſſen Vater Antigonus goldene Kronen und Statuen und nannten dieſelben ihre Erretter, denen man Altäre errichtete und zu deren Ehren jährliche Feſte angeordnet wurden.

Als Kaſſander einige Macht zuſammgebracht hatte, wendeten ſich auch ſogleich wieder verſchiedene griechiſche Staaten auf ſeine Seite und es ſtanden ſich Demetrius Poliorcetes und Kaſſander bereits bei Lariſſa gegenüber, bereitet um die Oberherrſchaft über Griechenland zu kämpfen, als erſterer von ſeinem Vater Eilboten mit dem Befehle erhielt, zur Stelle nach Aſien aufzubrechen. Nach der für den Antigonus unglücklichen Schlacht bei Ipſos kehrte Demetrius, tief gebeugt und nur mit einigen wenigen Schiffen, nach Athen zurück, allein die Athener verweigerten dem einſt ſo hoch Gefeierten, den ſie aber nun nicht mehr fürchteten, das Einlaufen in den Hafen und verbothen bei Todesſtrafe von einem Vergleich mit ihm zu ſprechen; nichts deſtoweniger erſchien Demetrius nach einigen Jahren mit ſtarker Macht wieder vor Athen und zwang daſſelbe ſich ihm zu ergeben. Er behandelte die Treuloſen ſehr mild und ſie jauchzten ihm abermals entgegen, um bei nächſter Gelegenheit wieder ihre Schwüre zu brechen.

Dagegen hatte ſich Kaſſander in der Oberherrſchaft über Macedonien und Griechenlands größten Theils befeſtiget. Nach ſeinem Tode ſtritten ſich deſſen Brüder Antipater und Alexander um die Krone, allein die Macedonier wollten von beiden, als unwürdigen Männern, nicht wiſſen und nun eilten Demetrius Poliorcetes von Athen und Pyrrhus von Epirus als Thronwerber herbei; die Macedonier wählten zwar erſt den Demetrius, allein er mußte ſehr bald ſeinem glücklichern Nebenbuhler weichen. Jetzt ſah ſich aber auch Demetrius wieder von den Athenern nicht mehr geachtet und geehrt und der ſteten Fehden müde, ließ er ſich durch die Vorſtellungen des Philoſophen Krates bewegen, dem atheniſchen Staate vorerſt völlige Unabhängigkeit zu bewahren.

Auf Macedoniens Thron lößten ſich in kurzer Zeit mehrere Herrſcher nach einander ab und als dieſen Thron endlich Ptolemaios Keraunos behauptete, drangen große Schaaren Gallier (Kelten) in Macedonien ein; von ihnen erlitt Ptolemaios eire furchtbare Niederlage bei welcher er das Leben verlor. Die Regierung über Macedonien maßte ſich erſt Meleager, des Ptolemaios Bruder, hernach Antipater, ein Enkel des ältern an; aber die Kelten ſetzten indeſſen ihren höchſt drückenden Aufenthalt in Macedonien ſolange fort, bis Soſthenes, ein junger edler Mann, als Anführer eines, aus jugendlichen Kriegen gebildeten Heeres, ſie zum Abzuge nöthigte. Er lehnte die Königswürde ab und begnügte ſich mit der Oberfeldherrnwürde; verlor aber, als er einen abermaligen Einfall der Kelten abwehren wollte, das Leben. Nun erſchien Antigonus Gonnatas, der Sohn des Demetrius Poliorcetes, auf dem Schauplatze. Er hatte von ſeinem Vater deſſen Beſitzungen und Anſprüche in Griechenland geerbt. Von den Galliern erſt geſchlagen, gelang es ihm dann ſie zu beſiegen, allein erſt nach des Pyrrhus von Epirus Tode gelangte Antigonus Gonnatas zum ruhigen Beſitz des macedoniſchen Reichs und Griechenlands; auch Athen hatte ſich ihm unterwerfen müſſen.

Nach Antigonus Gonnatas Tod beſtieg deſſen Sohn Demetrius den macedoniſchen Thron und als auch dieſer bald ſtarb und in Philippen einen unmündigen Sohn hinterließ, gelang es dem Halbbruder jenes Demetrius, dem Antigonus Doſon, ſich die Königswürde zuzueignen. Dieſer Doſon nahm, wie wir ſogleich ſehen werden, ſehr lebhaften Antheil an den Händeln der Griechen.

Die eben erwähnten Mißhelligkeiten in Griechenland führten der achäiſche und ätoliſche Bund herbei und es hatten ſich an dieſe Verbindungen beinahe alle griechiſchen Staaten, außer Athen und Sparta, angeſchloſſen. Der ätoliſche, mit dem achäiſchen zu einerlei Zeit — um d. J. 282 vor Chr. — ſich bildende Bund, hatte ſich zum Hauptziel geſetzt, der drückenden macedoniſchen Herrſchaft entgegen zu arbeiten.

Für den achäiſchen Bund bewies ſich Aratus ſehr thätig; er war es, der Korinth und Megara von der macedoniſchen Herrſchaft befreite und dieſe ſchloſſen ſich nun, gleich Trözen, Megalopolis und Argos, an den achäiſchen Bund an, deſſen Verfaſſung eine feſtere Geſtalt erhielt.

Auch die Spartaner waren endlich dem ätoliſchen Bunde beigetreten und deren Oberhaupt Kleomenes widerſetzte ſich dem Aratus, der ſeiner Seits den achäiſchen Bund im Peloponnes weiter auszubreiten ſuchte und es entſtand auf dieſe Weiſe eine Eiferſucht, die beiden Verbindungen nicht anders als verderblich werden konnte.

Der Beitritt der Spartaner zum ätoliſchen Bunde zeigte ſich dem Artus ſo gefährlich, daß er unglücklicherweiſe auf den Gedanken kam, Macedoniens König einzumiſchen; Antigonus Doſon wurde vom achäiſchen Bunde als deſſen Feldherr erklärt, drang in den Peloponnes ein und brachte dem Kleomenes endlich bei Sellaſia eine völlige Niederlage bei, ſo daß ſich Sparta dem Macedonier unterwerfen mußte. Kleomenes floh und ſtarb in Aegypten.

Doſons Nachfolger, Philipp II., welcher durch Hannibals glücklichen Feldzug in Italien ermuthiget, die bedrängte Lage der Römer benützen wollte, um in Illyrien Eroberungen zu machen, ſuchte die, ſich mit Feuer und Schwerdt verfolgenden griechiſchen Bündler zu verſöhnen. Darüber veruneinigte ſich Artus ſo ſehr mit Philippen, daß er ihm den Beiſtand des achäiſchen Bundes zur Unterjochung von Meſſene verweigerte. Aratus ſtarb hierauf an Gift, welches ihm der Macedonier miſchen ließ und ſo beſtrafte an jenem das Schickſal die Untreue, die er durch Verbindungen mit Fremden an ſeinem Vaterlande begangen hatte.

Jetzt verbanden ſich die Aetolier mit den Römern und der achäiſche Bund erkannte fortwährend Philippen als ſeinen Schutzherrn an, allein als Philopömen Oberfeldherr der Achäer wurde, ſchlug dieſer für ſich allein die Aetolier bei Mantinea und bewirkte dadurch, daß endlich der ätoliſche Bund ſich mit dem achäiſchen verſöhnte und einen Vergleich ſchloß.

Die Römer fiengen indeſſen an ſich in Griechenland feſter und immer feſter zu ſetzen und ſich einen großen Einfluß zu erlauben, ohne daß dabei die Hellenen arges dachten und nun riefen ſelbſt die Achäer den römiſchen Proconſul Flamininus um Beiſtand gegen den ſpartaniſchen König Nabis an. Dieſer Nabis führte eine wahre Schreckensherrſchaft, er wurde aber vom Flaminin beſiegt und trat dem achäiſchen Bunde bei, worüber ſich die Aetolier ſo erboßten, daß ſie in Sparta einfielen und es plünderten; allein die Spartaner ermannten ſich, hieben die Aetolier nieder und hielten es nun erſt im vollen Ernſte mit den achäiſchen Bundesverwandten.

Die Aetolier dagegen entzweiten ſich mit den Römern und der ätoliſche Bundesrath faßte den Beſchluß, den ſyriſchen König Antiochus nach Europa zu rufen, um das von den Römern unterdrückte Griechenland wieder auf den Gipfel ſeiner ehemaligen Größe zu erheben. Antiochus landete auch in der That, jedoch nur mit ſehr wenigen Truppen, zu Demetrias in Theſſalien; der macedoniſche zweite Philipp dagegen trat als Bundesgenoſſe der Römer auf.

Der Sieg, den Antiochus anfangs über das römiſche Hauptheer erfochten hatte, wurde ihm wieder entriſſen und ſein Muth dermaſſen eingeſchüchtert, daß er ſich plötzlich allein einſchiffte und nach Aſien zurückkehrte. Die Aetolier ſetzten zwar den Kampf noch einige Zeit fort, allein am Ende mußten ſie dennoch die römiſche Oberherrſchaft anerkennen und ſich zur Bezahlung einer großen Geldſumme verbindlich machen.

Auch der achäiſche Bund war mit den Lacedämoniern in Streit gerathen, es kam wieder zum Bürgerkrieg, Sparta unterlag und der achäiſche Bund behauptete ein großes Anſehen; nichts deſtoweniger aber maßten ſich die Römer doch auch ſchon über ihn eine Art von Oberherrſchaft an.

Perſeus, ein unehelicher Sohn Philipps II., bemächtigte ſich nach deſſen Tode und nachdem er den rechtmäßigen Thronfolger hatte ermorden laſſen, der macedoniſchen Krone. Er war ein geiziger, grauſamer und feiger Herrſcher, allein die großen, ſchon von ſeinem Vater gemachten und auf zehn Jahre ausreichende Zurüſtungen ermunterten ihn dennoch zum Kriege.

Mit einem großen und ſchönen Heere, in einer an der Küſte, am Fuße des Olympus, durch Natur und Kunſt ſehr geſchützten Stellung erwartete Perſeus den gegen ihn anrückenden römiſchen Feldherrn L. P. Aemilius. Es entſpann ſich ein wüthender und hartnäckiger Kampf, allein die Schlacht entſchied ſich am Ende zum Vortheile der Römer. Das macedoniſche Heer verlief ſich, und Perſeus wurde mit den wenigen Kriegern, welche ihm treu geblieben waren, auf der traciſchen Inſel Samothrace von der römiſchen Flotte unter dem Prätor C. Octavius ſo eingeſchloſſen, daß er ſich ergeben mußte. Perſeus endigte ſein Leben im Gefängniſſe. Die Verſuche Mehrerer, ſich der macedoniſchen Regierungsgewalt zu bemächtigen, wurden vereitelt und der römiſche Senat erklärte Macedonien für eine römiſche Provinz.

Epirus war von den Römern als ein freier und unabhängiger Staat erklärt worden und dennoch waren die Epiroten unklug genug ſich mit dem Antiochus und Perſeus in Verbindungen gegen die Römer einzulaßen, welches Verfahren den Senat dermaßen erbitterte, daß er ſeinen Feldherrn Aemilius auftrug, Epirus auf's härteſte zu züchtigen. Hierauf erlaubten ſich die römiſchen Kriegsleute in Epirus die grauſamſten Plünderungen, 150.000 Epiroten wurden als Leibeigene verkauft, alle Städte ihrer Mauern beraubt und die angeſehenſten Männer zur lebenslänglichen Gefangenſchaft nach Rom abgeführt. Uebrigens wurde das Land Epirus von den Römern mit Macedonien vereiniget.

Es gab damals überhaupt in Griechenland drei vorherrſchende Partheien, nämlich: die römiſche, macedoniſche und jene der Patrioten. Die beiden letzten fühlten in gleicher Weiſe das römiſche Joch und ſtrebten es abzuſtreifen; es fehlte nicht an elenden Menſchen, welche bei den Römern die Angeber machten und plötzlich ließ der Senat tauſend Patrioten zugleich verhaften und in verſchiedene italiſche Städte unter ſtrenge Aufſicht vertheilen. Neue Streitigkeiten des achäiſchen Bundes mit den Lacedämoniern veranlaſten die Bevollmächtigten der römiſchen Regierung zu der Erklärung, daß die bisherige Verfaſſung Griechenlands, bei welcher niemals eine feſte Eintracht ſtattfinden könnte, nicht fortdauern dürfe und daß alle Staaten, die früher nicht zum achäiſchen Bunde gehört hätten, als Korinth, Lacedämon, Argos u. a. in den ehemaligen Zuſtand der Unabhängigkeit zurückkehren ſollten. Nun wurde der Unwillen laut und als endlich ſogar die römiſchen Abgeordneten zu Korinth vom Pöbel beſchimpft wurden, brach Cäcilius Metellus, der Oberbefehlshaber der in Macedonien ſtehenden römiſchen Kriegsmacht, ohne weiters nach dem Peloponnes auf.

Die Achäer und deren Bundesgenoſſen hielten ſich für ſtark genug dem römiſchen Freiſtaate mit den Waffen in der Hand zu widerſtehen und Diäus der Feldhauptmann des Bundes vorzüglich zeigte groſe Zuverſicht.

Cajus Mummius, der an die Stelle des abgerufenen Metellus getreten war, hatte ſich mit ſeinem anſehnlichen Heere auf der peloponneſiſchen Landenge in der Nähe von Korinth gelagert und im Thale Leukopetra kam es endlich zur Schlacht, in welcher es den römiſchen Reiterſchaaren gelang, den achäiſchen Phalanx zu durchbrechen. Diäus, im freien Felde beſiegt, hätte ſich im feſten Korinth noch lange vielleicht halten können, allein er floh nach Megalopolis, verbrannte ſein Haus nebſt ſeiner Gattin und tödete ſich ſelbſt durch Gift.

Mummius zog in Korinth ein, wo alle noch übrige Mannsperſonen niedergehauen und Weiber und Kinder zur Sklaverei im engern Sinne des Wortes verurtheilt wurden. Die Beute, welche den Römern die Plünderung der reichen Stadt verſchaffte, umfaßte unter andern einen großen Schatz von herrlichen Werken der Bildhauer- und Malerkunſt und die Sieger waren noch dermaßen roh und ungebildet, daß ſie den hohen Werth dieſer Kunſtwerke weder zu erkennen noch zu ſchätzen vermochten. Zu guter Letzt wurde das prachtvolle Korinth den Flammen übergeben.

Nun kamen auch, wie früher jene des ätoliſchen, alle peloponeſiſchen Staaten, die der achäiſche Bund vereiniget hatte, gänzlich unter römiſche Herrſchaft und bildeten die Provinz Achaja.

Die Athener blieben den Römern ſtandhaft ergeben, und dieſe verſtatteten ihnen, auch nach der Unterdrückung des achäiſchen Bundes, ihre Unabhängigkeit.

Während des ganzen Zeitraums von der Schlacht bei Chaironeia bis zur Eroberung Korinths — 146 vor Chr. — blühten Künſte und Wiſſenſchaften unter den Griechen, am meiſten zur Zeit Alexanders. In noch blühenderem Zuſtande als das Mutterland befanden ſich die griechiſchen Kolonien, beſonders blieb Alexandria in Aegypten der Sitz der Gelehrſamkeit. Da aber auch die Kolonien allmählig unter die Botmäßigkeit der Römer kamen, wurden auch ſie, wie das Mutterland, Lehrer ihrer Ueberwinder.

Nun haben wir wieder den Anfang eines eigenen Zeitabſchnittes erreicht und zwar jenen nähmlich, welchen Griechenland unter römiſcher Herrſchaft darſtellt.

Zur Zeit der römiſchen Herrſchaft behauptete Athen noch lange ein vorzügliches Anſehen, nachdem es aber eines heimlichen Einverſtändniſſes mit Feinden der Römer überwieſen worden war, übernahm Sylla deſſen Züchtigung, bevor er den Feldzug gegen den Mithridates unternahm.

Athen wurde von den Römern förmlich belagert und die Noth in der Stadt nahm dermaßen überhand, daß ſelbſt der Genuß der menſchlichen Leichen nicht verſchmäht wurde. Ein Hauptſturm brachte endlich Athen in Syllas Gewalt. Ariſton, der atheniſche Volksanführer, deſſen Machinationen ſeine Landsleute vorzüglich ihr Unglück zu verdanken hatten, wurde nebſt ſeinen höhern Beamten niedergehauen und ſelbſt deren Weiber und Kinder nicht geſchont.

Km Kriege zwiſchen Cäſar und Pompejus nahmen ſie Parthei für den letztern. Als Cäſar bei Pharſalos ſeinen Gegner beſiegt hatte, behandelte er nichts deſtoweniger die Athener ſehr mild. Dennoch nahmen ſie ſeine Mörder, Brutus und Caſſius auf. Als dieſe bei Philippi in Macedonien durch die Triumvirn Antonius und Octavianus beſiegt worden, ſtand Griechenland unter der Herrſchaft des Antonius, der, auf dem Zuge nach Aſien, durch Hellas ſeinen Weg nahm und ſich gegen Athen ungemein günſtig geſinnt erwieß, indem er den Athenern die Inſeln Aegina und Lea überließ. Bei Actium wurde des Auguſtus Alleinherrſchaft entſchieden. Auguſtus züchtigte die Athener, weil ſie ſeinen Gegner Antonius unterſtützt hatten und nahm ihnen Aegina wieder.

Unter Auguſt verloren die Griechen überhaupt den letzten Schatten bisheriger Freiheit und hörten gänzlich auf, ein ſelbſtſtändiges Volk zu ſeyn, obgleich ihre Sprache, Sitten, Gebräuche, Wiſſenſchaften, Künſte und Geſchmack allerwärts ſich im römiſchen Reiche ausbreiteten. Der Charakter der Griechen ſank immer tiefer und ſie huldigten bereits dem verderblichen aſiatiſchen Luxus.

Nero verlieh zwar der ganzen Provinz Achaja Selbſtſtändigkeit und Befreiung von allen Abgaben, nachdem er bei den olympiſchen Spielen, durch Beſtechung der Richter, den Preiß davon getragen hatte, allein alles war Spiegelfechterei und nicht viel Beſſeres waren die atheniſchen Archonten unter Trajan. Beinahe noch am Beſten meinte es mit Athen Hadrian, der die Stadt ſehr verſchönerte, den 520 Jahr früher angefangenen Tempel des olympiſchen Zeus vollendete und Athen mehrere Vorrechte verlieh, welche einige ſeiner Nachfolger beſtättigten, Severus den Athenern aber wieder entzog.

Unter den von Griechen bewohnten Städten gelangte Byzanz (das heutige Konſtantinopel) in Thracien zu großem Anſehen und wurde, nachdem es früher allerdings ſehr traurige Schickſale erfahren, von Conſtantin zur zweiten Hauptſtadt des römiſchen Reichs erhoben. Die Mauern des neuen Rom reichten von einem Seeufer bis zum andern; es hatte ein Kapitol, einen prachtvollen Pallaſt, herrliche Gebäude und machte in jeder Beziehung ſeiner ältern Schweſter den Rang ſtreitig. Ungeachtet Conſtantins Befehl die Stadt Neurom zu nennen, feyert ſie heute noch das Andenken ſeines Namens; er gab der neuen Hauptſtadt des öſtlichen Kaiſerthums einen eignen Senat, dann eine der römiſchen gleiche Verfaſſung und wählte ſie zu ſeinem eigenen Wohnſitz.

Als die Gothen und andere Völkerſchaften deutſcher Abkunft das öſtliche Kaiſerthum und deſſen Hauptſtadt hart bedrängten, fand ſich Gratian bewogen, den Theodoſius, einen trefflichen Feldherrn ſpaniſcher Abkunft, zum Kaiſer des Orients zu ernennen. Theodoſius bekämpfte die Gothen ſehr glücklich, aber während einer Krankheit deſſelben ſchloß Gratian mit den eingefallenen Feinden einen Vergleich, der ihnen Wohnſitze an dem rechten Ufer der Donau verſtattete. Des Theodoſius Armee beſtand hierauf und bis die römiſchen Legionen einzogen, beinahe aus lauter Gothen, deren Disciplin aber ſchlecht genug war.

Seit Conſtantin, welcher der chriſtlichen Religion öffentlichen Schutz verlieh, bildete ſich dieſelbe im Umfange der von den Römern beherrſchten griechiſchen Länder ungemein aus. Einer ihrer vorzüglichſten Verbreiter war der Apoſtel Paulus, deſſen Sendſchreiben an die Korinther u. a. einen wichtigen Theil des neuen Teſtamentes ausmachen. Viele hochbegabte Männer wie z. B. Origines, Cyprianus u. a. ſtellten ſcharfſinnige Unterſuchungen über die Lehre des Chriſtenthums an. Mehrere dieſer weiſen Lehren ſind unter dem Namen „Kirchenväter“ bekannt und errangen die Palme des Märtyrerthums. Durch ihre Bemühungen bildete ſich allmählig (ſeit dem zweiten Jahrhunderte) die allgemeine (katholiſche) Kirche der Chriſten, von welcher die anders Denkenden — Häretiker — ausgeſchloſſen blieben. Um die Uebereinſtimmung in der Lehre und im Glauben zu bewirken, verſammelten ſich öfters die vornehmſten Prieſter der Chriſten und dieſe Verſammlungen waren — die erſten Concilien.

Gegen Ende des vierten Jahrhunderts war Arkadius, der Sohn des großen Theodoſius, der erſte griechiſche Kaiſer und nun begann die vierte wichtige Hauptperiode, derer wir bereits im Eingange gedachten. Auf die Schickſale Griechenlands, als eines Theils dieſes großen Staats, hatten die Streitigkeiten der chriſtlichen Sekten, an welchen der Hof zu Conſtantinopel lebhaften Antheil nahm, einen großen Einfluß. Um dieſe Zeit dehnten die Gothen, unter ihrem Anführer Alarich, die Plünderungszüge bis nach Griechenland aus, wurden aber endlich im Peloponnes von Stilico beſiegt.

Obwohl ſpäter Conſtantinopel und das griechiſche Kaiſerreich von den nach Weſten gezogenen Völkern gothiſchen und keltiſchen Urſprunges nicht mehr geängſtigt wurden, zeigten ſich ihm dagegen die Hunnen ſehr gefährlich und verderblich. Der Hunnenführer Attila, der mit großer Körperſtärke griechiſche Schlauheit vereinbarte, hatte ſchon zu der Zeit, als er die Herrſchaft mit ſeinem Bruder Bleda theilte, Macedonien und Griechenland unbarmherzig ausgeſogen und mißhandelt. Jetzt drang er in Thracien bis in Conſtantinopels Nähe vor und nur eine ſehr bedeutende

Summe vermochte ihn zum Rückzuge zu bewegen, doch nach fünf Jahren kam er wieder, verheerte ſiebzig thraciſche Städte und mußte mit 6000 Pfund Gold abgefunden werden. Zum Heil für Byzanz richtete Attila ſeine Unternehmungen bald darauf nach Weſteuropa.

Nach dem Erlöſchen des theodoſiſchen Stammes ſollte Aspor, ein vornehmer Patricius, die Kaiſerwürde erlangen, aber um nur als Anhänger der arianiſchen Lehre, die mit der Thronbeſteigung verknüpfte Bedingung der katholiſchen Religion nicht zu verletzen, verſchaffte er die Krone einem ſeiner Freunde, dem gutmüthigen Leo und dieſer war der erſte Kaiſer, welchen der Patriarch zu Conſtantinopel krönte.

Leo's Kriege gegen die Vandalen in Afrika und die Oſtgothen in Italien wurden von ihm mit wenigem Glücke nur geführt. Ihm folgte in der Regierung ſein Enkel als Leo II.

Uebrigens war es nicht Arius allein, der von den Lehren der katholiſchen Kirche abzugehen und eine eigene Sekte in's Leben zu rufen wagte; es bildeten ſich in jener Zeit ſolche Sekten mehrere als z. B. die Neſtorianer, die Monophyſiten u. a. m. — Die griechiſchen Kaiſer nahmen an den kirchlichen Streitigkeiten vielleicht nur einen zu lebhaften Antheil, wenigſtens wurden ſie durch dieſelben verhindert, zur Rettung des Weſtreiches thätig mitzuwirken und dem Einfallen der Bulgarer in ihre eigene Staaten energiſche Maßregeln entgegen zu ſetzen.

Nach Leos II. Tode regierte deſſen Vetter Zeno und nach dieſem Anaſtaſius, der Zenos Wittwe geheirathet hatte.

Des Anaſtaſius Nachfolger, Juſtinus, von niederer Herkunft, ohne Erziehung und Kenntniſſe, bahnte ſich als Europalates (Oberbefehlshaber der Leibwache) den Weg zum Kaiſerthron. Schon nach neun Jahren ernannte er ſeinen Neffen Uprauda, der hernach Juſtinian hieß, den Abkömmling eines deutſchen in Thracien wohnenden Geſchlechtes, zum Theilnehmer der Regierung. Dieſer zeigte als Regent einen etwas willkührlichen und partheiiſchen Charakter. Sein Landsmann, der bekannte verdienſtvolle Feldherr Beliſarius, der aber freilich einigermaßen den Vorwurf der Habſucht und der gar zu großen Nachgiebigkeit gegen ſeine laſterhafte Gemahlin Antonia verdiente, unterlag den Ränken ſeiner Feinde; aber ſein ſchuldloſes Verfahren wurde bald wieder anerkannt und er ſtarb, nicht als blinder Bettler, ſondern als hochgeehrter Staatsmann.

Zum Statthalter über das den Oſtgothen entriſſene italieniſche Gebieth ernannte Juſtinian einen andern ſeiner Feldhanptleute, den Narſes.

Uebrigens führte Juſtinian viele prächtige Gebäude, Tempel, Brücken, Waſſerleitungen u. dgl. auf, um durch dieſe Unternehmungen ſeinem Namen Glanz zu verleihen, allein von ſeinen Unterthanen wurde er wenig geliebt. Er wollte die Arianer ausrotten und die Monophyſiten als theologiſcher Schriftſteller bekehren. Zu guter Letzt ward er ſelbſt Gründer einer religiöſen Sekte und wer ſich von ihm nicht wollte überzeugen laſſen, erfuhr ſeinen Zorn.

Einer beſondern Erwähnung verdient noch die unter Juſtinians Namen bekannte und ſelbſt in unſern Tagen noch gültige große Geſetzſammlung. Sie wurde unter der Leitung des Tribonianus, eines ſehr großen Rechtsgelehrten, bearbeitet.

Des Juſtinians Neffe und Nachfolger, Juſtinus II., beſtieg den Thron in der zweiten Hälfte des ſechſten Jahrhunderts; er unterdrückte die Religionsſtreitigkeiten und ſuchte dem Reiche von Außen Ruhe zu verſchaffen, welche durch die Avaren und Perſer nun bedeutſam geſtört wurde. Juſtin rief gegen die Avaren die Türken zu Hülfe, aber ſein Unglück gegen die Perſer ließ ihn den Verſtand verlieren. Ihm folgte Tiberius II., der ſeinen Schwiegerſohn Mauritius zum Nachfolger ernannte. Tiberius II. hatte von den Avaren den Frieden erkauft. Sein Nachfolger Mauritius erlebte die Freude den zwanzigjährigen Krieg mit den Perſern, beendiget zu ſehen; allein deſto unglücklicher kämpfte er gegen die Avaren. Zu gleicher Zeit empörte ſich das Heer an der Donau und das Volk in der Hauptſtadt. Das Haupt der Empörung, Phokas, wurde, weil er ſchwur die Rechte der Kirche aufrecht erhalten zu wollen, vom Patriarchen gekrönt; den unglücklichen Mauritius nebſt den Seinigen hatte man hingerichtet.

Phokas erregte durch grauſames Verfahren allgemeine Unzufriedenheit und auch gegen ihn ſollte gerade ein Aufſtand ausbrechen, als Heraklius, ein Sohn des Statthalters der Provinz Afrika, mit einer Flotte landete und den Tyrannen Phokas hinrichten ließ. Jetzt aber hatten ſich die Perſer wieder erhoben und wurden dem byzantiniſchen Kaiſerthume immer gefährlicher, ſie hatten demſelben bereits mehrere bedeutende Provinzen entriſſen; zugleich dräuten die Avaren, Hungersnoth und Peſt, allein der neue Kaiſer Heraklius ermannte ſich und kämpfte nun ſo glücklich gegen die Perſer, daß ſie um Frieden bitten und die eroberten Länder herausgeben mußten. Zu einer Hauptbedingung machte der fromme Heraklius die Auslieferung des heiligen Holzes vom Kreuze Chriſti, welches die Perſer von Jeruſalem mitgenommen hatten. Leider intereſſirte ſich aber auch Heraklius für eine neu entſtandene Religionsſekte, die Monotheleten, ſo lebhaft, daß er darüber die Staatsgeſchäfte verſäumte und Unruhen erzeugte, die bis zu ſeinem Tode fortdauerten. Auf dieſe Weiſe wurde das Kaiſerreich allmählig in einen Zuſtand der Ohnmacht verſetzt, daß es ſich im Beſitze ſeiner weitläufigen ſchönen Provinzen immer weniger zu behaupten vermochte.

Des Heraklius Sohn, Conſtantinus III. ſtarb wenige Monate nach ſeinem Vater; ſeinen Bruder Herakleonas traf das ſchreckliche Loos abgeſetzt und mit abgeſchnittener Naſe von dannen gejagt zu werden. Auf dieſen folgte ein Sohn des Conſtantins III., dem die Geſchichtſchreiber verſchiedene Namen beilegen und dem die Avaren die Provinz Afrika, Cypern und Rhodus wegnahmen; er wurde in Syrakus ermordet. Seinem Sohne Conſtantinus IV. entriſſen die Araber Sicilien und griffen von der Seeſeite Conſtantinopel an, allein ihre Flotte wurde von dem griechiſchen Feuer des Kallinikos verbrannt; den Bulgaren dagegen bezahlte der vierte Conſtantin, ſchmachvoll genug, Tribut; des vorigen Kaiſers Sohn, Juſtinian II., gleich dem erſten Juſtinian wenigſtens durch ſeine Bauwuth und ſeinen Hang zum Deſpotismus; er wurde vom Throne geſtürzt und nach Cherſon verbannt. Von den Bulgaren unterſtützt kehrte Juſtinian II. noch ein Mal nach Conſtantinopel zurück und ſtürzte den Uſurpator Leontius. Aber ſowohl gegen die Bulgaren undankbar, als gegen ſeine Feinde unmenſchlich, beſchloß er, die Halbinſel Krimm in eine Einöde zu verwandeln. Doch ſelbſt der Feldherr, den er mit dieſem ſchrecklichen Befehle beauftragte, empörte ſich; Juſtinian II. wurde gefangen und nebſt ſeinem Sohne hingerichtet. Mit ihm erloſch das Geſchlecht des Heraklius, welches 75 Jahre über Byzanz geherrſcht, aber lauter ſchwache Regenten dargeſtellt hatte.

Der nunmehrige Kaiſer, Philippicus, war ein unthätiger Mann und mußte dem Anaſtaſius II. weichen; doch auch dieſer mußte abdanken, weil die Flotte Theodoſius III., die Landmacht aber Leo III. zum Kaiſer wählte; der letztere behielt die Oberhand. Er trieb die arabiſche Flotte von Conſtantinopel zurück, beſiegte die Bulgaren, welche den abgeſetzten Anaſtas zurückbrachten und ließ dieſen, ſeinen ehemaligen Freund, hinrichten. Die Geiſtlichen nannten Leo'n III. den Feind Gottes, weil er die Verehrung und Anbetung der Heiligenbilder und Statuen unterſagt hatte, ein Verbot, welches ſechzigjährige Unruhen herbeiführte. Des Vorigen Nachfolger, Conſtantin V., genannt der Schmutzige, war einer der beſten und tauglichſten Kaiſer; er ſicherte durch ſeine Siege die Grenzen des Reichs und ſtellte den zerſtörten Wohlſtand ſeiner Unterthanen wieder her; er bewirkte, daß durch eine Kirchenverſammlung nicht nur die Bilderverehrung, ſondern auch das Vorhandenſeyn der Gemälde in den Kirchen verboten wurde; als die Mönche zum Aufruhr ermunterten, ließ er die Klöſter aufheben und deren Einkünfte einziehen. Leo IV., der ihn auf dem Throne ablöſete, regierte nur ganz kurze Zeit und da bei ſeinem Tode der Thronfolger, Conſtantinus VI., nur zehn Lebensjahre zählte, übernahm deſſen Mutter Irene die Regentſchaft; ſie war eine Athenerin, welche leider mit Schönheit und großem Verſtande ein ſchlechtes und ränkevolles Herz vereinigte und deren Regierung ſehr verderbliche Impulſe übte. Sie verlobte i. J. 781 ihren unmündigen Sohn mit Karls des Großen Tochter, aber wegen der Beſorgniß, daß Conſtantin VI., als Schwiegerſohn des mächtigen Kaiſers des Abendlandes, ſich weniger von ihr würde leiten laſſen, trennte ſie die Verbindung wieder und ihr Sohn mußte ſich mit einer Armenierin, Namens: Maria vermählen. Conſtantin VI. wurde endlich als Kaiſer ausgerufen und entfernte ſeine Mutter Irene vom Hofe, wohin er ſie aber bald wieder zurück rief. Von ihr verleitet, wurde er grauſam, verſtieß die Gattin, verdarb es mit der Geiſtlichkeit; endlich ließ ihn die entſetzliche und unnatürliche Mutter ſelbſt verhaften und dem Unglücklichen die Augen ausſtechen, worauf er bald ſtarb. Irene unterhandelte nun wieder aufs neue mit Karl dem Großen wegen einer Vermählung und Vereinigung der beiden Kaiſerreiche; der Schatzmeiſter Nicephorus aber, welcher ſofort den griechiſchen Thron beſtieg, ließ Irenen nach Lesbos bringen, wo ſie im Elende ſtarb.

Nicephorus kämpfte mit Glück gegen die Bulgaren, verlor aber in einem Treffen mit ihnen das Leben. Sein Sohn Stavrakius legte die Regierung ſchnell wieder nieder. Hierauf wurde Michael I. zum König ausgerufen, dankte aber nach einer verlorenen Schlacht gegen die Bulgaren ſogleich wieder ab. Unter dem nun folgenden und mit Weisheit regierenden Leo V. regten ſich die Streitigkeiten wegen der Bilderverehrung von neuem und obwohl der Kaiſer ſehr mäßig zu Werke gieng, wurde er dennoch ermordet. Unter Michael II. bemächtigten ſich die Araber (Saracenen) Syriens und der Inſel Creta. Nun folgten die Kaiſer Theophilos und Michael III., während deſſen Unmündigkeit ſeine Mutter Theodora regierte, welche Michael III., nachdem er die Regierung antreten konnte, in ein Kloſter ſperren ließ; er mißbrauchte ſeine Gewalt zu einem grauſamen Verfahren und Verſchwendung der Staatsſchätze; ſein Mitregent Baſilius vermochte das eigene Leben nicht anders als durch Michaels Tod zu retten. Als Alleinregent bewies Baſilius ſeine Feldherrntalente durch glanzvolle Siege über die Saracenen; auch verbeſſerte er die Verwaltung und die Gerichtsverfaſſung; er hinterließ den Thron ſeinen beiden Söhnen Leo VI. und Alexander, doch der ſechſte Leo trat ſogleich freiwillig zurück und Alexander brandmarkte den Purpur durch Geiz, Wolluſt und Grauſamkeit. Der jetzt folgende Conſtantin VII., ein Sohn des ſechſten Leo, war lediglich ein Scheinkaiſer und ſtatt ſeiner herrſchte ſein Schwiegervater Romanus, der auch ſogar den Kaiſertitel annahm, aber von ſeinem eigenen Sohn Stephan vom Thron geſtoſſen und verbannt wurde, allein Conſtantin VII. ermannte ſich ſo weit, daß er Stephanen verjagte und ſeinen eigenen Sohn Romanus II. zum Mitregenten ernanute. Auch Romanus II. war ein unbedeutender Mann; ſein Feldherr Phokas nahm Creta wieder und der zweite Roman ſtarb endlich an Gift. Seine beiden Söhne waren noch minderjährig, aber ſeine Tochter Theophania maßte ſich die Regierung an und erklärte den Nicephorus II. Dukas, mit dem ſie ſich vermählte zum Kaiſer. Nicephorus und ſein Feldherr Tzemisces (der Kleine) eroberten Cypern und einen Theil Syriens wieder, als aber Nicephorus aus Eiferſucht ſeinen Feldhern verbannen wollte, ließ ihn dieſer durch Gift tödten und Tzemisces beſtieg hierauf ſelbſt den Thron, ernannte jedoch Baſilius I. und Conſtantin IX. — des zweiten Roman Sohne — zu Mitregenten; nachdem auch Tzemisces an beigebrachtem Gifte geſtorben war, theilten die Brüder die Regierung des Kaiſerſtaates, indem der ältere den europäiſchen und Conſtantin den aſiatiſchen Theil deſſelben beherrſchte. Beide Brüder waren übrigens ſchwache Regenten; ſie erlebten einen Aufſtand und vierjährigen Bürgerkrieg, der aber durch Hülfe der Ruſſen, glücklich gedämpft wurde. Baſilius II. eroberte das Land der Bulgaren und als er ſich gerade gegen die Saracenen rüſtete, überraſchte ihn der Tod; bald nach ihm ſtarb auch Conſtantin IX. und es ſetzte ſich deſſen zwei Töchter auf den Thron. Der Gemahl der einen, Namens Zoe, hieß Romanus Argyrus und nahm den Kaiſertitel, doch als er ſeiner Gemahlin nicht mehr gefiel, ließ ſie ihn heimlich tödten und vermählte ſich mit dem jungen und ſchönen Paphlagonier Michael, der als Michael IV. die Kaiſerwürde annahm, ſich aber als ein an Geiſt und Körper ſchwacher Menſch bald in ein Kloſter zurückzog. Nun war Michael V. Kaiſer, des vorigen Neffe und von der Zoe adoptirt; er wollte die Zoe verſtoßen, allein das Volk erregte einen Aufſtand; Michael V. wurde geblendet und Zoe vermählte ſich mit einem ihrer ehemaligen Anbether, der nun als Conſtantin X. den Thron beſtieg. Die Schwäche der Regierung führte Empörungen und feindliche Angriffe herbei. Die einfallenden Ruſſen wurden von Conſtantinopel zurückgeſchlagen, deſto hartnäckiger aber war der Kampf mit den Petſchenegen, einem wilden, mit den Türken verwandtem Volke. — Theodora, Zoes Schweſter, die ſich noch in den letzten Tagen Conſtantins X. hatte zur Kaiſerin ausrufen laſſen, endigte die macedoniſche Kaiſerfamilie, deren männliche Linie ſchon 28 Jahre früher erloſchen war.

Theodora hatte den alten Stratioticus zum Thronfolger ernannt und er wollte als Michael VI. die Kaiſerwürde behaupten, allein er mußte abdanken und Iſaak Comnenus, aus einem alten, edlen italieniſchen Geſchlechte, wurde als Kaiſer ausgerufen; als es aber übel aufgenommen wurde, daß er der erſchöpften Schatzkammer durch ſtrenge Eintreibung der Abgaben aufzuhelfen ſuchte, vertauſchte er den Thron gegen ein Kloſter. Die Krone wurde noch von Iſaak wieder einem Conſtantin aus dem Hauſe der Dukas zugewendet. Dieſer hinterließ das Kaiſerreich ſeinen drei unmündigen Söhnen, für welche deren Mutter Eudocia regieren aber unvermählt bleiben ſollte, allein ſie erhob den Diogenes zu ihrem Gatten und als Romanus IV. zum Kaiſer, der aber ſpäter, aus der Gefangenſchaft der Selbſchucken zurückkehrend, geblendet wurde und bald ſtarb, nachdem ſchon ehevor Conſtantins Sohn als Kaiſer, unter dem Namen Michael VIII., ausgerufen worden war. Unter dieſem ſchwachen Manne entſtanden Empörungen und die Türken breiteten ſich in Kleinaſien immer weiter aus. Zwei Feldherren warfen ſich als Kaiſer auf, der eine wurde als Nicephorus III. wirklich gekrönt und Michael VIII. gieng ins Kloſter, allein bald wurde auch der dritte Nicephorus von Alexius I. (Iſaak Comnenus Sohn) verdrängt. Alexius I. kriegte beſtändig mit den Türken und Normännern (in Sicilien); übrigens hatte dieſer Kaiſer, als er gegen Ende des eilften Jahrhunderts die Hülfe des weſtlichen Europas gegen die Türken anrief nicht die Abſicht, das große Heer der Kreuzfahrer herbeizuziehen. Unter Alexius wurde die Gerechtigkeit wieder muſterhafter gehandhabt und die herbeigeführte Ordnung hatte zur Folge, daß von dem kleinaſiatiſchen Küſtenlande manches zur Verbindung mit dem griechiſchen Kaiſerreiche zurückkehrte, daß Künſte und Wiſſenſchaften, Handel und Gewerbe wieder blühten. Alexius I. war weiſe, wacker und tapfer, allein er wurde von ſeinen Zeitgenoſſen und ſelbſt von den Kreuzfahrern häufig verkannt. Gleich nach ihm herrſchten noch zwei hochbegabte Comnenen, Johann I. und Manuel, mit beſtem Erfolge, allein nach dem Tode des letztern regirte für den unmündigen Alexius II. deſſeu Mutter elend. Andronicus, ein Enkel des Alexius I., ſchön und tapfer, aber unbeſonnen und treulos, trat, als ſelbſt in der kaiſerlichen Familie eine Verſchwörung ausgebrochen, vorgeblich Vormund Alexius II., als Reichsverweſer auf, allein bald ließ er den Knaben und deſſen Mutter mit all den Ihrigen ermorden und nun Kaiſer Andronicus I. wollte er den Iſaak Angelus, der ſich der Stadt Nicäa gegen ihn angenommen hatte, durch Meuchelmörder tödten laſſen, aber in eine Kirche geflüchtet, wurde dieſer, ganz gegen ſeine Erwartung, zum Kaiſer vom Volke ausgerufen, welches den Andronicus in grauſamer Weiſe erwordete. Angelus, als Kaiſer Alexius III., überließ ſich mit ſeiner Gemahlin Euphroſine allen nur erdenklichen Laſtern.

J. Jahre 1203 landeten die Kreuzfahrer bei Chalcedon, ſprengten die Hafenkette und erſtürmten Conſtantinopel. Der abgeſetzte Alexius III. entfloh und unter dem Namen Alexius IV. beſtieg ein anderer junger Comnenus den Kaiſerthron, welcher den Kreuzfahrern verſtattete, während des Winters in Conſtantinopel zu bleiben, indeſſen er ſelbſt gegen die Bulgaren zu Felde zog. Allein nur zu bald geriethen die Kreuzfahrer unter ſich und mit den Griechen in lebhafte Händel und beinahe zu gleicher Zeit brach in Conſtanopel eine Empörung aus; Alexius Dukas ließ den vierten Alexius in den Kerker werfen und ſich ſelbſt als Kaiſer ausrufen, allein gegen dieſen Alexius V. ergriffen die Kreuzfahrer die Waffen und beſiegten ihn. Alexius V. entfloh und vergebens wurde Theodor Lascaris als Kaiſer ausgerufen; die Kreuzfahrer verſtatteten ihren Kriegsleuten in Conſtantinopel zu plündern und die Einwohner unbarmherzig zu behandeln. Jetzt ſtifteten die Kreuzfahrer zu Conſtantinopel das lateiniſche Kaiſerthum und Balduin, Graf von Flandern, wurde als erſter lateiniſcher Kaiſer gekrönt, viele andere vornehme Kreuzfahrer aber theilten unter ſich ganze Provinzen, Länder, Städte und Inſeln des griechiſchen Kaiſerreichs, wobei beſonders die Venetianer nicht zu kurz kamen.

Das eigentliche lateiniſche Kaiſerthum aber umfaßte nur wenige Länder des griechiſchen Kaiſerreichs und vom weſtlichen Europa nicht unterſtützt, konnte es den auswärtigen Angriffen und den innern Zerrüttungen ſich nicht kräftig genug entgegenſtellen. Ein Feldzug gegen die Bulgaren koſtete Balduin von Flandern das Leben und die lateiniſche Kaiſerkrone gieng an ſeinen Bruder Heinrich über. Nach dem Tode des erbenloſen Heinrich wählte man Petern von Courtenay, einen Enkel König Ludwigs VI. von Frankreich und dieſem folgten auf dem lateiniſchen Kaiſerthrone noch ſein Sohn Robert von Courtenay, dann der faſt achtzigjährige Johann von Brienne mit dem Titel eines Königs von Jeruſalem und endlich noch ein zweiter Balduin. Indeſſen waren die lateiniſchen Kaiſer von den europäiſchen Mächten, beſonders von Frankreich, zu abhängig, auf die Treue und Ergebenheit der Griechen konnten ſie nicht rechnen und auf dieſe Weiſe konnte das lateiniſche Kaiſerthum der Ueberwältigung durch den Kaiſer von Nicäa nicht länger entgehen.

Theodor Lascaris I., der Stifter des Reichs von Nicäa, vergrößerte ſein Gebiet durch einen glücklichen Krieg gegen den türkiſchen Sultan von Iconium. Sein Nachfolger, Johann Dukas Batzatzes, eroberte den ganzen, zwiſchen der thraciſchen Meerenge und dem Helleſpont ſich ausbreitenden Landſtrich. Theodor Lascaris II. fügte Durrazzo hinzu; deſſen Sohn Johann aber mußte ſeinem Oberſtallmeiſter, Michael Paläologus, die Theilnahme an der Regierung geſtatten und mit mehrern Großen zu Conſtantinopel ein Einverſtändniß unterhaltend, konnte er das von den meiſten Staatsbeamten verlaſſene und ſchlecht vertheidigte Conſtantinopel ohne Mühe in ſeiner Gewalt bekommen.

Michael Paläologus, der nun das kleinaſiatiſche Reich Nicäa mit dem von Conſtantinopel ([illegible] Lateiner- oder Römerlande Rumili) vereinigte, ſuchte, um den zerrütteten Wohlſtand der Conſtantinopolitaner wieder herzuſtellen, die Lateiner (Weſteuropäer, Franken) nicht nur beizubehalten ſondern noch zu vermehren, da dieſe am geignetſten ſich zeigten, Handel und Wandel zu fördern. In Kleinaſien dauerte, unabhängig vom Kaiſer zu Conſtantinopel, das Reich von Trebiſonde fort, und in Europa erhielt ſich der von Alexius Angelus zu Theſſalonich geſtiftete Staat.

Dem Michael Paläologus folgten in der Regierung die Paläologen, Andronicus II. und dann Andronicus III.; unter dem letztern plünderten die aus Kleinaſien kommenden Türken die Vorſtädte von Conſtantinopel und bemächtigten ſich der Dardanellenſchlöſſer. Für den unmündigen Johann V. Paläologus regierte der umſichtige Johann Kantakuzenus, der ſich aber am Ende ſelbſt als Kaiſer ausrufen ließ, doch Johann V. wurde ebenfalls mit der Kaiſerkrone geziert. Kantakuzenus gerieth dadurch ſo ſehr ins Gedränge, daß er ſich mit den Türken verband, in der Folge verglich er ſich jedoch mit Johann V. und dieſer vermählte ſich mit deſſen Tochter. Johann V. war ein Wollüſtling und ſchlechter Regent und unter ſeiner Regierung drangen die Türken bis Lariſſa in Theſſalien, und von da bis an den Hämus vor. Johann mußte den osmaniſchen Sultan Murad I. zu Adrianopel für ſeinen Oberherrn erkennen. Unter ſeinem Nachfolger, Manuel II., wurde Conſtantinopel vom Bajaceth belagert und den gänzlichen Sturz des griechiſchen Kaiſerthums verhinderte nun noch der mongoliſche Weltſtürmer Timur. Unter einem Conſtantin Paläolus war die Schlacht bei Varna entſcheidend und ſein Sohn Conſtantin XI. war der letzte griechiſche Kaiſer. (Man ſehe die Einleitung S. 49.)

Als Muhamed II. Conſtantinopel überwältigte, beſaſſen die Venetianer noch die Inſeln Candia, Negroponte, Corfu, und in Morea die Bezirke von Argos und Napoli di Romania. Den Griechen des eigentlichen Hellas ſelbſt fehlte es, in ſo vielen kleinen Staaten vertheilt, wie ſie waren, ganz an Muth den eindringenden Türken einen feſten und allgemeinen Widerſtand entgegen zu ſetzen. Sie flüchteten großen Theils in die Gebirge, in das venetianiſche Gebieth und auf die von den Venetianern und Genueſern beſetzte Inſeln. Wenige Zeit und geringe Mühe koſtete den Türken die Eroberung von Athen, Theben und Naxos und anderer griechiſcher Landſchaften und Inſeln; auch Korinth öffnete, nach einiger Gegenwehr, dem Großſultan ſeine Thore; die furchtbaren Türken durften ſich nur einer Stadt nähern, ſo willigte ſie gleich in die Uebergabe.

Die Venetianer vertheidigten ihr Napoli ſtandhaft. Um ihnen zu helfen und überhaupt den Türken Schranken zu ſetzen, forderte der damalige Papſt, Pius II. (Aeneas Sylvius) die Seemächte des weſtlichen Europa zu einem Kreuzzuge gegen die Türken auf, den er in Perſon leiten wollte; dieſes würdige und treffliche Oberhaupt der katholiſchen Kirche ſtarb jedoch und der Kreuzzug unterblieb.

Endlich entriſſen die Türken den Venetianern das ſchöne Euböa (Negroponte), dann auch mit Croja, der Hauptſtadt von Epirus, ihren Antheil an dieſem Lande, welches Skanderbeg ſo lange heldenmüthig vertheidiget hatte. Zwar mißlang den Osmanen die Eroberung von Lepanto; Venedig ſah ſich aber nichts deſtoweniger gezwungen, durch einen Vergleich Muhameds II. die Inſeln Negroponte und Lemnos und die Städte Scutari und Tanaros (bei dem Cap Matapan) abzutreten. Die griechiſche Nation ſank ſeitdem immer tiefer und eilte mit Rieſenſchritten dem Zuſtande des Elendes und der Barbarei entgegen. Während manche herrliche Stadt verödete, drängte ſich das griechiſche Volk in die unfruchtbareſten Gebirgsgegenden zuſammen, wo es kleine Dörfer anlegte, aus welchen in neuern Zeiten ſich berühmte Orte geſtalteten.

Muhameds II. Nachfolger, Bajazeth II., vollendete die Unterjochung von Epirus und die Venetianer mußten ihm Cephalonia abtreten. J. Jahre 1495 wollte Frankreichs König, Karl VIII., das Königreich Neapel erobern und die Hellenen aus dem drückenden Joche der Osmanen befreien. Er hatte einem Abkömmlinge der Paläologen ſeine Anſprüche an Griechenland abgekauft und mit der Kaiſerkrone geſchmückt zog er in Neapel ein. Von Otranto aus gedachte der achte Karl ſofort durch Albanien und Griechenland, auf deſſen thätige Unterſtützung er ſicher rechnete, bis nach Conſtantinopel vorzudringen. Alle Anſtalten waren getroffen, aber die Griechen ſahen ſich in ihren Erwartungen und Hoffnungen getäuſcht, denn König Karls italieniſcher Zug hatte keinen glücklichen Erfolg, und die Griechen, die in Theſſalien und Morea ſich mit ihm in eine Verbindung eingelaſſen hatten, wurden verrathen und von den Osmanen furchtbar gezüchtiget.

Auch die Venetianer fühlten Bajazeths II. eiſerne Fauſt; er nahm ihnen mehrere Inſeln und Städte, die ſie noch auf Morea inne hatten, weg. Sein grauſamer Nachfolger Soliman II. gieng kurze Zeit mit dem Gedanken um, den Griechen gewaltſam den muhamedaniſchen Glauben aufdringen zu wollen, doch kam der Tyrann von der unglücklichen Idee bald wieder zurück, verlieh den Hellenen ſogar ſpäter mehrere Freiheiten, und bemannte mit ihnen ſeine Flotte.

Den Venetianern ſetzte Soliman II. ebenfalls hart zu; er nahm ihnen Corfu und in gerechter großer Beſorgniß ſchloſſen ſie mit Papſt und Kaiſer ein Bündniß; allein Soliman eroberte mit dem Schwerte in der Fauſt Napoli, Malvaſia und alle übrigen venetianiſchen Beſitzungen und als die Flotten der chriſtlichen Mächte vereiniget waren, bewirkten ſie doch, ſelbſt unter des tapfern und trefflichen Doria Führung, ſo wenig, das Venedig es für gerathen hielt, mit dem Großſultan in Unterhandlungen ſich einzulaſſen und — auf ganz Morea und die kleinen Archipelsinſeln Verzicht zu leiſten.

Die ſtete Verbindung der Griechen mit den Venetianern und andern Italienern wirkte unverkennbar auf jene vortheilhaft ein. Junge Griechen weihten ſich häufig auf Paduas Hochſchule der Arzneikunde, welche ihnen die Gunſt der Osmanen erwarb. Soliman II. ſelbſt bediente ſich der Hellenen gerne als Dolmetſcher und Schreiber; zu keiner allgemeinen Ausbildung konnte deſſenungeachtet das griechiſche Volk unter den Türken nie gelangen. Außer Conſtantinopel gab es zu jener Zeit keine eigentliche griechiſche Schule und es gab auf Hellas ſelbſt Prieſter, welche nicht ſchreiben konnten. In Hinſicht auf den Handel und die Betriebſamkeit waren Juden und Armenier den Griechen überlegen; der Tribut, welchen dieſe zu allen Zeiten ihren Unterdrückern zu entrichten hatten, war kaum zu erſchwingen. Die Patriarchen und Biſchöfe bildeten allein gleichſam eine unſichtbare große Macht, welche wohlthätig auf die Griechen einwirkte und die ganze Nation von gänzlicher moraliſcher Vernichtung bewahrte. Den zahlreichſten Verein von Mönchen nahm der Athos ein, der einigermaßen einen ſichern Zufluchtsort vor dem türkiſchen Deſpotismus gewährte. Auch auf Scio herrſchte unangefochten von der Tyrannei ein frohes Leben und ein ſich auf Seehandel gründender Wohlſtand.

Bei Solimans II. Tode beſaſſen die Venetianer wieder Cypern, Corfu, Candia, Zante und Cephalonia. Die griechiſchen Bewohner dienten zwar häufig auf den venetianiſchen Fahrzeugen, allein die ſtolze Behandlung, welche ſie von den Venetianern zu erdulden hatten, erſchien den Hellenen drückender noch, als jene der Türken. Cypern eroberte Selim II.; auf den fortwährenden Beſitz des ſo oft verlornen Corfu rechnete Venedig wenig; allein die ſchöne und ungemein einträgliche Inſel Candia wollte es um jeden Preiß erhalten, jedoch vergebens — auch dieſe herrliche Beſitzung wurde unter dem Großſultan Ibrahim eine Beute der Türken.

Zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts war das Loos der Griechen unter türkiſcher Botmäßigkeit leidlicher als jemals. Die Fanarioten, die Bewohner des griechiſchen Quartiers Fanal in Conſtantinopel, waren durch Handel mit Diamanten und Seidenwaaren zu Reichthum und großen Einfluß gelangt, den ſie zum Wohl ihrer unglücklichen Landsleute benützten; ſpäter aber arteten dieſe Fanarioten ungemein aus und wurden verächtliche Selbſtlinge. Auf den Aufſtand der Griechen in unſern Tagen übten die Fanarioten gar keinen, oder nur einen verderblichen Einfluß.

Einige griechiſche Städte erhielten im erwähnten ſiebenzehnten Jahrhunderte, größten Theils durch fanariotiſche Vermittelung, große Freiheiten, die dann auch den übrigen Griechen frommten. So hatte das nur von ſehr wenigen Türken bewohnte Napoli das Recht, den Paſcha nicht länger als drei Tage in ſeinen Mauern zu beherbergen. Wegen den Erpreſſungen der türkiſchen Beamten nun nicht mehr beſorgt, ſtrömten die Kaufleute von allen Gegenden Griechenlands nach Napoli und es blühte daſelbſt ein lebhafter Handelsverkehr mit Cairo, Conſtantinopel, Venedig und Livorno. In den übrigen Städten von Morea zeigte ſich um ſo geringere Betriebſamkeit und die Griechen lebten ungefähr wie die Türken. Die Dörfer und Fluren von Morea boten, weil die Bewohner ſeit faſt einem halben Jahrhundert von außerordentlichen Beſchwerden und Bedrückungen nicht heimgeſucht worden und an ihr Joch ſchon gewöhnt waren, einen freundlichen Anblick dar.

Während der i. J. 1683 für die Türken ſo unglücklich ausgefallenen Belagerung Wiens bekriegten die Venetianer, als Alliirte des deutſchen Kaiſers, die Pforte und es gelang vorzüglich deren Obergeneral Moroſini, einem ſehr einſichtsvollen, tapfern und unermüdeten Krieger, ſich nach und nach beinahe des ganzen Morea zu bemächtigen.

Nachdem ſich endlich Oeſterreich und Polen mit der Pforte ausgeſöhnt hatten, blieb Venedig im Beſitz von Morea, das ſich aber unter der drückenden Regierung desſelben, welche kein Handlungsgewerbe aufkommen ließ, keineswegs glücklich fühlte. Die Griechen betheten in ihren Kirchen um Befreiung von der neuen lateiniſchen Herrſchaft und wünſchten in vollem Ernſte jene der Osmanen zurück. Um ſo leichter fiel es daher i. J. 1711 den Türken, als Muhameds III. Heer in Morea eindrang, den Venetianern das Land wieder zu entreißen. Als die türkiſche Macht durch Eugens Kriegsglück bei Peterwardein ſo niedergedrückt war, daß der Großſultan zum Frieden von Paſſarowitz ſich entſchließen mußte, hoffte zwar der venetianiſche Senat, wieder zum Beſitz von Morea zu gelangen; er mußte ſich aber mit Cerigo, Butrinto und dem, Corfu gegenüber liegenden Parga begnügen.

Schon Peter der Große erregte bei den Griechen die Hoffnung, von denen einerlei Religion mit ihnen theilenden ruſſiſchen Beherrſchern dereinſt ihre Freiheit erkämpft oder vermittelt zu ſehen und als zur Zeit der Kaiſerin Anna i. J. 1736 der Feldmarſchall Münich in die Moldau einrückte und die Bergbewohner von Epirus und Theſſalien durch Geſchenke und Proklamationen zu Ergreifung der Waffen auffordern ließ, erwachte jene ſchöne Hoffnung auf's neue und wenn auch der ſchnelle Ausgang des damaligen Krieges die reizenden Ausſichten wieder entfernte, ſchwächte er doch keineswegs das Vertrauen, das die Griechen ſtets auf Rußland ſetzten.

In einem vorzüglich hohen Grade wurde jedoch die Freiheitshoffnung der Griechen durch die Kaiſerin Katharina II. angeregt. — Als Rußlands große Kaiſerin i. J. 1770 die Pforte bekriegte, zählte ſie vorzüglich auf einen allgemeinen Aufſtand der Griechen, die ſich dazu natürlich ſehr bereit zeigten, allein die Mittel, welche von Katharinen und ihren mächtigen Orlov geboten wurden, waren nicht von der Art den Aufſtand der Griechen kräftig zu unterſtützen. Es landeten an der ſüdlichen Küſte von Morea nicht mehr als 1200 Ruſſen, welche für die Hellenen, die ſich an ſie anſchließen würden, eine große Anzahl Uniformen mitbrachten. Nun gelang es den mit den Griechen vereinigten Ruſſen freilich allerdings die Türken aus mehreren feſten Plätzen im Peloponnes zu vertreiben und einige Vortheile zu erringen, allein die ganze Unternehmung zu Land war von Seite der Ruſſen ſchlecht berechnet und ſie zogen endlich ab, die unglücklichen Griechen ihrem Schickſale überlaſſend.

Schrecklich war die Rache, welche ſich ſofort die Osmanen gegen die Hellenen erlaubten; in allen Bezirken, welche die Ruſſen aufgenommen hatten, wurde ohne Schonung geſengt, gebrennt, geplündert, gemordet und Grauſamkeit jeder Art verübt. Lange wurde in Morea das Land gar nicht mehr bebaut; die Olivenbäume, der vorzüglichte Reichthum der Bewohner, wurden beinahe allerwärts ausgerottet und in wenigen Jahren ſank die chriſtliche Bevölkerung von 200,000 Köpfen auf den fünften Theil herab; die übrigen waren umgekommen oder ausgewandert und um das Maaß des Unglückes der Zurückgebliebenen voll zu machen, hatte ſich, zu guter Lezt, auch noch die Peſt eingeſtellt.

Kaiſerin Katharina II., deren Unternehmung das Unglück der Griechen herbeigeführt hatte, widmete denſelben keine fernere Aufmerkſamkeit als daß ſie, im Frieden zu Kadſchuck Kainasdſchi (1774) für die Einwohner der von ihr zurückgegebenen Inſeln des Archipels Unſtrafbarkeit und freie Religionsübung ausbedang, auf welche Bedingungen die Türken, nach ihrer gewöhnlichen Art und Weiſe, in der Folge keine Rückſicht nahmen.

Allein gerade der Druck, den die türkiſche Herrſchaft den Griechen auferlegte, führte in Verbindung mit andern Urſachen, den neueſten Freiheitskampf der Griechen herbei. Dahin wirkte auch ganz vorzüglich Ali Paſcha von Janina, der ſich in Mitte von Epirus einen, von der türkiſchen Gewalt unabhängigen Staat geſchaffen hatte und unter ſeiner ſtrengen Herrſchaft mehrere griechiſche Stämme vereinigte; der jedoch, durch ſein während vielen Jahren ausgeübtes grauſames Verfahren, ſeine ſogenannten Unterthanen zur Verzweiflung treibend, dieſelben zum wüthendſten Widerſtand aufreizte.

Die durch ganz Europa verzweigt geweſene Hetäria (Bund der Vaterlandsfreunde) hatte, in Griechenland, wie allerwärts, längſt den großen Freiheitskampf der Hellenen vorbereitet, endlich i. J. 1821 erſchien der große Tag —

das Land ſtand auf, der Sturm brach los!

denn das köſtlichſte aller Menſchengüter ihre Freiheit zu erringen oder gänzlich zu Grunde zu gehen blieb Hellas entſchloſſen. Das Werk forderte Ströme Blutes und lange andauernde ungeheuere Anſtrengungen, allein das große Werk gelang.

VI.

Geſpräche und Redensarten, welche im geſellſchaftlichen Leben häufig vorkommen.

(Fortſetzung und Schluß.)

6.

Was iſt für Wetter?	Τι καιρὸς εἶναι;
Es iſt ſehr ſchönes Wetter.	Εἶναι πολλὰ ὡραῖος καιρός.
Es iſt ſchlechtes Wetter.	Εἶναι ἄχρειος καιρός.
Es regnet.	Βρέχει.
Es regnet ſehr ſtark.	Βρέχει ὑπερβολικά.
Es tröpfelt, (es regnet fein).	Ψιχαλίζει.
Der Regen fängt an nachzulaſſen.	Η βροχῆ ἀρχίζει νὰ ὀλιγοστεύῃ.
Ich ſehe den Regenbogen.	Βλέπω τὴν ἶριν.
Man ſagt es ſey ein Zeichen von ſchönem Wetter.	Αὐτὸ εἶναι σημεῖον λέγουν καλοκαιριᾶς.
Nicht immer.	Ὄχι πάντοτε.
Das Wetter fängt an ſich aufzuhellen.	Ὁ καιρὸς ἀρχίζει νὰ ξαστερώνῃ.
Der Wind hat ſich geändert.	Ὁ ἄνεμος ἄλλαξε.
Es geht ein ſtarker Wind.	Εἶναι πολὺς ἄνεμος.
Von welcher Gegend kommt der Wind?	Ἀπὸ ποῖον μέρος φυσᾷ ὁ ἄνεμος;
Von Oſten.	Ἀπὸ τὸ ἀνατολικόν.
Von Weſten.	Ἀπὸ τὸ δυτικόν.
Von Norden.	Ἀπὸ τὸ βόρειον.
Von Süden.	Ἀπὸ τὸ νότιον.
Es iſt eine erſtickende Hitze.	Εἶναι μία ζέστη πνιγηρά.
Es iſt ein großer Nebel.	Εἶναι μεγάλη ὁμίχλη.
Die Sonne wird ihn zerſtreuen.	Ὁ ἥλιος θὰ τὴν διασκεδάσῃ.
Das Wetter iſt ſehr unbeſtändig.	Ὁ καιρὸς εἶναι πολλὰ ἀκατάστατος.
Wir werden dieſen Abend ein Gewitter bekommen; es war ſehr heiß den ganzen Tag.	Θὰ ἔχωμεν ἀνεμόσαλον ἀπόψε, ἦτο πολλὴ ζέστη ὅλην τὴν ἡμέραν.

7.

Wie viel Uhr iſt es auf Ihrer Uhr?	Τί ὥρα εἶναι εἰς τὸ ὡρολόγι σας;
Ich kann es Ihnen nicht genau ſagen, weil ſie nicht gut geht.	Δὲν ἠμπορῶ σωστὰ νὰ σᾶς εἰπῶ, ἐπειδὴ δὲν πηγαίνει καλά.
Sie geht vor.	Πηγαίνει ἐμπροσθά.
Und die meinige geht zu ſpät.	Καὶ τὸ ἰδικόν μου μένει ὀπίσω.

Wie viel Uhr iſt es auf der Thurmuhr?	Τί ὥρα εἶναι εἰς τὸ ὡρολόγι;
Sie wird bald ſchlagen.	Αὐτὸ θὰ σημάνη ἀμέσως.
Hören Sie es?	Τὸ ἀκούετε;
Ja, und ich zähle die Stunden.	Ναὶ, καὶ μετρῶ τὰς ὥρας.
Es hat fünf Uhr geſchlagen.	Ἐσήμανε πέντε ὥρας.
Es iſt nicht ſo ſpät; ſie geht eben ſo gut vor, wie meine Uhr.	Δὲν εἶναι τόσον ἀργὰ, πηγαίνει ἐμπρὸς καὶ αὐτὸ καθὼς καὶ τὸ ὡρολόγι μου.
Wie viel Uhr glauben Sie denn, daß es ſey?	Τί ὥρα λοιπὸν στοχάζεσθε νὰ ἦναι;
Ich glaube nicht, daß es mehr als vier ein halb Uhr iſt.	Δὲν πιστεύω νὰ ἦναι περρισσότερον ἀπὸ τέσσαρας καὶ μισήν.
Es iſt fünf Uhr weniger ein Viertel.	Εἶναι πέντε παρὰ τέταρτον.
Ich muß um fünf ein viertel Uhr zu Hauſe ſeyn.	Περὶ τὰς πέντε καὶ τέταρτον πρέπει νὰ ἦμαι εἰς τὸ σπίτι.

8.

Welche Jahreszeit lieben Sie am meiſten? (haben Sie am liebſten?)	Ποίαν ὥραν τοῦ ἔτους ἀγαπᾶτε καλλήτερα;
Der Frühling iſt die angenehmſte von allen Jahreszeiten.	Τὸ ἔαρ εἶναι ἡ πλέον χαριεστέρα πασῶν τῶν ὡρῶν.
Ich ziehe den Sommer vor.	Προτιμῶ τὸ θέρος.
Es iſt gewöhnlich kalt im Frühling.	Εἶναι ὡς ἐπὶ τὸ πλεῖστον ψύχρα τὴν ἄνοιξιν.
Und im Sommer iſt es zu warm.	Καὶ τὸ καλοκαίρι εἶναι ὑπερβολικὴ ζέστη.
Ich finde die Natur lachender im Frühling.	Εὑρίσκω τὴν φύσιν πλέον γελῶσαν την ἄνοιξιν,
Der Herbſt hat auch ſeine Reitze.	Τὸ φθινόπωρον ἔχει ὡσαύτως τὰ θέλγητρά του.
Es iſt die Zeit der Früchte.	Εἶναι ἡ ὥρα τῶν ὀπωρικῶν.
Allein die Tage ſind ſchon ſehr kurz im Herbſt.	Ναὶ πλὴν αἱ ἡμέραι εἶναι ἤδη πολλὰ μικραὶ τὸ φθινόπωρον.
Der Gedanke, ſo nahe am Winter zu ſeyn, macht, daß der Herbſt mir mißfällt.	Ἡ ἰδέα τοῦ ὅτι εἶναι τόσον σιμὰ τοῦ χειμῶνος με κάμνει νὰ δυσαρεστῶ τὸ φθινόπωρον.
Ich mag (liebe) den Winter durchaus nicht.	Καθόλου δὲν ἀγαπῶ τὸν χειμῶνα.

9.

Haſt du mein Bett gemacht?	Ἔστρωσες τὸ χρεββάτι;
Ja.	Τὸ ἔστρωσα.
Gib mir den Tabaksbeutel und bring ein Licht her.	Δῶσέ μου τὸ καπνοπούγγι καὶ φέρε μίαν φωτιά.
Mit Vergnügen.	Μετὰ χαρᾶς.
Dieſer Tabak iſt ſehr ſcharf, wo haſt du ihn geholt?	Αὐτὸς ὁ καπνὸς εἶναι πολλὰ ἄψυς ποῦ τὸν ἐπῆρες;
Wo ich ihn immer hole; iſt er nicht gut?	Ὅπου τὸν πέρνω πάντα· δὲν εἶναι καλός;
Gut iſt er, aber ich fürchte, daß er mich erhitzt.	Καλὸς εἶναι, πλὴν φοβοῦμαι μήπως μὲ ζαλίσῃ.
Mag er Sie doch ein wenig erhitzen; er thut Ihnen keinen Schaden (er ſchadet Ihnen nicht), da Sie unmittelbar nachher zu Bette gehen.	Ἂς σᾶς ζαλίσῃ κομματάκι· δὲν σᾶς κάμνει κακὸν (δὲν βλάπτει), ἐπειδὴ θέλετε πέσει (πλαγιάσει) ἀμέσος.
Bring' mir ein Glas Waſſer.	Φέρε μίαν κούπα νερό.
Befehlen Sie auch Wein?	Ὁρίζετε καὶ κρασί;
Nein; lieber bringe mir ein Gläschen Liqueur, damit ich ihn mit dem Waſſer miſche.	Ὄχι· καλλήτερα νὰ μὲ φέρῃς ἕνα ποταράκι ῥακί, νὰ τὸ ἀνακατώσω μὲ τὸ νερό.
Wie Sie befehlen.	Ὅ, τι ἀγαπᾶτε.
Biſt du bei dem Schneider gewesen?	Ἐπῆγες εἰς τὸν ῥάφτην;
Ja.	Ἐπῆγα.
Hat er meinen Rock fertig?	Ἐτελείωσε τὸ ῥοῦχό μου;
Noch nicht; er ſagt jedoch, daß er ihn morgen Mittag bringen will.	Ἀκόμη· λέγει ὅμως, ὅτι θέλει τὸ φέρει αὔριον τὸ μεσημέρι.
Sahſt du ihn? was fehlt daran?	Τὸ εἶδες; τί λείπει;
Er hat die Knöpfe noch nicht angeſetzt, und die Knopflöcher ſind auch noch nicht gemacht.	Δὲν ἔβαλε ἀκόμη τὰ κουμπιὰ καὶ αἱ θηλειαῖς δὲν εἶναι καμωμέναις.
Dieſer Menſch lügt beſtändig; er hatte mir verſprochen ihn in drei Tagen zu vollenden; eine Woche iſt vergangen, und noch iſt er nicht gekommen ihn mir zu bringen. Welchen Vorwand gab er dir?	Αὐτὸς ὁ ἄνθρωπος ὅλον ψεύδεται· μὲ εἶχε ὑποσχεθῆ νὰ τὸ τελειώσῃ εἰς τρεῖς ἡμέραις, ἀπέρασε μία ἑβδομάδα καὶ ἀκόμη δὲν ἦλθε νὰ μὲ τὸ φέρῃ· τί πρόφασιν σοῦ ἔδωκε;
Er ſagt das Gewöhnliche, wie er nicht Zeit hatte; es waren	Λέγει τὸ συνειθισμένον, πῶς δὲν εἶχε καιρόν·

auch zwei Feſttage, und er konnte nicht immer arbeiten.	ἦταν καὶ δύο σχόλαις, καὶ δεν ἠμπόρεσε πάντα νὰ δουλεύῃ.

10

Wie geht's, mein Freund? Wie ſteht's mit deiner Geſundheit?	Τί κάμνεις, φίλε; πῶς ἔχεις εἰς τὴν ὑγείαν;
Gut, Gott ſey Dank.	Καλά, ὁ ϑεὸς νὰ ἔχῃ δόξαν.
Wo gehſt du hin?	Ποῦ πηγαίνεις;
Auf's Land.	Εἰς τὸ χωριό.
Was dort zu thun?	Τί νὰ κάμῃς ἐκεῖ;
Ich habe die Abſicht, dort einige Tage zuzubringen, da ich jetzt keine Geſchäfte habe, und will mich ein wenig ausruhen von den vergangenen Arbeiten.	Ἔχω σκοπὸν νὰ περάσω μερικαῖς ἡμέραις, ἐπειδὴ τώρα δὲν ἔχω δουλειαῖς καὶ ϑέλω νὰ ξεκουρασϑῶ κομμάτι ἀπὸ τοὺς ἀπερασμένους κόπους.
Iſt Geſellſchaft dort?	Εἶναι συντροφία ἐκεῖ;
Es ſind einige Freunde da, mit denen ich bei Tage luſtwandle, und am Abende ſpielen wir Karten oder Kegeln.	Εἶναι μερικοὶ φίλοι μὲ τοὺς ὁποίους περιπατῶ τὴν ἡμέραν, καὶ τὸ βραδὺ παίζομεν χαρτιὰ καὶ τὰς σφαίρας.
Wie könnt Ihr nur bei dieſer Hitze des Tages ſpatziren gehen?	Πῶς ἠμπορεῖτε καὶ περιπατεῖτε τὴν ἡμέραν μὲ τόσην ζέστην;
Aber es iſt nicht ſehr heiß, vorgeſtern vielmehr war es ſogar kühl.	Ἀμὴ δὲν εἶναι πολλὴ ζέστη, μάλιστα προχϑὲς ἦτον καὶ δροσιά.
Iſt das Klima dort vielleicht anders, als hier? In der Stadt erſticken wir vor Hitze, wie ſoll es dort kühl ſeyn?	Ἄλλο εἶναι τάχα τὸ κλίμα ἐκεῖ καὶ ἄλλο ἐδῶ; εἰς τὴν χώραν πνιγόμεϑα ἀπὸ τὴν καῦσιν, πῶς νὰ ἦναι δροσιὰ ἐκεῖ;
Es iſt aber ſo, komm nur es zu ſehen; du wirſt dich wohl unterhalten; du wirſt aufrichtige Freunde ſinden, die dich von ganzer Seele lieben.	Εἶναι ὅμως, ἔλα νὰ ἰδῇς, ϑέλεις περάσει πολλὰ καλά· ϑέλεις εὕρει φίλους εἰλικρινεῖς, οἱ ὁποῖοι σ'ἀγαποῦν ἐξ ὅλης των τῆς ψυχῆς.
Freund, die Freunde halte ich ſehr in Ehren, allein ſie genügen mir nicht, und ich liebe	Φίλε, τοὺς φίλους τοὺς ἔχω εἰς πολλὴν ὑπόληψιν, πλὴν δὲν μὲ φϑά-

es, daß auch einige Freundinnen dabei gefunden werden; wenn nicht, ſo ſcheint mir das Land eine einſame Wüſte.	νουν, καὶ ἀγαπῶ νὰ συνευρεθοῦν καὶ ὀλίγαις φίλαις· εἰ δὲ μὴ ἡ ἐξοχὴ μὲ φαίνεται ὡσὰν ἐρημία.
Sey gutes Muths, du ſollſt auch Frauen finden. Meinſt du, wir wären Mönche und lebten in der Einſiedelei? Wir haben ſogar eine Conſtantinopolitanerin, die kürzlich angekommen iſt, und wir bewundern ſie alle, wegen ihres Geiſtes, ihrer guten Erziehung und ihrer anmuthigen Manieren.	Ἐννοιάσου, θέλεις εὕρει καὶ γυναῖκες. Θαῤῥεῖς πῶς εἴμεθα καλόγεροι καὶ ζοῦμεν εἰς τὴν μοναξίαν; ἔχομεν κι ὅλας μίαν πολίτισσαν· εἶναι νεοφορμένη καὶ τὴν θαυμάζομεν ὅλοι διὰ τὸ πνεῦμά της, τὴν καλήν της ἀνατροφὴν, καὶ τοὺς χαριεστά τους της τρόπους.
Iſt ſie auch hübſch?	Εἶναι καὶ ὡραία;
Nicht ſo ſehr, hierdurch zeichnet ſie ſich nicht aus. Die Schönheit iſt ihr Vorzug nicht; allein ſie iſt nicht häßlich; ihr Geſicht iſt vielmehr angenehm.	Ὄχι τόσον, κατὰ τοῦτο δὲν εὐδοκιμεῖ. Ἡ ὡραιότης δὲν εἶναι τὸ προτέρημά τησ, πλὴν δὲν εἶναι ἄσχημη· τὸ πρόσωπόν της μάλιστα εἶναι εὐάρεστον.
Das genügt mir nicht, Beſter! Eine Frau muß, um vollkommen zu ſeyn, den Geiſt mit der Schönheit vereinen: denn in dieſem letzten Vorzug beſteht, nach meiner Meinung, die ganze Habe des weiblichen Geſchlechts.	Αὐτὸ δὲν μὲ φθάνει, ἀδελφέ. Προίπει μία γυναῖκα, δια να ἦναι ἐντελὴς, νὰ ἑνόνη καὶ τὸ πνεῦμα καὶ τὴν εὐμορφίαν· ἐπειδὴ εἰς τοῦτο τὸ τελευταῖον προτέρημα συνίσταται κατὰ τὴν γνώμην μου ὅλη ἡ οὐσία τοῦ θηλυκοῦ γένους.
Du redeſt nicht wie ein Verſtändiger, ſondern wie ein junger Windbeutel. Wie dem auch ſey, komm nur mit, und wenn du ſie geſehen haſt, dann kannſt du urtheilen. Die Anmuth der Reden, welche aus der Güte der Seele entſpringt, wird oft ein Reiz für den Körper.	Δὲν ὁμιλεῖς ὡς φρόνιμος, παρα ὡς νέος ἐλαφρομύαλος· ὡς τόσον, ἔλα μαζὺ, καὶ ὅταν τὴν ἰδῇς, θέλεις κρίνει. Ἡ χάρις τῶν λόγων, πηγάζουσα ἀπὸ τὴν καλοσύνην τῆς ψυχῆς, γίνεται συχνα στολισμὸς τοῦ σώματος.

VII.

Unſer Abſchied.

Bei'm Abmarſche der bayeriſchen Krieger nach Griechenland.

(Mel. Es kann ſchon nicht alles ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond ꝛc.)

So ziehet dann weiter in Frieden,
Es töne das Spiel und Geſang;
Ja traget ihn fröhlich hinüber
Der Waffen bay'riſchen Klang.

Es leben ja ehrliche Menſchen,
Wo immer der Himmel nur thaut;
Es lachen ja reizende Mädchen
Doch allerwärts munter und laut.

Wenn's wohl Euch dort drüben ergehet,
Wenn winken die Freude, das Glück;
Dann möget Ihr freundlich gedenken,
Zuweilen an uns auch zurück.

Wo blühen die lieblichen Reben,
Wo fließet der köſtliche Wein,
Wir wiſſen's — von Euch doch wir werden,
Wir werden vergeſſen nicht ſeyn.

Wie immer das Schickſal ſich wendet,
Nur haltet die Treue recht feſt;
Die bay'riſche Treu' muß erglänzen,
In Süden, in Oſten und Weſt.

Und wenn ſelbſt der Erdball erzittert,
Der Bayer hält dennoch den Schwur!
Von Treubruch und Falſchheit er kennet
Nicht einmal die leiſeſte Spur.

Juheiſa! es leben die Schyren!
Jetzt leeret die Gläſer rein aus:
Es leben die Bayern, die Griechen!
Es lebe das bay'riſche Haus!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ende des zweiten und letzten Bändchens.

Inhalt des zweiten Bändchens.

Seite:
I. Marſchlied der nach Hellas ziehenden Bayern. 3
II. Das neue, dem König Otto I. unterworfene Königreich Griechenland; ꝛc. (Fortſetzung und Schluß.) 7
III. Klima. Temperatur. Winde. Beſchaffenheit der Luft. Jahreszeiten.—Verſuch einer Beantwortung der Frage: Wie leben wir in Griechenland?. 29
IV. Auswahl einzelner, im gewöhnlichen Leben am häufigſten vorkommenden neugriechiſchen Wörter. 39
V. Wichtigſte Momente der Geſchichte Griechenlands von den älteſten Zeiten an bis auf unſere Tage. 47
VI. Geſpräche und Redensarten, welche im geſellſchaftlichen Leben häufig vorkommen. (Fortſetzung und Schluß.) . . 92

München

wie es trinkt und iſt, wie es lacht und küßt.

Von

Adolph von Schaden.

Erſtes Heft.

Mit einem Titelkupfer.

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.
1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Auer.

Skizze zu einem Original- Sitten- und Charakter-Gemälde.

Am rechten Ufer der Iſar dehnt ſich die Au, Münchens größte und merkwürdigſte Vorſtadt, aus; ſie hängt von der einen Seite mit dem Dorfe Haidhauſen und von der anderen mit den Dörfern Unter- und Obergieſing zuſammen und ſteht durch zwei Hauptbrücken, einer herrlichen von Steinen erbauten und einer hölzernen (der Reichenbacher) in mittelbarer Verbindung mit der Hauptſtadt.

Die Au ſtellt, auf einem eben nicht ſehr großen Flächenraume, eine keineswegs ſtreng geordnete Maſſe von großen und kleinen Gebäuden, von Gärten und Hütten dar, in welcher jetzt beinahe 10,000 Menſchen (Haidhauſen und Gieſing nicht mitgerechnet) zuſammengedrängt leben.

Es zeichnet ſich die Au durch viele intereſſante und höchſt ſeltſame Eigenthümlichkeiten aus; ſo z. B. ſind ſehr viele Bürger dieſer Vorſtadt weder eigentliche Hauseigenthümer noch Miethsleute. Die Häuſer ſind nämlich in mehrere, meiſt ſehr enge, gewöhnlich nur aus einer Stube, Kammer und kleiner Küche beſtehende Quartiere eingetheilt, welche „Herbergen" genannt und nach Umſtänden wohlfeiler oder theurer erſtanden werden. Meh-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENC

rere ſolcher Herbergebeſitzer ſind nun deſſenzufolge *gemeinſchaftliche* Eigenthümer eines Hauſes, und es werden die Koſten der Reparaturen von Haupttheilen des Ganzen, als z. B. des Daches u. dgl. ebenfalls und ſehr natürlich gemeinſchaftlich getragen.

Die Einwohner der Au gehören, der *Hauptmaſſe nach*, *) zu der ärmern, zuweilen zu der ärmſten Klaſſe unſerer Geſammtbevölkerung; es ſind meiſtens Maurer, Zimmerleute, andere kleine Handwerker, Wäſcher und unzählige Taglöhner. Dieſe Leute führen eine eigene Lebensweiſe. Im Sommer findet die aufgehende Sonne ſie alle ſchon auf den Beinen; die meiſten der Familienväter ziehen nun mit ihren Frauen und größeren Kindern in die Stadt, um dort für Taglohn bis Abends zu arbeiten; die kleineren Kinder werden in die Vorſtadtſchule geſchickt, wo ſie auch über Mittag bleiben und Suppe, auch Brod erhalten; die kleinſte Jugend wird indeſſen in der neu errichteten *Klein-Kinder-Bewahr-Anſtalt* untergebracht. Die einzige Erquickung, die ſich der den ganzen Tag über in der Stadt ſchwer arbeitende Auer erlaubt, beſteht während der Mittagszeit lediglich aus einem Kruge Bier, einem Stück Brod und einem paar ungeheuren Rettigen; dieſe mehr als frugale Mahlzeit muß nachhalten bis zum ſpäten Abend. Endlich ſchlägt die liebe, heiß erſehnte Feierſtunde. Die Auer kehren in die liebe Heimath zurück; in den aus der Stadt in die Au führenden Straßen, ſo wie auf den Brücken entſteht ein unbe-

---

*) Es gibt in der Au allerdings auch *wohlhabende und fein gebildete* Einwohner, welche der höhern Klaſſe der Geſellſchaft angehören; von ſolchen Individuen iſt und *kann* in gegenwärtiger Schilderung *keine Rede* ſeyn.

ſchreibliches, nicht ganz unintereſſantes Volksgewühl und alsbald zeigt ſich in den Häuſern und Straßen der den Tag über verödet gelegenen Vorſtadt das regſte Leben. Die Auer haben mit der vornehmſten Klaſſe der Geſellſchaft gemein, daß ſie wie dieſe, nur eine Hauptmahlzeit ſehr ſpät am Abend halten, aber freilich ſind ungeheure Schüſſeln, mit dampfenden Kartoffeln gefüllt, häufig das einzige oder wenigſtens das Hauptgericht, an welchem ſich die arbeitſamen Vorſtädter erlaben.

Die Wirkungen der Armuth zeigen ſich in der Au keineswegs wie anderwärts. In der Regel ſind die Auer gut gebaute, kräftige Leute von nicht unangenehmer Geſichtsbildung, voll Selbſtbewußtſeyn, zuweilen ſogar ſtolz; ſie zeichnen ſich aus durch einen geſunden natürlichen Verſtand und treffenden Mutterwitz; zu allen Zeiten waren die Auer ſehr tapfere Soldaten, welche als ſolche in den bayeriſchen Regimentern ſehr geſchätzt werden, ob ſie ſich auch ſchon gerne, insbeſondere in Feindes Land, zu Erzeſſen hinneigten. Beinahe alle Männer der Au ſind Soldaten geweſen; die Bruſt vieler iſt mit der goldenen oder ſilbernen Tapferkeits- und Verdienſtmedaille, oder mit dem Gedenkzeichen der franzöſiſchen Feldzüge geziert. Die Haltung des Landwehr-Bataillons in der Au iſt von ganz trefflicher Art. — Maſſive Leute ſind die Auer allerdings, aber ſo recht eigentlich grob werden ſie nur im aufgereizten oder trunkenen Zuſtande. Wie mit heißer Liebe am Vaterlande hängt der Auer mit noch viel glühenderer an der Vorſtadt, in welcher er zuerſt das Licht der Welt erblickte, und wenn man wagt, die Ehre ſeiner Au nur im Geringſten anzutaſten oder in Zweifel zu ziehen, gerath der ſanfteſte aller Auer in Wuth und es iſt dieſes ein wahrer und höchſt intereſſanter Charakterzug der Leute.

Ich befand mich vorigen Sommer in einem ungemein beſuchten Badeorte im Gebirge; es war dortſelbſt auch ein Badegaſt aus der Au, (außer der Regel) ein kleines, ſchmachtiges und ganz artiges Männchen, eingetroffen. Eines Abends befand ſich der Auer in einer Bierſchenke, wo auch mehrere Kutſcher und Livreebediente vornehmer Badegäſte ihre Niederlage aufgeſchlagen hatten. Unſer Held dünkte ſich als ſelbſtſtändiger Bürger der Au zu gut, um mit jenen müſſigen Söldlingen zu verkehren; das verdroß die Leute; ſie fingen an uber den hochmüthigen Badegaſt zu witzeln und zu ſticheln, doch dieſer blieb ruhig und ſchaute, ſtolz wie der Lowe, auf ſeine Feinde mit Verachtung hernieder; endlich begannen dieſe ſich auch über die Auer im Allgemeinen zu moquiren und dieſes hieß des Männchens ſchwache Seite treffen. Wüthend ſprang er auf, ſchreiend: „D'Auer ſant brove Leut' un wockra Boaren, doß bhopt i ona gecha zeha un wenn's es Klachel! mi taud ſchlogts." (Die Auer ſind brave Leute und wackere Bayern, das behaupt' ich einer gegen zehn und wenn ihr Lümmel mich todtſchlägt). — Zu dem letzten wäre in der That bald Rath geworden, der kleine ſchwache Auer kämpfte zwar in der Schlägerei, welche nun losging, muthig gegen die große Uebermacht, allein die handfeſten Kutſcher richteten ihn furchtbar zu, und als man dem Männchen des andern Tages ſagte: „Aber wo dachten Sie hin, ſich mit ſo Vielen zu meſſen? Sie können noch von Glück ſagen, daß Sie nicht todt geſchlagen wurden" — erwiederte unſer Held kaltblütig: „Un wenn's mi taud gſchloga hattn, de Klacheln, ſo wär i furs Voterlond un fur d'Ehr von der Au gfolla." — Die meiſten Auer erfreuen ſich einer höchſt lebhaften Phantaſie und haben auffallende Anlagen zur

Kunſt, insbeſondere zur dramatiſchen Kunſt. Ich kannte vor Jahren einen Zimmermann in der Au, Namens Br—l, deſſen Bruſt ebenfalls mit der goldenen Verdienſtmedaille geziert war. Dieſer Br—l nun war einige Zeit als Zimmermann beim k. Hof- und Nationaltheater verwendet worden und hatte bei einem ungemein glücklichen Gedächtniſſe es bald dahin gebracht, daß er ganze Stücke auswendig herzuſagen wußte; doch Br—l gieng noch weiter und alle Stimmen nachahmend, führte er, zu großer Beluſtigung mancher Abendgeſellſchaft, ganz allein ſolche Stücke auf und es gelang ihm vorzüglich Wilhelm Tell ganz gut. Darüber war Jedermann einig, dem Zimmermann wohne ein ganz ungewöhnliches dramatiſches Talent bei; wäre er in ſeiner Jugend aus der Lehre und zu einer Bühne gelaufen, aus ihm wäre vielleicht ein Fleck geworden, ein unſterblicher Fleck, der nie einen unäſthetiſchen Fleck neben ein äſthetiſches Loch ſetzte. — Die große, den Münchnern noch immer unvergeßliche Sängerin, Madame Metzger-Vespermann, gehörte auch der Au an und ſang als kleines Mädchen für etliche Kreuzer in den Kaffeehäuſern der Hauptſtadt, wo ſie der berühmte Compoſiteur Winter hörte und ſich ſogleich entſchloß, ſie zum hohen Tempel der Kunſt zu leiten. —

Die Bewohner der Hauptſtadt ſind im Allgemeinen gegen die Auer eingenommen und erzählen denſelben auch zuweilen Stückchen nach, welche ziemlich nach Schilda, Polkwitz oder Weilheim ſchmecken, allein in ſolche kühle Anekdoten mag man ſich hier gar nicht einlaſſen, denn der ſinnige L. Bechſtein *) hat recht,

---

*) In ſeinem trefflichen Buche „das tolle Jahr“. B. II. S. 200.

wenn er behauptet: „Jedes Jahrhundert bringt ſeine beſonderen Schildbürgereien zu Tage und es iſt keine Stadt, die nicht ſchon ein oder mehrere Male zum Schildburg geworden, und ihrer Mauerkrone die Geckenkugel übergeſtülpt hatte.“ –

Die Münchner werden das Bild, welches ich bis hieher von den Auern entworfen habe, viel zu ſehr geſchmeichelt finden. Ich maße mir keineswegs die Talente eines Vigot le Brun oder eines Julius v. Voß *) an, allein ich habe das Weſen und Treiben der Auer während vielen Jahren beobachtet und kann nicht von der Ueberzeugung laſſen, es ſey die gegenwärtige eine Skizze nach dem Leben. Aber freilich habe ich bisher ſo ziemlich nur die Lichtſeiten der Auer dargeſtellt, die guten Leutchen haben aber auch, wie alle Sterbliche, ihre Schattenſeiten, und von den letzteren zu ſprechen, ſtehe ich jetzt im Begriffe.

Die Auer neigen ſich insbeſondere zu zwei Hauptuntugenden hin, nämlich zu einem unbegränzten Leichtſinne und zum übermäßigen Trinken. Der Winter iſt für die meiſten Auer eine gar ſchlimme Jahreszeit; dann hört der Verdienſt bei den Bauten u. dgl. in der Reſidenzſtadt auf, die wenigſten Familienväter haben daran gedacht, vom Verdienſte des Sommers etwas zurückzulegen, und in manchem Haushalte tritt nun die bitterſte Noth ein. Man hilft ſich indeſſen ſo gut es gehen will; man bettelt, borgt, hungert und ſchlachtet fette Hunde,

---

*) Sie machten es ſich, erſterer in Paris, der andere in Berlin, mit zur Aufgabe ihres Lebens, die geringeren Volksklaſſen zu beobachten und zu ſchildern.

die man ſich auf eine höchſt wohlfeile Art zu verſchaffen weiß. Die Noth macht erfinderiſch und die Auer ſind ſpeculativ, das muß man ihnen laſſen. — Uebrigens iſt es ſelbſt dem ſolideren Auer der ärmeren Klaſſe ein durchaus nicht zu überwindendes Bedürfniß, ſich je zuweilen en canaille zu betrinken, und —

gefährlich iſt's den Leu zu wecken,
Doch der ſchrecklichſte der Schrecken
Bleibt der Auer in ſeinem Rauſche.

Ich habe in Hamburg betrunkene Matroſen und in Berlin betrunkene Voigtländer*) geſehen; es waren unfreundliche Erſcheinungen, aber ein betrunkener Auer übertrifft ſie noch an Beſtialität. Unſere Leutchen ergreifen jede ſchickliche Gelegenheit, der ſchnöden Leidenſchaft zu huldigen, beſonders zeigt ſich während dem Kirchweihfeſte im Herbſte Alles toll und voll. Ein ganz abſonderlicher Ball wird am Dienſtage nach dem Kirchweihſonntage im Neudeckergarten**) von den Auern abgehalten; er heißt, charakteriſtiſch genug, der Betteltanz und es iſt dabei Geſetz, daß die Chapeaus von ihren Damen regalirt werden müſſen; das luſtigſte bei der Geſchichte aber iſt, daß die Bettler der Meinung ſind, man möchte irre an ihrem wahren Stande werden und ſich daher als Bettler noch obendrein maſkiren; wie reinlich und geſchmackvoll die Coſtume ausfallen mögen, läßt ſich denken. Ich habe bei Gelegenheit des Betteltanzes Ballgäſte bemerkt, welche ſich dermaſſen betrunken hatten, daß ſie gänzlich beſinnungslos auf der kleinen Brücke lagen, welche zum Neudeckergarten führt und daß man über ſie weg, wie auf einem Schlachtfelde über Leichen, ſteigen mußte. Näher das Bild auszuführen, halten wir nicht für gerathen, aber wen etwa nicht ein beſonderer Beobachtungstrieb à la Vigot le Brun dorthin führt, der bleibe fern vom Betteltanze. — Außer den oben erwähnten ſehr thätigen und arbeitſamen Auern, welche Jahr aus Jahr ein ſich und die Ihrigen im Schweiße ihres Angeſichts ernähren, giebt es auch noch eine andere Klaſſe, welche eigentlich den üblen Ruf begründet hat, in welchem die Auer zuweilen bei den Münchnern ſtehen. Die angeregte zweite Klaſſe beſteht größtentheils aus nichtsnützigen jungen Burſchen (Jankerlkavalieren), *) welche nichts ſo ſehr lieben als Völlerei und ein lüderliches Leben und dagegen die Arbeit mehr als die Hölle ſcheuen. Dieſe Burſche, viel zu frühe, wie in der Au gewöhnlich, ſich der väterlichen Gewalt entſchlagend, fallen auf die ſeltſamſten Mittel, ſich Geld zu verſchaffen und ſie ſind es eigentlich, welche im hohen Grade das Schauſpielertalent der Auer bewähren, von welchem oben die Rede war. Bald betteln dieſe Leute als fremde unglückliche Handwerksburſche in den Häuſern der Stadt, bald, wenn irgendwo im Lande

---

*) Das Voigtland iſt bekanntlich eine Vorſtadt vor dem Roſenthaler Thore in Berlin, welche meiſtens nur von ſehr armen Leuten bewohnt wird.

**) Ein herrlicher öffentlicher Garten in der Au, wo man von dem ehrlichen alten Wirthe, Herrn Hadler, im Schatten hundertjähriger Bäume mit trefflichen Forellen und Krebſen bedient wird; zu jeder andern Zeit wird dieſer Garten auch von ſehr honoriger Geſellſchaft aus München beſucht.

---

*) Die Kleidung der Auer beſteht gewöhnlich nur aus einem zerriſſenen Beinkleide aus Leinenzeuch und einer kurzen, abgetragenen, unten rund zugeſchnittenen Jacke (Janker); daher dieſer Name.

eine große Feuersbrunſt ſtatt gefunden, geben ſie ſich für Bewohner jener Gegend aus, die bei dem Unglücke Haus und Hof verloren haben, ein andermal ſpielen die Betrüger die Kranken, ahmen epileptiſche Anfälle nach — kurz, die verſchmitzten Leute ſind unerſchöpflich in Mitteln, das Mitleid der Stadtbewohner anzuregen und in Contribution zu ſetzen. So z. B. durchzieht ein alter Ludrian an langen Winterabenden die Gaſtſtuben Münchens mit einer ungeheuern Rattenfalle, die er Jedem mit der effronteſten Zudringlichkeit zum Kaufe anbiethet. Niemand denkt daran, die Rattenfalle kaufen zu wollen; dem Alten wäre damit auch gar nicht gedient, denn ſeine Rattenfalle giebt ihm ſeit Jahren das Mittel an die Hand, kleine Gaben zu erpreſſen und ernährt ihn hinreichend. Folgende poſſirliche Begebenheit iſt ebenfalls Thatſache. Zwei ſpeculative junge Auer geriethen auf den drolligen Einfall, ſich über und über mit kupferrother Farbe zu bemalen, ihre erfinderiſchen Köpfe mit von ſchwarzen, ſtarren Pferdehaaren verfertigten Perücken zu bedecken und ſich, in dieſer Geſtalt in übrigens gut paſſenden Coſtumen, von einem dritten mit ihnen einverſtandenen Auer als Ureinwohner Braſiliens für Geld zeigen zu laſſen. Die Pſeudo-Botokuden durchzogen das Land und ſpielten ihre Rolle in ganz vorzüglicher Weiſe; ſie fraßen rohes Fleiſch und zerriſſen rohe Hühner mit den Zähnen, tanzten und beteten auf botokudiſche Art ſo natürlich, daß wohl ſelbſt das Kennerauge eines Martius *) hätte getäuſcht werden

---

*) Herr Profeſſor und Dr. von Martius hatte bekanntlich mit dem ſeligen Dr. von Spix eine gelehrte Reiſe nach Braſilien unternommen; man hat von Hrn. v. Martius eine eigene gediegene Abhandlung über die Ureinwohner Braſiliens.

mogen, und trieben allerlei anderes tolles Zeug. Die Geſellſchaft verdiente vieles Geld, aber endlich wurde der Betrug, wir wiſſen nicht durch welchen Zufall, dennoch entdeckt. — Ein anderer junger Auer wurde bei einer Schlägerei übel im Geſichte zugerichtet; des andern Tages lief der Menſch in den Häuſern der Hauptſtadt umher, um ſich eine Beiſteuer zu ſeiner Kur zu erbitten, da er geſtern von einem winnigen (wüthenden) Hunde gebiſſen worden ſey. Man denke, wie Jedermann erſchrecken mußte, der einen am vorigen Tage von einem wüthenden Hunde gebiſſenen Bettler vor ſich ſtehen zu ſehen glaubte; Alle griffen haſtig in die Taſche und warfen dem vermeintlichen Unglücklichen das nächſte beſte Geldſtück zu, nur um deſſen gefährliche Gegenwart baldmöglichſt los zu werden und es beweiſet das Stückchen, daß die Auer auch gar keine üble Pſychologen ſind. — Wenn nun die Leute, von welchen hier die Rede war, tagtäglich ein Erkleckliches zuſammen raffinirt haben, begeben ſie ſich in die unter dem Zacherl'ſchen Bräuhauſe befindlichen Keller, in welchen wohlfeiler als irgend anderwärts Gerſtenſaft verzapft wird. Dieſe Keller ſind die eigentlichen Catacomben*) (Begräbnißgewölbe) jedes beſſern menſchlichen Gefühles; Gemeinheit, die entſetzlichſte Rohheit und Völlerei feiern hier ihre traurige Triumphe, wovon ſich Jedermann überzeugen kann, der von der Straße aus durch die Fenſterlucken in jene Keller niederblicken will, aber in die Catacomben ſelbſt hinabzuſteigen, wird nie ein anſtändiger Menſch wagen, denn der Verſuch dürfte übel genug ausfallen.

---

*) Man will übrigens dadurch keineswegs dem Herrn Zacherl, dem Whitbread (der berühmteſte Brauherr in London) der Au zu nahe treten, deſſen herrliches Bräuhaus ſehenswerth iſt und deſſen ſtattlicher Sommerkeller auf der Höhe an der Holzkirchnerſtraße einer Citadelle gleich die Vorſtadt dominirt. Ein Wirth hat es nicht mit der Moralität, ſondern mit dem Geldbeutel ſeiner Gäſte zu thun und wenn es in dem Zacherl'ſchen Keller in der That ſehr kunterbunt hergeht, ſo trifft man nichts deſtoweniger in andern Lokalitäten des großen Zacherl'ſchen Hauſes ungemein ehrenwerthe Gäſte, unter welchen die Mitglieder der Flora oben anſtehen. Die Flora iſt eine Geſell-

Eine ſehr ſchwere Aufgabe bleibt uns nun noch zu löſen übrig; nämlich von dem ſchönen Geſchlecht der Au zu ſprechen. Die Auerinnen des gemeinſten Schlages bilden ganz den Gegenſatz zu den Italienerinnen, denn wenn dieſe, wie bekannt, als ledige Mädchen wahre Veſtalinnen ſind, als Weiber es dagegen mit der ehelichen Treue eben nicht ſehr genau nehmen ſollen, verhält es ſich bei den Auerinnen gerade umgekehrt, denn wenn ſie auch nicht geradezu alle Dienerinnen der Aphrodite pandamos der letzten Klaſſe ſind, wie ſie ein Schriftſteller der neueſten Zeit, doch wohl zu hart, nennt, ſo wird kein Billiger es Verläumdung ſchelten, wenn wir behaupten, daß es unter den Jungfrauen der Au viele etwas lockere giebt. Sehr frühzeitig tragen ſie ihr Scherflein und oft mehrere Scherflein zu der immer im Steigen begriffenen Bevölkerung der Vorſtadt bei; die Fälle ſind ſo alltäglich, daß ſie gar nicht auffallen und ich wollte keiner Mutter in der Au rathen, die Tochter eines ſolchen Faux pas halber zu ſchelten; gleich

---

ſchaft, welche ſich unter ihrem ſinnigen Vorſtande, Hrn. Raith, durch Anſtand, äußerſt geſchmackvolles Arrangement der Feſte und glühenden Patriotismus auszeichnet. Herr Raith aber iſt ein ſehr unterrichteter und thätiger Bürger, auf welchen die Au Urſache hat ſtolz zu ſeyn, und dem ſie auch in mehrfacher Beziehung Vieles zu verdanken hat.

würde die Tochter ſchreien: „Na Mutta! ſei du ſtill, du kummſt mer ſcho g'ſchlicha, i manet ſcho da Hund fraß Klena (ich meinte ſchon der Hund fräße Backobſt*)), wie heſt's denn du trieba lediger weis? du därfſt gar not muckſa. (Wie haſt denn du es als lediges Mädchen getrieben? — du haſt gar nicht nöthig dich zu mokiren.) Ein junger Faſhionable aus der Au hat gewöhnlich mehrere als eine Geliebte und die Mädchen ihrer Seits üben wieder das Retorſionsrecht. Häufig entſtehen am Ende zwiſchen den Nebenbuhlerinnen blutige Kämpfe mit den Nägeln und die Siegerin wird dann erklärte Sultanin-Favorite des Faſhionable, nicht ſelten deſſen Ehegattin und zwar eine treue und arbeitſame Gattin, welche die Energie des Herrn Gemahls imponirt. Die Ehe bekehrt auch manchen lüderlichen Jankerlkavalier und aus ihm wird am Ende noch ein ſolch' ſolider Familienvater, als Leute ſeines Schlages in der Auerluft überhaupt werden können. Uebrigens ſind auch die Auerinnen ſpekulative und induſtriöſe Damen; ſie ſind die rüſtigſten Vorarbeiterinnen bei der Bachauskehr**) und zur Sommerszeit verkehren ſie gerne in den Wäldern, wo ſie Erdbeeren, ſogenannte Schwammerl (Champignons), Himbeeren, Brombeeren, Wachholderbeeren, Haſelnüſſe u. dgl. ſammeln und damit auf eigene Fauſt einen einträglichen Handel treiben. Uebrigens führen die Auerinnen ein gutes Mundwerk; Jemanden einen Tuſch oder Plauſch machen, heißt bei ihnen ſo viel als auszanken (ausgreinen), und der Plauſch irgend einer Waſcherfrau oder Milimatam (Milchverkäuferin, Milchmadame) gleicht der brauſenden Fluth des reißenden Gebirgsſtromes „Iſar" genannt, wenn derſelbe zum hochſten ſteigt und Brucken und Damme verſchlingt. — Hier nur eine kleine Probe zur Belegung des Geſagten. Eine ſehr anſtandige Dame bat eines Tages ihre Wäſcherfrau aus der Au, in der Folge die feine Wäſche doch mehr mit den Handen, als mit Burſten zu behandeln, indem durch die leztere Methode die Waſche ungemein ruinirt wurde. Die Waſcherfrau ſtemmte hierauf beide Hände in die Seiten und ſchrie mit einer Stentorſtimme: „Na guä Frau! nehmens Ihna in ocht, dos Se mer nit gſtuhln werda, i manet ſcho — mane Händ' ſint grod nit von Buttaroaz, oba für Ihna Hemata ſints denno z'guat und für Ihna Hemata ſint mane Bürſtna a no z'guat, a Roßſtrigl der dats a ſcho; hobens mi iez, unda verſtonda guä Frau! Do ſchaugts, ieza manen de Stadt***** a gor, ma kennet Ihna zerriſſna Feza, in dena 99 Kazn ka Maus finda, wieda gonz woiſcha — i manet ſchon: wenn ma de Stadt***** ſo af der Goß derher gecha ſiecht, aſtdonnert as wi a Docka, manet man wia ſchoa as warn, wenn ma's oba ausziechat, findet ma an Knopf am ondern im Hemat — he, he, he!" (Nun gnädige Frau! nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie mir nicht geſtohlen werden, ich dächte ſchon — meine Hände ſind gerade auch nicht von Buttertaig, aber für Ihre Hemden ſind ſie dennoch zu gut und für Ihre Hemden ſind meine Bürſten ſelbſt zu gut, ein Pferdeſtriegel würde genügen; haben Sie mich verſtanden gnädige Frau! man betrachte, jezt meinen die Stadtdamen gar, man konnte ihre zerriſſene Wäſche, in welcher 99 Katzen keine Maus fangen würden, wieder haltbar waſchen — ich dachte gar; wenn man die Stadtdamen ſo auf der Straße einherſchreiten ſieht, aufgeputzt wie eine Puppe, hält man ſie für ungemein reizend, wenn man ſie aber ihrer Kleidung beraubte, würde man im Hemde einen Knopf am andern finden (wahrſcheinlich um das zerriſſene Hemd zuſammenzuhalten).“ Dieſes iſt ein ganz echter Auer-Plauſch; aber man ermeſſe, wie der zarten Dame bei Anhörung einer ſolchen Apoſtrophe zu Muthe werden mußte. —

---

*) Dieſe ſeltſame, in der Au ſehr gewöhnliche Redensart lautet eigentlich ein wenig anders noch, läßt ſich hier aber unmöglich ganz treu geben.

**) Im Herbſte jeden Jahres werden in München, auf Koſten der Stadtgemeinde, ſämmtliche Kanäle gereinigt, welches Reinigen man „die Bachauskehr“ nennt.

Was eine Hacke werden will, krümmt ſich zeitig. Die liebe zahlreiche Straßenjugend der Au entwickelt ſehr frühe allerlei kindliche Gefühle und verheißt große Hoffnungen; einen richtigen Blick und Anlage zur Satyre ſtellen ſelbſt die kleinen Kinder dar; einen Fremden oder gut gekleideten Städter erkennen ſie ſchön aus weiter Ferne und es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn die lieben Kleinen dem Vorübergehenden nicht irgend eine lächerliche Seite abſehen würden, welche ſie dann mit jugendlicher Offenheit bekritteln und in der That ſind dieſe Bemerkungen häufig treffend genug; aber wehe dem Fremden, der unbeſonnen oder ſchwach genug iſt, die Bemerkungen der Kleinen nicht ſchweigend hinzunehmen, ſogleich verſammelt ſich um ihn, wie um den Herodes vor Bethlehem*) eine Kinderſchaar, die, einer Lavine gleich, den Fremden verfolgt, unaufhörlich rufend: „Herr Je! jetzt ſchaugts den an!“ (ſchaut dieſen an) — und das einzige Mittel, ſich einer ſolchen kindlich rührenden Verfolgung zu entziehen, bleibt, einige kleine Münzen unter den Haufen zu werfen, denn

---

*) So heißt die treffliche Mahlmann'ſche Parodie des Kotzebue'ſchen Schauſpiels „die Huſiten vor Naumburg.“

Aepfel, Nuß und Mandelkern
Freſſen d'Auer Kinder gern.

Die gegenwärtige Skizze würde unvollſtändig ſeyn, wollten wir nicht des eigenen Volkstheaters erwähnen, welches unter der Direktion des Herrn Schweiger die Au zu beſitzen ſo glücklich iſt. Einſt unter Lorenzoni proſperirte dieſe Bühne ungemein, und der Unternehmer ſammelte ein ſolch' bedeutendes Vermögen, daß er im Stande war, ein noch jetzt am untern Anger exiſtirendes Armenhaus (das Lorenzoniſche) zu ſtiften; unſtreitig der beſte Gebrauch, den der Mann von ſeinen leicht erworbenen Schätzen machen konnte. Schon vor vielen Jahren urtheilte ein guter Kopf von dieſer Bühne: „Hier kommt es nicht ſowohl darauf an, zu zeigen, wie ſich die gegebenen Größen: Shakeſpeare und Euripides, Schlegel und Sophokles, Göthe und Kotzebue, Schiller, Iffland und Schröder zu einander verhalten, ſondern mehr nur darauf, das hören und ſehen zu laſſen, wovon Parterre und Gallerie wiederhallen.“ So lange dieſe freilich nicht ſehr hochſinnige Tendenz feſtgehalten wurde, gieng auch alles gut, aber das geringſte Abweichen von derſelben rächte ſich. Man ſuchte allgemein die Urſache eines plötzlichen Verfalls dieſer Bühne in dem Umſtande auf, daß Schweiger ſeine Bühne von dem Platze vor dem Karlsthore weg vorerſt nach dem Prater und dann in die Au verſetzen mußte, doch das war es nicht. Das Volkstheater gab früher ausſchließlich nur triviale Produktionen von inländiſcher Fabrikation; eine Poſſe „Lumpen und Fetzen“ betitelt, war ein Lieblingsſtück des Lorenzoniſchen Publikums; man fand in der Folge ſolche Poſſen zu obſcön und ſie unterblieben, aber mit den Lumpen und Fetzen ſchwand auch der Wohlſtand des Volkstheaters. In allerneueſter Zeit brachte Herr Schweiger ausländiſche Lumpen, Fetzen und Vagabunden (Lumpacivagabundus) auf ſeine Bühne und dieſe halfen ihm auf. Wir gönnen dem Manne ſein Glück herzlich, das um ſo weniger je wieder wanken dürfte, da nicht abzuſehen iſt, daß es jemals an Novitaten in der Lumpen- und Fetzenwelt mangeln könnte. Dieſes Jahrs machen auf dem Volkstheater vorzüglich „Nagerl und Handſchuh, Zampa (Parodie), Julerl oder die Entführung aus dem Kellerloche und der Barometermacher auf der Zauberinſel“ Furore, aber alle überragt der mächtige Lumpengenius, der nun ſchon öfter als ein halbes hundertmal in dieſem Sommer unter rauſchendem Beifalle über die Bretter des Volkstheaters — getaumelt iſt. Dieſe Stucke hier, ihrem Werthe oder Unwerthe nach, zu würdigen, kann um ſo weniger in unſerm Plane liegen, da ſich über dieſelben die Kritik anderwärts bereits oft und derb genug ausgeſprochen hat.

Dieſe nun iſt die Charakterſkizze eines Volkleins, welches in ſeiner Art ganz eigen daſteht, eines Volkleins, bei welchem ſich in ſeltſamer Weiſe Arbeitſamkeit und Trägheit, Armuth und Verſchwendung, Mäßigkeit und Völlerei die Wagſchale halten, und welches im Allgemeinen voll Fug und Recht, gleich der ſchottländiſchen Marie, ſprechen kann: „Ich bin dennoch beſſer, als mein Ruf.“

Wie man in München reitet und fährt.

Unſere kleinen, hoffnungsvollen Knaben reiten mit Grazie und vielem Anſtande im Carrouſſel auf hölzernen Pferden im Paradies und im Garten beim obern Wirthe zu Bogenhauſen und ſitzen bei weitem bügelfeſter als unſere Herrn Commis,*) wenn ſie auf Herrn Krenkels**) Streitroſſen Sonntags nach Heſellohe***) gallopiren. Wir rathen den lieben Herren an, vorerſt, ſtatt öffentlich, lieber in Geheim in Herrn Freuens****) Manége zu reiten, denn Herr Freuen iſt ganz und gar der Mann, um dem Mann aufs Pferd zu helfen; die Herrn Commis lernen übrigens an allen Orten ſchwer reiten und die berüchtigten Berliner Lords vom Mühlendamme reiten um kein Haar beſſer als die Münchner Haarreiter. Einige unſerer Herrn Philologen — wir ſagen einige — reiten Jahrlang auf irgend einer kleinen Sylbe einher, und machen ſich oft mit ſolcher Reiterei, in anderer Weiſe zwar, lächerlicher noch als mit der ihrigen die eleganten Jünger Merkurs. Unſere Tragiker ſitzen pathetiſch auf dem hohen Kunſtroſſe und reiten die Schule nach ſtrengen Regeln, oft aber macht das Kunſtroß ſeltſame Sprünge und droht die Reiter abzuſetzen, dann muß ſchnell der

---

*) Kene Fendſchaft deshalb nich' messieurs! Sie wiſſen a wohl — nulla regula sine exceptione!

**) Ein ſehr bekannter Pferdeverleiher.

***) Der beſuchteſte Luſtort der Münchner in einem ſchattenreichen angenehmen Wäldchen.

****) Herr Freuen ertheilt Unterricht in der Reitkunſt.

Stalldiener, Monſieur Soufleur, mit unſichtbarer Hand in die Zügel greifen, oft hilft es, oft auch nicht, oft merkt man's, öfter auch nicht. Unſere Kunſtreiter jeder Art und Gattung beſteigen verſchiedene Roſinanten, oft ſind es barocke Schindmähren, zuweilen gar nur Ackerpferde; viele haben ſich ſchon verſtiegen, andere geriethen in der Zerſtreuung anſtatt aufs Pferd auf diverſe andere vierfüßige Thiere. Unſere Speculanten reiten auf Promeſſen und Papieren von allen Farben; oft, ach in neueſter Zeit nur zu häufig, bleiben die Promeſſen*) unerfüllt und der Reiter ſtürzt, doch unſere Speculantenwelt, ein Ausbund großer Geiſter, — man pflegt ſie auch Schwindler zu nennen — macht ſich wenig aus ſolchem Sturze, wiſcht ſich den Staub und Unrath von den Kleidern und reitet nun auf dem eingebrachten Vermögen der holden Ehehälften; ſie reiten und reiten, bis die ganze liebe Familie in's Verderben geritten iſt. Viele unſerer ſehr verehrlichen Mitbürger ſind Lottoreiter und reiten Amben, Ternen und Quaternen nach; dieſe ſind die tollkühnſten Reiter und wenn ſie, zeitig genug, den Hals brechen, kann ſie auch das beſte Herz kaum bedauern. Die jungen Mädchen reiten ſammt und ſonders auf einer ungeheueren Idee, deren Sattel von einem Ende der Welt zum andern reicht; die Idee heißt — Heirathsluſt. Einer reitet leider auf dem Andern und darob vergießt der milde Genius der Menſchheit Thränen; auf Steckenpferden reiten wir alle, habe auch ein paar ſolcher Thiere, in Ermanglung vierfüßiger, im Stalle ſtehen.

---

*) Kein Papiercours in der ganzen Welt iſt ſchwerer zu berechnen als jener der Theaterzettel, wenn auch alle Promeſſen trügen, es wird nie eine Differenz vergütet.

Unſere vornehmen Herren ſetzen ſich jetzt auf den Kutſchbock, ergreifen Zügel und Peitſche und fahren mit hoch eigener Hand; der betreßte Kutſcher, ein feiſter Bengel mit geſchwollenem Kopfe, bläht ſich im Wagen und lacht ins Fauſtchen, zuweilen iſts auch eine Fauſt. Das alte Sprüchwort: Wer gut ſchmiert, fährt gut, wird jetzt zu Schanden; der oberſte aller Stallmeiſter will, daß die Leute auch ohne Schmiererei gut fahren ſollen und hat recht daran. Der große Haufen fährt überall am Beſten; bei uns führe er noch vergnügter, wäre nur der edle Gerſtenſaft wohlfeiler und ſchmackhafter. Jetzt fährt in München Alt und Jung, Klug und Dumm zum Teufel — wir meinen nämlich die Oper „Robert“ genannt, doch dieſer Teufel, man muß es geſtehen, hat eine wahrhaft jöttliche Stimme und zu ihm wird man immer gerne fahren; ihn wird man immer gerne horen mit und ohne Tam-Tam.*)

---

*) Ein neues muſikaliſches Inſtrument, welches bei der Oper „Robert der Teufel“ im Orcheſter angewendet wird; es hat auffallende Aehnlichkeit mit einer Bratpfanne, doch Würſte kann man in ſelbem doch nicht braten.

Wie man in München lächelt und lacht.

Unta ollen Goſcherl (Mäulchen) af da Welt,
Ihnes mir zum beſten g'fallt:
S' Münchna Madl locht (lacht) ſo zierli (zierlich),
Gor ſo gſchmoack und ſo patſchierli (anmuthig).

Jenes jungen Weibchens ſüßer Mund,
Giebt des Himmels Wonne kund,
Lächelt hold zum blonden Knaben,
Solcher Anblick kann mich laben.

Wenn holt Oana (Einer) mir entgega geht,
Und wie a Fer (Simpel) enten*) ſteht,
Kon i gor nix anders mocha (machen),
Muß ner glei (ſogleich) von Herza locha.

Die olta Jungfa (Jungfrau) Tauſetſchöa (Tauſendſchön)
Locht ſo bitta (bitter) und ſo grüa (grün),
Will ſtets naiv und ſelig ſcheina (ſcheinen),
Möchte lieba bluti greina (weinen).

De dicka Bräua (Bräuer) Michal (Michael) Faul
Wiechart (wiehert) wie a Korrengaul,
Locha kon mas gor nit nenna,
Koana kon ſie außi kenna. (Niemand kann ſich auskennen.)

Mit erhobner Naſe und ganz keck,
Lacht dort jener junge Geck,
Kann den Narren gar nicht leiden,
Mag ihn überall gern meiden.

---

*) Enten, drenten — drüben und herüben.

Wenn ma Gſangl (mein Geſang) Ihna g'fällt,
Nahm i (nahme ich) dofür kane Welt,
Thun Sie mi ja nit betruba,
Thuns a biſerl Nachſicht uba.

Neue Münchner Schnaderhüpferl.

Jetzt zeigens dort draußen *) gar grimmige Thier,
Doch Baren und Affen giebts länger ſchon hier.

Der Saphir, der Saphir, der iſt zwar jetzt fort,
Doch ſteht halt der Bazar noch ſtets an ſein'm Ort.

Das Nashorn, das große, trägts Horn an der Stirn,
Das ſeine, mein Liebſter — er hat's uberm Hirn.

Dort außen im Schlößel am Sendlinger Wech **)
Iſt d'Ausſicht gar wohlfeil, doch theurer die — Zech.

Nothwendige Ehrenerklärung.

Durch dieſes Schnaderhüpfel ſollen keineswegs der wackere Wirth in Neuhofen (Zech-Schlößchen) und deſſen in jeder Beziehung lobenswerthe Bedienung angetaſtet werden, allein es enthalt dieſes Schnaderhüpfel nichts deſtoweniger eine unumſtößliche Wahrheit, denn da die Ausſicht im Zech-Schlößchen gar nichts koſtet, ſo iſt dort ſelbſt die billigſte Zeche ſtets noch theurer als die Ausſicht.

---

*) Die Menagerie der Madame Tournaire vor dem Karlsthore.

**) Licentia poetica, ſtatt: Weg.

Des Pferdes Lob.

Dem Cheval Phénix, Liebling des Münchner Publikums im Tournaire'ſchen Reit-Circus, zu Ehren gedichtet.

Geflügelt Roß! leih' du mir leichte Schwingen,
Dein irdiſch Ebenbild jetzt würdig zu beſingen;
Dem herrlich ſchlanken, ſtolz erhab'nen Thier,
Begeiſtert weih' ich eine Hymne hier.

Sein Schlachtenroß wird jeder Ritter lieben,
Vereint mit ihm vermag er Kraft zu üben;
Sein Schwert und du ſein kühnes Heldenthier,
Sie ſind des Ritters Freud' und ſchönſte Zier.
Du biſt's, dem Krieger ihren Ruhm verdanken,
Nicht bringt der wilde Kampf dich je zum wanken;
Verliert der Reiter ſelbſt nur nicht den Muth,
Nichts dämpfet deines Feuers heiße Gluth.
Und gilt es nun den flücht'gen Feind zu hetzen,
Verſchmäht dein Huf den armen zu verletzen;
Da er bereits verblutend und beſiegt,
Tief unter dir ſchon matt im Staube liegt.
Wenn zu der hohen Jagd die Hörner ſchallen,
Wenn rechts und links im Wald die Büchſen knallen,
Dann überſpringſt du kühn die tiefſte Schlucht.
Und holſt es ein — das Wild auf ſeiner Flucht.
Ob deiner Kraft und Grazie muß man ſtaunen,
Wenn du recht aufgelegt, voll Künſtlerlaunen,
Befeurt vom Beifall, der ſich zu dir neigt,
Im Circus haſt als Meiſter dich gezeigt.

Die Muſe auch liebt ſich zu dir zu heben,
Und deine Form, dein Leben treu zu geben,
Verſchmähen Marrs und Adams *) Pinſel nicht,
Es preiſ't ſie deshalb hoch das Kunſtgericht.
Ich weiß, mein Thier! es wird dich ſtets beglücken,
Wann prangt ein reizend Weib auf deinem Rücken,
Und traun — es iſt für dich ein ſchöner Lohn,
Wählt dich die Anmuth ſelbſt zu ihrem Thron.
Doch nur den echten Meiſter magſt du tragen,
Der Stümper möge nimmermehr es wagen,
Zu lenken dich mit unerfahr'ner Hand,
Sonſt ſchleuderſt du ihn höhnend in den Sand.
Man ſieht dich ſtolze Ruhe ſelbſt noch zeigen,
Wenn deine Augen ſich zum Tode neigen;
Und weiſer oft als manches Menſchlein ſchier,
Biſt du — mein gutes, treues, liebes Thier.

---

*) Die Herren Adam und v. Marr ſind zwei bekannte, und ſehr geſchickte Pferdemaler in München.

Charakteriſtiſche Anekdoten.

Idiotismus.

Ein junger Preuße, nur erſt ſeit wenigen Tagen in München angekommen, fragte die Obſtlerfrau an der Brücke im engliſchen Garten: „Jutes Muttergen! wat is die Glocke?“ (Gute Mutter! wie viel Uhr iſt es?) — Sehr gutmüthig erwiederte die Frau: „Verzeihgens, gnä Herr! i verſteh' nix ols deutſch“

Berliner Witz in München.

Ohnlängſt war ein Norddeutſcher an einen Einwohner Münchens ſehr dringend durch Briefe von fernen Geſchäftsfreunden empfohlen worden. Der gefällige Münchner führte den Fremden ſelbſt zu unſern berühmten Kunſtſchätzen und andern Merkwürdigkeiten. Eines Tages naheten die beiden vom Dultplatze her, der neuen proteſtantiſchen Kirche. „Mein Herr!“ — nahm der Münchner das Wort — „Sie wurden begeiſtert von dem edlen und impoſanten Style, welcher ſich in den neuen Bauten der Reſidenz, der Pinakothek, Glyptothek, Ludwigskirche u. dgl. m. ausſpricht, nun bin ich begierig, Ihr Urtheil auch über die neue Kirche der Proteſtanten dort zu vernehmen?“ Der Fremde lorgnettirte das Gebäude und rief dann ſchmerzlich bewegt aus: „Ach Kerche! mene jute, liebe Kerche! du jammerſcht mir! Loof jo, loof det du wech kommſt!“

Patriotismus.

Eine junge reizende Elevin im Putzladen der S—gaſſe fragte ihre Meiſterin: „Matam! Kunna's ma nit ſoga, is de Bhorzlantmola, von dem ſi die orm Julerl bam klana Eſelloch hot derſchieaßen loſſn, a Fremda g'weſen oda a Münchna Kindl?" (Madame können Sie mir nicht ſagen, iſt der Porzellanmaler, von dem ſich das unglückliche Julchen beim kleinen Heſſelohe hat erſchießen laſſn, ein Ausländer geweſen, oder ein Münchner?) „So viel i woaß — erwiederte Madame — ſo is er a Sochs g'weſn." (So viel ich weiß, iſt er ein Sachſe geweſen.) „Na do a Fremda — ſchrie die kleine Griſette — do nem is de Julerl nit in ibel, unt wenn i mi von an derſchießen lieſſet, müßats a a Fremda ſan, ka Münchna dürfat ma nit ſo komma." (Alſo doch ein Ausländer, nun nehm' ich es Julchen nicht übel, und wenn ich mich anders von Einem erſchießen ließe, müßte er auch ein Ausländer ſeyn, von einem Münchner wurde ich es nicht dulden.)

Schöne Beruhigung.

Ein bekannter ſehr jovialer Fiacker, den man den Studentenkutſcher und auch noch anders nennt, fuhr eines Tages einen Fremden ſpazieren und nannte denſelben ſechsmal in einem Odem: „Euer Gnoden!" Unwillig ſprach der Fremde: „Ich bin weder von Adel noch ſonſt ein vornehmer Mann, darum nenne Er mich auch nicht Euer Gnaden." „Verzeichens gnä Herr!" — replicirte der Fiacker — „und nehmas es nit in ibel; mer hobn des Wörtl von die Wiener, drunt nennt ma jedigen Lumpen a ſo." (Verzeihen Sie gnädiger Herr! und nehmen Sie es nicht übel; wir haben das Wörtchen „Euer Gnaden" von den Wienern angenommen und dort nennt mann ieden Lumpen ſo.

Prangerliana.

Der Hofmuſiker Pranger, von den Münchnern ſeiner kleinen Geſtalt halber gewöhnlich „Prangerl“ genannt, war kein ausgezeichneter Künſtler, aber ein echtes, wenn auch zuweilen etwas derbes, komiſches Talent, ein Talent, wie unſere, nur an ledernen Spaßmachern reiche Zeit ſelten mehr darſtellt. Wahr iſt es, Pranger, ſchon ſeit Jahren todt, gehört eigentlich einem „München wie es war“ an, allein wie der Hintergrund häufig dazu beiträgt, das eigentliche Bild lebhafter hervortreten zu laſſen, alſo verhält ſich die Vergangenheit zur Gegenwart und dieſe Wahrheit berückſichtigend, liefern wir die folgenden Anekdoten:

Pünktlichkeit.

Ein übermüthiger junger Ausländer forderte in einem Caffeehauſe die Anweſenden auf, mit ihm Billard, die Parthie um einen Dukaten, zu ſpielen. Niemand wollte entriren. „Nun denn, rief der Fremde, wer ſpielt die Parthie um — eine Ohrfeige?“ — do bin i do, (ich bin dabei) erwiederte Prangerl, trat zum Billard und ergriff eine Queue. Bevor aber noch die Parthie begann, ſprach P. ſehr höflich: „Ma lieba Herr! ’s is in Boarn Modi, daß ma zerſt ſetzt vor ma z’ſpielen anfangt“ (mein lieber Herr! in Bayern iſt es Gebrauch vorerſt auszuſetzen, bevor man ein Spiel beginnt) und hiemit verabreichte P. dem Fremden eine derbe Ohrfeige; bevor aber dieſer wieder zur Beſinnung gelangte, war der flinke Prangerl längſt aus der Thüre.

Darlehensgeſuch.

Zu dem nun ebenfalls längſt verſtorbenen Baumeiſter N—, deſſen Waſſerbauten, wenn Fama nicht log, häufig verunglückten, kam einſt ein Bäuerlein, bittend: Herr N— wolle ihm doch dreihundert Gulden leihen. Verwundert fragte der Baumeiſter: „Aber mein Freund! wie kommt Ihr dazu, gerade bei mir Geld borgen zu wollen?“ — Schaugens gnä Heer, erwiederte der Gefragte, da Herr Pranzerl hat mer gſogt, daß es 's Geld m' dauſend no ins Woſſa ſchmeiſen dahts und do hob i denkt, kőnnts es a m'orma Bäurl aſhelfa; war do geſcheida, als s'Geld ins Woſſa werfa. (Schauen Sie gnädiger Herr! Prangerl hat mir geſagt, daß Sie das Geld dem tauſend nach ins Waſſer werfen ſollen und da habe ich gedacht, könnten Sie wohl auch einem armen Bäuerlein aushelfen; klüger wäre dieſes ja doch als das Geld ins Waſſer zu werfen.)

Die Wette.

Pranger wettete mit einem nun auch ſchon todten, aber noch im Andenken vieler älterer Münchner lebenden, etwas geiſtesbeſchränkten Caſtraten Namens Ravani um eine kleine Summe: es werde Ravani noch vor Umlauf eines Jahres auf dem Pranger zu ſtehen kommen. Die Wette war nach einigen Monaten ziemlich in Vergeſſenheit gekommen, als Prangerl eines Abends im Caffeehauſe plötzlich über heftige Leibſchmerzen klagte, ſich dann laut heulend zu Boden warf und aufſchrie: „Ravani! i bitt di um Gottswilla ſteig af mi aft und tritt auf mi rum, i woaß ſchon dös ollein kon mi retta, ſonſt muaß i ſterba." (Ich bitte dich um Gotteswillen, ſteige auf mir umher, ich weiß nur dieſes allein kann mich retten, ſonſt muß ich ſterben.) Der gutmüthige Caſtrat ſtieg in der That auf den noch immer an der Erde liegenden Muſiker und wollte dieſen treten. Unſer Komiker aber ſprang auf und ſprach lachend: „Zohl as Olta! du biſt ietzunda af den Pranga gſtand'n und i hob ma Wett' gwonna." (Zahle aus Alter! du biſt jetzt auf dem Pranger geſtanden und ich habe meine Wette gewonnen.)

Schlussverse.

1.

Das Eſſen geht z'München zum Maule hinein,
So ißt man im Alter, ſo ißt man ſchon klein.

2.

Mit Vierzig, mit Vierzig*) — da küßt man ſchon ſchlecht,
Mit zwanzig gehts g'ſchmacker,**) da geht es grad' recht.

3.

Dem Trinker ſchmeckts ewig, ſo lang er nur lebt,
Mit Wonne im Tode er's Bierglas noch hebt.

---

*) Es werden Jahre verſtanden.

**) G'ſchmack, iſt ein Provinzialismus und bedeutet ſo viel als — angenehm, lieblich.

Ende des ersten Heftes.

München

wie es trinkt und iſt,
wie es lacht und küßt.

Zweites Heft:

„Der Edle von Bock",

Erzphiliſter von München.

Mit einem colorirten Titelkupfer.

Nebst einem Handwörterbuche der Münchener-Bocks-Mundart
als Schlüſſel zum Verſtehen der Geſpräche.

Von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

* * *

München. Druck und Verlag von E. Franz
1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Eins, und dann wieder eins, und noch eins, bis wir ſinken;
„Wenn man nicht taumeln will, ſo muß man gar nicht trinken.

(„Söller“ in: „die Mitſchuldigen“, von Göthe.“)

Der Edle von —

Belieben Sie gefälligſt jenen Mann aufmerkſam zu betrachten, der ſo gemüthlich über den Märktplatz quabbelt! Er ſcheint ein derber Vierziger zu ſeyn, und zu den Philiſtern zu gehören; denn Jeder, der ihn ſieht, wird ausrufen müſſen: „Wahrlich, viel ißt er!“ Etwas Behagliches verleiht ihm der weiß-gelbliche Flausrock, aus Hopfenblättern gewebt, deſſen Knöpfe aus thalergroßen Rettigſchnitten beſtehen, mit fenſterlichen Wurſthäuten überſponnen. Auf ſeinem Goliatkopfe gaukelt ein cylinderförmiges Hütlein von Glas, und die aufgeſtülpten Taſchenklappen bieten Ihnen die Einſchau in zwei Vorrathskammern, angepfropft mit allerlei Viertelchen gebratſpießter Enten und Gänſe, mit den harmloſen Trümmern einer untergegangenen, unbekannten Käſewelt, und mit niedlichen Kalbsbratenſtückchen im Großfolio-Formate von Elephanten-Pantöffelchen. Aus der Talgſcheibe ſeines Antlitzes flimmern die beiden Aeuglein ſo matt hervor, wie zwei Johanniswürmchen, die an der galoppirenden Schwindſucht leiden, und die gehörnten Winkel eines Hayfiſchmäulchens würden dem Monde in ſeinem erſten Viertel gleichen, wenn dieſer auf dem Rücken läge.

Wer iſt er? Woher kömmt er? Wohin geht er? Was will er? Warum —

Ich bitte um Geduld. Es iſt der erſte Mai, der Geburtstag des Frühlings, bald 6 Uhr Morgens, der Tag und die Stunde, wo der Edle alljährlich zu München in ſeinem Palais die Aufwartung der Bewohner dieſer ſchönen Königsſtadt annimmt, unter denen er heuer 33 Tage verweilen wird; ſpäter empfängt er nur noch in einzelnen Abſteigquartieren, einige Tage lang, ſeine vertrauteſten Günſtlinge, indem bis dorthin ſeine offizielle Stellung ihr Ende erreicht hat.

Sie ſehen ihn von Perſonen aus allen Ständen umgeben, die ihm eifrig die Cour ſchneiden, vom Bettler bis zum Eiſenbahnaktien-Cröſus. Schmunzelnd theilt er Einzugs-Programme unter ſie aus. Wir ſchließen uns der Menge an, und ſtehen nun vor dem Portale ſeines Palais.

Allerdings werden Sie jetzt eine von jenen baukünſtleriſchen Schöpfungen Münchens vermiſſen, deren Ruhm bereits in ganz Europa verkündet iſt; daher müſſen Sie gleichwohl das Mangelnde durch eine glühende Phantaſie erſetzen.

Zahlreiche Verehrer des würdigſten Mai-Sohnes ſehen wir die Doppelthüre von Förenholz belagern; Viele von ihnen halten Sekunden-Uhren in den Händen, als müßten ſie die Pulsſchläge eines Fieberkranken zählen, um nur im Geſpräche mit ihrer Umgebung den erſten Thurmuhrſchlag der ſechsten Morgenſtunde nicht zu überhören. Horch! Es ſchlägt! Niemand wagt es, während des verhängnißvollen Dröhnens, auch nur durch den leiſeſten Athemzug die heilige Stille zu ſtören. Da knarrt die Thüre auf, und gleich einer geſtauten Fluth, die durch die aufgezogene Schleuſe brauſet, ſtürzen die Harrenden durch die friedliche Breſche.

Wir ſind nun in der Vorhalle des berühmten Palais; aber keine antiken Bildſäulen begegnen uns, ſondern an den vier Ecken eines dachloſen Hofraumes, hinter langen, nur roh gezimmerten Tiſchen und Sitzbänken, verkrüppelte Kienbäume und einzelne junge ſchmächtige Birken mit blaßgrünen zitternden Blättern. Rechts führt eine kleine Thüre in ein paar trauliche Kämmerlein, welche die Aufſchrift verdienen:

„Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.“

Jenem Pförtlein gegenüber, zur Linken, ſtehen wir mit Herkules am Scheidewege; drei Pfade liegen vor uns. Einer führt in den großen Audienz-Saal; der zweite eine ſteile Treppe empor in ein weites, lichtes, luftiges Gemach; der dritte in einen größern Hofraum zwiſchen drei Mauern, die, anſtatt auf doriſchen oder joniſchen Säulen zu ruhen, von harmloſen Baumſtämmen gegen Einfälle geſchützt werden, durch welche die beſſern Einfälle der Beſucher vielleicht auf immer könnten unterdrückt werden, die ſich aus dieſem Hofraume in eine anſtoßende Bogenhalle zu flüchten pflegen, wenn bisweilen ein plötzlicher Platzregen dem Regen — Platz macht.

Wir ſtehen jetzt an der Schwelle eines erhabenen Momentes, einer großartigen Huldigung, nämlich: der feierlichen Einführung des Edlen von — **Bock** in ſein zwar vergängliches, aber ſegenſpendendes, malzſüßes, rauſchvollrauſchendes Reich.

Bock alſo heißt er, dieſer Edle von —, deſſen hochgeprieſenen Namen ich bisher gar nicht auszuſprechen wagte, aus unbedingter Ehrfurcht vor dem mehr als dreihundertjährigen Mooſe ſeines Hauptes. Gemeine Naturen mögen ihn als eine Sache betrachten, mit edlern Geiſtern verkehrt er, — ſelbſt ein Geiſt, — als Perſon, und indem ich alle Strahlen ſeines innerſten Weſens zuſammenfaßte, dürfte es mir wohl gelungen ſeyn, ein naturgetreues Bild von ihm, Zug für Zug, mit der lebhafteſten Farbenmiſchung gemalt zu haben. Wann und wo er Ihnen auch in den Weg treten mag, Sie werden ihn gewiß erkennen; dieſes Porträt iſt von ſteckbrieflicher Wahrheit, die immer klarer vor Ihren Augen ſich entſchleiern wird, je länger Sie mit mir in ſeiner Geſellſchaft verweilen.

Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie um Geduld zu bitten, als Sie mich mit einigen Fragen beſtürmten, während ich eben beſchäftiget war, ſein Bild auf Druck-Velin-Papier hinzuzaubern. Dieſe Fragen wünſchten Aufſchluß über die Familienverhältniſſe des Edlen von **Bock**. Vernehmen Sie alſo, was die Chronik der guten Stadt München hierüber aufbewahrt hat.

Der Edle von Bock,

Erzphiliſter von München.

Wohl ſchon vor uralten Zeiten war unſer liebes Vaterland Bayern wegen ſeiner trefflichen Biere berühmt; namentlich wetteiferten das Hofbrauhaus und die Klöſter um den Vorzug der beſſeren Sorte. Vornehmen Gäſten aus fernen Landen, die auf ihren Reiſen auch das glänzende Hoflager der bayeriſchen Regenten in München beſuchten, wurde neben den köſtlichſten Weinen auch wohl mitunter ein Becher bayeriſchen Bieres kredenzet, mit einer wohlmeinenden Warnung vor der Stärke deſſelben.

Da begab ſich's, daß ein braunſchweigiſcher Ritter an der fürſtlichen Tafel freimüthig erklärte, die Braunſchweiger-Mumme ſey ein weit gehaltvolleres Bier, als Bayern, oder irgend ein anderes Land, aufzuweiſen vermöge, ſo zwar, daß ein ausgepichter Trinker mehr nicht, als drei bis vier Becher, ohne taumeln zu müſſen, verſenken könne. Der Herzog warf dem Mundſchenken, einem gar ſtattlichen Manne, einen fragenden Blick zu, der ihn ſchweigend aufzufordern ſchien, den Ruf des bayeriſchen Bieres zu retten. „Mit Gunſt, Herr Ritter", nahm der Mundſchenk das Wort, „mit meines gnädigſten Herrn Herzogs Erlaubniß möcht' ich Euch wohl eine Wette antragen."

Der Herzog nickte beifällig, und der Ritter äußerte lächelnd, er möge nur immerhin mit ſeiner Wette herausrücken.

„Es mag ſeyn“, fuhr der Mundſchenk fort, „daß Eure Braunſchweiger-Mumme ein gar köſtlicher Labetrunk ſey; allein unſer beſtes Bier habt Ihr noch nicht gekoſtet. Beliebt es Euch, am erſten Tage im Mai des kommenden Jahres auf Eurer Heimkehr aus Frankreich bei dem gaſtlichen Hofe meines gnädigſten Herrn Herzogs wieder einzuſprechen, ſo will ich Euch ein bayriſches Bier kredenzen, dergleichen in der ganzen Chriſtenheit nicht mehr zu finden ſeyn ſoll. Es wird Euch baß munden, vermein' ich; Ihr möget dann drei Becher davon trinken, während ich den größten Humpen an unſerm Hofe, mit Eurer Braunſchweiger-Mumme gefüllt, auf einen Zug leere. Wer von uns Beiden, eine halbe Stunde darnach, auf dem linken Fuße ſtehend, eine Nähnadel mit dem kleinſten Oehre einfädeln kann, ſoll die Wette gewonnen, und von dem unterliegenden Theile ein mächtiges Faß ächten Tokayer zu empfangen haben.“ Unter fröhlichen Scherzen wurde dieſe Wette geſchloſſen, und als der Ritter ſich entfernt hatte, klopfte der Herzog dem Mundſchenken auf die Schulter, und ſprach lächelnd: „Nimm Dich zuſammen, Mundſchenk, damit Dich der Braunſchweiger nicht aus dem Sattel heben möge!“

Der Mundſchenk aber nahm ſich dieſe Warnung gar wohl zu Herzen. Er ließ ſogleich ein kleines Faß Braunſchweiger-Mumme kommen, was wohl thunlich ſchien, da die Braunſchweiger-Mumme mit unbeſonnenen Mädchen die Eigenſchaft theilt, ſich leicht verführen zu laſſen, rief weit und breit alle Braumeiſter zuſammen, ſtellte ihnen das fremde Bier vor, und erſuchte ſie, die Mittel anzugeben, wie man ein Bier brauen könne, welches das fremde dergeſtalt zu übertreffen vermöge, daß er ſeine Wette gewinne.

Im Hofbrauhauſe befand ſich dazumal auch ein junger Brauknecht, Namens Erasmus Staindl, deſſen Vater faſt in allen Ländern von Europa gedient hatte, zuletzt als Braumeiſter einer Reichsabtei geſtorben war, unter deſſen Papieren der Sohn ausführliche Vorſchriften zur Erzeugung wahrhaft fürſtlicher Biere fand, die er aber weislich keinem Menſchen mittheilte. Nun rückte er mit einer ſolchen Vorſchrift heraus, erklärte ſie jedoch für ſeine eigene Erfindung. Einſtimmig wurde ſie als die beſte unter den vorgelegten zur Annahme und Ausführung begutachtet.

Am frühen Morgen des erſten Mai trabte der Braunſchweiger-Ritter in den Schloßhof der herzoglichen Burg, und wurde, abſonderlich ob ſeines pünktlichen Worthaltens, gar freundlich empfangen. Am Schluſſe der Mittagstafel erſchien der Mundſchenk mit ſeinem Gefolge. Voran wurden auf Tragbahren, die mit friſchen Birkenzweigen durchflochten waren, zwei Fäßchen gebracht, jedes mit zwei Fähnchen geſchmückt, wovon eines das Wappen von Bayern, das andere das Wappen von Braunſchweig zur Schau ſtellte. In dem einen Fäßchen war Braunſchweiger-Mumme, in dem andern das geheimnißvolle bayeriſche Bier. Der Herzog hatte ſich vorbehalten, ihm einen Namen zu geben.

Der Mundſchenk ließ zuerſt, nach dreimaliger Verneigung vor dem Herzoge und dem ganzen Hofe, den ſilbernen Rieſenhumpen von getriebener Arbeit, und die drei ſilbernen Becher für den Ritter auf die Tafel ſtellen. Dann kredenzte dieſem ein Edelknabe Braunſchweiger-Mumme, damit er ſich vom Gehalte derſelben überzeuge. Er fand ſie ächt und ſtark. Ein Kellerdiener ließ nun die Braunſchweiger-Mumme in den Rieſenhumpen einnen, und es dauerte ſchier eine geraume Zeit, bis er voll war bis zum Rande. Dann huben ihn zwei Männer auf die Tafel. Inzwiſchen hatte ein anderer Edelknabe die drei gefüllten ſilbernen Becher vor den Ritter hingeſtellt, der bei dem Anblicke des Rieſenhumpens eines mitleidig ungläubigen Lächelns ſich nicht enthalten konnte. Auf ein gegebenes Zeichen ſchmetterten ſechs Trompeter ein luſtiges Gelag-Stückchen.

Da packte der Mundſchenk mit kräftigen Armen den Humpen an beiden Henkeln, ſetzte ihn an den Mund, ſchloß die Augen, und ließ die Mumme ſo gemüthlich durch ſeine Kehle rinnen, als ob er das Getränk nur in ein anderes Gefäß umzugießen habe. Als der Ritter eben den letzten Trunk aus dem dritten Becher that, kehrte der Mundſchenk den Rieſenhumpen zur Nagelprobe um, die ihm auch vollkommen gelang.

Höchlich verwundert waren alle Anweſenden über dieſe Trinkkunſtprobe des Mundſchenken; allein die neuere Zeit hat hierin noch größere Künſtler aufzuweiſen; z. B. den Haustrunk eines Exekutionsboten, dem der Prälat des Kloſters erlaubt hatte, einen Trunk aus der Braukufe zu machen. Dieſer Trunk war ſo ergiebig, daß die Zuſchauer ihn „merklich in der Kufe verſpürt haben“, wie die Kloſter-Chronik ſagt. Auch im Weine iſt ſeitdem ſchon Rühmliches geleiſtet worden; bei einem Feſtmahle in einem Reichsſtifte am Rhein hat ein Stadttambour einen Schwänkkeſſel mit zwölf Maß Hochheimer auf einen Trunk, ohne einen andern Abſatz, als den auf ſeinen Stiefeln, geleeret.

Ich führe dieſe zwei Züge hier nicht an, um den Nachruhm des mannhaften Mundſchenken zu ſchmälern, ſondern nur um die Fortſchritte der menſchlichen Natur zu beleuchten.

Eine Hofdame hatte die zwei feinſten Sticknadeln zur ſchweren Probe geliefert; ſie lagen nebſt ſtarker Seide zum Gebrauche der Wettenden bereit.

Wenige Minuten fehlten noch, um die halbe Stunde voll zu machen, die zum Einfädeln beſtimmt war. Allerlei Scherzreden wurden gewechſelt. Da entfernte ſich der Ritter unbemerkt, und eilte in den Burggarten, um friſche Luft zu ſchöpfen. Allein kaum hatte er den Schloßhof erreicht, als er rückwärts zu Boden ſtürzte. Dieß bemerkte ein Diener am Bogenfenſter des herzoglichen Speiſeſaales, meldete es, und ſogleich begab ſich der Herzog mit allen Anweſenden zum Ritter hinab, der ſich nicht mehr emporrichten konnte.

„Um Gott, Herr Ritter, wer hat Euch denn in den Sand geworfen?“ fragte theilnehmend der Herzog, während zwiſchen ihm und dem Ritter, auf dem linken Fuße ſtehend, der Mundſchenk ohne zu wanken einfädelte.

„Ein Bock“ — antwortete der Ritter mit ſchwerer Zunge, konnte aber nicht mehr, als dieſe zwei Worte ſprechen.

„Ein Bock! Ein Bock!“ lachte der Herzog aus vollem Halſe. „Nun haben wir den Namen: **„Einbock ſoll Dein Bier heißen, Mundſchenk!“**

Der Mundſchenk bekam ſein Faß Tokayer vom Ritter, und vom Herzoge das ausſchließende Privilegium, alle Jahre, vom erſten Mai an, dieſen Einbock bis zum Fronleichnamsfeſte verkaufen, und dieß Recht auf ſeine Söhne vererben zu dürfen; ſein Name aber ſtarb ſchon mit dem Enkel aus, und das Recht wurde ſodann dem Hofbrauhauſe auf ewige Zeiten verliehen. Der Braukecht wurde zur Belohnung Braumeiſter auf einem herzoglichen Landgute. Sein Name dauerte durch ſpäte Nachkommen noch lange hochgeehrt in München fort.

Auf einem alten Bilde im Trinkſaale des Edlen von Bock ſieht man, in Holz geſchnitten, noch heut zu Tage den Ritter auf dem Boden liegen, und ihm gegenüber, auf den Hinterfüßen ſtehend, den Bock mit den gewaltigen Hörnern; darunter die Jahreszahl dieſes Ereigniſſes (1518) zum ewigen Gedächtniſſe.

Seit mehr als dreihundert Jahren erkennen die Münchener das Edle vom Bock; und darum hielt ich es für paſſend, mir die Sache als eine Perſon vorzuſtellen, und dieſe unter dem Namen: „der Edle von Bock", gleichſam als eine Reliquie der Erzphiliſter-Geſchlechter, allen meinen, für verſchönernde Phantaſie empfänglichen Zeitgenoſſen, empfehlend aufzuführen.

Die Wahl des Präsidenten.

> „Iſt denn die Hölle los?"
>
> Jaromir.

Entſchließen Sie ſich gleichwohl in den Audienzſaal zu treten, um Zeugen zu ſeyn von der Wahl des Bockkeller-Präſidenten. Bockkeller! Welche Gemeinheit des Ausdruckes, das Palais des Edlen von Bock, den Mai-Molkenkur-Saal der Münchener, einen Keller zu ſchmähen!

Ach, in den ſchönen Tagen „von Aranjuez", da dieſer ſogenannte Bockkeller noch eine gewolbte große Halle mit einem Steinboden war, gab es ein fideles Bockkeller-Leben, woron die Meiſten unſerer Stadtgenoſſen bald nur noch dunkle Erinnerungen haben werden!

Auf einer einzigen, gewaltigen, pfortenbreiten Säule, ruhte das weithin geſpannte Gewölbe. Das Knallen von Piſtolen, angezündeten Fröſchen und Schwärmern, die, auf den Boden hingeſchleudert, oft unter den Röcken der Gäſte losſprüheten, erregte keine Beſorgniß vor einer Feuersbrunſt; es konnte da keinen andern Brand, als in den Köpfen, geben; und von der Hand bis zum Kopfe hatte das Löſchmittel keinen weiten Weg.

Hören Sie den Höllenlärm im Audienzſaale! Die Wähler ſind verſammelt, um einen Präſidenten zu wählen. Die Wähler haben ſich ſelbſt zu Wählern gemacht, und ſind Redner vom erſten Range; darum reden ſie auch alle zugleich.

Ich öffne die Thüre. Machen Sie ſich auf den Anblick Hogarth'ſcher Gruppen gefaßt! Es iſt zu bedauern, daß kein zweiter Hogarth ſie verewiget. Da ſind wir! Das große hohe Gemach wird von einer ſchlanken Säule getragen. Die Fenſter überragen den Scheitel des größten Mannes, und ſchirmen ſomit vor den neugierigen Blicken der Vorübergehenden. Rings an den Wänden, hinter langen Tiſchen, laufen hölzerne Sitzbänke herum, oder vielmehr, ſie laufen nicht, da weiſe Vorſicht ſie mit eiſernen Klammern an die Mauern befeſtiget hat, damit ſie bei vorüberbrauſenden Zerwürfniſſen nicht losgeriſſen, und zu eindringlichen Beweisſtücken der Rechthaberei mißbraucht werden können.

Hier ſehen Sie Bevollmächtigte aus allen Claſſen des ſocialen Stadtverbandes; ſie haben ſich Alle ſelbſt bevollmächtiget; darum bleibt auch ihre Vollmacht unbeſtritten. Schweigend, lachend, ſprechend, ſchreiend, ſtreitend, verſöhnend, oder zum Hinauswerfen, nach Geſtalt der Umſtände, ſich anſchickend, harren ſie der Dinge, die da kommen ſollen.

Schauſpieler und Laſtträger, Beamte und Holzhauer, Juden und Getreidhändler, Soldaten und Brauknechte, reiche Wechsler und zerlumpte Bettler, Studenten und Protzen*). Gelehrte und Tagdiebe, Maler und Schwefelhölzlbuben, Bürger und Abenteurer, Tänzer und Krüppel, Vollmondsköpfe und Schwindſüchtige, Schreiber und Laternanzünder, Barbiere und Friſeure, Lohnlakaye und durſtige Bürſtenbinder, Stallmeiſter und Fiaker, alte und junge Weiber, Köchinnen mit Marktkörben, Verſetzerinnen, Radi- **) und Nußweiber, Kupplerinnen und unwiderſtehende Mamſellen, die im Jahre 1433 „**gemaine Töchterlein**" hießen, dieſe unter dem Deckmantelgeleite irgend eines qualificirten Lumpes, der für die Spende von 538,923 Pariſer-Kubikzoll Bock ***) und einer, ſo zu ſagen mit weichgebrühten Sägſpänen gefüllten Bockwurſt, nicht ſeine Ehre, da er keine hat, ſondern nur ſeinen ſchlägegewohnten Rücken einer derben Tracht Prügel bloßſtellt, ſind „in dieſer Halle, wo man allerdings die Rache kennt," in ein nicht zu beſchreibendes Gewühl zuſammengewürfelt.

Die Wähler ſitzen an der Tafel, die am Ofen endet; auserleſene Saufbrüder, des Bockes unheilige Schwadron, 25 Kehlen ſtark, eine für Manchen unter ihnen vielleicht verhängnißvolle Zahl! Sehen Sie dort hinter dem Ofen einen Maler, der dieſe frappanten Geſichter ſkizzirt! Halbohrig kleben die phantaſtiſch geformten Käppchen an den aufgedunſenen Köpfen; Halstücher hängen, leicht geknüpft, über die Bruſt herab; jezuweilen ſteckt ein Maiblümchen oder ein Rettigſchweif hinter den Ohren. Nur ſelten erſchauen Sie unter dieſen verwelkten Figuren einen lebenskräftig blühenden Jüngling. Alle ſitzen in Hemdärmeln

---

*) Geringſchätzende Benennung von Handwerksburſchen.
**) Rettig.
***) Eine altbayeriſche Maß.

am Tiſche, und Manche haben ſie bis unter die Schultern aufgeſtreift, gleich den Fleiſchern im Schlachthauſe. Ein Zeichen wird gegeben. Im Keller nebenan vernimmt man ein lautes Hämmern. Die Fäſſer werden aufgeſpundet, und ſtrömen den braunen Nektar aus. Die Kellerdiener bringen für jeden Wähler einen vollen Krug von Steingut. Sie haben die Wahl zu Stande gebracht. Ihr Herold verkündet, daß der trinkfeſte Herr N. N., in Erwägung des vollſtändig gelieferten Beweiſes, im vorigen Bockjahre, in Zeit von zwei Tagen, neun und neunzig halbe Maß, ohne Brand, getrunken zu haben, einſtimmig zum Präſidenten für das rinnende Bockjahr erwählt worden ſey.

Urplötzlich legen alle Wähler ihre Füſſe auf die Tafel, und trommeln, ſchreien und jauchzen, accompagnirt von der Mehrzahl der Anweſenden, die von dieſem tollen Wirbel verſchlungen werden; zwei alte verſoffene Muſikanten nothzüchtigen ein buckliges, ſchnarrendes Poſthorn, und eine gellende Klarinette, und ein ſo gräulicher Lärm tobt durch das Gemach, desgleichen man nur wieder in Milton's „verlornem Paradieſe,“ in ſeiner Beſchreibung der hölliſchen Rathsverſammlung finden kann.

Da erhebt ſich der Präſident, und eine lautloſe Stille tritt ein. Er entſpricht in ſeinem Aeußern keineswegs dem rühmlichen Zeugniſſe für die Energie ſeiner Kehle; ein ſchmächtiges Männlein von gewöhnlicher Größe. Mit einer Verbeugung dankt er für die Auszeichnung ſeiner einſtimmigen Erwählung zum Präſidenten, und verſpricht mit einer vor bockiger Rührung gebrochenen Stimme, dieſes ſchmeichelhaften Vertrauens dadurch ſich würdig zu bewähren, daß er ſtündlich bereit ſey, auf das Wohl ſeiner hochverehrten Wähler und Freunde ſich in eine Bockkufe zu ſtürzen, und ſo in ſeinem Elemente zu ſterben.

Hierauf ſtürzt derſelbe auf einen Zug die erſte Maß aus dem erſten Faße, mit einem Toaſte auf die Wähler hinunter, die auf gleiche Weiſe Beſcheid thun, um ihren Herrn und Meiſter zu ehren.

Dreimal bricht noch das Teufelsſpektakel los; dann verlieren ſich die Anweſenden in andere Räume des Palais, um ſich dem ſüßen Genuße des Bockes mit größerer Bequemlichkeit hingeben zu können.

Wollen Sie ſich einen Spaß machen, ſo folgen Sie mir zu einzelnen Tiſchen und Gruppen, um die in Bock Vergnügten in ihren Geſprächen zu belauſchen.

Ich weiß nicht, wie viel Sie von den 2000 Hauptſprachen und 5000 Mundarten auf der Erde verſtehen, und ob unter jenen und dieſen auch die Münchener-Bocks-Mundart figurirt. Parlez-Vous münchneriſch? Nicht? O das iſt ſehr zu bedauern! Als geborner Münchner verſteh' und ſprech' ich ſie zwar gründlich; allein durch die beſte Ueberſetzung würde ich doch ſelten das Naive des Originals erſchöpfen können. Wir wollen es jedoch verſuchen! Das Handbuch am Schluße wird Ihnen aber jeden Zweifel löſen.

1.

Marie und Peppi, zwei angebliche Putzarbeiterinnen.
Schreier, ein Comödiant, Peppi's Liebhaber.

Schreier.

Sag mir doch, liebe Peppi, kennſt du das hübſche Mädchen mit dem Körbchen am Arme nicht, das eben kommt?

Peppi

(ſpöttiſch.)

Hibſch a nu! Itzt gſchicht ma recht! Do möcht ma do glei d'Froas krieng!

Schreier

(begütigend.)

Sey mur nicht böſe, mein Herzchen! Hübſch iſt noch lange nicht ſchön. Nur Du biſt ſchön!

Peppi.

I brauch dö Fopperei nöd. Nimm Dir an andre, wenn i Dir nöd ſchö gnua bi, i kriag a ſcho wida an andern.

Marie.

Sey nöd ſo furios, Peppi; er moants ja nöd ſo. Is dös nöd d'Juli, d'Wowoita-Köchin?

Peppi.

Freili iſſis, dö Flucka; dös kenſta ja glei denka, daas nöd fui dahinta is, ſunſt kennats ja mein Gliebta nöd.

Schreier.

Du übertreibſt, Peppi!

— Julie geht auf den Tiſch zu. —

Peppi

Itzt fürds der Teifi gor zu uns her! — Grias di God, Juli! Nu, dös is a moi ſchö, daas mir a wida a moi zamkemma!

Julie.

Grias eng God beiſamm, Leidln! A Hoibi möcht'i!

Schreier

(bietet ihr ſein Glas an.)

Wenn ich ſo frei ſeyn darf —

Peppi

(reißt unwillig das Glas weg.)

Nir do! D'Juli is glaſſa; wenns itzt trinkat, kunts d'Lungaſucht krieng.

Julie

(ſtichelnd.)

Do hoſt Recht! Und wema zorni is, dörf ma' a nöd trinka, ſunſt kriagt mas a.

Schreier

(ruft.)

Frau mit den Rettigen, da kommen Sie her! Sie hört mich nicht!

Julie.

Dös glab i gern!

(ruft.)

Radiwei! Radiwei!

(— Das Radiwei mit dem Korbe voll Rettigen kommt zum Tiſch heran, auf welchen es den Korb ſtellt. —)

Das Radiwei.

Wo's ſchaffas?

Schreier.

Wie geben Sie die Rettige?

Das Radiwei.

S'Büſchl zwoa Kreuza.

Schreier.

(greift in die Taſche, und will bezahlen.)

Peppi.

Sey nu nöd ſo dumm, und los Di nöd pröln!

Marie.

Umkehrt! Zwoa Büſchl um oan Kreuza!

Julie.

Do kunt ma fett wern!

Das Radiwei

(hört ſie mit aufſteigendem Grimme an.)

Seyts firti, ös Gſchmocherln? Du, Gſchnappigi mit deini foiſchi Locka und mit'n ongſtrichna Gfris, Du voſtösti freili beſſa aufs pröln, als i. Hoſtas nu, dö zwoa Thala, dö'sd geſtern auf d'Nocht eingnumma hoſt vom oitn Krarla über zwoa Stiegn?

Peppi

(wird verlegen.)

Das Radiwei

(zur Marie.)

Und Sie, Schlogerin, moant ſie, wei ſi ollawei zwoa um oan Kreuza hod, ſo kunt is a a ſo gern? I hob meini Radi kafft und nöd gſchſtoin! Voſtöds mi, Sie Gnack?

Marie

(leiſe zu Peppi.)

Owa dö is grob!

Peppi

(eben ſo.)

Gſchpirsdas?

Das Radiwei

(zur Julie.)

Und Sie, Gſchpindigi! werd deßwegen do nöd fett, ob i oan Büſchl oda zeni um zwoa Kreuza gib, und wenn's a nu zechamoi mehr auf Ihran Marktkorb ſchlogt. Ihra Gans dahoam mirkts freili nöd, wenns ihr olli Tog um 1 fl. 48 kr. Greans ins Kuchabüachl neinteißd!

Schreier

(unwillig.)

Unverſchämtes Weib, jetzt troll ſie ſich, oder ich ergreife andere Maßregeln!

Das Radiwei

(beide Arme auf die Hüften ſtemmend.)

Wos greifa? Wos Regeln? Wos Maß? Sey der Herr froh, wenn er a Hoibi hod! Er elenda Komödiant in ſein Hundsſtodel! Er Hungerleida, er Schuidnmacha! Er laſt ja an niadarn Fürda noch, und frißt beim Koch um vier Kreuza, er —

(wird von einem erſtickenden Huſten unterbrochen.)

Schreier

(zu den Mädchen.)

Wir wollen gehen, zum dieſer Beſtie auszuweichen. Alle Augen ſind auf uns gerichtet.

(gehen ab.)

Das Radiwei

(wirft ihnen aus Wuth, nicht mehr ſchimpfen zu können, eine Hand voll Rettige an die Köpfe nach, das einzige Wort:

Bagaſchi!

(herauskreiſchend, dann ſinkt die Alte erſchöpft auf den Sitz neben dem Tiſche hin. Ein Saufbruder ſtreicht ihr zum Spaſſe die Schläfe mit Bock an, ein anderer reicht ihr ein volles Glas Bock zur Labung; alle Rettige werden ihr abgekauft, und ein furchtbares Geſchrei erſchallt.)

Bravo, Radiwei! Bravo! Vivat hoch, das Radiwei! Dreimal hoch!

Das Radiwei

(verneigt ſich unaufhörlich, wie eine alte Hexe von Gyps mit einem drahtdurchzogenen, beweglichen Halſe, dergleichen man auf Oefen zu ſetzen pflegt, ſchreitet immer zurück, gleitet über die Stufe, die in die Bogenhalle führt, und fällt rückwärts hinein. Schallendes Gelächter.)

2.

Ein Choriſt. Ein Tänzer. Ein Recenſent. Ein Schuſter.

Choriſt.

Nu, werd nu a Heiwal ausgſtocha, oda werd ganga?

Tänzer.

A Maßl trinka ma nu mitanand.

Choriſt.

Ich hob owa koaini Span mer.

Tänzer.

Duat nix; i gib an Bockphiliſter mei Freibilled aufn Juchhe; defür leits ſcho nu zwoa Hoibi.

Recenſent.

Do kunſt ma ja dos mei a politiſchn; gſeng hob' i dös

Stuck ſcho oft gnua; deßzweng woas i nacha do ſcho, wos i ins Bladl z'ſchmirm hob.

Tänzer.

Gibs nu her; dös heng i da oitn Bürſchdnbinterin auf.

Choriſt

(zum Recenſenten.)

Du, an Schuaſta ſchau on do drenten, der ſchiaklt weida nöd ſchlecht rum auf Di. Hod a ebba ebbas guat vo Dir?

Recenſent

(blinzelt zum Schuſter hinüber.)

Freili! Dös is do zum Teifi hoin, daß ma gor koan Rua hod. Ja, do muas i wos oufanga, ſunſt is der Kerl nu kapabi, und mocht ma die ſchönſtn Grobheidn. Jtzt gebts acht, wi i den auf hochdeutſch zſamramm!

(geht mit ſeinem Glaſe Bock an den Tiſch des Schuſters.)

Herr Meiſter, es freut mich zwar, Sie hier zu ſehen, aber aus gewiſſen Gründen, die Ihnen wohl bekannt ſeyn werden, wäre es beſſer, wenn Sie zu Hauſe blieben, denn das Sprichwort ſagt: „Schuſter, bleib bei deinem Leiſten!“ Wenn Sie aber, anſtatt zu arbeiten, eine halbe Bock nach der andern verſenken, dann muß ein gewiſſes Borgen, — Sie verſtehen mich ſchon, — freilich Sorgen machen, und ein ſaures Geſicht iſt dann ganz natürlich.

Schuſter

(lächelnd.)

Do hob i Reſpekt! Auf d'Letzt brachds da Herr raus, daß i an Herrn wos ſchuidi bi.

Recenſent

(anſtoſſend, mit theatraliſchem Tone.)

Vergib uns unſere Schulden!

(Lautes Gelächter der Gäſte am Tiſche.)

Schuſter

(verlegen lachend.)

Nix, nix, do dankat i! Owa lem ſoins ſcho a!

(ſtoßt mit ihm an.)

Auf a bor Maßl kumts ma für an ſo gſchpaßign Herrn grod nöd on. He, Martl, bring zwoa Maßl her, owa ausn Schirngſaßl!

Recenſent

(ruft dem Tänzer zu.)

Du, Hupſa, 'sBilled därfſt nu nöd vokitſchn!

3.

Ein Student und ein Riegelhäubchen.

Student.

Himmliſch ſchönes Mädchen!

Riegelhäubchen.

Laſſens mi aus mid ennera Schönheid! Ja, ſchö wenn i war!

Student.

Sie ſind eine Hebe!

Riegelhäubchen.

Do ſans irri! J bi koani, owa meina Muata a ſeinigi Schweſta is a Hewam.

Student

(unterdrückt das Lachen.)

Und dieſe herrlichen Haare! Möchten Sie mir nicht eine Locke zum Andenken an dieſe geiſtvolle Stirne geben?

Riegelhäubchen.

Schmatzens ma ja nir vo Geiſta, do frierts mi ollemoi glei, und koan Locka kon ena a nöd gem; owa beim Friſör Dirma kinnas gnua ham.

Student

(leiſe zu ſeinem Freunde).

Sie braucht nur rupfen und braten!

4.

Ein Hausknecht. Seine Geliebte. Ein Friedensſtifter.

Hausknecht
(wild.)
Hoſt gret midu Girgl, oder nöd?

Geliebte
(zögernd.)
Gret hob i ſcho damid, owa —

Hausknecht
(gibt ihr eine Maulſchelle.)
Do hoſt a Dedſchn!

Geliebte
(weinend.)
Du growa Menſch, du!

Hausknecht.
Wos Menſch? Soiwa Menſch! Do hoſt nu oani!
(gibt ihr noch eine Maulſchelle.)

Geliebte
(will davon laufen.)

Hausknecht
(packt ſie am Rocke.)
Druckt di 's Gwiſſn, daßd davolaſſt, du ſchlechts Weibsbild? Wart, i votreib dirs ſcho!
(prügelt ſie durch, die Naheſtehenden ſehen lachend zu.)

Der Friedensſtifter
(zum Hausknechte.)
Wie kann er ſo roh ſeyn, das arme Kind ohne allen Grund zu ſchlagen?

Hausknecht
(fährt auf ihn zu.)
Wos roh? Wos er?

Geliebte.

(ſpringt auf und ſtellt ſich dicht vor den Friedensſtifter hin.)

Er elendiga Spotzenfrack, wos hod denn er ſi drein z'miſchn, wenn mi mein Babiſtl durchwachld?

Hausknecht.

Brav, Sepperl, itzt ſich i, dasd mi nu liabſt. Dis is wida vogeßn. Bock her!

Der Friedensſtifter

(zur Geliebten.)

Ja, wenn ſie eine ſolche iſt, dann —

Geliebte

(wüthend.)

Wos, i waar a ſoichi? Babiſtl, wenn Du dös leitſt, das i a ſoichi bi, nacha iſſ aus mit uns zwoa. Glei wirſn naus, den Spreitza!

Der Friedensſtifter

(entfernt ſich.)

Hausknecht

(nachſchreiend.)

Hoſt Zeit, daßd di ziagſt, du Haringſöl, ſonſt brach i di und mach i di wida ganz!

(Das Liebespärchen ſitzt wieder ruhig beiſammen, und Sepperl knackt ihrem Babiſtl ſo gemüthlich Nüſſe auf, als wenn nicht das Mindeſte vorgefallen wäre.)

5.

Ein alter Herr, der von ſeinen Mitteln lebt. Ein Reiſender.

Der alte Herr.

(zum Kellner.)

He, nu a Hoibi!

Reiſender.

(lächelnd.)

Der Bock ſchmeckt Ihnen, wie ich ſehe.

Der alte Herr.

Dös willi moan! Vir Hoibi in der Frua, und vir Hoibi auf d'Nocht, dös is a ſo mei Ordinari.

Reiſender.

Das iſt im Grunde nicht viel.

Der alte Herr.

Freili iſſ nöd fui; dös ſog i a; i trang ſcho mer, owa weila mei Meikur is, därfi nöd iwa d'Schnur haun. Schaugns, wenn i nöd olli Jor dö Kur brauchad, laag i ſcho lang unda da Erd. Fui hundert Menſchen kurirn ſi bloß midn Bock, und braucha 's ganz Jor koan Dokta.

Reiſender.

Das iſt ja charmant; auf dieſe Art iſt ja der Bockkeller eine Art Krankenhaus, wo man gewiß geſund wird.

Der alte Herr.

Mit Verlaab, Si ſan gwiß a Fremda, weis enna nu nöd recht auskenna? Wiſſens nir Neis?

Reiſender

(für ſich.)

Dem will ich Neuigkeiten auftiſchen!

(laut.)

Mehr, als ich Ihnen erzählen könnte. Ich habe die Pyramiden von Aegypten unterſucht, und gefunden, daß ſie aus verſteinertem Paſtetenteig beſtehen, der den Sclaven vor drei tauſend Jahren an ihrer Mittagsportionen abgezogen wurde.

Der alte Herr

(verwundert.)

A, a!

Reiſender.

Gleich außerhalb der arabiſchen Stadt Madagaskar wurde ich von rieſengroßen Grönländern gefangen, und nach Indien geſchleppt, wo ich zwei Jahre lang Gemeindevorſteher eines indianiſchen Dorfes geweſen bin.

Der alte Herr
(wie zuvor.)

A, a!

Reiſender.

Dann ſchiffte ich auf einem Dampfſchiffe in Philadelphia mich ein, und ſegelte nach Griechenland.

Der alte Herr
(ſchnell.)

Sans in Aden a gwen?

Reiſender.

Wir fuhren ſo nahe an der Stadt vorbei, Morgens zehn Uhr, daß wir jedes Wort der Bewohner, die am Ufer ſtanden, konnten ſprechen ſehen, hatten aber keine Zeit zu landen, weil wir präcis Mittags ein Uhr an der Tafel des chineſiſchen Geſandten in London eintreffen mußten.

Der alte Herr.

A, a! — Is dös weit?

Reiſender.

Ungefähr wie von hier nach Augsburg.

Der alte Herr.

A ſo! — Is hoid do gſchwind ganga.

Reiſender.

Wir ſind doch um ſieben Minuten zu ſpät gekommen, weil wir unterwegs von einem Seeräuber angegriffen wurden.

Der alte Herr.

A, a! — Sans nöd umbracht worn?

Reiſender.

Nein, wie Sie ſehen. Aber eine Kanonenkugel riß mir den

Frack vom Leibe, ohne mich ſelbſt im Mindeſten zu verletzen.

Der alte Herr.

A, a! Owa da Frack is hi gwen?

Reiſender.

Ja, und zwar zu meinem größten Glücke; denn bevor ich das Schiff beſtieg, hab' ich meinen Frack in eine Lebens-Verſicherungs-Anſtalt zu 30,000 fl. einſchreiben laſſen. Dieſe Summe wurde mir in Wechſeln auf Trieſt ausbezahlt. Nun will ich mich hier ankaufen, und wünſche den Rath eines verſtändigen Mannes benützen zu können.

Der alte Herr.

(für ſich.)

Der waar a Gegenſtand für mei Guſtl!

(laut.)

Do hoidns enna nu an mi; i bi ollamoi da recht Mo. Gems ma d'Er, und ſpeiſens heid mit mir im goldna Hirſch; danoch kinnama ſcho a gſcheids Wertl driwa ren.

Reiſender.

Ich nehme mit Vergnügen Ihr Anerbieten an.

(für ſich.)

Sonſt wäre heute für mich Faſttag geweſen, da ich keinen Kreuzer mehr in der Taſche habe.

6.

Nacht.

Buntes Gewirr aus allen Ständen.

(Zwei Kreuzerkerzen beleuchten die Bockhalle. In den äußern Hofräumen leuchtet der Mond durch zerriſſene Wolken; die Bogenhalle ſcheint im Schattenreiche zu liegen. Bisweilen vernimmt man einen Schrei, wenn zufällig auf ein Hühnerauge getreten wird.)

Acht Studenten

(ſingen:)

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne!“

Ein anderer Student

(an den Tiſch tretend.)

Der Pedell iſt da!

*

Ein Schneider

(zu einem Mädchen.)

„Mädchen, wie ich Dich liebe,
So liebte ich noch nie!

Das Mädchen.

Haans?

Der Schneider.

Ich liebe Dich!

Das Mädchen.

Gor glei per du! Jtzt gengas, oda i mach enna an Marſch!

Der Schneider.

Sie müſſen meine Geliebte werden!

Das Mädchen.

Ja, do hobs an Fohn!

Der Schneider.

Jſt das etwa Tuſch?

Das Mädchen.

Ja, an Tuſch will enna machen, wenns enna nöd glei ziang. Sans ebba a Schneida, wei enna da Fohn ſchenirt?

Der Schneider.

Kein gemeiner Schneider, ſondern ein Kleiderkünſtler aus Dresden.

Das Mädchen.

Do ker i d' Hand nöd um; a Schneida is hoid mit Reſpekt z'ſogn, a Schneida; und wei Si a Schneida ſan, ſo bleim Si nu do; denn da Schneida kert zum Bock!

(Lautes Gelächter.)

* * *

Ein Weib, das in einem großen Deckeltopfe von blauem Thone Würſte feil bietet,

(ſchreit aus vollem Halſe:)

Onzapft is, wer laar hod!

(Die meiſten Gäſte ſtürzen die Reſte ihre Krüge und Gläſer hinunter. Einige laſſen ihre Gefäße gegen eine kleine Erkenntlichkeit von dem Wurſtweibe füllen, die Uebrigen drängen ſich zur Thüre hinaus, um ſich ſelbſt friſchen Bock zu holen.)

Wurſtweib.

Giri gari! Dös is a Gren! Moant oina, ſi hän heid nu koan Tropfa kapt.

(Geht mit den Krügen und Gläſern ab.)

Ein armer Schreiber

(wendet ſich mit ſeinem leeren Kruge an einen Kellner, der eben Bock an den Tiſch der Studenten trägt.)

Kellner

(rauh.)

Wos woins?

Der Schreiber
(leiſe.)

Haben Sie doch die Güte, nur eine Maß noch!

Kellner
(laut.)

Nix! Zoins zerſcht, woſſ ſchnidi ſan; i ko nöd borng.

Der Schreiber
(laut.)

Bedenken Sie Herr von Kellner, daß geſchrieben ſteht:
„Gib dem, der Dich bittet, und wende Dich von
dem nicht ab, der von Dir borgen will!“

Kellner.

Bei mir ſteht weiß auf ſchwarz gſchrim: 4 ½ Maß Bock, neinzecha Kreuza Brod, zecha Kreuza Wirſcht, vir Kreuza Radi, und um fünf Kreuza a Knackwurſcht a, macht a grat oan Guin dreiazwanzg Kreuza. Hams mi voſtandn? Zoins! Do muas ois zoid wern!

Der Schreiber.

Nun ſo hängen Sie eine Tafel vor die Thüre hinaus, und ſetzen Sie drauf, was geſchrieben ſteht:

„Wahrlich, ich ſage Dir, Du wirſt von da nicht los
kommen, bis Du auch den letzten Heller bezahlt haſt!

Die Studenten
(verwundert.)

Der hat's los!

Einer von ihnen.

Was der Herr ſchuldig iſt, mag er zahlen, wann er — mag; was er heute noch trinkt, geht auf meine Rechnung. Bock her, Bockphiliſter!

◆

Eine Frau

(zu ihrer angeblichen Tochter.)

Trink aus, mach, daß ma weida kemma, es is ſpod gnua.

Die Tochter.

Worum nöd gor ſcho furtgen! Itzt iſſ erſcht recht luſti, und mit dem Herrn do untahoit i mi prechti.

Der Herr.

Nun, das freut mich! Trinken Sie nur fleißiger!

Die Frau.

I ſigs ſcho, ös zwoa hoiſts zamma. Wenn Dir da Herr da liawa is, als i, ſo koni ſcho okratzn. Do hoſt d'Schlüßl. Kim boid noch!

(ſie geht.)

*

Eine donnernde Stimme.

An Judenwoiza! Do habz an Zwnika!

(Die Muſiker, eigentlich: Muſikanten, die nach kurzen Pauſen fortwährend ſpielen, brechen ab, um den Judenwalzer zu ſpielen.)

Ein Brauknecht.

An Landla möcht i! I ſchlog eng 's Kreuz ein, ös Muſikanten-Kaiſalta, wenns ös koan Landla geigts!

Jene Stimme.

An Judenwoiza!

Der Brauknecht

(wirft der Stimme im Zorne einen Teller mit Bockwürſten an den Kopf, die Stimme ſchleudert ihm einen vollen Maßkrug gegen ſein Geſicht; er weicht aus, und packt die Stimme an der Kehle. Jeder bekommt ſeine ſchlagfertige Partei. Zwei Muſiker ſpielen den Judenwalzer und zwei einen Ländler als Friedensvermittlungs-Verſuch zugleich.

Der Präſident des Bockes

(gebietet Ruhe, wird aber von einem Anhänger des Brauknechts ſogleich hinter den Ofen geworfen.)

Allgemeine Rauferei.

Die Brauknechtiſchen werfen die Stimmführer hinaus, welche in die Bogenhalle auswandern:

„Ausgeleert,
Aber ruhig ſteht das Haus.“

In der faktiſch-reformirten Bockhalle breitet der Friede bald wieder ſeine Zinndeckel-Schwingen über die erſchöpften Sieger aus; nun wird wieder „Alles mit Maß“ gethan, — der Präſident des Bockes hat nach ſeiner Auferſtehung von Neuem ſeinen Präſidentenſtuhl eingenommen, und ſchließt zur Polizeiſtunde, um 11 Uhr Nachts, die Sitzung, um ſie am kommenden Tage, Morgens 6 Uhr, zu gleichen Erlebniſſen wieder zu eröffnen.

Ende gut, Alles gut!

Das Palais des Edlen von Bock kann füglich mit einem großen Bienenkorbe verglichen werden, weil ein eben ſo ſummendes Zu- und Abfliegen ſtatt findet. Er gibt von Morgens 6 Uhr bis Nachts eilf Uhr ununterbrochen Audienz. In dieſer ſiebenzehnſtündigen Spanne Zeit geſchehen Dinge, von denen ſich, wie Hamlet ſagt: unſere Philoſophie nichts träumen läßt.“

In den letzten Lebenstagen des Edlen von Bock verlaſſen ihn ſeine treueſten Anhänger beinahe gar nicht mehr. Dieſes Ende ſchildere ich Ihnen in zwei Abtheilungen: 1) Beerdigung. 2) Leichenrede. Alles Wiſſenswürdige hoffe ich noch in dieſen zwei Rahmen aufſtellen zu können.

1.

Beerdigung.

„Einen Verlornen zu beweinen, iſt auch männlich.“
Oranien in „Egmont“ von „Göthe.“

Wie die erſte, ſo auch die letzte Halbe Bock, gebührt von Bock- und Rechtswegen dem Präſidenten der Bockhalle. Er gibt dann ein Zeichen, und aus einer Seitenkammer beginnt der Trauerzug, wie folgt: Sämmtliche Muſikanten der Bockhalle, einen kläglichen Trauermarſch aufſpielend; das Kellerperſonal; der Sarg mit einem ſchwarzen Bahrtuche, getragen von acht Wahlmännern; auf dem Sarge liegen Bockshörner, ein Maßkrug, ein Halbe- und Quart-Bockglas, alle mit ſchwarzem Flor umwunden; auf beiden Seiten des Sarges hängen Wappenſchilder, einen Bockskopf darſtellend, dann ganze Garnituren von Bockwürſthäuten, Nußſchalen, Rettigſchweifen und alten Brodreſten von jenen durchſichtigen Schnitten herab, deren man ſechzig aus einem Sechskreuzerbrode zu fabriziren pflegt; der Präſident und die übrigen Wahlmänner; vier Bockfreunde tragen auf einem großen Brette die ſteinernen und gläſernen Gebeine im Kampfe erſchlagener Krüge und Gläſer; die übrigen Leidtragenden von jedem Alter und Geſchlechte, alle ohne Unterſchied ſchwarzumflorte Krüge oder Gläſer in den Händen; allerlei Volk: „Tiefenbacher und Gevatter Handſchuhmacher“, ſchließt den Zug, während deſſen Dauer Alle, die ihm folgen, ein ohrzerreißendes Jammern, Stöhnen, Schluchzen, Weinen, Heulen und Zähnklappern vernehmen laſſen, früherhin auch noch durch Salven aus Piſtolen verſtärkt. Hält der Zug nach feierlicher Durchſchreitung aller Räume, vor der Gruft der Bock'ſchen Ahnen, d. h. vor dem Kellerhauſe, dann wird der Sarg niedergeſtellt, der Präſident der Bockhalle ſteigt auf einen Tiſch, und hält etwa folgende

2.

Leichenrede.

„Da liegen meine Reiche!“
Don Carlos.

Edle Leidtragende!

Mein Herz iſt zu ſehr vom tiefſten Jammer ergriffen, als daß ich im Stande wäre, eine künſtliche Rede zu halten. Den unerſetzlichen Verluſt, den wir erlitten haben, fühlen Sie gewiß Alle ſo ſchmerzlich wie ich. Der Edle von Bock war unſer Alles, die Seele unſerer Seelen! Mit ihm ſind die malzſüßen Maitage ſeines Daſeyns entſchwunden! Er iſt fort; wir ſind zurückgeblieben, ihn zu beweinen. Nur das Bewußtſeyn kann uns tröſten, daß wir nie einen Augenblick verſäumt haben, ihm unſere lebhafteſte Theilnahme zu bezeigen. Wie oft haben wir treue Verehrer die Stunde des Mittagsmahles überhört, und dadurch die Köchinnen faſt zur Verzweiflung gebracht, welche die Suppe mußten einkochen, das Fleiſch verſieden, und das Gemüſe anbrennen laſſen! Furchtlos haben wir oft unſere bocktriefenden Scheitel den Blitzen der häuslichen Donnerwetter dargeboten. Wie oft haben wir, ſelbſt im höchſten Geſchäftsdrange, im Vorbeigehn wenigſtens eine Halbe ausgeſtochen, und ſind zum täglichen Abendtrunke wieder gekommen, und haben ſo viel getrunken, als ein Mühlrad treibt! Auch den Nachttrunk zum ſogenannten Zudecken, bevor wir nach Hauſe gingen, haben wir nie vergeſſen; und gewöhnlich wurden Viele richtig ſo zugedeckt, daß ſie gleich unter dem Tiſche liegen blieben, bis der frühe Morgen ſie wieder zur Nachahmung des vorigen Tages aus dem bockigen Schlummer rief. Einzelne Auswürflinge haben zwar bisweilen an dem Edlen getadelt, daß er nicht ſo dick geweſen, wie Wachholderſulze, und faſt zum Schneiden, wie Gebirgsrahm; ich ſchweige von dieſen, die den Mopſen gleichen, welche den Mond anbellen. Die Thörichten! Die Kraft kann nicht immer dauern. Göthe's Iphigenie ſagt ja ſo wahr:

„Das beſte Glück, des Lebens ſchönſte Kraft
Ermattet endlich! Warum nicht der Bock?“

Die Ueberzeugung, daß ein würdiger Sohn des geleerten von Bock, auf welchen alle Tugenden ſeines Vaters ſich vererben werden, unſere Huldigungen mit gleicher Milde entgegennehmen wird, bevor ein Jahr ins braune Meer der Braukufe entſchwindet, möge uns den Schmerz dieſer bittern Trennungsſtunde verſüßen. Amen!

Dreimaliges Weinen, Heulen und Zähnklappern während der Einſargung des Edlen von Bock; dann rennen Alle in wohlbekannte Kneipen, wo ſie vor der Heimkehr noch zu finden hoffen — Bock zum Zudecken.

Handwörterbuch
der
Münchener-Volks-Mundart
als Schlüſſel
zum Verſtehen der Geſpräche.

(Unter jedem Buchſtaben des Alphabets ſtehen die Worte, wie ſie in den Geſprächen ſich folgen.)

A.

an — einen
a — ein, eine.
a — auch.
ausgſtocha — ausgeſtochen.
aufn — auf den
an — den
auskenna — die Verhältniſſe kennen.
Aden — Athen.

B.

bi — bin.
Bagaſchi — Bagage.
Bladl — Blatt.
brachds — brächte es.
bor — Paar.
Babiſtl — Baptiſt.
brachidi — bräche ich dich.
brauchat — gebrauchen würde.
braucha — brauchen.
bleim — bleiben.
borng — borgen.
boid — bald.
Bürſchdnbinterin — Bürſtenbinderin.

D.

do — da.
do — doch.
dos — dieß, dieſe, das.
daas — daß.
dahinta — dahinter.
di — dich.
deini — deinen.
do — die, dieſe.
doed — die du.
dahoam — daheim.
duat — thut.
dofür — dafür.
deszweng — deßwegen.
dankati — würde ich danken.
drenten — drüben.
Detſchn — Schlag, Maulſchelle.
davolaffſt — davonlaufſt.
durchwachld — durchprügelt.
därfi — darf ich.
Dokta — Arzt.
danoch — darnach.
driwa — darüber.

E.

eng — Euch.
eignuma — eingenommen.

elenda — elender.
ebba — etwa.
ebbas — etwas.
ennera — Ihrer.
enna — ſich, Ihnen.
Er — Ehre.
erſcht — erſt.

F.

Froas — Zuckungen.
freili — freilich.
Flucka — leichtes Mädchen.
fui — viel.
fürds — führt ſie.
foiſchi — falſche.
Furda — Schürze (von Vortuch.)
Frua — Frühe.
Fremda — Fremder.
Fohn — Faden. (an Fohn ham — einen Faden haben, d. h. es hapert.)
furtgen — fortgehen.

G.

Gſchmecherl — abgeſchmackte Perſon.
Gſiris — Geſicht.
Gſchnappigi — Schnippiſche.
gſchſtoin — geſtohlen.
Gnack — ein Schimpfwort (wahrſcheinlich von „Genick“)
gſchicht — geſchieht.
glei — gleich.
gnua — genug.
Gliebta — Geliebter.
gor — gar.
grias — gruß.
God — Gott.
glaffa — gelaufen.
glab — glaub.
gſchpürsdas — ſpürſt du es?
Gſchpindige — Hagere.
Greans — Grünes.
greifa — greifen.
ganga — gegangen.
gib — gebe.
gſeng — geſehen.
guat — gut.
gſchpaßigen — ſpaßhaften.
grod — gerade.
Geiſta — Geiſter.
gem — geben.
gret — geredet.
Girgl — Georg.
growa — grober.
gwen — geweſen.
Gegenſtand — Geliebter, Bräutigam.
gems — geben Sie.
gſcheids — kluges.
gengas — gehen Sie.
Giri gari — eilig, hurtig!
Gren — rennen.
gſchrim — geſchrieben.
grat, a grat — gerade.
Guin — Gulden.

H.

Hoibi — Halbe.
hoſt — haſt.
hoſtas — haſt du es.
hod — hat.
hob — habe.
Hundsſtodel — Hundsſcheune.
Hungerlaida — Hungerleider.
Heiwal — Halbe (halbe Maß; Verkleinerungswort)
heng — häng
hoin — holen
Hupfa — Hüpfer (Tänzer)
Hewam — Hebamme

Haringſöl — Häringſeele (ein Schimpfname)
ham — haben
hi — hin
hoidns — halten Sie ſich
Haans — was ſagen Sie?
hods — hat es
hoid — halt
hän — hätten
heid — heute
Hams — haben Sie
hoiſts — heiſt
habz — habt Ihr

I.

i — ich
is — iſt
iſſis — iſt ſie es
is — ich es
Ihran — Ihren
Ihra — Ihre
iſſ — iſt es
iwa — über
is — iſt es
Irri — irrig

J, Jod.

Juchhe — letzter Platz auf der Gallerie im Theater
Jor — Jahr
Judenwoiza — Judenwalzer*)

K.

krieng — kriegen (bekommen)
kriag — kriege
konſta — kannſt dir
kennats — würde ſie kennen
kunnts — könnte ſie, es
Kreuza — Kreuzer
kunnt — könnte
Krarla — ein alter Mann
kafft — gekauft
Kuchabüachl — Küchenbuch
koani — keine
kunnſt — könnteſt

---

*) Judenwoiza (Judenwalzer). Eine Art Walzer nach einer ganz eigenthümlichen Melodie, der in der Bockhalle häufig aufgeſpielt, und zugleich mit Geſang begleitet wird, in welchen die untern Claſſen der Gäſte einſtimmen. Seinen Namen mag dieſer Walzer wahrſcheinlich von Anſpielungen auf die Juden im Texte des Liedes erhalten haben, worin es unter Anderm heißt:

„Bice-kapores,
Machts eng wos bſchores,
Bſchores macht fett,
Hepp, hepp!

Früherhin wurde dieſer Walzer immer mit donnerndem Geſchrei begehrt, ſo oft ein Jude in die Bockhalle trat, und dauerte unter Ziſchen und Pfeifen gewöhnlich ſo lange, bis jener ſich entfernte. Dieſer Unfug hat aufgehört; Walzer und Lied werden nur noch als ſcherzhaftes Zugehör der Bockhalle geſpielt und geſungen.
B.

koan — kein, keine
kapabi — fähig
kumts — kommt es
kinnas — kennen Sie
kinna — können
ker — kehr
kert — gehört
kapt — gehabt
kemma — kommen
kim — komm
Kaifakta — Kalfakter (ein Schimpfwort)

L.

Leidln — Leutchen
Locka — Locken
lafft — lauft
leits — leidet es
lezt, (d'lezt) — zulezt
lem — leben
liabſt — liebſt
laag — läge
laar — leer
luſti — luſtig
Landla — Ländler (Tanz)

M.

ma — mir
ma — man
moants — meint es
moi — Mal
mas — man es
meini — meine
mi — mich
mirkts — merkt es
Maßl — Maß
ma — wir
mitanand — miteinander
mei — mein, meine
mein — meinige
muas — muß
Martl — Martin
meina — meiner
Muata — Mutter
mitn — mit dem
Menſch — Menſch, (wird auch als verächtliche Benennung übel berüchtigter Weibsperſonen gebraucht.)
machidi — würde dich machen
moan — meinen, glauben
Meikur — Maikur
Mo — Man
Marſch macha — auszanken,
moant — meint

N.

Nu — noch
nöd — nicht
nix — nichts
Neis — Neues
Nocht — Nacht
neinteifld — hineinteufelt
nieadarn — jeden
noch — nach
nacha — hernach

O.

oan — einen
ös — Ihr
ongſtrichna — angeſtrichenen
oitn — alten
ollawei — immer
owa — aber
olli — alle
oda — oder
onfanga — anfangen

olſamoi — allemal, immer
oani — eine
ois — alles
Ordinari — Tagsordnung
onzapft — angezapft
oina — einer
okratzn — fortgehen

P.

pröln — prellen
prechti — prächtig

R.

Radiwei — Rettigweib
Radi — Rettige
rum — herüber
Rua — Ruh
raus — heraus
ren — reden

S.

ſchö — ſchön
ſcho — ſchon
ſunſt — ſonſt
ſchaffas — befehlen Sie
ſeyts — ſeyd ihr
Stiegn — Treppen
Schlogerin — ein leichtes Mädchen
ſi — ſie
ſchlogt — ſchlägt
Schuidnmacha — Schuldenmacher
Span — Späne (Geld)
ſchuidi — ſchuldig
ſoins — ſollen Sie
Schirngfaßl — Schergenfäßl(*)
Schuſta — Schuhmacher
ſchiaklt — ſchielt
ſans — ſind Sie
ſeinige — ſeine (wird häufig ſtatt „ihre" gebraucht)
ſchmatzens — ſchwätzen Sie
ſoiwa — ſelbſt
Spatzenfrack — ſpöttiſche Benennung eines Frackes.
Sepperl — Joſephine (auch Joſeph)
ſich i — ſeh ich
ſoichi — ſolche
Spreitza — Zierbengel
ſog — ſag
ſchaugns — ſehen Sie
ſan — ſind
ſted — ſteht
ſpod — ſpät
ſigs — ſeh es
ſchlog — ſchlag

T.

Teifi — Teufel
trinkat — tränke
Thala — Thaler
Tog — Tag
trinka — trinken

---

*) Schirngfaßl (Schergenfäßl). Man pflegt anzunehmen, daß die „Schergen" auf dem Lande in Wirthshäuſern ein beſſeres Bier bekommen, als andere Gäſte, ſohin aus einem andern Fäßl; daher dieſe Bezeichnung, die ſchon ſehr alt iſt. B.

kraug — tränke
tropfa — tropfen

U.

unda — unter
umbracht — umgebracht
untahoit — unterhalt

V.

Vowoita — Verwalter
voſtoſti — verſtößt dich
vokitſchn — verkaufen
vo — von
votreib — vertreib
vogeßn — vergeſſen
Verlaab — Erlaubniß
voſtandn — verſtanden

W.

wida — wieder
wema — wenn man
wos — was, etwas
wern — werden
wei — weil
werd — wird
woas — weiß
weida — eben
waar — wäre
wöſſ — was Sie
willi — will ich
weila — weil er
weis — weil Sie
Wertl — Wörtchen
woins — wollen Sie
Wirſcht — Würſte
Wurſcht — Wurſt
Woiza — Walzer
weida — weiter
wenns — wenn Ihr

Z.

zamkemma — zuſammenkommen
zorni — zornig
zwoa — zwei
zechamoi — zehnmal
z'ſchmirn — zu ſchmieren
zamramm (a) zuſammenräumen, zur Ordnung bringen
z'miſchn — zu miſchen
ziagſt — ziehſt (entfernſt)
z'ſogn — zu ſagen
zoins — zahlen Sie
zerſcht — zuerſt
zoid — bezahlt
zamma — zuſammen
Zwuiſa — Zwölfer (Zwölfkreuzerſtück.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München